Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Neunter Band.

Konradin bis Mauer.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Neunter Band.

Konradin bis Mauer.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

1874, Nov. 12.
Minot Fund.

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

Konradin, gewöhnlich K. von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäb. Kaiserhauses der Hohenstaufen (s. d.), Sohn Konrad's IV. (s. d.) und Enkel Kaiser Friedrich's II., geb. 1252, war erst zwei Jahre alt, als sein Vater starb. Während seiner Minderjährigkeit, wo er am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, erzogen wurde, hatte Manfred (s. d.) auf das falsche Gerücht von seines Neffen Tode sich die Krone von Sicilien aufgesetzt, erklärte sich aber bereit, dieselbe auf K. zu vererben. Papst Clemens IV. aber, voll Haß gegen das hohenstaufische Geschlecht, vergab das Königreich Sicilien an Karl von Anjou, der nach Manfred's Niederlage und Tod 1266 sich in den wirklichen Besitz desselben setzte. Sehr bald aber wurden die Italiener der drückenden Gewaltherrschaft der Franzosen überdrüßig und luden den rechtmäßigen Erben K., gewöhnlich Conradino genannt, durch Gesandte ein, sein väterliches Reich in Italien in Besitz zu nehmen. Muthig und voll edler Begeisterung zog dieser, begleitet von seinem Jugendfreunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, mit einem Heere von 10000 Mann im Herbste 1267 über die Alpen. Trotz des vom Papste gegen ihn geschleuderten Bannfluchs gewann er allenthalben zahlreiche Anhänger, und obschon sein Stiefvater, der Graf Meinhard von Tirol, und sein Oheim, der Herzog Ludwig von Baiern, mit ihren Scharen zu Verona ihn verließen und zurückkehrten, so gingen doch seine ersten Unternehmungen glücklich von statten. Die oberital. Städte und Karl's ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, traten auf seine Seite, Rom nahm ihn freudig auf, und eine zu seinen Gunsten in Sicilien entstandene Empörung verbreitete sich immer weiter; auch die Schlacht gegen die Franzosen bei Ponte-di-Valle wurde gewonnen. Doch in der Hauptschlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, 23. Aug. 1268, ward K. durch eine Kriegslist des in Karl's Heere kämpfenden Kreuzfahrers Erard von Valery, trotz der Tapferkeit seiner Truppen, geschlagen und auf der Flucht durch Frangipani's Verrath gefangen genommen. Mit Bewilligung des Papstes ließ der gefühllose Karl 29. Oct. 1268 K. nebst dessen Freunde Friedrich auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten. K. starb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Gegen das Volk gewendet, dessen rechtmäßiger König er war, warf er seinen Handschuh als ein racheheischendes Unterpfand unter dasselbe, um ihn dem Könige Peter von Aragonien, dem Erben seiner Ansprüche auf Apulien und Sicilien, zu überbringen. Der Ritter Truchseß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte nicht ohne viele Mühe den letzten Wunsch seines Herrn. Peter aber kam wirklich 1282, als die sog. Sicilische Vesper (s. d.) der franz. Gewaltherrschaft ein Ende gemacht hatte, in den Besitz von Sicilien. Die Liebe zur Poesie und deutschen Sprache hatte K. von seinem Großvater geerbt. Wir besitzen muthmaßlich von ihm noch ein deutsches Minnelied, das unter dem Namen «König Konrad's des Jungen» das zweite in der Manesse'schen Sammlung ist. K.'s tragisches Schicksal ist von mehrern dramatischen Dichtern bearbeitet worden, wie z. B. von Raupach und Köster. Im Auftrage des Königs Maximilian von Baiern ward durch Schöpf aus München nach Thorwaldsen's Modell die Marmorstatue K.'s ausgeführt, die in der Kirche Sta.-Maria del Carmine, wo K.'s Gebeine liegen, 1847 aufgestellt worden ist.

Konstantin (Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), der Große genannt, röm. Kaiser, 306—337, geb. 28. Febr. 274 zu Naissus in Mösien, war der Sohn des Konstantius Chlorus und der Helena (s. d.). Er wurde kriegerisch erzogen und diente unter Diocletian 296 gegen Achilleus in Aegypten, dann unter Galerius, der mit K.'s Vater 292 zur Cäsarwürde erhoben worden, im Persischen Kriege. Durch Diocletian's und Maximian's Abdankung 305 wurden die beiden Cäsaren Augusti. K., der sich von Galerius bedroht glaubte, floh zu seinem Vater nach Britannien, und von diesem zum Nachfolger ernannt, wurde er nach dessen Tode 306 auch von den Soldaten als Augustus ausgerufen. Von Galerius zwar nur als Cäsar

anerkannt, nahm er nun das Gebiet seines Vaters in Besitz, Britannien, Hispanien und Gallien, aus dessen nördl. Theil er die Franken vertrieb. In Rom hatte sich 306 Maxentius, Maximian's Sohn, zum Augustus aufgeworfen; Severus, dem Galerius diese Würde gegeben, war gegen Maxentius 307 gefallen. Maximian, der selbst wieder nach der Herrschaft begehrte, wurde von Maxentius vertrieben und floh zu K., dem er seine Tochter Fausta verheirathet hatte, mußte aber, da er gegen K. selbst Verrath übte, dafür 310 mit dem Leben büßen. Galerius starb 311, und nun richtete K. seine Waffen gegen Maxentius. Er ging über die Cottischen Alpen und schlug die Feldherren des Gegners in Oberitalien, diesen selbst vor Rom 27. Oct. 312. Maxentius ertrank auf der Flucht in der Tiber, und K. wurde nun vom röm. Senat als erster Augustus anerkannt. Auf diesem Zuge war es, wo dem K., wie er selbst eidlich versicherte, ein flammendes Kreuz unter der Sonne mit der Unterschrift, die ihm unter diesem Feldzeichen den Sieg verhieß (ἐν τούτῳ νίκα; in hoc signo vinces; I. H. S.), erschien. Seitdem ließ er die Kriegsfahne, Labarum, ebenso wie die Schilde der Soldaten nur mit dem Kreuze bezeichnen. Mit Licinius, den Galerius nach des Severus Tode zum Augustus gemacht hatte, verband sich K. zu Mailand und gab ihm seine Schwester Konstantia zur Frau. Als aber jener nach der Besiegung und dem Tode des Maximinus Daza, der, seit 305 Cäsar, 307 im Orient die Augustuswürde angenommen hatte, allein noch neben K. als Augustus übrig war, kam es 314 zwischen beiden zum Kriege, der nach K.'s Siegen bei Cibalis an der Sau und bei Adrianopel mit einem Frieden endete, in welchem Licinius die nachmalige Präfectur Illyricum abtrat. Ein neuer Krieg erhob sich erst 323. Licinius wurde zweimal, bei Adrianopel und bei Chalcedon, geschlagen und ergab sich; gegen seine Zusicherung ließ ihn K., der nun die Alleinherrschaft errungen hatte, 324 in Thessalonich tödten. Des Licinius gleichnamiger elfjähriger Sohn theilte 326 des Vaters Schicksal. In demselben Jahre wurde K.'s eigener Sohn Crispus auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter Fausta hin und bald darauf diese selbst auf K.'s Befehl umgebracht. Dem Christenthum hatte K. von Anfang an Schutz gewährt und ihm dann im Verein mit Licinius durch ein zu Mailand 313 erlassenes Edict Duldung durch das ganze Reich zugesichert. An der kirchlichen Gestaltung desselben hatte er 325, da er auf dem Concil zu Nicäa (s. d.) den Vorsitz führte, theilgenommen. Jetzt, wo er von dem Christenthum Entsühnung für die verübten Frevel hoffte, begünstigte er es immer entschiedener gegen das Heidenthum; doch erst in der letztern Zeit seines Lebens begann er das letztere förmlich, wie durch das Verbot der heidnischen Opfer, zu unterdrücken. Die Taufe selbst nahm er erst kurz vor seinem Tode. Doch nicht blos diese Erhebung der christlichen zur Staatsreligion, wozu ihn polit. Rücksichten nicht minder als ein inneres, zuerst wol auf Aberglauben begründetes Bedürfniß bewogen zu haben scheinen, machte K.'s Regierung zu einem Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reichs. Eine neue Zeit hob für dasselbe auch durch die Verlegung des Sitzes der Herrschaft von Rom nach Byzanz an, das, als Residenz 11. Mai 330 eingeweiht, nun den Namen Konstantinopolis trug, sowie durch die Umgestaltung der innern Ordnung des Reichs, die von Diocletian schon vorbereitet, durch K. ausgeführt wurde. Was noch vom altröm. republikanischen Wesen übrig war, verschwand jetzt oder wurde völlig bedeutungslos. Die Staatsform gestaltete sich von der des oriental. Despotismus wenig verschieden, indem der Kaiser unumschränkter Gebieter und sein über das Gesetz erhabener Wille der einzige unabhängige im Staate wurde, obschon man für die Verwaltung den Staatsrath (consistorium principis) regelmäßig zu Rathe zog. Zunächst unter dem Kaiser waren die ersten Hofbeamten (dignitates palatinae) als Minister zugleich die höchsten Beamten des Staats. Unter ihnen, aber wie sie vom Kaiser unter Erlegung von Sporteln ernannt, standen in einer hinsichtlich des Rangs und Dienstverhältnisses durch Titelklassen sorgfältig gegliederten Reihe eine ansehnliche Zahl Behörden (dignitates) und ein Heer diesen untergeordneter Beamten (officia, militiae) und niederer Bediensteten (scholae). Die Militärverwaltung, an deren Spitze magistri, unter diesen comites oder duces standen, wurde scharf von der Civilverwaltung getrennt, für welche das ganze Reich, mit Ausnahme der beiden unter Stadtpräfecten und ihren Senaten stehenden Hauptstädte, in vier Präfecturen getheilt war, die in Diöcesen und Provinzen zerfielen. Die Steuervermehrung durch die Grund- und Kopfsteuer (capitatio), die Indictionen (s. d.) und die Chrysargyrum genannte Gewerbsteuer brachte über das Volk einen Druck, unter dem namentlich die Städte fast verkamen. Gegen die Gothen kämpfte K. 332 glücklich. Große Scharen von Sarmaten, die von ihren ehemaligen, gegen die Gothen von ihnen bewaffneten Sklaven vertrieben wurden, siedelte er 334 in Thrazien und Macedonien, ja selbst in Italien und am Hundsrück an. Nachdem er 335 das Reich unter seine drei Söhne Konstantinus, Konstantius und Konstans und die seines Bruders, Dalmatius und Annibalianus,

getheilt, rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Perser, welche den seit 292 bestehenden Frieden gebrochen hatten, erkrankte aber vor der Ausführung desselben und starb zu Nikomedia 22. Mai 337. Von den Heiden wurde er unter die Götter versetzt, von den Christen als Heiliger verehrt. Seine drei Söhne folgten ihm als Augusti, nachdem sie ihre Verwandten bis auf Gallus und Julianus (s. d.) umgebracht. Durch Tiefe und Schärfe zeichnen sich die Untersuchungen Gibbon's über K.'s Wirksamkeit, seinen Charakter und seine Politik aus. Vgl. Manso, «Leben K.'s des Großen» (Bresl. 1817); Keim, «Der Uebertritt K.'s zum Christenthum» (Zür. 1862); Burckhardt, «Die Zeit K.'s des Großen» (Bas. 1853).

Konstantin (Name mehrerer griech. Kaiser), s. Byzantinisches Reich.

Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, geb. 8. Mai 1779, war der zweite Sohn Kaiser Paul's I. Seine Erziehung erhielt er zugleich mit seinem Bruder Alexander, dem er sich stets sehr ergeben zeigte, obgleich er in seinem Charakter ganz von ihm abwich. Unter Suworow diente er 1799 in Italien mit solcher Auszeichnung, daß ihm sein Vater den Titel Cäsarewitsch ertheilte. Großen Muth bewies er auch 1805 in der Schlacht bei Austerlitz, wo ihn sein Feuer zu unvorsichtigem Vorrücken verleitete. In den J. 1812—14 begleitete er ununterbrochen den Kaiser Alexander auf dessen Heereszügen und erschien dann auch beim Congreß zu Wien. Nach der Wiederherstellung des Königreichs Polen ward er Generalissimus der poln. Truppen, nahm seine Residenz zu Warschau und ließ sich auch zum Deputirten auf dem Reichstage wählen. Durch kaiserl. Ukas und Beschluß des heil. Synod 1. April 1820 von seiner Gemahlin Juliane, Prinzessin von Sachsen-Koburg (gest. 15. Aug. 1860), geschieden, vermählte er sich 24. Mai 1820 mit der poln. Gräfin Johanna Antonowna Grudzynska (geb. 29. Sept. 1799), die später vom Kaiser nach den in der Wojwodschaft Masovien gelegenen und dem Großfürsten geschenkten Gütern zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Noch bei Lebzeiten Alexander's hatte er in einer geheimen Acte vom 26. Jan. 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet. Nach dem Tode desselben wurde er zwar in seiner Abwesenheit 9. Dec. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber bei seiner Entsagung verharrte, so ging die Thronfolge auf seinen jüngern Bruder Nikolaus über, während K. seine Stellung als Vicekönig in Polen beibehielt. Seine militärische Strenge war indeß wenig geeignet, ihm und der russ. Herrschaft die Neigung der Polen zuzuwenden. Besonders fühlten sich die Offiziere der poln. Armee, obwol er diese in einen trefflichen Zustand versetzt hatte, durch harte Maßregeln gegen einzelne verletzt, und die franz. Julirevolution brachte den langgenährten Haß zum Ausbruch. Am 29. Nov. 1830 drangen 20 bewaffnete Cadetten aus der Kriegsschule in das von K. bewohnte Belvedere; doch rettete sich dieser durch die Flucht in die Mitte seiner Garden. (S. Polen.) Nachdem die Insurrection 30. Nov. gesiegt, unterhandelte der poln. Administrationsrath mit K., der ungehindert mit den russ. Truppen über Pulawy nach der Grenze zog. Als hierauf Diebitsch mit einem russ. Heere vorrückte, übernahm K. den Befehl über die Reservearmee, begab sich aber später nach Witebsk, wo er 27. Juni 1831 an der Cholera starb. Seine edle Gemahlin, die Fürstin von Lowicz, endete ihr Leben 29. Nov. desselben Jahres in dem Palaste zu Zarskoje-Selo.

Konstantin Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland, der zweite Sohn Nikolaus' I. und Bruder Alexander's II., geb. 21. Sept. 1827, wurde schon in der Wiege zum Generaladmiral von Rußland bestimmt und erhielt den Weltumsegler Lütke (s. d.) zum Erzieher, der ihm eine entschiedene Neigung für seinen künftigen Beruf einzuflößen wußte. Auf der von Lütke geführten Escadre machte er 1846 seine erste Seereise nach dem Mittelländischen Meer und der Levante und kehrte über Frankreich und Deutschland zurück, wo er sich mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg verlobte. In dem ungar. Feldzug 1849, dem er im Gefolge des Fürsten Paskewitsch beiwohnte, zeigte er viel persönliche Tapferkeit. Während des Orientkriegs befehligte er die Flotte in Kronstadt und überzeugte sich dabei von der Nothwendigkeit, das russ. Seewesen einer vollständigen Reorganisirung zu unterwerfen, wozu er nach hergestelltem Frieden mit der ihm eigenen Energie schritt. 1857 unternahm er eine Reise nach Frankreich und England und hatte in Paris eine Zusammenkunft mit Napoleon III. Die Reformplane seines Bruders unterstützte er nach Kräften und versammelte um sich eine Schar von aufgeklärten und gebildeten Männern, welche liberale Principien in Rußland zur Geltung zu bringen trachteten und nach ihm Konstantinowzy genannt wurden. Als Mitglied des zur Aufhebung der Leibeigenschaft eingesetzten Comité sprach er seine den Adelsvorrechten feindlichen Ansichten mit solcher Entschiedenheit aus, daß ihn der Kaiser, um weitern Zerwürfnissen zuvorzukommen, zu einer neuen Reise bewog, die er Ende 1858 mit einem Geschwader von Schraubenschiffen antrat und bis Konstantinopel aus-

dehnte. Als nach seiner Rückkehr die Unruhen in Polen ausbrachen, erklärte er sich für eine diesem Lande gegenüber zu befolgende versöhnliche Politik und wurde, nachdem die erste Bewegung durch Suchozanet und Lüders unterdrückt worden, im Juni 1862 als Statthalter und Oberbefehlshaber nach Polen geschickt. Schon bei seiner Ankunft in Warschau fand (3. Juli) ein Attentat gegen ihn statt, wobei er jedoch unverletzt blieb. Vergeblich suchte er die Polen durch eine mildere Verwaltung und theilweise Gewährung der von ihnen verlangten Autonomie zu gewinnen, und die auf den Rath Wielopolski's angeordnete Conscription rief endlich im Jan. 1863 einen blutigen Aufstand hervor. Mit den rücksichtslosen Maßregeln nicht einverstanden, welche die russ. Behörden zur Dämpfung desselben trafen, legte K. im Oct. 1863 sein Statthalteramt nieder und begab sich erst nach der Krim, dann nach Deutschland. Erst gegen Ende 1864 kehrte er nach Petersburg zurück und wurde 13. Jan. 1865 zum Präsidenten des Reichsraths ernannt. Aus seiner 11. Sept. 1848 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin von Altenburg, jetzt Großfürstin Alexandra Jossiphowna, geb. 20. Juli 1830, stammen vier Söhne: Nikolaus, geb. 14. Febr. 1850, Konstantin, geb. 22. Aug. 1858, Demetrius, geb. 13. Juni 1860, und Wjatscheslaw, geb. 13. Juli 1862, und zwei Töchter: Olga, geb. 3. Sept. 1851, und Wera, geb. 16. Febr. 1854.

Konstantine, die Hauptstadt der gleichnamigen östlichsten Provinz der franz. Colonie Algerien (s. d.), auf einem auf drei Seiten senkrecht abgeschnittenen und vom Rummel umflossenen Kalkplateau gelegen, das nur auf der vierten, südwestl. Seite durch eine Art Erddamm mit den die Stadt umgebenden Bergen verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Departementsbehörden, der 2. Militärdivision, eines Bischofs, eines Civil- und eines Handelsgerichts, einer Ackerbau- und einer Handelskammer und hat zahlreiche Moscheen, eine kath. Kirche (ehemals Moschee), einen prot. Tempel, eine Synagoge. Auch bestehen hier ein Collége, eine Schule für Eingeborene, mehrere andere Schulen, einige Wohlthätigkeitsanstalten, ein Hospital, ein Alterthumsmuseum, eine archäologische Gesellschaft, ein Theater, eine Departementsbaumschule und mehrere Kasernen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 40000, darunter etwa 7000 Europäer. Industrie und Handel des Orts sind gegen frühere Zeiten sehr gesunken. Doch herrscht noch immer viel Gewerbthätigkeit, besonders in Lederbearbeitung und Färberei. Auch unterhält man Brauereien und Destillationen und treibt einen wichtigen Handel mit Getreide, Mehl, Wolle, Seide, Leder, Früchten und Wein. Bedeutend ist der Transit nach Biskra und den Oasen der algerischen Sahara. K. hat, nach Art der übrigen Städte der Berberei, unansehnliche Häuser und enge, schmuzige Gassen; doch sind in neuester Zeit mehrere Straßen erweitert und mit europ. Häusern besetzt worden. Keine der Moscheen ist von Bedeutung; nur der Palast des ehemaligen Bei zeichnet sich durch seine zierliche maurische Architektur aus. Die Citadelle oder Kasbah, welche durch ihre hohe Lage die Stadt beherrscht, ist nur durch eine Menge in sie vermauerter Trümmer antiker Gebäude sowie durch ausgedehnte Cisternen von vortrefflicher Ausführung bemerkenswerth. In und um K. finden sich viele Ueberreste röm. Bauwerke. Früher stand die Südostseite der Stadt mittels einer prachtvollen, in drei Etagen über eine tiefe Schlucht führenden (dreifachen) Brücke mit der gegenüberliegenden Anhöhe Mansurah in Verbindung, deren Quellwasser nach dem brunnenlosen K. durch einen Aquäduct hinübergeleitet wurde. Auf der untersten Brücke, einem die Schlucht überwölbenden natürlichen Felsbogen von riesiger Dimension, ruhte die mittlere von zwei Bogen, von Kaiser Antoninus Pius 161 erbaut und später restaurirt, auf dieser die oberste Brücke von vier kolossalen Bogen, ursprünglich ebenfalls ein Römerbau, aber 1790 vom türk. Gouverneur Salah-Bei neu aufgeführt. Am 9. Juni 1857 stürzte der Prachtbau, mit Ausnahme des untersten Bogens, ein und wurde von den Franzosen durch ein eigenes Machwerk ersetzt. K. war schon im Alterthume infolge seiner fast uneinnehmbaren Lage eine bedeutende Stadt Numidiens (punisch Carta oder Kirtha, römisch Cirta genannt) und eine Zeit lang Königsresidenz und als solche besonders unter Micipsa blühend. Unter den Römern begann sie zu sinken. Julius Cäsar gab einen Theil ihres Gebiets seinem Parteigänger Sittius, der daselbst eine röm. Colonie gründete; daher Cirta unter ihm den Beinamen Colonia Sittianorum erhielt. Im Kriege des Maxentius gegen Alexander wurde die Stadt 311 zerstört, jedoch schon unter Konstantin d. Gr. wiederhergestellt und stark befestigt, daher auch Constantina genannt. Den Stürmen des Mittelalters widerstand sie. Selbst die Vandalen vermochten sie nicht zu erobern. Auch bei der Eroberung durch die Sarazenen scheint sie nicht viel gelitten zu haben; denn noch im 12. Jahrh. wird sie als eine der blühendsten, reichsten und festesten Städte geschildert, in welcher die Kaufleute von Pisa, Genua und Venedig ihre Handelscomptoire hatten. Im spätern Mittelalter und in neuerer Zeit theilte sie die Schicksale von Algerien. Sie war Sitz eigener Beis, die in ziemlicher Unabhängigkeit von den Deis

von Algier walteten und deren letzter, Achmed, sich auch nach dem Falle Algiers bis 13. Oct. 1837 gegen die Franzosen hielt, wo K. von letztern unter Marschall Valée erobert wurde. — Die **Provinz** K. umfaßt 5050 Q.-M., wovon 750 auf das Tell, 930 auf die Steppe und 3370 auf die Sahara kommen, und zählt gegen $1\frac{1}{2}$ Mill. E., meist Kabylen (s. d.) und Araber.

Konstantinopel, von den Türken **Stambul** (**Istambul**), von den Walachen und Slawen des türk. Reichs **Carogrod**, d. i. Kaiserburg, genannt, führte in den ältesten Zeiten den Namen Byzanz (s. d.) und wurde nach Eusebius Pamphili durch Byzas, König von Megara, um 658 v. Chr. gegründet. Die Stadt, welche sich blos auf den Hügel der heutigen Serailspitze beschränkte, blieb, durch vielfache Kriege und wilde Nomadenhorden heimgesucht, lange unbedeutend, bis Kaiser Konstantin d. Gr. sie 330 n. Chr. zur Hauptstadt des Römischen Reichs machte und sie nach sich Konstantinopolis oder auch Nova Roma benannte. Sie blieb seitdem die glanz- und kunsterfüllte Haupt- und Residenzstadt des röm., später des oström. Kaiserthums, dessen Schicksale sie bis zu dessen Untergange 1453 theilte, und wurde dann, nachdem sie im Laufe der Zeiten 29 mal belagert und 8 mal erobert worden, Haupt- und Residenzstadt der türk. Sultane, die an die Stelle der oström. Kaiser traten. (S. **Osmanisches Reich**.) K. liegt unter 41° nördl. Br. und 47° östl. L. auf einer am südwestl. Ausgange des Thrazischen Bosporus (s. d.) befindlichen dreieckigen Landzunge, die durch einen von dieser Meerenge aus sich fast 1 M. lang in das Land hinein erstreckenden Meeresarm, das sog. **Goldene Horn** (den geräumigen und sichern Hafen K.s), und das Meer von Marmara (jener im N., dieses im S. der Stadt) gebildet wird. K. hängt sonach auf der Westseite, der Basis des gedachten Dreiecks ($\frac{3}{4}$ M. lang), mit dem festen Lande Thraziens zusammen und erstreckt sich zwischen beiden genannten Gewässern nach O. hin bis zu dem Punkte, wo das Goldene Horn, der Bosporus und das Meer von Marmara zusammenstoßen und die dreieckige Landzunge in einer abgestumpften Ecke (der Serailspitze) endigt. Dies ist das eigentliche K., das bei einem Umfange von fast $2\frac{1}{2}$ M. von einer durch die Türken theilweise restaurirten und an der Landseite dreifachen Festungsmauer umgeben wird, die noch aus der byzant. Zeit herrührt, und durch welche im ganzen 26 Thore führen. Merkwürdig unter diesen ist das Top-Kapussi, einst das Thor des heil. Romanus, durch das 1453 die stürmenden Türken eindrangen, und bei dem der letzte Paläologe kämpfend fiel. Im weitern Sinne begreift man unter dem Namen K. auch die Vorstädte, welche am Hafen und dem Bosporus entlang liegen, und die auf der asiat. Seite des Bosporus sich ausbreitenden Städte Skutari und Kadiköi nebst den sich nordwärts anreihenden Dörfern. Am berühmtesten unter allen diesen Ortschaften sind Galata, Pera und Top-Chaneh (Top-Hane), die nördlich der eigentlichen Stadt gegenüber auf dem Dreieck belegen sind, das durch das Goldene Horn und den Bosporus umspült wird. Das eigentliche K. (mit den nördlich vom Goldenen Horn liegenden Vorstädten) ist vermöge der hügeligen Configuration des Bodens terrassenförmig gebaut und gewährt deshalb, besonders nach der Seite des Goldenen Horns zu, mit seinen vielen Gärten, Cypressen, Moscheen, Minarets und Thürmen einen prächtigen, malerischen Anblick. Ueberhaupt können mit dem Panorama K.s nur wenige Städte der Erde wetteifern. Desto abschreckender dagegen zeigte sich bisher das Innere der großen Stadt. Neben den winkeligen und schmuzigen Gassen mit ihren elenden Häusern aus Lehm und Holz gab es nur wenige reinlichere und stellenweise breitere Straßen. Erst seit den großen Feuersbrünsten vom 6. und 7. Sept. 1865 und 3. Mai 1866 ist das alte K. in eine Epoche der Umgestaltung eingetreten, indem man die Anlage gerader und breiter Straßen in Angriff genommen und nur die Aufführung steinerner Häuser in europ. Stile gestattet hat. Zu den merkwürdigsten Gebäuden und Monumenten des von Griechen, Türken und Armeniern bewohnten eigentlichen K. gehören: das alte und neue Serail (s. d.) und die ehemalige Sophienkirche (s. d.), jetzt eine Moschee; dann die Moscheen Soliman's, Achmed's, Mehemed's, Mahmud's, Selim's, Bajasid's, Osman's und die Kleine Sophienkirche. Ferner die beiden Obelisken des alten Hippodroms (türk. Atmeidan), des größten der wenigen öffentlichen Plätze K.s; das Schloß der Sieben Thürme, auf der südwestl. Ecke der Stadt, in das sonst die Gesandten der Mächte, mit denen die Pforte in Krieg gerieth, gesperrt wurden, um sie vor der Volkswuth zu schützen. Ferner die zwei noch heute ihrem Zwecke dienenden, von den Kaisern Valens und Justinian erbauten Wasserleitungen, mehrere große Cisternen, von denen die Cisterna Basilica mit 336 Granitsäulen und die des Philoxenus mit 224 Marmorsäulen noch gut erhalten sind; endlich die Reste des byzant. Kaiserpalastes Magnaura. Von den zahlreichen Säulen des alten K. sind noch erhalten: die des Konstantin, gewöhnlich die verbrannte genannt, die des Theodosius im Serailgarten und die des Marcian mit einer Inschrift.

Größere Fortschritte hat die Modernisirung bereits in den Theilen des Stadtcomplexes

gemacht, welche jenseit des Goldenen Horns und auf der europ. Seite des Bosporus liegen. So ist Pera gegenwärtig eine wesentlich europ. Stadt mit meist aus Stein aufgeführten Häusern und zum Theil gutgepflasterten und durch Gas erleuchteten Straßen, darunter die große, gegenwärtig 1500 Schritt lange und sich mehr und mehr ausbreitende Perastraße. An ihr liegen eine Menge Gesandtschaftshotels, von denen das englische, russische und französische am ansehnlichsten sind. Das geschmackvollste neuere Bauwerk ist die 1862 vollendete Kaserne des Galata-Serais. Die Vorstadt Galata, schon von den Genuesen zur byzant. Zeit begründet, ist auf dem steilen Abhange des Hügels erbaut, auf dem auch Pera liegt, und füllt den Raum zwischen dem letztern und dem Hafen aus. Galata ist der eigentliche Mittelpunkt des Großhandels von K. und zählte schon von alters her viele aus Stein erbaute Khans und Häuser. Die alten Mauern, von denen es noch vor kurzem umschlossen war, wurden neuerdings zum Theil niedergebrochen. Man hat parallel dem Ufer eine ziemlich breite Straße angelegt, desgleichen eine andere zur Vermittelung des Verkehrs mit der Schiffbrücke, die Galata mit K. verbindet. In der Nähe dieser Brücke liegt der Haviar-Khan oder die Fondsbörse. Am Eingange des Hafens, unmittelbar der Serailspitze gegenüber, liegt die Vorstadt Top-Chaneh (Tophane), deren hölzerne Häuser sich amphitheatralisch auf der nach dem Ufer steil abfallenden Landspitze zwischen dem Bosporus und dem Goldenen Horn erheben. Eine enge, von der Höhe nach dem Meere herablaufende Gasse theilt das Ganze in zwei ungleiche Hälften. In der Nähe des Meeres hat man die Vorstadt neuerdings im unmittelbaren Anschlusse an die Gebäude des Artillerie-Arsenals (Top-Chaneh) im großartigsten Stile erweitert. Der 1866 noch unvollendete Neubau des Arsenals gewährt einen imposanten Anblick. Mitten unter diesen Werken der Neuzeit ragt die ehrwürdige Nusvetie-Moschee mit ihren beiden himmelanstrebenden Minarets empor. Man hegte 1866 die Absicht, Top-Chaneh ebenfalls durch eine Hafenbrücke (Schiffbrücke) mit dem sich unmittelbar an die Mauern des Serails anlehnenden Stadtviertel des eigentlichen K. zu verbinden.

Nördlich von Top-Chaneh den Bosporus entlang liegen die Vorstädte Findikly und Kabatasch. Letztere, ebenfalls vom Meere aus amphitheatralisch aufsteigend, enthält viele große und stattliche, meist in Holz erbaute Konars oder Herrenhäuser mit der herrlichsten Aussicht auf die Meerenge, das asiat. Gegenufer und das Marmara-Meer. Unmittelbar an Kabatasch reiht sich das Palais von Dolma-bagdsche, neuerdings auch Serail von Beschiktasch genannt, das 1857 vom Sultan Abdul-Medschid bezogen wurde. Dieses Palais, gegenwärtig wol der stattlichste aller Fürstensitze im Orient, im arab. Stile erbaut, besteht aus vielen einzelnen Gebäuden und wendet dem Meere eine Façade von über 1000 Schritt zu. Es ist nicht blos die Residenz des regierenden Sultans, sondern zugleich auch der Wohnsitz der ganzen kaiserl. Familie. An das Palais von Dolma-bagdsche schließen sich nördlich die Quartiere Jeni-Mahalle und Beschiktasch an. Ersteres Quartier ist neu; an der Stelle des letztern soll das alte Jasonium gelegen haben. Unmittelbar auf Beschiktasch folgt das neuerdings abgebrochene und aus Stein neu aufzuführende Serail von Tschiraghan mit seinem ausgedehnten und im europ. Stile angelegten Park. Von hier an erstreckt sich auf der europ. Seite des Bosporus die Reihe der Anbauten noch mehrere Meilen weiter, wenn auch nicht so dicht, bis Bujukdere und darüber hinaus. Es folgen nacheinander die Ortschaften Orta-Koi, Arnaut-Koi, Kuru-Tschesme, Bebek, Rumili-Hissar, Emirghian, Jeni-Koi, Therapia, Bujukdere und Sarijer. In Therapia und Bujukdere hat die europ. Diplomatie ihre Sommersitze, die aus einfachen, meist im türk. Stil leicht aus Holz erbauten Landhäusern bestehen, welche ihre Fronten dem Meere zukehren, während sich ihnen rückwärts ausgedehnte und europäisch eingerichtete Parks (darunter besonders der russische und der französische ausgezeichnet) anschließen. Gegenwärtig hat sich an der Landstraße, die den Verkehr zwischen Pera und Bujukdere vermittelt, eine neue Vorstadt Namens Feriköi gebildet, welche, von Pera aus bereits $^3/_4$ St. weit vorgeschoben, die Richtung andeutet, nach welcher sich in nächster Zeit die Frankenstadt (Pera) erweitern wird.

Die Vorstädte K.s, die sich um die innere Hafenbucht ausdehnen, haben ihren türk. Charakter viel treuer bewahrt. Diese sind, rechts von Galata beginnend, Kassim-Pascha, Piri-Pascha, Hasköi und Kumbar-Chaneh mit Chalydsch-Oghlu. Auf der Seite der innern Hafenbucht, wo sich das eigentliche K. oder Stambul ausbreitet, liegt Ejub, die vorzugsweise türk. Vorstadt, eine Stadt der Gräber, wo viele Sultane, mohammed. Heilige und Angehörige der vornehmsten Familien begraben liegen. In einer besonders verehrten Moschee findet hier beim Regierungsantritte des Sultans die Ceremonie der Umgürtung desselben mit dem Schwerte des Osman statt. Auf den hohen Bäumen der Straßen und der Begräbnißplätze nisten zahllose Störche, die für unantastbar gelten. In Hasköi (Chasköi) sowie auch in Ortaköi wohnen

vorzugsweise Juden. Zwischen Hasköi und Kassim-Pascha dehnt sich in langer Fronte längs der Hafenbucht das Marinearsenal (Ter-Chaneh), der Mittelpunkt der türk. Marine, aus, doch wird dasselbe durch die Anlage eines großen Trockendocks eine Verkürzung erhalten. Skutari auf dem asiat. Ufer ist der Mittelpunkt einer Gruppe von Vorstädten, Ausbauten und Dörfern, die sich parallel mit denen des europ. Ufers, aber weniger massenhaft und von weitern Zwischenräumen unterbrochen, bis gegenüber Bujukdere hinziehen. Die europ. Cultur hat auf dieser Seite der Meerenge erst wenig Gebiet erobert. Nur zu Kadiköi, dem alten Chalcedon, finden sich viele geschmackvolle Häuser und Villen. Bei Skutari liegt der größte mohammed. Begräbnißplatz der türk. Hauptstadt, welcher einen berühmten Cypressenhain bildet.

K. zählt sammt den Vorstädten gegen 90000 Häuser und 1 Mill. E. (die eigentliche Stadt ½ Mill.). Darunter befinden sich etwa 300000 Türken und Tataren, 150—200000 Griechen, 230000 Armenier, 55—60000 Juden. An 25000 Personen leben unter dem Schutze der fremden Gesandtschaften. Die Zahl der Moscheen mag sich auf mehr als 300 belaufen, darunter 13 kaiserliche. Die Griechen besitzen an 30 Kirchen unter einem Patriarchen und 12 Synodalbischöfen. Ebenso zahlreich sind die Kirchen der Armenier, die ebenfalls einen Patriarchen zu K. haben. Die Katholiken stehen unter einem Bischofe und haben 9 Kirchen und 6 Klöster. Auch die verschiedenen prot. Confessionen haben sich eigene Kirchen errichtet. Von Unterrichtsanstalten bestehen zu K. 300 Medresses, meist mit den Moscheen in Verbindung und zur Bildung der Ulema dienend, und etwa 400 Mekteb oder Elementarschulen. Hierzu kommen an höhern Unterrichtsanstalten: die Kriegsschule, mit welcher 1865 die Militär-Vorbereitungsschule in einem neuen Gebäude vereinigt wurde; die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule (zu Kumbar-Chaneh), die Marineschule auf der Insel Chalki, eine medicin. Schule (das sog. Galata-Serai) u. s. w. In dem zu einer türk. Universität bestimmten Gebäude, das im Innern nie ganz ausgebaut worden, führt die türk. Akademie der Wissenschaften ihr Scheinleben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich zahlreiche Armenküchen (Imarets). Man zählt ferner zu K. gegen 3000 öffentliche Bäder, eine Menge Bazars, Khans und Waarenniederlagen, Hospitäler und Kaffeehäuser zu Tausenden. Noch immer ist der Gewerbfleiß von einer gewissen Bedeutung. Unter den Erzeugnissen sind besonders Lederwaaren, Teppiche, Stickereien in Gold, Silber und Wolle, Waffen, Parfume und Rauchapparate hervorzuheben. Der Handel ist infolge der unvergleichlichen Lage der Stadt und des prachtvollen Hafens trotz der mangelhaften Fürsorge der Regierung in stetem Zunehmen begriffen. Den hauptsächlichsten Antheil daran haben die Griechen und Armenier; dann folgen die Italiener, Oesterreicher, Engländer, Franzosen, Deutschen und Russen. Jährlich laufen im Hafen zu K. 15—16000 Schiffe mit über 3 Mill. Tonnen aus und ein. Vgl. von Hammer, «K. und der Bosporus» (2 Bde., Pesth 1822); Walsh, «K. und seine Umgebungen» (deutsch von Kaiser, Lpz. 1841).

Konstanz, Constanz oder Kostnitz, Kreisstadt im Großherzogthum Baden, liegt am Bodensee (nach der Stadt bisweilen auch Konstanzersee genannt), da wo der Rhein den obern und untern See miteinander verbindet. Die Stadt, ziemlich weitläufig gebaut und mit der jenseit des Rhein gelegenen Vorstadt Petershausen durch eine Brücke verbunden, ist Sitz eines Hofgerichts, hat ein Lyceum und zählt (1864) 8516 E. Unter den fünf Kirchen ist vor allem der Dom hervorzuheben, der 1048 gegründet wurde, in seiner jetzigen Gestalt aber dem 16. Jahrh. angehört. Der goth. Thurm wurde erst 1850—58 aufgeführt. Das Innere enthält mancherlei Kunstwerke und andere Sehenswürdigkeiten. Die Stephanskirche ist ein goth. Bauwerk edeln Stils aus dem 14. Jahrh. Der große Saal des 1388 erbauten Kaufhauses diente während des großen Concils als Cardinalsconclave. Merkwürdige Gebäude sind außerdem das alte Rathhaus und das auf einer Insel im See gelegene Dominicanerkloster, in welchem einst Huß gefangen saß. In neuerer Zeit ist das Kloster zu einer Kattunfabrik eingerichtet worden. Die ziemlich gewerbfleißige Bevölkerung producirt Tuch, Baumwoll- und Leinenzeuge, Uhren u. s. w. Das Aufblühen des Handels und Verkehrs datirt erst aus neuester Zeit seit Einrichtung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und seit Eröffnung der Eisenbahn (1863). K., ein uralter, im 4. Jahrh. gegründeter Ort, war im Mittelalter eine angesehene Reichsstadt, die zur Zeit ihrer Blüte an 40000 E. zählte. Da dieselbe das Interim (s. d.) nicht annahm, ging sie 1548 ihrer Privilegien verlustig, wurde in die Acht erklärt und von Kaiser Karl V. dessen Bruder Ferdinand geschenkt. Sie blieb nun bei dem Hause Oesterreich, bis sie 1805 an Baden gelangte. Das Bisthum K. wurde frühzeitig begründet und hatte zuletzt ein Areal von 22 Q.-M. mit 55000 E. Der Bischof war deutscher Reichsstand und residirte theils im Schlosse zu Petershausen, theils in Mörsburg. 1802 wurde das Bisthum säcularisirt und sein Gebiet an Baden

gegeben. Der gegenwärtige Kreis K. (seit 1863) hat ein Areal von 37,3 (einschließlich einer Strecke vom Bodensee: 40,8) Q.-M. und zählt (1864) 127582 E. — Geschichtlich merkwürdig ist die Stadt K. besonders durch das daselbst 1414—18 gehaltene Kostnitzer Concil. Der Zweck desselben war, dem kirchlichen Schisma ein Ende zu machen und eine Reformation der Kirche an «Haupt und Gliedern» durchzuführen. Von Papst Johann XXIII. (s. d.), der das Schicksal, das seiner wartete, voraussah, nach langem Widerstreben zusammenberufen, trat die auf dem Concil zu Pisa (1409) in Aussicht genommene Kirchenversammlung statt drei, erst fünf Jahre nachher in K. zusammen. Hierzu fanden sich nächst dem Kaiser Sigismund und dem Papst Johann 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester ein. Die zugleich vorhandenen drei Päpste Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII. wurden abgesetzt, dagegen Martin V. (s. d.) als rechtmäßiger Papst gewählt. Das Concil, welches vor der neuen Papstwahl einen förmlichen Proceß gegen den flüchtigen Papst Johann eingeleitet und sich für die oberste richterliche und gesetzgebende Gewalt in der Kirche erklärt hatte, mußte jedoch alle Reformen der Kirchenverfassung vertagen, da der neue Papst die Versammlung aus Furcht, seine Gerechtsame geschmälert zu sehen, wider ihren und des Kaisers Willen wenige Monate nach seiner Wahl auflöste. Die Fortsetzung der Verhandlungen erfolgte erst auf dem Concil zu Basel (s. d.). Wie wenig übrigens diese hocharistokratische Versammlung an eine Besserung der Lehre dachte, zeigt der ebenfalls zu K. und gerade am eifrigsten von den Wortführern der «Reformation» betriebene Ketzerproceß des Joh. Huß (s. d.) und des Hieronymus (s. d.) von Prag, welcher mit der Verurtheilung und Verbrennung der beiden böhm. Reformatoren endete.

Kopais, ein See oder genauer eine theils mit Wasser bedeckte, theils versumpfte Niederung, welche den größten Theil der weiten, kesselförmigen Tiefebene des innern Böotien einnimmt und nach der an der Nordostseite gelegenen alten Stadt Kopä (jetzt Topolia, daher See von Topolia) benannt ist. Das theils von der Westseite her in drei Flüssen (Kephissos, Melas und Probatia), theils von den an den übrigen Seiten die Ebene umschließenden Bergen und Hügeln herab in die Niederung einströmende Wasser nämlich hat gar keinen Abfluß über der Erde, sondern findet nur durch etwa 20 unterirdische natürliche Kanäle, die sich durch das Innere der Berge nach dem Euböischen Meere hinziehen (jetzt Katavothren genannt), einen durchaus nicht ausreichenden Abzug. Der Stand des Wassers ist zu den verschiedenen Zeiten des Jahres sehr verschieden. Am höchsten steht dasselbe in den Wintermonaten, wo die ganze Niederung von einer zusammenhängenden Wasserfläche bedeckt wird. Von Anfang Mai an sinkt es allmählich, sodaß größere Strecken, je nachdem sie früher oder später trocken werden, zu Getreide-, Baumwoll- oder Reisfeldern oder auch zu Weiden benutzt werden können. Mehrere Stellen aber bleiben auch im höchsten Sommer theils mit Wasser, theils mit hohem Schilf bedeckt. Sehr geschätzt waren bei den Alten die Aale des K., die Hauptzierde des athenischen Fischmarkts. Auf das Klima Böotiens übte der See, wie noch jetzt, durch die Ausdünstungen der sumpfigen Stellen einen sehr ungünstigen Einfluß aus. Schon Alexander d. Gr. begann durch Krates aus Chalkis die Trockenlegung der Seeebene, doch wurde dieselbe bald wieder abgebrochen. In jüngster Zeit haben sich eine franz. und eine engl. Gesellschaft für diesen Zweck gebildet, welche ihre Plane 1865 der Regierung vorlegten. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Kopaivabalsam (Balsamum Copaivae), Name eines heilkräftigen Balsams, welcher durch Einschnitte oder Anbohren der Stämme verschiedener Arten der zur Familie der Cäsalpiniaceen und zur 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörigen Gattung Copaifera L. gewonnen wird, deren Arten, Bäume und Sträucher mit paarig gefiederten Blättern, viertheiligen Perigonblüten und gestielten einsamigen, holzig-lederartigen Hülsen, im tropischen Amerika und Westindien wachsen. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: brasilianischen und westindischen K. Ersterer, vorzüglich von C. multijuga Hayne stammend, ist dünnflüssig, ein weißer Sirup, klar, blaßgelblich, leichter als Wasser, von eigenthümlich aromatischem, nicht unangenehmem Geruch und anhaltend bitterm, reizendem Geschmack. Der westindische, in der Hauptsache von C. Jacquini Desf. kommend, ist dickflüssig, goldgelb, etwas trübe, von weniger angenehmem, terpentinartigem Geruch. Der K. wirkt sehr anregend auf alle Schleimhäute, besonders auf diejenigen der Geschlechtsorgane, weshalb derselbe ein wichtiges Heilmittel bei krankhaften Schleimabsonderungen jener Theile geworden ist. Die wirksamen Bestandtheile sind ein eigenthümliches ätherisches Oel und zwei Harze (Alpha- und Betaharz), von denen das erstere saure Eigenschaften besitzt (Kopaivasäure) und in Krystallen gewonnen werden kann.

Kopal ist der Name eines Harzes, welches als Balsam aus der Rinde verschiedener Arten

der in den Tropengegenden wachsenden, zur Familie der Cäsalpiniaceen und zur 10. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Baumgattungen Hymenaea und Trachylobium fließt. Man unterscheidet ostindischen, westindischen, afrikanischen und brasilianischen K. Ersterer, welcher für die beste Sorte gilt, stammt von der auf Madagaskar heimischen Hymenaea verrucosa und von dem an der Ostküste Afrikas wachsenden Trachylobium Petersianum Kl. ab und kommt in flachen, selten tropfenartigen, warzigen Stücken über Kalkutta in den Handel. Die Abkunft des westindischen und afrikanischen K., der aus blaßgelben Stücken besteht, ist nicht genau bekannt; dagegen wird der brasilianische (Jatobaharz) namentlich von Hymenaea Courbasil L. geliefert. Dieser besteht aus großen, rundlichen, außen weißbestäubten Stücken. Der K. ist citrongelb bis farblos, durchscheinend bis wasserhell, ziemlich hart und in der Kälte fast geruch- und geschmacklos. Er löst sich nur zum Theil in Alkohol und Terpentinöl auf, wird aber darin ganz auflöslich, wenn man ihn einige Zeit schmilzt. Aus geschmolzenem K. und Weingeist oder Terpentinöl oder endlich gekochtem Leinöl bereitet man verschiedene blaßgelbe oder fast farblose Firnisse und Lacke, welche vielfache Anwendung finden.

Kopeke, eigentlich Kopéika, heißt eine zuerst um 1538 in Rußland geprägte Münze, die ihren Namen von der Figur des Zaren zu Pferde und mit der Lanze (копье) in der Hand empfing, die gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Zu Anfang gab es nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten; ferner Den'gen oder Deneschken oder halbe K., und Poluschken oder Viertelkopeken, sowie außerdem 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Seit 1655 prägte man K. in Kupfer aus, unter denen die altsibirischen sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlerm Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waaren wegen des guten Kupfers und des vortheilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden. Die Münzordnung vom J. 1811 setzte fest, daß halbe, einfache und Doppelkopeken in Kupfer ausgegeben werden sollten; diese Kupfermünzen repräsentirten das frühere russ. Papiergeld der Bank-Assignationswährung, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 K. oder $3\frac{1}{2}$ Papierrubel = 1 Silberrubel galten. Seit Wiedereinführung der Silbervaluta hat man diese Art der Kupferprägung eingehen lassen und prägt nur Kupfermünzen im Verhältniß von 100 K. = 1 Silberrubel; dieselben enthalten weniger Kupfer als die frühern Kupfergeldsorten. Infolge des Ukas vom 18/30. Oct. 1840 prägte man Stücke zu 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken und zwar aus dem Pud oder 40 russ. Pfd. 16 Silberrubel in Kupfermünzen oder 1600 K.; nach der Verordnung vom 7/19. Febr. 1849 aber werden aus einem Pud Kupfer 32 Silberrubel zu Kupfermünzen von 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken geschlagen. Die vorherigen Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe. Als $\frac{1}{100}$ des Silberrubels hat die jetzige K. einen Geltungswerth von $3\frac{3}{5}$ Pfennigen preußisch.

Kopenhagen, dän. Kjöbenhavn, die Hauptstadt des Königreichs Dänemark, auf der Insel Seeland, am Sunde, der hier 4 M. breit ist, und an einem schmalen Seearme, der die Stadt von der Insel Amager trennt und den schönen, an 5000 Schiffe fassenden, auch zur Station der Kriegsflotte dienenden Hafen bildet. Die Stadt, auf flachem, ebenem Boden gelegen, doch geschützt vor Ueberflutungen, zerfällt in drei Theile: die Altstadt, der westl. Theil, der nach dem Brande von 1795 schöner als zuvor wieder aufgebaut wurde, aber noch krumme und schmale Straßen zeigt; die Neustadt oder Friedrichsstadt im Osten, der schönste Stadttheil; Christianshafen auf der Insel Amager. Außerdem hat K. noch drei bedeutende Vorstädte, Westerbro, Nörrebro und Österbro. Man zählt 4500 Häuser und, mit Einschluß von Friedrichsberg, 182000 E., darunter nur 800 Katholiken, 600 Reformirte, 3000 Juden und 400 Mormonen. Die Stadt ist von Festungswerken, deren Wälle angenehme Spaziergänge bilden, umgeben und hat eine Citadelle (Friedrichshafen). Die Häuser, unter denen viele schöne und ansehnliche, sind meist von Backsteinen erbaut. Unter den Straßen ist die Österstraße die belebteste, die Amalienstraße und die Bredstraße die schönsten. Kongens Nytorv (der Neue Königsmarkt), obgleich unregelmäßig, doch der größte und schönste Platz, liegt im Mittelpunkte der Stadt und ist durch die bleierne Statue Christian's V. geschmückt. Auf dem achteckigen Friedrichsplatz steht die schöne Reiterstatue Friedrich's V. Die Frauenkirche, im Innern durch eine Reihe Bildwerke von Thorwaldsen geschmückt, ist die Metropolitankirche des ganzen Reichs. Die Trinitatiskirche zeichnet sich durch ihren Thurm aus, ebenso die Kirche Unsers Erlösers. Ein hübsches Gebäude ist auch die goth. Kapelle der Katholiken. Das königl. Residenzschloß, die Christiansburg, eins der ansehnlichsten in Europa, in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem Brande von 1794 durch Baudirector Hansen im ital.-franz. Stil aufgeführt, hat an der Contrefaçade am Schloß-

platz eine Länge von 360 F. und ein schönes, von Thorwaldsen mit Statuen und Reliefs geschmücktes Portal. Im Innern des Schlosses ist besonders der Rittersaal mit einem 160 F. langen Relief, dem Ragnarok, von Freund und Bissen, hervorzuheben; Thorwaldsen's berühmtes Basrelief, Alexander's Einzug in Babylon, schmückt einen andern Saal. Die Amalienburg besteht aus vier im franz. Stil der Zeit Ludwig's XV. gehaltenen Palästen, welche zusammen einen achteckigen Platz bilden, von denen der eine die naturwissenschaftlichen, numismatischen und Antiquitätensammlungen des verstorbenen Königs Christian VIII. enthält. Zwei andere Schlösser sind noch die Rosenburg, die mit ihrer halb goth., halb engl.-ital. Architektur 1604 von Inigo Jones erbaut sein soll, histor. Sammlungen enthält und im Schloßgarten (Königsgarten) einen hübschen öffentlichen Spaziergang besitzt, und die Charlottenburg, welche der Akademie der schönen Künste eingeräumt ist. Andere sehenswerthe Gebäude sind das Universitätsgebäude nebst dem neuen Bibliotheksgebäude; die Synagoge; das Raths- und Gerichtshaus nebst dem damit verbundenen Stadtgefängniß, von Hansen erbaut; die Börse aus der Zeit Christian's IV. in nicht ganz reinem goth. Stil; der Nikolai-Wachtthurm, Rest der 1795 abgebrannten Nikolaikirche, seit 1846 durch den Architekten Hagemann mit zum größten Theil gußeisernen geschmackvollen Fleisch- und Gemüsehallen umgeben; das Zeughaus u. s. w.

Als Mittelpunkt des Königreichs haben zu K. alle höhern Regierungsbehörden ihren Sitz, auch befinden sich hier die höchsten Institute für Wissenschaft und Kunst. An der Spitze der Lehranstalten steht die Universität, die von Christian I. 1478 gestiftet wurde; die jetzt geltende Fundation datirt von 1788. Unter den Professoren, welche in neuerer Zeit an ihr lehrten, befinden sich viele Namen, die auch im Auslande eines hohen Ansehens genießen, wie die Theologen Clausen und Martensen, die Juristen Larsen, Kolderup-Rosenvinge und Krieger, die Mediciner Bang, Eschricht, Otto, Stein, der Physiker Örsted, der Naturforscher Steenstrup, die Geschichtsforscher Werlauff, Allen, Schiern, die Philosophen Sibbern und Nielsen, der Botaniker und Geograph Schouw, der Kritiker und Philolog Madvig, der Orientalist Westergaard, der nordische Sprachforscher Petersen, der Literarhistoriker Molbech, der Astronom d'Arrest u. s. w. Zur Universität gehören die chirurg. Akademie, zwei Observatorien, ein Botanischer Garten (in Nyhavn) nebst botan. Forstgarten (zu Charlottenlund). Die Universitätsbibliothek, früher in der Trinitatiskirche, neuerdings in einem neuen, schönen, mit der Universität in Verbindung stehenden Gebäude aufgestellt, zählt 200000 Bände und 4000 Handschriften, darunter eine reiche Sammlung altpers. und ind. Manuscripte sowie die Arne-Magneanische Sammlung altnord. Handschriften (2000). Das neue, großartige naturhistor. Museum steht unter der Leitung Steenstrup's. Mit der Universität in enger Verbindung steht die Polytechnische Lehranstalt, welche 1829 gestiftet wurde und mit Einschluß des Directors 13 Lehrer, zum Theil Professoren an der Universität, zählt. Außerdem sind von höhern Lehranstalten zu nennen: die Veterinärschule, gestiftet 1773 von Abildgaard, 1776 vom Staate übernommen und später mit einer Landwirthschaftlichen Hochschule in einem neuen Gebäude in der Nähe K.s vereinigt; die Militärhochschule, 1830, und die Seecadetten-Akademie, 1781 gegründet; die Metropolitanschule mit 150 Schülern. Die Bildung angehender Künstler und Beförderung des Kunstgeschmacks überhaupt bezweckt die Kunstakademie, welche 1754 begründet und 1814 neu fundirt wurde. Mitglieder derselben waren die berühmten Maler Eckersberg und Marstrand, die Bildhauer Bissen und Jerichau.

Die Stadt K. ist als Centrum der dän., überhaupt der nordischen Wissenschaftlichkeit und Kunst Sitz vieler Gesellschaften und Vereine, die auf jenen Gebieten zum Theil mit großem Erfolge wirken. An der Spitze derselben stehen die dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1742 gegründet, und die Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Letztere wurde 1825 gegründet und hat durch die Bemühungen ihrer gelehrten und thätigen Mitglieder Thomsen, Rafn, Finn-Magnusen, Petersen eine besonders großartige Wirksamkeit entfaltet. Die von ihr veröffentlichten Zeitschriften, wissenschaftlichen und populären Werke sind auch für das Ausland von hohem Interesse. Seit 1827 wirkt ferner ein Kunstverein mit Erfolg. Der Musikverein, dem sich die Musikgesellschaft Euterpe nebst vielen Gesangvereinen anschließen, hat sich viel Verdienst um die musikalische Bildung erworben. Unter den Sammlungen für Wissenschaft steht die königl. Bibliothek, eine der größten Europas, obenan. Dieselbe wurde von Christian III. gegründet, zählt 500000 Bände und umfaßt eine Handschriftensammlung von 20000 Nummern, darunter die Rask'sche Sammlung von Sanskritmanuscripten. Außer der schon erwähnten Universitätsbibliothek ist auch der von den Gebrüdern Classen gestiftete Classen'sche Bibliothek von 30000 Bänden naturhistor.-ökonom., mathem. und physik. Inhalts zu gedenken. In seiner Art einzig ist das Museum der nordischen Alterthümer im sog. Prinzenpalais, welches, 1807 begon-

nen, mit dem 1843 angelegten Cabinet für amerik. Alterthümer verbunden ward. Außerdem sind hervorzuheben: die königl. Münz- und Medaillensammlung im Schlosse Rosenburg; das Museum der Naturwissenschaften; die Naturaliensammlung des Königs Christian VIII. auf der Amalienburg, darunter eine vortreffliche Conchyliensammlung; das bis auf eine Sammlung antiker und moderner Gemmen und Pasten wenig bedeutende Kunstmuseum; das geschmackvoll und lehrreich aufgestellte ethnogr. Museum im Prinzenpalais; die Waffensammlung des Arsenals u. s. w. Die anziehendste aller Sammlungen der dän. Hauptstadt bildet das 1846 eröffnete Thorwaldsen'sche Museum. Das Gebäude dafür wurde seit 1838 in einem halb ägypt., halb griech. Stile nach dem Plane des Architekten Bindesböll erbaut und bildet ein Viereck von 220 F. Länge, 120 F. Breite und 45 F. Höhe. Außer den 648 eigenen Werken Thorwaldsen's umschließt dasselbe auch dessen Sammlungen an Alterthümern und Kunstsachen, die der große Künstler dem Staate vermachte. Außerdem sind von Kunstsammlungen noch beachtenswerth die Gemäldegalerie im Schlosse Christiansburg, welche die niederländ. Schule bedeutend vertritt, auch eine eigene Abtheilung für Gemälde dän. Künstler hat; die Moltke'sche Gemäldesammlung im Thott's Palais, die 156 namentlich der niederländ. und deutschen Schule angehörige Bilder zählt; die königl. Kupferstichsammlung im Prinzenpalais mit 80000 Blättern. Das 1748 aufgeführte, neuerdings theilweise umgebaute königl. Schauspielhaus ist vorzugsweise der nationalen dramatischen Kunst gewidmet. Außer dem Volkstheater im Casino, einem durch die daselbst gehaltenen Volksversammlungen im März 1848 auch politisch bekannt gewordenen Vergnügungsorte, bestehen noch drei andere Bühnen: das Volkstheater in der Norderstraße, das Theater in der Vorstadt Westerbro und das Alhambra-Theater. Ein starkbesuchter Vergnügungsort ist das 1843 eröffnete Tivoli vor dem Westerthore. Unter den Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt sind hervorzuheben: das großartige mit 800 Betten versehene Communhospital, dessen Erbauung der Stadt 1 Mill. Rthlr. kostete; ferner das Friedrichshospital, das allgemeine Hospital, das Gebär- und Findelhaus, das Taubstummen- und das Blindeninstitut sowie das sog. Krankenheim für unbemittelte Kranke der höhern Stände.

Wie überhaupt das Fabrik- und Manufacturwesen in Dänemark auf keiner sehr hohen Stufe steht, so hat insbesondere auch K., trotz des sonst lebhaften Gewerbfleißes, nur einige wenige größere Etablissements aufzuweisen. Dahin gehören die Königliche und die Bing-Gröndahl'sche Porzellanfabrik, mehrere Maschinenfabriken, die Leinwand- und Segeltuchfabrik des Seemilitär-Etats, einzelne Fabriken für Papier, chem. Producte, Uhren und Chronometer, verschiedene Eisen-, Metall- und Bronzegießereien, vier große Bairischbier-Brauereien u. s. w. Von ziemlicher Bedeutung ist der Schiffbau. Dagegen ist K. der Mittelpunkt des gesammten dän. See- und Landhandels, zu dessen Beförderung die Bank, vier Seeassecuranz-Gesellschaften u. s. w. beitragen. Eisenbahnen führen nach Korsör und nach Helsingör, Telegraphenleitungen nach allen Theilen des Königreichs wie nach dem Auslande. Regelmäßige Dampfschiffahrtverbindungen bestehen mit Kiel, Lübeck, Stettin, Norwegen, Schweden, England, Frankreich und Neuyork. Die Stadt selbst besitzt 416 Schiffe von 22300 Commerzlast. Der Gesammtwerth der Einfuhr berechnete sich 1862 auf 25,561031, der der Ausfuhr auf 8,994818 Rthlr., also auf mehr als die Hälfte der Ein- und Ausfuhr des ganzen Staats. Im Hafen klarirten 20818 Schiffe mit 258495 Last. Um die Mitte des 12. Jahrh. war K. noch ein unansehnliches Fischerdorf, in dessen Nähe der Bischof Absalon ein festes Schloß, Axelhuus, erbaute. Absalon vermachte die Burg, Dorf und Umgegend dem Bischofsstuhle von Roeskilde. 1254 erhielt das Dorf, das bei Saxo Grammaticus Urbs Absalonica, dann Portus mercatorum oder Castrum de Hafnia, dann Hafn genannt wird, die ersten städtischen Privilegien. Mitte des 14. Jahrh. wurde es in eine königl. Stadt verwandelt und seit 1443 von Christoph zur königl. Residenz gewählt, was K. auch seitdem geblieben ist. Von den Hanseaten ward K. seit 1428 mehrmals angegriffen, im 17. Jahrh. von den Schweden belagert und bombardirt. Große Brände trafen die Stadt 1728, 1794 und 1795. Am 2. April 1801 fiel auf der Rhede die große Seeschlacht vor, welche die Engländer unter Nelson gegen die Dänen gewannen. 1807 bombardirten die Engländer die Stadt vom 2. bis 5. Sept., wodurch 400 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, in Asche gelegt, an 2000 Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht wurden und gegen 2000 Menschen ihr Leben verloren. Die Umgebungen K.s sind zum Theil sehr schön. In der Nähe befinden sich die königl. Lustschlösser Frederiksberg, Fredensborg, Frederiksborg (bis zum Brande von 1862 die gewöhnliche Sommerresidenz Friedrich's VII.), Jägerpriis und Bernstorff. In letzterm Schlosse pflegt König Christian IX. abwechselnd mit Fredensborg seinen Sommeraufenthalt zu nehmen. Vgl. «K. und seine Umgebungen» (Lpz. 1850).

Kopernicus (eigentlich Koppernigk, Nikolaus), der Begründer der modernen Astronomie, wurde 1473 (nach der gewöhnlichen Annahme 19. Febr. alten Stils) zu Thorn an der Weichsel geboren, woselbst sein Vater, ein Deutscher, aus Krakau gebürtig, sich als Großhändler niedergelassen und mit der Tochter eines angesehenen und wohlhabenden Kaufherrn, des Lukas Watzelrode, verheirathet hatte. Der Vater starb frühzeitig, und die Sorge für die Erziehung der hinterlassenen Kinder übernahm der mütterliche Oheim, Lukas Watzelrode, der 1489 Bischof von Ermeland wurde. Auf der Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog K. 1491 die Universität Krakau, wo die mathem. Wissenschaften in hoher Blüte standen, und widmete sich denselben unter Leitung von Albert Brudzewski vier Jahre lang mit großem Eifer. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat ging K. nach Italien. Hier besuchte er zuerst Bologna, wo Dominicus Maria die Astronomie lehrte. Dann hielt er sich mehrere Jahre in Padua auf, und hier beschäftigten ihn neben der Mathematik und Astronomie auch medic. Studien. 1499 erwarb er sich die medic. Doctorwürde. Inzwischen war er durch Vermittelung seines Oheims Mitglied des frauenburger Domcapitels geworden, und seit 1499 findet man seinen Namen unter den Domherren der ermländischen Kirche verzeichnet. 1500 weilte er in Rom, wo er eine Professur der Mathematik bekleidete, aber schon 1501 war er wieder in Frauenburg, um von seinem Kapitel die Erlaubniß zu einer längern Abwesenheit von der Kathedralkirche einzuholen. Im Laufe des J. 1503 scheint K. nach Frauenburg zurückgekehrt zu sein, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm und theils den Wissenschaften, theils seinen Amtsgeschäften lebte. Als Arzt versagte er niemand seinen Beistand. Als Domherr betheiligte er sich mit praktischer Gewandtheit an der Verwaltung der ausgedehnten Besitzungen des frauenburger Domstifts, wie 1517—19 zu Allenstein. In verwickelten Verhältnissen übertrugen Bischof und Kapitel ihm stets die Leitung ihrer Interessen. So wurde er auch öfters zu den preuß. Landtagen abgeordnet, auf welchen er unter anderm in Sachen des zerrütteten Münzwesens wirkte. Daß er fast sämmtliche Wasserleitungen in Preußen angelegt habe, ist eine später entstandene Sage, die aller histor. Begründung entbehrt. K. starb 1543 (angeblich 11. Juni) und wurde in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt. Als die reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Forschungen ist das berühmte Werk «De orbium coelestium revolutionibus libri VI» (Nürnb. 1543; Basel 1566; Amsterd. 1617; mit poln. Uebersetzung von Baranowski, Warsch. 1854) zu betrachten, welches er bereits 1530 im wesentlichen vollendet hatte, zu dessen Veröffentlichung er sich jedoch erst kurz vor seinem Tode, auf Zureden seiner Freunde, insbesondere des gelehrten Bischofs von Kulm, Tiedemann Giese, entschloß. Als K.' begeisterter Schüler, Joachim Rheticus, der die Oberleitung des Drucks übernommen, das erste fertige Exemplar nach Preußen sandte, war der Verfasser bereits dem Tode nahe. K. entwickelt in seinem Werke mit mathem. Schärfe die Stellung der Erde im Weltsystem und beweist, daß die Sonne der Mittelpunkt sei, um den sich die Erde, gleich den übrigen Planeten, bewege. Während die Alten nur gemeint hatten, daß dies vielleicht so sein könne, behauptete und bewies er gegenüber seinen Zeitgenossen mit der Zuversicht des Mannes, daß es so sein müsse. Die bisher vielverbreitete Annahme, daß er seine Ansichten nur in hypothetischer Umhüllung überliefert, ist ein Irrthum, der auf einer anonymen Vorrede Osiander's, eines der Herausgeber des Werkes, beruht, in welcher aus Furcht allerdings die damals noch kirchlich anstößige Lehre als Hypothese bezeichnet ist. K. selbst spricht seine Ansichten auf das bestimmteste und entschiedenste aus. Außer diesem seinem Hauptwerke verfaßte er noch eine «Astronomia instaurata» und ein Buch «De lateribus et angulis triangulorum» (Wittenb. 1542). Die erste Biographie des K. verfaßte der berühmte Mathematiker Gassendi (1654), welche zwei Jahrhunderte lang die Grundlage für alle andern Biographen bildete. Erst in neuerer Zeit ist durch archivalische Forschungen Näheres über die Lebensumstände des K. ermittelt worden. Vgl., außer der Biographie eines Anonymus (Berl. 1856), besonders die verschiedenen Schriften von Prowe («Zur Biographie des K.», Thorn 1852; «Ueber das Verhältniß des K. zu Herzog Albrecht von Preußen», Thorn 1855; «De patria Copernici», Thorn 1860; «Ueber die Abhängigkeit des K. von den Gedanken griech. Philosophen und Astronomen», Thorn 1865). Auch die Polen, welche den K. gern als ihren Landsmann in Anspruch nehmen, haben sich viel mit dessen Leben beschäftigt, wie Czynski («Kopernik et ses travaux», Par. 1846); Szulc (Warsch. 1855) und Bartoszewicz. Denkmäler wurden K. 1830 zu Warschau (von Thorwaldsen) und 1853 zu Thorn (von Fr. Tieck) errichtet.

Kopf (caput) heißt derjenige Theil des menschlichen Körpers, welcher das Gehirn und die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks enthält und demnach für das Leben und die Lebensthätigkeit von der größten Wichtigkeit ist. Die Anatomie theilt den K. in

zwei **Theile**, den Schädel (s. d.) und das Gesicht (s. d. und Kiefer), und betrachtet ihn nur im Verhältniß zu den Haupttheilen des Körpers, dem Rumpfe und den Extremitäten, als Ganzes. Beim Menschen wird der K. in aufrechter Stellung auf der Wirbelsäule balancirt, in geneigter Stellung wird er durch die Muskeln, vorzüglich aber durch das starke Nackenband (Ligamentum nuchae) in seiner Stellung erhalten; bei den vierfüßigen Thieren ist dieses Band sehr stark entwickelt. K. nennen die Anatomen auch das meist dickere abgerundete Gelenkende der Knochen. Die Bildung des K. bei den Wirbelthieren weicht von der des Menschen sehr ab, besonders ist die Rundung desselben bei letztern am vollkommensten, indem bei erstern der vordere Theil mehr oder weniger aus dieser Rundung heraustritt. Der K. der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, desto unvollkommener, und in den untersten Klassen fehlt er gänzlich.

Kopfgrind (Ekzema impetiginosum) nennt man das den behaarten Theil des Kopfes befallende Ekzem (s. d.). Die Bläschen, welche sich im Beginn des Ekzems bilden, werden hier leicht übersehen, zerkratzt und zerkämmt, die Haare verkleben, und es entstehen Pusteln, sodaß sich auf dem Kopfe bald flache weiche, bald dicke harte Borken bilden. Ein so mit Grinden bedeckter Kopf leistet der Vermehrung der Läuse viel Vorschub. Ist die Bildung von wässeriger Flüssigkeit oder Eiter nur sehr gering, so schuppt sich die geröthete Haut sehr stark ab (eine Art Kleienflechte). Vorzugsweise werden Kinder von dem K. befallen, und dieser erstreckt sich dann auch auf das Gesicht. Sehr oft schwellen auch die Nackenlymphdrüsen an. Der K. entsteht seltener infolge der Einwirkung von Reizen als aus allgemeinen Ursachen (Skrofulose u. dgl.) und vielleicht allgemeinen Schädlichkeiten (Diätfehlern). Bei dem Bestehen allgemeiner Ernährungsstörungen ist die Behandlung hauptsächlich gegen diese zu richten; aber neben dieser bedarf es auch einer örtlichen Behandlung. Schon durch fleißiges Abweichen der Grinde und Ausdrücken der Pusteln ist es möglich, den K. zur Heilung zu bringen; doch fordert dieses Verfahren eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Bei veralteten Fällen wird das Aufstreichen von grüner Seife oder von Theer empfohlen. Quecksilberpräparate, äußerlich angewendet, erweisen sich sehr zweckmäßig; häufig kehrt aber der Ausschlag wieder.

Kopfschmerz (cephalalgia) ist eins der am häufigsten vorkommenden Uebel und der Schmerz selbst sehr verschiedener Art. Bald wird er im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, bald ist er stechend, bald klopfend, bohrend, drückend, dumpf u. s. w., bald auf eine eigroße oder noch kleinere Stelle beschränkt. Ebenso verschieden sind die Organe, in denen er erzeugt wird. Das Gehirn selbst, die Nerven der verschiedenen Gehirnhäute, der Schädelknochen, die Haut und Muskeln des äußern Kopfes, die Stirn- oder Ohrhöhlen können der Sitz des Uebels sein. Dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in Hinsicht auf die Ursachen. K. begleitet fast alle fieberhaften Krankheiten und Gehirnaffectionen, die Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, wo er sich namentlich oft auf eine kleine Stelle (clavus hystericus, hysterischer Nagel) beschränkt zeigt. Er tritt sowol auf bei Blutanhäufung als bei Blutleere im Kopf (daher so häufig und auffallend bei Blutarmen und Bleichsüchtigen, bei Hungernden u. s. w.). Der Schmerz kann sonach als reine Nervenaffection oder als Symptom anderer Krankheiten vorkommen, sodaß man stets Untersuchung anstellen muß, um das eigentliche Wesen des Uebels zu ergründen. Man diagnosticirt (erkennt) das Uebel aus der Stelle, auf welcher der Schmerz gefühlt wird, aus der Art, wie er sich äußert, aus der Zeit, in der er eintritt, aus den Umständen, welche ihn verschlimmern, aus der Befühlung der einzelnen Nervenäste, Muskeln, Knochen u. s. w. Eine besondere Art des K. ist die Migräne (s. d.). Die häufigste Ursache von K. ist Andrang des Bluts nach dem Gehirn und dessen Häuten, namentlich in fieberhaften Zuständen (Fieberkopfschmerz) und bei wirklichen Entzündungen im Innern des Kopfes, und die Blutleere. Ferner entsteht er auch infolge von Ueberreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt oder bei beginnender Desorganisation des Gehirns und der Umgebungen desselben. Beseitigung der Ursachen ist demnach die einzig richtige Behandlung des K.; daher die verschiedensten Mittel, z. B. Ableitung des Blutandrangs (nach der Haut, nach den Füßen), Brechmittel, Abführmittel, umgekehrt Nahrungsaufnahme, reizende Mittel (Alkohol) je nach Umständen mit gutem Erfolge gegen ihn angewendet werden. Im allgemeinen aber läßt sich kein Mittel gegen jede Art K. angeben.

Kopfsteuer heißt eine nach der Zahl der Köpfe erhobene Steuer, bei der in der Regel nur die jüngern, noch unter einem bestimmten Lebensalter stehenden Kinder nicht mitgerechnet werden. In früherer Zeit sehr häufig, kommt sie gegenwärtig nur noch selten und auch dann meist in unmittelbarer Verbindung mit andern Steuern, z. B. mit Klassen- und Einkommensteuern, vor, wo sie den Zweck hat, die Heranziehung aller Staatsangehörigen, auch derjenigen, welche nur

ein sehr geringes Einkommen haben, zu ermöglichen. In diesem Fall läßt sich diese Steuer begründen, obwol sie wesentlich aus der Idee der Leibeigenschaft entsprungen ist und die persönliche Tributpflichtigkeit zur Grundlage hat. Dagegen ist sie als isolirt dastehende Steuer unbedingt verwerflich, indem bei ihr die Steuerpflicht weder aus der Leistungsfähigkeit der Steuernden noch aus ihrer größern oder geringern Theilnahme an den Wohlthaten des Staatsverbandes abgeleitet und ermessen wird. Denn die K. fordert von dem steuerpflichtigen Reichen nicht mehr als von dem Armen und trifft deshalb die ärmern Klassen, deren Familien erfahrungsmäßig durchschnittlich aus einer größern Zahl von Gliedern bestehen, sehr hart, weil sie, um einen einigermaßen beträchtlichen Ertrag zu liefern, hoch gegriffen werden muß. Auch läßt sie sich, da sie von unselbständigen Personen, z. B. Dienstboten, Gesellen u. s. w. eingezogen werden muß, oft nur schwer und mit Härte beitreiben. Nahe steht ihr die Personalsteuer (s. d.), und auch die Klassensteuer (s. d.), welche indeß schon stark die Leistungsfähigkeit in Betracht zieht und nach und nach in die Einkommensteuer übergeht, hat sich aus ihr entwickelt. — **Kopfgeld** (Obrok) nennt man diejenige Abgabe, welche in Rußland die Besitzer großer Güter, welche sie nicht selbst bewirthschaften, von den Bewohnern ihrer Dörfer dafür, daß sie diesen Grundstücke zur Bewirthschaftung überlassen, erheben.

Kopisch (Aug.), deutscher Maler und Dichter, geb. zu Breslau 26. Mai 1799, genoß eine sorgfältige Erziehung und machte seine Gymnasialstudien unter Manso, der ihn ganz für die Wissenschaften zu gewinnen hoffte. Inzwischen hatte K. für die Kunst solche Vorliebe gewonnen, daß er 1815 die Akademie zu Prag bezog. Sein geistiges Leben blieb aber ein getheiltes zwischen der Akademie und der Bibliothek, der Malerei und der Dichtkunst. In Wien lernte er durch Wuk Stephanowitsch die serb. Volkslieder kennen und fing nun an, sich auf das «im Kopfe Dichten» zu legen, weil er sich an dem Gedanken entzückte, daß die serb. Dichter weder lesen noch schreiben könnten. So vollendete er mehrere Balladen und größere epische Sachen, die er aus dem Kopfe herzusagen wußte, von denen in späterer Zeit nur ein Bruchstück: «Bonfe, der Samnite», aufgeschrieben ward. Ein Uebel an der rechten Hand, infolge eines Sturzes auf dem Eise, hinderte seine technische Ausbildung als Maler. Der Heilung wegen reiste er, nachdem er 1819 Breslau wieder besucht und sich sodann drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien. In Rom entsagte er der Malerei und begab sich von hier nach Neapel, wo er sich mehrere Jahre lang im Umgange mit Platen und andern ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie hingab. Hier hatte er auch als vorzüglicher Schwimmer das Glück, die weltberühmt gewordene Blaue Grotte (s. d.) zu entdecken. Erst 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Berlin, wo er allgemein beliebt wurde und 1844 das Prädicat als Professor erhielt. Mehr als durch seine meist skizzenhaften Malereien, unter denen sich jedoch Darstellungen der Pontinischen Sümpfe und der Blauen Grotte auszeichnen, durch seine Erfindung der berliner patentirten Schnellöfen, seine Ode an König Friedrich Wilhelm IV. (Berl. 1840) und seine Uebersetzung des Dante machte er sich durch die Herausgabe ital. Volkslieder unter dem Titel «Agrumi» (Berl. 1837), namentlich aber durch seine «Gedichte» (Berl. 1836) bekannt, unter denen die schalkhaften, muntern oder neckisch-märchenhaften die besten sind und das Lied vom «Noah» im hohen Grade populär geworden ist. Seit 1847 lebte K. in Potsdam, wo er im Auftrage des Königs ein beschreibendes Werk über «Die Schlösser und Gärten zu Potsdam» (Berl. 1854) ausarbeitete. Daneben übte er das Modelliren in weichen Massen und stellte unter anderm ein Relief von der Insel Capri, die Blaue Grotte und die Syreneninseln dar. K. starb plötzlich 3. Febr. 1853 in Berlin, wohin er zu einem kurzen Besuch gekommen war. Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Werke» (5 Bde., Berl. 1856) wurde von seinem Freunde K. Bötticher veranstaltet.

Kopitar (Bartholomäus), ein namhafter Slawist, geb. 23. Aug. 1780 zu Répnje im Herzogthum Krain, besuchte seit 1790 die Schule zu Laibach und wurde 1799 Hauslehrer bei dem Baron Zois und nachher dessen Secretär. 1807 kam er nach Wien, wurde 1809 Beamter an der Hofbibliothek und ließ sich 1808, um die Rechte zu studiren, bei der Universität inscribiren. Daneben widmete er sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der verschiedenen slaw. Sprachen und Literaturen, als deren erste bedeutendere Frucht die «Grammatik der slaw. Sprache in Krain» (Laib. 1808) erschien. Nachdem er 1814 bereits Paris besucht, bereiste er später auch Deutschland, England und 1837 Italien. 1843 wurde er Hofrath und erster Custos der kaiserl. Bibliothek; doch starb er schon 11. Aug. 1844. Von K.'s wissenschaftlichen Leistungen verdienen besonders die philologischen und literarhistorischen volle Anerkennung, weniger die historischen, in denen er sich parteiisch auf kirchlich-polit. Boden stellte und besonders für die Union

der slaw. Völker wirkte. Sein Hauptwerk ist der «Glagolita Clozianus» (Wien 1836). Zu Silvestre's Ausgabe des slaw. Evangeliums von Rheims (Par. 1848) lieferte K. die lat. Uebersetzung. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften sprachwissenschaftlichen, geschichtlichen, ethnogr und rechtshistor. Inhalts hat Miklosich (Bd. 1, Wien 1857) begonnen.

Köpnick oder **Köpenick**, sehr alte Stadt im Kreise Teltow im preuß. Regierungsbezirke Potsdam, 1,6 M. südöstlich von Berlin, auf einer von der Spree und der Dahme gebildeten Insel, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden und an der Niederschlesischen Eisenbahn gelegen, hat (1864) 3843 E., einen engl. Garten und ein königl. Schloß, welches früher als Militärdepot diente, seit 1852 aber zu dem aus Potsdam hierher verlegten Schullehrerseminar eingerichtet worden ist. 1157 wird K. als Residenz des slaw. Fürsten Jaczo genannt. Durch Heinrich von Meißen ward es 1238 überfallen, aber 1239 von den brandenb. Markgrafen zurückerobert. Im April 1631 hatte in K. Gustav Adolf eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm. Auf dem Schlosse starb 3. Jan. 1571 der Kurfürst Joachim II., und 1821—28 diente das Gebäude als Gefängniß für die in die Demagogenprocesse Verwickelten. Die Bevölkerung des Orts treibt Ackerbau, Fischerei und Schiffahrt und unterhält Bleichen. Auch befinden sich in und bei K. großartige Fabrikanlagen, namentlich eine chemische, eine Seiden- und eine Shoddyfabrik. Etwa 1/2 St. oberhalb K., wo die Spree sich zum Müggelsee erweitert, erheben sich die 340 F. hohen und bewaldeten Müggelberge, welche der schönen Aussicht wegen besucht werden.

Kopp (Ulrich Friedr.), Paläograph, geb. 18. März 1762 zu Kassel, studirte die Rechte und wurde 1788 Justizrath, dann Regierungsrath, später Geh. Referendar und Geh. Landsecretär in Kassel. 1802 erhielt er die Direction des Hofarchivs und 1803 den Titel als Cabinetsrath, nahm aber 1804 seine Entlassung aus dem Staatsdienste. 1808 wurde er Ehrenprofessor in Heidelberg; später lebte er in unabhängiger Muße zu Manheim. K. starb auf der Reise zu Marburg 27. März 1834. Durch archivarische Beschäftigungen auf das Studium der Paläographie und Diplomatik geleitet, umfaßte er diese Fächer mit ungemeiner Liebe. Seine «Palaeographia critica» (4 Bde., Manh. 1817—29) ist ein noch unübertroffenes Buch. In seinen «Bildern und Schriften der Vorzeit» (2 Bde., Manh. 1819—22) erläuterte er mit gleichem Talente phöniz. und goth. Denkmäler. Auch seine Ausgabe der Schrift «De nuptiis philologiae et Mercurii» (Frankf. 1836) ist eine sehr verdienstliche Arbeit. Einer frühern Periode gehörten an sein «Handbuch zur Kenntniß der kurhess. Landesverfassung und Rechte», fortgesetzt von Wittich (6 Bde., Kass. 1796—1804), und die «Bruchstücke zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Rechte» (2 Bde., Kass. 1799—1801).

Koppe (Johann Gottlieb), hochverdienter deutscher Landwirth, geb. 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, wo seine Aeltern eine Büdnerstelle besaßen, kam in seinem 11. J. auf das Lyceum zu Lübben, wo er bis 1797 verblieb. Sodann erlernte er auf dem gräfl. Solms'schen Gute Casel bis 1800 die Landwirthschaft und wurde im Herbst desselben Jahres als Verwalter des Ritterguts Gräfendorf bei Jüterbogk angestellt. Diesen Posten vertauschte er 1811 mit dem eines Lehrers an der Akademie zu Möglin und Verwalters der dortigen Wirthschaft. Um diese Zeit verfaßte K. das höchst günstig aufgenommene Werk: «Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht» (2 Bde., Berl. 1821 u. öfter). Von 1814—27 verwaltete er einen großen Theil der im Kreise Oberbarnim liegenden von Eckard'schen Güter und erwarb durch die ihm contractlich zugesicherte Tantième ein kleines Vermögen, mit dem er 1827 die Domäne Wollup und 1830 die Domäne Kienitz in Pacht nahm. Hierdurch in Berührung mit der Staatsverwaltung gesetzt, ward er 1842 zum Mitglied des Landesökonomie-Collegiums, einige Jahre darauf zum Landesökonomierath ernannt. 1846 wurde er als Laienmitglied in die Generalsynode zu Berlin gewählt, 1849 in die preuß. Erste Kammer berufen, der er seitdem angehörte. Er starb 1. Jan. 1863 auf dem Rittergute zu Beesdau. K. hat sich in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft einen bleibenden Namen erworben. Schon 1814 verband er sich mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann zur Herausgabe der «Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft» (6 Bde., Lpz. 1814—24); auch schrieb er um diese Zeit die «Revision der Ackerbausysteme» (Berl. 1818). Durch einen von ihm im Auftrage Thaer's in Sachsen angekauften Merinostamm wurde unter seiner Aufsicht und Verwaltung die berühmte Merinoheerde zu Möglin gegründet. Seine zu Möglin und später bei der Verwaltung der Eckard'schen Güter gesammelten Erfahrungen legte er in der «Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos» (Berl. 1827) nieder. In der vortrefflichen «Anleitung zu einem neuen vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft» (3 Bde., Berl. 1829; 6. Aufl. 1856) gab er eine für angehende Landwirthe auf

größern Gütern berechnete Umarbeitung seines erstgenannten Werks. Später erschienen: «Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg» (Berl. 1839); «Ueber die Erzeugung des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen» (Berl. 1841); «Beiträge zur Beantwortung der Frage: Sind kleine oder große Landgüter zweckmäßiger für das allgemeine Beste?» (Berl. 1850); «Betrachtungen über die Grundsteuer» (Berl. 1850); «Ueber die Verwaltung der Landgemeinden» (Berl. 1851) u. s. w.

Koppelwirthschaft, auch Dreeschwirthschaft, Feldgraswirthschaft, Weidewechselwirthschaft, nennt man das System des Ackerbaues, welches den mehrere Jahre hindurch mit Getreide bestellten Boden wieder eine geraume Zeit hindurch (3—12 J. lang) ruhen läßt, indem derselbe, mit Futterpflanzen besäet, zu künstlicher Weide benutzt und mit dem Vieh betrieben wird. Die K. macht die Viehzucht zur Hauptaufgabe und bezieht von ihr den größten Theil des Ertrags. Dieselbe ist nach der reinen Weidewirthschaft das einfachste, meist extensive Feldsystem, wirft aber, da sie weite Flächen erfordert, nur eine Bodenrente ab, die mit der Ausdehnung der Flächen nicht im Verhältniß steht. Die K. eignet sich daher nur für dünnbevölkerte Landstriche und verschwindet allmählich bei zunehmender Bevölkerung, indem sie in den Fruchtwechsel übergeht. Reine K. ist einheimisch in Mecklenburg, Holstein, Oldenburg, im nordwestl. Westfalen, in Nassau, der Eifel und dem Hundsrück, im Schwarzwald und dem südl. Baden, in der Schweiz, in Tirol, Steiermark, Kärnten und im erzgebirgischen Sachsen. Im Uebergange zur Feldwirthschaft befindet sie sich im südl. Würtemberg; im Uebergange zu dem Fruchtwechsel in der Mark Brandenburg und in den Odergegenden von Frankfurt bis Stettin und bei Kolmar. Großbritannien und Frankreich treiben K. theilweise ebenfalls noch.

Köppen (Friedr.), deutscher Philosoph, geb. 21. April 1775 zu Lübeck, besuchte die dortige Katharinenschule und studirte seit 1793 in Jena Theologie. Gleichzeitig hörte er die philos. Vorlesungen Reinhold's und Fichte's und ließ sich durch die damals mit besonderm Glanze hervortretende Philosophie anziehen. Nachdem er noch ein Jahr in Göttingen studirt, wo er seine «Abhandlung über Offenbarung, in Bezug auf Kant'sche und Fichte'sche Philosophie» (Lüb. 1797; neue Aufl. 1802) erscheinen ließ, bereiste er 1797 die Schweiz und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Seine Freundschaftsverhältnisse mit F. H. Jacobi veranlaßten sein polemisches Werk «Schelling's Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts» (Hamb. 1803). Nachdem er seit 1804 als Prediger an der St.-Ansgariikirche zu Bremen gewirkt, folgte er 1807 dem Rufe als Professor an die Universität Landshut, bei deren Aufhebung er 1827 nach Erlangen versetzt wurde. Hier starb er in der Nacht vom 4. zum 5. Sept. 1858. Von K.'s Schriften sind noch zu erwähnen: «Darstellung des Wesens der Philosophie» (Nürnb. 1810); «Philosophie des Christenthums» (2 Bde., Lpz. 1813—15; 2. Aufl. 1828); «Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit» (Lpz. 1818); «Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen» (Lpz. 1819); «Vertraute Briefe über Bücher und Welt» (2 Bde., Lpz. 1820—23). Ohne Namensnennung erschien von ihm «Philosophie der Philosophie» (Hamb. und Gotha 1840), gleichsam ein genetischer Rechnungsabschluß über die Aussagen der Philosophen, deren Verschiedenheit und Einklang. K. gehörte zu den wärmsten Vertretern der Jacobi'schen Philosophie; namentlich suchte er seine christliche, jeder Form des Pantheismus abgeneigte Ansicht mit einem Platonismus in der Philosophie zu vereinigen.

Köppen (Peter von), ein um die Alterthumskunde, Geographie, Ethnographie und Statistik Rußlands hochverdienter Gelehrter, geb. 19. Febr. 1793 zu Charkow, besuchte das Gymnasium und seit 1810 die Universität seiner Vaterstadt, wo er 1814 promovirte und den Grad eines Magisters der Rechte erwarb. Die Erforschung Rußlands war das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, und in dieser Absicht unternahm er fast jährlich Reisen innerhalb und auch außerhalb des russ. Reichs. Seine literarische Laufbahn begann er 1818 zu Petersburg mit der «Uebersicht der Quellen einer Literärgeschichte Rußlands» (Petersb. 1818). Von seinen anfänglichen philos. und staatswissenschaftlichen Studien bald dem der Alterthumskunde zugeführt, benutzte er seine Reisen zur Sammlung theils von Nachrichten über slaw.-russ. Denkmäler, theils von treuen Facsimiles von Handschriften. Die Hauptresultate dieser Bemühungen erschienen im «Spissok russkim pamjatnikam» (Mosk. 1822) und im «Bulletin» (Bd. 5, 1848) der petersburger Akademie. Ueber die im südl. Rußland gesammelten Alterthümer legte K. in der Schrift «Nordgestade des Pontus» (Wien 1823), über seine archäol. Funde in Polen, Deutschland, Ungarn und besonders Siebenbürgen unter anderm in der Schrift «Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien» (Wien 1823) Mittheilungen nieder. Um dieselbe Zeit lieferte er für die «Jahrbücher der Literatur» (1822) die vielbenutzte «Nachricht über Alterthümer und Kunst

in Rußland». Wichtige Materialien für den Forscher des slaw. Alterthums veröffentlichte K. nach seiner Rückkehr nach Rußland in den von ihm herausgegebenen «Bibliographitscheskie Listy» (1825) und den «Materialien zur Culturgeschichte Rußlands» (1827). Als Frucht einer Reise, die er 1827 als Gehülfe des Generalinspectors für Seiden-, Wein- und Gartenbau durch Taurien und das südl. Rußland machte, erschien in russ. Sprache «Die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels in Rußland» (Petersb. 1832). Bereits 1826 zum correspondirenden Mitgliede, 1834 zum Adjuncten für Statistik und Staatswirthschaft bei der Akademie zu Petersburg erwählt, erhielt er von der kaiserl. Kanzlei den Auftrag, eine Revision der Reichsdomänen im Gouvernement Taurien vorzunehmen. Nach Erledigung desselben wurde er von seiten des Ministeriums der Reichsdomänen in Petersburg angestellt, wo er auch alsbald das «Krimsche Collectaneum» (russ., Petersb. 1837) und die «Taurica» (Petersb. 1840) veröffentlichte. Als Theilnehmer der Wolga-Commission sammelte K. die Materialien zu den Abhandlungen «Ueber den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der Wolga» (1841) und «Ueber einige Landesverhältnisse zwischen dem untern Dnjepr und dem Asowschen Meere» (1845), die auch in den «Beiträgen zur Kenntniß des russ. Reichs» abgedruckt sind. Seit 1838 erschienen von ihm meist in den «Mémoires» der Akademie Abhandlungen über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands. Hatte K. schon früher sich bemüht, die Völkerverschiedenheiten auf Karten zu veranschaulichen, so wendete er seit 1840 seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf diesen Gegenstand und veröffentlichte unter anderm seine gründlichen Forschungen «Ueber die Nichtrussen der Apanagegüter», «Ueber die Nationalität der Bewohner verschiedener Gouvernements», «Ueber die Vertheilung einzelner Völkerstämme» u. s. w., denen eine ethnogr. Karte des petersburger Gouvernements nebst der Schrift «Ueber die Deutschen im petersburger Gouvernement» (Petersb. 1850) folgte. Diese und andere Untersuchungen bildeten die Vorarbeiten zu seiner vortrefflichen «Ethnogr. Karte des europ. Rußland», die 1851 in vier Blättern von der russ. Geographischen Gesellschaft herausgegeben wurde. Bald darauf erschien auch K.'s «Statist. Reise in das Land der Donischen Kosacken» (Petersb. 1852). Seine letzte größere Arbeit war das erschöpfende Werk über die 1850 in Rußland angeordnete sog. neunte Volkszählung («Dewjataja rewisia», Petersb. 1857). 1860 zog er sich nach der Krim auf das ihm von dem Kaiser geschenkte Gut Karabagh zurück, wo er 4. Juni 1864 starb.

Koprolithen nennt man die versteinerten Excremente urweltlicher Thiere, in welchen man bisweilen mit ziemlicher Deutlichkeit Fischschuppen oder Knochensplitter, kleine Knochen und Zähne erkennt. Sie erscheinen gewöhnlich als rundliche, gelblichweiße oder braune Massen, die häufig auf ihrer Oberfläche gewundene Linien zeigen, welche von den Klappen und Falten des Enddarms herrühren. Man findet sie theils vereinzelt in den Knochenhöhlen, z. B. in der Höhle von Kirkdale in Yorkshire, und dann gleichen sie den Excrementen der jetzt lebenden Raubthiere, theils enthalten sie mehr Reste von Fischen, rühren in diesem Falle entweder von großen Raubfischen oder von den gewaltigen Eidechsen (Sauriern) der Urwelt her und kommen dann als weit ausgebreitete Schichten vor. Die in den K. enthaltenen Mahlzeitsreste geben oft Auskunft über die Ernährung vorweltlicher Thiere. Der bedeutende Phosphorgehalt hat ihre Ausbeutung zu landwirthschaftlichen Zwecken als Dünger herbeigeführt. Als eine koprolithische, jedoch der Jetztwelt angehörende Bildung kann man auch den Guano (s. d.) betrachten.

Kopten heißen die christl. Nachkommen der alten Aegypter. Der Name, welcher von der oberägypt. Stadt Koptos, wohin sich während der Verfolgungen unter den röm. Kaisern viele Christen geflüchtet hatten, oder auch von den Jakobiten, deren Sekte in Aegypten vorzüglich verbreitet war und noch ist, abgeleitet worden, ist vielmehr eine Verstümmelung des alten Namens Aegypti. Im Lande heißen sie Qibt, im Singular Qibtî. Ihre Anzahl beträgt jetzt im ganzen Lande nicht mehr als 150000, etwa den 14. Theil der gesammten Bevölkerung; davon leben in Kairo gegen 10000. Die K. sind nicht groß von Statur, haben schwarze Augen, ziemlich krauses Haar und gleichen noch in manchen andern Stücken den alten Aegyptern, von denen sie auch die Sitte der Beschneidung überkommen haben. Ihre Tracht ist der moslemischen sehr ähnlich; doch pflegen sie sich sehr allgemein durch einen schwarzen Turban von den übrigen zu unterscheiden. Ihr Charakter ist im ganzen düster, betrügerisch und geldgierig. Von jeher zeichneten sie sich durch ihre Gewandtheit im Rechnungswesen aus, daher sie noch jetzt auch von der Regierung fast im ganzen Lande zu den wichtigen Posten der Rechnungsführer verwendet werden, wodurch ihnen ein bedeutender Einfluß gesichert ist, den ihnen selbst Mehemed-Ali mehrmals vergebens zu entziehen getrachtet hat. Ihre Religion ist größtentheils

monophysitisch von der Sekte der Jakobiten; nur ein kleiner Theil ist mit der röm. oder griech. Kirche unirt. Sie führen ihre Bekehrung vom Heidenthum auf den heil. Markus zurück, den sie als ersten Patriarchen von Alexandrien ansehen; der jetzige Patriarch von Alexandrien führt zwar noch immer diesen Titel, residirt aber in Kairo. Es gibt außerdem noch einen Metropolitan der Abyssinier, Bischöfe, Erzpriester, Priester, Diakonen und Mönche. Der Patriarch wird aus den Mönchen des Klosters des heil. Antonius von seinem Vorgänger ernannt oder durch das Los erwählt und darf sich nicht verheirathen. Er ernennt den Metropolitan der Abyssinier, welcher in Abyssinien residirt. Die Zahl der Bischöfe ist zwölf. Die K. sind streng in ihren religiösen Gebräuchen und hassen die andern christl. Sekten fast mehr noch wie die Moslems. Sie haben die Taufe mit Untertauchen unter das Wasser, Salbung und Exorcismus, halten die Ohrenbeichte und feiern das Abendmahl mit gesäuertem Brote, das in Wein getaucht wird. Das Fasten wird regelmäßig am Freitage gehalten und streng beobachtet. Die kopt. Mönche und Nonnen führen ein sehr strenges Leben. Die K. besitzen auch viele Schulen, aber nur für Knaben. Diese lernen die Psalmen, die Evangelien und die apostolischen Briefe arabisch, dann die Evangelien und Briefe auch koptisch. Doch wird die koptische Sprache nicht grammatisch erlernt und nirgends mehr gesprochen. Sie kam schon seit der arab. Eroberung des Landes allmählich außer Gebrauch, und seit dem 10. Jahrh. wurde sie in Unterägypten nicht mehr gesprochen, während sie sich in Oberägypten noch einige Jahrhunderte länger erhielt, bis sie auch hier wie im ganzen Lande durch die arabische verdrängt wurde. Alle K., welche in der Schule unterrichtet worden sind, beten noch koptisch sowol in der Kirche als zu Hause, und die Heilige Schrift wird in den Kirchen noch jetzt koptisch gelesen, aber arabisch erklärt. Die zahlreiche kopt. Literatur besteht fast nur aus Abschriften der Heiligen Schrift, Leben der Heiligen, Homilien und einigen gnostischen Werken. Die Schrift wurde mit der Einführung des Christenthums von den Griechen entlehnt; doch wurden sechs Buchstaben, deren Laute der griech. Sprache fehlten, aus der einheimischen hieratischen Schrift hinzugefügt. Die Sprache theilt sich in zwei Dialekte, den oberägyptischen oder thebanischen und den unterägyptischen oder memphitischen, auch vorzugsweise koptisch genannten Dialekt, denen sich noch ein dritter, der baschmurische, anschließt, welcher in einer Gegend des Delta gesprochen wurde, von dem aber nur noch wenige Reste vorhanden sind. Dieser letztere hat noch das Interesse, daß er in mehrern Einzelheiten der hieroglyphischen Sprache näher steht als die beiden andern, von denen sich wieder der oberägyptische alterthümlicher erhalten hat. Ueber die heutigen K., ihre Einrichtungen und Gebräuche ist das Beste von Lane in «Manners and customs of the modern Egyptians» (Lond. 1837; deutsch von Zenker, Lpz. 1853) mitgetheilt; über ihre Geschichte gab Quatremère heraus: «Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte» (Par. 1810) und «Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte» (Par. 1811). Ihre Sprache ist vornehmlich behandelt in den Grammatiken von Tuki, Scholtz, Ungarelli, Peyron, Tattam, Schwartze und in den Wörterbüchern von Peyron, Tattam und Parthey.

Korah, eigentlich Korach, ältester Sohn des Leviten Jezear, ist aus der Bibel bekannt durch seine aus Ehrgeiz entsprungene Verschwörung gegen Moses sowie durch seinen und seiner Genossen Dathan und Abiram merkwürdigen Tod, der nach der Sage dadurch erfolgte, daß sie von der Erde verschlungen wurden. Den Nachkommen K.'s, den Korahiten, die zum Tempeldienste verordnet waren und als Sänger unter Josaphat besonders erwähnt sind, werden elf der schönsten Psalmen zugeschrieben.

Korais (Adamantios), von den Franzosen Coray genannt, berühmter Hellenist und einer der thätigsten Förderer der nationalen Bestrebungen der Neugriechen, geb. 27. April 1748 in Smyrna, beschäftigte sich von Jugend auf eifrig mit dem Studium der alten und neuern Sprachen, widmete sich aber 1772—78 auf Wunsch seines Vaters, eines Kaufmanns zu Amsterdam, dem Handel, ohne jedoch die Wissenschaften zu vernachlässigen. 1782—88 studirte er zu Montpellier Medicin und ließ sich dann, da er nach dem Orient nicht zurückkehren mochte, in Paris nieder. Von hier aus wirkte er seitdem unermüdlich nicht nur für die Bildung seiner Landsleute, sondern suchte auch von diesen eine günstigere Meinung im Abendlande zu erwecken. Schon vor 1800, wo die von ihm besorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift über die Einwirkung der Luft, des Wassers und des Klimas auf den Verlauf der Krankheiten (eine von dem franz. Nationalinstitute gekrönte Preisschrift, 2. Aufl., Par. 1816) erschien, hatte er der gelehrten Welt durch manche Zeugnisse seiner Thätigkeit sich bekannt gemacht. Namentlich aber geschah dies durch die neugriech. Uebersetzung von Beccaria's Werk über Verbrechen und Strafen (Par. 1802; 2. Aufl. 1823). Hieran schloß sich die Denkschrift: «De l'état actuel de la civilisation

en Grèce» (Par. 1803; deutsch von Karl Iken, unter dem Titel «Hellenion», Lpz. 1821), die Europa zuerst über die moralisch-intellectuellen Zustände der Neugriechen aufklärte. Von 1805—27 gab K. als hellenische Bibliothek eine Sammlung altgriech. Classiker mit kritischen Erklärungen und Prolegomenen (20 Bde.) heraus. In letztern pflegte er seine patriotischen Lehren und Rathschläge niederzulegen. Zugleich erwarb er sich die größten Verdienste um die neugriech. Sprache, indem er diese von fremden Ausdrücken möglichst reinigte, aber das Brauchbare aus allen Jahrhunderten beibehielt und auf diese Weise eine edlere Schriftsprache schuf, während er zugleich die einseitige, nicht im Verständnisse des Volks begründete Einführung rein altgriech. Formen zurückwies. Unter seinen spätern Schriften sind in dieser Beziehung besonders die «Ἄτακτα» (Par. 1828—32) von Bedeutung. An der Umgestaltung seines Vaterlandes seit 1821 konnte K. seines hohen Alters wegen nur durch patriotische Schriften theilnehmen. Dasselbe geschah auch noch später in zwei Dialogen, die er 1830 und 1831 unter dem Namen «Παντα ζίδης» herausgab, und in deren zweitem er namentlich das Regierungssystem des Präsidenten Kapodistrias entschieden angriff, sodaß dessen Bruder Augustin diesen Dialog 1832 in Nauplia öffentlich verbrennen ließ. K. starb zu Paris 6. April 1833. Seine Selbstbiographie erschien zu Paris 1833. Vgl. Kind in den «Zeitgenossen» (dritte Reihe, Bd. 5).

Korallen. Unter den festsitzenden Polypen (s. d.) bilden die meisten ein bald kalkiges, bald häutiges oder haariges Gerüste, das ursprünglich aus einzelnen krystallähnlichen Stückchen besteht und der Korallenstock genannt wird. Bei den meisten ist dies feste Gerüste so angeordnet, daß es eine Zelle, gewöhnlich mit radiären Scheidewänden versehen, darstellt, bei vielen aber, namentlich den sog. Gorgoniden, bildet das Gerüste eine innere Achse, die von einem dicken Muttergewebe bekleidet ist, in deren Zellen die Polypen eingewachsen sind. Die Korallenpolypen selbst sind sackförmige Strahlthiere mit meistens sechs Armen, einem Magensacke mit Spalten am Grunde und radiär gestellten Scheidewänden, an denen die Geschlechtstheile aufgehängt sind. Die Vermehrung der Polypen geht auf zweierlei Weise vor sich: durch freie Junge und durch Sprossen. Die freien Jungen entwickeln sich aus Eiern und werden durch den Mund ausgeworfen. Sie sind infusorienähnlich ringsum mit Wimperhaaren besetzt, schwimmen eine Zeit lang frei im Meere umher, setzen sich dann fest und bilden so einen neuen Polypenstock. Die Sprossenbildung geschieht an bestimmten Stellen des Polypenkörpers oder des Muttergewebes, welches von Kanälen durchzogen ist, die mit den Spalten im Magensacke des Polypen im Zusammenhange stehen, und in denen die Ernährungsflüssigkeit circulirt. Bei einigen Arten lösen sich diese Knospen nach und nach ab, bei den meisten bleiben sie in stetem Zusammenhange mit den Mutterpolypen, und die Stöcke bilden dann, je nach der Anordnung der Knospen, Bäume Knollen, Federn, Pilze und dergleichen Formen. Solche Colonien, deren Einzelthiere durch das Gefäßsystem der Matrix alle miteinander in Verbindung stehen, können ins Unendliche fortwachsen, auch wenn die Basis abgestorben ist. K. kommen in allen Meeren und Breiten vor. Wirkliche Bänke bilden sie durch ihre Anhäufung nur in den tropischen Meeren, wo ganze Inselgruppen und Halbinseln durch sie gebildet worden sind. Charles Darwin hat in seinem Werke «Ueber Korallenriffe» gezeigt, daß verschiedene Formen existiren: Küstenriffe, wo die Polypen längs den Küsten gebaut haben, sodaß kein Raum zwischen dem Riff und dem Lande bleibt; Dammriffe, wo ein mehr oder minder breiter Kanal sich zwischen Riff und Land hinzieht, und Lagunenriffe, wo ein meist mehr oder minder rundes Riffband eine innere seichte Lagune einschließt, wie dies in vielen Inselgruppen der Südsee sich findet. Darwin hat nachgewiesen, daß diese Formen durch Senkung des Landes, indem die Polypen stets nach oben bis zu einem gewissen Niveau fortbauen, ineinander übergehen. Ganze Gebirge der verschiedenen Kalkformationen im Jura, der Trias sind solche, in frühern geol. Perioden aufgebaute Korallenriffe. Im engern Sinne heißt Korall oder Edelkorall (Isis nobilis) eine im Mittelmeere vorkommende Art aus der Familie der Gorgoniden, die sich eine mehr oder minder lebhaft rothgefärbte, baumartig verästelte, innere Kalkachse baut, welche zum Schmuck verwendet wird. Sie wird mit eigens gebauten Schiffen und Netzen in mehrern hundert Faden Tiefe besonders an den Küsten Algeriens und Sardiniens von Fischern, die fast alle aus Procida und Torre del Greco stammen, gefischt und besonders in Neapel zu Perlen, Cameen u. s. w. verarbeitet. Der Werth der jährlich in den Handel gebrachten rohen K. steigt über 1 Mill. Frs. Lacage-Duthiers hat im Auftrage der franz. Regierung über das Edelkorall, seine Fortpflanzung und Gewinnung erschöpfende Untersuchungen angestellt («Du corail», Par. 1865).

Korallenmoos, s. Corallina.

Koran oder Alkoran, d. i. der Koran, heißt das in arab. Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, welches das enthält, was Mohammed als göttliche Offenbarung in verschiedenen Perioden seines Lebens verkündigte. Gesammelt wurde das Buch erst nach seinem Tode von Abubekr, Mohammed's Schwiegervater, worauf es der dritte Khalif Othman redigiren und verbreiten ließ. Es gilt als die heil. Quelle aller mohammed. Theologie und Jurisprudenz. Dasselbe enthält Reden Mohammed's an seine Anhänger, Lobpreisungen Gottes, Gesetze, Dogmen, Ermahnungen, Polemik gegen Götzendiener, Juden und Christen und Legenden in einer einfachen, kräftigen Sprache, welche bisweilen zu dichterischem Schwunge sich erhebt. Nicht wenige Ideen des K. sind unverkennbar aus der Bibel nach der spätern jüd. und christl. Tradition entlehnt. Vgl. Geiger, «Ueber die jüd. Quellen des K.» (Bonn 1832). Trefflich sind die darin gegebenen Belehrungen über Gott, Vorsehung, Auferstehung, Belohnungen und Bestrafungen und die Gesetze und Entscheidungen den einfachen Bedürfnissen des Volks angemessen. Auf das nachdrücklichste wird darin die Einheit Gottes behauptet; Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Sklaven werden dringend anempfohlen. Die darin aufgestellte Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung, sodaß der Mensch keine Linie breit vom Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet, dann die in lebhaften Bildern abgefaßte Schilderung des künftigen Lebens, endlich die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Himmel sei, dies alles, in Verbindung mit der Raub- und Kampflust der Araber, diente dazu, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes gebietet der K. häufige Reinigungen und untersagt den Genuß berauschender Getränke, während er die Vielweiberei zwar gestattet, jedoch beschränkt. Das ganze Werk besteht aus 114 Kapiteln, Suren genannt, von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronol. Folge aneinandergereiht. Unter den zahlreichen mohammed. Erklärungen des K. ist die von Beidhâwi aus dem 15. Jahrh. (herausg. von Fleischer, Lpz. 1844) die ausgezeichnetste. Von den vielen Ausgaben ist die beste von Flügel (3. Aufl., Lpz. 1858). Außerdem wurde der Text öfters gedruckt, in Petersburg seit 1787, in Kasan seit 1803, in Kalkutta, in Teheran und andern Orten Indiens und Persiens mit hindostan. und pers. Uebersetzungen und Commentaren. Unter den Uebersetzungen sind zu erwähnen die lateinische von Maracci, die englische von Sale (Lond. 1734 u. öfter), die französische von Kazimirski (Par. 1840 u. öfter), die deutschen von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (5. Aufl., Bielef. 1865). Vgl. Weil, «Historisch-kritische Einleitung in den K.» (Bielef. 1844); Nöldeke, «Geschichte des K.» (Gött. 1863).

Korcyra, griech. Kerkyra, die nördlichste der Ionischen Inseln, auf der Westseite von Epirus, jetzt Korfu (s. d.), erscheint bei Homer bereits unter dem Namen Scheria und war im heroischen Zeitalter der Sitz der Phäaken und ihres Königs Alkinoos. Später wurde sie von Liburnern und um 700 v. Chr. von Korinthern bevölkert und erlangte bei der günstigen Lage durch Schiffahrt und Handel ein solches Uebergewicht auf dem Adriatischen und Ionischen Meere, daß sie selbst auswärts Colonien gründete und mit dem eifersüchtigen Korinth in einen Kampf gerieth, der mit der Besiegung des letztern endigte. In der folgenden Zeit wurde K. in den Peloponnesischen Krieg verwickelt, sank aber unter und nach der macedon. Herrschaft und kam 220 v. Chr. unter den Schutz der Römer. Die Bewohner von K. waren wegen ihres betrügerischen Sinnes und anmaßenden Betragens im Alterthume übel berüchtigt. Vgl. Mustoxydes, «Illustrazioni Corciresi» (2 Bde., Mail. 1811—14).

Kordofan oder Kordifal, eine große Landschaft im Innern Afrikas, früher ein unabhängiges Reich, seit 1821 unter türk.-ägypt. Oberherrschaft, erstreckt sich mit dem zu Türkisch-Nubien gehörenden Theile von 12—15° nördl. Br. und von 47$^1/_5$—49$^1/_{12}$° östl. L., von der Bahiudawüste im N. bis zum Dschebl-Deier, einem Ausläufer des mächtigen Takale- oder Teggele-Bergstocks im S., sowie von den Ufern des Bahr-el-Abiad oder Weißen Nil im O. bis zu einer fast unbewohnten, von unabhängigen arab. Nomadenstämmen durchschweiften Steppenzone im W., welche die Grenze gegen Darfur bildet, als eine ungeheuere Savanne, die in der trockenen Jahreszeit ganz dürr und wüstenartig daliegt, in der Regenzeit dagegen sich mit der üppigsten Grasvegetation bedeckt, wodurch das Land zu einem Paradiese wird. Mimosenwälder unterbrechen jedoch diese Grasfluren auf weiten Strecken, und hier und da gibt es selbst in der nassen Jahreszeit unfruchtbare Stellen. In geringer Tiefe findet man ein weites unterirdisches, zur Bewässerung der Felder durch Brunnen benutztes Wasserbecken. Aus den Ebenen, deren mittlere absolute Höhe 1800 F. beträgt, und die sich allmählich von S. nach W. erheben, steigen mehrere Berggruppen und isolirte Berge rund um den Hauptort El-Obeid, besonders aber zwischen der Nord- und Südhälfte des Landes auf, deren höchste Gipfel aber nicht 3000 F. erreichen. Um-

gekehrt gibt es südlich von Obeid eine beckenartige Vertiefung von mehrern Meilen Umfang, Birkeh (See) genannt, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllt und zu einem wahren Süßwassersee wird, der selbst im Sommer nicht ganz vertrocknet. Die Savanne ist in der Nähe von Brunnen mit Dörfern besetzt und in der Regenzeit von Nomadenstämmen mit zahlreichen Heerden, besonders von Kamelen, bewohnt, in der trockenen Jahreszeit aber von diesen verlassen. Ungeheuere Antilopenheerden, Giraffen, Strauße und Vögel der verschiedensten Art bilden das Thierreich dieses Theils der Ebene mit stellenweise prächtigem Pflanzenwuchse, unter dem zwar die Palmen mangeln, der dafür aber die ungeheuern Adansonien bietet. Der südl. Theil K.s ist zwar auch eine Savannenebene, doch findet infolge der thonigen Beschaffenheit des Bodens eine gleichförmigere und dauernde Bewässerung desselben statt, die wiederum eine bewundernswürdige Fülle der Vegetation zur Folge hat. Das Gras der Savanne bildet hier einen förmlichen Wald, und die Einförmigkeit der Mimosenwälder verschwindet vor der zunehmenden Menge Adansonien, Cassien und Tamarinden; auch die Palme tritt wieder auf. Außer Löwen, Leoparden, Affen und einer Menge Hyänen findet man mehrere seltene Vögelarten, große Ameisenbären und viele Arten großer Antilopen. An verschiedenen Orten wird ausgedehnte Eisengewinnung betrieben. K. wird von einem Stamme der Nubaneger bewohnt, der von seinen Heerden lebt und unter einem dem Vicekönig von Aegypten unterworfenen Negerhäuptlinge steht. Außer diesen Negern finden sich in K. auch viele eingewanderte Dongolesen, die besonders Handel, und mehrere aus Hedschas gekommene Beduinenstämme, die Viehzucht treiben. Die erstern betreiben den Karavanenhandel zwischen Dongola und Darfur, dessen Hauptartikel Sklaven, Gold, Gummi-arabicum, Weihrauch, Natrum und Häute sind. K. gehorchte früher den Herrschern des Sennaar und wurde um die Mitte des 18. Jahrh. denen des Darfur unterworfen; 1821 unterjochte es Mehemed-Ali, indem er eine Menge Einwohner in die Sklaverei abführte und die Araberstämme zu einem Tribut zwang. Mit dem District Takale wird K.s Areal auf 1650 Q.-M., die Bevölkerungszahl auf 400000 geschätzt. Die jetzige Hauptstadt Obeidh oder El-Obeid, oder Lobeid, in einer 5 St. breiten, flachen Vertiefung am Nordwestfuße des Dschebl-Kordofan und im Mittelpunkte des Landes, 34 M. vom Bahr-el-Abiad, 25 von Darfur gelegen, besteht eigentlich aus drei verschiedenen Ortschaften, von denen jede durch Angehörige verschiedener Völkerstämme ausschließlich bewohnt wird, ist weitläufig und schlecht gebaut, meist niedrige Strohhütten enthaltend und zählt 20000 E., nach andern nur 5000, welche schöne Flechtarbeiten aus Palmenfasern und zierliche silberne Filigranarbeiten fabriciren und bedeutenden Handel mit den Nubabergländern und Darfur treiben, wofür viel Gummi, Gold und Elfenbein bezogen wird. Andere Orte sind: Bara, einst die Hauptstadt von K., jetzt die erste Stadt nach Obeid und 8 M. im N. von diesem gelegen, von fleißig bewässerten und cultivirten Dattelpalmgärten umgeben. Vgl. Rüppell, «Reisen in Nubien, Kordofan u. s. w.» (Frankf. 1829); Palme, «Beschreibung von K. und einigen andern Ländern» (Stuttg. 1843).

Korea, von den Eingeborenen Tsjo-sjön, von den Japanern Korai, von den Chinesen Kaoli (in älterer Zeit Tschao-Sjan) genannt, ist ein Königreich nordöstlich von China, das bei einem Flächenraume von 4128 Q.-M. die Halbinsel einnimmt, die sich, im N. von der Mandschurei begrenzt, von dieser aus nach S. hin zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meere bis zur Straße von K. erstreckt. Diese Halbinsel wird, im N. durch das die Schneelinie erreichende Küstengebirge der Mandschurei von dieser getrennt, durch eine von diesem Gebirge auslaufende Bergkette gestaltet, die das Land von N. nach S. der Länge nach durchzieht und sich besonders im O. hoch und steil erhebt. Vermöge der schmalen, langgestreckten Form dieser Halbinsel und ihrer gebirgigen Beschaffenheit hat sie keine großen Flüsse; dagegen ist sie, vorzüglich auf der Süd- und Westseite, von einer Menge kleiner Inseln umgeben, deren größte Quelpaert ist. Obschon nur zwischen 34—42° nördl. Br. gelegen, ist das Klima des Landes durchaus nicht mild, sondern leidet, wie im Verhältniß der ganze Osten Asiens, von sehr heißen Sommern und sehr kalten Wintern. K. ist in den minder hohen Gegenden und den Thälern der südl. Provinzen ein fruchtbares Land, das vorzüglich Reis, Getreide, Taback, Obst, Baumwolle und Hanf erzeugt; im rauhern, mit großen Wäldern, aber auch vielen wüsten Strecken bedeckten Norden ist die Ginsengernte und Zobeljagd Haupterwerb. Merkwürdigerweise schweift hier der Königstiger bis zu 42° nördl. Br., und Tiger- und Pantherhäute gehören mit zu den Ausfuhrartikeln. Die Viehzucht, besonders der Pferde und Rinder, letztere nur als Zug- und Lastthiere, blüht in K.; der Bergbau wird auf edle und unedle Metalle, auf Steinsalz und Steinkohlen betrieben, doch scheint nur die Ausbeutung des Eisens freigegeben, die andern Erzlager der Regierung vorbehalten zu sein. Die Einwohner, deren Zahl mit der meisten Wahrscheinlichkeit auf 9 Millio-

nen anzuschlagen ist, gehören zum mongol. Menschenstamme und bilden einen eigenen, selbständigen Volkstypus. Vor den Chinesen zeichnen sie sich durch größere Energie und Selbständigkeit, vorzüglich aber durch die Abwesenheit jenes dünkelhaften Stolzes aus, den der Chinese gegen den Ausländer, besonders den Europäer zeigt; dagegen sind aber auch ihre Sitten minder verfeinert als die der Chinesen und Japaner. Sie sprechen eine eigenthümliche, ebenso von der chinesischen wie von der mandschuischen verschiedene Sprache, die uns nur wenig bekannt ist, jedoch zu den sog. einsilbigen oder flexionslosen zu gehören scheint und mit einer besondern, aus 168 Zeichen bestehenden Schrift geschrieben wird. Neben der einheimischen ist die chines. Sprache und Literatur außerordentlich verbreitet. In den technischen Gewerben scheinen die Koreaner, wenn auch nicht die Vollkommenheit der Chinesen, so doch große Fertigkeit erlangt zu haben. Berühmt ist ihr Papier, von dem ungeheuere Mengen nach China ausgeführt werden, und aus welchem sie Hüte, Regenschirme, Säcke und sogar dauerhafte Mäntel verfertigen; auch Töpfer- und Porzellanwaaren bilden einen Hauptzweig der inländischen Gewerbthätigkeit. Ihre Gewebe aus Hanf und Baumwolle sind grob, ihre Seidenwaaren mehr dicht als fein. Diese wie jene aber gehören zu den Ausfuhrartikeln sowie Ginseng, Felle, Rohseide, Baumwolle und Waffen, namentlich Säbel und Dolche, welche in China sehr gesucht werden. Außerdem sind die Koreaner tüchtige Seeleute und Fischer, die einen lebhaften Handel mit den Häfen Chinas sowie zwischen denen des eigenen Landes treiben und auf Heringsfischerei, ja selbst auf den Walfischfang ausgehen. Der Verkehr mit Japan ist dagegen beschränkt, indem japan. Fahrzeuge nur nach dem koreischen Hafen Fu-schan und koreische nur nach Nangasaki in Japan kommen dürfen. Von der Regierungsverfassung weiß man nur so viel, daß die höchste Gewalt auf unumschränkte Weise von einem Könige sehr despotisch geübt wird, der ein ebenso ausgebildetes Beamtenpersonal, wie es in China besteht, zur Verfügung hat. Die Landmacht soll bis auf 640000 Mann gebracht werden können; die Seemacht zählt 200 Segel. Die gewöhnlich angenommene Abhängigkeit des Königs vom Kaiser von China beschränkt sich darauf, daß er jährlich zweimal eine Gesandtschaft an den Hof zu Peking mit Geschenken schickt und auf einer dieser Reisen den chines. Kalender holen läßt, nach dem man in K. rechnet. Auch der Austausch von Geschenken mit dem Hofe von Japan scheint nur eine nachbarschaftliche Höflichkeitsbezeugung zu sein, welche aber die Eitelkeit der Japaner als ein Abhängigkeitsverhältniß darzustellen beliebt. Die Religion scheint eine Mischung von Buddhismus und der Lehre des Confucius zu sein. Seit etwa 1837 haben röm.-kath. Missionare in dem Lande festen Fuß zu fassen gesucht, nach deren Bericht von 1857 die Gesammtzahl der christl. Bevölkerung 15206 Seelen beträgt. Das Königreich zerfällt in acht Tao oder Provinzen. Die wichtigste derselben ist Kjeng-ki- oder King-ki-Tao, d. h. die Hofprovinz, in welcher die Haupt- und Residenzstadt Han-Jang liegt, ein umfangreicher, zwischen Bergen gelegener Ort, von hohen und dicken Mauern umgeben, schlecht gebaut und mit Ausnahme einer einzigen breiten Straße eng, dumpf und schmuzig, sehr stark bevölkert, aber nur durch seine große Bibliothek merkwürdig.

Korfu, die nördlichste der seit 1864 zum Königreich Griechenland gehörenden Ionischen Inseln (s. d.), im Alterthum Korcyra (s. d.) genannt, enthält auf 12,9 Q.-M. (1864) 64359 E., meist Griechen. Der nördliche Theil der Insel ist sehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen u. s. w.; doch gibt es große Strecken unbenutzter Heide und verpestende Moräste. Die Insel ist durchgehends gebirgig, und wie auf den übrigen Ionischen Inseln sind die Berge auch hier meist kahl und dürr und nur die bewässerten Thäler und niedern Gegenden anbaufähig. Fast alles Getreide und Fleisch bezieht die Insel aus Morea. K. theilte seit dem Mittelalter das Schicksal der übrigen Ionischen Inseln. 1401 kam es definitiv an die Venetianer, die 1537 sowie 1716 zwei Landungen und heftige Angriffe der Türken tapfer zurückwiesen und vereitelten. Besonders ist die letztere Kriegsthat berühmt, wo der tapfere Joh. Matthias Graf von der Schulenburg die Festung K. glorreich vertheidigte. Die Hauptstadt K., Sitz eines griech. Nomarchen, dessen Sprengel sich außer K. auch über Paxo erstreckt, eines Appellationsgerichts, eines griech. Metropoliten und eines kath. Erzbischofs, hat einen sichern und geräumigen Hafen, ansehnliche Schiffswerfte und etwa 25000 E., die bedeutenden Handel treiben. Die Stadt besitzt 43 Kirchen, eine öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden und verschiedene Unterrichtsanstalten. Die 1823 gestiftete Universität wurde 1865 aufgehoben und in ein Lyceum umgewandelt.

Koriander, s. Coriandrum.

Korinna, eine zugleich durch außerordentliche Schönheit berühmte lyrische Dichterin der Griechen, um 500 v. Chr., stammte aus Tanagra in Böotien, hielt sich aber häufig zu Theben

auf, weshalb sie bisweilen auch eine Thebanerin genannt wird, und soll selbst über Pindar, dessen ältere Zeitgenossin sie war, fünfmal in den musikalischen Wettstreiten den Sieg davongetragen haben, daher ihre Bildsäule in dem Gymnasium zu Tanagra aufgestellt wurde. Wegen der Zartheit und Weichheit ihrer Gesänge erhielt sie wahrscheinlich den Beinamen der «Fliege» in demselben Sinne, wie man Sappho und Erinna «Bienen» nannte. Von ihren zahlreichen, im äolischen Dialekt verfaßten Gedichten sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche von Bergk in «Lyrici poetae Graeci» (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1865) gesammelt und von Vorberg in «Hellas und Rom» (Zür. 1842) übersetzt worden sind.

Korinth (griech. Korinthos), die angesehenste und reichste Handelsstadt des alten Griechenland, verdankte diese ihre Bedeutung ihrer unvergleichlichen Lage am südl. Ende des Isthmus (s. d.), der natürlichen Brücke zwischen dem Peloponnes und dem nördl. Griechenland, zwischen zwei Meeren (dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen), welche die herrlichsten Häfen (Lechäon im W., Schoenus und Kenchreä im O., die beiden erstern durch den sog. Diolkos, eine breite Fahrbahn, auf welcher Waaren und kleinere Schiffe über den Isthmus transportirt werden, untereinander verbunden) zum Verkehr mit dem O. wie mit dem W. darboten. Die Stelle der Stadt ist eine tafelförmige Hochfläche am nördl. Fuße eines steilen Felsberges, dessen umfänglicher Gipfel die Akropolis (Akrokorinthos), eine der stärksten Festungen des Peloponnes und der Schlüssel zur ganzen Halbinsel, trug. Die älteste, von thessalischen Minyern (Aeolern) gegründete Niederlassung auf dieser Stätte soll den Namen Ephyra geführt haben, der aber frühzeitig durch den der Stadt bis auf die Gegenwart verbliebenen Namen Korinthos ersetzt wurde. Infolge der dorischen Wanderung kam sie unter die Herrschaft dorischer Könige aus dem Geschlechte der Herakliden, welche dann in eine Oligarchie überging, indem die zu den Herakliden gehörige Familie der Bacchiaden im erblichen Besitze der Regierung war. Schon unter der Herrschaft dieser wurden zur Förderung des Handels nach W. Colonien auf der Insel Korkyra und auf Sicilien (Syrakus) gegründet (734 v. Chr.). 655 v. Chr. trat nach Vertreibung der Bacchiaden Kypselos als Tyrann (demokratischer Monarch) an die Spitze des Staats. Sowol er als auch sein Sohn und Nachfolger Periandros (625—585 v. Chr.) sicherten durch Anlage einer Kette von Handelsstationen auf den Küsten von Aetolien, Akarnanien, Epirus und Illyricn ihrer Stadt die Alleinherrschaft im westl. Meere und hoben zugleich durch Gründung der Colonie Potidäa auf der thrazischen Halbinsel Pallene und durch Anknüpfung von Verbindungen mit den griech. Städten Kleinasiens und mit den Königen von Lydien und Aegypten ihre Macht und ihren Einfluß im O. Auch beförderten sie Industrie und Kunst, wie besonders den Schiffbau, die Architektur (Korinthische Säulenordnung), die Plastik in Thon und in Erz (das Korinthische Erz [s. d.]). Nachdem Periander's Sohn, Psammetichos, mit Hülfe der Spartaner vertrieben worden war (581 v. Chr.), wurde eine gemäßigt aristokratische Verfassung eingerichtet; die Stadt trat dem Bunde der peloponnesischen Staaten unter Spartas Hegemonie bei und nahm als Glied desselben theil an dem Peloponnesischen Kriege, aus dem sie ungeschmälert an Macht und Reichthum hervorging. Die Zahl der Bevölkerung wuchs fortwährend, ebenso steigerte sich immer der Zufluß von Fremden, die theils Handelsgeschäfte, theils die berühmten Isthmischen Spiele nach der an Glanz und Pracht ihrer Gebäude, aber auch an Ueppigkeit und Gefahren für leichtsinnige Verschwender (besonders waren in dieser Hinsicht die korinth. Hetären berüchtigt) von keiner Stadt des Alterthums übertroffenen Großstadt führten. Der sog. Korinthische Krieg zwischen den Spartanern und den verbündeten Thebanern, Athenern, Korinthern und Argivern (394—387) brachte der Stadt zwar manche empfindliche Verluste, doch erholte sie sich davon bald wieder. Gefährlicher und drückender wurde für sie der Verlust ihrer Selbständigkeit durch die Oberherrschaft der Macedonier über Griechenland, besonders als sie gezwungen wurde, eine macedon. Besatzung in Akrokorinth aufzunehmen. Polit. Bedeutung erlangte sie wieder nach Vertreibung derselben durch ihren Beitritt zum Achäischen Bunde (243 v. Chr.), in dessen Kämpfen gegen Rom sie eine hervorragende Rolle spielte, die freilich ihre gänzliche Vernichtung durch den röm. Consul Mummius (146 v. Chr.) zur Folge hatte. Ueber 100 J. lag sie in Trümmern, bis Julius Cäsar auf der verödeten Stätte eine röm. Colonie unter dem Namen Laus Julia Corinthus anlegte (44 v. Chr.), die in der röm. Kaiserzeit wenigstens einen Schimmer ihres alten Glanzes wieder gewann und auch eine der ersten Pflanzstätten des Christenthums auf griech. Boden wurde. In den letzten Jahrhunderten des Alterthums und im frühern Mittelalter litt sie furchtbar durch die Einfälle barbarischer Völker in den Peloponnes. Doch trotz dieser Unfälle, zu denen später der Druck der türk. Herrschaft, Verwüstung im Befreiungskriege und wiederholte Erdbeben, die noch neuerdings die

Umgegend des Isthmus heimgesucht haben, hinzukamen, steht noch jetzt auf der alten Stätte ein freilich ärmliches und unansehnliches Städtchen mit wenig über 3000 E., das der Hauptort der zum Nomos Argolis und Korinthia gehörigen Eparchie Korinthia ist.

Korinthen oder kleine Rosinen (Passulae minores der Apotheken) sind die getrockneten rothen oder blauen Beeren einer kleinfruchtigen, kernlosen Spielart des gemeinen Weinstocks (Vitis vinifera apyrena), welche im Oriente und vorzugsweise in Griechenland cultivirt wird. Ihren Namen haben sie von der Stadt Korinth, in deren Gegend sie zuerst gezogen worden sein sollen. Sie sind sehr klein, ungleich, rund, dünnhäutig, kernlos und sehr süß, am geschätztesten die von der Insel Zante kommenden. Wegen ihrer Süßigkeit, Vertheilbarkeit und Kernlosigkeit sind sie zu Gebäcken, wie auch zu allerhand Brühen u. s. w. sehr beliebt. Da sie einen Hauptausfuhrartikel Griechenlands ausmachen, so ist ihr Misrathen für das ohnedem nicht reiche Land sehr drückend. In einigen Gegenden Griechenlands wird aus den Korinthentrauben auch ein sehr süßer, ölartiger Wein, der Korinthenwein, gewonnen.

Korinthisches Erz (aes Corinthium) nannten die Alten ein eigenthümliches, von ihnen selbst sehr geschätztes Metall, welches namentlich zu Gefäßen, bisweilen auch zu Bildsäulen gebraucht wurde und, wie man gewöhnlich annahm, eine Mischung aus Gold, Silber und Kupfer enthielt, nach dem Urtheile anderer Kenner aber nur ein sehr gereinigtes und raffinirtes Kupfer war, dessen Farbe bald ins Helle und Weißliche, bald ins Dunkelbraune spielte, bald die Mitte hielt. Da die Erfindung dieses Erzes in die früheste Zeit hinaufreicht, so fällt von selbst das Märchen zusammen, welches Florus und Plinius über die Entstehung desselben mittheilen, daß es nämlich bei der Zerstörung und dem Brande von Korinth 146 v. Chr. aus den geschmolzenen Massen des damals in großer Menge dort vorhandenen Goldes, Silbers und andern Metalls gebildet worden sei, sowie die Erzählung einiger alter Schriftsteller, daß dasselbe erst durch die Abkühlung in der Quelle Pirene seine Vortrefflichkeit erhalten habe.

Kork ist ein eigenthümliches Zellgewebe, welches sich bei allen Holzgewächsen in der Oberhaut und den darunterliegenden Zellgewebsschichten der Rinde entwickelt, eine mehr oder weniger dicke Hülle um die Stämme bildet und hier die Bestimmung hat, die Verdunstung des in dem Stamme und den Aesten circulirenden Saftes zu verhindern. Ferner sind die Kartoffeln, auch andere Knollen, mit einer dünnen Korkhaut überzogen, die demselben Zwecke dienen mag. Auch erzeugt sich K. an allerhand Pflanzentheilen, wo oberflächliche Verwundungen (Abreibung der Oberhaut u. s. w.) stattgefunden haben, um diese Wundflächen zu schließen (z. B. an Früchten, Stengeln, selbst Blättern). Endlich kommt auch im Innern von Pflanzentheilen Korkbildung vor, wenn erkrankte Stellen von den angrenzenden gesunden Geweben abgesperrt werden sollen (z. B. bei der sog. trockenen Fäule der Kartoffeln), indem das Korkgewebe für Gase und Flüssigkeiten undurchdringbar ist, worauf ja auch die Benutzung des K. zu Stöpseln beruht. Wenn aber auch der K. ein allgemein verbreitetes Pflanzenproduct ist, so entwickelt er sich doch nur bei zwei Bäumen in deren Rinde in solcher Stärke, daß die von ihm gebildete Schicht zu technischen Zwecken brauchbar wird. Dies sind die beiden Korkeichen (s. Eiche), welche den sämmtlichen in den Handel kommenden K. (auch Pantoffelholz genannt) liefern. Doch auch die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich bildende Korkrinde dieser Bäume, welche oft mehrere Zoll Stärke erreicht und sich periodisch von selbst abtrennt, ist für technische Zwecke unbrauchbar, weil sie von außen her rasch abstirbt und von vielen Spalten und Rissen durchsetzt wird. Um einen brauchbaren K. zu erzeugen, müssen deshalb die Bäume periodisch geschält werden. Man beginnt damit bei 15jährigen Korkeichen, indem man den bis dahin gebildeten K. vorsichtig abschält, ohne die eigentliche innere Rinde, welche den K. erzeugt, zu verletzen. Die sich neubildende Korkschicht läßt man 3—4 J. lang ungestört sich entwickeln, worauf man dieselbe wieder ebenso vorsichtig wegnimmt. Erst nachdem dies dreimal geschehen ist, wird eine brauchbarere Korkschicht erzeugt, die man 6—10 J. wachsen läßt, worauf man sie abschält. Der abgeschälte K. wird in Wasser gelegt, dann scharf gepreßt, damit er ebene Platten bilde, worauf man dieselben auf heißen Eisenplatten oder auf erdiger Unterlage unter Anwendung starker Wärme trocknet. Deshalb erscheinen die in den Handel kommenden Korkplatten auf der einen Seite stets geschwärzt und von feinen Rissen durchzogen. Aus solchen Platten werden sodann mit scharfen Messern die Korkstöpsel aus freier Hand geschnitzt, nachdem zuerst die Platten in Würfel zerschnitten worden sind. Ein geübter Arbeiter vermag 2000 Stöpsel täglich zu fertigen. Außer Stöpseln werden aus K. Sohlen, Rettungsringe und Rettungsboote für Schiffe (der K. ist bekanntlich viel leichter als Wasser) verfertigt. Auch bedient man sich in den korkerzeugenden Ländern (z. B. in Spanien) der Korkplatten zu Bedachungen, Fußböden, Sesseln

und Bienenstöcken. Die zerkleinerten, bei der Stöpselfabrikation gewonnenen Abfälle benutzt man zum Füllen von Matratzen, welche auf Schiffen zugleich als Rettungsapparate dienen können. Vorsichtig verkohlter K. gibt die feine, Spanisches Schwarz genannte Farbe. Außerdem wird K. zum Ausschneiden von Modellen und von Nachbildungen von Bauwerken und Landschaften gebraucht. Unter den korkerzeugenden Ländern nimmt Spanien den ersten Rang ein.

Korn, s. Roggen.

Kornblume, s. Centaurea.

Kornelkirschenbaum, s. Cornus.

Körner (Christian Gottfr.), der Vater Theodor Körner's (s. d.), geb. 2. Juli 1756 zu Leipzig, wo sein Vater Superintendent war, widmete sich in Leipzig und Göttingen dem Studium der Rechte und habilitirte sich an der Universität seiner Vaterstadt, nachdem er eine größere Reise gemacht hatte. 1783 folgte er dem Rufe nach Dresden als Oberconsistorialrath, wurde 1790 Oberappellationsgerichtsrath, 1798 Geh. Referendar im Geheimen Consilium, 1811 aber in das Appellationsgericht zurückversetzt. In ihm vereinigte sich mit dem Eifer für die Wissenschaft seines Berufs ein reger Sinn für Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Worts. Er war Schiller's vertrauter Freund, stand mit Goethe im Briefwechsel und wußte, von einer trefflichen Gattin unterstützt, an seine nächsten Umgebungen den Geist der Kunst und Wissenschaft zu fesseln. Sein Haus war jahrelang ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Einheimische und Fremde. Auf seinem in Loschwitz bei Dresden höchst anmuthig gelegenen Weinberge schrieb Schiller seinen «Don Carlos». Mit Freimüthigkeit erklärte K. sich 1813 für die Sache Deutschlands und gab seinem Sohne unbedenklich seine Einwilligung zum Eintritt in die Reihen der freiwilligen Krieger. Unter dem russ. Gouvernement wurde er Gouvernementsrath. Bei der Auflösung dieser Behörde folgte er 1815 einem Rufe in preuß. Dienste nach Berlin, nachdem er noch zu Dresden im März 1815 auch seine einzige Tochter Emma durch den Tod verloren hatte. Als Staatsrath, später als Geh. Oberregierungsrath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten thätig, wußte er sich auch in seinem neuen Vaterlande Vertrauen und Achtung sowie als Mensch die Liebe und Verehrung aller ihm Nahestehenden zu erwerben. Er starb zu Berlin 13. Mai 1831 und wurde, wie er gewünscht hatte, neben seinen Kindern bei Wöbbelin zur Ruhe bestattet. Seine Theilnahme an dem Entwickelungsgange der neuern deutschen Literatur und die Vielseitigkeit seiner Bildung beweisen nicht blos die veröffentlichten brieflichen Zeugnisse Goethe's und Schiller's, sondern auch einzelne werthvolle schriftstellerische Leistungen auf staatswissenschaftlichem und ästhetischem Gebiete, namentlich aber «Schiller's Briefwechsel mit K.» (4 Bde., Berl. 1847). An Schiller's Biographie von Frau von Wolzogen hat K. wesentlichen Antheil; auch besorgte er von 1812—16 die Herausgabe von dessen Werken.

Körner (Theodor), deutscher Dichter, geb. zu Dresden 23. Sept. 1791, der Sohn des vorigen, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, während zugleich der Vater selbst und der gesellige Geist des älterlichen Hauses sowie die Verehrung, mit der die Familie an Schiller hing, vom belebendsten Einfluß auf die Ausbildung seiner Talente waren. Frühe Versuche schienen über seine Anlage zur Dichtkunst keinen Zweifel übrig zu lassen. Nachdem er zwei Jahre lang, um Mineralogie zu studiren, die Bergakademie zu Freiberg besucht hatte, bezog er 1810, kurz nach Erscheinen der ersten Sammlung seiner dichterischen, meist noch sehr unreifen Versuche unter dem Titel «Knospen», die Universität zu Leipzig. Da er aber einem sehr unbestimmten Dichterideal und einem ziemlich wüsten Begriff von Genialität nachjagte, entschlug er sich jedem tiefern und gründlichern Studium und ließ sich durch akademische Verbindungen zu Verirrungen hinreißen, welche ihn die Universität zu verlassen nöthigten. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Wien, wo er sich verlobte und durch mehrere dramatische Erzeugnisse, welche er schnell hintereinander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Einige derselben, wie «Der grüne Domino», «Die Braut» und der «Nachtwächter», gehören noch jetzt zu den bessern deutschen Lustspielen. Seine Dramen ernstern Charakters, wie «Toni» und «Hedwig», bekunden den ziemlich gewandten Bühnenpraktiker und Versificator, offenbaren aber einen Mangel an Menschenkenntniß, für welchen man in der Jugend des inzwischen zum kaiserl. Theaterdichter ernannten Verfassers eine Entschuldigung finden kann. Seine beiden größern Trauerspiele «Zriny» und «Rosamunde» wurzeln ganz in dem Jambenpathos Schiller's, fesseln aber besonders die Jugend durch Reinheit und Lyrik des Gefühls und durch den darin sich deutlich kundgebenden jugendlichen Enthusiasmus für alles Gute und Edle. Namentlich war in jener Zeit des Drucks und der geheim gärenden Volkskraft das Trauerspiel «Zriny» mit seiner Darstellung echten Heldenmuths von leicht erklärlicher mächtiger Wirkung. Als sich die deutsche

Nation gegen die Napoleonische Fremdherrschaft erhob, zog auch der begeisterte K., welcher schon früher in Liedern die Schmach und Unterdrückung des Vaterlandes beklagt hatte, mit in den Krieg und fand jetzt erst den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte. Die unter dem Titel «Leier und Schwert» und durch die Weber'schen Melodien populär gewordenen patriotischen Lieder, welche er nun dichtete, und durch die er mächtig auf den kriegerischen Sinn der Deutschen wirkte, sind nicht nur das Beste unter K.'s sämmtlichen Dichtungen, sondern gehören überhaupt zu den schönsten und begeistertsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Durch diese glühenden Lieder und seinen heldenmüthigen Tod errang er sich ein unvergängliches Andenken, das ihm seine übrigen, zum Theil ganz löblichen lyrischen und dramatischen Leistungen nicht verschafft haben würden. Er hatte sich anfangs den Lützow'schen Büchsenjägern zugesellt; allein die Unthätigkeit, in welcher dieselben nach der Schlacht von Lützen bleiben mußten, bewog ihn, zu der Cavalerie des Corps zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen Streifzug in dem Rücken des Feindes mit. Fast wäre es den Franzosen gelungen, ihn in dem Gefechte bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen. Von Freunden in Leipzig gepflegt, ging er noch während des Waffenstillstandes über Teplitz wieder zu seinem Corps, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehrern Gefechten gegen die Franzosen mit kühnem Muthe. Er fiel 26. Aug. 1813 auf einem Felde neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, $\frac{1}{2}$ St. westlich von Rosenberg. Noch eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte er nach einem Nachtmarsche das bekannte Schwertlied beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Seine Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, begleitet von allen Offizieren des Corps und den Waffenbrüdern, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin bewilligte dem Vater K.'s einen Raum von 45 Q.-Ruthen um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Auch gab der Vater 32 auserwählte kriegerische Gedichte seines Sohnes unter dem Titel «Leier und Schwert» (Berl. 1811; 10. Aufl. 1863) sowie dessen «Poetischen Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1814—15) heraus. Ausgaben der «Sämmtlichen Werke» K.'s besorgten Streckfuß (in Einem Bande, Berl. 1834 u. öfter, zuletzt 1863; in 4 Bdn., Berl. 1838 u. öfter, zuletzt 1863) und Wolff (nebst Briefen u. s. w., 4 Bde., Berl. 1858). Vgl. Erhard, «K.'s Leben» (Arnst. 1821); Hadermann, «Theodor K.» (Berl. 1848); Brasch, «Das Grab zu Wöbbelin oder K. und die Lützower» (Schwer. 1861) und mehrere andere biographische Schriften, die 1863 bei Gelegenheit der 50jährigen Erinnerungsfeier an K.'s Tod erschienen.

Kornrade, s. **Agrostemma**.

Kornwurm nennt man zwei das aufgeschüttete Getreide angreifende Larven, welche die schädlichsten Insekten auf Kornböden sind und als schwarzer und weißer K. unterschieden werden. Der schwarze oder braune K. ist die Larve eines Rüsselkäfers, des schwarzen Kornkäfers (Calandra granaria), der nur 2 Linien lang und rothbraun ist, und dessen tief punktirtes Halsschild so lang als die gestreift punktirten Flügeldecken ist; die Fühler sind gebrochen, der Rüssel ist lang, und an seinem Grunde unter den Augen befindet sich eine rundliche Fühlergrube. Das Weibchen legt die Eier an die Getreidekörner, deren Mehl die Larve (der Wurm) auffrißt, die sich dann in der Hülle (Schale) verpuppt. Er wird selbst durch Kälte nicht getödtet und verursacht durch Fruchtbarkeit und Gefräßigkeit den größten Schaden. Als Gegenmittel gilt häufiges Umstechen des Korns; auch Besprengen mit scharfer Seifensiederlauge und darauffolgendes Absegen derselben vertilgt diesen K. Als zuverlässigstes Mittel zeigt sich aber nur ein vollständiges Räumen der Böden und Bestreichen der Wände und Fußböden mit frischgelöschtem Kalk, um die in den Ritzen überwinternden Käferchen zu tödten. Eine andere Art derselben Käfergattung, der Reiskornkäfer oder Glander (C. oryzae), der ebenfalls nur 2 Linien lang, schwarzbraun und auf den Flügeldecken mit vier rothen Flecken bezeichnet ist, wird dem Reis in den Koffern und Kisten der Kaufleute sehr schädlich. Der weiße K. ist die Raupe der Kornmotte (Tinea granella), welche 3 Linien lang ist. Ihr Kopf ist gelblich, die Vorderflügel sind grau, braun und schwärzlich marmorirt und hinten aufgerichtet, die Hinterflügel bräunlich. Das Weibchen legt seine Eier an die Getreidekörner, die ausgekrochene Raupe spinnt mehrere Getreidekörner zusammen, frißt sie aus und überwintert auf dem Gebälk der Kornböden in einem Gespinste aus abgenagten Holzspänchen, verpuppt sich im März oder April und fliegt dann nach vier Wochen aus. Dieser K. wird am besten durch Backofenwärme getödtet. Auch kann man neben die großen Körnerhaufen eine dünne Lage Korn hinstreuen und die erstern mit Tüchern zudecken, damit der Schmetterling seine Eier nur an diese dünne Körnerlage legt,

die dann mit den Eiern zugleich entfernt werden kann. Der rothe K. (Apion frumentarium), der gleichfalls zu den Rüsselkäfern gehört, ist $2\frac{1}{2}$ Linien lang, mennigroth, und nur die Augen sind schwarz. Er findet sich nur auf Gräsern im Freien und ist dem Getreide nicht schädlich, obschon er dafür gilt.

Koromandel, engl. Coromandel-Coast, ind. Tschola-Mandalam, d. i. Land der Tschola, eines uralten Herrschergeschlechts (s. Karnatik), heißt der östl. Küstenstrich der vorderind. Halbinsel am Bengalischen Meerbusen, und zwar im engern Sinne nur von dem der Nordspitze Ceylons gegenüber gelegenen Cap Kalimari (engl. Calymere-Point) unter 10° 17′ nördl. Br. bis Gondegam unter 15° 20′; misbräuchlich wird jedoch der Name auch auf die nordöstl. Fortsetzung der Küste ausgedehnt. Das eigentliche K., gewöhnlich als Theil von Karnatik betrachtet, umfaßt die Küstengebiete der brit. Districte Tanjore, Arkot, Tschinglepat (Chingleput), Nellore, einen langgestreckten Gürtel flachen, meist sandigen, von Strandseen, Haffen und Aestuarien unterbrochenen Bodens, gebildet von den Ablagerungen der die östl. Ghats durchbrechenden zahlreichen Flüsse, unter denen der Kaweri, Wellar (Vellaur), Panair, Palar und Pinair die bedeutendsten sind. Das Meer ist seicht und ohne einen einzigen natürlichen guten Hafen, obwol eine Reihe zum Theil starkbesuchter Seeplätze hier liegen, wie Negapatam, Nagore, Trankebar, Cuddalore, Pondichéry, Sadras, Madras und Pulicat. Von Anfang Oct. bis April wehen längst dieser Küste die Nordwinde, und zwar während der ersten drei Monate der Nordostmonsun mit solcher Heftigkeit, daß die Schiffahrt mit Gefahr verbunden ist. Um die Mitte des April fangen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Oct. dauern, und im Verlaufe dieser Monate kann man sich mit Sicherheit der Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über nicht selten ein brennendheißer Wind, der das Athmen erschwert, doch erfrischt der kühle Seewind über Nacht das Land. Das Klima ist im ganzen gesund; für Europäer freilich nur, soweit dies überhaupt in tropischem Klima möglich. Die sandige Beschaffenheit fast der ganzen Küste zeigt sich dem Reisbau nicht günstig. Dagegen ist die in Menge erzeugte Baumwolle eine Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Koronēa (griech. Koroneia), eine Stadt in Böotien, auf einem Hügel südöstlich von Chäronea und westlich vom See Kopaïs, ist jetzt fast spurlos verschwunden, war aber im Alterthume berühmt durch das allgemeine böotische Bundesfest, welches in der Nähe derselben bei einem Tempel der Minerva gefeiert wurde, und durch den freilich nicht entscheidenden Sieg, den die Spartaner hier unter Anführung des Agesilaus (s. d.) gegen die Thebaner, Athener und deren Verbündete in einer mörderischen Schlacht 394 v. Chr. erkämpften.

Körper heißt alles, was nach allen Seiten auf bestimmte Weise ausgedehnt ist oder bestimmte Raumbegrenzung hat. In der Geometrie nennt man die bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf ihre Materie, K., welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in K. mit ebenen oder krummen Grenzflächen eingetheilt werden. Unter den erstern sind die merkwürdigsten die Prismen und Pyramiden; unter den andern die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es K., die von ebenen und krummen Flächen zugleich begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Physik hingegen wird das K. genannt, was mit empfindbaren Qualitäten den Raum füllt. In der Naturlehre theilt man die K. in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie in feste oder flüssige, letztere in liquide oder tropfbar-flüssige und in expansible oder elastisch-flüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die K. eingetheilt in organisirte, die mittels gewisser Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen durch mechan. Kräfte entstehen und verändert werden. Die organischen K. sind entweder beseelte oder unbeseelte. Die Körperlehre ist theils allgemeine Naturlehre oder Physik; theils specielle, wie Astronomie, Mineralogie, Botanik, Geologie; theils physiologische, wie die Lehre vom menschlichen K., welche einen wesentlichen Theil der Anthropologie ausmacht.

Korsākow (Alexander Michailowitsch Rimskoi-), russ. General, geb. 24. Aug. 1753, machte von Jugend auf die russ. Militärcarrière und empfahl sich als Offizier im Semenow'schen Garderegiment der Kaiserin Katharina II., die ihn 1794 zum Begleiter des damaligen Grafen von Artois, nachherigen Königs von Frankreich, Karl's X., ernannte. In demselben Jahre machte er den Feldzug gegen die Franzosen in den Niederlanden mit und diente dann 1796 unter Subow im Kriege gegen Persien. Bei Kaiser Paul's I. Thronbesteigung wurde er Generallieutenant und 1799 mit 30000 Mann zur Unterstützung Suworow's in die Schweiz geschickt, wo er noch vor seiner Vereinigung mit demselben 25. Sept. bei Zürich eine vollständige Niederlage

durch den franz. General Masséna erlitt. 1801 ward er zum General der Infanterie und bald darauf zum Generalgouverneur von Litauen ernannt, in welchem Posten er sich durch Milde und Humanität allgemeine Achtung erwarb. Nach Ausbruch der poln. Revolution 1830 abberufen, starb er als Mitglied des Reichsraths 25. Mai 1840 zu Petersburg.

Korsar, abgeleitet vom ital. corso, d. i. Lauf oder Streiferei, heißt im allgemeinen jeder Seeräuber, welcher darauf ausgeht, Handelsschiffe aufzusuchen und sie wegzunehmen. Insbesondere aber versteht man darunter die ehemals von Algier, Tunis, Tripolis und den marokk. Häfen auslaufenden Raubschiffe, während man die europ. Schiffe, welche in Kriegszeiten mit Bewilligung ihrer Regierungen feindliche Schiffe wegnehmen, Kaper (s. d.) nennt.

Körte (Wilh.), verdient um die deutsche Literaturgeschichte, geb. 24. März 1776 zu Aschersleben, wo sein Vater Conrector an der Schule und dann Archidiakonus war, wurde in seiner Erziehung und Ausbildung besonders von seinem Großoheim Gleim überwacht. Er besuchte die Schulen zu Aschersleben und Halberstadt, studirte 1796—99 zu Halle Baukunst und schöne Wissenschaften und kehrte dann nach Halberstadt zurück, wo er ohne öffentliche Anstellung von dem Gehalt lebte, welchen er als ehemaliger Domvicar und als Administrator der Gleim'schen Familienstiftung bezog. Er starb daselbst 30. Jan. 1846. Unter K.'s Schriften stehen seine biographischen Arbeiten obenan, wie das «Leben Gleim's» (Halberst. 1811); «Leben Carnot's» (Lpz. 1820); «Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's, des Philologen» (2 Bde., Essen 1833); «Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth» (Lpz. 1839). Aus Wolf's, seines Schwiegervaters, Collegienheften gab er dessen mündliche Vorträge über Erziehung und Unterricht unter dem Titel «Consilia scholastica» (Quedlinb. und Lpz. 1835) heraus. Nicht ohne Verdienst ist seine Sammlung der «Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen» (Lpz. 1837; 2. Aufl. 1861). Außerdem gab er heraus E. Chr. von Kleist's «Werke» (Berl. 1825, neue Ausgabe 1840), die «Briefe Bodmer's, Sulzer's und Geßner's» (Zür. 1804) und «Briefe Heinse's, J. von Müller's und Gleim's» (2 Bde., Zür. 1806); ferner «Sämmtliche Werke Gleim's» (8 Bde., Halberst. 1811) und Gleim's «Zeitgedichte» (Lpz. 1841).

Kortüm (Johann Friedr. Christoph), verdienter deutscher Geschichtschreiber, geb. 24. Febr. 1788 zu Eichhorst in Meklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium zu Friedland und studirte seit 1806 zu Halle, Göttingen und Heidelberg. Hierauf wirkte er seit Ostern 1812 als Lehrer am Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl, bis ihn der Befreiungskrieg als Freiwilliger im Winter 1814 nach Frankreich führte. Nach der Rückkehr wandte er sich wiederum nach Hofwyl, war dann auf kurze Zeit Professor an der aargauer Cantonsschule sowie später am Gymnasium zu Neuwied, worauf er 1821 einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Basel folgte. Nachdem er dieser Stellung bereits 1822 freiwillig entsagt, lebte er, mit histor. Studien beschäftigt, unabhängig abermals zu Hofwyl, von wo er 1826 als Privatdocent der Geschichte nach Basel zurückkehrte. Auf einer Reise nach Norddeutschland begriffen, erhielt er 1833 einen Ruf als ord. Professor der Geschichte nach Bern. Hier wirkte K. mit bestem Erfolge, bis er sich 1840 zur Uebernahme der ord. Professur der Geschichte zu Heidelberg entschloß. Auch an dieser deutschen Universität wußte er sich bald als trefflicher, anregender und echt wissenschaftlicher Lehrer, der sich in der Freiheit seines Urtheils nie beschränken ließ, die Achtung der Studirenden ebenso wie die seiner Collegen zu erwerben. K. starb 4. Juni 1858 zu Heidelberg. Alle seine histor. Arbeiten bekunden den Geist echter Wissenschaftlichkeit und ein gesundes, männliches Urtheil und zeichnen sich, obschon sie in Bezug auf Stil und Vortrag nicht ohne Mängel sind, doch sämmtlich durch die Eigenschaft des Charaktervollen und Markigen aus. Dies gilt zumal von seinem letzten größern Werke, der «Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergange des Achäischen Bundes» (3 Bde., Heidelb. 1854), welches auf der gewissenhaftesten Quellenforschung beruht und zugleich K.'s tiefes Eindringen in den Geist des Thucydides bekundet. Von seinen frühern Werken sind besonders die «Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter» (3 Bde., Zür. 1827—29), die «Geschichte des Mittelalters» (2 Bde., Bern 1836—37) und die «Röm. Geschichte» (Heidelb. 1843) hervorzuheben. Seine Ansichten über die praktische Bedeutung des Geschichtstudiums für unsere Zeit hatte K. in der trefflichen Inauguralrede «Ueber die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands» (Bern 1833) dargelegt. Aus seinem Nachlasse gab Reichlin-Meldegg die «Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit» (2 Bde., Lpz. 1861) und «Geschichtliche Forschungen» (Lpz. 1863) heraus.

Kortüm (Karl Arnold), der Verfasser der «Jobsiade», geb. zu Mühlheim an der Ruhr im Herzogthume Berg 5. Juli 1745, studirte zu Duisburg Medicin und lebte dann als praktischer

Arzt erst in seiner Vaterstadt, seit 1771 aber zu Bochum in der Grafschaft Mark, wo er 15. Aug. 1824 starb. Außer mehrern medic. Schriften, z. B. der «Skizze einer Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunde» (Unna 1809; 2. Aufl. 1819), schrieb er auch mehrere gemeinnützige Werke, z. B. «Der Bienenkalender» (Wesel 1776) und «Grundsätze der Bienenzucht» (Wesel 1776), und über antiquarische Gegenstände. Am berühmtesten aber wurde er durch seine von echtem Humor durchdrungenen satirischen Gedichte in Knittelversen, die er, ohne sich zu nennen, erscheinen ließ. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist «Die Jobsiade, oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten», ein grotesk-komisches Heldengedicht mit Holzschnitten in drei Theilen (Münst. 1784; 11. Aufl., Lpz. 1865). «Die Jobsiade» ist unter den deutschen komischen Epopöen die einzige, welche auf die Dauer populär geworden und durch ihre derbe, echtdeutsche Komik, die sich mit einer gewissen hausbackenen und philiströsen Anschauung der Dinge sehr wohl verträgt, auf diese Popularität auch den gegründetsten Anspruch hat. Nächstdem schrieb er ebenfalls in Knittelversen «Die magische Laterne» (4 Hefte, Wesel 1784—86) und «Adam's Hochzeitfeier» (Wesel 1788).

Korvei (amtlich Corvey), ehemalige gefürstete Benedictinerabtei an der Weser, die älteste und berühmteste in Sachsen, nahe bei Höxter, ward 816 von Ludwig dem Frommen in Hethi am Solling gegründet durch Mönche aus Corbie in der Picardie (darum Corbeia nova) und 822 an seine jetzige Stelle verlegt. 831 wurde der korveier Mönch Anskarius Erzbischof von Hamburg. 967 schrieb hier Widukind die Geschichte seines Volks, der Sassen. Der bedeutendste aller Aebte war Wibald 1146—58, zugleich Abt von Stablo, Minister dreier Kaiser und Vormund für den unmündigen König Heinrich. Von der alten Stiftsbibliothek ist nichts mehr vorhanden; sie hatte im 15. Jahrh. schon sehr gelitten. Zu Anfang des 16. wurde daraus der Tacitus gestohlen und gelangte später in die Hände des Papstes Gregor X. Es ist die einzige Handschrift, worin die sechs ersten Bücher der Annalen uns erhalten sind. Der Papst ließ die Handschrift 1515 in Rom durch seinen Bibliothekar Beroaldus herausgeben und schenkte dann ein schöngebundenes Exemplar den Korveiern, die es dahin stellen sollten, wo das Original gestanden; auch verlieh er der korveier Kirche Indulgentiam perpetuam. Unter Abt Christoph Bernhard von Galen, Bischof von Münster, wurde die jetzige Kirche gebaut und 1699 unter Abt Florentius von dem Velde der Neubau der Abtei, des jetzigen Schlosses, begonnen, aber erst unter seinem Nachfolger vollendet. 1793 wurde K. zum Bisthum erhoben, 1802 säcularisirt und dem Hause Nassau-Oranien zugetheilt, 1807 dem Königreich Westfalen einverleibt, 1815 Preußen überwiesen und 1820 von diesem gegen andere Ländertheile dem Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rothenburg überlassen. 1834 fiel es durch Erbschaft an Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst, seit 1840 Herzog von Ratibor und Fürst von K. Im Schlosse K. befindet sich eine sehr schöne, vom Landgrafen Victor Amadeus begründete Bibliothek, welche an 100000 Bände zählt und eine reiche Sammlung zum Theil sehr seltener Bilderwerke enthält. Vgl. Wigand, «Geschichte der Abtei K.» (Höxter 1819) und «Der korveische Güterbesitz» (Lemgo 1831). Das sog. «Chronicon Corbejense», welches von Wedekind zuerst in den «Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters» (Bd. 1, Heft 4, Braunschw. 1824) herausgegeben wurde und als wichtige Quelle für die Culturgeschichte des Mittelalters großes Aufsehen erregte, ist unecht, wie seitdem in mehrern Schriften von Ranke, Hirsch und Waitz, Schaumann und Klippel nachgewiesen worden ist. Dagegen hat man echte «Annales Corbejenses», die in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3) abgedruckt sind.

Korybanten hießen nach Korybas, dem Sohne Jasion's und der Kybele, die Priester der Kybele oder Rhea in Phrygien, welche in wüthender Begeisterung mit rauschender Musik und Waffentänzen den Dienst der Göttermutter verrichteten.

Koryphäen, eigentlich diejenigen, die an der Spitze (κορυφή) stehen, hießen bei den Alten die Führer des Chors, die Vorsänger und Vortänzer, nach neuerm Sprachgebrauch die Ersten, Vorzüglichsten in irgendeiner Kunst und Wissenschaft.

Kos oder Koos, früher Meröpis, eine zu den Sporaden gehörige Insel im Aegäischen Meere an der kleinasiat. Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber, war im Alterthume berühmt durch trefflichen Wein und durch Weberei leichter und durchsichtiger Gewänder, besonders aber durch den prächtigen Tempel des Asklepios, welcher in der Vorstadt der gleichnamigen Hauptstadt K. errichtet war und das Gemälde der Anadyomene von Apelles nebst andern werthvollen Weihgeschenken enthielt. Ueberhaupt war die ganze Insel dem Asklepios heilig, und die Asklepiaden behaupteten hier lange Zeit den ersten Rang; auch war sie der Geburtsort des Arztes Hippokrates, des Dichters Philetas und des Malers Apelles. Gegenwärtig steht

die Insel unter türk. Herrschaft, führt den Namen Stanko oder Stancho und hat einen Flächenraum von $4\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 7—8000 E.

Kosacken, in Rußland Kasaken, heißt ein in Gestalt, Sitte und Sprache den Russen sehr ähnlicher Volksstamm, der auch durch das Band derselben Religion mit ihnen verknüpft ist. Da das Wort Kasak türk.-tatar. Ursprungs ist (es bedeutet im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen einen freien, leichtbewaffneten Krieger) und die K. sich selbst gern mit diesem Namen benennen, so hat man daraus auf eine Abstammung oder nahe Verwandtschaft der K. mit den Tatarenhorden schließen wollen. Unfehlbar aber sind sie Abkömmlinge der alten susdalschen und kiewschen Russen, vermischt mit Ueberresten der Polowzer und anderer türk. Völkerschaften, zu denen sich allerlei umherschweifendes Gesindel gesellen mochte, und die dann auf eine kriegerische Weise bald dem herrschenden Volke, bald den fremden Usurpatoren, wie den Polen und Tataren, gegenübertraten. Umgeben von feindlichen Völkern, waren sie stets darauf angewiesen, kampffertig zu sein, und so hat sich bis auf den heutigen Tag mit dem Namen eines K. der Begriff eines stets zum Angriff gerüsteten leichtbewaffneten Kriegers verbunden. Es gibt zwei Hauptstämme der K., die Malorossischen oder Kleinrussischen, deren militärische Organisation von Katharina II. aufgehoben wurde, und die Donischen K. Von erstern gingen die Saporogischen K., an den Wasserfällen oder Porogi des Dnjepr, aus, die räuberischsten und zügellosesten von allen. Das Donische Kosackenheer, dessen Steppenland eine eigene Provinz Südrußlands bildet, nordwärts vom Asowschen Meere und von Kaukasien gelegen, auf den andern Seiten von den Gouvernements Astrachan, Saratow, Woronesh, Charkow und Jekaterinoslaw begrenzt, zählte 1864 auf 2806 Q.-M. 949682 E. (darunter über 20000 Kalmücken), in 110 Stanizen eingetheilt, die wieder in 8 Districte, nämlich in den von Aksai, den des Miuß, die zwei des Don, den der Medwediza, den des Donetz, den des Choper und den Kalmückendistrict (Kalmyzkji-Okrug) zerfallen, und hat zur Hauptstadt Nowotscherkask, nahe dem Ausflusse des Don auf einem gegen 400 F. hohen länglichen Bergrücken gelegen, Sitz der Regierung, eines Bischofs und des Ataman oder Hetman (s. d.), mit 21000 E., einer schönen Kathedrale, mehrern andern Kirchen, einem Gymnasium, einer Kreisschule, Handelsverkehr und zwei Jahrmärkten. — Von den Saporogern stammen die Tschernomorischen, jetzt Kubanischen, die Neurussischen und die Asowschen, von dem Donischen Kosackenheer die Wolgaischen oder Astrachanischen, die Terekschen, Orenburgischen, die Uralischen und die Sibirischen K. Der Sitz der Tschernomorischen K. ist Jekaterinodar am Kuban und schon im eigentlichen Steppenlande gelegen. Die Neurussischen, bis 1856 Donau-K. haben Ländereien in Bessarabien, die Asowschen, welche jedoch 1865 eine bürgerliche Verfassung erhielten, um Asow, Nachitschewan und Rostow am Don. Die Quartiere der Terekschen K. befinden sich an der sog. Kaukasischen Linie, in Jekaterinograd, Mosdok und Kisljar. Uralsk am Uralfluß und am Südgehänge des Obschtschei Sirt ist der Hauptsitz der Uralischen, Orenburg der der Orenburgischen K. Die Wolgaischen K. leben zerstreut im astrachanschen und saratowschen Gouvernement, und die Sibirischen K. haben sich weithin bis zum Irtisch und Ob, ja bis zur Lena und zum Amur hin ausgebreitet. Bei der Volkszählung 1851 wurden mit Inbegriff des Baschkiren- und Meschtscherjakenheeres 1,144916 K. männlichen Geschlechts aufgezeichnet, woraus sich ergibt, wie groß noch immer die Stärke ist, die Rußland in diesen Truppen besitzt, obwol es sich, durch frühere vielfache Aufstände, wie den gefahrvollen unter Pugatschew 1773, darauf aufmerksam gemacht, in neuerer Zeit bemüht hat, die Selbständigkeit der K. möglichst zu beschränken. Uebrigens hat ihre kriegerische Tüchtigkeit gegen früher entschieden abgenommen; der unternehmende Geist, der sie einst berühmt machte, zeigt sich fast nur noch bei den K. der kaukas. Linie. Vgl. Lesur, «Histoire des Kosaques» (2 Bde., Par. 1814); Bronewskij, «Istoria Donskowa Wojska» (2 Bde., Petersb. 1834); A. v. B., «Die K. in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen» (Berl. 1860).

Kosciuszko (Tadeusz), letzter Oberfeldherr der Republik Polen, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, wurde 12. Febr. 1746 zu Mereczowszczyzna im ehemaligen Palatinat von Novogrodek geboren und stammte aus einer alten adelichen, aber wenig begüterten Familie in Litauen. In der Cadettenschule zu Warschau bemerkte der Fürst Adam Czartoryiski seine Talente und bewirkte, daß er als Unterlieutenant auf Staatskosten nach Frankreich geschickt wurde, wo K. die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Versailles studirte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann; allein eine Demüthigung, die er wegen seiner Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litauen, Gosnowski, erlitt, veranlaßte ihn, Polen zu verlassen. Er kam 1777 nach Paris und zog auf der franz. Flotte den sich bildenden nordamerik. Freistaaten zu Hülfe. Vor Newyork und bei Yorktown, wo er verwundet wurde, zog er Washington's Auf-

merksamkeit auf sich und wurde dann dessen Adjutant. Zuletzt Brigadegeneral, kehrte er 1786 nach Polen zurück. Bei der Organisation der Armee 1789 zum Generalmajor ernannt, erklärte er sich für die Constitution vom 3. Mai 1791 und kämpfte, in dem bald ausbrechenden Kriege zum Generallieutenant befördert, unter dem Prinzen Jos. Poniatowski. Bei Dubjenka vertheidigte er sich mit 4000 Mann gegen 16000 Russen in einem schwach verschanzten Lager fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich 1793 der zweiten Theilung Polens unterwarf, nahm K. seinen Abschied, schlug russ. Dienste aus und begab sich nach Leipzig. Um dieselbe Zeit ertheilte ihm die Gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines franz. Bürgers. Der Aufstand, welcher, um Polen von dem russ. Einflusse zu befreien, vorbereitet wurde, rief K. an die Grenze seines Vaterlandes zurück. Er erschien, als der Aufstand ausbrach, 23. März 1794 in Krakau, wurde zum Oberfeldherrn und Dictator ernannt und rief in einem Manifest die Polen auf, die Constitution von 1791 wiederherzustellen. Als die Russen 6000 Mann stark anrückten, schlug er sie mit 4000 Mann, theilweise nur mit Sensen und Piken bewaffnet, ohne Geschütz bei Raclawice. Darauf ging er nach Warschau, wo auf die Kunde von seinem Siege der Aufstand ausgebrochen und die russ. Besatzung herausgeschlagen war, und richtete die Regierung ein; doch konnte er die wachsende Anarchie bei der Schwäche des Königs nicht zügeln. K. legte die Dictatur deshalb nieder und begab sich wieder zum Heere. Lange widerstand er den vereinigten Preußen und Russen; bei Szczekoczyn geschlagen, zog er sich nach Warschau zurück, das er glücklich vertheidigte. Nachdem der Feind die Belagerung aufgehoben hatte, betrieb K. rastlos die Organisation des Heeres und wies alle russ. und preuß. Anerbietungen zurück. Bei den neuen Fortschritten der Russen eilte er diesen wieder entgegen und unterlag endlich ihrer dreifach stärkern Uebermacht bei Maciejowice 10. Oct. 1794. Mit Wunden bedeckt, sank K. unter den Worten «Finis Poloniae» vom Pferde und fiel in feindliche Gefangenschaft. Nach dem Tode Katharina's 1796 gab ihn Paul I. unter Beweisen seiner Achtung frei. Paul reichte K. seinen Degen, aber dieser lehnte ihn mit den Worten ab: «Ich bedarf nicht mehr des Schwerts, da ich kein Vaterland mehr habe», und trug bis an seinen Tod kein Schwert wieder. Auch andere Geschenke zurückweisend, begab er sich nach England, von wo er 1797 nach Amerika ging. Als er 1798 mit einer Sendung vom Congresse nach Frankreich kam, nahmen alle Parteien ihn festlich auf. Seine Landsleute in der ital. Armee überschickten ihm den Säbel Joh. Sobieski's, welchen sie zu Loreto entdeckt hatten. Im Kriege von 1806, als Polens Wiederherstellung zu hoffen war, hinderte K. sein dem Kaiser Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, an dem Kampfe theilzunehmen. Auf Napoleon's Anträge gab er die Antwort: er könne erst dann für Polen thätig sein, wenn dieses Land eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen wieder erhalten haben würde. Da Fouché alles versuchte, um K. nach Polen zu bringen, erwiderte er mit Festigkeit: «Gut, so werde ich den Polen sagen, daß ich nicht frei bin.» Einen Aufruf an die Polen, der unter seinem Namen 1. Nov. 1806 im «Moniteur» stand, erklärte er für unecht. In der Nähe von Fontainebleau kaufte er sich ein Landgut, wo er bis 1814 in ländlicher Ruhe lebte. Eine kurze Zeit weilte er darauf in Wien während des Congresses. Am 9. April 1814 bat er den Kaiser Alexander schriftlich um eine Amnestie für die Polen in der Fremde und forderte ihn auf, König von Polen zu werden und dem Lande eine freie, der englischen ähnliche Verfassung zu geben. Mit Lord Stewart reiste er 1815 nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn nieder. Von hier machte er im April 1817 einen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siechnowice in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Uebrigens lebte er einsam im Umgange mit wenig Freunden. Landwirthschaft war seine liebste Beschäftigung. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes 15. Oct. 1817. K. war nie verheirathet. Von den Vereinigten Staaten Nordamerikas bezog er eine Pension, hatte auch so viel eigenes Vermögen, daß sich bei seinem Tode 100000 Frs. baar vorfanden. Auf Kosten des Kaisers Alexander wurde 1818 durch den Fürsten Jablonowski sein Leichnam aus Solothurn abgeholt und in dem Dome zu Krakau beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Vgl. die Biographien von Falkenstein (2. Aufl., Lpz. 1834) und Chodzko (Par. 1837).

Kosegarten (Ludwig Theobul), deutscher Dichter, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem meckenb. Städtchen, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswald, war dann Rector der Schule zu Wolgast und erhielt 1792 die Stelle eines Predigers zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er, im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, den Wissenschaften und in achtungswerther Ausübung seines Amts eine Reihe

glücklicher Jahre, bis er 1808 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald annahm, wo er indeß Professor der Theologie und Pastor zu St.-Jakobi wurde und als Rector der Universität 26. Oct. 1818 starb. Seine Romane, z. B. «Ida von Pleßen» (2 Bde.), seine «Gedichte» (2 Bde., Lpz. 1788), die «Rhapsodien» (3 Bde., Lpz. 1790—1801), die «Romantischen Dichtungen» (6 Bde., Dresd. 1800—6), die «Legenden» (2 Bde.; neue Aufl., Berl. 1816), die episch-idyllischen Gedichte «Jucunde» (7. Aufl., Berl. 1855) und «Die Inselfahrt» (Berl. 1804), desgleichen seine vaterländischen Gesänge, akademischen Reden und seine Uebersetzungen, z. B. von Richardson's «Clarissa» (8 Bde., Lpz. 1790—93), erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Sehr beliebt wurden seine lyrischen Gedichte, deren manche, wie «Die Sterne», «Sonne, du sinkst», in Musik gesetzt sind. Sie verrathen feurige Empfindung und behandeln nur das Schöne und sittlich Reine. Im Ausdruck streben sie bisweilen zu sehr nach Wortprunk. Aus dem Englischen und Dänischen übersetzte K. manche Volkslieder. Als Redner verstand er die Zuhörer in hohem Grade zu ergreifen. Seine «Reden und kleinern prosaischen Schriften» gab Mohnike heraus (3 Bde., Stralf. 1831—32). Eine Gesammtausgabe seiner «Lyrischen Dichtungen» nebst Lebensbeschreibung besorgte sein Sohn J. G. L. Kosegarten (12 Bde., Greifsw. 1823—25).

Kosegarten (Johann Gottfried Ludwig), verdienter deutscher Orientalist, Sohn des vorigen, geb. zu Altenkirchen auf der Insel Rügen 10. Sept. 1792, studirte seit 1808 zu Greifswald Theologie und Philologie und ging, als die Neigung zu den orient. Studien in ihm erwachte, 1812 nach Paris, um den Unterricht der dortigen Orientalisten zu genießen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1815 Adjunct der theol. und philos. Facultät zu Greifswald, 1817 ord. Professor der orient. Sprachen in Jena, 1824 aber in gleicher Eigenschaft nach Greifswald zurückberufen. Nach langjährigem Wirken starb er daselbst 18. Aug. 1860. K. hat sich hauptsächlich um die Kenntniß der arab. Sprache und Literatur verdient gemacht. Seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind außer der vielbenutzten «Chrestomathia Arabica» (Lpz. 1828) die Ausgaben der «Moallaka» des altarab. Dichters Amru ben-Kelthum (Jena 1819), der Annalen des Tabari (2 Thle., Greifsw. 1831—37) und der unter dem Namen «Kitâb al-Aghâni» bekannten großen Liedersammlung (Greifsw. 1840 fg.). Unter den Förderern der Sanskritstudien hat sich K. durch die Ausgabe der indischen Fabelsammlung «Pantschatantra» (Bd. 1, Bonn 1848; Bd. 2, Greifsw. 1859) einen geachteten Namen erworben. Mehrere seiner Schriften sind auch der Hieroglyphenkunde gewidmet. Außerdem hat sich K. noch besonders um die Geschichte seines Vaterlandes Pommern sowie um die plattdeutsche Sprache verdient gemacht. In ersterer Beziehung sind zu erwähnen seine Ausgaben von Kantzow's «Pomerania» (2 Bde., Greifsw. 1816—17), der «Pommerischen und rügischen Geschichtsdenkmäler» (Bd. 1, Greifsw. 1834) und der «Codex Pomeraniae diplomaticus» (mit Hasselbach, Bd. 1, Greifsw. 1843—62). Bezüglich des Plattdeutschen ist das, freilich durch seinen Tod unterbrochene «Wörterbuch der niederdeutschen Sprache» (Greifsw. 1855 fg.) hervorzuheben. Auch verfaßte K. eine «Geschichte der Universität Greifswald» (2 Thle., Greifsw. 1856).

Kosel, eine kleine, an dem linken Ufer der obern Oder und der Klodnitzmündung im Regierungsbezirke Oppeln der preuß. Provinz Schlesien gelegene Kreisstadt und Festung mit 4416 E. (wobei 1414 Militärangehörige im J. 1864), bildet einen Grenzplatz gegen Oesterreich, einen Uebergangspunkt über die Oder und einen Flügelpunkt der durch diesen Strom gebildeten Basis. Die Festungswerke sind in tenaillirter Form geführt und haben im allgemeinen die Gestalt einer sechseckigen Sternschanze, von der jedoch die gegen die Oder gekehrte Ecke abgeschnitten ist. In jeder Ecke ist ein scherenförmiger Abschnitt, und vier Ravelins und einige Reduits bilden die Außenwerke. Nasse Gräben und ein guter Bedeckter Weg umschließen den Platz. Ein Brückenkopf, der aus einer regelmäßigen und zwei unregelmäßigen Redouten und einer Contregarde besteht, deckt am rechten Oderufer die hölzerne Brücke. Mittels eines steinernen großen Batardeau unterhalb derselben kann die Ueberschwemmung der ganzen Umgegend bewirkt werden, die in Verbindung mit einem Teich und den nassen Wiesen, die K. umgeben, die Hauptstärke dieses Platzes ist, aber auch den Aufenthalt hier sehr ungesund macht. Außerhalb des Platzes ist auf einem Damme ein Montalembert'scher Thurm als detachirtes Werk angebracht. K., schon 1286 als Stadt erwähnt, war früher Residenz eines Herzogs, wurde von Friedrich II. nach der Eroberung von Schlesien befestigt, 27. Mai 1745 von den Oesterreichern, noch bevor es ganz fertig war, gestürmt, aber 5. Sept. nach 10tägiger Belagerung von den Preußen zurückerobert. 1758 und 1760 ward es von den Oesterreichern abermals belagert, jedoch beidemal entsetzt. Auch 1807 wurde es von den Truppen des Rheinbundes vergebens blokirt und beschossen, indem der Tilsiter Friede die von der Besatzung 18. Juni geschlossene Capitulation, die Festung, wenn sie bis

zum 16. Juli nicht entsetzt sei, zu übergeben, außer Wirkung setzte. Der Kreis K., der nur eine Stadt enthält, zählt auf 12,43 Q.-M. 62466 E.

Kösen, Dorf und Badeort von 1543 E. im Kreise Naumburg des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, ist durch seine reizende Lage im Thal der Saale, über welche hier die Thüringer Eisenbahn führt, ausgezeichnet. Die frühere Saline ist eingegangen. Der Ort wird wegen seiner besonders gegen Skrofeln, Gicht u. s. w. wirksamen Sol- und Soldampfbäder viel besucht, namentlich seitdem 1844 ein neues Bade- und Logirhaus erbaut und viele neue Wohnungen für Curgäste entstanden sind. Zu den besuchtesten Punkten der Umgegend gehören im Thale die Katze, die Saalhäuser, auf den Höhen das Himmelreich, der Göttersitz, die Ruinen der Rudelsburg und Saaleck, der Knabenberg bei der Landesschule Pforta (s. d.), mit reizender Aussicht auf die Thäler der Saale und Unstrut bis nach Freiburg. Vgl. Hagendorff, «Das Solbad K.» (Berl. 1859).

Köslin oder Cöslin, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks sowie des Kreises Fürstenthum in der preuß. Provinz Pommern, liegt am Mühlenbach, 1 M. von der Ostsee entfernt, ist Sitz der Regierung und eines Appellationsgerichts sowie eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, und zählt (1864) 12844 E. Die Stadt hat vier Kirchen. Auf dem großen Marktplatze steht die 1724 von den pommerschen Ständen errichtete Bildsäule Friedrich Wilhelm's I., der nach dem großen Brande von 1718 die Stadt wieder aufbaute. Die ehemaligen Festungswerke sind in Gärten und Promenaden verwandelt. An höhern Unterrichtsanstalten hat K. ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar. Von größern industriellen Etablissements bestehen eine Eisengießerei, zwei Papier- und zwei Mineralwasserfabriken. Außerdem betreibt die Bevölkerung die gewöhnlichen Gewerbe sowie Ackerbau und Handel. Der bei der Stadt liegende, 442 F. hohe, mit Nadel- und Laubholz bewaldete Gollenberg, dessen einer Theil, der Fahnenberg, früher ein vielbesuchter Wallfahrtsort war, trägt seit 1820 ein Kreuz, welches den im Befreiungskampfe 1812—15 gefallenen Kriegern Hinterpommerns gewidmet ist. — Der Regierungsbezirk K. hat ein Areal von 258,43 Q.-M., zählt (1864) 543601 E. und zerfällt in 10 Kreise: Fürstenthum, Belgard, Neu-Stettin, Rummelsburg, Schlawe, Stolp, Lauenburg, Bütow, Schievelbein und Dramburg. In dem Kreise Fürstenthum, auch Kreis K. genannt, der auf 43,61 Q.-M. 111072 E. zählt und den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Cammin begreift, liegen außer Kolberg (s. d.) noch die Städte Körlin mit 3242, und Bublitz mit 4061 E.

Koslów, Kreisstadt im russ. Gouvernement und $9\frac{1}{2}$ M. nordwestlich von Tambow, $54\frac{1}{2}$ M. im SSO. von Moskau, an der 1866 eröffneten Eisenbahn, am Lesnoi-Woronesch schön gelegen und hübsch gebaut, ist ein reicher Ort mit 28613 E., neun Kirchen, mehrern Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, bedeutendem Kornhandel, zahlreichen Fabriken und großen Talgschmelzereien.

Kosmas, mit dem Beinamen Indikopleustes, ein Kaufmann aus Alexandrien, lebte in der Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian und schrieb, nachdem er weite Reisen unternommen hatte und nach Aegypten glücklich zurückgekehrt war, in klösterlicher Zurückgezogenheit eine aus zwölf Büchern bestehende «Christl. Topographie» in griech. Sprache, worin er über die fernsten Länder, selbst über Indien, berichtet und gegen das damals bestehende System des Ptolemäus die Beschreibung der Erde ganz den Vorstellungen der Bibel anzupassen sucht, freilich aber auch bei diesem consequenten Streben häufig in Irrthümer verfällt. Dieses Werk, welches zugleich das adulitanische Monument zuerst enthält, wurde von Montfaucon in der «Nova collectio patrum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1707) herausgegeben. Auch wird K. eine Beschreibung der Pflanzen und Thiere Indiens beigelegt, welche Thevenot in den «Relations de divers voyages curieux» (Bd. 1, Par. 1666) bekannt machte.

Kosmētik (griech.) heißt die Kunst, den Körper zu verschönern, geschehe dies nun durch Putz, oder durch wohlriechende Wasser, Oele, Salben, Puder und besonders Schminke, oder endlich durch Ersetzen einzelner Körpertheile, z. B. der Zähne, Haare u. s. w. Kosmetische Mittel oder Schönheitsmittel nennt man vorzugsweise alle Zubereitungen zu dem Zwecke, die Haut geschmeidig zu machen, ihre Farbe zu verbessern, Flecke und Ausschläge (Schwinden) und Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebenen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Athem wohlriechend zu machen u. s. w. Die K. war schon im Alterthume sehr ausgebildet; auf den höchsten Grad aber hat sie in der neuern Zeit die Speculation besonders in Frankreich getrieben. Die wahren Schönheitsmittel wird übrigens kein vernünftiger

Mensch in solchen Dingen suchen. Sie beruhen auf zweckmäßiger Pflege und Ausbildung des Körpers, des Geistes und Gemüths.

Kosmogonie und Kosmologie, s. Kosmos.

Kosmopolitismus (griech.) heißt so viel wie Weltbürgersinn, d. h. die Gesinnung dessen, welcher in seinen Lebensinteressen nicht stehen bleibt bei dem, was seine Familie und sein specielles Vaterland angeht, sondern auch an allen allgemeinern Culturzwecken lebendigen Antheil nimmt. Von kosmopolitischem Charakter sind alle Fortschritte in Industrie, Ackerbau und Handel, an denen die civilisirten Völker wetteifernd arbeiten wie in einer gemeinsamen Kunstwerkstätte; von demselben Charakter ist alles Arbeiten für wissenschaftliche, moralische und religiöse Interessen, welche alle auf ein humaneres und befriedigenderes Zusammenwirken aller Menschen überhaupt gerichtet sind. Daher wird in einem Volke auch immer nach den Graden seiner steigenden Cultur seine kosmopolitische Denkungsart zunehmen. Daß die kosmopolitische Gesinnung mitunter zum Deckmantel gebraucht worden ist für Gleichgültigkeit gegen specielle vaterländische Interessen und Unbereitwilligkeit, dem Vaterlande in Zeiten der Noth die gebührenden persönlichen Opfer zu bringen, ist eine moralische Entartung, gleich dem heuchlerischen Misbrauch anderer hochtönenden Worte zu unreinen Absichten, und kann daher gegen die wirkliche Hoheit echter kosmopolitischer Gesinnungen keinen Einwand begründen.

Kosmorama, s. Panorama.

Kosmos, das griech. Wort für Welt oder Weltall. So betitelte Alex. von Humboldt (s. d.) sein berühmtes Werk, worin die Natur der Gestirne, sodann der elementaren und weiter der organisch belebten Erdrinde bis hinauf zum Menschen beschrieben wird. Kosmographie ist Weltbeschreibung im Gegensatz zur Geographie oder Erdbeschreibung. Kosmische Verhältnisse nennt man solche, welche die Natur im großen und ganzen, die Sonnensysteme nebst den allgemeinen, das ganze Weltall durchschaltenden Kräften der Schwere, des Lichts, des Magnetismus und der Elektricität betreffen, zum Unterschiede von tellurischen Verhältnissen als solchen, welche sich allein auf den Erdball beziehen, wie z. B. Klima, Witterung, Beschaffenheit des Bodens u. dgl. Den Alten war der K. die Kugel des Sternenhimmels, welche sich um die Erde als ihren Mittelpunkt drehend gedacht wurde. Ihre Bewegung war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Bewegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der K. galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie, dessen elementare Stoffe nach den Grundverhältnissen musikalischer Intervalle geordnet gedacht wurden. Anaximander und die Epikuräer hingegen nehmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne, wie ihn beinahe das ganze übrige griech. Alterthum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der K. aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Mercur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Aether als dem feinsten und leichtesten Stoff, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Ansicht, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathem. Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das die ganze Zeit des Mittelalters hindurch herrschend gewesene Ptolemäische Weltsystem. Jedoch wurde dieselbe schon im Alterthum von einem Zweige der Pythagoräischen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, bekämpft mit der Behauptung, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Alterthums an eine Beseelung des K. hing die ihm geläufige Vorstellung zusammen, die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des K. wiederzufinden, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Aether ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt. Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im großen, den Menschen für eine Welt im kleinen erklärte und daher den Menschen den Mikrokosmos, d. h. die kleine Welt, das Weltall selbst aber den Makro-

kosmos, d. h. die große Welt, nannte. Als durch Kopernicus das Ptolemäische System gestürzt wurde, so ließ sich auch die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger mehr als Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Der Uebergang von der alten Ansicht zur neuen war ein höchst schwieriger, besonders weil sowol die röm. Curie als auch Melanchthon in der neuen Lehre ein der Theologie feindliches Element erblickten. Ein vorzügliches Verdienst um die Ausbreitung der Kopernicanischen Weltansicht erwarb sich Giordano Bruno. Dieselbe erhob sich jedoch erst dadurch zur allgemein herrschenden, daß auf Grund ihrer Voraussetzung die Verhältnisse der Planetenbahnen mit mathem. Genauigkeit durch Kepler entdeckt und festgestellt und durch Newton aus den Gesetzen einer allgemeinen Gravitation abgeleitet und berechnet wurden. Es drängten sich mit dem Siege der neuen kosmischen Theorie zugleich Fragen gewaltsam und unabweislich auf, welche das Alterthum nur selten und schüchtern aufgeworfen hatte, die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und die Frage, ob die andern Weltkörper außer unserm Erdball ebenfalls bewohnt seien. Zu einer aus Wahrscheinlichkeitsgründen fließenden Bejahung der letztern Frage hat besonders Fontenelle durch seine berühmten «Entretiens sur la pluralité des mondes» (1686) und Kant durch seine «Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels» (1755) beigetragen. Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in «Die Urwelt und die Fixsterne» (1822), haben die Grenzen der unermeßlichen Welt wieder enger zu stecken und für unser Sonnensystem einen Platz im Mittelpunkte des Weltalls in Anspruch zu nehmen versucht, aber ohne Erfolg. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im allgemeinen durch Schelling in seinem Buch «Ueber die Weltseele» (Jena 1798) und hernach in speciellerer Durchführung durch Fechner in dessen «Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits» (Lpz. 1851) erneuert worden. — Die mytholog. Ansichten des heidnischen Alterthums von der Entstehung der Welt sind enthalten in den **Kosmogonien** oder Weltentstehungsberichten, welche in der Regel zugleich Theogonien oder genealog. Berichte von der Geburt der Götter sind. Die bekannteste und wichtigste dieser Art ist die griech. Theogonie des Hesiod, welche aus dem Chaos und der Erde vermöge einer schöpferischen Liebeskraft, des Eros, die Welt nebst den Göttern hervorgehen läßt. Nächst ihr sind die bedeutendsten Erzeugnisse dieser Art die in der Edda enthaltene isländische und die in Manu's Gesetzbuch enthaltene indische Kosmogonie. Auch sie lassen die Welt sammt den niedern Gottheiten aus einem Chaos hervorgehen, welches in der Edda als Nifl heim oder das Nebelreich bezeichnet, bei Manu aber als ein finsteres, gestaltloses Wesen beschrieben wird. — **Kosmologie** oder Lehre vom Weltall ist die speculative Wissenschaft, welche die Fragen in Beziehung auf das Weltall, deren Beantwortung über die Grenzen der Erfahrung hinausreicht, z. B. die Frage nach der Entstehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beseelung, ihrer letzten Ursache u. s. w., nach Grundsätzen a priori abhandelt. Auf die Betrachtungen, welche nach den Regeln der Vernunft in dieser Weise angestellt werden können, gründeten die Scholastiker ihren **kosmologischen Beweis** für das Dasein Gottes. Die Kosmologie ist ein Theil der Metaphysik.

Kossak (Karl Ludwig Ernst), ein besonders als geistvoller Feuilletonist bekannter deutscher Schriftsteller, geb. 4. Aug. 1814 zu Marienwerder, erhielt seine Gymnasialbildung zu Danzig und bezog 1834 die Universität Berlin, wo er sich der Philologie und Geschichte widmete und besonders die Vorlesungen von Böckh, Ranke, Bekker, Ritter, Michelet u. a. besuchte. Schon im älterlichen Hause hatte er eine sorgfältige musikalische Ausbildung als Pianist erhalten. Auf der Universität setzte er auch diese Bestrebung nach der theoretischen wie der praktischen Seite hin fort und nahm im Generalbaß und der Compositionslehre Unterricht bei Dehn. Nachdem er sich einige Zeit an musikalisch-kritischen Zeitschriften als Mitarbeiter betheiligt, wandte er seine schriftstellerische Thätigkeit auch dem Feuilleton großer polit. Blätter zu. Seitdem zählt er zu den fruchtbarsten und geistvollsten Vertretern der deutschen Journalistik. In Berlin ansässig, redigirte er daselbst seit 1844 die Wochenschrift «Berliner Montagspost». In seinen humoristischen Skizzen weiß K. alle Eigenheiten, Regungen und Wandlungen des berliner Lebens zu erfassen und erinnert durch originelle Bilder, Witz und gemüthlichen Humor einigermaßen an Jean Paul. Zu jenen Skizzen gehören vor allem die Sammlungen «Berlin und die Berliner» (Berl. 1851); «Humoresken-Blätter aus dem Papierkorbe eines Journalisten» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1859); «Berliner Silhouetten» (Berl. 1859); «Berliner Federzeichnungen» (Thl. 1—6, Berl. 1859—65; 2. Aufl. 1865 fg.). Diesen Schriften schließen sich an:

«Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen» (Berl. 1856); «Historietten» (Berl. 1856; 2. Aufl. 1859); «Badebilder» (Berl. 1858); «Schweizerfahrten» (Lpz. 1857); «Pariser Stereoskopen» (Berl. 1855). Als strenger, kunstverständiger Kritiker, insbesondere auf musikalischem Gebiete, hat K. lange Zeit hindurch in Berlin eine nicht unerhebliche Wirksamkeit ausgeübt.

Kossuth (Ludwig), Haupt der ungar. Revolution 1849, geb. 27. April 1802 zu Monok im Comitat Zemplin von adelichen Aeltern, erhielt seine Bildung im Piaristencollegium zu Satoralja-Ujhely, dann in den evang. Schulen zu Eperies und studirte endlich die Rechte auf dem reform. Collegium Sarospatak. Nachdem er das Advocatendiplom erlangt, wußte er sich seit 1824 in seinem heimatlichen Comitat eine ausgedehnte jurist. Praxis sowie als Redner in den Comitatsversammlungen Einfluß zu verschaffen. 1831 wandte sich K. nach Pesth, wo er sich ebenfalls der advocatorischen Praxis und literarischer Beschäftigung hingab. 1832 ging er als Absentenlegat (Vertreter eines abwesenden Magnaten) auf den Landtag. Ein Versuch, als Redner aufzutreten, misglückte, sodaß er die ganze vierjährige Landtagsdauer hindurch schwieg. Dagegen übertrug ihm die liberale Partei auf Nik. Wesselény's Empfehlung die Redaction einer Landtagszeitung, die zur Umgehung von Censurhindernissen in etwa 100 Exemplaren abgeschrieben und durch die Comitatshaiducken an die Comitate versandt ward. Nach dem Schlusse des Landtags begann K. in Pesth zur Veröffentlichung der Comitatsverhandlungen ein ähnliches Blatt, das, um der Censur zu entgehen, lithographirt wurde. Die Regierung untersagte jedoch die Fortsetzung der Zeitung und ließ im Mai 1837 K., Wesselény und mehrere andere zu Ofen gefangen setzen. Die Septemviraltafel verurtheilte K. wegen Hochverraths zu vierjähriger Haft, aus der er jedoch mit seinen Genossen bereits 1840 infolge einer allgemeinen Amnestie befreit wurde. Hierauf übernahm er die Redaction des «Pesti hirlap», in welchem Blatte er fortan sein großes publicistisches, auf eine Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse Ungarns gerichtetes Talent entwickelte und die bisherige gemäßigte Opposition durch seine radicale Haltung überflügelte. Eine Differenz mit dem Verleger veranlaßte indeß K. im Juni 1844 zur Niederlegung der Redaction, und da ihm die Regierung die Concession zu einem eigenen Journal verweigerte, so sah er seine publicistische Laufbahn gehindert. Er widmete sich jetzt der praktischen Thätigkeit, indem er als Leiter und Beförderer der vielen patriotischen Vereine, z. B. des Schutzvereins für nationale Industrie, auftrat, bewies aber auf diesem Felde keine besondere Geschicklichkeit. Im Nov. 1847 ward er vom Pesther Comitat als Deputirter auf den Landtag geschickt, wo er bald als Führer der Opposition durch Kühnheit und rhetorische Gaben alles mit sich fortriß. Er forderte die Befreiung der Bauern, Hebung des Bürgerstandes, Pflegung des nationalen Elements, Preßfreiheit u. s. w., nach der franz. Februarrevolution aber offen eine selbständige Regierung für Ungarn und ein verantwortliches Ministerium, das im Lande seinen Sitz habe. Berühmt ist namentlich seine Rede vom 3. März 1848 am Reichstage. Als Graf L. Batthyányi 17. März zum Präsidenten des ungar. Ministeriums ernannt worden, trat K. als Finanzminister ein. Nach der Auflösung dieses Ministeriums (Sept.) wurde er Präsident des neuen Landesvertheidigungsausschusses. In dieser Stellung organisirte er den Kampf gegen die südslaw. Bewegung und gegen die österr. Centralregierung und wußte die Ungarn zu den größten Opfern zu entflammen. Andererseits trug er freilich durch seine ultramagyar. Richtung viel dazu bei, um die übrigen Volksstämme Ungarns und Siebenbürgens der Nationalsache zu entfremden. Die Abdankung Kaiser Ferdinand's I. und die Thronbesteigung Franz Joseph's (2. Dec.) fanden in Ungarn keine Anerkennung, und während des siegreichen Frühlingsfeldzugs von 1849 ging man sogar noch einen Schritt weiter, indem 14. und 15. April der Reichstag zu Debreczin, auf K.'s Antrag, die Entsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen und die Unabhängigkeitserklärung beschloß. Die künftige Landesverfassung blieb einem spätern Beschlusse vorbehalten, und bis dahin sollte K. als regierender Präsident oder Gouverneur fungiren. Als solcher leistete er nun 14. Mai den Eid vor dem Reichstage zu Debreczin und hielt 5. Juni seinen triumphirenden Einzug in der wiedergewonnenen Hauptstadt Ofen-Pesth. K. hatte auf eine Intervention der Westmächte zu Gunsten Ungarns gehofft, sah sich aber bald in dieser Erwartung getäuscht. Dagegen kam eine große russ. Armee unter Fürst Paskewitsch den Oesterreichern zu Hülfe, womit die ungar. Sache hoffnungslos wurde. Schon Mitte Juli ging Pesth wieder verloren, und der Gouverneur nebst Regierung und Reichstag mußte sich immer weiter nach Süden zurückziehen. In dieser verhängnißvollen Epoche zeigte K. weder polit. Scharfblick noch thatkräftige Energie. Während er in schwungvollen Proclamationen das Volk zum Verzweiflungskampfe aufrief, verlor er immer mehr an Macht und Ansehen, und der Obergeneral

Görgei (s. d.) riß alle Gewalt an sich und zwang endlich den Gouverneur zur Abdankung. Am 11. Aug. 1849 übertrug K. zu Arad die Dictatur an Görgei und reiste dann über Lugos nach Orsowa. Eine Aufforderung des Generals Bem (s. d.), sein Amt wieder zu übernehmen, welche unterwegs bei ihm eintraf, wies er zurück. Unweit der Grenze ließ K., um sie der österr. Dynastie zu entziehen, die ungar. Kroninsignien vergraben, die erst 8. Sept. 1853 bei Währowa wieder aufgefunden wurden. Am 17. Aug. 1849 trat er dann mit wenigen Begleitern auf türk. Gebiet über, wo er verhaftet und erst in Widdin, dann in Schumla verwahrt ward. Doch lehnte die türk. Regierung das Ansinnen Oesterreichs, den Flüchtling auszuliefern, auf das bestimmteste ab, und nach längern Unterhandlungen einigte man sich, daß K. nebst seinen Genossen zu Kutahia in Kleinasien internirt (Febr. 1850) wurde. Dahin folgte ihm seine Gattin Therese, geb. Meßleny, die aus Ungarn entkommen war, und bald darauf lieferte die österr. Regierung auch seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, freiwillig aus. Nachdem K. auf Verwendung der brit. und der nordamerik. Regierung 9. Sept. 1851 seine Freiheit wieder erhalten, begab er sich auf der nordamerik. Dampferfregatte Mississippi über England nach den Vereinigten Staaten. Hier wie dort wurde er mit lauten Demonstrationen der Sympathie empfangen und wußte sich und die Sache Ungarns durch geschickte Volksreden wieder populär zu machen. Praktische Erfolge waren indeß auf diesem Wege nicht zu erlangen, und die von ihm eröffnete ungar. Anleihe hatte kein nennenswerthes Resultat. Im Juni 1852 kehrte er wieder nach London zurück, wo er seitdem seinen Wohnsitz behielt und im engen Verkehr mit den übrigen Häuptern der dortigen Emigration lebte. Gelegentlich versuchte er seitdem sich durch verschiedene Demonstrationen als Haupt und Vertreter Ungarns wieder in Erinnerung zu bringen. Vgl. Szemere, «Graf L. Batthyányi, A. Görgei, L. Kossuth» (3 Thle., Hamb. 1853).

Köstlin (Christian Reinhold), verdienter deutscher Jurist, geb. 29. Jan. 1813 zu Tübingen, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart und widmete sich 1829—34 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin jurist. Studien. Nachdem er einige Zeit als Advocat gewirkt, habilitirte er sich 1839 zu Tübingen und wurde bereits 1840 zum ord. Professor ernannt. Er starb jedoch schon 14. Sept. 1856. Neigung und Umstände hatten K. schon früh den schönen Künsten zugeführt, denen er auch später fortwährend seine Muße widmete. Eine große Anzahl lyrischer Gedichte und dramatischer Fragmente sowie novellistische Arbeiten theilte er unter dem Pseudonym C. Reinhold in Zeitschriften (wie dem «Morgenblatt», der «Novellenzeitung» u. s. w.) und Almanachen mit. Auch veröffentlichte er unter demselben Namen als Erzählungen: «Die Geschichte vom span. Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl» (Stuttg. 1837) sowie die Novelle «Die Mathildenhöhle» (Stuttg. 1838), zu denen später die «Gesammelten Erzählungen und Novellen» (3 Bde., Brem. 1847—48) kamen. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete K. durch die Schriften: «Die Lehre vom Mord und Todtschlag» (Stuttg. 1838) und «Wilhelm I., König von Würtemberg, und die Entwickelung der würtembergischen Verfassung» (Stuttg. 1839). Diesen folgten eine Reihe von Arbeiten, in denen er für die Begründung des Strafrechts auf die neuen, durch die Entwickelung der Philosophie an die Hand gegebenen Principien sowie für die Reform des Strafverfahrens mit bestem Erfolge wirkte. Dahin gehören außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken: «Die Perduellio unter den röm. Königen» (Tüb. 1841); «Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts» (2 Thle., Tüb. 1844—45); «Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh. nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts» (Tüb. 1849); «Das Geschworenengericht für Nichtjuristen dargestellt» (1. und 2. Aufl., Tüb. 1849); «Die Geschworenengerichte» (Lpz. 1851), eine populäre Schrift; «Auerswald und Lichnowsky» (Tüb. 1853); das «System des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Tüb. 1854), von welchem er jedoch nur den ersten, allgemeinen Theil beenden konnte. Erst nach seinem Tode wurden die «Abhandlungen aus dem Strafrechte» (Tüb. 1858) und die «Geschichte des deutschen Strafrechts im Umriß» (Tüb. 1859), beide von Gaßler herausgegeben. K.'s Gattin, Josephine K., geborene Lang aus München, ist als Componistin zahlreicher, zum Theil sehr schöner Lieder bekannt.

Köstlin (Julius), namhafter prot. Theolog, geb. 17. Mai 1826 in Stuttgart, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich 1844—48 zu Tübingen als Zögling des dortigen Seminars dem Studium der Theologie. Nachdem er kurze Zeit als Vicar zu Calw gewirkt, unternahm er eine Reise durch England und Schottland und besuchte dann noch auf einige Zeit die Universität zu Berlin. Im Mai 1850 wurde er zum Stadtvicar in Stuttgart ernannt, doch ging er noch im Herbst desselben Jahrs als Repetent wieder nach Tübingen. 1855 wurde er als außerord. Professor und zweiter Universitätsprediger nach Göttingen berufen, von wo er

1860 als ord. Professor nach Breslau übersiedelte. 1866 erhielt er den Titel eines Consistorialraths. K.'s Vorlesungen erstrecken sich hauptsächlich auf das Gebiet der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Die schott. Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältniß zum Staat» (Hamb. und Gotha 1852), «Luther's Lehre von der Kirche» (Stuttg. 1853), «Das Wesen der Kirche» (Stuttg. 1854), «Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegenstand» (Gotha 1859) und besonders das verdienstvolle Buch über «Luther's Theologie» (2 Bde., Stuttg. 1863). Außerdem veröffentlichte er mehrere Abhandlungen aus dem Gebiete der neutestamentlichen historischen und systematischen Theologie in verschiedenen theol. Zeitschriften und in Herzog's «Theol. Encyklopädie». Seiner Richtung nach gehört er der sog. Vermittelungstheologie an.

Köstlin (Karl Reinhold), bekannt als Theolog und Aesthetiker, geb. 28. Sept. 1819 zu Urach, widmete sich erst zu Tübingen unter Vischer, Zeller, Baur, dann zu Berlin theol. und philos. Studien. Nachdem er 1841 nach Tübingen zurückgekehrt, hielt er daselbst philos. Vorlesungen, bis er sich 1849 als Docent für Philosophie und Theologie an der dortigen Universität habilitirte. K.'s erste wissenschaftliche Arbeiten waren theol. Inhalts. Dahin gehören vor allem «Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe des Johannes» (Berl. 1843) und «Der Ursprung der synoptischen Evangelien» (Tüb. 1853) sowie eine Reihe von Abhandlungen in Zeller's «Theol. Jahrbüchern», wie z. B. über den Gang des Urchristenthums, den Hebräerbrief, das Buch Henoch, das gnostische System des Buchs «Pistis-Sophia» u. s. w. Die seit 1850 in Würtemberg hervortretende kirchliche Zeitrichtung bewog K., sich mehr und mehr der Philosophie und, auf Veranlassung Vischer's, insbesondere der Aesthetik zuzuwenden. Seine beiden bedeutendsten Arbeiten aus neuerer Zeit sind «Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger» (Tüb. 1860) und vor allem seine «Aesthetik» (2 Thle., Tüb. 1863—66). K. wirkt seit 1863 als Professor der Aesthetik zu Tübingen, wo er auch Vorlesungen über Kunstgeschichte, Goethe, Shakspeare u. s. w. hält.

Kostromá, ein Gouvernement in Großrußland von 1451 Q.-M. mit (1863) 1,073971 fast lediglich russ. Einwohnern, wird von der schiffbaren Wolga, die hier die Kostroma, Unscha und Wetluga aufnimmt, durchströmt, hat großen Waldreichthum und fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Anfertigung von Holzwaaren, Wolgabarken, Theer, Matten und Lindenbast, sodann auf Leinwandweberei, Juftenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Das Gouvernement hat 12 Kreise. Die Hauptstadt K., an der Wolga, 41 M. im NO. von Moskau gelegen, Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von K. und Galitsch, hat 21415 E., 40 Kirchen, darunter eine Kathedrale, ein Gymnasium, ein Seminar, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen und viele Fabriken, namentlich für Leder und Leinwand. Sie gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der schöne Gouvernementspalast, der von einem herrlichen Blumen- und Fruchtmarkt umgebene steinerne Kaufhof, ein mit Mauern und Thürmen umgebenes Kloster und die Kathedrale auf der Höhe des Bergs sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Dem Zar Michael Fedorowitsch, der in dem 1 Werst von der Stadt gelegenen Ipatjewschen Kloster lange Jahre (bis 1613) in der Zurückgezogenheit lebte, ist 1834 in K. ein Denkmal errichtet worden.

Köthen, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Anhalt-K., gegenwärtig Sitz der Generalcommission für das gesammte Anhalt sowie einer Kreisdirection und eines Kreisgerichts, liegt im Knotenpunkte der Berlin-Anhaltischen, Magdeburg-Leipziger und K.-Halberstädter Eisenbahn und zählt (1864) 11985 E., darunter etwa 400 Katholiken und 300 Juden. Die Stadt hat zwei prot. (deren eine die um 1400 erbaute, jetzt reform. Kirche im goth. Stile) und eine kath. Kirche sowie eine Synagoge. Im herzogl. Schloß sind die von Naumann eingerichtete Sammlung von Vögeln und Schmetterlingen, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung und die von Herzog Leopold angelegte, jetzt auf 20000 Bände angewachsene Bibliothek aufgestellt. Von höhern Lehranstalten bestehen ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine Realschule und eine höhere Töchterschule. Die im Aufblühen begriffene Gärtnerlehranstalt Göschke's und die weithin bekannte homöopathische Heilanstalt des Dr. Lutze sind Privatunternehmungen. Seit etwa einem Jahrzehnt ist K. der Mittelpunkt einer bedeutenden Zuckerindustrie geworden; auf dem Stadtgebiete selbst sind 2, in der Umgebung etwa 20 Fabriken in Thätigkeit. Außerdem ist der Handel mit Getreide und Wolle, überhaupt mit den Landesproducten ziemlich beträchtlich. Die Um-

gebung der Stadt zeigt sich wegen der endlosen, mit Zuckerrüben bebauten Felder sehr eintönig; doch befindet sich an der Südseite der Stadt ein anmuthiges Eichenwäldchen, die Fasanerie. Der jetzige anhalt. Kreis K. ist aus dem vormaligen Herzogthum Anhalt-K. diesseit der Elbe und den ehemals anhalt-dessauischen Aemtern Gröbzig und Sandersleben gebildet und zählt auf 9,86 Q.-M. etwa 56000 E. Zu demselben gehören noch die Städte Nienburg am Einflusse der Bode in die Saale, mit 3610, Gröbzig mit 2456, Güsten mit 2429 und Sandersleben mit 2609 E.

Kothurn (griech. Kothornos) hieß bei den Alten eine Art hoher, bis an das Schienbein festgeschnürter Schuhe, wie sie ursprünglich, um sich beim Gehen auf unebenem Boden und beim Springen gegen äußere Verletzung und Verrenkung zu schützen, von den Hirsch- und Gemsenjägern auf Kreta, später auch in Lakonien getragen wurden, daher man sie auch der Diana und ihrem Jagdgefolge beilegte. Aeschylus führte diese Fußbekleidung, wahrscheinlich weil sie durch die Bänder, womit sie geschnürt wurde, mehr Putz zuließ und zugleich den Fuß der Tänzer in den Chören zierlicher umschloß, zuerst bei den Schauspielern in der Tragödie ein. Unter den verschiedenen Arten des K. ist der vorzugsweise so genannte tragische K. zu erwähnen, wie er Götter- und Heroengestalten zukam. Derselbe bestand aus einer vierfach übereinandergelegten Korksohle, die wenigstens vier Querfinger hoch, aber oft nach der Proportion des Ganzen von noch weit beträchtlicherer Dicke war und anfangs eine viereckige Form hatte, bis sie der Geschmack mehr nach der Gestalt des Fußes abrundete. Später galt der K. als Sinnbild des Trauerspiels, und namentlich verstand man darunter die tragische Sprache und Ausdrucksweise, bisweilen auch, wie noch gegenwärtig, überhaupt eine hochtrabende und schwülstige Darstellung.

Kotopaxi, ein feuerspeiender Berg von 17722 F. Höhe über dem Meere, 11 M. südöstlich von Quito, im südamerik. Staate Ecuador, hat eine Kegelgestalt und wirft Schlacken, Bimsstein, Wasser und Felsblöcke aus. Dieser Vulkan ist der furchtbarste in den Cordilleras, und die Schlacken und Felsblöcke, welche er ausgeworfen, bedecken mehrere Quadratmeilen Landes. Die merkwürdigsten Ausbrüche desselben fanden statt 1698, wo mehrere Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bewohner verschüttet wurden, sodann 1738, 1744, 1766, 1768 und 1803. Nachdem 20 J. hindurch dem Krater weder Rauch noch Dunst entstiegen, erwachte im Jan. 1803 plötzlich des Nachts die Thätigkeit des unterirdischen Feuers mit solcher Macht, daß schon am Morgen der geschmolzene Schnee in gewaltigen Strömen sich in die benachbarten Thäler stürzte und Verwüstung und Tod verbreitete. 1802 versuchte A. von Humboldt den Berg zu ersteigen, gelangte aber unter den größten Schwierigkeiten nur bis zur Grenze des ewigen Schnees, die nach M. Wagner, der den Berg 24. Dec. 1858 bis zu einer Höhe von 16645 F. erstieg, an der Südseite in 14367 F. Seehöhe liegt.

Kottbus, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Spree, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts sowie einer Superintendentur und zählt 12125 E. (ohne 581 Mann Militär im J. 1864). Die Stadt hat drei Kirchen (darunter eine für die zahlreichen Wenden), ein alterthümliches königl. Schloß und ein Centralgefängniß. Von höhern Unterrichtsanstalten befindet sich daselbst ein Gymnasium. K. ist ein sehr industriöser Ort. Es bestehen ansehnliche Fabriken für Tuch und Wollspinnerei, daneben auch für Leinenzeug, Strumpfwaaren, Taback, Spielwaaren, Teppiche u. s. w.; ferner Brennereien und Brauereien. Auch der Eigen- und Speditionshandel ist sehr ansehnlich. Der Kreis K., welcher auf 15,9 Q.-M. 61040 E. (auf dem flachen Lande meist Wenden) zählt, war ehemals ein Theil der Niederlausitz, welchen der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich II., 1445 kaufte, desgleichen 1448 die darin gelegene Herrschaft Peitz. Als der Kurfürst die übrige Lausitz 1462 wieder an Böhmen abtrat, behielt er jedoch jene Stücke als böhm. Lehn zurück, welches Verhältniß erst 1472 aufgehoben wurde. Der Kreis blieb preußisch bis 1807, wo er im Tilsiter Frieden an Napoleon abgetreten wurde, der ihn gegen einige Landstriche im nördl. Thüringen an den König von Sachsen gab; 1813 fiel er an Preußen zurück.

Kotyledonen oder Samenlappen (auch Samen- und Keimblätter genannt) heißen in der Botanik die an dem Achsentheile (Stengelchen) des Keimlings (Embryo) angewachsenen Organe, welche während des Keimungsprocesses dem sich entwickelnden Keimlinge fortwährend Nahrung zuführen und deshalb stets mit Nährstoffen (Stärkemehl oder fettem Oel und Kleber) angefüllt sind. Nach der Zahl der K. theilt man sämmtliche Blüten- oder Samenpflanzen in Monokotyledonen (s. d.), Dikotyledonen (s. d.) und Polykotyledonen. Bei erstern ist blos ein Samenlappen vorhanden, welcher, rings um die Achse des Keimlings angewachsen, diesen mantelförmig umgibt, meist einen Schlitz hat, durch den bei der Keimung das erste Blatt des Federchens (s. Keim)

hervortritt, und stets unter dem Boden in der Samen- oder Fruchtschale eingeschlossen bleibt. Bei den Dikotyledonen sind zwei gegenständige Samenlappen vorhanden, welche entweder beim Keimen über den Boden emporgehoben werden und dann stets eine blattartige Beschaffenheit und eine grüne Farbe annehmen, oder unter dem Boden und in der aufgeplatzten Samen- oder Fruchtschale eingeschlossen bleiben (z. B. bei den Eichen, Edel- und Roßkastanien, Haseln, Wicken, Erbsen) und dann meist eine dicke, fleischige Beschaffenheit haben. Viele Samenlappen finden sich, stets in quirlförmiger Stellung, bei den meisten Nadelhölzern. Dieselben werden bei der Keimung stets über den Boden emporgehoben und bilden anfangs ein kuppelartiges Gewölbe über dem Federchen, worauf sie sich sternförmig ausbreiten. Im Gegensatz zu den Samenpflanzen, die stets einen mit K. versehenen Keim haben, werden die Sporenpflanzen oder Kryptogamen (s. d.), die eines wirklichen Keimes und folglich auch der Samenlappen entbehren, Akotyledonen (s. d.) genannt. — In der Zoologie werden K. auch diejenigen fleischigen Auswüchse genannt, welche bei den Thieren mit gespaltenen Klauen auf der Innenseite der befruchteten Gebärmutter entstehen, und in welche die Gefäßbündel auf der Außenseite des Chorions der Frucht hineinwurzeln.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), der fruchtbarste und gewandteste deutsche Lustspieldichter, geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, Legationsrath war, besuchte das dortige Gymnasium und bezog, noch nicht 16 J. alt, die Universität zu Jena, wo seine Neigung für die Schauspielkunst in einem Liebhabertheater Nahrung fand. Nach Vollendung seiner jurist. Studien wurde er 1780 Advocat. Nachdem er einige schwache Versuche, meist in Nachahmungen bestehend, wie «Ich. Eine Geschichte in Fragmenten» (Eisenach 1781) und «Erzählungen» (Lpz. 1781), hatte erscheinen lassen, ging er auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russ. Hofe, Grafen Görtz, nach Petersburg und wurde Secretär bei dem Generalgouverneur von Bawr, der nachher die Direction des deutschen Theaters erhielt. Von diesem der Kaiserin empfohlen, erfolgte zunächst seine Ernennung zum Titularrath, 1783 zum Assessor des Oberappellationstribunals in Reval und 1785, nachdem er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Essen vermählt hatte, zum Präsidenten des Gouvernementsmagistrats der Provinz Estland, womit er zugleich den Adel erhielt. Seine «Leiden der Ortenbergischen Familie» (2 Bde., Petersb. 1785) und seine «Kleinen gesammelten Schriften» (4 Bde., Lpz. 1787), die er in Reval schrieb, bekundeten seine Darstellungsgabe, vorzüglich aber erwarben ihm die beiden Schauspiele «Menschenhaß und Reue» und «Die Indianer in England» (1789) den größten Beifall. Dagegen schadete er sich sehr in der öffentlichen Achtung durch die Herausgabe der berüchtigten Schrift «Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn», die er unter Knigge's Namen erscheinen ließ. Nach dem Tode seiner Gattin reiste er nach Paris, nahm dann seine Entlassung aus dem russ. Staatsdienste und lebte seit 1795 auf dem Lande, indem er etwa 8 M. von Narva den kleinen Landsitz Friedenthal sich erbaute. In dieser Zeit schrieb er «Die jüngsten Kinder meiner Laune» (6 Bde., Lpz. 1793—96) und mehr als 20 Schauspiele. 1798 folgte er an Alxinger's Stelle dem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien, nahm aber infolge mehrfacher Unannehmlichkeiten nach zwei Jahren mit einer jährlichen Pension von 1000 Fl. seine Entlassung und lebte in Weimar, bis er sich entschloß, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Der russ. Gesandte in Berlin, Baron von Krüdener, hatte ihm den Eingangspaß gegeben; allein an der russ. Grenze wurde er im April 1800 verhaftet und nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Krasnopulski, hatte K.'s kleines Drama «Der Leibkutscher Peter's d. Gr.», eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchem das Stück so gefiel, daß er nicht nur sofort den Verfasser aus seiner Verbannung zurückberufen ließ, sondern ihm auch seine ganze Huld zuwendete. Er beschenkte ihn mit dem Krongute Wokroküll in Livland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Romanhaft beschrieb K. diese seine Verbannung unter dem Titel «Das merkwürdigste Jahr meines Lebens» (2 Bde., Berl. 1801). Nach dem Tode des Kaisers Paul bat er wieder um seine Entlassung, die er auch mit dem Titel eines Collegienraths erhielt, und lebte zunächst wieder in Weimar, dann in Jena, bis er wegen mannichfacher Irrungen, in die er durch seine Intriguen und Klatschereien mit Goethe gerieth, 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und im Verein mit Garlieb Merkel den «Freimüthigen» herausgab. Beide machten Partei gegen Goethe und dessen Anhänger, namentlich gegen A. W. und F. Schlegel, und als Spazier, als Herausgeber der «Zeitung für die elegante Welt», Partei für diese nahm, gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Außer mehrern dramatischen Werken, die K. in dieser Zeit lieferte, fing er auch den «Almanach dramatischer

Spiele» an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat (18 Jahrgänge, Lpz. 1803—20). In den J. 1803 und 1804 bereiste er Frankreich und, nachdem er zuvor Livland besucht hatte, Italien. Seine «Erinnerungen aus Paris» (Berl. 1804) und «Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel» (3 Bde., Berl. 1805) enthalten einiges Gute, manches Interessante, aber auch viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf beschäftigte er sich wieder ausschließend mit literarischen Arbeiten und schrieb namentlich mehrere Lustspiele. Im Anfange des J. 1806 ging er nach Königsberg, wo ihm zur Abfassung seines Werks «Preußens ältere Geschichte» (4 Bde., Riga 1808—9), das zwar weder zuverlässig noch ein histor. Kunstwerk ist, aber wegen der darin abgedruckten Urkunden Beachtung verdient, das dasige Archiv zu benutzen verstattet war. Doch infolge der polit. Ereignisse in Deutschland sah er sich gegen Ende 1806 veranlaßt, nach Rußland zu flüchten, wo er, seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Estland lebend, Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes, namentlich in den Zeitschriften «Die Biene» (Königsb. 1808—9) und «Die Grille» (1811—12) bekämpfte. Bei der Wendung der polit. Angelegenheiten Europas 1813 schien er unter solchen Umständen ganz der Mann, um die den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russ. Hauptquartiere und gab in Berlin ein «Russisch-deutsches Volksblatt» (1814) heraus. Bald nachher wurde er zum russ. Generalconsul für die preuß. Staaten in Königsberg ernannt, wo er neben mehrern polit. Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen eine sehr einseitige «Geschichte des Deutschen Reichs» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1814—15; fortgesetzt von Rüder, Bd. 3 und 4, 1832) schrieb. Nachdem er 1816 als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt worden, erhielt er 1817 mit einem Jahrgehalt von 15000 Rubeln den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um monatlich über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung an den Kaiser unmittelbar zu berichten. Neben dieser seiner Hauptbeschäftigung begründete er zugleich 1816 das «Literarische Wochenblatt», in welchem er über Schriften aller Art aburtheilte und über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Ihm war es dabei nur um Gunst und Geld zu thun, und sein Spott ergoß sich schonungslos über alle liberalen Ideen und über das Verlangen der Völker nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. K. kannte kein anderes Heil für die Völker als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europas vor der Französischen Revolution war ihm der Typus höchsten Völkerglücks. Er verlor durch solches Treiben die Achtung aller Edeln im deutschen Volke, und seine Unpopularität nöthigte ihn, seinen Wohnsitz von Weimar nach Manheim zu verlegen. Der Hohn, womit er namentlich die Begeisterung des jüngern Geschlechts für Freiheit und Vaterland verfolgte, erregte endlich den schwärmerischen Jüngling Karl Ludw. Sand (s. d.) zu einer mörderischen That. K. fiel unter den Dolchstichen Sand's 23. März 1819 in Manheim. Als Lustspieldichter und im bürgerlichen Drama sind K. Witz, Leichtigkeit des Dialogs, gewandte Charakterzeichnung und unerschöpfliche Erfindungsgabe nicht abzusprechen; dagegen fehlte es ihm an der höhern Einsicht in die Kunst und an jeder nationalen und sittlichen Gesinnung. Die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 98. Viele derselben sind bereits wegen der momentanen Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden, während andere wegen ihrer Frivolität keinen Anklang mehr finden. Gesammelt erschienen seine «Sämmtlichen dramatischen Werke» in 28 Bänden (Lpz. 1797—1823), in 44 Bänden (Lpz. 1827—29) und in 40 Bänden (Lpz. 1840—41). Sein Leben beschrieben Cramer (Lpz. 1819) und Döring (Weim. 1829).

Kotzebue (Otto von), berühmter russ. Reisender, der zweite Sohn des vorigen, geb. zu Reval 30. Dec. 1787, machte, nachdem er im Cadettencorps zu Petersburg eine zweckmäßige Erziehung genossen, 16 J. alt mit Krusenstern zum ersten mal die Reise um die Welt, von welcher er 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später wurde ihm die Führung des Schiffs Rurik anvertraut, um die Möglichkeit einer nordöstl. Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu versuchen, wobei ihn unter andern Chamisso, Eschscholz und Choris begleiteten. Auf einer dreijährigen Fahrt, 1815—18, entdeckte er in der Südsee mehrere Inseln, die er die Rurikskette, die Rumjanzow-, Spiridow-, Krusenstern-, Kutusow-Inseln u. s. w. nannte, und im Südosten der Beringsstraße einen Sund, welcher nach ihm den Namen K.-Sund erhielt. Die Ergebnisse dieser Expedition machte er in dem Werke «Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstl. Durchfahrt in den J. 1815—18» (3 Bde., Petersb. 1821—23; deutsch, Weim. 1821) bekannt. Hierauf zum Kapitän-Lieutenant der russ. Gardemarine ernannt, trat er 1823 auf des Kaisers Alexander Befehl seine dritte Reise um die Welt an, auf der ihn auch diesmal Eschscholz begleitete, und von der er 16. Juli 1826 in Kronstadt wieder

anlangte. Die Beschreibung derselben lieferte er in der «Neuen Reise um die Welt in den J. 1823—26» (2 Bde., Weim. 1830). Seine Reisen haben die Hydrographie, vorzüglich der Südsee, wesentlich gefördert. K. starb zu Reval 15. Febr. 1846. — Sein Bruder, Moritz von K., geb. 11. Mai 1789, machte mit ihm unter Krusenstern die Reise um die Welt und trat dann 1806 in die russ. Landarmee ein. Im Feldzuge von 1812 gerieth er in franz. Gefangenschaft und wurde erst 1814 freigegeben. Seine Schicksale während derselben schilderte er in der Schrift «Der russ. Kriegsgefangene unter den Franzosen» (Lpz. 1815). Bekannt wurde er insbesondere durch seine Reise nach Persien mit der russ. Gesandtschaft 1817, deren Beschreibung sein Vater (Weim. 1819) herausgab. Später diente er als Oberst im Kaukasus und 1831 in Litauen, ward 1834 Generalmajor, dann Commandant der Festung Iwangorod, 1846 Generallieutenant und starb als Mitglied der poln. Abtheilung des russ. Senats im Febr. 1861 zu Warschau. — Der älteste Bruder, Wilhelm von K., geb. 1785, diente anfangs in der österr., dann in der russ. Armee und starb als Oberstlieutenant 1812 infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Polock. — Ein vierter Bruder, Paul von K., empfing seine militärische Bildung in der Privatakademie des Generals Murawjew zu Moskau, focht mit Auszeichnung im Kaukasus und in Polen und ward 1843 Generalquartiermeister der activen Armee unter dem Feldmarschall Paskewitsch. Seit 1846 Generallieutenant und Stabschef des kaukas. Corps, nahm er in dieser Eigenschaft hervorragenden Antheil an den Kämpfen gegen die Bergvölker und erhielt den Titel eines kaiserl. Generaladjutanten. Als 1853 eine russ. Armee unter Gortschakow in die Donaufürstenthümer einrückte, bat dieser sich den General von K. zum Chef seines Generalstabs aus. Als solcher war er beim Uebergang über die Donau und der Belagerung von Silistria sowie bei der Vertheidigung von Sewastopol und der Schlacht an der Tschernaja gegenwärtig und folgte 1856 Gortschakow nach Polen, um an die Spitze des Generalstabs der Ersten Armee zu treten. Im Dec. 1859 zum General der Infanterie befördert, ward er bald nach dem Ausbruche der Unruhen in Polen 1861 seines Amtes als Stabschef enthoben und blieb eine Zeit lang außer Thätigkeit, bis er Ende 1862 zum Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien und später auch zum Oberbefehlshaber des Militärbezirks von Odessa ernannt wurde, in welcher Stellung er sich namentlich um die Anlegung von Eisenbahnen in dem seiner Verwaltung anvertrauten Landstrich verdient gemacht hat. — Von den jüngern Söhnen August's von K. sind zwei, Karl und Wilhelm, in der russ. Diplomatie thätig. Jener war 1848 Generalconsul in Bucharest und 1854 Director der diplomatischen Kanzlei des Fürsten Gortschakow; dieser, seit Aug. 1865 Geschäftsträger in Karlsruhe, trat auch als dramatischer Dichter mit dem Lustspiel «Der gefährliche Freund» auf, das 1865 im dresdener Hoftheater mit Beifall gegeben wurde. — Alexander von K. ist Mitglied der petersburger Kunstakademie und hat sich als Schlachtenmaler Ruf erworben.

Kowno, deutsch Kauen, ein Gouvernement im westl. Rußland, welches 1843 zumeist aus den nördl. Kreisen des litauischen Gouvernements Wilna gebildet wurde und, zwischen Preußen und Kurland gelegen, an einem Punkte (nahe Polangen) an die Ostsee stoßend, dem alten Samogitien (s. d.) entspricht. Das Gouvernement zählt (1863) auf 739,11 Q.-M. 1,052164 E., zur größern Hälfte Litauer und Samogitier, außerdem sehr wenige Russen, dagegen ungleich mehr Polen, Deutsche, Juden und Zigeuner. Flachsfelder und herrliche Wälder nehmen einen sehr großen Theil des Areals ein. Das Holz wird hauptsächlich auf dem Njemen (Memel) und dessen Nebenflüssen verflößt und gelangt so nach Tilsit. Das Gouvernement zerfällt in sieben Kreise. Die Hauptstadt K. oder Kauen, an der Eisenbahn und am Zusammenflusse des Njemen und der Wilia, theils im Thale, theils auf den Uferhöhen der beiden Flüsse gelegen, hat ein schönes Rathhaus, zehn Kirchen, darunter eine griechische und eine lutherische, sieben kath. Klöster, ein Gymnasium, eine adeliche Kreisschule und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Es befindet sich hier eine gußeiserne Pyramide zum Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen 1812. Die Stadt zählt 23937 E., davon über die Hälfte Juden und viele Deutsche. Man braut gutes Bier, vorzüglichen Meth (Lippitz) und treibt lebhafte Schifffahrt und bedeutenden Handel. Am 23. bis 25. Juni 1812 ging bei K. Napoleon's Hauptarmee über den Njemen, und 14. Dec. führte Ney eine Nachhut von 200 Mann an derselben Stelle über den Strom zurück. In dem Treffen vom 26. Juni 1831 siegten die Russen unter Malinowsky über die Polen. Etwa $1\frac{1}{2}$ M. von der Stadt liegt in einem Walde und an der Wilia das prächtige Camaldulenserkloster Posayscie oder Friedensberg, 1674 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Fl. von dem litauischen Großkanzler Christoph Paz erbaut, der mit seiner Gemahlin daselbst ruht.

Krabben oder Taschenkrebse (Brachyura) nennt man die kurzschwänzigen Krebse, deren Hinterleib (Schwanz) sehr kurz, vier= bis siebengliederig, ohne Endflossen, mit einigen Afterfüßen zur Befestigung der Eier versehen ist und, im Leben umgeschlagen, in einer Vertiefung des Bruststücks getragen wird. Das erste Fußpaar ist stets mit Scheren versehen, und das letzte Paar der Kieferfüße oder Freßklauen hat breite, platte Glieder und verdeckt die andern Freßwerkzeuge. Die K. sind Wasserthiere, und zwar größtentheils Meerthiere. Nur die Landkrabben (Gecarcinus) machen eine Ausnahme und bewohnen das trockene Land, ja mehrere dieser letztern Gattung sterben, wenn man sie zwingt, eine Zeit lang unter dem Wasser zu bleiben. Viele geben ein geschätztes, aber schwer verdauliches Nahrungsmittel ab, wie die gemeine Flußkrabbe (Thelphusa fluviatilis), welche seit alters eine gewisse Berühmtheit genoß und zu allen Zeiten gern gegessen worden ist. Man bringt sie in Italien, Dalmatien und Griechenland reihenweise auf den Markt; nur muß man zwischen den einzelnen Individuen freien Raum lassen, weil sie sich sonst gegenseitig anfallen und der Glieder berauben. In feuchten Kellern kann man sie monatelang am Leben erhalten. Die gemeine Maja oder Spinnenkrabbe (Maja Squinado), welche die Alten für sehr klug hielten und auf Münzen darstellten, wird in Italien gegessen. Sehr schmackhaft ist die gemeine Schwimmkrabbe (Portunus Maenas), welche an der europäischen, vorzüglich adriatischen Küste und in den Lagunen von Venedig zu Millionen gefangen wird und einen wichtigen Handelsartikel ausmacht. Auch die weichhaarige Schwimmkrabbe (Portunus puber), welche gemein in der Nordsee gefunden wird, ist schmackhaft. Der breite Taschenkrebs (Cancer Pagurus), welcher in europ. Meeren nicht gerade häufig ist, wird fast 1 F. breit und 5 Pfd. schwer und als sehr wohlschmeckend geschätzt. Auf den westind. Inseln gilt die gemeine Landkrabbe (Gecarcinus ruricola) oder Turluru als die leckerste Art.

Krafft (Peter), namhafter Historienmaler, wurde 17. Sept. 1780 zu Hanau geboren und von seinem Vater, einem geschickten Emaillemaler, später auf der Malerakademie seiner Vaterstadt für die Kunst, insbesondere für Porträtmalerei gebildet. Doch führte ihn der eigene Trieb zur Historie, und wie fleißig er auch von 1799 ab auf der Akademie zu Wien das Bildnißmalen fortsetzte, lieferte er doch bis zum J. 1801 schon manches Bild aus der antiken Mythologie und Geschichte. Um diese Zeit ging er nach Paris, wo er in der Beschäftigung mit Porträtmalerei, dem Copiren antiker Gemälde aus Herculanum und eigenen Compositionen (Sappho, Hebe) eine große Thätigkeit entwickelte. 1807 kehrte er nach Wien zurück. Im folgenden Jahre wandte er sich nach Rom, wo er viele Monate sich der Anschauung von Kunstwerken hingab. Sein erstes großes histor. Bild nach seiner Heimkehr stellte den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern dar. 1815 malte er einen Belisar, der von der Akademie den Preis erhielt; dann folgten Oedipus und Antigone und viele Porträts, meist Mitglieder der kaiserl. Familie. Sodann malte er 1814 die Schlacht bei Leipzig, welche wiederholt werden mußte. Zu den bedeutendern Werken der folgenden Jahre gehören Ossian (in der Lichtenstein'schen Galerie), Manfred, Rudolf von Habsburg dem Priester sein Pferd anbietend, die Krönung Franz' I. in Presburg, Zriny's Ausfall aus Szigeth u. s. w. Viele Porträts, auch einige Kirchenbilder wurden dazwischen angefertigt. 1833 malte er drei enkaustische Wandbilder in der kaiserl. Hofburg: die Rückkehr des Kaisers 27. Nov. 1809, die vom 16. Juni 1814 und die erste Ausfahrt des Kaisers 9. April 1826 nach der Genesung von einer schweren Krankheit. Die meisten von K.'s Bildern sind gestochen worden, namentlich von Stöber und Rahl. K. war Professor an der Akademie, Director der Bildergalerie und Schloßhauptmann des Belvedere in Wien. Er starb daselbst 28. Oct. 1856. — Sein Bruder, Joseph K., ein tüchtiger Porträtmaler, geb. 1787 zu Hanau, gest. 23. Juni 1828 zu Neustift bei Wien, hat eine Menge vortrefflicher Bildnisse geliefert.

Kraft bezeichnet im allgemeinen jede Ursache einer Wirkung, und man gebraucht dies Wort sowol bei den Vorgängen in der geistigen als auch in der materiellen Welt. Die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Kräfte erscheinen niemals unmittelbar, sondern werden immer erst erkannt aus den Gesetzen, wonach Erscheinungen einer gewissen Art nothwendig aufeinander folgen und einander hervorrufen. Denn da die Ursache der nothwendigen Aufeinanderfolge der Erscheinungen in den Gesetzen ihrer nothwendigen Verkettung untereinander enthalten, so ist die K. eben die Wirksamkeit dieser unabänderlichen Gesetze in den Erscheinungen. Daher kann auch nicht eine einzige Art von Kräften zureichen, die verschiedenartigen Erscheinungsgebiete im Weltall zu beherrschen, sondern es muß ebenso viele verschiedene Arten von Kräften geben, als es verschiedene Arten von gesetzlichen Zusammenhängen unter den Erscheinungen gibt, z. B. eine andere Art für die bewußten und zweckmäßigen, eine andere für die unbewußten und blinden Zusammenhänge, eine andere für die chem. Mischungen, eine andere für die elektrischen Spannungen, eine

andere für die mechan Bewegungen u. s. w. Hiermit ist jedoch nicht gemeint, daß die Verschiedenheit der Arten von Kräften im Weltall eine ursprüngliche sei, vielmehr führen viele Kennzeichen zu der Annahme, daß das System der mannichfaltigen Kräfte bei seiner Hervorentwickelung aus den Urgründen des Weltalls einer einfachen Quelle entstamme, welche sich gemäß den verschiedenen Daseinssphären in verschiedene Ausflüsse zertheilt. Für diese Urkraft ist von den größten Philosophen des Alterthums die selbstbewußte Denkkraft angesprochen worden, und die vornehmsten Denker der Neuzeit, wie Descartes, Leibniz, Kant, Fichte, Hegel, haben ihnen hierin beigestimmt. Ist nun die Denkkraft unter allen Kräften die tiefste und ursprünglichste, so ist umgekehrt dasjenige System der Kräfte, welches am meisten sich auf die Oberfläche der Erscheinungen bezieht, das der mechan. Ortsbewegung. Zugleich sind die Gesetze dieser Oberfläche am leichtesten zu erforschen, daher unsere Kenntniß der Kräfte und ihrer Wirkungsgesetze in keinem Felde genauer und exacter als in diesem, was uns jedoch nicht verleiten darf, dieselben aus dem Grunde, weil wir sie am genauesten kennen, als Erklärungsprincipien über andere Gebiete, z. B. das der moralischen Willenskräfte, auszudehnen, mit denen sie nichts zu schaffen haben. Vielmehr beziehen sie sich einzig und allein auf die Vergrößerung oder Verkleinerung der Entfernung zwischen körperlichen Raumpunkten, wobei die Größe ihrer gegenseitigen Einwirkung jedesmal im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen steht. Suchen die Kräfte die Entfernung der Punkte zu vergrößern, so heißen sie abstoßende; im entgegengesetzten Falle heißen sie anziehende. Wo etwa Kräfte in anderer Weise als in der die Punkte, von welchen sie ausgehen, verbindenden geraden Linie zu wirken scheinen, darf man annehmen, daß die Erscheinung noch nicht in ihrem Wesen richtig erfaßt und die ihr in der That zu Grunde liegende K. erkannt worden ist. Unter Richtung einer K. versteht man diejenige Linie, in welcher dieselbe ihre Wirkung äußert oder eine Bewegung hervorzubringen strebt. Der Angriffspunkt einer K. heißt der Punkt, in welchem sie als unmittelbar wirkend gedacht wird.

Wenn zwei mechan. Kräfte auf einen Punkt wirken, so lassen sich beide völlig ersetzen durch eine einzige, welche genau in allen Beziehungen dasselbe leistet, wie die beiden ursprünglichen, und den Namen der resultirenden K. oder Resultirenden führt, während die beiden ursprünglichen Kräfte als Seitenkräfte bezeichnet werden, weil man, wenn die beiden gegebenen Kräfte einen Winkel miteinander bilden, die resultirende K. findet, indem man aus den beiden gegebenen Kräften als Seiten ein Parallelogramm construirt und die Diagonale von dem Angriffspunkte nach der Spitze des gegenüberliegenden Winkels zieht; die Diagonale ist dann die Resultirende. Durch das umgekehrte Verfahren läßt sich auch eine gegebene K. in zwei andere zerlegen. In dem besondern Falle, wo die gegebenen Kräfte in einer geraden Linie liegen, ist die Resultirende gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Seite, dagegen gleich ihrer Differenz, wenn sie nach entgegengesetzten Seiten wirken. Sind mehr als zwei Kräfte gegeben, so lassen sich dieselben ganz nach demselben Gesetze in eine einzige Resultirende vereinigen, indem man zuerst für zwei der Kräfte die Resultirende sucht, dann für diese Resultirende und die dritte K. wieder eine Resultirende u. s. w., bis zuletzt alle Kräfte in einer einzigen Resultirenden vereinigt sind. Wenn die Größe einer solchen resultirenden K. gleich Null ist, so heben sich alle gegebenen Kräfte in ihren Wirkungen auf, und der Körper, welcher ihren Angriffen unterworfen war, bleibt in Ruhe, es findet Gleichgewicht statt; erhält aber die Resultirende eine gewisse Größe, so bewegt sich der Körper mit einer dieser angemessenen Geschwindigkeit in der Richtung dieser Resultirenden. Zweckmäßig wirkende Kräfte heißen Triebe. Die Mechanik weiß nichts von Trieben. Dagegen fällt der größte Theil aller Kräfte außer den mechanischen unter diesen Begriff, von den vegetativen Lebenskräften der Pflanzen an, weil das Wachsthum und die Lebensentwickelung dieser auf zweckmäßige Weise erfolgt und dabei andere Gesetze befolgt als die mechanischen. Am genauesten erforscht unter den zweckmäßig wirkenden Kräften sind die geistigen Kräfte des Denkens, Anschauens und Wollens, mit deren Gesetzen sich die Wissenschaften der Logik, reinen Mathematik und Moral beschäftigen. Insofern als die geistigen Kräfte gewisse Vorstellungsgebilde von innen her erzeugen, nennt man sie spontane Kräfte oder productive Kräfte im engern Sinne des Worts.

Kraft (Adam), einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer in der Zeit des Uebergangs der mittelalterlichen zur neuern Kunst, stammte wahrscheinlich aus Nürnberg, war gegen die Mitte des 15. Jahrh. geboren und starb 1507 im Spitale zu Schwabach, in der Nähe Nürnbergs. In seiner Kunstübung gehört er der nürnberger, auf entschiedene Charakteristik und treue Lebenswahrheit gerichteten Schule an. Sein besonderes Verdienst ist eine vollendete Meisterschaft, vermöge deren er das Material zum vollkommenen Träger des Gedankens macht und dem Steine warme Empfindung einzuhauchen scheint. Vor 1490 ist kein Werk mit Sicherheit ihm zu-

zuschreiben. Zu seinen frühesten und besten Arbeiten gehören die sog. Stationen, sieben Darstellungen aus dem Kreuzesgange Christi, welche von einem Thore Nürnbergs zum St.-Johanniskirchhofe führen. Sein Hauptwerk ist das 64 F. hohe Sakramentshaus in der St.-Lorenzkirche zu Nürnberg (1496—1500), gleichsam eine mit figürlichen Scenen durchflochtene Filigranarbeit von Stein, welche dem Künstler beim Volke den Glauben zuzog, daß er die Kunst besessen, das harte Material biegsam zu machen. Andere vorzügliche Arbeiten von ihm sind das Schreier'sche Grabdenkmal an der Sebalduskirche (1492), eine Krönung der Maria in der Aegidienkirche (1501), eine Maria als schützende Himmelskönigin in der Frauenkirche u. s. w. Auch mehrere Sakramentshäuser in der Nähe Nürnbergs, wie zu Schwabach, Kalchreuth und anderwärts, werden mit mehr oder weniger Sicherheit ihm zugeschrieben. Das Decorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgoth. Stils.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

Kragstein, s. Console.

Krähe ist der Name mehrerer Arten der Gattung Rabe (Corvus), von denen in Deutschland drei Arten vorkommen. Die Rabenkrähe oder echte K. (C. Corone) ist 18—19 Zoll lang, ganz schwarz, am Kopfe und Nacken blauschwarz und ihr Schnabel kürzer als der Lauf. Sie ist bei uns Zug-, doch auch Standvogel, zeigt sich als ein vorsichtiges, kluges Thier und wird durch Vertilgung von schädlichen Insekten nützlich. Die Nebelkrähe (C. Cornix) ist von gleicher Größe wie die vorige, aschgrau und am Kopfe, Kehle, Schwanze und Flügeln tiefschwarz. Sie ist einer der gemeinsten Bewohner des nördl. Europa, ganz vorzüglich in Schweden und Rußland häufig. Da man sie allgemein für ein schädliches Thier hält, so wird ihre durch die Gesetze gestattete Verfolgung eifrig und maßlos betrieben, und nur durch List vermag die Nebelkrähe ihrer Ausrottung zu entgehen. Dieses Verfahren ist jedoch keineswegs zu billigen, da sie dem Landmann nicht blos nicht schadet, sondern ihm vielmehr nützt durch Vertilgung vieler schädlicher Thiere. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Schalthieren, Nacktschnecken, Aas, Fischen, kleinen Säugethieren, Eiern anderer Vögel, jungen Vögeln, reifen Beeren, Kirschen und andern Obstsorten. Sie baut ihr Nest auf hohe Bäume an Wiesenrändern oder in Feldhölzern aus Reisern, die durch Lehm fest verbunden werden; zum Winteraufenthalte wählt sie sich bei uns ein hohes Kirchdach oder andere unbewohnte Gebäude. Die Eier sind grünlich und dunkelbraun gefleckt; die Jungen, welche anfangs blind, sind meist erst gegen den fünften Tag nach dem Ausschlüpfen zum Sehen fähig. Die Saatkrähe (C. frugilegus) ist etwa 18 Zoll lang, tiefschwarz, im Nacken mit auffallendem Purpurschimmer, der Schnabel von der Länge des Laufs und bei ältern Vögeln an der Wurzel durch Abreiben der Federn nackt. Dieselbe zeigt sich weit friedlicher und geselliger als die andern Arten und baut ihr Nest gern in Gesellschaft auf breitwipfelige Bäume. Bei uns ist sie Zugvogel und verbringt den Winter in gemäßigtern Ländern, doch bleibt sie zum Theil sogar im nördl. Deutschland zurück. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Regenwürmern, den Larven von Insekten, die sie aus der Erde holt, Maikäfern u. s. w., und der Nutzen, den sie dadurch stiftet, ist außerordentlich groß. Bei den Alten waren die K. und vorzüglich die Raben Hauptgegenstand der Wahrsagungen aus dem Vogelflug (Augurien); ihr Flug zur Linken galt für glückverheißend, zur Rechten aber für unglückbedeutend. Noch jetzt hält bei uns das Volk große Krähenschwärme oder einzelne, auf der Spitze eines Hauses anhaltend schreiende K. für ein schlimmes Vorzeichen.

Krähenaugen, s. Brechnuß.

Krahn, auch Kranich, nennt man einen Apparat, welcher dazu dient, schwere Lasten aufzuheben und unter gewissen Bedingungen auch auf geringe Entfernungen zu transportiren. Die roheste Form des K. besteht aus einer starken Säule, dem Krahnständer, auf welcher ein Querbalken, die Krahnbracke, meist schräg aufwärts gerichtet, befestigt ist. Die Krahnbracke hat an ihren beiden Enden Rollen, über welche das Zugtau von der Last bis zu einer Winde geführt ist. Durch Aufwinden des Taues wird dann die Last gehoben, das Fortschaffungsmittel untergebracht und auf dieses die Last wieder niedergelassen. Im Laufe der Zeiten ist die Maschine sehr vervollkommnet worden, und gegenwärtig gibt es folgende Arten derselben: 1) Drehkrahne, welche nebst dem Heben und Herablassen der Last eine Horizontalbewegung derselben im Kreise gestatten; 2) Schwingkrahne, bei welchen an einem langen Wagebalken (Balancier) die Last herabgelassen oder durch ein Gegengewicht aufgehoben werden kann; 3) Laufkrahne, die auf Rädern oder Rollen angebracht sind und auf Eisenbahnen, in Gießereigebäuden u. s. w. ihren Platz verändern können, um entweder selbst nach verschiedenen Orten versetzt zu werden oder eine Last auf etwas größere Abstände zu transportiren. An allen K. werden jetzt

die sog. Vorgelege angebracht, Räderverbindungen, mittels deren man, zwar langsamer, dafür aber auch mit geringerer Kraft, große Lasten heben kann. Wo man keine Vorgelege hat, bringt man auch wol Treträder von bedeutendem Umfange an. — Krahnrecht heißt das Recht, an Häfen und Ausladestellen einen K. öffentlich halten zu dürfen; in engerer Bedeutung aber versteht man darunter das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu klaren und zu verzollen.

Krähwinkel heißt in Wirklichkeit ein Dorf im Kreise Solingen des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf. Der Ort, den man unter demselben Namen in Deutschland als Sitz lächerlicher Kleinstädterei und beschränkter Philisterei zu bezeichnen pflegt, existirt nicht, sondern ist aus Kotzebue's Lustspiel «Die deutschen Kleinstädter» entlehnt.

Krain, ein deutsches Herzogthum und zur österr. Monarchie gehöriges Kronland von 181 Q.-M., wird im N. von der östl. Fortsetzung der Karnischen oder Kärntner, im S. von den Julischen oder Krainer Alpen und dem Karstgebirge durchzogen. Der höchste Punkt ist der 8822 F. hohe Terglou zwischen den beiden Quellen der Save, welcher an seiner Nordseite den einzigen Gletscher des Landes trägt und den Scheidungspunkt der Karnischen und Julischen Alpen bildet. Die letztern und die Gebirge des Karst (s. d.) zeichnen sich durch unzählige Versenkungen, Trichter, unterirdische Wasserläufe, Grotten und Höhlen aus, welche man nirgends so häufig trifft. Die wichtigsten sind die Adelsberger Grotte (s. Adelsberg), die noch größere Kleinhäusler Grotte, die $^3/_4$ St. von Adelsberg entfernte, mit sehenswerthen Stalaktiten erfüllte Magdalenenhöhle und die zuerst im Juli 1850 näher untersuchte Tropfsteinhöhle im sog. Vod-babji-sob-Gebirge bei Veldes in Oberkrain. Unter die interessantesten Erscheinungen des an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Landes gehört auch die berühmte Felsenbrücke von St.-Kanzian, 126 F. hoch, 156 F. breit, mit einem vollkommenen Gewölbe von 60 F. Höhe und 150 F. Länge. Einen Theil der steinigen Julischen Alpenkette bedeckt der Birnbaumerwald, dessen kleinster Breitendurchschnitt 3 M. umfaßt, und der bis an die Grenze von Kroatien sich fortsetzt, wo sich wieder andere ungeheuere Waldungen anschließen. Auf dem mit schachtartigen Löchern übersäeten Karst erhält sich nur durch den angestrengtesten Fleiß eine spärliche Vegetation. Größere Thäler sind die Wurzen und Wochein. K. ist minder stark bewässert als die Nachbarländer. Mit Ausnahme der Idria und Wispach, welche sich in den Isonzo ergießen, gehören die Gewässer dem Flußgebiet der Save an, welche als schiffbarer Fluß, nach der Einmündung der Laibach, nur noch eine geringe Strecke im Lande selbst bleibt. Ihr größter Zufluß ist die Kulpa an der südöstl. Landesgrenze. Andere Zuflüsse sind die Zayer, Kanker, Feistritz, Leibnitz und die weit ansehnlichere Gurk. Die Unz oder Maunitz verliert sich unter der Erde; der Broschitzabach fließt in den Czirknitzersee (s. d.), neben welchem noch der 190 Klafter tiefe Feldesersee und der Wocheiner zu bemerken sind. Vom Laibacher Moorgrunde ist bereits ein bedeutender Theil cultivirt. Das Klima ist, abgesehen von den rauhen Gebirgsgegenden, mild, die mittlere Jahrestemperatur in Laibach $8^4/_{10}$° R., zu Möttling an der kroat. Grenze sogar $9^1/_2$° R., daher in mehrern Landstrichen Klima und Vegetation schon die Nähe Italiens verkünden. Nur herrscht in der Nähe des Karstgebirgs oft ein heftiger Sturmwind, die Bora. Die Bevölkerung, die nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 an 451941 Individuen in 14 Städten, 17 Marktflecken und 3195 Dörfern betrug, wurde für Anfang des J. 1864 auf 468918 (ohne das Militär) berechnet. Mit Ausnahme von ungefähr 30000 Deutschen, die vorzugsweise im sog. Gottscheerländchen (s. Gottschee) leben, von etwa 16000 Kroaten und 600 Ost-Romanen gehören die Bewohner dem slowen. Volksstamme an. Fast die ganze Bevölkerung bekennt sich zur kath. Kirche, und der Landesbischof zu Laibach ist das geistliche Oberhaupt. Der Bodenertrag des Landes reicht für den Bedarf seiner Bewohner nicht aus, besonders was Getreide anlangt. Daher sind bei einem großen Theile der untern Volksschicht Heidekorn, Hülsenfrüchte, einige Gemüse und Waldobst die hauptsächlichste Nahrung. Selbst in dem fruchtbaren Wippacher Boden wird mehr Mais als Weizen und Roggen gebaut. Am Karst und um Wippach werden vorzügliche Weinsorten erzeugt und um Wippach auch viel Obst gewonnen. Flachs baut man in größerer Menge; von der größten Wichtigkeit aber ist die Waldcultur. Der Viehstand belief sich (1857) auf 20753 Pferde, 189063 Rinder, 82068 Schafe (die in Unter-Krain nur als Schlachtvieh gezogen werden), 23852 Ziegen und 94689 Schweine. An wildem Geflügel, Hasen und Pelzthieren ist kein Mangel, selbst Bären sind nicht ganz selten. Mehrere Flüsse und die Wocheiner Seen liefern viele Fische. Die Bienenzucht ist im Schwunge; Seidencultur findet in den wärmern, an Görz grenzenden Gegenden statt. Die Hauptproducte des Mineralreichs sind Eisen, Quecksilber und Braunkohlen; Idria (s. d.) ist (nächst Almaden in Spanien) das

ergiebigste und wichtigste Quecksilberbergwerk Europas. K. producirte um J. 1864 5013 Zollctr. Quecksilber, 7016 Zink, 3424 Blei, 106552 Roheisen, 2697 Braunstein und 1,366586 Zollctr. Braunkohlen. Die Leinweberei und Anfertigung grober Spitzen ist weit verbreitet und bildet eine einträgliche Nebenbeschäftigung für den Landmann. Auch Wollzeuge, Flanells und grobe Tücher, wollene Strümpfe, viel gegerbtes Leder, wozu man den Rohstoff meistens einführt, Eisen- und Holzwaaren werden producirt. Wichtiger als der Eigenhandel ist der Transitohandel. Der Verkehr wird durch Kunststraßen und die von Wien nach Triest über Laibach führende Eisenbahn gefördert. Für die intellectuelle Cultur sorgen 3 Gymnasien, 1 Ober-Realschule und 233 Volksschulen, von denen die letztgenannten 1863 von 28667 Schulkindern besucht wurden. Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag aus dem Landesbischofe, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Industrialorte, 2 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer in Laibach und 16 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern, die (mit Ausnahme des Bischofs) auf sechs Jahre gewählt werden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet K. sechs Deputirte. An der Spitze der polit. Verwaltung des Landes steht die k. k. Landesbehörde in Laibach, welcher der Magistrat der Landeshauptstadt Laibach und 30 Bezirksämter untergeordnet sind. Die Justizbehörden (1 Landesgericht, 1 Kreisgericht und 28 gemischte Bezirksämter) stehen unter dem Ober-Landesgerichte in Gratz. Für die Finanzverwaltung ist die Finanz-Direction in Laibach bestellt, von der ein Hauptsteuer- und ein Hauptzollamt und 30 Steuerämter dependiren. Zur Armee stellt K. ein Infanterieregiment und außerdem noch ein Contingent zu andern Truppengattungen. Seinen Namen hat K. erst seit der Einwanderung der slaw. Wenden oder Slowenen in die Ostalpen, welche hier den äußersten (südlichen) Landstrich bewohnten und von dem Worte Krai (Grenze) Krajnci, d. i. Grenz- oder Markslawen, genannt wurden. Karl d. Gr. gab das von ihm eroberte Land dem Herzoge von Friaul. Seit 972 erhielt es eigene Markgrafen, welche auf dem Schlosse Kieselstein bei Krainburg ihren Sitz hatten, und von welchen einige den Herzogstitel führten. Doch erstreckte sich deren Herrschaft nur über einen Theil von K., mit welchem Istrien und Friaul wiederholt vereinigt und wieder davon getrennt wurden; einen andern Landestheil besaßen die Herzoge von Kärnten. Auch die Bischöfe von Freising und andere Herren hatten hier Besitzungen, die aber bald von der Markgrafengewalt unabhängig wurden. Schon Leopold der Starke, aus dem Geschlechte der Traungauer, brachte 1127 einige dieser Theile K.s nach dem Aussterben der kärntnischen Herzoge an sein Haus, die sein Sohn Ottokar I. noch erweiterte. Zu diesen erkaufte Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich, aus dem Stamme der Babenberger, von dem freisinger Bischofe verschiedene Lehngüter, und Friedrich der Streitbare hatte seine Besitzungen in K. durch seine Verbindung mit Agnes von Tirol schon so erweitert, daß er sich von 1233 an «Herr von K.» schrieb. Derselbe wurde, als mit dem Ableben Berthold's 1245 die eigenen Markgrafen K.s erloschen, von Kaiser Friedrich II. mit deren Besitzungen belehnt, wodurch ein großer Theil K.s mit Oesterreich und Steiermark vereinigt ward. Den übrigen Theil besaßen die Grafen von Tirol. Erst nach deren Aussterben (1335) und nachdem zugleich Graf Albrecht IV. von Görz durch ein Erbvermächtniß den habsburgischen Herzogen von Oesterreich die Nachfolge zugesagt hatte, gelangten 1364 die übrigen Theile K.s an Herzog Rudolf IV., der hierauf den Titel eines Herzogs von K. annahm. Seitdem ist dieses Land, bis auf die kurze Zwischenzeit von 1809—13, in welcher es infolge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und zu den Illyrischen Provinzen geschlagen ward, stets bei Oesterreich geblieben. Seit 1816 bildete es als Gubernium Laibach einen Theil des Königreichs Illyrien, 1849 erhielt es seine Stellung als eigenes Kronland angewiesen. Vgl. Hoff, «Histor.-statist.-topogr. Gemälde von K.» (2 Bde., Laibach 1808).

Krajova, Stadt in Rumänien und Hauptort des walach. Verwaltungsdistricts Dolschi, unweit des Schyl gelegen, zählt (1862) 21521 E. Die Stadt ist der Sitz der Präfectur, eines Appellationsgerichtshofs und eines Tribunals erster Instanz und hat ein Lyceum und eine Secundär-Mädchenschule.

Krakau (poln. Krakow), die Hauptstadt der ehemaligen poln. Republik, jetzt des Großherzogthums K. und eines der beiden Verwaltungsgebiete des österr. Königreichs Galizien (s. d.), liegt in einer von einem sanft aufsteigenden Hügelkranze umgebenen Ebene, am linken Ufer der hier schiffbar werdenden und die Rudawa aufnehmenden Weichsel, über welche die neue, 1850 eröffnete Franz-Joseph-Brücke nach Podgorze führt. Die Stadt ist Sitz eines kath. Bischofs, eines Militärcommandos, mehrerer Justiz- und Verwaltungsbehörden sowie einer Universität und zählt 40600 E., darunter 13600 Juden und einige hundert Deutsche. Sie hat 39 Kir-

chen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und 7 Synagogen und besteht aus dem eigentlichen K. oder der alten Stadt, deren alte, mit vielen Thürmen versehene Mauern, Wälle und Gräben verschwunden und in Promenaden umgeschaffen sind, und den Vorstädten Stradom und Kleparz am linken, Kazimierz am rechten Ufer der Alten Weichsel und mehrern andern. Die Menge von alterthümlichen Kirchthürmen und Kuppeln, das hohe, mittelalterlich gebaute Schloß inmitten der weitverbreiteten Häusermassen in reizender Gegend gewähren einen imposanten Anblick. K. ist sehr regulär gebaut und zeichnet sich durch gerade und breite Gassen vor andern alten Städten aus. Das als Denkwürdigkeit erhaltene, 1498 erbaute Florianthor mit seinen sieben Thürmchen ist der einzige und schönste Rest der alten Befestigung. Neuerdings wird wieder an der Befestigung der Stadt gearbeitet, und es sollen sowol das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den umliegenden Höhenpunkten als systematische Befestigung miteinander verbunden werden. Am 18. Juli 1850 zerstörte eine furchtbare Feuersbrunst fast die Hälfte der eigentlichen innern Stadt, und zwar den edlern und wohlhabenden Theil derselben, darunter die prächtige Dominicaner-, die Franciscaner und St.-Josephskirche, den bischöfl. Palast, die Stadthauptmannschaft, die Polytechnische Schule und die größern Niederlagen des Handels und der Industrie. Auf dem 11400 Quadratklaftern großen regelmäßigen Marktplatze steht das von Kasimir d. Gr. 1358 erbaute, 1557 wieder hergestellte Tuchlaubengebäude, rechts der Rathhausthurm, die Hauptwache und die im 10. Jahrh. gegründete Kapelle des heil. Adalbert, in der Westecke die mittelalterliche Stadtpfarrkirche der Heiligen Jungfrau, ein halbgoth. imposantes Bauwerk mit zwei hohen Thürmen, einem kunstvoll geschnitzten Hochaltar und werthvollen Glasmalereien. Auch die 1689—1703 erbaute St.-Annenkirche und die St.-Peterskirche aus dem 16. Jahrh. sind schöne Bauwerke, und die übrigen Kirchen haben ebenfalls viele architektonische Zierden aufzuweisen und knüpfen ihre Gründung an bedeutungsvolle histor. Erinnerungen. Die Kathedrale auf dem Schlosse ist ein prachtvolles goth. Gebäude, welches, angeblich zuerst von König Wladislaw Hermann (1081—1102) gegründet, seine jetzige Gestalt unter Kasimir d. Gr. im 14. Jahrh. erhalten hat und in der mittelsten Kapelle die Gebeine des heil. Stanislaw in einem silbernen Sarge, in 18 andern die Seitenschiffe umgebenden Kapellen die Gräber und Denkmäler der berühmtesten poln. Könige, Königinnen und Helden, des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stephan Bathori, des Joh. Sobieski, Kosciuszko, Jos. Poniatowski, und in der Kapelle der Familie Potocki ein Denkmal des Arthur Potocki von Thorwaldsen umschließt. Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, liegt die Vorstadt Stradom mit der Bernhardinerkirche, dem bischöfl. Seminar und dem Regierungsgebäude. Daran schließt sich die von Kasimir d. Gr. zuerst als abgesonderte Stadt gegründete, auf einer Weichselinsel gelegene Vorstadt Kazimierz, und es ragen hier die Kirche des heil. Michael, in welcher der heil. Stanislaw am Altare seinen Tod fand, die Katharinen- und die Fronleichnamskirche mit Ueberresten herrlicher Glasmalereien, die mit dem Kloster und Hospital der barmherzigen Brüder verbundene Dreifaltigkeitskirche und das vormalige, im goth. Stile erbaute Rathhaus aus der von der gesammten jüd. Bevölkerung bewohnten schmuzigen Häusermasse (der Judenstadt) hervor. Gegen Norden liegt die Vorstadt Kleparz mit der Kirche des heil. Florian und des heil. Philipp und Jakob, sowie mit dem Bahnhofe der Eisenbahn und den Getreide- und Viehmärkten der Stadt. An dieser Nordseite befindet sich auch die Vorstadt Piasek (auf dem Sande) mit der 1087 gegründeten schönen Kirche zur Heimsuchung Maria's und der Kirche zur Verkündigung Maria's. Gegen Westen dehnen sich die Vorstädte Smolensk und Zwierzyniec aus, letztere mit dem Kloster der Norbertinerinnen. Im Osten endlich liegt die Vorstadt Wesola mit der Nikolauskirche, dem Hauptspitale zu St.-Lazarus, der Kirche der heil. Theresia mit dem Kloster der Karmeliterinnen, ferner mit der medic. Klinik, dem Botanischen Garten und der Sternwarte. Die nach ihrem Stifter benannte Jagellonische Universität, eine der ältesten Europas, wurde 1364 von Kasimir d. Gr. gestiftet, aber erst seit 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht. Sie bildete seitdem den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel indessen nach und nach, durch die Jesuiten geflissentlich ihrer Bedeutung beraubt, gänzlich. Nachdem sie reorganisirt worden, ward sie 18. Oct. 1817 wieder eröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Die Universität besitzt eine besonders für die poln. Literatur wichtige Büchersammlung von mehr als 108300 Bänden und 5400 Handschriften, ein Naturaliencabinet und einen Botanischen Garten. Andere höhere Lehranstalten sind das geistliche Seminar, das Landschullehrerseminar, zwei Gymnasien und eine Polytechnische Schule. Auch hat K. eine literarische und eine musikalische Gesellschaft, einen forstwissenschaftlichen Verein für Westgalizien und ein Nationaltheater.

Während des Bestehens der Republik betrieb K., wenn auch durch die russ. Grenzsperre gehemmt, bedeutenden Transitohandel, der hauptsächlich in den Händen der Juden war. Erst seit der Erbauung von Eisenbahnen, durch welche die Stadt in Verbindung mit Lemberg, den deutschen Ländern Oesterreichs, Schlesien, Polen gesetzt ist, haben sich Handel und Verkehr wieder bedeutend gehoben.

K. soll von Krakus, dem Fürsten der Polen, der um 700 lebte, gegründet und nach ihm benannt worden sein. Nach Gnesen war es früher, seitdem 1320 Wladislaw Lokietek sich hier krönen ließ, die Haupt- und Residenzstadt Polens, bis Sigismund III. 1609 die Residenz nach Warschau verlegte; doch blieb es auch später noch Krönungsstadt. Auch war es bis 1060 Sitz eines Erzbischofs, dann aber eines Bischofs, wie jetzt noch, der unter dem Erzbischof von Gnesen stand. Derselbe galt als der erste unter den poln. Bischöfen und war seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, des Landstrichs zwischen K. und Schlesien. Das Magdeburger Recht bekam die Stadt schon 1257. Feuersbrünste verheerten sie 1025, 1125, 1473, 1528 und 1850; erobert wurde sie 1039 durch die Böhmen, 1241 durch die Mongolen, 1655 und 1702 von den Schweden, 1768 als Sitz der Krakauer Conföderation von den Russen. Früher eine reiche, wohlhabende Stadt, verarmte sie nach und nach gänzlich. Bei der dritten Theilung Polens, 1795, kam sie an Oesterreich, welchem schon früher die Vorstadt Kazimierz zugefallen war, und mit ganz Westgalizien bildete sie von 1809—15 einen Theil des Herzogthums Warschau. Die Republik K., welche durch die Wiener-Congreß-Acte geschaffen ward, umfaßte am Norduser der Weichsel ein hügeliges, fruchtbares, zum Theil bewaldetes Gebiet von 22⅓ Q.-M. mit etwa 140000 E. in der Hauptstadt K., einem Marktflecken und 71 Dörfern und Weilern. Der kleine Staat, von Preußen, Oesterreich und Rußland begrenzt, sollte unter dem Schutze dieser drei Mächte einer steten Neutralität genießen und bildete gleichsam den letzten Rest des selbständigen Polen. Nach der Verfassung vom 3. Mai 1815 befand sich die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer Volksrepräsentation, die jährlich vier Wochen lang Sitzung hielt. Die vollziehende Gewalt hatte ein Senat, der aus acht Senatoren und einem Präsidenten bestand. Der Präsident wurde von der Volksrepräsentation auf drei Jahre gewählt und von den Schutzmächten bestätigt. Wiederholte Eingriffe des Adels in die Constitution veranlaßten im Nov. 1829 von seiten der drei Mächte die Absendung einer Untersuchungscommission nach K. Ende 1830 schloß sich ein Theil der Bevölkerung der poln. Revolution an, und später flüchteten sich viele poln. Militärs vom Corps des Generals Rozycki dahin, welche, als Rußland deren Auslieferung verlangte, zum Theil sich nach Oesterreich begaben. Infolge davon wurde K. durch russ. Truppen unter dem General Rüdiger besetzt, um im Einverständnisse mit der preuß. und der österr. Regierung die misfälligen Elemente zu beseitigen. Die Reorganisation der Republik erfolgte 1833. Als später poln. Flüchtlinge hier abermals eine Freistatt fanden, ward K. im Febr. 1836 durch einige österr. Bataillone, eine Abtheilung Kosacken und preuß. Ulanen unter dem Commando des österr. Generals Kaufmann besetzt. Hierauf erfolgte die Ausweisung von mehr als 500 Personen, die unter militärischer Bedeckung nach Triest gebracht wurden, um hier nach Amerika eingeschifft zu werden. Kaum hatten im Herbst 1837 die österr. Truppen den Freistaat verlassen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen russ. Spions Celak im Oct. 1838 eine wiederholte Besetzung K.s durch österr. Truppen veranlaßten, die nun bis 1841 dauerte. Als endlich im Febr. 1846 die auf alle Theile des ehemaligen Polen berechneten Aufstandsversuche zum Ausbruch kamen, machte die Insurrection K. zu ihrem Hauptwaffenplatze und suchte von hier aus namentlich in Galizien vorzudringen. Allein die Invasion ward von österr. Seite zurückgeschlagen und K. selbst durch die Truppen der drei Schutzmächte besetzt. Nachdem seit dem April in Berlin Conferenzen der Schutzmächte über die Feststellung der Verhältnisse K.s stattgefunden, kam 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Uebereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff K.s stipulirten Verträge von 1815 widerrufen und trotz der Protestationen Englands und Frankreichs Stadt und Gebiet an Oesterreich übergeben wurden, das 11. Nov. das Besitznahmepatent erließ. Durch die Reichsverfassung von 1849 ward dann das krakauische Gebiet mit dem Titel eines Großherzogthums K. dem Kronlande Galizien einverleibt.

Krakusen, poln. leichte Reiter, nach einem Heiligen so genannt, kommen zuerst 1812 vor. Die tapfere Führung eines Regiments K. 1813 veranlaßte die Polen 1830, diesen Namen auch für neuerrichtete Cavalerie anzuwenden.

Kramer hat man diejenigen Kaufleute und Kleinhändler mit Waaren genannt, welche früher

gleich den Handwerkern in eine Innung vereinigt wurden. Der Beitritt zur Innung wurde nur denen gestattet, welche die vorschriftsmäßige Lehrzeit bei einem K. durchgemacht und eine gewisse Reihe von Jahren als Gehülfen (Commis) gedient hatten. Durch den Beitritt zur Kramerinnung ward das ausschließliche Recht erlangt, mit bestimmten Waaren Kleinhandel zu treiben. Die statutarischen Bestimmungen dieser Innungen nannte man das Kramerrecht. Alles, was gegen die Handwerkerzünfte gesagt werden muß, trifft auch die Kramerzünfte, diese sogar noch in verstärktem Maße, denn ihre Berechtigungen gaben, weil sie sich weniger bestimmt als diejenigen der Handwerkerzünfte abgrenzen ließen, noch häufiger als die letztern zu Streitigkeiten mit den Großhändlern und den Handwerkern Anlaß. In neuerer Zeit sind die Kramerinnungen fast überall bereits verschwunden. Wo noch Reste derselben bestehen, gehen auch diese ihrem Untergange entgegen, indem diejenigen Umstände, welche freie Handwerkerinnungen als zulässig und nützlich erscheinen lassen können, bei jenen nicht bestehen. — Krämer nennt man in der Regel diejenigen Handelsleute, welche ihre Waaren am eigenen Wohnort oder in dessen Nähe kaufen, und im Kleinhandel wieder verkaufen. Doch pflegt man auch Hausirer Krämer zu nennen. Kramergewicht oder Krämergewicht heißt an einigen Orten das dort übliche besondere, aber mehr und mehr in Wegfall kommende Gewicht für die Kleinverkäufer, oder auch das Handelsgewicht überhaupt im Gegensatz z. B. gegen das Apothekergewicht.

Krammetsvogel nennt man besonders zwei Arten der Gattung Drossel (s. d.), bei denen das Gefieder buntfarbig-braun und die untern Flügeldeckfedern schwarzgrau oder weißlich sind. Der eigentliche K. oder die Wachholderdrossel (Turdus pilaris), auch Zeimer genannt, ist auf dem Oberrücken dunkelbraun, am Bauche weißlich mit schwarzbraunen Längsflecken, an Kopf und Bürzel bläulich-aschgrau und auf den Flügeln ohne Querbinden. Es ist ein im Oct. und Nov. in Deutschland scharenweise eintreffender Zugvogel, der zum Theil den Winter hier verbringt nnd im März wieder nach dem Norden zurückkehrt. Seine Nahrung besteht aus Insekten und im Winter aus Beeren, besonders Ebereschen- und Wachholderbeeren. Wegen des angenehm und gewürzig schmeckenden und leichtverdaulichen Fleisches wird die Verfolgung dieses Vogels im großen betrieben und der Fang besonders durch Dohnen und auf Vogelherden bewerkstelligt. Der große K. oder die Misteldrossel (T. viscivorus) ist obertheils olivengrau, am Schwanze braun und hat auf den Flügeln zwei helle Querbinden. Er ist über ganz Europa verbreitet, doch nirgends sehr häufig und theils Zug-, theils Strichvogel, der mit seinem angenehmen Gesange die Nadelholzwälder belebt. Wegen des wohlschmeckenden Fleisches wird auch dieser Vogel eifrig verfolgt, auch wird er wegen seines Gesangs gern im Bauer gehalten. Auf den Märkten großer Städte werden gelegentlich auch andere Drosselarten unter dem Namen Krammetsvögel feilgeboten.

Krämpeln oder Krempeln nennt man das Verfahren, vermittels dessen man Baum- und Schafwolle sowie Floretseide, nachdem sie zuvor aufgelockert und gereinigt sind, so zurichtet, daß die einzelnen Fasern derselben eine mehr regelmäßige und gleichförmige Lage erhalten und so zum Spinnen geeignet werden. Die Operation selbst geschah ehedem aus freier Hand mittels zweier Handkrämpeln oder Handkardätschen. Da indeß in großen Spinnereien das K. auf der Hand nicht genug fördern kann, hat der Engländer Arkwright die Maschinenkrämpel erfunden, mittels deren die Operation nicht allein schneller, sondern auch viel regelmäßiger geschieht. Eine Vervollkommnung dieser Maschine sind die Vorspinnkrämpeln, welche die gekrämpelte Wolle sogleich in grobe lockere Vorgespinstfäden verwandeln.

Krampf (spasmus) nennt man eine nicht allen gemeinsame unwillkürliche Muskelthätigkeit. Nicht unter dem Einflusse des Willens stehende Bewegungen führt der Körper noch verschiedene aus; allein sie gehören entweder zu den gewöhnlichen Verrichtungen desselben (wie die Herzthätigkeit, das Athmen, die Darmbewegung), oder sie treten doch bei allen auf denselben Reiz ein (wie das Niesen, Husten). Man trennt daher diese, in das Bereich der Gesundheit gehörigen unwillkürlichen Bewegungen (als automatische und reflectorische) von den krampfhaften, den Krämpfen, zu welchen auch die Reflexbewegungen gerechnet werden, wenn sie auf einen sehr schwachen Reiz schon eintreten. Ein K. kann den ganzen Körper befallen und ist dann allgemein, oder nur einen Theil desselben und heißt dann partiell. In der Form können die Krämpfe verschieden sein. Sie können entweder den Muskel nur eine sehr kurze Zeit in Thätigkeit versetzen (Zuckung), wobei diese Zuckungen aber schnell aufeinander folgen können (klonische Krämpfe, Convulsionen), oder die Muskeln werden längere Zeit in Spannung versetzt (tonische Krämpfe). Zu den allgemeinen Krämpfen gehören die Fallsucht oder Epilepsie (s. d.), die Starrsucht (s. d.), der Starrkrampf (s. d.), der Veitstanz (s. d.). Auf besondere Körpergebiete beschränkt sind z. B. der Gesichts-

krampf, die Nickkrämpfe (s. d.), der Schreibekrampf (s. d.). Diese Krämpfe hängen ab von Erkrankungen des Nervensystems, und zwar entweder nur einzelner Nerven (bei den partiellen Krämpfen), oder der Nervencentren (Gehirn und Rückenmark). Den idiopathischen Muskelkrämpfen, welche von einigen franz. Aerzten angenommen wurden, und welche dem Wortlaut nach Erkrankungen der Muskeln allein wären, liegt dennoch ein Leiden einzelner Nerven zu Grunde. Nur in seltenen Fällen lassen sich bestimmte Ursachen der Krämpfe nachweisen. Oft liegen ihnen anatomisch nachweisbare Entartungen der Nervensubstanz zu Grunde; in vielen Fällen aber haben die Untersuchungen, die allerdings der Natur der Sache nach sehr schwierig, keine Ursachen auffinden können. Bei der Fallsucht findet sich häufig eine Erweiterung der Haargefäße am verlängerten Marke, in diesem und in andern Fällen (Gesichtskrampf, Wundstarrkrampf) eine Quetschung der Nerven durch verengte Knochenkanäle, Narben oder eine Verletzung anderer Art (Verwundung von Nerven durch Knochensplitter). Ferner erzeugt plötzlicher Eintritt von Blutarmuth (Verblutung) des Gehirns Krämpfe (Eklampsie), in andern Fällen Blutüberfüllung oder andere, einen Druck auf das Gehirn oder das Rückenmark ausübende Umstände (schwellbare Geschwülste, Verengerung der Knochenkanäle für ausführende Blutgefäße). Desgleichen bewirken gewisse giftige Substanzen (vor allem Strychnin) Krämpfe. Auch allgemeine Ernährungsstörungen, Leiden besonderer, nicht nervöser Organe (Gebärmutter) können ihnen zu Grunde liegen, wie bei den hysterischen Krämpfen, bei Veitstanz. Die Eklampsie (s. d.) der Wöchnerinnen hängt in den meisten Fällen von Störungen in der Rückbildung der Gebärmutter ab, die der kleinen Kinder begleitet andere Erkrankungen (Brustentzündungen). Die sog. Zahnkrämpfe der Kinder haben oft nur eine Verdauungsstörung zur Ursache und verschwinden mit dieser. Auch die nicht unter dem Einflusse des Willens stehenden Muskeln (des Darms u. s. w.) können in Krämpfe verfallen, die meist sehr schmerzhaft sind. So beruht der Stuhlzwang auf einem K. des After-, der Harnzwang auf einem K. des Blasenschließmuskels; doch rühren nicht alle in den Eingeweiden wahrgenommenen Schmerzen von Krämpfen her, und Bezeichnungen wie Magenkrampf treffen nicht das Wesen der Sache. Bei der Mannichfaltigkeit der Ursachen der Krämpfe läßt sich eine Behandlung derselben im allgemeinen nicht angeben; jede Art derselben fordert ihre besondere Behandlung. Bei Krampfanfällen soll man den Kranken, falls er dabei das Bewußtsein verliert oder seiner sonst nicht mächtig ist, vor Beschädigung schützen, ihn weich betten und beengende Kleidungsstücke lösen. Reizende Substanzen (Senfteige, Riechmittel) können Hysterische wieder zu sich bringen. Betäubende und beruhigende Mittel, wie Einathmungen von Chloroform oder Aether, schwächen oft den Anfall ab oder mildern doch wenigstens das Schmerzhafte desselben.

Krampfader (varix, phlebektasis) heißt die chronische Ausdehnung einer Blutader (Vene), wobei die Ader nicht blos dicker, sondern auch länger wird und nun als gewundener dicker Strang oft durch die Haut hindurchscheint. Die K. entstehen, wenn der Rückfluß des Blutes gehindert ist, oder wenn die Venen aus sonst einer Ursache so lange stark mit Blut überfüllt waren, daß sie an ihrer Elasticität eingebüßt haben und sich nach der Entleerung nicht mehr auf ihren frühern Umfang zusammenziehen. Die durch Stauung des Bluts entstehenden K. finden sich am häufigsten an den abhängigsten Theilen des Körpers, in den Beinen, bei Leuten, welche viel stehen; ferner bei Frauen, welche schwanger waren, wo die Gebärmutter durch Druck auf die Bauchgefäße den Blutlauf in den Beinen erschwert hat. Aehnlichen Ursprungs sind die K. am After, die Hämorrhoiden (s. d.), die K. am Samenstrang (Varicocele, Krampfaderbruch). Chronische Entzündungen (z. B. im Rachen) hinterlassen Ausdehnungen der kleinen Venen; Säufer sowie Leute die viel am Feuer arbeiten (Schmiede, Köchinnen) bekommen von den häufigen Blutüberfüllungen im Gesicht rothe Nasen und Wangen, ebenso oft auch Frauen, wenn sie an Menstruationsstörungen leiden oder die Regel ganz verlieren (Kupferrose, Akne rosacea). Manchmal sind K. im Gesicht und an andern Körperstellen auch angeboren (sog. Brandmale, Muttermale). Die K. an den Beinen, welche nicht immer blos unmittelbar unter der Haut, sondern auch tiefer liegen, machen oft heftige Schmerzen, namentlich wenn sie große Knoten bilden. Ferner bersten die K. bei Verletzungen (Stößen u. dgl.) auch leichter als andere Venen und hinterlassen dann sehr häufig schwer heilende Geschwüre (Beingeschwüre). Beseitigt oder doch wenigstens verkleinert und geschützt können sie werden durch das Tragen von Schnür- oder elastischen Strümpfen, Strümpfen aus fester Leinwand, die wie ein Schnürleibchen zugeschnürt oder durch einen Gummieinsatz fest geschlossen werden; umständlicher ist das Anlegen von Rollbinden. Gründlich und schnell können die oberflächlichen K. dadurch geheilt werden, daß man sie abbindet und so zur Vereiterung bringt. Blutungen aus ihnen werden wie andere Blutungen behandelt. Die Bein-

geschwüre, die nicht immer den angegebenen Ursprung haben, heilen sehr schwer. Man muß das Bein horizontal legen, die Eiterung durch Aufweichen der alten Krusten, Reizung derselben (mit Höllenstein) befördern. Am besten behandelt man sie mit feuchtwarmen, Tag und Nacht liegenden Umschlägen (luftdichten Verbänden aus Kautschuktaffet). Die Kupferrose bestreicht man mit Collodium oder schlägt starkes Bleiwasser über. Die im Rachen sichtbaren Phlebektasien erstrecken sich oft bis in die tiefern Luftwege und veranlassen Blutspucken, das indeß nicht die üble Bedeutung hat, wie das bei Tuberkulose. Man behandelt sie da, wo sie zugänglich sind, durch Bepinseln mit Adstringentien oder Einathmen der zerstäubten Lösungen derselben. Wo die Ursache eine entferntere ist, muß diese zu heben gesucht werden.

Kranich (Grus) ist eine Gattung der Reihervögel, welche sich durch den fast ganz befiederten Kopf, die kurze Hinterzehe und den langen, spitzigen Schnabel auszeichnet, auf welchem die Nasenlöcher beiderseits in eine lange Furche auslaufen. Von dieser Gattung bewohnt Europa nur eine Art, der gemeine K. (G. cinerea), ein 4 F. hoher, aschgrauer, besonders durch einige krause Schwungfedern und einen nackten rothen Hinterkopf ausgezeichneter Vogel, der Sümpfe und Marschländereien zu Aufenthaltsorten wählt. Sein eigentliches Vaterland ist das mittlere Europa und Asien; den Winter bringt er im Süden zu, von wo er im ersten Frühjahre zu uns zurückkehrt, um zu brüten. Seine Züge sind in einem hinten offenen Dreiecke geordnet und erheben sich bei heiterm Wetter bis auf 5000 F., wo sie nur ein scharfes Auge entdecken kann; dennoch vernimmt man ihr dröhnendes Geschrei, welches durch einen eigenthümlichen Bau der Luftröhre bedingt wird und zu mancherlei Aberglauben Veranlassung gegeben hat. Der K. läßt sich leicht zähmen, erlangt Anhänglichkeit und Zutrauen zu seinem Herrn und zeigt dann ein heiteres, auch zu Possen geneigtes Wesen. Im wilden Zustande ist er außerordentlich vorsichtig, scheu und mistrauisch, sodaß das Beschleichen weidender K. nur schwer gelingt. Den Alten waren die K. wohl bekannt, da sie zumal in Griechenland auch überwintern; sie galten ihnen als Sinnbild der Wachsamkeit. Der Sage nach faßt der wachthaltende K. mit dem einen aufgehobenen Fuße einen Stein, damit er durch dessen Herabfall beim Einschlafen geweckt werde. Auch schrieben die Alten den K. ein Vorgefühl kommender großer Ereignisse zu, und eine uralte Sage berichtet über ihren langen, aber siegreichen Kampf mit dem endlich ausgerotteten Volke der Pygmäen. Viele Arten dieser Gattung, wie der numidische K. (G. virgo), der Paradieskranich (G. paradisea), der Kronenkranich (G. pavonina), werden jetzt in den zoolog. Gärten gezüchtet.

Krankheit (morbus; in zusammengesetzten Wörtern nosos, pathos) heißt die Abweichung einzelner oder aller Organe des Körpers von demjenigen Verhalten, wie es im Zusammenspiel der Thätigkeit der Organe zur Erhaltung des Gesammtorganismus auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit nothwendig ist. Nicht in jedem gegebenen Falle läßt sich bestimmen, ob ein Individuum krank oder gesund ist. Kleine Abweichungen vom Begriff der Gesundheit zeigt auch der anscheinend Gesundeste, und man kann deshalb nur dann von K. sprechen, wo die Thätigkeit des Körpers wesentlich gestört wird, wo das Verhalten von der «Breite der Gesundheit» abweicht. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus theilt man die K. in verschiedene Klassen ein. Man unterscheidet so die durch eine Verletzung (trauma) entstandenen (traumatischen) oder chirurgischen K. von den sog. innern. Die erstern fordern äußere Hülfe, die andern fallen der Behandlung der Pathologen oder Mediciner im engern Sinne anheim. Zu den äußern K. rechnet man noch solche, die zwar nicht durch Verletzung entstanden sind, die aber vorzugsweise einer chirurgischen Hülfe bedürfen, wie Geschwüre, Eiterbeulen (Abscesse), eingeklemmte Darmbrüche u. dgl. Je nach Art der Verletzung zerfallen die chirurgischen K. in Contusionen (Verletzungen durch Stoß oder Schlag), Quetschungen, Zermalmungen, Zusammenhangs-(Continuitäts-)Trennungen (Wunden, Knochenbrüche), Verbrennungen. Auch theilt man sie nach dem betroffenen Gewebstheil oder Organ ein in K. der Haut, der Knochen, Muskeln, des Kopfes, der Brust u. s. w., und hierauf gründen sich zum Theil die Abzweigungen von den Fächern (Specialitäten) der Augen-, Ohren-, Zahnheilkunde, der Geburtshülfe. Nach demselben Princip werden auch die innern K. eingetheilt, und man unterscheidet so K. der Athmungs-, der Circulations- (Blutkreislauf), der Verdauungsorgane, der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, der Nerven, der Muskeln und Knochen, der Haut, der Sinnesorgane (Augen- und Gehörkrankheiten) und K. des gesammten Organismus (Constitutionskrankheiten).

Die wichtigste Frage, welche der Arzt zunächst zu entscheiden hat, ist die, ob die K. mit Fieber (s. d.) verbunden ist oder nicht, weil davon die Schwere der Erkrankung abhängt, und man theilt daher die K. ein in fieberhafte (wol auch entzündliche, hitzige) und fieberlose. Eine schnell eintretende und schnell verlaufende K. heißt eine acute, und da solche in der Regel mit Fieber ver-

bunden sind, nennt man die fieberhaften K. wol auch ohne weiteres acute K. Den Gegensatz zu diesen bilden die langsam verlaufenden, die chronischen; auch fieberhafte K. nennt man chronische, wenn sie eine sehr lange Dauer haben. Tritt im Verlauf einer chronischen K. oder gegen das Ende auch einer acuten eine Verschlimmerung ein, so spricht man von einer (acuten) Steigerung (Exacerbation), einem Rückfall, einem Nachschub (beim Weiterschreiten des Krankheitsprocesses auf noch gesunde Theile eines Organs). Bei manchen K. tritt eine längere oder kürzere Rückkehr zur Gesundheit ein, und nach dieser Pause erfolgt eine neue Erkrankung, ein Anfall (so beim Wechselfieber, bei Krämpfen). Tritt im Laufe der Genesung (z. B. vom Typhus) die Krankheit nochmals auf, so nennt man dies einen Rückfall. Eine im Wesen abgelaufene K. kann ferner andere Störungen bedingen (Lungenentzündung z. B. Tuberkulose), also eine Nachkrankheit. Die K. zeigen sich entweder in einzelnen Fällen, zerstreut, sporadisch, oder die Fälle häufen sich, cumuliren, und endlich kommt es zur Seuche oder Epidemie (s. d.). Haben K. in gewissen Gegenden ihren Sitz, über den hinaus sie sich nicht oder selten verbreiten (so die Wechselfieber in Sumpfgegenden, der Kropf u. s. w.), so heißt die K. eine Endemie (s. d.). Breitet sich von solchen Orten die K. weiter aus, so bezeichnet man sie als Herd der K. Natürlich gelten diese Verhältnisse nur von ansteckenden K.

Die Ursachen der K., mit deren Studium sich die Aetiologie beschäftigt, sind sehr mannichfaltig und in vielen Fällen noch sehr dunkel. Zunächst kann man die angeborenen K. unterscheiden von den nach der Geburt erst erworbenen. Ueber die Ursachen der erworbenen K. hat die Wissenschaft nur wenig Sicheres ermittelt, und der Umstand, daß ein und dasselbe Ding (z. B. Erkältung, Durchnässung) als Ursache der verschiedensten K. angegeben wird, ist der beste Beweis für die Unsicherheit, welche hier herrscht. Sicher ist, daß der ungewöhnliche Umstand, welcher die K. scheinbar hervorrief, dem Ausbruch der K. nur den letzten Stoß gegeben hat, die Gelegenheitsursache war, während die K. selbst schon längst durch angeborene Bildungsfehler, durch eine Reihe von Mishandlungen des Körpers, durch schlechte Nahrung, schlechte Wohnung, übergroße Anstrengung u. dgl. vorbereitet war; es mußte eine Anlage (Disposition) zur K. vorhanden gewesen sein. So kommt die Tuberkulose oft durch eine leichte Erkältung zum Ausbruch bei Leuten, deren Verwandte in aufsteigender Linie bereits an dieser K. gelitten haben, der Säuferwahnsinn nach langem Alkoholmisbrauch bei einer sonst gleichgültigen Verletzung. In andern Fällen sind dagegen wieder die Verhältnisse so weit klar, daß man mit großer Bestimmtheit voraussagen kann, unter welchen Verhältnissen eine K. eintritt, und wenn nicht; ja man kann sie selbst künstlich hervorrufen. Dies ist vor allem der Fall bei den sog. Infectionskrankheiten, welche dadurch entstehen, daß eine die K. erzeugende Substanz (der Keim der K.) in den Körper gelangt (diesen inficirt). Der Keim der Infectionskrankheit wird nun entweder von einer kranken Person direct auf die noch gesunde übertragen, d. h. die K. steckt an (ist contagiös, wird durch ein Contagium verpflanzt), wie dies bei Masern, Scharlach, Pocken, Syphilis, exanthematischem Typhus u. s. w. der Fall ist; oder die Uebertragung der K. findet nicht von Person zu Person statt, sondern unter Vermittelung einer Zwischenstation, wie bei der Cholera, wo der Keim von der kranken Person geliefert wird, sich im Boden weiter entwickelt und von hier aus aufs neue inficirt (miasmatisch-contagiöse K.); oder endlich der Keim der K. überträgt sich gar nicht von der kranken Person, sondern blos von der Keimstätte aus, so z. B. beim Wechselfieber. In diesem letztern Falle heißt die krankmachende Substanz Miasma oder Malaria. Da die Wandlungen, welche der Keim der Infectionskrankheit durchmacht, die größte Aehnlichkeit hat mit der Entwickelung der Gärungserreger (s. Gärung und Fäulniß), so nennt man diese K. auch Gärungskrankheit (zymotische K.). Wirklich gesehen hat man diese Krankheitserreger indeß noch nicht überall, wiewol ihre Existenz angenommen werden muß. Zum Theil mögen sie sich so verhalten wie die Trichinen in der Trichinenkrankheit und die Bakteridien im Milzbrand. Constitutionskrankheiten sind solche, welche das Bestehen des ganzen Organismus, die Constitution desselben, gefährden und den Organismus in allen seinen Theilen erfassen, wie die Infectionskrankheiten, die Tuberkulose, die Zuckerharnruhr. Bezeichnungen der K., wie leicht und schwer, heilbar, unheilbar, schleichend u. s. w., bedürfen keiner weitern Erklärung.

Die Veränderungen, welche der kranke Körper erleidet, sind die Zeichen (Symptome), an denen die K. erkannt wird. Die Symptome sind theils nur oder doch vorzugsweise dem Kranken allein wahrnehmbar (subjectiv), wie Schmerzen, theils lassen sie sich auch von andern Personen erkennen (objectiv), wie das Fieber u. s. w. Festgestellt werden die Symptome theils aus Berichten über den Kranken, bevor ihn der Arzt sah (Anamnesis), theils durch die Aufnahme des Zustandes, in welchem sich der Kranke befindet (status praesens), mittels der verschiedenen

Untersuchungsmethoden. In früherer Zeit war man dabei auf die Besichtigung (inspectio), das Befühlen (palpatio) u. dgl. beschränkt, in neuerer Zeit bedient man sich auch der sog. physikal. Untersuchungsmittel, d. h. man beklopft (Percussion) und behorcht (Auscultation) den Körper mit besondern Instrumenten (Plessimeter, Stethoskop), um aus dem Gehörten den anatom. Zustand der untersuchten Organe zu ermitteln, man bestimmt die Körpertemperatur (Fieber) u. s. w. Die Symptomengruppe führt dann zur Erkennung (Diagnose) der K. An die erste Untersuchung schließt sich weiter die fortlaufende Krankenbeobachtung an, und wenn die K. tödlich endet, bildet die Leichenöffnung (Section, Autopsie) den Schluß. Die Darstellung des ganzen Krankheitsverlaufs heißt Krankheitsgeschichte. Von der Diagnose und der weitern Beobachtung hängen die Maßregeln ab, welche zur Bekämpfung der K. ergriffen werden (die Behandlung, Therapie), sowie ferner das Urtheil über den vermuthlichen Ausgang der K. (Prognosis). Nur in seltenen Fällen ist die Behandlung mit Erfolg auf die Hebung der Ursachen gerichtet (causal), meist beschränkt sie sich auf die Beseitigung lästiger Nebenverhältnisse, wie Schmerzen, Schlaflosigkeit (symptomatisch), oder auf Abhaltung weiterer Schädlichkeiten vom Kranken; sie ist dann zuwartend (expectativ). Von großer Wichtigkeit ist die Diät des Kranken. Es versteht sich von selbst, daß Kranke keine groben Verstöße gegen die Regeln der Diätetik begehen, sich nicht betrinken, den Magen nicht mit festen Speisen überladen dürfen. Ist der Darmkanal gesund, so ist es fast gleichgültig, welcherlei Speisen der Kranke genießt, wenn sie nur gut nähren und nicht allzu schwer zu verdauen sind. Besteht jedoch Darmkatarrh, sind gar Geschwüre im Darm vorhanden, so sind die Speisen mit Vorsicht auszuwählen und harte, schwer verdauliche, stark gewürzte oder gesalzene zu vermeiden. Man läßt in solchen Fällen Milch, rohe oder weiche Eier, ausnahmsweise auch weichgekochtes, fein zerschnittenes Fleisch, das gut gekaut werden muß, daneben leichte Suppen genießen. Von der Ansicht, daß Fieberkranke möglichst wenig Nahrung zu sich nehmen sollen, damit sich das Fieber um so eher aufzehrt, ist man zurückgekommen, seit man sich von der Nutzlosigkeit dieser Maßregel überzeugt hat. Je mehr man einsah, wie machtlos der Arzt gegen einmal ausgebrochene K. ist, desto größeres Gewicht legte man auf die Verhütung der K. (Prophylaxis), und die Noth lehrte früher, als es sonst geschehen wäre, auf die Verhältnisse achten, welche die Gesundheit stören oder sie erhalten. Der Zweig der Medicin, welcher sich mit der Feststellung dieser Verhältnisse befaßt, heißt Hygiène.

Krapp heißt die in der Färberei vielgebrauchte Wurzel der Färberröthe (s. d.), welche in Südfrankreich, im Elsaß, in Holland und einigen Gegenden Deutschlands in Menge angebaut wird. Für die besten gelten die levantiner (Alizari) und die avignoner Krappwurzeln. Gegenwärtig gelangt der K. meist gemahlen in den Handel, wobei man sich vor Verfälschungen in Acht zu nehmen hat. Beraubter K. heißt der von den Rindentheilen befreite, der gestoßen als Mull eine schlechte rothe Farbe gibt. Der K. enthält fünf Farbestoffe: Krappurpur, Krapproth, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun, von denen nur die drei ersten in der Färberei benutzt werden können. Der K. ist unter allen Farben für Baumwolle die echteste und wichtigste, da er bei verschiedener Concentration und mit Anwendung verschiedener Beizen alle Nuancen von Rosa bis Schwarzroth, alle violetten und viele gelbe und braune Nuancen zu färben erlaubt. Die schönste Farbe aber ist das sog. Türkischroth, welches man in Schottland, Rouen, im Elsaß, in Elberfeld u. s. w. besonders auf Baumwollgarne anwendet, und welches als die echteste aller rothen Farben gilt. Die Türkischrothfärberei beruht auf einer eigenthümlichen und ziemlich zusammengesetzten Reihe von Operationen. Auch für die Malerei und als Druckfarbe hat man das Roth des K. anzuwenden gesucht und bedient sich dazu der Krapplacke, d. h. der Niederschläge, welche man in Krappabkochungen durch Alaun erhält, und welche also Verbindungen des Krapproths mit Thonerde sind. Besonders schön verfertigt man die Krapplacke in Paris. Von dem im Oriente ebenfalls cultivirten fremden K. (Rubia peregrina) soll der an Farbestoff besonders reiche levantische oder smyrnaische K. oder Alizari kommen. Die Wurzeln des glänzenden K. (R. lucida) werden auf gleiche Weise benutzt. In Ostindien verwendet man die Wurzeln des indischen K. (R. Munjista), der auch nach England gebracht wird.

Krasicki (Ignaz), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko 3. Febr. 1734, stammte aus einem in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechte. Er erhielt seine erste Ausbildung in Lemberg, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er eine Zeit lang in Rom verweilt hatte, Kanoniker in Lemberg und 1767 Bischof von Ermeland. Begeistert für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, suchte er bei dem Unglücke desselben Trost und Beruhigung in den Wissenschaften. Als sein Bisthum 1772 an Preußen fiel, wurde ihm Friedrich II. sehr gewogen und unterhielt sich gern mit ihm. «Ich hoffe, Herr Bischof», sagte er einst

zu ihm, «Sie werden mich künftig unter Ihrem bischöfl. Mantel mit ins Paradies nehmen.» «Nein, Sire», antwortete der Prälat, «Ew. Majestät hat mir ihn so gekürzt, daß ich unmöglich Contrebande darunter verbergen könnte.» 1795 wurde er Erzbischof von Gnesen und starb zu Berlin 14. März 1801. Erst 1829 führte man seine Leiche nach Gnesen ab. Unter seinen Werken stehen obenan das heroisch-komische Gedicht «Myszeis» («Die Mäuseade», Warsch. und Lpz. 1790; franz. von Lavoisier, Wilna 1817), wozu er den Stoff aus der Chronik Kadlubek's entlehnte, nach welcher Ratten und Mäuse den König Popiel aufgefressen haben sollen, und die «Monomachia», oder der Krieg der Mönche. Weniger Werth hat seine «Antimonomachia». Seine Fabeln sind an Gemüthlichkeit und Einfachheit den Gellert'schen nicht unähnlich, seine Satiren nur harmlos scherzend, daher zuweilen etwas matt. Sein episches Gedicht «Woyna Chocimska», d. h. der Krieg von Choczim, ist mehr eine histor. Erzählung von dem Siege Chodkiewicz' über den Sultan Osman unter Sigismund's III. Regierung; doch enthält es auch sehr poetische Stellen. In dem «Pan Podstoli», d. h. der Herr Untertruchseß, einem lebensvollen Charaktergemälde, bekämpfte er die Fehler und Thorheiten seiner Landsleute mit den Waffen des Witzes und Verstandes. Seine Schriften sammelte Dmochowski (10 Bde., Warsch. 1803—4); spätere Ausgaben erschienen zu Paris (10 Bde., 1830) und Berlin (1845).

Krasinski (Graf Sigmund Napoleon), poln. Dichter, geb. zu Paris 19. Febr. 1812 aus einem der edelsten poln. Geschlechter, war der Sohn des Grafen Vincenz K. (geb. 1782), der unter Napoleon die poln. Gardecavalerie befehligte, nach dem Tode Poniatowski's die Ueberreste derselben in sein Vaterland zurückführte und sein Leben 1858 im russ. Dienste als General der Cavalerie und Mitglied des Staatsraths beschloß. Von glühendem Patriotismus beseelt, entzog sich hingegen Sigmund den glänzenden Anerbietungen der kaiserl. Regierung und lebte seit der Revolution von 1831, kränklich und zuletzt fast erblindet, meist im Auslande, wo er seinen Schmerz in Gedichten aushauchte, deren Verfasser lange unbekannt blieb, die aber in allen slaw. Ländern die höchste Begeisterung erregten. Schon früher hatte er eine Erzählung, «Das Grab der Familie Reichsthal», und den histor. Roman «Wladyslaw Hermann und sein Hof» (Warsch. 1829) erscheinen lassen, denen mehreres in franz. Sprache folgte. Die großartigsten seiner Schöpfungen sind die «Ungöttliche Komödie» («Nieboska komedya», 3 Thle., 1837—48) und «Irydion» (deutsch, Berl. 1845), in welchen er die Schicksale des slaw. Volksstammes in mystisch-poetischen Bildern schildert und auf die schönere Zukunft hinweist, die ihm nach seiner Ueberzeugung beschieden ist. Außerdem hat man von ihm «Die Sommernacht» («Noc letnia»), ein in herrlicher Sprache geschriebenes phantastisch-philos. Gedicht, «Die Versuchung» («Pokusa»), ein in Form und Stil an die Apokalypse erinnerndes Fragment, eine Reihe von Canzonen unter dem Titel «Przedswit» («Vor der Morgendämmerung»), endlich die «Psalmen der Zukunft» («Psalmy przyszlosci», 5. Aufl., Par. 1861), in denen sich neben der wärmsten Vaterlandsliebe eine tiefe, fast schwärmerische Frömmigkeit ausspricht. K. starb zu Paris 24. Febr. 1859. Eine Gesammtausgabe der Werke K.'s (3 Bde., Lpz. 1863) erschien in der «Biblioteka pisarzy polskich». — Graf Valerian K., aus dem der evang. Confession zugethanen Zweige der Familie, geb. 1780, erwarb sich auf deutschen Universitäten eine vielseitige Bildung und ging 1831 in Aufträgen der poln. provisorischen Regierung nach England, wo er nach dem Fall Warschaus sich bleibend niederließ. Hier veröffentlichte er mehrere, die polit. und religiösen Zustände seines Vaterlandes behandelnde Werke, wovon namentlich «Rise, progress and decline of the reformation in Poland» (2 Bde., Lond. 1839—40; deutsch von Lindau, Lpz. 1841) Erwähnung verdient. Er starb zu Edinburgh 22. Dec. 1855.

Krasis nannten die Alten die Mischung oder Verschmelzung zweier Vocale in einen langen Laut. Wir bezeichnen damit überhaupt die Zusammenziehung zweier Silben in eine, z. B. «zum» statt «zu dem», «unterm» statt «unter dem». Wird jene Verschmelzung nicht äußerlich dargestellt, sondern der Aussprache des Lesers überlassen, wie dies namentlich in der griech. und lat. Dichtersprache oft der Fall ist, so heißt sie Synizēsis, Synäresis oder Synalöphe.

Krasnoi oder Krasnyj, eine kleine Stadt im russ. Gouvernement und $6^{5}/_{7}$ M. von Smolensk, am Dnjepr, mit 2760 E., erlangte in der neuern Kriegsgeschichte einen Namen durch die Schlacht vom 14. Aug. 1812, in der die Franzosen unter Murat und Ney die Russen unter Rajewsky schlugen, und durch die zweite Schlacht vom 16. bis 19. Nov. 1812, in welcher die Franzosen unter Napoleon, Davoust und Ney durch die russ. Generale Kutusow und Miloradowitsch eine bedeutende Niederlage erlitten. Außer vielen Todten und Verwundeten sowie zahlreichem Geschütz, welches sie zurücklassen mußten, verloren die Franzosen auch 23000 Mann an Gefangenen.

Krassó oder Krassova, ungar. Comitat im jenseitigen Theißkreise, mit den Comitaten

Temes und Torontál das ungar. Banat bildend, wird nördlich von Arad, östlich von Siebenbürgen, südlich von dem walach. Grenzregiment und westlich von Temes begrenzt. Es hat einen Flächenraum von 95 Q.-M. Mit Ausnahme der an den Temes- und Krassóufern gelegenen Landstriche durchgehends gebirgig, steht K. zwar an Fruchtbarkeit den zwei andern banater Comitaten nach, gehört aber noch immer zu den fruchtbarsten Strecken Ungarns und wol auch Europas, indem der Boden ohne alle Düngung und nach geringer Bearbeitung reichlich producirt. Die vorwiegend walach. Bevölkerung beutet indeß diese Vortheile nicht gehörig aus, sodaß oft die üppigsten Strecken unbebaut liegen. Das Hauptproduct ist der Mais, der vom Landvolke dem Weizen vorgezogen wird. Außerdem baut man Wein und viel Obst, namentlich aber die Zwetsche, die man hauptsächlich zum Branntweinbrennen verwendet. Sehr bedeutend ist das Ergebniß an Silber und Kupfer, minder an Eisen; der zu Szászka gebrochene Marmor kann an Weißheit und Reinheit mit dem carrarischen wetteifern. K.s Hauptreichthum besteht aber in seinen unerschöpflichen Steinkohlenlagern. Die in 14 Marktflecken und 224 Dörfern wohnende Bevölkerung zählt (1857, ohne Militär) 234180 Seelen, wovon der Nationalität nach 15000 Deutsche, 3000 Czechen und Slowaken, 950 Serben, 9000 Bulgaren, 3300 Magyaren, 400 Zigeuner und der große Rest Walachen, der Confession nach 40000 Katholiken, 1100 Protestanten, 1500 Juden und der große Rest oriental. Griechen oder Griechisch-Nichtunirte sind. Handel und Gewerbe könnten blühend sein, sind aber ebenfalls noch vernachlässigt. Außer den Erzeugnissen des Bergbaues führt man aus Brenn- und Bauholz, Zwetschenbranntwein, Obst, Minerale und rohes Leder. Die Ausfuhr geschieht größtentheils auf dem Bégakanal. Hauptort des Comitats ist der Marktflecken **Lugos** an der Temes. Derselbe zerfällt in Deutsch- und Walachisch-Lugos, zusammen mit (1857) 10385 E.

Kraszewski (Joseph Ignaz), einer der namhaftesten neuern Schriftsteller der Polen, geb. 26. Juli 1812 in Warschau, erhielt seine Schulbildung in Wilna, verschaffte sich aber die höhere wissenschaftliche im Auslande und durch Selbststudium. Obgleich mit seltenen Fähigkeiten ausgestattet, betrat er lange Zeit hindurch keine öffentliche Laufbahn, sondern widmete sich auf seinem Gute Omelno in Volhynien ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Erst später bekleidete er fünf Jahre hindurch das Ehrenamt eines Curators der Schulanstalten in Volhynien. 1860 siedelte K. mit seiner Familie nach Warschau über und redigirte hier mit Erfolg die «Gazeta polska». Seit Febr. 1863 wandte er sich nach Dresden, wo er 1866 öffentliche Vorlesungen über die Culturgeschichte Polens hielt. Als Schriftsteller hat K. eine staunenswerthe Productivität entwickelt. Er schrieb an 300 Bände und versuchte sich fast in allen Gattungen der Literatur. Das Vorzüglichste leistete er indeß als Novellist und Romanschriftsteller. Seine trefflichen Erzählungen, welche dem poln. Familien- und Nationalleben entnommen sind, haben viel dazu beigetragen, in den gebildetern Kreisen seiner Landsleute die vorherrschende franz. Lectüre gegen die polnische in den Hintergrund zu drängen. Unter die besten seiner Romane gehören «Świat i poeta», «Ulana» (Wilna 1843), «Latarnia czarnoksięzka» (4 Bde., Warsch. 1843; 2. Aufl. 1844) und «Pod włoskiem niebem» (Lpz. 1845). Von den poetischen Werken sind zu erwähnen «Anafielas» (3 Bde., Wilna 1840—43; Bd. 1, 2. Aufl. 1846), das die Hauptepochen der ältern litauischen Geschichte kräftig schildert, sowie «Szatan i kobieta» (Wilna 1841). Wichtig in kritischer und literarhistor. Hinsicht sind seine belletristischen und wissenschaftlichen Abhandlungen, die er namentlich in den «Studya literackie» (Wilna 1842) und «Nowe studya literackie» (2 Bde., Warsch. 1843) sowie der Zeitschrift «Athenaeum» veröffentlichte. Von den Reiseschilderungen sind hervorzuheben «Wspomnienia Podlasia, Wołynia i Litwy» (2 Bde., Wilna 1840), «Wspomnienia Odessy» (3 Bde., Wilna 1845—46) und «Kartki z podróży 1858—64 r.» (Warsch. 1866). Unter den histor. Werken sind wichtig «Wilno od początków jego do 1750» (4 Bde., 1840—42) und «Litwa» (2 Bde., Warsch. 1847—50), Denkmäler zur Geschichte der Sitten in Polen. Unter dem Pseudonym Boleslawita hat K. eine Reihe von interessanten Einzelschilderungen aus dem poln. Aufstande von 1863 veröffentlicht.

Kraszna, ungar.-siebenb. Grenzcomitat, lange Zeit hindurch zu Siebenbürgen gehörig, seit 1836 und 1860 aber wieder Ungarn einverleibt, wird nördlich und östlich von Mittelszolnok, südlich von Klausenburg und westlich von Bihar begrenzt. Es hat einen Flächenraum von $20^{9}/_{10}$ Q.-M. und eine Bevölkerung (1857) von 59435 E., zum größern Theile walach., zum kleinern Theile magyar. Nationalität und meist griech.-kath. und reform. Confession. Das Comitat ist durchgehends gebirgig und waldig, sodaß nur die ziemlich zahlreichen und oft breiten Thäler für den Feldbau benutzt werden können. Letzterer wird infolge dieser Terrainverhältnisse nur in geringer Ausdehnung betrieben, und der Ertrag genügt bei weitem nicht dem innern Be-

darf. Hingegen ist K. sehr reich an gutem Obst; namentlich werden Kirschen in großer Menge ausgeführt und für Getreide verhandelt. Der Weinbau, der einen guten Tischwein liefert, bildet einen Haupterwerbszweig der Einwohner. Auch sind die bergigen Weiden der Rind- und Pferde-, die Eichenwälder der Borstenviehzucht sehr förderlich. Unter den Mineralwässern K.s ist die schwefel- und eisenhaltige Heilquelle von Zovány am berühmtesten, deren Wasser weit verführt wird. Weitere Ausfuhrartikel sind Rind- und Borstenvieh, Obst, Pottasche, Leder und Branntwein. Fabriken besitzt K. nicht; doch wird die Pottaschesiederei an vielen Orten in ausgedehnter Weise betrieben. Hauptort des Comitats ist die Stadt Szilágy-Somlyo mit 4000 E.

Krater (griech., d. i. Becher) nennt man die Oeffnungen, durch welche vulkanische Ausbrüche erfolgen. Es sind stets trichterförmige Löcher mit steilen, fast senkrechten Wänden nach innen zu und umgeben von Kegelböschungen, deren Neigung von der Structur der Auswürflinge abhängt. Man unterscheidet demnach: Tuffkrater mit meist sehr weiter Oeffnung, von Ausbruchskegeln umgeben, die außen höchstens 15 Grad Neigung haben und aus denen nur Asche ausgeworfen wurde; Schlackenkrater mit Ausbruchskegeln bis zu 40 Grad Böschung, aus Schlacken und Rapillis bestehend und meist an der Seite von einem Lavastrom durchbrochen; Lavakrater mit oft unersteiglichen Böschungen und meist sehr enger Mündung, deren Kegel nur aus festen Lavaströmen aufgebaut ist. Der Lage nach unterscheidet man an einem Vulkane den Hauptkrater, der auf der Spitze des Kegels sich befindet, und Seitenkrater, welche sich besonders gern an hohen Vulkanen bei einzelnen Ausbrüchen bilden. Der Aetna hat deren mehrere hundert. Das Verhältniß der Weite und Tiefe des K. zu Höhe und Umfang des Vulkans selbst hat durchaus nichts Constantes. Ausgebrannte K., in welchen noch Entbindung von Gasen und meist auch von Schwefel stattfindet, heißen Solfataren. Viele gänzlich ausgebrannte K. sind runde Seen geworden, so die Meere der Eifel, die Seen bei Rom und Neapel. Früher unterschied man auch nach L. von Buch Erhebungskrater, die nur Gasen den Ausweg verstattet haben sollten, wobei sich die Erdschichten kegelförmig erhoben hätten; die neuern Forschungen haben gelehrt, daß diese sog. Calderas wirkliche Ausbruchskrater wie andere waren.

Krates, ein berühmter Cyniker, um 328 v. Chr., stammte aus einer reichen und angesehenen Familie in Theben. Nach freiwilliger Entsagung seines sehr bedeutenden Erbtheils begab er sich nach Athen, um unter der Leitung des Diogenes dem Cynismus sich zu widmen, und gewann hier durch Geistesanmuth und gefälliges Wesen die Herzen aller, mit denen er umging, so sehr, daß ihm trotz seiner körperlichen Häßlichkeit die durch Schönheit ausgezeichnete Hipparchia, die Tochter eines seiner Schüler, aus wahrer Zuneigung ihre Hand als Gattin bot. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche Boissonade in den «Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 9, Par. 1827) am vollständigsten herausgegeben hat, gehören einer spätern Zeit an. — Verschieden von diesem ist der berühmte griech. Grammatiker K., aus Mallus in Cilicien, daher auch Mallotes genannt, welcher seine Bildung zu Tarsus erhielt, hierauf an den damals glänzenden Hof des Attalus nach Pergamum ging und daselbst eine besondere grammatische Schule gründete, die in ihren Grundsätzen hinsichtlich der Kritik der Homerischen Gesänge der alexandrinischen Schule des Aristarchos (s. d.) feindlich entgegentrat. Auch hielt er später in Rom, wohin er in Begleitung der Gesandtschaft des Attalus 167 v. Chr. gekommen war, mit großem Beifall öffentliche Vorträge und scheint daselbst das Studium der Grammatik zuerst hervorgerufen zu haben. Die Bruchstücke seiner Commentare über Homer und andere griech. Dichter sowie einiger anderer Schriften sind zusammengestellt worden von Wegener in «De aula Attalica» (Kopenh. 1836).

Kratīnos, ein berühmter griech. Lustspieldichter, um 500—430 v. Chr., war nebst seinen jüngern Zeitgenossen, den Athenern Eupolis und Aristophanes, der würdigste Vertreter der ältern attischen Komödie, indem er die Kunstform und den Gehalt derselben namentlich dadurch zu heben suchte, daß er die Zahl der sprechenden Personen auf drei Hauptrollen reducirte und nicht blos das Privatleben, sondern auch die öffentlichen Gebrechen und Uebelstände zum Gegenstand des Spottes machte, wobei selbst Männer wie Perikles nicht verschont blieben. Von seinen 21 Lustspielen, die ihm neunmal den Sieg verschafften, sind nur noch Bruchstücke übrig, welche Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 2, Berl. 1840) zusammengestellt hat. — Der jüngere K., von dem die Alten ebenfalls mehrere Stücke anführen, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeiten des Ptolemäus Euergetes und gehört der sog. mittlern Komödie an.

Krätze (Scabies, Psora) ist eine unter Bildung von Knötchen, Wasser- und Eiterbläschen verlaufende Entzündung der Haut, welche durch den Aufenthalt der Krätzmilbe (Acarus scabiei, Sarcoptes hominis) in der Haut hervorgerufen wird. Die Krätzmilbe, welche schon mit bloßem

Auge als kleines rundliches, weißes Körperchen erkannt wird und etwa die Gestalt einer Schildkröte besitzt, gräbt sich zwischen die Schichten der Oberhaut (s. Haut) ein und bildet bis zu 1 Zoll lange Gänge, in welchen sie schwärzliche Kothmassen und das Weibchen seine Eier absetzt. Die Gänge, welche das kleinere Männchen bohrt, sind kürzer. Die Eier werden in 8—10 Tagen reif, die Jungen graben ihre eigenen Gänge, häuten sich und sind nun selbst zeugungsfähig. Die Begattung findet wahrscheinlich vorzugsweise nachts statt, wo die Milben in der Bettwärme ihre Gänge verlassen. Ansteckung mit K. erfolgt also durch Uebertragung der Milbe; schon ein einziges trächtiges Weibchen kann die Krankheit verpflanzen. Die Benutzung des Bettes, in welchem ein Krätzkranker gelegen, die Benutzung seiner Kleider, intimer Verkehr mit ihm steckt somit an. Die Milben halten sich besonders gern in Hautfalten (zwischen den Fingern, in der Nähe der Geschlechtstheile) auf, bewirken hier durch das Graben der Gänge und vielleicht durch einen besondern Saft lebhaftes Jucken; das Kratzen der Kranken vermehrt dann die Verletzungen der Haut. Die Gänge haben das Ansehen eines leichten Nadelrisses, und wenn man den Gang mit einer Nadel verfolgt, spießt man die Milben auf; dieser Nachweis der Milbe allein macht die Erkennung der Krankheit sicher. Die Vertreibung der K., welche keinerlei üble Folgen hat, beruht auf Tödtung der Milben. Man reibt daher wiederholt in die Haut ein: grüne Seife allein oder nach Beimischung von Schwefelblumen, Schwefelsalbe, Schwefelkalklösung, Petroleum, Benzin und verschiedene Balsame (Peru- und Tolubalsam, flüssigen Storax). Der ersten Einreibung geht ein Bad voraus und der letzten folgt eins nach. Die Behandlung mit grüner Seife oder Schwefelsalbe dauert sechs bis acht Tage, die mit den Balsamen zwei bis vier Tage, die mit Schwefelcalciumlösung, welche indeß die Haut sehr angreift, nur vier Stunden. Petroleum und Benzin sind wegen ihrer Flüchtigkeit nicht sicher genug. Der Storax empfiehlt sich wegen seiner Billigkeit. Betten, Wäsche und Kleider müssen gleichsfalls desinficirt werden. Man läßt sie daher entweder in einer Bettfeder-Reinigungsanstalt «kesseln» oder bringt sie in den «Krätzofen», eine Art Backofen, wo sie hoher Temperatur ausgesetzt werden, ohne zu verbrennen.

Kraus (Christian Jak.), geistreicher und gelehrter Schriftsteller, geb. 1753 zu Osterode, wo sein Vater Wundarzt war, begann seine Studien 1770 auf der Universität zu Königsberg, wo die Verbindung, in die er mit Kant kam, und der Umgang mit Hamann und mit Hippel wesentlich zu seiner Bildung beitrugen. Von seinem Plane, Theologie zu studiren, ging er sehr bald ab und widmete sich humanist., mathem. und philos. Studien. Von Berlin aus, wohin er sich 1779 begab, und wo er die Aufmerksamkeit des Ministers von Zedlitz auf sich zog, ging er als Führer eines Studirenden nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Literatur und Geschichte gaben. 1781 wurde er Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften zu Königsberg. Hier starb er 25. Aug. 1807. K. überragte an Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß selbst Kant. Erst nachdem er die Tiefen der Mathematik und speculativen Philosophie durchwandert hatte, wendete er sich zur praktischen Philosophie. Seine Vorlesungen über dieselbe, über griech. Schriftsteller, Geschichte und Mathematik waren zahlreich besucht, in spätern Jahren auch von angesehenen Beamten, besonders als er sich mehr der Staatswirthschaft zuwendete. Nicht minder wirkte er durch die wunderbare Kraft, jedes Talent, das ihn berührte, zu wecken, zu leiten und zu begeistern. Obgleich ganz den Wissenschaften lebend, war er doch nichts weniger als ungesellig, sondern nützte durch seinen Umgang vielleicht ebenso viel als auf dem Katheder. Literarische Celebrität war nicht sein Streben. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurden von Auerswald die «Staatswirthschaft» (5 Bde., Königsb. 1808—11) und eine «Sammlung vermischter Schriften» (7 Bde., Königsb. 1808—12) herausgegeben, der in einem achten Bande (Königsb. 1819) Joh. Voigt eine Biographie K.' nebst Auszügen aus dessen Briefen hinzufügte.

Krause (Karl Christian Friedr.), genialer Philosoph und freimaurerischer Schriftsteller, wurde 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte in Jena, wo er sich 1802 als Privatdocent habilitirte. Die Ansicht, daß die Menschheit auf Erden ein Theil eines höhern Geisterreichs sei, gab seinem Studium wie seinem Wirken eine eigenthümliche Richtung und bildete den Grund seines Lehrsystems, das als die Aufgabe der Menschheit auf Erden darstellte, sich als ein Ganzes in allen ihren Theilen gleichförmig zu vollenden und sich zu einem organisch und harmonisch lebenden Wesen herauszubilden. Diese Ausbildung des ganzen, ungetheilten Menschheitlebens, als eines Organismus der gesammten menschlichen Geselligkeit, und darin auch jedes Einzelmenschen, als ganzen, ungetheilten und dem Ganzen der Menschheit wesentlich verbundenen, wies er einem zu gründenden offenen Menschheitbunde zu, da alle schon vorhandenen geselligen Vereine den Menschen nur von

einer einzelnen Seite ergreifen und in einer einzelnen Beziehung bilden. Dieser Menschheitbund, blos mit Angelegenheiten der reinen Menschheit beschäftigt und alle Menschen umfassend, sollte alle menschlichen Kräfte gleichförmig entwickeln und bilden, das in den Sondervereinen, wie Staat und Kirche, als wahr, schön und gut Gefundene und Gewonnene sammeln, von den besondern Ansprüchen des einzelnen trennen und zur Gesammtbildung wie zum Gesammtwohle verwenden. Die Keime eines solchen Bundes ahnte K. in der Freimaurerbrüderschaft und ließ sich deshalb 1805 zu Altenburg in dieselbe aufnehmen. Mit unbeugsamem Muthe und unerschütterlicher Ausdauer arbeitete er für die Wissenschaft der Freimaurerei und leistete dem Bunde mit seinem Fleiße große Dienste, wovon sein Werk «Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft» (Dresd. 1810; 2. Aufl., 2 Bde., 1820—21) ein entsprechendes Zeugniß gibt. Vorher schon hatte seine Schrift «Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei» (Freib. 1810; 3. Aufl., Dresd. 1820) eine tiefe Auffassung des Maurerthums an den Tag gelegt, und sein «Urbild der Menschheit» (Dresd. 1811; 2. Aufl. 1819) beweist sich noch gegenwärtig als ein Buch voll erhebender Kraft. Dessenungeachtet fand er nur wenig Anerkennung, nicht selten aber Anfeindung. Bis zum J. 1813 lebte er erst in Rudolstadt, dann in Dresden unausgesetzt seinen Studien und schriftstellerischen Leistungen. Der Versuch, in Berlin, wo er dann Vorlesungen hielt und die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache stiftete, eine Anstellung zu finden, war ohne Erfolg, und ebenso blieb er auch in Göttingen und München ohne Amt, an welchem letztern Orte er 27. Sept. 1832 starb. Von seinen zahlreichen philos. Schriften sind hauptsächlich anzuführen: «Abriß des Systems der Logik als philos. Wissenschaft» (Gött. 1828); «Abriß des Systems der Philosophie des Rechts» (Gött. 1828); «Vorlesungen über das System der Philosophie» (Gött. 1828); «Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft» (Gött. 1829); der von Leonhardi u. a. in verschiedenen Abtheilungen herausgegebene «Handschriftliche Nachlaß» (Gött. 1836—48). Vgl. Lindemann, «Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K.'s» (Münch. 1839).

Krauseminze nennt man eine Varietät der Pfefferminze (**Mentha piperita crispa**), welche sich durch eirunde, blasig-runzelige, am Rande krause und eingeschnitten-gezähnte Blätter unterscheidet und bei uns häufig in Gärten cultivirt wird. Die getrockneten Blätter sind in der Heilkunde, besonders als Thee, gebräuchlich, kommen auch als Hausmittel zu Umschlägen und Bädern in Anwendung und werden zur Destillation von Krauseminzbranntwein benutzt, der meist grün gefärbt ist. Durch Destillation des Krautes gewinnt man das Krauseminzöl, welches im allgemeinen in seiner Wirkung mit dem Pfefferminzöl übereinkommt. Oefters wird auch eine Varietät der Waldminze mit krausen Blättern (**Mentha sylvestris crispata**) statt der K. angebaut und verwendet. (S. **Mentha**.)

Krauseneck (Wilhelm von), preuß. Generallieutenant, geb. 13. Oct. 1775 in Baireuth, Sohn eines Proceßraths, trat 1791 als Cadet bei der dortigen Artillerie ein und kam im folgenden Jahre bei der Abtretung des Landes in preuß. Dienste. Während der Rheincampagne wurde er vom Generalquartiermeister Oberst von Grawert als Ingenieurgeograph gebraucht, in welcher Stellung er bis 1797 blieb. Dann kam er als Premierlieutenant in eine Füsilierbrigade, trat aber, mit topogr. Arbeiten beschäftigt, erst 1800 zum Dienst ein. 1803 wurde er Stabskapitän, 1806 Compagniechef beim Füsilierbataillon Stutterheim. Im Feldzuge von 1807 erhielt er bei Eylau wegen ausgezeichneter Tapferkeit den Orden pour le mérite. Als er 1809 als Major zur Artillerie versetzt ward, sprach er seinen Wunsch aus, bei der leichten Infanterie zu bleiben, worauf ihm der König das Commando des neuerrichteten leichten Bataillons beim Garderegiment übertrug. Er ward nun Mitglied der Commission, welche unter Scharnhorst's Vorsitz ein Reglement für alle drei Waffen ausarbeitete, und leitete zugleich die Uebungen sämmtlicher leichter Truppen der brandenb. Brigade. 1812 ernannte ihn der König zum Commandanten von Graudenz, welche Festung als die einzige noch unabhängige in Preußen von besonderer Wichtigkeit war. Auf seine Bitte wurde K. 1813 wieder zur mobilen Armee versetzt und zwar in den Generalstab Blücher's. Gneisenau veranlaßte, daß ihm nach dem Rückzuge im Mai eine Mission in das schles. Gebirge übertragen ward, um dort eine Landesbewaffnung zu organisiren. Die Idee erwies sich jedoch als nicht ausführbar, und K. erhielt nun als Oberstlieutenant die Commandantur in Schweidnitz, um diese Festung als Stützpunkt für eine Entscheidungsschlacht herzustellen. Die Operationen nahmen aber eine andere Wendung, und K. wurde als Brigadier beim Tauentzien'schen Armeecorps angestellt. 1814 kam er zum Kleist'schen Corps und später in den Blücher'schen Generalstab. Nach dem Frieden wurde er Commandant von Mainz, 1815 Generalmajor, 1821 Commandeur der 6. Division und erster Commandant von

Torgau, 1825 Generallieutenant, 1829 Chef des Generalstabs der Armee, in welcher Stellung er ausgezeichnet gewirkt hat, Mitglied des Staatsraths und 1838 General der Infanterie. Als letzte und höchste Auszeichnung erhielt er 1840 den Schwarzen Adlerorden. Seines vorgerückten Alters wegen wollte er den Abschied nehmen. Der König wies jedoch sein wiederholtes Gesuch zurück, sodaß K. in den Märztagen von 1848 noch in Activität stand und im April die Aufforderung erhielt, das Kriegsministerium zu übernehmen. Dies lehnte er ab und erneuerte vielmehr sein Abschiedsgesuch, das ihm nun bewilligt wurde. Er starb 2. Nov. 1850 als einer der würdigsten Repräsentanten altpreuß. Soldatenthums.

Kraut nennt man im gewöhnlichen Leben jede nicht zu den Holzgewächsen und nicht zu den Gräsern, Moosen, Flechten und Pilzen gehörende Pflanze, in der Wissenschaft dagegen jede solche Pflanze, welche nur einmal Blüten und Früchte trägt und hierauf abstirbt. In letzterm Sinne zerfallen die Kräuter in ein-, zwei- und mehrjährige. Bei den erstgenannten blüht und stirbt die Pflanze in demselben Jahre, wo sie aus dem Samen entstand, während die zweijährigen Kräuter im ersten Jahre blos eine Wurzel und einen Blütenbüschel, im zweiten dagegen einen blütentragenden Stengel entwickeln. Die mehr- und vieljährigen Kräuter, zu denen unter andern die große Aloë (Agave americana) gehört, bringen eine Reihe von Jahren blos Blätter hervor, worauf sie einen Blütenstengel treiben und dann absterben. In einigen Gegenden Deutschlands (z. B. in Sachsen) versteht man unter K. den Kopfkohl. (S. Brassica.)

Kray (Paul, Baron von), österr. Feldzeugmeister, geb. 5. Febr. 1735 aus einer angesehenen ungar. Familie, trat 1754 als Cadet in die Armee und kämpfte in den Schlachten des Siebenjährigen Kriegs. Bis 1782 zum Oberstlieutenant avancirt, warf er den Aufstand des Horja in Siebenbürgen vollständig nieder. Nachdem er sich als Oberst im Türkenkriege von 1788—89 ausgezeichnet, wurde er außer der Reihe 1790 zum Generalmajor befördert. In den J. 1793—97 focht er rühmlich in den Niederlanden und am Rhein, seit 1796 als Feldmarschallieutenant. Wegen der Unglücksfälle, welche die österr. Armee in Deutschland gegen Hoche 1797 erlitt, wurde K. wie die andern Generale derselben vor ein Kriegsgericht gestellt und erhielt, obschon er sich glänzend rechtfertigte, zweiwöchentliche Arreststrafe. Im Juli 1797 entsendete man ihn zur Armee in Italien, wo er nachher den Oberbefehl übernahm. Die glänzenden Waffenthaten, mit denen er hier den Feldzug von 1799 eröffnete, bereiteten die Siege Suworow's und Melas' vor. Später zwang er Mantua zur Capitulation. An der Stelle des Erzherzogs Karl erhielt er 1800 das Commando der Rheinarmee. Doch wurde er von Moreau mehrfach geschlagen und mußte bis in die Oberpfalz weichen. An seiner Stelle erhielt nun der Erzherzog Johann den Oberbefehl, ohne glücklicher zu sein. K. starb zu Pesth 19. Jan. 1804.

Kreatin, s. Fleisch.

Krebs (Carcinoma, Cancer, Fungus) heißt eine bösartige Neubildung des Körpers, welche aus einer faserigen (bindegewebigen) Grundsubstanz (Stroma, Gerüst) besteht, deren Maschen mit den verschieden gestalteten Krebszellen locker angefüllt sind. Je nachdem das eine oder das andere dieser Elemente überwiegt, unterscheidet man den harten Faserkrebs (Carcinoma fibrosum, Scirrhus, Chondroidkrebs) und den weichen, gehirnsubstanzähnlichen Markschwamm (Carcinoma medullare, Medullarkrebs, Encephaloid, Zellenkrebs). Beim Durchschneiden gibt der weiche K. mehr milchige Flüssigkeit (Krebssaft) als der harte. Eine Abart des Markschwamms ist der Cylinderzellenkrebs, eine Abart des harten K. der Pflasterzellenkrebs (Epithelialkrebs, Cancroid, Epitheliom), beide nach der Form der in ihnen enthaltenen Zellen benannt. Der Zottenkrebs hat seinen Namen von der zottigen Beschaffenheit seiner Oberfläche, der Blutschwamm (Fungus haematodes) von seinem Reichthum an Blutgefäßen, der schwarze (melanotische) K. (Cancer melanodes, Pigmentkrebs) von seinem reichen Gehalt an schwarzem Farbstoff, der Schleimgerüstkrebs von der schleimigen Beschaffenheit seines Stroma. Der K. tritt entweder als Geschwulst auf (Krebstumor, Krebsknoten, umschriebener K.), oder er durchzieht das befallene Organ gleichmäßig, in nicht scharfbegrenzter Form (Infiltration). Er kommt in allen Geweben (mit Ausnahme der Knorpel und der Schlagadern) und allen Organen vor und befällt am häufigsten die Gebärmutter und Scheide, die weibliche Brust, die Lymphdrüsen, die Leber, den Magen, am seltensten die Harnblase, die Eierstöcke, Muskeln, Rückenmark u. s. w. In der Regel tritt der K. erst nur an einer Stelle auf (primärer K.), später an andern, oft entfernt liegenden Stellen, zumeist an den Lymphdrüsen (secundärer K.). Die Ursachen des K. sind völlig unbekannt; oft stellt er sich an Stellen ein, welche eine Mishandlung (Stoß, Schlag u. dgl.) erlitten haben. Aeltere Leute werden häufiger befallen als junge. Auch wenn der K. keine lebenswichtigen Organe befällt, führt er zum Tode. Der Verlauf ist in der

Regel langsam (chronisch, von jahrelanger Dauer), selten sehr kurz (acut). Anfangs sind die Beschwerden, welche der Kranke hat, gering und unbestimmter Art, und dieser Zustand hält sich oft sehr lange, bis zuletzt unter rasch fortschreitender Verschlechterung der Ernährung (Kachexie) vollständige Erschöpfung und der Tod eintritt. Etwas verändert wird das Bild durch das Organ, welches befallen wird. Der Mastdarmkrebs hindert die Stuhlentleerung, der Magenkrebs (der meist am Pförtner sitzt) die Verdauung, K. des Auges geht leicht auf das Gehirn über u. s. w. Die Krebskrankheit ist unheilbar. Bei langem Bestande erleidet der K. zwar Verharschung, sinkt an ältern Stellen ein, vereitert, verkalkt, die Zellen verwandeln sich in Schleim (Gallertkrebs), aber das Uebel schreitet dennoch fort. Nur frühzeitiges Ausschneiden der Geschwulst oder Zerstörung mit Arzneimitteln (wenn sie zugänglich ist) fristet das Leben unter günstigen Umständen auf eine Reihe von Jahren; aber früher oder später kehrt das Uebel mit verstärkter Heftigkeit zurück.

Krebse oder Zehnfüßer (Decapŏda) machen eine Ordnung der Krustenthiere aus, welche die am vollkommensten organisirten Thiere dieser Klasse enthält, bei denen sich sogar Gehörorgane finden, die an dem Grunde der äußern Fühler liegen und aus einer kleinen Höhle mit einem ausgespannten Häutchen und einem Säckchen mit Flüssigkeit bestehen. Alle hierher gehörenden Kruster besitzen eine harte Bedeckung, welche jährlich der Häutung unterworfen ist und nur in seltenen Fällen stellenweise oder fast ganz dünn und weich bleibt, wie bei dem Wühlkrebs. Wahre Füße sind nur fünf Paare vorhanden, die häufig sämmtlich oder zum Theil in eine zweifingerige Schere enden. Der Mund ist mit vollständigen Kauwerkzeugen versehen, welche durch sehr kräftige Muskeln in Bewegung gesetzt werden. Die Kiemen liegen unter dem Kopfbruststücke und sind bei manchen für eine lange Luftathmung eingerichtet, indem sich dabei ein Behälter zur Aufbewahrung von Wasser findet, durch welches die Kiemen feucht erhalten bleiben. Die beiden Augen sind zusammengesetzt und gestielt und zuweilen von unverhältnißmäßiger Größe. Es sind im ganzen Wasserthiere, die vorzüglich das Meer bewohnen; nur wenige halten sich für gewöhnlich auf dem Trockenen auf, wie die Landkrabben. Der oft kaum 1/3 Zoll lange Muschelwächter (Pinnotheres) findet sich meist nur zwischen den Mantelfalten zweischaliger Muscheln, selten im freien Meere. Die Eremitenkrebse suchen wegen ihres weichen Hinterleibes leere Schneckenhäuser sich zur Wohnung aus, und der Wühlkrebs (Callianassa) lebt wegen der Weichheit seiner Bedeckung wie ein Wurm tief im Sande des Strandes vergraben. Zu den größten gehören der Hummer (s. d.) und einige Arten der Langusten oder Heuschreckenkrebse (Palinurus), von denen einige mit Einschluß der sehr langen Fühler bis 6 F. lang werden. Einige sind durch schöne Färbung ausgezeichnet, wohin besonders die Bartkrabben (Grapsus) gehören. Viele, wie unsere gewöhnlichen Flußkrebse, die Hummer, Langusten, Garneelen und Krabben, sind als Nahrungsmittel gesucht und geschätzt. Man theilt sie ein in: 1) kurzschwänzige K., Taschenkrebse oder Krabben (s. d.); 2) in Mittelkrebse oder Anomuren; 3) in langschwänzige K. Versteinerte Arten finden sich ziemlich viele. Der gemeine Krebs, Flußkrebs oder Edelkrebs (Astacus fluviatilis) kommt in allen süßen Gewässern Europas und Kleinasiens vor. Er lebt in Uferhöhlen und geht nachts nach Nahrung aus, die besonders aus faulenden Stoffen, Larven und Würmern besteht. Man lockt ihn leicht durch starkriechende Substanzen auf die Netze und mästet ihn in Fischkästen mit Abfällen aller Art, besonders aus Schlächtereien. Im Nachsommer wechselt er die Schale. Die Weibchen tragen die Eier an den Wimpern der Bauchfüße unter dem Schwanze bis zur Entwickelung der Jungen herum. — Krebsaugen oder Krebssteine (lapides oder oculi cancrorum) nennt man die beiden halbkugeligen Steine (kalkigen Concremente), welche sich bei dem gemeinen Flußkrebse im August kurz vor der Abwerfung der Schale vorn im Raume zwischen der äußern und innern Magenhaut finden. Sie bestehen aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk und thierischer Gallerte und wurden besonders früher in der Heilkunde gepulvert als absorbirendes Mittel angewendet. Auch dienten sie als ein rohes Volksmittel, um kleine, in das Auge gelangte Körperchen wieder daraus zu entfernen, ein Verfahren, das gänzlich zu verwerfen ist. Jetzt finden sie keine Anwendung mehr.

Krefeld oder Crefeld, Kreis-, Fabrik- und Handelsstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt 1 1/4 St. westlich des Rhein und 4 1/2 St. nordwestlich von Düsseldorf in einer völlig flachen, doch wohlangebauten und starkbevölkerten Ebene. Die Stadt ist der Sitz eines Landrathsamts, eines Friedens-, eines Handels- und eines Fabrikgerichts und zählt 53421 E. (1864, gegen 25897 im J. 1840). Eine der schönsten Städte der Rheinlande, macht der Ort mit seinen reinlichen und größtentheils modernen Häusern, seinen meist breiten, geraden und sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, von denen die längsten und breitesten

mit Baumreihen besetzt sind, einen sehr freundlichen Eindruck. Die Katholiken (38300) haben drei, die Evangelischen (13300) und die Mennoniten (900) je eine Kirche, die Israeliten (900) eine Synagoge. K. ist der Hauptsitz der deutschen Seidenindustrie, welche hier durch die im 17. und 18. Jahrh. aus den Nachbarstaaten vertriebenen Reformirten und Mennoniten gegründet worden ist, und der mit ihr verknüpften Färberei und Appretur. Ueber 120 größere und kleinere Fabriken versenden ihre verschiedenartigen Seidenstoffe, Sammt und Sammtbänder mit einem jährlichen Umschlage von 12—14 Mill. Thlrn. bis in die fernsten Theile der Erde. Die Sammtweberei beschäftigt außer den einheimischen noch Tausende von Arbeitern der Umgebung. Einen großartigen Aufschwung hat in jüngster Zeit der Handel mit roher Seide durch Errichtung von Commanditgeschäften in den europ. und asiat. Productionsländern sowie an den Hauptsitzen des Verbrauchs und des Handels gewonnen. In der Seidentrocknungsanstalt zu K. wurden in letzter Zeit jährlich etwa 7—900000 Pfd. Seide (das Pfund im Werthe von 10—16 Thlrn.) conditionirt. Nicht unerheblich ist auch der Handel in Baumwolle, Colonial- und Farbewaaren, Steinkohlen und den in K. selbst fabricirten Maschinen, Chemikalien und Strumpfwaaren. Industrie und Handel fördern eine Handelskammer, eine Bankcommandite sowie Eisenbahnverbindungen, zunächst mit allen Hauptorten der Rheinprovinz. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine Realschule mit ansehnlicher Bibliothek, eine Provinzial-Gewerbe- und höhere Webeschule, eine kath. höhere Bürgerschule und zwei höhere Töchterschulen. Den unter der wohlgeordneten städtischen Armenpflege stehenden Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten und einigen andern gemeinnützigen Einrichtungen ist ein bedeutendes Vermächtniß des 1863 zu K. verstorbenen Rentiers Cornelius de Greiff im Betrage von 460000 Thlrn. zugefallen. K. wird urkundlich zuerst 1166 und seit etwa dem 13. Jahrh. als ein 1361 durch Kaiser Karl IV. mit Markt- und 1373 mit Stadtrechten ausgestatteter Allodialbesitz der Grafen von Mörs vielfach genannt. Nach dem Aussterben der Grafen (1600) fiel der Ort mit der Grafschaft Mörs an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, der ihn auf seine Nachfolger vererbte, bis er nach dem Tode Wilhelm's III. (1702), Königs von England, an die Krone Preußen gelangte. Mit Ausnahme der Jahre der franz. Herrschaft (1794—1814) ist es seitdem bei Preußen verblieben. Am 23. Juni 1758 erfocht der Herzog Ferdinand von Braunschweig bei K. über die Franzosen unter Graf Clermont einen Sieg, zu dessen Andenken 1858 ein Denkmal errichtet wurde. Im Kreise K., der auf 3,93 Q.-M. 80668 E. (also über 20500 auf 1 Q.-M.) zählt, liegt noch die kleinere Fabrik- und Handelsstadt Uerdingen, am Rhein, mit 3116 E.

Kreide ist ein erdiges, abfärbendes, aus kohlensaurem Kalk bestehendes Gestein. Ehrenberg hat durch mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen, daß dasselbe aus lauter kleinen, dem bloßen Auge unerkennbaren kalkigen Schalen von Foraminiferen und Polythalamien besteht und eben dadurch seine besondern Eigenschaften erhält. Der Name K. kommt wahrscheinlich von der Insel Kreta her, welche sie in großer Menge und von besonderer Güte liefert. Sie ist in England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern sehr gemein und bildet oft ganze Bergreihen, wie in England, wo Kalk daraus gebrannt wird. Man gebraucht sie zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle; ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngemittel auf thonigen Aeckern, in der Chemie zur Entwickelung der Kohlensäure u. s. w. Die meiste K. für den Handel liefern England und Dänemark, von wo sie in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten gebracht wird. Da die weiße K. ganz vorzugsweise in den Ablagerungen einer bestimmten geologischen Periode bekannt ist, so hat man diese Ablagerungen hiernach Kreideformation genannt, welche indeß außer der eigentlichen K. auch noch andere Gesteinsschichten umfaßt, z. B. Mergel, und die oft sehr viel Feuerstein in Lagern oder zerstreuten Knollen enthält.

Kreil (Karl), verdienter Physiker und Astronom, geb. 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel, erhielt seine Gymnasialbildung zu Kremsmünster und studirte zu Wien die Rechte, widmete sich daneben aber aus Neigung auch der Mathematik und Astronomie. 1826—30 war er Assistent an der Sternwarte zu Wien, dann Eleve an der Sternwarte zu Mailand, bis er im Oct. 1838 als Adjunct an die Sternwarte zu Prag kam, deren Director er 1845 wurde. Im Juli 1851 erfolgte seine Berufung nach Wien als Director der von ihm zu errichtenden Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. In dieser Stellung starb er zu Wien 21. Dec. 1862. K. hat sich um die Meteorologie und die Lehre vom Erdmagnetismus große Verdienste erworben. Bereits 1836—38 führte er zu Mailand eine Reihe von Beobachtungen

über den Erdmagnetismus aus, deren Resultate in zwei Bänden als Supplemente zu den mailänder «Effemeridi astronomiche» erschienen. Aehnliche Beobachtungen begann er auch im Verein mit andern an der Sternwarte zu Prag, die ebenfalls veröffentlicht (11 Bde., Prag 1839—50) wurden. Aus einer seit 1842 auf öffentliche Kosten angestellten Bereisung Böhmens gingen «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen in Böhmen» (Prag 1846) hervor, denen als Ergebnisse einer ähnlichen Untersuchung des gesammten Kaiserstaats während der J. 1846—51 «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen im österr. Kaiserstaate» (5 Bde., Wien 1846—51) sowie die Schrift «Ueber den Einfluß der Alpen auf die Aeußerung der magnetischen Erdkraft» (Wien 1850) folgten. Die zu Wien in der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus angestellten Beobachtungen machte er in den «Jahrbüchern» dieser Anstalt (Bd. 1—8, Wien 1854—61) bekannt. Seine Beobachtungen über die Kometen legte K. unter anderm in den «Cenni storici e teoretici sulle comete» (Mail. 1832), «Ueber den großen Kometen von 1843» (Prag 1843) und «Ueber die Natur und Bewegung der Kometen» (Prag 1843) nieder. Von andern Untersuchungen K.'s sind noch hervorzuheben die über den «Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination und auf die Intensität der horizontalen Componente der magnetischen Erdkraft» (2 Thle., Wien 1852—53); «Osservazioni sulla librazione della luna» (Mail. 1836); «Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde zu erkennen» (Prag 1841).

Kreis (circulus) heißt in der Geometrie die einfachste krummlinige Figur, welche von einer Kreislinie eingeschlossen wird. Die letztere ist eine in sich selbst zurücklaufende, d. h. in einer ebenen Fläche enthaltene krumme Linie, deren Punkte sämmtlich von dem Mittelpunkte oder Centrum gleichweit entfernt sind. Eine gerade Linie vom Mittelpunkt nach der Kreislinie, welche letztere auch Umfang oder Peripherie des K. genannt wird, heißt ein Halbmesser oder Radius. Da eine solche den Abstand der Peripherie vom Mittelpunkt mißt, so sind alle Halbmesser eines K. einander gleich. Jede gerade Linie, welche zwei Punkte einer Kreislinie verbindet, heißt eine Sehne oder Chorde; geht sie durch den Mittelpunkt, so heißt sie insbesondere ein Durchmesser oder Diameter. Da nun jeder Durchmesser offenbar aus zwei Halbmessern besteht, so sind auch alle Durchmesser eines K. einander gleich. Eine den K. treffende gerade Linie heißt eine Tangente oder Berührende, sobald sie, auch beliebig verlängert, mit dem K. nur einen einzigen Punkt gemein hat; sie steht dann immer auf dem nach diesem Punkte gezogenen Halbmesser senkrecht. Dagegen heißt eine den K. schneidende, d. h. den Umfang desselben in zwei Punkten treffende gerade Linie eine Secante. Ein Stück der Kreislinie heißt ein Bogen. Ein Stück des K. heißt **Kreisabschnitt** oder Segment, wenn es von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist, dagegen **Kreisausschnitt** oder Sector, wenn es von zwei Halbmessern und einem Bogen eingeschlossen ist. Die Größe eines K. hängt von der Größe seines Halb- oder Durchmessers ab, und das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie muß für alle K. dasselbe sein. Die Aufgabe, das gedachte Verhältniß zu finden und damit die Kreislinie zu rectificiren, d. h. in eine gerade Linie zu verwandeln, ist für die Geometrie von großer Wichtigkeit, und schon die alten Geometer, z. B. Archimedes, haben ihre Lösung versucht. Sie hängt auf das genaueste mit der Aufgabe zusammen, die Quadratur des K. zu finden, d. h. den K. in ein Quadrat zu verwandeln oder allgemein den Inhalt des K. zu bestimmen. Dieser wird nämlich durch das Product aus dem halben Umfange in den Halbmesser ausgedrückt, und demnach hat der Durchmesser dasselbe Verhältniß zur Peripherie als ein Quadrat, dessen Seite dem Halbmesser gleich ist, zum Inhalte des K. Ausgemacht und aus geometr. Gründen nachweisbar ist, daß dieses Verhältniß irrational ist, d. h. weder durch ganze noch durch gebrochene Zahlen völlig genau ausgedrückt werden kann; es kann demnach nur näherungsweise angegeben werden, ist aber gleichwol weit genauer bekannt, als zu irgendeinem Zwecke jemals erforderlich sein kann. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist der Umfang auf 10 Decimalstellen genau = 3,1415926535; mit dieser Verhältnißzahl, welche gewöhnlich mit dem griech. Buchstaben π bezeichnet wird, muß man den Durchmesser multipliciren, um den Umfang, ferner das Quadrat des Halbmessers, um den Inhalt eines K. zu berechnen. Die vorhin angegebenen 10 Decimalstellen fand der Franzose Franz Vieta um 1580; später berechneten die merkwürdige Zahl genauer Adrianus Romanus aus Löwen (gest. 1616) bis auf 15, Ludolf von Ceulen oder von Köln, von dem sie häufig die Ludolf'sche Zahl genannt wurde (von 1586 an), auf 35, der Engländer Abraham Sharp (um 1706) auf 72, Machin (bald nachher) auf 100, der Franzose Thomas Lagny (um 1719) auf 127, der Deutsche Georg Vega (1793) auf 140 Bruchstellen. In einem in der Radcliffe'schen Bibliothek zu Oxford aufbewahrten Manuscripte hat man sie bis

auf 156 Stellen berechnet gefunden, und 1844 hat der Kopfrechner Zacharias Dase die Zahl bis auf 200 Decimalstellen berechnet und somit alles früher Geleistete weit übertroffen. Archimedes fand in ganzen Zahlen die Näherungsverhältnisse 7 zu 22 und 71 zu 223, von denen das eine den Umfang zu klein, das andere zu groß gibt; eine weit größere und zwar steigende Genauigkeit haben die Verhältnisse 106 zu 333, 113 zu 355, 33102 zu 103993 u. s. w.

Kreis, in geogr. Hinsicht, heißt die dem Umfange nach verschiedene innere Abtheilung eines Landes oder einer Provinz und ist sonach gleichbedeutend mit den anderwärts gebräuchlichen Benennungen Bezirk, District, Departement, Canton, Gespanschaft oder Comitat. Die älteste Eintheilung in K. erhielt Deutschland von Kaiser Albrecht II., der zu besserer Handhabung des Landfriedens und zur Vollziehung der gerichtlichen Aussprüche das ganze Reich mit Ausnahme von Böhmen und Oesterreich in sechs K., an deren Spitze jedesmal ein Kreishauptmann stehen sollte, zu theilen beabsichtigte. Da er jedoch vor der Ausführung starb, so kam dieselbe erst unter Maximilian I. 1500 zu Stande. Die K. waren: der bairische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), zu denen 1512 noch vier neue: der niederrheinische, der obersächsische, der österreichische und burgundische, hinzugefügt wurden. Seitdem hat diese Eintheilung in K. auch weiter in Deutschland Anwendung gefunden, und noch gegenwärtig sind Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Braunschweig und Luxemburg in K. abgetheilt. In Preußen und Oesterreich und in beiden Hessen bilden die K. Unterabtheilungen der Regierungsbezirke.

Kreislauf des Bluts (circulatio sanguinis) nennt man die Bewegung des Bluts durch den Körper, welche insofern als ein Kreislauf bezeichnet werden kann, als das Blut aus dem Herzen nach allen Theilen des Körpers hin ausfließt und von diesen wieder nach jenem zurückkehrt. (S. Herz.) Aus der linken Herzkammer strömt das Blut in die große Schlagader (arteria aorta), und zwar in den Theil derselben, welcher der aufsteigende (aorta ascendens) genannt wird, ungefähr 12 Linien im Durchmesser hat und unmittelbar am Herzen einige Zweige zur Ernährung der Herzsubstanz selbst abgibt. Nicht weit über ihrem Austritte aus dem Herzen bildet die Aorta einen Bogen (arcus aortae), dessen Convexität nach oben gekehrt und die Ursprungsstelle der «ungenannten» Arterie (arteria innominata oder anonyma), die sich sehr bald wieder in die rechte Kopfschlagader (carotis dextra) und die rechte Schlüsselbeinader (arteria subclavia dextra) spaltet, sowie der linken Kopfschlagader (carotis communis sinistra) und der linken Schlüsselbeinarterie (arteria subclavia sinistra) ist. Nachdem so die Aorta das Blut, welches für den Kopf und die obern Extremitäten bestimmt ist, abgegeben hat, geht sie in ihren absteigenden Theil (aorta descendens) über, welcher längs der Wirbelsäule mit verhältnißmäßig kürzerm und sich nach Abgabe vieler Arterienäste immer mehr verkürzendem Durchmesser erst als Brustaorta (aorta descendens thoracica) und dann unterhalb des Zwerchfells als Bauchaorta (aorta descendens abdominalis) bis in das Becken hinabsteigt, wo er sich endlich in zwei Hauptäste, die beiden gemeinschaftlichen Hüftarterien (arteriae iliacae communes), spaltet, welche das Blut zu den untern Extremitäten führen. Die Arterien (s. d.) theilen sich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis sie, alle unter der Haut liegenden Theile des Körpers durchdringend, in die Haargefäße (s. d.) übergehen, in denen die eigentliche Ernährung des Körpers, die Verwandlung eines durch die Haargefäßwände hindurchgeschwitzten Theils des Bluts in die Masse des Organs, welches er berührt, stattfindet. Aus den Haargefäßen geht das Blut wieder in die durch Zusammentreten mehrerer Zweige immer umfangreicher werdenden Venen (s. d.) über, deren Hauptstämme meist an der Seite der Arterien verlaufen, und sammelt sich zuletzt fast vollständig in der obern und der untern Hohlvene (vena cava superior et inferior), von denen die obere aus dem Kopfe, die untere aus dem Körper kommt, welche beide nebst den Herzvenen (venae cardiacae) in die rechte Vorkammer des Herzens einmünden. Das aus den Bauchorganen (Darm, Milz) abfließende Blut sammelt sich in der Pfortader (vena portae), und diese löst sich in der Leber nochmals in ein Haargefäßsystem auf, ehe sich dieses Blut in die untere Hohlvene ergießt. Aus der rechten Vorkammer tritt nun das Blut in die rechte Herzkammer, von da durch die Lungenarterien in die Lungen, aus diesen, nachdem es mit der daselbst befindlichen atmosphärischen Luft in Berührung gekommen und dadurch wieder in vollkommenes arterielles Blut verwandelt worden ist, durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer und von da endlich wieder in die linke Herzkammer, um aufs neue den Kreislauf zu beginnen. Man unterscheidet gewöhnlich den großen und kleinen Kreislauf. Ersterer bezeichnet den zuerst beschriebenen Lauf des Bluts aus der linken Herzkammer durch alle Theile des Körpers in das Herz zurück, letzterer den Lauf aus der rechten Vorkammer durch die rechte Herzkammer, die Lungen und die

linke Vorkammer bis in die linke Herzkammer. Dieser Kreislauf des Bluts ist ununterbrochen, sodaß das ganze Gefäßsystem immer mit Blut gefüllt und kein leerer Raum darin zu finden ist. Die Bewegung dieses zusammenhängenden Blutstroms wird durch Zusammenziehen des Herzens und der Arterien bewerkstelligt, indem gleichzeitig durch die Klappen im Herzen und in den Venen rückgängige Bewegungen des Bluts verhindert werden. Die Zeit, binnen welcher der Kreislauf sich einmal vollendet, ein Bluttheilchen an die Stelle zurückgekehrt ist, von welcher es ausging, ist bei verschiedenen Thieren verschieden und zunächst von der Größe des Thieres abhängig. Beim Pferde z. B. vollendet er sich in 25 bis 30 Secunden, beim Hunde in 15, beim Menschen in etwa 22 Secunden; durch 26 bis 28 Pulsschläge wird das Blut einmal durch den ganzen Körper getrieben. Die Geschwindigkeit des Bluts ist an den Stellen größer, wo das Strombett enge ist (in den großen Arterien und Venen), geringer da, wo das Bett sehr in die Breite geht (in den Haargefäßen am geringsten). In den Haargefäßen rückt das Blut in der Secunde nur um ½ Millimeter fort, in der Carotis dagegen um 300 Millimeter in der Secunde. Im Fötus ist der Kreislauf des Bluts ein wesentlich anderer als beim Geborenen. Der Fötus athmet noch nicht und nimmt noch keine Speise in den Darmkanal auf; alles Ernährungsmaterial wird ihm daher vom mütterlichen Körper, und zwar durch Vermittelung des Mutterkuchens (eine Gefäßausbreitung auf der Wand der Gebärmutter) zugeführt. Aus dem Mutterkuchen ergießt sich das Blut durch die Nabelvene und den Nabel in den Bauch des Fötus, geht hier theils durch die Leber, theils direct in die untere Hohlvene. Aus dem rechten Herzen ergießt sich das Blut durch ein Loch in der Wand der Vorhöfe sofort in das linke Herz, wird dann durch den Körper (nur zu einem kleinern Theil durch die noch nicht aufgeblähten Lungen) getrieben und gelangt durch den Nabel und zwei Nabelarterien, welche mit der Nabelvene im Nabelstrang liegen, wieder zum Mutterkuchen. Die treibende Kraft übt auch beim Fötus das Herz aus.

Kreitmayer (Aloys Wiguläus, Freiherr von), ausgezeichneter bair. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 1. Dec. 1705 zu München, wo er auch seine erste Bildung erhielt, studirte in Salzburg Philosophie, in Ingolstadt die Rechte, in Utrecht und Leyden das Staatsrecht, in Wetzlar die Rechts- und Reichspraxis und wurde schon 1725 als Hofrath in München angestellt. Nach Kaiser Karl's VI. Tode wurde er 1741 pfalzbair. Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats und in den Reichsadelstand erhoben, unter Karl VII. wirklicher Reichshofrath und nach dessen Tode 1745 abermals zum bair. Reichsvicariatshofgericht berufen, bei welcher Gelegenheit er die Beförderung als Reichsfreiherr auf Offenstätten erhielt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kurfürst Max Joseph II. zum Hofrathskanzler und Geheimrath und 1749 zum Geheimrathskanzler und Conferenzminister. Ihm verdankt Baiern den «Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1783; neuere Aufl. 1813), den «Codex Maximilianus Bavaricus civilis» (Münch. 1758; neue Aufl. 1788) und den «Novus codex juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1758; 3. Aufl. 1788), denen er ein «Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis» sowie «Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1754—55), «Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751 u. öfter) und «Anmerkungen über den Codex juris Bavarici civilis» (5 Bde., Münch. 1758) folgen ließ. 1758 wurde er Geh. Kanzler und Lehnpropst sowie Kanzler der kurbair. Akademie der Wissenschaften, 1781 bei der Errichtung der Schulcuratel Präsident derselben und bei Eröffnung des Reichsvicariats nach Kaiser Joseph's II. Tode Vicariatshofgerichts-Kanzler. Er starb 27. Oct. 1790. Von seinen übrigen Werken ist noch der «Grundriß des allgemeinen deutschen und bair. Staatsrechts» (3 Bde., Münch. 1769—70; 2. Aufl. 1789) zu nennen.

Krementschug, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 19 M. im SW. von Poltawa, in der Ukraine, mit der dazugehörigen Landstadt Krjukow am Dnjepr gelegen, zählt 23106 E. (1863), hat sieben Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, viele Fabriken und ist der bedeutendste Handelsplatz des Gouvernements.

Kreml bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist im Mittelpunkte einer Stadt gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne man von den verschiedenen K. zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Kasan sprechen kann. Indessen wird vorzugsweise der K. zu Moskau als solcher bezeichnet. Der K. in Moskau, einer der fünf Haupttheile der alten Capitale des Reichs, zwar nicht auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, doch immer in einer Höhe von 100 F. über der hart an seinem Fuß hinfließenden Moskwa erhaben, hat ½ St. im Umfang und ist von einer dicken, mit vielen

alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu den Gärten, Kaipromenaden und Boulevards abfällt, in welche die unmittelbaren Umgebungen des K. seit etwa 1830 verwandelt sind. Der K. enthält blos Krongebäude, darunter das 1849 neuerbaute kaiserl. Residenzschloß; das Arsenal mit einer Sammlung kostbarer Waffen, auch vielen erbeuteten Kanonen, die jetzt rings um dasselbe aufgestellt sind; ferner die Schatzkammer; den frühern Palast des moskauer Patriarchen, das jetzige Synodalgebäude; endlich zwei Klöster und mehrere Kathedralen, Kirchen und Kapellen. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich aus die Krönungskathedrale, die Begräbnißkathedrale mit den Grüften aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter d. Gr. und die Kirche, wo das Heilige Oel bereitet wird. Auch verdient Erwähnung der 269½ F. hohe, freistehende, mit echtem Dukatengold vergoldete Glockenthurm, der sog. Iwan Welikij, d. i. der große Iwan, mit der riesigen, an seinem Fuß auf hohem Gestell ruhenden, 400000 Pfd. schweren Glocke, dem Zar-Kolokol, und einer andern, ebenfalls sehr kolossalen Glocke, die 120000 Pfd. wiegt und auf der Höhe des Thurms noch in Thätigkeit ist. Schon 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newskij, Dan. Alexandrowitsch, im K. erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den K. mit einem hölzernen Bollwerk umgab. Zweimal, 1355 und 1365, brannte der ganze K. ab, worauf ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoi 1367 von Stein wieder aufbaute. Erneut und bedeutend erweitert wurde er von Iwan Wassiljewitsch I. Napoleon versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau 23. Oct. 1812 den K. zu sprengen, doch gelang dies nur im geringen Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt. Vgl. Weltmann, «Dostopamjatnosti Moskowskawo Kremlja» (Mosk. 1843).

Kremnitz (ungar. Körmöcz), Stadt in dem ungar. Comitat Bars, in einem tiefen Thale gelegen, ist eine sehr alte königl. Freistadt und sehr bedeutende Bergstadt, die (1857) 8603 E. zählt, meist deutscher Nationalität. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Castell, die mit Gold und Malereien gezierte Stadtpfarrkirche, das 1634 gegründete Franciscanerkloster, das Bergmannsspital, die evang. Kirche, die Münze, das Stadthaus und das Schloß des Primas. Erwähnenswerth ist auch der Springbrunnen und der große Kanal, der jedes Haus mit frischem Quellwasser versorgt. K. ist der Sitz einer k. k. Berg- und einer Hüttenverwaltung, eines Münz- und eines Forstamts und hat eine Realschule, eine Sparkasse, zwei Papierfabriken, eine Steingutfabrik u. s. w. Der Bergbau, dem K. seine Bedeutung verdankt, geht auf Gold und Silber und ist noch immer sehr ergiebig. Sämmtliche Betriebswerke der Minen werden durch einen Kanal in Bewegung gesetzt, der von dem Turóczer Comitat hierher geleitet wurde. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde 1851—52 ein zur Gran führender Tunnel gebaut, der an 2 M. lang ist. K. ward zu Anfang des 12. Jahrh. erbaut und von deutschen Colonisten bevölkert, welche König Geysa II. zum Betrieb des Bergbaues unter großen Begünstigungen berufen ließ, und deren Nachkommen die heutigen Ortsbewohner sind.

Krems, eine alte Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, Hauptort des Kreises Obermannhardtsberg, liegt 8 M. westlich von Wien, am Einflusse der Krems in die Donau und am Fuß des Mannhardtsbergs, ist Sitz eines Bezirksamts und anderer Behörden und zählt mit Einschluß der vier Vorstädte (1857) 6837 E. Die Stadt hat eine Handels- und Gewerbekammer, vier Kirchen, ein ansehnliches Rathhaus mit einem Archive, ein Piaristencollegium, ein Obergymnasium, eine Haupt- und Realschule, eine Genieschule, ein Filial des Englischen Fräuleinstifts zu St.-Pölten mit einer Kirche, einer Mädchenschule und einer Erziehungsanstalt. Die gewerbfleißige Bevölkerung treibt Gartenbau und Handel mit Flachs, Safran, Senf, Essig und Wein, welche Gegenstände meist daselbst erzeugt werden. Unfern der Stadt ist ein reiches Alaunbergwerk nebst Siederei, das der preuß. Major Freiherr von Zerbst, der sich als Kriegsgefangener hier aufhielt, 1760 entdeckte. In der Umgebung der Stadt liegt das schöne Kremsthal. Gleichsam den Donauhafen von K. bildet das ¼ St. entfernte Städtchen Stein, welches die Mittelstation der Donauschiffahrt zwischen Linz und Wien und zugleich den Stapelplatz für alle aus Böhmen und Mähren kommenden Waaren abgibt. Der Ort zählt 3091 E., hat ein Zoll- und Mauthamt und eine 800 Schritt lange Brücke, welche nach dem gegenüberliegenden Städtchen Mautern führt.

Kremsier, Bezirksstadt im Olmützer Kreise des österr. Kronlands Mähren, liegt in der fruchtbaren Ebene Hanna an der March, über welche hier eine Kettenbrücke führt. Die Stadt ist die Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz und zählt mit den vier Vorstädten 9110 E. Der geräumige Marktplatz ist von sog. Lauben umgeben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die

Collegiatkirche zu St.-Mauritz, 1262 im altdeutschen Stil erbaut, zwei andere Kirchen und der prächtige erzbischöfl. Palast nebst herrlichem Park, Gemäldegalerie, mineralog. und physikal. Cabinet, Münzsammlung und Bibliothek. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu K. ein Collegium der Piaristen, ein Obergymnasium und eine Haupt- und Unterrealschule. Die Bewohner betreiben Tuchmacherei und beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Vieh. K. wurde 1131 Sitz des Bisthums, litt bedeutend in dem Hussitenkriege und ward 1643 von den Schweden unter Torstenson erstürmt und verbrannt. Der erzbischöfl. Palast, welcher 1690 vom Fürst-Bischof Karl erbaut und nach dem Brande von 1752 von Leopold Friedrich wiederhergestellt worden ist, diente 1848 dem von Wien hierher verlegten ersten österr. Reichstage, welcher 15. Nov. 1848 eröffnet und 7. März 1849 aufgelöst wurde, als Sitzungslocal.

Kremsmünster, ein Marktflecken von 1100 E., Hauptort des gleichnamigen Bezirks im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, an dem Kremsflusse gelegen, in Ober- und Unterburgfried eingetheilt, hat ein Bezirks- und ein Steueramt, eine Papier- und eine Chocoladenfabrik, Brauerei und bedeutende Viehmärkte, ist aber hauptsächlich wegen ihrer reichen Benedictinerabtei berühmt, zu welcher 157 Dorfschaften gehören. Dieselbe wurde 777 vom Herzog Thassilo von Baiern gegründet und umfaßt in ihren weitläufigen Gebäuden außer der Stifts- und zugleich Pfarrkirche die geistliche Schatzkammer, ein Obergymnasium, ein Convict, eine Bibliothek von mehr als 30000 Bänden, eine Sternwarte, ein Naturalien-, Antiken- und ein Cabinet physik. Instrumente. Auch ist hierher das früher in Linz befindliche Nordische Stift verlegt. Sehenswerth sind besonders die Stiftskirche mit prächtigem Portal und schönen Gemälden, die in acht Stockwerke getheilte Sternwarte, die sog. Sommerabtei und ein 600 F. langer marmorner Fischweiher. Im Speisesaal befinden sich die Porträts aller Kaiser aus dem habsburgischen Hause.

Kreon, der Sohn des Menökeus und Bruder der Jokaste, König von Theben, übergab dem Oedipus (s. d.), nachdem dieser die Sphinx getödtet, und der Jokaste sein Reich, übernahm es aber wieder nach des Eteokles Fall. Gegen sein Verbot, den Polyneikes zu bestatten, geschah dies dennoch durch Antigone (s. d.). Folge davon war die gänzliche Verwaisung seines Hauses.

Kreosot heißt eine von Reichenbach zuerst 1832 aus Buchenholztheer dargestellte kohlenstoff-, wasserstoff- und sauerstoffhaltige Substanz. Nach Hlasiwetz findet es sich auch unter den Destillationsproducten des Guajakharzes. Reines K. ist vollkommen farblos, stark lichtbrechend, riecht angenehm nach Perubalsam und schmeckt brennend aromatisch; an der Luft und bei wiederholter Destillation färbt es sich etwas. Es siedet bei 219° C., löst sich wenig in Wasser, mischt sich mit Alkohol, Eisessig und alkalischen Laugen. K. vermag die Fleischfaser eigenthümlich zu verändern und vor Fäulniß zu schützen (daher sein Name vom griech. kreas, Fleisch, und sozein, erhalten). Seine Anwesenheit im Holzrauche sowie in der durch trockene Destillation des Holzes erhaltenen Flüssigkeit (Holzessig, Theerwasser) ist auch der Grund, weshalb sowol durch das Räuchern als durch das Bestreichen mit Holzessig (Schnellräucherung) Fleisch conservirt werden kann. Lange Zeit hat man eine andere Substanz, die von Runge und Laurent zuerst dargestellte Carbolsäure (auch Phenylalkohol oder Phenol genannt), mit dem Reichenbach'schen K. verwechselt, und in der Regel wird sogar unter dem Namen K. ein fast reiner Phenylalkohol in den Handel gebracht. Der Phenylalkohol verhält sich zur Fleischfaser ähnlich wie K., unterscheidet sich aber von ihm durch seine chem. Zusammensetzung sowie durch seine sonstigen Eigenschaften, besonders auch dadurch, daß er schon bei 188° C., also viel leichter als K. siedet.

Krepp, s. Flor.

Kresse (Lepidium L.) ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Schotengewächse (Cruciferen), die sich durch weiße Blumen und von der Seite zusammengedrückte längliche oder rundliche Schötchen mit einsamigen Fächern und am Rücken gekielten oder geflügelten Klappen auszeichnet. Von ihr wird die Gartenkresse (L. sativum), welche im Oriente und Aegypten einheimisch und einjährig ist, bei uns häufig in Gärten cultivirt und im jungen Zustande als Salat gegessen. Ihre untern Blätter sind eingeschnitten, gefiedert oder doppeltgefiedert, die obern linealisch und ungetheilt und die rundlichen Schötchen an die Blütenspindel angedrückt. Man hat davon auch eine Varietät mit breiten Blättern, eine andere mit krausen Blättern und auch eine mit dreifächerigen Schötchen. Kraut und Samen besitzen einen scharfen, senfartigen Geschmack und wurden früher auch als blutreinigende und antiskorbutische Heilmittel angewendet. Noch weit schärfer, brennend und fast pfefferartig schmecken frisch die Blätter der vorzüglich in Südeuropa heimischen breitblätterigen K. (L. latifolium), welche auf gleiche Weise verwendet werden und früher gegen verschiedene Krankheiten sehr gerühmt wurden. Die virgi-

nische K. (L. Virginicum), welche in ihren Eigenschaften mit der Gartenkresse übereinkommt, wird in Nordamerika und Westindien als Salat gegessen und als Heilmittel gebraucht. Die in ganz Europa und Nordasien, jetzt auch in Neuholland und Südamerika an Wegen, Schutthaufen und Mauern gemein wachsende **stinkende K.** (L. ruderale), welche nur einen vierblätterigen, grünen Kelch, aber keine Blumenblätter und nur zwei Staubgefäße besitzt, hat zwar ebenfalls einen scharfen Geschmack, aber zugleich auch einen starken, höchst widrigen Geruch. In Rußland dient sie als Volksmittel gegen Wechselfieber, und bei uns wird sie zum Vertreiben von Wanzen, Flöhen u. dgl. benutzt. Die auf den Inseln der Südsee wachsende **Fischfangskresse** (L. piscidium Forst.) wird dort zum Betäuben und Fangen der Fische und von den Seefahrern, unter andere Salatkräuter gemischt, gegen den Skorbut gebraucht. Außerdem werden aber noch mehrere, ganz andern Gattungen angehörende Pflanzen, deren Blätter einen scharfen, kressenartigen Geschmack haben und auf gleiche Weise verwendet werden können, mit dem Namen K. bezeichnet, so das Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) als Wiesenkresse, das bittere Schaumkraut (Cardamine amara) als bittere K. und die Brunnenkresse (s. d.); endlich die Kapuzinerkresse (Tropaeolum) als indianische, spanische K. oder K. überhaupt.

Kreta, eine der größten griech. Inseln des Mittelmeeres, jetzt gewöhnlich **Candia** genannt, wird von O. nach W. von einer Gebirgskette durchzogen, die nördlich und südlich sich vielfach ausbreitet. Ihren Mittelpunkt bildet der kegelförmig sich erhebende Ida (s. d.); im westl. Theile finden sich die sog. Weißen Berge (Leukaore, jetzt Aspravunia), im östlichen das Diktegebirge. Die schönen Thäler und Niederungen, welche von den größtentheils auf dem Ida entspringenden Flüssen befruchtet werden, waren schon im Alterthume berühmt durch ihre üppigen Cedern-, Cypressen- und Myrtenwälder, durch Ueberfluß an Wein, Weizen und Oliven sowie durch eine Menge von Arzneipflanzen, besonders durch das Heilkraut Diktamnos. Hier war der Ursitz der Religion des Zeus, dessen Geburt und Erziehung man auf den Ida versetzte, und auch sonst knüpfen sich an K. zahlreiche Sagen, wie die Entführung der Europa (s. d.) hierher durch Zeus, die Liebe der Ariadne (s. d.) zu Theseus und die Tödtung des Minotaurus (s. d.) in dem auf Befehl des Minos von Dädalus erbauten Labyrinthe (s. d.). Die älteste Bevölkerung der Insel (später zum Unterschied von den Eingewanderten Eteokretes, d. h. wirkliche Kreter, genannt) scheint phryg. Stammes gewesen zu sein. Frühzeitig scheinen sich dann an der Küste von K. phöniz. Seefahrer niedergelassen und Handelsplätze errichtet zu haben, daher einer alten Ueberlieferung zufolge die Insel unter dem durch seine vortreffliche Gesetzgebung bekannten Minos (s. d.) die Seeherrschaft im Mittelmeere gehabt haben soll. Auch pelasgische Stämme haben sich frühzeitig auf K. niedergelassen. Eine neue Entwickelung brachte für die Insel die Einwanderung der Dorier, welche die ältern Bewohner unterwarfen und eine eigene Staatsverfassung gründeten, die in Hinsicht der Erziehung wie des öffentlichen und socialen Lebens mit den dorischen Einrichtungen Spartas die größte Aehnlichkeit hatte. Einen Gesammtstaat hat die Insel seit ihrer Dorisirung nicht mehr gebildet, sondern etwa 20 voneinander unabhängige Staaten (je eine größere Stadt, zu der mehrere kleinere im Verhältniß der Unterthänigkeit standen), die sich vielfach untereinander befehdeten und nur sehr selten zu gemeinsamem Handeln gegen außen vereinigten. An der Spitze jedes solchen Staats stand ein Collegium von 10 Kosmen, die jährlich aus bestimmten Geschlechtern gewählt wurden, daneben der Rath der Alten (kretisch Gerontia oder Bola). Die bedeutendsten unter diesen Stadtstaaten waren Knossos, Gortys, Eleutherna, Lyktos und Hierapytna. Der Charakter der Bevölkerung K.s wird uns von den Alten in sehr schwarzen Farben geschildert. Treulosigkeit, Lügenhaftigkeit und Verrath waren ihre Hauptzüge, Raub zu Lande wie zur See ihre liebste Beschäftigung. Ihre Betheiligung an dem Pontischen und dem Seeräuberkriege gab endlich den Römern Veranlassung, die Insel 68 v. Chr. durch Quintus Metellus, der daher den Beinamen Creticus erhielt, zu erobern. Unter Augustus wurde sie dann mit Cyrenaica als Provinz vereinigt und unter Konstantin später durch einen eigenen Statthalter verwaltet. Ueber die spätern Schicksale und den jetzigen Zustand der Insel s. **Candia**. Vgl. Sieber, «Reise nach der Insel K.» (2 Bde., Lpz. 1822); Höck, «K., ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel» (3 Bde., Götting. 1823—29); Pashley, «Travels in Creta» (2 Bde., Cambr. und Lond. 1837); Kurmusis, «Κρητικά» (Athen 1842).

Krethi und Plethi, d. i. eigentlich Scharfrichter und Läufer, hieß die Leibwache des Königs David, welche Benaja, der Sohn Jojada's befehligte. Neuere Erklärer wollen darunter ohne hinreichende Gründe Eigennamen verstanden wissen und denken an südlich und nördlich wohnende Philistäer, die den Dienst als Leibwächter nach Art der Schweizer übernommen

hätten. Als Volkssprichwort versteht man jetzt unter Krethi und Plethi eine sehr gemischte Gesellschaft, Gesindel.

Kretinen, vom roman. cretina, d. i. Creatur (elendes Geschöpf), oder Fexen nennt man Menschen, die sich durch eine besondere geistige Schwäche und körperliche Misgestaltung von andern unterscheiden und meist in den Alpenthälern der Schweiz, Savoyens und Piemonts, aber auch in andern Theilen der Alpen, in den Pyrenäen, in Salzburg, Steiermark, Würtemberg, in Thüringen, im Harz und ebenso außer Europa, zuweilen nur auf eine geringe Zahl von Ortschaften beschränkt, gefunden werden. Ihre Misgestaltung richtet sich sehr nach dem höhern oder niedrigern Grade des Uebels. Meist ist ihr Schädel in irgendeiner Art von der regelmäßigen Schädelbildung abweichend, zu klein, zu niedrig, plattgedrückt u. s. w.; die Entwickelung des Gehirns, besonders der vordern Halbkugel desselben, ist verkümmert. Auch der Körper ist klein, meist durch krumme Beine, Kropf und andere Misbildungen verunstaltet. Die Entwickelung ihrer geistigen Anlagen ist gleichfalls verkümmert (angeborener Blödsinn, idiotismus endemicus). Oft führen solche Unglückliche ein rein thierisches Leben, obschon gewiß nicht selten nur infolge der Verwahrlosung, welche sie von ihren Mitmenschen erfahren. Nicht selten aber zeigen sie, besonders bei richtiger Behandlung, eine Befähigung, sich durch mechanische Dienstleistungen noch geltend und nützlich zu machen. Einen genügenden Aufschluß über die eigentliche erste Veränderung im Körper, welche dem Kretinismus vorangeht, zu erlangen, ist bis jetzt nicht gelungen. Gewöhnlich beginnt er mit der frühesten Kindheit, zuweilen jedoch auch erst nach Verlauf einiger Lebensjahre, und die K. können in ihrem Zustande das 50. Lebensjahr erreichen. Werden davon befallene Kinder frühzeitig aus den Thälern in die gesündere Bergluft gebracht, so ist oft noch Rettung möglich. Man hat auch gefunden, daß der Kretinismus in einer gewissen Höhe (in den Alpen bei 3000 F.) nicht mehr vorkommt. Die entferntern Ursachen des Uebels sind schon lange eine vielfach behandelte Streitfrage. Man führt als solche an: ungesunde Nahrung, namentlich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers (z. B. Mangel an Jod in demselben oder Reichthum desselben an Talksalzen), warme und dabei feuchte und dumpfe Atmosphäre, unzweckmäßige Wohnungen, namentlich tiefeingeschnittene, des Sonnenlichts ganz oder doch größtentheils entbehrende Gebirgsthäler, ungenügende Pflege und Abwartung der Kinder und vorzüglich Erblichkeit. Wahrscheinlich bringen mehrere dieser Ursachen im Verein dieses Uebel hervor, obschon diese oder jene von den angeführten Bedingungen an Orten gänzlich fehlt, wo man doch den Kretinismus als endemisch findet. Gewiß ist, daß in jenen Schweizerthälern, in welche seit der franz. Besitznahme Gesittung, Bodencultur, bürgerliche und religiöse Freiheit vorgedrungen sind, der Kretinismus auffallend abgenommen hat. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Kretinismus endemisch war, ist seit einer Reihe von Jahren infolge der fortschreitenden Cultur eine Abnahme desselben bemerkt worden. Die Behandlungsarten, welche zur Beseitigung und gänzlichen Ausrottung des Uebels vorgeschlagen worden sind, beziehen sich hauptsächlich auf diätetische und medicinisch-polizeiliche Maßregeln. Namentlich gilt es da, wo der Kretinismus endemisch ist, den blutsverwandten Heirathen entgegenzutreten. Kretinismus und Blödsinn in vollster Entwickelung sind unheilbar; für diese Armen sind Versorgungsanstalten zu errichten. Wol aber ist es bei mindern Graden, bei sog. Schwachsinnigen, möglich, durch Erziehung und Unterricht in eigens dafür errichteten Anstalten noch brauchbare Menschen heranzubilden.

Kretschmann (Karl Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlausitz, besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1757 zu Wittenberg die Rechte. Er wurde 1764 Oberamtsadvocat, 1774 Gerichtsactuar in seiner Vaterstadt und starb daselbst, nachdem er seit 1797 in Ruhestand versetzt gewesen, 16. Jan. 1809. Als Dichter verdankt er seinen Ruf den seit 1768 unter dem Namen des «Barden Rhingulph» herausgegebenen «Bardenliedern», in denen er Klopstock mit Glück nacheiferte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten («Scherzhafte Gedichte», Lpz. 1771) zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit sowie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. In den letzten Jahren seines Lebens machte er sich auch als leichter Erzähler bekannt. Seine sämmtlichen Werke, darunter auch eine Anzahl Lustspiele, gab er in sieben Bänden heraus (Lpz. 1784—1805).

Kreüsa, die Gemahlin des Aeneas (s. d.) und Mutter des Askanius oder Julus, war die Tochter des Priamus und der Hecuba. Bei der Flucht aus Troja verschwand sie plötzlich von der Seite des Aeneas. Dieser eilte deshalb zurück, fand sie aber nirgends; später erschien sie ihm als Verklärte, um ihn zu trösten und ihm mitzutheilen, daß die Mutter der Götter sie zu sich genommen habe. — K. hieß unter andern auch die Tochter des korinth. Königs Kreon, welche des Jason Gemahlin werden sollte. Medea aber, darüber eifersüchtig, schickte ihr eine Krone (nach

andern ein Kleid) zum Geschenk, welche sogleich, als K. dieselbe aufsetzen wollte, zu brennen anfing und sie selbst nebst dem Palast verbrannte.

Kreuth, ein Dorf von 600 E. im Landgerichtsbezirk und 3 St. südlich von Tegernsee (s. d.) im bair. Kreise Oberbaiern, mit seinem Wildbad 2911 F. über dem Meere gelegen, ist als Curort berühmt und wird in neuerer Zeit stark besucht. Die Mineralquelle zum Heiligen Kreuz war schon seit dem Anfange des 16. Jahrh. bekannt und wurde bereits frühzeitig von den Mönchen in Tegernsee und den umwohnenden Landleuten benutzt. Erst nach Aufhebung des Klosters und Ankauf der Herrschaft Tegernsee 1817 durch den König Maximilian I. von Baiern wurde jedoch K. als Curort dem Auslande bekannt. Schon 1818 wurden Einrichtungen zu Bädern getroffen und das Bad eröffnet. Außer der erwähnten Quelle sind besonders zu bemerken: die Quellen in Schwaighof, im Stinkergraben und am Gernberge, welche sämmtlich zu den kalten Schwefelquellen gehören. Man benutzt dieselben sowol innerlich als äußerlich. Auch werden in dem nahegelegenen Rosenheim Solbäder gebraucht. Berühmter jedoch als durch seine Mineralquellen ist K. durch die daselbst eingerichtete Molkentrinkanstalt, wo die aus der Milch der Alpenziegen gewonnenen, ganz vorzüglichen Molken entweder allein oder in Verbindung mit den hier zu Tage kommenden oder fremden Mineralwässern oder frischen Kräutersäften gebraucht werden. Unterstützt wird die Cur durch die schöne, großartige Umgebung und die reine, stärkende, aber auch dabei etwas scharfe Gebirgsluft, welche den an manchen Uebeln der Brustorgane Leidenden, besonders wenn diese schon weit vorgeschritten sind, allerdings den Aufenthalt in K. nicht räthlich macht. Die herrlichsten Aussichten bieten der Planberg und die Königsalpe. Auch befinden sich in der Nähe ergiebige Marmorbrüche. Vgl. Krämer, «Die Molken- und Badeanstalt K.» (Münch. 1829; neue Aufl. 1840).

Kreutz oder Körös, Comitat im österr. Kronlande Kroatien, hat ein Areal von 30,10 Q.-M. und ist durchgehends von kleinen Hügeln und Thälern durchschnitten, nur im Norden längs der Donau eben. Es werden Weizen, Mais und Hülsenfrüchte in großer Menge gebaut, wiewol der Feldbau überhaupt noch auf niedriger Stufe steht und der reiche Boden nicht gehörig ausgebeutet wird. Der Tabacksbau ist von keinem großen Belang, hingegen Obst- und Weinbau sehr bedeutend; namentlich zeichnet sich der Moslaviczer Wein durch Feuer und Geschmack vortheilhaft aus und wird von manchen höher als der Burgunder geschätzt. Handel und Gewerbe sind unbedeutend. Die 73535 Bewohner (1857) sind, außer 2000 Raizen und Juden, durchgehends Kroaten, die sich zur röm.-kath. Kirche bekennen. Hauptort des Comitats ist die sehr alte königl. Freistadt K. mit 2100 E., Sitz der Comitatsbehörden und eines griech.-kath. Bischofs.

Kreutzer (Konradin), bekannter Lieder- und Operncomponist, geb. 22. Nov. 1782 zu Möskirch in Baden, erhielt durch den Chorregenten Joh. Bapt. Rieger den ersten Musikunterricht und hielt sich dann zu seiner weitern Ausbildung (auch der wissenschaftlichen) in verschiedenen Klöstern auf. Nachdem er das begonnene Studium der Medicin aufgegeben, wandte er sich der Tonkunst als Lebensberuf zu, und seit 1804 weilte er in Wien, wo Albrechtsberger noch sein Compositionslehrer wurde und er Messen und andere Kirchenstücke, Quartette, Klavierstücke und auch mehrere Opern (z. B. «Konradin von Schwaben» und «Der Taucher») componirte. 1811 begann er als Virtuos auf dem von Leppig neuerfundenen Panmelodikon eine Kunstreise, auf der er 1812 nach Stuttgart gelangte, wo er nach Aufführung seines «Konradin» königl. Kapellmeister wurde. In dieser Stellung blieb er bis 1816, während welcher Zeit er verschiedene Opern (darunter «Feodora», «Alimon und Zaide», «Die Alpenhütte») und das Oratorium «Die Sendung Mosis» componirte. Das Jahr 1816 verbrachte er wieder auf Reisen und machte als Klavierspieler sowie durch den Vortrag eigener Lieder viel Glück. 1817 wurde er vom Fürsten von Fürstenberg als Kapellmeister nach Donaueschingen berufen. Diese Stellung gab er Ende 1821 wieder auf und ging nach Wien, wo 1822 seine Oper «Libussa» mit Erfolg zur Aufführung kam und er selbst am Kärntnerthor-Theater als Kapellmeister angestellt wurde. Nachdem er 1833 dieses Amt wieder aufgegeben, war er dann bis 1840 Kapellmeister am Josephstädter Theater. In diese Periode seines Lebens und Wirkens fallen seine besten musikalisch-dramatischen Productionen, wie «Melusine» (1833, in Berlin zuerst aufgeführt), «Das Nachtlager von Granada» (1834) und die Musik zu Raimund's «Verschwender». 1840 begleitete er seine Tochter Cäcilie auf deren Gesangsgastspiel-Reisen in Deutschland, nahm aber noch in demselben Jahre das Amt als Kapellmeister am Stadttheater zu Köln an, wo er bis 1846 blieb. Hierauf ging er wieder für kurze Zeit an das Kärntnerthor-Theater in Wien. K. starb 14. Dec. 1849 zu Riga, wo er ebenfalls Theaterkapellmeister war. In seine neun letzten Lebensjahre fallen noch die Opern «Der Edelknecht», «Die Hochländerin vom Kaukasus» und wahrschein-

lich auch die erst nach seinem Tode aufgeführte «Aurelia». K. hat besonders als Liedercomponist durch Frische der Erfindung und Natürlichkeit der Charakterisirung viel Anerkennung gefunden, und seine Männerquartette gehören noch immer zu dem Besten dieser Gesangsart. Von seinen 25—30 Opern hat allein das «Nachtlager» sich auf dem Repertoire erhalten.

Kreutzer (Rudolf), berühmter Violinspieler und verdienter Componist, geb. 16. Nov. 1766 zu Versailles, wo sein Vater, ein Deutscher von Geburt, in der königl. Kapelle als erster Violinspieler angestellt war. Im Alter von 5 J. wurde er dem Violinisten Anton Stamitz übergeben, der ihn bis zum 12. J. zum öffentlichen Auftreten heranbildete. Auch zu componiren begann er schon damals, ohne jedoch Unterricht in der Setzkunst erhalten zu haben, und mit 13 J. trug er ein eigenes Violinconcert im Concert-Spirituel zu Paris mit Beifall vor. Im Alter von 16 J. verlor er seinen Vater, erhielt aber zugleich durch die Gunst der Königin Marie Antoinette dessen Stelle und konnte nun seiner künstlerischen Vervollkommnung obliegen. 1790 trat er als erster Violinist in das Orchester des Théâtre-Italien und brachte daselbst noch in demselben Jahre seine erste Oper, «Jeanne d'Arc», zur Aufführung, der bis 1796 noch eine Reihe anderer folgte, von denen «Paul et Virginie» und «Lodoïska» besondern Erfolg hatten. Nach dem Frieden 1797 besuchte K. als Concertgeber Italien, nachher Deutschland, wo seine Virtuosität überall Anerkennung fand. Nach seiner Rückkehr wurde er als Violinprofessor am Conservatorium angestellt, und hier entfaltete er eine äußerst fruchtbringende Thätigkeit. Außerdem wirkte er seit 1801 als Solo-Violinist an der Großen Oper und in der Privatkapelle Napoleon's, seit 1816 als königl. Kapellmeister und Dirigent der Großen Oper, von 1824—26 als Intendant über das gesammte Musikwesen der Großen Oper. Nachdem er längere Zeit gekränkelt, starb er zu Genf 6. Juni 1831. K. ist ein Hauptglied jener großen Geigerschule, die, von Italien und von Tartini und Pugnani ausgehend, durch Viotti, Rode, K. und Baillot in Frankreich zur Enfaltung und Pflege kam, und zu der in Deutschland auch Spohr gehörte. Ihre Haupteigenschaften der langen Bogenführung, des breiten Tons und soliden Passagenwesens offenbarte K. nicht nur in seinem Spiel, sondern auch in seinen Violincompositionen, von denen die Etuden noch heute eine wesentliche Grundlage für das Violinstudium bilden. Trefflich sind auch seine 19 Concerte, die Duetten, Trios, Quartetten, Variationen u. s. w. K. war außerdem ein Hauptmitarbeiter an der großen Violinschule des pariser Conservatoriums. Von der großen Anzahl seiner Opern, die er nach 1796 noch lieferte, haben nur die wenigsten eigentlichen Erfolg gehabt. — Ein jüngerer Bruder und Schüler K.'s, Jean Nicolas Auguste K., geb. 1781 zu Versailles, wirkte als Violinspieler von 1802—23 an der Großen Oper. Auch zählte er zu den Mitgliedern der Privatkapelle Napoleon's, später der Bourbons. 1825 erhielt er an Stelle seines Bruders die Violinprofessur am Conservatorium. Er starb 1832. Seinem Bruder an Glanz der Virtuosität zwar nachstehend, war er doch immerhin ein wackerer Künstler, der auch Verschiedenes für sein Instrument componirt hat.

Kreuz. Das K. war bei den Alten ein sehr häufig vorkommendes Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe und entweder ein einfaches K., aus einem einzigen Pfahl bestehend, an welchem der Verbrecher befestigt oder auf welchem er gespießt wurde (impalatio), oder aus zwei Pfählen zusammengefügt, welche nach der Art der Zusammenfügung drei verschiedene Formen bildeten. War der Querbalken so an den Pfahl gefügt, daß eine rechtwinkelige Form entstand (+), so hieß es crux immissa; war der Querbalken oben auf dem Pfahl befestigt (T), crux commissa, und waren beide Stücke in Form des X zusammengefügt, crux decussata. Die einzelnen Bestandtheile des K. bildeten der Pfahl, welcher in der Erde befestigt wurde (crux im engern und eigentlichen Sinne), und der Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung der Todesstrafe am K. wird dem König Tarquinius Superbus beigelegt, nicht sowol, weil er sie zuerst in Anwendung bringen ließ, sondern vielmehr, weil er sie genauer bestimmte. Sie war eine so entehrende Strafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern der niedrigsten Volksklasse vollzogen wurde. Das K. errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt und besucht waren. Der darangeheftete Verbrecher blieb oft noch tagelang lebend. Den Sklaven wurde in der Regel eine Schelle angehängt. Uebrigens war es Gebrauch, den Namen des Verbrechers und die Ursache der Strafe durch Ausruf bekannt zu machen oder eine Tafel (album), worauf beides bemerkt war, an das K. zu befestigen. Der Umstand, daß Christus am K. starb, gab die Veranlassung, daß das K. zu einem heiligen Zeichen erhoben wurde, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungszeichen bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken Jesu zu bekreuzigen, geht bis ins 3. Jahrh. zurück. Kaiser Konstantin d. Gr. (s. d.) ließ, besonders seitdem er mit Hülfe des K. den Maxentius besiegt

zu haben glaubte, auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen K. aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen; auch baute man später die meisten Kirchen in Kreuzform. Der Gegenstand der höchsten Verehrung aber wurde es erst, nachdem die Kaiserin Helena das angebliche K. Jesu in Jerusalem gefunden und einen Theil davon nach Konstantinopel gebracht hatte. (S. Kreuzeserfindung.) Von nun an legte man den Reliquien des K. oder Nachbildungen desselben Wunderkraft bei und stellte es auf den Altären auf; selbst Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt. Der Kaiser Heraklius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung gestiftet. Uebrigens redete sich die Reliquiensucht wirklich ein, daß sich das Kreuzesholz theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergebens fochten die Bilderstürmer und einige spätere Sekten auch die Anbetung des K. an; man verehrte es mit dem darangehefteten Bilde des sterbenden Erlösers, weshalb es nun Crucifix (s. d.) genannt wurde, vor allen andern Heiligenbildern. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht bei den Ordalien. Nach der Lehre Luther's sollte das Zeichen des K. ein heiliges Erinnerungszeichen an den Versöhnungstod Jesu sein. Statt dessen betrachtete man es als ein Sicherungsmittel, gleichsam als Amulet wider alles Böse, namentlich gegen böse Geister und Hexen, von denen man glaubte, daß sie das Zeichen des K., als das Zeichen des Ueberwinders des bösen Feindes, nicht zu überschreiten vermöchten; daher das Zeichen des K. über manchen Haus- und Stallthüren der Landleute, das zu Walpurgis erneuert wird.

Die Lehre von den K. bildet in der Diplomatik und Heraldik eine nicht unwesentliche Abtheilung. In der Diplomatik sind die K. ein Ausfluß des Christenthums, und es findet sich das K. theils zu Anfange der Urkunden an der Stelle der üblichen Anrufung des Namens Gottes, theils vor den Unterschriften oder an deren Stelle. Die Heraldik und Numismatik dagegen kennen das K. und dessen verschiedene Arten schon aus dem frühesten Alterthume, sodaß hier das Christenthum ohne Einfluß war. Die gewöhnlichsten Formen desselben sind das crux immissa und das crux decussata, letzteres auch Andreaskreuz oder Burgundisches K. genannt, weil der heil. Andreas an einem solchen den Tod erlitt. Außer diesen kennt das Alterthum das Lilienkreuz, dessen Balken in Lilien auslaufen; das Ankerkreuz, dessen Balken sich theilen und vier Anker bilden; das Krückenkreuz, wo jedes Balkenende mit einem Querbalken versehen ist (☩), und das Wiederkreuz, wo jedes Balkenende in ein K. ausläuft. Andere Formen des K. sind das Hochkreuz, welches sich häufig auf den Münzen der oström. Kaiser findet, darin bestehend, daß der Querbalken an dem senkrechten Pfahle hoch angebracht ist (†); das Schächerkreuz, aus drei in der Mitte zusammenlaufenden Balken bestehend (Y); das Antoniuskreuz, aus einem Pfahle mit aufgelegtem Querbalken bestehend (T). In der Heraldik erscheinen außerdem K., welche wieder mit dem Christenthum in Verbindung stehen, nämlich das Patriarchalkreuz oder Lothringische K., ein doppeltes K. (‡), und das päpstliche des Hirtenstabs, ein dreifaches.

Kreuzblütler, s. Cruciferen.

Kreuzdorn, s. Rhamnus.

Kreuzer, eine deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen (im Mittellateinischen Crosatus, Cruciatus, Crucifer, am häufigsten Cruciger) von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich das Gepräge zeigte. In Tirol wurden K. schon im 13. Jahrh. geschlagen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hatten sie sich bereits über den größten Theil Deutschlands und der Schweiz verbreitet, und seit 1490 werden sie in den deutschen Münzedicten erwähnt. Anfänglich prägte man sie in geringhaltigem Silber, erst später in Kupfer aus. Sie wurden in allen den Ländern üblich, in denen die Guldenwährung bestand, und man theilte sie gewöhnlich in 4 Pf. oder 8 Heller, später hier und da abweichend (z. B. in Würtemberg) in 6 Heller. Bis auf neuere Zeit herab rechnete man in Oesterreich und Süddeutschland den Gulden (s. d.) zu 60 K., den Reichsthaler zu 90 K. In Bezug auf den Werth des K. hat man jedoch die verschiedenen Guldenvaluten zu unterscheiden. 20 K. des Conventions- oder 20-Guldenfußes entsprachen $24\frac{1}{2}$ K. des $24\frac{1}{2}$-Guldenfußes (oder der sog. Süddeutschen Währung) und 24 K. des frühern 24-Guldenfußes (oder der sog. Rhein. Währung). Bei der Umgestaltung des deutschen Münzwesens (1858) behielten die süddeutschen Staaten die Eintheilung der Gulden in 60 K. bei. Ein K. der von jenen angenommen neuen süddeutschen Währung oder des $52\frac{1}{2}$-Guldenfußes wird in 4 Pf. zu 2 Hellern getheilt und hat den Werth von $\frac{2}{7}$ Silber- oder Neugroschen des 30-Thalerfußes, d. i. von $3\frac{3}{7}$ Pf. preußisch oder $2\frac{6}{7}$ Pf. sächsisch, hannoverisch u. s. w., oder

von $1^{3}/_{7}$ Neukreuzer österreichisch. In Oesterreich und Liechtenstein ward 1858 mit Einführung des 45-Guldenfußes der alte K. beseitigt, indem an dessen Stelle der **Neukreuzer** (in Venetien bisher Soldo austriaco genannt) trat. Dieser ist der hundertste Theil des österr. Gulden und hat demnach den Werth von $^{1}/_{3}$ Neu- oder Silbergroschen (d. i. $2^{2}/_{5}$ Pf. preußisch oder 2 Pf. sächsisch u. s. w.). Der K. süddeutscher Währung und der österr. Neukreuzer sind die einzigen Kreuzersorten, die gegenwärtig noch vorkommen. Ausgeprägt werden die K. in den meisten süddeutschen Staaten nur aus Kupfer (daneben auch Stücke zu $^{1}/_{2}$ K., theilweise auch Stücke zu $^{1}/_{4}$ K. oder Pfennige). In Baiern und Würtemberg schlägt man sie aus geringhaltigem Silber (in einem 60-Guldenfuße). Außerdem münzen jedoch sämmtliche Staaten der Süddeutschen Währung Stücke zu 6 und zu 12 K. als Silberscheidemünze aus Billon (zu 350 Tausendtheile fein) in einem 58-Guldenfuße. Die Dreißigkreuzerstücke oder halben Gulden dieser Staaten sind hingegen Courantmünzen (im $52^{1}/_{2}$-Guldenfuße). Der österr. Neukreuzer ist eine Kupfermünze; daneben prägt man in Kupfer auch Stücke zu 4 und zu $^{1}/_{2}$ Neukreuzer sowie Stücke zu 10 und 5 Neukreuzer in Silberbillon (zu einem 50-Guldenfuße) als Scheidemünze. Die österr. Silberstücke zu 25 K. (Viertelgulden) sind Courantmünzen im 45-Guldenfuß.

Kreuzeserfindung heißt in der kath. Kirche das 3. Mai gefeierte Fest der Auffindung des Kreuzes, an dem Jesus gestorben sein soll. Der Sage nach soll Helena, Konstantin's Mutter, bei einer Wallfahrt nach Palästina jenes Kreuz entdeckt und ein Stück desselben mit nach Konstantinopel genommen haben. **Kreuzeserhöhung** bezeichnet in der kath. Kirche die Wiedereroberung und damit verbundene Aufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzholzes auf der Schädelstätte zu Jerusalem, die unter dem Kaiser Heraklius 628 erfolgte. Die Kirche feiert diese Begebenheit 14. Sept.

Kreuzherren, **Kreuzträger** oder **Kreuzorden** nannten sich ursprünglich die Glieder eines geistlichen Ritterordens, der in der Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstand und damals der **Bethlehemitische Orden** hieß, späterhin aber (seit dem Anfange des 13. Jahrh.) nach Oesterreich, Böhmen, Mähren, Polen und Schlesien übersiedelte, zum Klosterleben überging, den regulirten Chorherren beitrat und dem Hospitaldienste wie der Seelsorge sich widmete. Papst Gregor IX. bestätigte den Orden 1328. Als Abzeichen trägt der Großmeister mit den Ordensobern ein Malteserkreuz mit rother Emaille oder rothen Steinen; bei den Ordensgliedern ist das Kreuz von rothem Atlas mit einem sechseckigen Sterne darunter. Daher haben die K. auch den Namen **Sternträger** (stelliferi). Noch jetzt sind die K. Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag. Hier wohnt auch der Ordensgroßmeister, der in Böhmen als der erste Prälat unter den regulirten Klerikern angesehen wird.

Kreuznach, eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Koblenz der preuß. Rheinprovinz, an der Nahe, $3^{1}/_{2}$ St. oberhalb deren Mündung in den Rhein bei Bingen und an der Rhein-Nahebahn, liegt 268 F. über dem Meere in einer reizenden Umgebung. Die Stadt, zum Theil alterthümlich gebaut, mit engen und krummen Straßen, hat ein Gymnasium und 11869 E., welche verschiedene Fabriken unterhalten sowie Weinbau und Handel mit Wein, Branntwein, Kleesamen u. s. w. treiben. Das rege Leben wird im Sommer erhöht durch den zahlreichen Besuch von Badegästen (7000 im J. 1865), welche die Solbäder und Mineralwässer des Orts herbeiführen. Dieselben gehören zu den iod- und bromhaltigen Kochsalzquellen und wurden schon 1478 entdeckt, aber erst in neuerer Zeit zu medic. Gebrauche benutzt. Besonders wendet man sie an gegen alle Arten von Skrofelkrankheiten sowie gegen chronische Hautausschläge, in welchen Fällen sie unter den Mineralwässern Deutschlands den ersten Rang einnehmen. Man bedient sich besonders des Elisenbrunnens (6° R.), des Karlshallerbrunnens (13° R.) und der Quelle zu Münster am Stein (23° R.) theils als Getränk, theils zu verschiedenen Arten von Bädern. Vgl., außer den Schriften von Trautwein, Wiesbaden, Fouquet, Stabel u. s. w., Engelmann: «K., seine Heilquellen und deren Anwendung» (4. Aufl., Kreuzn. 1861); Schäfer, «Bad K. und seine Umgebungen» (Darmst. 1865). In der Nähe K.s liegen die Ruinen eines röm. Castrums, die sog. Heidenmauer, und außerdem finden sich röm. Grabstätten, Urnen und Münzen. Der Ort kommt schon 819 als karolingische Pfalz unter dem Namen Cruciniacum und die um dieselbe entstandene Gemeinde 881 und 974 in Urkunden als villa Crucenacha und Crucinaha vor. Heinrich IV. schenkte die Domäne 1065 an das Bisthum Speier, welches den im Anfang des 13. Jahrh. als Stadt bezeichneten Ort 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkaufte. Durch dessen Tochter kam K. an die Grafen von Sponheim, wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft Sponheim und fiel später an Kurpfalz. In den Kriegen des 17. Jahrh. ward es

wiederholt geplündert und verheert. 1689 sprengten die Franzosen das feste Schloß Kauzenberg, welches sich bei der Altstadt auf dem Kauzenberge erhob. Dieser Berg ist gegenwärtig mit Weingärten und Parkanlagen bedeckt und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Nahethal. Am südl. Ende der Stadt entspringen auf und an einer Insel im Flußbette die nur zu Heilzwecken dienenden Salzquellen, die Elisabeth- und Nahequelle. Eine Viertelstunde weiter aufwärts liegen auf preuß. Gebiete in dem engen, von fast 1000 F. hohen Porphyrfelsen eingeschlossenen Salinenthale die großherzogl. hess. Salinen Karlshall und Theodorshall, jene 1729, diese 1743 angelegt, beide durch reichen Bromgehalt ihrer Sole ausgezeichnet. Noch ½ St. weiter aufwärts liegen das freundliche, neuerdings als Badeort vielbesuchte Dorf Münster am Stein, mit Salinen und Solbädern und 403 E., der Rheingrafenstein, die Reste einer ehemals sehr starken, von den Franzosen 1689 geschleiften Burg auf einer 600 F. hohen, fast senkrecht über die Nahe emporragenden Porphyrfelswand, und gegenüber, an der Mündung der Alsenz in die Nahe, die ebenfalls von den Franzosen zerstörte Ebernburg, einst im Besitz Franz von Sickingen's und Zufluchtsstätte seiner Freunde Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer u. s. w. — Im Kreise K., der auf 10,09 Q.-M. 59453 E. zählt, sind noch zu erwähnen die Städte Sobernheim, mit 2633, und Kirn, mit 1925 E., welche beide im romantischen Nahethale liegen und Stationen der Eisenbahn sind, und Stromberg, mit 1054 E. und großen Gerbereien, im schönen Felsthal des Guldenbach.

Kreuzotter, s. Viper.

Kreuzschnabel (Loxia), eine Vögelgattung aus der Abtheilung der Finken, zeichnet sich vor allen durch die ganz eigenthümliche Bildung des Schnabels aus, indem die beiden, in scharfe, hakenförmige Spitzen auslaufenden Schnabelhälften so stark gekrümmt sind, daß sie beim Schlusse einander kreuzen. Die K. klettern geschickt an den Zweigen auf und ab, indem sie sich dabei ihres Schnabels bedienen, und scheinen in allerlei kleinen Possen sich zu gefallen. Es sind übrigens lebhafte, gewandte und gastliche Vögel, welche aber in der Gefangenschaft nicht lange am Leben bleiben. In Deutschland ist am häufigsten der gemeine oder Fichtenkreuzschnabel (L. curvirostra) oder der Tannenpapagai, der den Norden von Europa und Asien bewohnt und sich vorzugsweise von den Samen der Nadelbäume, dann aber auch der Disteln, Ebereschen und anderer Pflanzen nährt. Merkwürdigerweise brütet er zu allen Jahreszeiten, doch meistens im Winter. Der Gesang des Männchens ist zwar nur mittelmäßig, ertönt aber auch bei großer Kälte fort. Die Länge des Vogels beträgt 7 Zoll, und in seinem Gefieder ist vorherrschend Roth und Gelbroth mit Olivengrün in verschiedenen Schattirungen gemischt. Die Spitze des Unterkiefers ragt noch über den Rücken des Oberkiefers hervor. Nicht ebenso allgemein verbreitet in Deutschland ist der Kiefernkreuzschnabel (L. Pityopsittăcus), der sich durch größern Schnabel und kürzere Haken der Kieferspitzen sowie durch das noch mehr vorherrschende Hochroth im Gefieder des Männchens auszeichnet. Die schöne Färbung des Männchens verliert sich aber in der Gefangenschaft nach der Mauser.

Kreuzspinne (Epeira), eine umfangreiche Gattung der Webespinnen, von der bereits weit über anderthalbhundert Arten beschrieben sind, ist dadurch unterschieden, daß von ihren acht Augen die mittlern vier im Quadrat stehen, an dessen beiden Seiten noch je zwei in schiefer Richtung gestellt sind. Die Arten dieser Gattung spinnen das regelmäßigste Netz, welches aus lauter concentrischen, durch viele Radien getheilten Kreisen besteht, in deren Mittelpunkte die Spinne meist in verkehrter Stellung sitzt. Die in Europa vorkommenden Arten leben nur einen Sommer und legen im Spätjahre gegen 100 mit Seide zu einer Kugel übersponnene Eier, welche den Winter über ausdauern. Unter den einheimischen ist die bekannteste und größte die gemeine K. (E. diadema), deren Hinterleib zuweilen an Größe einer großen Haselnuß gleichkommt. Sie ist braunroth bis schwärzlich und auf dem Hinterleibe mit weißen oder gelben, ein Kreuz bildenden Flecken gezeichnet. Die K. besitzt viel Muth und Kraft, fängt in ihrem senkrechten Netze viele lästige Insekten weg und ist keineswegs giftig, wie im gemeinen Leben behauptet wird. Mit Ingrimm fällt das größere Weibchen über das unvorsichtig nahende Männchen her und frißt es auf. Nebst der Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica) gilt die K. für die beste Wetterprophetin.

Kreuzung. Man hat diesem Worte, das im allgemeinen Paarung verschiedenartiger Thierwesen bedeutet, theilweise sehr verschiedenen Sinn beigelegt, indem man Paarung von Individuen aus verschiedenen Familien, Rassen, Varietäten und Arten darunter begriff. Wenn K. unter verschiedenen Arten vor sich geht, so kann das Product, der Bastard, entweder im allgemeinen unter sich unfruchtbar sein, wie Maulthiere und Maulesel, welche aus der K. von Pferd

und Esel hervorgehen, oder fruchtbar, wie die Bastarde von Hund und Wolf, Kaninchen und Hase. Die Fruchtbarkeit der Bastarde zwischen verschiedenen Menschenrassen ist noch nicht hinlänglich ermittelt; doch scheint es allerdings, daß sehr entfernte Rassen, wie Weiße und Australier, fast in gleichem Verhältnisse zueinander stehen wie Pferd und Esel. Die K. verschiedener Rassen geschieht namentlich in der Zucht der Hausthiere zu dem Zwecke, gewisse vortheilhafte Eigenschaften der Zuchtthiere auf die Nachkommenschaft zu vererben und unvortheilhafte Eigenschaften zu verringern. Zwischen den Landwirthen besteht noch immer Streit, ob bei dieser Vererbung die individuellen Eigenschaften der Erzeuger, wie Nathusius behauptet, oder die Eigenschaften der Rasse, wie Weckherlin will, den Vorrang behaupten. Durch fortgesetzte K., indem man die erhaltenen Bastarde wieder mit Thieren derjenigen Rasse paart, welcher man den neu zu bildenden Stamm näher bringen will, erhält man das sog. Halbblut. Der K. gegenüber steht die Inzucht, bei welcher man Thiere derselben Rasse, ja Familie, fortwährend miteinander paart und auf diese Weise sog. reine Rasse oder Vollblut erhält. Durch fortgesetzte Inzucht erhält man eine gewisse Constanz in den Charakteren, die sich leichter fortpflanzen und erhalten lassen und bei spätern K. oft durch lange Generationsreihen durchschlagen. Ursprünglich durch K. verschiedener Rassen erzeugte Mittelformen können also durch fortgesetzte Inzucht befestigt und constant werden, sodaß sie dann neue Vollblutrassen bilden. Wenn aber durch Inzucht die guten Eigenschaften einer bestehenden Rasse fortgepflanzt werden, so werden es auch die schlechten, und häufig können diese die Oberhand gewinnen, wo dann neue K. mit Rassen nöthig wird, die diese Fehler nicht besitzen. Die Verwandtschaftszucht zwischen blutsverwandten Thieren ist also eine potenzirte Inzucht, die gute und böse Eigenschaften in erhöhtem Grade vererbt. Daß auch bei Inzucht innerhalb der Rassen diejenigen Individuen gewählt werden müssen, bei welchen die Charaktere am besten ausgebildet sind, ist selbstverständlich. In Beziehung auf den Menschen wird das Wort K. auf Paarung innerhalb derselben Rassen, aber außerhalb der Familien angewandt, und es scheinen genauere statist. Untersuchungen allerdings dargethan zu haben, daß Heirathen unter blutsverwandten und Familiengliedern die Entwickelung erblicher Krankheitsanlagen, wie Schwindsucht, Skrofulose und anderer Fehler, wie Taubstummheit u. s. w., wesentlich fördern.

Kreuzzüge werden die von den christl. Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrh. zur Eroberung Palästinas wiederholt unternommenen Kriegszüge nach dem Morgenlande genannt. Schon frühzeitig war es fromme Sitte geworden, nach dem Heiligen Grabe in Jerusalem zu wallfahrten und die denkwürdigen Orte zu besuchen, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und selbst Konstantin's d. Gr. Mutter, Helena, hatte noch in ihrem hohen Alter zu der von ihrem Sohne über dem Heiligen Grabe aufgeführten prachtvollen Kirche eine Wallfahrt unternommen. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. im Besitze der heiligen Stadt, achteten den frommen Sinn der Pilger, mit denen sie die Verehrung gegen Christus in gewissem Sinne theilten, und gestatteten ihnen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannis des Täufers. Als aber Palästina zu Anfange des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der Fatimiden kam, begannen harte Bedrückungen gegen die Pilger; namentlich wüthete der Khalif Hakem gegen Einheimische und Fremde und untersagte bei schwerer Strafe allen christl. Gottesdienst. Die Bedrückungen steigerten sich noch, als 1078 die Seldschuken Jerusalem und das Heilige Grab eroberten. Seit dieser Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten über Beschimpfung der heiligen Oerter und grausame Behandlung der anbetenden Gläubigen aus Palästina zurück, und ihre Erzählungen erzeugten endlich in den Gemüthern der abendländ. Christen den ernsten Entschluß, ihren Glaubensgenossen zu Hülfe zu eilen und das Heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Nicht ungern sahen die Päpste eine begeisterte Stimmung unter den Völkern Europas sich verbreiten, die ihren Planen und Absichten so günstig entgegenkam und ihnen bei richtiger Benutzung so viele Vortheile versprach. Durch Eroberungszüge in jene Länder hofften sie das Christenthum unter die Ungläubigen zu verpflanzen, ganze Nationen in den Schos der Kirche zurückzuführen und zugleich unter den abendländ. Völkern nicht nur den Glaubenseifer und die Ergebenheit gegen die Kirche zu erhöhen, sondern auch die weltlichen Waffen, die ihnen so oft bei der Ausbreitung ihrer Macht hindernd in den Weg getreten waren, auf eine andere Seite hinzulenken. Schon Papst Sylvester II. hatte die Idee einer Eroberung Palästinas gefaßt. Gregor VII. griff diesen Plan, mit welchem er zugleich die Absicht einer Einverleibung der griech. Kirche in die katholische verband, von neuem auf, wurde aber durch seine Händel mit Heinrich IV. an der Ausführung gehindert. Urban II. war es vorbehalten, dieser großen, der Völkerwanderung vergleichbaren Bewegung den Anstoß zu geben. Die fromme Schwärmerei, durch die Geistlichkeit zu jener Zeit

in den Gemüthern des Volks genährt, der kriegerische Geist des Adels, durch den aus Spanien nach Frankreich und Deutschland herübergedrungenen Aufschwung des christlich-religiösen Ritterthums gehoben, verstärkt und veredelt, der allgemein verbreitete Hang nach Abenteuern, durch den sich besonders die Normannen in Italien auszeichneten, endlich die Aussicht für die niedern Vasallen und Leibeigenen, durch ihre Theilnahme, wenn nicht Ehre und Schätze, doch Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Drucke des Adels zu erlangen, kamen hierbei den Absichten der Päpste fördernd entgegen und wurden die mitwirkenden Ursachen der K.

Den so vorbereiteten Feuerstoff zu entzünden, bedurfte es nur eines geringen Anlasses, und diesen gab Peter von Amiens (s. d.), der Einsiedler genannt. Aus Palästina von einer Pilgerschaft 1094 nach Europa zurückgekehrt und mit Bittschriften des Patriarchen Simeon von Jerusalem versehen, eilte er zu Papst Urban II., schilderte diesem den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande auf das eindringlichste und erzählte, wie ihm Christus selbst im Traume erschienen sei und ihm befohlen habe, die ganze Christenheit zur Befreiung des Heiligen Grabes aufzufordern. Urban schickte Peter, von seinem Segen begleitet, durch Italien und Frankreich, wo dieser durch sein Aufsehen erregendes Aeußere und seine flammende Beredsamkeit alle Gemüther in Bewegung setzte. Auf einer im März 1095 wegen der zahllosen Menschenmenge auf freiem Felde gehaltenen Kirchenversammlung zu Piacenza und mit noch größerm Erfolg auf einer zweiten zu Clermont in Frankreich im Nov. 1095 wußte er die Gläubigen dergestalt zu begeistern, daß sie einstimmig ausriefen: «Gott will es!» und sich zum Zeichen der Theilnahme an dem Kreuzzuge scharenweise, den Bischof Ademar von Puy an der Spitze, das rothe Kreuz auf die rechte Schulter heften ließen. Schon im Mai 1096 brach eine 40000 Mann starke Schar Franzosen, Normänner, Flanderer, Lothringer, Italiener und Deutsche unter Anführung Peter's, Walter's von Perejo und dessen Neffen, Walter's von Habenichts, auf, die aber, da sie aller Disciplin ermangelte, theils auf dem Zuge durch Ungarn und Serbien, theils bei der Ankunft in Asien fast gänzlich den Untergang fand. Nicht besser erging es den ungeordneten Scharen, welche nach einer blutigen Judenverfolgung in den rhein. Städten unter der Leitung des Priesters Gottschalk und des Grafen Emiko von Leiningen auszogen. Nach diesen mislungenen Versuchen führte Gottfried von Bouillon (s. d.), Herzog von Niederlothringen, mit seinem Bruder Balduin ein geordnetes, aus 80000 wohlgerüsteten Streitern bestehendes Heer durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, wo sich Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Bohemund von Tarent, Tancred von Apulien, Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit neuen Scharen an ihn anschlossen, sodaß die gesammte Zahl der Kreuzfahrer auf 600000 wuchs. Nach Kleinasien übergesetzt, eroberten sie nach beschwerlichen Kämpfen und harten Verlusten 1097 Nicäa, 1098 Antiochia und Edessa und zuletzt 15. Juli 1099 auch Jerusalem, zu dessen Könige Gottfried von Bouillon ernannt wurde. Außer dem Königreich Jerusalem entstanden die Grafschaften Tripolis und Edessa und das Fürstenthum Antiochia, sämmtlich nach der Form des europ.-normann. Lehnsystems eingerichtet. Unterdessen hatten auf die Nachricht von der glücklichen Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer unter dem Herzog Welf von Baiern in Deutschland und zwei andere in Italien und Frankreich, zusammen an 260000 Mann, sich nach Palästina in Bewegung gesetzt; sie gelangten aber blos bis Kleinasien, wo sie theils durch die Treulosigkeit griech. Wegweiser, theils durch das Schwert der Türken umkamen (1101).

Den zweiten Kreuzzug veranlaßte die 1144 durch die Eifersucht der christl. Heerführer und den erkalteten Muth der Heere verschuldete Eroberung Edessas durch die Türken. Die Nachricht von der Zerstörung dieser Stadt (1146) verbreitete über ganz Europa Bestürzung und erregte die gerechte Besorgniß, bald auch die übrigen Besitzungen sich entrissen zu sehen. Deshalb befahl Papst Eugen III. einen neuen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gewann durch den schwärmerischen Bernhard von Clairvaux (s. d.) sogar den deutschen König Konrad III. (s. d.) und den König von Frankreich, Ludwig VII., für die Theilnahme an demselben. Beide zogen 1147 mit beträchtlichen Heeren aus, erlitten aber, wie die frühern Heere, in Asien durch das Schwert der Sarazenen und die Heimtücke der Griechen harte Verluste und mußten, nachdem sie erst Damaskus, dann Askalon vergeblich belagert, unverrichteter Sache heimkehren. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin 1187, nach der blutigen Schlacht bei Tiberias, hatte den dritten Kreuzzug zur Folge. Aber trotzdem, daß diesmal die Beherrscher der drei europ. Hauptreiche, Kaiser Friedrich I., König Philipp August von Frankreich und König Richard I. von England, sich 1189 entschlossen, persönlich ansehnliche Heere gegen die Ungläubigen zu führen, blieben doch alle diese Anstrengungen ohne Erfolg. Friedrich I. (s. d.) kam,

nachdem er unter vielen Mühseligkeiten und mit großem Menschenverlust bis Seleucia gelangt war, im Flusse Kalykadnus um, worauf sein Heer zum Theil sich zerstreute, zum Theil unter Friedrich von Schwaben mit dem übrigen Kreuzheere sich vereinigte. Philipp August und Richard, welche 1191 zur See anlangten, waren so glücklich, gemeinschaftlich Acre oder Ptolemais zu erobern; aber sie entzweiten sich bald und kehrten einzeln, erst Philipp, dann auch Richard, unverrichteter Sache nach Europa zurück. Ein neuer Kreuzzug, den Papst Innocenz III. von Frankreich aus in Bewegung setzte, und welchen der staatskluge Doge Dandolo von Venedig mit Schiffen zu unterstützen versprach, beabsichtigte seinen Angriff zunächst auf Aegypten und von dort aus erst auf Palästina zu richten, fand aber in der Umstürzung des byzant. Throns und Errichtung des lat. Kaiserreichs zu früh sein Ziel (1204). Ohne Erfolg mußte auch der Kriegszug bleiben, welchen, von Innocenz aufs neue angeregt, 30000 franz. und 20000 deutsche Knaben unter Anführung von Priestern unternommen haben sollen, um 1213. In Palästina angelangt, kamen sie entweder im Elende um oder wurden als Sklaven nach Aegypten verkauft. Nur mehr Glück endigte der Kreuzzug, zu dem Honorius III. 1217 den König Andreas II. von Ungarn zu bewegen vermochte, und den man gewöhnlich als den vierten rechnet. Von den Königen von Jerusalem und Cypern unterstützt, eroberte er das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte aber schon 1218 nach Hause zurück. In demselben Jahre landete Graf Wilhelm von Holland, vereint mit den Königen von Jerusalem und Cypern, in Aegypten. Damiette ward angegriffen und 1219 wirklich erobert; doch bald wendete sich das Glück, und Damiette ging 1221 wieder verloren. Dieser Unfall veranlaßte den Papst Honorius, von Kaiser Friedrich II. (s. d.) die Erfüllung seines in der Jugend gegebenen Versprechens, einen Kreuzzug zu unternehmen, erst mild, dann gebieterisch zu fordern. Auch unternahm Friedrich 1228 wirklich den sog. fünften Kreuzzug und schloß mit dem Sultan von Aegypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth nebst einem großen Landstrich ausgeliefert wurden. Sodann setzte er sich selbst 1229 in Jerusalem die Königskrone auf. Doch die christl. Herrschaft in Palästina wurde durch neue Angriffe der Mohammedaner und durch innere Zwietracht immer mehr zerrüttet. Endlich ward Jerusalem 1244 durch die wilden Chowaresmier erstürmt und kam wieder unter die Herrschaft der Sultane von Aegypten. Die Reihe der Helden, die für die Rettung des Heiligen Landes kämpften, schloß König Ludwig IX. (s. d.), der Heilige, von Frankreich, welcher den sechsten Kreuzzug unternahm. Unaufgefordert vom Papste, seinem eigenen religiösen Bedürfnisse folgend, schiffte er sich Juni 1248, von 40000 Streitern umgeben, nach Cypern ein, von wo aus er durch die Eroberung Aegyptens sich den Weg nach Palästina zu eröffnen beschloß. Auch gelang es ihm, in den Besitz der Küste Aegyptens sich zu setzen und Damiette zu erobern. Als er aber die Eroberung Alexandrias vernachlässigte und weiter in Aegypten vordrang, um Kairos sich zu bemächtigen, erlitt er eine bedeutende Niederlage bei Mansura. Ludwig gerieth sammt seinem Heere in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen (1250). Eine zweite Expedition König Ludwig's IX. gegen Tunis 1270, auf welcher er starb, wird als der siebente Kreuzzug bezeichnet. Unterdeß ging in Palästina eine Stadt nach der andern verloren, Antiochia 1268, Tripolis 1289 und zuletzt nach heldenmüthiger Gegenwehr Acre (Akre oder Ptolemais), 18. Mai 1291. Tyrus capitulirte, und die fränk. Christen räumten das Land. Das eigentliche Ziel dieser zwei Jahrhunderte dauernden mächtigen Unternehmungen, die Eroberung des Heiligen Landes, war demnach unerreicht geblieben, aber erreicht waren so manche andere größere Vortheile, die nicht im Plane der Urheber dieser Bewegung gelegen hatten. Zwar hatte Europa nahe an 6 Mill. seiner Bewohner durch diese Züge verloren, die Fürsten hatten zur Erschwingung der Kriegskosten ihren Unterthanen schwere Abgaben auferlegt, fromme Laien ihr Gut der Kirche geschenkt, verkauft oder verpfändet, die Klöster sich gemehrt, der Aberglaube und die allgemeine Verarmung sich gesteigert, und vor allem hatte die Macht der Kirche sich fester als je begründet; aber zugleich wurde auch durch die K. eine engere Verbindung unter den europ. Völkern vermittelt, durch die Verarmung des Adels die Erhebung des Bürgerstandes vorbereitet, dem Handelsverkehr durch die Bekanntschaft mit dem Orient neue Wege gebahnt und eine große Masse neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht, sodaß der gegenwärtige Zustand Europas größtentheils als eine mittelbare Folge derselben bezeichnet werden kann. Vgl. Wilken, «Geschichte der Kreuzzüge» (7 Bde., Lpz. 1807—32); Michaud, «Histoire des croisades» (6 Bde., Par. 1825—30; deutsch, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32); derselbe, «Bibliothèque des croisades» (4 Bde., Par. 1830); Sybel, «Geschichte des ersten Kreuzzugs» (Lpz. 1841); Kugler, «Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs» (Stuttg. 1866).

Kriebelkrankheit oder Kornstaupe (Ergotismus, weniger richtig Raphania) heißt eine schon öfters beobachtete, in der Regel epidemisch auftretende Krankheit, welche sich durch Unterleibsbeschwerden, Eingenommenheit des Kopfes und weiterhin durch Krämpfe und Lähmungen, namentlich häufig durch Lähmung der Empfindungsnerven sowie durch Kriebeln, d. h. durch das Gefühl von Ameisenlaufen, wie es beim sog. Einschlafen der Glieder stattfindet, ausspricht. Man unterscheidet die krampfhafte Form (Ergotismus spasmodicus) und die mit Brand der Gliedmaßen endende (Ergotismus gangraenosus). Die Krankheit verläuft schneller oder langsamer und führt öfters zum Tode. Auch hat sie Blödsinn, Epilepsie, Blindheit und Taubheit zur Folge. Die Ursache derselben ist der Genuß von Brot, welches aus unreinem, mit viel Mutterkorn (s. d.) vermischtem Getreide gebacken ist, daher die Epidemie gewöhnlich nach Zeiten und in Landstrichen auftritt, in denen durch widrige Naturereignisse Miswachs hervorgebracht worden. Der Name Ergotismus stammt von dem franz. Namen des Mutterkorns (Ergot); Raphania nannte man die Krankheit, weil man glaubte, daß dieselbe durch eine Vermischung des Getreides mit einer Rapsart (Raphanus) erzeugt würde.

Krieg ist der gewaltsame Kampf zwischen Völkern und Staaten, auch zwischen feindlichen Parteien in demselben Staate. Er entsteht, wenn die Anerkennung des gegenseitigen Rechtszustandes (der Friede) gestört und durch Unterhandlungen nicht wieder herzustellen ist. K. und Kampf sind fast so alt als das Menschengeschlecht und werden wol nur mit diesem verschwinden. Zwar sollte mit der zunehmenden Humanität und Civilisation und dem Aufschwunge aller Interessen der Völkerwohlfahrt der K. seltener werden, da derselbe diese Wohlfahrt auf das tiefste erschüttert und namenloses Elend mit sich bringt, auch die Staatsopfer, die er kostet, selbst beim entscheidendsten Siege schwer zu ersetzen sind. Doch treten im Staatsleben immer wieder Verwickelungen ein, deren Lösung nur durch die Waffen bewirkt werden kann. So anerkennenswerth daher die Bestrebungen der Gesellschaft der Friedensfreunde (s. Friede) in England ihrer reinen Idee nach sind, werden diese doch an der Unvollkommenheit menschlicher Zustände scheitern, für welche der K., wie ein erschütterndes und klärendes Gewitter, oft sogar bessernd und heilsam wird. Nur sollte er nie um kleinliche politische oder dynastische, sondern einzig für große und gerechte nationale Interessen geführt werden. Nach ihren Ursachen und Zwecken gibt es Staaten- und innere (Bürger-) K., Cabinets- und Volkskriege, Eroberungs- und Vertheidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege u. s. w. Der Führung nach unterscheidet man Offensiv- und Defensivkriege, Land- und Seekriege, im Landkriege den Feld- und Festungskrieg. Das Recht der Kriegserklärung hat überall das Staatsoberhaupt, in monarchischen Staaten davon Kriegsherr genannt. Ihm liegt es ob, zur Vertheidigung des Vaterlandes eine Kriegsmacht zu schaffen. Diese umfaßt das Kriegsheer (s. Heer), die Kriegsflotte (bei Staaten am Meere) und alles, was aus den vorhandenen Hülfsquellen an Geld, Producten, Arbeitskräften u. s. w. für den K. verwendet oder aus ihnen geschaffen wird, z. B. Festungen, Vorräthe, technische Anstalten, Pferdedepôts u. s. w. Bei drohender Kriegsgefahr wird für eintretende Fälle der Kriegsplan entworfen, oft schon ehe die Kriegsbereitschaft des Heeres befohlen wird. Der Kriegsplan wird meist von einem versammelten Kriegsrath von höhern Generalen, darunter der Kriegsminister und der Chef des Generalstabs der Armee, zuweilen unter Vorsitz des Kriegsherrn, festgestellt und demnächst von einer Commission ausgearbeitet. Ob der Kriegszweck durch Angriff (s. Offensive) oder Vertheidigung (s. Defensive) am besten zu erreichen ist, hängt von den Verhältnissen der kriegführenden Mächte, auch von der Politik ab. Im allgemeinen ist es vortheilhaft, den Kriegsschauplatz (das Kriegstheater) in Feindesland zu verlegen, auch deshalb, weil dann die Erhaltung des Heeres theilweise aus den Hülfsquellen des Gegners bewirkt werden kann. Ein kräftiges Vorgehen stärkt das moralische Element, diesen mächtigsten Hebel großer Erfolge, und gewinnt die öffentliche Meinung.

Das Kriegsprincip hat oft gewechselt. Eine Zeit lang herrschte das Ermüdungsprincip vor, welches den K. in die Länge zog; alle großen Feldherren haben aber das Vernichtungsprincip durch entscheidende Schläge als das richtigste erkannt, weil es am schnellsten zum Ziele führt. Durch Napoleon ist es zur vollsten Geltung gekommen. Es kann sogar das humanste genannt werden, weil bei kurzer Dauer des K. Landverwüstung und Menschenverlust geringer wird. Für den Beginn der Kriegshandlungen (Operationen) concentrirt sich das Heer an den Punkten, von wo dieselben beginnen sollen. Der Ausbruch der Feindseligkeiten bezeichnet den Anfang des K., welcher dann mit wechselnden Operationen, Gefechten und Schlachten geführt wird, bis eine letzte Entscheidungsschlacht (z. B. 1815) oder die Politik (z. B. 1856 und 1859) die Beendigung des K. und den Frieden herbeiführt. Der Kriegszweck, wie er auch sei, kann nur ganz erreicht werden

durch die völlige Niederwerfung des Gegners. Dazu führt vor allem die Besiegung und Zertrümmerung seiner im Felde stehenden Streitkräfte, dann die Eroberung seines Landes und die Beschlagnahme seiner Hülfsquellen. Bis zu diesen äußersten Zielen sind aber seit Napoleon wenige K. geführt, viele dagegen durch die Politik abgeschwächt worden, sodaß sich der Sieger mit halben Erfolgen begnügte. Die **Kriegführung** vom rein militärischen Standpunkte soll nach jenem höchsten Resultat streben, das jedoch sehr schwer zu erreichen. Der K. ist bedingt durch viele schwer zu überschauende, noch schwerer, ja oft unmöglich zu beherrschende Verhältnisse und Einflüsse, z. B. des Kriegsschauplatzes, der eigenen und feindlichen Streitkraft, des Raumes, der Zeit, der Persönlichkeiten, des moralischen Elements, der Unsicherheit aller Nachrichten, des Zufalls u. s. w. Daher ist die Kriegführung eine Kunst geworden, für welche sich keine für alle Fälle geltenden Regeln, sondern nur allgemeine, auf die jenen Einflüssen nicht unterworfene Seite des K. begründete Grundlehren geben lassen. Denn allerdings hat der K. nach seiner, den festen Gesetzen irdischer Verhältnisse folgenden Natur auch eine unwandelbare Seite. Die **Kriegskunst** soll, auf diese gestützt, den wechselnden Verhältnissen Rechnung tragend, den Kriegszweck so vollständig als möglich mit den geringsten Opfern erreichen. Nach der Ausführung und Bedeutung der Kriegshandlungen hat man noch den **Großen K.**, wo die letztern die Entscheidung herbeiführen, von dem **Kleinen K.** unterschieden, dessen Unternehmungen jene vorbereiten und unterstützen, indem sie dem Gegner empfindlichen Abbruch thun und dem eigenen Heere Sicherheit und Vortheile gewähren. Dazu gehört besonders der **Parteigängerkrieg**, in neuester Zeit durch Freischaren besonders ausgebildet. Allgemeine Volksaufgebote kommen nur in Fällen äußerster Noth als Landsturm (s. d.) vor.

Im Verhalten der Kriegführenden gegeneinander hat sich im Laufe der Zeit theils herkömmlich, theils völkerrechtlich ein gewisser **Kriegsgebrauch** für bestimmte Fälle festgestellt, z. B. gegen die Einwohner des besetzten Landes, gegen Kriegsgefangene (s. d.), Parlamentäre, bei Waffenstillständen, Capitulationen von Truppen oder Festungen, ob die Besatzung mit **Kriegsehren**, d. h. mit Waffen, Fahnen und klingendem Spiel auszieht oder nicht. Manche Heere haben auch für sich gewisse eigenthümliche Kriegsgebräuche; dazu gehörte im Mittelalter das unmittelbar vor dem Kampfe kniend abgehaltene Schlachtgebet der Schweizer und deutschen Landsknechte. Das **Kriegsgeschrei**, nicht mit dem Feldgeschrei (s. d.) zu verwechseln, ist der Schlachtruf beim Angriff, der im Mittelalter theils national, wie das San-Jago! der Spanier, Saint-George! der Engländer, Montjoie Saint-Denis! der Franzosen, theils Geschlechtsruf, z. B. Hie Welf! Hie Waibling! war und auch jetzt noch verschieden ist. Die Truppen des franz. Kaiserreichs gehen mit: Vive l'Empereur! vor; das russische Hurrah! ist in den meisten Armeen eingeführt worden. **Kriegslasten** sind die Leistungen, welche dem Lande im K. zufallen: erhöhte Steuern, Einquartierung, Lieferungen aller Art, verstärkte Aushebung u. s. w. Die **Kriegskosten** ergeben sich aus den Mehrausgaben, welche der Staat zu seinem gewöhnlichen Militärbudget geleistet hat. Unter **Kriegsschaden** versteht man den Verlust und Nachtheil, den ein K. dem Staat und Volke gebracht hat. Er entzieht sich aller Berechnung, ist meist sehr bedeutend und steigt mit den Dimensionen des K. und dem in neuester Zeit kolossalen Aufwande von Kriegsmitteln ins Unermeßliche, so beim Orientkriege und noch mehr bei dem nordamerik. Secessionskriege. Die Wunden, welche ein K. dem Nationalvermögen, dem Handel und der Industrie wie den einzelnen Familien schlägt, bedürfen daher langer Zeit zur Heilung. Eine richtige **Kriegspolitik** wird im Frieden für den K. alles vorbereiten, ohne Knauserei, aber mit voller Wahrung der Nationalinteressen; sie wird den K. so lange als möglich vermeiden, wenn er aber nothwendig ist, mit höchster Energie führen, damit er von kurzer Dauer und seinen Zweck vollständig erreicht. Die Kriegskunst hat sich aus schwachen Anfängen im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse nationaler und polit. Verhältnisse, neuer Kriegsmittel und Waffen, auch des Zeitgeistes und vorherrschender Ideen allmählich bis zum Standpunkte der Gegenwart entwickelt, welcher durch technische Erfindungen (gezogene Feuerwaffen, Eisenbahnen, Telegraphen) unterstützt wird. Den Gang dieser Entwickelung stellt die **Geschichte der Kriegskunst** dar. Schon im Alterthum ist aber auch die Kriegskunst theoretisch behandelt und dadurch die **Kriegswissenschaft** begründet worden. Diese hat sich mit der weitern Ausbildung der Kriegführung und der Kriegsmittel in mehrere Zweige getheilt, deren wichtigste die Organisationslehre, Waffenlehre, Befestigungslehre, Taktik und Strategie sind. Zu den eigentlichen Kriegswissenschaften sind noch viele militärische Hülfswissenschaften gekommen: Terrainlehre, Geodäsie, Militärgeographie u. s. w. Wichtig und lehrreich durch die Erfahrungen früherer K. für die gegenwärtigen und künftigen ist vor allem die **Kriegsgeschichte**. Diese schildert den Anfang, Verlauf und Zusammen-

hang der Kriegsbegebenheiten, stellt zweifelhafte Thatsachen durch unparteiischen Vergleich der Quellen fest und unterwirft die Operationen und Schlachten sowie die ganze Kriegführung einer gewissenhaften Kritik. Die Kriegswissenschaften sind von den Militärschriftstellern sehr verschieden klassificirt worden, allgemein gültig bisjetzt von keinem. Unter den Werken über die Theorie des K. sind die von Erzherzog Karl, Jomini, Clausewitz, Valentini, Willisen und neuerdings die Schriften von W. Rüstow hervorzuheben.

Kriegsbereitschaft, s. Mobilisirung.

Kriegsgefangene nennt man Soldaten, die sich dem Feinde nach vergeblichem Widerstande oder aus andern Ursachen ergeben. In alten Zeiten war ihr Los sehr hart; sie wurden getödtet oder zu Sklaven gemacht, im Mittelalter nur gegen schweres Lösegeld und andere Bedingungen freigegeben. Erst in den Kriegen späterer Zeit begannen die kriegführenden Mächte ihre Gefangenen gegenseitig auszuwechseln. Daneben blieb aber noch die sog. Ranzion, das Lösegeld, lange im Gebrauch und war vertragsmäßig festgesetzt. So sollte 1642 nach dem zwischen den Kaiserlichen und den Schweden vor Zittau geschlossenen Cartel ein Feldmarschall 20000 Thlr., ein gemeiner Reiter 8, ein Musketier 4 Thlr. zahlen. Die Auswechselung geschah «juxta aequalitatem cingulorum» (modern ausgedrückt: nach gleichen Chargen). Bei großer Erbitterung wurden und werden zuweilen noch, besonders im Handgemenge, gar keine K. gemacht, wenn auch Besiegte die Waffen von sich werfen und «Pardon!» rufen. Doch stehen sonst K. bei allen civilisirten Nationen unter dem Schutze des Völkerrechts, und eine harte Behandlung derselben, wie sie in England auf den Schiffen, in Rußland durch Transport nach Sibirien erduldet worden, gehört gegenwärtig zu den schmachvollen Ausnahmen. Zuweilen werden K. unter der Bedingung, in gewisser Zeit nicht gegen ihren Feind zu dienen, entlassen oder ausgewechselt. Wird ein unter solcher Bedingung Entlassener dennoch mit den Waffen wieder gefangen, so hat er das Leben verwirkt.

Kriegsmaschinen der Alten, von den Griechen, Macedoniern und Römern erfunden oder vervollkommnet, zum Theil auch im Mittelalter gebräuchlich, dienten zum Angriffe fester Plätze oder zum Schleudern von Geschossen. Die Belagerungsmaschinen waren Deckwerke oder Zerstörungswerkzeuge. Zu den erstern gehörten die offenen Schirme (plutei) aus leichtem Holz, mit Blech oder Fellen überzogen, gewöhnlich auf Blockrädern beweglich, zur Deckung der Schützen beim Angriff bestimmt, und die Sturmdächer (vineae), niedere, ebenfalls bedeckte Lauben, welche die mit Untergrabung der Mauern oder Ausfüllung der Gräben beschäftigten Mannschaften gegen herabgeworfene Steine und Feuertöpfe schützten. Ein Sturmdach auf Rädern hieß Schildkröte (testudo oder auch musculus). Zerstörungswerkzeuge waren: der Mauerbohrer (terebra), ein etwa 5 Zoll starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickeltes Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen; der Mauerbrecher oder Widder (aries), auch Sturmbock, ein 60 F. langer Baumstamm mit einem starken Metallknopfe, gewöhnlich unter einem Sturmdache aufgehangen, der von 20—50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen ward, um sie niederzustürzen. Er hing nicht selten auch im untern Stockwerk eines Wandelthurms (turris), der, mit Soldaten besetzt, auf Walzen an die Mauer gebracht wurde, zu welcher jene dann mittels einer Fallbrücke (exostra) übergingen. Es gab Wandelthürme, oft über 100 F. hoch, 20—40 F. ins Gevierte, aus mehrern Stockwerken bestehend, aus deren obern die Krieger durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben suchten, während aus einem der mittlern Stockwerke die Fallbrücke niedergelassen wurde, nachdem ein Theil der Mauer durch den Sturmbock eingestürzt worden war. Der Sturmhaken (harpago) oder die Teufelskralle diente zum Einreißen der Zinnen und Blendwerke der Belagerten; die letztern benutzten den Haken auch, sowie eine an Ketten hängende Zange (corvus), um das Sturmzeug zu packen und unwirksam zu machen. Der Hebekasten (tolleno), mit 12—20 Kriegern besetzt, wurde mittels eines Krahns auf die Mauer gebracht; die Sturmbrücke (sambuca), eine Art fliegender Brücke mit einer 50—60 F. hohen Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüste, diente dazu, um auf einem Wassergraben an und auf die Mauer zu kommen. Die zweite Hauptgattung der K., die Schieß- und Werfzeuge, waren die Katapulten (s. d.) und Ballisten (s. d.). Besonders erfindungsreich für K. war bei der Vertheidigung von Syrakus, 214—212 v. Chr., der berühmte Archimedes. Ueber K. haben bei den Alten zuerst Heron und Biton geschrieben; unter Augustus hatte Vitruv die Aufsicht über die K. Von den Neuern stellte namentlich Just. Lipsius sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand an, den auch Kaiser Napoleon III. gründlich untersuchen ließ.

Kriegsrecht im allgemeinen bezeichnet die dem Militär als besonderer Gerichtsstand eigene Gesetzgebung, gegründet auf bestimmte Kriegsgesetze. Diese umfassen alle Vorschriften zur Aufrechthaltung der Ordnung, Disciplin und Subordination beim Militär, sowie die Strafen, welche der Uebertretung der Gesetze folgen. Die ältern Kriegsgesetze waren in sog. Artikelsbriefe zusammengefaßt. Solche gibt es unter anderm von Karl dem Kühnen von Burgund, Kaiser Maximilian I. und II., Gustav Adolf von Schweden. Auch Wallenstein's 1617 gegebenes Reiterrecht gehört hierher, ist aber nicht von diesem, sondern schon 1570 von Lazarus von Schwendi verfaßt. Gegenwärtig heißen sie Kriegsartikel und beziehen sich auf das Verhalten des Soldaten im Kriege wie im Frieden. Das K. hat sich bei den verschiedenen Heeren mannichfaltig gestaltet. Im Alterthum war es besonders bei den Römern sehr streng; es gab außer der Todesstrafe durch Enthaupten oder Kreuzigen das Decimiren (s. d.), Ehrenstrafen und körperliche Züchtigung. Während des Mittelalters wurden erst von den deutschen Kaisern wieder Kriegsgesetze erlassen. Das K. der neuern Zeit ist im 16. und 17. Jahrh. entstanden und mit zunehmender Civilisation immer humaner geworden. Noch im 18. Jahrh. waren die Strafen sehr grausam. Schläge mit Stöcken oder mit der Klinge (Fuchtel), bei der Cavalerie mit den Steigriemen, auf Schiffen mit einem Stück Tau, wurden auch ohne gerichtliches Verfahren angewendet; das Spießruthenlaufen (s. d.) war noch üblich bis in das 19. Jahrh. hinein. Jetzt sind körperliche Züchtigungen fast überall abgeschafft; man sucht mehr durch Erweckung des Ehrgefühls als durch Strafen zu wirken. Diese zerfallen im neuern K. in Disciplinar- und gerichtlich zu verhängende Strafen. Erstere werden von den Vorgesetzten nach der mit ihrer Function verknüpften Disciplinarstrafgewalt verhängt. Der Militärgerichtsbarkeit sind alle activen und inactiven Offiziere, alle Soldaten und Militärbeamten unterworfen. Man unterscheidet eine höhere und niedere Gerichtsbarkeit, theils nach dem Range des Beschuldigten, theils nach seinem Vergehen oder Verbrechen. Letztere werden als militärische oder nichtmilitärische (gemeine) Verbrechen bezeichnet, die Strafen in militärische oder bürgerliche getrennt. Bürgerliche Strafen werden für gemeine Verbrechen oder Uebertretung polizeilicher Vorschriften nach den allgemeinen Landesgesetzen ausgesprochen, sie müssen aber gegen Soldaten in militärische Strafen verwandelt (z. B. Geldstrafe in Arreststrafe) oder der Soldat erst aus dem Militärstande entfernt werden. Ihrem Wesen nach zerfallen die militärischen Strafen in Todes-, Freiheits-, Ehren- und kleinere Disciplinarstrafen, wie Strafwachen, Strafarbeit u. s. w. Die militärische Todesstrafe ist das Erschießen. Die Freiheitsstrafen werden in den Heeren verschieden abgebüßt, in einigen auch auf mancherlei Weise verschärft, z. B. durch finstere Arrestlocale, Entziehung warmer Speisen, Schließung in Eisen u. s. w. Körperliche Züchtigung ist auf wenige Fälle beschränkt und darf z. B. in der preuß. Armee nur gegen Individuen angewendet werden, die wegen eines Verbrechens in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt sind. Das Gerichtsverfahren ist in den Heeren verschieden. Wenn der Gerichtsherr von einem Verbrechen im Bereich seiner Gerichtsbarkeit Kenntniß erhält, so ordnet er zuerst die Untersuchung durch ein Untersuchungsgericht an. Dann wird auf Grund derselben ein Kriegsgericht vorschriftsmäßig besetzt, welches nach Verlesung der Acten und klassenweiser Abstimmung der Richter den Spruch fällt. In einigen Armeen wird das Gericht bei einem Act höherer Gerichtsbarkeit vorzugsweise Kriegsgericht, für die niedere aber Standgericht genannt. Der Spruch wird nach dem Strafmaß entweder von dem Gerichtsherrn oder einer höhern Instanz, bei Todesstrafe nur vom Landesherrn bestätigt. Das frühere Jus gladii der Regimentsinhaber ist abgeschafft und wird nur in besondern Kriegsfällen den Armeecommandanten verliehen. Diese erhalten im Kriege oder bei drohenden innern Gefahren auch das Recht, über einzelne Städte, namentlich Festungen, oder ganze Provinzen das Standrecht (den Belagerungszustand, s. d.) zu verhängen und dadurch auch die bürgerliche Bevölkerung dem K. zu unterwerfen. Der oberste Gerichtshof für das Heer, zugleich Instanz für streitige Fälle und begutachtende Behörde in kriegsrechtlichen Fragen, heißt Generalauditoriat.

Kriegsschiff, s. Marine.

Kriegsschulen, s. Militär.

Krim oder Krym heißt eine Halbinsel Südrußlands, die den wichtigsten Theil des Gouvernements Taurien (s. d.) bildet und auch als Halbinsel Taurien bezeichnet wird. Die K. hängt nur durch die sehr schmale Landenge von Perekop zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meere, welche beiden Meere durch die Straße von Kertsch in Verbindung stehen, mit dem übrigen Festlande zusammen. Bei einem Areal von 360 Q.-M. beträgt ihre Küstenlänge 140 M., sodaß

die K. noch die griech. Halbinsel Morea an Zugänglichkeit übertrifft. An der Meerenge von Kertsch, gegenüber den äußersten Vorhöhen des Kaukasus, erhebt sich das Taurische Bergland, welches unter dem uneigentlichen Namen Jailá, d. h. Alpengebirge, steil aus dem Meere aufsteigt, die ganze Südküste umwallt und sich nordwärts in mehrern reichbewaldeten und durch anmuthige Thäler getrennten Parallelketten verbreitet, bis es sich mit sanften Vorhöhen in den einförmigen Steppenflächen verliert, welche den bei weitem größten Theil der Halbinsel einnehmen. Die südlichste Kette ist die höchste und hat ihren Culminationspunkt in dem 4740 F. hohen Tschadyrdagh, d. h. der Zeltberg (Mons Trapezus der Alten), welcher als ein riesiger Tafelberg das Ganze beherrscht und viele große und tiefe Höhlen bildet, deren einige das ganze Jahr hindurch mit Eis gefüllt sind. Nur dieser gebirgige Süden ist es, welchem die K. den Ruf eines des schönsten und pittoreskesten Länder der Erde verdankt. Die Thäler ziehen sich theils als enge Felsengassen aufwärts, theils weiten sie sich zu Thalmulden aus oder runden sich zu Thalkesseln ab, sind von kleinen Flüssen und Bächen durchkreuzt, überaus fruchtbar, vortrefflich angebaut und erfreuen sich, wie der ganze Süden, des herrlichsten Klimas und der schönsten subtropischen Vegetation. In ihnen und an den Felsenhängen liegen malerisch die tatar. Dörfer, hier ein griech. Kloster, dort eine tatar. Moschee; hier erklimmt eine wirkliche Felsentreppe mit ausgehauenen Stufen die Höhe, dort blickt aus hohen Bergwiesen eine reizende Schweizerei hervor; hier erheben sich Thürme und Trümmer von Festen der Vorzeit, dort entzücken prächtige Landsitze und Lustschlösser russ. Großen mit herrlichen Olivenhainen, Obst- und Weingärten den Blick. Reichlichen Ertrag gibt die Bestellung der Aecker an Getreide, Hirse und Taback, sowie die Cultur der Weinreben, die man aus Burgund, Champagne und Bordeaux, vom Rhein, aus Ungarn, Spanien, Portugal und Madeira hierher verpflanzt hat, und die namentlich bei Sudak und Koos vortrefflichen Wein, überall die köstlichsten Tafeltrauben liefern. In den Gärten zieht man Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Arbusen, die feinsten Gemüse, Feigen, Mandeln, Granaten und selbst Orangen, die Blumen aller Zonen, Myrten und Cypressen, wie man sie selbst in Andalusien nicht findet. Nuß- und Maulbeerbäume sind sehr gewöhnlich. Neben diesem Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau, verbunden mit dem reichlichen Gewinn von Honig, Wachs und Seide, ist auch die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich, und namentlich verdienen die sehr beliebten krausen Lämmerfelle von glänzend grauer und schwarzer Farbe Erwähnung, welche unter dem Namen der Merluschki oder krimschen Baranken im Handel bekannt sind. Im Gegensatze zu der an Producten und Naturschönheiten, an Städten, Häfen und Schlössern so reichen Berggegend bildet der nördl. Theil der K. eine öde und traurige Steppenlandschaft, eine Fortsetzung der Nogaischen Steppe, wasser- und holzarm, größtentheils mit magerm, zum Ackerbaue untauglichen Boden, dessen zahlreiche Salzgründe und Salzseen andeuten, daß das Meer in alter Zeit einen großen Theil der Halbinsel bedeckt hat, und die durch ihre Ausdünstung die Luft verderben. Letzteres gilt namentlich auch von dem sog. Faulen Meere oder Siwasch, einem Theile des Asowschen Meeres (s. d.), welcher hinter der langen, schmalen Landzunge von Arabat (s. d.) eindringt und nur durch den Isthmus von Perekop von dem zum Schwarzen Meere gehörigen Todten Meere getrennt wird. Die Hauptstadt der K. ist Simferopol (s. d.). Außerdem sind zu bemerken: Sewastopol (s. d.), der wichtigste Kriegshafen des ganzen Schwarzen Meeres (s. d.), Baktschisarai (s. d.), die alte Residenzstadt des Tataren-Khans, und die Häfen Eupatoria (s. d.) oder Jewpatorija, auch Koslow genannt, Balaklawa (s. d.), Jalta, Sudak, Feodosia (s. d.) oder Kaffa und Kertsch (s. d.) mit der Festung Jenikalé. Berühmt sind ferner der Landsitz Nikita mit einem prächtigen kaiserl. Garten, wo das Pflanzenreich in seiner ganzen Fülle und Schönheit prangt, mit einem dem Andenken Linné's geweihten Tempel und einer herrlichen Aussicht; ferner das tatar. Felsendorf Alupka (s. d.) mit dem im goth. Stile erbauten Prachtschlosse des Grafen Woronzow und mit einem der schönsten Gärten Europas; der Landsitz Orianda, einst der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander, mit herrlichem Park und einem in phantastisch-morgenländ. Stile erbauten Lustschlosse. Ueber den sog. Krimkrieg, s. Orientkrieg.

Krippen oder Säuglingsbewahranstalten (franz. Crèches), so genannt zum Andenken an die Krippe, in welcher das Christuskind schlief, nennt man die Anstalten, welche für die Säuglinge und kleinern Kinder der arbeitenden Klasse (bis zum zweiten Lebensjahre) bestimmt sind, um diesen für die Zeit, wo die Mütter das tägliche Brot erwerben müssen, ein gesundes Unterkommen und mütterliche Pflege zu verschaffen. Die erste Anstalt dieser Art rief Marbeau, Mitglied eines Comité für Kinderbewahranstalten, in Paris 1844 ins Leben. Unterstützt wurde diese erste Crèche namentlich von der Herzogin Helene von Orleans. Schon 1851 befanden sich

im Depart. Seine 24 K., von denen allein auf Paris 18 kamen, und diese hatten bis dahin den davon Gebrauch machenden Aeltern 800000 Arbeitstage eingebracht, ungerechnet die Schulversäumnisse, welche dadurch den ältern, zur Kinderpflege so oft verwendeten Geschwistern erspart wurden. Bald folgten andere Städte dem Beispiele von Paris, zumal da die franz. Regierung und einzelne Gemeinden Einrichtungen dieser Art bedeutend unterstützten. In Deutschland war es Wien, welches 1849 zuerst die berühmt gewordene Krippe zu Breitenfeld ins Leben rief, der bald andere nachfolgten. In Dresden wurde 1851 eine Krippe in Verbindung mit einer Bewahranstalt eröffnet. Gegenwärtig haben fast die meisten großen Städte Säuglingsbewahranstalten aufzuweisen. Gewöhnlich sind wohlthätige Vereine die Stifter dieser Institute und hochgestellte Personen ihre Beschützer. Die Einrichtung ist fast überall dieselbe. Die Anstalt bleibt nur des Sonntags geschlossen. Am Morgen jeden Wochentags übergibt die Mutter ihr Kind der Anstalt und holt es abends wieder ab. Dafür hat sie entweder gar keine Entschädigung zu leisten oder höchstens einen kleinen Beitrag, in Paris täglich 6—12 Sous, in London 3 Pence, in Dresden 1 Ngr., in Wien 3 Kr. Das Kind wird in der Anstalt gepflegt, beschäftigt, beköstigt, gebadet, oft auch sogar besonders gekleidet. Kranke Kinder bleiben natürlich ausgeschlossen. Es ist einleuchtend, daß durch solche Einrichtung nicht nur der arbeitsamen und wirklich unterstützungswürdigen Volksklasse eine sehr große Erleichterung, Zeit- und Geldersparniß bereitet wird, sondern es werden auch die Kinder selbst vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit, Verkrüppelung, Unglücksfällen aller Art, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen könnten, am sichersten bewahrt. Vgl. außer den franz. Schriften von Marbeau und d'Escodea: Helm, «Einige Worte über K.» (Wien 1851); derselbe, «Die Krippe in Breitenfeld zu Wien» (Lpz. 1851).

Krischna, s. Indische Religion.

Krisis (griech., Entscheidung) nannte man früher ganz im allgemeinen die rasche Wendung, welche eine Krankheit zum Bessern (oder auch Schlechtern) nimmt. Wenn nach großer Aufregung, großer Hitze und andern bedrohlichen und erschreckenden Erscheinungen der Kranke schnell ruhig geworden, zum Bewußtsein gekommen, die Hitze nachgelassen, so sagte man früher, die K. sei eingetreten. War um diese Zeit Schlaf, heftiger Schweiß eingetreten, hatten die Ausleerungen (der Harn) eine andere Beschaffenheit als sonst, so betrachtete man diese Erscheinungen gleichfalls als kritisch. Jetzt nennt man K. den schnellen Abfall der hohen Fiebertemperatur zur Norm (s. Fieber) und hat damit den Kern der Sache getroffen, insofern als sich aus dieser Aenderung der Fieberverhältnisse alle andern Erscheinungen (die Beruhigung des Kranken, das Ausbleiben der Schweiße, die geringere Concentration des Harns u. s. w.) erklären. Geht das Fieber nur allmählich herab, tritt die Besserung allmählich ein, so nennt man diese Wendung Lösung (lysis, solutio). Mit dem Schwinden des Fiebers ist in den meisten Fällen die größte Gefahr vorüber. Die Rückbildung krankhafter Processe (z. B. der Ausscheidung in den Lungen bei Brustentzündung u. s. w.) nimmt ihren ruhigen Fortgang, wird diese aber unterbrochen, so schließt sich eine neue Verschlimmerung (Nachkrankheit, Rückfall) an.

Krissa, eine sehr alte und reiche, südwestlich von Delphi gelegene Stadt in Phocis, von welcher der Krissäische Meerbusen, der jetzige Busen von Salona, seinen Namen erhielt, in der Nähe des heutigen Krisso oder Chryso, oberhalb der oft fälschlich mit ihr für identisch gehaltenen Stadt Kirrha, wurde zweimal infolge der Bedrückungen durch Abgaben, die sie sich gegen die nach Delphi Wallfahrenden hatte zu Schulden kommen lassen, zerstört und blieb zuletzt in Trümmern liegen, von denen noch jetzt mehrere sich vorfinden.

Kriterium heißt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen, wonach wir etwas beurtheilen. K. der Wahrheit ist das, woran wir das Wahre erkennen und wodurch wir es von dem Falschen unterscheiden. Die Wahrheit verbürgt sich selbst und alles andere, indem sie gedacht wird. Die Nöthigung des Subjects im Denken ist daher das subjective K., durch welches es sich seiner Einstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Seins und Denkens bewußt wird. Der Streit über die Kriterien der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältniß des Subjectiven und Objectiven streitig wurde und man daher für alle Forschung ein Princip der Uebereinstimmung mit der Wahrheit suchte. Die Stoiker und die Epikuräer wählten ihrem Standpunkte gemäß entgegengesetzte Kriterien, und die Skeptiker wiesen deren Unzulänglichkeit nach. Unter den neuern Philosophen hat Kant die Unmöglichkeit eines materialen K. der Wahrheit nachgewiesen und die ganze Frage auf die Form der Gedanken beschränkt.

Kritias, der gewaltsamste unter den sog. Dreißig Tyrannen in Athen, stammte aus einer angesehenen Familie, zu der auch Plato gehörte, erhielt unter der Leitung des Sophisten Gorgias

und nachher des Sokrates eine sorgfältige Bildung und eröffnete 411 v. Chr. bei Verhandlung eines Criminalprocesses seine polit. Laufbahn. Sechs Jahre später wurde er nach Thessalien verwiesen, kehrte aber nach der für die Athener unglücklichen Schlacht bei Aegospotamos 405 v. Chr. infolge der Amnestie nach Athen zurück und schloß sich hier mit dem wärmsten Eifer der von den Spartanern durch Lysander eingeführten oligarchischen Verfassung der Dreißig Tyrannen an. Bei seiner geistigen Ueberlegenheit wußte sich K. in dieser Stellung sehr bald den meisten Einfluß zu verschaffen, verfuhr jedoch mit solcher Ungerechtigkeit, Härte und Grausamkeit, daß er selbst seinen charakterlosen Collegen Theramenes hinrichten ließ und zuletzt den allgemeinen Haß der Athener sich zuzog. Zum Glücke dauerte sein Schreckenssystem nur ein Jahr, da die Vertriebenen und Ausgewanderten unter Anführung des Thrasybulus (s. d.) mit bewaffneter Hand gegen die Stadt zogen, in welchem Kampfe K. 403 v. Chr. fiel. Wie als Philosoph und Redner, so zeichnete sich K. auch als Dichter namentlich in der elegischen Poesie aus. Die Bruchstücke seiner Elegien sind gesammelt von Schneidewin im «Delectus poesis Graecae elegiacae etc.» (Bd. 1, Gött. 1838), deutsch übersetzt von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) und in Vorberg's «Hellas und Rom» (Bd. 1, Stuttg. 1842).

Kriticismus nennt man seit Kant (s. d.) diejenige philos. Denkart, vermöge deren alles Wissen über die Natur der Dinge seine Festigkeit von einer gründlichen Einsicht in die Vorgänge der menschlichen Erkenntniß entlehnt, durch welche wir zu unsern exacten wissenschaftlichen Urtheilen gelangen. Der K. unterscheidet sich einerseits vom Dogmatismus (s. Dogma), welcher zwar feste Grundsätze aufstellt, die aber nicht Stich halten, andererseits vom Skepticismus (s. Skepsis), welcher zwar die Fehlerhaftigkeit der dogmatischen Grundsätze einsieht, ohne jedoch im Stande zu sein, das wirklich Feste an die Stelle zu setzen.

Kritik heißt zunächst die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit beurtheilt werden kann. Kant und seine Schüler gaben dem Namen der philosophischen K. eine bis dahin ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens oder auf die Untersuchung dessen, was dem Menschen überhaupt zu erkennen möglich sei, bezogen, und unterschieden in der Philosophie eine kritische Methode oder den Kriticismus (s. d.) von der dogmatischen und von der skeptischen. Die historische K. bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit und hat es mit der Untersuchung der Echtheit oder Authenticität gewisser, besonders schriftlicher Zeugnisse zu thun. Mit ihr steht in genauer Verbindung die philologische K., die Prüfung der schriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche die doppelte Aufgabe hat, entweder die Echtheit ganzer Werke in Beziehung auf einen genannten Verfasser zu untersuchen, oder die Richtigkeit einzelner Wörter und ihrer Verbindung zu einem Satze festzustellen, in welcher Hinsicht sie auch, wenn das absichtlich oder durch Irrthum Verdorbene durch bloße Conjectur (s. d.) wiederherzustellen ist, Conjecturalkritik genannt wird. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere K. Die höhere K. geht bei der Untersuchung der Echtheit einer Schrift entweder von äußern Umständen, von Zeugnissen anderer u. s. w., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. h. von Inhalt, Geist, Sprache und Stil der Schrift selbst aus. Im erstern Falle heißt sie äußere oder diplomatische, im letztern innere K. Diese philologische K., welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation einen Bestandtheil der höhern Philologie ausmacht, ist, was die altclassische Literatur betrifft, im 17. Jahrh. namentlich durch den Engländer R. Bentley, in neuerer Zeit unter den Deutschen vorzüglich durch F. A. Wolf, G. Hermann, Lachmann u. a. auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Lachmann, die Gebrüder Grimm, Graff, Benecke, Haupt, Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Wackernagel u. a. haben diese K. auch auf die altdeutsche Literatur angewendet. — Die Kunstkritik untersucht den innern, idealen oder ästhetischen Werth des Kunstwerks und heißt insofern ästhetische K., oder beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes und heißt dann technische K. Der gründliche Kritiker und Kunstrichter unterscheidet sich von dem Kritikaster oder Afterkritiker, dessen Urtheil ohne objectiven Grund und ohne Nothwendigkeit ist, oder sich auf willkürliche oder conventionelle Gesetze, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet und somit nicht die Natur der Sache, sondern sein individuelles Besserwissenwollen geltend macht. Solche und ähnliche Fehler haben dem

Namen der K. sowie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben. Der ästhetischen K. ist ihrem ganzen Charakter nach verwandt die sittliche K., die sich auf den Werth der Gesinnungen und Handlungen bezieht und in der Ethik ihre Haltepunkte findet, wie die ästhetische K. in der Aesthetik.

Kroaten als besondere Truppengattung kommen während des Dreißigjährigen Kriegs in den österr. Heeren vor, und zwar als leichte Reiterei. Diese waren aber nicht allein aus den Bewohnern Kroatiens (s. d.) und andern südslaw. Stämmen genommen, sondern auch aus den Magyaren und insofern gleichbedeutend mit Husaren. Bei Breitenfeld kämpften fünf Regimenter K. unter Isolani. Wegen ihrer Kriegsbrauchbarkeit suchte man in Frankreich zu jener Zeit eine ähnliche Truppe unter dem Namen Cravates zu organisiren. Dieselbe entsprach aber dem Zwecke nicht, war auch noch zu schwer (mit Helm und Küraß) bewaffnet. Später, im 18. Jahrh., namentlich im Siebenjährigen Kriege, treten die K. nur als leichte Infanterie auf, welche wenig disciplinirt war, aber im Kleinen Kriege treffliche Dienste leistete. Sie bildeten Freicorps, welche man nach bestimmten Bezirken organisirt und uniformirt wurden. Die jetzigen Grenzregimenter des österr. Heeres werden wegen ihrer Nationalität wol auch noch K. genannt, doch ist diese Bezeichnung nicht officiell. Sie haben übrigens, nach österr. Zeugniß, viel von ihrer frühern Brauchbarkeit verloren, seit sie ihre eigenthümliche Fechtweise gegen das Reglement der übrigen Infanterie aufgeben mußten.

Kroatien, ein Königreich der österr. Monarchie, bildet mit Slawonien (s. d.) zusammen ein eigenes Kronland, das im N. von Steiermark und Ungarn, im O. und S. von der Militärgrenze, im W. von dem Adriatischen Meere, Krain und Steiermark begrenzt wird und einen Flächeninhalt von 350 Q.-M. umschließt, wovon 179 auf das eigentliche K. (nämlich die Comitate Agram, Warasdin, Kreutz und Fiume) und 171 auf Slawonien (d. i. auf die Comitate Pozega, Essek und Syrmien) entfallen. K. wird von niedrigen, meist starkbewaldeten Ausläufern der Steiermärkischen und Krainer Alpen und mehrern recht fruchtbaren Thälern durchzogen und von der Save mit der Kulpa, der Drave mit der Mur bewässert. Das Klima ist bei der zwar südlichern, aber höhern und den Alpen benachbarten Lage nicht wärmer als in den angrenzenden Theilen von Ungarn, im ganzen sehr mild und in K. weit gesünder als in Slawonien. Die Bevölkerung belief sich (ohne Militär) nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 auf 876009 Seelen (434744 männlich und 441265 weiblich), nämlich 544378 in K. und 331631 in Slawonien, und ward für Anfang 1864 auf 942000 Individuen berechnet. Die Einwohner leben in 9 Städten, 60 Marktflecken und 3025 Dörfern; sie gehören in K. der kroat., in Slawonien der serb. (slawonischen) Nationalität an. Außerdem zählt man etwa 25000 Deutsche, 13000 Magyaren, 6—7000 Czechen und Slowaken, 500 Italiener (in Fiume), 1700 Zigeuner und mehr als 5000 Israeliten. Vorherrschende Confessionen sind die römisch-katholische und die griechisch-orientalische, von denen die erstere unter dem Erzbischofe von Agram und drei Bischöfen, die letztere, welche etwa 130000 Anhänger zählt, unter dem Patriarchen zu Carlowitz und drei Bischöfen steht. Ackerbau und Weincultur sind Hauptnahrungszweige. Obst und Kastanien werden in Menge gewonnen, im Litorale selbst Südfrüchte. Der Ertrag an Wein beträgt durchschnittlich 3,6 Mill. wiener Eimer jährlich. Etwa ein Drittel des Areals ist mit Waldungen bedeckt, deren vortreffliches Bauholz indessen noch wenig benutzt wird. Die Viehzucht erfährt keine hinreichende Pflege. Im Oct. 1857 wurden 130359 Pferde, 356622 Rinder, 194668 Schafe, 28781 Ziegen und 417096 Schweine gezählt. Mineralerzeugnisse findet man nur wenige, und die Schwefel- und Kohlenwerke zu Radaboje und das Kupfer- und Eisenwerk zu Ruda sind die einzigen Bergwerksunternehmungen. Mehrere ausgezeichnete Heil-, insbesondere Schwefelquellen hat das Warasdiner Comitat (wie zu Krapina, Toplice u. s. w.) aufzuweisen. Die gewerbliche Thätigkeit befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe; blos im fiumaner Gebiete regt sich entschiedener das industrielle Leben, wo namentlich der Schiffbau, die Rhederei, die Papier- und Lederfabrikation und Mehlbereitung die Quellen des Wohlstandes bilden. Die bedeutendsten Plätze des Handels, der besonders Getreide, Wein und Holz ausführt, sind die Freihäfen Fiume, Karlstadt und Agram. Der innere Verkehr wird hauptsächlich durch die bei Steinbrück an der wien-triester Strecke abzweigende Eisenbahn nach Agram, Sissek und Karlstadt sowie durch die von dem letztgenannten Orte ausgehenden Commerzialstraßen gefördert, nämlich durch die kunstreich angelegte Luisenstraße, die 12 M. lange, fast ganz in Felsen gehauene Karolinenstraße und die Josephinenstraße, von welchen die zwei ersten nach Fiume, die dritte nach Zengg führt. Den Mittelpunkt der geistigen Cultur bildet die Hauptstadt Agram (s. d.), wo sich eine südslaw. Akademie der Wissenschaften und Künste (im Jan. 1866 errichtet),

eine Landwirthschaftsgesellschaft, Vereine für Literatur und Geschichte und als höhere Lehranstalt eine Rechtsakademie befinden. Sonst bestehen im ganzen Lande drei theol. Seminare, sechs Gymnasien, drei Realschulen, 488 öffentliche Volksschulen (1863 mit 34283 schulbesuchenden Kindern gegenüber 76205 schulfähigen Kindern), eine land- und forstwirthschaftliche Schule (in Kreutz) und zwei nautische Schulen.

Die Verfassung K.s und Slawoniens beruht auf dem kaiserl. Patente vom 7. April 1850 und verschiedenen ältern und neuern Gesetzen. Die gesetzgebende Gewalt in Landessachen wird vom Kaiser unter Mitwirkung des Landtags ausgeübt, dessen Zusammensetzung noch nicht definitiv geregelt ist. Nach der provisorischen Wahlordnung vom 24. Mai 1865 besteht der Landtag, unter dem Vorsitze des Banus, aus dem Erzbischofe von Agram, dem Metropoliten von Carlowitz, den Bischöfen, dem Vicekapitän des Landes, den großjährigen Magnaten (Fürsten, Grafen und Freiherren), den Obergespanen und dem Comes von Turopolje, aus 108 Deputirten der Comitate, freien Districte, Städte und bedeutendern Gemeinden, aus 11 Deputirten der Domkapitel, Consistorien und begüterten griech. Klöster und 1 Deputirten der Akademie der Wissenschaften. In den Comitaten ist die Wahl indirect, in den Städten direct. Deputirter kann ohne Unterschied des Standes jeder Landesangehörige des kath. oder griech.-orient. Glaubensbekenntnisses sein, wenn er nur schriftkundig ist und das 24. J. zurückgelegt hat. Wenn es sich um staatsrechtliche Fragen handelt, so erscheinen auf dem Landtage auch die Deputirten aus der kroatisch-slawonischen Militärgrenze (s. d.). In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths soll das Land neun Vertreter entsenden. Betreffs der Verwaltung besitzt K. und Slawonien eine besondere Hofkanzlei in Wien, welcher die Stellung eines Ministeriums zukommt, und der die innern Angelegenheiten, Cultus und Unterricht, Gewerbesachen, Landescultur und administrative Justizangelegenheiten überwiesen sind. (S. Oesterreich.) Unter dieser steht als polit. Oberbehörde der Statthaltereirath in Agram, mit dem Banus an der Spitze. Diesem sind wieder als Administrativstellen die Comitatsbehörden in den sieben Comitaten, in die das Land eingetheilt, und die Magistrate der neun königl. Freistädte unmittelbar untergeordnet. Der Vorstand jeder Comitatsbehörde ist der vom Landesherrn ernannte Obergespan, dem eine Comitatsvertretung (Skupschtina) zur Seite steht. Auch sind ihm die untersten polit. Behörden, nämlich die 57 Stuhlrichterämter, untergeordnet, welche überdies die Rechtspflege in erster Instanz auszuüben haben. Andere Gerichte erster Instanz sind die Stadtgerichte und die (collegialisch organisirten) Comitatsgerichtstafeln. Gerichtshof zweiter Instanz ist die Banaltafel in Agram, und als höchstes Gericht fungirt die Septemviraltafel ebenda. Die Finanzverwaltung des Landes wird von der Finanz-Landesdirection in Agram geleitet, unter welcher vier Finanz-Bezirksdirectionen stehen, von denen wieder 42 Steuerämter abhängen. In Militärsachen steht K. und Slawonien unter dem Landes-Generalcommando in Agram und stellt zur österr. Armee zwei Infanterie- und zwei Ulanenregimenter.

K. mit Einschluß der kroat. Militärgrenze und von Türkisch-Kroatien, d. i. dem nordwestl. Theile von Bosnien, war in frühester Zeit von den Pannoniern bewohnt, nach deren Besiegung durch die Römer unter Augustus das Land eine Provinz von Illyrien wurde. 489 wurde es von den Ostgothen eingenommen und gehörte nun zu deren Reiche in Italien, bis es 535 Kaiser Justinian wieder eroberte. Hierauf unterlag es der Gewalt der Avaren, bis endlich 640 die Kroaten (Chrowaten, Chorwaten oder Horwaten, d. i. Bewohner der Karpaten als des einstigen Hauptsitzes der slaw. Stämme) daselbst einwanderten und dem Lande seinen heutigen Namen gaben. Sie geriethen nach langen Kämpfen im 8. Jahrh. unter die Herrschaft der fränk. Könige, unterwarfen sich 864 dem byzant. Kaiser, machten sich aber später wieder unabhängig und bildeten ein selbständiges Reich. Dies theilte sich nachmals in zwei Hauptgebiete, nämlich in das dalmatische Küstenland und in die zwischen Drave und Save gelegene Provinz, welche 892 Brazlaw als Vasall des deutschen Königs Arnulf besaß, die aber alsbald in die Hände der Ungarn fiel, von denen sie sich unter der stürmischen Regierung König Salomo's wieder frei machte. Die Beherrscher K.s, das als Lehnsstaat des Byzantinischen Reichs im 9. Jahrh. zu einem mächtigen und blühenden Reiche emporgewachsen, bald aber infolge innerer Kriege und des Kampfes mit Venedig um die Küstenstädte verfallen war, nahmen seit 994 den Titel der Könige von K. an, den sie um 1050 mit dem der Könige von Dalmatien vertauschten. Zwonimir Demetrius, vorher blos Ban von K., entzog sich, von seiner Nation 1075 zum Könige gewählt, der Lehnshoheit des byzant. Kaisers, unterwarf sich dem Papste und erhielt von Gregor VII. den Königstitel bestätigt. Als mit seinem Tode 1089 das königl. Geschlecht ausstarb und große Wirren in K. entstanden, eroberte der ungar. König Ladislaw I. 1091 das Land bis zur Save, schlug es zur ungar. Krone und theilte es in Comitate. Nach seinem Tode versuchte K. sich der ungar.

Herrschaft zu entziehen, wurde aber durch König Koloman 1097 zurückerobert, dem sich 1102 auch die übrigen, von den Ungarn bisher noch nicht besiegten Kroaten unterwarfen. Hierauf hatte das Land unter dessen Sohne Stephan wieder viel von den Venetianern zu leiden, bis der Sieg bei Zara 1117 zu Gunsten desselben entschied. Dagegen eroberte 1168 der griech. Kaiser, angeblich zu Gunsten seines Schwiegersohnes Bela, des Königs von Ungarn, fast das ganze Land, und erst nach des Kaisers Tode kam es durch Eroberung an Bela und so wieder an Ungarn. Hierauf behauptete es als Königreich K. und Dalmatien einige Zeit eine ziemlich unabhängige Stellung. 1300 unterwarf es sich König Karl von Sicilien, der 1309 den Thron von Ungarn bestieg und K. wieder mit diesem Reiche vereinigte. Sodann wurde es 1342 durch König Ludwig I. nebst Dalmatien und Slawonien mit Siebenbürgen vereinigt und kam so unter die unmittelbare Herrschaft der Ungarn. Fortan häufig ein Gegenstand des Streites zwischen Ungarn und Venedig, beunruhigten das Land nach der Mitte des 15. Jahrh. fast fortwährend auch die Türken. Nachdem König Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg-Oesterreich 1526 zum König von Ungarn erwählt worden war, huldigten ihm 1527 auch die kroat. Stände. 1592 eroberten die Türken die Festung Bihács in K., die nebst einigen umliegenden Orten, wie Berbir, Dubicza u. s. w., seitdem das Türkische K. (ein Sandschak von Bosnien) bildete. Die eigentliche Grenze wurde aber erst 1699 durch den Carlowiczer Frieden bestimmt, in welchem der Sultan alles Land jenseit der Unna an das österreichische K. abtrat. Das Kroatische Litorale wurde 1717 zu der kaiserl. deutsch-kroat. Handelsgesellschaft oder zum österr. Litorale geschlagen, blieb aber unter der Gespanschaft Agram bis 1776, wo das Litorale aufgehoben, der Strand in drei Comitate vertheilt und wieder mit K. vereinigt wurde. Die Stadt Fiume erklärte man jedoch 1797 zu einem für sich bestehenden und integrirenden Theil der ungar. Krone. Auch nach Beendigung der franz. Kriege blieb Fiume von 1823—48 mit der ungar. Krone vereinigt. Die drei Reiche K., Slawonien und Dalmatien wurden von 1767—77 Illyrien genannt und von einer besondern illyr. Hofdeputation zu Wien regiert. Später bildete jedes wieder ein besonderes Königreich; jedoch blieben die Militärgrenzen getrennt und behielten ihre besondere militärische Verfassung. K. und Slawonien waren bisher als Ungarn einverleibte Königreiche behandelt worden. Indessen suchten die Kroaten, erbittert durch den Sprachenzwang, welchen die Magyaren in neuerer Zeit auszuüben strebten, eine möglichst unabhängige Stellung zu erringen und schlossen sich in dieser Beziehung den stammverwandten Serben in Ungarn an. Die kroat.-serb. Bewegung, welche 1848, namentlich unter Leitung des Ban Jellachich (s. d.), zugleich mit der ungar. Revolution ausbrach, hatte auf den Verlauf der letztern (s. Ungarn) sehr bedeutenden Einfluß. Die österr. Reichsverfassung von 1849 sprach die Trennung K.s und Slawoniens von Ungarn aus, und beide Königreiche wurden zu einem eigenen Kronlande vereinigt, welchem auch das kroat. Küstenland und die Stadt Fiume nebst ihrem Gebiete einverleibt ist. Mit der neuorganisirten serb. Wojwodschaft wurden nun die syrmischen Bezirke Ruma und Illok verbunden, die aber nach Auflösung der Wojwodschaft (Ende 1860) an Slawonien wieder zurückfielen. In den J. 1849—60 war in K., gleichwie in Ungarn, die österr. Gesetzgebung eingeführt; auf Grund des Diploms vom 20. Oct. 1860 wurde jedoch sowol die frühere Verfassung als auch die nationale politische und Justizverwaltung wiederhergestellt. (S. Oesterreich.) Vgl. Csaplovicz, «Slawonien und K.» (2 Bde., Pesth 1819); Reigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851).

Krodo hieß nach einem sächs. Chronisten des 15. Jahrh. ein heidnischer Gott in Deutschland, dessen Haupttempel auf der Harzburg gestanden haben soll. In Goslar wird ein sehr alter bronzener Kasten von kunstreicher Arbeit als K.'s Altar gezeigt. Dieser K. ist jedoch längst von der Kritik als eine Erfindung gestrichen.

Krokodile bilden eine eigene Familie der eidechsenartigen Reptilien, die sich von allen andern durch ihre panzerartige Bekleidung sowie durch ihre Größe und Wildheit unterscheiden. Es gibt drei Gattungen dieser Familie, die wieder in mehrere Species zerfallen. Alle halten sich im Wasser und auf dem Lande auf, wohnen in den heißesten Erdstrichen in Flüssen oder deren Ausmündungen, leben nur von andern Thieren, die sie theils durch ihre Schnelligkeit bewältigen, theils im muthigen Kampfe besiegen, gehören zu den gefährlichsten Raubthieren und bilden in manchen Gegenden, z. B. auf Borneo, eine wahre Landplage. Die Gattungen sind: die eigentlichen K. (Crocodilus) mit ganzen Schwimmhäuten an den Hinterfüßen; der Kaiman oder Alligator (s. d.) mit nur halben Schwimmhäuten, und der Gavial, der sich durch schnabelartige Schnauze auszeichnet, nur von Fischen lebt und auf den Ganges und die übrigen großen Ströme Indiens und den Ostindischen Archipel beschränkt ist. Zu den eigentlichen K., die in der Alten

und Neuen Welt vorkommen, während die Alligatoren Amerika eigenthümlich sind, gehört als eine der berühmtesten Species das Nilkrokodil, welches ausgewachsen 30 F. mißt und einen für Flintenkugeln undurchdringlichen Panzer trägt. Es findet sich in ganz Afrika oft in erstaunenerregender Menge; im Alterthume kam es im ganzen Laufe des Nils, auch im Delta vor, wo es jetzt ausgerottet ist. In kältern Flüssen und Seen lebt es nirgends. Den Alten war es wohl bekannt und den Aegyptern sogar heilig, welche die wilden fütterten und halbgezähmte in der Nähe der Tempel erzogen. Große Mengen dieses Thiers, von allen Größen und Altern, die mit der noch lebenden Species vollkommen identisch sind, finden sich in den Katakomben der alten Aegypter einbalsamirt. Die Aegypter glaubten, daß das Ichneumon (s. d.) dem schlafenden Krokodil in den Rachen krieche und es tödte. Thatsache ist, daß die Nileidechse Waran in Nubien wie in Süd-Guinea, wo das Krokodil noch größer als im Nil ist, darauf ausgeht, die Brut und die Eier desselben zu zerstören, und dadurch hier so nützlich wird wie dort. Auf der Insel Madagaskar ist das eigentliche Krokodil in allen Flüssen und Seen überaus zahlreich.

Kronburg, s. Helsingör.

Krone stammt vom lat. corona, das eigentlich Kranz bedeutet. Kränze wurden von Griechen und Römern bei festlichen, frohen Anlässen vielfach angewendet. Als besondere Auszeichnung kommt der Kranz (stephanos) bei den Griechen theils als ein Amtszeichen, z. B. der Archonten, theils als Schmuck der Sieger in den öffentlichen Wettspielen, theils als Ehrenzeichen für verdiente Bürger vor, welches letztere anfangs aus Zweigen, namentlich des Oelbaums, gewunden, später aus Gold gebildet wurde. Bei den Römern wurde die corona besonders als kriegerisches Ehrenzeichen ertheilt. Am höchsten war die corona obsidionalis geschätzt, die eine belagerte Besatzung oder ein eingeschlossener Heerhaufen dem Entsatzbringenden aus Gras wand, das auf dem eingeschlossenen Raume gewachsen. Eine Auszeichnung dessen, der entweder die Mauer eines belagerten Orts oder den Bord eines feindlichen Schiffs zuerst erstiegen oder den feindlichen Lagerwall zuerst durchbrochen hatte, waren die corona muralis, ein Reif mit Mauerzinnen, die corona rostrata oder navalis, ein Reif mit Schiffsschnäbeln, die corona vallaris oder castrensis, ein Reif mit Schanzpfählen, entweder aus Gold oder vergoldet. Die corona civica oder die Bürgerkrone aus Eichenlaub wurde dem zutheil, der einem Bürger das Leben gerettet. Beim Triumph trug der Triumphator die corona triumphalis, aus Lorber, bei der Ovation die corona ovalis, aus Myrten geflochten. In den neuern Staaten wurde die K. an der Stelle des Diadems (s. d.) das ausschließende Zeichen fürstl. Würde und sehr verschieden gestaltet, bis die Heraldik ihr zur Bezeichnung des Grades der Herrscherwürde wieder eine genau bestimmte Gestalt vorschrieb. So entstand die Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und die adeliche K., während der Papst sich die dreifache K. (s. Tiara) beilegte. Die feierliche Aufsetzung der K. oder die Krönung (s. d.) ist noch jetzt in vielen, namentlich den größern Monarchien als symbolische Handlung des Regierungsantritts gebräuchlich. Figürlich gebrauchte man nach und nach K. statt Kroninhaber oder Herrscher, ja sogar gleichbedeutend mit Staat, wie man denn z. B. noch gegenwärtig von einer K. England spricht. Indeß hat die neuere Zeit die Begriffe K. und Staat wieder zu scheiden angefangen, indem man im Gegensatze zum Staate unter K. den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern, vom Staate verschiedenen Person, zukommen. In diesem Sinne spricht man im Gegensatze der Staatsgüter von Krondomänen und Krongütern, mit denen man meist einen ähnlichen Begriff wie vormals in Deutschland mit den Chatoullegütern verbindet. Die neuere Zeit unterscheidet indeß auch hier wieder zwischen Kron- und Privatdomänen, von denen die erstern in der Regel unveräußerlich sind und dem jedesmaligen Herrscher blos zum Nießbrauch anheimfallen, während die letztern gleich andern Privatbesitzungen veräußert werden können. Auch der ursprüngliche Begriff von Kronämtern hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Die Kronämter waren schon in den alten Staaten größtentheils Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, wie z. B. in dem ehemaligen Deutschen Reiche, wobei noch zu bemerken ist, daß sie gewöhnlich in bestimmten Familien erblich waren. (S. Erbämter und Erzämter.) Dagegen bestehen die in neuern Staaten errichteten Kronämter beinahe ausschließend in Hofdiensten.

Krone ist der Name mehrerer Münzen. Die deutsche K. bildet in Gemäßheit des Wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 die Goldmünze des deutschen Münzvereins. Dieselbe wird in ganzen und halben Stücken ausgeprägt. Die ganze K. enthält $^1/_{50}$ Zollpfd. oder 10 franz. Grammen fein Gold; die Feinheit der Stücke ist $^9/_{10}$ oder 900 Tausendtheile, sodaß 45 ganze K. ein Pfund wiegen oder eine K. $11^1/_9$ Gramme. Die ganze wie die halbe K. ist bloße Han-

delsmünze und hat mithin keinen festen Preis in der Landeswährung der betreffenden Staaten. Einige dieser Staaten, wie Sachsen, Hannover, Oesterreich (nicht aber Preußen) nahmen sie jedoch in ihren Kassen an und bestimmten zu diesem Behufe periodisch einen Kassenpreis. In Bremen ist die K. auf den Preis von $8\frac{4}{10}$ Thlr. Gold (in Bremer Währung) festgesetzt. Die K. ist in ganz Deutschland keine beliebte Münze, weshalb man ihr im Umlauf nur wenig begegnet; auch wurde sie bisher nur in verhältnißmäßig geringen Mengen ausgeprägt. In Portugal bildet die K. oder Corōa ebenfalls die Einheit der Goldmünze. Sie wird daselbst auch in halben, Fünftel- und Zehntelstücken ausgeprägt und hat seit 1854 einen Werth von 10 Milreis, ein Feingewicht von 16,257 Grammen, eine Feinheit von $^{11}/_{12}$ oder $916^2/_3$ Tausendtheilen und somit einen Werth von 1,626 deutsche K. **Kronenthaler**, K. oder auch Silberkrone (couronne oder écu de Flandres) hieß früher eine größere Silbermünze, die seit 1754 von Oesterreich für seine ehemaligen Besitzungen in den Niederlanden nach dem Reichsfuß geprägt wurde und ihren Namen nach den in den obern drei Winkeln des auf dem Revers befindlichen burgund. Andreaskreuzes erscheinenden Kronen trägt (daher auch Kreuzthaler genannt). Mit demselben Gepräge gab es auch halbe, Viertel- und Achtelkronen. Das Silber ist dabei zu 13 Lth. 16 Grän fein, und acht Stück gehen auf die Mark rauh. In Oesterreich sind sie bis auf die neuesten Zeiten üblich gewesen. Kronenthaler, den österreichischen an Gehalt und Werth ganz gleich, schlugen ferner: Baiern seit Maximilian Joseph, auf denen der Revers Schwert (daher auch der Name Schwertthaler) und Scepter im Kreuz und eine Krone darüber darstellt; Würtemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Koburg und Waldeck. In neuerer Zeit sind die Kronenthaler mehr und mehr aus dem Umlaufe verschwunden, und ihre Ausprägung hat in den südl. Zollvereinsstaaten seit der Einführung des $24\frac{1}{2}$-Guldenfußes (1837) ganz aufgehört. Ueber die britische K. s. Crown. — Bis auf neuere Zeit herab war die K. in Frankfurt a. M. (bis 1. Juli 1858) und in Basel (bis 1839) auch ein Gewicht für verarbeitetes Gold, an ersterm Orte für das achtzehnkaratige ($^3/_4$ oder 750 Tausendtheile feine) Gold, das deshalb Kronengold hieß, und es entsprach hier die K. (deren $69\frac{1}{2}$ auf eine Mark gerechnet wurden) 3,3648, in Basel aber 3,37 Grammen.

Kronglas, s. Crownglas.

Kronos, s. Saturnus.

Kronstadt (ungar. Brassó), Stadt im Lande der Sachsen im Großfürstenthume Siebenbürgen und Hauptort des gleichnamigen Districts, liegt hinter und zwischen Bergen, an eine Waldwand gelehnt, in einer herrlichen Gegend, ungefähr 1900 F. über dem Meere, am Fuße der Hochgebirge, weshalb es heftigen Nord- und Nordostwinden ausgesetzt ist. Unter den Gebäuden der innern Stadt zeichnet sich vor allem die evang. Domkirche aus. Dieselbe wurde zuerst 1385—1425 erbaut, litt in den J. 1516 und 1534 durch Erdbeben so, daß das Gewölbe erneuert werden mußte, und brannte im April 1689 fast ganz ab. Die Kirche enthält ein merkwürdiges Orgelwerk von Buchholz in Berlin. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathhaus, das in der Mitte des 16. Jahrh. erbaute Kaufhaus und die kath. Kirche. Die auf der Nordostseite der Stadt auf einem Bergrücken errichtete kleine Festung spielte im Feldzuge von 1848—49 eine nicht unwesentliche Rolle. Unter den drei Vorstädten ist die Obere oder Walachenvorstadt die bedeutendste; sie erstreckt sich 1 St. weit in die Schluchten der Gebirge und enthält die Wohnungen der Wohlhabenden. K. ist eine königl. Freistadt, doch hat sie von ihrer Autonomie kaum einen Schatten bewahrt. Sie ist der Sitz mehrerer landesfürstl. Beamten, eines infulirten Abts als kath. Stadtpfarrers, eines evang. Dechanten, eines walach. nichtunirten Erzpriesters und hat für alle drei Confessionen gute Lehranstalten, unter denen sich namentlich das evang. Gymnasium auszeichnet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1857) auf 26826, darunter über 10000 Deutsche, etwa 9000 Walachen und gegen 5000 Magyaren. Der Confession nach zählt man 9500 Lutheraner, über 10000 nichtunirte Griechen, 4000 Katholiken, gegen 1000 Reformirte. K. ist die bedeutendste Handels- und Fabrikstadt Siebenbürgens. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Gewerbfleißes sind Tuch, Leder, Schnüre, Kerzen, Lederzeug, Schuhe, hölzerne Feldflaschen, Wachstuch, Papier u. s. w. Auch bestehen ein Eisen- und ein Kupferhammer sowie Türkischrothfärbereien. Handel und Verkehr sind sehr lebhaft, besonders mit der Moldau und Walachei. Das Fuhrwesen bildet die Erwerbsquelle für einen nicht unbedeutenden Theil der Bewohner. Die Umgebung K.s führt den Namen Burzenland, nach dem Bache Burzen, welcher der Alt oder Aluta zufließt. K. soll schon zu Anfange des 13. Jahrh. angelegt worden sein. Im 16. Jahrh. war die Stadt der Ausgangspunkt der luth. Reformation, und ihr Reformator Honterus stand mit Luther in unmittelbarer Beziehung.

Ihren früher ungemein bedeutenden Handel schützten die Könige von Ungarn durch ausgedehnte Privilegien. K. war sonst stark befestigt; doch sind die Werke jetzt zum Theil verfallen.

Kronstadt, eine feste Seestadt im russ. Gouvernement und $5\frac{1}{2}$ M. westlich von Petersburg an der schmalsten Stelle des Finnischen Meerbusens, der Newamündung gegenüber auf einem hohem, über 1 M. langen, aber nur schmalen Kalkfelsen, der Kotlin-Ostrow, d. h. Kesselinsel (finn. Retusari, d. h. Ratteninsel), gelegen und durch diese Lage wie durch die Stärke ihrer Werke das Hauptbollwerk Petersburgs, die wichtigste Festung, der bedeutendste Kriegs- und belebteste Handelshafen des Reichs, ward 1710 von Peter d. Gr. auf der den Schweden 1703 entrissenen wüsten Insel als Hafen von Petersburg gegründet und mit Forts versehen, die unter seiner Tochter Elisabeth durch den Architekten Kokorinow sowie unter Paul, Alexander und Nikolaus I. beträchtlich erweitert und verstärkt wurden, sodaß die im Mai 1855 erschienene engl.-franz. Flotte nur Recognoscirungen wagte. K. ist Sitz der Admiralität und eines Militärgouverneurs. Die Stadt hat gerade, regelmäßige Straßen, viele schöne Gebäude, drei griech. Kirchen mit zwei Kapellen, eine luth., eine engl. und eine kath. Kirche und die großartigsten Marineanstalten, eine Matrosen- und eine Steuermannsschule, ein Seearsenal, eine Stückgießerei, ein Seelazareth, Kasernen, Schiffswerfte, Docks, Zollgebäude und bedeutende Magazine. Es bestehen drei abgesonderte Hafenbassins: der Kauffahrteihafen für 1000 Schiffe, der Mittelhafen für die Ausrüstung der Kriegsschiffe, beide sehr tief, und der Kriegshafen, welche sämmtlich außer den eigenen Festungswerken durch das nahe, auf zwei kleinen verschanzten Nachbareilanden ebenfalls von Peter d. Gr. schon 1701 erbaute starke Fort Kronslott (Kronschloß) gedeckt sind. Als Uebelstände sind zu betrachten, daß in dem hier bei der Nähe der Newamündung noch süßen Wasser die Schiffe leicht faulen, sowie daß durch die lange Dauer des Eises, gewöhnlich von Ende Nov. bis in den April, das Aus- und Einlaufen der Schiffe behindert wird. Gleichwol ist K. der wahre Handelshafen von Petersburg und der Mittelpunkt des Handels von Nordrußland. Alljährlich laufen etwa 3000 Schiffe ein und aus. Dazu kommt noch die stete Dampfbootverbindung zwischen K., Petersburg, Peterhof und Oranienbaum. Auch müssen Dampfschiffe von Reval, Helsingfors, Stockholm, Stettin, Lübeck und Havre jederzeit hier anlegen. Die durch den starken Seeverkehr herbeigeführte Frequenz wird noch vermehrt durch die beständigen Evolutionen der kaiserl. Ostseeflotte, welche hier stationirt ist, und die einen großen Theil ihrer überzähligen Truppen hier einquartiert. So ist es erklärlich, daß die keineswegs große Stadt 1866 an 50000 (1863: 48413) E. hatte, deren Zahl sich aber im Sommer während der Zeit des lebhaften Handelsverkehrs bedeutend steigert, indem sich dann Arbeiter, Matrosen, Mariniers, Kaufleute, Russen, Deutsche, Engländer in großer Menge zusammenfinden. Eine wahre Flotille von kleinern Schiffen stellt die Verbindung mit Petersburg her sowie eine große Zahl von Dampfschiffen, die täglich zu bestimmten Stunden dahin abgehen. Auch findet regelmäßige Dampfbootverbindung statt mit Riga, Stockholm (über Wiborg und Helsingfors), Stettin (über Swinemünde), Lübeck und Hull (über Kopenhagen). 1863 liefen 1596 Segel- und 308 Dampfschiffe ein.

Kronsyndikus, s. Syndikus.

Krönung nennt man die Einsetzung und Anerkennung eines Monarchen unter kirchlichen Feierlichkeiten. In ältern Zeiten, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher war oder das Recht zu regieren nicht ohne förmliche Uebernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden sollte, war dieselbe nothwendiger als gegenwärtig, wo der Drang nach Vereinfachung die Unentbehrlichkeit symbolischer Handlungen nicht mehr anerkennen und sogar die K. durch eine bloße Huldigung (s. d.) ersetzen läßt. Das Wesentliche bei der K. ist der Eid des Monarchen, daß er gerecht regieren, das wahre Wohl seines Volks stets vor Augen haben und die Grundgesetze gewissenhaft befolgen wolle, sodann das Aufsetzen der Krone unter Gebet und Salbung. In Frankreich geschah solches von alter Zeit her in der erzbischöfl. Kirche zu Rheims, in England geschieht es in der Westminsterabtei. Auch in Oesterreich und Rußland ist die K. noch üblich, und König Wilhelm von Preußen nahm 1861 durch diese Feierlichkeit den Thron in Besitz. Hauptsächlich zeichnete sich durch vielfache Ceremonien und Pracht die K. des deutschen Kaisers aus, welche denselben als den ersten christl. Fürsten bezeichnen sollte.

Kropf (Ingluvies) nennt man in der Zoologie die sackartige Erweiterung der Speiseröhre, welche besonders den Hühnern, Tauben, Papagaien und Tagraubvögeln eigen ist, unter den übrigen Vögeln aber nur bei einzelnen Gattungen gefunden wird. Im K. erweicht das Futter, bevor dasselbe in den Muskelmagen gelangt. Haben diese Vögel Junge, so soll der K. eine milchähnliche Flüssigkeit absondern, mit welcher die Jungen geatzt werden. — Beim Menschen

nennt man K. im gewöhnlichen Leben jede Anschwellung an der vordern Seite des Halses. Doch bezeichnet die Pathologie eine solche Anschwellung nur dann mit dem Namen K. (Struma), wenn sie von einer Vergrößerung der die Luftröhre nach vorn und seitlich bedeckenden Schilddrüse (s. d.) herrührt, und unterscheidet davon gewöhnlich drei Arten. Der Gefäßkropf entsteht durch Erweiterung der in der Drüse sich verzweigenden Gefäße. Der lymphatische K., die am häufigsten beobachtete Art, wird durch Ausscheidung wässeriger oder gerinnender, meist gallertartiger Stoffe in das Gewebe dieser Drüse gebildet und stellt sich in vielen verschiedenen Formen dar; finden sich im K. kleinere oder größere, kugelrunde Bälge, so heißt er Cystenkropf (Struma cystica). Der krebsartige K. bildet eine harte Geschwulst der Drüse, deren Gewebe nach Art des Krebses (s. d.) verhärtet ist. Die Ursachen des K. sind ungewiß. Er ist in manchen Gegenden endemisch, ohne daß man den Grund davon aus der Beschaffenheit der Luft und des Wassers, wie bisher immer geschehen, mit unbezweifeltem Rechte herleiten könnte. Bei Männern findet man ihn seltener als bei Frauen, auch findet man ihn oft bei Kretinen (s. d.). Heftige Anstrengungen, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, Schreien, Husten, Niesen, Geburtsarbeit u. s. w. bringen ihn häufig, manchmal sehr schnell hervor oder treiben ihn wenigstens unter dem Brustbein hervor, woselbst manchmal eine bedeutende Anschwellung der Schilddrüse verborgen liegt und bei Mangel an Raum auf die Luftröhren und Gefäßstämme drückt (der innere oder eingeklemmte K.). Meist ist der K. ohne Schmerzen und vergrößert sich langsam ohne eigentliche Beschwerde und ohne die Functionen zu stören. Zuweilen jedoch gibt er durch Druck auf die Luftwege oder Schlingorgane oder Gefäßstämme ein Hinderniß des Athmens, Schlingens und des Kreislaufs ab. Auch verbindet sich leicht damit allgemeine Blutarmuth und eine charakteristische Hervortreibung des Augapfels (Glotzauge), oder der K. geht in eine wegen der benachbarten Theile gefährliche Entzündung über. Wird der K. sogleich bei seiner Entstehung bekämpft, so gelingt es oft, ihn zu heilen. Als Hauptmittel wendet man besonders das Jod an, welches auch der wirksame Bestandtheil vieler ehedem gebräuchlicher Kropfmittel (z. B. des gebrannten Meerschwamms, der Schwammsteinchen, der Seetange, der heilbronner Adelheidsquelle und anderer Mineralwässer) ist. Das Jod wird entweder aufgepinselt oder als Jodkalium innerlich genommen; doch bietet auch dies keine sichere Gewähr der Heilung.

Krösus, der letzte König von Lydien, Sohn des Alyattes, dem er 571, nach andern 567 v. Chr. in der Regierung folgte, machte sich die kleinasiat. Griechen zinspflichtig, dehnte sein Reich im Osten bis an den Halys aus und gewann theils durch diese Eroberungen, theils aus den Bergwerken und dem Goldsande des Paktolos so bedeutende Reichthümer, daß man mit dem Ausdrucke «Reichthümer des K.» später unermeßliche Schätze überhaupt bezeichnete. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen und empfand es der Sage nach einst sehr übel, daß der weise Solon (s. d.), der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen. Bald aber sollte K. die Wahrheit dieses Ausspruchs in ihrer ganzen Stärke an sich selbst erfahren, da ihm sein geliebter Sohn Atys oder Attis auf der Jagd durch Adrastos, den Sohn des Gordios, aus Versehen getödtet wurde und ihm nur noch ein stummer Sohn übrig blieb, der freilich die Sprache später wieder erhielt, er selbst aber von Cyrus, den er nach einer falschen Deutung des delphischen Orakelspruchs angegriffen hatte, geschlagen und nach der Eroberung von Sardes 557 v. Chr. gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Eingedenk der Solonischen Mahnung rief er dreimal «O Solon!» Cyrus, als er den Sinn dieses Ausrufs erfuhr, wurde dadurch so gerührt, daß er ihm Leben und Freiheit schenkte und ihn zum steten Begleiter und Rathgeber auf seinen Feldzügen wählte und außerordentlich mild behandelte. Sein Todesjahr ist zwar nicht bekannt, doch lebte er noch unter Kambyses (s. d.). Der von diesem über ihn verhängten Todesstrafe, weil er ihm wegen seiner verkehrten Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, entging er nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon einige den Vorfall mit Solon leugnen, andere die Verurtheilung zum Feuertode nicht erwähnen, so bleibt doch K. ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf irdische Güter.

Kröten (Bufones) nennt man eine Familie der schwanzlosen Amphibien (s. d.) oder Froschlurche, die sich von den Fröschen unterscheiden durch gänzlichen Mangel von Zähnen in beiden Kiefern und meist auch im Gaumen, den dicken, warzigen Körper, kürzere Hinterfüße, die nur zum Kriechen, kaum zum Springen dienen, und durch große längliche Drüsen an jeder Seite des Kopfes, welche eine milchige Feuchtigkeit ausschwitzen. Die Zunge ist oft angewachsen. Von den in Europa vorkommenden Arten ist die größte und bekannteste die gemeine Kröte (B. cine-

reus), auch Lork oder Feldkröte genannt, welche, durch häßliche Gestalt, unangenehme Färbung und widrige Ausdünstung gleich abschreckend, allgemein verabscheut wird. Sie ist unbeholfen, 3—4 Zoll lang, grau, braungrau oder grünlich, braun gefleckt und unten weißlich, mit linsenförmigen, etwas größern Warzen besetzt und hat wulstige Augenlider und große, nierenförmige Ohrdrüsen. Sie lebt einsam im Dunkeln, in alten Gartenmauern, Kellerwinkeln und sonst an schmuzigen Orten; das Wasser aber meidet sie, denn sie schwimmt sehr schlecht. Dem Verfolger spritzt das übrigens wehrlose Thier eine Flüssigkeit entgegen, welche durchaus unschädlich, nur der wässerige Harn ist. Ihr eigentliches Vertheidigungsmittel ist aber der scharfe Saft, den sie aus den Poren ihrer häßlichen Haut hervortreibt, wenn sie ergriffen wird, und der an den mit feiner Haut überzogenen Stellen des Körpers durch seine Schärfe Entzündung erregt, weshalb auch Hunde eine gepackte Kröte sogleich wieder fallen lassen und längere Zeit schäumen. So häßlich die Kröte ist, so schön sind ihre Augen, die eine feuerfarbige Iris besitzen und wie Edelsteine glänzen. Sie ist der Zähmung fähig, wie mehrere Beispiele bewiesen haben. Daß sie Jahrhunderte, ja wol gar Jahrtausende in festen Felsen eingeschlossen leben könne, ist eine Fabel; denn wenn auch die Kröte ohne Nahrung mehrere Monate lang aushalten kann, so stirbt sie doch bald, wenn die atmosphärische Luft völlig abgesperrt ist. In Höhlen aber, in welche durch eine wenn auch nur kleine Oeffnung hinreichende Luft, Feuchtigkeit und vielleicht auch kleine Insekten eindringen können, kann eine Kröte viele Jahre leben. Durch Vertilgung einer Menge von Gartenschnecken, Insekten, Raupen u. dgl. nützt die Kröte und wird deshalb jetzt von einsichtigen Gärtnern gehegt. Die aus den im Wasser in Schnüren abgesetzten Eiern hervorkommenden Kaulquappen brauchen gegen acht Wochen, um alle Verwandlungsstufen zu durchlaufen. Die dann ausgebildeten jungen K. scheinen anfangs noch zusammen zu halten und kommen nach einem warmen Regen scharenweise zum Vorschein, wodurch die Fabel vom Krötenregen entstanden ist. Die andere in Europa einheimische Art ist die Kreuzkröte oder Rohrkröte (B. calamita), von der Größe des braunen Frosches, olivenbraun mit schmuzig-rothgelben Warzen und mit einem gelben Rückenstreifen gezeichnet. Sie kann schnell laufen und mittels zweier knochigen Knötchen an der Unterseite der Vorderpfoten an den Wänden hinaufklettern. Sie findet sich nicht selten in Kellern, altem Gemäuer und hält sich zur Laichzeit in dem Rohre flacher Teiche auf. Das Männchen, welches einen ausdehnbaren Kehlsack besitzt, schreit fast wie ein Laubfrosch. Diese Kröte verbreitet einen höchst widrigen Geruch durch den aus den Hautdrüsen reichlich herausdringenden Saft, der noch schärfer als bei der vorigen Art zu sein scheint, da der Storch, der die gemeine Kröte gern verzehrt, sich nicht an die Kreuzkröte wagt. Einige bei uns vorkommende Lurche, welche man gewöhnlich K. zu nennen pflegt wegen ihrer warzigen Haut, gehören vielmehr der Zähne wegen zu den Fröschen (s. d.) und bilden besondere Gattungen, wie die Geburtshelferkröte, die Knoblauchskröte oder der Krötenfrosch und die Feuerkröte oder Unke (s. d.).

Krotoschin (poln. Krotoszyn), Kreis- und Garnisonstadt im preuß. Regierungsbezirk und 12 M. im SSO. von Posen, 1 M. von der schles. Grenze, hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine hebr. Buchdruckerei und zählt (1864) 7917 E., die Cichorien-, Taback- und Tuchfabrikation sowie Leinweberei, Gerberei, Färberei, Kürschnerei betreiben, auch einen lebhaften Wollhandel unterhalten. Die Stadt ist der Hauptsitz des Mediat-Fürstenthums K., welches dem Fürsten Thurn und Taxis 1819 von Preußen für die Abtretung des Reichspostmonopols in den am rechten Rheinufer neuerworbenen Landen überlassen wurde. Es besteht aus den Domänenämtern Adelnau, Orpiszewo und Rozdrazewo und wurde 1849 mit den Rechten der freien schles. Standesherrschaften ausgestattet. Der Kreis K. zählt auf 17,89 Q.-M. 62041 E., von denen 40440 auf das platte Land, die übrigen auf die sieben Städte K., Koschmin (3576), Zduny (3374), Kobylin (2272), Borek (1936), Pogorschell (1354) und Dobberschütz (1172) entfallen.

Krüdener (Juliane, Freifrau von), eine durch ihren Hang zum Pietismus und zur Sektirerei berühmte Frau, geb. zu Riga 21. Nov. 1764, erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, eine sorgfältige Erziehung. Noch als Kind kam sie mit ihren Aeltern nach Paris, wo deren Haus ein Sammelplatz der schönen Geister war. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit als durch ihre Gestalt, zarten Züge und kindliche Heiterkeit gefiel; doch zeigte sie schon damals eine Hinneigung zu schwermüthigen Träumereien. In ihrem 16. J. vermählte man sie mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Livländer, dem Freiherrn von Krüdener (geb. 1744), welchem sie nach Kopenhagen und dann nach Venedig folgte, wo er als russ. Gesandter mehrere Jahre lebte, und dem sie einen Sohn und eine

Tochter gebar. Da sie indeß, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen ließ, die ihre häuslichen Verhältnisse zerrütteten, so wurde die Ehe getrennt, worauf sie 1791 nach Riga in das Haus ihrer Aeltern zurückkehrte. Hier gefiel es ihr jedoch nicht lange, und abwechselnd lebte sie nun in Paris und Petersburg. Durch den Roman «Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.» (2 Bde., Par. 1804; neue Aufl. 1855; deutsch, Lpz. 1804 und Hamb. 1804), worin sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen, erwarb sie sich einen Ruf als Schriftstellerin. 1806 befand sie sich in der Umgebung der Königin Luise von Preußen. Schon damals fühlte sie sich zu dem Pietismus der Brüdergemeine hingezogen. Später begab sie sich wieder nach Paris, 1812 nach Genf und 1813 nach Deutschland, wo sie in Karlsruhe viel mit Jung-Stilling (s. d.) umging. Von jetzt an glaubte sie sich berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. Als sie 1814 wieder nach Paris kam, fing sie an, in ihrem Hause religiöse Versammlungen zu halten, die von den bedeutendsten Persönlichkeiten und sogar von dem Kaiser Alexander besucht wurden. Das Fest, das die russ. Heere in den Ebenen von Châlons feierten, beschrieb sie unter dem Titel «Le camp de Vertus» (Par. 1815), wobei sie viel vom Anfang des Reichs Christi auf Erden zu sprechen wußte. In Basel, wohin sie sich 1815 begab, schloß sich ihr Empaytaz (s. Momiers), ein junger Geistlicher aus Genf, an. Weil sie aber durch ihre Erbauungsstunden Unordnungen und Mishelligkeiten in den Familien anrichtete, mußte sie die Stadt sehr bald verlassen. Ebenso ging es ihr in Lörrach, Aarau und an andern Orten. Endlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt, wurde sie wegen der unruhigen Bewegungen, in die sie überall den großen Volkshaufen versetzte, und da weder Oesterreich noch Frankreich ihr den Eintritt gestatteten, nebst ihrer Tochter und ihrem Anhange über Leipzig, wo man ihr einen längern Aufenthalt gewährte, unter polizeilicher Bedeckung 1818 über die russ. Grenze gebracht. Da man auch hier ihr sofort andeutete, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfe, so begab sie sich nach Riga, wo sie ihre Bekehrungsversuche fortsetzte. Als sie später dessenungeachtet nach Petersburg kam, wurde sie von dort förmlich verwiesen und ging nun mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne, dem Staatsrath Berkheim, in die Krim, wo sie eine Colonie in ihrem Sinne gründen wollte, aber 25. Dec. 1824 zu Karassubasar starb. Vgl. Brescius und Seiler, «Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K.» (Berl. 1818); Eynard, «Vie de Madame de K.» (2 Bde., Par. 1849).

Krug (Wilh. Traugott), Philosoph und freisinniger Schriftsteller, geb. 22. Juni 1770 zu Radis bei Gräfenhainchen in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung zu Schulpforta und bezog dann 1788 die Universität Wittenberg. Nachdem er noch 1792 Jena und 1794 Göttingen besucht, habilitirte er sich 1794 zu Wittenberg bei der philos. Facultät, erhielt aber keine Professur, weil er als Verfasser der «Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion» (Jena und Lpz. 1795) bekannt wurde. Desto fruchtbarer war seine literarische Thätigkeit, indem er von 1796—1801 eine Reihe zum Theil sehr wirksamer philos. Schriften veröffentlichte, wie «Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften», «Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste», «Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiösen Cultur des Menschen», «Aphorismen zur Philosophie des Rechts», denen er später die «Naturrechtlichen Abhandlungen» (Lpz. 1811) als zweiten Band hinzufügte; ferner «Briefe über die Wissenschaftslehre» (Jena 1800), «Briefe über den neuesten Idealismus» (Lpz. 1801) und «Entwurf eines neuen Organon der Philosophie». 1801 folgte er dem Rufe als außerord. Professor der Philosophie an die Universität zu Frankfurt a. d. O. Hier veröffentlichte er unter anderm sein Hauptwerk, die «Fundamentalphilosophie» (Züllich. und Freist. 1803; 3. Aufl., Lpz. 1827), in welchem er das in dem Entwurf des neuen Organon unter dem Namen des transcendentalen Synthetismus aufgestellte System der Philosophie darzustellen begann. Dieses System, ein Absenker des Kant'schen Kriticismus, war ein Vermittelungsversuch zwischen Idealismus und Realismus und leistete durch seine Popularität dem philos. Bedürfniß jener Zeit ein Genüge. Nach Kant's Tode ging K. 1804 als ord. Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg, wo er nach Kraus' Tode auch die ord. Professur der praktischen Philosophie erhielt. In dieser Stellung begann er die Herausgabe seines «System der theoretischen Philosophie» (3 Bde., Königsb. 1806—10; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Bd. 2, 3. Aufl. 1830; Bd. 3, 2. Aufl. 1823). Seine literarische Thätigkeit wurde indeß unterbrochen, indem ihm der hohe Rath des Tugendbundes die Function eines Obercensors übertrug. 1809 folgte K. dem Rufe als ord. Professor der Philosophie nach Leipzig. Ergriffen von der patriotischen Begeisterung des J. 1813, schloß er

sich den reitenden Jägern des sächs. Banners an. Nach Beendigung des Feldzugs ließ er den «Encyklopädischen Abriß der Kriegswissenschaften» (Lpz. 1815) erscheinen. An allem, was die Zeit bewegte, Antheil nehmend, erklärte sich K. in Flugschriften über die wichtigsten Zeitgegenstände und galt bis 1831 für einen Vorkämpfer des deutschen Liberalismus. 1830 wurde er zum Doctor der Theologie, später auch zum Doctor der Rechte ernannt, und 1833 nahm er als Deputirter an dem ersten constitutionellen Landtage Sachsens theil. Weil er sich der Regierung misfällig gemacht, wurde er 1834 von seiner Lehrstelle entbunden und pensionirt, behielt aber Sitz und Stimme im akademischen Senate und in der Facultät und hielt auch seine philos. Vorlesungen bis zu seinem Tode fort. Er starb 13. Jan. 1842. Von K.'s zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: «Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit» (Lpz. 1823), «Dikäopolitik, oder neueste Restauration des Staats mittels des Rechtsgesetzes» (Lpz. 1824), «Das Kirchenrecht, nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt» (Lpz. 1826), «Allgemeines Handwörterbuch der philos. Wissenschaften» (4 Bde., Lpz. 1827—28; 5. Bd., 1829—34; 2. Aufl. 1832—34). Seine meist sehr zeitgemäßen kleinern theol., polit., philos., encyklopäd. und vermischten Schriften hat er selbst («Gesammelte Schriften», 2 Bde., Braunschw., dann Lpz. 1830—41) gesammelt. Vgl. seine Selbstbiographie: «Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1842), und den Nachtrag dazu: «Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830, oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens» (Lpz. 1831).

Krüger (Franz), ausgezeichneter Bildniß- und Pferdemaler, geb. 3. Sept. 1797 in Radegast bei Köthen als Sohn eines Amtmanns, war in seiner Kunst Autodidakt von Anfang an und studirte bei großer Vorliebe für Pferde, Hunde und Weidwerk vor allem die Natur. Begünstigt wurde er hierbei, indem es dem frischen und chevaleresken Jünglinge gelang, sich die fürstl. Marställe zu öffnen und an den fürstl. Jagden theilzunehmen. Erst spät begann K. in Oel zu malen, gelangte aber alsbald zu großer Virtuosität. Er malte Kriegs- und Jagdscenen, Pferdeställe (man nannte ihn daher den Pferde-K.), Porträts, besonders Fürsten mit ihrem Gefolge zu Pferde in Lebensgröße, sodann Haupt- und Staatsactionen, wie eine große preuß. Parade mit mehr als 100 wohlgetroffenen Bildnissen, die Darstellung der Huldigung im J. 1840 (im königl. Schlosse zu Berlin). Diese Bilder erheben sich in das Gebiet histor. Gemälde. An den hannoverschen und öfter an den petersburger Hof gerufen, führte er an beiden Höfen die Bildnisse der Herrscherfamilien und vornehmer Leute aus. Bei allem Verkehr mit jenen Kreisen, im eigenen Hause mit dem Luxus der noblen Passionen umgeben, Mitglied der berliner Akademie, Professor an derselben, preuß. Hofmaler und reich decorirt, blieb er stets der liebenswürdigste, allgemein beliebte, unverwüstlich naive Künstler. Er starb zu Berlin 21. Jan. 1857.

Krukowiecki (Jan, Graf), poln. General, geb. um 1770, sah sich in der Jugend, nachdem er ins poln. Heer getreten, durch seine Heftigkeit in zahlreiche Duelle verwickelt. In der franz. Kriegsepoche kämpfte er mit Auszeichnung in mehrern Feldzügen und wurde zum General ernannt. Später diente er als solcher in der poln. Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Als 1830 die Revolution in Warschau ausbrach, gehörte K. bereits zu den ältesten Generalen. Durch seinen Ehrgeiz verlockt, drängte er sich schon bei der ersten Wahl eines Oberbefehlshabers des Revolutionsheers hervor. Aber es fehlte ihm die Liebe seiner Untergebenen, und er erhielt nur wenige Stimmen, obschon er zum General der Infanterie erhoben und ihm eine Division anvertraut ward. Da er indeß Skrzynecki's persönlicher Feind war, so konnte er im activen Heere nicht bleiben. Er wurde deshalb zum Generalgouverneur von Warschau ernannt und erwarb sich als solcher durch strenge Handhabung der Ordnung und schnelle Befestigung der Hauptstadt Verdienste, doch kein Vertrauen. Als er nach der Schlacht bei Ostrolenka den rückkehrenden Skrzynecki beleidigte, mußte er seine Stelle niederlegen, ja Skrzynecki wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Darauf scheint er zu den warschauer Blutscenen vom 15. Aug. 1831 nicht wenig beigetragen zu haben. Gleich nach denselben abermals zum Generalgouverneur ernannt, trug er wesentlich zur Herstellung der Ordnung bei. Sein Ansehen wuchs, je mehr das seiner Gegner, Skrzynecki und Dembinski, abnahm; er wurde der Mann des Tages und 17. Aug. von den Landboten, obgleich viele ihm mistrauten, zum Präses der Regierung erwählt. Als Paskewitsch Warschau angriff, unterließ es K., die wirksamsten Mittel zur Vertheidigung der Hauptstadt zu organisiren. Nach einer Unterredung mit Paskewitsch unterschrieb er die Unterwerfungsacte der Hauptstadt und überlieferte sich selbst den Händen des Siegers, der ihn nicht so großmüthig behandelte, wie K. gehofft hatte, sondern ihn in das Innere Rußlands abführen ließ. Später gestattete man ihm die Rückkehr nach Polen, wo er 1850 zu Warschau starb.

Krummacher (Friedr. Adolf), bekannt durch seine Parabeln und andere Dichtungen, geb. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, war eine Zeit lang Rector zu Meurs, dann Professor der Theologie an der Universität zu Duisburg und übernahm 1807 die Stelle eines reform. Predigers zu Krefeld, die er aber alsbald mit der Landpredigerstelle zu Kettwich in Westfalen vertauschte. 1819 folgte er dem Rufe als Consistorialrath, Hofprediger und Superintendent nach Bernburg, und 1824 ging er nach Bremen. Dem Hymnus «Die Liebe» (Wesel 1801), worin er seine Lebensansicht niederlegte, ließ er «Parabeln» (zuerst Duisb. 1805) folgen, die, in der höhern Bedeutung der hebr. Parabel, aus der niedern Sphäre des Sinnlichen zur Anschauung des Uebersinnlichen erheben sollen. K. fand in dieser Dichtform zahlreiche Nachahmer, von denen ihn aber wenige in der liebevollen Auffassung der Natur und des Menschenlebens erreicht haben. Gleichwol ist nicht zu leugnen, daß ein Theil seiner Parabeln des wahren poetischen Gehalts entbehrt und vom ästhetischen Standpunkte aus unbefriedigt läßt. Den Parabeln ließ er andere Erzeugnisse in allegorisch-didaktischer Form folgen, wie «Apologen und Paramythien» (Duisb. 1810) und das «Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk» (zuerst 2 Bdchn., Duisb. 1810). Sein Drama «Johannes» (Lpz. 1815) nimmt als Kunstwerk eine sehr niedrige Stufe ein. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: «Bibelkatechismus» (13. Aufl., Essen 1854), «Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi. Zwölf Bilder von H. Goltzius gestochen, Anno 1598» (Berl. 1817), «Katechismus der christl. Lehre» (Essen 1821 u. öfter), «St.-Ansgar. Die alte und die neue Zeit» (Brem. 1828), «Der Hauptmann Cornelius» (Brem. 1829), «Das Leben des heil. Johannes» (Essen 1833), «Das Täubchen»» (4. Aufl., Düsselthal 1859). K. starb im Ruhestande 14. April 1845. Vgl. Möller, «Friedr. Adolf K. und seine Freunde» (Bonn 1849). — Gottfried Daniel K., des vorigen Bruder, geb. zu Tecklenburg 1. April 1774, studirte in Duisburg, wurde 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath und 1816 reform. Prediger zu Elberfeld, wo er als das Haupt der pietistischen Partei im Wupperthale viele Anfeindungen zu erdulden hatte. Er starb 30. Jan. 1837. Von seinen zahlreichen Predigten sind zu erwähnen «Die Wanderungen Israels durch die Wüsten nach Kanaan» (2 Thle., 3. Aufl., Elberf. 1850—51), die «Hauspostille» (Meurs 1835) und «Tägliches Manna» (7. Aufl., Elberf. 1860). — Friedrich Wilhelm K., der Sohn des Parabeldichters, geb. 1796 zu Duisburg, machte sich als Prediger im Wupperthale durch strenge Orthodoxie und zahlreiche in dieser Richtung gehaltene Predigten, sodann durch seine Polemik gegen Wegscheider, den er denuncirte, und gegen andere Vertreter des Rationalismus, endlich seit 1840 durch seine Verketzerung, ja Verfluchung aller freier Denkenden auf der Kanzel seines Vaters in Bremen äußerst misbeliebt und verhaßt. 1843 ging er als Prediger der reform. Gemeinden nach Neuyork, kehrte aber bald nach Elberfeld zurück, von wo er 1847 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin berufen wurde. Seit 1853 ist er Hofprediger zu Potsdam. Unter K.'s Schriften sind hervorzuheben: «Elias der Thisbiter, nach seinem äußern und innern Leben dargestellt» (3 Bdchn., 5. Aufl., Elberf. 1860) und «Elisa» (2 Bdchn., Elberf. 1837—41; 2. Aufl. 1844—45). Sonst veröffentlichte er noch «Kirchliche Lehrstimmen» (2 Bde., Elberf. 1846), «Die Sabbatglocke» (12 Bde., Berl. 1851—58), «Salomo und Sulamith» (7. Aufl., Elberf. 1855) und andere Predigtsammlungen wie zahlreiche einzelne Predigten.

Krümper hießen volksthümlich anfangs die Neuausgehobenen, welche nach Scharnhorst's Idee 1808—12 fortwährend in die preuß. Armee eingestellt und durch eine bessere Methode in kürzerer Zeit als früher ausgebildet wurden, um dafür ältere gediente Mannschaften entlassen zu können, da die Armee nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens nur 42000 Mann stark sein durfte. Der Name K. wurde dann förmlich angenommen und das erwähnte Scharnhorst'sche System Krümpersystem genannt. Mit der erst 1813 entstandenen Landwehr ist dieses System nicht zu verwechseln. Durch die K. wurde im Volke, unbemerkt von den Franzosen, eine waffenfähige Reserve geschaffen, aus welcher beim Ausbruch des Kriegs 1813 die Linientruppen gleich um 13 Reserveregimenter verstärkt werden konnten.

Krupp (Friedrich), einer der verdientesten deutschen Industriellen, bekannt als Besitzer der Krupp'schen Gußstahlfabrik in Essen, welche durch die Vorzüglichkeit der Erzeugnisse wie durch die Großartigkeit ihres Betriebes unter allen Etablissements ähnlicher Art in der ganzen civilisirten Welt den ersten Rang einnimmt. Dieselbe wurde 1827 von K.'s Vater mit nur zwei Arbeitern begründet, gelangte aber bald, besonders nachdem der Sohn die Leitung übernommen, zu ungewöhnlicher Blüte. Nach langjährigen Versuchen und Bemühungen gelang es dem Sohne, den Gußstahl in größern Blöcken herzustellen, sodaß derselbe auf der ersten Weltausstellung zu London 1851 bereits einen Gußstahlblock von 45 Ctr. vorlegen konnte, während bis dahin ein

solcher von 20 Ctr. schon als etwas Außerordentliches galt. Für die Verwendbarkeit des Stahls waren hiermit ganz neue Bahnen eröffnet. Von den bedeutenden Fortschritten, die K. selbst auf diesem Gebiete der Industrie machte, legten bereits die Ausstellungen zu München (1854) und Paris (1855), in noch höherm Grade aber die londoner Weltausstellung von 1862 glänzendes Zeugniß ab. Gegenwärtig ist K. im Stande, Gußstahlmassen von 4000 Ctr. und darüber zu gießen. Das K.'sche Etablissement selbst hat im Laufe der Jahre riesige Dimensionen angenommen. Sämmtliche Anlagen bedeckten 1865 bereits eine Grundfläche von 700 preuß. Morgen. Ungerechnet die in den von K. erworbenen Eisenwerken (in Nassau, bei Sayn u. s. w.) und Kohlengruben verwandten Bergleute, beschäftigte er in jenem Jahre in seiner Fabrik an 9000 Arbeiter. Als Motoren dienten 75 Dampfmaschinen aller Größen (bis zu 1000 Pferdekraft), welche täglich bei einem Kohlenaufwande von 12000 Ctr. nicht weniger als 170000 Kubikf. Wasser verdampften. Der größte der zahllosen Schornsteine erhebt sich leuchtthurmartig bis 240 F. Zur Erzeugung des Gußstahls bestehen in der Gußhütte 240 Schmelzöfen zur Aufnahme der Schmelztiegel, die in der Fabrik selbst gefertigt werden, und deren stets an 100000 vorräthig sind. Die Schmiedearbeiten werden durch mehr als 40 Dampfhämmer aller Größen ausgeführt. Der 1860 mit einem Kostenaufwande von 600000 Thlrn. errichtete Riesendampfhammer von 1000 Ctr. Gewicht ist bisher der mächtigste der Welt. Die Bearbeitung der Gußstahlstücke besorgen über 300 Werkzeugmaschinen aller Art und Größe. Ausgedehnte Wasserwerke führen das nöthige Wasser an Ort und Stelle, während nach allen Seiten hin Schienenläufe das Etablissement durchkreuzen und dasselbe theils mit den Kohlengruben, theils mit der Köln-Mindener Bahn verbinden. K.'s Fabrik liefert außer vielen andern Artikeln vorzugsweise Radbänder (tyres), Schienen, Räder und Achsen für Eisenbahnen, Pumpenstangen, ferner Kurbelachsen (bis zu 310 Ctr. Gewicht), Anker und Schrauben für Schiffe, seit 1862 auch gewalzte Platten zu Dampfkesseln und Panzerschiffen. Besonders berühmt sind aber K.'s gezogene Geschütze aus Gußstahl, mit deren Herstellung er sich seit 1846 beschäftigte. Nachdem er 1851 den ersten Sechspfünder zu London ausgestellt, lieferte er bis 1858 etwa 100 Geschütze dieser Art, seitdem aber bis Ende 1865 an 2600 Stück jeden, selbst des größten Kalibers (für Projectile von 500 Pfd. Gewicht), und zwar nicht blos für Preußen, sondern auch für fast alle Staaten Europas und selbst für Japan. 1865 producirte K. nicht weniger als 56 Mill. Pfd. Gußstahl (1863 erst 25 Mill. Pfd.) im Werthe von etwa 9½ Mill. Thlrn. Mit der Fabrik sind außer verschiedenen Anstalten zu Gunsten des Arbeiterpersonals auch Laboratorien für chem., physik. und photogr. Arbeiten verbunden. In neuerer Zeit erhielt K. vom König von Preußen den Titel eines Geh. Commerzienrathes. Die ihm (1864) angebotene Erhebung in den Adelstand hat er abgelehnt.

Kruse (Friedr. Karl Herm.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 21. Juli 1790 zu Oldenburg, machte seit 1810 seine Studien zu Leipzig und ging 1816 als Inspector der Ritterakademie nach Liegnitz. Bald darauf folgte er einem Rufe an das Magdalenengymnasium nach Breslau, wo er unter anderm die Schrift «Budorgis, oder das alte Schlesien vor Einführung der christl. Religion» (Dresd. 1819) verfaßte. Mit letzterer legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Erforschung der in Schlesien gefundenen Alterthümer und regte zur Bildung antiquarischer Vereine auch im übrigen Deutschland an. Die Fortsetzung seiner altgeogr. Untersuchungen gab er in seinem «Archiv für alte Geschichte, Geographie und Alterthümer» (3 Hefte, Bresl. und Lpz. 1821—23) heraus. 1821 ward K. als außerord. Professor der alten und mittlern Geschichte und Geographie nach Halle berufen, wo er seit 1823 als Secretär des Thüring.-sächs. Vereins zur Erforschung vaterländischer Alterthümer große Thätigkeit entwickelte und für denselben «Deutsche Alterthümer» (4 Bde., Halle 1824—28) herausgab, denen die «Tabula Germaniae, imprimis secundum Tacitum et Ptolemaeum» (Lpz. 1823) vorausgegangen war. Seinen literarischen Ruf begründete K. aber vor allem durch sein Werk «Hellas» (3 Bde., Lpz. 1825—27), welches 1828 seine Berufung zum ord. Professor der allgemeinen und russ. Geschichte an der Universität zu Dorpat veranlaßte. Nachdem er sich hier einige Jahre mit dem Studium der altslaw. und russ. Sprache beschäftigt, begann er, großentheils in Zeitschriften, seine Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der ältern russ. Geschichte, zu veröffentlichen. Zugleich stiftete er mit mehrern Freunden zu Dorpat, Riga und Reval historisch-antiquarische Vereine. 1838—39 mit einer antiquarischen Untersuchung der Ostseeprovinzen beauftragt, bearbeitete er die reichen Ergebnisse derselben in «Anastasis der Waräger» (Reval 1841), den «Necrolivonica» (Dorp. 1842) und der «Urgeschichte der Ostseeprovinzen» (Mosk. 1846). Den Schlußstein seiner Untersuchungen über die ältere russ. Geschichte bildet das «Chronicon Nortmannorum» (Dorp. 1850).

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte K. in Deutschland und starb 23. Aug. 1866 zu Gohlis bei Leipzig. Kurz vor seinem Tode hatte er noch den «Allgemeinen biographisch-histor. Festkalender» (Lpz. 1865) veröffentlicht. — Sein Vater, Karsten K., auch verdient als Geschichtsforscher, geb. 9. Aug. 1753 zu Hiddigwarden im Großherzogthum Oldenburg, seit 1812 Professor der histor. Hülfswissenschaften zu Leipzig, starb daselbst 4. Jan. 1827. Sein Hauptwerk ist der «Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europ. Länder und Staaten» (4 Hefte, Lpz. 1804—12; 6. Aufl., bearbeitet von seinem Sohne, 1841).

Kruseman (Cornelis), niederländ. Historienmaler, geb. zu Amsterdam 25. Sept. 1797, hatte die Porträtmaler Ravelli und Hodges, später Daiwaille zu Lehrern. Ein längerer Aufenthalt in Italien gab ihm eine bleibende Richtung auf die biblische Historienmalerei, während er früher mehr dem Genre gehuldigt hatte. Er zeichnete sich durch große Fruchtbarkeit aus und erzielte ungewöhnlich hohe Honorare. Als moderner Eklektiker führte er Reiz der Farbe und angenehme Form in seine Schule ein, welches letztere ihm besonders bei seinen Frauengestalten gelang. Das Hauptbild von ihm ist die Predigt Johannes des Täufers, ein Bild von kolossalen Dimensionen. Außerdem sind zu erwähnen ein Belisar, eine Magdalena und vor allem eine Grablegung, die im Besitze des Königs von Holland ist. Minder glücklich war er auf dem Gebiete der profanen Historie. Ueber seinen Aufenthalt in Italien hat er ein Buch veröffentlicht: «Antekeningen betreffend eene konstreis en verblijf in Italie» (Haag 1826; deutsch von Mayboom, Emden 1831). Er starb 14. Nov. 1857 in dem Dörfchen Lisse. Man nannte ihn den «italienischen K.» zur Unterscheidung von seinem Verwandten. Letzterer, Joh. Adam K., geb. 12. Febr. 1804 in Harlem, war Historien- und Bildnißmaler, Schüler und Vetter des obigen sowie David's und Navez' in Brüssel. Er kehrte 1825 nach Amsterdam zurück und war von 1831—35 Mitdirector der dortigen Akademie, in welcher Stelle er namentlich auf das Studium der Antike hinwirkte. Früher malte er ital. Volksgruppen, biblische und histor. Gegenstände, später wandte er sich hauptsächlich dem Porträt zu und machte sich in diesem Genre durch schöne Anordnung und wirkungsvolle Darstellung des Stofflichen höchst beliebt. Er starb im März 1862 im Haag. Ein anderer Vetter, Friedrich Maria K., geb. 14. Juli 1817 zu Harlem, hat sich als Landschafter einen geachteten Namen erworben.

Krusenstern (Adam Joh. von), ausgezeichneter russ. Seemann und Reisender, geb. 19. Nov. 1770 zu Haggud in Estland, erhielt seine Bildung im Seecadetten-Corps zu Kronstadt, diente im Kriege von 1793 auf der brit. Flotte und war 1798—99 auf einem brit. Chinafahrer in Indien und Kanton. Bereits Ende 1799 reichte er einen Plan zur Verwandlung des Passivhandels der Russisch-Amerikanischen Compagnie mit Pelzwerk in einen Activhandel dem petersburger Hofe ein, ohne indeß bei Paul I. Gehör und Unterstützung zu finden. Kaum aber hatte Alexander den Thron bestiegen, als dieser jene Idee lebhaft aufnahm und auf den Vorschlag des Admirals Mordwinow sowie des Handelsministers Grafen Rumjanzow K. selbst mit einer wissenschaftlich-mercantilischen Expedition beauftragte, die den doppelten Zweck haben sollte, die den Russen zugehörende Nordwestküste Amerikas näher zu untersuchen und die mit den Japanesen abgebrochenen Handelsverbindungen aufs neue anzuknüpfen. Zwei Schiffe wurden zu seiner Verfügung gestellt, und 7. Aug. 1803 segelte er aus dem Hafen von Kronstadt ab, wo er 19. Aug. 1806, ohne auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben, wieder landete. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen, und wenn auch die Anknüpfung neuer Handelsverbindungen mit Japan mislang, so war doch diese erste russ. Weltumsegelung durch verschiedene neue Entdeckungen und die genaue Aufnahme und Erforschung früher wenig bekannter Länder, wie der neuen Marquesas- oder Washingtoninseln, besonders Nukahiwa's, ferner der Meerenge von Sangar, der Westküste der Insel Jeso, der Straße Lapeyrouse, der Küste der Insel Sachalin und der nördl. Kurilen, eine der ergebnißreichsten der neuern Reisen. Ebenso lieferte die Expedition manche wichtige Berichtigung der nautischen Geographie und hellte vieles in physik., naturhistor., ethnogr. und linguist. Hinsicht durch die fleißigen Untersuchungen, Beobachtungen und Sammlungen der Naturforscher sowie K.'s selbst auf. Zu Erhöhung des Ruhms dieser Reise diente auch K.'s gediegene Beschreibung derselben: «Reise um die Welt in den J. 1803—6» (3 Bde., Petersb. 1810—12, mit einem Atlas von 104 Tafeln), die bald darauf in alle gebildete Sprachen Europas übersetzt wurde. Hieran schließen sich ferner: Lissjanskoi, «Beschreibung einer Reise um die Welt» (russ., 2 Bde., Petersb. 1810—13; deutsch von Pansner), Georg von Langsdorff, «Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—6» (2 Bde., Frankf. 1812, mit Kpfrn.), sowie Tilesius, «Naturhistor. Früchte der ersten kaiserl. russ., unter K. voll-

brachten Erdumsegelung» (Petersb. und Lpz. 1813). Von den spätern Arbeiten K.'s sind die «Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane» (Lpz. 1819), der «Atlas de l'océan pacifique» (2 Bde., Petersb. 1824—27), der «Recueil de mémoires hydrographiques, pour servir d'analyse et d'explication à l'atlas de l'océan pacifique» (2 Bde., Petersb. 1824—27) und die «Suppléments au recueil de mémoires hydrographiques» (Petersb. 1835) wichtig. Seit 1826 Contre-Admiral, bekleidete K. von 1827—42 die Stelle eines Directors des Seecadetten-Corps und rückte unterdessen 1829 zum Vice-Admiral und 1841 zum wirklichen Admiral auf. Er starb 24. Aug. 1846 auf seinem Landgute Aß in Estland. — **Paul von K.**, russ. Contre-Admiral, Sohn des vorigen, hat sich durch seine 1843 unternommene Expedition nach der Petschora bekannt gemacht, welche er in den «Wissenschaftlichen Beobachtungen auf einer Reise in das Petschora-Land» (Petersb. 1846) schilderte. Dessen Sohn, **Paul von K.**, suchte 1862 mit zwei von dem sibir. Millionär Sidorow ausgerüsteten Fahrzeugen von der Petschora aus die Mündung des Jenissei zu erreichen, wurde jedoch am Eingange des Karischen Meerbusens vom Eise eingeschlossen und gelangte nur nach Ueberstehung der größten Beschwerden 17. Oct. zu Lande nach Obdorsk, von wo er nach Archangel zurückkehrte.

Krustenthiere oder **Krebsthiere** (Crustacea) nennt man die nächst den Insekten zahlreichste Klasse der Gliederthiere, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, im Wasser sich aufhält und offenbar die niederste Stufe der Gliederthiere überhaupt darstellt. Ihr wesentliches Unterscheidungszeichen besteht in der Existenz von meist zwei Fühlerpaaren, mehrfachen Kaufüßen, meist zusammengesetzten Augen und Gliedmaßen an dem Hinterleibe, der bei Insekten und Spinnenthieren keine Füße trägt. Der Körper besteht nur selten aus drei getrennten Abtheilungen, meist sind Brust und Kopf zu einem einzigen Stücke, der Kopfbrust (Cephalothorax) verschmolzen. Die dem Munde genäherten Gliedmaßen (Kieferfüße oder Kaufüße) zeigen die größte Veränderlichkeit. Bei einigen schmarotzenden Gattungen verschwinden die in der Jugend vorhandenen Gliedmaßen entweder vollständig oder werden zu Klammern und Klauen umgewandelt. Die Haut ist meistens zu einem festen Panzer erstarrt; die Athmung geschieht gewöhnlich durch Kiemen oder durch die Haut, bei einigen Asseln durch verzweigte Luftsäcke. Die zusammengesetzten Augen stehen häufig auf Stielen. Nur eine Ordnung, die Rankenfüßer, sind Zwitter, alle übrigen getrennten Geschlechts. Bei den meisten findet eine sehr auffallende Metamorphose durch verschiedene Larvenzustände hindurch statt, und oft gleichen die Larven den ausgewachsenen Thieren so wenig, daß man sie früher besondern Ordnungen und Gattungen zuwies. K. leben in allen Gewässern und unter allen Zonen, häufig in ungemein großen Mengen, viele sind vortreffliche Schwimmer, andere bewegen sich laufend oder springend; die niedersten Formen sind Schmarotzer oder an den Boden geheftet im reifern Alter. Bei der Menge der Uebergangsformen hat man stets große Schwierigkeiten für die systematische Eintheilung gefunden. Jetzt unterscheidet man gewöhnlich folgende Ordnungen: Eigentliche Krebse oder Zehnfüßer (Decapoda), wozu die Krebse und Krabben gehören; Flohkrebse (Amphipoda), darunter der Flohkrebs (Gammarus) unserer Bäche; Asseln (Isopoda), zu welchen die Kellerasseln gehören; Schildkrebse (Poecilopoda), die der Molukkenkrebs (Limulus) repräsentirt; Kiemenfüßler (Branchiopoda), darunter die kleinen Wasserflöhe (Daphnia), Muschelkrebse (Ostracoda) und der größere Kieferfuß (Apus); Krebsflöhe (Entomostraca), meist fast mikroskopisch; Schmarotzerkrebse (Parasita), fast alle an Fischen oder größern K. schmarotzend; Rankenfüßer (Cirrhipedia), die festsitzenden Entenmuscheln (Lepas) und Seepocken (Balanus).

Krylow (Iwan Andrejewitsch), berühmter russ. Fabeldichter, geb. 13. Febr. 1768 zu Moskau als der Sohn eines armen Armeeoffiziers, erhielt seinen ersten Unterricht zu Twer von seiner Mutter, und bei einem Franzosen, der im Hause des Gouverneurs von Twer angestellt war, lernte er die franz. Sprache. K. las ohne Wahl alle Bücher, die ihm in die Hände fielen, und gab sich dem Spiel der Phantasie hin. Dramatische Werke machten auf ihn den größten Eindruck, und er begann Plane zu Theaterstücken zu entwerfen. In seinem 16. J. schrieb er die Oper «Die Kaffeeweissagerin», die zwar weder aufgeführt noch gedruckt wurde, aber in Twer einiges Aufsehen erregte und ihm Gönner erwarb, welche ihm (1785) eine Stelle beim petersburger Kameralgericht verschafften. 1786 hatte K. eine Tragödie «Philomela» beendigt, die gleichfalls nicht zur Darstellung gelangte, aber wenigstens in dem «Russ. Theater» aufgenommen ward. Nachdem er 1788 seine Mutter verloren, ward er im Cabinet der Kaiserin angestellt, nahm jedoch zwei Jahre später den Abschied, um sich literarischen Unternehmungen zu widmen. Schon 1789 war er mit dem Gardekapitän Rachmanow in Verbindung getreten, um auf gemeinschaftliche Kosten eine Druckerei zu gründen und sein Journal «Die Geisterpost»,

seit 1792 den «Zuschauer» drucken zu lassen. Noch in demselben Jahre gab er statt des letztern den «Petersburger Mercur» heraus, den er ebenfalls bald wieder und zugleich seine journalistischen Bestrebungen für immer fallen ließ. Er schrieb nun mit Eifer Lustspiele in Prosa, wie «Die tolle Familie» (1793), «Die Muthwilligen» und «Der Dichter im Vorzimmer» (1794), welche die Aufmerksamkeit Katharina's auf ihn zogen. Nach deren Tode gerieth er in bedrängte Umstände, aus denen ihn der Fürst Galizyn befreite, welcher ihn 1801 als Secretär mit sich nach Riga nahm. Sehr bald verließ er indeß seinen Posten, hielt sich eine Zeit lang auf den Gütern Galizyn's in Saratow auf und wandte sich 1806 über Moskau nach Petersburg, wo er die beliebten Lustspiele «Der Modeladen» und «Eine Lehre für Töchter» (1807) auf die Bühne brachte und sich endlich, durch Dmitriew ermuntert, im Alter von 40 J. der Dichtgattung zuwendete, die sein Andenken verewigen sollte. Bereits 1809 erschien die erste Sammlung seiner Fabeln (23 an der Zahl), die sehr beifällig aufgenommen ward, und der 1811 und 1816 «Neue Fabeln» folgten. 1811 wurde er Mitglied der Russischen Akademie, 1812 Beamter der kaiserl. Bibliothek, 1830 Staatsrath, und im Laufe der Zeit sah er sich mit Ehren und Jahrgeldern so überhäuft, daß er, als er 1841 sein öffentliches Amt niederlegte, vom Staate und aus der kaiserl. Kasse die Summe von 11700 Rubeln bezog. Bei Gelegenheit seines 70. Geburtstags, wo ihm Huldigungen von allen Seiten zutheil wurden, stiftete man in Petersburg aus freien Beiträgen ein K.'sches Stipendium. K. starb auf Wassilij-Ostrow 21. Nov. 1844. Seine Fabeln sind durch den in denselben herrschenden echt nationalen Geist, durch frohe Laune, Natürlichkeit, Witz und Gutmüthigkeit zu dem beliebtesten russ. Volksbuche und viele einzelne Sentenzen derselben zu Sprichwörtern geworden. Sie bilden gewöhnlich das erste Lesebuch, das Kindern in die Hände gegeben wird, und sind daher in vielen tausend Exemplaren und in theuern wie billigen Ausgaben (zuletzt mit Biographie von Pletnew, Petersb. 1864) unter allen Ständen verbreitet. Unter den deutschen Uebersetzungen ist die von Torney (Mitau 1842) zu nennen.

Kryolith, ein aus Fluornatrium und Fluoraluminium bestehendes Mineral, welches seit 1800 bekannt ist, aber lange Zeit als eine mineralog. Seltenheit theuer bezahlt wurde. Seit jedoch 1822 ein mächtiges Lager davon auf Grönland entdeckt wurde, kommt es in Menge und wohlfeil in den Handel. Man benutzt es zur Bereitung einer Natronlauge für Seifensiederei (daher der K. auch mineralische Soda genannt wird) und zur Darstellung des Aluminium (s. d.).

Krypta (griech., verborgener Ort), ursprünglich der das Grab eines Märtyrers enthaltende Raum unter dem Altare der altchristl. Verehrungsstätten, die man vorzugsweise an solchen Orten anzulegen pflegte. Als später die Kirche sich über Gegenden verbreitete, welche den Zeugentod der alten Glaubenszeugen nicht kennen gelernt, hielt man gleichwol am Gebrauche fest, und indem man Reliquien von Heiligen in den Altar selbst versetzte, erweiterte man die Gruft unter demselben zu Gewölben, die, von Pfeilern gestützt, oft den ganzen Chorraum einnahmen, selbst darüber hinausgingen und, zu Kapellen ausgestattet, dem Todtengottesdienste bestimmt blieben. Die Krypten gehören jedoch nur der roman. Epoche der Baukunst an. Wo sie in goth. Kirchen noch vorkommen, dienten sie blos zum Begräbniß ausgezeichneter Personen oder zur Erhöhung des Chorraums. Die größte K. in Deutschland befindet sich unter dem Dome zu Speier.

Kryptocalvinisten (vom griech. kryptós, verborgen, versteckt) hießen bei den orthodoxen Lutheranern die Anhänger der Schule Melanchthon's, welche nach Luther's Tode in der Abendmahlslehre mit Calvin (s. d.) sich verständigt hatten und einige neuaufgebrachte Lehrstücke des spätern Lutherthums, wie die von der Allgegenwart des Leibes Christi, zurückwiesen. Sie bildeten anfangs in Kursachsen, besonders an den Universitäten Leipzig und Wittenberg, die herrschende Partei. Der Name K. wurde von ihren Gegnern, den luth. Eiferern, im herzogl. Sachsen aufgebracht, um sie zu verdächtigen. Nach wiederholten vergeblichen Denunciationen wurde endlich auch Kurfürst August von Sachsen mistrauisch gegen sie und verlangte 1571 von seinen Theologen ein unzweideutiges Bekenntniß zur luth. Abendmahlslehre. Da dasselbe nach dem Urtheile der strengen Lutheraner ungenügend ausfiel, ließ nun der Kurfürst mehrere Artikel auf einem Convente zu Torgau 1574 den wittenberger Theologen und ihren Anhängern zur Unterschrift vorlegen und strafte die sich Weigernden mit Gefängniß und Entsetzung. 1580 ließ er nochmals in der Concordienformel (s. d.) eine Lehrnorm aufsetzen, zu welcher alle Prediger durch Unterschrift sich bekennen mußten. Nach seinem Tode, 1586, kamen die Anhänger Melanchthon's unter dem Kanzler des jungen Kurfürsten Christian I., Nikolaus Crell (s. d.), noch einmal empor und strebten jetzt offen eine Vereinigung mit den Calvinisten an. Da aber Christian I. schon 1591 starb und während seines Sohnes, Christian's II., Minderjährigkeit der strengluth. Herzog

Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar die Regierung führte, so wurden gegen die «Kryptocalvinisten» die durchgreifendsten Maßregeln genommen, ihre angesehensten Führer gefänglich eingezogen, alle Prediger, welche nicht widerriefen, ihrer Aemter entsetzt, festgenommen oder des Landes verwiesen und 1592 die Visitationsartikel eingeführt. Der Kanzler Crell aber wurde nach langjähriger Gefangenschaft 1601 hingerichtet.

Kryptogamen, d. h. verborgen zeugende Gewächse, nannte Linné alle jene Pflanzen, welche keine mit Staubgefäßen und Stengeln versehene Blüten und keinen Samen, d. h. keinen von Hüllen umgebenen Keim (Embryo) hervorbringen, sondern sich durch einfache Zellen oder kleine Zellenapparate, sog. Sporen und Keimkörner, fortpflanzen. Letztere dehnen sich beim sog. Keimen in einen Schlauch (Keimschlauch) aus, welcher entweder, indem er sich verzweigt und neue Zellen bildet, unmittelbar in ein neues Pflanzenindividuum sich umgestaltet, oder zunächst ein provisorisches Gebilde (Vorkeim, Prothellium) entwickelt, an dem sich bald Geschlechtsorgane ausbilden (z. B. bei den Farrn), bald Knospen, aus welchen ein neues sporenerzeugendes Pflanzenindividuum hervorwächst (z. B. bei den Moosen). Linné nannte diese Gewächse, zu denen die Algen, Flechten, Pilze, Moose, Farrn, Schachtelhalme, Bärlappe u. a. gehören, deshalb K., weil er meinte, daß bei ihnen die Zeugungs-(Geschlechts-)Organe verborgen seien, was keineswegs durchgehends der Fall ist. Wol aber sind bei allen diesen Gewächsen die Sporen sowol als auch oft diejenigen Organe, welche dieselben erzeugen oder enthalten, mikroskopisch klein. In späterer Zeit ist es Sitte geworden, den Linné'schen Namen mit «blütenlose Gewächse» zu übersetzen, was derselbe gar nicht bedeutet. Richtiger ist die Bezeichnung «keimlose Pflanzen», weil ihre Fortpflanzungsorgane (Sporen) niemals einen Keim, d. h. eine vorgebildete Anlage zu einer neuen Pflanze, enthalten. Aus demselben Grunde nannte sie Jussieu Akotyledonen (s. d.). Je nachdem der kryptogamische Pflanzenkörper blos aus gewöhnlichen Zellen besteht oder außerdem sog. Gefäßbündel enthält, hat man die K. in Zellen- und Gefäßkryptogamen eingetheilt; doch sind diese beiden Gruppen, zu deren erster man die Algen, Flechten, Pilze und Moose rechnet, keineswegs scharf abgegrenzt.

Krystalle nennt man die regelmäßigen Formen, welche die Körper beim Uebergange aus dem flüssigen oder dampfförmigen Zustande in den festen freiwillig annehmen. Der Proceß ihrer Bildung heißt Krystallisation (s. d.). Alle K. sind von Flächen, die in Kanten und diese wieder in Ecken zusammenstoßen, in bestimmter Form und Zahl begrenzt, und obgleich die Größe der Flächen durch unvollkommene oder ungleiche Entwickelung der K. in mannichfacher Weise abgeändert und dadurch für das Auge der Krystall nicht selten sehr unregelmäßig erscheinen kann, so bleiben doch die Kantenwinkel bei derselben Krystallform unabänderlich dieselben. Alle Krystallformen lassen sich auf eine gewisse Anzahl einfacher Grundformen oder Grundgestalten zurückführen, durch deren Combination dann die abgeleiteten Gestalten oder Krystallcombinationen entstehen. Die Flächen, Kanten und Ecken der Combinationen treten dann als die Flächen, Kanten und Ecken der Grundgestalt durch Abstumpfung, Zuschärfung, Zuspitzung u. s. w. verändernd auf, und man kann einen Krystall daher beschreiben, indem man entweder seine Grundgestalt angibt und dann die Veränderungen an derselben, wie sie sich dem Auge darbieten, anführt, oder indem man die Combinationsgestalten, deren Auftreten die Ursache jener Abänderungen ist, der Reihe nach aufzählt. Alle Grundgestalten zerfallen aber wieder in eine geringe Anzahl von Gruppen oder Systemen, welche dadurch verschieden sind, daß man in jedem derselben die Flächen der Gestalten sich um gewisse ideelle Linien oder Achsen von verschiedenen Winkel- und Längenverhältnissen symmetrisch gruppirt denken kann. Man unterscheidet solcher Systeme jetzt sechs. Das erste hat drei ideelle Achsen, die sich untereinander rechtwinkelig kreuzen und alle gleich lang sind; daher enthält dieses sog. reguläre System lauter geschlossene Gestalten von ganz bestimmter Flächenzahl und ringsum gleichen Dimensionen. Die K. dieses Systems können sich, ohne das Achsenverhältniß zu ändern, weder abplatten zu Tafeln, noch zu Säulen oder Nadeln verändern; es gehören hierher der Würfel, das reguläre Oktaëder, das Rhombendodekaëder des Granats u. s. w. Alle andern Systeme haben wenigstens eine Achse von veränderlicher Länge; sie können daher in der Richtung dieser Achse, wenn dieselbe unendlich wird, nicht an sich geschlossen erscheinen und bilden demnach häufig prismatische K. mit parallelen Seitenflächen, welche zu den dünnsten Nadeln verlängert oder bis zu Blättchen abgeplattet erscheinen, immer aber nur durch Combination mit einem querliegenden Prisma oder mit einer geschlossenen Form, z. B. einer Pyramide, desselben Systems ihren Schluß an den Enden erlangen können. Nie kommen Combinationen von Formen verschiedener Systeme vor; nur in seltenen Fällen krystallisirt derselbe Körper in Formen zweier verschiedener Systeme, während er leicht unzählige Combinationen

desselben Systems darbieten kann, wie z. B. der Kalkspat. Zwei K. derselben Form wachsen oft nach bestimmten Gesetzen zu Zwillingskrystallen oder Zwittern zusammen, welche für manche Mineralien charakteristisch sind. Die K. sind auf ihren ausgebildeten Flächen stets glänzend; sie zeigen im Innern stets bestimmte Richtungen, in denen sie sich vorzugsweise spalten lassen, und diese Blätterdurchgänge sind in ihrem bestimmten Verhältniß zu den Achsen des Krystalls wichtige Mittel zur Bestimmung der Grundgestalt. Namentlich durch die Abwesenheit dieser mit der äußern Form übereinstimmenden innern Structur unterscheiden sich die sog. Afterkrystalle, d. h. Formen, welche Mineralkörper dadurch annehmen, daß sie sich in die früher von einem andern krystallisirten Mineral eingenommenen Räume hinein ablagern. Die Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von den K. abgibt, heißt Krystallographie und hat unter den Deutschen vorzüglich Weiß, Rose und K. F. Naumann viel zu danken. Insofern sie die Winkel der K. mißt und diese danach berechnet, wird sie auch Krystallometrie genannt. Vgl. Naumann, «Anfangsgründe der Krystallographie» (Lpz. 1841). — Im gewöhnlichen Leben nennt man häufig den wasserhell krystallisirten Quarz kurzweg Krystall, und dieser Name wird dann auch auf das wasserhelle, farblose Glas (Krystallglas) übertragen.

Krystallisation heißt der physik. Proceß beim Uebergange gewisser Körper aus dem flüssigen in den festen Zustand unter Annahme bestimmter Formen. Dieselbe ist als eine besondere Art der Aeußerung der Anziehungskraft der kleinsten Theile anzusehen, und man hat nach Hauy's Vorgang vielfach versucht, den Grund der verschiedenen Krystallformen in einer Verschiedenheit der primären Form der sich an- und aufeinanderlagernden kleinsten Theilchen zu finden, während andererseits Ampère und andere gezeigt haben, daß man auch aus einer gleichen primitiven Kugelgestalt aller Atome die Krystallformen ableiten könne. Der dynamischen Ansicht von den Körpern kann natürlich weder die eine noch die andere Ansicht genügen. Die Körper krystallisiren theils beim Erstarren aus dem geschmolzenen Zustande, wie Metalle, Harze, Fette und viele Salze, theils beim Erkalten heiß gesättigter Auflösungen, wenn sie in dem kalten Lösungsmittel weniger auflöslich sind, theils endlich, wenn man ihnen das Lösungsmittel durch Verdunstung entzieht. Befördert wird die K. durch Darbietung vieler Ansatzpunkte für die Krystalle und durch gelinde Bewegung, verzögert wird sie durch möglichst niedrige Temperatur und völlige Ruhe. Man kann die Krystallbildung oft dadurch bedeutend befördern, daß man, wenn die betreffende Flüssigkeit schon dem Punkte, wo sich Krystalle abzusetzen beginnen, nahe ist, an das Gefäß, worin sie sich befindet, einen geringen Stoß ausübt, der die Masse in schwache Bewegung setzt und den kleinsten Theilchen die Trägheit überwinden hilft; oder daß man den Stoff, der krystallisiren soll, mit einem bereits fertigen Krystalle derselben Materie oder nur mit einem andern festen Körper in Berührung bringt, in welchem letztern Falle offenbar die Adhäsion begünstigend wirkt. Je rascher man krystallisirt, desto zahlreicher werden die Krystalle; aber sie bleiben kleiner, stören sich gegenseitig in der Ausbildung, und man erhält krystallinische Massen statt deutlicher Krystalle. Diese Umstände müssen technisch benutzt werden. So läßt man Salz unter stetem Umrühren krystallisiren, damit es kleinkörnig werde; Zucker wird in den Formen gestört, um ihn feinkörnig-krystallinisch zu machen; Candiszucker läßt man dagegen langsam und ruhig krystallisiren, indem man durch die Flüssigkeit Fäden oder Stäbchen als Ansatzpunkte zieht. Metalle, Glas u. s. w. darf man nicht zu rasch erkalten lassen, damit sie nicht im Innern krystallinisch und spröde werden. Dem Stearin gibt man einen Zusatz von Wachs, damit es in den Kerzenformen nicht krystallinisch erstarre u. s. f. Bei völliger Ruhe können geschmolzene Körper, z. B. Schwefel, oft weit über den Erstarrungspunkt abgekühlt, Salzlösungen, z. B. Glaubersalzlösung, weit über den Krystallisationspunkt concentrirt werden, ohne daß Krystallbildung eintritt; sowie aber eine leichte Erschütterung stattfindet, erscheinen die Krystalle mit einem mal. Merkwürdig sind die beim Krystallisiren mancher Stoffe auftretenden Lichterscheinungen. Löst man z. B. glasartige (nicht krystallinische) arsenige Säure in verdünnter kochender Salzsäure auf und läßt die Auflösung langsam erkalten, so leuchtet, im Dunkeln beobachtet, jeder Krystall im Momente seines Ausscheidens lebhaft mit einem blitzartigen Funken. Die Lehre von der K. gehört, was die Erklärung der Erscheinungen anlangt, noch zu den dunkelsten und schwierigsten der ganzen Physik.

Ktesias, ein berühmter griech. Geschichtschreiber aus Knidos in Karien, ein Zeitgenosse des Xenophon, machte die Schlacht bei Kunaxa, 401 v. Chr., als Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon mit, bei dem er in hohem Ansehen stand, ging aber einige Jahre darauf wieder in sein Vaterland zurück. Er schrieb im ionischen Dialekte 23 Bücher «**Persica**», eine Geschichte der assyr. und pers. Monarchie, und eine kleinere Schrift «**Indica**», Nachrichten über Indien, die er während seines Aufenthalts in Persien sammelte, worin man wegen der vielen

fabelhaften Erzählungen und Beschreibungen und der mannichfachen Widersprüche in den Angaben und Zeitbestimmungen Treue und Glaubwürdigkeit vermißt. Die ziemlich zahlreichen Bruchstücke, welche durch die häufigen Anführungen anderer Geschichtschreiber und besonders durch die Auszüge bei Athenäus und in der Bibliothek des Photius auf uns gekommen sind, wurden am besten erläutert und herausgegeben von Bähr (Frankf. 1824). Vgl. Blum, «Herodot und K., die frühesten Geschichtsforscher des Orients» (Heidelb. 1836).

Ktesibius, ein griech. Mechaniker, der ums J. 150 v. Chr. lebte, erfand mit Heron, seinem Schüler, die Pumpen, den krummen Heber und die Compressionsfontaine, die noch gegenwärtig unter dem Namen des Heronsballes bekannt ist. Auch ist er als der Erfinder der Feuerspritzen und im Grunde aller der Maschinen anzusehen, in welchen die wirkende Kraft in dem Drucke der Luft besteht.

Ktesiphon, alte Stadt am östl. Ufer des Tigris, südlich vom Einflusse des Diyalah, das Tisfon der Orientalen, wurde unter der Partherherrschaft von einem kleinen babylon. Dorfe zur Winterresidenz erhoben und nach der Zerstörung des nördlich gegenübergelegenen Seleucia durch Verus (162 n. Chr.) alleinige Hauptstadt. Obgleich durch Septimius Severus 201 verbrannt, erhoben es die Sassaniden (226—651) zur Residenz, und so blieb es bis zur Zeit des Islam eine der bedeutendsten und festesten Städte der Welt. Mit dem gegenüberliegenden Coche bildete es eine Doppelstadt, daher der spätere arab. Name El-Medain (die Städte). Bagdad wurde großentheils aus den Ziegeln K.s erbaut. Heute eine Wüstenei, zeigt der alte Herrschersitz nur noch die gewaltige Ruine einer gewölbten Halle, bekannt unter dem Namen Tak-Kesra.

Ktesiphon, ein Staatsmann in Athen, wurde namentlich durch seine Freundschaft für Demosthenes berühmt. Nach der für die Griechen so unglücklichen Schlacht bei Chäronea, 338 v. Chr., stellte er den Antrag, dem Demosthenes für dessen hohe Verdienste von Staats wegen eine goldene Krone zuzuerkennen. K. wurde deshalb von dem durch Philipp's Partei bestochenen Redner Aeschines (s. d.) in Anklagestand versetzt, von Demosthenes selbst aber in der Rede «Für die Krone» siegreich vertheidigt.

Kuban (Hypanis oder Vardanes), ein am Nordsaum des Kaukasus, und zwar an den nordwestl. Berggehängen des hohen Elbrus aus zwei Bächen entspringender Fluß, strömt innerhalb des Gebirgs erst nord-, dann nordwestwärts, wendet sich aber in der Steppenebene bei Kaukask in einem scharfen Winkel gegen W. und ergießt sich theils in das Asowsche, theils in das Schwarze Meer, indem er mehrere Mündungsarme oder Limane bildet, zwischen welchen die durch ihre vulkanischen Erscheinungen merkwürdige Halbinsel oder Insel Taman (s. d.) gegenüber der Krimschen Halbinsel von Kertsch liegt. In seinem westl. Laufe, zwischen morastigen Ufern mit vielen Teichen und kleinen Seen, ziemlich breit und schiffbar, berührt der Fluß eine Menge Kosacken-Stanitzen und Colonistendörfer wie auch die wichtige Stadt Jekaterinodar und empfängt, wie schon in seinem nordwestl. Laufe, von S. her sehr zahlreiche Kaukasusgewässer, unter denen die Laba mit ihren vielen Zuflüssen der bedeutendste ist. Das Steppengebiet zwischen dem Asowschen Meere im W., dem Flusse Jeja im N., dem K. in S. und einer Linie, die zwischen Jekaterinodar und der Labamündung gegen NO. zur Quellgegend der Jeja zieht und die Ostgrenze gegen das ciskaukasische Gouvernement Stawropol bildet, hieß früher Gebiet der Tschernomorischen oder Kosacken vom Schwarzen Meer; gegenwärtig bildet es den nördlichsten Theil des Kubanischen Landstrichs (Oblast) oder des Gebiets des Kubanischen Kosackenheeres. Dasselbe zählt auf 883 Q.-M. (1862) 314152 E., zerfällt in die drei Bezirke Jejsk, Jekaterinodar, Taman und die Landstrecke der vier ersten Brigaden des Kubanischen Kosackenheers und hat zur Hauptstadt Jekaterinodar (s. d.). Außerdem sind vorhanden die beiden Städte Jejsk (s. d.) und Temrjuk, letztere mit 6418 E., an einem Mündungsarm des K. ins Asowsche Meer gelegen. Dazu kommen im S. die Transkubanischen Länder des Kubanischen Kosackenheeres mit 618 Q.-M. und 107545 E., die Länder der Tscherkessenstämme mit 216 Q.-M. und 91136 E. (1863) und die 1864 noch unbewohnten Länder am Schwarzen Meere zwischen den Flüssen Tuapße und Msynta mit 77 Q.-M. Alle diese Gebiete bilden den Kubanischen Oblast, den größten und volkreichsten Bestandtheil Ciskaukasiens, mit 1794,02 Q.-M. (wovon 13,67 auf die verschiedenen Limane oder Seen kommen) und 512833 E., darunter 420337 meist griechisch-orthodoxe Christen und 92460 Mohammedaner.

Kübeck (Karl Friedr., Freiherr von K. zu Kübau), österr. Staatsmann, geb. 28. Oct. 1780 zu Iglau in Mähren, erhielt auf dem Gymnasium zu Znaim und den Universitäten Wien und Prag seine wissenschaftliche Ausbildung und trat 1800 bei dem Kreisamte Olmütz in die Administration ein. Seiner Befähigung wegen von hier zum mähr.-schles. Gubernium versetzt, wurde er

1804 Concipist der niederösterr. Landesregierung und gelangte schon 1806 in derselben Eigenschaft in die Hofkanzlei. Später zum Hofsecretär bei der vereinigten Hofkanzlei ernannt, war er während des Kriegs von 1809 im Armeeministerium beschäftigt, kehrte aber nach dem Frieden als Regierungsrath und selbständiger Referent in die Hofkanzlei zurück. Seine hervorragende Tüchtigkeit in der Verwaltung und den Finanzen bewirkte, daß er 1814 in den Staatsrath berufen und mit der Organisation der wiedererworbenen österr. Provinzen betraut wurde. Namentlich an der Organisation des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und Tirols nahm er speciellen Antheil, wurde auch nach dem Antrage der tiroler Stände in diese Körperschaft aufgenommen und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben. Seit 1815 mit dem Range eines Referenten im Staatsrathe dem Finanzminister Grafen Stadion (bis 1821) zugetheilt, dann zum Wirkl. Staats- und Conferenzrathe ernannt und 1825 in den Freiherrnstand erhoben, erlangte er eine tiefe und gründliche Kenntniß des österr. Finanzwesens, das unter Metternich's Verwaltungsperiode in heillose Verwirrung gerathen war. Nachdem er im Nov. 1839 zum Präsidenten des General-Rechnungsdirectoriums und ein Jahr nachher zum Präsidenten der allgemeinen Hofkammer sowie auch der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt worden, begann K. mit dem Versuche, vieljährige Schäden und Misbräuche zu beseitigen, was ihm freilich nur bei einer Radicalreform hätte gelingen können. Infolge der Ereignisse von 1848 nahm auch K. seinen Abschied aus dem Staatsdienste, trat jedoch im Herbste 1849 wieder ein, indem er mit Schönhals die Vertretung Oesterreichs bei der interimistischen Bundescommission übernahm. Nach seiner Rückkehr wurde er im April 1851 zum Präsidenten des neucreirten Reichsraths ernannt, dessen Organisation er mit vorbereitete. In dieser Stellung starb er an der Cholera 11. Sept. 1855 zu Hadersdorf bei Wien. — Sein Bruder **Aloys**, Freiherr von K. zu Kübau, geb. 19. Juni 1787, starb als Wirkl. Hofrath bei der Hofkanzlei 10. Juni 1850. Von den Söhnen desselben widmete sich der Freiherr **Aloys Karl von K. zu Kübau** (geb. 29. Dec. 1819) der diplomatischen Laufbahn und war Legationssecretär bei der österr. Gesandtschaft in London. Später erfolgte seine Ernennung zum k. k. Wirkl. Gubernialrathe. Seit Ende Mai 1859 war er bevollmächtigter Minister und Präsidialgesandter am Deutschen Bundestage bis zu dessen Auflösung.

Kubus heißt in der Geometrie ein Würfel, und dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Worts; in der Arithmetik und Algebra versteht man darunter die dritte Potenz (s. d.) einer Zahl. So ist z. B. 8 der K. von 2, 27 der K. von 3, 64 der K. von 4 u. s. w. Diese arithmet. Bedeutung des Worts rührt daher, daß der körperliche Inhalt eines Würfels durch die dritte Potenz derjenigen Zahl ausgedrückt wird, welche die Länge einer Seite oder Kante des Würfels ausdrückt. Wenn z. B. die Kante eines Würfels vier Zoll lang ist, so ist der körperliche Inhalt desselben 64 Kubikzoll.

Küchenlatein (latinitas culinaria) nennt man das gemeine und fehlerhafte Latein, wie es ursprünglich etwa in den Küchen zu Rom gesprochen wurde. Besonders bezeichnete man damit auch das verderbte Mönchslatein des Mittelalters, das durch den Spott eines Reuchlin, Erasmus und Hutten, namentlich durch die Veröffentlichung der Epistolae obscurorum virorum (s. d.) aus den gelehrten Schriften und Unterhaltungen zwar meist verdrängt wurde, aber doch im Scherz noch hin und wieder in Anwendung kommt.

Küken (Friedr. Wilhelm), deutscher Tonsetzer, namentlich beliebter Liedercomponist, geb. 16. Nov. 1810 zu Bleckede im Lüneburgischen, zeigte frühzeitig Neigung und Anlage zur Musik und wurde darum 1826 seinem Schwager, dem Musikdirector und Schloßorganisten Lührß in Schwerin, zur Ausbildung übergeben. Unter diesem machte er rasche Fortschritte im Klavier-, Violin- und Flötenspiel und entwickelte auch sein Compositionstalent. Unter anderm componirte er für das schweriner Militärmusikcorps verschiedene Märsche, welche dem damaligen Erbgroßherzog Paul Friedrich so gefielen, daß dieser den 19jährigen K. zum Musiklehrer seiner Kinder machte. 1831 ging er mit seinen Zöglingen nach Berlin, wo er selbst noch Unterricht bei dem Musiktheoretiker Birnbach nahm und sich bald durch gefällige Liedercompositionen bekannt machte. Der damals in Berlin anwesende Kronprinz, spätere König Georg von Hannover ließ sich bei seinen musikalischen Studien von ihm unterstützen. 1839 wurde in Berlin K.'s erste Oper, «Die Flucht nach der Schweiz», mit vielem Erfolg aufgeführt und häufig wiederholt. 1841 wandte er sich nach Wien, wo er sechs Monate hindurch bei Sechter noch tüchtig Fugenstudien machte und sich durch Liedercompositionen (z. B. «Das maurische Ständchen» und «Das Mädchen von Juda») die Gunst des Publikums gewann. Hierauf begab er sich in die Schweiz, wo er die großen Männergesangfeste zu St.-Gallen und Appenzell dirigirte, sodann nach Paris, wo er von 1843—46 verweilte. Hier suchte er betreffs der Instrumentation fleißig Rath bei Halevy

und componirte die Oper «Der Prätendent», die sich aber, trotz mancher hübschen Nummern, nicht auf dem Repertoire erhalten hat. Nachdem K. seinen Aufenthalt öfter gewechselt, nahm er 1851 die Stelle als Hofkapellmeister in Stuttgart an, die er mit Erfolg bis 1861 bekleidete. Seitdem lebt er ohne öffentliches Amt zu Schwerin. Die Popularität, die K. als Gesangscomponist genießt, verdankt er der Melodienfrische und Sangbarkeit seiner Lieder und Gesänge, deren Zahl sich auf mehr als 130 beläuft. Sehr gelungen sind auch die Männerquartette, von denen viele eine große Verbreitung gefunden haben. Außerdem sind von K.'s Compositionen zu nennen: die Concert-Ouverture «Waldleben», ein Klavier-Trio, sechs Sonaten für Klavier und Violine oder Violoncello, sechs Motetten u. s. w.

Kuen-lün, genauer Kŭn-lŭn, ist bei den neuern Geographen der allgemeine Name für die nördlichste Hauptkette des Gebirgssystems des Himalaja (s. d.), welche den Nordrand des Hochlandes von Tibet umwallt, nördlich zum Becken des Tarim abfällt und sich im N. von Kleintibet (Ladak) mit dem Karakorum, dem eigentlichen Himalaja und dem Belur (Bolor) verkettet. Das Gebirge ist in seinem Verlaufe noch unerforscht; nur der westlichste Theil wurde durch die Reisen der Gebrüder Schlagintweit etwas näher bekannt. Dieselben überschritten von Iskardo, der Hauptstadt von Balti, aus zunächst die Kette des Karakorum mittels des 18341 F. hohen Karakorumpasses, folgten dann der Straße hinab ins Thal des Karakaschflusses und überstiegen nun den eigentlichen K. auf dem 17319 F. hohen Elchi-Davanpaß, über welchen man zunächst nach Elchi gelangt. (S. Tibet.)

Kufische Münzen nennt man alle Münzen mohammed. Herrscher mit Inschriften in Kufischer Schrift (s. d.). Dieselben kommen in Gold, Silber und Kupfer vor; die goldenen heißen Dinar, die silbernen Dirham und die kupfernen Fals. Sie tragen in der Regel Inschriften, die theils in einem Ringe, theils auf dem um denselben laufenden Rande angebracht sind, und enthalten gewöhnlich, außer dem Prägeort, dem Jahre und dem Namen des Fürsten oder Statthalters, noch Koranverse oder andere auf die Einheit Gottes und die Sendung Mohammed's bezügliche Sprüche, bei Schiiten auch noch die Worte: «Ali ist der Freund (oder Schützling) Gottes». Andere Vorstellungen, namentlich bildliche, sind seltener und die letztern meist Nachahmungen vorliegender byzant. und pers. Muster, bei welchen ein besonderes Interesse, wie das des Handels u. s. w., obwaltete. Das Studium der Kufischen Münzen ist erst in neuerer Zeit zu einer Vollkommenheit gelangt, welche diesen Theil der Münzwissenschaft den übrigen näher gebracht hat. Der Grund der Vernachlässigung lag in der Schwierigkeit, mit welcher das Sprachstudium, zum Theil auch das der Geschichte der einzelnen Dynastien, verknüpft war. Große Verdienste erwarben sich Adler («Museum Cuficum Borgianum»), die beiden Tychsen, Hallenberg, Castiglioni, Marsden, de Sacy und besonders Frähn und in neuester Zeit Dorn, Stickel, de Saulcy, Olshausen und Soret.

Kufische Schrift heißt diejenige arab. Schrift, welche in der unter Omar im J. 16 der Hedschra (637 n. Chr.) gegründeten Stadt Kufa einheimisch und wahrscheinlich früher schon in Hira aus dem syr. Estrangelo gebildet wurde. Da in Kufa bald die Sprachstudien einen großen Aufschwung nahmen, verbreitete sich auch diese Schrift über andere Theile des mohammed. Reichs und wurde nicht nur bei Koransabschriften, Münzen und Inschriften, sondern auch im gewöhnlichen Leben gebraucht. Sie erhielt sich bis in das 10. Jahrh., obgleich schon früh eine bequemere Schrift daneben bestand, die dem Neschi nahe kam, welches endlich das Kufische gänzlich verdrängte. Es wurde zwar noch häufig auf Münzen und Inschriften, doch selten mehr in seiner ursprünglichen Form gebraucht.

Kufstein oder Kuefstein, eine Stadt und Festung in Tirol und 10 M. nordöstlich von Innsbruck, Hauptort des gleichnamigen Bezirks, in malerischer Gegend am Inn, nahe der bair. Grenze, an der Eisenbahn von Innsbruck nach München gelegen, wird von Mauern, Thürmen und einem unter Wasser zu setzenden Graben umgeben. Die Stadt ist der Sitz eines Bezirksamts und anderer Behörden und zählt etwa 1400 E. Dicht über der Stadt erhebt sich auf schroffem Felsen die in gutem Stande erhaltene Bergfestung Geroldseck oder Josephsburg, welche meistens in Stein gehauene Werke und nur einen Zugang hat und besonders als österr. Staatsgefängniß bekannt geworden ist. Ueber den Inn führt eine Brücke in die Zellenburger Linien. Die Festung wurde 1367 von den Baiern, 1504 von Kaiser Maximilian I. erobert, 1703 an die Baiern übergeben, die sie erst nach der Schlacht bei Hochstädt räumten. 1805 kam sie mit Tirol an die Baiern und blieb 1809 in deren Händen. Erst 1814 gelangte K. wieder an Oesterreich.

Kugel heißt in der Mathematik ein runder Körper, dessen Oberfläche überall von einem im Innern gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte oder Centrum, gleichweit entfernt ist. Eine von

irgendeinem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt bis zum entgegengesetzten Punkte der Oberfläche gehende gerade Linie wird ein Durchmesser oder Diameter, dagegen eine gerade Linie vom Mittelpunkte bis zu einem beliebigen Punkte der Oberfläche ein Halbmesser oder Radius der K. genannt. Aus der vorhin gegebenen Erklärung erhellt, daß alle Halbmesser, folglich auch alle Durchmesser der K. einander gleich sein müssen. Durchschneidet man eine K. mit einer Ebene, so ist der Durchschnitt ein Kreis, der desto größer ist, je näher seine Ebene dem Kugelmittelpunkte liegt; geht die Ebene durch diesen Mittelpunkt selbst, so hat der Kreis den Kugelhalbmesser zum Halbmesser und heißt ein größter Kreis. Legt man durch den Endpunkt eines Halb- oder Durchmessers eine gegen diesen senkrechte Ebene, so berührt dieselbe die K. nur in jenen Punkten, ohne sie zu schneiden. Steht auf der Ebene eines größten Kreises ein Kugeldurchmesser senkrecht, welcher dann durch die Mittelpunkte aller mit jenem Kreise parallelen Kugelkreise geht, so heißen seine Endpunkte die Pole des größten Kreises sowie der ihm parallelen Kreise. Sind zwei Kugelkreise parallel, so heißen die zwischen ihnen enthaltenen Theile der K. und der Kugeloberfläche beziehentlich ein Segment und eine Zone der K., welche Ausdrücke auch dann gebraucht werden, wenn der eine Kugelkreis sich auf einen Punkt reducirt und seine Ebene die K. nur berührt, d. h. von einem Theile der K. und Kugeloberfläche, der durch einen einzigen Kugelkreis abgeschnitten wird. Der Inhalt einer Kugelzone wird gefunden, wenn man den Umfang eines größten Kreises mit der Höhe der Zone (dem Abstande der sie begrenzenden Kugelkreise oder, was dasselbe ist, ihrer Mittelpunkte) multiplicirt; der Inhalt der ganzen Kugeloberfläche, wenn man den Inhalt eines größten Kreises viermal nimmt; endlich der Inhalt der K. selbst, wenn man den Würfel oder die dritte Potenz des Kugeldurchmessers mit der Ludolf'schen Zahl (s. Kreis) multiplicirt und das Product durch sechs dividirt. Hiernach verhält sich der Inhalt einer K. zu dem eines Cylinders, dessen Grundfläche einem größten Kreise, dessen Höhe aber einem Durchmesser der K. gleich ist, genau wie 2 zu 3, dagegen zu einem Kegel von derselben Grundfläche und Höhe wie 2 zu 1. — Bisweilen erscheint die K. als Symbol der Erdkugel, und als solche muß sie auch betrachtet werden, wenn sie mit einer Siegesgöttin geschmückt erscheint. Dieselbe Bedeutung hatte die K. unter den Füßen des röm. Adlers. In der Hand der spätern röm. Kaiser erscheint die K. mit der Siegesgöttin geschmückt, welche letztere bei den christl. Kaisern durch das Kreuz verdrängt wurde. Diese Erdkugel mit und ohne Kreuz ging später auf andere Länder über und bildete sich endlich als Reichsapfel aus.

Kügelgen (Gerhard von), Geschichts- und Porträtmaler, geb. 25. Jan. 1772 zu Bacharach am Rhein, wurde nebst seinem nachgeborenen Zwillingsbruder, Karl von K., mit dem er im Äußern eine vollkommene Aehnlichkeit hatte, in seinem 15. J. in das Jesuitengymnasium zu Bonn gebracht. Erst nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tode ihres Vaters, der kurköln. Hofkammerath war, erlangten die Brüder von der Mutter die Erlaubniß, sich der Kunst zu widmen. Mit Unterstützung des Kurfürsten von Köln begaben sie sich 1791 nach Rom, und als infolge des Revolutionskriegs die Unterstützung ausblieb, ging Gerhard 1795 mit einem jungen Livländer nach München, um sich durch Porträtmalen seinen Unterhalt zu verschaffen, während Karl in Rom blieb, wo er die Bekanntschaft des Lord Bristol machte, dessen Zuneigung später in München auch Gerhard gewann. Im Sept. 1795 ging letzterer nach Riga, wohin ihm später auch sein Bruder folgte. Gemeinschaftlich besuchten beide 1799 Petersburg, wo Karl vom Kaiser Paul mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt wurde. Wenige Jahre nachher heiratheten beide zwei Schwestern und ließen, da diese aus adelichem Geschlechte waren, den Adel ihrer Familie wiederherstellen. Als hierauf Karl 1803 eine Reise nach der Krim machte, ging Gerhard nach seiner Heimat und nach Paris und wählte nach dem Tode seiner Mutter (1805) Dresden zu seinem Aufenthalte. Hier starb er unter den Händen eines Raubmörders nahe bei Dresden 27. März 1820. Idealisirte Formen, dichterische Composition und ein blühendes Colorit zeichnen im allgemeinen seine Werke aus. Sein Bruder Karl lebte meist auf dem Gute seines Schwagers, des Freiherrn von Manteuffel, zu Kurküll in Livland, und im Winter in Petersburg, bis er 1827 nach Reval zog, wo er 9. Jan. 1832 starb. Für den Kaiser Alexander malte er unter anderm eine krimsche Galerie in 30 Blättern und eine landschaftliche Galerie von Finland. Auch gab er eine «Malerische Reise in die Krim» (Petersb. 1823) heraus. Vgl. Hasse, «Leben Gerhard von K.'s, nebst einigen Nachrichten aus dem Leben Karl von K.'s» (Lpz. 1824).

Kugler (Franz Theodor), ausgezeichneter deutscher Kunsthistoriker, geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, widmete sich bei vielseitigen Anlagen der praktischen Ausübung der verschiedenen Künste, bis er, um Philologie zu studiren, 1826 die Universität zu Berlin bezog. Nach einem Aufenthalte im Sommer 1827 zu Heidelberg wandte er sich mehr dem Studium der mittelalterlichen

Kunst, besonders der Architektur zu, welche Richtung in Berlin vorzüglich durch von der Hagen gefördert wurde. K. besuchte darum die Bauakademie, ohne jedoch die Universitätsstudien zu vernachlässigen. Außerdem aber trieb ihn sein künstlerischer Verkehr zu fortgesetzten Versuchen in der Poesie, der bildenden Kunst und der Musik an. Es erschienen sein «Skizzenbuch» (Berl. 1830), eine Auswahl seiner Gedichte, musikalische Liedercompositionen und Zeichnungen, und «Denkmäler der bildenden Kunst im Mittelalter in den preuß. Staaten» (Heft 1, Berl. 1830). Auch verfaßte er mit Reinick das «Liederbuch für deutsche Künstler» (Berl. 1833). Inzwischen hatte er sich für das Fach der Kunstgeschichte als für seinen Lebensberuf entschieden. 1833 wurde K. Professor an der Akademie und Docent an der Universität. Zwei Jahre später schrieb er seine Abhandlung «Ueber die Polychromie der griech. Architektur und Sculptur und ihre Grenzen» (Berl. 1835). Eine Reise nach Italien 1835 vervollständigte seine kunsthistorischen Studien, aus denen nun sein «Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin d. Gr. bis auf die neuere Zeit» (2 Bde., Berl. 1837; 2. Aufl. von Burckhardt, 1847) hervorging. Als Frucht von Detailstudien veröffentlichte er, außer zahlreichen kleinern Aufsätzen, die mit F. Ranke gemeinschaftlich verfaßte «Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg» (Berl. 1838), die «Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam» (2 Bde., Berl. 1838) sowie die «Pommersche Kunstgeschichte» in den «Baltischen Studien» (Stett. 1840). Außerdem bekundete er sein Interesse für allgemeine geschichtliche Darstellung durch die «Geschichte Friedrich's d. Gr.», welche, von Adolf Menzel illustrirt, zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst (Lpz. 1840), desgleichen ohne Illustration als Volksbuch in verschiedenen Auflagen erschien, ferner durch die «Neuere Geschichte des preuß. Staats und Volks von der Zeit des Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage» (1. Thl. von 1660—1786, Berl. 1844), an deren Fortsetzung ihn jedoch äußere Umstände hinderten. 1840 erschien eine Sammlung seiner «Gedichte» (Stuttg. und Tüb.). Seine reiffste und bedeutendste Leistung war indeß das «Handbuch der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1841—42; 4. Aufl., von Lübke, 2 Bde., 1861), worin er es zuerst versuchte, den Entwickelungsgang der Kunstgeschichte im großen und ganzen nachzuweisen. In jener Zeit schrieb er auch «K. F. Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit» (Berl. 1842). 1842 wurde K. zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künste ernannt und 1843 durch den Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Ministerium berufen. Eine Folge dieser Stellung war seine Reise durch Deutschland, Belgien und nach Paris und die Veröffentlichung der Schrift «Ueber die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Conservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien» (Berl. 1846). Anonym gab er später heraus «Ueber die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung, mit besonderm Bezuge auf die Verhältnisse des preuß. Staats» (Berl. 1847). Unter Ladenberg's Verwaltung wurde K. 1849 zum vortragenden Rathe im Cultusministerium ernannt. Als solcher bearbeitete er «Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preuß. Staate» (Berl. 1859). Neben diesen Arbeiten entwickelte K. noch eine lebhafte Thätigkeit in poetischen Productionen. Zwei seiner Dramen, «Jakobäa» und «Doge und Dogaressa», gelangten mehrfach zur Aufführung. Die übrigen Dramen aus dieser Periode veröffentlichte er nebst Erzählungen in den «Belletristischen Schriften» (8 Bde., Stuttg. 1852). Um seine zerstreuten, zum großen Theil für Kunst und Kunstgeschichte höchst werthvollen Arbeiten dem Handgebrauch zugänglich zu machen, veranstaltete er auch eine Sammlung seiner «Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte» (3 Bde., Stuttg. 1853—54), die er mit zahlreichen selbstradirten Illustrationen versah. Rastlos thätig, unternahm K. auch noch die Abfassung einer «Geschichte der Baukunst» (Bd. 1—3, Stuttg. 1854—59), die indeß nur bis zum Abschluß des Mittelalters gedieh, indem er 18. März 1858 plötzlich starb. K. war ein Mann von energischer Arbeitskraft und tüchtigem Streben im Fache der Kunst, zugleich aber auch ein durch Gaben des Gemüths ausgezeichneter Mensch.

Kuh (Ephraim Moses), deutscher Dichter, geb. 1731 zu Breslau von jüd. Aeltern, wurde anfangs von seinem Vater für die jüd. Gelehrsamkeit und, als er hierzu keine besondere Neigung zeigte, für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach dem Tode des Vaters trat er als Gehülfe in die Handlung eines Oheims in Berlin, wo er bald die Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessing's u. a. sich erwarb, durch deren Umgang er poetisch angeregt wurde. Uebertriebene Gutherzigkeit, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, erschöpfte indeß in wenigen Jahren sein ansehnliches Vermögen und seinen Credit. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß seine Familie ihn unterstützen mußte. Sein Misgeschick brachte ihn in Schwer-

muth und endlich in förmlichen Wahnsinn. Zwar wurde er nach sechs Jahren wieder hergestellt, doch hatte er das Unglück, 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt zu werden, der ihn sogar der Sprache beraubte. Erst fünf Jahre nachher, 3. April 1790, erfolgte sein Tod. Seine besten Gedichte, bestehend in Epigrammen, Liedern, Oden und Fabeln, lieferte er im Zustande der Schwermuth; gesammelt wurden sie als «Hinterlassene Werke» von Hirschel und Kausch (2 Bde., Zür. 1792). Vgl. Kayserling, «Der Dichter Ephraim K.» (Berl. 1863).

Kuhbaum, s. Galactodendron.

Kuhblume, s. Caltha.

Kühlapparate heißen diejenigen Vorrichtungen, mittels welcher man beim Destilliren die aus dem der Destillation unterworfenen Material durch Hitze entwickelten Dämpfe abkühlt, um sie zu verdichten und als Flüssigkeit, Destillat, aufzusammeln. (S. Destillation.) Es kommt hierbei immer darauf an, die Dämpfe durch ein langes, aber nicht zu weites Rohr (Kühlrohr) oder durch einen Behälter mit nahe beisammenstehenden Wänden zu leiten, und jenes oder diesen äußerlich mit kaltem Wasser (Kühlwasser), öfters sogar mit Eis zu umgeben. Im einzelnen kann die Form des Apparats außerordentlich verschieden sein.

Kühlende Mittel (Temperantia, Refrigerantia) nennt man in der Heilkunde diejenigen Mittel, welche zur Beschränkung der Wärme (besonders der objectiv meßbaren, krankhaft erhöhten Temperatur) des lebenden Körpers angewendet werden. Dahin gehört vor allem die unmittelbare Wärmeentziehung (Kühlung, Kältung) durch kühle Luft (besonders offene Fenster, Fächelung, leichtere Bekleidung), durch Kaltwasserwaschungen oder Abreibungen, kalte Douchen, Fluß-, Wannen- oder Tauchbäder, kalte (besonders Wasser-, Schnee- oder Eis-) Umschläge, Schnee- oder Eisblasen (Eis in Thierblasen oder Kautschukbeuteln), durch Unterschieben frischer leinener Wäsche, durch Verdunstung von Aether und andern flüchtigen Stoffen auf der Haut u. s. w. Mittelbar kühlend (durch Einwirkung auf das Blut und die Blutgefäße) wirken manche Verbände (mit Fetten, Salben, Bleimitteln u. s. w.), gewisse innere Mittel, z. B. Kalisalze, wie der Salpeter, Weinstein und das aus diesen beiden Mitteln mit Zucker bereitete Kühlpulver (pulvis temperans oder refrigerans, das sog. niederschlagende Pulver), Limonaden mit gewissen Pflanzen- oder Mineralsäuren (besonders mit Citronen-, Essig- oder Schwefelsalzsäure), säurehaltige Nahrungs- und Arzneimittel (z. B. sauere Gurken, Obstsäfte, Compots, Salate, Haller's und Mynsicht's Elixir), Zuckerwasser und zuckerhaltige Genußmittel, Mandelmilch, Buttermilch u. s. w. Auch das Fasten und die Blutentziehung u. s. w. gehören hierher. Man wendet die kühlenden Mittel hauptsächlich an gegen Blutanhäufungen (Congestionen), beginnende und frische Entzündungen, lebhafte Herzbewegungen, Fieberhitze und gegen manche Arten von Nervenerregung.

Kuhn (Adalbert), ausgezeichneter Sprachforscher und Mytholog, geb. 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, erhielt seine Erziehung zu Berlin, wo er schon als Schüler des Joachimsthal'schen Gymnasiums Neigung für sprachliche Studien zeigte und sich mit der Erlernung des Sanskrit beschäftigte. Im Herbst 1833 bezog er die Universität Berlin, wo er besonders die Vorlesungen von Bopp, Böckh und Lachmann besuchte. Nachdem er im Sommer 1837 promovirt, trat er bald darauf als Schulamtscandidat beim Kölnischen Realgymnasium ein, an welchem er 1841 als ordentlicher Lehrer angestellt wurde und 1856 den Professortitel erhielt. Mit einer gründlichen Kenntniß der altclassischen wie auch der altind. und german. Sprachen und Literaturen ausgerüstet, hat sich K. ebenso sehr um die vergleichende Sprachforschung als um die vergleichende Mythologie der indogerman. Völker die größten Verdienste erworben. Er war der erste europ. Gelehrte, der nach dem Erscheinen des Rosen'schen Rigveda (1838) eine Uebersicht der Eigenthümlichkeiten der Sprache der Veden zu geben versuchte. In der kleinen, aber inhaltreichen und bahnbrechend gewordenen Schrift «Zur ältesten Geschichte der indogerman. Völker» (Berl. 1845; erweitert in Weber's «Indischen Studien», Bd. 1, Berl. 1850) entwarf er mit Hülfe gewissenhafter etymologischer Untersuchungen die Grundzüge zu einem Bilde der Culturzustände des indogerman. Urvolks. Zahlreiche Arbeiten K.'s aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung finden sich in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen» und den «Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celt. und slaw. Sprachen», von denen er die erstere 1851 mit Aufrecht begann und dann allein fortführte, während er die letztern seit 1856 in Gemeinschaft mit Schleicher herausgab. In der «Zeitschrift» ist unter andern K.'s Abhandlung über «Altindische und german. Segenssprüche» (Bd. 13), in den «Beiträgen» (Bd. 3) die über «Sprachliche Resultate aus der vedischen Metrik» enthalten. Eine ganz neue Disciplin, die vergleichende Mythologie, wurde von K. erst begründet, indem er in

verschiedenen Aufsätzen und kleinern Schriften (seit etwa 1846) die Verwandtschaft zwischen den in den ältesten Literaturdenkmälern der Inder, den Hymnen des Rigveda, enthaltenen Mythen mit denen der Griechen und Römer, der Germanen und Slawen entdeckte und nachwies. Seine Monographie «Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks» (Berl. 1859) ist als Muster für Forschungen dieser Art allgemein anerkannt. Vorzügliches hat K. außerdem noch auf dem Gebiete der deutschen Mythen- und Sagenforschung geleistet. Außer Beiträgen zu den «Märkischen Forschungen», Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», von der Hagen's «Germania» u. s. w. gehören vor allem hierher «Märkische Sagen und Märchen» (Berl. 1843), «Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche» (mit Schwartz, Lpz. 1848) und «Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen» (2 Bde., Lpz. 1859), drei Werke, welche in ihrer Art ebenfalls als mustergültig zu betrachten sind.

Kühn (Karl Gottlob), verdient um die Geschichte der Medicin, geb. 13. Juli 1754 zu Spergau bei Merseburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Merseburg und Grimma und studirte dann zu Leipzig Medicin. Nachdem er 1783 promovirt, wurde er 1793 außerord. Professor der Medicin, 1802 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und 1819 der Physiologie und Pathologie. Als solcher starb er zu Leipzig 19. Juni 1840. Infolge seiner Vorliebe für die classischen Studien wurde K. frühzeitig auf die Geschichte der medic. Wissenschaften, insbesondere auf die alten Aerzte hingelenkt. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die vollständige Ausgabe der «Opera medicorum Graecorum, quae supersunt» (29 Bde., Lpz. 1821—30). Außerdem sind von seinen Schriften noch hervorzuheben die ausgewählte Sammlung seiner «Opuscula academica et philologica» (2 Bde., Lpz. 1827—28) und die «Geschichte der medic. und physik. Elektricität u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1783 und 1785), die er später unter dem Titel «Die neuesten Entdeckungen in der medic. und physik. Elektricität» (2 Bde., Lpz. 1796—97) fortsetzte. — K.'s Sohn, Otto Bernhard K., geb. 6. Mai 1800 zu Leipzig, widmete sich seit 1820 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen dem Studium der Chemie und habilitirte sich dann 1825 zu Leipzig für Chemie, wo ihm 1830 die ord. Professur der allgemeinen Chemie übertragen wurde. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode, der 5. Dec. 1863 erfolgte. K. hat sich besonders um die Stöchiometrie und die anorganische Chemie verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind: «Versuch einer Anthropochemie» (Lpz. 1824), «Praktische Chemie für Staatsärzte» (Lpz. 1829), «Anleitung zu qualitativen chem. Untersuchungen» (Lpz. 1830), «Lehrbuch der Stöchiometrie» (Lpz. 1837), «System der anorganischen Chemie» (Gött. 1848) und «Das Cyan und seine anorganischen Verbindungen» (Lpz. 1863). Ein Neffe Karl Gottlob K.'s, Heinrich Eduard K., geb. 7. Sept. 1803, wirkt seit 1829 als praktischer Arzt zu Leipzig. Dessen Sohn, Julius Eduard K., geb. 13. Juni 1831 zu Leipzig, ist ebenfalls praktischer Arzt und Privatdocent der Medicin an der Universität seiner Vaterstadt und hat sich literarisch durch ein chirurg. Werk: «Die künstliche Eröffnung der obersten Luftwege» (Lpz. 1864), welches eine Abtheilung von Günther's «Operationslehre» bildet, vortheilhaft bekannt gemacht.

Kühne (Gustav), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 27. Dec. 1806 in Magdeburg, besuchte das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin und widmete sich seit 1826 auf der dortigen Universität philos. Studien, wobei er besonders durch Schleiermacher's und Hegel's Vorlesungen angezogen wurde. Nachdem er die philos. Doctorwürde erlangt, wirkte er einige Zeit als Secretär der «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», bis er sich 1835 nach Leipzig wandte. Hier übernahm er die Redaction der «Zeitung für die elegante Welt», die er bis 1842 führte. Vier Jahre später erwarb er von August Lewald die Wochenschrift «Europa», die er bis 1859 leitete und selbst während der für die deutsche Belletristik so ungünstigen Jahre 1848 und 1849 in Achtung zu erhalten wußte. Inzwischen war er 1856 nach Dresden übergesiedelt, wo er seitdem seinen bleibenden Wohnsitz behielt. Die literarische Laufbahn betrat K. noch in Berlin mit den «Novellen» (Berl. 1831) und «Die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland» (Lpz. 1833), denen die Novelle «Eine Quarantäne im Irrenhause» (Lpz. 1835) folgte. In letzterm Werke bekundete er am meisten seine Verwandtschaft mit dem Jungen Deutschland, zu dessen namhaftesten Vertretern er gezählt wurde, wenn er auch dieser literarischen Zeitrichtung nicht bis zu den Extremen huldigte. K.'s spätere Romane, wie die «Klosternovellen» (2 Bde., Lpz. 1838; 2. Aufl. 1862), «Die Rebellen in Irland» (3 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1863) und «Die Freimaurer» (2 Bde., Lpz. 1855), tragen zwar einen stark reflectirenden Charakter, zeugen aber von gründlichen histor. Studien, die mit kunstvoller Hand in die Erzählung verwebt und dichterisch verwerthet sind. In seinen reflectirenden Schilderungen, Charakteristiken und Kritiken bekundet K. philos. Durchbildung, feinen Geschmack und taktvolles Urtheil. Schriften

dieser Art sind: «Weibliche und männliche Charaktere» (2 Bde., Lpz. 1838), «Porträts und Silhouetten» (2 Bde., Hannov. 1843) und vor allem «Deutsche Männer und Frauen» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1863); ferner «Sospiri. Blätter aus Venedig» (Braunschw. 1841) und «Mein Carneval in Berlin» (Braunschw. 1843). Hieran reihen sich die gelungenen Städte- und Landschaftsbilder, wie «Wien» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1861), «Prag» (Lpz. 1857), «Von Köln bis Worms» (Lpz. 1856). In der Schrift «Mein Tagebuch in bewegter Zeit» (Lpz. 1863) schildert K. den Verlauf der deutschen Bestrebungen während der J. 1848—50. Seine Dramen «Jsama von Castilien», «Kaiser Friedrich III.», «Die Verschwörung zu Dublin», sowie das Schauspiel «Kuß und Gelübde» hatten auf der Bühne wenig Erfolg, dagegen kam eine Fortsetzung des Schiller'schen «Demetrius» (1856) auf mehrern deutschen Bühnen zur Aufführung. Seine Gedichte hat K. im ersten Bande seiner «Gesammelten Schriften» (Lpz. 1862 fg.) vereinigt.

Kühner (Rafael), ausgezeichneter Philolog und Schulmann, geb. 22. März 1802 zu Gotha, wo sein Vater Johann Christian K. (geb. 1. Juni 1774, gest. 23. Jan. 1852) als Geh. Hofrath und Professor der freien Künste, zugleich auch als ein geschätzter Maler lebte, erhielt seine humanistische Bildung auf dem Gymnasium daselbst und widmete sich in Göttingen unter Mitscherlich, Dissen und O. Müller seit Michaelis 1821 eifrig philol. Studien. Eine hier gelöste akademische Preisaufgabe veröffentlichte er später unter dem Titel «M. T. Ciceronis in philosophiam merita» (Hamb. 1825). Nachdem er promovirt und hierauf 1824 eine Lehrerstelle am Lyceum zu Hannover angetreten, waren seine wissenschaftlichen Studien namentlich auf griech. Sprachlehre und Cicero gerichtet, aus denen eine für Lehrer und Schüler als gleich brauchbar anerkannte Ausgabe von Cicero's «Tusculanen» (Jena 1829; 4. Aufl. 1852; kleinere Ausgabe, Jena 1847) sowie der «Versuch einer neuen Anordnung der griech. Syntax» (Hannov. 1829) hervorgingen. Letztere Schrift sowie die neue Anordnung der «Sämmtlichen Anomalien des griech. Verbum» (Hannov. 1831) bildeten die Vorläufer seiner «Ausführlichen Grammatik der griech. Sprache» (2 Bde., Hannov. 1834—35), welche dadurch, daß sie in der Formenlehre zuerst die vergleichende Sprachkunde, namentlich das Sanskrit, zu Rathe zog, die Syntax aber nach einem rein wissenschaftlichen Principe entwickelte, in der Geschichte der griech. Sprachwissenschaft epochemachend wurde. Noch weit günstiger aufgenommen wurden K.'s «Kurzgefaßte Schulgrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1836; 4. Aufl. 1865) und die «Elementargrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1837; 24. Aufl. 1866), welchen die «Elementargrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1841; 26. Aufl. 1866), die «Lat. Vorschule» (Hannov. 1842; 13. Aufl. 1866) und die «Schulgrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1842; 5. Aufl. 1861) folgten. Mit diesen, zum Theil mehrfach in das Englische und andere Sprachen übersetzten Lehrbüchern in Verbindung stehen die «Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische» (Hannov. 1842 u. öfter) und die «Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische» (3 Abthl., Hannov. 1846—47). Hieran schließen sich noch die Ausgaben von Xenophon's «De Socrate commentarii» (Gotha 1841) und «De expeditione Cyri libri septem» (Gotha 1852; mit deutscher Erklärung, Gotha 1852). K.'s sämmtliche Schriften gehören nicht blos in Deutschland, sondern namentlich auch in England und Nordamerika sowie in den skandinav. Ländern zu den verbreitetsten Lehrbüchern.

Kuhpocke oder Vaccine (variola vaccina) nennt man eine Ausschlagskrankheit, welche sich ohne bekannte Veranlassung an den Eutern der Kühe zeigt und manchmal (doch neuerdings selten) massenhaft unter den Rindern (als Epizootie) auftritt. Sie kommt in verschiedenen Formen vor. Die echte K. erscheint anfangs als ein kleiner rother Fleck und bildet bis zum siebenten oder achten Tage eine hellbläuliche, erbsengroße, von einem rothen entzündeten Ringe umgebene und mit wasserheller Lymphe gefüllte Pustel mit eingesenktem Mittelpunkte, welche allmählich eintrocknet und endlich als Schorf abfällt. Dabei ist das Allgemeinbefinden des Thieres gestört, es treten Fieberbewegungen, Mangel an Freßlust u. s. w. ein, ohne jedoch Gefahr zu bringen. Andere Formen dieses Ausschlags, welche man im allgemeinen unechte K. nennt, sind die Windpocke, die gelbliche, schwarze, bläuliche, weiße, rothe und warzige K., von denen einige einen bösartigen Verlauf nehmen und namentlich eine Neigung in Geschwüre überzugehen zeigen. Die echten K. sind ansteckend, können durch Impfung (s. d.) auf die Menschen und von diesen wieder auf andere Menschen oder Thiere übergetragen werden und haben dann einen ähnlichen Verlauf wie bei den Kühen.

Die Uebertragung des Ansteckungsstoffs der K. von einem Rind auf den Menschen oder von einem menschlichen Individuum auf das andere nennt man die Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung, Vaccination (vaccinatio). Dieselbe gewährt Schutz gegen die Ansteckung

mit den echten Pocken oder Blattern (s. d.) und ist daher eine große Wohlthat für die Menschheit geworden. Man hat gegenwärtig keinen Begriff mehr von dem Elend, welches Pockenepidemien früher über die Bevölkerungen brachten. Nicht nur, daß in solchen Epidemien die Sterblichkeit eine außerordentlich große war, sondern die dem Tode Entgangenen blieben oft in schrecklicher Weise verstümmelt, blind, des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. In der Geschichte der Medicin ist kaum eine große Thatsache so fest begründet als der Erfolg der Vaccination, namentlich durch die Bemühungen der englischen Regierung, welche alle einschlägigen Erfahrungen hierüber zusammengestellt, die Gutachten vieler der größten Aerzte gesammelt und die Resultate in einem Blaubuch niedergelegt hat. Einen absoluten Schutz gewährt die Impfung allerdings nicht. Es bleibt immerhin möglich, daß ein Geimpfter noch von echten Pocken befallen wird; aber auch eine schon stattgehabte Durchseuchung mit den wahren Pocken sichert nicht immer vor einer neuen Erkrankung an denselben. Die Impfung gewährt ferner nur auf eine gewisse Zeit Schutz, und man muß diese von Zeit zu Zeit wiederholen (Revaccination). Bei Ausbruch einer Pockenepidemie namentlich sollten sich alle diejenigen nochmals impfen lassen, bei welchen die frühere Impfung bereits länger als 7—10 J. zurückliegt. Erkrankt eine geimpfte Person während einer Pockenepidemie an den Menschenpocken, so treten diese jedoch in außerordentlich milder Form, als Varioloiden, auf. Außer dem Zweifel an der Wirksamkeit macht man gegen die Pockenimpfung insbesondere noch geltend, daß auch andere Krankheiten auf den Impfling übertragen werden, nämlich wenn man von Menschen abimpft: die Skrofulose und die Syphilis. Die Annahme der Uebertragung der Skrofulose durch das Impfen ist indeß nachweislich falsch. Kinder, von ausgezeichnet skrofulösen Kindern geimpft, bleiben auch nach der Impfung gesund, und andere, welche von ganz gesunden Kindern geimpft worden, werden skrofulös, wie nach dem Ueberstehen anderer fieberhafter Krankheiten oder nach andersartigen Hautreizen (Blasenpflaster, Einstechen von Ohrringen). Fällt die Impfung zusammen mit der Entwöhnung oder mit dem Durchbruch der Zähne, so kann man das Auftreten der Skrofulose in diesem Falle mindestens mit demselben Rechte jenen Verhältnissen zuschreiben, die sie allein hervorzurufen im Stande sind, als der Impfung. Schwächliche Kinder sollen daher erst in spätern Lebensjahren, etwa im zweiten oder dritten Jahre, geimpft werden, falls nicht eine Pockenepidemie die Impfung dringlich macht. Die Möglichkeit einer Uebertragung der Syphilis gleichzeitig mit den K. ist hingegen nicht absolut in Abrede zu stellen, aber leicht vermeidbar, wenn man nur von gesunden Kindern aus gesunden Familien impft. Daß mehr Kinder an Masern, Scharlach, Croup u. s. w. erkranken als vor der Einführung der Schutzpockenimpfung, erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß seit der Austilgung der mörderischen Menschenpocken die Zahl der Kinder überhaupt größer geworden ist, also auch nothwendig die Zahl jener Erkrankungen. Man impft entweder mit frischer Kuhpockenlymphe, die von spontan erkrankten Kühen entlehnt oder (durch Rückimpfen) regenerirt wird, oder man impft nur von gesunden, zum ersten mal geimpften Kindern. Die Lymphe von revaccinirten Individuen ist in ihrer Wirkung weniger sicher; auch läßt sich beim Abimpfen von Erwachsenen die Uebertragung von andern Krankheiten (Syphilis) nicht so leicht vermeiden als beim Abimpfen von Kindern. Die Lymphe muß dem Eiterbläschen am siebenten oder achten Tage entnommen und soll womöglich frisch, nicht erst nach ihrer Aufbewahrung (in Glasröhrchen eingeschmolzen) verwendet werden. Die Impfstiche müssen an einer Stelle des Arms gemacht werden, die auch von kurzen Aermeln noch bedeckt wird, und zwar so weit auseinander, daß die Pusteln nicht ineinander überfließen. Auf die geimpfte Stelle legt man etwas Pflaster. Wenn keine Pockenepidemie herrscht, impfe man nur gesunde Kinder, kranke erst nach der Genesung, schwächliche mindestens erst nach Ablauf des ersten Jahrs. Am dritten Tage nach der Impfung entsteht an der Impfstelle ein kleines rothes Knötchen, das am fünften bis sechsten Tage zum Bläschen wird, welches am achten Tage linsengroß ist und in der Mitte einen Eindruck (Nabel) hat. Vom neunten Tage an wird der Inhalt des Bläschens eiterig, und dieses trocknet später zum Schorf ein, der in der dritten Woche abfällt. Während des Ausbruchs der Pocke besteht ein leichtes Fieber. Das Jucken in der Impfstelle macht die Kinder zum Kratzen geneigt, woran sie indeß zu hindern sind. Sollte die Entzündung des Arms ja heftig werden, so sind Bleiwasserumschläge zu machen. Der engl. Arzt Jenner (s. d.) hat das Impfen der K. als Schutzmittel gegen die Menschenpocken Ende des 18. Jahrh. in die Medicin eingeführt.

Kuhreihen oder Kuhreigen heißen die alten Volksmelodien, welche die Sennen auf den Schweizeralpen beim Heimtreiben der Kuhheerden zu singen oder auch zu blasen pflegen. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem schweizerischen «reihen», welches holen bedeutet, denn die Absicht des Gesanges ist, die Kühe herbeizurufen. Den Inhalt bilden Lockrufe, untermischt

mit lehrhaften Sprüchen und Sentenzen. Die Melodien bestehen aus wenigen einfachen Intervallen, eignen sich ganz zu der einfachen Weise dieser Hirten und zu dem Alpenhorne, auf welchem sie dieselben vortragen, und machen in den widerhallenden Gebirgen eine ungemeine Wirkung. Von der ursprünglichen Melodie, welche die appenzeller sein soll, ist man in andern Cantonen vielfach abgewichen, wie die zu Bern erschienene Sammlung von Kuhreigen (2. Aufl. 1815) beweist. Vgl. Huber, «Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de la Suisse pour la flûte et la guitarre» (St.-Gallen 1830).

Kujawien, ein sehr fruchtbarer Landstrich an dem linken Ufer der Weichsel, gegenwärtig größtentheils zum Großherzogthum Posen gehörig, mit den Städten Inowraclaw und Brzesc, bildete, ehe es zu Polen kam, ein besonderes Fürstenthum. Der Bischof von K., der in Wlodawek an der Weichsel residirte, hatte während der Vacanz des gnesener Erzbisthums das Recht, den poln. König zu krönen und den Reichstag zu berufen, und hieß dann auch Interrex.

Kukáua, fälschlich Kuka genannt, die Haupt- und Residenzstadt des Reichs Bornu (s. d.) im Sudan, in der Provinz Koyam, 2 M. westlich vom Tsadsee, 47 F. über dessen und 825 F. über dem Spiegel des Meeres in einer trostlosen Ebene gelegen und erst 1846 neu erbaut, zählt etwa 8000 E. und besteht eigentlich aus zwei Städten, der östlichen (Billa-Gedibe) für den Hof und dessen Leute mit ansehnlichen Haushaltungen, und der westlichen (Billa-Futebe) für das Volk, die enge Quartiere mit schmalen und krummen Gäßchen enthält. Beide Städte, ¼ St. voneinander entfernt, sind durch Häuserreihen miteinander verbunden und mit Dörfern und Hüttengruppen umgeben. K. ist ein sehr stiller Ort, nur der Dendal oder die von O. gegen W. gehende Hauptstraße ist stets voller Leben. Westlich von Billa-Futebe wird jeden Montag ein großer Markt gehalten, auf dem sich 15—20000 Menschen, Bewohner fast aller Provinzen von Bornu, versammeln. Der Handel ist durch den Mangel eines regelmäßigen Tauschmittels erschwert. Man bezahlt mit Kauris, deren etwa 3200 den Werth eines span. Thalers haben; bei größern Summen bedient man sich der Toben oder Hemden. Feilgeboten werden hauptsächlich Rohrmatten und Stangen zum Bau der Hütten, Getreide in Ledersäcken, Kamele und Pferde, Kleidungsstücke, Perlen, Lederwaaren und Sklaven. Die Lebensmittel sind sehr billig. Das Klima bietet große Gegensätze. Oestlich von K. liegt nahe dem Tsadsee der freundliche Ort Maduari, wo der Reisende Overweg 27. Sept. 1852 starb, und 3 M. im SO. am Rande des Sees die Stadt Ngornu oder Angornu mit 30000 E. und starkbesuchten Märkten. 1854 wurde dieser Ort großentheils durch die Fluten des Sees unter Wasser gesetzt und zerstört.

Kukolnik (Nestor), russ. Dichter und Novellist, geb. 1808, ist der Sohn des Professors der Jurisprudenz Wassilij K. und wurde im Lyceum Besborodko zu Njeshin erzogen, wo er Gogol zum Studiengenossen hatte. Nachdem er zu Petersburg in Staatsdienste getreten, begann er 1833 seine literarische Laufbahn mit der dramatischen Phantasie «Torquato Tasso», in der er das Leben des ital. Dichters in seinen Hauptmomenten schildert und es durch eine poetische Licenz mit der Krönung desselben im Capitol schließen läßt. Das Drama K.'s weicht in seinem Plan ganz von der Goethe'schen Dichtung ab, mit der es nur den Titel gemein hat, und der originellen Richtung, die er in demselben einschlug, sowie den wirklich nicht geringen Schönheiten seines «Tasso» hatte er es zu verdanken, daß gleich seine Erstlingsarbeit ihm einen Namen in der russ. Literatur gewann. Es folgten mehrere Dramen, als «Giulio Mosti», «Leisewitz», «Roxolane» und «Knjäs Cholmskij», eine histor. Tragödie mit Chören (1840), zu welcher Glinka die Musik schrieb, worauf K. 1841 mit dem Roman «Evelina de Vallerol» (3 Bde., 2. Aufl., Petersb. 1842) auftrat, dessen Stoff der franz. Geschichte entlehnt ist und der bedeutendes Erzählertalent und eine reiche Erfindungsgabe verräth. Hierauf erschien «Alf und Aldona» (1842), der im 14. Jahrh. spielt und den Kampf des Christenthums in dem damals noch heidnischen Litauen behandelt, und «Die beiden Kostylkow» (1844), der dem Zeitalter Peter's d. Gr. entnommen ist. Von 1845—46 führte K. die Redaction der russ. «Illustrirten Zeitung» und trat dann wieder mit einem histor. Trauerspiel «Patkul» (1846) hervor, das mit Beifall aufgenommen wurde. Weniger gelungen ist der Roman «Die drei Perioden» (1845), in welchem er das Leben Bürger's zum Thema nahm, wogegen er in mehrern kleinern, auf heimischem Boden spielenden Novellen, z. B. «Der Procurator», seine lebendige und treue Auffassung geschichtlicher Zustände von neuem bethätigte. Von seinen spätern Arbeiten sind das patriotische Drama «Das Flottenfest in Sewastopol» (1854) und das histor. Schauspiel «Die Belagerung von Asow» (1855) zu nennen. Eine entschieden künstlerische Natur, konnte K. mit dem crassen Realismus, der in neuester Zeit in der russ. Literatur überhand nahm, sich nicht befreunden und verlor daher allmählich die Gunst des Publikums. Nachdem er seinen Abschied aus dem Staatsdienst mit dem

Rang eines Wirkl. Staatsrath erhalten, ließ er sich zu Taganrog im südl. Rußland nieder, wo er seitdem in poetischer Muße lebt und unter anderm «Die beiden Schwestern» (Petersb. 1865), eine Erzählung aus dem poln. Insurrectionskriege, geschrieben hat.

Kukuk (Cuculus) heißt eine zur Abtheilung der Klettervögel gehörige Vögelgattung, bei denen der Schnabel von Kopflänge und mit scharfen ungezähnten Rändern versehen, der Lauf kürzer als die längste Zehe und bis unter das Fersengelenk befiedert und der Schwanz zehnfederig und lang ist. Von dieser Gattung, die jetzt nach nicht eben scharfen Kennzeichen in fünf bis sechs besondere Gattungen zerfällt, besitzt Europa nur eine, aber überall verbreitete, doch nirgends häufige Art, den gemeinen K. (C. canorus), der in ganz Europa, Afrika und einem größern Theile Nordasiens angetroffen wird und in Deutschland als Zugvogel kaum je vor Mitte April eintrifft, wo er dann durch seinen bekannten zweisilbigen, fröhlichen Ruf, den er 10—12, ja 50—80 mal hintereinander wiederholt, zum willkommenen Verkünder des Frühjahrs wird. Nach Erfüllung des Fortpflanzungszwecks führt der K. von der Mitte des Juli an noch einige Wochen ein lautloses Waldleben und zieht im August wieder von dannen. Nur die in demselben Sommer geborenen Jungen erwarten zum Abzug die Mitte des September. Der K. pflegt die, auch vom Volke zu Sprichwörtern benutzte Sitte, seine Eier in die Nester von kleinern Vögeln, wie Grasmücken, Bachstelzen, Rothkehlchen u. a., zum Ausbrüten zu legen. Hierbei scheint er sich in geringer Entfernung von dem fremden Neste des Eies zu entledigen und es dann mit dem Schnabel in das oft enge oder halbgeschlossene Nest zu tragen, und zwar jedes Ei in ein verschiedenes Nest. Von seinen Pflegeältern wird übrigens der junge K. trotz seiner Gefräßigkeit mit vieler Zärtlichkeit behandelt. Der K. ist ein wahrer Insektenfresser, der bei seiner schnellen Verdauung einer außerordentlichen Menge von diesem Futter bedarf; besonders aber zieht er Raupen vor, von denen er auch die langhaarigen Bärraupen und andere dergleichen, welche jeder andere Vogel verschmäht, begierig verzehrt. Er wird dadurch äußerst nützlich, und nichts ist verkehrter, als diesen ohnehin nicht zu häufigen Vogel zum Gegenstand der Verfolgung zu machen. Durch die in die Wände des Magens eindringenden und darin festhaftenden langen Haare, vorzüglich der Bärraupe (Euprepia Caja), wird die Innenseite des Magens so haarig, daß sie oft einem nassen Säugethierfelle gleicht. Unter den vielen über den K. vorkommenden Fabeln ist der Glaube am meisten verbreitet, daß er sich zweimal im Jahre verwandele, im Juli zu einem Sperber oder Habicht werde und schwächere Thiere auffresse, und im nächsten Frühjahre wieder seine Gestalt als K. annehme. Er ist 14 Zoll lang, aschgrau, an Brust und Bauch weiß und schwarzbraun gebändert; Füße und Krallen sind gelb. Junge Weibchen sind rostroth und mit graubraunen Querbändern gezeichnet. Zum Stubenvogel ist das scheue Thier nicht geeignet. Der amerikanische K. oder Kuhvogel (C. Americanus) baut sein Nest auf die gewöhnliche Weise und brütet seine Jungen selbst aus. Auch bei ihm ist die Innenseite des Magens durch die eingestochenen Haare der verzehrten Raupen dicht haarig. Am Cap der guten Hoffnung lebt der jetzt zu einer der neuen Gattungen (Indicator) gehörige Honigkukuk (C. indicator), der mit großem Geschrei die Bienennester anzeigt, in welche einzudringen ihm nicht gelungen ist.

Kukuksblume, s. Orchis.

Kukuruz, s. Mais.

Kuli (engl. Coolies, franz. Coulies) ist zunächst der Name wilder Stämme im westl. Theil der indobrit. Präsidentschaft Bombay, welche, wie die östlicher wohnenden Bhils, Gonds u. s. w., zu den Urbewohnern gerechnet werden und meist von Raub, Jagd und an der Küste von Fischfang leben, schwer zu zügeln und der Civilisation feindlich sind. Alsdann aber bezeichnet man mit dem Namen K. überhaupt Hindu der untern Kasten, die in ihrem Vaterlande als Tagelöhner, Feldarbeiter, niedere Diener und besonders als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Als infolge des Verbots der Sklavenausfuhr aus Afrika, der Sklavenemancipation in den brit. Besitzungen sowie in den franz. Colonien, den centralamerik. und mehrern südamerik. Staaten eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften entstand, kam man auf den Gedanken, dorthin K. aus ihrer Heimat als Arbeiter zu verpflanzen, und da sich auch zahlreiche Chinesen dazu bereit fanden, so wurde der Name K. eine allgemeine Bezeichnung für Leute, die sich zu jeder Arbeit gegen Lohn bereitwillig finden lassen. In Indien schließt man durch Agenten förmliche Verträge mit den K. ab, durch welche sich dieselben auf eine kürzere oder längere Frist zur Feldarbeit in den Colonien gegen angemessenen Lohn und sonstige Vortheile verbindlich machen. Ebenso hat man in China auf diesem Wege eine freiwillige Auswanderung der Chinesen zu erzielen und dabei diese Auswanderer gegen Willkür und Bedrückung der chines. Mäkler zu schützen gesucht. In den Friedensschlüssen von 1860 mit China ist ein besonderer Vertrag in Betreff der K.-Ausfuhr

aufgenommen, wonach durch eine kaiserl. Proclamation jedem Chinesen die Auswanderung und Niederlassung jenseit des Meeres gestattet werden soll. Solange die K. in den Colonien sind, stehen sie unter den dortigen Gesetzen und Behörden und dürfen vor der festgesetzten Zeit ihre Arbeit nicht aufkündigen, sonst verlieren sie ihre Ansprüche auf freie Rückfahrt nach der Heimat. Von diesen Ansprüchen machen sie aber nach abgelaufener Dienstzeit selten Gebrauch, sondern ziehen es vor, in den Colonien zu bleiben. In keiner derselben sind sie zahlreicher als in Trinidad, wo sie die Hälfte der dortigen Feldarbeiterzahl ausmachen und durch ganze Scharen aus Indien verstärkt werden. Die K. arbeiten zwar nicht angestrengter als die Neger, sie verrichten aber ihre Arbeit mit mehr Sorgfalt und werden deshalb vorgezogen. Wenn die K. ihre Accordbedingungen nicht erfüllen, so erleiden sie einen Abzug an ihrem Tagelohn. Trotz der Höhe des Lohns, den Kosten des Transports und der Veränderungssucht, welche die K. von einer Pflanzung zur andern zu laufen verleitet, sprechen die Pflanzer doch die Ueberzeugung aus, daß diese Arbeitskräfte nach Aufhebung der Sklaverei manche Colonie vom Untergange gerettet haben.

Kulm, böhm. Chlumec, ein Dorf im Bezirke Karbitz des Kreises Leitmeritz in Böhmen, 3 St. nordöstlich von Teplitz, mit Schloß, Park und 700 E., ist merkwürdig durch die Schlacht bei K. vom 29. und 30. Aug. 1813, in welcher die Verbündeten über einen Theil der großen franz. Armee unter Vandamme siegten. Das verbündete Hauptheer unter dem Fürsten Schwarzenberg rückte aus Böhmen gegen Dresden vor, nachdem Napoleon nach Schlesien marschirt war und nur geringe Streitkräfte zurückgelassen hatte. Auf die Kunde von jenem Vorrücken kehrte jedoch Napoleon in großer Eile um und entsendete von Stolpen 25. Aug. abends den General Vandamme mit 30000 Mann, der am 27. bei Königstein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsstraße derselben über Pirna nach Peterswalde abschnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht bei Dresden (s. d.) 27. Aug. in Böhmen gegen Teplitz vordrang, wo er dem weichenden Feinde in den Rücken fallen sollte. Schwarzenberg war durch die Niederlage seines linken Flügels genöthigt worden, sich über Dippoldiswalde und dann über den Kamm des Erzgebirgs in seine frühere Stellung bei Teplitz zurückzuziehen. Den Russen unter dem Grafen Barclay wurde die Heerstraße vom Schlachtfelde über Dohna und Gießhübel nach Teplitz angewiesen; aber Barclay drängte sich gleichfalls auf die Straße nach Dippoldiswalde, wodurch er mit den österr. Truppenmassen auf eine verwirrende Weise zusammengerieth. Auch dem Prinzen Eugen (s. d.) von Würtemberg ließ er sagen, er möge sich, im Falle ihm der Rückzug von Peterswalde schon abgeschnitten, über Maxen an die Hauptarmee anschließen. Doch der Prinz erstürmte den in seinem Rücken vom Feinde schon besetzten Kohlberg sowie den Engweg von Gießhübel und erreichte 28. Aug. Peterswalde. Ihm gebührt die Ehre, die Armee gerettet zu haben, nicht Ostermann, wie bisher nach absichtlich gefälschten Berichten angenommen worden ist. Im Thalkessel von K. wurde er von der nachdrängenden Uebermacht zurückgedrückt. Da erfuhr er durch den König von Preußen, der in Teplitz angekommen, die gefahrvolle Lage des im Erzgebirge verwickelten Heeres, bei welchem sich der Kaiser Alexander befand. Es kam darauf an, um jeden Preis eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit des Heeres abhing. Heldenmüthig vertheidigten 29. Aug., als Vandamme angriff, die Russen jeden Schritt des Bodens bis 11 Uhr mittags, wo ihre Lage immer schwieriger wurde. Um diese Zeit erschien, vom König von Preußen herbeigerufen, das österr. Regiment Erzherzog-Johann-Dragoner, dem bald darauf die leichte russ. Gardereiterei und zwei Kürassierdivisionen unter dem Großfürsten Konstantin folgten. Im mörderischen Kampfe, wobei eine Kanonenkugel Ostermann den linken Arm wegriß, wurde die Stellung bei Arbesau behauptet. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei K., wo er die Ankunft des Kaisers oder Mortier's am nächsten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napolon zwar 28. Aug. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber wegen Krankheit und infolge der Nachricht vom Verlust der Schlacht bei Großbeeren nach Dresden zurückgekehrt, wohin er später auch Mortier mit der jungen Garde abrief. Unterdeß aber hatte sich die Heerabtheilung unter Kleist auf den Vorschlag des Generals Grolman, Chefs des preuß. Generalstabs, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil diese vom Heerzuge schon angefüllt war, seitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalde gewendet. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, so war Kleist verloren und Vandamme siegte. Unterdeß hatte Schwarzenberg, in der Ebene von K. angekommen, die Russen bei Arbesau verstärken lassen und sich über die Stellung und Stärke des Feindes persönlich unterrichtet. Demzufolge wurde nun für den 30. Aug. der Angriff auf Vandamme

beschlossen, Colloredo und Bianchi von Dux her näher gezogen, und Kleist, von dessen Seitenmarsch nach Nollendorf man Nachricht hatte, zur Mitwirkung aufgefordert. Vandamme sollte auf seinem linken Flügel umgangen, zwischen K. und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Mit Tagesanbruch griff Barclay, dem die Leitung des Heeres 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, den Feind an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf, wo Vandamme nur franz. Truppen erwartete, herab in des Feindes Rücken stürmte. Eingeschlossen in den Kessel von K., suchte sich Vandamme nach Nollendorf durchzuschlagen; doch nur einem Theile der Reiterei gelang es, sich den Weg zu bahnen und der Gefangenschaft zu entrinnen, wobei sie im Défilé unter die preuß. Reserveartillerie gerieth und dieser noch einigen Verlust beifügte. Die übrigen Truppen mußten sich ergeben. Vandamme nebst drei Generalen und 10000 Mann wurden, nach einem Verluste von 81 Geschützen und 5000 Todten, gefangen genommen. Bei Arbesau erinnern ein preuß., ein dem Fürsten Colloredo-Mansfeld errichtetes österr. und ein russ. Denkmal an diesen Sieg. Vgl. die Schriften von Helldorf (Berl. 1856), Helfert (Wien 1863) und Uhlig von Uhlenau (Dresd. 1863).

Kulmbach oder Culmbach, Stadt im bair. Kreise Oberfranken, liegt 2³/₄ M. nordwestlich von Baireuth in malerischer Gegend am Weißen Main und an der bair. Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts und zählt (1864) 4128 E. Als Haupterwerbszweig des Orts ist die Bierbrauerei zu bezeichnen. Das weithin, selbst bis nach Amerika und Australien exportirte kulmbacher Bier wird von einigen sechzig brauenden Bürgern in 12 theils eigenen, theils der Commun gehörenden Brauhäusern producirt. Jährlich gelangen mehr als 100000 Eimer zur Ausfuhr. Außerdem bestehen zu K. bedeutende Ziegeleien und seit einiger Zeit eine große mechan. Baumwollspinnerei mit 30000 Spindeln. In der Nähe der Stadt erhebt sich die ehemalige Bergfeste Plassenburg, welche 1806 durch Capitulation in die Hände der Franzosen kam und 1807 geschleift wurde. Gegenwärtig dient die Feste als Zuchthaus für Männer. An der Stelle der ehemaligen sog. Hohen Bastei ist neuerdings ein Zellengefängniß erbaut worden. Die Plassenburg war seit 1398 die Residenz der Markgrafen von Brandenburg-K., bis Fürst Christian 1595 dieselbe nach Baireuth (s. d.) verlegte, worauf sich die Markgrafen nach dieser Stadt benannten. (S. Ansbach.) Der Bezirk K. hat ein Areal von 8,94 Q.-M. und zählt 28672 E. in 57 Gemeinden.

Kumänen oder Komanen, wahrscheinlich nicht verschieden von den Uzen bei byzant. und den Gussen bei arab. Schriftstellern, heißt ein Volk, welches von den Slawen Polowci, d. i. Bewohner der Flächen, genannt wird, woraus die deutschen Chronisten Falwen (Falawen) bildeten. Von dem Lande hinter der Wolga und dem Jaik her brachen die K. um die Mitte des 11. Jahrh., die Chasaren und Petschenegen überwältigend, in Europa ein, breiteten sich an den nördl. Ufern des Schwarzen Meeres bis zu der Donaumündung und den östl. Karpaten aus, wo dann die heutige Moldau den Namen Kumanien erhielt, und wurden durch verwüstende Raubzüge den Byzantinern sowol als den Ungarn und den Russen gefährlich. Ihre Hauptmacht erlag den Mongolen, gegen die sie auch in der Schlacht an der Kalka 1224 mit den Russen verbündet vergebens stritten. In Ungarn erscheinen sehr bald kumanische Colonien, und die Palóczen in den Mátrabergen, deren Name sehr an den der Polowzer erinnert, sind wol Ueberbleibsel der ältesten kumanischen Niederlassungen. Die letzte und größte Colonie von 40000 Familien, die sich vor den Mongolen geflüchtet hatten, brachte ihr Fürst Kuthen 1238 nach Ungarn, wo sie Béla IV. aufnahm. Sie wurden nachher der Gerichtsbarkeit des Palatinus unterordnet. Das heutige Groß- und Kleinkumanien (Kúnság), als eigene Districte innerhalb der Comitate von Pesth und Heves, bewahren das Andenken jener letzten kumanischen Einwanderung. Sowol die heutigen K. als auch die Palóczen gelten für die vollblütigsten Magyaren. Daraus kann man wol mit Recht schließen, daß ihre ursprüngliche Sprache, wenn nicht eben identisch, doch höchst verwandt mit der magyarischen gewesen sein muß. Die K. wären demnach, wie auch die Magyaren, ein ugrisches Volk. Nach der Mongolenflut hatten sich in Ungarn auch Tataren niedergelassen. Von diesen erhielt sich ein Sprachdenkmal, das Vaterunser, das man für ein kumanisches Sprachdenkmal ansah. (S. Jazygen.)

Kumiß heißt ein bei den Kalmücken sehr beliebtes Getränk, welches aus saurer Stutenmilch besteht, die einem Gärungsproceß ausgesetzt wird. Der K. hat einen säuerlichen, nicht übeln Geschmack, ist sehr kühlend, aber zugleich berauschender Art. Auch gibt es Kumißbranntwein, Wina oder Racky von den Kalmücken genannt, welcher durch Destillation aus dem K. gewonnen wird.

Kümmel (Carum L.) ist eine zur Familie der Doldengewächse (Umbelliferen) und zur

5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Pflanzengattung, die sich durch den Mangel der Kelchzähne, längliche Früchte mit 10 gleichen, federförmigen Riefen und einstriemigen Rillen und durch weiße Blüten mit regelmäßigen, verkehrt-herzförmigen Blumenblättern auszeichnet. Zu ihr gehört der gemeine K. (C. Carvi), auch Karve genannt, der auf Wiesen und Triften in ganz Europa wild wächst und in mehrern Gegenden, besonders um Halle, in Thüringen und in Anhalt, als Gewürzpflanze im großen cultivirt wird. Derselbe zeichnet sich leicht durch seine doppelt-gefiederten Blätter, durch die vielspaltigen Nebenblätter am Grunde der Blattscheiden und den Mangel der Hüllblätter und Hüllblättchen der Dolde aus. Er blüht im Mai und Juni, zuweilen noch einmal im Herbste und ist zweijährig. Das grüne Kraut ist ein sehr gutes Viehfutter. Die braunen, eigenthümlich gewürzhaft riechenden und schmeckenden Früchte dienen als Gewürz an Speisen und an Brot- und andere Backwerke; auch wird aus ihnen das ätherische Kümmelöl bereitet. Außerdem dienen sie zur Verfertigung eines beliebten Branntweins und in der Medicin als blähungtreibendes und magenstärkendes Heilmittel. Die Wurzel wird durch Cultur größer und schmackhaft und kann gegessen werden. Einen großen Feind hat der K. an der Kümmelmotte (Haemylis daucella), deren Raupe die Stengel und Blüten des K. zerstört. Mit dem Namen römischer, ägyptischer, langer oder scharfer K. wird der in Aegypten und Aethiopien einheimische und in Südeuropa angebaute echte Kreuzkümmel (Cuminum Cyminum L.) bezeichnet, dessen Früchte im allgemeinen zwar mit dem gemeinen K. in den Kräften übereinkommen, jedoch noch weit intensiver wirken.

Kunaxa, ein Ort in Babylonien, am östl. Ufer des Euphrat, ungefähr 10 M. von Babylon, wurde denkwürdig durch die Schlacht zwischen dem jüngern Cyrus (s. d.) und seinem Bruder Artaxerxes (s. d.) Mnemon, 401 v. Chr., worin ersterer von letzterm getödtet wurde.

Kündigung ist die Erklärung, daß man von einer für längere Frist eingegangenen rechtlichen Beziehung, z. B. von einem Pacht- oder Darlehnsverhältnisse, zurücktrete. Die K. darf nicht vor der gesetzlichen oder vertragsmäßigen Zeit erfolgen und ist, wenn ihre Vornahme ins Leugnen gestellt wird, von dem Aufkündigenden zu erweisen. Auch in dem Verkehre von Staat zu Staat können K., z. B. eines Waffenstillstandes, eines Handelsvertrags, vorkommen.

Kunduriotis (Lazaros), ein um die Befreiung seines Vaterlandes hochverdienter Grieche, wurde um 1768 auf der Insel Hydra geboren, wo er auch, gleichwie sein Bruder, als einer der angesehensten und reichsten Schiffsrheder lebte. Als 1821 der griech. Unabhängigkeitskampf begann, widmeten die Brüder demselben ungeheuere Opfer an Geld und acht Schiffe, sodaß sie selbst verarmten. Wiewol Lazaros nicht unmittelbar an den Ereignissen theilnahm, förderte er doch die vaterländische Sache durch klugen Rath, Beharrlichkeit und Einfluß auf seine Landsleute. Er war Präsident des Senats seiner Insel. Den Adel seines Charakters behauptete er auch, als später unter Kapodistrias' Präsidentschaft, während der Regentschaft und selbst in der letzten Zeit seines Lebens Undank und Verleumdung seine Verdienste zu schmälern suchten. Nachdem er vergeblich Schritte gethan, daß man den durch die Opfer hart mitgenommenen Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara Hülfe gewähren möchte, starb der schwer gekränkte Mann 17. Juni 1852 auf seiner Heimatsinsel. Die Regierung ehrte nunmehr ihn und seine Verdienste, indem sie eine fünftägige Trauer anordnete, während die Kammer beschloß, daß der Name des Patrioten im Sitzungssaale die oberste Stelle einnehmen solle. Auch im häuslichen Leben bewies sich K. als höchst achtbar. — Sein Bruder, Georg K., nahm persönlichen Antheil am Freiheitskampfe, nachdem er im Jan. 1824 als Präsident an die Spitze des Vollziehungsraths gestellt und auch 1825 hierzu wieder gewählt worden war. Er zeichnete sich durch Thätigkeit und Entschiedenheit aus, obschon die Erfolge der Kriegführung seinen Absichten nicht immer entsprachen und er viel durch die Intriguen und Parteien der damals noch mächtigen Häuptlinge und Primaten des Peloponnes gehindert war. 1826 und 1827 erwarb er sich mit seinem Bruder großes Verdienst um die griech. Sache, indem beide mit Erfolg gegen die engl. Partei in Griechenland thätig waren. Während der Präsidentschaft Kapodistrias' gehörte auch Georg K. zur Opposition, und ebenso erklärte er sich nach jenes Ermordung gegen die Kapodistrianische Partei. 1843 fungirte er als Präsident des Staatsraths. K. starb im März 1858.

Kunersdorf, ein Dorf bei Frankfurt a. d. O., ist durch die Schlacht von K. vom 12. Aug. 1759 bekannt. Friedrich II. stand an der Grenze Oberschlesiens Daun beobachtend gegenüber, währenddessen die Russen unter Soltikow gegen die Oder vordrangen, um sich mit Laudon zu vereinigen, der ihnen mit 30000 Mann entgegenzog. Um diese Vereinigung zu hindern, hatte Friedrich den General Wedel den Russen entgegengesendet, der aber bei dem Dorfe Kai zwischen

Züllichau und Krossen 23. Juli geschlagen wurde und sich über die Oder zurückziehen mußte. Die Russen besetzten nun Frankfurt, und ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern, die unter Laudon und Haddik heranzogen, stand nichts entgegen. Jetzt durfte der König keine Zeit mehr verlieren, wollte er seine Erbstaaten retten. Er ließ daher die große österr. Armee unter Daun durch ein Corps unter dem Prinzen Heinrich festhalten und eilte selbst nach der Oder. Die Verbündeten, 60000 Mann stark, hatten auf dem rechten Ufer der Oder bei Frankfurt Stellung genommen. Der König setzte seine etwa 40000 Mann starke Armee nördlich der Stadt über den Strom und begann am darauffolgenden Morgen die Schlacht. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und noch außerdem durch starke Verschanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Dennoch gelang es den Preußen beim Angriffe auf den linken russ. Flügel nach einem langen heißen Kampfe und trotz des heftigsten Kartätschenfeuers aus 100 russ. Kanonen die Schanze zu ersteigen, die Batterien zu nehmen und die Russen in die Flucht zu jagen, und bereits abends 6 Uhr eilten Siegesboten nach Schlesien und Berlin. Noch aber hatten die Russen mehrere feste Punkte inne. Trotz der Gegenvorstellungen seiner Generale beschloß der König, mit den schon sehr ermüdeten Truppen auch den rechten Flügel der Russen anzugreifen. Der Kampf begann, und obschon die Preußen einzelne Vortheile errangen, so konnten sie doch, durch Terrainschwierigkeiten verhindert, nichts Entscheidendes ausrichten. Sie zu unterstützen, rief der König den General Seydlitz mit der Reiterei von seinem Beobachtungsposten, Laudon gegenüber, durch wiederholte Befehle ab. Sogleich benutzte Laudon, der im Rückhalte den Stand der Dinge aufmerksam verfolgte, diese Gelegenheit, um hervorzubrechen und mit seiner Reiterei sich auf die ermatteten Haufen der Stürmenden zu werfen. Dieses entschied die Schlacht. Vergebens versuchten die Preußen noch, den Spitzberg zu erobern. Ein neuer Angriff Laudon's warf alles in wilde Flucht. Die Preußen verloren gegen 26000 Mann und beinahe ihr ganzes Geschütz; doch hatten auch die Feinde 24000 Mann eingebüßt. Dem König wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen; eine Flintenkugel zerschmetterte ihm ein goldenes Etui in der Westentasche; nur der Heldenmuth des Rittmeisters von Prittwitz rettete ihn vor Gefangenschaft. Seydlitz, Fink, Hülsen und andere Generale wurden verwundet; der General Puttkammer und der Dichter Ewald von Kleist (s. d.) starben den Heldentod.

Kunigunde, die Heilige, Gemahlin Kaiser Heinrich's II. (s. d.), war eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Mit ihrem Gemahl, dem Herzoge Heinrich von Baiern, wurde sie zu Mainz 1002 als Königin der Deutschen und 1014 durch Benedict VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten das Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von seiten des Kaisers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. So viel aber ist gewiß, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Als später der Leumund sich an den Ruf der Kaiserin wagte, unterwarf sie sich einem Gottesurtheile, schritt barfuß über glühende Pflugscharen weg und überzeugte durch das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe den Kaiser von ihrer Unschuld. Nach dem Tode desselben zog sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen bei Kassel zurück und nahm 15. Juli 1025 aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Der Welt vergessend, lebte sie nun frommen Werken bis zu ihrem Tode, 3. März 1038. An der Seite ihres Gemahls wurde sie im Dom zu Bamberg beigesetzt, und mit ihm theilte sie die Ehre der Seligsprechung. Innocenz III. versetzte sie unter die Heiligen.

Kunkellehn (von Kunkel, d. i. Spindel, welche das weibliche Geschlecht bezeichnet, wie das Schwert das männliche) heißt ein Lehn, das auch auf Frauen forterbt. Kunkeladel heißt der Adel von mütterlicher Seite.

Kunst. Nicht blos das deutsche Wort Kunst, das von Können abgeleitet ist, sondern auch das griech. τέχνη und das lat. ars bezeichnen im allgemeinen jede durch Uebung erworbene Fertigkeit und Geschicklichkeit. In diesem Sinne spricht man auch von Kochkunst, Hebammenkunst, Redekunst u. s. w. Im engern, d. h. im rein ästhetischen Sinne dagegen versteht man unter K. nur die sog. schönen oder freien Künste: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik, Poesie, zu denen man dann wol auch mit mehr oder weniger Recht die Landschaftsgärtnerei, die Gymnastik (Tanzkunst, Reitkunst, Fechtkunst) und die Schauspielkunst zu rechnen pflegt. Wenn wir fragen, wodurch diese sog. schönen oder freien Künste von jenen übrigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die zwar der Sprachgebrauch hier und da als Künste bezeichnet, die aber in der tiefern Bedeutung des Worts auf diesen hehren Namen keinen Anspruch haben, sich eigentlich unterscheiden, so tritt dieser Unterschied als der zwischen dem Schönen und dem Nützlichen hervor. Die Kochkunst,

die Hebammenkunst, die Redekunst streben ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise nur nach dem Nützlichen. Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Poesie streben zwar auch nach dem Nützlichen, aber sie bleiben bei diesem Nützlichen nicht stehen: über das Nützliche hinaus trachten sie nach der Production des Schönen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der Baukunst. Solange die Baukunst nur innerhalb des blos Nützlichen verharrt und nur auf die unmittelbare Befriedigung des rohen Lebensbedürfnisses ausgeht, nennen wir sie ein Handwerk; in dem Augenblicke aber, da sie nicht blos ein nützliches, sondern wesentlich auch ein schönes Gebäude aufführt, nennen wir sie nicht Bauhandwerk, sondern Baukunst.

Das Bedürfniß nach den schönen Künsten liegt tief in der menschlichen Seele begründet und findet sich bei allen Völkern, selbst bei den rohesten. Es ist psychologisch wichtig, daß die ersten Kunstanfänge bei allen Völkern ohne Unterschied der Zeiten und Zonen gleichmäßig aus dem Drange hervorgehen, den Göttern Altäre und Heiligthümer oder Helden und denkwürdigen Ereignissen Denkmale zu errichten, Gottesbilder zu schnitzen oder aus Thon, Erz und Stein zu bilden, den Ruhm der Vorzeit zu singen oder auszusprechen. So entspringen also die Künste aus dem Gemüthe, dem Gefühle. Ein inneres Bild von den Göttern und Helden und von den Segnungen und Schrecknissen, die diese über die Menschen bringen, ist in der Seele vorhanden. Dieses Bild strebt der Mensch nach außen darzustellen; dieses bildende oder gestaltende Gemüth oder Gefühl, gleichviel ob sich dasselbe zunächst als Bau- oder Bild- oder Ton- oder Dichtwerk äußert, ist es, was wir Phantasie (s. d.) nennen. Deshalb heißt die Phantasie mit Recht die Mutter der K. oder der Künste. Hieraus erklärt sich das Wesen der K. und ihre Stellung zu den übrigen Richtungen des menschlichen Geistes, namentlich zur Wissenschaft. Die K. als Erzeugniß der auf das Gemüth und Gefühl gestützten Phantasie ist wesentlich Geistesthätigkeit; es liegt ihr also immer ein geistiger Ausgangs- und Zielpunkt zu Grunde, eine Idee oder, wenn man will, ein Gedanke. Sie ist eine Sprache so gut wie die Sprache des Wortes und der Begriffe; aber eben weil sie aus dem sinnlichen Gemüth und Gefühl stammt, denkt in ihr der Mensch als ganzer, d. h. als sinnlich-geistiger Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herz und mit seinen Sinnen, mit der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe. Die K. gibt uns daher nicht blos, wie die Wissenschaft, Begriffe, sondern sie gibt uns Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere; sie gibt uns nicht blos das unsinnliche, gestaltlose, abgezogene Leben, sondern die Frische und Fülle des sinnlichen Seins selbst. In diesem Sinne pflegt die Schelling-Hegel'sche Aesthetik die Schönheit der K. gerade in diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen zu setzen. Ein Kunstwerk ist um so schöner, je tiefer sein geistiger Gehalt ist und je weniger dieser Gehalt als abstracter Gedanke, sondern durch und durch als individuelle Gestalt, als Empfindung, als Charakter und Handlung auftritt.

Die K. zerfällt in so viele einzelne Kunstarten, als es physiognomische Ausdrucksformen des natürlichen und geistigen Lebens gibt. Die Welt ist entweder bewußtlose Natur oder selbstbewußt denkender und handelnder Geist. Zwischen beiden steht eine Sphäre unmittelbarer neutraler Einheit, auf der zwar schon der selbstbewußte Geist vorhanden ist, aber noch nicht als denkender und handelnder, sondern noch als unbestimmtes, elementares Streben der Empfindung. Danach gliedert sich die K. In der Anschauung und Nachbildung der bewußtlos daseienden, rein sinnlichen Formenwelt bewegt sich die bildende K.; in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Thaten und Charaktere die Poesie; in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes, d. h. in sinnlichen Tönen, die Musik. Die bildende K. zerfällt dann weiter in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, je nachdem sie sich ausschließlich in den Linien, Formen und Proportionen der blos unorganischen Natur bewegt oder sodann weiter zur äußern Gestalt der organischen, besonders der menschlichen Bildung fortschreitet, oder dann sogar schließlich Licht und Farbe, insofern diese den geistigen Ausdruck der Natur und Menschenwelt näher bestimmen und durchgeistigen, in ihr Bereich zieht. Aber immer sind diese Künste ein freies Bilden. Sie bilden ihre Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere in ein bestimmteres äußeres Material; der Baukünstler und Bildhauer in Stein, Erz, Holz u. s. w., der Maler in Farben, der Musiker in die menschliche Stimme oder in tönende Instrumente, der Dichter in die Sprache. Nur das freie Bilden macht diese Künste zu freien, zu schönen Künsten; die Seele der künstlerischen Idee schafft sich frei und unbehindert nach freiem Belieben und Bedürfniß den ihr angemessenen Körper. Ganz anders aber ist das mit der Landschaftsgärtnerei, mit der Tanzkunst, mit der Schauspielkunst. Diese haben mit den schönen Künsten insofern Aehnlichkeit, als auch sie nicht bei dem Nützlichen stehen bleiben, sondern nach dem Schönen trachten, d. h. die landschaftliche Natur, die Bewegung und Haltung des Körpers, die Darstellung der ganzen Persönlichkeit

zum Träger einer Idee zu machen suchen; aber sie sind nicht freies Bilden, sondern bloßes Umbilden. Der Landschaftsgärtner ist an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten eines bestimmten einzelnen Stück Landes, der Tanzkünstler und der Schauspieler an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten seiner angeborenen Körperlichkeit und Persönlichkeit gebunden; er kann diese zwar steigern, aber nicht überspringen. Es wird also immer eine Kluft zwischen der Idee, die dargestellt werden soll, und der darstellenden Form bleiben. Kant hat diese Künste sinnig als «anhängende» Künste bezeichnet.

Kunstakademie ist der gewöhnliche Name für höhere Kunstschulen oder Unterrichtsanstalten für junge bildende Künstler. Das Alterthum und das Mittelalter kannten keine derartigen Anstalten, und der junge Künstler trat in die Werkstatt eines Meisters und bildete sich durch unmittelbare Theilnahme an dessen Arbeiten. Die ersten Spuren einer den gegenwärtigen K. ähnlichen Einrichtung findet man bei Squarcione, dem Gründer der Schule von Padua, welcher durch seine Sammlung antiker Kunstwerke und durch seine Hinweisung auf das genaue Studium derselben auf die ital. Künstler des 15. Jahrh. einen sehr ausgedehnten Einfluß übte. Die Schule, welche Leonardo da Vinci zu Mailand eröffnete, wird geradezu als Akademie bezeichnet und stimmt insofern schon sehr wesentlich mit dem modernen Begriff der K. überein, als das persönliche Element des Atelierstudiums durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht erweitert wurde, zu welchem Zweck Leonardo selbst schriftstellerisch thätig war. Die eigentliche Bedeutung der K. tritt jedoch erst mit Lodovico Caracci, dem Begründer der Schule von Bologna, ein. Seitdem trat die Kunstschule durchaus an die Stelle des lebendigen Ateliervorkehrs. Diese Neuerung fand um so allgemeinern Eingang, je mehr die Kunst ihren unverbrüchlichen, naturwüchsigen Zusammenhang mit Leben und Volk verlor, je weniger also der einzelne, selbst bedeutende Meister zur Ausführung seiner Aufträge der Mithülfe jüngerer Kräfte benöthigt war. Als die Kunst unter Ludwig XIV. eine wesentlich höfische wurde, verwandelten sich auch die K. in wesentlich höfische Anstalten. Bald gehörte es zum Wesen jeder großen Hofhaltung, nach dem Muster der 1648 in Paris gestifteten K. ebenfalls eine solche Anstalt zu haben. Dies gab in Deutschland der K. zu Berlin 1694, zu Dresden 1697, zu Wien 1726 ihren Ursprung. Deshalb standen auch die K. ausschließlich im Dienste der Zopfkunst, und diese Haltung wurde nur wenig verändert, nachdem inzwischen durch Winckelmann, Rafael Mengs und David eine ganz andere Kunstrichtung emporgekommen war und die meisten bestehenden K., wie z. B. die von Dresden 1764, beträchtliche Umgestaltungen erfahren hatten. Dies war auch der Grund, weshalb die K. allmählich sehr in der öffentlichen Meinung sanken, ja von den Begründern des sog. Wiederauflebens der neuen deutschen Kunst, von Carstens, Schick, Koch, Thorwaldsen, geradezu als Verderberinnen aller echten Kunst bezeichnet wurden, eine Ansicht, welche in Künstlerkreisen bis auf den heutigen Tag noch vielfach Anklang findet. Dennoch verdienen unsere heutigen K. diesen Vorwurf nicht. Nachdem nun einmal das frische, naturwüchsige Kunstleben in der antiken und mittelalterlichen Weise aufgehört, hat sich der Kunstunterricht, nicht blos was die technische Ausbildung, sondern auch was den unentbehrlichen wissenschaftlichen Unterricht in Mathematik, Perspective, Anatomie und Kunstgeschichte betrifft, zu einem Umfange erweitert, daß er sich fortan weder in der Werkstatt eines einzelnen Meisters noch durch Selbststudium erlangen läßt. Durch den großen Umschwung, welchen das sog. Wiederaufleben der Kunst in das Kunstleben gebracht, sind die Akademien selbst in ihrer ganzen Einrichtung gehoben und geläutert worden. Cornelius und Schadow haben durch ihre umsichtige Leitung und Umgestaltung der münchener und düsseldorfer K. sich auch in dieser Beziehung die unschätzbarsten Verdienste erworben. Unsere heutigen K. sind dem lebendigen Atelierwesen wieder näher getreten. Nachdem der Schüler in den untern Klassen sich die nöthigen technischen und wissenschaftlichen Grundlagen erworben, tritt er in das Atelier eines von ihm ganz frei und selbständig erwählten Meisters seiner Kunst über. Diese Einrichtungen sind jetzt nicht nur von allen deutschen, sondern auch von den meisten ausländischen K. aufgenommen und fortgebildet worden. Unter den deutschen K. zeichnen sich besonders die von München, Düsseldorf, Dresden und Berlin aus. Neuerdings sind auch in Weimar und Karlsruhe Kunstschulen errichtet worden. Vor allem ist den Akademien strenge Auswahl in der Aufnahme der Schüler dringend zu empfehlen. Das Kunstproletariat, wie es immer zahlreicher aufwuchert, ist zum großen Theil durch die K. hervorgerufen worden.

Kunstausstellungen, öffentliche Schaustellungen von Werken der Plastik, Malerei und der zeichnenden und vervielfältigenden Künste, haben den Zweck, die Schöpfungen der Kunstwerkstätten zu allgemeiner Kenntniß zu bringen und nebenbei den kunsthändlerischen Vertrieb derselben zu vermitteln. Ursprünglich mehr die Unternehmung einzelner, welche ihre Leistungen und diejenigen

ihrer Schule bekannt zu machen wünschten, wurden sie später von den Kunstakademien angeordnet, und so hatte Paris schon 1673 seine erste öffentliche Ausstellung von seiten der Kunstschule. Heutzutage haben nicht nur alle europ. Kunstakademien ihre jährlich oder alle zwei Jahre regelmäßig wiederkehrenden großen Ausstellungen, an denen auch die Baukunst durch gezeichnete Entwürfe, die Stempelschneidekunst und bis zu einem gewissen Grade die Kunstindustrie theilzunehmen pflegen, sondern auch die Kunstvereine und größern Kunsthandlungen. Gleicherweise sind auch die großen Weltindustrieausstellungen zugleich K. Gewöhnlich beschränken sich diese Ausstellungen nur auf die Werke lebender Künstler. Doch greifen auch zuweilen allgemeinere Gesichtspunkte durch. So war die große Kunstausstellung in Manchester 1857 eine Ausstellung der in engl. Privatbesitz befindlichen Werke mittelalterlicher und neuerer Kunst ohne Unterschied der Zeiten, Völker und Schulen, und die histor. Kunstausstellung in München 1858 eine Vorführung der deutschen Kunstentwickelung seit Carstens bis auf die Gegenwart.

Kunstgeschichte ist die wissenschaftliche Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Kunst, namentlich der bildenden Künste. Sie ist ebenso wie die wissenschaftliche Literaturgeschichte erst ein Kind der neuern Zeit. Zwar enthalten die Schriften der Alten, wie insbesondere die Naturgeschichte von Plinius und die griech. Reisebeschreibung von Pausanias, viele Mittheilungen über den Gang der alten Kunst und über das Leben und die Persönlichkeiten der alten Künstler, aber es ist eine rein äußerliche Aufzählung der Künstlernamen und der vorhandenen Kunstdenkmale, ohne Einsicht in die innere Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit der künstlerischen Entwickelung und in die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Schulen und Epochen. Die Schriftsteller des Mittelalters geben einzelne Mittheilungen über ausgeführte Werke, vornehmlich der Baukunst; aber eine eigentlich geschichtliche Betrachtung liegt ihnen durchaus fern. Auch die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrh., die selbst wieder im regsten Kunstleben standen, beschränken sich in der Betrachtung ihrer großen künstlerischen Zeitgenossen nur auf das Biographische (wie z. B. die vortrefflichen Künstlerbiographien von Vasari), und zur Kunst der Alten, zu welcher das Zeitalter der Renaissance (s. d.) ein weit näheres und lebendigeres Verhältniß hatte als zur Kunst des Mittelalters, nehmen sie entweder den ausschließlich künstlerischen Standpunkt ein, d. h. betrachten sie nur als Vorbild zur Bildung und Läuterung der eigenen Kunstübung, oder geben blos Verzeichnisse des vorhandenen Denkmälervorraths. Der epochemachende Begründer der wissenschaftlichen K. ist erst Joh. Joach. Winckelmann (s. d.) geworden, mit seiner großartigen «Geschichte der Kunst des Alterthums», welche 1764 erschien. Winckelmann's K. ist eine der gewaltigsten Thaten des menschlichen Geistes. Diese Geschichte stellt den Begriff und das Wesen der künstlerischen Schönheit und deren Verhältniß zur Natur dar, die Schönheit der Zeichnung in der Gestalt sowol wie im Ausdruck; sie behandelt das Material, in welchem die einzelnen Künste arbeiten, und deren Technik und Stillehre; sie entwirft die Grundlinien der Kunstmythologie als Schilderung der in den alten Denkmalen vorgeführten Götter und Heroen; sie verfolgt Ursprung, Wachsthum und Verfall der Kunst bei Aegyptern, Etruskern, Griechen und Römern, und weiß die Ursachen dieses Steigens und Sinkens mit bewunderungswürdigem culturgeschichtlichen Scharfblick auf die Einwirkung des Klimas, der Religion und Nationalität, der Verfassung und Sitte, als die am mächtigsten eingreifenden Entwickelungsbedingungen, zurückzuführen. Aus dieser gewaltigen Anregung Winckelmann's ging zunächst die Wissenschaft der sog. Archäologie (s. d.) hervor. Nachdem sich aber im Anfang dieses Jahrhunderts insbesondere die deutsche Kunst aus der einseitig antikisirenden Richtung, welche eine Zeit lang das gesammte Kunstleben beherrscht hatte, befreit und sich wieder einer gerechtern Anerkennung auch der mittelalterlichen Kunst zugewendet hatte, griff die Einwirkung Winckelmann's auch auf die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. hinüber. C. F. von Rumohr's «Italienische Forschungen» (1827), obwol sie an den tiefen geschichtlichen Blick Winckelmann's nicht hinanreichen, haben für die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. fast dieselbe zielzeigende Bedeutung wie Winckelmann für die Behandlung der alten K. Seitdem ist in der K. eine unendliche Regsamkeit. Monographie drängt sich an Monographie. War die ital. Kunst eine Zeit lang bevorzugt worden, so wendet sich jetzt die Forschung besonders auch der deutschen und niederländ. Kunst zu, und nicht minder rüstig treten jetzt auch die Franzosen und Engländer mit Forschungen über ihre mittelalterlich volksthümliche Kunst ein. Dazu ist noch eine sehr wesentliche Erweiterung von anderer Seite gekommen. Seit den vierziger Jahren hat man namentlich durch Lepsius eine viel umfänglichere Kenntniß des ägypt. Kunstlebens gewonnen, und seit derselben Zeit ist durch Layard's und Botta's Ausgrabungen in Assyrien und Persien eine völlig neue Welt erschlossen worden. Ebenso treten uns von Tage zu Tage die Kunstanfänge der altamerik. Völkerschaften näher. Auf Grund dieses

weiten und tiefen Umblicks hat sich die K. zu einer der wichtigsten Geschichtswissenschaften, zu einem sehr umfassenden und unverbrüchlichen Theile der allgemeinen Culturgeschichte erhoben, und die wissenschaftliche Methode der K. hat vor allem darauf zu achten, diese culturgeschichtliche Grundlage und Bedeutung der K. immer schärfer und schärfer hervorzuheben. Zur Uebersicht des weitschichtigen Materials sind am zweckdienlichsten die Handbücher von Kugler, Schnaase, Lübke, Springer und Carrière.

Kunststraßen, s. Chausseen.

Kunsttriebe nennt man diejenigen Naturtriebe der Thiere, deren äußere Erzeugnisse in einem auffallenden Grade zweckmäßig, künstlich und bewundernswerth erscheinen. Sie sind eine Steigerung des Instincts, d. h. des angeborenen Triebes, das vorzunehmen, was zur eigenen Erhaltung und zur Erhaltung der Nachkommenschaft nöthig ist. Man erkennt den Kunsttrieb z. B. bei den Vögeln (Schneidervogel, Webervogel u. s. w.) in der Errichtung der künstlichsten Nester, bei den Bienen in dem Baue der regelmäßigen Zellen, bei den Minirspinnen in der Herstellung von künstlichen Gängen, bei den Kreuzspinnen in dem Verfertigen der regelmäßigen Gewebe, bei den Sackträgermotten und Frühlingsfliegen in dem Baue künstlicher Häuser der Larven, bei Spritzfischen und Ameisenlöwen in der eigenthümlichen Art, sich Nahrung zu verschaffen, bei dem Pfeifhasen in der Zubereitung seiner Nahrungsschober für den Winter u. s. w. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieser Art stattzufinden scheint, offenbart sich die mechan. Nothwendigkeit des Kunsttriebes, durch welche er sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheidet, in der Einförmigkeit dieser Werke, an welchen die Wahl und mithin die Willkür keinen Theil hat, und die das junge Thier gleich vom Anfange an ebenso gut herstellt, als es die alten Thiere später können, endlich auch in dem genauen Anschließen an die Verhältnisse der äußern Umgebung. Vgl. Reimarus, «Ueber die Triebe der Thiere» (2 Bde., Hamb. 1798).

Kunstvereine sind Verbindungen von Kunstfreunden zur Ausstellung und zum Ankauf von Kunstwerken. Die Mitglieder erhalten für einen bestimmten Jahresbeitrag eine Actie, welche als Los bei der alljährlichen Verlosung der Kunstwerke gilt, die aus der Summe der Beiträge angeschafft werden; die Nieten werden durch ein sog. Vereinsblatt, gewöhnlich ein Kupferstich, gedeckt. Das Kunstvereinswesen ist erst in neuerer Zeit entstanden, hat aber schnell eine große Verbreitung gewonnen. Der erste Kunstverein war der 1823 durch die Maler Dom. Quaglio, Stieler, Peter Heß u. a. in München gegründete. Bald folgten diesem Verein die K. in Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Halberstadt, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Köln, Prag, Wien, Königsberg. Gegenwärtig besteht kaum eine bedeutendere Stadt in Deutschland, die nicht entweder einen selbständigen Kunstverein hätte oder mit einem größern Kunstverein in regelmäßiger Verbindung und Betheiligung steht. Deutschland zählt gegen 60 K. Auch in der Schweiz, in England, Belgien, Schweden und Norwegen und in Nordamerika zeigt sich das Kunstvereinswesen sehr thätig und ausgebreitet. Durch diese Thatsachen ist allerdings entschieden, daß die K. ein wesentliches Bedürfniß der Zeit sind; aber eine andere Frage bleibt es, ob sie in der That der Kunst selbst wesentliche Dienste leisten, sie fördern und heben. In dieser Beziehung hat man gerade neuerdings sehr niederschlagende Erfahrungen gemacht. Die K. sind aus dem Bedürfniß entstanden, in einer Zeit, der aller lebendige Zusammenhang mit der bildenden Kunst abhanden gekommen, welche die Kunst nicht als die wesenhafte Wurzel und Blüte aller höhern Bildung und als Anliegen des gesammten Staats- und Volkslebens, sondern nur als wünschenswerthen, nöthigenfalls aber auch entbehrlichen Schmuck und Luxus betrachtet, den Künstlern neue Absatzquellen zu eröffnen. Damit aber haben diese Vereine auch viel dazu beigetragen, die zum Zimmerschmuck dienende Cabinetsmalerei einseitig auf Kosten der ernstern und strengern Richtungen, der wirklich monumentalen Kunst zu begünstigen, das Markttreiben großzuziehen und dadurch die Kunst selbst nur noch mehr zu verflachen und zu veräußerlichen. Manche K. sind, wenn man ihre Verwaltung näher ins Auge faßt, sogar nur noch Unterstützungsanstalten für arme Künstler. Diese Uebelstände traten allmählich so offen zu Tage, daß eine Reaction unbedingt nothwendig war. Aus diesem Gesichtspunkte haben gegenwärtig die meisten K. eine besondere Kasse für Ausführung großer monumentaler Werke errichtet. Die Fresken aus dem Leben Karl's d. Gr. von Rethel im Kaisersaal zu Aachen verdanken ihre Entstehung dem Rheinischen, die Loggienbilder von Theodor Große im Museum zu Leipzig dem Leipziger Kunstverein. Nur auf diese Weise kann das verwilderte Kunstvereinswesen wieder zu Ehren kommen.

Kunth (Karl Sigism.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Botaniker, geb. in Leipzig 18. Juni 1788, zeigte frühzeitig Neigung für die Naturwissenschaften sowie Geschick zum anatom. Zeichnen. Durch den Tod seines Vaters der Unterstützung beraubt, mußte er die 1805 bezogene

Thomasschule in Leipzig verlassen, erhielt aber 1806 durch Verwendung eines Oheims die Stelle eines Registratur-Assistenten bei der Seehandlung in Berlin. Solcher mechan. Beschäftigung abgeneigt, suchte und fand er an A. von Humboldt einen Gönner, der ihm die Mittel gab, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen der berliner Universität zu besuchen. Sein erstes Werk war die «Flora Berolinensis» (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838). Nach Willdenow's Tode übernahm er die Bearbeitung der von A. von Humboldt und Bonpland gesammelten Herbarien, begab sich deshalb 1813 zu Humboldt nach Paris und lebte daselbst bis 1819. Diesen langen Aufenthalt benutzte er zur Herausgabe von mehrern sehr umfangreichen Werken, die zu den bedeutendsten der neuern Botanik gehören und auf den Stand derselben ungemein großen Einfluß geübt haben, darunter die «Nova genera et species plantarum» (7 Bde., Par. 1815—25), die Monographien über die Mimosen (Par. 1819) und über die Gräser (2 Bde., Par. 1829—33) des tropischen Amerika, die Fortsetzungen der von Bonpland begonnenen Monographien der Melastomeen und der «Plantes équinoxiales», welche zusammen an 6000 Pflanzenbeschreibungen und an 1000 Kupfertafeln enthalten, zu denen K. die botan. Zergliederungen selbst gezeichnet hat. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde zum Professor der Botanik und Vicedirector des Botanischen Gartens ernannt und 1829 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 22. März 1850 zu Berlin. K. war ein geschätzter akademischer Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller, zumal auf dem Gebiete der beschreibenden Botanik. Viele Jahre hindurch beschäftigte ihn die Bearbeitung eines sehr wichtigen Werks, der «Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum» (Bd. 1—5, Stuttg. 1833—50), welches zu einem großen Theile auf seine außerordentlich reiche botan. Privatsammlung begründet ist. Von seinen übrigen Werken sind noch zu erwähnen: «Anleitung zur Kenntniß der in die Pharmacopoea Borussica aufgenommenen Gewächse» (Berl. 1834); «Lehrbuch der Botanik» (Bd. 1, Berl. 1847); «Handbuch der Botanik» (Berl. 1831).

Kuntz (Karl), vorzüglicher Thier- und Landschaftsmaler, geb. zu Manheim 28. Juli 1770, erhielt seinen Unterricht in der Malerei und Architektur durch Rieger und Quaglio und machte dann seit 1790 in der Schweiz und Oberitalien Studien nach der Natur. Nachdem er 1793 nach Manheim zurückgekehrt, wurde er 1805 bad. Hofmaler und 1829 Galeriedirector zu Karlsruhe, wo er auch 8. Sept. 1830 starb. Seinen Ruf als Künstler begründete K. durch zwei Aquatintenblätter: der pissende Ochse nach Adrian van de Velde und die pissende Kuh nach Paul Potter. Als Landschafter verband er die richtigste Zeichnung mit glücklicher Auffassungsgabe und allem Zauber des Pinsels. Seine Thiere zeigen Leben, seine ländlichen Scenerien sind der Natur getreu, in seinem Colorit ist eine Klarheit und Harmonie, die Auge und Gemüth festhalten. Er führte alles bis ins Kleinste aus und arbeitete daher langsam. Aus Mangel an Erfindung zeigt sich eine große Aehnlichkeit in seinen Arbeiten. Unter seinen Bildern sind noch die vier Tageszeiten im gräfl. Hochberg'schen Palast, die Ansichten vom Bodensee und andere Gemälde im Besitze des Königs Ludwig von Baiern zu nennen. Auch Wien, Paris, Petersburg haben von ihm Werke, während verhältnißmäßig wenige in Karlsruhe blieben. In der Gouache-Manier bekundete sich K. ebenfalls als Meister. Als Kupferstecher lieferte er außer Blättern in Aquatinta auch Radirungen. — Rudolf K., des vorigen ältester Sohn, geb. 10. Sept. 1798 zu Manheim, erhielt seinen Unterricht durch seinen Vater, wurde 1830 bad. Hofmaler und starb 8. Mai 1848 zu Karlsruhe. Er malte Landschaften und Thiere; sein Lieblingsgegenstand war jedoch das Pferd. Auch bethätigte er sich als Kupferstecher und Lithograph. Seine vorzüglichsten Leistungen sind die Abbildungen sämmtlicher Pferderassen (4 Hfte., Karlsr. 1827—32), die Abbildungen der würtemb. Gestütspferde (Stuttg. 1823—26) und die 12 Bilder von engl. Gestütspferden, welche den Speisesaal des Schlößchens Stutensee bei Karlsruhe zieren. — Sein jüngerer Bruder, Ludwig K., geb. 22. Juli 1810 zu Karlsruhe, bildete sich unter seinem Vater, sodann unter Fries in Karlsruhe, seit 1835 zu München. Er hat sich als tüchtiger Landschaftsmaler und Lithograph besonders durch seine «Thierstudien» (24 Blätter, Karlsr. 1832) und die von ihm auf Stein gezeichneten «Ital. Skizzen» seines Lehrers Fries (Karlsr. 1834) bekundet.

Kupelwieser (Leopold), Historienmaler und einer der Hauptvertreter der kath.-kirchlichen Kunst neuester Zeit in Oesterreich, geb. 17. Oct. 1796 zu Piesting in Niederösterreich, erhielt seine Ausbildung an der wiener Akademie und studirte später nach den großen Vorbildern der dresdner Sammlung. 1824 besuchte er Italien und wurde durch die Werke Fiesole's, während er bis dahin mit großem Beifall Bildnisse gemalt hatte, für das Gebiet der kirchlichen Kunst, und zwar in der Richtung der sog. Präraffaeliten oder Nazarener, durchaus gewonnen. Er be-

thätigte dies nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seiner Lehre, wozu eine Professur an der wiener Akademie seit 1837 die Gelegenheit gab. Hierin war er der treueste Gefährte des sinnesverwandten Führich, mit dem er auch den Severusverein stiftete, welcher auf christl. Kunstbestrebung ausgeht. Außer sehr zahlreichen Altarblättern malte K. in der altlerchenfelder Kirche al fresco die acht Seligkeiten, das Jüngste Gericht und den Engelsturz; in dem Repräsentationssaal des Statthaltereigebäudes die Austria unter dem Schutze der Religion, umgeben von symbolischen Tugendgestalten, wobei ein Fries die Urgeschichte des österr. Stammlandes behandelt. Tiefe Symbolik und fromme Conception gehen in den Arbeiten K.'s Hand in Hand mit der energielosen Passivität des Ausdrucks, der den Nazarenern eigen ist. K. starb 17. Nov. 1862.

Kupetzky (Joh.), ausgezeichneter deutscher Porträtmaler, geb. 1667 zu Pösing im ungar. Comitat Presburg, der Sohn eines Leinwebers, lernte die Malerei bei Claus in Wien und ging dann nach Italien, wo er anfangs mit vieler Noth zu kämpfen hatte, dann aber durch Unterstützung des Fürsten Joh. Sobieski in glücklichere Verhältnisse kam. Nach einem 22jährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Wien zurück, wo er die Bildnisse der kaiserl. Familie und vieler Großen malte. Später nahm er seinen Aufenthalt in Nürnberg, wo er 4. Juni 1740 starb. Er war ein Nachahmer Rembrandt's, und seine Gemälde haben eine große charakteristische Wahrheit und Stärke des Effects, sind aber durch die Zeit sehr dunkel geworden. Vieles ist nach ihm gestochen worden, besonders von B. und J. C. Vogel.

Kupfer, unstreitig eins der Metalle, welche am frühesten bearbeitet wurden. Die Hebräer erhielten ihr K. aus Aegypten. Die Erfindung der Kunst, es aus seinen Erzen darzustellen, wird dem Phönizier Kadmus zugeschrieben, der um 1594 v. Chr. nach Griechenland gekommen sein und Kupfergruben in einem der Berge Thraziens eröffnet haben soll. Daß einige Völkerschaften in Nordeuropa K. zur Verfertigung von Waffen benutzten, hat sich bei Eröffnung skandinav. Gräber ergeben. Seinen Namen hat das K. von der Insel Cypern (griech. Kypros), aus welcher Griechen und Römer großentheils ihr K. bezogen. Das K. ist in der Natur sehr verbreitet, kommt selbst zu sehr kleinen Antheilen in Pflanzen vor und tritt als Bestandtheil vieler Mineralien auf, unter denen aber nur eine beschränkte Zahl zur Gewinnung des Metalls, als Kupfererze im eigentlichen oder engern Sinne, von Bedeutung ist. Dahin gehören: gediegen K. (mehr oder weniger reines metallisches K.) am Rhein, in Thüringen, Schlesien, Ungarn, Norwegen, Schweden, Spanien, Sibirien, China, Japan, Nordamerika u. s. w.; Rothkupfererz (Kupferoxydul); Ziegelerz oder Kupferpecherz (Kupferoxydul mit Eisenocker gemengt); Kupferglanz (Schwefelkupfer); Kupferkies und Buntkupfererz (beide aus K., Eisen und Schwefel bestehend); Fahlerz (hauptsächlich K., Antimon und Schwefel enthaltend); Malachit und Kupferlasur (beide kohlensaures Kupferoxyd). Viele Kupfererze enthalten geringe Mengen Silber und werden, sofern dessen Menge die Abscheidung lohnt, nebenher auf das edle Metall benutzt. Gewöhnlich kommen mehrererlei Kupfererze neben- und miteinander vor und werden dann auch zusammen verhüttet. Ein ausgezeichnetes Gemenge dieser Art ist der Kupferschiefer, ein mit Erdöl durchdrungener, mit allerlei Kupfererzen, auch Eisen-, Blei- und Zinkerzen innig gemengter Mergelschiefer. Das am häufigsten verarbeitete Kupfererz ist der Kupferkies. Die Darstellung des K. aus demselben besteht in öfters wiederholten Röst- und Schmelzarbeiten, wodurch nur schrittweise der Schwefel, das Eisen und die gewöhnlich noch außerdem vorhandenen Metalle oxydirt und abgesondert werden. Diese Operationen liefern zuerst Kupferstein, worin der ganze Metall- und Schwefelgehalt des Erzes, jedoch befreit von erdigen Begleitern (Gangart), enthalten ist. Aus diesem geht hervor das Rohkupfer oder Schwarzkupfer, welches schon weit reiner ist; hieraus endlich das Garkupfer, welches meist noch einer abermaligen reinigenden Schmelzung bedarf, um vollkommen geschmeidig (hammergar) zu werden. Im Handel erscheint das K. als runde, dünne, unregelmäßige Scheiben (Scheibenkupfer, Rosettenkupfer) oder in dicken gegossenen Platten und Stäben (Plattenkupfer, Barrenkupfer). Ein im ganzen nicht bedeutender Theil K. wird aus natürlichen kupferhaltigen Wässern (Kupfervitriolauflösungen) durch hineingelegtes Eisen abgeschieden (Cementkupfer).

Die oberste Stelle in Ansehung der Kupferproduction nimmt Großbritannien ein, indem es nicht nur aus eigenen Erzen eine größere Menge K. gewinnt als irgendein anderes Land, sondern daneben noch sehr viel importirte Erze verarbeitet, welche es aus Chile, Cuba und Australien bezieht. Dieser letztere Theil der brit. Kupfererzeugung hat in neuester Zeit beträchtlich zugenommen. Im J. 1854 producirten die vereinigten brit. Königreiche 468382 Ctr. (von 100 Pfd. oder 50 Kilogramm) K., darunter 180305 Ctr. aus fremdem Erz; dagegen betrug 1863 die Gesammtproduction 735205 Ctr., darunter 445991 Ctr. aus fremdem Erz. Die Production

von Frankreich betrug 1859: 176578 Ctr.; von Rußland 1860: 103420 und 1861: 92035 Ctr.; im Deutschen Zollverein 1862: 58651 Ctr. (davon in Preußen 51640); in Oesterreich 1860: 53100 Ctr. (davon in Ungarn 40000); in Spanien 1861: 58000 Ctr.; in Schweden 1862: 33925 und 1863: 37783 Ctr.; in Norwegen 1854: 550 Ctr.; in Belgien 1855: 19680 Ctr.; in Italien 1861: 12000 Ctr. Die jährliche Kupfererzeugung auf der ganzen Erde wurde 1854 zu 1,156200 Ctr. geschätzt, wovon man Europa nebst Russisch-Asien 585200, dem übrigen Asien 61000, Afrika 12200, Amerika 426700, Australien 71100 Ctr. zuschrieb. Das schwedische und das russische K. stehen wegen ihrer besondern Güte in Ruf; beide werden in erheblicher Menge ausgeführt, aber es ergibt sich aus den angeführten Zahlen von selbst, daß, was die Menge betrifft, im Welthandel das englische K. überwiegt.

Die Eigenschaften des K. sind im wesentlichen bekannt. Seine eigenthümliche rothe Farbe, seine Politurfähigkeit, mäßige Härte, bedeutende Festigkeit, sehr große Geschmeidigkeit und Unzerstörbarkeit unter den Einflüssen der Atmosphäre (nachdem sich darauf der grüne Rost, gewöhnlich Grünspan genannt, gebildet hat) machen es zur Verarbeitung auf eine Menge von Gegenständen höchst geeignet. Daneben kommt es ihm zu statten, daß es bei mäßiger Weißglühhitze schmilzt, also weder zu leicht- noch zu schwerflüssig ist. Sein specifisches Gewicht beträgt 8,8 bis 8,9. Bei längerm Glühen unter Luftzutritt bildet sich auf seiner Oberfläche eine braunschwarze Oxydkruste (**Kupferasche, Kupferhammerschlag**). Die technischen Anwendungen des K. sind mannichfaltig. Zu Gußwaare taugt es im ungemischten Zustande nicht, weil es leicht undicht (blasig) wird; aber man macht daraus Blech und Draht, schmiedet davon Kessel, prägt es zu Münzen u. s. w. Noch viel wichtiger wird es indessen durch die sehr werthvollen Legirungen, welche es durch Zusammenschmelzen mit andern Metallen bildet, und worunter das Messing und Tomback (K. mit Zink), die verschiedenen Arten Bronze (theils K. mit Zinn, theils K. mit Zinn und Zink), das Argentan (K. mit Zink und Nickel) als die bedeutendsten hervortreten, während auch die Versetzung des Arbeitssilbers und Arbeitsgoldes mit K. eine große Rolle spielt. (S. **Legiren**.) Unter den chem. Verbindungen des K. sind zunächst jene mit Sauerstoff, das **Kupferoxydul** von rother und das **Kupferoxyd** von schwarzer Farbe, zu erwähnen. Ersteres färbt die Glasflüsse purpurroth, letzteres grün, und beide finden deshalb bei der Fabrikation farbiger Gläser, in der Emailmalerei, das Oxyd auch zum Grünfärben der Töpferglasur Anwendung. Die Zusammensetzungen des Kupferoxyds mit Säuren (die **Kupferoxydsalze**) sind sämmtlich von entschiedener und oft sehr schöner Färbung, meist grün oder blau. Am wichtigsten unter denselben ist der **Kupfervitriol** (das schwefelsaure Kupferoxyd), welcher in den sog. Cementwässern aufgelöst in der Natur vorkommt, sonst fabrikmäßig in Menge bereitet wird und durch seine Zersetzung mittels Elektricität, wobei sich K. in reinster metallischer Gestalt abscheidet, das Material zur Galvanoplastik (s. d.) liefert. Verschiedene Arten des essigsauren Kupferoxyds kommen als Grünspan (s. d.) zur Anwendung. Das Bergblau und das Berggrün sind kohlensaures Kupferoxyd; das schöne Schweinfurtergrün besteht aus einer Verbindung von essigsaurem mit arsenikfaurem Kupferoxyd. Das Bremerblau oder Bremergrün dagegen ist kein Kupfersalz, sondern wasserhaltiges Kupferoxyd (**Kupferoxydhydrat**). Das metallische K. wird von starken Säuren oxydirt und aufgelöst, von Salpetersäure äußerst heftig, von concentrirter Schwefelsäure jedoch nur im Kochen. Schwächere Säuren, so namentlich die Pflanzensäuren (z. B. Essig) greifen es unter Mitwirkung der atmosphärischen Luft an, welche den Sauerstoff zu dessen Oxydation hergibt. Man muß es daher vermeiden, Speisen in kupfernen Gefäßen stehen zu lassen, oder besser die kupfernen Küchengeschirre verzinnen, da alle Kupferverbindungen giftig sind. Mehrere Kupferoxydsalze werden als sehr wirksame Arzneimittel gebraucht. Vgl. Bischoff, «Das K. und seine Legirungen» (Berl. 1865).

Kupferdruck nennt man das Verfahren, eine nach den verschiedenen Manieren der Kupferstechkunst (s. d.) bearbeitete Platte, um derselben eine größere Verbreitung zu geben, auf Papier oder irgendeinen andern biegsamen Stoff abzudrucken. Dieses geschieht auf einer **Kupferdruckpresse**, welche aus zwei hölzernen oder einer eisernen und einer hölzernen oder zwei eisernen Walzen besteht, die in einem Gestelle in der Art übereinanderliegen, daß die obere, die Laufwalze, von der untern, der Grundwalze, mittels eines Schraubenapparats sehr genau parallel entfernt und festgestellt werden kann. Zwischen beiden Walzen liegt ein starkes Bret, der Drucktisch, auf welches die Unterlage, dann die **Kupferplatte**, auf diese das Papier, welches den Abdruck aufnehmen soll, ferner eine Ueberlage und ein wollenes Tuch, das Drucktuch, zu liegen kommen. Wird nun mittels des Sterns (oder mittels Kurbel und eines einfachen Räderwerks) der einen Walze eine drehende Bewegung mitgetheilt, so nimmt auch die andere Walze dieselbe

an, und durch die Reibung wird der Drucktisch mit den darauf befindlichen Gegenständen zwischen den Walzen durchgezogen und der Abdruck vollendet. Die Laufwalze hat gewöhnlich einen bedeutend geringern Durchmesser als die Grundwalze, da kleine Walzen schärfere Abdrücke geben. Das zum K. bestimmte Papier ist meist ein halbgeleimtes oder ungeleimtes Belinpapier. Das Papier wird vor dem Abdruck von Fasern und Knötchen, welche nicht allein den Abdruck, sondern auch die Platte verderben würden, gereinigt und dann in reinem Wasser, dem man etwas Alaun zusetzt, gefeuchtet. Die Platte wird, wenn sie ganz vollendet und rein polirt ist, eingefärbt, meist mit schwarzer, bisweilen auch mit anderer Farbe. Von der Feinheit und Gleichmäßigkeit der Farbe hängt zum großen Theil die Schönheit des Abdrucks ab. Die fertigen Abdrücke werden zwischen sog. Preßspänen, feinen und festen Pappen, in der Presse getrocknet. Die verschiedenen Manieren des Kupferstichs erfordern auch eine verschiedene Behandlung der Platte beim Einfärben. Bei dem Druck mit mehrern Farben bleibt das Verfahren dasselbe, nur erhält jede Farbeplatte ihre zugehörige Farbe, und der Druck geschieht meist trocken, da das Papier sich, wenn es gefeuchtet ist, beim Trocknen zusammenzieht und die verschiedenen Platten nachher nicht ineinander passen würden. Sollen mehrere Farben in Einer Platte gedruckt werden, so wird auf die passenden Stellen die gehörige Farbe mit kleinen Ballen eingetragen. Die ersten Abdrücke von jeder Kupferplatte fallen rauh aus; die besten Abdrücke aber finden sich unter den ersten Hunderten. Eine kräftig gestochene Platte gibt 1500 gute Abdrücke, die nächsten 1500 haben weniger Haltung; das vierte Tausend wird schon grau, und die Platte muß aufgestochen werden. Eine geätzte Platte liefert etwa 500 und eine leichtradirte 150 gute Abdrücke.

Kupferschlange, s. Viper.

Kupferstechkunst nennt man die Kunst, auf Metall zum Abdrucken zu arbeiten. Die älteste und vornehmste unter den verschiedenen Stichgattungen ist die Grabstichelmanier, so benannt von den dazu angewendeten Grabsticheln (Stahlstiften von verschiedener Stärke und verschiedenem Anschliff), womit zuerst das Vorbild auf die blanke Platte gepaust, nachher die Zeichnung und Schattirung leicht angelegt und zuletzt die Striche (Taillen, Schraffirungen) mehr oder weniger tief eingegraben werden. Den ersten Anstoß zu dieser Manier gaben die Goldschmiede, die sich zum Graviren jener Werkzeuge bedienten und schon früh die Gewohnheit hatten, ihre sog. Nielloarbeiten (s. d.) vor dem Ausfüllen mit der schwarzen Masse in Schwefel abzugießen, um zu sehen, wie die Arbeit gerathen würde. Es lag sehr nahe, zu demselben Behuf, anstatt des Schwefelabgusses, die Platte selbst einzuschwärzen und davon unmittelbar einen Abdruck auf Papier zu machen. Doch verfiel man erst um die Mitte des 15. Jahrh. auf dieses Verfahren, welches sofort das Stechen eigener Platten für Vervielfältigung von Abdrücken zur Folge hatte. Wo und wann dies zuerst geschehen, darüber ist man bisher zu keiner völligen Gewißheit gelangt. Italien und Deutschland machen beide Anspruch auf diese Erfindung als ihnen eigen. Die Streitfrage schien sich zu Gunsten Italiens zu entscheiden, als der Abbate Zani in dem Kupferstichcabinet zu Paris einen Papierabdruck von der berühmten Pax (Krönung Mariä) auffand, welche Maso Finiguerra 1452 für San-Giovanni in Florenz verfertigte, wo sie noch jetzt als schöne Goldschmiedearbeit aufbewahrt wird. Dieser Abdruck ist jedoch ein Unicum, besagt also, daß jene Platte nicht zum Druck bestimmt war, und daß also Maso Finiguerra lange mit Unrecht für den Erfinder des Kupferdrucks gegolten hat. Wenn nun auch damit die Italiener ihren Anspruch auf die Ehre dieser Erfindung keineswegs begründen können, so verbleibt ihnen doch das Verdienst, dieselbe am frühesten auf die vorzüglichste Art angewandt zu haben, da einer ihrer Landsleute unter allen aus dem 15. Jahrh. erhaltenen Kupferstichen den vortrefflichsten hervorbrachte, nämlich das entweder von Baldini nach Sandro Botticelli oder von diesem selbst gestochene «große Blatt» der Himmelfahrt Mariä. A. Pollajuolo und A. Mantegna stachen um dieselbe Zeit mehrere Blätter, die unter den Incunabeln der Chalkographie einen ausgezeichneten Rang einnehmen. Dagegen läßt man meistens die Ansicht gelten, in Deutschland seien früher als in Italien Platten zum Druck gestochen worden, obwol hierüber keine vollgültigen Beweise vorhanden sind. Daß aber die Deutschen wenigstens gleichzeitig mit den Italienern den Kupferdruck lebhaft betrieben und das Kupferstechen in achtbarer Weise ausübten, dafür sind die Blätter des «Meisters von 1466» und seines Zeitgenossen Martin Schongauer handgreifliche Belege. Marcantonio Raimondi, Zeitgenosse Rafael's, dessen Zeichnungen er stach, unter der unmittelbaren Aufsicht und Anleitung dieses Meisters, der oft eigenhändig, aber nicht, wie die Tradition sagt, auf den Kupferplatten selbst, sondern auf den Probeabdrücken die mangelhaften Umrisse und Formen des Stechers verbesserte und diesem die an der Platte vorzunehmende Nacharbeit angab, brachte im 16. Jahrh. die K. in Italien zu dem hohen Grade von Ausbildung, den sie um

dieselbe Zeit in Deutschland durch Albrecht Dürer und in den Niederlanden durch Lukas von Leyden erreichte. Die Werke der genannten drei Meister bezeichnen den Gipfelpunkt der ältern Stichmanier, die besonders daran ihre charakteristischen Merkmale hat, daß sie hauptsächlich auf Form hinarbeitet und für das getreue Wiedergeben farbloser Zeichnungen sich an den einfachsten Schrafsirungen genügen läßt. Bald aber wurden diese Hauptzwecke andern untergeordnet. Man strebte nach gekünstelten Taillen und Strichlagenverbindungen, wozu Goltzius, Sadeler und andere weniger bedeutende Künstler das Beispiel gaben, bis im 17. Jahrh. Rubens wie in der Malerei so auch in der Kupferstecherei eine neue Epoche herbeiführte. Von den Gouachezeichnungen, welche den in seine Nähe gezogenen Stechern als Vorbilder dienten, sowie von den Probeabdrücken ihrer unfertigen Platten sind noch manche mit Retouchen von seiner Hand übrig, und man sieht daraus den großen belehrenden Antheil, den er an der Vervielfältigung seiner eigenen Werke nahm. So entstanden die trefflichen Blätter von Lukas Vorsterman, Paul Pontius, Schelte von Bolswert, Peter Soutman, Jonas Snyderhoef, Cornelis Visscher, in welchen Farbe und Effect der Originale ohne Vernachlässigung der Zeichnung und des Charakters musterhaft nachgebildet sind. Im weitern Verlauf des 17. Jahrh. erwarben sich franz. Meister um die K. großes Verdienst. François de Poilly und Robert Nanteuil bewiesen in der freien und leichten Handhabung des Grabstichels eine bedeutende Geschicklichkeit, welche Antoine Masson zu solcher Meisterschaft steigerte, daß er mit dem Grabstichel nicht blos Formen und Farbentöne, sondern auch Kleiderstoffe, Waffen, Federn, Haare, überhaupt alle Gegenstände auf das glücklichste nachzuahmen wußte. Die letzte classische Vollendung erhielt die K. durch Gérard Edelinck, der in seinen noch unübertroffenen Werken die bisherigen Richtungen, die plastische und die malerische, vollkommen ausglich und zur schönsten Zusammenwirkung vereinigte. Mit Recht gilt daher das 17. Jahrh. für das goldene Zeitalter der K. Von den nächstfolgenden Kupferstechern arbeiteten die beiden Drevet noch mit ausnehmendem Erfolge nach den Grundsätzen und im Geiste der classischen Meister fort; andere hingegen, wie J. J. Balechon und J. F. Beauvarlet, schmälerten die Verdienste und Vorzüge ihrer Werke durch einseitiges Verfolgen malerischer Richtungen in einer Kunst, welche des Farbenzaubers entbehrt. Doch sah man neben und unter großen Verirrungen manche gute Erscheinung auftauchen, und das silberne Zeitalter der Kupferstecherei ist noch reich an berühmten Persönlichkeiten: G. F. Schmidt, J. G. Wille, G. Volpato, D. Cunego, R. Strange, W. Woollett, W. Sharp, J. G. von Müller, Rafael Morghen. Lassen auch die Arbeiten der Genannten hinsichtlich der Zeichnung und des wahren Ausdrucks oft zu wünschen übrig, so erscheint darin der Vortrag bis zur höchsten Eleganz, Zartheit und Lieblichkeit ausgebildet. Die Technik, nunmehr in den Besitz reicherer Mittel gelangt, erhielt mannichfaltigere Ausdehnung. Die alten Meister arbeiteten ausschließlich mit dem Grabstichel, und selbst bei den jüngern findet sich noch keine vereinte Anwendung der Radirnadel und des Grabstichels. Im 17. Jahrh. bedienten sich freilich die Maler des letztern zur Nachhülfe bei ihren radirten Platten, allein die Kupferstecher jener Zeit hielten sich an die reine Grabstichelarbeit. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. kam es bei diesen in Gebrauch, die Platten vermittels der Radirnadel bis zu einem gewissen Grade vorzubereiten und dann mit dem Grabstichel auszuführen. Zu den Arbeiten dieser Handwerkszeuge fügte man noch diejenige der Schneidenadel hinzu, und seitdem wurde nur selten mit dem Grabstichel allein gearbeitet. Man pflegte gewöhnlich mehrere Bearbeitungsweisen miteinander zu verbinden, was freilich oft die Technik des Stiches als bloße Virtuosität an sich hervortreten und zur Manierirtheit ausarten ließ. In neuerer Zeit begannen die Franzosen, nach dem Beispiele David's, zuerst wieder einen strengen Stil und eine festere Zeichnung auch in die K. einzuführen und fanden Nachfolger unter den Deutschen und Italienern. Viele Leistungen von Boucher-Desnoyers, Richomme, Forster, Müller dem Jüngern, Longhi, Toschi u. a. erinnern, trotz der modernen Behandlung und manchmal ungenügend treuer Wiedergabe des Originals, durch Gediegenheit und correcte Zeichnung an die Arbeiten der bessern frühern Epoche. In jüngster Zeit endlich erlangten Calamatta, Mercuri, Henriquel-Dupont, J. Felsing, J. Keller, M. Steinla eine verdiente Berühmtheit. Diese sind vielleicht die letzten großen Meister der K., welche durch die Lithographie bereits im Umfange ihrer Wirksamkeit geschmälert und von der Photographie vollends in ihrem Fortbestande gefährdet ist.

Eine andere Stichgattung, die Radir- oder Aetzkunst, erfordert folgendes Verfahren. Ist die Platte über einem gelinden Kohlenfeuer gehörig erwärmt, so wird sie grundirt, d. h. mit einem Firnis; oder Aetzgrund überzogen, den man von Kerzen- oder Lampenrauch gleichmäßig schwarz anlaufen läßt. Sodann macht man von der auf die Platte zu bringenden Originalzeichnung eine Pause, die, je nachdem man sie in gerader oder verkehrter Richtung auftragen will,

entweder auf der Vorder- oder Rückseite mit Röthel eingerieben und am Plattenrande befestigt wird, und fährt hierauf, mit einer stumpfen Radirnadel leicht aufdrückend, auf allen Umrißlinien herum, wodurch die Zeichnung roth auf dem Aetzgrunde zu stehen kommt. Zum Radiren selbst bedient man sich mehrerer Radirnadeln von verschiedener Stärke und mit gleichmäßig rund abgeschliffener Spitze, weil sie das Kupfer blos aufreißen, aber nicht in dasselbe einschneiden dürfen. Ist die Radirung beendigt, so versieht man die Platte mit einem Rande von Klebewachs, dessen kleine Wände das aufgegossene Scheidewasser stauen, und gibt nun Acht, daß das Scheidewasser nicht alle Nadelrisse gleich tief in das Kupfer einfrißt. Die zart behandelten Theile darf es nur ganz leicht anfressen, was in einer halben Stunde geschehen sein kann. Alsdann gießt man das Scheidewasser ab, läßt die Platte trocknen, und deckt mit dem Deckfirniß (Mischung aus Oel und Talg) alles, was hinlänglich geätzt zu sein scheint. Das weitere Aetzen geschieht, indem man stufenweise fortdeckt bis zu den stärksten Partien, wo das Scheidewasser am tiefsten beißen soll und also am längsten fressen muß. Zum Nacharbeiten an einzelnen, zu schwach ausgefallenen Stellen bedient man sich scharfer, stärkerer Nadeln, womit man, ohne Grundirung und Aetzung, auf das bloße Kupfer radirt, weshalb die Nadeln «kalte» oder «trockene» (pointes sèches), auch Schneidenadeln heißen. Albrecht Dürer und Rembrandt haben einige wenige Platten ganz mit der Schneidenadel ausgeführt. Man hält diese Stücke gewöhnlich für Aetzblätter, hat sie aber richtiger als trockene Radirungen anzusehen und auch so zu benennen. Die Erfindung der Radirkunst wird von den Italienern, mit Berufung auf eine Stelle bei Vasari, dem Maler Parmigianino zugeschrieben, eine Behauptung, die gänzlich unhaltbar. Die Kunst, mit ätzender Flüssigkeit auf Metall zu graviren, war schon im Mittelalter bekannt und vorzüglich zur Verzierung der Waffen benutzt. Im 15. Jahrh. verfertigte man auch schon radirte Platten zum Abdrucke, und ein unstreitig geätztes Blatt von Albrecht Dürer trägt die Jahreszahl 1515, als Parmigianino höchstens erst ein 12jähriger Knabe war. Wer auch der Erfinder davon sein mag, gewiß ist, daß die Langwierigkeit der Grabstichelarbeit und der Vortheil eines viel schnellern neuen Mittels zur allgemeinern Anwendung der Radirkunst beitrugen. Diese verrichtete drei Viertel des Machwerks, indem sie dem Grabstichel die Sorge überließ, den Radirungen etwas mehr Nettigkeit, Haltung und Vollendung zu geben. Dabei blieb das Radiren nicht stehen, indem es sich an die freie Ausführung ganzer Werke wagte und sich der aufgedrungenen Nachhülfe des Grabstichels entledigte. Parmigianino bemächtigte sich des Verfahrens in solcher Weise, sodaß es mit verhältnißmäßigem Recht von ihm an datirt. Nach ihm kam das Radiren in weiten Gebrauch. Die Möglichkeit, mit spielender Nadel malerische Motive und Ideen hinzuwerfen und auf die leichteste Art zu vervielfältigen, hatte zu viel Lockendes, und bald war fast kein irgend bedeutender Maler, der nicht das Radiren als Nebenzweig trieb. Die berühmtesten Künstler, die sich darin hervorthaten, sind die Caracci, Ribera, Salvator Rosa, Callot, Claude Lorrain, Gérard Audran, van Dyck, Rembrandt, der größte von allen. Hieran reihen sich die trefflichen niederländ. «Kleinen Meister», die sich fast alle mit Radiren beschäftigten, und von welchen Wouwerman, Ruysdael, van der Does es bei wenigen Versuchen bewenden ließen, wogegen A. van Ostade, Dusart, Bega, Paul Potter, Berchem, Karel Dujardin, A. van der Velde, J. Both, van Everdingen, Waterloo und viele andere sich als sehr productive Künstler in dieser Stichgattung bewiesen. Unter den Radirern späterer Zeit sind J. Sylvestre, S. Leclerc, J. J. de Boissieu, Chodowiecki, Dietrich, Klein, Hogarth, Goya besonders geschätzt. Vgl. Huber und Rost, Handbuch für Kunstliebhaber» (9 Bde., Zür. 1796—1804); Bartsch, «Anleitung zur Kupferstichkunde» (2 Bde., Wien 1821); derselbe, «Le peintre-graveur» (21 Bde., Wien 1803—21); Passavant, «Le peintre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64); Robert-Dumesnil, «Le peintre-graveur français» (9 Bde., Par. 1835—65); Andresen, «Die deutschen Malerradirer des 19. Jahrh.» (Lpz. 1866 fg.).

Die Punktirkunst betrieb man in ältern Zeiten mit der Goldschmiedspunze, einem Stift vom härtesten Stahl, unten mit feinen Spitzen versehen, durch welchen vermittels eines Hammers die Punkte in die Platte geschlagen wurden. Die frühesten mit diesem Werkzeuge ausgeführten Blätter sind höchst wahrscheinlich die im Anfange des 16. Jahrh. von dem ital. Kupferstecher G. Campagnola verfertigten Stücke. Das Vorzüglichste in der Punzenarbeit leistete J. Lutma, ein amsterdamer Goldschmied, um 1681. Später gebrauchte man, neben der Punze, den Grabstichel und selbst die Schneidenadel zur Nachhülfe bei punktirten Stichen. Diese verfeinerte Manier wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in England sehr beliebt, brachte jedoch, außer einigen Blättern von Bartolozzi, eben nichts Erhebliches hervor und wird jetzt nur selten geübt. Auch bediente man sich dabei der Rouletten, d. h. kleiner, scharfspitziger Rädchen, die an einem Heft oder Griff, mit starkem Ausdrücken der Hand, über die

Platte hingeführt werden, sodaß darauf die Punkte entstehen. Hieraus hauptsächlich bildete sich die Kreide- oder Crayonmanier, auf deren Erfindung drei franz. Künstler des 18. Jahrh., der ältere Desmarteaux, Lefrançois und Magny, Anspruch machen, und welche jetzt durch die Lithographie verdrängt ist.

Die Schwarz- oder Schabkunst (bei den Italienern Mezzotinto) hat ihren Namen daher, weil bei derselben, ganz entgegengesetzt von den andern Stichmanieren, aus dem Dunkeln ins Helle gearbeitet und hierzu das Schabeisen angewandt wird. Vermittels der sog. Wiege (einem breiten Stemmeisen mit gebogener, aus lauter feinen Spitzen bestehenden Schneide) übergeht man nämlich zuerst die blankgeschliffene Platte nach allen Seiten und versetzt dieselbe durch starkes Ausdrücken in solchen Zustand, daß sie mit lauter feinen, in das Kupfer eingedrungenen Punkten übersäet ist und wie ein ganz gleichmäßig schwarzes Blatt aussieht. Nun wird der Umriß durch eine Pause darauf gebracht und alsdann das starke Dunkel geschwächt, indem man mit Schabeisen und Polirstahl die Platte an den erforderlichen Stellen lichtet und allmählich Mitteltöne und ganze Lichter hervorbringt, bis die Zeichnung mit allen ihren Schattenabstufungen zum Vorschein kommt. Diese Art geht allerdings schneller von statten, und die Wirkungen sind weicher als beim Stechen und Radiren; aber es fehlt ihr an Bestimmtheit, und sie eignet sich wenig für mannichfaltige, freie und geistreiche Behandlung. Sie ist eine Erfindung des landgräfl. hess. Kammerjunkers L. von Siegen (1639—41). Sein Schüler, der Prinz Ruprecht von der Pfalz, brachte sie nach England, wo sie mit dem größten Eifer und Erfolg ausgebildet wurde, und man nennt sie deswegen auch die Englische Manier. Der ältere Smith, V. Green, J. Mac Ardell, Richard Earlom lieferten darin das Gelungenste. Vgl. Graf L. de Laborde, «Histoire de la gravure en manière noire» (Par. 1839).

Die Bunt- oder Farbenstichmanier unterscheidet sich im Technischen von der Schwarzkunst nur dadurch, daß diese zur Hervorbringung der Abdrücke blos einer Platte bedarf, zu jener aber mehrere Platten erforderlich sind, von welchen jede mit einer besondern Farbe gedruckt wird. Man verdankt diese Erfindung dem aus Frankfurt a. M. gebürtigen Maler J. Chr. Le-Blon. Derselbe machte um 1720 in London die ersten Versuche damit und ging 1737 nach Paris, wo er einen Nachfolger fand an Gautier d'Agoty, der seine Manier glücklich auf Abbildung anatom. Figuren anwandte. Vgl. Le-Blon, «Nouveau genre de peinture, ou l'art d'imprimer des portraits et des tableaux en huile» (Lond. 1722). Die Tuschmanier scheint zu gleicher Zeit von Verschiedenen und auf verschiedene Art erfunden zu sein. Die von dem Franzosen J. B. Leprince um 1770 aufgebrachte Art wurde von dem Engländer P. Sandby vervollkommnet und erhielt den Namen Bister- oder Aquatintamanier (s. Aquatinta), die in neuerer Zeit in Frankreich tüchtige Bearbeiter an Jazet, Girard u. a. hatte und so weit um sich griff, daß sie leider die ernstern Stichgattungen in Ungunst und Abnahme brachte. C. Ploos van Amstel in Amsterdam erfand um 1765 eine andere Art, vermittels welcher er Kreide-, Tusch- und Farbenzeichnungen täuschend nachahmte. Weder Janinet noch Debucourt, die zu Paris auch Blätter in dieser Manier verfertigten, erreichten ihn an Trefflichkeit, obschon beide recht geschickte Künstler waren, und die Hervorbringungen der in unserer Zeit aufgekommenen Chromolithographie (s. Farbendruck) sind gegen die von ihr verdrängten Tusch- und Farbenstiche sehr dürftig. Die neueste Stichgattung, die Galvanographie (s. d.), hat bisher nichts Beträchtliches zu Tage gefördert.

Kupferstiche nennt der Sprachgebrauch sehr uneigentlich die Abdrücke, die mit Druckerschwärze oder andersfarbiger Flüssigkeit auf Papier, Pergament, Atlas u. s. w. von Stichen auf Metallplatten gemacht werden. Die ältesten gravirten Platten, von welchen Abdrücke gezogen wurden, waren von edelm Metall, aber nicht zum Druck bestimmt. Kupfer-, Zinn- und Eisenplatten traten an deren Stelle, als man auf die Idee kam, Stiche zum Behuf des Abdrucks zu verfertigen. Zinn und Eisen bewiesen sich aber nicht stichhaltig und wurden bald aufgegeben; man gebrauchte ausschließlich Kupfer, bis in neuerer Zeit auch noch Stahl und Zink an die Reihe kamen. Stahlplatten taugen wenig für ernste Sticharbeiten, gewähren aber großen Vortheil, wenn es sich um Marktwaare und massenhafte Auflagen handelt. Der weißgemachte Gußstahl liefert an sich schon gegen 50000 Abdrücke, und wieder gehärtet noch mehr, wogegen die gestochene Kupferplatte bereits bei 4000 Abzügen abgenutzt ist, und bei geätzten oder geschabten Platten die größte Vorsicht eines geschickten Kupferdruckers erfordert wird, um 4—500 gute Abdrücke zu erhalten. Die ältesten Stiche sind mit schwacher, dünner Schwärze oder Bisterfarbe vermittels der flachen Hand oder der Handwalze, die spätern mit kräftigerm Schwarz auf der Kupferdruckerpresse gedruckt. Je nachdem dabei die Grabstichel- oder Radirnadelarbeit allein

oder überwiegend angewandt ist, unterscheidet man zwei Hauptklassen: eigentliche K. und Radirungen. Der Grund dieser Eintheilung bezieht sich nicht blos auf das Mechanische, sondern auch auf das Wesentliche der Bearbeitungsart. Radirungen sind meistens von Malern erfunden und häufig in Einem Zuge ausgeführt; sie haben den ganzen Reiz geistreicher Originalgedanken, die volle Freiheit des leichten, spielenden Vortrags. K. hingegen sind durchweg Uebersetzungen (Copien ist weder das Wort noch die Sache) von Malerwerken, welche eine geübte und geduldige Arbeiterhand mit größerm oder geringerm Verständniß des Originals auf Kupfer bringt. In solchem engern Sinne genommen, repräsentirt der Kupferstich gleichsam die Kunst in ihrem vollen Ceremonien- und Gallaanzuge, während die Radirung dieselbe in ihrer Ungezwungenheit zeigt, im Hauskleide vielleicht, aber nicht in schlotterigem Aufzuge, weil sie nur manches von der Zurückhaltung und Steifheit ablegt, wozu sie an hohen Tagen genöthigt ist. Beide Arten dieser kleinen Kunstwerke wurden seit ihrer Entstehung zu allen Zeiten geschätzt, und schon früh dachte man daran, dieselben zu sammeln, wozu namentlich der Abbé von Marolles um die Mitte des 17. Jahrh. in Frankreich das erste Beispiel von großartigem Maßstabe gab. Nach ihm erlangten besonders Mariette, Silvestre, Basan, Paignon-Dijonval, Graf Rigal, Duraud, Debois in Paris, Bankier Winckler in Leipzig, Graf Fries in Wien, Ploos van Amstel, Baron Verstolk van Soelen in Amsterdam, Reynolds, Mark Masterman Sykes, Herzog von Buckingham in London den meisten Ruf als Kupferstichsammler. Dieselbe Sammlerlust ward auch bei den Fürsten rege, und aus solchen königl. Sammlungen entstanden die öffentlichen Kupferstichcabinete in Paris, Dresden und Wien, die als die reichsten und vollständigsten berühmt sind. Gleichzeitig machten sich die K. unter Glas und Rahmen als Zimmerverzierungen geltend und verdrängten die Malereien aus den Wohnungen der Kunstliebhaber, was jedenfalls einen beträchtlichen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt hat. Gegenwärtig ist der Geschmack an dergleichen Kunstsachen am meisten verbreitet und sind K. ein Hauptzweig des Kunsthandels. Der ursprüngliche Preis war mäßig. Albrecht Dürer auf seiner Reise in den Niederlanden (1520) verkaufte eins seiner Hauptblätter, Adam und Eva, um 4 Stüber, und etwa 50 J. später wurde ein ganzer Druck seiner Werke nur auf 36 Fl. angeschlagen. Im 17. Jahrh. trifft man jedoch bereits Rembrandt's berühmtes Hundertguldenblatt, so benannt von der Summe, die sich der Künstler für jedes Exemplar bezahlen ließ. In unserer Zeit sind bekanntlich die Preise ins Ungeheuere gestiegen. Abgesehen von der Seltenheit, die ein Stück bei eintretender Gelegenheit übermäßig vertheuert, ist der Preis von der Güte des Abdrucks bedingt, indem sich oft der eine zum andern wie 1 zu 1000 verhält oder gar keinen Vergleich zuläßt.

Die verhältnißmäßige Schönheit und oft auch die Seltenheit der Abdrücke ist an Kennzeichen gebunden, die entweder die Stufenfolge der Plattenzustände oder die Zeitfolge der Auflagen constatiren. Bei den Werken der alten Meister unterscheidet man im allgemeinen nur «frühere» oder «spätere» Drucke und versteht unter erstern die von den noch frischen Platten gemachten Abzüge, welche die Meister selbst besorgten, die zugleich Stecher, Drucker und Verleger und in dieser dreifachen Eigenschaft gleich gewissenhaft waren. Die Zahl der von ihnen in Umlauf gesetzten Exemplare ging selten über etliche tausend, und Lukas von Leyden soll auf seinen guten Namen so eifersüchtig gewesen sein, daß er alle Fehldrucke vernichtete. Aus dem Nachlasse der Künstler aber gelangten die Platten in den Besitz von Erben oder Kunsthändlern, die sie um so rücksichtsloser abdrucken ließen, je ergiebiger die Ausbeute war. Daher rühren die vielen schlechten Abdrücke, wie sie in den Sammlungen und Versteigerungen meist vorkommen, und die von dem vollen Werth jener Blätter gar keine Ahnung geben. Durch das fortwährende Abwischen des Plattengrundes wurden die scharfen Schnittränder allmählich abgescheuert und wegpolirt, sodaß die zartern Theile immer schwächer und zuletzt gar nicht mehr zum Vorschein kamen, die kräftiger gearbeiteten Stellen durch das Einbrechen der Strichlagen zu dunkeln Flecken wurden und die nunmehrigen Abdrücke aller Klarheit und Harmonie ermangelten. Wenn demungeachtet noch Bestellungen eingingen, so wurden die völlig abgenutzten Platten ausgebessert oder, wie der kunstsprachliche Ausdruck lautet, «aufgestochen» (retouchirt), d. h. stellenweise oder auch ganz überarbeitet, indem man die Schattenpartien mit Zwischenstrichen (sog. Kreuzschraffirungen) verstärkte oder anderweitige Zusätze machte, um wieder mehr Wirkung und Haltung hervorzubringen. Manche alte Platten sind von Hand zu Hand, von Generation zu Generation übergegangen und ebenso oft, als sie abgenutzt waren, wieder aufgestochen worden. Einzelne Werke von Marcantonio machen noch jetzt in ganz schwachen Abdrücken einen Handelsartikel der päpstl. Kupferdruckerei zu Rom aus. Die Chalkographie des pariser Museums besitzt die zahlreichste Sammlung alter Kupferplatten und verkauft davon fortwährend neue Abdrücke, die freilich nur

von geringem Werthe, aber auch zu billigem Preise zu haben sind. Auf den Stichen aus älterer Zeit, wo der Meister selbst den Verlag seiner Werke betrieb, findet man keinen Verlegernamen, sondern blos den Namen oder das Namenszeichen des Stechers. Als aber später der Künstler das Verlagsgeschäft einem Unterhändler übertrug oder auch für seinen Verleger arbeitete, der nun Hauptperson wurde, so geschah es nicht selten, daß, nachdem die erste Nachfrage des Publikums befriedigt war und der weitere Druck das Aufstechen erheischte, der Stecher oder der erste Verleger die Platte einem zweiten überließ und dieser sie nach gemachtem Gebrauch einem dritten abtrat, von welchen jeder der Reihe nach seinen eigenen Namen oder, kunstsprachlich zu reden, seine «Adresse» hinzufügte oder richtiger die Adresse seines Vorgängers auslöschte und dafür die seinige an die Stelle setzte. Aus diesen Verlagsverhältnissen ergibt sich ein anderes Kennzeichen des vergleichungsweise frühen Drucks, und Händler und Sammler sprechen von Abdrücken «vor allen Adressen» oder «mit der ersten Adresse». Die Namen der Wiederverleger genießen gewisse Grade von Achtung, weil man gefunden, daß einige nur in gutem oder noch brauchbarem Zustande erhaltene Platten in Verlag zu nehmen pflegten, andere dagegen, vermuthlich aus ökonomischen Gründen, vorzugsweise Platten an sich brachten, die keine erträglichen Abdrücke mehr liefern konnten. So verbindet sich mit einem Druck aus dem Verlage von Vandermeulen die Idee einer ganz leidlichen Beschaffenheit, während die Verlagsadresse von Salamanca oder Thomassin einen sehr mittelmäßigen Abdruck voraussetzen läßt. Es war bei den Kupferstechern immer herkömmlich, von ihren unfertigen Platten, in den verschiedenen Graden der Bearbeitung, von dem ersten skizzenhaften Entwurfe bis zur letzten Vervollständigung, etliche Abdrücke zu nehmen, woraus sie selbst oder ihre Freunde sehen konnten, wie die Arbeit ausgefallen und was daran etwa zu ändern oder zu bessern sein möchte. Die auf solche Art zum Prüfen der Arbeit gemachten Abdrücke heißen von ihrem Zwecke «Probeabdrücke» und haben augenscheinliche Merkmale des frühen Drucks an sich. Sie sind oft Unica, immer nur wenige und werden gewöhnlich, aber mit Unrecht, zu den besondern Abdrucksgattungen gerechnet, d. h. als Abdrücke ersten, zweiten, dritten u. s. w. Plattenzustandes verzeichnet.

Die Stufenfolge der Plattenzustände zählt billig erst von da an, wo bei dem ganz oder beinahe ganz vollendeten Stich nur etwa noch der Künstler- oder Verlegername oder die Unterschrift hinzuzusetzen ist, oder bei der bereits im Druck befindlichen fertigen Platte Verbesserungen, z. B. in der Orthographie der Unterschriften, oder sonstige Abänderungen anzubringen sind. Solche Plattenzustände sind gemeint mit den Unterscheidungen, wie sie in unsern Tagen bei jeder Anzeige eines herausgekommenen neuen Kupferstichs gemacht werden zwischen Abdrücken «vor der Schrift» (avant la lettre), «mit offener oder angelegter Schrift» (lettre grise), mit «gesperrter oder ausgeführter Schrift» (lettre noire), und diese Abdrucksgattungen sowie anderweitige, als «Abdrücke auf chines. Papier», bringen Preisabstufungen mit sich, je nach der angenommenen oder versprochenen Priorität des Drucks. Man muß bedauern, daß eine Sitte, die ursprünglich blos die achtungswerthe Beschwichtigung der Aengstlichkeit des Künstlers für seinen guten Nachruhm bezweckte, zu einer Geldschneiderei ausgeartet ist, indem die Anzahl der verschiedenen Abdrucksarten nicht mehr auf die wenigen Exemplare, welche der Künstler für die Prüfung seiner Arbeit oder für Geschenke an seine Freunde und Gönner nöthig hatte, beschränkt bleibt, sondern lediglich durch die Aussicht auf zu erwartende Bestellungen wie auch durch die Rücksicht auf das, was die Platte vertragen kann, bestimmt wird. Das Hauptmerkmal des frühzeitigen Drucks ist bei einer ganzen Klasse von Stichen die größere oder geringere Sichtbarkeit der Wirkungen des sog. «Plattenbartes» oder «Plattengrates». Dieses Kunstwort findet seine Anwendung hauptsächlich, aber nicht ausschließlich auf Platten, wo alles oder vieles mit der Schneidenadel gearbeitet ist. Der Grabstichel sowol als die Radirnadel bewirkt, daß sich auf jeder Seite der damit ins Kupfer eingeschnittenen und eingerissenen Striche ein rauher, höckeriger Rand mit Widerhäkchen bildet; nur wird dieser «Bart» oder «Grat» auf den gestochenen Platten mit dem Schaber entfernt. Bei den Radirungen läßt man ihn bisweilen unabgeschabt stehen, und da beim Einschwärzen der noch frischen Platten natürlich viel Schwärze daran hängen bleibt, so erhalten die von solchen Platten gezogenen Abdrücke ein eigenthümliches Aussehen. Anstatt rein, nett und deutlich, kommen die Schraffirungen dick, unklar und zerflossen zum Vorschein, ungefähr so wie Striche, die man mit Feder und Tinte auf feuchtem Papier zieht. Es entsteht eine weiche, reiche sammtartige Wirkung, welche an den helle Stellen beendigenden oder durchkreuzenden Taillen vorzüglich bemerkbar wird, und namentlich hat Rembrandt in seinen Radirungen den unabgeschabten Plattengrat dazu benutzt, die Schattenpartien zu verstärken und

diesen einen Tusch- oder Schwarzkunstton zu geben. Da sich nun aber dieser struppige Plattenbart bei fortgesetztem Druck durch das Abwischen immer mehr abglättet und zuletzt ganz verschwindet, so ergibt sich hieraus, daß diejenigen Abdrücke, in welchen die Bartschwärze in größter Stärke und Fülle der Wirkung hervortritt, als die frühesten zu betrachten sind und die Abstufung dieser Eigenschaften die Reihenfolge kenntlich macht, in der sie von der Presse kamen.

Kupfervitriol und **Kupferwasser,** s. Vitriol.

Kuppel, Kugel- oder Kesselgewölbe nennt man ein polygones, gedrückt-rundes oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gewöhnlich für das nöthige Licht eine runde Oeffnung behält. Dieselbe bleibt entweder ganz frei oder wird mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen überbaut, welches man die Laterne nennt. Das älteste Kuppelgebäude besitzt Rom in seinem berühmten Pantheon. In der Folge bemächtigte man sich vorzüglich im oström. Reich des Kuppelbaues und lehnte an die K. Halbkuppeln in den bizarrsten Formen. In den Kirchen wurde bald keine andere Art von Bedachung mehr angewendet. Das berühmteste Denkmal dieser Gattung ist die unter Justinian erbaute Sophienkirche (jetzige Hauptmoschee) in Konstantinopel. Unter oström. Einflusse verpflanzte sich der Kuppelbau nach einzelnen Gegenden Italiens, z. B. nach Ravenna und später nach Venedig, und gelangte ebenfalls nach Frankreich und Deutschland, wo er, in Verbindung mit der Basilika (s. d.), die ganze roman. Bauepoche über den Mittelpunkt des Kreuzes zieren half. Die höchste Ausbildung erhielt die K. in der modernen ital. Baukunst. Brunelleschi's K. auf dem Dom zu Florenz gab die hauptsächlichste Anregung zum Kuppelbau der Peterskirche zu Rom, welche seitdem für die kirchlichen Prachtbauten der ganzen kath. Welt Musterbild wurde. Die modern. ital. Kirchenkuppel seit Michel Angelo ruht meist auf einem sog. Cylinder oder Tambour, welcher eine Reihe Fenster enthält und von außen mit einer Colonnade versehen ist. Das Innere der K. selbst ist in Felder oder Cassetten getheilt oder mit Fresken geschmückt und gewöhnlich die innere Schale der K. bedeutend niedriger als die äußere. Eine der schönsten neuern K. an einem Profanbau ist die K. des Museums zu Berlin.

Kuppelei (lenocinium) nennt man das Anlaßgeben und Gelegenheitschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die K. wird an denen, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, härter bestraft, wenn Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten als erschwerende Umstände vorliegen oder gar Männer ihre Frauen und Aeltern ihre Töchter fremder Wollust preisgeben. Das röm. Recht geht hier bis zur Todesstrafe; im neuern deutschen Strafrechte ist die Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen angedroht.

Kur, im Alterthum (griech.) Kyros oder (lat.) Cyrus, der Hauptfluß im russ. Transkaukasien, entspringt in den Armenischen Bergen, die von dem Ararat sich verzweigen, hat 130 M. Länge und ergießt sich, durch den aus Armenien kommenden Aras (s. d.), den Araxes der Alten, verstärkt, zwischen Baku und Lenkoran in das Kaspische Meer. Er bildet bei seiner Mündung ein breites, aus mehrern Flußarmen bestehendes Delta, dem viele kleine Inseln vorlagern und einen mehrere Meilen breiten Meerbusen, die Bai von Lenkoran. An den K. und seine Umgebungen knüpfen sich viele interessante Sagen, besonders aus der biblischen und pers. Geschichte.

Küraß, wol aus der span. Bezeichnung corazza, von corazon, Herz, Brust, entstanden, ist ein metallener Brustharnisch, meist auch mit einem Rückenstück (dann Doppelküraß genannt) verbunden und durch Achselschuppen und Riemen befestigt. Doppelkürasse sind im Reitergefecht und Handgemenge den einfachen vorzuziehen. In der Schlacht von Eckmühl (1809), wo zuletzt an 90 Escadrons bei sinkendem Abend handgemein waren, erlitten die österr. Kürassiere, die nur einfache K. hatten, gegen die französischen mit Doppelkürassen einen mehr als zehnfachen Verlust. Die mit dem K. als Rest des vollen Harnisches ausgerüsteten Reiter hießen im 16. Jahrh. Kyrisser, jetzt Kürassiere. Sie gehören zur schweren Reiterei, kämpfen meist in geschlossener Fechtart und werden als Reservecavalerie in Verbindung mit reitender Artillerie gebraucht. Weil aber der K. den neuern Geschossen nicht immer widersteht, ist er in der österr. Armee abgeschafft worden und den Kürassierregimentern ihr Name nur als histor. Erinnerung geblieben. Die russ. Armee hat nur noch vier Garde-Kürassierregimenter, die übrigen sind in Dragoner verwandelt.

Kurbel heißt die bekannte Vorrichtung zur Hervorbringung einer drehenden Bewegung mittels Menschenhand (Handkurbel), deren Länge nicht über 1 F. betragen darf, weil sonst der zu beschreibende Kreis für bequemes Arbeiten zu groß wäre. Ohne Einwirkung der Hand findet die K. einen ausgedehnten Gebrauch als Maschinentheil, um entweder eine gerade hin- und hergehende Bewegung in eine drehende zu verwandeln oder umgekehrt. Ersteres ist z. B. der

Fall bei den durch Treten bewegten Vorrichtungen (Drehbank, Spinnrad), bei den Dampfmaschinen u. s. w.; letzteres z. B. bei vielen Pumpen. Der K. wird in diesen Fällen gewöhnlich der Name Krummzapfen gegeben. Sie ist dann mit einer Kurbelstange oder Lenkstange verbunden, um von dieser ihre Bewegung zu empfangen oder an dieselbe ihre eigene Bewegung zu übertragen. Der Knopf oder Zapfen, mittels dessen die K. mit der Lenkstange zusammenhängt, heißt die Kurbelwarze. Besteht die Warze aus einem auf einer Scheibe außerhalb des Mittelpunkts angebrachten Stifte oder Zapfen, so hat man die Kurbelscheibe.

Kürbis (Cucurbita L.), die Hauptgattung der Familie der Cucurbitaceen, nach Linné zur 21. Klasse des Sexualsystems gehörend, ist eine der Gurke nahe verwandte Pflanzengattung, welche, wie diese, einhäusige gelbe Blüten hat, deren Staubbeutel in eine Walze verwachsen sind, sich aber durch Samen mit verdicktem, stumpfem Rande und getheilte Wickelranken von jener Gattung unterscheidet. Die Kürbisarten, lauter einjährige Tropengewächse, haben kletternde, saftvolle Stengel, große, am Grunde herzförmige, sonst eckige oder gelappte, scharfhaarige Blätter, meist großblumige Blüten und sehr verschieden geformte, fleischig-saftige Beerenfrüchte. Der gemeine K. (C. Pepo) hat kugelige oder längliche, birnförmige Früchte von der Größe eines Apfels bis zu 2 F. im Durchmesser und 50—70, ja zuweilen selbst bis 200 Pfd. schwer. Er wird in Gärten und auf Feldern häufig cultivirt, und man hat von ihm eine Menge Varietäten, zu denen der kleine Apfelsinenkürbis, der Birnenkürbis, der große Riesenkürbis u. a. gehören. Die K. gewähren nicht nur eine nahrhafte Speise, sondern auch ein gutes Viehfutter. Auch kann man daraus Zucker und Branntwein fertigen. Aus den Kernen läßt sich ein brauchbares, fettes, mildes Oel pressen. Am häufigsten benutzt man die K. im südl. Europa, um allerhand Speisen daraus zu bereiten. In Venedig z. B. werden große Massen von K. auf den Märkten gebraten und verspeist, und die niedere Volksklasse ist daran so gewöhnt, daß sie zur Kürbiszeit fast nur diese gebratene Frucht genießt. Ferner cultivirt man besonders wegen der eigenthümlichen Gestalt der Frucht den Turbankürbis oder Türkenbund (C. Melopepo L.), mit halb oberständigem Fruchtknoten; den Kurfürstenhut, der mit einer sternförmig-eckigen, dicken Wulst umgebene, aber völlig unterständige Früchte besitzt; den Warzenkürbis (C. verrucosa L.), mit einer hartrindigen, große Warzen tragenden Frucht, und im südl. Europa den Bisamkürbis (C. moschata Duch.), der sich durch Moschusgeruch und weiche Behaarung auszeichnet. Der Flaschenkürbis (Lagenaria) bildet eine eigene Gattung, die sich durch weiße Blumen, weiche Behaarung, Moschusgeruch, dreibrüderige Staubgefäße und mit einem starkverdickten Rande umzogene Samen unterscheidet. Der gemeine Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris Ser.) wird bei uns in Gärten öfters cultivirt wegen seiner Früchte, die von 1—6 F. Länge abändern, häufig keulenförmig (Keulenkürbis oder Herculeskeule) oder kurz flaschenförmig oder krugförmig (Urnenkürbis) sind und bei einigen Abarten ein eßbares Fruchtfleisch besitzen, während das Fleisch bei andern Abarten sehr bitter und purgirend ist. Vorzüglich werden aber die Früchte zu Flaschen (Calebassen) und andern Gefäßen verwendet, welche in wärmern Ländern (z. B. als Wasserflaschen für Hirten, Jäger u. a.) gebräuchlich sind.

Kürbisbaum, s. Carica.

Kurdistan, d. h. das Land der Kurden in Vorderasien, ist kein genau begrenztes Gebiet und erstreckt sich auf dem südöstl. Abhange des armen. Hochlandes und dem nordwestlichen des Zagrosgebirgs, in dem Raume zwischen diesen beiden Gebirgen und dem Tigris ungefähr von 36° 30′ bis 39° 30′ nördl. Br. und 59° bis 66° östl. Länge. Der größte Theil des Landes ist sehr gebirgig und um so rauher, je höher sich das Gebirge erhebt; doch sind die Thäler meist sehr fruchtbar und schön. Nur die Gegend längs des Tigris im südl. Theile des Landes ist ebener, aber im Sommer auch dürr und glühend heiß und nur in der nassen Jahreszeit begrünt. Die Kurden sind ein räuberisches, zum Islam sich bekennendes Nomadenvolk indogerman. Stammes, das seit undenklichen Zeiten schon, immer dieselbe Lebensart führend, hier haust und den Alten unter den Namen der Karduchen und Gordyäer bekannt war. Sie zerfallen in viele Stämme unter eigenen Häuptern und sind ein ebenso freiheitsmuthiges und unabhängiges als wildes und unbändiges Volk, welches nur, wenn die umliegenden Länder in der Hand kräftiger Regierungen waren, sich ruhiger und auf seine Gebirge eingeschränkt verhielt, dagegen, wenn schwache Regierungen daselbst herrschten, durch Raubzüge die umliegenden Lande beunruhigte und sich in denselben ausbreitete. So kommt es denn, daß man sie weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verbreitet findet. Insbesondere häufig sind sie in Armenien und Mesopotamien; aber sie wandern auch nicht selten als Hirten, Karavanenführer oder Räuber bis unter

die Mauern von Tokat, Siwas und noch weiter in Kleinasien, und im O. findet man sie sogar im Grenzgebirge zwischen Persien und Turkestan, namentlich in Korassan. Nur wenige Stämme sind seßhaft, die meisten ziehen im Sommer mit ihren Heerden in die kühlen Gebirge und im Winter in die niedrigern Gegenden am Tigris und Euphrat. Außer der Viehzucht und einigem Ackerbau bildet Räuberei ein Hauptgewerbe der Kurden und nebst einer zweideutigen Gastfreundschaft einen Grundzug ihres Charakters. Sie sind ein Reitervolk und stehen noch auf einer niedern Stufe der Civilisation; insbesondere kennen sie fast gar keinen eigentlichen staatlichen Verband. Obschon sie unter eigenen Fürsten leben, so haben doch diese vermöge ihres Amts nur geringe Macht, und nur die Persönlichkeit des einen oder des andern vermag ihnen dieselbe jeweilig zu verleihen. Wol ist ihr Gebiet nominell der Pforte und dem pers. Reiche unterworfen, und zwar so, daß jene den bei weitem größern nördl. Theil, der besonders die Ejalets Diarbekr (s. d.) oder K. im engern Sinne, und Wan sowie einen Theil vom jetzigen Ejalet Bagdad, einnimmt, dieses dagegen nur den kleinern südl. Theil besitzt. Indeß weder die Pforte noch die pers. Regierung besitzt die Macht, die Kurden in wahrer Abhängigkeit zu halten. Im türkischen K. sind Amida oder Diarbekr und Bitlis oder Bedlis (s. d.) die bedeutendsten Orte; im persischen K. Kirmanschah (s. d.). Neben den Kurden leben aber noch andere Völkerschaften in K., so namentlich Türken im türkischen und Perser im pers. Theil; außerdem einige Beduinenhorden, vorzüglich aber Nestorianer. — Die kurdische Sprache bildet einen Zweig des iranischen Sprachstammes und ist, obgleich dem eigentlichen Neupersischen nahe verwandt, doch nicht als ein bloßer Dialekt desselben, sondern mehr als eine eigene Schwestersprache zu betrachten. Man unterscheidet zwei Hauptdialekte: das Kurmandschi und das Zaza. Die noch wenig bekannten Sprachen der Luren und Bakhtiaren sollen ebenfalls kurdische Mundarten sein. Eine eigentliche kurdische Literatur gibt es nicht, wenn auch einzelne Dichter und Geschichtschreiber genannt werden. Die meisten Kurden, zumal die Vornehmen, reden, vorzüglich im Osten, auch wol persisch, im Westen türkisch, und in schriftlichen Verhandlungen bedienen sie sich nur dieser beiden Sprachen. Auch verstehen sie mitunter Arabisch. In ihren wenigen Schulen wird hier und da etwas Persisch und Arabisch, vom Kurdischen aber nichts gelehrt. Vgl. Rich, Narrative of a residence in Koordistan» (2 Bde., Lond. 1836); Wagner, «Reise nach Persien und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852); Lerch, «Forschungen über die Kurden» (2 Hefte, Petersb. 1857—58).

Kurfürsten hießen im Deutschen Reiche diejenigen vornehmsten Fürsten, welchen ausschließend das Recht zustand, den Kaiser oder König zu wählen oder zu küren. Beides, die Wahl wie das ausschließende Recht der K. an derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern, war die deutsche Königskrone in der regierenden Familie erblich. Nach Abgang der Karolinger wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, sodaß anfangs dem Herrenstande in seiner Gesammtheit die Ernennung des Oberhauptes zukam. Ein schon im 13. Jahrh. nachweisbares Herkommen verlieh jedoch den mächtigern Fürsten das Uebergewicht, und bereits bei der Wahl König Richard's von Cornwallis treten die Inhaber der geistlichen und weltlichen Erzämter (s. d.), die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, eine Zeit lang abwechselnd mit dem Herzoge von Baiern, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, in den Vordergrund. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl; allein jene K. behaupteten sich in ihrem Vorrechte, das endlich von Karl IV. durch die Goldene Bulle (s. d.) 1356 ausschließend bestätigt wurde. Ihre Zahl blieb bis zum Westfälischen Frieden unverändert, nur daß Böhmen nach König Wenzel's Absetzung 1400 seine Rechte nicht mehr ausübte und erst 1708 wieder in das kurfürstl. Collegium zugelassen wurde. Als aber Friedrich V. von der Pfalz (s. d.) in die Reichsacht erklärt und seine Kurwürde an Baiern übertragen worden war, schuf man im Westfälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des pfälz. Hauses möglichst zu vervollständigen, eine achte Kurwürde für die Pfalz mit der Bedingung, daß auf den Fall des Abgangs der bair. Wilhelmischen Linie die bair. Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. 1692 kam eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob, welches aber erst nach langwierigen Widersprüchen der Reichsstände, besonders der K., 1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und die bair. Lande an Kurpfalz fielen, ging die bair. Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und die Zahl der K. ging wieder auf acht herab. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern herrschenden Religion gab es neben fünf kath. drei evang. Kurfürstenthümer, nämlich Sachsen, obgleich der Kurfürst nachmals katholisch wurde, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die K. hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse

Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die Goldene Bulle bezeichnet dieselben als des Kaisers innerste und vertrauteste Räthe, als die «sieben Säulen und Lichter des heiligen Reichs», ja «Glieder des kaiserl. Leibes». Sie konnten daher dem Kaiser auch unberufen Rath geben und ihm zusammen durch kurfürstl. Collegialschreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zustehende Entwerfung der Wahlcapitulation (s. d.). Auf den Reichsversammlungen bildeten sie ein eigenes Collegium und hatten meist noch einige Stimmen im Reichsfürstenrathe. Sie standen in einem besondern, zuerst 1338 zur Aufrechthaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Kurvereine, innerhalb dessen sie sich zur Wahrung ihrer Rechte oder um in die Zeitereignisse einzugreifen, versammelten (so 1399 zu Marburg wegen Absetzung des Königs Wenzel, 1424 zu Lingen wegen der hussitischen Unruhen, 1438 zu Frankfurt a. M. wegen der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Basler Concil, 1558 zu Worms, wo man übereinkam, an dem früher Festgesetzten fortwährend zu halten, was nachher von Zeit zu Zeit, zuletzt 1764, wieder beschworen ward). Den K. kamen königl. Ehren, nur nicht der Titel Majestät zu. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths; ihre Kurlande waren untheilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserl. Verleihung, und majorenn wurden sie mit zurückgelegtem 18. J. Der Kurfürst von Mainz war Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Directorium des ganzen Reichstags und des Kurfürstenraths insbesondere, das Ausschreiben der Wahltage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvicekanzlers, welcher am kaiserl. Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Director des Corpus Catholicorum. Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom J. 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Der Kurfürst von Trier war Erzkanzler durch Gallien und Arelat und der von Köln durch Italien, welche beide Aemter ohne Function waren. Letzterer krönte den Kaiser, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in seinem erzbischöfl. Sprengel vor sich ging. Der Kurfürst von Böhmen war Erzschenk und erkannte für seine Lande keine Reichsanstalt an, weder die Kreisverbindung, noch die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte, noch die Wirksamkeit der Reichsvicariate von Pfalz und Sachsen. Der Kurfürst von der Pfalz war Erztruchseß und bei Erledigung des kaiserl. Throns Vicarius in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein. Der Kurfürst von Sachsen übte als Erzmarschall die Polizei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen durch besondere Erbmarschälle aus dem Geschlechte der Grafen von Pappenheim und von Löser und theilte mit Kurmainz mehrere Directorialgeschäfte. Auch war er Reichsvicarius in den Landen sächs. Rechts, erster evang. Reichsstand und Director des Corpus Evangelicorum. Der Kurfürst von Brandenburg war Erzkämmerer, der von Braunschweig Erzschatzmeister.

Diese Verfassung mußte nothwendig durch die im Frieden zu Luneville von 1801 geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden; besonders schien der Art. 7 den geistlichen K. nachtheilig, zufolge dessen nur die erblichen Fürsten von dem Deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münster nach Absterben des Kurfürsten Maximilian zu Köln 7. Oct. 1801 den Erzherzog Anton Victor von Oesterreich zum neuen Kurfürsten, allein es hatte diese Wahl, gegen welche von Preußen und Frankreich schon vorher protestirt worden war, keine Wirkung. Durch ein kaiserl. Rescript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigung ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen und dieser 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur noch ein geistlicher Kurfürst, nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst-Reichserzkanzler sein, dagegen drei neue weltliche K., nämlich von Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Oesterreich bereits 31. Aug. die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtesgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf 28. Dec. zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Uebereinkunft abgeschlossen hatte, so wurde außer mehrern Besitzungen auch dem Großherzoge von Toscana die Kurwürde versprochen. Nach der von seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Bestätigung des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, Herzog von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen K. von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg sowie der neue Kurfürst-Erzkanzler 22. Aug. 1803 in das kurfürstl. Collegium eingeführt. So gab es nun

zehn K. und unter diesen sechs evangelische, sodaß letztere Kirche hierdurch sowie durch 27 neue, im Reichsfürstenrathe erhaltene Stimmen ganz gegen die vorherige Verfassung die Stimmenmehrheit für sich hatte. Schon durch den Presburger Frieden von 1805 wurde die salzburgische Kurwürde wieder aufgehoben, indem Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen gab man dem Kurfürsten von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstenthums. Baiern und Würtemberg erhielten die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806 zu Paris der Abschluß der Rheinischen Conföderationsacte (s. Rheinbund) erfolgte, worauf Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung entsagten und der franz. Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein Deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Infolge dessen legte 6. Aug. der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die K. von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstl. Titel; allein schon 30. Sept. trat der erstere mit dem Titel eines Großherzogs dem Rheinischen Bunde bei, und ihm folgte 11. Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hess. Lande hatte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon bemächtigt und den Kurfürsten derselben für verlustig erklärt. So gab es nur noch zwei Titularkurfürsten: den von Trier und den von Hessen. Ersterer starb 1812; letzterer, der nach dem Sturze Napoleon's in sein Land zurückkehrte, behielt den Kurfürstentitel bei, und gleiches that auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I., der das Land 1866 an Preußen verlor. Als an die Stelle des Deutschen Reichs ein Deutscher Bund souveräner Fürsten trat, hatte die Kurfürstenwürde ihrem Begriff nach ihr Ende erreicht.

Kurilen oder Kurilische Inseln (japan. Tsi-Sima), eine 180 M. lange, aus 21 mäßig bewohnten Eilanden bestehende Inselkette von 295 Q.-M. Flächeninhalt, die von der Südspitze Kamtschatkas in südwestl. Richtung bis in die Nähe der großen japan. Insel Jeso hinüberzieht und das Mittelglied zwischen der japan. und kamtschatkischen Vulkanreihe bildet. Die Inseln gehören, mit Ausnahme der beiden südlichsten, Kunasiri (49 Q.-M.) und Jetorop oder Iturup, früher auch Staateninsel genannt (125 Q.-M.), welche im Vertrag vom 26. Jan. 1855 Japan verblieben sind, zum russ. Reiche und bilden einen Verwaltungsbezirk der russ.-amerik. Besitzungen. Die größern sind von N. gegen S. Schumschu (10,6 Q.-M.), Paramuschir (53,4 Q.-M.), Onekotan (11,3 Q.-M.), Simussir (7,6 Q.-M.) und Urup oder Alexandersinsel (26,8 Q.-M.), die südlichste, mit dem Fort Kurilo-Rossi und einem Bureau der bisherigen russ.-amerik. Handelsgesellschaft. Die ganze Inselreihe ist vulkanischer Natur, trägt acht bis zehn meist noch entzündete Vulkane (bis zur Höhe von 6000 F.), hat zahlreiche heiße und Schwefelquellen und ist häufig Erdbeben ausgesetzt. Die Ufer sind steiler Fels, der sich aus dem ungestümen, durch heftige Strömungen gefährlichen Meere erhebt. Einige Inseln sind wasserlos und steril, andere fruchtbar und gut bewaldet mit Lärchen, Cedern, Ellern und Weiden. Unter den Producten des Thierreichs sind weiße, rothe und schwarze Füchse, Zobel, Biber, See- und Fischottern besonders wegen ihres Pelzwerks gesucht; auch kommen Rehe, Wölfe und Bären, Seelöwen und Seehunde vor. An Mineralien bergen die Inseln Eisen, Kupfer, Schwefel und Salmiak. Die auf sehr niedriger Culturstufe stehenden Bewohner sind Aino (s. d.), welche nur auf den russ. Inseln Kurilen genannt werden. Entdeckt wurden diese Inseln zwar schon im 17. Jahrh. durch die Holländer, doch sind sie erst durch Krusenstern und Wrangell näher bekannt geworden. Den Bekehrungsversuchen der griech. Geistlichkeit hat die gutmüthige Bevölkerung im ganzen wenig Hindernisse in den Weg gelegt.

Kurisches Haff, s. Haff.

Kurland, gegenwärtig ein russ. Gouvernement und eine der sog. Ostseeprovinzen (s. d.), bildete vormals ein selbständiges Herzogthum, welches eigentlich aus zwei Herzogthümern, K. und Semgallen, welches letztere der östl. Theil war, bestand und nebst Livland den Schwertrittern zugehörte. Als aber die Macht Rußlands immer drohender um sich griff und die Ordensritter sich in Livland gegen die Russen nicht mehr behaupten konnten, nahm der letzte Groß- oder Heermeister, Gotthard Kettler, 1561 K. und Semgallen unter Abtretung Livlands von den Polen zu Lehn, wodurch zugleich die weltliche Macht des Ordens, die früher nur eine geistliche Aristokratie übte, gegründet wurde, indem Kettler sein Lehn bis ins 18. Jahrh. auf seine Nachkommen vererbte. Infolge der Vermählung des Herzogs Friedrich Wilhelm von K. mit einer russ. Prinzessin Anna, der Tochter des Zaren Iwan, 1710, und besonders nach dem schon ein Jahr darauf erfolgten Ableben des Herzogs, wo nun Anna unter Peter's d. Gr. Schutz Regentin blieb, gerieth K. in große Abhängigkeit von den Russen und dadurch zugleich in gewaltige

Conflicte mit den Polen, als deren Vasallen die kurländ. Herzoge noch galten. Als nun nach Peter's II. Tode 1730 die Herzogin Anna den russ. Thron bestieg, nahm sie mit großer Energie und gutem Erfolge die Rechte ihres Oheims und Nachfolgers in K., des Herzogs Ferdinand, wahr, den sie gegen die Intriguen der poln. Partei stets zu beschützen wußte. Nach Ferdinand's Tode 1737 setzte Anna es durch, daß ihr Günstling und Oberkammerherr, der Graf Ernst Johann von Biron (s. d.), zum Herzog erwählt wurde, der aber weder bei der russ. noch bei der kurländ. Partei sich in Gunst zu setzen wußte und auch gleich bei Anna's Tode, 1740, von ihrem Nachfolger, Iwan V., nach Sibirien verwiesen wurde. Nach mehrern nun folgenden Herzogswahlen, die bald von russ., bald von poln. Einfluß geleitet wurden, und die doch ohne rechten Erfolg blieben, wurde Biron, von Peter III. aus Sibirien zurückberufen und von Katharina II. 1763 in seine Rechte wieder eingesetzt, zuletzt auch nach der Restauration von den Polen anerkannt, sodaß er 1769 die Regierung ruhig seinem Sohne Peter überlassen konnte. Unter diesem brachen indeß die lang verhaltenen Gärungen aus. Der kurländ. Landtag, den aber blos der Adel verfassungsmäßig bildete, beschloß 18. März 1795, K. dem russ. Scepter zu unterwerfen und forderte den Herzog, der sich in Petersburg aufhielt, durch eine ständische Deputation zu seiner freiwilligen Entsagung auf. Wirklich ließ sich derselbe bewegen, 28. März 1795 die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen, und wurde, wie die von seinem jüngern Bruder abstammende Linie Biron, welche letztere noch gegenwärtig im Besitze der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien ist, durch eine jährliche Rente für die Ansprüche auf das Herzogthum entschädigt. K. aber wurde nun eine russ. Provinz, jedoch behielt es einige Reste seiner frühern Verfassung, besonders blieb der Adel begünstigt und der Bauernstand unterdrückt, trotz der von dem Kaiser Alexander 1817 bestätigten Urkunde, die die Leibeigenschaft in K. wie in den übrigen Ostseeprovinzen aufhob und die Rechte der Bauern gegen die Anmaßung der Gutsherrschaften in Schutz zu nehmen verhieß.

K. umfaßt 495,34 Q.-M. und zählt in seinen fünf Kreisen (Ende 1863) 573856 meist evang. E. Es ist ein ebenes, nur an wenigen Stellen von Hügeln durchzogenes Land, welches, wie die übrigen Ostseeprovinzen, viel Waldungen, Sumpf, Seen und Walddünen hat, die mit dem fruchtbarsten Boden abwechseln. Die nördlichste Spitze des Landes endigt sich mit dem weit in die See hineinragenden Vorgebirge Domes-Näs, auf welchem, wie auf der gegenüberliegenden Insel Oesel, zur Sicherung der Schiffer zwei Leuchtthürme unterhalten werden. Der höchste Punkt inmitten des Landes ist der kaum 700 F. hohe Hüningsberg. Die Windau, die kurische Aa und die Düna, letztere nur als Grenzfluß gegen die Gouvernements Witebsk und Livland, bewässern das Land. Unter den 300 Seen, die zusammen 3,04 Q.-M. einnehmen, sind der Usmaitensche (1$^{3}/_{5}$ Q.-M.) mit einer darin gelegenen Insel, der Libausche, Angersche und der in der Nähe von Jakobstadt befindliche Saukensche See, der wahrscheinlich durch einen Erdfall entstanden ist, zu bemerken. Das Klima ist gemäßigter als in Livland, doch sind die Winter gewöhnlich sehr streng. Ackerbau, Fischfang, Jagd und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; auch die Bienenzucht wird fleißig betrieben. An den Küsten findet man häufig Bernstein, der im Lande verarbeitet wird. In der Industrie ist man noch weit zurück, auch ist der Handel nicht sehr bedeutend. Die Hauptstadt Mitau (s. d.) kann kaum als eine Handelsstadt gelten; ansehnlicher in dieser Beziehung ist Libau (s. d.) und selbst Windau. Die Bevölkerung in den 21 Städten des Gouvernements beläuft sich nur auf 72570 Seelen und besteht fast nur aus Deutschen, die auch die Gutsherrschaften auf dem Lande bilden. Die Bauern sind theils kurische Letten oder Kuren, theils estnische Völkerschaften, als Liven, wie am Angerschen Strande, und Krewinnen in der Gegend von Bauske; doch zählen zu letztern nur einige tausend Seelen. Vgl. Bienenstamm, «Geogr. Abriß von Estland, Livland und K.» (Mitau und Lpz. 1826; neue Aufl. von Pfingsten 1841); Possart, «Die russ. Ostseeprovinzen K., Estland, Livland» (Stuttg. 1840).

Kurmark hieß der Haupttheil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptstadt Stendal, die Vormark oder Priegnitz mit der Hauptstadt Perleberg, die Mittelmark mit der Hauptstadt Brandenburg, die Ukermark mit der Hauptstadt Prenzlau und die Herrschaften Beeskow und Storkow oder den Beeskower und Storkower Kreis, und enthielt 447 Q.-M. Der Name K., der infolge der Uebertragung der Kurwürde auf Brandenburg unter Kaiser Karl IV. 1356 entstanden war, verschwand mit dem Untergange der deutschen Reichsverfassung. Nach dem Tilsiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreiche Westfalen, dafür aber das rechts der Elbe gelegene Herzogthum Magdeburg mit der Mark verbunden, die damals 418 Q.-M. umfaßte. 1813 fiel die Altmark an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Ein-

theilung in K. und Neumark nicht wieder, sondern theilte die Altmark dem Magdeburger, die Priegnitz, die Ukermark und den größern Theil der Mittelmark dem Potsdamer, die übrige Mittelmark und den Beeskow-Storkower Kreis dem Frankfurter Regierungsbezirke zu.

Kursk, eins der fruchtbarsten und gesegnetsten Gouvernements des europ. Rußland, nördlich von Orel, östlich von Woronesch, südlich von Charkow und westlich von Tschernigow umgeben, zählt auf 819,91 Q.-M. 1,827068 E. und ist sonach eins der bevölkertsten Gouvernements von ganz Rußland. Es hat eine wellenförmig-ebene, nur von geringen, meist unbewaldeten Hügeln unterbrochene Oberfläche, die trefflich mit Getreide, Gemüse und Obst bebaut ist und bei dem fetten Boden, der unter ihr liegt, keiner Düngung bedarf. Auch ist das Klima so mild, daß Arbusen und Melonen auf freiem Felde gedeihen und der Weinbau mit Erfolg betrieben wird. Die Fischerei ist unbedeutend, da das Land nur wenige, im Sommer meist wasserlose Flüsse hat, die zum Don und Dnjepr gehören. Dagegen ist die Viehzucht, besonders die Rinder- und Schafzucht, sehr bedeutend, und auch Pferde für den Cavaleriedienst werden in Stutereien gezogen. Die Bienenzucht ist bedeutend, und Wachs und Honig bilden Ausfuhrartikel. Vom Wilde sind besonders die Trappen und Wachteln zu erwähnen, die allerwärts hin verschickt werden. Sumpfeisen, Kalk und Kreide sind die vorzüglichsten Mineralien. Die Einwohner, meist aus Groß- und Kleinrussen, welche letztere sich gern Kosacken oder Tscherkessen nennen, bestehend, zu denen nur wenige Zigeuner und einige Ausländer hinzukommen, sind gewerbthätig und fabriciren viel Seife, Lichter, Juften und Tuch, auch Branntwein. Das Gouvernement zerfällt in 15 Kreise. Die Hauptstadt K. mit 28565 E. (1863), am Einflusse der Kura in die Tuskara gelegen und auf und an einem Hügel erbaut, ist Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von K. und Bjelgorod und nimmt sich mit dem Gouvernementspalast, 22 Kirchen und 2 Klöstern recht freundlich aus. Die Einwohner unterhalten viele Fabriken und einen lebhaften Handel mit Moskau und nach den angrenzenden Provinzen. Auch hat die Stadt ein Gymnasium, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein sehr besuchtes Priesterseminar und ein Invalidenhaus sowie ein 1834 errichtetes Denkmal des Dichters Bogdanowitsch. In der Nähe befinden sich viele Melonen- und Arbusengärten und die Koren'sche Einsiedelei, Korennaja Pustyna, jetzt ein reiches Kloster mit drei Kirchen und einem wunderthätigen Marienbilde, zu welchem stark gewallfahrtet wird. Daselbst wird jährlich am neunten Freitage nach Ostern in einem großen Locale, das in 350 Kaufläden getheilt ist, eine der bedeutendsten Messen Rußlands gehalten. 1854 betrug der Umsatz 10 Mill. S.-Rubel. Die zweitgrößte Stadt des Gouvernements ist Bjelgorod (s. d.).

Kurtz (Johann Heinrich), namhafter deutscher Theolog, geb. 13. Dec. 1809 zu Montjoie im preuß. Regierungsbezirk Aachen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Dortmund und Soest und bezog 1830 die Universität Halle, wo die Vorlesungen Ullmann's und Tholuck's, namentlich aber des letztern persönlicher Umgang von entscheidendem Einfluß auf seine theol. Bildung waren. Nachdem er seine Studien in Bonn vollendet, ging er als Hauslehrer nach Kurland, wo er durch eine Anstellung als Oberlehrer für Religion am Gymnasium zu Mitau (1835) von der beabsichtigten Rückkehr in das Vaterland zurückgehalten wurde. K.'s literarische Leistungen veranlaßten 1850 seine Berufung zur Professur der Kirchengeschichte an der Universität Dorpat, die er 1859 mit der Professur der Exegese vertauschte. Auch erhielt er den Titel eines kaiserl. russ. Wirkl. Staatsraths. Seine theol. Richtung gewann unter den Einflüssen von Studium, Amt und Leben einen entschieden kirchlich-luth. Charakter mit scharfausgeprägtem biblischem Realismus. Seine theol. Studien wandte er mit besonderer Vorliebe dem Alten Testamente zu. Von da aus die Idee des Reiches Gottes in seiner geschichtlichen Entwickelung verfolgend, wurde er auch der Kirchengeschichte zugeführt. Seine Schriften, die großentheils zahlreiche Auflagen erlebt, auch vielfach übersetzt wurden, zerfallen in drei Gruppen. Dem Gymnasial- und Schulunterricht dienen das «Lehrbuch der heiligen Geschichte» (Königsb. 1843; 10. Aufl. 1864), die «Christl. Religionslehre» (Mitau 1844; 9. Aufl. 1866), die «Biblische Geschichte mit Erläuterungen» (Berl. 1847; 12. Aufl. 1865), der «Abriß der Kirchengeschichte für höhere Lehranstalten» (Mitau 1852; 5. Aufl. 1863). Dem exegetischen und biblisch-kritischen Gebiete gehören an: «Das mosaische Opfer» (Mitau 1842), «Bibel und Astronomie» (Mitau 1842; 5. Aufl., Berl. 1865), «Zur Symbolik der mosaischen Stiftshütte» (Lpz. 1851), «Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuch» (Königsb. 1844), «Die Einheit der Genesis» (Berl. 1846), «Die Ehen der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen» (Berl. 1857), «Zur Theologie der Psalmen» (Dorpat 1865). Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist die «Geschichte des Alten Bundes» (Bd. 1 und 2, Berl. 1848—55; Bd. 1, 3. Aufl. 1864; Bd. 2, 2. Aufl. 1858), welcher sich «Der alttestamentliche Opfercultus nach seiner

geschichtlichen Begründung und Anwendung» (Berl. 1862) anschließt. Eine dritte Gruppe bilden K.'s kirchenhistor. Arbeiten. Dahin gehören vor allem das «Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte» (Abth. 1, 3 Bde., Mitau 1853; 2. Aufl. 1858; Abth. 2, Bd. 1, 1856) und das «Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende» (Mitau 1849; 5. Aufl. 1863).

Kurz (Heinrich), ein besonders als Literarhistoriker bekannter Gelehrter, geb. 28. April 1805 zu Paris von deutschen Aeltern, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters bei Verwandten in Hof erzogen, besuchte das dortige Gymnasium und begann 1823 zu Leipzig das Studium der Theologie, die ihn jedoch nicht zu fesseln vermochte. In die burschenschaftlichen Angelegenheiten verwickelt, wandte er sich, nachdem er die philos. Doctorwürde erworben, 1827 nach Paris, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen, insbesondere des Chinesischen widmete. 1830 veröffentlichte er ein «Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine 2300 ans avant notre ère» und wurde von der Asiatischen Gesellschaft mit der Neubearbeitung des chines. Wörterbuchs von Basile beauftragt. Die polit. Bewegung von 1830 führte ihn indeß nach Deutschland zurück, wo er erst zu München die Zeitschrift «Baierns Deputirtenkammer», dann zu Augsburg das constitutionelle Oppositionsblatt «Die Zeit» redigirte. Seine Thätigkeit an letzterm Blatte zog ihm aber schon nach wenigen Wochen einen Proceß, Verhaftung und endlich eine zweijährige Festungsstrafe zu. K. benutzte seine Muße auf der Bergfeste Wülzburg zur Uebersetzung der chines. Dichtung «Das Blumenblatt» (St.-Gallen 1836). Nach seiner Entlassung ging er 1834 nach der Schweiz, wo er als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cantonsschule zu St.-Gallen angestellt, aber 1839 als Protestant und Ausländer entlassen wurde. Noch in demselben Jahre wurde er jedoch als Professor an die Cantonsschule nach Aarau berufen und daselbst 1846 auch zum Cantonsbibliothekar ernannt. Hier schrieb er «Die franz. Conjugation» (Zür. 1843), wandte sich jedoch, durch die reichen Schätze der dortigen Bibliothek veranlaßt, dem Studium der deutschen Literaturgeschichte zu. Unter anderm gab er Murner's höchst selten gewordenes Gedicht «Vom großen luth. Narren» (Zür. 1848) und mit Weißenbach «Beiträge zur Geschichte und Literatur, besonders aus den Archiven und Bibliotheken des Cantons Aargau» (Aarau 1846) heraus. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der deutschen Literatur» (3 Bde., Lpz. 1851—59; 4. Aufl. 1863—64), die zu den vorzüglichen neuern Leistungen auf diesem Gebiete gehört und durchaus eine consequente, echt histor. Auffassung mit wohlgewählten Proben und geschmackvollen Illustrationen verbindet. Ein vierter Band wird eine Uebersicht über die neuesten Erscheinungen gewähren. Auch die beiden Sammelwerke «Handbuch der poetischen Nationalliteratur» (3 Bde., Zür. 1840—43; 3. Aufl. 1857—59) und «Handbuch der deutschen Prosa» (3 Bde., Zür. 1845—46) gehören zu den gediegensten Arbeiten dieser Art. Sein «Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1865) hat günstige Aufnahme gefunden. Ein verdienstliches Unternehmen endlich ist die von ihm geleitete «Deutsche Bibliothek» (Lpz. 1862 fg.), in welcher er bereits den «Esopus» des Burkhard Waldis (2 Bde.), Grimmelshausen's «Simplicianische Schriften» (4 Bde.), Wickram's «Rollwagenbüchlein» und Fischart's «Sämmtliche Dichtungen» veröffentlichte.

Kurzsichtigkeit (myopia) nennt man das Unvermögen, Dinge, welche in der gewöhnlichen Sehweite oder noch nicht so weit wie diese vom Auge entfernt sind, genau mit dem Auge zu erkennen. Der Kurzsichtige (myops) erkennt jedoch noch alles, sobald er die Gegenstände näher ans Auge bringt als der Normalsichtige, oder sobald er eine verkleinernde (concave) Brille aufsetzt; sein Sehvermögen ist also an sich unverletzt. Der Bau des Auges (s. d.) gleicht im wesentlichen einer Camera-obscura, wie sich deren die Photographen zur Herstellung der Bilder bedienen. Es besteht aus einer Linse, welche durch Brechung der Lichtstrahlen ein verkleinertes Bild gibt, und aus einem Schirm, welcher das Bild auffängt. Dieser Schirm im Auge ist die lichtempfindende Endausbreitung des Sehnerven, die Netzhaut. Ist der Schirm in der Camera-obscura genau eingestellt, so ist das Bildchen scharf, steht der Schirm zu weit ab, so ist das Bildchen verwischt, undeutlich. Ein schlechtes Bild kommt auch dadurch zu Stande, wenn die Linse das Licht stärker oder schwächer bricht, als für die Einstellung des Schirmes paßt, sodaß das scharfe Bild entweder zu weit vor oder zu weit hinter den Schirm fällt. Es sind nun zwei, vom gesunden Auge abweichende Verhältnisse möglich: entweder fällt das Bild hinter den Schirm, und der gesehene Gegenstand muß vom Auge entfernt werden, um deutlich gesehen zu werden, wodurch das Bild auch weiter vorrückt (Fern-, Weitsichtigkeit), oder das Bild fällt vor den Schirm (Kurzsichtigkeit). Kurzsichtig wird also ein Auge sein, wenn die Netzhaut zu weit von der Linse entfernt ist, so bei stärkerer Ausdehnung des Auges, Ausbauchung der hintern Augenwand; oder wenn die Linse nicht mehr so leicht nach hinten gerückt werden kann wie im gesunden Auge (wegen vernachlässigter Uebung

des Accommodationsmuskels); oder endlich, wenn der lichtbrechende Apparat (Linse und Zubehör) das Licht stärker bricht, als für das Auge paßt (z. B. bei zu starker Wölbung der Hornhaut). Die K. kann also sehr verschiedene Ursachen haben, meist aber ist sie nur Folge der übeln Angewohnheit, alles, was man sehen will, dem Auge näher zu bringen, als eigentlich nöthig ist. In letzterm Falle kann die K., wenn sie noch nicht lange besteht, durch Ablegung dieser Gewohnheit gehoben werden; ist aber überhaupt das Uebel veraltet, so muß das Auge, um Verschlimmerung zu vermeiden, sorgfältig behandelt und geschont werden. Man vermeide dann das fortgesetzte Sehen auf kleine Gegenstände (besonders kleingedruckte Schrift), namentlich bei zu starker oder zu schwacher Beleuchtung, und sehe überhaupt mehr auf entferntere Gegenstände, weshalb der Aufenthalt auf dem Lande und das Reisen Kurzsichtigen oft gute Dienste leisten. In den Schulstuben (besonders der gelehrten Schulen), wo so häufig der Grund zur K. gelegt wird, sorge man für besseres Licht (am Tage wie bei künstlicher Beleuchtung), verbanne die kleingedruckten Schulbücher und dulde nicht die vorgebeugte Haltung beim Schreiben und Lesen. Der K. kann abgeholfen werden durch den Gebrauch hohlgeschliffener Gläser, welche das Bild im Auge weiter hinausrücken. Doch soll man sich der Augengläser nur bedienen, wenn es durchaus nöthig ist, und sie nicht benutzen, wo man sie (z. B. beim Lesen) entbehren kann. Die Brille darf die Gegenstände nicht verkleinern, und die Gläser müssen so weit voneinander entfernt sein, wie die Augen selbst. Bei hochgradiger K. ist ein guter Augenarzt zu Rathe zu ziehen, durchaus aber dann, wenn das Auge noch andere krankhafte Erscheinungen (Schwäche, Flimmern u. s. w.) darbietet.

Kurzwaaren, kurze Waaren (franz. Quincaillerie, Mercerie), heißen sehr verschiedenartige, besonders kleinere Waaren aus Metall, Holz, Glas, Porzellan, Marmor, Bernstein, Perlmutter, Perlen, Korallen, echten und unechten Edelsteinen, Alabaster, Meerschaum, Elfenbein, Knochen, Fischbein, Schildpatt, Horn, Leder, Kork u. s. w., aus Verbindungen dieser Stoffe, z. B. Schneideinstrumente, Nadeln, Knöpfe, Uhren und Uhrenbestandtheile, Ringe, Ketten, Möbelbeschläge, Leuchter, Sporen, Steigbügel, Theemaschinen, Galanteriewaaren (s. d.), Ferngläser, Nähkästchen, Brieftaschen, Geldtaschen, Reisetaschen, Regen- und Sonnenschirme, Fächer, künstliche Blumen, Schmuckfedern, lackirte Blechwaaren, plattirte Geräthe, Parfumerien u. s. w., bisweilen auch Schreib-, Zeichen- und Malerbedürfnisse, welche häufig in einer und der nämlichen Kleinhandlung (Kurzwaarenhandlung) zum Verkaufe stehen. Es werden jene Waaren in den verschiedensten Orten fabricirt; doch zeichnen sich einige Gegenden in einzelnen Zweigen der betreffenden Industrie besonders aus, z. B. in Uhren und deren Bestandtheilen der schweizer Canton Neuenburg, in Bijouterie (s. d.) Hanau, Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Paris, in feinen Lederwaaren Offenbach und Wien, in Bronzen Paris und Wien, in feinen Stahl- und Messingartikeln Sheffield und Birmingham u. s. w. Der Gegensatz zu K. ist Langwaaren oder Ellenwaaren, worunter man gewebte Stoffe aller Art, Bänder, Borten, Schnüre u. dgl. versteht.

Küßnacht, Bezirk und Flecken mit einer schönen Pfarrkirche und (1860) 2633 E. im schweiz. Canton Schwyz, am Fuß des Rigi und am nordöstl. Arme des Vierwaldstättersees, der davon den Namen Küßnachtersee hat. Die hohle Gasse bei K., wo nach der Sage der Landvogt Geßler durch Tell (s. d.) soll erschossen worden sein, ist durch die Straßenanlage über den Hügel nach Immensee am Zugersee verschwunden; doch wird die ursprünglich den vierzehn Nothhelfern gewidmete, dann «zum Tell» genannte einfache Kapelle noch häufig besucht. — In dem 5/4 St. südöstlich von Zürich am Zürichersee gelegenen und zum Bezirk Meilen des Cantons Zürich gehörigen Pfarrdorfe K. mit (1860) 2602 E. befinden sich ein Schullehrerseminar, eine mechan. Baumwollspinnerei, Baumwoll- und Seidenwebereien und eine Badeanstalt.

Kussoblumen oder Koussoblüten (auch Kussu, Kosso, Kooso, Flores Kussu) heißen die im Arzneiwaarenhandel vorkommenden Blüten eines in Abyssinien einheimischen und dort Kusso genannten Baums (Brayera anthelmintica Kth.) aus der Familie der Rosaceen und der 12. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems. Er wird etwa 60 F. hoch, hat zottig-behaarte Aestchen, unterbrochen unpaarig-gefiederte Blätter mit am Rande und auf den Nerven zottigen Blättchen und trägt große, behaarte, grünliche Blütenrispen. In Abyssinien sind seine Blüten schon seit mehr als 200 J. allgemein als untrügliches Mittel gegen den Bandwurm in Gebrauch, und auch bei uns haben sie sich gegen dieses Leiden bewährt. Die Blüten haben einen eigenthümlichen Geruch, einen anfangs unmerklichen, dann etwas scharfen und widerlichen Geschmack, und enthalten neben andern Stoffen ein bitteres, kratzendes Harz, ein krystallisirbares Alkaloid, das Kosein, von zusammenziehendem Geschmack, und eine eigene Säure, die Hegensäure.

Küste oder Gestade heißt derjenige Theil des Landes, welcher vom Meere berührt und begrenzt wird, während man Strand denjenigen Strich des Landes nennt, den das Meer je nach

Flut und Ebbe abwechselnd bespült und trocken läßt. Als das Product einerseits der primitiven Gestaltung des Landes überhaupt und des passiven Widerstandes des starren continentalen Elements, andererseits der activen Angriffe des flüssigen oceanischen Elements, der Bewegungen seiner Brandung, Flut und Strömung, hat die K. sowol hinsichtlich ihrer horizontalen Erstreckung oder linearen Entwickelung mannichfaltige Umrisse, als hinsichtlich ihrer verticalen Erhebung über das Meer und ihres orographischen Baues sehr verschiedene Formen. Wie die Theile des Meeres nach ihrer mehr oder minder geschlossenen Landbegrenzung Busen, Golfe, Baien, Buchten, Meerengen oder Sunde, Häfen und Rheden bilden, so bildet das Land je nach seinen Erstreckungen in das Meer hinein Halbinseln, Landzungen, Landspitzen, Caps oder Vorgebirge, Landengen oder Isthmen. Die Gliederungsverhältnisse des einen sind durch die des andern bedingt. Die Größe der Küstenlänge oder des Litorals, d. i. der Linie, mit welcher ein Land oder ein Erdtheil an das Meer grenzt, und welche das Maß seiner Gliederung darstellt, ist im Verhältnisse zum Flächeninhalt oder Areal dieses Landes oder Erdtheils von der größten Wichtigkeit für die maritime Zugänglichkeit und so für die Leichtigkeit der Culturentwickelung desselben. In dieser Beziehung bietet Europa unter allen Erdtheilen das günstigste Verhältniß dar. Demnächst folgt Amerika, dann Australien, hierauf Asien, zuletzt das ungegliederte Afrika. Nach ihrer verticalen Bildung zerfallen die K. in drei verschiedene Klassen: in Steilküsten, Klippenküsten und Flachküsten. Die Steilküsten bestehen aus zum Meere unmittelbar oder zum Strande abfallenden, oft von Felsen gebildeten Wänden verschiedener Höhe. Das Meer hat an ihnen eine verhältnißmäßig große Tiefe, die schnell und plötzlich, dabei gewöhnlich sehr regelmäßig zunimmt oder, wie der Seemann sich ausdrückt, regelmäßige Sonden darbietet. Sie sind in der Regel frei von Klippen und Untiefen, bilden seltener Einschnitte, häufig große Busen und steile vorspringende Vorgebirge. Mitunter ziehen sie in langen Strecken einförmig fort. Sie sind die sichersten und gefahrlosesten, haben, wo sich Schutz gegen die Winde findet, die besten Häfen und erweisen sich daher der Schiffahrt am günstigsten. Die Klippenküsten oder solche, die von Klippen umgeben sind, zerfallen wieder in zwei Arten. Die eigentlichen Klippenküsten sind Steilküsten, die allenthalben mit isolirten, steil aus dem Meere aufsteigenden, durch tiefe Straßen getrennten Felsmassen oder Klippen besetzt sind. Sie bilden nicht selten schöne, sichere Häfen und erweisen sich daher für die Schiffahrt sehr wichtig. Oft sind jedoch die Straßen zwischen den Klippen sehr eng, durch reißende Strömungen gefährdet, die Häfen dadurch schwer zugänglich und nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar. Sie finden sich z. B. in Dalmatien, vorzugsweise aber in den nördl. Ländern der Erde ausgebildet, in Island, Nordschottland, Skandinavien, Sibirien bis Kamtschatka, in Amerika nördlich vom Lorenzstrom und von Obercalifornien. Die Korallenklippenküsten sind theils Steil-, theils Flachküsten mit vorgelagerten zahlreichen Klippen und Bänken, welche, durch die unermüdliche Thätigkeit der Korallenthiere aufgebaut und beständig verändert, sich (oft in breiten, stufenartigen Absätzen) bis an die Oberfläche des Meeres erheben und nicht selten dadurch, daß auf den obersten Schichten das Meer einzelne losgerissene Blöcke, Sand, Pflanzenreste u. s. w. aufhäuft, hervorragende Klippen und flache Inseln bilden. Durch diese Gürtel von Riffen führen wol auch Straßen, die oft fahrbar sind, in das tiefere, hinter ihnen liegende Meer zu Häfen; allein die Beschiffung dieser K. ist nie ohne Gefahr. Sie finden sich, da die Korallen (s. d.), deren Erzeugniß die Klippen sind, am üppigsten in den wärmern Erdstrichen wuchern, meist nur in der Tropenzone. Die gewöhnlichste Form der K. sind die Flachküsten, wo das Land sich ganz allmählich bis zum Meere und ebenso allmählich unter dessen Spiegel hinabsenkt. Das Meer hat daher bei ihnen eine geringe Tiefe und enthält oft Sandbänke; die K. selbst sind einförmig und bis auf die Flußmündungen fast ohne Einschnitte. Auf ihnen ist der Strand am breitesten, um so breiter, je geringer die Neigung zum Meere. Gewöhnlich begrenzen den Strand durch das Meer aufgeworfene Dünen (s. d.), die das Land gegen die Fluten des Meeres schützen, oft aber auch, wo sie aus beweglichem Flugsande bestehen, durch den Einfluß des Windes in das Innere vorrücken und fruchtbare Landstrecken mit Sand überschütten. Wo Dünen fehlen, legen Culturvölker zu ihrem Schutze Dämme oder Deiche (s. d.) an; wo beide fehlen oder durch die Fluten zerstört sind, oder wo See- und Flußalluvionen Theile des Meeres mehr oder weniger absperren, entstehen stagnirende Gewässer, Sümpfe, Lagunen. Wo jene Alluvionen sich dazu tauglich erweisen, werden sie durch Deiche oder Polder geschützt und in Marschland umgewandelt. Die Flachküsten sind für die Schiffahrt im allgemeinen ungünstig und häufig selbst auf weite Strecken für kleine Fahrzeuge unnahbar, haben selten natürliche Häfen und erfordern die Anlegung und Erhaltung von künstlichen Hafenplätzen. Diese befinden sich meist an Flußmündungen oder Durchbrüchen.

Die Form der Flachküsten findet sich am Meerbusen von Venedig, im südl., südwestl. und nördl. Frankreich, in Holland, Norddeutschland, Dänemark, im östl. China, Koromandel, Persien, Arabien, im größten Theil von Afrika, in Patagonien, Guiana, am Meerbusen von Mexico, in den Vereinigten Staaten nordwärts bis Cap Hatteras. Im ganzen Norden der Erde haben sie nackten Felsboden mit sehr geringer Senkung, auf dem sich Sümpfe mit Moos und Torf bilden. Namentlich breiten sich in Sibirien und in Nordeuropa westwärts bis gegen das Weiße Meer hin unter dem Namen der Tundra jene furchtbaren Moossteppen aus, deren Oberfläche im kurzen Sommer aufthaut und sich in einen Morast verwandelt, im Winter dagegen fest gefriert und dann zu betreten ist.

Küstendsche oder Köstendsche, eine Seestadt des türk. Ejalets Silistria in Bulgarien, liegt an der Küste der Dobrudscha (s. d.) an einer etwa 1000 Schritt langen und durchschnittlich 450 Schritt breiten, mit der Hauptachse südostwärts in das Schwarze Meer vorspringenden Halbinsel, welche eine ansehnliche Bucht, die Bai von K., bildet, die neuerdings durch Kai- und Molenbauten zu dem besten Handelshafen am Schwarzen Meere umgeschaffen worden ist. Der früher sehr geringe Ort hat einen bedeutenden Aufschwung genommen, seitdem 1860 von einer engl. Gesellschaft eine etwas über 7 M. lange Eisenbahn von hier nach Tschernawoda (s. d.) an der dort gegen Norden umbiegenden Donau eröffnet worden, wodurch der über 40 M. lange beschwerliche und gefährliche Weg durch die unterste Stromstrecke der Donau auf den fünften Theil gekürzt und überdies noch 14 M. zur See auf der Fahrt gegen Süden nach Konstantinopel gewonnen worden sind. Vorher hatte man statt dieser Eisenbahn einen danubisch-pontischen Schiffskanal projectirt, dessen Ausführung man jedoch der Terrainschwierigkeiten wegen aufgeben mußte. Die Eisenbahn erweist sich von außerordentlichem Nutzen für den Waaren-, Brief- und Reiseverkehr, und die Dampfpost nach Konstantinopel nimmt jetzt nur diesen Weg über K. Die neuentstandene Stadt hat steinerne Häuser, der Hafen große Speichergebäude, aus denen der Hauptausfuhrartikel, das Getreide, unmittelbar auf die Schiffe geladen wird. Bei den Römern hieß die Stadt Constantia oder Constantiana, bei den heutigen Griechen Konstantza, welchen Namen sie von der Schwester Konstantin's d. Gr. erhielt. In der Nähe von K., bei dem Dorfe Anadola-Köi, hat man kürzlich Inschriften und andere Spuren der alten niedermösischen Stadt Tomi oder Tomis gefunden, die aus der Sagengeschichte der Medea und als Verbannungs- und Sterbeort Ovid's bekannt ist. Dieser Ort hatte für die Römer nicht nur eine commerzielle, sondern auch eine militärische Bedeutung als befestigtes Castrum auf dem östl. Flügel der nach der Donau geführten zwei- und stellenweise dreifachen Wallinie, welche unter dem Namen Trajanswall (s. d.) bekannt ist, und von der sich noch jetzt nicht unansehnliche Ueberreste auf dem Terrain der Eisenbahn vorfinden. Die Stadt sank bereits unter den byzant. Kaisern und kam 1201 in den Besitz des Bulgarenkönigs Johannices. Die bei K. selbst vorhandenen alten Gemäuer scheinen aus der Zeit der Genuesen zu stammen, die daselbst eine befestigte Handelsfactorei besaßen und hier auf kurze Zeit einen blühenden Handel trieben. Unter der türk. Herrschaft sank K. zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herab. In den beiden neuern russ.-türk. Kriegen wurde K. 24. Jan. 1828 von den Russen erobert und 1854 von den Kosacken verheert. Jetzt ist es eine moderne, europäisch gebaute und belebte Stadt. Früher war bis 5 M. weit von K. das zur Donau führende Thal Ueberschwemmungen ausgesetzt, welchem Uebelstande man durch einen starken Damm abgeholfen hat. In neuester Zeit haben sich hier flüchtige Tatarenfamilien aus der Krim angesiedelt, welche Feldbau treiben und bereits ansehnliche Quantitäten tatar. Weizen in K. zur Ausfuhr bringen.

Küstenfahrt oder Küstenschiffahrt, franz. Cabotage, nennt man die Vermittelung des Handels durch Schiffe zwischen den Häfen ein und desselben Landes oder der Küsten ein und desselben (kleinern) Meeres, wie z. B. in der Ostsee und in der Nordsee. Die K. darf in der Regel nur von den Schiffen des eigenen Landes ausgeübt werden, wie z. B. in England, Holland, Preußen u. s. w., wo es nicht gestattet ist, daß Schiffe unter fremder Flagge den Küstenverkehr vermitteln. An einzelnen Küsten, wie z. B. an der chinesischen, dürfen jedoch alle fremden Nationen K. betreiben. Gewöhnlich sind die zu diesem Gewerbe bestimmten Fahrzeuge von geringer Größe, um ihr Einlaufen in alle kleinen Häfen und Flußmündungen der Küste zu ermöglichen.

Küstner (Karl Theodor von), bekannt durch seine vielfachen Verdienste um das deutsche Theater, geb. 26. Nov. 1784 zu Leipzig, wo sein Vater Chef eines Bankiergeschäfts war, widmete sich seit 1803 auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen jurist. Studien und erwarb sich 1810 die jurist. Doctorwürde. Seit Ende 1813 nahm er als Offizier im Banner der freiwilligen Sachsen, zu dessen Ausrüstung er nicht unbedeutende Summen lieferte, an dem Befreiungskriege theil. Nach dem Frieden ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Koburg zum

Hofrath. 1817 übernahm K. das Stadttheater zu Leipzig, das vorzugsweise auf seinen Betrieb errichtet worden, auf alleinige Rechnung und führte die Direction elf Jahre hindurch, bis Oct. 1828. Er erhob diese Anstalt zu einer bedeutenden artistischen Höhe, sodaß man sie damals zu den ersten Bühnen Deutschlands zählte. 1830 übernahm er mit dem Titel eines Geh. Hofraths die Direction des Hoftheaters in Darmstadt, welches jedoch schon nach einem Jahre geschlossen wurde. 1833 trat er die Intendanz des durch Schuldenlast zerrütteten königl. Hoftheaters zu München an, das er sehr bald wieder emporbrachte. König Ludwig erkannte K.'s Wirksamkeit unter anderm durch dessen Erhebung in den Adelsstand an. Um einen größern Wirkungskreis zu gewinnen, folgte indessen K. dem Rufe zu einer lebenslänglichen Anstellung in Berlin, wo er im Juni 1842 die Generalintendantur der königl. Schauspiele übernahm. Auch hier bekundete er bald sein ungewöhnliches Talent für Bühnenverwaltung. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit trat er jedoch 1851 in den Ruhestand und lebte nun als Privatmann in Berlin, bis er 1860 nach seiner Vaterstadt Leipzig übersiedelte, wo er auch 27. Oct. 1864 starb. K. hat sich um das deutsche Theaterwesen die mannichfachsten Verdienste erworben. Als Bühnenvorstand stellte er sich die Aufgabe, der wahre Vermittler zwischen der Kunst und dem Publikum, dem Bedürfniß und dem Ideal zu sein. Bei seiner Verwaltung hatte er stets nur den Flor der Kunstanstalt, nicht Ersparung auf Kosten der Kunst, im Auge. So wurden unter seinen verschiedenen Directionen sowol die Besoldungen der Künstler als auch die Honorare an Dichter, Componisten u. s. w. bedeutend erhöht. Er und Holbein waren auch die ersten Theaterdirectoren, welche in Deutschland die Tantième (s. d.) einführten. 1846 begründete er nach langen und mühsamen Unterhandlungen den Bühnenverein zur Wahrung der contractlichen Rechte sowol der Directionen wie der Künstler. Außerdem wirkte er mit für die vollständige Sicherung des geistigen Eigenthums der dramatischen Dichter, indem ihm im Verein mit andern die Erwirkung eines Gesetzes (zunächst für Preußen, dann auch mittels dessen Annahme durch den Bundestag für ganz Deutschland) gelang, kraft dessen kein Drama, sei es gedruckt oder Manuscript, ohne Einwilligung des Verfassers aufgeführt werden kann. Von K.'s literarischen Arbeiten sind zunächst zu erwähnen die «Dramatischen Kleinigkeiten» (Lpz. 1815) und das Trauerspiel «Die beiden Brüder» (Darmst. 1833). In dem «Rückblick auf das leipziger Stadttheater» (Lpz. 1830) legte er Rechenschaft über seine Verwaltung dieser Anstalt ab. In den spätern Lebensjahren veröffentlichte er «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853), das «Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1857) und das «Album der königl. Schauspiele und Opern zu Berlin» (Berl. 1858).

Küstrin oder Cüstrin, Stadt und Festung dritten Ranges im Kreise Königsberg des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt, früher Hauptstadt der Neumark, liegt in einer Ebene, dem sog. Oderbruch, an der Ostbahn und an dem Einflusse der Warte in die Oder, über welche hier eine 875 F. lange hölzerne Brücke führt. Die Stadt hat drei Vorstädte, zwei Kirchen und ein königl. Schloß und zählt ohne die Besatzung (1864) 10065 E. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu K. ein Gymnasium, eine Bürgerschule und eine höhere Töchterschule. Die Bevölkerung treibt Productenhandel und Schiffahrt. In der nähern Umgebung der Stadt befinden sich zehn Zuckerfabriken. K. war bald nach seiner Gründung, von 1535 an, eine Zeit lang die Residenz des Markgrafen Johann, eines Sohnes des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und wurde später Sitz der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer. Die Festung, die 1537 zuerst mit Erdwällen, dann mit gemauerten Wällen umgeben wurde, hatte vom 15. bis 22. Aug. 1758 ein furchtbares Bombardement durch die Russen auszuhalten, bis sie Friedrich d. Gr. entsetzte. 1806 wurde sie bald nach der Schlacht bei Jena von dem damaligen preuß. Commandanten Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit Proviant reichlich versehen, den kaum erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst Anfang 1814 auf Capitulation an die Preußen übergaben.

Kutahia oder Kjutahia, die Hauptstadt eines Liwa im türk. Ejalet Khudawendikjâr im nordwestl. Kleinasien, 2862 F. über dem Meere in einer südlich von den Vorhöhen des Murad-dagh begrenzten Ebene, an einem Zufluß des Pursak, der sich in den Sakaria (Sangarius) ergießt, und an einer Anhöhe emporgebaut, ist umgeben von Fruchtgärten, Weinbergen und Promenaden. Der Ort hat enge und schmuzige Straßen, aus Lehm oder Holz erbaute Häuser, 30 Moscheen, 6 öffentliche Bäder, 4 Khane, 3 griech. und armen. Kirchen, ein verfallenes Bergschloß und bildet eine Kaza (Gerichtsbezirk) von 36 Gemeinden mit 28962 E. (1856), darunter 20463 Mohammedaner, 4317 Griechen, 4026 Armenier und 156 Zigeuner, während das Weichbild der Stadt eine besondere Kaza von 49 Gemeinden mit 12630 E. umfaßt. Die

Bewohner, im ganzen also 41592, bauen Getreide, Tabak und vor allem Opium, in den Gärten ausgezeichnetes Obst und Gemüse. Auch lagert in der Umgegend vortrefflicher Meerschaum, der zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird. Die Lage der großen Karavanenstraße von Konstantinopel über Brussa, Afium-Karahissar und Konia nach Aleppo und Bagdad, an welche sich von W. her die von Smyrna anschließt, bewirkt einen bedeutenden Handelsverkehr. Zur Einfuhr kommen in neuerer Zeit franz. und engl. Waaren, zur Ausfuhr meist durch die Armenier Wolle, Baumwolle, Ziegenhaare für Shawls, Hasenfelle, Früchte, Galläpfel und Opium. Das verfallene Bergschloß nimmt die Stelle des alten Kotyäon am Flusse Thymbres in Phrygien ein. Ruinen aus dem Alterthume finden sich zwar nicht, dagegen sehr viele Basreliefs mit Inschriften theils auf dem Kirchhofe, theils in den Häusern eingemauert. Die Stadt wurde den Byzantinern von den Seldschuken und diesen von den Osmanen entrissen und gehörte seitdem zu deren Provinz Kermian. Lange Zeit war K. die Hauptstadt von ganz Anadoli oder Natolien, bis es neuerdings zum Ejalet Khudawendikjár geschlagen wurde.

Kutais, ein russ. Generalgouvernement in Transkaukasien zwischen dem Schwarzen Meere im W., Türkisch-Asien im SW., dem Transkubanischen Gebiete im N., dem Gouvernement Tiflis im O. und Eriwan im S., zählt mit den seiner Verwaltung unterworfenen Landschaften (Mingrelien, Abchasien u. s. w.) auf 694,₃₂ Q.-M. (1862) 644344 E., darunter 545009 Christen, 93659 Mohammedaner und 5876 Juden. — Das eigentliche Gouvernement K. (mit den fünf Kreisen K. und Scharopani [Imereti], Osurgeti [Guria], Ratscha und Achalzych) umfaßt 333,₄₅ Q.-M. mit 352725 E., darunter 282190 Anhänger der orthodox-griech. Kirche, 3617 russ. Sektirer, 33184 armen. Gregorianer und 7494 armen. Katholiken, zusammen 326485 Christen, ferner 20364 Mohammedaner und 5876 Juden, im ganzen 26240 Nichtchristen. Die volkreichste Stadt ist Achaltsiche (s. d.). Die Hauptstadt K., 17 M. vom Meere, in sehr fruchtbarer Gegend am linken Ufer und 300 F. hoch über dem Bett des reißenden Rion malerisch theils auf einem Felsen, theils auf bewaldeten Höhen gelegen, hat mehrere Kron- und Bazargebäude, ein Gymnasium, eine Kreisschule, Kasernen für die Garnison und zählt 4522 E., meist armen. Handelsleute und Juden, in geringerer Zahl Georgier und Russen. Der Ort treibt viel Gartenbau und unterhält große Jahr- und Wochenmärkte für Getreide, Vieh, Wein und Seide. Ueber den Rion führt eine Brücke und am westl. Ufer liegen auf einem Berge die weitläufigen Trümmer der alten, 1770 von den Russen zerstörten Festung. Im Alterthum stand hier Kytäa oder Kutatisium, die Hauptstadt von Kolchis (s. d.) am Phasis. In späterer Zeit war K. die Hauptstadt der zu Georgien gerechneten Provinz Imereti.

Kutschuk-Kainardschi, ein kleiner Ort im türk. Ejalet und Liwa Silistria, 3 St. südöstlich der Stadt Silistria, ist historisch bekannt durch den Frieden, welchen die Kaiserin Katharina II. von Rußland 21. Juli 1774 mit der Pforte abschloß. (S. Osmanisches Reich.)

Kuttenberg, eine Bergstadt im Czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, 2 St. von Kollin, Hauptort eines Bezirks, Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksamts und einer Berghauptmannschaft, zählt mit ihren Vorstädten (1857) 12727 E., hat eine Erzdechantei und mehrere Kirchen, darunter die schöne, aber unausgebaute goth. St.-Barbarakirche, ferner eine Oberrealschule, eine Haupt- und Unterrealschule, ein Kloster der Ursulinerinnen und Fabriken für Baumwollgarn, Kattun, Leder und Rübenzucker. Die 1237 entdeckten Minen lieferten einst viel Silber in die böhm. Kammer; jetzt aber, seitdem die berühmte Silbergrube, der Esel genannt, ersoffen ist, gewinnt man nur noch Blei.

Kutter nennt man ein einmastiges, einer Jacht (s. d.) ähnlich getakeltes Fahrzeug. Die Größe seiner Segel, sein Tiefgang und sein scharfer Zuschnitt machen den K. zu schnellem Segeln geschickt und gestatten, mit ihm auch gegen conträren Wind gut zu manövriren. Deshalb benutzt man in verschiedenen Ländern dergleichen armirte Fahrzeuge zur Küstenwache. An Bord von Kriegsschiffen heißen K. die drittgrößten Boote, welche an der Seite des Schiffs aufgehißt werden

Kutúsow (Michail Larionowitsch Golenischtschew-), Fürst Smolenskij, russ. Feldmarschall, geb. 16. Sept. 1745, erhielt seine Erziehung in Strasburg und trat, 16 J. alt, in Kriegsdienste, worauf er 1769 den Feldzug in Polen mitmachte und dann 1770 unter Rumjanzow gegen die Türken focht. Er trug später viel zur Bezwingung des Rebellen Pugatschew bei, wurde 1784 Generalmajor und 1787 Generalgouverneur in der Krim. Infolge einer Verwundung bei Otschakow verlor er das rechte Auge. Rühmlich zeichnete er sich auch aus in dem Kampfe von Rimnik, 15. Sept. 1789, sowie bei der Erstürmung von Ismail unter Suworow. Hierauf zum Generallieutenant ernannt, schlug er die Türken 14. Juni 1791 bei Babadagh und fand bei den bald nachher erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte Gelegenheit, sich den Ruf

eines gewandten Diplomaten zu erwerben. Bei der Thronbesteigung Kaiser Paul's übernahm er eine Sendung nach Berlin und wurde nach Paul's Ermordung 1801 Generalgouverneur von Petersburg. Im Feldzuge von 1805 erhielt er vom Kaiser Alexander den Oberbefehl des ersten russ. Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte dasselbe gegen den Inn, traf daselbst aber erst nach der Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine österr. Corps des Generals Kienmayer an sich zog und den Andrang des franz. Heeres aufhielt. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt; doch trug er 18. und 19. Nov. bei Dürenstein einen Sieg über den Marschall Mortier davon. Nachdem er sich mit den andern russ. Corps vereinigt, befehligte er unter Alexander das verbündete Heer 2. Dec. 1805 in der Schlacht von Austerlitz (s. d.), die gegen seinen Rath geliefert wurde. Von 1806—11 war er Generalgouverneur von Kiew. An des verstorbenen Grafen Kamenskij II. Stelle übernahm er 1811 den Oberbefehl gegen die Türken, mit denen er 28. Mai 1812 den Frieden zu Bukarest schloß. Ueber seine Leistungen im Kriege von 1812, in welchem er, von der Volksstimme bezeichnet, Barclay de Tolly im Oberbefehle des russ. Heeres ablöste, sind die Meinungen getheilt; doch endigte der Feldzug mit dem Untergang des franz. Heeres, und zur Verewigung seines Siegs bei Smolensk über Davoust und Ney ertheilte ihm der Kaiser Alexander den Beinamen Smolenskij. Nachdem er noch aus Kalisch 25. März 1813 die Proclamation, in welcher er die Deutschen zum Kampfe aufrief, erlassen, starb er 28. April 1813 zu Bunzlau, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. — Das alte Bojarengeschlecht der K. stammt von Gabriel, einem Waffengefährten Alexander Newskij's, der um das J. 1240 aus Deutschland nach Rußland kam. Ein zweiter Feldmarschall aus dieser Familie war Iwan Loginowitsch Golenischtschew-K., geb. 1729, der als Präsident des Admiralitäts-Collegiums 1802 zu Petersburg starb.

Kützing (Friedrich Traugott), verdienter deutscher Naturforscher, geb. 8. Dec. 1807 zu Ritteburg bei Artern in Thüringen, war erst Apotheker, widmete sich aber auf der Universität Halle ganz den Naturwissenschaften. Er bearbeitete hier die «Synopsis Diatomearum» (Halle 1833) und gab die «Algae aquae dulcis» (16 Hfte., Halle 1833—36) in getrockneten Exemplaren heraus. Die Entdeckung der Kieselschalen der Bacillarien, die K. während eines Aufenthaltes in Eilenburg (1834) machte, wurde von der berliner Akademie durch die Bewilligung einer Unterstützung zu einer Reise nach dem südl. Europa belohnt. Auf dieser Reise besuchte er 1835 das Litorale, Dalmatien, Italien und die Alpen und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Untersuchung der Tange des Adriatischen und Mittelländischen Meeres. Nach der Rückkehr erhielt er die Lehrerstelle für Naturwissenschaften an der Realschule in Nordhausen, und einige Jahre später wurde er zum Professor ernannt. In dieser Stellung verfaßte er zunächst für seine Schüler ein «Compendium der Naturgeschichte» (Nordh. 1837), dann für einen größern Kreis «Die Chemie und ihre Anwendung auf das Leben» (Nordh. 1838). Mit der Abhandlung «Die Umwandlung niederer Algenformen in höhere sowie auch in Gattungen ganz verschiedener Familien und Klassen höherer Kryptogamen» (Harlem 1839) gewann er einen von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem ausgeschriebenen Preis. Diesen Schriften folgten mehrere umfangreichere Arbeiten über die Algen, welche in der Kunde derselben eine neue Epoche begründet haben. Dahin gehören die «Phycologia generalis» (Lpz. 1843, mit 80 Tafeln), die «Phycologia germanica» (Nordh. 1845), die «Tabulae phycologicae» (Bd. 1—16, Nordh. 1845—66), welche bisher auf 1600 Tafeln die Abbildungen von 3841 Arten und Formen der Algen enthalten, endlich die «Species Algarum» (Lpz. 1849). Andere Arbeiten K.'s sind: «Ueber die Verwandlung der Infusorien in niedere Algenformen» (Nordh. 1844) und das wichtige Werk «Die kieselschaligen Bacillarien oder Diatomeen» (Nordh. 1844, mit 30 Tafeln; 2. Aufl. 1865). Eine für die Wissenschaft sehr bedeutende Arbeit sind auch K.'s «Grundzüge der philos. Botanik» (2 Bde., Lpz. 1851—52), worin er die ganze Botanik von einem Grundprincip aus darzustellen sucht. Er tritt darin einerseits als der entschiedenste Vertheidiger der mutterlosen Zeugung auf, indem er den Anfang der Organismen nicht in das Ei oder den Keim legt, sondern bis in die Stoffbildung zurück verfolgt; andererseits sucht er die seit Linné angenommene Stabilität der Art zu bekämpfen, indem er in der organischen Natur nur mehr oder weniger variable Formen anerkennt. K. kann somit als ein Vorkämpfer der Darwin'schen Lehre betrachtet werden.

Kux nennt man einen bestimmten ideellen Antheil an einer gewerkschaftlichen Grube. (S. Gewerkschaft.) In der Regel kommen bei einer solchen 128 K. vor; doch gibt es außerdem gewöhnlich noch einige sog. Freikuxe, d. h. solche, die frei verbaut werden, also keine Zubuße entrichten, wol aber Ausbeute gewähren. Als Freikuxe bei einer gewerkschaftlichen Grube finden sich, wennschon nicht überall, ein Stadt-, Kirchen-, Schul-, auch Knappschaftskux; auch gab es

früher Holzkuxe, d. h. solche, die dem als Freikuxe gehörten, der das für die Grube nöthige Holz aus seinen Waldungen unentgeltlich oder für einen geringen Preis lieferte. Regelmäßiger finden sich gegenwärtig noch der Grund- oder Erbkux, der dem zukommt, auf dessen Grund und Boden, wenn er auch nur Nutzeigenthümer ist, sich der Grubenschacht befindet. Der Erbkux gilt als Pertinenzstück des Grundstücks, und es muß der, der ihn erhält, dafür sich das Bauen der Kauen, das Stürzen der Halden und das Anlegen von Wegen und Stegen für die Grube gefallen lassen. Bei Stollen ist der Erbkux nicht üblich. Der K. überhaupt befindet sich im vollen Eigenthum und ist frei veräußerlich. Da er zu den unbeweglichen Sachen gerechnet wird, so ist auch bei seiner Erwerbung und Weiterveräußerung das erforderlich, was das deutsche Recht für die unbeweglichen Sachen verlangt, namentlich die Eintragung in die öffentlichen Bergbücher. Da er ferner als ein abgesondertes Vermögen betrachtet wird, so ergreift ihn auch eine allgemeine Hypothek des Schuldners nicht mit; doch kann er, wo dies das Landrecht nicht aufhebt, besonders verpfändet werden. Der jemand zustehende Nießbrauch am K. besteht nach manchen Gesetzen nicht in der Ausbeute, sondern nur in den Zinsen derselben. Solange die Grube noch fremder Geldunterstützung bedarf, wird diese durch die Zubuße aufgebracht, d. h. es muß vierteljährlich von dem Kuxinhaber eine bestimmte Summe eingezahlt werden. Erfolgt dies nicht, so wird der K. in das Retardat gesetzt, und zahlt dann der Säumige dennoch in einer gewissen Frist die Zubuße nicht, so wird der K. caducirt, d. h. der Kuxinhaber wird des K. verlustig. Somit kann man sich stets desselben entäußern, ohne daß eine Klage auf Nach- oder Fortzahlung der Zubuße statthaft ist. Braucht eine Grube, ohne Ausbeute zu geben, keine Zubuße mehr, so verbaut sie sich frei. Gibt sie aber Ausbeute, die vierteljährlich in Geld unter die Kuxinhaber vertheilt wird, so heißt diese so lange, bis die Zubuße zurückerstattet ist, Verlagserstattung. Der K. entspricht ungefähr der Actie (s. d.), muß aber stets auf den Namen des bestimmten Theilnehmers lauten.

Kwaß ist ein in Rußland beliebtes Getränk, welches die Stelle des Bieres vertritt. Bei den Bauern besteht der K. nur aus einem trüben, sauern, noch gärenden Aufguß auf geschrotenes Getreide, welcher aber das eine Angenehme hat, daß er kühlend ist. Dagegen sind die feinern Sorten K., besonders der Aepfel- und Himbeerkwaß, die in Petersburg und Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sehr wohlschmeckend und haben mit dem gewöhnlichen Getränk dieses Namens wenig Aehnlichkeit.

Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von), bekannt durch seine witzigen Einfälle, geb. 6. Mai 1654, trat in seinem 18. J. als Gemeiner in kurbrandenb. Kriegsdienste. Noch war er nach 10 J. Fähnrich, als er infolge einer verunglückten Posse nach Spandau kam. Zwar wurde er auf Fürbitte der Kurfürstin bald wieder seiner Haft entlassen; doch ein Zweikampf nöthigte ihn später, nach Sachsen zu flüchten, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Durch seine stets frohe und satirische Laune machte er sich am Hofe August's des Starken sehr beliebt, wurde nachher dessen Generaladjutant und zuletzt mit dem Titel eines Generallieutenants Commandant der Festung Königstein, wo er 19. Jan. 1733 starb. K. war nie verheirathet und nannte deshalb scherzhafterweise den Königstein seine steinerne Frau. Von Charakter brav, haßte er alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, behauptete aber dessenungeachtet seine Würde, da er weniger sich als andere zum Gegenstande des Gelächters wählte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so lag dies zum Theil in dem Zeitalter; niemand fühlte seine Geisel mehr als die adelstolzen Höflinge. Vgl. Wilhelmi, «K.'s Leben und lustige Einfälle» (3 Bde., Lpz. 1772; Freystadt 1796; neu erzählt von Wilhelmi, Lpz. 1797); «K.'s Leben und Schwänke» (Lpz. 1800).

Kyburg, ein Pfarrdorf im Bezirke Pfäffikon des schweiz. Cantons Zürich, über dem linken Abhange des waldigen Tößthals, mit 393 E. und einem Schlosse, dem ehemaligen Sitze der schon 760 erwähnten Grafen von K., war früher ein Städtchen und Hauptort der Landvogtei K. Nach dem Aussterben der Grafen von K. 1264 fielen die bedeutend erweiterten Besitzungen derselben an die Grafen von Habsburg und durch diese an das Haus Oesterreich, das noch gegenwärtig den Titel Grafen von K. führt. Oesterreich verpfändete K. 1384 an die Grafen von Toggenburg, dann an die von Bregenz und 1424 an die Stadt Zürich, die zwar 1442 die Grafschaft Kaiser Friedrich III. zum Geschenke machte, aber schon 1452 sie für schuldigen Sold zum Unterpfande wiedererhielt.

Kyffhäuser wird der in seinen höchsten Gipfeln bis zu 1458 F. aufsteigende Bergrücken in der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt genannt, der die Goldene Aue auf der Südseite begrenzt, und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlacht-

berg führt, nach der Schlacht, in welcher 15. Mai 1525 Thomas Münzer mit den Bauern besiegt wurde. Die höchste Spitze krönt die majestätische Ruine der alten Burg Kyffhausen, welche, zur Zeit der sächs. Kaiser zum Schutze der in dem Dorfe Tilleda am Fuße des Bergs gelegenen Pfalz erbaut, der oftmalige Wohnsitz der Hohenstaufen war. Die älteste Nachricht, die sich davon findet, ist die Eroberung der Burg 1070. Durch Kaiser Rudolf I. wurde der Graf Friedrich IV. von Beichlingen-Rotenburg zum Burggrafen daselbst bestellt, aber schon 1378 waren die Grafen von Schwarzburg im Besitze der Burg. Eine Volkssage läßt den Kaiser Friedrich I. Barbarossa in die Burg verzaubert sein. Schlafend soll er hier sitzen, das Haupt auf den Tisch gestützt, durch welchen sein rother Bart hindurchgewachsen ist. Erst wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aufwachen und Deutschland wunderbar goldene Zeiten bringen. Westlich vom K. liegen die herrlichen Ruinen der Rotenburg, von denen man eine nicht minder schöne Aussicht in einen großen Theil der Goldenen Aue hat.

Kyme, die älteste und bedeutendste unter den äolischen Städten Kleinasiens, an der Südseite des Elaitischen Meerbusens, ungefähr in der Mitte zwischen den Flüssen Kaikos und Hermos (bei dem jetzigen Sandali) gelegen, nach einer Tradition die Mutterstadt des weiter südlich gelegenen, ursprünglich ebenfalls äolischen Smyrna. Der Sage nach ist K. die Heimat des Vaters des Hesiodos, und auch Homeros sollte nach kymäischer Tradition hier gezeugt, wenn auch in Smyrna geboren sein. Eine größere polit. Bedeutung hat K. wenigstens in der histor. Zeit nicht gehabt. Unter ihren Bürgern verdient der Historiker Ephoros, der erste Verfasser einer Universalgeschichte (um 340 v. Chr.), Erwähnung. Wie andere Städte Kleinasiens wurde sie im J. 17 n. Chr. von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht. — Eine zweite sehr alte, aber frühzeitig in Verfall und Vergessenheit gerathene Stadt K. lag auf der Ostküste der Insel Euböa an der Stelle des jetzigen Kumi, das noch den Namen und einige ganz geringe Reste der alten Stadt bewahrt hat. Dies war ohne Zweifel die Mutterstadt des unteritalischen Cumä (s. d.), welches dann nach dem Verfall K.s sich als eine Colonie von Chalkis, in dessen Gewalt wahrscheinlich das Gebiet von K. gekommen war, betrachtete.

Kynast, eine dem Grafen Schaffgotsch gehörige, 21 Rittergüter umfassende freie Standesherrschaft im Hirschberger Kreise des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, führt ihren Namen von dem durch Sage und Gesang vielfach verherrlichten Bergschlosse K. im Riesengebirge, welches von Herzog Bolko I. 1292 erbaut, 1360 von Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, dem tapfern Ritter Gottsche Schof (Gotthard Schaf) übergeben und 31. Aug. 1674 vom Blitze zerstört wurde. Die romantisch gelegenen Ruinen vom K., auf einem bewaldeten Granitfelsen, ½ M. im SSW. von Warmbrunn, 1847 F. über dem Meere, sind umfänglich und ziemlich gut erhalten. Außer einem seltenen Echo genießt man von hier eine entzückende Aussicht in das schöne hirschberger Thal. Nach der Volkssage lebte einst in diesem Schlosse ein Fräulein Kunigund (von Körner verherrlicht), die Erbin großer Besitzungen, die nur dem Ritter um ihre Hand zu werben gestattete, welcher auf der schmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten den Muth hätte. Viele hatten diese Probe mit dem Leben gebüßt, bis endlich ein Herzog von Sachsen den Ritt glücklich vollbrachte, aber, als ihm das Fräulein liebeglühend entgegenkam, höhnend erklärte, daß bereits eine andere sein Herz besitze. Am nördlichen Fuße des Ruinenbergs liegt das vielbesuchte Dorf Hermsdorf mit 1984 E., gräfl. Schloß und Familienarchiv, Bibliothek und andern Sammlungen, das Hauptquartier der Führer für Reisende, welche von dieser Seite das Riesengebirge besuchen.

Kynoskephalä (griech.), d. h. eigentlich Hundsköpfe, war der Name zweier Hügel bei Skotussa in Thessalien, östlich von Pharsalus, wo der macedon. König Philipp II. durch die Römer unter Titus Quinctius Flamininus 197 v. Chr. eine völlige Niederlage erlitt.

Kyrie eleison, d. h. Herr, erbarme dich! sind biblische Worte, die den Anfang und die Grundlage eines in der christl. Kirche gebräuchlichen Gebets bilden, das Sylvester I. in die abendländ. Kirche eingeführt haben soll. Zuverlässig findet es sich als Bestandtheil der von Gregor d. Gr. eingeführten Messe. Die beiden Werke bilden den ersten Satz der musikalischen Messe in der kath. Kirche (das Kyrie oder Miserere) und werden auch hier und da in der prot. Kirche gesungen.

Kythēra, s. Cerigo.

Kythnos, jetzt Thermia, eine der Cykladischen Inseln im Aegäischen Meere, zählt auf 2½ Q.-M. ungefähr 4000 E. und ist seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durch ihre heißen Quellen berühmt. Die Hauptstadt Messaria, mit 1950 E., treibt nicht unbedeutenden Handel mit Wein, Gerste, vortrefflichem Honig u. s. w.

L.

L, der zwölfte Buchstabe unsers Alphabets, wurde bei den Hebräern Lamed, d. i. Ochsenstecken, genannt, offenbar wol, weil es in seiner ältesten Form, die das phöniz. Alphabet noch ziemlich deutlich zeigt, das bloße Bild dieses einem semit. Hirtenvolke sehr geläufigen Geräths war. Von den Phöniziern gelangte mit dem Schriftzeichen auch der Name zu den Griechen, wo letzterer zu Lambda umgestaltet erscheint, sowie zu den Römern, und mit der röm. Schrift wiederum in die Alphabete der sämmtlichen neuern german. und roman. Völker. In phonetischer Beziehung gehört l nebst r, m und n zu der Klasse der Liquidae oder flüssigen Consonanten und zeigt sich hier zunächst verwandt mit r. In einzelnen Sprachen geht diese Verwandtschaft des l und r so weit, daß für beide in der Schrift nur ein einziges Zeichen existirt, wie z. B. in der Pehlwisprache. Mehrere unausgebildete Sprachen Oceaniens, Afrikas und Amerikas entbehren eines oder des andern dieser beiden Consonanten vollständig. Auf dieser Lautverwandtschaft beruht auch die wol über alle Sprachen verbreitete Erscheinung, daß ein r in Worten, die aus einer völlig unverwandten oder wenigstens sehr verschiedenen Sprache in eine andere Aufnahme finden, hier häufig in l übergeht oder auch wol umgekehrt. Solche Fälle sind z. B. Pflaume, entstanden aus dem lat. prunus, Pilger aus dem lat. peregrinus, Dollmetscher aus dem arab. Tardschuman. Das Volk suchte auf diese Weise die fremden Klänge und Lautverbindungen seinem heimischen Organe anzupassen. Noch heutigentags sagt der Schweizer Kilche statt Kirche, der gemeine Mann Balbier statt Barbier. Einen eigenthümlichen Laut hat im Polnischen das sog. gestrichene l oder ł. Bei den Römern ist L unter anderm Abkürzung des Namens Lucius; auch steht es häufig bei Anführungen für Lex (d. i. Gesetz) und für Liber (d. i. Buch). In bibliogr. Werken bedeutet s. l. (d. i. sine loco) so viel als: ohne Angabe des Druckorts. Von Münzen werden Lira und Livre durch L abgekürzt; ebenso ist das Zeichen für das engl. Pfund Sterling (£) eine Abkürzung von Livre, dem altfranz. Worte für Pfund. Auf franz. Curszetteln ist L die Abkürzung für Lettres.

Laab oder Lab. Bei den Wiederkäuern besteht der Magen aus einem besondern Sacke, dem Wanst oder Pansen, und einem dünnern Theile, der durch Einschnürungen in drei besondere Abtheilungen, die Haube, den Psalter und den Laabmagen, abgesondert ist. Eine gewisse Zubereitung des Laabmagens der Kälber, der die Eigenschaft, Milch zu coaguliren (s. d.), die er zu Lebzeiten des Thiers hat, auch nach dem Tode in hohem Grade besitzt, heißt L. Die Zubereitung geht darauf hinaus, den Laabmagen durch Einsalzen und Räuchern oder auch durch die Anwendung von Gewürzen vor Fäulniß zu schützen. Der frische Kälbermagen wird rein ausgewaschen, in einem Rahmen ausgespannt und an der Luft oder am Feuer getrocknet. Früher weichte man ihn in Essig ein, dies ist jedoch unnütz. Beim Gebrauch wird ein Streifen abgeschnitten, in wenigem warmen Wasser eingeweicht und der Milch bei 30—35° C. zugemischt. Nach 2 St. ist diese geronnen. Das L. bildet, wenn es trocken mit Salz eingelegt wird, nach einiger Zeit eine Salzlake, die ebenfalls die Eigenschaft besitzt, Milch zum Coaguliren zu bringen, und anstatt des L. benutzt wird. Die schweiz., belg. und holländ. Käse werden nicht aus sauerer, sondern aus frischer Milch dargestellt, indem man das in der Milch enthaltene Casein (Käsestoff) vermittels L. abscheidet. Die Wirkung des L. ist außerordentlich: ein Quadratzoll gesalzenen und geräucherten L. ist ausreichend, um bis zu 80 Quart Milch zu coaguliren. Auf welche Weise das L. wirkt, ist unbekannt. Die Annahme, daß das L. die Umwandlung des Milchzuckers in Milchsäure durch Fermentbildung befördere, ist unhaltbar geworden, seit nachgewiesen worden, daß auch alkalisch reagirende Milch unter dem Einfluß des L. bei einer Temperatur von 50—60° coagulirt.

Laach, lat. Lacus (d. i. See) oder Abbatia Lacensis, eine ehemalige sehr reiche und berühmte Benedictinerabtei auf der Eifel im Kreise Mayen des preuß. Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, 1½ M. westlich von Andernach am Rhein gelegen, wurde 1093 gestiftet, 1093—1156 erbaut und 1802 aufgehoben. Ihre stattlichen Gebäude, seit 1820 Eigenthum der Familie Delius, dienen zu landwirthschaftlichen Zwecken. Die Kirche mit einer Kuppel, fünf Thürmen, einer Krypta und herrlichen Ornamenten, das schönste Denkmal roman. Baukunst im Rheinlande, ist im Besitz der Regierung und wird nicht mehr zum Gottesdienst benutzt. Der Laachersee, an dessen Südseite die Kirche liegt, ist der größte und berühmteste der Kraterseen oder Maare in der Eifel (s. d.). Derselbe liegt 865 F. über dem Meere, ist

8422 F. lang, 7643 F. breit, bis 214 F. tief, hat 2 St. im Umfange und bedeckt eine Fläche von 1325 Morgen. Sein Wasser ist klar, bläulich, sehr kalt, widerlich von Geschmack, reich an Hechten und wirft, vom Winde bewegt, einen Sand aus, der vom Magnet angezogen wird. Er fließt durch einen $^1/_8$ M. langen künstlichen Kanal in die Nette ab. An seiner Ostseite, etwa 10 F. über dem Wasserspiegel befindet sich eine 7 F. weite, 3—4 F. tiefe Grube, worin sich Kohlensäure entwickelt und in der hineingerathene Thiere ersticken. Nur wenige Schritte vom See quillt eine Mineralquelle hervor, welche etwas säuerlich schmeckt und sehr angenehm zu trinken ist. Wahrscheinlich ist auch ein großer Theil der zahlreichen Quellen des Sees mineralisch. Vgl. Dechen, «Geognostischer Führer zum Laachersee» (Bonn 1864); Wegele, «Das Kloster L.» (Bonn 1854).

Laaland oder Lolland, eine Insel des Königreichs Dänemark, in der Ostsee vor dem Eingange in den Großen Belt gelegen, hat nebst mehrern kleinen, zusammen nur $^3/_4$ Q.-M. umfassenden Eilanden ein Areal von $21^3/_4$ Q.-M. mit (1860) 60971 E. und ist niedrig, eben, gut bewaldet und überaus fruchtbar. Die Städte derselben, fünf an der Zahl, sind: Maribo im Innern, der Sitz des Stiftsamtmanns, mit 1992 E.; Nakskov, mit 3687 E. und nicht unbedeutendem Getreidehandel; Nysted mit 1261, Saxkjöbing mit 1129 und Rödby mit 1578 E. Letztere vier sind Hafenstädte. Mit der durch den engen Goldborg-Sund von ihm getrennten Insel Falster (s. d.) bildet L. das Stift L. oder das Amt Maribo, das südlichste des Königreichs Dänemark, welches auf 30,3 Q.-M. 86797 E. zählt.

Laar (Peter van), oder Laer, genannt Bamboccio, ein berühmter Maler und ausgezeichneter Musiker, war um 1613 zu Laren bei Naarden in Holland geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung daheim erhalten, ging er nach Rom, wo er 16 J. zubrachte, mit Poussin, Claude Lorrain, Sandrart und andern ausgezeichneten Künstlern im vertrauten Umgange stand und auf den Geschmack der Italiener bedeutend einwirkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Amsterdam, später in Harlem, wo er um 1674 infolge von Hypochondrie sein Leben mit einem freiwilligen Tode schloß. Den Beinamen Bamboccio, d. h. Krüppel, erhielt er während seines Aufenthalts in Rom seiner possirlichen Figur wegen. Er malte meist Scenen aus dem Volksleben der niedrigsten Klasse, Bettler, Räuber u. s. w., und zwar nicht ohne Geist und Kraft, in der Behandlungsweise der neapolit. Schule. Nach seinem speciellen Beinamen hat man das ganze Genre, dem er anhing, Bambocciaden (s. d.) genannt, obschon die Hauptrepräsentanten desselben älter sind als er. Als Musiker liebte er besonders die Violine.

Labadie (Jean de), Mystiker und Separatist des 17. Jahrh., geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg in Guyenne, wurde in Bordeaux von den Jesuiten erzogen und gebildet und gehörte deren Orden bis 1639 an. Er verließ diesen jedoch, weil er in ihm weder das unsträfliche Leben fand, das er suchte, noch seinen Hang zu mystischen Speculationen befriedigt sah. Wegen seinen von der kath. Kirche abweichenden Meinungen wurde er vor das Parlament citirt. L. floh daher nach Genf, ging aber später wieder nach Frankreich zurück und hielt sich in Amiens auf, wo ihn der Bischof sogar mit der Visitation der Klöster beauftragte. Auch in dem Erzbischof von Toulouse fand er einen Gönner. Sein strenges Eifern gegen den röm. Klerus zog ihm indeß neue Verfolgungen zu, denen er sich durch den Uebertritt zur reform. Kirche 1650 entzog. L. fand jedoch auch in dieser Kirche sich nicht befriedigt und glaubte sich berufen, die apostolische Kirche äußerlich herstellen zu müssen. Zunächst wurde er Prediger in Montauban, dann, von hier vertrieben, in Orange, in Genf 1660, in Middelburg 1666 und 1669 in Amsterdam, wo er seine Anhänger zu einer besondern kirchlichen Gesellschaft vereinigte, die man nach ihm Labadisten nannte. Da man ihn deshalb auch hier nicht mehr duldete, begab er sich 1670 nach Herford, wo er in der Pfalzgräfin Elisabeth eine Beschützerin fand. Von hier vertrieb ihn 1672 ein kaiserl. Edict, und er ging nach Bremen, endlich nach Altona, wo er Privatversammlungen hielt und 2. Febr. 1674 starb. Unter seinen Anhängern zeichneten sich besonders Peter Yvon, Peter de Lignon, Heinrich und Peter Schlüter aus. Noch mehr aber erregte seine Schülerin, die durch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens wie durch ihre seltene Gelehrsamkeit bekannt gewordene Jungfrau Anna Maria von Schurmann, großes Aufsehen. Dieselbe war 5. Nov. 1607 in Köln geboren, Tochter reform. Aeltern, hielt sich meist in Utrecht auf und lernte L. in den Niederlanden kennen. Hier schloß sie sich demselben an, weil auch sie den kirchlichen Zustand für verdorben hielt, begleitete ihn nach Altona und zog sich nach seinem Tode nach Vinwarden in Westfriesland zurück, wo sie unverehelicht 5. Mai 1678 starb. Ihr Hauptwerk ist «Eucleria, seu melioris partis electio» (Altona 1673). Die Labadisten wollten sich von der reform. Kirche

nicht trennen, aber diese zu einer vollkommenen Gemeinschaft der Wiedergeborenen umgestalten, wie dies namentlich erhellt aus ihrer Bekenntnißschrift: «Declaration oder nähere Erklärung der reinen Lehre». Weil sie die Kirche für verderbt hielten, forderten sie eine Separation der Erleuchteten von den Verderbten. Jene sollten die reine Kirche mit strenger Kirchenzucht bilden und allein das Abendmahl würdig feiern; nur die Wiedergeborenen sollten getauft werden. Wie alle Mystiker setzten auch sie das «innere Wort» oder die unmittelbare Offenbarung des göttlichen Willens im Gemüthe über das äußere Schriftwort; das Festhalten am Buchstaben sei eine abgöttische Verehrung. Daneben findet sich aber auch bei ihnen doch wieder eine buchstäbliche Beobachtung der äußern Lebensordnungen und Institutionen der christl. Urzeit, in welchen sie das Urbild apostolischer Reinheit verwirklicht sahen. So lebten sie nach dem Muster der ältesten Kirche von ihrer Hände Arbeit und scheinen auch eine Art von Gütergemeinschaft unter sich eingeführt zu haben. Der gegen sie erhobene Vorwurf geheimer Ausschweifungen ist nur vom Ketzerhaß eingegeben. Die Sekte erhielt sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ihre Anhänger sich allmählich mit andern mystischen Parteien verschmolzen und verloren.

Labărum hieß in der spätröm. Zeit die kaiserl. Hauptfahne des Heeres, in deren purpurfarbenes Tuch Konstantin d. Gr. im Kriege gegen Maxentius das Zeichen des Kreuzes und die griech. Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) setzen ließ, wozu er durch eine wunderbare Erscheinung des Kreuzes bewogen worden sein soll.

Labat (Jean Baptiste), Missionar und Reisender, geb. 1663 zu Paris, wurde in seinem 19. J. Mönch, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, und kehrte 1693 nach Paris in das Dominicanerkloster in der Straße St.-Honoré zurück. Nachdem er sich hier zum Missionar vorbereitet, ging er als solcher nach Martinique, sodann nach Guadeloupe. Später wurde er Generalprocurator der Mission, in welcher Stellung er nun Gelegenheit fand, seine Thätigkeit vollständig zu entwickeln und zugleich durch seine mathem. Kenntnisse der Regierung vielfach zu dienen. Auf seinen Missionsreisen untersuchte er die Inseln und bei dem Angriffe der Engländer auf Guadeloupe 1703 erwies er seinen Landsleuten als erfahrener Ingenieur große Dienste. Als er 1705 in Angelegenheiten des Ordens nach Europa gesendet wurde, ergriff er diese Gelegenheit, um die Umgegend von Cadix, wo er landete, und die Küste Andalusiens bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Italien besuchte er in Angelegenheiten des Ordens. Von 1715 an lebte er in Paris, wo er 6. Jan. 1738 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Nouveau voyage aux îles de l'Amérique» (6 Bde., Amsterd. 1722 u. öfter; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88); «Voyage en Espagne et Italie» (8 Bde., Amsterd. 1730; deutsch von Tröltsche, Amsterd. 1758—62); «Nouvelle relation de l'Afrique occidentale» (5 Bde., Amsterd. 1728); «Relation historique de l'Ethiopie occidentale» (5 Bde., Amsterd. 1732).

Labé (Louise Charly). Dame Perrin genannt, eine der ausgezeichnetsten ältern franz. Dichterinnen, geb. zu Lyon 1526, erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihr Talent für fremde Sprachen und ihr männliches Wesen die Bewunderung der Zeitgenossen. Nicht zufrieden mit dem Ruhme, besser Pferde zu bändigen und mit Lanze und Schwert umzugehen als mancher Ritter, nahm sie, kaum 16 J. alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan theil. Man nannte sie Kapitän Loys, und ihr tapferes Benehmen wurde von mehrern Dichtern besungen. Als der Dauphin die Belagerung von Perpignan aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an lebte sie ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war der Sammelplatz der Dichter, Gelehrten und Künstler. Sie starb zu Lyon im März 1566. Die voneinander sehr abweichenden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen über sie kommen darin überein, daß sie als Künstlerin in hohem Ansehen stand, aber nach der allgemeinen Sitte ihres Landes und Jahrhunderts sehr leichtsinniger Natur war. Ihre Gedichte, bestehend aus 3 Elegien, die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten und einer Allegorie: «Débat de la folie et de l'amour», erschienen zuerst 1555 zu Lyon. Die beste Ausgabe besorgte (Lyon 1824) Brégnot.

Labedoyère (Charles Angelique Huchet, Graf von), ein Opfer der Reaction von 1815 in Frankreich, stammte aus einer alten Familie in der Bretagne und wurde 17. April 1786 zu Paris geboren. Im Alter von 20 J. trat er in die Gendarmerie der Armee und wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei. Als Adjutant des Marschalls Lannes befand er sich 1808 in Spanien, und 1809 wohnte er dem Feldzuge gegen Oesterreich bei. Als Adjutant Murat's betheiligte er sich sodann am Feldzuge von 1812. Am Vorabend der Schlacht bei Lützen 1813 erhielt er von Napoleon den Befehl über ein Infanterieregiment, an dessen Spitze er auch bei

Bautzen und im Gefechte bei Goldberg kämpfte. Schwer verwundet kehrte er nach Frankreich zurück und heirathete hier in eine den Bourbons ergebene Familie. Auf Betrieb derselben trat er nach der ersten Abdankung Napoleon's in die Armee zurück und befand sich mit seinem Regimente in der Nähe von Vizelle, als der Kaiser von Elba zurückkehrte. L. stieß sogleich zu demselben, wohnte dem Einzuge in Grenoble bei und wurde bald darauf zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. Nach der Schlacht von Waterloo, wo er mit großer Tapferkeit focht, eilte er nach Paris und äußerte sich in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbons. Nach der Capitulation von Paris folgte er der Armee hinter die Loire. Er faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, erschien aber 3. Juli nochmals zu Paris, um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft wurde er indeß verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Er vertheidigte sich vor demselben einfach, edel und patriotisch. Dessenungeachtet sprach man ihm 15. Aug. den Tod zu, den er einige Tage später, trotz aller Verwendungen, erleiden mußte.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius (Decimus), ein röm. Ritter und berühmter Mimendichter, geb. 107, gest. 43 v. Chr., wurde, als er bereits in seinem 60. Lebensjahre stand, von Cäsar gezwungen, bei den scenischen Spielen, die dieser zur Verherrlichung des Siegs über Pompejus zu Rom anstellte, in einigen seiner Mimen persönlich und in einem Wettstreite mit dem beliebten Publius Syrus aufzutreten, wodurch er nach röm. Grundsätzen die Ehre seines Standes und selbst das Bürgerrecht verlor, in die ihn aber der Wille des gewaltigen Dictators wieder einsetzte. Unter den noch vorhandenen Bruchstücken, welche am besten von Ribbeck in den «Comicorum latinorum reliquiae» (Lpz. 1855) gesammelt worden sind, zeichnet sich besonders ein von Macrobius mitgetheilter «Prologus» aus, der von Wieland in dessen Uebersetzung von Horaz' «Satiren» (Bd. 1, Lpz. 1819) trefflich ins Deutsche übertragen worden ist.

Labiaten oder Lippenblütler ist der Name einer der größten und natürlichsten Pflanzenfamilien aus der Abtheilung der dikotylen Samenpflanzen. Sie sind ausgezeichnet: 1) durch ihre Blüten, welche aus einem röhrigen Kelch mit meist fünfzähnigem und oft zweilippigem Saume, aus einer röhrigen Blumenkrone mit zweilippigem (selten bei fehlender Oberlippe einlippigem) Saume, vier in die Blumenkronenröhre eingewachsenen Staubgefäßen, von denen zwei länger als die beiden andern sind (ausnahmsweise kommen blos zwei vor, z. B. bei den Salbeiarten), und einem oberständigen Stempel mit tief viertheiligem Fruchtknoten und grundständigem, langem, fadenförmigem, oben in zwei ungleich lange Schenkel (Narben) gespaltenem Griffel bestehen; 2) durch ihre Frucht, welche eine in vier einsamige, kugelige, glatte Nüßchen zerfallende Spaltfrucht ist; 3) durch die Anordnung ihrer Blüten, die bei der großen Mehrzahl in aus zwei gegenständigen, büschelförmigen, dichotomen Trugdolden gebildete Scheinquirle gestellt sind, welche oft wieder in Aehren, Köpfe und Rispen gruppirt erscheinen; 4) durch ihre stets kreuzweisgegenständigen, nebenblattlosen Blätter, welche immer einfach, aber selten ganzrandig, meist gesägt, gezähnt, gekerbt, seltener gelappt oder zertheilt sind; 5) durch ihre in der Regel vierkantigen Stengel und Aeste; 6) durch den Gehalt an ätherischen Oelen, welche bald von gestielten, bald von versenkten Drüsen an den Blättern und Blüten ausgeschieden werden und allen diesen Gewächsen einen mehr oder weniger starken, angenehmen oder unangenehmen aromatischen Geruch verleihen. Die L., theils Kräuter, theils Halbsträucher, seltener Sträucher, sind zwar über die ganze Erde verbreitet, doch vorzugsweise in der gemäßigten (namentlich wärmern gemäßigten) und warmen Zone der nördl. Hemisphäre zu Hause. Einen besonders charakteristischen Bestandtheil der Vegetation bilden sie in den Mediterranländern, wo die Form der Halbsträucher entschieden vorherrscht. Aber auch in der deutschen Flora sind sie durch zahlreiche Gattungen und Arten vertreten. Zu dieser Familie gehören viele aromatische Küchengewürz- und Medicinalpflanzen, z. B. die Salbeiarten (Salvia), der Thymian (Thymus vulgaris L.), der Feldkümmel (Thymus Serpyllum L.), das Pfefferkraut (Satureja hortensis L.), das Basilicum (Ocymum Basilicum L.), die Lavendel (Lavandula vera Dec.), der Gundermann (Glechoma hederaceum L.), der Ysop (Hyssopus officinalis L.), die Pfeffer- und Krauseminze (Mentha piperita L.), die Citronenmelisse (Melissa officinalis L.), der Majoran (Origanum Majorana L.), der Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.) u. a., ferner viele Unkräuter und Wiesenpflanzen (z. B. die Taubnesseln), auch verschiedene Gartenzierpflanzen (z. B. Arten von Salvia, Dracocephalum u. a.). Alle mit vier Staubgefäßen versehene L. bilden die 1. Ordnung der 14. Klasse des Linné'schen Systems.

Labienus (Titus Atius), ein Römer, welcher als Volkstribun 63 v. Chr., von Cäsar veranlaßt, den Cajus Rabirius, welchen Cicero vertheidigte, als Mörder des Saturninus anklagte.

Im Gallischen Kriege erwarb sich derselbe als Cäsar's Legat (Unterfeldherr) hohen kriegerischen Ruhm und große Reichthümer, verließ jedoch, als der Bürgerkrieg ausbrach (49 v. Chr.), seinen alten Feldherrn und schloß sich dem Pompejus an, den er nach Griechenland begleitete, wo er ebenso an den glücklichen Gefechten bei Dyrrhachium als an der Schlacht bei Pharsalus theilnahm. Von der Niederlage in der letztern brachte er fliehend die Nachricht nach Dyrrhachium, von wo er sich mit Afranius zu Cato nach Korkyra begab. Später traf er mit den flüchtigen Pompejanern in Afrika zusammen und focht im Afrikanischen Kriege namentlich bei Ruspina, 4. Jan. 46 v. Chr., doch ohne Erfolg, gegen Cäsar. Mit Sextus Pompejus und andern entkam er nach Cäsar's Siege bei Thapsus, 6. April 46, nach Spanien zu Cnejus Pompejus und fand in der Schlacht bei Munda, 17. März 45, welche die Reste der Pompejanischen Partei vernichtete, seinen Tod. — Sein Sohn, **Quintus L.**, wurde von Brutus und Cassius an den Partherkönig Orodes I. gesendet, dessen Hülfe zu erbitten. Mit Pacorus, dem Sohne des Königs, der sich erst nach der Schlacht bei Philippi zum Krieg gegen die Römer entschloß, drang er in Syrien und Vorderasien ein, wurde aber 39 von dem Legaten des Antonius, Publius Ventidius, im Taurus ebenso wie nachher Pacorus selbst geschlagen und von Demetrius, einem Freigelassenen des Cäsar, der für Antonius Cypern verwaltete, in seinem Zufluchtsorte in Cilicien entdeckt und getödtet. — Des letztgenannten Sohn (oder Bruder), **Titus L.**, machte sich unter Augustus einen Namen als Redner und Geschichtschreiber im entschieden oppositionellen (antimonarchischen) Sinne und erhielt wegen der Heftigkeit seines Auftretens den Spitznamen **Rabienus** (vom lat. rabies, Wuth). Seine histor. Schriften wurden ebenso wie die des Cassius Severus und des Cremutius Cordus nach einem Beschlusse des röm. Senats öffentlich verbrannt, am Anfange der Regierung des Caligula jedoch ihre öffentliche Verbreitung wieder gestattet. Es blieb uns davon nichts erhalten. Der Name des L. ist neuerdings in weitern Kreisen viel genannt worden infolge des von A. Rogeard unter dem Titel «Les propos de L.» (1865) verfaßten Pamphlets gegen den Kaiser Napoleon III.

Labillardière (Jean Julien), Naturforscher und Reisender, geb. zu Alençon 23. Oct. 1755, studirte zu Montpellier Medicin, wendete sich aber später der Botanik allein zu. Er machte zuerst mehrere Reisen durch England, Frankreich und die Alpen, bereiste dann auf Kosten der franz. Regierung in den J. 1786 und 1787 Syrien und den Libanon und begleitete endlich als Botaniker die von d'Entrecasteaux commandirte Expedition. L. sammelte, zumal in dem damals wenig bekannten Neuholland, ein sehr bedeutendes Herbarium, sah sich jedoch von den Engländern auf Java angehalten und seiner Sammlungen beraubt, die er indeß später auf Verwenden von Sir Joseph Banks zurückerhielt. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1800 Mitglied des Instituts. Er starb in Paris 8. Jan. 1834. Man verdankt ihm außer vielen naturwissenschaftlichen Abhandlungen mehrere botan. Hauptwerke, wie «Icones plantarum Syriae rariorum» (Par. 1791—1812); «Novae Hollandiae plantarum specimen» (2 Bde., Par. 1804—5); «Relation du voyage à la recherche de Lapeyrouse, etc.» (2 Bde., Par. 1800).

Labkraut, s. **Galium**.

Lablache (Luigi), einer der berühmtesten Sänger der Neuzeit, geb. 17. Dec. 1794 zu Neapel, stammte von einem franz. Vater und einer ital. Mutter. Mit einer ausgezeichneten Stimme begabt, erhielt er seine musikalische Bildung im Conservatorium zu Neapel und trat zuerst 1812 auf dem Theater San-Carlino in der «Bella Molinara» und andern komischen Opern auf. 1814 verheirathete er sich mit der Sängerin Therese Pinatti, war nacheinander in Messina, Palermo und Mailand angestellt und kam dann nach Wien. Seine glänzendste Epoche begann mit dem J. 1830, wo er bei der Italienischen Oper in Paris debutirte und dort wie in London ein Liebling des Publikums wurde. 1834 ging er wieder nach Neapel, kehrte aber 1835 nach Paris zurück und sang fortan abwechselnd in der franz. und engl. Hauptstadt, indem er nur von Zeit zu Zeit musikalische Ausflüge unternahm. Seine Hauptrollen waren Figaro im «Barbier von Sevilla», Leporello, Heinrich VIII. in «Anna Bolena», Giorgio in den «Puritanern», Dulcamara, Don Pasquale u. a., in welchen allen er ebenso sehr durch seinen Gesang als durch sein vortreffliches Spiel entzückte. Ebenso kolossal wie seine Stimme, welche das stärkste Fortissimo des Orchesters beherrschte, war auch seine Gestalt, die nur gegen Ende seines Lebens zur unförmlichen Corpulenz ausartete. 1853 erhielt er einen Ruf an die Italienische Oper in Petersburg, wo er jeden Winter bis 1857 zubrachte und zwar viel Geld einnahm, aber auch seine Gesundheit vollends zerrüttete. Mit Gnadenbezeigungen des Hofs überschüttet, nahm er endlich seine Entlassung und suchte Heilung in den Bädern von Kissingen, die ihn so weit herstellten, daß er schon im Begriffe stand, ein Engagement an der Italienischen Oper in

Paris einzugehen. Ein plötzlicher Rückfall nöthigte ihn jedoch, sich nach einem südlichern Klima zu begeben. In Neapel angekommen, ereilte ihn dort der Tod 23. Jan. 1858.

Laboratorium nennt man den zur Ausführung chem. Operationen bestimmten Ort, in dessen Besitze sich jeder selbstthätige Chemiker befinden muß. Die Anforderungen an ein solches L. sind sehr verschieden, je nachdem dasselbe größern technischen oder pharmaceutischen Operationen oder auch dem wissenschaftlichen Studium der Chemie bestimmt ist. Die technischen Laboratorien dienen meist nur bestimmten Zwecken, wie die Farbenlaboratorien der Färbereien, Druckereien und Tapetenfabriken, die Laboratorien chem. Fabriken u. s. w. Die Einrichtung der Apotheken-Laboratorien ist meist in den Apothekerordnungen vorgeschrieben. Die Anforderungen an analytisch-chem. Laboratorien haben sich mit der ganzen Chemie geändert. Das chemische L. ist nicht mehr die düstere, unheimliche Werkstatt des alten Chemikers, angefüllt mit abenteuerlichen Apparaten und Instrumenten, welche aus der Rumpelkammer alchemistischer Vorzeit mit herübergeschleppt worden sind. Die Apparate haben mit ihrer Genauigkeit nicht selten an Einfachheit und Eleganz zugenommen; der Ort, an dem sie benutzt werden, ist freundlich und dem Lichte zugänglich. Die Kohlenöfen sind häufig durch die Weingeist- oder Gaslampe verdrängt. Es ist selbst einem Dilettanten in der Chemie jetzt möglich, seine Arbeitsstube zu einem L. umzuwandeln, wenn ein Kamin gestattet, die schädlichen Dämpfe fortzuführen. Die Laboratorien sind auch nicht allein für den Lehrer der Chemie bestimmt; sie sollen zugleich den Studirenden und sogar den Gewerbtreibenden geöffnet sein, um sich für verschiedene Zwecke darin ausbilden zu können. An den Universitäten hat erst in neuerer Zeit der Staat die Sorge für die Laboratorien der Professoren in ausgedehnter Weise übernommen. Deutschland besitzt den Ruhm, in der neuern Zeit Musterlaboratorien aufgestellt zu haben, worin Liebig zu Gießen voranging. Laboratorien für Zwecke der Landwirthschaft befinden sich auf den jetzt sehr zahlreichen landwirthschaftlichen Versuchsstationen. Da Gelegenheit zu eigenem Arbeiten in einem guten L. unter tüchtiger Leitung das wesentlichste Bildungsmittel tüchtiger Chemiker ist, so sind die erwähnten Fortschritte von dem größten Einflusse auf die Verbreitung tüchtiger chem. Kenntnisse. — Bei der Artillerie versteht man unter L. den Ort, welcher vorzugsweise zur Anfertigung der Pulvermunition, von Zündungen, Ernst- und Lustfeuerwerken eingerichtet ist. Haupterfordernisse eines solchen L. sind eine trockene, freie, gegen Feuersgefahr gesicherte Lage, hinlänglich große und viele, zum Theil heizbare Räume, ein oder mehrere Brunnen und Bewachung des ganzen durch Posten. Je nach der verschiedenen Art der Arbeiten müssen auch die Räume besondere Einrichtung haben. Nicht alle sind gedielt, weil das vorkommende Schlagen und Rammen einen Lehmfußboden nöthig macht. Für die Feuerarbeiten müssen ganz besondere Locale eingerichtet sein. Viele Arbeiten werden auch im Freien oder unter Zelten vorgenommen. Endlich braucht man verschließbare Zimmer zur Aufbewahrung der Geräthschaften und Materialien. Nie aber wird fertige Munition, selbst nicht auf kurze Zeit, daselbst aufbewahrt, und selbst von dem zur augenblicklichen Verarbeitung bestimmten Pulver darf nie zu viel auf einmal eingebracht werden. Die größte Vorsicht, Ordnung und Reinlichkeit kann allein die Unglücksfälle vermindern, der Erfahrung nach aber doch nicht ganz verhindern.

Laborde (Jean Joseph de), ein durch Unternehmungsgeist und humane Gesinnung ausgezeichneter Mann, geb. 1724 zu Jacca in Aragonien, erwarb zu Bayonne im Handel mit Westindien und Spanien ein sehr großes Vermögen und wurde dann unter dem Minister Choiseul in Frankreich Hofbankier. Man erhob seine Besitzung Laborde zum Marquisat, doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Nach dem Sturze Choiseul's zog sich L. von den großen Geschäften zurück und behielt nur sechs Schiffe bei, um mit seinen Plantagen auf San-Domingo zu verkehren. Beim Ausbruche des amerik. Freiheitskriegs lieferte er der franz. Regierung 12 Mill. Livres in Gold, wodurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich wurde. Später führte L. eine Menge großer und prachtvoller Bauten aus. Er gab jährlich ungemein große Summen zur Unterstützung der Armen her und 1788 die Fonds zur Errichtung von vier großen Hospitälern in Paris. Während der Schreckenszeit lebte er still auf seinem Schlosse Méréville, wurde aber seines Reichthums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht, das ihn auf die Anschuldigung, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, 18. April 1794 zum Tode verurtheilte und sofort hinrichten ließ. Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der franz. Marine dienten und die Expedition Lapérouse's begleiteten, während der Fahrt durch edelmüthige Aufopferung den Tod gefunden. Der dritte und älteste seiner Söhne, François Louis Joseph, Graf de L., wurde, nachdem er den Seedienst aufgegeben, königl. Schatzmeister. Er war Mitglied der Nationalversammlung, nach deren Schlusse er nach England auswanderte,

wo er in London 1801 starb. — Der jüngste der Brüder, **Alexander Louis Joseph, Graf de L.**, geb. zu Paris 15. Sept. 1774, machte in österr. Diensten die ersten Feldzüge gegen die franz. Republik mit. Nach dem Frieden von Campo-Formio kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er bald mit der Bonaparte'schen Familie vertraut wurde. Er begleitete 1808 Napoleon nach Spanien und 1809 in dem Feldzuge nach Oesterreich, erhielt für die Dauer der Occupation Wiens die Verwaltung der kaiserl. Domänen und wurde sodann Requêtenmeister beim Staatsrathe in Paris. Auch er war bei der Gesandtschaft, welche für Napoleon um die Hand der Erzherzogin Marie Luise anhielt. Von 1823 an Mitglied der Deputirtenkammer und 1830 Mitunterzeichner der Protestation gegen die Ordonnanzen Karl's X., wurde er nach der Julirevolution von 1830 Seinepräfect, später Brigadegeneral der pariser Nationalgarde und Adjutant des Königs Ludwig Philipp. Bereits 1813 war er zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt worden, und 1832 wählte man ihn in die Akademie der Wissenschaften. Er starb 24. Oct. 1842 zu Paris. L.'s Hauptschriften sind: «Voyage pittoresque et historique en Espagne» (4 Bde., Par. 1807—18; neue Aufl. 1823); «Itinéraire descriptif de l'Espagne» (5 Bde., Par. 1809—27; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de Saint-Vincent, 6 Bde., Par. 1827—28); «Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux» (2 Bde., Par. 1808); «Les monuments de la France» (2 Bde., Par. 1832—36, mit 259 Kupfertafeln); «Versailles ancien et moderne» (Par. 1839—40). — **Léon Emanuel Simon Joseph, Graf de L.**, des vorigen Sohn, geb. zu Paris 15. Juni 1807, studirte in Göttingen und machte 1825 mit seinem Vater eine Reise nach dem Orient, über die er in den Prachtwerken «Voyage de l'Arabie Petrée» (Par. 1830—33) und «Voyage en Orient» (36 Hefte, Par. 1837—64) berichtete. Er kam 1828 als Secretär zur franz. Gesandtschaft nach Rom, nahm aber 1829 seine Entlassung. In der Julirevolution wurde er Adjutant des Generals Lafayette, dann Gesandtschaftssecretär in London, 1832 im Haag und 1834 in Kassel. An seines Vaters Stelle wählte man ihn 1841 in Etampes zum Deputirten und 1842 in die Akademie der Wissenschaften. 1848—54 bekleidete er den Posten eines Conservators der modernen Sculpturen im Louvre. Seit 1856 ist er Generaldirector der Archive des Kaiserreichs. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Essai pour servir à l'histoire de la gravure sur bois» (Par. 1833); «Histoire de la découverte de l'imprimerie» (Par. 1836); «Histoire de la gravure en manière noire» (Par. 1839); «Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres» (2 Bde., Par. 1842); «Les ducs de Bourgogne» (Bd. 1 u. 2, Par. 1849—51); «Notice des émaux, bijoux et objets divers exposés dans les galeries du Louvre» (2 Bde., Par. 1853 u. öfter); «De l'union des arts et de l'industrie» (2 Bde., Par. 1856) u. s. w.

Laboulaye (Edouard René Lefebvre-), einer der namhaftesten franz. Rechtslehrer, geb. 18. Jan. 1811 zu Paris, widmete sich daselbst jurist. Studien und bekundete bereits durch die von der Akademie der Inschriften gekrönte «Histoire du droit de propriété foncière en Europe» (Par. 1839) eine besondere Befähigung für rechtshistor. Forschungen. Auf diesem Gebiete wandte er seine Aufmerksamkeit namentlich auch den deutschen Leistungen zu und trat mit angesehenen deutschen Rechtshistorikern in nähere Beziehung. In einer eigenen Schrift über das Leben und die Werke Savigny's (Par. 1842) machte er seine Landsleute mit der Methode der deutschen rechtshistor. Schule bekannt. Obschon seit 1842 Advocat am königl. Gerichtshofe zu Paris, setzte L. seine wissenschaftlichen Arbeiten fort und veröffentlichte in den nächsten Jahren unter anderm die «Recherches sur les conditions civiles et politiques des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours» (Par. 1843) und «Essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats» (Par. 1845), für welche beiden Schriften er ebenfalls von dem Institute Preise erhielt. 1845 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften erwählt und 1849 zum Professor der vergleichenden Gesetzgebung am Collége de France ernannt. L. ist als der eigentliche Begründer der rechtsgeschichtlichen Studien in Frankreich zu betrachten, wo dieselben bis dahin daniedergelegen. Unter seinen übrigen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Histoire politique des États-Unis de l'Amérique» (3 Bde., Par. 1854—55), «Les Tables de bronze de Malaga et de Salpensa» (Par. 1856), «Études sur la propriété littéraire en France et Angleterre» (Par. 1858), die neue Bearbeitung von Fleury's «Introduction au droit français» (mit Darreste, 2 Bde., Par. 1858). Auch gab er «Le coutumier de Charles VI» (Par. 1846) und «Les institutes coutumières de Loisel» (mit Dupin, 2 Bde., Par. 1848) heraus. Außer mehrern belletristischen Arbeiten und polit. Gelegenheitsschriften schrieb er auch viel für Zeitschriften, namentlich für die «Revue germa-

nique». Eine Anzahl dieser Artikel über histor. und religiöse Gegenstände stellte er selbst in «Études contemporaines sur l'Allemagne et les pays slaves» (Par. 1855) und «Liberté religieuse» (Par. 1856) zusammen.

Labourdonnaye (Bertrand François Mahé de), berühmter franz. Seemann, stammte aus einer alten Familie der Bretagne und wurde 11. Febr. 1699 zu St.-Malo geboren. Von Jugend auf für den Seedienst bestimmt, war er 1723 schon Kapitän in der Marine der franz. Ostindischen Compagnie. Im folgenden Jahre nahm er wichtigen Antheil an dem Siege von Mahé und erhielt darum diesen Namen beigelegt. Durch den Vicekönig von Goa bewogen, trat er hierauf in portug. Dienste. Schon 1733 indeß kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1735 Gouverneur der Inseln Isle-de-France und Bourbon. Bei dem bevorstehenden Bruche Frankreichs mit England erhielt er 1740 den Befehl über eine Escadre in den ostind. Gewässern. Er entsetzte 1741 Mahé, erhielt aber Befehl, seine Schiffe nach Europa zurückzuschicken, als er die Feindseligkeiten gegen die engl. Ostindische Compagnie eröffnen wollte. Nach der 1744 erfolgten Kriegserklärung war er zu schwach, um Bedeutendes zu unternehmen. Erst im Juli 1746 griff er mit sechs Schiffen an der Küste von Koromandel den brit. Commodore Peyton an und behauptete nur mit großem Verluste das Schlachtfeld. Im Auftrage des Gouvernements zu Pondichery zwang er 21. Sept. Madras zur Capitulation und ließ die Besiegten, da er auf dem Festlande keine Eroberungen machen sollte, eine Contribution von 9 Mill. Livres zahlen. Der Generalgouverneur Duplaix verweigerte aber die Ratification dieses Vertrags und beschuldigte L., das Interesse der Compagnie verrathen zu haben. Um sich von dieser Verleumdung zu reinigen, schiffte er sich 1747 nach Frankreich ein, wurde aber unterwegs als brit. Kriegsgefangener angehalten. Auf Ehrenwort entlassen, kam er im März 1748 in Paris an, wo man ihn sogleich in die Bastille setzte und mit empörender Härte behandelte. Erst nach drei Jahren wurde er für schuldlos erklärt und in Freiheit gesetzt. Er starb 9. Sept. 1753. — Sein als Schachspieler berühmter Enkel Bertrand François Mahé de L., geb. 1795, gest. im Febr. 1840 in ziemlich dürftigen Umständen zu London, gab die Lebensgeschichte des Großvaters heraus und einen «Traité du jeu des échecs»; auch gründete er die dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift «Le Palamède». — Anne François Augustin, Graf de L., stammte aus derselben Familie und wurde 27. Sept. 1747 zu Guérande geboren. Er trat sehr zeitig in die franz. Armee und befehligte, als die Revolution ausbrach, ein Regiment. Infolge seines Verkehrs mit den Jakobinern wurde er im belg. Feldzuge von 1792 General. Da er jedoch mehr als Demagog denn als Krieger auftrat, wurde er von Dumouriez seines Commandos enthoben. Er erhielt hierauf eine Sendung zur Armee an den Pyrenäen. Eine alte Wunde nöthigte ihn jedoch bald, sich nach Dax zurückzuziehen, wo er im Nov. 1793 starb. — François Régis, Graf de L., franz. Minister während der Restauration, ein Verwandter des vorigen, wurde 19. März 1767 zu Angers geboren. Er wanderte 1792 aus, trat in die Armee Condé's, wo er sich tapfer benahm, und vereinigte sich nach Auflösung dieses Corps erst mit den Chouans, dann mit den Vendéern. Unter dem Consulat söhnte sich L. mit der neuen Ordnung aus und wurde Maire von Angers. Nach der zweiten Restauration trat er als Abgeordneter von Angers in die Kammer und zeigte sich hier, nicht durch Beredsamkeit, sondern durch kalte Beharrlichkeit als einen der ausschweifendsten Ultraroyalisten. Seine durch alle Sessionen fortgesetzten Angriffe brachten selbst die Gemäßigten seiner Partei in Verzweiflung. Bei der Auflösung der Kammer 1827 wieder gewählt, trug er sehr viel zum Sturz des Ministeriums Villèle bei. Als 1829 der Fürst Polignac an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt L. das Portefeuille des Innern. Da er indeß weder die Majorität der Kammer noch die entschiedene Zustimmung seiner Collegen besaß, zog er sich schon nach drei Monaten zurück. Seitdem lebte er auf seinem Schlosse zu Mésangeau bei Beaupréau und starb daselbst 28. Aug. 1839.

Labrădor heißt im weitern Sinne die größte und nördlichste Halbinsel Amerikas, welche, zwischen 50 bis 63° nördl. Br., 37° 20′ bis 61° westl. L. gelegen, im N. von der Hudsonsstraße, im O. durch den Atlantischen Ocean, im W. durch die Hudsons- und Jamesbai, im S. durch den St.-Lorenzgolf begrenzt, einen Flächenraum von 25115 Q.-M. mit einer Küstenlänge von etwa 700 M. umfaßt. Im engern Sinne bezeichnet L. nur den nordöstl. Theil dieser Halbinsel, der sich an der Küste von der Belle-Isle-Straße und dem Cap Charles bis Cap Chudleigh oder Chidley, d. i. von 52—60° nördl. Br. und landeinwärts fast in Dreiecksgestalt bis etwa 51° westl. L. erstreckt. Dieser Theil umfaßt mehrere Tausende von Quadratmeilen mit etwa nur 1500 E. und steht unter der brit. Jurisdiction von Neufundland, während das übrige Land im S. zu Ostcanada, der nördliche und westliche unter dem Namen Ostmain zu dem Hudsonsbai-Terri-

torium (s. Hudsonsbai-Länder) gerechnet wird. Nur das östliche oder eigentliche L. ist einigermaßen bekannt. Das Gestade, von unzähligen Fjorden und Sunden durchschnitten und mit einem Labyrinth zahlreicher Felseilande und Klippen besetzt, erscheint überall steil, rauh und finster, 4—600 F., auf der Nordseite 1000—1500 F. hoch. In geringer Entfernung von der Küste steigen wilde, schneebedeckte Gebirgskämme auf, deren Höhe unter 59½° nördl. Br. hinter dem Aulezavik-Sund auf 5600 F. geschätzt worden, vielleicht aber über 9000 F. beträgt. An der Küste herrschen Gneis und Granit. Darüber lagert hier und da 200 F. mächtiger Alter Rothsandstein; nach dem Innern aber verschwinden die secundären Schichten. An manchen Stellen zeigt sich Dioritporphyr. Der bekannte Labradorit oder Labradorstein (s. d.) kommt am schönsten an der Küste von Nain vor. Erratische Blöcke scheinen über das ganze Land zerstreut zu sein. Das Klima ist äußerst rauh wie nirgends auf der nördl. Halbkugel unter gleicher geogr. Breite. Der Sommer beginnt mit dem Juli, und im Sept. ist schon wieder Winter. Nain unter 57° nördl. Br. hat einen Winter wie das um 16° nördlicher gelegene Nowaja-Semlja, und einen Sommer nicht wärmer als an der 8½° nördlichern Nordküste Islands. L. gehört zu den unbekanntesten Gegenden Nordamerikas; man hat davon bisher wenig mehr als die Küsten untersucht. Die das Innere durchziehenden öden Gebirge stehen mit den canadischen in Verbindung. Quellen und Flüsse gibt es verhältnißmäßig nur wenig, desto mehr Sümpfe und Seen. Auf den ihm vom Entdecker beigelegten Namen Tierra del Labrador, d. i. ackerbaufähiges Land, kann es nur in seinem südl. Theile Anspruch machen. Diese Südküste allein trägt längs des Lorenzogolfs und nach der canadischen Grenze hin kleine Pappeln, niedrige Kiefern, Birken und Weiden; dichte Wälder scheinen nicht häufig zu sein. Den größern Theil des Jahres ist das Land mit Schnee bedeckt. Gletscher ziehen sich die Berge hinab, und große moosbedeckte Torflager deuten auf ähnliche Erscheinungen, wie sie die sibir. Tundren oder die Moore hochgelegener Gebirgsflächen aufweisen. Nur wenige niedrige Kräuter und Gramineen, zahlreiche Moose und Flechten bilden an den Küsten des nördl. Theils die Vegetation des Landes und geben ihm einen ganz polarischen Charakter. Südlicher sind verschiedene beerentragende Sträucher und das Renthiermoos die wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs. Korn reift nicht, wol aber gedeihen Rüben, Kohl und Kartoffeln, deren Nordgrenze bei Hebron 58° 15′ nördl. Br. ist (in Europa unter 70° nördl. Br.). Von den übrigen Producten des Landes sind zu erwähnen, außer dem Labradorstein, Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies und Bergkrystall. Das Wild besteht in Renthieren, schwarzen und weißen Bären, Wölfen, Füchsen, Bergkatzen, Hasen, Mardern, Ottern, auch Hermelinen, Igeln und Bibern; Hausthiere sind nur Hunde und Renthiere. Der Reichthum des Landes oder vielmehr seines Küstenmeeres besteht in Fischen, zu deren Fang etwa 300 engl. Schoner, hauptsächlich aus British-Amerika, und 400 amerikanische herankommen. Hauptsächlich werden Kabeljau, Heringe und Makrelen gefangen. Der bedeutendste Sammelplatz der Kabeljaufische ist der Domino-Hafen unter 53½° nördl. Br., zwischen Isle-of-Ponds und Spotted-Island, auf denen Fischerhütten und Trockenhäuser für die Stockfische zerstreut liegen. Die Hälfte des sehr ergiebigen Fangs gelangt auf amerik. Märkte, das übrige hauptsächlich nach Portugal und dem Mittelmeere. Auch die Lachsfischerei und der Seehundsfang ist nicht unbedeutend. Pelzwerk und Federn kommen ebenfalls zur Ausfuhr. Der Werth des ganzen Exports beträgt 2½ Mill. Dollars. Die wenigen Einwohner bestehen aus einigen schwachen Stämmen von Bergindianern und aus Eskimos, die nur auf der Küste zu wohnen scheinen. L., wie jetzt allgemein angenommen wird, das Helluland (d. h. Steinland), welches Leif, der Sohn des Isländers Erich des Rothen, um das J. 1000 von Grönland aus entdeckte, wurde, nachdem die Kunde der Skandinavier längst verschollen, von neuem mit Neufundland zugleich 24. Juni 1497 durch die Venetianer Johann und Sebastian Cabot von Bristol aus entdeckt, sodann von letzterm 1498 wieder aufgefunden, endlich 1501 vom Portugiesen Gaspar Cortereal besucht und benannt. Erst 1618 erforschte Hudson einen Theil der Küsten. 1771 gründeten Herrnhuter die erste Missionsstation Nain (56° 25′ nördl. Br.), dann 1778 die Mission Okak auf einer Insel (57° 40′ nördl. Br.), 1782 Hoffenthal (55° 30′ nördl. Br.) und 1828 Hebron (58° 15′ nördl. Br.) und erwarben sich große Verdienste um die Civilisation der Eingeborenen und deren Bekehrung zum Christenthum. In diesen vier Stationen der Brüdergemeinde wohnten 1861 als Mitglieder derselben 1163 Eskimos, also der bei weitem größte Theil der Bevölkerung. Vgl. Hind, «Explorations in the Interior of L.» (2 Bde., Lond. 1863).

Labradorstein oder Labrador ist ein Mineral, das eine besondere Art des Feldspats ausmacht. Er ist meist blätterig, krystallisirt selten in schiefen rhombischen Säulen, ist von Grundfarbe lichter oder dunkler grau, aber in bestimmten Richtungen in Blau, Grün, seltener in Gelb

und Roth, am seltensten in Perlgrau schillernd, schwach durchscheinend, am Bruche uneben, kleinkörnig und steht hinsichtlich des Glanzes zwischen Glas- und Perlmutterglanz. Besonders findet er sich als Gemengtheil mancher Syenite und Dolerite statt des Feldspats auf Skye, in Schottland, Schlesien, Norwegen, Finland, Grönland, auch in Laven am Aetna, vorzüglich aber in Geschieben an der Küste von Labrador (daher der Name) und auf der St.-Paulsinsel. Er wird zu Ring- und Nadelsteinen, zu Dosen, Stockknöpfen, Uhrgehäusen u. s. w. verwendet. — Labradorporphyr besteht aus einer aphanit- (grünstein-) artigen Hauptmasse und eingemengten Labradorkrystallen.

Labruyère (Jean de), der feinste Charakterzeichner und einer der vorzüglichsten franz. Prosaisten, geb. bei Dourdan in der Normandie 1639 (nach andern 1644), war Schatzmeister zu Caen, als er durch Bossuet's Empfehlung an den Hof kam, wo er Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde, dessen Erziehung Fénélon leitete. Er lebte nun sein ganzes Leben am Hofe, der ihm eine Pension aussetzte, wurde im Juni 1693 Mitglied der Akademie und starb zu Versailles 11. Mai 1696. L. war ein wahrer Lebensphilosoph, der keinen andern Wunsch hatte, als ruhig mit seinen Büchern und Freunden leben zu können. Er suchte die Vergnügungen nicht, floh sie aber auch nicht, und wenn seine Talente und sein Verhältniß zum Hofe ihn in Verbindung mit den feinsten Gesellschaften und den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit brachten, so war er doch stets zu klug und überhaupt zu sehr Beobachter, als daß er nach irgendeiner Auszeichnung gestrebt hätte. Seine Zurückhaltung ging selbst so weit, daß er vermied, Geist und Witz in seine Gespräche zu legen, obgleich ihm davon ein volles Maß zu Gebote stand. Solches beweist namentlich sein vortreffliches Werk «Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle» (Par. 1687), das später von Coste mit einem Schlüssel zum Verständniß der Anspielungen, welche man darin gesucht hat (3 Bde., Amsterd. 1720 u. öfter), Schweighäuser (3 Bde., Par. 1803; neue Aufl. 1816), Inard (2 Bde., Par. 1813), Depping (Par. 1818), am besten aber von Walckenaer (2 Bde., Par. 1845) und Destailleur (2 Bde., Par. 1855) herausgegeben wurde. Während Theophrast die allgemeinen Formen menschlicher Denkart und Sitte schildert, lieferte L. Zeichnungen des Individuellen, welche von dem hellsten Verstande durchdacht und mit einer solchen Bestimmtheit ausgeführt sind, daß man die Wahrheit der Darstellung in jedem Worte empfindet. Dazu kommt eine vortreffliche Sprache, deren hohe Eleganz den Schilderungen das Siegel der rhetorischen Vollkommenheit aufdrückt.

Labuan, eine Insel von $2^1/_3$ Q.-M. Umfang, an der Nordküste von Borneo im Ostindischen Archipel, nördlich von der Flußmündung und der Stadt Brunei oder Borneo gelegen, dessen Sultan sie 18. Dec. 1846 auf Brooke's (s. d.) Betrieb den Engländern abtreten mußte. Die Insel ist niedrig, mäßig fruchtbar, zum Theil morastig, aber reich an frischem Wasser und bildet für den ind.-chines. Seeverkehr, zunächst zwischen Singapore und Hongkong, eine gute Zwischenstation, theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer ansehnlichen Steinkohlenlager, deren Ausbeutung durch die dortigen brit. Ansiedler der Dampfschiffahrt sehr zu statten kommt. 1862 hatte die Insel eine Bevölkerung von 3345 Seelen. Die öffentlichen Einnahmen beliefen sich auf 6858, die Ausgaben auf 6620, die Einfuhr auf 42774, die Ausfuhr auf 13122 Pfd. St.

Labyrinth hießen im Alterthum gewisse Gebäude oder unterirdische Felsaushöhlungen, welche viele unter sich zusammenhängende Kammern enthielten und nur einen oder wenige Ausgänge hatten, daher sich der Eintretende leicht darin verirren konnte. Das Wort ist ohne Zweifel griech. Ursprungs und verwandt mit λαύρα, enges Gäßchen, später Kloster (wegen der vielen engen Zellen), und λαυρεῖον, Bergwerk. Es bezeichnete ursprünglich die verschlungenen Gänge ausgedehnter Bergwerke, Steinbrüche, Katakomben. Plinius zählt vier L. auf: das ägyptische, kretische, lemnische und italische. Die beiden ersten sind die berühmtesten. Die früheste Erwähnung des Namens findet sich bei Herodot, wo derselbe das ägyptische L. beschreibt. Aber obgleich dieser des kretischen L. nicht gedenkt und Plinius ausdrücklich sagt, daß Dädalus in Kreta das ägyptische nachgeahmt habe, so scheint der Name doch zuerst von dem Felsenlabyrinthe bei Knossos auf Kreta gebraucht und erst nachher auf das ägyptische übertragen worden zu sein. Die weitläufigen Felsaushöhlungen bei Knossos, die noch jetzt von Reisenden (wie Prokesch, Pashley, Savary) besucht und beschrieben worden, machen die wunderbaren Beschreibungen der Alten von den Irrgängen ganz begreiflich. Sie sind in halber Höhe eines Berges von Menschenhänden eingehauen, laufen in großen Windungen und Verschlingungen stundenweit auf einem mäßigen Flächenraume umher, erweitern sich häufig zu Kammern oder Sälen, deren Decken durch stehengelassene rohe Pfeiler gestützt werden, und sind noch jetzt ohne einen Faden, wie er

nach der griech. Sage dem Theseus (s. d.), als er den das L. bewohnenden Minotaurus (s. d.) tödtete, von Ariadne (s. d.), der Tochter des Minos, mitgegeben ward, nicht ohne Gefahr zu durchwandern. Der ursprüngliche Zweck dieser Anlage ist ungewiß. Das Wahrscheinlichste bleibt, daß es, wie die röm. Katakomben, einst Steinbrüche waren, in denen man die Gänge den Hallen vorzog wegen des nicht sehr festen und daher leicht nachstürzenden Gesteins. Später mögen religiöse oder andere Zwecke zum weitern Ausbau Veranlassung gegeben haben. Ganz verschieden hiervon in Anlage und Zweck war das ägyptische L., von dem vorzüglich Herodot, Diodor, Strabo, Mela, Plinius Beschreibungen gegeben haben. Von allen wurde es in den arsinoitischen Nomos, das heutige Fayûm (s. d.), in die Nähe des Mörissees gesetzt. Dies brachte die neuern Gelehrten in große Zweifel über den Ort, wo die Ruinen zu suchen seien, weil man den Mörissee in dem Birket-el-Korn, dem jetzt einzigen See des Fayûm, wiederfinden zu müssen glaubte und sich dort keine irgend entsprechende Ruinenstätte vorfand. Seitdem jedoch 1842 durch Linant gezeigt worden, daß der See Möris im vordern, westlichsten Theile des Fayûm lag, konnte über die schon von andern vermuthete Lage des L. am Eingange des Fayûm bei dem Dorfe Howâra kein Zweifel mehr sein. Hier liegt die von den Alten erwähnte Pyramide und vor dieser das quadratische, an jeder Seite ungefähr 1000 F. haltende Ruinenfeld des L., welches jetzt von einem in arab. Zeit angelegten Kanale schief durchschnitten wird. Dieses Quadrat wurde durch drei mächtige Gebäudeflügel gebildet, welche um einen innern, 500 F. breiten und 600 F. langen Raum so gelegt waren, daß die vierte offene Seite des innern Raums durch eine Seite der Pyramide begrenzt ward. In diesem innern Raume lagen die großen Säulenhöfe, welche in den alten Beschreibungen die Aulen genannt werden. Die an 300 F. breite umgebende Gebäudemasse enthielt aber das eigentliche labyrinthische Gewirr von Kammern und Corridoren. Herodot spricht von 1500 überirdischen und ebenso viel unterirdischen Räumen. Diese Angabe ist, nach den jetzt noch vorhandenen Ruinen zu schließen, nicht zu groß. Die sog. unterirdischen Räume sind aber nicht in den Fels gehauen, sondern waren nur ein unteres Stock des Gebäudes. Schon als ein von Grund aus aufgerichtetes, nicht in dem Fels ausgehöhltes Gebäude trägt das ägyptische L. einen gänzlich verschiedenen Charakter von dem kretischen und erhielt seinen Namen offenbar nur daher, daß sich der Fremde in den unzähligen kleinen, unter sich zusammenhängenden und größtentheils ganz dunkeln Kammern und schmalen Gängen ohne Führer sehr leicht verirren mußte. Mit Unrecht hat man aber auch hier an krumme, gewundene Gänge gedacht, die sich überhaupt in keine architektonische Anlage gefügt haben würden. Die Plane, Durchschnitte und Ansichten der heutigen Ruinen sind nach den Aufnahmen der preuß. Expedition vom J. 1843 (Architekt Erbkam) in Lepsius' «Denkmälern aus Aegypten und Aethiopien» (Abth. 1., Berl. 1849) publicirt worden. In Bezug auf den Zweck und die Erbauungszeit des L. sind die innern Räume von den umgebenden Gebäudemassen zu unterscheiden. Herodot gibt an, daß das L. während der Zwölfherrschaft in der 26. Manethonischen Dynastie, also im 7. Jahr. v. Chr. gebaut worden sei. Dagegen wird der Bau der Pyramide und des anstoßenden L. von den übrigen Schriftstellern einem alten Könige Mendes oder Marros (Diodor), Imandes oder Maindes (Strabo) zugeschrieben, und in den Manethonischen Listen findet sich in der 12. Dynastie ein König Lamaris oder Lambares als Labyrintherbauer angeführt. Die Untersuchungen an Ort und Stelle haben erwiesen, daß die Pyramide und die südlich daranstoßenden Säulenhallen von dem Könige Amenemhe III. (dem Möris, Mares der Griechen) um 2100 v. Chr. errichtet wurden. Ueber die ihrer staunenswerthen Pracht von kostbaren Steingewänden und Bildern jetzt gänzlich entkleideten und nur noch aus schwarzen Ziegelmauern bestehenden Gebäude, welche jene Hallen umgaben, hat sich durch Inschriften nichts feststellen lassen. Doch scheint es, es sei die bestimmte Nachricht des Herodot von der späten Erbauung des L. dahin zu verstehen, daß dieser vorzugsweise L. genannte Bau erst von den Dodekarchen dem alten Grabtempel des Amenemhe hinzugefügt und zu einem großen Versammlungshause bestimmt wurde. Indeß werden darüber erst fernere Ausgrabungen entscheiden können.

Lacaille (Niclas Louis de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rossy 15. Mai 1713, unternahm gemeinschaftlich mit Cassini und Maraldi die Messung der franz. Küste von Nantes bis Bayonne und betheiligte sich, als dieses Geschäft beendigt war, gegen Ende April 1739 an der Messung des Meridians, welche große Arbeit er noch in demselben Jahre beendigte. Dieselbe ungemeine Thätigkeit bewies er im Winter von 1740 auf 1741, indem er seine Dreiecke über die Berge von Auvergne ausdehnte, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemessene Basis in Verbindung zu bringen. Gleichzeitig berichtigte er die 1669 von Picard vorgenommene Messung und setzte die Länge der Toise fest. Inzwischen zum Professor der Ma-

thematik am Collége Mazarin ernannt, beendigte er, bevor er 1746 dieses Amt antrat, die Mittagslinie im Norden Frankreichs. Nach der Rückkehr ging er an die Berechnung seiner Messungen und gelangte durch die Vergleichung der verschiedenen, von ihm gemessenen Bogen zu dem Resultat, daß vom Aequator nach den Polen zu die Meridiangrade wachsen. Seine «Leçons élémentaires d'astronomie» (Par. 1746; 4. Aufl. von Lalande, Par. 1780) und andere Lehrbücher beweisen, mit welchem Eifer er sein Amt verwaltete, und seine «Ephémérides des mouvements célestes depuis 1745 jusqu'en 1775» (6 Bde.), die von Lalande fortgesetzt wurden, seine zahlreichen «Mémoires» in den Schriften der Akademie sowie seine Berechnungen der Finsternisse für 1800 J. in dem Werke «Art de vérifier les dates» geben Belege seiner fortgesetzten astron. Beobachtung. Nachdem er 14 J. lang in Paris den Himmel beobachtet, um die Fixsternverzeichnisse zu berichtigen, ging er 1750, um die niemals über dem Horizonte von Paris erscheinenden Sterne der südl. Hemisphäre kennen zu lernen und zugleich die Parallaxe und Entfernung des Mondes zu bestimmen, nach dem Cap der guten Hoffnung und bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 bisher unbestimmten Sternen. Dabei maß er auch einen Grad, und auf der Rückreise nahm er Karten der Inseln Isle-de-France und Bourbon auf. Mit der Ausarbeitung mehrerer Schriften beschäftigt, starb er plötzlich 21. März 1762. Die Menge sowie die Genauigkeit seiner Beobachtungen ist bewunderungswürdig, zumal wenn man bedenkt, daß seine ganze astron. Laufbahn sich auf 27 J. beschränkt. Außer den bereits angeführten Werken sind noch zu nennen: die «Astronomiae fundamenta» (Par. 1757); «Coelum australe stelliferum» (herausg. von Maraldi, Par. 1763); «Observations sur 515 étoiles du zodiaque» (herausg. von Bailly, Par. 1763); «Journal du voyage fait au Cap de bonne espérance» (herausg. von Carlier, Par. 1763; deutsch, Altenb. 1778).

Lacalprenède (Gauthier de Costes, Chevalier, Seigneur de), der Verfasser vielgelesener franz. Ritterromane, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. auf dem Schlosse Tolgon in Gascogne geboren, studirte in Toulouse und kam 1632 nach Paris. Später trat er in die Armee, wurde 1650 königl. Kammerherr und starb im Oct. 1663. Unter seinen Romanen sind zu erwähnen: «Cassandre» (10 Bde., Par. 1642; neue Aufl. 1731), «Cléopâtre» (12 Bde.) und «Faramond» (7 Bde., Par. 1661), der nach seinem Tode noch fünf Bände Fortsetzung von Pierre Dortigue de Vaumorière erhielt. Sie schildern Begebenheiten aus der Geschichte der frühesten Zeit im Geiste und der Manier des ältern Ritterromans; doch nur die Namen sind alt, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz im Geiste der romantischen Ritterzeit gezeichnet. L. erwarb sich durch seine Romane großen Ruf, und in der That mangelt es ihm auch nicht an dichterischer Einbildungskraft. Seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit und manche Charaktere gut gezeichnet. Bei aller Flüchtigkeit, mit der er arbeitete, zeigen sich die Begebenheiten oft mit vieler Kunst ineinander verflochten, die Sprache ist nicht gemein und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. Seine Trauerspiele, soviel er deren auch schrieb, konnten neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen; nur «Le comte d'Essex» verdient der Erwähnung. Der an Abenteuerlichkeiten reichste seiner Romane: «Les nouvelles, ou les divertissements de la princesse Alcidiane» (Par. 1661) wird von einigen seiner Gemahlin beigelegt.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de), franz. Naturforscher und eleganter Schriftsteller, geb. 26. Dec. 1756 zu Agen, trat zeitig als Soldat in bair. Dienste, nahm aber bald seine Entlassung, um in Paris sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Auf Empfehlung Buffon's und Daubenton's wurde er Aufseher des Naturaliencabinets im königl. Garten. Diesen Posten bekleidete er noch, als die Revolution ausbrach, die ihn auf eine glänzende Bahn führte. Er wurde Professor der Naturgeschichte, Mitglied des Verwaltungsraths von Paris, 1791 Deputirter, 1796 Mitglied des Instituts, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister und nach der Rückkehr der Bourbons 1814 Pair von Frankreich, obgleich er als einer der begeistertsten Anhänger Napoleon's denselben mit Fontanes um die Wette gelobt, weshalb man ihn auch anspielend auf eine seiner zoolog. Arbeiten über die Reptilien «M. Reptile» nannte. Da er während der Hundert Tage vom Kaiser ein Amt angenommen hatte, so wurde er nach der zweiten Restauration von der Pairsliste gestrichen, jedoch später wieder neu eingetragen. In seiner polit. Laufbahn hat er sich, namentlich als Präsident der Gesetzgebenden Nationalversammlung, gemäßigt und ehrenwerth bewiesen. Im Umgange war er liebenswürdig und gefällig. L. starb auf seinem Landsitze Epinay bei St.-Denis 6. Oct. 1825 an den Pocken. Von seinen Schriften, die von Desmarest (Par. 1826) gesammelt wurden,

sind die meisten durch seitdem erschienene neuere Werke übertroffen, obschon für den Mann von Fach noch immer nicht entbehrlich. Als die wichtigsten sind zu nennen: «Histoire des quadrupèdes, ovipares et des serpents» (2 Bde., Par. 1788—89), eine Fortsetzung Buffon's; «Histoire naturelle des reptiles» (Par. 1789); «Histoire naturelle des poissons» (6 Bde., Par. 1798—1803); «Histoire des cétacées» (Par. 1804). Auch schrieb er mehrere Romane. Nach seinem Tode erschienen seine «Histoire naturelle de l'homme» (Par. 1827) mit Cuvier's «Éloge» des Verfassers und «Les âges de la nature» (2 Bde., Par. 1830). Uebrigens war er ein leidenschaftlicher Freund der Musik; er hat selbst mehreres componirt und auch eine «Poétique de la musique» (2 Bde., Par. 1785) geschrieben.

Lachaise (François d'Aix de), franz. Jesuit, geb. 25. Aug. 1624 zu Aix im Depart. Loire, machte seine Studien im Jesuitencollegium zu Rohan und war Provinzial seines Ordens, als ihn Ludwig XIV. 1675 zum Beichtvater wählte. Er lenkte 34 J. lang das Gewissen des «allerchristlichsten» Königs und hatte großen Antheil an den wichtigen Angelegenheiten seiner Zeit, an der Erklärung von 1682 über die Freiheiten der Gallikanischen Kirche, an der Zurücknahme des Edicts von Nantes, an dem Edict über den Quietismus, an der Vermählung des Königs mit der Maintenon u. s. w. Ludwig XIV. schenkte ihm 1705 in der Nähe von Paris, auf dem Abhange der Anhöhe von Charonne, das Landhaus des Mont-Louis, dessen Anlagen er beträchtlich erweiterte und verschönerte. Nach seinem Tode, der 20. Jan. 1709 erfolgte, wurde das Landhaus nebst Zubehör Besitzthum der Jesuiten des Profeßhauses, und mit der Aufhebung des Ordens kam es 1763 an verschiedene Privateigenthümer, behielt jedoch den Namen Père-Lachaise, der auch auf den Friedhof überging, in welchen es 1804 umgewandelt wurde. Aus hügeligen Terrains gebildet, welche nordöstlich die Stadt Paris beherrschen, ist dieser berühmte Friedhof sehr malerisch gelegen und hat mit seinen gesandeten Wegen, seinen schattigen Alleen, seinen Gebüschen und Blumenbeeten noch einigermaßen das Aussehen von dem, was er ursprünglich war, nämlich eines Lustgartens. Was seit 60 J. Reichthum, Macht und Ruhm in Paris genoß, hat sich dort vorzugsweise seinen Begräbnißplatz ausgesucht und auch im Tode von gemeiner Asche abgesondert. Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, kurz die verschiedenartigsten Berühmtheiten ruhen hier auf einem Stück Land beisammen. Man zählt über 40000 Grabdenkmäler und Separatgrüfte. Doch sind gerade die großen Monumente nicht den großen Männern errichtet. Molière und Lafontaine haben nur einfache Grabmäler, und ein gewöhnlicher Denkstein bezeichnet die Grabstätte des Marschalls Ney. Die prachtvollsten Monumente wirken trotz aller Dimension und Ornamente nur als Ausdruck der Langeweile, wenn sich nicht histor. Erinnerungen daranknüpfen, wie bei den Denkmälern des Generals Foy, des Casimir Périer, bei den Mausoleen der Marschälle Suchet, Lefèbvre, Davoust, Masséna, Kellermann u. s. w. Ein aus der Kirche des Paraklet hierher versetztes goth. Denkmal enthält die Asche Abälard's und Heloisens; es ist das einzige Grabdenkmal von würdigem und eigenthümlichem Stil. Die moderne Gräberbaukunst, verlegen und unvermögend, den letzten Ruhestätten eine schickliche Gestaltung auszudenken, hat sich durchweg an die Heiden gewandt, um sich Muster zu holen, und der allgemeine Eindruck des Père-Lachaise ist kein christlicher.

Lachaussée (Pierre Claude Nivelle de), franz. Schauspieldichter, geb. 1692 zu Paris, trat, als Lamotte das Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, mit seiner «Épître de Clio à M. de Berci» (1731) auf, welche neben einigen allgemeinen Wahrheiten viele maßlose Ausfälle enthielt. In seinem 40. J. wurde er durch einen zufälligen Umstand zur Pflege der dramatischen Literatur veranlaßt. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stücks zu finden, und nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, schlug sie L. die Bearbeitung desselben vor. Dieser schrieb nun 1735 «Le préjugé à la mode». So entstand aus der Posse die comédie larmoyante, d. i. das weinerliche Schauspiel. L. glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb «Maximien» (1738), der aber keinen Beifall fand. Unter seinen Lustspielen sind «École des mères», «La gouvernante» und «Amour pour amour» die besten. Bemerkenswerth ist außerdem sein Drama «Mélanide» (1741). L. wurde 1736 Mitglied der Akademie und starb 14. März 1754. Voltaire sagt von ihm, er sei einer der ersten nach denen, welche Genie haben. Seine Werke erschienen nach seinem Tode gesammelt (5 Bde., Par. 1762).

La-Chaux-de-Fonds oder blos Chaux-de-Fonds, ein städtisch gebauter Flecken und Hauptort des gleichnamigen, 20461 E. zählenden Bezirks im schweiz. Canton Neuenburg, zur Grafschaft Valendis (Valengin) gehörig, an der franz. Grenze, $2^7/_8$ St. im NW. von Neuenburg an der dorthin über Locle (s. d.) führenden Eisenbahn, in 3071 F. Seehöhe, in einem ein-

förmigen, wasserarmen, rauhen und für den Ackerbau wenig geeigneten Thale des Jura gelegen, hat eine schöne neue Kirche, eine Realschule, ein prachtvolles Spital, ein Institut für arme Mädchen, ein Theater und ein Casino und ist der Hauptfabrikations-, Stapel- und Handelsplatz der schweiz. Uhrenindustrie, beschäftigt aber auch viele Hände mit Verfertigung von Galanterie- und Bijouteriewaaren, von mathem., physik. und musikalischen Instrumenten. Daneben wird Spitzenklöppelei und Bierbrauerei betrieben. Es herrscht in dem wohlhabenden Orte die äußerste Theilung der Arbeit. Die Uhrmacherei beschäftigt 12000 Arbeiter, das Graviren 500, die Bijouterie 430 Personen, die jährlich 9—10 Mill. Frs. Arbeitslohn erhalten. 1851 lieferte der Ort allein 83684 Uhren, und 1852 wurden 107306 goldene und 142510 silberne Uhren gestempelt, von denen drei Viertel im Canton Neuenburg gefertigt waren. Der Ort bestand vor 300 J. aus sieben Häusern, brannte 1794 ab, zählte 1834 erst 6500, 1850 bereits 12638 und 1860 schon 16778 E. (darunter 2303 Katholiken) in 1057 Wohnhäusern.

Lachen nennt man eine laute, mit einem schnellen Geräusch verbundene kräftige Exspiration (Ausathmung), welche durch schnell aufeinanderfolgende Pausen in eine Reihe von Stößen zerlegt wird. Charakteristisch an demselben ist vor allem die öftere Unterbrechung der Exspiration, die, wie es scheint, durch die plötzlich eintretende Hemmung der Erschlaffung des Zwerchfells herbeigeführt wird. Mit diesen Lachbewegungen ist zugleich die bekannte Aenderung der Gesichtszüge verbunden, die, wenn sie in mäßigem Grade allein (ohne die Exspiration) auftritt, Lächeln genannt wird. Das natürliche, ungezwungene L. wird durch Reflexthätigkeit hervorgebracht, d. h. es ist eine unwillkürliche Handlung, durch einen besondern Reiz bewirkt. Der lachenerregende Reiz ist entweder psychisch (die Vorstellung von etwas Lachenerregendem), oder körperlich, durch Kitzel (s. d.) der Haut. Auf der Vorstellung von etwas Lächerlichem (Heiterm, Komischem) beruht z. B. die Ansteckung des L.; man lacht mit Lachenden, ohne zu wissen warum. Nur durch willkürlichen raschen Wechsel der Vorstellungen oder durch große Anstrengung des Willens kann man das L. beherrschen. Unbändiges, ausgelassenes L. kann sich der Herrschaft des Willens wenigstens auf kurze Zeit entziehen, sodaß es krampfhaft wird. Bei dem als Lachkrampf bezeichneten Zustand, der, wie der Weinkrampf, besonders häufig Hysterische befällt, führt der Körper die Lachbewegungen aus, ohne daß dem Lachenden dabei lustig zu Muthe ist.

Lächerlich. Das Lachen, insofern es nicht durch krankhaften Lachkrampf bedingt ist, ist ein inneres Freudegefühl. Wir fühlen uns dem verlachten Gegenstand überlegen. Dies ist auch der Grund, warum für den einen Menschen ein Gegenstand lächerlich, d. h. lachenerregend sein kann, der für einen andern vielleicht ganz gleichgültig, vielleicht sogar ernst und erhaben ist. Der Ungebildete wird sich schon da auf seine geistige Ueberlegenheit etwas zugute thun und also lachen, wo der Gebildete sich diese Ueberlegenheit gar nicht erst zum Bewußtsein bringt, weil sich diese für ihn ganz von selbst versteht. Umgekehrt aber wird der Gebildete viele Dinge in ihrer innern Nichtigkeit durchschauen und also verlachen und verspotten, die der Ungebildete als über seine Fassungskraft hinausgehend anstaunt und bewundert. Daher hat man mit Recht gesagt, daß der Mensch durch nichts besser seinen Bildungsgrad bezeichne als durch das, was er lächerlich findet. Der Ungebildete lacht über einen Hanswurst, an dem der Gebildete gleichgültig, vielleicht sogar ärgerlich vorübergeht, und der Gebildete lacht über einen Witz oder über eine Charaktereigenthümlichkeit, für deren Auffassung der Ungebildete gar kein Organ hat. Das Lachenerregende oder das Lächerliche heißt in der Kunstsprache der Aesthetik das Komische. (S. Komisch.) Es ist daher klar, warum man zwischen einer höhern und niedern oder, was dasselbe sagt, zwischen einer feinern und derbern Komik unterscheidet. Beide Arten der Komik gehen auf Gelächter aus; nur wenden sie sich an verschiedene Bildungskreise.

Lachĕsis, s. Parzen.

Lachmann (Karl), berühmter Kritiker und Philolog, geb. 4. März 1793 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann seit 1809 erst ein Semester zu Leipzig unter Hermann, dann in Göttingen philol., sowie unter Benecke altdeutschen Studien. Nachdem er einige Zeit in Braunschweig privatisirt, habilitirte er sich 1815 in Göttingen, wo er seine Ausgabe des Properz vollendete (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1829). Doch verließ er diese Stellung und wohnte als freiwilliger Jäger in preuß. Diensten dem Feldzuge von 1815 bei. Zu Ostern 1816 wurde er Collaborator an dem Werderschen Gymnasium in Berlin und habilitirte sich an der dortigen Universität mit der Abhandlung «Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth» (Berl. 1816). Ein Jahr später erfolgte seine Ernennung zum Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg, 1818 zum außerord. Professor an der dortigen Universität. Nach einer Reise nach Wolfenbüttel, Kassel, München und St.-Gallen wandte sich

L. im Sommer 1824 wieder nach Berlin, wo er Ostern 1825 eine außerord., 1827 eine ord. Professur erhielt und 1830 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Die Universität zu Göttingen ertheilte ihm bei ihrer Jubelfeier 1837 die theol. und die jurist. Doctorwürde. Er starb zu Berlin 13. März 1851. L. hat sich ebenso wol um die classische wie um die altdeutsche Philologie die größten Verdienste erworben. Insbesondere ist es die strenge methodische Kritik, durch die sich seine Leistungen auf beiden Gebieten auszeichnen. Musterhaft sind in dieser Beziehung namentlich seine Untersuchungen über das Nibelungenlied («Zu den Nibelungen und zur Klage», Berl. 1836) und über Homer («Betrachtungen über die Ilias», mit Zusätzen von Haupt, Berl. 1847). Doch fanden beide Schriften keineswegs unbedingten Beifall, und besonders die Nibelungenlieder-Theorie L.'s ist durch die neuern Untersuchungen von Holtzmann, Uhland, Bartsch u. a. stark erschüttert worden. In seiner Ausgabe des Neuen Testaments (Berl. 1831; 3. Aufl. 1846) und der großen Ausgabe des Neuen Testaments mit der Vulgata (2 Bde., Berl. 1846 u. 1850) erstrebte K. die Herstellung des Textes, wie er namentlich in der orient. Kirche im 3. und 4. Jahrh. überliefert worden. Der classischen Philologie gehören an: die metrischen Untersuchungen «De choreis systematis tragicorum Graecorum libri quatuor» (Berl. 1819) und «De mensura tragoediarum» (Berl. 1822), die Ausgaben des Catull (Berl. 1829), des Tibull (Berl. 1829), des Genesius (Bonn 1834), des Terentianus Maurus (Berl. 1836), des Babrius (Berl. 1845), des Avianus (Berl. 1845) und des Lucrez (Berl. 1850) sowie die für die Literatur des röm. Rechts wichtigen Ausgaben des Gajus (Bonn 1841 und Berl. 1842) und der röm. Agrimensoren (2 Bde., Berl. 1848—52) und die Abhandlungen über Dositheus (Berl. 1837) und über Ulpian im neunten Bande von Savigny's «Zeitschrift». Auf dem Gebiete des Altdeutschen veröffentlichte er: «Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh.» (Berl. 1820); «Specimina linguae Francicae» (Berl. 1825); die Ausgaben des «Nibelungenlieds und der Klage» (Berl. 1826; 3. Aufl., vollendet von Haupt, 1851), Walther's von der Vogelweide (Berl. 1827; 4. Aufl. von Haupt, 1864); die mit G. F. Benecke besorgte Ausgabe von Hartmann's «Iwein» (Berl. 1827; 2. Aufl. 1843); die Ausgaben von Wolfram von Eschenbach (Berl. 1833), von Hartmann's «Gregor» (Berl. 1838), von Ulrich von Lichtenstein (Berl. 1841) sowie die Abhandlungen «Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» (1829), «Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst» (1831), «Ueber das Hildebrandslied» (1833), «Ueber Singen und Sagen» (1833) und «Ueber den Eingang des Parcival» (1835), deren erste im «Rheinischen Museum», die übrigen in den «Abhandlungen» der berliner Akademie erschienen sind. Außerdem sind seine Uebersetzungen von Shakspeare's «Sonetten» (Berl. 1820) und «Macbeth» (Berl. 1829) und seine treffliche kritische Ausgabe von Lessing's «Sämmtlichen Schriften» (13 Bde., Berl. 1838—40) sowie die Ausgabe von Klenze's «Philol. Abhandlungen» (Berl. 1839) zu erwähnen. Vgl. Hertz, «Karl L., eine Biographie» (Berl. 1851).

Lachner (Franz), einer der bedeutendern Tonsetzer unsers Jahrhunderts, geb. 2. April 1804 zu Rain, einem Städtchen im Königreich Baiern, erhielt von seinem Vater, einem Organisten daselbst, den ersten Klavier-, Orgel- und Generalbaßunterricht. Mit 12 J. kam er auf das Gymnasium zu Neuburg an der Donau, wo er von Eisenhofer theoretisch unterwiesen wurde, und ging dann 1822, mit dem feststehenden Entschluß, sich gänzlich der Musik zu widmen, nach München. Diese Stadt verließ er jedoch noch im Verlaufe des Jahres und wandte sich nach Wien, wo er unter Abbé Stadler's und Simon Sechter's Leitung in der höhern Composition fleißige Studien betrieb, sich auch bald durch tüchtiges Klavier- und Orgelspiel sowie durch gelungene Tondichtungen bekannt machte und die Organistenstelle an der evang. Kirche erhielt. Diese gab er 1826 wieder auf, weil er als Kapellmeister an das Kärntner-Thortheater kam, und hier wirkte er mit Auszeichnung, nebenbei auch durch die Gründung der philharmonischen Concerte sich verdient machend. 1834 wurde er als Kapellmeister nach Manheim berufen, dann 1836 als Hofkapellmeister nach München. 1852 zum königl. bair. General-Musikdirector befördert, hat er durch seine Dirigententhätigkeit auf den musikalischen Geschmack in München entschieden veredelnd eingewirkt. Als Componist huldigt L. mit klar bewußter und gediegener Kraft der classischen Richtung unserer großen Meister Haydn, Mozart und Beethoven. Von seinen sehr zahlreichen Arbeiten haben den meisten Ruf die acht Symphonien (deren fünfte, die «Sinfonia appassionata», in Wien den ersten Preis erhielt), die vier Orchestersuiten (Erzeugnisse erst der spätern Jahre, in denen aber noch unverminderte Erfindungsfrische waltet), die einstimmigen Lieder und die größern Männerchor-Compositionen: Sturmesmythe, Schlachtgesang, Kriegers Gebet, der 100. Psalm. Außerdem lieferte er das Oratorium «Moses», die Cantate «Die vier Menschen-

alter», zwei Messen und zahlreiche andere Kirchensachen; die Opern «Alidia», «Die Bürgschaft», «Catarina Cornaro» (sein erfolgreichstes Bühnenwerk) und «Der Guß des Perseus» (Benvenuto Cellini); Streichquartette, Klaviertrios und Sonaten, Musik zu «König Oedipus» von Sophokles u. s. w. — Ignaz L., Bruder des vorigen, geb. zu Rain 11. Sept. 1807, wurde mit 15 J., nachdem er bei seinem Vater und als Gymnasiast in Augsburg fleißig Musik getrieben, als Violinspieler am Isarthor-Theater in München angestellt, ging dann nach vier Jahren zu seinem Bruder Franz nach Wien und wurde hier von diesem in der Composition unterwiesen, sowie er auch bald dessen Organistenstelle an der dortigen evang. Kirche erhielt. Später wurde er neben seinem Bruder auch Kapellmeister am Kärntnerthor-Theater, bis er 1831 als Hofmusikdirector nach Stuttgart ging. Diese Stelle vertauschte er nach Verlauf einiger Jahre mit einer gleichen in München, ging aber 1853 als Kapellmeister an das Stadttheater von Hamburg. Nach einigen Jahren nahm er einen Ruf als Kapellmeister nach Stockholm an, und seit etwa 1860 wirkt er in gleicher Eigenschaft am Stadttheater in Frankfurt a. M. L. erfreut sich als Dirigent und Lehrer der Composition des besten Rufs. Als fleißiger Componist hat er besonders im Liede ein glückliches Gebiet gefunden; doch enthalten auch seine Instrumental- und Klaviersachen und die Opern «Der Geisterthurm» und die «Die Regenbrüder» viel Tüchtiges. — Vincenz L., der jüngste Bruder der vorigen, geb. 19. Juli 1811 zu Rain, wurde, wie alle seine Brüder, vom Vater musikalisch unterrichtet, war aber ursprünglich zum Schulmann bestimmt und nahm auch mit 17 J. eine Hauslehrerstelle bei einer Familie in Preußisch-Polen an. Hier jedoch wurde der Entschluß in ihm reif, der Musik als Lebensberuf fortan sich zu ergeben, und so warf er sich mit allem Eifer neben dem Praktischen auch auf das Theoretische der Kunst und ging dann nach Wien. Es wurde ihm hier seines Bruders Ignaz Stelle an der evang. Kirche bei dessen Abberufung nach Stuttgart übertragen, und als Franz von Manheim nach München übersiedelte, übernahm er dessen Kapellmeisterposten in Manheim, wo er seitdem wirkte. Von seinen Compositionen sind mehrere Ouverturen (darunter eine preisgekrönte Fest-Ouverture), ein Quartett für Klavier und Streichinstrumente (ebenfalls eine Preiscomposition), Musik zu Schiller's «Turandot» und zahlreiche Arbeiten für Männergesang zu nennen.

Lachs oder **Salm** (Salmo) ist eine sehr artenreiche, zumal über die nördl. Gegenden unserer Halbkugel vielverbreitete Gattung von Fischen aus der Abtheilung der Bauchweichflosser. Der Leib ist gefleckt, die Oberkieferknochen bilden mit dem Zwischenkiefer zusammen den Mundrand; über der Afterflosse steht eine Fettflosse, und die Kiemenhaut hat zehn oder mehr Strahlen. Es sind Süßwasser- und Meerfische. Die meisten Arten sind kräftig, sehr lebhaft und schwimmen sehr schnell und geschickt. Sie sind mit kräftigen Zähnen reichlich versehen und daher schwächern Wasserbewohnern gefährlich, ziemlich gefräßig, listig und vorsichtig und größtentheils durch wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnet. Der eigentlich sogenannte L. oder der große L. oder Salm (S. Salar) ist ein Seefisch, der in allen nördl. Meeren vorkommt und im Mai, um zu laichen, in Scharen aufwärts in die Flüsse (in Deutschland in den Rhein, die Elbe, Oder, Weser) zieht. Er steigt unermüdlich bis dahin hinauf, wo der Fluß flacher wird und kiesigen Grund hat, wobei er sich durch Hindernisse, wie Wehre und Wasserfälle, nicht abhalten läßt, sondern dieselben überspringt. An solchen Orten finden die Fischer hauptsächlich ihre Rechnung, und hier werden auch die sog. Lachs- oder Salmfänge angelegt. Der L. ist meistens 2—4 F. lang, selten länger, 15—25 Pfd. schwer, selten bis 40 Pfd. und nur in einzelnen Fällen bis 80 Pfd. schwer. Sein röthliches Fleisch ist zwar stets wohlschmeckend, doch hängt die Güte desselben vom Aufenthaltsorte und Futter ab. So ist in Deutschland der Rheinlachs stets geschätzter als der Elb- und Oderlachs. Er wird sowol frisch als auch geräuchert und marinirt verspeist. Besonders wichtig ist der Lachsfang für den Norden Europas; vorzüglich wird der Fang in Island, Norwegen und Schottland im großen betrieben. Der L. ist oben schwarzgrünlich, an den Seiten bläulich und unregelmäßig braun gefleckt, unten weißlich, und die untern Flossen sind gelblich. Die jährigen L. heißen Sälmlinge, die ausgewachsenen und fetten werden Weißlachse, die magern und schlechten Graulachse, die im Meere gefangenen Rothlachse und die zur Laichzeit gefangenen Kupferlachse genannt. Bei alten Männchen steht der Unterkiefer hakig vor, und solche Exemplare bezeichnet man als Hakenlachse. Die Tungusen kleiden sich in gegerbte Lachshäute. Der grönländische L. (S. arcticus) macht nebst dem Seehundsfleische die Hauptnahrung der Grönländer aus. Die Forellen (s. d.) gehören ebenfalls dieser Gattung an. Der Stint und die Aesche, welche früher hierher gezählt wurden, sind jetzt davon in besondere Gattungen abgetrennt worden.

Lachter, **Berglachter**, heißt das gewöhnliche Längenmaß für Tiefen im Bergbau. Das-

selbe wird meist in 8 Achtel (Spann, Gräpel) zu 10 Lachterzoll à 10 Primen (Peinen) à 10 Secunden getheilt, in neuerer Zeit aber auch rein decimal in 10 F. (Lachterfuß) zu 10 Zoll à 10 Linien. In Preußen hält das L. 80 Zoll (= 2,09236 Meter), sodaß 1 Lachterzoll = 1 gewöhnlich preuß. Zoll; das alte schlesische L. (bis 1816) hatte 80 Breslauer Zoll = 1,92035 Meter. Im Königreich Sachsen enthält das L. genau 2 franz. Meter oder 7 Lachterfuß (bis 1830 hielt es 7 Dresdener F.), wird aber zehntheilig eingetheilt; das alte Freiberger L. hatte $3^1/_2$ Freiberger Ellen = 1,9425 Meter. In Hannover hält das oberharzische L. 6 F. 6 Zoll 10,445 Linien hannoverisch oder 1,91980 Meter. In Oesterreich gelten das L. von Idria (Krain) von 6 Idrianischen F. = 1,957 Meter; das L. von Joachimsthal (Böhmen) = 1,918, und das von Schemnitz (Ungarn) = 2,0215 Meter. In Baden ist seit 1831 die Ruthe von 10 F. (= 3 Meter) als Bergwerksmaß eingeführt.

Lack (Cheiranthus Dec.) ist der Name einer zur Familie der Kreuzblütler (Cruciferen) gehörenden Pflanzengattung, deren lange lineale Schoten durch den vorstehenden Rückennerven der Klappen vierkantig sind. Die Samen liegen in jedem Fache in einer einzigen Längenreihe, und die Narbe ist tief zweilappig, mit zurückgekrümmten Lappen. Der hierher gehörende gemeine L. oder Goldlack (Ch. cheiri), der an steinigen Stellen und alten Mauern im südlichen und hier und da auch im mittlern Europa wild wächst, ist eine wegen des angenehmen Geruchs der Blüten allgemein beliebte, ausdauernde, aber meist nur als zweijährig cultivirte Zierpflanze mit gelben Blüten, von der man auch Varietäten mit braunen und mit violetten Blüten, mit halbgefüllten und ganzgefüllten Blüten hat. Außerdem kommt noch der niedrige Busch- oder Zwerglack und der hohe Stangenlack vor. Der L. verlangt eine fette, schwere Erde, viel Wasser und wenig Sonne. Er läßt sich leicht durch Stecklinge vermehren, wozu man die schönsten und geradesten Zweige wählen muß. Diese werden am Grunde zerspalten und in Töpfe gesteckt, wo sie sich rasch bewurzeln.

Lack wird sehr oft, jedoch uneigentlich, als gleichbedeutend mit Firnis (s. d.) genommen, indem man von Weingeistlack, Dammarlack u. s. w. spricht. Im engern und gebräuchlichern Sinne versteht man darunter die Auflösungen von Harzen (namentlich Kopal, Bernstein, Asphalt) in einem trocknenden fetten Oele, mehr oder weniger verdünnt durch Terpentinöl, zum Ueberziehen von Blechwaaren, Papp- und Papiermaché-Gegenständen, Kutschen und andern Holzarbeiten, verschiedenem Eisenwerk u. s. w., um auf diesen Gegenständen glänzende, harte, der Nässe widerstehende und die natürliche Oberfläche verbergende Anstriche zu bilden. Völlig überflüssig und unbegründet gebraucht man dafür zuweilen den Ausdruck Lackfirnis, welcher vielmehr der Auflösung des L. (Lackharzes) in Weingeist zukommt. Das Lackharz, gemeinhin Gummilack genannt, ist der ursprünglich mit dem Namen L. bezeichnete Stoff, von welchem die Benennung im Laufe der Zeit auf die schon erwähnten fetten Firnisse überging, obschon diese durchaus von demselben nichts enthalten. Es schwitzt als milchiger Saft aus den jungen Zweigen mehrerer ostind. Bäume, wenn diese durch den Stich der darauf lebenden Lackschildlaus verletzt werden, erhärtet an der Luft und wird durch das Insekt selbst rothbraun gefärbt. Roh kommt es als Stocklack, zerkleinert und ausgesucht als Körnerlack, gereinigt und in Blätter geformt als Schellack (Schalenlack) in den Handel. Besonders in letzterer Gestalt wird es zu Firnissen, Kitten und zum Siegellack (ebenfalls oft schlechtweg L. genannt) verarbeitet. Das Lackiren (Ueberziehen der Gegenstände mit den eingangs bezeichneten Lacken), ein wichtiger Industriezweig, ist eine Erfindung der Chinesen oder Japanesen und wurde durch einen Augustinermönch, Namens Eustachius, aus Indien nach Rom gebracht, von wo aus es sich über Europa verbreitete. Der chinesische L. ist indeß keine durch Kunst bereitete Zusammensetzung, sondern ein harziger Saft, welcher aus dem Tsichon oder Lackbaum (Augia Chinensis) fließt und mit dem Oele aus den Früchten der Vernicia montana gemischt wird. Der japanesische L., welcher weit mehr geschätzt ist, wird durch Einschnitte aus dem Firnis-Sumach (Rhus vernix) gewonnen und mit dem Oele der Bignonia tomentosa versetzt. Die gemeinste Art der Lackirung ist die, wobei der L. mit der Farbe zugleich aufgetragen wird. Alle bessern Arbeiten bekommen zuerst Anstriche von in L. angeriebener Farbe und darüber wol 8—10 Lagen von reinem L. ohne Farbe, denen man durch Schleifen und Poliren Glätte und Glanz ertheilt. Lackfarben, kurzweg ebenfalls Lacke, werden trockene Farben genannt, welche aus verschiedenen vegetabilischen oder thierischen Farbestoffen, verbunden mit reiner Thonerde, feinem weißen Thon, Kreide, Zinnoxyd, überhaupt einer weißen, erdartigen Grundlage, bestehen. Zu den rothen Lackfarben gehört der Karmin, der Karminlack, der florentiner L. und Kugellack, der Krapplack; zu den gelben das Schüttgelb, der Kreuzbeerenlack u. a.; zu den blauen der Indiglack, das Neublau.

Lack, Lac bedeutet in Ostindien eine Geldsumme von 100000 Rupien. (S. Rupie.)

Lackmus, ein blauer Farbstoff, welcher gegenwärtig fast nur in Holland dadurch bereitet wird, daß man gewisse Flechten (besonders Lecanora tartarea Ach., früher auch Roccella tinctoria Dec. und R. fuciformis Ach.) mit einem Zusatze von kohlensaurem Kali und Ammoniak gären läßt und die infolge der Zersetzung erst roth und später blau werdende Masse mit Gips oder Kreide dergestalt verdickt, daß sie sich zu leichtzerreiblichen Würfeln gestalten und austrocknen läßt. Die Arten der Gattung Roccella, strauchartige Flechten mit rundlichen, knorpeligen, weißgrauen Zweigen, welche schildförmige Früchte an den Seiten tragen, wachsen namentlich an den Küsten des Mittelmeers, der Canarischen, Azorischen und Archipelinseln, auch an den Küsten von England und Schottland, überall nur an Klippen und Felsen, während die Lecanora auf der Erde hin und wieder, in ganz Europa, in großer Menge in Schweden, wo man sie im großen sammelt, vorkommt. Der L. enthält einen von Natur rothen, durch Verbindung mit Ammoniak blau werdenden, eigenthümlichen, chemisch sehr interessanten Farbestoff, das Azolitmin, das sich durch Wasser ausziehen und dann zur Färbung von Papier, Wäsche, Wein, Zuckerwaaren u. s. w. verwenden läßt. Da er durch die geringste Spur freier Säure roth gefärbt wird, so dienen Lackmustinctur und Lackmuspapier in der Chemie als Reagens auf freie Säure. Dem L. ganz nahe verwandt sind die Farbestoffe, welche man aus Flechten unter dem Namen Orseille (s. d.) auf den Canarien, in Südfrankreich u. s. w., unter dem Namen Persio oder Cudbear in England und Schottland verfertigt. Beide Substanzen werden zum Färben, besonders der Seide, häufig gebraucht. Der sogenannte L. in Fleckchen, Tournesollappen oder Bezetten, die man in Südfrankreich fabricirt, enthalten einen dem L. ähnlichen Farbestoff und sind Leinwandläppchen, die mit dem Safte von Crozophora tinctoria (s. d.) gefärbt und dann dem ammoniakalischen Dunste von faulendem Urin oder Pferdemist ausgesetzt worden.

Laclos (Pierre Ambroise François Choderlos de), franz. General und bekannter Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat mit 18 J. in das Geniecorps und erwarb sich bald durch mehrere militärische, publicistische und schöngeistige Schriften einen Namen. Eine beißende, unter dem Titel «Une épître à Margot» herausgegebene Satire gegen die Dubarry wäre ihm bald sehr gefährlich geworden. 1778 übertrug man ihm als geschicktem Geniekapitän die Erbauung des Forts auf der Insel Aix. Während dieser Beschäftigung schrieb er den zu seiner Zeit vielgelesenen Roman «Les liaisons dangereuses» (4 Bde., Par. und Amsterd. 1782 und öfter; deutsch, Frankf. 1798—99), welcher das sittliche Verderben seiner Zeit darstellte. Der Skandal, den dieses Buch erregte, war ungeheuer und zog dem Verfasser, der so tief im Schmuze des Jahrhunderts herumwühlen konnte, die Verachtung, besonders der Frauen zu. Beim Ausbruch der Revolution wurde L. Secretär des Herzogs von Orleans, für dessen Plane er wirkte, und mit dem er nach England ging. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich durch die Herausgabe eines Journals an der Revolution, trat 1792 als Maréchal-de-Camp in die Armee zurück und erhielt bald darauf das Gouvernement sämmtlicher franz. Besitzungen in Indien. Zu Anfang 1793 als Freund des Herzogs von Orleans verhaftet, erhielt er erst durch die Revolution vom 9. Thermidor die Freiheit wieder. Im Gefängnisse beschäftigte er sich eifrig mit den Kriegswissenschaften und erfand ein neues Geschütz. Längere Zeit verwaltete er nun mit Gewandtheit das Amt eines Generalsecretärs beim Hypothekenwesen, bis ihn der Erste Consul Bonaparte als Brigadegeneral in der Artillerie wieder anstellte. Er starb als solcher zu Tarent 5. Nov. 1803. Obgleich Verfasser des frechen Romans, war er doch ein guter Gatte und Vater.

Lacondamine (Charles Marie de), ausgezeichneter Naturforscher, geb. zu Paris 28. Jan. 1701, widmete sich anfangs dem Soldatenstande, nahm aber bald seinen Abschied, um den Wissenschaften zu leben. Da er sich aber mit allen Zweigen derselben zugleich beschäftigte, auch in den gesellschaftlichen Cirkeln von Paris eine Hauptrolle spielen wollte, erreichte er in der Literatur nicht die hohe Stellung, zu welcher ihn seine Talente sonst wol berechtigt hätten. Seine vorzüglichste Unternehmung ist eine Reise mit Bouguer und Godin 1736 nach Peru behufs der Meridianvermessung, über welche er in dem «Journal du voyage, fait par ordre du roi à l'équateur» (Par. 1751) berichtete. Die Reise war mit großen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden, denn um correspondirende Messungen anzustellen, sah sich L. gezwungen, wochenlang auf den höchsten Bergspitzen von Quito zu verweilen, wo zu dem Unwetter und der Kälte der Schneeregion nicht selten Nahrungsmangel sich gesellte, während die gemietheten Indianer entflohen oder die feindlich gesinnten Behörden die Fremden ihrem Schicksal überließen. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte L. nach Paris zurück. Er wurde 1760 Akademiker und

betrieb unter anderm mit vielem Eifer die Verbreitung der Blatternimpfung. Seine Wißbegierde, die nicht selten an Neugierde streifte, kostete ihm das Leben. Um eine neue, kühne Operationsmethode der Leistenbrüche kennen zu lernen, unterwarf er sich persönlich derselben und starb infolge davon 4. Febr. 1774. Unter seinen sehr verschiedenartigen Schriften sind die auf die Gradmessung bezüglichen von bleibender Wichtigkeit.

Lacordaire (Jean Baptiste Henri), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 12. Mai 1802 zu Recey-sur-Ourse, einem Dorfe im Depart. Côte-d'Or, studirte die Rechte zu Dijon und ging 1822 nach Paris, wo er mit Glanz als Advocat auftrat. Er bekannte sich damals entschieden zu antireligiösen Ansichten, und seine Freunde waren nicht wenig erstaunt, als sie vernahmen, daß er ins Seminar von St.-Sulpice eingetreten sei. 1827 zum Priester geweiht, war er 1830 Prediger am Collége Henri IV. und verband sich in dieser Stellung mit Lamennais und Montalembert zur Gründung des demokratisch-kathol. Journals «L'Avenir». Die Heftigkeit seiner Sprache und die Verwegenheit seiner Doctrinen führten ihn vor die Assisen, wo er sich selbst (Jan. 1831) vertheidigte und zu seiner Freisprechung noch lauten Beifall erlangte. Die von ihm und Montalembert eigenmächtig eröffnete Freischule veranlaßte einen neuen, bei der Pairskammer anhängig gemachten Proceß, der für beide berühmte Männer sehr glimpflich und glorreich ausging. Die weitern Triumphe der kath. Demokraten störte das berüchtigte Rundschreiben Gregor's XVI. vom 18. Sept. 1832 gegen den «Avenir». L. ging nach Rom und that Abbitte. Nach seiner Rückkehr nach Paris widmete er sich ganz der Kanzel. Er begann 1835 seine Vorträge in Notre-Dame, in denen er, unter dem Vorwande der Religion alles Mögliche berührend, von den Angelegenheiten und Stimmungen des Tages, von Nationalität und Freiheit, Politik und Industrie, Eisenbahnen und Napoleon sprach und solchen Anklang fand, daß binnen kurzem die Kathedrale die herbeiströmende Menge der Zuhörer kaum fassen konnte. Seine seltsamen Texte, die persönliche Gewalt seiner Rede und Mimik, das frische Andenken seiner stürmischen Erlebnisse, alles an ihm entsprach der unruhigen Gärung der Zeit und fesselte die Gemüther, sodaß L. der romantische Prediger des modischen Neukatholicismus wurde. Nachdem er 1842 im Kloster Bosco (in Piemont) als Dominicaner eingekleidet worden, erschien der neue Predigermönch mit geschorenem Haupt und in weißer Kutte abermals auf der Kanzel in Notre-Dame, dann nach der Revolution von 1848 sogar in der Constituirenden Nationalversammlung, in welche ihn die Wähler von Marseille abgeordnet hatten. Er nahm seinen Sitz unter der sog. Bergpartei, machte aber als Kammerredner kein Glück und gab schon nach dem 15. Mai seine Repräsentantenstelle auf. Eine 1853 in St.-Roch gehaltene Rede mit polit. Anspielungen hatte das einstweilige Verbot seines Predigens zur Folge, erwarb ihm aber die Gunst der Französischen Akademie, welche den Lobredner der Inquisition 1860 als Mitglied aufnahm. L. starb zu Sorrèze (Depart. Tarn) 21. Nov. 1862. Seine Predigten sind theilweise gesammelt erschienen: «Conférences de Notre-Dame de Paris» (3 Bde., Par. 1835—50). Auch hat man von ihm eine «Vie de Saint-Dominique» (Par. 1840; 3. Aufl. 1844), welche Schrift die Inquisition nicht sowol aus histor. als aus poetischen Gründen rechtfertigt und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Eine Sammlung seiner Werke (6 Bde., Par. 1858) hat L. selbst besorgt.

Lacretelle (Pierre Louis), der Aeltere genannt, berühmter franz. Schriftsteller, geb. 1751 zu Metz, wo sein Vater Advocat war, begann seine praktische Laufbahn als Advocat zu Nancy. 1778 ging er nach Paris, wo er Parlamentsadvocat wurde und zunächst als Mitredacteur des «Grand répertoire de jurisprudence» sich vortheilhaft bekannt machte. In diese Periode seines Lebens fallen: «Essai sur l'éloquence du barreau» (Par. 1779), «Mélanges de jurisprudence» (Par. 1779), «Éloge de Charles de St.-Maure, duc de Montausier» (1781) und der treffliche «Discours sur le préjugé des peines infamantes» (Par. 1784), dem 1786 die Französische Akademie den Monthyon'schen Preis zuerkannte. Ferner veröffentlichte er die «Mémoires sur le comte de Saunois» sowie mehrere Abhandlungen, welche sich theils in den «Oeuvres diverses, mélanges de philosophie et de littérature» (5 Bde., Par. 1802—7), theils in den «Fragments politiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1817) wiederfinden. Seit 1787 hatte L. als Freund und Vertrauter des Ministers Malesherbes an manchen Verbesserungen im Justizwesen Antheil, und mit Laharpe u. a. gab er den «Mercure» heraus. In der Revolution, die ihn nicht unvorbereitet traf, erklärte er sich sofort für die derselben zu Grunde liegenden Fortschrittsideen, doch nahm er niemals an den polit. Ausschweifungen theil. Als stellvertretender Deputirter in der Nationalversammlung, als Deputirter in der Gesetzgebenden Versammlung, als Mitglied der Nationaljury nach der Constitution vom Jahre III. sowie später als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers vertrat er stets das Recht und die vernünftige Freiheit. In das

Institut wurde er 1801 an Laharpe's Stelle gewählt. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, zog sich L. zurück. Nach der Restauration trat er auf die Seite der Opposition. Mit Ségur, Benj. Constant, Etienne und andern Freunden gab er den «Mercure de France» heraus und, als dieses Blatt wegen Censurdruck eingehen mußte, die «Minerve française», die später ebenfalls unterdrückt wurde. L. starb 5. Sept. 1824. Noch sind zu nennen seine «Portraits et tableaux», in denen sich meisterhafte Schilderungen Mirabeau's, Bonaparte's und Lafayette's finden; ferner die «Études sur la révolution française», die «Soirées avec Guillaume Lamoignon de Malesherbes» und der dramatische Roman «Malherbe, ou le fils naturel», unter dem er d'Alembert versteht. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Par. 1823—24) hatte er kurz vor seinem Tode begonnen.

Lacretelle (Jean Charles Dominique de), der Jüngere genannt, des vorigen Bruder und als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt, geb. zu Metz 3. Sept. 1766, kam kurz vor dem Ausbruche der Revolution nach Paris, wo er als Journalist thätig war. Zur Zeit der Gesetzgebenden Versammlung lebte er als Secretär des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt fast stets auf dem Gute Liancourt, bis seine Gönner und Freunde sich aus Frankreich flüchten mußten. Während der Schreckensperiode hatte sich L. zu Paris in einem Hôtel-garni versteckt und entging höchst wunderbar den Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten. Nicht im Stande, ein solches Leben voll Todesangst und Schrecken länger auszuhalten, suchte er eine Zuflucht in der großen Armee, die der Convent aushob. So wenig Sinn er auch für das Waffenhandwerk besaß, hielt er sich doch tapfer. Erst nach dem 9. Thermidor wandte er sich wieder nach Paris, wo er Journalartikel schrieb und die Salons der Madame Tallien besuchte. Am 13. Vendémiaire (1795) focht er auf seiten der gegen den Convent aufgestandenen Sectionen, die von Bonaparte geschlagen wurden. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, kam er erst nach dem 18. Brumaire (1799) wieder in Freiheit. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Mitgliede des Preßbureau, und im April 1810 wurde er kaiserl. Censor. 1812 erfolgte seine Ernennung zum Geschichtsprofessor an der Universität, nachdem er dieses Amt bereits seit 1809 als Adjunct versehen. Inzwischen war er auch 1811 in die Académie-Française erwählt worden. Als eifriger Anhänger des constitutionellen Systems wandte sich L., trotz aller Gunstbezeigungen von seiten Napoleon's, nach dessen Abdankung 1814 den Bourbons zu. Ludwig XVIII. ernannte ihn dafür im Oct. 1814 zum königl. Censor und verlieh ihm 1822 den Adel. Als Präsident der Akademie repräsentirte er dieselbe 1825 bei der Krönung Karl's X. Als der Minister Peyronnet 1827 den Kammern die berüchtigten Preßgesetzentwürfe vorlegte, veranlaßte L. die Akademie zu einer Vorstellung an beide Kammern, welche sich energisch gegen solche Beschränkung der Presse aussprach. Er trug hierdurch wesentlich dazu bei, daß die Regierung ihre Entwürfe zurückzog, erfuhr aber dafür den ganzen Zorn des Hofs und wurde des Censoramts entsetzt. Während der Juliregierung sah sich L. ziemlich vernachlässigt, weil er in seinen Schriften den Vater (Egalité) König Ludwig Philipp's hart mitgenommen hatte und überhaupt für einen Gegner der Orleans galt. Von Alter gebeugt, zog er sich 1848 nach Mâcon zurück, wo er 26. März 1855 starb. L. war ein Mann von milder Denkweise, feinem Geiste, lebhafter und eindringlicher Beredsamkeit, wie namentlich seine Vorträge als Akademiker wie als Professor bewiesen. Sein von Rabaud Saint-Etienne begonnener, durch ihn selbst vom zweiten Bande an fortgesetzter «Précis de l'histoire de la révolution française» (6 Bde., Par. 1808—12) erwarb ihm als Historiker zuerst einen geachteten Namen. Von seinen spätern histor. Schriften sind als die wichtigsten zu nennen: «Histoire de France pendant le 18me siècle» (6 Bde., Par. 1808—12); «Histoire de France pendant les guerres de la religion» (4 Bde., Par. 1814—16); «Histoire de la révolution française jusqu'au 18 Brumaire» (9 Bde., Par. 1821—26); «Histoire de France depuis la restauration» (4 Bde., Par. 1829—35); «Histoire de l'Assemblée constituante» (2 Bde., Par. 1844); «Histoire du Consulat et de l'Empire» (6 Bde., Par. 1845—46). Sehr interessant sind die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben: «Dix années d'épreuves pendant la révolution» (Par. 1842).

Lacroix (Paul), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Namen Bibliophile Jacob, geb. 27. Febr. 1806 in Paris, verdankt seinen Ruf einer langen Reihe von Romanen, die meist ihr Interesse von dem eingestreuten gelehrten Kleinkram erhalten, während einige blos auf Sittenschilderung angelegt sind. Unter seinen äußerst zahlreichen Schriften, von denen viele mehrmalige Auflagen erlebten, bilden jene Romane, historische und erdichtete, einen sehr ansehnlichen Gesammtbetrag von Bänden. Von den dramatischen Versuchen L.' sind etwa hervorzuheben: «La Maréchale d'Ancre», histor. Drama in Versen (1829), und eine Uebersetzung von Werner's

«24. Februar» (1849). Seinen Schriftstellernamen legte er sich bei, indem er eine Menge geschichtlicher und archäologisch-literarischer Arbeiten lieferte, darunter eine «Histoire du XVIe siècle en France» (Par. 1834) und das mit F. Séré herausgegebene Werk «Le moyen-âge et la Renaissance» (5 Bde., Par. 1847—52). Auch veröffentlichte er eine beträchtliche Anzahl Auctionskataloge für Bücherliebhaber und Kupferstichsammler, stiftete mit T. Thoré das «Bulletin de l'alliance des arts» (1842—48) und besorgte neue, mit erläuterndem Commentar versehene Ausgaben von Rabelais, von den «Cent nouvelles de Louis XI», von Lafontaine's «Contes et nouvelles» u. s. w. Auch arbeitete er für viele Zeitschriften und Sammelwerke, gab als Uebersetzer eine Auswahl aus P. Aretino's Werken und war, als Pseudonym Pierre Dufour, einer von den drei Verfassern der «Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde» (6 Bde., Par. 1851—52, mit Kupfern), die einige Zeit lang verboten blieb. L. ist seit 1855 Conservator an der Bibliothek des Arsenals. — Sein Bruder, Jules L., geb. 7. Mai 1809 zu Paris, ist ebenfalls Verfasser vieler Romane. Auch hat man von ihm einen Band Gedichte, «Les Pervenches» (1838), zwei Dramen in metrischer Form, eine wortgetreue Uebersetzung des Oedipus Tyrannos von Sophokles, der mit sorgsamer scenischer Anordnung 1858 aufgeführt wurde, und metrische Uebersetzungen von den Oden des Horaz und den Satiren des Persius und Juvenal.

Lacroix (Sylvestre François), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker der neuern Zeit, geb. zu Paris 1765, erhielt durch seines Lehrers Monge Empfehlung eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der Marineschule zu Rochefort; doch schon 1786 berief ihn Condorcet als seinen Suppleanten am Lyceum nach Paris zurück. Im nächsten Jahre erhielt er eine Lehrerstelle an der pariser Kriegsschule, und als diese 1788 einging, eine Professur an der Artillerieschule zu Besançon. Hierauf wurde er 1793 Examinator der Offiziere des Artilleriecorps, 1794 Bureauchef des Comité für Wiederherstellung des öffentlichen Unterrichts und Professor an der Normalschule, 1799 Professor an der Polytechnischen Schule, später Professor an der Universität und 1815 auch am Collége de France. 1821 legte er jedoch seine Aemter nieder, behielt aber eine Professur. Schon 1787 hatte er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhalten; 1789 wurde er Correspondent derselben und 1799 Mitglied des Instituts. Er starb 24. Mai 1843. L. hielt sich stets von der Politik fern und beschränkte sich auf die Wissenschaft, der er durch seine zahlreichen Arbeiten große Dienste leistete. Namentlich haben seine Lehrbücher viel zur Verbreitung und Erleichterung der mathem. Studien in Frankreich beigetragen, wie denn überhaupt sein größtes Verdienst in seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Lehrer besteht. Außer seinen zahlreichen «Mémoires» sind von seinen größern Werken zu nennen der «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl., 3 Bde., 1818; deutsch von Bethke, Berl. 1817) und dessen Fortsetzung, der «Traité des différences et des séries» (3 Bde., Par. 1800; 2. Aufl. 1810—19); ferner der «Cours des mathématiques» (9 Bde., Par. 1797—1816), dessen einzelne Bände viele Auflagen erlebten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

Lacrymae Christi, d. h. Thränen Christi, ist der Name des feinen und feurigen ital. Weins von dunkelrother Farbe, süßem, aber pikantem Geschmacke und angenehmem Geruche, welcher am Vesuv wächst. In den Handel kommt unter diesem Namen meist Wein von Pozzuoli, Ischia und Nola. Auch auf mehrern griech. Inseln wird eine ähnliche Art Wein gezogen. Ein solcher ist der Maderamalvasier von der Insel Candia und der Commanderiawein von Cypern.

Lactantius (Lucius Cölius Firmianus), ein berühmter Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., stammte aus Italien und lebte als Lehrer der Beredsamkeit in Nikomedien, bis ihm Konstantin d. Gr. die Unterweisung seines ältesten Sohnes übertrug. Er starb um 330. Seine zum Theil an Manichäismus streifenden Ansichten, die ihm sein Lehrer Arnobius von Sicca eingepflanzt hatte, sowie sein Chiliasmus schadeten dem Rufe seiner Orthodoxie. Aber wegen seiner reinen Sprachweise nannte man ihn den christl. Cicero, und seine Schriften wurden im Mittelalter viel gelesen und häufig nachgeahmt. Sein berühmtestes Werk sind die zu apologetischem Zwecke geschriebenen «Institutiones divinae» (herausg. von Davisius, Camb. 1718). Auch werden ihm mehrere Elegien zugeschrieben, unter andern das «Carmen de Phoenice», herausgegeben von Martini (Lüneb. 1825). Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke lieferten Bünemann (Lpz. 1739), Dufresnoy (2 Bde., Par. 1748) und Fritzsche in Gersdorf's «Bibliotheca patrum Latinorum» (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Lactūca, Pflanzengattung aus der 19. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen. Ihre vorzüglich über die gemäßigte und warme Zone der nördl. Halbkugel zerstreuten Arten sind der Mehrzahl nach zweijährige

oder ausdauernde Kräuter mit büschel- oder rosettenförmig gestellten Grundblättern, wenig beblättertem Stengel und trugdoldig oder rispig gruppirten, ziemlich kleinen Blütenkörbchen, welche einen walzigen oder eiförmig-walzigen, dachziegelschuppigen Hüllkelch, einen nackten Fruchtboden und lauter zungenförmige, meist schwefelgelbe, selten blaue oder lilafarbene Blüten besitzen. Die Früchtchen sind flachgedrückt, an den Seitenwänden der Länge nach gerippt, lang geschnäbelt und am Ende des Schnabels mit dem stehenbleibenden, weißen, haarigen Pappus (Kelch) versehen. Die in Deutschland wildwachsenden, eben nicht zahlreichen Arten werden im allgemeinen Lattich genannt. Unter denselben sind erwähnenswerth: der Giftlattich (L. virosa L.), eine stattliche, bis mannshoch werdende Staude mit fingerdickem, violett angelaufenem Stengel, länglichen, rothbraun gefleckten, unterseits an der Mittelrippe weichstacheligen, buchtig gezähnelten oder schrotsägeförmigen Blättern, walzigem Hüllkelch, gelben Blüten und schwarzbraunen, weißgeschnäbelten Früchten; der blaue Lattich (L. perennis L.), eine Staude mit fiederspaltigen Blättern und langgestielten, blauen Blütenkörbchen, und der wilde Salat (L. Scariola L.), eine auf Schutt, an Wegen vorkommende, gelbblühende Art mit senkrecht am Stengel angewachsenen Blättern, die man für die Stammpflanze des cultivirten Staudensalats oder gemeinen Salats (L. sativa L.) hält. Von dieser bekannten Culturpflanze sind im Laufe einer mehrtausendjährigen Cultur eine Unzahl von Spielarten und Sorten entstanden, welche sich in drei Hauptvarietäten vereinigen lassen: Schnittsalat, mit tiefeingeschnittenen, kräutergrün oder roth gefärbten, auseinanderstehenden Grundblättern; Bindsalat (Sommer-Endivie), mit ganzrandigen, langen, in einer halbgeschlossenen Rosette aufrecht stehenden, grünen oder rothen Blättern, und Kopfsalat, mit breiten, blasig aufgetriebenen, kopfförmig zusammengeschlossenen Grundblättern von verschiedener Textur, Form und Farbe. Letztgenannte Varietät wird bekanntlich allgemein angebaut. Den in Südeuropa, Süd- und Westdeutschland an felsigen Orten wachsenden blauen Lattich benutzen die Bauern des Nahegebiets auch als Salat, indem sie die im Frühling hervorsprießenden Blätterbüschel mit Schieferplatten bedecken, wodurch sie bleich und zart werden. Der vereinzelt in Mittel- und Süddeutschland, in Süd- und Westeuropa auf Schutt und an felsigen Orten vorkommende Giftlattich enthält einen betäubend riechenden Milchsaft von bitterm, dann brennendem Geschmack, welcher in kleinen Gaben als beruhigendes Mittel ärztlich angewendet wird, dagegen in großen Gaben Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Schlafsucht und Erbrechen bewirkt. Der eingetrocknete braune Milchsaft kommt unter dem Namen Lactucarium zu medic. Verwendung. Derselbe enthält drei eigenthümliche Stoffe (Lactucin, Lactucon und Lactucasäure), Harz, Wachs, Oxalsäure, Mannit, Eiweiß, Asparamid, eine nicht flüchtige und eine flüchtige, baldrianartig riechende Säure.

Ladak oder Ladakh, auch Mitteltibet, richtiger Westtibet genannt, früher ein besonderes Fürstenthum, jetzt die größte Provinz des unter brit. Oberherrlichkeit stehenden Reichs Kaschmir (s. d.) in Ostindien, vom chines. Tibet im SO., vom Himalaja im S., von Kleintibet oder Baltistan (s. d.) im W. begrenzt und durch das Karakorumgebirge im N. von Turkestan geschieden, hat ein Areal von 1415 Q.-M. und 125000 E. Das Land ist ein Theil vom Becken des obern Indus und eins der am höchsten gelegenen Gebiete der Erde. Es gibt hier 16—17000 F. hohe Ebenen, die fast vegetationslos sind. Die Höhen des Himalaja werden noch überragt von dem ihm parallellaufenden mächtigen Karakorum oder Mustagh, d. h. Eisgebirge. Das letztere Gebirge bildet die Hauptwasserscheide in diesem Theile Hochasiens und enthält in dem 26533 par. F. hohen Dapsang den zweithöchsten Gipfel der Erde. Auch im Innern wird das Land von vielen parallelen, in nordwestl. Richtung streifenden, aber auch sich kreuzenden Bergketten durchzogen, zwischen denen enge Thäler den einzigen urbaren Boden gewähren. Außer dem Indus, der als Sing-kha-bab die Mitte des ungastlichen Alpenlandes durchrauscht, geben der wilde Zanskar, der Dras, der mächtige Schajuk und mehrere andere beträchtliche, zum Theil fahrbare und goldführende Nebenflüsse hinreichende Bewässerung. Dazu kommen zahlreiche Seen, von denen viele brakiges Wasser enthalten. Heiße Quellen gibt es von 10—30° R. Die Gegensätze von Sommerhitze und Winterkälte sind sehr bedeutend. Schnee fällt selten, Regen fast gar nicht; der Himmel ist fast allezeit klar, die Luft ungemein trocken, sodaß nichts verfault, alles vertrocknet und in Staub zerfällt. Der Reichthum des Landes an Gold, Schwefel und Salz wird kaum benutzt, dagegen ist der im Schlamm mancher Seen sich findende Borax oder Tinkal nebst dem aus Großtibet herüberkommenden ein Hauptartikel der Ausfuhr. Die Pflanzenwelt ist schwach vertreten, Holz wenig vorhanden. Die gewöhnlichen Bäume sind die Thuja, die lombard. und die Schwarzpappel, mehrere Arten Weiden und Tamarisken. Man zieht Aprikosen (bis zu 13000 F. Höhe), Aepfel, auch Walnüsse, Maulbeeren und Trauben. Rhabarber wächst in Fülle,

Luzerne und andere Futterkräuter werden in Menge gebaut. Die Einwohner erzeugen durch sorgfältige Terrassencultur Weizen, Gerste und Buchweizen, Lein, Tabacl, Erbsen, Rüben, Zwiebeln u. s. w. Hausthiere sind Pferde, Yacks oder Grunzochsen, Kühe, Esel, Schafe, Kaschmirziegen und Hunde. Die Einwohner von L., Tibetaner mit Kaschmirern gemischt, zeigen sich arbeitsam, friedlich und gutmüthig, ehrlich und gastfrei, aber scheu, schmuzig, dem Trunke und der Geschlechtsliebe ergeben. Vielmännerei ist unter den niedern Klassen heimisch. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Fertigung dicker Wollgewebe und der nöthigsten Geräthe. Der Transithandel ist bedeutend, Shawlwolle der wichtigste Handelsartikel. Die Religion ist der Lamaismus, die Zahl der Priester, wie in Großtibet, eine große. Diese haben das Monopol des Handelsgewinns, und zwei Drittheile des Ackerbodens sind zur Unterhaltung der unthätigen Geistlichkeit bestimmt. Das Land zerfällt in die Districte Nubra, L., Zanskar, Ruktschu und Purik-Sura-Dras. Die Hauptstadt **Leh**, unweit nördlich vom Indus, in 10816 F. Seehöhe, von einer bethürmten Mauer umschlossen, zählt 4000 E., besteht aus einem Gewirre von engen Gassen und hat Häuser mit flachen Dächern und dürftiger Einrichtung. Die Buddhatempel sind unerheblich, der Palast des Maharadscha sehr einfach. Die Stadt hat Bedeutung als Hauptmarkt für die Shawlwolle, als Mittelort zwischen dem Pendschab und China, als Durchgangspunkt des großen Karavanenhandels von Kaschgar und Yarkand in Turfan, von Tibet und Rußland nach Kaschmir und Hindostan. Die ältere Geschichte L.s fällt mit der von Tibet zusammen, von dem es ursprünglich eine Provinz war. Als Tibet unter die Botmäßigkeit der Chinesen kam, behielt L. wahrscheinlich seine eigenen Fürsten. Im Anfang des 18. Jahrh. nahmen die Kalmücken Leh ein. Der Radscha floh nach Kaschmir und bat den dortigen Statthalter des Delhi-Kaisers Aureng-Zeyb um Hülfe. Dieser setzte den Fürsten wieder auf den Thron unter der Bedingung, daß er den Islam annehme. Aber schon des letztern Sohn und Nachfolger kehrte zum Buddhaismus zurück. Man sah in Delhi darüber hinweg, weil der Fürst jährlich einen Tribut übersandte, außer welchem derselbe auch noch an den chines. Statthalter von Gartok Lehnsabgaben zu entrichten hatte. Alle folgenden Herrscher von Kaschmir, Afghanen wie Sikhs, verlangten nun den ehemals nach Delhi entrichteten Zins. 1834 wurde das Land von den Sikhs erobert und kam später durch die Briten an Gholab-Sing. Vgl. Cunningham, «L., physical, statistical and historical» (Lond. 1854).

Ladanumharz, s. Cistrose.

Ladenberg (Philipp von), preuß. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1769 zu Magdeburg, wo sein Vater Kaufmann war, studirte 1786—89 in Halle die Rechte und Kameralwissenschaften und begann sodann seine Laufbahn im Staatsdienst. Als Kriegs- und Domänenrath 1795 in Ansbach angestellt, zeichnete er sich durch große Gewandtheit aus. 1806 wurde er zum Director der Kammer in Bialystock ernannt, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder und 1809 als Regierungsdirector nach Potsdam versetzt. 1810 berief ihn der König zum Director der Section für directe und indirecte Abgaben im Finanzministerium, 1817 zum Director der neuorganisirten Generalcontrole und 1820 des Schatzministeriums. In diesen Aemtern brachte er größere Einheit in die Verwaltung und legte den Grund zu der gegenwärtigen Ordnung im preuß. Etats-, Kassen- und Rechnungswesen. In Anerkennung seiner Verdienste erhob ihn der König bereits 1817 in den Adelstand. 1823 trat er als Chef-Präsident an die Spitze der Oberrechnungskammer, und noch in demselben Jahre erhielt er auch die Direction der Kron- und Fideicommißverwaltung. 1825 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath. Auch erhielt er die selbständige Leitung der Generalcontrole bis zur Aufhebung dieser Behörde 1826, nachdem durch seine ungemeine Thätigkeit der Zweck dieser Anstalt erreicht worden war. Hierauf wurde L. 1835 Chef der gesammten Domänen-, Forst- und Jagdverwaltung als einer selbständigen Abtheilung des Ministeriums des königl. Hauses und 1837 Geh. Staatsminister. Nachdem er 26. Nov. 1839 sein 50jähriges Dienstjubiläum begangen, nahm er 14. Nov. 1842 seine Entlassung und lebte seitdem im Kreise seiner Familie zu Berlin, wo er 11. Febr. 1847 starb. Zur Feier seines Jubiläums errichteten die Forstbeamten der preuß. Monarchie die Ladenberg'sche Stiftung, die zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten bestimmt ist, und deren Fonds L. durch einen ansehnlichen Beitrag aus seinem Privatvermögen erhöhte. — Adelbert von L., des vorigen Sohn, ein gleichfalls um den preuß. Staat sehr verdienter Beamter, geb. 18. Febr. 1798 zu Ansbach, trat, nachdem er 1815 seine Bildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin beendet, als Freiwilliger in das Gardedragoner-Regiment, welches er 1816 als Secondelieutenant wieder verließ, um zu Berlin, dann zu Göttingen und Heidelberg die Rechte und Kameralwissenschaften zu studiren. 1818 begann er als

Auscultator seine jurist. Beamtenlaufbahn, ging jedoch 1824 mit seiner Anstellung als Regierungsrath und Justitiar bei der kölner Regierung sowie als Bancocommissarius und Justitiarius bei dem dortigen Bancocontor in den Verwaltungsdienst. 1830 wurde er sodann zum Oberregierungsrath und Dirigenten der Finanzabtheilung bei der Regierung in Königsberg befördert und 1831 in gleicher Eigenschaft nach Merseburg versetzt. Seit 1834 wirkte er als Präsident der Regierung in Trier, und 1839 wurde er auf Wunsch des Ministers von Altenstein zum Director im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten berufen, zum Wirklichen Geh. Oberregierungsrath befördert und kurz darauf zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Nach Altenstein's Tode verwaltete L. dessen Ministerium vom 14. Mai bis 22. Oct. 1840, wo dasselbe an Eichhorn überging, unter welchem nun L. die Abtheilungen für die evang.-geistlichen, Unterrichts- und die Medicinalangelegenheiten dirigirte. Als Eichhorn 1848 sein Amt niedergelegt, blieb L. auch unter Graf Schwerin und Rodbertus in seiner Stellung, bis er nach dem Ausscheiden des letztern sich vom Juli bis Nov. 1848 der interimistischen Leitung des Ministeriums unterzog. Unter wiederholten Aufforderungen entschloß er sich endlich, 8. Nov. 1848 in das vom Grafen von Brandenburg neugebildete Ministerium definitiv einzutreten. Seiner Verwaltung gehörten an die Errichtung des Evangelischen Oberkirchenraths, die Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes und eines Medicinalgesetzes, die Einleitungen zu einer Reorganisation des Kunstwesens in allen seinen Theilen. Die Verwirklichung mancher seiner Absichten wurde durch seinen Rücktritt, zu dem er sich im Dec. 1850 in Rücksicht auf den allgemeinen Gang der Dinge bewogen fand, verhindert. L. wurde nun zum Chef-Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, in welcher Stellung er 15. Febr. 1855 starb. In seinen Amtsverhältnissen bewies er sich stets als einen Mann von großer Hingebung an den preuß. Staat. Auch war er ein entschiedener Vertreter wissenschaftlicher Interessen und ein kenntnißreicher Freund des Schönen in der Natur wie in der Kunst. Anonym veröffentlichte er eine «Uebersicht der preuß. und franz. Hypothekenverfassung» (Köln 1829) und «Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen» (3. Aufl., Köln 1842).

Ladiner, s. Romanisch.

Ladislaw, s. Wladislaw.

Ladogasee, der größte Landsee Europas, im nordwestl. Rußland zwischen den Gouvernements Petersburg, Olonez und dem Großfürstenthum Finland, ist bis 28 M. lang, durchschnittlich 15 M. breit und nimmt einen Flächenraum von 336,61 Q.-M. ein. Seine gewöhnliche Tiefe ist selten unter 70, seine größte beträgt 1155 F. Doch hat der See auch viele Untiefen, Klippen und Sandbänke, welche die Schiffahrt auf ihm, zumal bei den heftigen Wirbelwinden, die von seinen größtentheils steilen und felsigen Ufern herrühren, sehr gefahrvoll machen. Zur Erleichterung der Schiffahrt war die russ. Regierung seit Peter d. Gr. auf Kanalanlagen bedacht. 1718—34 legte man längs des südl. Seeufers von Schlüsselburg bis zur Mündung des Wolchow den Ladogakanal an, der 1766—1801 als Sjäßischer Kanal verlängert und unter Alexander I. 1802 durch den 7 M. langen Swirkanal fortgesetzt wurde. Der L. hat in seinem Südtheile viele Graswerder und Dünen, die unzähligen Robben zum Aufenthalte dienen. Auch ist der See reich an schmackhaften Fischen und ausgezeichnet durch Wasserfülle, indem er die Abflüsse des Saimasees (den Wuoxa), des Onega- (den Swir) und des Ilmensees (den 1000 F. breiten Wolchow) und noch gegen 70 andere weniger bedeutende Quellflüsse in sich aufnimmt, während er nur einen Abfluß hat, nämlich die bei Petersburg in den Finnischen Golf mündende Newa. Durch die erwähnten künstlichen Wasserstraßen und die damit zusammenhängenden Gewässer steht der L. mit dem Kaspischen Meere und dem Weißen Meere in Verbindung und ist also für die Schiffahrt des russ. Reichs von außerordentlicher Wichtigkeit.

Ladronen oder Diebsinseln nannte Magelhaens die am 6. März 1521 von ihm entdeckten Inseln im nordwestl. Theil des Großen Oceans, die nördlich von den Carolinen eine zwischen 13 und 20° nördl. Br. von N. nach S. gestreckte Reihe bilden. Sie wurden 1565 von den Spaniern in Besitz genommen und Marianas benannt und 1668 von diesen besetzt. Noch jetzt stehen sie als span. Colonie unter dem Generalgouverneur der Philippinen. Ihr Flächeninhalt beträgt im ganzen nur 19,59 Q.-M. und ihre Bevölkerung (1864) 5610 Seelen. Die Insel Guajan oder Guam hat 6,79 Q.-M. und 4809 E., Rota 3,48 Q.-M. und 335 E., Tinian nebst Aguijan 2,97 Q.-M. und 33 E., Seypan 3,4 Q.-M. und 433 E., während die übrigen Inseln (Farallon de Medinilla, Anatajan, Sarigan, Guguan, Almagan, Paragan, Agrigan u. s. w.) zusammen nur 2,95 Q.-M. umfassen und unbewohnt sind. Alle diese Inseln scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein. Die kleinern sind meist nur erloschene oder noch thätige

Vulkankegel, wogegen die größern südlichen eine flachere Gestalt haben. Die Bevölkerung wurde 1668 auf 100000 Seelen geschätzt. Padre Sanvitores will um jene Zeit in einem Jahre 50000 Personen getauft haben, und er erwähnt auf Guajan allein 180 Städte. Zahlreiche Gräber und Ruinen sprechen noch jetzt für eine ehemalige bedeutende Bevölkerung; die gewaltsamen Taufen brachten aber die Eingeborenen zu offener Empörung, bei deren rücksichtsloser Unterdrückung die Inseln förmlich verwüstet wurden. 1710 zählte man nur noch 3539, 1722 sogar nur 1936 Bewohner; seitdem hob sich ihre Zahl bis 1856 auf 9500 Seelen, aber in diesem letztern Jahr raffte eine Epidemie die Hälfte der Bewohner hinweg. Die Eingeborenen, Indios Chamorros genannt, haben große Aehnlichkeit mit den Tagalos und Bisayos der Philippinen und sind ein träges, verkommenes Volk; nur die Einwanderer von den Carolinen, die auf Seypan leben, bilden ein rüstiges Element. Das Klima ist angenehm, kühler als auf den Philippinen, doch im Aug. und Sept. sehr warm.

Ladung (Vorladung im Proceß), s. Citation.

Lady, von dem angelsächs. hlafdige, d. i. Brotherrin, war in alter Zeit Ehrentitel der Königinnen von England und später der Prinzessinnen von königl. Geblüt. Gegenwärtig kommt dieser Titel in Verbindung mit dem Namen den Frauen aller engl. Peers sowie der Baronets und Ritter und den Töchtern der Herzoge, Marquis und Grafen zu, die ihn auch nach der Verheirathung mit Bürgerlichen beibehalten.

Laeken, königl. Residenzschloß in der Nähe von Brüssel, mit sehenswerthen Gartenanlagen und reizender Aussicht über die belg. Hauptstadt und deren nördl. Umgegend, wurde 1782 auf Befehl und zum Aufenthalt der österr. Generalstatthalterin Marie Christine (Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) erbaut. Nach dem ersten Einfalle der Franzosen 1792 wollte man das Schloß in ein Spital verwandeln, aber der siegreiche Erzherzog Karl verhinderte dies, indem er das Schloß von seiner Tante erwarb. Nach 1794 verkaufte es der Erzherzog einem Chirurgen, von dem es 1803 für 499000 Frs. in den Besitz Napoleon's kam, der es zunächst seiner Gemahlin Josephine abtrat, aber 1812 wieder gegen das Elysée-Bourbon eintauschte. Er selbst bewohnte das Schloß 1811 kurze Zeit mit Marie Luise. Die Thatsache, daß er daselbst den Plan zum russ. Feldzuge entworfen, ist indeß nicht erwiesen. 1814 ward es zum Krongut geschlagen, und in dieser Eigenschaft pflegt es auch von der belg. Königsfamilie alljährlich einige Zeit bewohnt zu werden. Der Kirchhof zu L. enthält eine schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran, von deren Gemahl, dem Violinvirtuosen de Bériot, errichtet und von Wilh. Geefs gearbeitet. An der Stelle der uralten Dorfkirche, unter welcher die Reste der 1850 verstorbenen Königin Luise und 1865 die des Königs Leopold I. beigesetzt wurden, wird auf Staatskosten und in goth. Stile ein monumentales Kirchengebäude errichtet, das zur Familiengruft des königl. Hauses bestimmt ist.

Laërtes, der Sohn des Arkeisios und der Chalkomedusa, Gemahl der Antikleia, Vater des Odysseus (s. d.) und der Ktimene, wohnte der kalydonischen Jagd bei und nahm theil am Argonautenzuge. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja.

Lafare (Charles Auguste, Marquis de), ein geistreicher Dichter aus der Schule der Ninon de l'Enclos, die gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. in ihrem Hause einen ausgewählten Kreis eleganter Libertins versammelte, geb. 1644 im Schlosse Valgorge im Vivarais, diente als Kapitän in der Garde des Herzogs von Orleans, nachmaligen Regenten, und starb 1712. Er soll nach Voltaire erst in seinem 60. J. angefangen haben, Verse zu machen. Seine Gedichte bestehen aus kleinen Liedern und Epigrammen, die in ihrer kunstlosen Natürlichkeit einen gefälligen Eindruck auf heitere Leser machen. Auch übersetzte er, und zwar mit Geschmack und Kenntniß, mehrere Gedichte röm. Classiker ins Französische. Seine Gedichte sind gewöhnlich den Werken seines Freundes Chaulieu (s. d.) beigedruckt; einzeln wurden sie von Saint-Marc (Par. 1755) herausgegeben. Als prosaischer Schriftsteller machte er sich durch seine sehr freimüthigen «Mémoires et réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV» (Rotterd. 1715 und Amsterd. 1734) vortheilhaft bekannt.

Lafarge (Marie Cappelle, Madame), bekannt durch ihren Proceß, geb. 1816 zu Villers-Hellon in der Picardie, Tochter eines Obersten der Kaiserzeit, frühzeitig Waise, wurde bei einem ihrer Verwandten in Paris erzogen und 1838 an Herrn Lafarge, Hammerwerksbesitzer im Depart. Corrèze, den sie nicht liebte, verheirathet. Sie mußte sofort den Zerstreuungen des pariser Lebens entsagen und das einsame alte Herrenhaus Glandier beziehen. Die Geschäfte des Herrn L. gingen bald sehr schlecht, und das Vermögen der jungen Frau wurde angewandt, die Verluste des Mannes zu decken. Das Drama, welches Madame L. so bekannt machte, begann

Ende 1839. Auf einer Reise nach Paris im Monat Dec. aß Herr L. von dem Kuchen, den ihm seine Frau geschickt hatte, und fühlte Schmerzen von Vergiftung. Er kehrte nach Glandier zurück, kränkelte und starb 15. Jan. 1840. Madame L. wurde angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben. Der Assisenhof von Tulle machte die Sache anhängig, und gleichzeitig wurde die Angeklagte wegen Diamantendiebstahls vor das Zuchtpolizeigericht geladen. Ihr Erscheinen vor den Assisen verursachte gewaltiges Aufsehen, und die leidenschaftliche Neugierde, womit man den ganzen Verlauf dieses kläglichen Dramas verfolgte, kann mit Recht zu den merkwürdigsten skandalösen Begebenheiten unserer Zeit gezählt werden. Sogar bedeutende Wetten wurden eingegangen auf die muthmaßliche Freisprechung oder Verurtheilung der Angeklagten, die unter schwärmerisch gestimmten Frauen zahlreiche Sympathien fand und phantastisch-hitzigen jungen Leuten die romanhaftesten Leidenschaften einflößte. Die Assisen zu Tulle verurtheilten die L. zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Das Cassationsgesuch wurde auf Dupin's Antrag verworfen. Hinsichtlich des Diamantendiebstahls ließ die Gerichtsbehörde in Tulle von der Klage ab, weil das verhängte Strafurtheil viel stärker war und die kleinere Strafe mit in sich begriff. Madame L. trat ihre Strafe im Arbeitshause zu Montpellier an, schrieb daselbst ihre «Mémoires de Marie Cappelle, veuve L.» (4 Bde., 1840—42; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841) und bot alles auf, ihre Unschuld zu beweisen, an die trotz des Ausspruchs der Geschworenen viele Leute noch glaubten. Nach einer Gefangenschaft von fünf Jahren erhielt sie Erlaubniß, ins Kloster St.-Rémy zu gehen, und im Juni 1852 wurde sie ganz freigelassen, starb aber schon 7. Nov. desselben Jahres zu Ussat, wo sie gegen ein Brustübel die Bäder gebrauchte. Sie hat bis zu ihrem letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuert. Es sind von ihr Briefe und Aufsätze vorhanden, die sich durch tiefes Gefühl und prägnanten Stil in hohem Grade auszeichnen.

Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de), eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, geb. 1634, verfaßte mehrere Romane, die der Zeit nach als die ersten in Frankreich anzusehen sind, worin Begebenheiten und Charaktere naturgemäß entwickelt und treue Gemälde menschlicher Stimmungen und Leidenschaften aufgestellt werden. Ihr Vater, Aymar de Lavergne, der Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre war, gab ihr eine vortreffliche Erziehung; unter der Leitung von Ménage und Pet. Rapin lernte sie selbst die lat. Sprache. Früh wurde sie in die große Welt eingeführt und war eine Hauptzierde der Coterie im Hôtel Rambouillet, wo Akademiker, Schöngeister, Hofleute und Damen sich versammelten und über Gegenstände der Literatur sich besprachen. 1655 heirathete sie den Grafen François de Lafayette, und sehr bald war nun ihr Haus ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister. Am häufigsten sah sie Huet, Lafontaine, Ségrais und Ménage, und im innigsten Freundschaftsverhältnisse stand sie mit dem Herzoge Larochefoucauld, der nebst Ségrais sie auch mit kritischem Rath bei Abfassung ihrer Romane unterstützte, von denen mehrere zuerst unter Ségrais' und Larochefoucauld's Namen erschienen. Nachdem sie die letzten Jahre ihres Lebens in strengen Religionsübungen zugebracht, starb sie 1693. Ihre vorzüglichsten Romane sind: «Zaïde, histoire espagnole» (2 Bde., Par. 1670—71; am besten von Auger, 2 Bde., Par. 1814; neue Aufl. 1826) und «Histoire de Henriette d'Angleterre, roman historique» (Amsterd. 1720). Diesen zunächst stehen: «La princesse de Montpensier» (Par. 1660; neue Aufl., Par. 1804), «La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse» (4 Bde., Par. 1678; 2 Bde., Par. 1815) und die «Mémoires de la cour de France pour les années 1688—89» (Amsterd. 1731). Da man damals mit einem histor. Roman noch nicht den gegenwärtigen Begriff verband, sondern darin im histor. Stil und in der Sprache der prosaischen Wahrheit erdichtete Begebenheiten aufstellte, die man nach Gefallen mit wahren vermischte, so kann man auch bei diesen Romanen schwer bestimmen, welches die wirklichen Facta seien und wie viel Erdichtetes zur Ausschmückung eingemischt sein mag. In allen aber treten das Talent und der feingebildete Geist der Verfasserin hervor und machen sie zur anmuthigen Lektüre. Als «Oeuvres complètes» erschienen diese Romane mehrmals, am besten von Etienne und Jay, zusammengedruckt mit den Werken der Damen Tentin und Fontaines (5 Bde., Par. 1825).

Lafayette (Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de), franz. General und berühmter polit. Charakter, geb. 6. Sept. 1757 im Schlosse Chavagnac im Depart. Ober-Loire aus einem alten Geschlechte, verlor noch vor seiner Geburt den Vater in der Schlacht bei Minden und seine Mutter, als er sich zu Paris im Collége Duplessis befand. Schon durch letztere Erbe eines großen Vermögens, verheirathete er sich im Alter von 16 J. mit der Tochter des Herzogs von Noailles d'Ayen und verfolgte, in Unabhängigkeit vom Hofe, die militärische Laufbahn. Als der nordamerik. Befreiungskampf begann, dem er sich enthusiastisch zuwandte, begab

er sich 1777 trotz des Verbots des franz. Hofes und des Zornes seiner Familie nach Nordamerika, wo ihn der Congreß sofort zum Generalmajor ernannte. Bald gewann er auch durch seine Persönlichkeit und Ritterlichkeit die Freundschaft Washington's, der fortan auf den jungen Mann den mächtigsten Einfluß übte. Schon in dem ersten Gefechte zu Brandywine verwundete eine Kugel ihm den Schenkel. Kaum hergestellt, half er den Sieg bei Glocester erringen; dann führte er den Befehl über die Division von Virginien. Anfang 1778 wurde er als General der Nordarmee nach Canada geschickt; allein diese Expedition mislang aus Mangel an Mitteln. Diesen Unternehmungen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte, und die Einschiffung des Corps von Sullivan, als der combinirte Angriff gegen Rhode-Island durch den Rückzug der franz. Escadre gescheitert war. Auf die Nachricht von der Kriegserklärung zwischen Frankreich und England eilte L. in sein Vaterland zurück, um für den jungen Freistaat zu wirken. Er kam im Febr. 1779 zu Paris an und wurde vom Volke mit Jubel empfangen. Schon Anfang 1780 erschien er wieder zu Boston und kündigte die Ankunft des franz. Hülfscorps unter Rochambeau an. Der Congreß vertraute ihm nun die Vertheidigung des bedrohten Virginien. Mit einem geringen Corps gelang es ihm, dem Lord Cornwallis den Weg über Glocester und Williamsbourg abzuschneiden, sodaß Washington mit dem vereinigten amerik.-franz. Corps herbeieilen und den zu Yorktown eingeschlossenen engl. General 17. Oct. 1781 zur Capitulation zwingen konnte. L. ging wieder nach Europa zurück und hatte schon den span. Hof zur Kriegserklärung gegen England vermocht, als die zu Paris eingeleiteten Friedensunterhandlungen seine Bemühungen unnütz machten. Ein Jahr später, 1784, unternahm er eine dritte Reise nach Nordamerika, die einem Triumphzuge glich. Nach seiner Rückkehr besuchte er die Höfe zu Berlin und Wien und wurde von Friedrich d. Gr. und Joseph II. auf ausgezeichnete Weise aufgenommen.

Während seine freien polit. Grundsätze das Misfallen des franz. Hofes erregten, betheiligte sich L. mit Eifer an den Ereignissen, die 1789 die Verwandlung der alten Reichsstände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Auf seinen Antrag wurde 11. Juli die Verantwortlichkeit der Minister beschlossen. In den stürmischen Tagen vom 13. und 14. Juli präsidirte er der Versammlung, und am 15. wurde er Präsident der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris abschickte. Als Generalcommandant der bewaffneten Bürger gründete er sodann die Nationalgarde und gab derselben die dreifarbige Cocarde, von welcher er sagte, daß sie die Reise um die Welt machen werde. Wiewol es im Anfange der Revolution schien, als müßte L. das Schicksal Frankreichs auf seine Schultern nehmen, verscherzte er doch bald durch seine Mittelstellung das Vertrauen der beiden extremen Parteien. Er rettete 6. Oct. die königl. Familie in Versailles, sah sich aber doch von der Hofpartei, besonders von der Königin, gehaßt. Zugleich brach der Unwille derer hervor, die sein republikanisches Königthum mit Jury, Aufhebung des Erbadels und Volksvertretung nicht genügend fanden. Nach Annahme der Constitution von 1790 zog sich L. auf sein Landgut Lagrange zurück, bis er den Befehl über die Ardennenarmee erhielt, mit welcher er die ersten Siege bei Philippeville, Maubeuge und Florennes erkämpfte. Von Dumouriez und Collot d'Herbois verleumdet, überdies für die Sicherheit des Königs besorgt, erschien er im Juni 1792 vor der Nationalversammlung und faßte, als er die Oberhand der Jakobiner bemerkte, den Plan, die königl. Familie nach Compiègne in Sicherheit zu bringen. Der König wies aber diesen Schritt zurück, weil er die Ankunft des Herzogs von Braunschweig erwartete. Die Volkswuth richtete sich nun gegen den Hof und gegen L. zugleich, der selbst in Anklage versetzt, aber 8. Aug. freigesprochen wurde. Dennoch erklärte er sich gegen die Ausschweifungen vom Aug. 1792 und ließ am 15. die Abgesandten der Nationalversammlung zu Sedan verhaften. Da er jedoch einsah, daß ein Marsch gegen Paris die Verwirrung nur steigern würde, entzog er sich der über ihn ausgesprochenen Acht und entwich nach Flandern. Allein zu Rochefort wurde er von den Oesterreichern verhaftet und mit seinen Begleitern Latour-Maubourg, Alex. Lameth und Bureaux de Puzy nach Olmütz abgeführt, wo ihn nacheinander mehrere Anhänger vergeblich zu befreien suchten. Infolge der Verhandlungen zu Leoben wirkte endlich Bonaparte 1797 seine Befreiung aus. L. ließ sich in Hamburg nieder, wo er an Archenholz einen Freund fand, und kehrte erst nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. L. verleugnete gegen Bonaparte weder sein Mistrauen noch seine Grundsätze und verscherzte dadurch dessen Gunst für immer. Er lebte fortan auf seinem Landgute Lagrange, wo er sich dem Landbau widmete. Hier sah ihn auch nach dem Frieden von Amiens 1802 Fox, der sein Freund wurde. Während der ersten Restauration trat L. aus dieser Einsamkeit nicht hervor. In den Hundert Tagen ließ ihm Napoleon die Pairswürde antragen, die er ausschlug, während er die

Wahl in die Deputirtenkammer annahm. Nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich für die Grundsätze von 1789, setzte die Permanenz der Kammer durch, drang auf Napoleon's Abdankung und betheiligte sich an der Commission, welche den Verbündeten den Waffenstillstand antrug. Nach der gewaltsamen Schließung des Sitzungssaals vom 8. Juli lebte er wieder auf seinem Landgute, ohne sich an die Bourbons anzuschließen. 1818 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm, bis er durch die Wahlen von 1824 wieder ausgeschlossen wurde. Auf die von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Einladung unternahm er im Juli 1824 in Begleitung seines Sohnes nochmals die Reise nach Nordamerika, wo er von der Stadt Neuyork als der Gastfreund der Nation würdig empfangen wurde. Vgl. «Voyage du général L. aux États-Unis en 1824 et 1825» (4 Bde., Par. 1825) und seines Secretärs Levasseur «Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique en 1824—25» (Par. 1829). Nach seiner Rückkehr im Sept. 1825 ließ sich L. wieder in die Kammer wählen und stand bis zur Revolution von 1830 in der ersten Reihe der Opposition. Als 27. Juli die ersten Gerüchte von der Volksbewegung zu ihm drangen, eilte er nach Paris und verband sich mit den übrigen Deputirten zu gemeinsamen Schritten. Am 29. übernahm er das Commando der Pariser, welches bisher Dubourg geführt hatte, und zugleich den Oberbefehl über die Nationalgarden. Laffitte (s. d.) gewann ihn für die Wahl des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen. L. verlangte einen auf Volkssouveränetät gegründeten und mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron, und der Herzog von Orleans erklärte sich auch mit diesem, 31. Juli auf dem Stadthause entworfenen Programm einverstanden. Obschon die Umarbeitung der Charte keineswegs nach L.'s Wunsche ausfiel, entschloß er sich, nachdem er 26. Aug. zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reichs ernannt worden, den neuen Thron gegen die Republikaner zu schützen. In der Kammer stimmte er aber im Sinne der Bewegungspartei gegen das System der Doctrinaires. Als die Kammer das Generalcommando über die Nationalgarden aufzuheben beschloß, nahm er 27. Sept. seine Entlassung. Schmerzlich berührten ihn die Emeute vom 7. Juni 1832 und die Reaction, welche darauf folgte. L. starb 20. Mai 1834. Alle Parteien mußten gestehen, daß Frankreich, wenn auch nicht den erleuchtetsten, doch den rechtschaffensten Charakter verloren habe. Vgl. Regnault Warin, «Mémoires pour servir à la vie du général L., etc.» (2 Bde., Par. 1824), Sarrans, «L. et la révolution de 1830» (2 Bde.; 2. Aufl. 1832), «Mémoires, correspondance et manuscrits du général L.» (6 Bde., Par. 1836—37). — George Washington de L., Sohn des vorigen und Washington's Taufpathe, geb. 1779, trat in franz. Militärdienst und machte als Husarenoffizier und Grouchy's Adjutant die Feldzüge in Italien, Oesterreich, Preußen und Polen mit. Doch brachte er es nur bis zum Lieutenant wegen der Abneigung Napoleon's gegen den Vater. Seit 1815 fast beständig Mitglied der Deputirtenkammer, hielt er sich getreu in der Richtung der Linken, lebte bescheiden und still im Schatten des väterlichen Ruhms. Er starb im Dec. 1849. — Oscar, Marquis de L., des letztgenannten Sohn, geb. zu Paris 1816, studirte in der Polytechnischen Schule zu Paris und trat bei seinem Abgange von der Applicationsschule zu Metz in die Artillerie. In Algier, wo er sich bei mehrern Gefechten auszeichnete, wurde er zum Kapitän und Ritter der Ehrenlegion ernannt. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich in die Deputirtenkammer gewählt, gehörte er daselbst zur Linken. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er von Ledru-Rollin zum provisorischen Regierungscommissar im Seine- und Marne-Departement ernannt und Abgeordneter dieses Departements in der Constituante und in der Legislative, wo er mit den gemäßigten Republikanern stimmte. Nach Auflösung der Versammlung zog er sich ins Privatleben zurück. — Sein jüngerer Bruder, Edmond de L., geb. zu Chavagnac in dem Schlosse seines Großvaters, studirte die Rechte und vertrat nach dem Febr. 1848 das Depart. Ober-Loire in der Constituante. Er theilte die liberalen Grundsätze und Gesinnungen seiner Familie, fiel aber bei den Wahlen zur Legislativen durch. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben.

Laffette heißt das Gerüst, auf welches das Geschützrohr gelegt wird, um es laden und richten zu können. Der Verwendung nach gibt es Feld-, Belagerungs-, Festungs-, Schiffslaffetten; nach der Geschützart: Kanonen-, Bombenkanonen-, Haubitz-, Mörserlaffetten; auch werden sie nach dem Kaliber ihres Rohrs, nach ihrer Construction oder nach ihrem Erfinder benannt. Die L. muß dem Rohr eine feste Lage geben, Elevation und Seitenrichtung gestatten, Dauerhaftigkeit gegen Erschütterung und Witterungseinflüsse besitzen, widerstandsfähig gegen feindliche Geschosse, leicht zum Transport, lenkbar und beweglich sein. Die Haupttheile der L. sind die Wände (an den Blocklaffetten der Block), die Riegel, die Richtmaschine, die Achse und die Räder (Mörserlaffetten

haben keine); die Vorrichtung zum Auf- und Abprotzen, der Laffettenkasten und die Beschläge. In neuester Zeit wird als Laffettenmaterial statt des Holzes vielfach Guß- und Schmiedeeisen angewendet, zu den Achsen wird auch Gußstahl gebraucht, der aber schwerer ist.

Laffitte (Jacques), franz. Staatsmann und Bankier, geb. 24. Oct. 1767 zu Bayonne in niederm Stande, trat im Alter von 20 J. als Commis in die Dienste des reichen Bankiers Perregaux, der ihn 1805 zum Geschäftsnachfolger ernannte. Durch Fleiß und Geschick brachte L. sein Haus zu europ. Ruf und großem Wohlstande. Die Regierung ernannte ihn 1809 zum Regens der Bank von Frankreich, darauf zum Mitglied des Handelsgerichts und Präsidenten der Handelskammer. Im April 1814 erhob ihn die Provisorische Regierung zum Gouverneur der Bank. Zu dieser Zeit schlug er zur Abhülfe der Staatsnoth eine Nationalsubscription vor und zeichnete zuerst eine große Summe; aber niemand folgte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, legte Ludwig XVIII. 5 Mill. in L.'s Hände nieder, und nach der Schlacht von Waterloo vertraute ihm Napoleon einige Millionen, die er auch dem Kaiser erhielt, obwol der Hof oft genug die Hand danach ausstreckte. Um beim Rückzug der Armee hinter die Loire einem Angriff auf die Bankkasse vorzubeugen, gab L. dem Finanzminister 2 Mill. aus eigenen Mitteln. Schon während der Hundert Tage war L. in die Deputirtenkammer getreten; nach der zweiten Restauration wurde er wieder gewählt. Er gehörte zur Opposition, erhob sich gegen die polit. Fanatiker und ergriff besonders bei Finanzverhandlungen oft mit Erfolg das Wort. Bei den Wahlen von 1817 wurde er von allen 20 Sectionen in Paris zugleich gewählt. Der Hof, über L.'s Widerstand in der Kammer erbittert, gab 1819 das Gouvernement der Bank mit bedeutendem Gehalt an den Herzog von Gaëta, setzte aber 1822 L. zum Regens ein. Nachdem L. sich gegen die Intervention in Spanien ausgesprochen, unterstützte er das Ministerium Villèle in der Herabsetzung der Renten und verlor dadurch seine Popularität. In den «**Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit**» (Par. 1824) suchte er die Maßregel für Staat und Volk als nothwendig darzustellen. 1827, als das Ministerium Villèle den höchsten Grad von Unpopularität erreicht, erhob sich L. und forderte die Anklage der Minister. Damals schon sah er den Sturz der alten Bourbons voraus und warf seine Augen auf den Herzog von Orleans. Als endlich im Juli 1830 der Kampf losbrach, wurde sein Haus der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die sich der Bewegung anschlossen, und seine Privatkasse reichte die Mittel, um die Revolution zu vollenden. Ueberzeugt, daß mit Erklärung der Republik Frankreich in neue Zerrüttung verfallen müsse, ermunterte er seit dem 28. Juli den Herzog von Orleans, die Gelegenheit zu benutzen. Am 30. Juli wurde der Herzog auf L.'s Vorschlag zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Während sich bereits auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung entwickelte, bewog L. den Herzog von Orleans, auf dem Stadthause das sog. Programm der Julirevolution anzuerkennen, und das Schicksal Frankreichs war hiermit entschieden. Indessen führte der Julithron, an dessen Errichtung L. so wesentlich geholfen, den Ruin seines Gründers mit sich; L. verlor sein Vermögen, seinen Einfluß und die Popularität. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium und stieß hier sogleich mit den ihre Macht begründenden Doctrinaires zusammen. Am 3. Nov. 1830 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Cabinets, das jedoch zufolge seines conservativen Charakters die Unterstützung der Linken, mithin die Majorität der Kammer sehr bald verlor. Allseitig enttäuscht und unter den Emeuten und Intriguen der Parteien legte L. 13. März 1831 die Verwaltung nieder, und Périer trat ans Ruder. Auch forderten seine eigenen Angelegenheiten dringend diese Resignation. Beim Eintritt in das Ministerium genöthigt, sein Bankgeschäft aufzugeben, wurde hierdurch sein schon erschütterter Credit vollends zerrüttet. Von Gläubigern gedrängt, vom Hofe vergessen und verlassen, sah er sich genöthigt, seine Besitzthümer zu veräußern, um 50 Mill. Schulden zu decken. Durch eine Nationalsubscription wurde ihm jedoch sein Hotel in Paris erhalten. Noch 1831 trat er wieder als Deputirter von Paris in die Kammer und eröffnete eine scharfe Opposition. Die Täuschungen, die er erfahren, trieben ihn in die Reihen der Republikaner, weshalb er mehrmals seinen Sitz in der Kammer nicht behaupten konnte. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 in Form einer Gesellschaftsbank die Discontokasse, die auf die Vereinigung der kleinen Kapitalisten zur Concurrenz mit den großen berechnet war. Durch dieses Unternehmen in Stand gesetzt, erwarb er sich große Verdienste um die Gründung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen. Je mehr sich indeß Regierung und Kammern von den Grundsätzen der Julirevolution entfernten, um so freimüthiger, herber und anklagender erhob er seine Stimme. Zum großen Verdruß der Regierung wählte ihn die Kammer von 1843 zu ihrem Präsidenten. L. starb 26. Mai

1844 und hinterließ eine Tochter, die er in den Tagen seines Glücks mit dem Sohne des Marschalls Ney, dem Herzog von der Moskwa, verheirathet hatte. Vgl. «Souvenirs de Jacq. L., racontés par lui-même et puisés aux sources les plus authentiques» (Par. 1844).

Lafont (Charles Philippe), berühmter Violinspieler, geb. zu Paris 1. Dec. 1781, erhielt schon frühzeitig seinen Oheim Bertheaume zum Violinlehrer und ging mit diesem bereits 1792 auf eine Kunstreise nach Deutschland, wo seine Geschicklichkeit Bewunderung fand. Dann war er während mehrerer Jahre Rud. Kreutzer's Schüler im Violinspielen sowie Navoigille's und Berton's in der Composition. Seine letzte virtuose Ausbildung erhielt er unter Rode's Leitung. Inzwischen cultivirte er auch sein Gesangstalent und producirte sich in Concerten als Sänger. Nachdem er 1801 eine längere Kunstreise nach den Niederlanden unternommen, kehrte er nach Paris zurück und wirkte mit besonderm Beifall in den 1805 und 1806 von der Großen Oper und vom Théâtre-Olympique ausgehenden Concerten. Sodann begab er sich wieder auf Reisen, die ihn endlich nach Petersburg führten, wo er 1808 an Rode's Stelle erster Solo-Violinist des Kaisers Alexander wurde. Als solcher war er 1812 auch in Italien und traf in Mailand mit Paganini zusammen, mit dem er sich auf der Violine in einen Wettstreit einließ, in dem er vor dem gigantischen Techniker die Flagge streichen mußte. 1815 gab er seine Stelle in Petersburg auf und wandte sich wieder nach Paris, wo er als erster Violinist in die Kammermusik Ludwig's XVIII. eintrat und später den Titel eines ersten Accompagnateurs der Herzogin von Berri erhielt. 1831 besuchte er mit Henri Herz wiederholt einen Theil von Deutschland und machte dann in den folgenden Jahren noch verschiedene Kunstreisen, auf deren einer nach dem südl. Frankreich er seinen Tod finden sollte. Am 14. Aug. 1839 nämlich befand er sich mit seinem Gefährten Henri Herz auf der Fahrt von Bagnères de Bigorre nach Tarbes, als der Postwagen umschlug, wobei L. so arg zerquetscht wurde, daß er nach wenigen Minuten verschied. L.'s Spiel war weniger staunenerregend durch Bravour als einnehmend durch Sauberkeit und Grazie; auch seine Compositionen sind mehr ansprechend und dankbar als bedeutend und inhaltstief. Dieselben bestehen in Concerten, Phantasien, Variationen, Rondos u. s. w. für Violine, in brillanten Duos für Violine und Klavier (mit Herz, Kalkbrenner u. a. in Gemeinschaft gearbeitet) und in zahlreichen Romanzen, davon viele sehr beliebt wurden. Auch componirte er einige Opern, die aber in Vergessenheit gerathen sind.

Lafontaine (Jean de), Frankreichs größter Fabeldichter, geb. zu Château-Thierry in der Champagne 8. Juli 1621, lernte in der Jugend wenig und trat in seinem 19. J. in die Congregation des Oratoriums, die er aber nach 18 Monaten wieder verließ. Erst in seinem 22. J. wurde er durch das Anhören der Ode Malherbe's auf den Tod Heinrich's IV. zum Studium der classischen Dichter und zu eigenen poetischen Versuchen angetrieben. Sein erstes Auftreten mit einer Bearbeitung des «Eunuchus» von Terenz (1654) war nicht glücklich. Sein Vater freute sich über die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes, dachte aber doch darauf, ihm eine bürgerliche Stellung zu geben, übertrug ihm daher seinen Posten als Maître des eaux et forêts und verheirathete ihn. Nach einiger Zeit aber ließ L. Amt und Frau im Stich und ging auf Anregung der Herzogin von Bouillon, die eine Zeit lang in Château-Thierry gelebt hatte, nach Paris. Hier fand er Gönner, die ihn wie ein unmündiges Kind sein ganzes Leben hindurch leiteten und pflegten. Namentlich interessirte sich der Intendant Fouquet für ihn und gab ihm eine Pension. Als dieser bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel, zeigte sich L.'s Charakter im schönsten Lichte, indem er seine Verehrung für den Mann laut an den Tag legte. Nach Fouquet's Entfernung von Paris waren es Henriette von England, der große Condé, Conti, Vendôme u. a., welche sich eine Ehre daraus machten, L. nützlich zu sein. Doch alle ihre Freigebigkeiten schützten den sorglosen Dichter nicht vor täglichen Verlegenheiten, bis ihn Frau von Sablière in ihr Haus aufnahm und für alle seine Bedürfnisse sorgte. Nach ihrem Tode trat Hervart an ihre Stelle. Erst 1684 wurde L. in die Akademie aufgenommen. Er starb 13. April 1695. Seine Hauptwerke sind die «Contes» (zuerst 1665) und seine «Fables». Die eigenthümlichen Vorzüge L.'s bestehen weder im Besitze einer dichterischen Weltanschauung noch in der Erfindung, sondern in der Darstellung. Seine Fabeln sind dem Stoffe nach den Alten, die Erzählungen den ital. Novellisten und den altfranz. Fabliaux entlehnt; dagegen ist die Darstellung meisterhaft. Er hatte sich den Ton plastischer Natürlichkeit angeeignet, dessen hinreißende Lebendigkeit und Wahrheit nur der seiner Individualität eigenthümlichen Naivetät gelingen konnte. Durch Feinheit ausgezeichnet, gehen indessen seine Erzählungen über das erlaubte Maß von Schalkhaftigkeit und Muthwillen hinaus. Seine übrigen Gedichte sind von untergeordneterm Belange. Von den «Fables» erschienen die ersten sechs Bücher 1668, die folgenden fünf 1678 und das zwölfte

Buch 1694. Zu den besten unter den zahllosen spätern Ausgaben gehört die von Nodier (2 Bde., 4. Aufl., Par. 1839); die beste Ausgabe seiner «Oeuvres» besorgte Walckenaer (18 Bde., Par. 1819—20; neue Aufl., 6 Bde., 1822—23). Reich an vielen wichtigen Nachweisungen sind die von Robert herausgegebenen «Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et fables de L., rapprochées de celles de tous les auteurs» (2 Bde., Par. 1825).

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), einer der fruchtbarsten deutschen Romandichter, geb. 10. Oct. 1759 zu Braunschweig, wo sein Vater, ein geschickter Maler, lebte, besuchte die Schulen in Braunschweig und Schöningen und studirte in Helmstedt Theologie. Er wurde 1786 Hauslehrer in Halle, ging als Feldprediger 1792 mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem Baseler Frieden nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirte und 20. April 1831 starb. L. ist der hauptsächlichste Vertreter des empfindsamen Familienromans. Bei Abfassung seiner Werke war es ihm weniger um die Kunst zu thun, als um angenehme und rührende Unterhaltung. Eine lebhafte, obwol nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Plane, leichtgezeichnete und meist anziehende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und eine wackere Gesinnung, verbunden mit leichter und gewandter Darstellung, machten seine frühern Familiengemälde zur Lieblingslektüre seiner Zeitgenossen. Seine spätern Romane, in denen eine oft gezwungene Sentimentalität und die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Lagen die Kritik, insbesondere der romantischen Schule, gegen ihn aufriefen, entfremdeten ihm jedoch allmählich auch die Lesewelt. L. hat an 150 Bände geschrieben. In seinen spätern Erzeugnissen herrscht daher eine große Familienähnlichkeit, sodaß, wer einige derselben, besonders die ältern, z. B. den «Sonderling» (1792), «Quinctius Heymeran von Flamming» (1795) und «Die Familie von Halden» (1797), gelesen hat, die übrigen entbehren kann. Seine Individualität stand mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste, indem man an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Gesellschafter keine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit fand. Auch war seine Biederkeit von allen, die ihm näher standen, anerkannt. Durch seine Bearbeitung der Tragödien des Aeschylus mit Commentar (2 Bde., Halle 1822) suchte er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen, fiel aber mit seinen allzu gewagten Conjecturen einer scharfen Kritik in die Hände. Vgl. Gruber, «L.'s Leben und Wirken» (Halle 1833).

Lafuente (Modesto), ausgezeichneter span. Geschichtschreiber, geb. 1806 zu Rabanal de los Caballeros in der Provinz Palencia, war Professor und Bibliothekar zu Astorga, bis er 1837 zu Leon eine satirische Zeitschrift begründete. Mit letzterer übersiedelte er 1838 nach Madrid, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Mehrmals zum Deputirten und Vicepräsidenten der Cortes erwählt, zeichnete er sich in diesen als polit. Redner aus. Neuerdings wirkte er als Director der Escuela superior de diplomática und Präsident der Junta de los archivos y bibliotécas. Seinen literarischen Ruf in Spanien begründete L. zuerst als Journalist und Sittenschilderer. Die von ihm unter den Pseudonymen Fray Gerundio und Tirabeque herausgegebenen periodischen Werke: «Coleccion de capilladas y disciplinarzos de Fray Gerundio. Periódico satírico de política y costumbres» (16 Bde.), «Viage de Fray Gerundio por Francia, Belgica y Alemania» (2 Bde.), «Viage areostatico de Fray Gerundio y Tirabeque. Capricho gerundiano», «Teatro social del siglo XIX, por Fray Gerundio» (2 Bde.) und «Fray Gerundio. Revista europea» (4 Bde.), die sämmtlich zwischen 1844—50 erschienen, haben unter allen periodischen Schriften in Spanien die weiteste Verbreitung gefunden. Daneben sammelte er Jahrzehnte hindurch die Materialen zu dem Hauptwerke seines Lebens, der «Historia general de España» (Bd. 1—26, Madr. 1850—62), welches ihm in der Geschichte der nationalen Literatur seines Vaterlandes eine hervorragende Stellung gesichert und seinen Namen auch im Auslande bekannt gemacht hat. L. bekundet sich in diesem Werke als gründlicher und gewissenhafter Forscher wie auch als trefflicher Darsteller und Prosaist. — Ein anderer span. Geschichtschreiber desselben Namens, Miguel L. y Alcántara, wurde zu Archidona in der Provinz Malaga 10. Juli 1817 geboren. Derselbe trat nach beendeten Rechtsstudien in das Advocatencollegium von Granada und wurde 1846 zum Cortesdeputirten für Archidona erwählt. Seine als Historiker und Politiker bewiesenen Kenntnisse veranlaßten die Regierung, ihn zum Fiscal von Cuba zu ernennen. Aber bald nach seiner Ankunft in der Havana erkrankte er und starb im Aug. 1850. Sein Hauptwerk ist die «Historia de Granada» (4 Bde., Gran. 1843—48; 2 Bde., Par. 1851), worin er nach handschriftlichen Quellen und mit genauester Kenntniß der Oertlichkeiten die romantische Geschichte dieses Landes lebendig schildert. Außerdem schrieb er eine Abhandlung von der Jagd («Tratado de la caza»), ein Handbuch für die

Besucher Granadas («Libro del viajero en Granada») und eine akademische Antrittsrede «Condicion de algunas razas españolas y especialmente de la mozarabe» (1847).

Lager heißt die Gesammteinrichtung von Truppen zum Uebernachten oder längern Verweilen auf freiem Felde. Es gibt Friedens- (früher auch Lustlager genannt) und Feldlager. Diese sind entweder Marschlager auf wenige Tage oder Standlager auf längere Zeit. Der Einrichtung nach gibt es Zelt-, Hütten- und Freilager. (S. Biwak.) Die erstern, sonst Regel, sind jetzt im Felde abgekommen, weil der Troß durch die mitgeführten Zelte zu bedeutend vermehrt wird. Hüttenlager werden aufgeschlagen, wo irgend Zeit und Mittel vorhanden sind. Freilager oder Biwaks kommen bei der Schnelligkeit der jetzigen Kriegsoperationen am häufigsten vor. L. statt der Quartiere gewähren den Vortheil, daß die Truppen mehr in der Hand des Führers bleiben und leichter schlagfertig sind. Es ist dabei Sorge zu tragen 1) für einen guten Lagerplatz, 2) für die nöthigen Lagerbedürfnisse, 3) für den Lagerdienst. Der Lagerplatz wird in einem für das Gefecht günstigen Terrain gewählt, an sich trocken, wo möglich in geschützter Lage. Mit Rücksicht auf die Lagerbedürfnisse (Holz, Stroh, Wasser u. s. w.) bleibt man gern in der Nähe von Ortschaften; vor allem darf Wasser nicht zu entfernt sein. Der Lagerdienst bezweckt Ordnung und Sicherheit. Für letztere werden Lager- und Brandwachen aufgestellt, erstere vor, letztere hinter der Fronte. Größere Abtheilungen lagern in Colonne, kleinere können es auch in Linie thun. Verschanzte L., durch Feldwerke und andere Hindernißmittel gedeckt, kommen bereits in den ältesten Zeiten vor; die Römer verschanzten sogar jedes Marschlager und befestigten ihre Standlager. (S. Castrum.) Auch in spätern Kriegen kommen verschanzte L. viel vor, z. B. Wallenstein's bei Nürnberg u. s. w., im neuern Feldkriege sind sie jedoch seltener geworden, weil die Operationen sich gegenwärtig mit ungleich größerer Schnelligkeit folgen. Von strategischer Wichtigkeit können aber verschanzte L. werden, die man in Verbindung mit Festungen ersten Ranges als Hauptwaffenplätze für bedeutende Streitkräfte anlegt. Sie schützen ganze Landstriche und begünstigen Offensivoperationen.

Laghuat, El-Aghuat, Hauptort des Militärbezirks der Sahara-Oasen in der Provinz Algier der franz. Colonie Algerien und wichtigster Ort der algerischen Sahara. Er liegt in der gleichnamigen Oase südlich vom Dschebl-Amur am Nordrande der Sahara, 2400 pariser F. über dem Meere, ist auf den Abhängen zweier Felsenhügel und in dem zwischenliegenden Thale erbaut und von sehr schönen Fruchtgärten nnd ausgedehnten Dattelwäldern umgeben, während rings um die Oase flache Wüste sich ausbreitet. Der Werth der jährlichen Dattelernte wird auf 450000 Frs. geschätzt, und durch Bewässerung aus dem Ued-Mzi hat man etwa 1000 Hektaren Getreidefelder gewonnen. Am 4. Dec. 1852 von den Franzosen unter Pelissier nach blutigem Kampf erobert, hat sich L. seitdem bedeutend verschönert. Die Hauptstraßen sind mit Arcaden geschmückt, die Place Randon würde europ. Städten zur Zierde gereichen. Statt der alten befestigten Thürme wurden zwei Forts erbaut, wovon das eine, Buscaren, eine Kaserne für 400 Mann, ein Offiziershaus und Magazine enthält. L. hat 2400 E., darunter 2100 Eingeborene, Schulen für Knaben und Mädchen, Kirche, Postbureau, Gasthaus und ist ein bedeutender Marktplatz für alle benachbarten Stämme und Orte der Sahara.

Lago-Maggiore, deutsch Langensee, der berühmteste See Italiens und der tiefste Europas, bei den Römern Lacus Verbanus genannt, gehört größentheils dem Königreich Italien (Piemont und Lombardei), etwa zum fünften Theil als Locarnersee dem schweiz. Canton Tessin an. Der See liegt 209,8 Meter oder 645,8 F. über dem Meer und ist bis 2453 F. (797 Meter), nach andern 1465 F. tief, in seiner größten Ausdehnung von oberhalb Locarno bis Sesto-Calende 8½ M. lang, zwischen Laveno und Fariolo gegen 1½ M., im übrigen gewöhnlich nur ½, an manchen Stellen nur ¼ M. breit und umfaßt eine Wasserfläche von 3,7 Q.-M. Er wird vom Ticino oder Tessin (s. d.) durchströmt und nimmt über 20 Bäche auf, darunter im O. die Tresa, den Abfluß des Luganersees, sowie den Abfluß des Sees von Varese, und im W. die Toccia oder Tosa aus dem Thale von Domo d'Ossola, berühmt durch den Tosafall auf der Fruth, die prachtvollste und mächtigste Cascade im ganzen Alpengebirge, welche etwa 80 F. breit in drei Absätzen über eine schräge Felswand donnernd hinabstürzt. Vor der Mündungsbucht der Tosa, einem ovalen Busen, in dessen Hintergrund Fariolo oder Feriolo liegt, erheben sich südwestlich von dem freundlichen Städtchen Pallanza die berühmten Borromeischen Inseln (s. d.). Die Ufer des Sees gewähren den Anblick der höchsten romantischen Wildheit, gepaart mit der sanften Schönheit des südl. Himmels. Im N. und W. des Sees erheben sich hohe Granitgebirge, die sich nach S. und O. zu sanften Rebenhügeln in das frucht-

bare Thalgelände der lombard. Ebene abstufen. Auf den Höhen der grünbelaubten Hügel oder an ihrem Abhange liegen zahlreiche Villen, am Fuße ein Kranz von Dörfern, Flecken und Städtchen. Die Temperatur der krystallhellen, himmelblauen Fluten des Sees steht höher als die aller andern Alpengewässer, auch ist er weit weniger als die cisalpinischen Gewässer bedeutenden Anschwellungen unterworfen. Durch den Kanal Naviglio mit Mailand und durch die Tresa mit dem Luganersee verbunden, ist der L. zu jeder Zeit schiffbar. Er trägt Lasten von 650 Ctr., nur muß man die Zeit der ihn beherrschenden Winde, des Tevano und des Breva, genau wahrnehmen. Ersterer weht von N. nach S., fängt um 2 Uhr nachts an und endigt um 10 Uhr morgens, der andere dauert in entgegengesetzter Richtung von Mittag bis gegen Mitternacht. Gegenwärtig befahren ihn im Sommer acht Dampfboote. Durch Eisenbahn ist der See zugänglich im N. bei Locarno von Bellinzona her, im SW. bei Arona (s. d.) von Novara und im S. bei Sesto-Calende von Mailand her.

Lagos (Eko bei den Eingeborenen, Oni bei den Portugiesen), eine kleine Insel mit gleichnamiger Stadt am Golf von Benin (Afrika), unter 6° 28′ nördl. Br. und 3° 26′ östl. L. von Greenwich, liegt im südl. Theile der Cradu-Lagune, 1 deutsche M. von deren Ausfluß ins Meer. Die Barre dieses Ausflusses können die Schiffe nicht passiren, sie müssen auf der Rhede bleiben und durch Boote mit L. communiciren, was der starken Brandung auf der Barre wegen gefährlich ist. Da sich die Lagune innerhalb des Küstensaumes gegen O. bis zum Niger, gegen W. bis Porto-Novo fortsetzt, so ist der Verkehr von L. mit den benachbarten Gebieten sehr bequem, und daher hat es immer einen beträchtlichen Handel gehabt, indem es früher hauptsächlich Sklaven, jetzt Palmöl ausführt. Der Export repräsentirte 1864 einen Werth von 167000 Pfd. St., der Import von 121000, die öffentlichen Einkünfte und Ausgaben betrugen je 23000 Pfd. St. Die Stadt, am Ufer der Insel inmitten üppiger Baumvegetation gelegen, hat viele getünchte Häuser und eine geschäftige Bevölkerung. Eine Anzahl europ. Kaufleute, darunter Hamburger, sowie Consuln, Beamte und Missionare haben hier ihren Sitz. Von den letztern wurden mehrere Schulen eingerichtet. Als 1851 ein Insurgent Kosoko den König Akitoye vertrieben hatte und den engl. Kriegsschiffen zum Trotz den Sklavenhandel begünstigte, wurde L. von den Engländern beschossen und Akitoye wieder eingesetzt. Dieser und die andern Häuptlinge von L. verpflichteten sich, die Sklavenausfuhr aus ihrem Lande zu unterdrücken, die Menschenopfer abzuschaffen, Missionare zuzulassen. Auch wurde ein brit. Consul eingesetzt. 1855 starb Akitoye, und unter seinem schwachsinnigen Sohne Docemo riß bald die größte Unordnung ein. Dies veranlaßte die brit. Regierung, 1861 die Insel in Besitz zu nehmen. Am 6. Aug. unterzeichnete Docemo, der 1000 Pfd. St. jährliche Pension erhielt, den Abtretungsvertrag. 1862 unterwarf sich auch Kosoko und trat die östlich von L. am Meere gelegenen Städte Palma und Leckie gegen eine jährliche Pension von 400 Pfd. St. an England ab. 1863 erwarb dieses endlich die Stadt Badagry, die westlich von L. unter 2° 55′ östl. L. an der Lagune liegt und ein Hauptschlupfwinkel der Sklavenhändler gewesen war. Mit diesen Städten erhielt England das Protectorat über den ganzen Küstenstrich zwischen Badagry und Leckie, landeinwärts bis zur Lagune, und dieses Protectorat erstreckte sich bald auch über die benachbarten Binnenlandschaften Okeodan, Addo und Igbessa. Die Colonie steht unter einem Gouverneur und wird von einem Justizbeamten, einem Polizeibeamten und zwei Civil-Commandanten (in Badagry und Palma) verwaltet. Die Eingeborenen der Insel L., auf 40—80000 geschätzt, sind eine gemischte Rasse, denen der Goldküste ähnlich; nördlich von der Lagune wohnen vorwiegend Egbas. Das Klima ist, wie an der ganzen Küste von Guinea, Europäern gefährlich.

Lagrange (Jos. Louis), einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. 25. Jan. 1736 zu Turin, widmete sich anfangs der Philosophie, wendete sich aber sehr bald aus besonderer Neigung der Mathematik zu. Als Jüngling löste er die von Euler aufgestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die über das Princip der geringsten Bewegung. Kaum 19 J. alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, worauf er eine Reise nach Paris unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis in Betreff der Trabanten des Jupiter; gleichzeitig veröffentlichte er die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensysteme. Bald nachher folgte er dem Rufe Friedrich's d. Gr. als Director der Akademie an Euler's Stelle nach Berlin. Nach Friedrich's Tode ging er, von Mirabeau dazu veranlaßt, 1787 nach Paris. Doch eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und lähmte seinen Geist. Nur nach und nach arbeitete er sich wieder in seine Wissenschaft hinein. Die Nationalversammlung bestätigte ihm 1791 seinen Gehalt von 6000 Frs., auch wurde er später Mitglied der Belohnungscommission für nützliche

Erfindungen und im März 1792 Mitvorsteher der Münze, welches Amt er jedoch bald niederlegte. Zwar wurde das Edict vom 16. Oct. 1793, infolge dessen alle Ausländer aus Frankreich gewiesen werden sollten, auf ihn nicht angewendet; doch fortwährend war er in der Zeit der Schreckensregierung in Gefahr, ein Opfer wilder Pöbelwuth zu werden. Nachdem die Ruhe wiedergekehrt, wurde er Professor an der neuerrichteten Normal- sowie an der Polytechnischen Schule in Paris, dann erstes Mitglied des Instituts und Mitglied des Längenbureau. Wie die republikanische Regierung, so ehrte auch Bonaparte L.'s Geist und Verdienste und ernannte ihn zum Mitglied des Senats mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und zum Grafen. L. starb 10. April 1813 und wurde im Pantheon beigesetzt. Seine wichtigsten Werke sind: die «Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel» (Par. 1797; neue Aufl. 1813), worin die Differentialrechnung nicht wie früher auf den Begriff vom unendlich Kleinen basirt, sondern auf die einfache Analyse der endlichen Größen zurückgeführt ist; ferner der «Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés» (Par. 1798; 3. Aufl. 1826) und die «Mécanique analytique» (2 Bde., Par. 1788; neue, vom Verfasser sehr vermehrte, nach dessen Tode von Prony, Garnier und Binet besorgte Ausgabe, Par. 1811—15). Außerdem lieferte er eine große Zahl einzelner Abhandlungen, welche zum Theil von hoher Wichtigkeit sind. Seine nachgelassenen Manuscripte wurden 1815 von Carnot, dem damaligen Minister des Innern, angekauft und dem Institut übergeben.

La-Granja oder San-Ildefonso, ein berühmtes königl. Lustschloß mit einer gleichnamigen Villa (Stadt) von 1815 E., liegt in der span. Provinz Segovia an der Straße von Madrid nach Segovia, 7½ M. nördlich der erstern und 3½ St. im SO. der letztern Stadt, in romantischer Gebirgsgegend am Nordabhange der hier schön bewaldeten Sierra Guadarrama. Der Ort ist offen, regelmäßig und modern gebaut und hat eine schöne, dem heil. Ildefonso gewidmete Collegiatkirche, deren Gewölbe und Kuppel mit Fresken von Bayen und Maella geziert sind. In derselben befindet sich das Grabmal Philipp's V. und seiner Gemahlin. Das von diesem Könige 1724—27 erbaute Schloß (3850 F. über dem Meere gelegen und somit der höchstgelegene Palast Europas) nebst den daranstoßenden Garten- und Parkanlagen sind eine Nachahmung des Schlosses und Parkes von Versailles. Das Schloß ist nicht sehr groß, aber im Innern mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Dagegen bedecken die mit Marmorsculpturen, Fontainen und Wasserkünsten reichgeschmückten Gärten und Parkanlagen ein Areal von 580 Morgen. Unter den Fontainen ist besonders die Fuente de la Fama berühmt, die einen starken Wasserstrahl von über 150 F. Höhe emporsendet. Das Schloß dient dem Hofe während der Monate Juli, Aug. und Sept. zur Sommerresidenz. Während in Madrid um diese Zeit das Thermometer durchschnittlich 23° Wärme zeigt, beträgt die mittlere Temperatur hier nur 16°. Zu L. befindet sich auch eine königl. Glas- und Spiegelfabrik (nach Vorbild der zu Sèvres), die zwar kolossale Platten geliefert, aber wegen des schwierigen Transports nie hat rentiren können. In der Nähe von L. liegen die königl. Besitzungen Riofrio (mit schönem Schloß), Quitapesares (ein Landhaus mit Park) und der Garten und Park von Robledo. In neuerer Zeit wurde das Schloß durch die sog. Revolution von L. berühmt, indem in der Nacht vom 13. Aug. 1836 die durch Geld und Wein gewonnenen Garden die Königin Marie Christine, die mit ihren Töchtern und einem kleinen Hofstaate daselbst verweilte, zu dem Versprechen zwangen, die Constitution von 1812 wiederherzustellen. (S. Spanien.)

Laguéronnière (Louis Etienne Arthur de), franz. Publicist, geb. 1816 aus einer adelichen Familie des Poitou, gehörte mit seinen persönlichen Gesinnungen und Familientraditionen der legitimistischen Meinung an und veröffentlichte 1845 im «Avenir national», einem Provinzialblatte zu Limoges, einige Aufsätze, welche diese erste Richtung bezeichnen. Um diese Zeit trat er in enge Verbindung mit Lamartine, der ihn 1848 zu seinem Cabinetschef ernannte und ihm nachher die Redaction seines polit. Tageblattes «Le bien public», sodann diejenige des Journals «Le Pays» übertrug. Anfangs unsicher, wie er den Staatsstreich vom 2. Dec. aufnehmen sollte, ergriff er nach einigem Bedenken die Vertheidigung desselben und war einer der wichtigsten Männer, die bei den Wahlen von 1852 als Candidaten vorgeschlagen wurden für den Gesetzgebenden Körper. Ein kaiserl. Decret berief ihn 1861 in den Senat. Als Schriftsteller zählt L. zu Châteaubriand's und Lamartine's Schule. Seine «Études et portraits politiques contemporains» (Par. 1856) zeugen von sehr gewandtem Darstellungstalent. Angeblich kamen, wenn nicht aus seinem Kopfe, doch aus seiner Feder, die anonymen polit. Broschüren, die so großes Aufsehen in Europa erregten und, wie man meinte, die Ansicht der franz.

Regierung über gewisse Vorfälle und Fragen der Zeit ausdrückten. Gegenwärtig dirigirt L. das Journal «La France», das Organ einer Fraction des Senats, welches imperialistische und kath. Interessen miteinander zu verbinden sucht.

Lagunen, vom lat. lacuna, d. i. Lache, Weiher oder Vertiefung, heißen überhaupt alle sumpfigen, morastigen Küstenniederungen, wo das eingedrungene Meer Inseln und Kanäle bildet. Vorzugsweise aber nennt man die Sümpfe, die an der nordwestl. Küste des Adriatischen Meeres von Grado an der Isonzomündung bis zum Delta des Po und darüber hinaus bis Ravenna über 30 M. lang sich hinziehen, L., inmitten deren Venedig (s. d.) erbaut ist, weshalb man sie oft mit dem Gesammtnamen der Venetianischen L. bezeichnet. Es sind an jenem ganzen Küstenbogen, an dem eine Menge Alpenflüsse münden, Meer und Festland in einer Breite von 1—2 M. durch die seltsame Uebergangsbildung der L. geschieden. Sümpfe und Moräste, seichte Strandseen, aus denen Sandinseln auftauchen, bilden die Abwechselung. Vom offenen Meere sind die L. durch Landstreifen getrennt, welche mit Sanddünen besetzt sind, Wälle, wie sie das Meer an niedern Flachküsten aus angespültem Gerölle bildet. In uralter Zeit war hier flacher Meeresstrand, und blühende Städte seefahrender Etrurier und Umbrer bildeten in weitem Bogen einen Kranz um das Ufer: Hadria, Spina, Altinum, im N. Aquileja, im S. Ravenna. Jahrtausende haben an diesem Strande die zahlreich mündenden Flüsse Schlamm und Sand angehäuft; das Land ist gegen das Meer immer weiter vorgerückt. Spina lag schon vor 1800 Jahren 2 M. landeinwärts, Adria zur Römerzeit unmittelbar am Meere, jetzt 4½ M. davon, und Ravenna war in der Zeit der röm. Imperatoren Seehafen. Selbst seit 1600 hat sich das Mündungsland des Po bedeutend verändert, da der Strom seit jener Zeit jährlich im Durchschnitt 260 F. Landes angesetzt. Die L. gehen dabei natürlich immer mehr dem Seichtwerden und endlichen Austrocknen entgegen. Die erwähnten Landstreifen sind mehrfach durch Meereslücken unterbrochen, und so entstehen schmale, langgestreckte Inseln, Lidi genannt. Durch diese Lücken treten die L. in Verbindung mit dem Meere und werden mit der Flut gefüllt, mit der Ebbe trocken gelegt. So entstehen die Valli oder Paludi-False. Wo ein nicht durch Meereslücken unterbrochener, mit Schilf und Röhricht besetzter Landstreifen die Scheidung bildet, da entstehen Süßwassersümpfe, Paludi-Dolci oder ebenfalls Valli genannt, die hier und da in trockengelegtes Weideland oder in eingedeichte Marschen verwandelt worden. Nach ihrer Bewegung (durch Ebbe und Flut) oder ihrem Stillstande nennt man die L. auch lebende und todte. Letztere sind durch ihre Ausdünstung der Gesundheit gefährlich. Von großer Ausdehnung sind die Valli von Comacchio (s. d.), die einen reichen Ertrag von Seesalz und Fischen geben.

Laharpe (Frédéric César), Director der Helvetischen Republik von 1798 und Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, stammte aus einer Patricierfamilie des Waadtlandes und wurde 1754 zu Rolle geboren. In der Anstalt Resemann's zu Haldenstein erzogen, studirte er zu Tübingen die Rechte. Er wurde hierauf Sachwalter bei der welschen Kammer zu Bern. Doch gab er diese Laufbahn wieder auf, begleitete einen vornehmen Russen nach Italien und ging auf des Barons Grimm Vorschlag 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin wurde. Der Ausbruch der Französischen Revolution wirkte so mächtig auf ihn, daß er unter anderm eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger verfaßte und an die Regierung zu Bern gelangen ließ, in welcher er mancherlei Reformen und die Zusammenberufung der Stände beantragte. Dieser Schritt beschleunigte den Ausbruch der Unruhen. Man setzte L. unter die Zahl der Geächteten, und seine Feinde brachten es in Petersburg bei der Verlobung Alexander's dahin, daß er entfernt wurde. L. ging nun nach Genf und von da nach Paris, wo er der Regierung eine Denkschrift überreichte. Dieser Schritt hatte zwar zur Folge, daß Bern den Waadtländern auf Verwenden Frankreichs Amnestie gewährte; doch blieben die schuldigen Schriftsteller, mithin auch L. davon ausgeschlossen. L. ließ nun mehrere Flugschriften gegen das berner Patriciertum erscheinen. Auch reichte er 1797 dem franz. Directorium eine Bittschrift ein, in welcher 22 Emigranten von Waadt und Freiburg die Ausübung der 1565 durch den Vertrag von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrten. Das Directorium benutzte die Gelegenheit sehr gern, sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen. Unter Saint-Cyr rückte ein franz. Corps im Dec. 1797 zur Beschützung des Waadtlandes ein, das sich sogleich in eine Lemanische Republik umwandelte. Die Umwälzung der ganzen Schweiz (s. d.) und die Gründung der Helvetischen Republik knüpften sich an diesen Gewaltstreich. L., der diese Revolution kräftig unterstützt hatte, trat nach zwei Monaten in das helvet. Directorium und hielt unter großen Schwierigkeiten und mit Hartnäckigkeit die Politik der Französischen Revolution aufrecht, bis ein Beschluß der Gesetzgebenden Räthe dieses

Directorium auflöste. Von Lausanne aus, wo man ihn unter Aufsicht stellte, bereitete sich nun L. zur Uebersiedelung nach Frankreich vor. Allein die Regierung von Bern benutzte das Gerücht von einem Attentat gegen den General Bonaparte, das L. entdeckt haben wollte, und ließ ihn 2. Juli 1800 gefangen nehmen. Ueber diese Behandlung empört, entfloh L. nach Frankreich, wo ihn indeß der Erste Consul nicht aufs beste empfing. Hierauf lebte er auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, bis er 1801 eine Reise nach Rußland machte, wo ihm der Kaiser Alexander viel Achtung bewies. Bei der Anwesenheit desselben in Paris 1814 erhielt er sogar die Würde eines russ. Generals. Nach dem Wiener Congresse, auf dem er für die Unabhängigkeit der Cantone Waadt und Aargau sehr thätig war, lebte er als Privatmann in seinem Vaterlande in großer Achtung. Er starb 30. März 1838. Die heftigen Angriffe in Seigneux's «Précis de la révolution du canton de Vaud» (2 Bde., Lausanne 1831) bewogen ihn zur Herausgabe der «Considérations sur le précis etc.» (Lausanne 1832).

Laharpe (Jean François de), franz. Dichter und Kritiker sowie elegant-correcter Stilist, geb. in Paris 20. Nov. 1739 von unbekannten Aeltern, die ihn aussetzten, besuchte das Collége Harcourt, wo er eine Freistelle erhalten hatte. Als angeblicher Verfasser eines Spottgedichts auf den Director der Anstalt kam er in seinem 19. J. auf einige Monate nach Bicêtre. Die literarische Laufbahn betrat er mit einem didaktischen Gedichte über die Langeweile (1757), dem eine Sammlung Heroiden folgte. Da Fréron ihn scharf kritisirte, so begab er sich unter den mächtigen Schutz Voltaire's. Von der großen Zahl seiner Theaterstücke hat sich nur die Tragödie «Warwick» (1763) auf dem Theater erhalten; außerdem ist noch sein Drama «Mélanie» (1770) zu erwähnen. Er concurrirte mit Erfolg mehrere Jahre um akademische Preise, und seine «Éloges» wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. 1776 ward er in die Akademie aufgenommen und 1786 Professor der Literatur an dem neugestifteten Lyceum. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich ihr mit Eifer an. Er hielt seine Vorträge mit der rothen Mütze auf dem Kopfe und eröffnete infolge des Manifestes des Herzogs von Braunschweig seine Vorlesung 3. Sept. 1792 mit einem Gedicht, das die Marseillaise zwar nicht an poetischem Gehalt, wol aber an Blutgier weit übertraf. Infolge einer Spöttelei über Robespierre als Redner wurde er verhaftet, fünf Monate im Luxembourg gefangen gehalten und hier zum devoten Katholiken und erbitterten Feinde der Revolution verwandelt. Mit großer Keckheit griff er Directorium wie Consularregierung an. Er starb zu Paris 11. Febr. 1803. Sein wichtigstes Werk ist das «Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne» (Par. 1786). Noch parteiischer und ungerechter als in diesem zeigte er sich in seiner «Correspondance littéraire» (6 Bde., Par. 1801—7). Die beste Gesammtausgabe der Werke L.'s hat Buchon (18 Bde., Par. 1825—26) besorgt.

Lahire, eigentlich Etienne Vignoles, ein kühner Bandenführer König Karl's VII. von Frankreich, zur Zeit, als letzterm die Engländer die Krone streitig machten, stammte von einer angesehenen Familie ab, die durch die Engländer zu Grunde gerichtet worden war, und hatte schon von Jugend auf den Haß gegen die Eindringlinge eingesogen. Nachdem er sich an die Spitze der sog. Armagnaken (s. Armagnac) gestellt, eroberte er mehrere Plätze, mußte dieselben indeß meist wieder aufgeben, weil ihn der träge und schwelgerische Karl nicht unterstützte. Beim Erscheinen der Jeanne d'Arc (s. d.) schloß er sich dieser an und verfolgte dann die von Orleans abziehenden Feinde. Nach dem Gefechte bei Jargeau und der Schlacht bei Patai stürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis nach Rouen vor in der Absicht, die gefangene Jungfrau zu retten. Zwar wurde er dabei von den Engländern ergriffen, doch gelang es ihm, sich freizumachen und bei der Einnahme von Chartres 1432 mitzuwirken. Im Verein mit seinem Freunde und Waffengefährten Xaintrailles überzog und verheerte er hierauf unablässig die von Engländern und Burgundern besetzten Provinzen. Er nahm das Schloß Clermont bei Beauvais, dann Soissons und drang selbst wieder gegen Rouen vor. Vergebens gebot ihm der König, der bereits Frieden geschlossen, die Herausgabe der eroberten Plätze. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er infolge seiner vielen Wunden 11. Jan. 1443 starb. Seine romantische Tapferkeit und die Anhänglichkeit, die L. der Jungfrau von Orleans bezeigte, erwarben ihm nach seinem Tode die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeurbuben in der franz. Karte beigelegt wurde.

Lähmung (Akinesis) nennt man in der Medicin denjenigen Zustand, bei welchem die Muskelthätigkeit durch Erkrankung dieser oder der sie beherrschenden Nerven vernichtet oder nur beeinträchtigt ist. Die L. kommt zu Stande, indem entweder die Nervencentralorgane (Gehirn und Rückenmark) einen Theil ihrer Thätigkeit eingestellt haben (centrale L.), oder indem die Nervenleitung zu dem Muskel unterbrochen oder die Muskeln selbst erkrankt sind (peripherische L.). Kann z. B. ein Glied wegen Störungen im Gelenk nicht gebraucht werden, so ist

dies also keine L. Die centrale L. kann verschiedener Art sein. Dieselbe kann schon dadurch bestehen, daß der Willensimpuls zu den Bewegungen fehlt (so bei Geisteskranken, Hysterischen), oder daß das Centralorgan für die Reflexbewegungen vernichtet ist, ohne daß die betreffenden Krankheitsheerde selbst eine sichtbare Veränderung darböten; oder es können anatomisch nachweisbare Zerstörungen im Gehirn und Rückenmark die Ursache der centralen L. sein, so mangelhafte Ernährung, Blutungen im Gehirn (Hirnschlag), Entzündungen u. dgl. Bei den peripherischen L. ist, sofern sie nicht auf Erkrankung der Muskeln beruhen, entweder der Nerv in seinem Verlauf unterbrochen (zerschnitten, gequetscht, durch Abscesse zerstört u. s. w.) oder er hat in unbekannter Weise die Wirksamkeit verloren. Die L. ist entweder vollständig (Paralysis) oder unvollständig (Paresis), und es besteht dann nur eine Schwäche des befallenen Organs. Sie betrifft entweder den ganzen Körper mit Einschluß selbst des Gehirns (allgemeine Paralyse), oder nur einen Theil (partielle Paralyse) und wird dann, je nachdem sie einzelne Körpertheile befällt, verschieden benannt: Hemiplegia (halbseitige L.), bei L. einer Körperseite, Paraplegia, bei L. der untern Körperhälfte, **Paralysis cruciata** (L. übers Kreuz), wenn einzelne Theile beider Körperhälften abwechselnd (z. B. rechte Gesichtshälfte, linker Arm und linkes Bein) betroffen sind. Die L. anderer Körpertheile führen keine besondern Namen, sie werden nach dem gelähmten Theile benannt (z. B. Blasenlähmung, Zungenlähmung u. s. w.). Die L. sind um so ausgedehnter, je näher sich der verletzte Nerv den Centren befindet, je mehr einzelne Muskeln versorgende Fasern er an dieser Stelle enthält. Eine Blutung im Gehirn lähmt eine ganze Körperseite; eine in der Breite ausgedehnte Verletzung des Rückenmarks lähmt alle abwärts von dieser Stelle gelegenen Theile, während eine Zerschneidung eines Nerven etwa an der Handwurzel nur die L. einiger Finger zur Folge hat. Sind Empfindungsnerven in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt, welche bei Gesunden die Reflexbewegungen vermitteln, so spricht man von einer Reflexlähmung. Die Ursachen der L. sind sehr mannichfaltig. Die centralen L. entstehen bei Zerstörung des Gehirns und Rückenmarks infolge von Zertrennung derselben (Bluterguß, Erschütterungen), Entzündungen ihrer selbst oder ihrer Häute, Druck auf dieselben durch Geschwülste u. s. w., während die peripherischen L. die oben aufgeführten Ursachen haben. Allgemeine L. besonderer Art treten noch auf bei gewissen Vergiftungen, so bei Bleivergiftung, bei Malariakrankheit, welche letztere ebenso wechselnd auftreten wie die damit verbundenen Wechselfieberanfälle, nach Rheumatismen u. s. w. Bei der Vielseitigkeit der Ursachen läßt sich eine Behandlung der L. im allgemeinen nicht angeben.

Lahn nennt man einen dünngeplätteten Metalldraht, der aus reinem Silber, vergoldetem Silber, vergoldetem oder versilbertem Kupfer gearbeitet ist und theils für sich, theils um Seidenfäden herumgewickelt als sog. Gold- und Silbergespinst zur Verfertigung von vielerlei Stoffen, Zeugen, Stickereien, Borten, Spitzen u. s. w. gebraucht wird.

Lahn, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt auf dem Sauerländischen Gebirge, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg unweit Siegen, 1852 F. über dem Meere. Sie durchströmt preuß., kurhess., hess.-darmst. und nassauische Gebietstheile, wobei sie in einem meist engen und felsigen, durch seine Naturschönheiten, Schlösser, Burgen und Ruinen berühmten Thale die Städte Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Limburg, Bad-Ems und Nassau berührt und in ihrem westl. Laufe den Taunus vom Westerwalde trennt, und mündet bei Niederlahnstein (in 185 F. Seehöhe), nach einem Laufe von 29 M. Der Fluß ist aufwärts bis Weilburg für kleine Fahrzeuge, mittels Schleusen noch weiter bis Gießen schiffbar. Nach der L. wurde die jetzige Provinz Oberhessen ehemals das Fürstenthum an der L. genannt. Von ihren 15 kleinen Nebenflüssen sind bemerkenswerth rechts die Dill und die Ohm, links die Weil, Ems und Aar.

Lahöre, die Hauptstadt des seit 1849 dem indobrit. Reiche einverleibten Pendschab (s. d.) und des ganzen bis dahin selbständigen Staats der Sikhs (s. d.), 70 M. nordwestlich von Delhi, $^1/_4$ M. vom linken Ufer des Rawi, in einer wohlangebauten Ebene gelegen, mit festen Mauern, einem tiefen Graben und Verschanzungen, welche eine Linie von $1^1/_2$ M. bilden, sowie mit den herrlichsten Gärten und Parkanlagen umgeben, zählt 95000 E., welche Baumwollstoffe, Flanell und gute Waffen fabriciren und Handel treiben. Durch ihre strategisch gesicherte Lage militärisch wichtig, ist sie, obgleich von ihrem alten Glanze, den sie als eine Residenzstadt der Großmoguln hatte, herabgesunken und nur noch die westlichste Ecke der einst 2 M. langen und wol 1—2 Mill. E. zählenden Capitale einnehmend, immer noch eine der bedeutendsten Städte Hindostans. In der Nordwestecke steht auch die Citadelle, welche große Magazine und Werkstätten für Kriegsbedürfnisse umschließt. L. zeichnet sich vor andern Städten Asiens durch gute Bauart aus und hat zwar enge, aber lange und gerade Straßen, steinerne Häuser, besuchte Märkte, viele Karavanserais, zahlreiche Paläste und Mausoleen, Moscheen und Pagoden, Heiligengräber

und Wallfahrtsstätten und mehrere Prachtbauten früherer Zeiten. Unter den letztern sind besonders bemerkenswerth die von Aureng-Zeyb erbaute große Kaisermoschee mit vier hohen Minarets, aus rothen Sandsteinquadern aufgeführt, deren Hauptgebäude aber unter der Sikhsherrschaft zu Pulvermagazinen eingerichtet wurden; das Schah-Dura oder das Mausoleum des Kaisers Dschehangir, am rechten Ufer des Rawi, ein Quadratbau mit 70 F. hohen Minarets an den vier Ecken, aus wechselnden Schichten von Marmor und rothen Steinen aufgeführt, bisher aber als Kaserne benutzt; der alte prachtvolle Großmogulpalast, später Residenz Randschit-Singh's, Sumum-Bardj genannt, zu welchem eine weite Marmorhalle führt. Zu den berühmtesten Anlagen gehört der Garten Dschehangir's, Schalimar genannt, der aus drei großen, übereinander sich erhebenden Terrassen besteht und von einer aus weiter Ferne herbeigeführten Wasserleitung durchzogen wird, die 450 Fontainen emporwirft. Die Stadt besitzt verschiedene Regierungs-Schulanstalten für Volks- und höhere Bildung, namentlich ein gelehrtes Institut mit 550 Schülern. L. war bis 1008 Residenz alteinheimischer Hindu-Radschas, dann der ersten mohammed. Eroberer Indiens, der Ghasnewiden, bis 1186, hierauf der Ghuriden. Es wurde 1225 von dem Chowaresmier Dschelaleddin-Mankberni, 1241 von den Mongolen unter Turme-Khirin-Khan erobert und geplündert, 1525 vom Sultan Babur eingenommen, gehörte seitdem zum Reiche der Großmoguln und rivalisirte als eine der Pracht- und Residenzstädte derselben im 17. und 18. Jahrh. mit Delhi. Zu L. wurden in jener Zeit die größten Culturgärten angelegt. Die Handwerker und Künstler von L. waren die berühmtesten, und der Handel führte Kaufleute aller Nationen auf die dortigen Märkte. Aber mit dem Verfall des Kaiserreichs sank auch diese Prachtstadt in Ruinen und konnte kaum noch als Residenz der Sikhs, in deren Hände L. 1764 fiel, in einigem Ansehen erhalten werden. Am 22. Febr. 1846 wurde die Stadt, die Citadelle und ein Theil des Residenzpalastes von der brit. Armee besetzt und 9. März daselbst ein Friedensvertrag zwischen dem Maharadscha Dhulib-Singh und der brit. Regierung abgeschlossen. Im letzten Kriege im Pendschab ward sodann 29. März 1849 das Aufhören der Sikhs-Souveränetät und die Einverleibung L.s wie des ganzen Pendschab in das indobrit. Reich proclamirt.

Lahr, Fabrikstadt im Kreise Offenburg des Großherzogthums Baden, sehr anmuthig im Thale der Schutter, 2 M. südwestlich von Offenburg gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und zählt 7453 E. Der sehr wohlhabende und betriebsame Ort hat zwei Kirchen (eine alte protestantische mit merkwürdigen Grabdenkmälern und eine neue katholische), ein Gymnasium mit höherer Bürgerschule, eine Töchterschule, ferner eine Gewerbeschule, eine Industrieschule und eine Handelslehranstalt. Die Fabrikindustrie erstreckt sich vorzugsweise auf Cichorien, Schnupftabak, Cigarren, Saffian und Cartonnagen. Daneben fertigt man auch Baumwollwaaren, Hüte, Roßhaar- und Seegrasmatratzen, Goldleisten, Leim, Blumen, Leder, Essig, Tuch. Zu L. erscheint der bekannte Volkskalender «Der Lahrer Hinkende Bote» in einer mehr als 1/4 Mill. starken Auflage. Seit 1865 ist die Stadt durch eine 1/2 M. lange Zweigbahn bei Dinglingen mit der Badischen Staatsbahn verbunden. Ehedem bildete L. mit mehrern Dörfern die Herrschaft L., in der Ortenau, welche im Besitz der Grafen von Geroldseck war und durch eine Erbtochter 1426 an Nassau kam, 100 J. später aber von der andern Linie der Grafen von Geroldseck in Anspruch genommen wurde. Der deshalb geführte Proceß dauerte über 100 J. und endete 1625 damit, daß die Herrschaft bei Nassau blieb, dieses aber bedeutende Summen an die Markgrafen von Baden und Hochberg und an die Grafen von Hohengeroldseck und Sulz zahlen sollte. Für diese Summen zur Hälfte zum Unterpfand gegeben, wurde die Herrschaft, da Nassau auch die Zinsen zu zahlen unterließ, 1659 dem Markgrafen von Baden als Unterpfand eingeräumt, 1726 aber von Nassau wieder eingelöst. Sie war bei der nassauischen Ländertheilung 1625 an die Linie Nassau-Idstein gekommen und fiel, als diese 1721 erlosch, an die Linie Nassau-Saarbrück und nach dem Erlöschen dieser letztern 1728 an die Linie Nassau-Usingen. Im Luneviller Frieden wurden sie an Baden abgetreten.

Laibach (ital. Lubiana, slowenisch Ljubljana), die Hauptstadt des österr. Kronlandes und Herzogthums Krain (1816—49 Hauptstadt des Guberniums L. wie zugleich auch des ganzen Königreichs Illyrien), liegt in einer ausgedehnten, durch die Nachbarschaft der Hochalpen reizenden Ebene, zu beiden Seiten der schiffbaren und wegen ihrer reißenden Strömung nie zufrierenden, hier von fünf Brücken überspannten Laibach, 1 1/2 St. von deren Mündung in die Save, über welche ebenfalls eine 540 Schritt lange Brücke führt. Sie ist eine offene Stadt, auf unebenem Boden erbaut, daher unregelmäßig und eng, aber ziemlich reinlich und im ganzen angenehm und hat mit ihren acht Vorstädten (1857) 20747 E. Die Volkssprache ist die slowenische, die Umgangssprache der Gebildeten die deutsche; auch wird häufig italienisch gesprochen. L. ist Sitz

der Landesregierung für Krain, eines Bezirksamtes für die Umgebung, eines Landesgerichts, des städtischen delegirten Bezirksgerichts für Stadt und Umgebung und anderer Behörden; ferner eines Landescommandos, eines Fürstbischofs, einer Handels- und Gewerbekammer u. s. w. Die öffentlichen Plätze sind geräumig, der Congreßplatz durch eine in Sternform angelegte Allee geziert. Auf dem Hauptplatze steht vor dem Rathhause ein Brunnen aus carrarischem Marmor mit Statuen vom ital. Bildhauer Robba. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale zu St.-Nikolaus mit schönen Gemälden und Fresken von J. Quaglio, und unter den zehn andern Kirchen die Pfarrkirche zu St.-Jakob mit Bildsäulen von Robba, die schöne Kirche der Ursulinerinnen, die Tirnauer Vorstadt-Pfarrkirche und die 1852 eingeweihte evang. Kirche, letztere beide im byzant. Stil. Außerdem sind zu erwähnen das Rathhaus in ital. Bauart, wie die meisten Kirchen und öffentlichen Gebäude, das Bergschloß mit reizendem Panorama, das Schauspielhaus, die Kaserne, das fürstl. Auersperg'sche Palais mit einem prächtig gemalten Prunksale, das Coliseum (eine große Militär-Bequartierungsanstalt) und das den Mittelpunkt des geselligen Lebens bildende Casino. Das für frühere Zeiten sehr feste Castell auf dem Schloßberge wurde lange Zeit als Provinzialstrafhaus verwandt, dient aber nunmehr als befestigtes Depot und Militärgefängniß. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu L. ein Ober- und ein Untergymnasium, ein bischöfl. Seminar, eine Oberrealschule, eine Mädchenhauptschule bei den Ursulinerinnen, eine vierklassige Normalschule und eine Thierarzneischule. Das Landesmuseum besitzt ziemlich reichhaltige geschichtliche und naturwissenschaftliche Sammlungen. Außer der Landwirthschaftsgesellschaft für Krain besteht zu L. auch ein Historischer Verein für das Kronland. Die Philharmonische Gesellschaft wurde schon 1702 begründet. Auch besitzt die Stadt ein großes Krankenhaus und ein neuerbautes Zwangsarbeitshaus. Von größern industriellen Etablissements bestehen zu L. eine Baumwollspinnerei und eine Cichorienfabrik. Der früher ansehnliche Speditions- und Commissionshandel nach Italien, Süddeutschland, Ungarn, Kroatien und der Levante hat sehr abgenommen, obgleich die Stadt seit 1857 durch Eisenbahn mit Triest verbunden ist. Von dem 40000 Joch umfassenden Laibacher Moorgrunde sind durch Wasserbauten in jüngster Zeit drei Viertheile bereits urbar gemacht und die sonst alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen beseitigt worden. L. ist das alte Emona oder Hemona, das wahrscheinlich schon 59 v. Chr. röm. Besatzung erhielt. Das röm. Castrum, von dem sich noch Reste vorgefunden, nahm die Stelle der Vorstadt Gradise ein. Seine höchste Blüte scheint Emona zur Zeit der Belagerung durch Maximus (388 n. Chr.) gehabt zu haben. Durch Attila wurde die Stadt 451 vollständig zerstört. Unter der fränk. Herrschaft wieder aufgebaut, verheerten dieselbe 900 die Ungarn, die jedoch 914 bei L. von dem vereinigten Heere der Steirer, Kärntner und Krainer auf das Haupt geschlagen wurden. Nachdem die Stadt seit dem 11. Jahrh. erst unter Aquileja, dann unter den Ortenburgern, im 12. Jahrh. unter den Herzogen von Kärnten gestanden, eroberte sie 1270 Ottokar von Böhmen, und sie blieb nun seit Rudolf von Habsburg (1277) beim Deutschen Reiche. In den Fehden der Cillyer und in den Türkenkriegen sah sich die um 1416 neubefestigte Stadt wiederholt belagert. Das Bisthum wurde 1461 gestiftet, war 1788—1806 Erzbisthum und erhielt 1806 den Fürstentitel. Von Oct. 1809—13 war die Stadt Sitz des franz. Generalgouverneurs der Illyrischen Provinzen.

Historisch ist L. auch bekannt durch den Laibacher Congreß, welcher im Dec. 1820 von Troppau (s. d.) hierher verlegt wurde. Nachdem bereits auf dem Fürstencongreß in Troppau im Sinne der Heiligen Allianz Verhandlungen stattgefunden, sollten nun in L. von der Diplomatie die gemeinschaftlichen Maßregeln berathen werden, um dem weitern Umsichgreifen revolutionärer Staatsveränderungen Einhalt zu thun und namentlich die alte Ordnung der Dinge in Neapel und Sicilien wiederherzustellen. Im Jan. 1821 erschienen zu L. die Kaiser von Oesterreich und von Rußland, der König beider Sicilien und der Herzog von Modena. Zur Führung der Verhandlungen waren zugegen von seiten Oesterreichs Metternich, von seiten Rußlands Kapodistrias, Nesselrode und Pozzo di Borgo, von seiten Preußens Hardenberg und Bernstorff. Gentz fungirte als Protokollführer. Ferner waren anwesend die franz. Gesandten Caraman, de la Ferronaye und der Herzog von Blacas, der brit. Gesandte Lord Stewart, die sardin. Gesandten Marquis von St.-Marsan und Graf d'Aglié, der päpstl. Gesandte Cardinal Spina, der sicil. Gesandte Fürst Ruffo und die Gesandten der übrigen kleinen Staaten Italiens. Der Congreß wurde 26. Jan. 1821 eröffnet und dauerte bis in den Mai, da der Aufstand in Piemont sowie die Nachricht von Ypsilantis' Unternehmen in der Moldau die Berathungen verzögerten. Zuerst besorgte man die neapolit., dann die piemontes. Angelegenheiten. Durch die hierbei von seiten Oesterreichs, Rußlands und Preußens befolgte Politik wurde das Recht der bewaffneten Inter-

vention (s. d.) in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien bewegten Nachbarstaats in das positive europ. Völkerrecht eingeführt. Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wiederhergestellt, erließen 12. Mai die Kaiser von Oesterreich und von Rußland eine von ihren Ministern, auch von dem preuß. Gesandten Krusemark unterzeichnete Declaration, in welcher sie erklärten, niemals von den in den Conferenzen zu L. ausgesprochenen Grundsätzen abweichen zu wollen. Den gefaßten Beschlüssen trat auch Frankreich bei, ohne jedoch an der Vollziehung derselben theilzunehmen. Großbritannien versagte den Beschlüssen in ihrer Allgemeinheit in einem Rundschreiben Castlereagh's vom 19. Jan. 1821 seine Zustimmung.

Laichen nennt man das Eierlegen der Fische, welches so geschieht, daß das Weibchen (Rogner) an den Ufern oder flachen Stellen der Gewässer die Eier oder den Laich ausläßt (laicht), worauf das nebenher schwimmende Männchen dieselben mit seiner Milch (Samen) begießt und befruchtet. Nur einige Arten von Rochen, Haien, Schleimfischen, Meergrundeln und der Hochgucker (Sternseher, Anableps) bringen ausgebildete Junge zur Welt. Nach dem L. kümmert sich die Mutter nicht weiter um die Eier. Nur die Stichlinge und einige andere Fische, besonders kleine Panzerwelse, sollen eine Art Nest anlegen und den Laich bewachen. Bei den Nadelfischen (Syngnathus) übernimmt das Männchen die Ausbrütung des Laichs, indem es denselben in der sog. Bruttasche zwischen After und Schwanzwurzel aufnimmt und mit sich herumträgt, bis die Jungen ausgebrütet sind. Aber auch noch nachher gewährt es den Jungen, wenn sie schon selbständig schwimmen können, noch längere Zeit Zuflucht in dieser Bruttasche. Bei den meisten Fischen fällt die Laichzeit in das Frühjahr. Hechte und Bleie laichen schon im Febr.; aber bei manchen Fischen findet das L. viel später statt.

Laien (vom griech. λαός, Volk) heißen in der kath. Kirche alle, die nicht zum Klerus (s. d.) gehören. Ursprünglich bezeichnet das Wort solche, die zum auserwählten Gottesvolk gehören, d. h. nach jüd. Anschauung zu Israel, nach christlicher zum «geistlichen Israel» oder zur gläubigen Messiasgemeinde. Dieses «Volk Gottes» galt selbst als sein Eigenthum (κλῆρος). Wie aber schon im Alten Testament der Priesterstand noch im besondern Sinne als gottgeweiht galt, so wurde dieselbe Vorstellung seit Anfang des 2. Jahrh. auch auf das christl. Priesterthum übergetragen und nun ein ähnlicher Unterschied zwischen Angehörigen des Klerus und solchen, die nur überhaupt zum Gottesvolke gehören, in die christl. Kirche eingeführt. So schon an der Grenzscheide des 1. und 2. Jahrh. in dem Briefe des röm. Clemens an die Korinther. Je bestimmter sich in der Folgezeit die Functionen der einzelnen Gemeindeämter abgrenzten und die Vorstellungen von einer besondern Amtsgnade sich steigerten, desto schärfer sonderten die Kleriker von den L. sich ab. So ging die ursprüngliche Anschauung, nach welcher alle Thätigkeit in der Gemeinde eine freie Geistesgabe sei, allmählich verloren, und das Recht zu lehren und an der kirchlichen Verwaltung Antheil zu nehmen, kam immer mehr in den ausschließlichen Besitz des schnell zu einer Hierarchie (s. d.) sich entwickelnden Priesterthums. Wiewol noch bis zu Ende des 3. Jahrh. Fälle vorkommen, daß schriftgelehrte L. mit Genehmigung des Bischofs öffentlich lehren durften, so wurde doch diese Freiheit immer seltener, und 502 verbot eine Synode zu Rom, unter dem Bischofe Symmachus, jede Einmischung der L. in die Angelegenheiten der Kirche. Als das Klosterwesen entstand, zählte man auch noch die Mönche zu den L. Im 9. Jahrh. wurden häufig Kirchengüter und Abteien an weltliche Große verliehen, doch galt dies immer als ein Misbrauch, und seit dem 11. Jahrh. verschwinden auch in den Klöstern die Laienäbte (abbacomites). Dagegen treten seit dieser Zeit die Laienbrüder (fratres conversi) und Laienschwestern (sorores conversae) auf, welche für die Haushaltung und zur Bedienung der Ordenspersonen in den Klöstern bestimmt waren. Andere L., namentlich Fürsten, die den Klöstern Rechte und Freiheiten verliehen, wurden in die Ordensbrüderschaft aufgenommen, als confratres oder fratres conscripti bezeichnet und dadurch der geistlichen Segnungen des Ordens oder der Brüderschaft für theilhaftig erklärt. Auch die Laienbrüder und Laienschwestern erfreuten sich im Dienste der Religiosen oder Ordenspersonen mancher nicht unbedeutender Privilegien. Sie legen, da sie nicht wirkliche Ordensglieder sind, nur das Gelübde des Gehorsams ab, unterscheiden sich von den Religiosen durch die Kleidung und können nie im Kapitel oder im Chore erscheinen. Dem Ordensgeistlichen oder Religiosen in den Klöstern steht in der kath. Kirche der Laienpriester oder Weltgeistliche entgegen, der keinem bestimmten Orden angehört, daher auch kein Klostergelübde ablegt. Die kirchliche Strafe, durch welche ein Geistlicher degradirt und in den Laienstand zurückversetzt wird, heißt Laisirung. In der prot. Kirche, welche das gemeinsame Priesterthum aller Christen behauptet, wenn sie auch der Ordnung wegen blos einzelne mit dem geistlichen Amte betraut, können Nichtgeistliche nur im uneigentlichen

Sinne L. genannt werden. Erst in neuester Zeit sind auch lutherischerseits Versuche gemacht worden, eine besondere Amtsgnade und Machtvollkommenheit des geistlichen Standes zu behaupten. Uebrigens bedeutet das Wort Laie oft auch so viel als Ungelehrter, weil ehedem die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren.

Lainez (Alex.), franz. Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiste in seiner Jugend Griechenland, die Levante, Aegypten, Italien und die Schweiz und lebte dann in Paris, wo er 18. April 1710 starb. Gleich seinen Freunden Chapelle, Chaulieu und Lafare ein praktischer Epikuräer, besang er, wie sie, den sinnlichen Lebensgenuß in eleganten, anmuthigen und geistreichen Versen. Trotz seiner Scheu vor aller Anstrengung besaß er tiefe Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, und seine Reisen hatten ihn zum trefflichen Geographen gemacht. Doch nie wendete er diese Kenntnisse zu seinem Vortheile an. Er liebte die Ungebundenheit so sehr, daß oft keiner seiner Bekannten seine Wohnung wußte, schlug selbst ansehnliche Aemter aus und begnügte sich damit, daß ihn die sog. gute Gesellschaft von Paris nicht entbehren konnte. Sein Witz war unerschöpflich, seine frohe Laune unverwüstlich, und über die Beschränktheit seiner ökonomischen Verhältnisse wußte er sich hinwegzusetzen. Seine Gedichte entstanden meist bei Tische und wurden von Freunden aufgeschrieben, die sie herausgaben (Par. 1733; neue Aufl. 1753).

Laing (Alex. Gordon), brit. Reisender, geb. 27. Dec. 1794 zu Edinburgh, widmete sich früh dem Militärdienste und kam 1820 als Lieutenant und Adjutant des Gouverneurs Sir Charles M'Carthy nach Sierra-Leone. Um diese Zeit wurden von der engl. Regierung Versuche gemacht, mit afrik. Häuptlingen geregelte Handelsverbindungen anzuknüpfen und auf solche Weise dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen. In diesem Sinne hatte M'Carthy schon 1818 den Kaufleuten von St.-Mary am Gambia Vorstellungen gemacht. Von Sierra-Leone aus suchte nun der Gouverneur zunächst das Land zwischen dem Flusse Rockelle, an dessen Mündung die Colonie liegt, und dem Gambia und die Stimmung der dortigen Negerkönige in Bezug auf einen geregelten Handel mit den Briten kennen zu lernen und sendete zu diesem Zwecke den reiselustigen, gewandten und unternehmenden L. zweimal in die genannte Gegend. Auf diesen Reisen, denen wir die erste genauere Kenntniß der Oertlichkeiten um Timbuktu und das Quellgebiet des Dscholiba (Niger) verdanken, knüpfte L. mit dem Könige der Fulahs von Futta Jallu eine Verbindung an, die später immer mehr an Festigkeit gewann. Doch konnte er selbst das begonnene Werk nicht fortsetzen, da der Ausbruch des Aschantikriegs, dessen Opfer M'Carthy 1824 wurde, ihn nach Sierra-Leone zurückrief. Nachdem der Gouverneur gefallen war, wurde L. nach England geschickt, um dort über den Stand der Sachen zu berichten. Zu seiner Freude erhielt er den Auftrag, eine Reise zur Erforschung des Nigerlaufs auszuführen. Er reiste, zum Major erhoben, 1825 nach Tripolis, von wo aus er durch die Wüste in das Innere vorzudringen versuchen wollte, und brach von Tripolis 16. Juli 1826 mit der Karavane nach Timbuktu auf, wo er auch 18. Aug. anlangte. Auf einem Ausfluge, den er von Timbuktu hinunter nach Sansanding am Dscholiba unternahm, fiel er einem fanatischen Araberscheikh in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, und starb, erdrosselt, den christl. Märtyrertod. Vgl. L.'s «Travels through Africa» (Lond. 1829).

Lairesse (Gérard de), Historienmaler und Kupferstecher, geb. 1640 zu Lüttich, bildete sich sehr schnell zum geschickten Porträtmaler, verdiente mit Leichtigkeit vieles Geld, brachte es aber schnell wieder durch, da er ein sehr unordentliches Leben führte. Er erblindete 1690 und starb zu Amsterdam 11. Juni 1711. In seiner Blindheit dictirte er seine «Groot schilderboek» (2 Bde., Amsterd. 1707; 2. Aufl. 1712), ein sehr geschätztes Werk, das ins Deutsche (3 Bde., Nürnb. 1728; 3. Aufl. 1800), Französische (2 Bde., Par. 1786) und Englische übersetzt wurde. L. erhob sich einigermaßen über das Niveau der damaligen Manieristen und erinnert theils an die Kraft und Tüchtigkeit der bessern Naturalisten seiner Zeit, theils und ganz besonders in der Anordnung an die kalte Reinheit seines Vorbildes Nic. Poussin. Doch kommt er Poussin an Würde und Größe nicht gleich; auch ist die Ausführung zumeist viel leichtfertiger bei ihm als bei diesem. K. arbeitete sehr schnell, wie dies namentlich sein Apollo mit den neun Musen beweist, den er in Einem Tage vollendet haben soll. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice. Seine radirten Blätter, von denen einige sehr geschätzt sind, wurden von Nic. Visscher herausgegeben. Viele andere Künstler haben nach ihm gestochen. Von seinen drei Brüdern, die ebenfalls Maler waren, zeichneten sich Ernst de L. als Thiermaler und Jakob de L., der auch ein Werk über die praktische Malerei in fläm. Sprache geschrieben hat, als Blumenmaler aus. Auch seine drei Söhne waren Maler, sind aber wenig bekannt geworden.

Lais, von dem celt. Laidh, d. i. Vers oder Lied, war anfangs auch im Altfranzösischen

wie noch gegenwärtig Lays im Englischen, eine ganz allgemeine Bezeichnung für Lieder oder Weisen überhaupt. Später verstand man darunter vorzugsweise solche Lieder und Weisen, die entweder eigentliche Volkslieder waren oder doch in stofflicher oder formeller Hinsicht einen volksmäßigen Charakter behalten hatten, und setzte die L. meist den Chansons oder eigentlichen Kunstliedern entgegen. So hießen in der altfranz. und mittelengl. Poesie L. und Lays erzählende Gedichte, die, wenn auch nicht mehr zum Absingen bestimmt, doch auf Volkslieder und Volksballaden gegründet waren, besonders wenn sie bretonische Volkssagen behandelten, wie z. B. die so berühmt gewordenen L. der im 13. Jahrh. blühenden anglo-normann. Dichterin Marie de France, die mit deren andern «Poésies» von Roquefort herausgegeben wurden (2 Bde., Par. 1820). So wurden in der Terminologie der Trouvères und selbst noch der spätern franz. Kunstdichter durch L. auch rein lyrische Lieder bezeichnet, die aber von der strengern typischen Form der eigentlichen Kunstlieder darin abwichen, daß sie einen losern, ungleichmäßigen Strophenbau hatten und nach wechselnder Melodie verfaßt waren, kurz deren Form nicht aus dem reinen Princip der Kunstpoesie, sondern vielmehr aus dem der Volkspoesie, wenn auch schon durch Vermittelung der volksmäßigen mittellat. Kirchenpoesie, hervorgegangen war. Deshalb übersetzten auch die mittelhochdeutschen Dichter L. durch Leiche (s. d.), weil diese beiden Dichtungsgattungen nicht blos zufällig eine formelle Aehnlichkeit hatten, sondern haben mußten, weil sie aus einem gemeinsamen Princip, dem der Volkspoesie, hervorgegangen und nach gemeinsamen Vorbildern, den volksmäßigen Kirchenliedern, gebildet waren. Vgl. Wolf, «Ueber die L., Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841).

Laïs ist der Name zweier berühmter griech. Hetären (s. d.), von denen besonders die ältere, deren Blütezeit in die zweite Hälfte des Peloponnesischen Kriegs fällt, durch außerordentliche Schönheit sich auszeichnete, sodaß sie selbst dem Maler Apelles als Muster diente, und nach ihrem Tode durch öffentliche Denkmäler verherrlicht wurde. Sie war eine Tochter der Timandra, einer Freundin des Alcibiades, stammte aus Hykkara in Sicilien, wendete sich aber schon frühzeitig nach Griechenland und entwickelte namentlich zu Korinth, dem damaligen Sitze des buhlerischen Lebens, ihre verführerischen Künste mit solcher Macht, daß nicht nur die Vornehmsten und Reichsten des Staats, sondern auch Redner, Dichter und Philosophen, unter letztern vor allen Aristipp, sich um ihre Gunst bewarben, obwol Demosthenes, den ihre Reize ebenfalls dorthin gelockt hatten, von der Größe ihrer Forderung abgeschreckt, sie mit den Worten wieder verließ: «So theuer mag ich mir die Reue nicht erkaufen.» Dagegen schenkte sie dem Cyniker Diogenes unentgeltlich ihre Gunst. Von Korinth aus begab sie sich nach Thessalien, wo sie von einigen Weibern aus Eifersucht über ihre Schönheit der Sage nach im Tempel der Venus ermordet wurde. Doch wird diese Todesart von einigen der jüngern L. zugeschrieben, deren Lebensverhältnisse noch weniger bekannt und noch unsicherer sind. Andere erzählen, die ältere sei während des Liebesgenusses gestorben oder an dem Kern einer Olive erstickt. Vgl. Jacobs, «L., die ältere und die jüngere», in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830). Als idealische Schönheit ist L. von Wieland im «Aristipp» dargestellt.

Lakediven, Lakkediven, richtiger Lakkha-diwa (im Sanskrit Lakscha Dwipa, d. h. ein Lack oder 100000 Inseln), eine im Arabischen Meere im N. der Malediven (s. d.), der Westküste der vorderind. Halbinsel gegenüber, zwischen 90 und 92° östl. L. von 1° 10′ bis 12° 20′ nördl. Br. langgestreckte Gruppe von 20 Atolls oder Haufen kleiner, niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, die bis vor wenigen Jahren der arab. Moplafamilie zu Kananur auf Malabar (11° 52′ nördl. Breite) unterthan waren. Gegenwärtig gehören die Inseln zum District Malabar der brit. Präsidentschaft Madras. Sie bestehen großentheils aus unfruchtbarem und unbewohntem Fels und werden wegen ihrer gefährlichen Riffe selten besucht. Die größte der Inseln, Kan-Nattea, hat nur 1½ M. Länge und sieht am häufigsten Schiffe in ihrem Hafen. Kokospalmen sind das Hauptproduct der Inseln, deren Früchte den Bewohnern zur Nahrung dienen. Diese sowie Kokosfasern (coir), eine kleine Betelnuß und Korallen sind auch die einzigen Gegenstände der Ausfuhr. Die 6500 Einwohner, Moplas genannt, sind ein feindseliger Stamm arab. Ursprungs, der sich zu einer Art von Mohammedanismus bekennt.

Lakisten nennt man in England die Dichterschule, die zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Revolution in der engl. Poesie bewirkte, indem sie den Cultus der Natur und die Analyse des menschlichen Herzens an die Stelle des seit der Regierung der Königin Anna vorherrschenden und durch Pope's und Addison's Beispiel geheiligten nüchternen Classicismus setzte. Sie führte ihren Namen von den malerischen Seen (Lakes) Westmorelands, an deren Ufern der Koryphäe der neuen Schule, Wordsworth, und seine gleichgesinnten Freunde Coleridge und Southey sich niedergelassen hatten

Lakno, s. Luknow.

Lakonien, s. Sparta.

Lakonisch. Die Spartaner oder Lacedämonier befleißigten sich in ihrem Reden und Schreiben einer sinnreichen und nachdrucksvollen Kürze und suchten überhaupt mit wenigen Worten viel zu sagen. Man bezeichnet demnach dergleichen Ausdrücke als lakonisch und diese eigenthümliche Sprechweise als Lakonismus.

Lakrizensaft, s. Glycyrrhiza.

Lalande (Joseph Jérôme Lefrançais de), einer der berühmtesten Astronomen der neuern Zeit, geb. zu Bourg im Depart. Ain 11. Juli 1732, studirte, nachdem er seine Vorbildung bei den Jesuiten in Lyon genossen, zu Paris die Rechte, zugleich aber Mathematik und Astronomie, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Akademie ihn 1751 zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin schickte, während Lacaille zu gleichem Zwecke nach dem Cap der guten Hoffnung ging. Friedrich d. Gr. konnte beim Anblick des jungen Astronomen seine Verwunderung nicht bergen; nachdem aber L. seine Aufgabe gelöst hatte, erhielt er nicht nur Zutritt bei Hofe, sondern wurde auch in die berliner Akademie aufgenommen. Er brachte die Nächte auf der Sternwarte zu, studirte des Morgens unter Euler Analyse, abends war er mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie in der Umgebung des Königs. Obschon in den Regeln strenger Frömmigkeit erzogen, gewöhnte er sich bald an die philos. Ansichten dieser Männer und ging allmählich zu einem entschiedenen Atheismus über. 1752 kehrte er nach Frankreich zurück und prakticirte aus Liebe für seinen Vater einige Zeit als Advocat in Bourg. Dann ging er nach Paris, wo er 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und ihm zugleich die Stelle eines königl. Astronomen übertragen wurde. Seine Arbeiten über den Mond brachten ihn mit Lacaille in Verbindung, dagegen zerfiel er deshalb mit Lemonnier. 1761 wurde er Lemonnier's Nachfolger in der Professur am Collége de France; er wußte seinen Vorlesungen einen seltenen Reiz zu geben. In den J. 1765 und 1766 bereiste er Italien, worüber er in der «Voyage d'Italie» (9 Bde., Par. 1786, nebst Atlas) berichtete. Als Director der pariser Sternwarte starb er 4. April 1807. Sein ganzes Leben hindurch beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie der Planeten. Es hat größere Astronomen gegeben als L., aber gewiß nur wenige, die das Studium der Astronomie im großen gleich ihm gefördert haben. Sein Charakter war ein sonderbares Gemisch von empfehlungswerthen Eigenschaften und auffallenden Sonderbarkeiten; Eitelkeit und Ruhmsucht waren die hervorstechenden Züge seines Wesens. Er lieferte eine Ausgabe der Halley'schen Tabellen sowie die Geschichte des Kometen von 1759, gab seit 1760 die «Connaissance des temps» und 1761 eine Karte heraus, welche die Phasen des damaligen Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Sein Hauptwerk ist der «Traité d'astronomie» (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780). Ferner sind, abgesehen von zahlreichen astron. Abhandlungen, zu nennen: «Bibliographie astronomique» (Par. 1802), «Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc» (Par. 1778), welche Schrift eine allgemeine Geschichte aller Kanäle enthält, und «Abrégé de navigation historique, théorique et pratique» (Par. 1793), besonders wegen der Literatur werthvoll. Für Damen schrieb er eine «Astronomie des dames» (Par. 1785 u. öfter) und für Dilettanten den «Abrégé d'astronomie» (2. Aufl., Par. 1795). Auch hat er «Discours», «Éloges» und sogar mit Sylvestre Maréchal ein «Dictionnaire des athées anciens et modernes» (Par. 1800) geschrieben. Bei seinem Tode stiftete er bei der Akademie einen jährlichen Preis für die beste astron. Abhandlung. Auch sein Neffe, Michel Jean Jérôme Lefrançais L., geb. zu Paris 21. April 1766, gest. 7. April 1839, machte sich als Astronom rühmlich bekannt.

Lälius (Cajus), wegen seiner Tüchtigkeit und Bildung von den Römern gefeiert und der Weise (Sapiens) genannt, war ein Sohn des Cajus L., der, ein Freund des ältern Scipio Africanus, im zweiten Punischen Kriege dessen Flotte befehligt und im J. 190 mit Lucius Scipio Asiaticus das Consulat bekleidet hatte. Im J. 145 kämpfte er als Prätor mit glücklichem Erfolg gegen Viriathus in Lusitanien; Consul war er im J. 140 mit Quintus Servilius Cäpio. Seine Weisheit, durch bedeutende Rednergabe unterstützt, verschaffte ihm großen Einfluß, namentlich im Senat, auf die Lenkung des Staats. Mit dem jüngern Publius Scipio Africanus lebte er in vertrautester Freundschaft, weshalb auch Cicero in dem nach ihm benannten Gespräch über das Wesen der Freundschaft ihn als Hauptredner einführt, und beförderte mit ihm die Aufnahme griech. Bildung in Rom. Das Gerücht schrieb ihm auch einen wesentlichen Antheil an den Komödien des ihm befreundeten Terentius zu. Seine Tochter Lälia, an Quintus Mucius Scävola den Augur verheirathet, war wegen ihrer edeln Bildung berühmt.

Lally=Tolendal (Thom. Arthur, Graf von), ein Opfer der franz. Justiz im 18. Jahrh., gehörte einer irischen, mit Jakob II. in Frankreich eingewanderten Familie an und wurde im Jan. 1702 zu Romans in der Dauphiné geboren. Er trat in das irische Regiment, das sein Vater, Sir Gérard L., befehligte und zeichnete sich 1741 in Flandern so aus, daß man für ihn ein zweites irisches Regiment errichtete. An der Spitze desselben wurde er nach dem Siege bei Fontenoi auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannt. Im folgenden Jahre mußte er sich an der Expedition des Prinzen Karl Eduard nach Schottland betheiligen. 1747 kämpfte er wieder in den Niederlanden und erhielt den Grad eines Maréchal=de=Camp. Ludwig XV. ernannte ihn 1756 zum Generallieutenant und Generalcommandanten aller franz.=ostind. Niederlassungen. L. schiffte sich im Mai 1757 auf einer Escadre von vier Schiffen mit vielen Großen und vier Bataillonen ein, kam aber erst nach zwölf Monaten an den Ort seiner Bestimmung. Er eröffnete sogleich den Kampf gegen die brit. Besitzungen, eroberte eine Menge Plätze und Städte, belagerte selbst Madras, mußte sich aber nach einer schweren Niederlage unter den Mauern von Vandarachi auf das bedrohte Pondichery zurückziehen. Im März 1760 wurde die Stadt von einer zahlreichen engl. Armee und von der Seeseite durch eine Flotte von 14 Linienschiffen eingeschlossen. Nachdem L. sechs Monate diese Belagerung ausgehalten, gerieth er in die traurigste Lage. Gehaßt von der Bevölkerung, umgeben von 700 ausgehungerten Soldaten, wußte er sich jedoch noch vier Monate zu halten. Endlich 14. Jan. 1761 bot er dem Feinde eine Capitulation an; allein der brit. Admiral Coote verwarf den Antrag, und Pondichery mußte sich 16. Jan. ohne Bedingung ergeben. L. wurde als Kriegsgefangener nach England geschafft, und als er daselbst erfuhr, daß man ihn in Frankreich der Verrätherei und Feigheit beschuldigte, wirkte er sich die Erlaubniß aus, zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu reisen. Hier versprach zwar der Hof die Untersuchung seiner Sache, ließ ihn jedoch ein Jahr warten und setzte ihn dann in die Bastille. Das Parlament zu Paris, welches den Proceß gegen L. zu führen hatte, verurtheilte ihn 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwerts, weil er die Interessen des Königs wie der Indischen Compagnie verrathen habe, und drei Tage darauf wurde er enthauptet. Zehn Jahre später brachte es der besonders von Voltaire unterstützte Sohn L.'s dahin, daß der König die Revision des Processes befahl. Obschon das Parlament zu Rouen das Urtheil formell richtig erklärte, war doch die Unschuld des Verurtheilten so klar erwiesen, daß der König 1778 das Urtheil cassiren und die Ehre L.'s wiederherstellen mußte. — Trophime Gérard, Marquis de L., des vorigen Sohn, geb. 5. März 1751 zu Paris, gehörte zu denjenigen in den franz. Generalstaaten, die sich 1789 mit dem Dritten Stande verbanden. Von den demokratischen Tendenzen der Nationalversammlung erschreckt, suchte er sich jedoch später dem Hofe wieder zu nähern. Als Berichterstatter des Verfassungscomité schlug er zwei Kammern vor, auch setzte er seinen auf die Erhaltung der Aristokratie gegründeten Plan in der Schrift «Rapport sur le gouvernement, qui convient à la France» (1789) auseinander. Schon nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. zog er sich in die Schweiz zurück, kehrte aber 1792 nach Paris zurück. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. wurde er verhaftet, entging jedoch den Septembermetzeleien, indem seine Freunde ihm zur Flucht nach England verhalfen. Beim Processe des Königs bot er sich dem Convent als Vertheidiger an, und als er keine Antwort erhielt, gab er seine Vertheidigung in den Druck. Einige Jahre später erschien von ihm «Défense des émigrés français, adressée au peuple français» (1794; neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825), welche Schrift großes Aufsehen machte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück und lebte zu Bordeaux. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Staatsrath und zum Pair. Auch in der Pairskammer vertheidigte L. die constitutionellen Freiheiten, betrachtete aber als wesentliche Grundlage des Staats eine starke Aristokratie. Er starb 11. März 1830. Außer vielen andern die Zeitereignisse betreffenden Schriften schrieb er «Essai sur la vie de Th. Wenthworth, comte de Strafford» (Lond. 1795; 2. Aufl., Par. 1814).

Lama oder Schafkamel (Auchenia) ist der Name einer Säugethiergattung, die in Amerika die Gattung Kamel vertritt, von welcher sie sich durch den Mangel eines Rückenhöckers, durch die beiden tiefgetrennten Zehen mit kralligen Hufen und den kurzen, starkbehaarten Schwanz unterscheidet. Man kennt vier Arten, alle weit kleiner als die Kamele und Bewohner der kalten Regionen des westl. Südamerika, und zwar leben sie in Peru und Chile in den höchsten Ketten der Anden, steigen aber weiter gegen den kalten Südpol in die Ebenen herab. Sie scheinen selten Wasser zu bedürfen und trinken auch Salzwasser; doch selbst ohne Wasser lebend, sondern sie stets eine reichliche Menge von Speichel ab, den sie gegen ihren Beleidiger spritzen, und den man früher mit Unrecht für ätzend hielt. Das Guanaco (A. Guanacus) ist am weitesten verbreitet, denn es zeigt sich von Bolivia bis zur Magelhaensstraße überall heimisch. Es ist $5\frac{1}{2}$ F. lang,

an den Schultern gegen 3 F. hoch, im ganzen braunroth, an Hals und Kopf heller gefärbt und an der Stirn und im Gesicht schwärzlich. Seine Behaarung ist lang, dicht und doppelter Art. Der Haut zunächst steht eine kürzere, halb filzige, blaßrostgelbe Wolle, welche am Rücken, an den Seiten, dem Unterhals und den obern Theilen der Glieder durch 4—5 Zoll langes, schlichtes, dünner stehendes, weiches, lebhaft-rostbraunes Haar bedeckt wird. Das besonders als L. bezeichnete Thier galt bisher für die gezähmte und nur wenig geänderte Form des Guanaco, wird aber von neuern Forschern als eigene Art angesehen. Es war früher in Peru das wichtigste Thier der Einwohner. Noch jetzt wird es zum Tragen geringerer Lasten in hohen Gebirgsgegenden gebraucht, ist aber in den niedern und mildern Gegenden durch das Maulthier verdrängt worden. Denn wenn es auch selbst auf den Gebirgshöhen nicht des Schutzes eines Stalles bedarf, wenig oder keine Abwartung braucht und seine Fütterung keine Kosten verursacht, so trägt es doch niemals über 80 Pfd. Ladung und legt täglich höchstens 3 deutsche M. zurück. Auf den ausnehmend unfreundlichen Hochebenen von Bolivia wird die Zucht der L. noch am stärksten getrieben. Das L. ändert in der Färbung sehr ab; man hat braune mit weißen Flecken, ganz schwarze, ganz weiße, schwarz und weiß gefleckte u. s. w. Bei manchen ist das Haar feiner, bei andern gröber. Die Lamawolle liefert nur grobe Stoffe. Das Fleisch gleicht einigermaßen dem Schaffleische und bietet den Gebirgsbewohnern eine gute Nahrung. Das weit kleinere **Alpaca** (s. d.), das nur halbwild in Heerden lebt, gibt die feinste Wolle. Die echten Alpacas sind fahlbraun, es fehlt ihnen das lange, schlichte Oberhaar gänzlich, und das Grundhaar ist so entwickelt und umgestaltet, daß es wie bei den feinsten Merinos in Gestalt fingerdicker und spannenlanger, dicht nebeneinanderstehender Flechten über Rücken, Seiten und Unterhals gerade herabfällt. Die **Vicuña** (A. Vicunna) ist kleiner und feiner gebaut und bewohnt in kleinen Heerden die höchsten und unwirthbarsten, der Schneelinie naheliegenden Regionen der Cordilleren des nördl. Chile und Bolivias. Den größten Theil des Körpers bedeckt eine sehr feine, seidenartig glänzende, röthlichbraune, an den obern Theilen der Glieder ledergelbe, 1—3 Zoll lange Wolle, welche in Peru hoch geschätzt wird. Obschon die Vicuñas sich durch Anhänglichkeit an den Menschen zu Hausthieren empfehlen und ihre Zähmung wahrscheinlich leicht gelingen würde, so gehören doch selbst in Peru zahme Vicuñas zu den Seltenheiten, da die Indianer sich lieber mit der, wenn auch noch so beschwerlichen Jagd dieser Thiere beschäftigen.

Lama bedeutet im Tibetischen der Obere und ist eine ehrende Bezeichnung der buddhistischen Priester in Tibet, bei den Mongolen und den Kalmücken. **Lamaismus** nennt man die spätere Entwickelung des Buddhismus, namentlich die Umgestaltung desselben durch **Tsonkhapa**, welcher 1357 in der tibetischen Provinz Amdo geboren wurde. Nachdem dieser die Hauptwerke der verschiedenen buddhistischen Schulen Tibets in deren Sitzen studirt hatte, schuf er ein eigenthümliches eklektisches System und erwarb sich durch seine Lehrthätigkeit einen solchen Ruhm, daß er in kurzer Zeit die einzelnen Schulen überflügelte und größtentheils verdrängte. Als äußeres Abzeichen seiner Schule führte er statt des bisher bei den Priestern Tibets üblichen rothen Gewandes das dem ursprünglichen Buddhismus eigenthümliche gelbliche Gewand ein und fügte eine durch ihre Gestalt ausgezeichnete gelbe Mütze hinzu, wonach seine Anhänger als Gelbmützen bezeichnet werden. Als Hauptsitze der neuen Lehre galten fortan das von ihm 1409 bei Lhassa gestiftete Kloster Galdan, dann die in der nächsten Nachbarschaft gegründeten Klöster Sera und Braipung, wozu noch in weiterer Entfernung Taschi-Lumpo hinzukam. Während nach dem Herkommen des ältern Buddhismus die Besetzung der höhern geistlichen Aemter größtentheils von dem geistlichen Ansehen und dem Dienstalter der einzelnen Personen abhing, war es seit der mongol. Herrschaft, namentlich nachdem Chubilai sich dem Buddhismus zugeneigt hatte, Sitte geworden, den Vorstand des Sakjaklosters zum Haupt der Geistlichkeit und zugleich zum tributären Herrscher Tibets zu ernennen, wobei dieses Amt in der Regel vom Oheim auf den Neffen vererbte. Es behaupteten jedoch die Aebte des Sakjaklosters diese Stellung nur unter der Juan-Dynastie; unter der Ming-Dynastie traten andere Verhältnisse ein, sodaß man 1373 vier, und ein Menschenalter später acht L. mit der königl. Würde bekleidete. Im Gegensatz zu dieser hierarchischen Erbfolge begründeten zwei Schüler Tsonkhapa's ein neues, ebenfalls nicht dem ursprünglichen Buddhismus eigenthümliches System. Nach den Ansichten der ältern Lehre waren es 16 Stellvertreter (Sthavira, tibetisch: Naitan), welchen es oblag, nicht aus dem Dasein zu entschwinden, sondern über die Verbreitung und Erhaltung der Lehre in den verschiedenen Gegenden der Welt zu wachen; die Chinesen haben die Zahl dieser Glaubensschützer, welche sie Lo-han (sanskrit. Arhan) nennen, bis auf 500 erweitert. In der Lehre der Gelbmützen ist dieses Amt hauptsächlich dem Bodhisattva Avalokiteçvara zugewiesen, der nicht früher Buddha werden

und ins Nirvâna eingehen darf, als bis er die ganze Menschheit durch die Lehre Buddha's von allen Leiden des Kreislaufs befreit hat. Zu diesem Endzweck wird er immer wieder geboren, und diese Incarnation des Avalokiteçvara (auch Chongschim-Bodhisattva genannt) ist es, welche nun den Namen Dalai-L. führt. Dalai bedeutet im Mongolischen «Meer» und ist eine Uebersetzung des in den Namen verschiedener tibetischer Geistlichen, namentlich aber der Großlamas von Potala bei Lhassa vorkommenden tibetischen Wortes Dschamtso. Seit dem Besuche Sodnam-Dschamtso's in der Mongolei 1577 ist diese Bezeichnung sowol bei den Mongolen als auch den Tibetern und Chinesen die allgemein übliche geworden. Die einzelnen Dalai-L.s sind: 1) Gedun-dubpa (Geistlichkeit-Vollendung), geb. 1391, zu dessen Zeit das Kloster Taschi-Lumpo 1447 erbaut wurde; 2) Gedun-dschamtso (Geistlichkeit-Meer) von 1476; 3) Sodnam-dschamtso (Verdienst-Meer) von 1543, welcher die Mongolen durch seinen Besuch bei Altan Chaghan wiederum für den Buddhismus gewann und in der Stadt Kuku-choto (Blaustadt) einen Vertreter in der Person des Mandschuçrî-Chutuktu hinterließ; 4) Jontan-dschamtso (Tugend-Meer), geb. 1589 in der Mongolei, ein Urenkel Altan Chaghan's; 5) Ngag-waug-lobsang-dschamtso (der weise Herr der Rede), geb. 1617. Nach einem Interregnum mit zwei nun nicht mehr mitgezählten Dalai-L. folgte 6) Lobsang-kalsang-dschamtso (Weises-Glück-Meer), geb. 1706; 7) Lobsang-dschampal-dschamtso (des weisen Mandschuçri Meer), geb. 1758, nach dessen nicht sicher zu bestimmendem Tode Lung-tog-dschamtso bis 1816 und zwei oder drei vor der Installirung ermordete Dalai-L. folgten; 8) Ge-mu-dschamtso, geb. 1837. Nach dem Dahinscheiden des Dalai-L. pflegt man das Los entscheiden zu lassen, welcher von den mit den erforderlichen Eigenschaften versehenen neugeborenen Knaben seine Wiedergeburt sei. Es scheint indeß auch Rücksicht genommen zu werden auf Verwandtschaft mit angesehenen Familien, ja sogar auf testamentarische Verfügungen des verstorbenen Dalai-L. Auch läßt sich der Einfluß des chines. Statthalters nicht verkennen. Neben dem Dalai-L., ihm an Heiligkeit gleich, steht der im Kloster Taschi-Lumpo residirende Pan-tschhen-rinpo-tschhe (bei den Mongolen Bantschen Erdeni), gewöhnlich auch Bogdo-L. oder Teschu-L. genannt, welcher als eine Wiedergeburt des Amitâbha, des Dhjâni-Buddha der gegenwärtigen Weltperiode angesehen wird. Vgl. Köppen, «Die lamaische Hierarchie und Kirche» (Berl. 1859).

Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de), einer der berühmtesten Naturforscher Frankreichs, geb. aus einer adelichen Familie zu Barentin in der Picardie 1. Aug. 1744, trat 1760 in Kriegsdienste, die er aber bald mit dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sich längere Zeit mit Meteorologie beschäftigt, wendete er seine Thätigkeit der Botanik zu und ersann eine neue Methode, Pflanzen zu classificiren, die er die analytische nannte, die aber keinen Beifall erhielt, obgleich er sie in seiner «Flore française» (3 Bde., Par. 1780; 2. Aufl. 1793) befolgte, welche nachmals Decandolle ganz umarbeitete. Nachdem er zur botan. Abtheilung von Panckouke's «Encyclopédie méthodique» die beiden ersten Bände geliefert und zwei andere botan. Werke an Poiret und an Mirbel zur Fortsetzung überlassen hatte, vertauschte er die Botanik mit der Zoologie, wurde 1792 Professor der Naturgeschichte der niedern Thiere am Jardin des Plantes und leistete Außerordentliches und Verdienstliches in dieser Wissenschaft. Im Besitze eines großen Rufs als Forscher und Lehrer, starb er 18. Dec. 1829, nachdem er die letzten 17 J. seines Lebens infolge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte. Seine zoolog. Schriften sind als systematische Aufzählung und Zusammenstellung einer unendlichen Menge von zum Theil wenig bekannten Arten sehr werthvoll; insbesondere ist sein berühmtes Werk «Histoire naturelle des animaux sans vertèbres» (7 Bde., Par. 1815—22; 2. Aufl., von Deshayes und Milne-Edwards, Bd. 1—10, Par. 1835—45) jedem Zoologen wichtig. Weniger Werth legten L.'s Zeitgenossen auf den speculativen Theil dieser Schriften, weil man darin blos Originalitätssucht und wunderliche Hypothesen sehen wollte. Daher erregte auch die «Philosophie zoologique» (2 Bde., Par. 1809), in welcher L. seine Grundansichten niederlegte, nur vorübergehendes Aufsehen. In neuerer Zeit hat man, infolge der Darwin'schen Theorien, den Anschauungen L.'s eine neue Bedeutung abgewonnen.

La Marmora (Alfonso Ferrero, Marchese di), ital. General und Staatsmann, geb. 17. Nov. 1804 aus einer angesehenen piemont. Familie, trat 1816 in die Militärakademie zu Turin und verließ dieselbe 1823 als Artillerielieutenant. Nachdem er seine Bildung durch Reisen vervollständigt, nahm er, seit 1831 Hauptmann, thätigen Antheil an den Reformen, die König Karl Albert in der piemont. Artillerie einführte. 1845 zum Artilleriemajor ernannt, betheiligte er sich als solcher rühmlich an dem Feldzuge von 1848 und zeichnete sich namentlich 2. April auf den Höhen von Pastrengo aus. Außerdem rettete er durch seine Festigkeit bei den Volksaufläufen

im Aug. zu Mailand den König aus großer persönlicher Gefahr. L. ward dafür zum Brigadegeneral ernannt und übernahm in dem conservativen Cabinet Alfieri 27. Oct. 1848 das Kriegsministerium, das er mit dessen Sturze im Nov. wieder niederlegte. Auch im Febr. 1849 versah er einige Tage diese Stellung. Nach Kündigung des Waffenstillstandes erhielt er den Befehl über ein Reservecorps, das in Toscana die monarchische Regierung herstellen sollte, aber nach Gioberti's Rücktritt zurückgerufen wurde. L. traf nach der Katastrophe von Novara ein und mußte nun mit seinem noch intacten Corps den demokratischen Aufstand in Genua unterdrücken, was er rasch und entscheidend that. Der neue König ernannte ihn zum Generallieutenant und bald darauf 3. Nov. 1849 zum Kriegsminister, in welcher Stellung er erst unter d'Azeglio, dann unter Cavour verblieb und sich große Verdienste um die Reorganisation der Armee erwarb, die nach dem Kriege von 1849 eigentlich nur noch dem Namen nach bestand. Viel Haß zog er sich hierbei als strenggeschulter Militär durch die Entfernung der Flüchtlinge und die Säuberung des Offiziercorps zu. Im April 1855 übernahm er den Oberbefehl über das zur Unterstützung der Westmächte in die Krim gesandte Truppencorps, welches rühmlich im Gefecht bei Traktir kämpfte, sonst aber als Reserve keine Gelegenheit zur Auszeichnung erhielt. Nach der Rückkehr trat er wieder in sein Ministerium ein. Dem Feldzuge von 1859 in der Lombardei wohnte er an der Seite des persönlich befehligenden Königs bei, um diesen in Rath und That zu unterstützen. Als sich nach dem Frieden von Villafranca Cavour zurückzog, übernahm L. neben dem Portefeuille des Kriegs zugleich die Präsidentschaft des Cabinets, die er indeß nur bis Jan. 1860 behaupten konnte, wo Cavour wieder das Staatsruder ergriff. Außerdem mußte er der ihm sehr feindlich gesinnten demokratischen Partei gegenüber das Kriegsministerium an Fanti (s. d.) abtreten. Nachdem er Anfang 1861 eine Mission als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, dann nach Petersburg ausgeführt, übernahm er das Commando des 2. Armeecorps in Mailand, gab aber bald wieder seine Entlassung, da er über die Heeresorganisation mit Fanti in Zwiespalt gerieth. Im Oct. desselben Jahres ging er an Cialdini's Stelle als Civil- und Militärgouverneur nach Neapel, und im Aug. 1862 verlieh ihm ein Decret die polit. Gewalt über sämmtliche neapolit. Provinzen. Doch vermochte auch er das Brigantenwesen nicht zu beseitigen. Nach den turiner Septemberereignissen von 1864 übertrug ihm der König die Präsidentschaft des Cabinets und das Portefeuille des Auswärtigen, indem er als die geeignetste Persönlichkeit erschien, den Unmuth der Piemontesen zu beschwichtigen und die Stipulationen mit Frankreich, zumal die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz, durchzuführen. Nach außen hin brachte er in dieser Stellung den Abschluß des deutsch-ital. Handelsvertrags und die Allianz mit Preußen zu Stande. Als 1866 der Krieg gegen Oesterreich begann, folgte L. als Minister ohne Portefeuille und Chef des Generalstabs dem Könige ins Hauptquartier. Er war der eigentliche Feldherr und galt auch als der Urheber des Feldzugsplans. Seine hinhaltende Unthätigkeit nach der Niederlage vom 24. Juni bei Custozza regte die öffentliche Meinung heftig gegen ihn auf, und man wollte darin die Absicht einer mehr diplomatischen Kriegführung sowie ein geheimes Einverständniß mit der Politik Napoleon's III. erkennen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Oesterreich entsagte L. im Aug. sowol seinem Amte als Minister wie als Chef des Generalstabs. — Sein ältester Bruder, Carlo Ferrero, Marchese di L., Fürst von Masserano, geb. 1788, starb 1854 als sard. Generallieutenant. — Ein anderer Bruder, Alberto Ferrero, Conte di L., geb. 1789, seit 1848 sard. Generallieutenant, machte sich durch mehrere tüchtige Schriften bekannt, darunter die treffliche «Voyage en Sardaigne» (5 Bde., Par. und Turin 1839—57, mit Atlas). Er starb 18. Mai 1863. — Der vierte Bruder, Alessandro Ferrero, Cavaliere di L., geb. 1799, begründete unter König Karl Albert die piemont. Bersaglieri. Er befehligte als Generallieutenant unter seinem Bruder in der Krimexpedition und starb 1855 an der Cholera bald nach seiner Ankunft in der Krim.

Lamarque (Maximilien, Graf), franz. General und polit. Charakter, geb. 22. Juli 1770 zu St.-Sever im Depart. Landes, wendete sich durch seinen Vater, der Mitglied der Constituirenden Versammlung war, zeitig der Revolution zu und trat 1791 in das Heer. Im Vortrabe der Pyrenäenarmee unter Moncey stürzte er sich 1793 mit 200 Grenadieren auf Fuentarabia und nahm den Platz zugleich mit 80 Kanonen und 800 Kriegsgefangenen. Zum Lohne dieser That wurde er Generaladjutant und diente nun als solcher in Italien und am Rhein. Nach dem Frieden von Luneville befehligte er in Spanien unter Leclerc als Brigadegeneral; in gleicher Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1805 in Deutschland bei. Nach dem Frieden sollte er Joseph Bonaparte nach Neapel begleiten. Auf dieser Reise wurde er in Tirol von einer Lawine verschüttet, aber gerettet, und in Unteritalien mußte er sich mit acht seiner Begleiter gegen die

50 Mann starke Bande des Fra Diavolo vertheidigen. Die Erfolge, welche er in Neapel gegen die Engländer und die Volksbanden davontrug, bestimmten den König Joseph, ihn zum Chef des Generalstabs zu ernennen. Allein L. schlug dies aus und wurde von Napoleon 1807 zum Divisionsgeneral erhoben. Als 1808 der König Murat ihm die Wegnahme der von den Engländern stark befestigten, von Hudson Lowe vertheidigten Insel Capri auftrug, vollzog er dieses kühne Wagniß durch einen gewaltigen Angriff in der Nacht vom 4. zum 5. Oct. Hierauf führte er unter dem Vicekönig von Italien eine Division im Feldzuge von 1809. Er machte bei Laibach 5000 Oesterreicher zu Gefangenen, eroberte 65 Kanonen und zeichnete sich durch ungestümen Muth in der Schlacht bei Wagram aus. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien ging er nach Spanien, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Sturze Napoleon's blieb und ebenso viel Menschlichkeit als Energie und Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er in der Vendée den Oberbefehl übernehmen, wo er mit vieler Schonung verfuhr. Nach der Rückkehr der Bourbons floh er nach Belgien, erhielt aber 1818 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Als Patriot und Krieger veröffentlichte er bis zum J. 1826 eine Reihe von Schriften, in welchen er Vorschläge zur Reorganisation des verfallenen Heeres machte, die aber ohne Erfolg blieben. Im Dec. 1828 gelang es ihm, als Abgeordneter des Depart. Landes in die Kammer zu treten, wo er sich zur Opposition hielt. Auch nach der Julirevolution von 1830 erhob er sich fortgesetzt gegen die Politik der Regierung. Beim Ausbruche der Unruhen in der Vendée hatte er abermals den Oberbefehl in den westl. Departements erhalten, doch wurde er wegen seines polit. Widerstandes desselben enthoben. Er starb 1. Juni 1832. Sein Leichenzug, den die republikanische Partei zu einer Demonstration benutzen wollte, gab 5. und 6. Juni Anlaß zu einer blutigen Emeute in den Straßen von Paris. Später erschienen L.'s «Mémoires» (Par. 1835).

Lamartine (Alphonse Marie Louis Prat de), franz. Dichter und Staatsmann, geb. 21. Oct. 1790 zu Mâcon, verlebte, nach Abschluß seiner Schulstudien bei den Jesuiten zu Belley, einige Jahre ohne bestimmte Richtung auf dem Lande und auf Reisen und erlangte einen hohen Rang in der Poesie mit seiner ersten Sammlung Gedichte «Méditations poétiques» (Par. 1820), die mit den sanften Anschlägen eines religiös-schwärmerischen und menschlich-sehnsüchtigen Tons in der franz. Lyrik eine neue Epoche herbeiführten und beim Publikum außerordentlichen Anklang fanden. Der Hof wollte die frische Berühmtheit an sich fesseln, und L. wurde Gesandtschaftssecretär in Neapel und London, sodann Geschäftsträger in Florenz. Ein bedeutendes Vermögen, das er mit einer Engländerin erheirathete, vergönnte ihm fortan die Genüsse des aristokratischen Lebens, ließ ihn aber die Poesie nicht vergessen. Die «Nouvelles méditations poétiques» (1823) und die «Harmonies poétiques et religieuses» (1828) befestigten vollends seinen Dichterruhm und öffneten ihm 1829 den Eintritt in die Französische Akademie. Nach der Julirevolution für den Augenblick aus dem öffentlichen Leben entfernt, unternahm er eine Reise nach dem Orient. Im Mai 1832 ging er zu Marseille mit seiner Frau und Tochter an Bord eines von ihm selbst bemannten und ausgerüsteten Schiffs nach dem Orient ab. Er führte eine Bibliothek, ein ganzes Arsenal, eine Sammlung kostbarer Geschenke für Scheikhs und Paschas mit sich und reiste gleich einem souveränen Fürsten, indem er Häuser zu seinem Absteigequartier ankaufte und Züge von eigenen Pferden zu seinen Diensten hatte. Die Frucht dieser 16monatlichen Reise war «Voyage en Orient, souvenirs, impressions, pensées et paysages» (4 Bde., Par. 1835), ein buntes Allerlei, prachtvoll in der Form und oft kühn in der Auffassung, aber flüchtig in der Anlage und unzuverlässig in den Angaben. Während seiner Abwesenheit zum Deputirten gewählt, hielt er sich in der Kammer zu keiner der vorhandenen Parteien, sprach auch bei den Verhandlungen nur von nichtpolit. Dingen. Die in seinen parlamentarischen Reden sich äußernde poetische, moralische und tolerant-religiöse Stimmung trat völlig hervor in seiner Dichtung «Jocelyn» (1835), welche in der literarischen Welt Befremden erregte. Später wurde «La chute d'un ange» (1838) mit einer Kälte aufgenommen, die sich aus den Nachlässigkeiten der Form und den Ueberspanntheiten des Inhalts hinlänglich erklärte und nach dem Erscheinen seiner letzten Gedichte, «Recueillements poétiques» (1839), noch entschiedener zeigte.

In der Kammer dagegen, wo er bis 1848 Abgeordneter seiner Vaterstadt war, machte L. als polit. Redner beträchtliche Fortschritte. Die orient. Frage, der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe u. s. w. gaben ihm Anlaß zu Reden, die freilich auf die Abstimmungen keinen Einfluß hatten, aber von den Deputirten mit Interesse angehört und nachher in ganz Frankreich begierig gelesen wurden. Conservativ mit Fortschrittstendenzen, bildete er eine Zeit lang eine

eigene kleine Partei (le parti social, wie sie sich nannte), die, rein polit. Fragen beiseite lassend und philanthropische Reminiscenzen mit religiöser Orthodoxie vermengend, allgemeine Weiterbildung erstrebte und diese zu erreichen meinte, wenn sie das Christenthum zu Gesetzen ausgestaltete. Gewöhnlich stimmte L. indeß mit der Majorität für die Ministerien, aber das gedankenlose Widerstandssystem entfernte ihn allmählich von einer Partei, die er in der Hitze der Improvisation die «Ecksteinpartei» (parti des bornes) genannt, und seine von republikanischen Gesinnungen strotzende und dazu hindrängende «Histoire des Girondins» (8 Bde., Par. 1847) stellte ihn ganz in die Opposition. Nach der Revolution von 1848 Mitglied der Provisorischen Regierung, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von zehn Departements zum Volksrepräsentanten in die Constituirende Nationalversammlung und von dieser zum Mitgliede der Executivcommission gewählt, genoß er einige Monate eine unermeßliche Popularität und hatte auch am Staatsruder muthige Regierungsmomente, die unberechenbares Unheil abwandten. Sein scheinbares oder wirkliches Zusammenhalten mit Ledru-Rollin versetzte jedoch dieser allgemeinen Volksgunst einen ersten Stoß, und der Ausbruch der Juniunruhen ließ sie völlig ins Gegentheil umschlagen. Vergebens suchte er sich durch Selbstapologien («Trois mois au pouvoir», «Histoire de la révolution de 1848») zu rechtfertigen; der Strom des Unwillens brauste zu laut gegen den gestürzten Regenten. Bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung (1849) fand sich kein einziges Departement, nicht einmal dasjenige seiner Geburtsstadt, welches seine Candidatur annehmen wollte. Nur eine Nachwahl in Orleans verschaffte ihm einen Platz in der letzten republikanischen Versammlung. Der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 führte L. wieder ins Privatleben und zur Literatur zurück. War es schon nicht löblich gewesen, daß er, um sein Familiengut Milly vom Verkauf zu retten, das Publikum in alle Geheimnisse seines Jugendlebens einweihte («Confidences», 1849; «Nouvelles confidences», 1851), so fehlte er noch ärger, indem er endlich aus finanziellen Gründen in eine grenzenlose Schnell- und Vielschreiberei verfiel. Ungeachtet des illusorischen Reichthums von Ländereien in der Türkei, der Verwerthung seiner Schriften durch eine Actiengesellschaft, der Veranstaltung von Subscriptionen und Lotterien zu seinem Besten, war bei den sorglosen Verschleuderungen eines Naboblebens der Ruin seiner Finanzen nicht aufzuhalten. Seine letzten Bücher: «Histoire de la restauration» (8 Bde., 1851—53), «Histoire de Turquie» (6 Bde., 1854), «Histoire de Russie» (2 Bde., 1855), sodann eine Reihe abwechselnd polit. und literarischer Zeitschriften: «Le Conseiller du peuple» (1849—50), «Le Civilisateur» (1851) und «Cours familier de littérature» (1856 fg.), sind flüchtig, fieberhaft, ohne Vorstudien, ohne Sachkenntniß hingeworfene Erzeugnisse. L.'s Schriften wurden meist in alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Herwegh, 12 Bde., Stuttg. 1839), während dieselben in Frankreich unter dem Titel «Oeuvres complètes» in verschiedenen Formaten Gegenstand fortwährender Gesammtausgaben sind. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften, die auch Ungedrucktes enthalten wird, hat L. 1860 selbst begonnen.

Lamb (Charles), engl. Essayist, wurde 18. Febr. 1775 in London geboren und von 1782 an im Christhospital gleichzeitig mit Coleridge erzogen. 1792 bei der Ostindischen Compagnie angestellt, diente er derselben als Clerk bis 1825, wo er mit einer ansehnlichen Pension in Ruhestand versetzt wurde. Er starb zu Edmonton 27. Dec. 1834. Als Schriftsteller ist er vor allem durch die zuerst im «London Magazine» unter dem Namen Elia veröffentlichten «Essays» bekannt, in denen er seine heitere Lebensphilosophie mit Humor und rührender Einfalt vortrug. Später erschienen dieselben in zwei Sammlungen (Lond. 1823 und 1831). Dieselbe reine Menschlichkeit athmen seine Gedichte, unter denen das rührende «The old familiar faces», das von Freiligrath übersetzt wurde, als Typus seiner Poesie gelten kann. Die ersten derselben hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charles Lloyd unter dem Titel «Blank verse» (Lond. 1798) herausgegeben. Sein Lustspiel «Mr. H.» (1804) und seine Tragödie «John Woodville» (1802) verschwanden ohne Erfolg von der Bühne. Dagegen wurden seine «Tale of Rosamond Grey» (Lond. 1798) und die «Tales from Shakspeare» (2 Bde., Lond. 1807; 14. Aufl. 1865) ein Gemeingut des Volks. In den «Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakspeare, with notes» (Lond. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies er dringend auf die Einfachheit und Reinheit der Diction der alten Dramatiker hin. Seine «Album verses with a few others» (Lond. 1830) enthalten Gelegenheitsgedichte von mehr als gewöhnlichem Interesse, da seine berühmten Donnerstagspartien der gesellige Mittelpunkt vieler seiner berühmten ältern und jüngern literarischen Zeitgenossen waren. Seine «Prose works» erschienen 1835 (3 Bde.), seine «Poetical works» 1836 gesammelt (neueste Aufl. 1864). Vgl. Talfourd, «Letters of Ch. L., with a sketch of his life» (2 Bde., Lond. 1837) und «Final memorials

of Ch. L.» (2 Bde., Lond. 1848). — Seine Schwester, Mary Ann L., geb. 1765, in den «Essays» als Bridget Elia verherrlicht, hatte an den «Tales from Shakspeare» Antheil und schrieb eine vortreffliche Jugendschrift: «Mrs. Leicester's school» (1809). Durch ein geistiges Leiden genöthigt, in der Zurückgezogenheit zu leben, wurde sie von ihrem Bruder aufs treueste gepflegt. Nach seinem Tode nahmen sich dessen Freunde ihrer an. Sie starb 20. Mai 1847.

Lambach, ein alter und wohlgebauter Marktflecken, 2 M. von der Stadt Wels, im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, im frühern Hausruckkreise, in einer tiefen Schlucht an der Traun und der Eisenbahn von Linz nach Salzburg, von welcher hier der Flügel nach Gmunden abzweigt, gelegen, Hauptort des gleichnamigen Bezirks und Sitz eines Bezirksamts, mit etwa 2000 E., ist wegen der hier 1056 gestifteten Benedictinerabtei berühmt, welche eine Bibliothek von 30000 Bänden mit vielen Incunabeln, theol. Manuscripten, eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, ein physik. Cabinet und ein wohlgeordnetes Archiv besitzt. Ueber die Traun führt die Eisenbahn an der interessanten und prachtvollen Dreieinigkeitskirche in der Naura vorüber, welche (seit 1727) dreieckig von dreierlei Marmor erbaut ist, drei Eingänge, drei Thürme, drei Fenster, drei Altäre von dreifarbigem Marmor, drei Orgeln und drei Sacristeien besitzt und 333333 Fl. gekostet hat. Auch hat L. selbst einen merkwürdigen Wasserbehälter aus salzburger Marmor, der 2883 Eimer faßt.

Lamballe (Marie Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), ein Opfer der franz. Revolutionsgreuel, geb. zu Turin 8. Sept. 1749, war die Tochter des Prinzen Ludwig Victor Amadeus von Carignan und der Prinzessin Katharine Henriette von Hessen-Rheinfels-Rotenburg. Von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, vermählte sie Ludwig XV. von Frankreich, der das Haus Savoyen begünstigte, 1767 mit Louis Alexandre Jos. Stanisl. von Bourbon, Prinzen von Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren 20jährigen, durch Ausschweifung zerrütteten Gemahl. Als Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwig's XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin L. lieb und ernannte, nachdem sie Königin geworden, dieselbe zur Intendantin ihres Hauses. Dieses Freundschaftsbündniß der beiden Frauen wurde noch enger, als die Ausbrüche der Revolution die königl. Familie bedrohten. Bei dem Fluchtversuche des Königs (20. Mai 1791) verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, um sich in England mit der Königin zu treffen. Als sie jedoch vernahm, daß die Flucht misglückt und die Lage der königl. Familie übler als je sei, beschloß sie, trotz des Widerstands ihrer Familie, nach Frankreich zurückzukehren, und traf im Febr. 1792 in Paris wieder ein. Nach den Ereignissen des 10. Aug. erhielt sie die Erlaubniß, die Gefangenschaft der Königin zu theilen. Kurze Zeit nachher wurde sie jedoch auf Befehl des Gemeinderaths von dieser getrennt und aus dem Temple in das Gefängniß La Force gebracht. Auch dieses Gefängniß erreichten die Mörderbanden in den ersten Tagen des Sept. Am Morgen des 3. Sept. wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Uebersiedelung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie jedoch vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königthum hasse. «Den ersten Eid», entgegnete sie, will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen.» Mehrere der Umstehenden, die sie retten wollten, redeten ihr zu; allein die unglückliche Frau sah und hörte nicht mehr. «Man lasse Madame frei», gebot der Präsident, und dieses Wort war das verabredete Zeichen, daß sie sterben sollte. Als sie von zwei Männern gestützt an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf, sodaß das Blut hoch sprang und ihr reiches Haar herabfiel; ein zweiter Axthieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen nun ihren Körper, steckten den Kopf und das Herz auf Piken, zogen durch die Stadt und erschienen so unter den Fenstern des Temple, wo die königl. Familie gefangen saß. Vgl. Lescure, «La Princesse de L.» (Par. 1864).

Lambeck (Peter), gewöhnlich Lambeccius genannt, ein um die Geschichte der Literatur hochverdienter Gelehrter, geb. 1628 zu Hamburg, gest. 1680 zu Wien, erhielt, nachdem er sich in Holland, Frankreich und Italien gebildet hatte, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rectorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er infolge ehelicher und kirchlicher Zwistigkeiten seine Stelle auf und wurde nach seinem vorher erfolgten Uebertritt zur kath. Kirche zum Aufseher der kaiserl. Bibliothek in Wien ernannt, die ihm theils viele ihrer trefflichen Einrichtungen, theils die genaue Katalogisirung ihrer Schätze verdankt, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten «Commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi» (8 Bde., Wien 1665—79; 2. Aufl., von Kollar,

8 Bde., 1766—82), veranstaltete. Außerdem war er der erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Literaturgeschichte, die er auch mündlich seit 1656 auf dem Gymnasium zu Hamburg gelehrt hatte, unter dem Titel «Prodromus historiae literariae» (Hamb. 1659; 2. Aufl., von J. A. Fabricius, Lpz. 1710) herausgab. Vgl. Hoffmann, «Peter L. als Schriftsteller und Bibliothekar» (Soest 1864).

Lamberg, ein schon in den frühesten Zeiten in dem Erzherzogthum Oesterreich begütertes Geschlecht, das in der Mitte des 14. Jahrh. nach Krain zog, wo es durch die Verheirathung eines seiner Glieder mit der einzigen Tochter und Erbin Nikolaus von Pöttwein's bedeutende Besitzungen erwarb. Hier theilte sich das Haus 1414 durch Wilhelm's II. von L. (gest. 1397) drei Söhne, Balthasar, Georg und Jakob, in drei Hauptlinien. Die von Jakob begründete Linie zu Rotenbühel und Harbach erlosch seit 1689 vollständig; die mittlere, von Georg gestiftete erlosch 1828 im Mannsstamme. Die ältere, von Balthasar begründete Hauptlinie spaltete sich durch dessen beide Söhne wieder in zwei Aeste, von denen der erstere im 17. Jahrh. erlosch, während der zweite in einem seiner Zweige, der Ortenegg'schen Hauptlinie (seit 1524 freiherrlich), noch gegenwärtig blüht. Dieselbe zerfällt in drei Linien, eine ältere, eine mittlere und eine jüngere. a) Die ältere Linie zu Greiffenfels, vom Freiherrn Raimund von L. begründet, wird gegenwärtig durch den Grafen Anton Raimund von L., geb. 21. Dec. 1795, Oberst-Erblandstallmeister in Krain und der Windischen Mark, repräsentirt. b) Die mittlere Linie, von Georg Sigismund gestiftet, zerfiel durch dessen beide Söhne abermals in zwei Zweige. Den erstern Zweig gründete Johann Maximilian von L. (geb. 1608 zu Steyer, gest. 1682), der 1642 Gesandter in Rom und 1644—47 kaiserl. Bevollmächtigter beim Westfälischen Friedenscongresse war und 1636 in den Grafenstand erhoben wurde. — Ein Neffe desselben, Graf Johann Philipp von L., geb. 1651, gest. 1712, kämpfte gegen die Türken, wurde 1682 Reichshofrath und wirkte als Gesandter zu Dresden, Berlin und Regensburg. Er trat jedoch in den geistlichen Stand über und wurde 1689 Bischof von Passau, erhielt auch 1700 den Cardinalshut. 1697 ging er als kaiserl. Gesandter nach Warschau, dann als Principalcommissarius nach Regensburg, wo er beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs die Kriegserklärung gegen Frankreich und die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln bewirkte. — Ein Enkel Joh. Maximilian's, Graf Leopold Matthias von L., geb. 1667, gest. 1711, stand bei Kaiser Joseph I. in hoher Gunst und erhielt 1707 die reichsfürstl. Würde. Als seine directen Nachkommen 1797 ausgestorben waren, ging diese Würde an das damalige Haupt des von Johann Wilhelm gestifteten jüngern oder bair. Zweigs der mittlern Linie, an den Fürsten Karl Eugen von L. (geb. 1. April 1764, gest. 11. Mai 1831) über, dessen Enkel, Fürst Gustav von L. (geb. 13. Sept. 1841) seit 1862 Haupt des fürstl. Zweiges des Hauses L. ist. c) Die jüngere, von Johann Albert stammende Linie der Hauptlinie Ortenegg hat sich in ihrem jüngern Aste zu Stockern (jetzt zu Ortenegg und Ottenstein) bis auf die Gegenwart erhalten. Haupt desselben ist Graf Franz von L., geb. 30. April 1832. Der Vater dieses letztern, Graf Franz Philipp von L. (geb. 30. Nov. 1791), trat 1810 in österr. Dienste und wohnte später als Cavalerieoffizier den Kriegen gegen Napoleon bei. Nach dem Frieden rückte er allmählich bis 1843 zum Feldmarschallieutenant auf. Wegen seiner Besitzungen in Ungarn hatte er einen Sitz an der ungar. Magnatentafel. Während der Palatin Erzherzog Stephan Ungarn verließ und Jellachich mit seiner Armee sich Pesth näherte, wurde L. durch kaiserl. Manifest vom 25. Sept. 1848 zum königl. Commissar in Ungarn und zum Obercommandanten sämmtlicher regulären und irregulären ungar. Truppen ernannt. Doch die ungar. Nationalversammlung erklärte 27. Sept. diese Ernennung für ungesetzlich und ungültig, sowie alle, die L. gehorchen würden, der Strafe des Hochverraths verfallen. L. selbst, der sich unmittelbar nach der ungar. Hauptstadt begeben hatte, wurde 28. Sept. von dem wüthenden Pöbel auf der Brücke zwischen Ofen und Pesth ermordet.

Lambert von Aschaffenburg (lat. Lambertus Schafnaburgensis), neuerdings gewöhnlich L. von Hersfeld genannt, ein Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, gebürtig aus Aschaffenburg im Würzburgischen, lebte als Mönch in der Benedictinerabtei Hersfeld oder Hirschfeld, machte um 1058 eine Reise nach Jerusalem und soll um 1100 im Kloster Saalfeld gestorben sein. Nach der Rückkehr aus Jerusalem schrieb er zunächst ein Epos über die Geschichte seiner Zeit, das gänzlich verloren gegangen ist. Auch von seiner Geschichte des Klosters Hersfeld, die er um 1074 anfertigte, sind nur einzelne Bruchstücke erhalten. Dagegen ist vollständig auf uns gekommen das «Chronicon historicum apud Germanos», das die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum J. 1050 kurz beschreibt, von da aber bis 1077 die Geschichte selbständig vorträgt. L. gehört zu den vorzüglichsten Geschichtschreibern des Mittelalters. Mit

scharfem Blick verbindet er ein richtiges Urtheil, und seine Sprache ist ziemlich rein und fließend. Herausgegeben wurde die Chronik am besten in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5; besonderer Abdruck, Hannov. 1843) und übersetzt von Hesse (Berl. 1855).

Lambert (Joh. Heinr.), Philosoph und Mathematiker, geb. 26. Aug. 1728 zu Mühlhausen im franz. Depart. Oberrhein, war der Sohn eines armen Schneiders, der ihn für die Profession bestimmte. Doch hierzu viel zu aufgeweckten Geistes, arbeitete L., um seine Wißbegierde zu befriedigen, des Nachts und zog so die Augen einiger Menschenfreunde auf sich, die für seinen fernern Unterricht sorgten. Er machte schnell bedeutende Fortschritte in der Mathematik, Philosophie und den morgenländ. Sprachen, erhielt dann seiner zierlichen Handschrift wegen eine Schreiberstelle, wurde Buchhalter in einem Eisenwerke und kam in seinem 18. J. als Secretär zu Iselin nach Basel, der damals eine Zeitung herausgab, und zwei Jahre darauf als Hauslehrer zu dem Präsidenten von Salis in Chur, wo sich unter fortgesetzten eifrigen Studien besonders sein mathem. Genie entwickelte. 1756 begleitete er seine Zöglinge nach Göttingen, im folgenden Jahre nach Utrecht und 1758 auf einer Reise nach Paris, Marseille und Turin. Hierauf lebte er in Augsburg, München, Erlangen, in der Schweiz und in Leipzig, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Oberbaurath und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte. In Berlin starb er 25. Sept. 1777. Er war in Mathematik, Logik und Metaphysik der größte Analytiker seiner Zeit. Die Lehre von der Messung der Intensität des Lichts begründete er zuerst als Wissenschaft in seiner «Photometria, seu de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae» (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Um die Philosophie und besonders um die analytische Logik erwarb er sich Verdienste durch sein «Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren» (2 Bde., Lpz. 1764), in welchem er mit Hülfe der Mathematik eine bessere Methode der Philosophie als die Wolf'sche Schule aufstellen wollte, und durch die «Anlage zur Architektonik, oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philos. und mathem. Erkenntniß» (2 Bde., Riga 1771) Außerdem sind seine tiefgedachten «Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues» (Augsb. 1761) zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Kant findet man in dessen kleinen «Vermischten Schriften». 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Huber, «L. nach seinem Leben und Wirken» (Basel 1829).

Lambertsnüsse, s. Haselnußstrauch.

Lambertus, Heiliger und Märtyrer, war im 7. Jahrh. in seiner Vaterstadt Mastricht wol gegen 40 J. Bischof. Er zeichnete sich durch alle christl. Tugenden aus, suchte auch das Christenthum im hohen Norden eifrig zu verbreiten, mußte aber unter den vielfachen polit. Umwälzungen im fränk. Reiche mancherlei Ungerechtigkeit und Verfolgung erdulden. Alpheide, die Beischläferin des Majordomus Pipin von Herstall, die Mutter Karl Martell's, erzürnt durch seine Strafreden, ließ endlich den Bischof 708 bei der Rückkehr aus der Kirche ermorden. Der kirchliche Gedächtnißtag des heiligen L. ist der 17. Sept.

Lambesc (Karl Eugen von Lothringen, Prinz von), geb. 25. Sept. 1751, stammte aus einem Nebenzweige des Hauses Lothringen und war der Sohn des Grafen von Brionne. Als Verwandter der Königin Marie Antoinette dem Hofe sehr ergeben, wurde er 1789 Großstallmeister von Frankreich und Inhaber des Regiments Royal-Allemand, das man während der ersten Ereignisse der Revolution besonders zum Schutze des Hofs bestimmt hatte. Um seine Entschlossenheit zu zeigen, drang er an der Spitze dieses Regiments 12. Juli 1789 über den Platz Ludwig's XV. in den Garten der Tuilerien ein und reinigte denselben von der Volksmenge, die sich hier täglich um die Straßenredner zu versammeln pflegte. Mehrere Verwundungen fielen dabei vor, und er selbst gab einem gebrechlichen Greis, der sich nicht schnell genug zurückziehen konnte, einen Säbelhieb. Dieses unnöthige blutige Einschreiten entflammte das Volk zur Wuth und erbitterte alle Gemüther. Er wurde als royalistischer und vom Auslande erkaufter Verschwörer angeklagt; der Gerichtshof Châtelet jedoch schlug die Anklage als unbegründet nieder. Hierauf ging er nach Deutschland und wohnte 1793 im Heere der Verbündeten dem Feldzuge in der Champagne bei. Nach dem Rückzuge trat er in kaiserl. Dienste, wurde Generalmajor und 1796 Generalfeldmarschall. In dieser Eigenschaft nahm er mit seinem Bruder, dem Prinzen Vaudemont, an allen Feldzügen gegen die franz. Republik und das Kaiserreich theil, ohne sich besonders auszuzeichnen. 1816 heirathete er die Witwe des verstorbenen Ministers Grafen von Colloredo, ließ sich aber nach einiger Zeit wieder scheiden. Als die Bourbons auf den franz. Thron gelangten, verliehen sie ihm die Pairswürde unter dem Titel eines Herzogs von Elbeuf und hierauf auch den Marschallsstab. Diese Verleihung von Würden an einen Fürsten und

General, der dem Auslande angehörte und mehr als 20 J. gegen Frankreich die Waffen geführt hatte, erregte großen Unwillen, obschon L. nie von den ihm dadurch zutheil gewordenen Rechten Gebrauch machte. L. starb zu Wien 20. Nov. 1825. Mit ihm erlosch die Seitenlinie des Hauses Lothringen, der er angehörte.

Lambèse, franz. Strafcolonie in Algerien in der Provinz Konstantine, 3 St. südöstlich von Batna am Fuß des Auresgebirgs, 3480 par. F. über dem Meere gelegen. Der kleine Ort, seit 1849 erbaut, besteht aus einem für 400 Gefangene eingerichteten Zellengefängniß, den Wohnungen der Beamten, Kaserne, Kirche, Hospital, Post sowie wenigen Privathäusern und hat außer den Sträflingen nur 400 Einwohner, davon die Hälfte Europäer. Von Bodencultur ist außer einer Baumschule und einigen Gärten nichts zu sehen. Eine traurige Berühmtheit erlangte L. als Deportations- und Strafort für politisch Misliebige und Compromittirte. Schon die ersten, 1852 dahin gebrachten Deportirten waren zum Theil polit. Gefangene aus den J. 1848 und 1852, und ihre Zahl mehrte sich später durch die Sicherheitsgesetze des Ministeriums Espinasse (1858) noch beträchtlich. Gegenwärtig gilt L. nur noch als Militärstrafanstalt. Der Ort liegt inmitten des 3 St. im Umkreis haltenden Ruinenfeldes der alten Stadt Lambäsis (irrthümlich auch Lambessa genannt). Zur Römerzeit war dies die Hauptstadt der Provinzen Mauritania und Numidia, und drei Jahrhunderte lang, von Augustus bis Konstantin, blieb sie das Hauptquartier der dritten augustinischen Legion, die hier ein 2000 F. langes und 1300 F. breites, von Wall und Thürmen umgebenes Lager innehatte. Die Mauern dieses Lagers lieferten die Steine zum Bau des franz. Zellengefängnisses. Dagegen stehen noch die Wände des Prätoriums, das 109 F. lang und 85 F. breit aus Quadersteinen aufgeführt und reich verziert ist. Man hat in ihm einen Theil der aufgefundenen Kunstschätze aufgestellt: Marmorstatuen des Jupiter, des Aesculap, der Hygiea, Büsten von röm. Kaisern und Kaiserinnen, Sarkophage, Inschriften u. s. w., die man den Nachgrabungen von Delamare, Carbuccia, Guyon und Renier verdankt. Oestlich und südlich von dem ehemaligen Lager breitete sich das Glacis aus, das in Nord, Ost und Süd von der Stadt umgeben war. Die Trümmer der Triumphbogen, eines Amphitheaters, das 329 F. im Durchmesser hat und 10000 Personen fassen konnte, eines Aesculaptempels mit dorischen Säulen, buntfarbigen Kalksteinmauern, Mosaiken, Marmortreppen und zahlreichen Statuen, eines Minervatempels, des Capitols, der Thermen, Cisternen und Aquäducte lassen die Bedeutung und Pracht der alten Stadt erkennen. Sie war Geburtsort Jugurtha's und Masinissa's. Von den Vandalen im 5. Jahrh. zerstört, blieb die Stätte unter der arab. und türk. Herrschaft unbewohnt und vergessen, bis sie 1844 gelegentlich eines Feldzugs unter dem Herzog von Aumale vom Commandanten Delamare wieder entdeckt wurde.

Lambin (Denis), gewöhnlich Dionysius Lambinus genannt, franz. Philolog des 16. Jahrh., geb. 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studirte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1560 am Collége de France Professor der Beredsamkeit und bald darauf der griech. Literatur. Er wirkte mit dem größten Nutzen in seinem Berufe und starb 1572. Noch gegenwärtig sind seine Ausgaben des Horaz (Leyd. 1564; 4. Aufl., Par. 1579; neu abgedruckt, 2 Bde., Kobl. 1829—30), des Lucrez (Par. 1564 u. öfter), des Plautus (Par. 1576 u. öfter) und des Cicero (4 Bde., Par. 1566) geschätzt. Einen Abdruck der Noten zu Cicero besorgte Klein (Kobl. 1830).

Lambruschini (Luigi), ein Cardinal, der als Minister Papst Gregor's XVI. bedeutenden Einfluß übte, wurde 16. Mai 1776 zu Genua geboren und trat in den Barnabitenorden. Er ward später Bischof von Sabina, dann Erzbischof von Genua, endlich im Sept. 1831 Cardinal. Gregor XVI. ernannte ihn zum Staatssecretär des Auswärtigen, zum Minister des Unterrichts, später auch zum Secretär der päpstl. Breven und Bibliothekar des Vatican. In dieser Stellung soll er namentlich seine Hand zu den polit. Verfolgungen und geistlichen Processen jener Zeit geboten haben, sodaß er bei den Römern sehr unpopulär war. 1845 trat er die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts an Mezzofanti ab. Als 1846 nach Gregor's Tode die neue Papstwahl erfolgte, erhielt L. im ersten Scrutinium die meisten Stimmen. Der neue Papst Pius IX. ernannte ihn zum Mitgliede der neuerrichteten Staatsconsulta sowie wieder zum Secretär der päpstl. Breven und Bibliothekar des Vatican. 1847 ward L. ferner Bischof von Porto, San-Rufina und Civita-Vecchia, desgleichen Großkanzler aller Orden und einer der Dekane des heiligen Collegiums. Beim Ausbruch der polit. Unruhen vom Volke bedroht, flüchtete er nach Civita-Vecchia, fand sich aber auch hier nicht sicher, sodaß er sich wieder nach Rom wandte. Im Nov. 1848 floh er nach Neapel, hielt sich dann bei dem Papste zu Gaëta auf und kehrte mit diesem 1850 nach Rom zurück. Hierauf zu einem der Hauscardinäle des Papstes ernannt, starb er 12. Mai 1854.

Lamennais (Hugues Félicité Robert de), franz. Schriftsteller, geb. 19. Juni 1782 zu St.-Malo in der Bretagne aus einer reichen Schiffsrhederfamilie, deren Wohlstand später der revolutionäre Sturm vernichtete, bewies von frühester Jugend an, bei ungemeiner Neigung zu ernsthaften Studien, einen eigenen Charakterzug von Trotzköpfigkeit. Wenn auch nicht ganz Autodidakt, indem er einen vollständigen Schulunterricht erhielt, gewann er doch nur durch sich selbst eine umfassende wissenschaftliche Bildung. Dem Beispiele seines Bruders folgend, wählte er den geistlichen Stand zu seinem Beruf, trat 1815 ins Seminar von St.-Sulpice zu Paris und erhielt das Jahr darauf in Rennes die Priesterweihe. Nachdem er bereits viele andere Schriften veröffentlicht, erschien das eigentliche Hauptwerk seines Lebens, der «Essai sur l'indifférence en matière de religion» (4 Bde., Par. 1817—23), eine glänzende Apologie des Katholicismus. Der Verfasser stellte sich damit in den Rang der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs und erregte allgemeine Aufmerksamkeit, an manchen Orten, besonders in Rom, aber auch starkes Bedenken, weil er der starrsten, unbeugsamsten aller Gewalten die Weihe und Genehmigung der Bewegung zumuthete. Die franz. Regierung traute L. ebenfalls nicht, denn dem genauen Wortverstande nach war dieses Werk nichts weniger als conservativ. Selbst in seiner Theilnahme am «Conservateur», später am «Drapeau blanc», wo er in den Reihen der Ultras, neben Castelbajac, Labourdonaye, Bonald u. a., auf dem Felde der polit. Polemik seine erste Kampfprobe ablegte, zeigte er sich als kein rechter Legitimist. Zwischen Thron und Altar, wie man damals sagte, im ersten Anlaufe seine Wahl treffend, vertheidigte er das restaurirte Königthum nur aus dem Grunde, weil er es als eine Art Zubehör, als einen Nebenansatz am Kirchenbau betrachtete. Auch erlitt er in dem Kampfe, den er gegen die Ministerien der Restauration führte, mehrfache Niederlagen, und 1823 und 1826 wurde er zweimal wegen Preßvergehen verurtheilt. Als L. nach der Julirevolution von 1830 die Sache der neuen Bewegung ergriff, zog ihm sein Journal «L'Avenir», das Organ des revolutionären Katholicismus, die Kirchencensur zu. L. beugte sich jedoch nicht, sondern ließ plötzlich die «Paroles d'un croyant» (Par. 1834) erscheinen, ein wahres Hoheslied der Revolution im erhabensten Bibelstil, eine Bergpredigt für polit. Freiheit und Gleichheit mit dem Heiligenschein des Urchristenthums. Dieses Buch machte ein beispielloses Aufsehen und wurde in wenigen Jahren über hundertmal aufgelegt, in alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Börne, Hamb. 1834), auch an vielen Orten nachgedruckt. Auf das encyklische Schreiben vom 15. Juli 1834, worin Gregor XVI. das Werk mit sonderbar und bedeutsam energischen Ausdrücken verdammte, antwortete L. mit den «Affaires de Rome» (Par. 1836), in denen er Anathem mit Anathem, Bitterkeit mit Bitterkeit, Hohn mit Hohn vergalt und, aus der Tiefe seines empörten Gemüths, in glühender Sprache die schwersten Anklagen gegen die röm. Curie erhob. Beide Bücher waren ein definitiver Bruch mit Kirche und Monarchie. Seitdem ging das Streben L.' dahin, die demokratische Bewegung zu fördern, zu moralisiren und gewissermaßen unter die Obhut eines gerechten und gütigen Gottes zu stellen. Seine Schriften «Le livre du peuple» (Par. 1837), «Esquisse d'une philosophie» (4 Bde., Par. 1841—43), «Discussions critiques» (Par. 1841), «De la religion» (Par. 1843) und eine neue Uebersetzung der Evangelien mit Anmerkungen und Betrachtungen hinter jedem Kapitel (1846) waren wesentliche Belege für jenes Streben, welches er auch nach der Februarrevolution von 1848 als Volksrepräsentant in der Constituirenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung bethätigte. Es war ihm mit seiner Denkungsart so fester Ernst, daß ihn in seinen letzten Lebenstagen weder die schwachen Augenblicke des Greisenalters und Krankenlagers noch die dringenden Bitten seiner Familie bewegen konnten, die geistlichen Spenden und Sakramente einer Kirche zu verlangen, an deren Kraft er nicht mehr glaubte. L. starb zu Paris 27. Febr. 1854 und wurde, wie er es gewollt, ohne allen Pomp und kirchliche Ceremonie begraben. Ein großer Theil seiner Schriften findet sich gesammelt unter dem Titel «Oeuvres complètes» (12 Bde., Par. 1844). Seine «Oeuvres posthumes», von Forgues herausgegeben (Par. 1855—59), bilden vier Octavbände, von welchen zwei L.' Correspondenz aus den J. 1818—40 enthalten und besonders wichtig sind.

Lamentationen heißen die drei Abschnitte der Klagelieder Jeremiä, welche an den drei letzten Tagen der Charwoche in dem ersten Nocturnus der Trauermetten in den kath. Kirchen abgesungen werden. Seit dem Beginn des 16. Jahrh. wurden diese Klaggesänge in Rom mehrstimmig ausgeführt und alljährlich mit Tonsätzen von Carpentrasso, Zarlino, Vicentino, Animuccia u. a. abgewechselt. Doch alle diese Werke geriethen in Vergessenheit, nachdem Palestrina 1589 jene Klagelieder mit Tönen geschmückt und für den Dienst der päpstl. Kapelle überlassen hatte. Bis in die Gegenwart wurden die Gesänge Palestrina's in der Peterskirche beibehalten, die

wegen ihres rührenden Ausdrucks, der wundervollen Harmonien und der trefflichen Ausführung von seiten des Sängerchors den andächtigen Zuhörer erschüttern.

Lameth (Charles Malo François, Graf von), franz. General und polit. Charakter, geb. 5. Oct. 1757 zu Paris aus einer alten Familie der Picardie, nahm unter Rochambeau Antheil am nordamerik. Befreiungskriege und erhielt nach der Rückkehr als Oberst ein Cavalerieregiment sowie mancherlei Gunstbezeugungen des Hofes. Doch ließ er sich hierdurch nicht abhalten, als Abgeordneter des Adels bei den Generalstaaten sich für die Reform mit Nachdruck zu erklären. Als man die Discussion über das sog. Rothe Buch eröffnete, das die Geschenke aus dem Schatze an den Hofadel enthielt, zahlte er 60000 Frs. zurück, welche von der Königin zu seiner und seiner Brüder Erziehung verwandt worden waren. Nach der Flucht Ludwig's XVI. setzte er in der Nationalversammlung die Erneuerung des Verfassungseides durch, stellte sich aber den Versuchen entgegen, die auf die Entthronung des Königs gerichtet waren. Im Feldzuge von 1792 befehligte er als Maréchal-de-Camp eine Cavaleriedivision. Als er nach den Ereignissen vom 10. Aug. austreten mußte, wollte er sich mit seiner Familie zu Havre einschiffen, wurde aber auf Befehl des Ministers Clavière zu Rouen verhaftet und 27 Tage in engem Gewahrsam gehalten. Hierauf ging er nach Hamburg, wo er Ende 1795 mit seinem Bruder Alexandre ein Handelshaus gründete, das reichlichen Gewinn brachte. Im Juni 1797 kehrte er nach Frankreich zurück, aber die Katastrophe vom 18. Fructidor zwang ihn abermals zur Auswanderung. Erst nach dem 18. Brumaire durfte er sich ungestört in seinem Vaterlande wieder niederlassen. Im Feldzuge von 1809 schickte ihn Napoleon zur Armee nach Deutschland, wo er Gouverneur von Würzburg wurde, und 1812 in gleicher Eigenschaft nach Santona an der biscayischen Küste. Auf Befehl Ludwig's XVIII. lieferte er 16. Mai 1814 diesen Platz an den König von Spanien aus und erhielt kurze Zeit darauf den Grad eines Generallieutenants. Gegen Ende 1827 trat er als Deputirter des Arrondissements Pontoise in die Kammer, wo er seine Grundsätze von 1789 nicht verleugnete. Er starb 28. Dec. 1832. — Sein Bruder, Alexandre, Graf von L., geb. zu Paris 28. Oct. 1760, wohnte ebenfalls dem nordamerik. Kriege bei, erhielt nach der Rückkehr ein Artillerieregiment und trat 1789 für den Adel von Peronne in die Generalstaaten. Auch er verband sich mit dem Dritten Stande und stellte in der Nationalversammlung die Anträge auf Abschaffung aller Privilegien, Freiheit der Presse, Aufhebung der Sklaverei u. s. w. In der Sitzung vom 15. Mai 1790 vertheidigte er mit Barnave und seinem Bruder das Recht der Versammlung, den Krieg mit dem Könige gemeinschaftlich zu erklären. Nach der misglückten Flucht des Königs näherte er sich dem Hofe; doch fanden seine Rathschläge keinen Eingang. Im Feldzuge von 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in das Armeecorps unter Luckner, hierauf in das unter Lafayette. Nach dem 10. Aug. der Verrätherei angeklagt, ging er mit Lafayette nach Oesterreich und theilte dessen Gefangenschaft in Olmütz. Erst nach drei Jahren wurde er auf Bitten seiner Familie gegen Kriegsgefangene freigegeben. Hierauf ging er nach London, sah sich aber infolge seiner Verbindungen mit den Whigs durch Pitt ausgewiesen. Mit seinem Bruder trieb er nun zu Hamburg Handelsgeschäfte, bis er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte, wo er zum Grafen erhoben wurde und bis zur Restauration in verschiedenen Departements als Präfect fungirte. Während der ersten Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Präfecten im Depart. Somme. Bei der Rückkehr Napoleon's nahm er von diesem die Pairswürde an, die er aber nach der zweiten Restauration wieder verlor. Als Abgeordneter des Depart. Unter-Seine 1819 in die Kammer gewählt, bewies er sich als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Rechte. Er starb zu Paris 18. März 1829. — Der dritte Bruder, Théodor, Graf von L., geb. zu Paris 24. Juni 1756, nahm ebenfalls am Kriege der nordamerik. Colonien theil. Nach der Rückkehr wurde er Oberst der Cavalerie, und 1791 trat er in die Gesetzgebende Versammlung, wo er sich bei den Discussionen über das Kriegswesen sehr nützlich erwies. Weniger als seine Brüder der Bewegung hingegeben, erhob er sich besonders gegen die Greuel im Sept. 1792. Er ging hierauf in die Schweiz und kehrte erst unter dem Consulat zurück. 1815 trat er als Abgeordneter des Depart. Somme in die Kammer. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben. Er starb erst 19. Oct. 1854. — Der vierte Bruder, Augustin Louis Charles, Marquis von L., geb. 20. Juni 1755, hatte keinen Theil an der Revolution. 1805 trat er in den Gesetzgebenden Körper; doch legte er 1810 dieses Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 20. Jan. 1837.

Lamettrie (Julien Offray de), Atheist und medic. Charlatan, geb. 25. Dec. 1709 zu St.-Malo, war ein Schüler des Jansenisten Abbé Cordier, studirte dann unter Boerhaave, gegen

den er später Satiren schrieb, die Medicin und wurde vom Herzog von Gramont, den er in Paris kennen lernte, als Arzt bei dessen Regiment angestellt. Er folgte demselben in die Schlacht von Dettingen und zur Belagerung von Freiburg, wo er gefährlich erkrankte. Die Bemerkung, die er hierbei machte, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde, veranlaßte ihn zur Abfassung seiner angeblich aus dem Englischen übersetzten «Histoire naturelle de l'âme» (Haag 1745; neue Aufl. 1748). Wegen des darin herrschenden Materialismus und Atheismus wurde dieses Werk verbrannt. Nach dem Tode Gramont's und nach der Verbrennung seiner gegen die Aerzte gerichteten Schrift «La politique du médecin de Macchiavel, ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins» (Amsterd. 1746) sah sich L. genöthigt, Frankreich zu verlassen und nach Holland zu gehen. Als er jedoch hier die Schriften «La faculté vengée» (1747), die später den Titel «Les charlatans démasqués» (Par. 1762) erhielt, und «L'homme machine» (Leyd. 1748) hatte erscheinen lassen, wurde er hier förmlich verfolgt und würde ohne Zuflucht gewesen sein, wenn nicht Maupertuis im Namen Friedrich's II. ihm ein Asyl angeboten hätte. Friedrich II. stellte ihn als seinen Vorleser an, gab ihm eine Stelle in der Akademie und machte einen seiner liebsten Gesellschafter aus ihm. Hier schrieb er unter anderm: «L'homme plante» (Potsd. 1748); «Réflexions philosophiques sur l'orgine des animaux» (Berl. 1750); «Les animaux plus que machines» (Berl. 1750); «Vénus métaphysique, ou l'essai sur l'origine de l'âme humaine» (Berl. 1752). Schon hatte er, da es ihm in Berlin nicht gefiel, Voltaire's Vermittelung nachgesucht, um durch sie wieder nach Frankreich kommen zu dürfen, als er 11. Nov. 1751 an einer Indigestion starb, die er nach seinen eigenen widersinnigen Ansichten behandelte. Friedrich II. selbst schrieb L.'s «Éloge» (Haag 1753); auch ließ er eine Ausgabe von dessen «Oeuvres philosophiques, etc.» (Berl. 1751; neue Aufl., 3 Bde., 1796) veranstalten. Zu dem Atheismus gesellt sich in seiner «Art de jouir, ou l'école de la volupté» und in dem «Anti-Sénèque, ou discours sur le bonheur» Sittenlosigkeit, sodaß selbst Voltaire den Verfasser dieser Schrift für einen Narren erklärte. Seine medic. Werke waren schon bei ihrem ersten Erscheinen ohne Werth, und nur der Schmähschrift auf Boerhaave, Limé u. a.: «Ouvrage de Pénélope, ou le Macchiavel en médecine» (2 Bde., Berl. 1748; 3 Bde., 1750), ist einiger Witz nicht abzusprechen.

Lamia, die Tochter des Belos und der Libya, wegen ihrer Schönheit die Geliebte des Zeus, wurde dafür von der Here aus Rache ihrer Kinder beraubt. Hierüber wahnsinnig geworden, raubte und tödtete sie als Spukgeist andern Müttern die Kinder. Sie erscheint als schreckhaft häßliches Gespenst, womit man den Kindern zu drohen pflegte. In späterer Zeit verstand man unter Lamien schöne, gespenstische Frauen, welche durch allerlei Blendwerk die Jünglinge an sich lockten, um, wie die Vampyre der modernen Zeit, deren frisches und jugendlich reines Blut zu genießen.

Lamischer Krieg wird der Krieg genannt, den die Athener mit ihren Bundesgenossen nach dem Tode Alexander's d. Gr. gegen dessen Feldherrn Antipater (s. d.) führten, um sich vom macedon. Joche zu befreien. Zwar schlug der tapfere griech. Feldherr Leosthenes den Antipater bei Lamia in Thessalien 323 v. Chr. und schloß ihn sogar in der Stadt ein; doch er selbst blieb bei der Belagerung, worauf die Griechen im folgenden Jahre in der Schlacht bei Kranon der macedon. Macht abermals unterlagen.

Lämmergeier, s. Bartgeier.

Lamoricière (Christophe Léon Louis Juchault de), franz. General, geb. zu Nantes 5. Febr. 1806, besuchte die Polytechnische Schule in Paris, später die Applicationsschule zu Metz, trat 1828 als Lieutenant in das Geniecorps und nahm 1830 an der Expedition gegen Algier theil. Hier zeichnete er sich gleich anfangs durch Tapferkeit wie durch Intelligenz aus, sodaß er Kapitän bei den neuerrichteten Zuaven wurde. 1833 war er Bataillonschef, 1835 Oberstlieutenant. 1836 führte er die Zuaven beim Sturm von Konstantine, wobei er von einer explodirenden Mine verwundet wurde. Sodann zum Obersten ernannt, stieg er nach dem Treffen von Mouzaïa 1840 zum Brigadegeneral und kämpfte ruhmvoll in allen folgenden Feldzügen, so 1844 bei Isly und 1847 gegen Abd-el-Kader, mit dessen Gefangennehmung der Krieg beendigt war. Für diese That wurde L., der bereits 1845 Generallieutenant und interimistischer Generalgouverneur von Algerien geworden, zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Schon 1846 war er zum Abgeordneten in die Kammer gewählt worden. Bei der Februarrevolution von 1848 proclamirte er die Thronentsagung Ludwig Philipp's und die Regentschaft der Herzogin von Orleans, wodurch er dem Kampfe Einhalt zu thun suchte, während dessen ihm das Pferd erschossen und er selbst leicht verwundet wurde. So lange die Provisorische Regierung bestand, nahm er keine Stelle an, bei dem Juniaufstande stellte er sich aber Cavaignac zur Verfügung und half

die Insurrection niederschlagen. Drei Pferde wurden ihm dabei unter dem Leibe getödtet. Vom 28. Juni bis zum 28. Dec. war er dann Kriegsminister und suchte vergebens eine Reform des franz. Heerwesens im Sinne des preuß. Landwehrsystems bei der Nationalversammlung durchzusetzen. Bei Cavaignac's Rücktritt legte auch er seine Stelle nieder. Unter der Präsidentschaft misbilligte er die Expedition nach Rom, 1849 erhielt er infolge des Einrückens der Russen in Ungarn eine diplomatische Mission nach St.-Petersburg, wo er vom Kaiser Nikolaus zuvorkommend aufgenommen wurde, jedoch erst nach Besiegung der Ungarn ankam. Nach seiner Rückkehr zum Vicepräsidenten der gesetzgebenden Kammer gewählt, bekämpfte er die Tendenzen Ludwig Napoleon's. Als dessen gefährlichster Gegner wurde er in der Nacht des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 verhaftet, zuerst nach der Festung Ham und dann über die Grenze, sogar bis Köln gebracht. Er verweigerte durch einen berühmt gewordenen Brief den Eid auf die neue franz. Verfassung und lebte abwechselnd in Deutschland, England und Belgien bis 1857, wo er nach dem Tode seines einzigen Sohnes vom Kaiser Napoleon III. aus eigenem Antriebe die Erlaubniß zur unbedingten Rückkehr nach Frankreich erhielt. Hier lebte er zurückgezogen, bis er sich 1860, Legitimist seiner Geburt und Familie nach, bestimmen ließ, den Oberbefehl über die päpstl. Armee bei den drohenden Ereignissen in Italien zu übernehmen. Die Beschaffenheit jenes Heeres machte jedoch einen Erfolg unmöglich, während den militärischen Maßregeln L.'s selbst Gegner der Sache, für die er kämpfte, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bei Castelfidardo besiegt, zog er sich wieder nach Frankreich in das Privatleben zurück. Er starb 11. Sept. 1865 auf seinem Schlosse Prouzel bei Amiens. Vgl. Pougesis, «Le général de L.» (Par. 1866).

Lamormain (Wilh.), eigentlich Lämmermann, ein Jesuit, geb. um 1570 in der Nähe von Luxemburg, war als Beichtvater Kaiser Ferdinand's II. der Haupturheber der blutigen Bedrückungen gegen die Protestanten in Böhmen und soll gegen 100000 Protestanten der kath. Kirche wieder zugeführt haben. L. starb zu Wien 22. Febr. 1648.

Lamothe (Jeanne de Luz, de Saint-Remy, Gräfin von), die Hauptperson in der berüchtigten Halsbandgeschichte zur Zeit der Königin Marie Antoinette in Frankreich, stammte durch Heinrich von Saint-Remy, einen unehelichen Sohn König Heinrich's II., von dem Geschlechte der Valois und wurde 22. Juli 1756 zu Fontète in der Champagne geboren. Elend und Entsittlichung waren in der Familie zu Hause, und auch Jeanne wuchs mit einem Bruder und einer Schwester ohne allen Unterricht auf. Die Gräfin Boulainvilliers nahm sich endlich des in Paris auf ihre Herkunft bettelnden Kindes an, ließ es erziehen und wirkte bei Ludwig XV. eine Pension für jede der beiden Schwestern von 600, für den Bruder von 1000 Livres aus. Nach einigen Jahren wendete sich jedoch Jeanne von dieser Wohlthäterin weg nach Bar-sur-Aube und heirathete daselbst den Grafen Lamothe, einen mittellosen Abenteurer, mit dem sie 1780 nach der Hauptstadt zurückkehrte. Obgleich sie hier alles aufbot, um in die vornehme Welt einzudringen, hatten ihre Bemühungen doch nichts weiter zur Folge als eine Verdoppelung ihrer kleinen Pension und mehrfache Beihülfen von seiten des Cardinals Prinzen Rohan (s. d.), welcher der anziehenden jungen Frau seinen Schutz zusagte. Innerhalb der hierdurch herbeigeführten nähern Beziehungen entdeckte die L., daß der beschränkte und sinnliche Cardinal es mit seiner geistlichen Stellung nicht für unvereinbar hielt, seine Augen zu der Königin Marie Antoinette zu erheben, bei welcher er schon seit der Zeit seines Aufenthalts als Gesandter in Wien nicht in dem besten Ansehen stand. Die Intriguantin wußte demzufolge ihrem Gönner den Glauben beizubringen, daß sie auf untergeordneten Wegen Zutritt bei der Königin und deren Vertrauen erlangt habe, und erklärte sich auf Bitten des Cardinals bereit, ihm die Gnade der Fürstin zu verschaffen. Sie übernahm es im Mai 1784, eine Rechtfertigungsschrift des Prinzen in die Hände der Königin zu spielen, und behändigte ihm darauf eine liebenswürdige Antwort, auf Grund welcher eine förmliche Correspondenz eingeleitet ward. Die angeblichen Schreiben der Königin fälschte ein Vertrauter des Grafen L., Retaux de Villette, mit vielem Geschick. Als der Prinz mit seinem Verlangen nach einer vertrauten Audienz nicht länger hinzuhalten war, brachte ihn die Gräfin 11. Aug. 1784 abends 10 Uhr in dem Parke von Versailles mit einem käuflichen Mädchen, Marie Leguay d'Oliva, zusammen, deren Aehnlichkeit mit der Königin dem Grafen L. aufgefallen war. Sie hatte sich in tiefem Schatten zu halten und dem Cardinal eine Rose mit den Worten: «Sie wissen, was das heißt», zu überreichen. Alsbald ließen sich jedoch Schritte vernehmen und die mit Villette herbeieilende Gräfin trennte durch die Nachricht, daß der Graf und die Gräfin von Artois sich näherten, das Stelldichein, bevor der Prinz Rohan seinen Irrthum gewahren konnte. Der beglückte Prinz, dem auch Cagliostro (s. d.) die Gegenliebe der Königin prophezeit hatte, war nun leicht zu bestimmen, einer angeblichen Verlegenheit der Kö-

nigin mit zwei Darlehnen von 60000 und 100000 Livres abzuhelfen, welche das L.'sche Ehepaar in den Stand setzten, einen großen Aufwand zu machen, wobei sie auf die Gnade der Königin als Quelle dieses Reichthums geheimnißvoll hindeuteten. Die darüber umgehenden Gerüchte sollten indessen den Betrügern eine noch reichere Beute in die Hände liefern.

Ende 1784 kamen die Juweliere Böhmer und Bassenge bei der angeblichen Vertrauten der Königin ein, daß diese Marie Antoinette zum Ankaufe eines prachtvollen Halsbandes für 1,800000 Livres bestimmen möge. Die Königin hatte bereits früher ihren Gemahl durch den Hinweis auf die Finanznoth zur Ablehnung dieses Anerbietens vermocht. Die L. theilte aber dem Cardinal mit, daß die Königin vor Begierde brenne, den Schmuck zu besitzen, die Juweliere terminweise von ihren Ersparnissen bezahlen wolle und ihm als erstes Zeichen ihrer Gunst den Auftrag ertheile, das Halsband für sie anzukaufen. Der Prinz Rohan schloß den Handel mit den Juwelieren um 1,600000 Livres unter der Bedingung ab, daß die Bezahlung des Preises in halbjährigen Raten von 400000 Livres erfolgen, der Schmuck den 1. Febr. 1785 übergeben und erst sechs Monate später mit den Abzahlungen begonnen werden sollte. Die L. ließ diesen Vertrag durch Villette mit einer Namenschiffre der Königin versehen, behändigte dem Cardinal noch ein vertrautes Handschreiben desselben Ursprungs und empfing das kostbare Halsband, aus welchem die Diamanten durch ihren Mann und Villette sofort herausgebrochen und größtentheils nach England verkauft wurden. Als Böhmer und Bassenge die für den Monat Juli zugesicherte erste Abzahlung nicht erhielten und nun selbst bei Hofe wegen ihrer Befriedigung einkamen, ward die Intrigue allmählich an das Licht gezogen. Die Königin beschwerte sich in höchster Erbitterung bei Ludwig XVI., welcher den Cardinal 15. Aug. 1785 in Versailles, als er sich eben zur Abhaltung des Hochamts in die Schloßkapelle begeben wollte, verhaften und in die Bastille bringen ließ und das Parlament mit der Einleitung des Processes beauftragte. Drei Tage darauf nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube fest, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entkommen war. Sie schob alle Schuld auf Cagliostro, der ebenfalls in die Bastille kam; den Fälscher Villette lieferte eine andere Gaunerei zu Venedig in die Hände der Justiz. Der Proceß, welcher neun volle Monate in einer Zeit spielte, wo schon der Kampf mit der alten Gesellschaft sich vorbereitete, gab der feindseligen Stimmung gegen den Hof neue Nahrung. Man hatte wegen des Versuchs einer Annäherung an die Königin in ehebrecherischer Absicht die Verurtheilung des Cardinals wegen Majestätsbeleidigung erwartet, aber das Parlament sah schließlich die Sache nur für eine Gaunerei und den Prinzen für den Betrogenen an. Mittels Arrets vom 31. Mai 1785 verurtheilte es daher den Grafen L. zum Staupbesen und zu den Galeren auf Lebenszeit, seine Frau ebenfalls zum Staupbesen, zur Brandmarkung auf beide Schultern und lebenslänglicher Einsperrung, Retaux de Villette nur zur Verbannung, die d'Oliva, welche nicht gewußt, welche hohe Person sie hatte vorstellen sollen und mit dem Zwecke der von ihr gespielten Scene unbekannt geblieben war, ging ebenso straffrei aus wie Rohan und Cagliostro, denen die Gegner der Königin offene Huldigungen darbrachten. Der Vollstreckung des Urtheils widersetzte sich die L. mit Händen und Zähnen und stürzte dann unter Krämpfen zu Boden, worauf ihr der Henker die glühenden Eisen aufdrückte, sie aber dabei mit am Busen verletzte. Sie saß hierauf in der Salpetrière und ihr Mann drohte von England aus mit für die Königin ungünstigen Memoiren, wenn man seine Frau allzu hart behandle. Am 5. Juni 1787 gelang es der L., nach England zu entkommen, wo die angekündigten Memoiren wirklich erschienen waren. Auch veröffentlichte sie mehrere Schriften zu ihrer Rechtfertigung. Am 23. Aug. 1791 fand man sie in London todt mit zerschmetterten Gliedern auf der Straße liegen; sie war bei einer Orgie drei Stockwerke hoch herabgestürzt. Der Halsbandproceß hat eine große Anzahl von Schriften und Pamphleten hervorgerufen, und unter den letztern ist vorzüglich die «Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de Lamotte etc., écrite par elle-même» (wiederabgedruckt Par. 1793) zu nennen, welche aber von dem Grafen L. herrührt. Von den neuern Darstellungen des berüchtigten Rechtsfalles verdient namentlich Campardon's «Marie-Antoinette et le procès du collier» (Par. 1864) der Erwähnung. Die Civilansprüche, welche Böhmer und Bassenge nach Ausgang der Sache wider das Werkzeug des gegen sie gespielten Betrugs erhoben, sind neuerdings wieder aufgenommen worden. Rohan hatte den Juwelieren jährlich 300000 Livres aus den Einkünften der Abtei St.-Waast bis zu ihrer vollständigen Befriedigung angewiesen, dieses Abkommen war aber wegen Einziehung der Kirchengüter während der Französischen Revolution hinfällig geworden. Nach dem Tode des Cardinals 1802 trat ein gewisser Deville, dem die Juweliere ihren Anspruch verkauft hatten, wider die Nichte und Erbin des Fürsten, die Prinzessin Charlotte, mit einer Klage hervor, die indeß kein be-

friedigendes Ergebniß lieferte. Seitdem wurde die Erbin der Prinzessin von den Erben Deville's aufs neue mehrmals belangt, und noch 1865 ging bei dem Gerichtshofe der Seine in Paris die Klage ein, daß die Rechtsnachfolgerin des Cardinals bei dessen Tode sein Activvermögen zu gering angegeben habe.

Lamothe-le-Bayer (François de), der Erzieher Ludwig's XIV., ein skeptischer Philosoph, der trotz gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit doch keine höhere Lebensanschauung hatte, als daß das menschliche Leben eine Farce und die Tugend eine Chimäre sei, wurde zu Paris 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprocurator-Substituten beim Parlament an, welche er jedoch aus Neigung für seine Studien später wieder aufgab. Erst mit seinem 50 J. trat er als Schriftsteller auf. Durch seine Schrift «De l'instruction de M. le Dauphin» (Par. 1640) lenkte er Richelieu's Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde nun zuerst Mitglied der Akademie, dann Erzieher des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzogs von Orleans, und später, nach Beseitigung der Abneigung, welche die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, gegen ihn hegte, Erzieher des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwig XIV. Als dieser sich verheirathet hatte, übergab man der Leitung L.'s des Königs jüngern Bruder. Später wurde er Staatsrath und starb 1672. Sein Hauptwerk sind «Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero» (Frankf. 1606; neue Ausg., 2 Bde., Frankf. 1716). L. erwarb sich allgemeine Anerkennung, wie ihm denn überhaupt seine Zeitgenossen einer Reihe histor. Werke wegen den Namen des franz. Plutarch beilegten. Gleichwol hatte er mehr Gelehrsamkeit als Phantasie, mehr Urtheil als Geschmack. Die beste Ausgabe seiner «Oeuvres» besorgte sein Neffe, Roland Le-Bayer de Boutigni (7 Bde., Dresd. 1756—59). Vgl. Etienne, «Essai sur L. le Vayer» (Par. 1849).

Lamotte (Antoine Houdar de), franz. Dichter, der Sohn eines reichen Hutmachers, geb. 17. Jan. 1672 in Paris, studirte anfangs die Rechte, betrat aber dann mit den «Originaux», seinem ersten Theaterstücke, die literarische Laufbahn. Er wurde 1710 Mitglied der Akademie und starb 26. Dec. 1731 zu Paris. L. hat sich in allen Dichtungsarten versucht, im Grunde aber war er nur ein geschickter und geistreicher Nachahmer. Mehrere seiner Opern fanden großen Beifall, da er seiner Dürftigkeit durch Ueberraschungen und Aeußerlichkeiten nachzuhelfen wußte, nicht minder seine Komödie «Le magnifique», welche für sein bestes Product gilt, und seine Tragödie «Ines de Castro». Unter seinen übrigen Leistungen haben besonders die Fabeln wirklichen Werth. In dem Streite über den Vorrang der ältern oder der neuern Dichter stand er auf Seite der letztern. Indessen war er in dieser Streitfrage seiner mangelhaften classischen Bildung wegen nicht stimmfähig, obgleich er sich an eine Uebersetzung der «Ilias» wagte, die man nur eine unersprießliche Verstümmelung nennen kann. Auch in Bezug auf die Bedeutung und den Werth der poetischen Sprache, die er sehr gering anschlug, zogen ihm seine haltlosen Behauptungen vielfache Angriffe zu. Seine «Oeuvres» erschienen in zehn Bänden (Par. 1754) und seine «Oeuvres choisies» öfters (am besten, 2 Bde., Par. 1811).

Lampadius (Wilh. Aug.), ein in den Gebieten der Physik, Chemie und des Berg- und Hüttenwesens sehr verdienter Schriftsteller, wurde 8. Aug. 1772 zu Hehlen im Herzogthume Braunschweig geboren. Seine Liebe zur Naturwissenschaft erhielt während seiner Lehrjahre (1785—91) in der Rathsapotheke zu Göttingen Anregung. Arm, aber unterstützt durch Heyne, Lichtenberg, Kästner, Gmelin, Blumenbach u. a., trat er 1790 in Göttingen seine akademische Laufbahn an. 1793 begleitete er den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland und folgte ihm dann nach Radnitz in Böhmen, wo er sich besonders mit Chemie und Meteorologie beschäftigte. Vorzüglich auf Werner's Empfehlung wurde er 1794 außerord. und im folgenden Jahre ord. Professor der Chemie an der Bergakademie zu Freiberg. Die Hüttenkunde, die er seit 1796 lehrte, erhob er zu einer eigenen technischen Wissenschaft. Er starb zu Freiberg 13. April 1842. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der Hüttenkunde» (4 Bde., 2. Aufl., Gött. 1817—18; nebst Supplementen, 1818—26). Sein «Grundriß der Hüttenkunde» (Gött. 1827) ist vielfach beim Unterrichte zu Grunde gelegt worden. Außerdem besitzen wir von ihm noch viele kleine Schriften über fast alle Theile der technischen Chemie. Besonders beschäftigte ihn die Lehre vom Dünger, von der Gärung und der Gasbeleuchtung, und er hat mannichfaches Verdienst um die praktische Förderung dieser Zweige. Vor andern Entdeckungen hat die des Schwefelkohlenstoffs das meiste Aufsehen gemacht. Die meisten praktischen Arbeiten von ihm finden sich in Erdmann's «Journal für praktische Chemie».

Lampedusa oder Lampadosa, bei den Alten Lopadūsa, eine zur ital. Provinz Girgenti gerechnete, aber Afrika näher als Sicilien, im SSW. von Malta gelegene Insel, ist 1 M.

lang, $1/2$ M. breit und fruchtbar, hat eine gute Rhede und 918 E. (1861), welche Thunfischfang und Korallenfischerei betreiben. Eine auf ihr befindliche Ruine heißt der Rolandsthurm.

Lampen nennt man Vorrichtungen, welche aus einem mit flüssigem oder leicht schmelzbarem Brennmaterial, wie fettem oder flüchtigem Oel, Weingeist, Walrath, Thran, Fett und Talg, zu füllenden Reservoir und einem damit in Verbindung stehenden Theile (Brenner oder Tülle genannt) bestehen, an dem dieses Material zur Verbrennung gelangt. Man benutzt die L. entweder zur Erleuchtung oder zur Erwärmung, wie denn z. B. die Spirituslampen nur dem letztern Zwecke dienen. Da indeß die Intensität der Lichtentwickelung bei Verbrennung desselben Materials im allgemeinen mit der Intensität der Wärmeentwickelung zugleich steigt und von derselben Bedingung, nämlich von der möglichst vollständigen Verbrennung einer bestimmten Menge von Brennmaterial in gegebener Zeit abhängt, so ist die Construction der Leucht- und Wärmlampen wesentlich dieselbe, und nur die zur Concentration und Transmission des Lichts und der Wärme dienenden Vorrichtungen sowie die Wahl des Brennmaterials erzeugen die Unterschiede. Allgemeine Bedingungen jeder guten Lampe sind, daß das Brennmaterial in kleinen Mengen gleichförmig dem Brenner zugeführt und dort durch gehörig regulirten Luftzutritt vollständig verbrannt werde. Bei L., welche für ein von Natur nicht flüssiges Brennmaterial bestimmt sind, muß der Brenner dem Reservoir so nahe liegen, daß die Flamme das Material schmelzen kann; solche L. können daher stets nur unvollkommen sein. Die napfförmigen L., in denen blos ein Docht liegt, der unmittelbar über dem Gefäß angebrannt wird, bilden diese unterste Stufe. Flüchtiges Brennmaterial erlaubt schon die Anbringung eines besondern, von dem Reservoir mehr oder weniger entfernten Brenners. Diesem wird durch die Haarröhrchenkraft eines Dochtes und nur in seltenen Fällen durch gläserne Haarröhrchen oder schmale Spalten ohne Docht das Brennmaterial allmählich zugeführt. Diese Harröhrchenkraft reicht indeß allein nie zu, einen auf die Dauer gleichförmigen Zufluß zu unterhalten. Die einfachsten L., an denen das Oelreservoir, mag es nun unter dem Brenner oder auf einer Seite desselben angebracht sein, oder ihn ringförmig umgeben, tiefer oder in gleicher Höhe mit der Flamme liegt, brennen daher ungleich; wenn das Oelniveau sinkt, nimmt auch der Zufluß ab, der Docht fängt an zu kohlen, und die Flamme wird dunkler. Vollkommene L. müssen eine Vorrichtung haben, welche das Oelniveau am Dochte immer gleich hoch erhält. Dies wird so ziemlich, aber nicht vollkommen erreicht durch die L. mit einem Reservoir, welches höher steht als die Flamme, und aus dem der Ausfluß durch Regulatoren, wie Schwimmer, Luftröhren u. s. w., regulirt wird: z. B. die sehr gebräuchlichen *Flaschenlampen*, welche Hieronymus Cardanus in der Mitte des 16. Jahrh. erfand; bei ihnen schwankt das Oelniveau innerhalb enger Grenzen. Ganz constantes Niveau haben alle L., bei denen das Oel aus einem im Fuße der Lampe befindlichen Reservoir entweder durch comprimirte Luft (*statische L.*), oder durch den Druck einer schweren Flüssigkeitssäule (*hydrostatische L.*), oder durch einen sinkenden Kolben (*Kolbenlampen, Regulatorlampen*), oder endlich durch ein mittels Uhrwerk bewegtes Pumpwerk (*Uhrlampen*) in die Höhe gehoben wird. Solche L. sind verhältnißmäßig theuerer, geben aber ein sehr constantes Licht und benutzen das Oel aufs vollkommenste. Um die zweite Bedingung der vollständigen und rauchlosen Verbrennung zu erreichen, müssen die durch die Hitze entstehenden flüchtigen Zersetzungsproducte des Oels mit hinreichender, aber auch nicht zu großer Luftmenge in Berührung kommen. Ein flacher Docht mit einfachem Zugglas erreicht dies nur unvollständig; besser der von Argand (1783 oder 1786) erfundene Brenner mit rundem, hohlem Docht, wo die Luft der Flamme sowol von innen als von außen zugeführt wird. Sehr verstärkt wird die Verbrennung durch eine am Verbrennungspunkte, also über dem Dochte stattfindende Verengerung des Zugglases, wie bei den Benkler'schen oder sog. Oelgaslampen. Sollen L. in bestimmten Richtungen besonders weit leuchten, so versieht man sie mit Reflectoren oder concentrirt das Licht durch Glaslinsen oder Prismen, wie auf den Leuchtthürmen. Ein sehr helles, blendendweißes Licht entwickeln die mit höchstrectificirtem Terpentinöl (s. *Camphin*) sowie die mit Hydrocarbür, Solaröl und Petroleum gespeisten L. Unter dem Namen *Dampflampen* versteht man L., in denen eine flüchtige Flüssigkeit, ein aus Terpentinöl und Weingeist zusammengesetzter Leuchtspiritus, dergestalt verbraunt wird, daß man dieselbe durch die Flamme selbst, welche das Reservoir erhitzt, in Dämpfe verwandelt und diese an engen Austrittsöffnungen brennen läßt. Sie geben ein sehr intensives Licht, sind aber im allgemeinen wegen des Brennmaterials kostspielig. Bei einer Vergleichung verschiedener L. und Brennmaterialien untereinander ist nicht allein die Lichtstärke vergleichend zu prüfen, sondern auch die Consumtion an Material und der Preis des letztern, um so zu ermitteln, in welchem Falle für gleichen Preis das meiste Licht erhalten wird.

Die neuere Zeit, der wir überhaupt erst die wahre Theorie der Verbrennung und somit auch der L. verdanken, hat viele solcher praktischen Vergleichungen gebracht von Peclet, Ure, Karmarsch, Heeren, Schubarth u. a. Es ergibt sich aus diesen Erfahrungen, daß unter den guten L. mit gleichzeitiger Rücksicht auf den Preis die sog. Kolbenlampen die empfehlenswerthesten sind; doch müssen sie mit dem Benkler'schen zusammengezogenen Glascylinder versehen werden. Vgl. übrigens Beleuchtung und Beleuchtungsapparate.

Lamprecht, der Pfaffe, ein geistlicher Dichter vom Niederrhein, bearbeitete in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. nach dem welschen Originale eines sonst ganz unbekannten Elberich von Bisenzo (Aubry de Besançon) ein «Alexanderlied». Von dem verlorenen Gedicht des Elberich ist erst neuerdings in einer florentiner Handschrift der Anfang aufgefunden worden (vgl. Pfeiffer's «Germania», Bd. 1), und daraus ergibt sich, daß das große Lob, welches zuerst Gervinus dem Gedichte ertheilte, die geschickte Anordnung, die warme, lebendige Darstellung sowie die ernstsittliche Auffassung und Bearbeitung des Stoffs weit mehr dem franz. als dem deutschen Dichter gebührt. Der Inhalt weicht von den geschichtlichen Nachrichten über Alexander d. Gr. vielfach ab und ist aus abend- und morgenländ. Quellen mit den wunderbarsten Sagen vermischt, sodaß die Züge des Helden an den Pforten des Paradieses endigen. Das Gedicht hat sich in doppelter Gestalt erhalten; die ursprüngliche, leider nur unvollständig, gewährt die vorauer Handschrift (gedruckt in Diemer's «Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh.», Wien 1849), die strasburger Handschrift (herausg. von Maßmann zuerst in den «Denkmälern», Münch. 1828, dann in dessen «Deutsche Gedichte des 12. Jahrh.», Bd. 1, Quedlinb. 1837) dagegen enthält eine auf Besserung der ungenauen Reime ausgehende Ueberarbeitung. Eine kritische, mit Uebertragungen und zahlreichen Erläuterungen versehene Ausgabe (2 Bde., Frankf. a. M. 1850) wurde von Weismann besorgt. Den Pfaffen L. mit Lambert von Hersfeld zu identificiren hat A. Holtzmann (vgl. Pfeiffer's «Germania», Bd. 2) den Versuch gemacht.

Lamprecht von Regensburg, ein mittelhochdeutscher Dichter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., verfaßte, noch als Laie, nach dem Lateinischen des Thomas von Celano ein Leben des heil. Franciscus (Auszüge in Pfeiffer's «Altdeutschem Uebungsbuch», Wien 1855). Diesem ließ er später, nachdem er in den Minoritenorden getreten war, ein mystisch-allegorisches Gedicht: «Tochter Sion oder die minnende Seele» folgen (Bruchstücke daraus in Hoffmann's «Fundgruben», Bd. 1, und Weinhold's «Mittelhochdeutschem Lesebuch», 2. Aufl., Wien 1862).

Lamprete ist der Name einer zur Gattung Neunauge (s. d.) gehörenden Fischart, welche auch große oder gemeine L. oder Meerpricke (Petromyzon marinus) genannt wird. Sie findet sich fast in allen Meeren Europas, aus denen sie im Frühjahre in die Flüsse (z. B. Elbe, Weser u. s. w.) aufsteigt, um zu laichen. Sie ist grünlich, gelb und braun marmorirt, mit zwei getrennten Rückenflossen versehen und wird 2—3 F. lang, selten länger, und bis über 5 Pfd. schwer. Die L. schröpfen sich mit ihrem innen mit harten Zähnen besetzten Saugmunde an andere Fische an, die sie durch eine drehende oder schabende Bewegung der Kieferscheibe zernagen und deren Flüssigkeiten und abgenagte Theile ihnen zur Nahrung dienen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber schwer verdaulich und gilt als Delicatesse. Es wird frisch gekocht, gebraten oder geröstet und marinirt gegessen.

Lampridius (Aelius), ein röm. Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., den einige mit Spartianus (s. d.) für identisch halten, gehört in die Reihe der sog. Scriptores historiae augustae und beschrieb ganz im Geiste und Stile jener spätern Zeit das Leben der Kaiser Commodus, Antoninus Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus.

Lampsăkos, von den Römern auch Lampsacum genannt, eine Stadt in Kleinmysien, an der Küste des Hellespont, das jetzige Lepsek oder Lamsaki an der Meerenge der Dardanellen, lag in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend, daher es auch von Artaxerxes dem vertriebenen Themistokles nebst Magnesia und Myus als Geschenk überlassen wurde.

Lana caprina, eigentlich Ziegenwolle, wurde bei den Römern wegen der unbestimmten Bedeutung des Wortes lana, nach welcher es unentschieden blieb, ob die Ziege Haare oder Wolle habe, sprichwörtlich von unbedeutenden und geringfügigen Dingen gebraucht, namentlich in der Redensart, deren sich Horaz in einem seiner Briefe bedient: rixari de lana caprina, d. h. über völlig unerhebliche, kleinliche Dinge ohne Erfolg streiten. In gleichem Sinne sagten die Griechen: um des Esels Schatten zanken, wie die Deutschen: um des Kaisers Bart streiten.

Lanark oder Lanerk, auch Clydesdale genannt, eine Grafschaft Südschottlands, zählte auf 41,86 Q.-M. 1801 nur 147692, 1861 bereits 631566 E. (also 15087 auf 1 Q.-M.) und umfaßt, mit Ausnahme der Mündungsgegend, das ganze Bassin des Clyde (s. d.), welcher

sie in Nordwestrichtung durchfließt, rechts den Medwin, die Mouse, den Calder und Kelvin, links den Duneton, Douglas und Avon aufnimmt. Nur ein kleiner Theil im Norden gehört dem Gebiete des Forth an. Dort zieht nahe der Grenze der Forth- und Clydekanal hin, welcher Glasgow mit Falkirk und Edinburgh verbindet, und mit dem wiederum der $2\frac{1}{2}$ M. lange Monklandkanal in Verbindung steht, der von Glasgow nach den Steinkohlengruben von Monkland-Collieries führt. L. hat eine sehr wechselvolle Oberflächengestaltung, im Nordwesten schöne Ebenen längs der Clydeufer, in der Mitte und im Nordosten Hügelland, im Süden romantische Gebirge mit den Wasserfällen des Clyde, mit der steilen Kette der Loutherhills (2367 F.) an der Grenze von Dumfries, dem isolirten Tinto (2166 F.) gegen die Grenze von Peebles hin. Im allgemeinen ist das Land wenig fruchtbar, aber überall, wo es möglich, sorgfältig angebaut und benutzt. Am ergiebigsten ist es in den Niederungen des Clyde und am Douglas, wo man Getreide, Flachs, Gemüse und sogar Obst erntet. Weite Strecken bieten abwechselnd nur Heiden, Kies oder Steinboden und nasse Gründe dar. Nur 34 Proc. des Areals ist cultivirt; die ausgedehnten Torfmoore vermindern sich von Jahr zu Jahr. Das Weideland wird hauptsächlich zur Schafzucht benutzt; doch zieht man auch Rindvieh und vortreffliche Zugpferde. Waldung tritt nur in zerstreuten Gehölzen auf. Das Klima ist in den höhern Gegenden rauh, in den Niederungen mild, aber sehr feucht. Den Hauptreichthum bilden die ergiebigen Steinkohlenlager, Eisen- und Bleigruben, und die Eisenminen haben meist Kohlengruben in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Oberhalb Glasgow am Clyde liegt das Eisenrevier zu Coalbridge, das über 1 M. im Umfang hat und überall das Bild regster Betriebsamkeit darbietet. Die dortigen Clyde-Iron-Works sind die bedeutendsten Eisenwerke Schottlands. Gartsherrie-Iron-Work ist eins der größten Hohofenwerke der Erde. Im ganzen unterhielt L. 1861 an 78 Hohöfen. In dem südlichsten Thale von L., in der kahlen Gebirgsgegend der Loutherhills, befinden sich die bedeutendsten Bleigruben von ganz Großbritannien, deren Ertrag 1861 an 737 Tons ergab, und deren Arbeiter in den mit Volksschulen und Bibliotheken versehenen Dörfern Leadshill und Wanlockhead wohnen. Ebenda wird Alaun und Galmei ausgebeutet. Auch bei Biggard sind ansehnliche Bleigruben. Neben dem Bergbau und dem großartigen Hüttenbetrieb ist es die ausgedehnte und vielseitige Fabrik- und Manufacturthätigkeit, welche L. über alle andern schott. Grafschaften erhoben hat, sodaß es das schott. Lancashire genannt wird. Es liefert Eisen-, Woll-, Baumwoll-, Leinenwaaren in ungeheuern Quantitäten, sowie Strumpf-, Töpfer-, Glas-, Krystallwaaren, Tapeten, Bier, Liqueurs u. s. w. Der Hauptsitz der Industrie ist Glasgow (s. d.). Den sehr bedeutenden Handelsverkehr fördern außer den Wasserstraßen des Clyde und seines Kanals zahlreiche Eisenbahnen, von denen die wichtigsten von Glasgow ausgehen und die Grafschaft mit dem übrigen Schottland und mit England in Verbindung setzen. Der **Hauptort** L. ist eine Marktstadt und Parlamentsborough auf einem Hügel nahe am rechten Ufer des Clyde, mit breiten, reinlichen Straßen, aber im ganzen unansehnlich. Der Ort hat neun Kirchen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut sowie eine Bank und zählt 5047 E., die sich theils mit Ackerbau, theils mit Strumpfwirkerei und Schuhmacherei beschäftigen. Die Stadt ist sehr alt und schon durch ein von König Kenneth II. 978 gehaltenes Parlament bekannt; das feste Schloß wurde 1244 zerstört. In der Nähe liegt in einem anmuthigen Bergkessel das Dorf **Newlanark**, ein erst 1785 gegründeter Fabrikort mit 1396 E., bemerkenswerth durch die große, von Owen gegründete Wollspinnanstalt und berühmt wegen der Wasserfälle des Clyde. Außerdem sind noch bemerkenswerth Airdrie (s. d.) und **Hamilton**, Marktstadt, 2,8 M. im SO. von Glasgow, am Clyde und der Eisenbahn, unregelmäßig gebaut, mit acht Kirchen, einer Lateinschule, einem Handwerkerinstitut und 10688 E., deren Haupterwerbsquellen Handstuhlweberei, Muslinstickerei und Handel bilden. Dabei liegt **Hamilton Palace**, mit einer werthvollen Gemäldegalerie und einem großen Park. Ferner ist zu erwähnen die Stadt **Rutherglen**, am Clyde, nahe im SO. von Glasgow, mit 8062 E., welche namentlich Handstuhlweberei treiben. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten ins Parlament, zwei die Stadt Glasgow, außerdem drei die Städte Lanark, Hamilton, Airdrie und Rutherglen, jedoch in Verbindung mit Städten und Boroughs benachbarter Grafschaften.

Lancaster oder **Lancashire**, eine der sechs nördl. Grafschaften Englands, mit dem Titel einer Pfalzgrafschaft, nächst York, Lincoln und Devon die größte des Königreichs, unter allen die volkreichste und nach Middlesex, wozu freilich der größte Theil Londons gehört, die volksdichteste, umgrenzt von Cumberland und Westmoreland im N., von York im N. und NO., Cheshire im S. und der Irischen See im W., zählte auf 89,51 Q.-M. 1801 eine Bevölkerung von 683252, 1841 von 1,667054, 1851 von 2,031236 und 1861 von 2,429440 Seelen

(also 27127 auf 1 Q.-M.). Ein schmaler Strich Westmorelands an der Morecambebai scheidet die Grafschaft in zwei Theile. Der kleinere nördl. Theil, Furneß genannt, zwischen der Morecambe- und Duddonbai gelegen, ist an der Küste flach, im Innern von Ausläufern des Cumbrischen Gebirgs erfüllt und steigt im Oldman der Coniston-Fells 2418 par. F. hoch auf. Dort ist auch der See Coniston-Water und an der Ostgrenze gegen Westmoreland (s. d.) der See Winander- oder Windermere, beide in romantischer Gegend und von Touristen viel besucht. Der südl. Haupttheil von L. lehnt sich im O. an die Peninische Bergkette von Yorkshire an (mit ausgedehnten Strecken Moorlandes), welche Höhenzüge in die westl. Tiefebene sendet. In Furneß treten silurische Felsen massenhaft auf, durchbrochen von Granit, Porphyr und andern eingeschichteten Gesteinen. Im südl. Theile der Grafschaft lagert im Thale des Mersey bunter Sandstein, zwischen dem Mersey und Ribble ein Kohlenfeld, und die ebenen Küstenstriche bestehen aus Alluvium. Die wichtigsten Flüsse sind hier der Lune, Wyre, Ribble und an der Südgrenze der Mersey, sämmtlich mit ausgedehnten Aestuarien mündend und durch künstliche Kanäle (Lancaster-, Liverpool-, Leeds-, Bridgewater-, Bolton-, Rochdale-, Huddersfield-Kanal u. a.) schiffbar gemacht, welche ihren Vereinigungspunkt in Manchester finden, und durch die der Binnenverkehr außerordentlich gefördert wird. Diesen Verkehr unterstützt zugleich ein Netz von Eisenbahnen, darunter die Liverpool-Manchester-Bahn, welche in England zuerst (1830) mit Dampfwagen befahren wurde. Das Klima des Landes ist gemäßigt, aber nächst dem von Cumberland wol das feuchteste in ganz England. Der Frühling tritt spät ein und ist kalt, selbst der Sommer nicht angenehm. Infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse ist Ackerbau und Viehzucht verhältnißmäßig von geringer Bedeutung. Das berühmte langgehörnte Lancasterrind, mit starker, dicker Haut, langen, dichten Haaren, meist schwarz und weiß gefleckt, gibt mehr Sahne als Milch und ist in neuerer Zeit zum Theil durch andere, an Milch ergiebigere Arten ersetzt worden. Schafe werden hauptsächlich im N. und NW. gezogen, Pferde auch anderwärts. Nicht unerheblich ist die Fischerei. Der Hauptreichthum L.s besteht jedoch in den ungeheuern Kohlenlagern, welche einen Flächenraum von 10,2 Q.-M. einnehmen und vermittels der ausgedehnten Kanalschiffahrt nach allen Seiten hin zu den Dampfmaschinen und Fabriken abgeführt werden. In Verbindung mit den Eisenerzen bildet dieser Kohlenreichthum den Hebel eines Industrieaufschwungs, der an Großartigkeit und Vielseitigkeit nirgends auf der Erde seinesgleichen hat und zugleich auch einen ausgedehnten Handel bedingt. Im J. 1861 fanden 14 Proc. der Bevölkerung (337836 Personen) L.s allein in den Fabriken der Textilindustrie Beschäftigung. Von den 2715 Baumwollfabriken Englands waren in L. 1979 thätig mit 21,530232 Spindeln, 306423 mechan. Webstühlen und 315628 Arbeitern. Außerdem zählte man 101 Woll-, 3 Worsted-, 45 Seide- und 14 Leinenfabriken. Von großer Wichtigkeit sind ferner der Schiffbau und der Maschinenbau, die Fabrikation von Eisen- und Glaswaaren, Hüten, Chemikalien, Seife und Papier. Außer Bau- und Schiefersteinen wurden 1861 an 11,530000 Tons Steinkohlen, 520829 Tons Eisen- und 3580 Tons Schwefelerze zu Tage gefördert. L. ist nächst Middlesex die reichste Grafschaft Englands, aber neben dem Reichthume findet sich namentlich zu Zeiten von Industriekrisen auch große Armuth. Von der Grafschaft werden 4 Abgeordnete in das Parlament geschickt, 26 andere von 14 Städten. Den industriellen Mittelpunkt der Grafschaft L. bildet Manchester (s. d.) unter Anschluß der volkreichen Fabrik- und Handelsorte Preston, Oldham, Bolton, Ashton, Blackburn, Bury, Burnley, Middleton, Chorley, Wigan und Rochdale, während Liverpool (s. d.) den Vertrieb nach innen und außen fördert. — König Eduard's III. vierter Sohn, John von Gaunt, bekam die Grafschaft als Herzogthum mit wirklichen Hoheitsrechten zur Apanage, und obwol dasselbe schon 1461 wieder mit der Krone vereinigt ward, so hat sich doch aus jener Zeit die Verfassung der Grafschaft als Pfalzgrafschaft (County palatine) erhalten sowie die Würde eines Kanzlers des Herzogthums L. (Chancellor of the Duchy of L.) unter den Mitgliedern des brit. Ministeriums. Ueber das Haus L. und die dynastischen Kämpfe, welche sich daran knüpfen, s. Plantagenet.

Lancaster, die Hauptstadt der engl. Grafschaft gleiches Namens, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz, liegt an der Eisenbahn und an dem $1^1/_2$ M. unterhalb in die Lancasterbai mündenden Lune, über welchen eine zierliche Steinbrücke mit fünf Bogen nach der Vorstadt Skerton und der $16^1/_2$ M. lange und 42 F. breite Lancasterkanal mit einer sehr großartigen Wasserleitung führt. Die Stadt ist malerisch auf dem Abhange eines Hügels erbaut, dessen Spitze ein herrliches alterthümliches Schloß ziert, das unter Eduard III. erbaut ward und theils zum Grafschaftsgefängniß, theils zur Haltung der Assisen benutzt wird. Der Ort hat enge Straßen, Häuser von Quadersteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt, besitzt ein

Rathhaus, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Athenäum, ein Theater, eine Badeanstalt, eine Irrenanstalt für 700 Personen sowie ein Krankenhaus und zählt 14487 E., welche Baumwoll- und Seidenfabrikation, Eisengießerei, Marmorschleiferei, Tischlerei u. s. w. sowie auch Handel betreiben. 1860 besaß der Ort 142 Schiffe von 13540 Tons. Der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 21352 Tons im ausländischen Verkehr und 243799 Tons im Küstenhandel. Eine 4 engl. M. lange Eisenbahn führt westwärts zu den Seebädern des Dorfs Poulton-le-Sands. Die Stadt ist längst durch ihre jüngern Schwesterstädte, namentlich die Handelskolosse Manchester und Liverpool, verdunkelt. — Auch mehrere Cantone, Districte und Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika führen den Namen L. Bemerkenswerth darunter ist besonders die Stadt L., Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im Staate Pennsylvanien, 15 M. westlich von Philadelphia, eine fast ganz deutsche Stadt, mitten in dem «Garten von Pennsylvanien», den gleichfalls Deutsche geschaffen haben. Sie zählt 17600 E., welche Gerbereien, Brauereien, Nägel-, Hut-, Tabacks- und andere Fabriken sowie Oel-, Getreide- und andere Mühlen unterhalten.

Lancaster (Sir James), der erste brit. Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte Flotte befehligte, ging 10. April 1591 in Plymouth mit drei Schiffen unter Segel und gelangte, nachdem er unterwegs ein Schiff eingebüßt, nach Malakka. Im Dec. 1592 trat er die Rückreise nach Europa an, wurde aber nach Westindien verschlagen, wo ihn, während er mit 21 Mann bei einem Inselchen nicht weit von San-Domingo ans Land stieg, seine übrige Mannschaft verrätherisch verließ, indem sie heimlich davonsegelte. Durch ein franz. Schiff wurden die Verlassenen gerettet und kamen 1593 glücklich nach Europa. Im Febr. 1601 wurde L. abermals in die ostind. Gewässer gesendet. Er schloß auf dieser Reise mehrere den Engländern nützliche Handelsverbindungen und lief nach manchen Gefahren mit reicher Ladung und ebenso reichen Erfahrungen 1603 wieder in die Dünen ein. Auf seine Angaben rüstete England unter den Kapitänen Weymouth und Hudson (s. d.) eine Expedition aus, die nordwestl. Durchfahrt zu versuchen, und ihm zu Ehren wurde die unter 74° liegende Meerenge, welche zwischen Norddevon und dem Baffinslande den Eingang zu dem westl. Polarmeere bildet, von Baffin Lancaster-Sund genannt. L. ward zum Ritter erhoben und starb 1620.

Lancaster (Joseph), einer der Erfinder und Verbreiter des gegenseitigen Unterrichtssystems (s. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem), geb. 25. Nov. 1778 zu London. Er erhielt durch seinen Vater, einen abgedankten Soldaten, der sich kümmerlich durch Fertigung von Haarsieben erhielt, eine ziemlich gute Erziehung und eröffnete 1798 in einem der verwahrlostesten Districte Londons eine Elementarschule. Gerührt von dem Elende und der Verwilderung dieser Bevölkerung, dachte L. auf Mittel, Unterricht und Unterhaltung seiner Anstalt so wenig kostspielig als möglich zu machen, damit auch die ärmsten Kinder seine Schule besuchen könnten. So erfand er allmählich die Methode des gegenseitigen Unterrichts, ohne auch nur die geringste Kenntniß von den ähnlichen Versuchen zu haben, die in andern Ländern, ja seit 1793—97 von Bell (s. d.) in London selbst, doch ohne Erfolg gemacht worden waren. Zugleich fand L. an dem Lord Somerville, dem Herzog von Bedford u. a. freigebige Beschützer, sodaß er sich ein eigenes Schulhaus errichten konnte, in dem er 1805 an 1000 Kindern unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Zu derselben Zeit gründete er ein gleiches Institut für 200 Mädchen, in dem seine beiden Schwestern das Lehrgeschäft übernahmen. Mit dem Erfolge wuchs nun die Zahl der Gönner und der Subscriptionen zu Gunsten der Anstalt. Im Sommer 1805 gaben auch der König Georg III. und der Hof eine bedeutende Summe, sodaß L. jetzt eine Normalschule für die Ausbildung von Lehrern stiftete und seine Methode über das ganze brit. Reich auszudehnen gedachte. L. war Quäker, nahm in seine Schule die Kinder jeder Confession auf und sorgte in religiöser Beziehung nur dafür, daß jedes die Bibel selbst lesen und verstehen lernen sollte. Gerade dieser Punkt aber erweckte den confessionellen Eifer der anglikanischen Geistlichkeit, unter deren Einflusse eine Gesellschaft zusammentrat, die L. entgegenarbeitete, ihm die Unterstützungen entzog und den in Schottland befindlichen Bell herbeirief, welcher mit reichen Mitteln im Interesse der Orthodoxie dieselbe Unterrichtsmethode verbreiten mußte. L. versank so alsbald in Schulden im Belauf von 6000 Pfd. St., fand jedoch zwei edelmüthige Freunde, Corston und Fox, die 1808 mit ihm ebenfalls einen Verein bildeten, durch dessen Mittel und unter dessen Leitung und Aufsicht er sein Werk fortsetzen konnte. Inzwischen glaubte sich L. durch seine Abhängigkeit von jenem Verein in seiner Wirksamkeit behindert, weshalb er demselben gegen Uebernahme aller Verpflichtungen seine Schulanstalten in London überließ und 1813 zu Tooting selbständig eine

Schule gründete, in welcher er nach seiner Methode auch in den höhern Wissenschaften Unterricht geben wollte. Sehr bald sah er sich jedoch durch dieses Unternehmen wieder in bedeutende Schulden verwickelt, und da ihm jetzt niemand half, wurde er völlig bankrott. Verfolgt, verleumdet, durch Krankheit niedergebeugt, wanderte er endlich nach 1816 nach Amerika aus, wo er 1820 in der neuerrichteten Republik Columbia an dem Präsidenten Bolivar (s. d.) einen eifrigen Förderer und das weiteste Feld für seine Bestrebungen fand. Die polit. Zustände des Landes zerstörten indessen schon nach einigen Jahren die Früchte seiner Mühen, und als Bolivar 1829 abdankte, sah sich L. gänzlich verlassen. Er begab sich nun nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er aber unbeachtet und ohne Unterstützung blieb, da hier seine Methode schon seit 1806 Eingang und Verbreitung gefunden hatte. In Canada, wohin er sich 1830 wandte, ging es ihm auch nicht besser, und er kehrte daher nach Neuyork zurück. Im Genuß eines kleinen Jahrgeldes, das man durch öffentliche Subscription zusammengebracht hatte, starb er daselbst 24. Oct. 1838. Die Methode L.'s, die sich nur in Nebendingen von der Bell's unterscheidet, beschrieb er in der Schrift «Improvement in education» (Lond. 1805).

Lancelot (auch Lanzelet) vom See, einer der Helden des bretonischen Sagenkreises von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde. Die einzelnen Sagen von seinen Abenteuern weichen sehr voneinander ab. Nach den nordfranz. Bearbeitungen hat ihn die Fee Viviana, die Frau vom See (daher L.'s Zuname), nach seines Vaters frühem Tod erzogen, dann an des Artus Hof gebracht, wo er in die Tafelrunde aufgenommen wird. Sie unterstützt ihn auch bei den Abenteuern, in die ihn seine Liebe zu Ginievra, des Artus Gemahlin, und die Feindseligkeit der von ihm verschmähten Schwester desselben, Morgane, verwickeln, und als ihn Mordred, an dem er des Artus Ermordung rächen wollte, zum Tode verwundet hatte, nimmt sie das Leben von seinen Lippen. Die Sage von L. wurde im Mittelalter zunächst von Nordfrankreich aus, wo sie unter andern der Trouvère Chrétien von Troyes behandelte, weit verbreitet. Ein franz. Gedicht, in dem die Sage aber eine wesentlich andere Gestalt angenommen hat, liegt auch dem deutschen L., den Ulrich von Zatzikhoven, ein Thurgauer, zu Ende des 12. Jahrh. dichtete, und den K. A. Hahn (Frankf. 1845) herausgegeben hat, zu Grunde. Eine niederländ. Bearbeitung, nach dem Französischen des Gautier Map, gab Jonckbloet (2 Bde., Haag 1846—49) heraus.

Land nennt man geographisch alle diejenigen Theile der Erdoberfläche, welche sich über den Spiegel des Meeres erheben. Die Landfläche, der starre Theil der Erdrinde, bildet nicht, wie ihr Gegensatz, das Meer oder der flüssige Theil, ein Zusammenhängendes, sondern wird durch das Meer in verschiedene Landmassen zertheilt, in drei Festländer oder Continente, auch Erd- oder Landfesten genannt, die wiederum in Erdtheile zerfallen, und in unzählige kleinere getrennte und zerstreute Landmassen, welche Eilande oder Inseln heißen. Der an das Meer stoßende Theil des L. heißt Gestade oder Küste. Wie das Meer in das L. eindringt, so wiederum das L. in das Meer, wodurch die horizontale Gliederung des L., Halbinseln, Landzungen und Landengen, Landspitzen oder Vorgebirge (Caps) entstehen. Im Gegensatz zum Küstenlande, welches an das Meer angrenzt und unter dessen unmittelbaren Einflüssen steht, nennt man Binnenland ein überall vom Meere entfernt liegendes L. Was die Vertheilung des Starren und Flüssigen auf der Erdoberfläche betrifft, so kommen, die Größe der Erdoberfläche in runder Zahl zu 9,260000 Q.-M. angenommen (die genauere Zahl ist 9,261203), auf die Meeresfläche ungefähr 6,800000 Q.-M. oder 73 Proc., auf die Landfläche 2,460000 Q.-M. oder 23 Proc. Jene nimmt fast $^3/_4$, diese wenig über $^1/_4$ des Ganzen ein, oder jene ist fast dreimal größer als diese. Von der Landfläche kommen auf die Continente etwa 2,300000 Q.-M., auf die Inseln mit Einschluß der polarischen, soweit sie sich abschätzen lassen, 160000 Q.-M., also zwischen $^1/_{15}$ und $^1/_{14}$ des L. Es liegt aber auf der nördl. Halbkugel dreimal so viel L. als auf der südlichen, und $2^1/_4$ mal so viel auf der östlichen als auf der westlichen. Man unterscheidet daher eine nordöstliche continentale oder Landhalbkugel und eine südwestlich oceanische oder Wasserhalbkugel. Beide werden voneinander geschieden durch einen breiten Gürtel, welcher, über Wasserflächen und Gestadelandschaften hinziehend, den ganzen Erdball umkreist und den Aequator im NO. von der Mosambikstraße und am Küstenmeere von Peru unter dem Winkel von etwa 45° durchsetzt. In der Mitte der Landhalbkugel, der continentalen Seite der Erdoberfläche, deren Centrum ungefähr durch die Lage der Weltstadt London bezeichnet ist, liegt der durch seine gesteigerte Civilisation alle andern Erdräume beherrschende Erdtheil Europa in möglichst vielseitiger Berührung mit den andern Continenten. Auf der Wasserhalbkugel, der pelagischen oder oceanischen Seite des Erdplaneten, in deren Mittelpunkt ungefähr die Aucklandinsel fällt, sind dagegen die austral. Inselgruppen außerhalb aller natürlichen Berührungen mit dem großen

Kreise der Continente gestellt, daher ihre Bewohner, unsere Antipoden, erst durch die im Verlauf von Jahrtausenden erworbene Kunst der oceanischen Schiffahrt mit in den Bereich der allgemeinen Civilisation hineingezogen werden konnten. Gegenüber der horizontalen Gliederung steht die verticale Gestaltung der Landfläche, deren Beschreibung Gegenstand der Orographie ist. In dieser unterscheidet man als Hauptformen Tiefland und Hochland, Ebene und Gebirgsland.

Landammann, s. Ammann.

Landau, Stadt und Festung im bair. Kreise Pfalz, am Queich, liegt in einer sehr dicht bevölkerten, überaus reizenden Gegend, $2^3/_4$ M. westlich des Rhein (Germersheim), ist Sitz eines Bezirksamts, eines Bezirks- und eines Landgerichts und zählt einschließlich der etwa 5000 Mann starken Besatzung 12305 E. (3. Dec. 1864). Die Stadt besitzt ein Progymnasium, eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, einige Fabriken und einen Kanal, mittels dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. L. wurde unter Kaiser Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt erklärt, dann an Speier versetzt, von Maximilian I. 1511 wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es siebenmal von den Kaiserlichen, Schweden und Franzosen genommen. Ludwig XIV. nahm die Stadt mit dem Elsaß 1680 in Besitz und ließ sie 1684 von Vauban nach einem neuen Systeme aus kleinen gemauerten und kasemattirten Werken in der Mitte großer Erdbastionen befestigen. 1702 wurde L. in 82 Tagen von den Kaiserlichen, 1703 in 58 Tagen von den Franzosen, 1704 in 70 Tagen abermals von den Deutschen und 1713 in 60 Tagen wieder von den Franzosen erobert. Im Aug. 1793 operirten die Verbündeten gegen das von den Franzosen besetzte L. und griffen 28. Oct. die Festung förmlich an, mußten sich aber zurückziehen. 1814 versuchten russ. Truppen, L. zu nehmen, jedoch vergeblich. 1815 wurde L. an Baiern abgetreten und zur deutschen Bundesfestung erklärt, in welcher Baiern das Besatzungsrecht ausübte.

Landeck, Stadt im Kreise Habelschwert der preuß. Grafschaft Glatz, $2^1/_2$ M. im SO. von Glatz, am Neissezufluß Biela, 1408 F. über dem Meere, in einer schönen, nach O., S. und W. von hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen Gegend gelegen, zählt 1958 E. und verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon bei dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen. Man unterscheidet sechs Quellen: das St.-Georgen- oder Alte Bad (23° R.), das Liebfrauen- oder Marien- oder Neue Bad (23° R.), die Douchequelle (20° R.), den Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.), die Mühlquelle (14° R.) und die Wiesenquelle (17° R.), welche erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Dieselben gehören sämmtlich zu den erdig-salinischen Schwefelquellen. Man gebraucht das Wasser theils als Getränk, gewöhnlich mit Ziegenmilch oder Molken vermischt, theils und vorzugsweise als Bad in verschiedenen Formen. Der Ort hat ein etwas rauhes, aber alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima. Das Alte Bad war schon im 13. Jahrh. bekannt, und gegen Ende des 17. begann man auch das Neue Bad zu gebrauchen. Doch kamen die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolge gebrauchte. Auch später hatte L. das Glück, immer bedeutende Gönner zu finden, sodaß es nach und nach in Hinsicht auf Frequenz der Gäste und Vortrefflichkeit seiner Anstalten immer höher stieg; doch ist es gegenwärtig wieder weniger besucht. — Das Dorf und Schloß L. im Innsbrucker Kreise Tirols, $10^1/_2$ M. im SW. von Innsbruck, am Inn gelegen, ist Hauptort eines Amtsbezirks, hat eine schöne goth. Kirche und 1100 E., die einen starken Verkehr unterhalten. Der Ort zeichnet sich durch seine schöne Lage zwischen dem Inn- und Patznauthale aus, sowie dadurch, daß sich hier die zwei Straßen über das Wormser Joch nach Italien und über den Finstermünzpaß nach Innsbruck und Bregenz scheiden. In der Nähe liegen die Burgen L. und Schroffenstein.

Landenge, Landzunge, s. Halbinsel.

Lander (Richard), der Entdecker des untern Nigerlaufs, geb. in Cornwall 1804, sollte ebenso wie sein jüngerer Bruder John Buchdrucker werden, schloß sich aber 1825 dem Kapitän Clapperton an, als dieser im Auftrage der Regierung nach Afrika ging, drang mit ihm von der Bai von Benin aus bis nach Sakkatu vor, wo Clapperton starb, und kehrte 1828 nach England zurück. Sein Bericht über die Clapperton'sche Reise (1829) bewog die brit. Regierung, ihn mit der Verfolgung der Untersuchungen über den Nigerlauf zu beauftragen. In Begleitung seines Bruders John führte er 1830 diesen Auftrag mit dem besten Erfolg aus. Es wurde ermittelt, daß der Quorra (der untere Niger) in mehrern Armen in die Beninbucht fällt. (S. Niger.) Von Negern gefangen und an einen Sklavenhändler verkauft, wurden die Brüder L. nach Cap Formosa gebracht und dort von einem Schiffsherrn aus Liverpool ausgelöst. Sie gingen

nun nach England zurück, wo sie im Juni 1831 anlangten und ihr «Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger» (3 Bde., Lond. 1832; 2. Aufl. 1845; deutsch, Lpz. 1833) ausarbeiteten. 1832 unternahmen sie mit einer von liverpooler Kaufleuten ausgerüsteten Expedition eine abermalige Beschiffung des Quorra, die ein trauriges Ende nahm. Auf einem Ausfluge den Braßfluß hinauf, welcher ebenfalls dem Nigerdelta angehört, wurden die Reisenden von den Negern meuchlings überfallen und zur Flucht genöthigt. L. trug eine Schußwunde an der Hüfte davon, in deren Folge er wenige Tage nach seiner Ankunft auf der Insel Fernando-Po 16. Febr. 1834 starb. Eine Beschreibung dieser unglücklichen Expedition von Laird und Oldfield erschien 1837 in zwei Bänden. — Der jüngere Bruder Richard's, John L., geb. 1807, erhielt nach seiner Rückkehr von Lord Goderich als Belohnung seiner Mühen eine Anstellung beim Zollamt, starb aber 16. Nov. 1839.

Landes (Les) heißen in Frankreich die längs der Küste des Biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen in einer Länge von 31 M. und in Dreiecksform 7—12 M. landeinwärts sich erstreckenden Sandflächen, welche, unmittelbar am Meere von Salzlachen, Seen und hohen Dünen, im Innern von Heiden, Morästen, hier und da von Weidestrecken und von Oasen mit Fichten und einigen Weilern unterbrochen, einen der ödesten und traurigsten Flecke Europas bilden. Das Ganze hat einen Umfang von 131 Q.-M. Die Küstenseen (étangs), wie der von Hourtin, Lacanau, Arcachon ($2^2/_3$ M. groß und der einzige mit dem Meere verbundene), von Cazau, Bicarosse (1 Q.-M. groß), St.-Julien, Léon (wo das südlichste, durch die Dünen verschüttete Dorf liegt), von Souston und von Tosse, reichen sämmtlich in größere Tiefe, als der Ebbestand ist, und sind also wol Reste des Meeres; die kleinern, südlich gelegenen haben einen versandeten Abfluß zum Meere. Die Dünen sind 1 M. breit, 100—220 F. hoch, zuweilen durch Thäler, sog. Lettes, zerschnitten und verändern stets ihre Gestalt durch den Wind, der sie jedes Jahr um etwa 60 F. weiter ins Land vorschreiten läßt. Das 1789 auf Necker's Veranlassung begonnene Besäen und Bepflanzen mit Fichten und Korkbäumen hat sich erfolgreich erwiesen. Anfang 1854 waren 6,1 Q.-M. besäet, fast 10 Q.-M. noch unbesäet, darunter 4,2 Q.-M. Lettes, die sich von selbst mit Vegetation bedecken. Hinter den dürren Dünenhügeln entfaltet sich ein langer grüner Streifen und ein ungeheuerer Wald von Seefichten und einigen Weiden. Die Unfruchtbarkeit der dahinterfolgenden unabsehbaren Heiden hat ihren Hauptgrund in einer harten, aus Quarzsand bestehenden Bodenfläche. Braunrothes Heidekraut, Ginster und spärliches Moos bedecken den Boden der mehr oder weniger gewellten Flächen. Vier Monate im Jahr sind diese steppenähnlichen Ebenen zum Theil mit Wasser bedeckt. Die wenigen Bewohner, Parens genannt, in zerstreuten Dörfern im östl. Theile der L., sind gascognischer Abstammung. Sie führen ein rohes Leben, wohnen in elenden Hütten und laufen auf hohen Stelzen mit großer Schnelligkeit über die Sand- und Wasserflächen hin.

Das Departement L. (des Landes), nach dem der Gironde das größte, aber eins der volksärmsten Frankreichs, umfaßt die ehemaligen Landschaften Pays-des-Landes, Chalosse und Condomois von Gascogne, einen Theil von Bordelais und Guyenne und ein Stück von Béarn und zählt (1861) auf 169,28 Q.-M. 300839 E. Der Adour, welcher hier links den Gabas, Luy, Louts, Gave-de-Pau, rechts die aus dem Midou und der Douze gebildete Midouze aufnimmt, bildet die Naturgrenze zwischen dem bei weitem größern Theile im Norden, der fast ganz von Heideflächen, nur hier und da von oasenartigen Culturflecken eingenommen ist, von dem kleinern im Süden, einem Hügellande, auf dessen leichtem Kreideboden Weinberge, Mais- und andere Ackerfelder mit Ericasteppen abwechseln. Man gewinnt im Süden auch mancherlei Bausteine, Marmor, Mergel, Porzellanerde und viel Eisen. Von Bedeutung ist der große Wald des alten Aquitanien, der zwischen Dax und den großen Etangs fast $3^1/_2$ M. Breite hat und den Stolz der Landschaft Marensin ausmacht. Das Klima ist in den Heiden ungeachtet der Nähe des Meeres ein wahres Continentalklima, eisig im Winter, glühend im Sommer. Neun Monate lang wird die Luft durch die Ausdünstungen stehender Gewässer verdorben. Die Industrie ist unbedeutend; man fertigt Leder, Tuch, grobe Wollzeuge, Segeltuch und Tischzeug. Der Handel wird durch die Schiffbarkeit des Adour, der Midouze, des Gave-de-Pau sowie durch die Nähe von Bayonne und die Eisenbahn gefördert, welche von Bordeaux nach dem Etang d'Arcachon und von diesem südwärts über Dax nach Bayonne führt, mit Zweigbahnen nach Pau und Tarbes. Man führt hauptsächlich Schweine, Schafe, Schinken, Kork, Holz, Theer und Harz aus. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs von Aire und zerfällt in die drei Arrondissements Mont-de-Marsan, St.-Sever und Dax, in 22 Cantone und 331 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Mont-de-Marsan am Zusammenfluß des Midou und der Douze und an der Eisenbahn nach

Tarbes gelegen. Der gutgebaute Ort hat 5574 E., einen Gerichtshof erster Instanz, einen Assisenhof und ein Friedensgericht, ein Lyceum, ein Seminar für Lehrerinnen, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst, eine andere für Landwirthschaft und Gewerbe, ein Theater, schöne Promenaden, einen Gesundbrunnen und ein Entrepôt des Wein- und Branntweinhandels von Bayonne. Der Handelsbetrieb erstreckt sich auf Harz, Wein, Hülsenfrüchte, Oelsamen und Schweine. Hauptort des Ländchens Chalosse ist Saint-Sever, in der Nähe des Adour gelegen, hübsch gebaut, mit 4818 E., einem Gerichtshof, einem Friedensgerichte, einem Communalcollége und den Resten einer berühmten, schon um 993 gegründeten Abtei. Es bestehen hier Entrepôts von Mastgänsen und Ortolanen, von Weinen und Branntweinen des Departements, von Marmor-, Lithographir-, Bau- und Pflastersteinen, sowie Fabriken für Leinöl, Lichte, Fayence und Ziegel. Der Handel mit diesen Producten ist lebhaft. Außerdem sind zu nennen die Städte Dax (s. d.) und Aire (s. d.).

Landeshoheit oder Landesherrlichkeit. Landesherr, im allgemeinen so viel als Fürst, Beherrscher eines Landes, war eine vorzugsweise in den souverän oder fast souverän gewordenen Theilen des alten Deutschen Reichs gewöhnlich gewordene Bezeichnung. Die Herzogthümer, Mark- und Landgrafschaften, auch einfachen Fürstenthümer und Reichsgrafschaften, früher blos Lehen für freierwählte Reichsbeamte, hatten sich allmählich theils durch das Erblichwerden der Lehen, theils dadurch, daß die großen Vasallen eine bedeutende Anzahl von eigentlich dem Kaiser vorbehaltenen Rechten (Regalien) an sich brachten, in fast unabhängige, mit beinahe allen Attributen der Souveränetät ausgestattete Besitzthümer regierender Familien verwandelt. Dieses Verhältniß, welches gleichermaßen, die Erblichkeit abgerechnet, in den geistlichen Ländern platzgriff, pflegt man, im Gegensatz zu der frühern blos amtsmäßigen Stellung der Betheiligten, als L. und Landesherrlichkeit zu bezeichnen. Landesherr und L. wird jetzt gewöhnlich gleichbedeutend mit Souverän und Souveränetät gebraucht. Vgl. Berchtold, «Die Entwickelung der L. in Deutschland» (Bd. 1, Münch. 1863).

Landesverrath ist das Verbrechen, dessen sich der Angehörige eines Landes schuldig macht, wenn er gegen die Selbständigkeit, Sicherheit und Unverletzbarkeit dieses Landes im Interesse einer auswärtigen Macht etwas unternimmt. L. begeht also z. B., wer als Spion im Kriege dem Landesfeinde dient, wer ihm Waffen und Munition zuführt, wer ihm zur Einnahme der Landesfestungen behülflich ist u. s. w. Der L. wird unter dem Hochverrath (s. d.) im allgemeinern Sinne begriffen und wie dieser sehr verschieden, in den schwersten Fällen mit dem Tode bestraft.

Landesverweisung, s. Verbannung.

Landfriede. Da der Gottesfriede (s. d.) nicht ausreichte, suchte auch die weltliche Gewalt durch Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und dem Fehdewesen mit seiner Folge, dem Faustrechte (s. d.), Schranken zu setzen. Schon Konrad II. und Heinrich III. hatten dahin gerichtete Gesetze gegeben, jedoch nur gegen ungerechte Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechtem Grunde, welche den Freien verstattet blieb. In den Bürgerkriegen der nachfolgenden Zeit wurden indessen die Privatfehden immer häufiger und die Straßen unsicherer als je. Wiewol Kaiser Heinrich V. 1121 zu Würzburg eine Erneuerung jener Gesetze zu Stande gebracht hatte, so mußten sich doch die staufischen Kaiser darauf beschränken, die Selbsthülfe in Bezug auf die öffentliche Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Kaiser Friedrich I. setzte 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg fest, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wolle, bei Strafe der Ehrlosigkeit wenigstens drei Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieses sog. Absagen, welches mittels eines Fehdebriefs geschah, fand noch am leichtesten Eingang, da man es für ritterlich und edel hielt, nur den im Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit aber, die hierdurch jedem, dem nicht abgesagt war, gewährt wurde, nannte man den L. Daß während eines allgemeinen Kriegs alle Privatfehden ruhen mußten, wie in Frankreich, vermochte man in Deutschland nicht durchzusetzen. Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits (s. d.). Zwar verbot König Philipp von Schwaben 1201 in dem Gesetze gegen Friedbrüche alle Erpressungen von den Reisenden auf das strengste, und ähnliche erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz. Doch die Unruhen im Reiche verhinderten die Kaiser, diesen Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrich's II. Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Daher mußten die Unterthanen und vor allem die Städte, denen in Hinsicht des aufblühenden Handels am meisten an der Sicherheit des Verkehrs gelegen war, selbst dem Uebel zu steuern suchen. Zu diesem Zwecke entstanden der Bund der Hansa (s. d.) und der Rheinische Städtebund. In Oesterreich, Baiern, Meißen

und Thüringen, wo die Fürsten die Zügel der Regierung kräftiger erfaßt, gelang es, den Gewaltthätigkeiten so ziemlich ein Ende zu machen; anderwärts stiegen aber die Unordnung und Unsicherheit aufs äußerste, sodaß viele Hunderte von Rittern lediglich vom Raube lebten. Kaiser Rudolf von Habsburg brachte es wenigstens dahin, daß auf dem Reichstage zu Würzburg 1287 die Stände alles Fehden auf drei Jahre verboten, allein dieser 1291 zu Speier auf sechs Jahre verlängerte L. war mit seinem Tode auch sogleich vergessen, sodaß sein Nachfolger Adolf von Nassau Mühe hatte, für denselben 1293 zu Köln wieder drei Jahre verwilligt zu erhalten. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein strenges Gesetz gegen alle Friedbrüche, unter welchem Namen auch andere schwere Verbrechen begriffen wurden. Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Karl IV. gelang es so ziemlich, seinem 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten L. Gehorsam zu verschaffen. Doch diese wiederholten Gesetze machten zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit neue Verbindungen keineswegs überflüssig, durch welche die Beitretenden sich auf bestimmte Zeit verpflichteten, allen Fehden zu entsagen. Einen derartigen verabredeten L. der schwäb. Grafen und Städte bestätigte 1307 Albrecht I. zu Speier auf zwei Jahre, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, vom allgemeinen L. ausgeschlossen sein sollte. Einen ähnlichen Bund errichteten 1319 die rhein. Städte, den sie 1332 erneuerten. Ihrem Beispiele folgten viele andere Städte und Fürsten im Elsaß, in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Ueberall setzte man die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzog sie auch zuweilen.

Doch die hauptsächliche Ursache jenes Kriegs aller gegen alle lag in dem Mangel einer wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen die gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch sog. Austräge, d. i. schiedsrichterliche Aussprüche (Austrägalgerichte), entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in dem neuen Bunde, den die schwäb. Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwig's des Baiern eingingen, dem die Pfalzgrafen beim Rhein und andere Fürsten beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Indeß arteten auch diese Verbindungen, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh., auf das verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Verbündeten auch in allen andern Angelegenheiten einander beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten bestanden, lösten sich bald in zwei feindliche Parteien auf, da die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zölle und Geleite sowie die der Fürsten über die Städte wegen der Aufnahme von Pfahlbürgern (s. d.) u. s. w. stets unerledigt blieben. So schlossen die schwäb. Städte 1376 den sog. Großen Bund gegen den Bischof Gerhard von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und den von Hohenlohe und führten offenen Krieg gegen sie. Auch die Fürsten und Herren traten nun hauptsächlich mit gegen die Städte zusammen, und so entstanden die Gesellschaft vom Leuen, die von St.-Wilhelm und St.-George, die mit den Hörnern u. s. w. Bisweilen schlossen diese Gesellschaften auch mit den Städten Bündnisse, aber diese Verbindungen waren nie von Dauer. König Wenzel soll es sogar gern gesehen haben, wenn die Städtebünde ein Gegengewicht gegen die Fürsten bildeten. So schlossen sieben der vornehmsten Städte am Rhein 1381 einen solchen Bund, dem der Schwäbische Bund und bis zum J. 1384 fast alle Städte Baierns, Frankens, Schwabens und am Rhein beitraten. Der Bund war stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; dennoch verbündeten sich mit demselben auf kaiserl. Befehl 1384 viele Fürsten auf vier Jahre und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert wurde, fast alle übrigen. Bei alledem sahen die Städte immer ihre Verbindung untereinander für enger an als die mit den Fürsten. Ueberdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten fortwährend widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der Schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen den Herzog Leopold von Oesterreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus, die mit abwechselndem Glücke geführt wurden. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ er seine Völker zum Fürstenheere stoßen, sodaß die Städte durch die Uebermacht und unvermögend, die Kriegskosten zu erschwingen, sich genöthigt sahen, nachzugeben. Hierauf wurde 1389 der L. zu Eger auf sechs Jahre errichtet, der aber erst durch den Vertrag zu Heidelberg seine Wirkung erhielt. Für jeden der vier Bezirke Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland wur-

den schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, bestehend aus vier fürstl. und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, den der Kaiser ernannte. Doch nach Ablauf des Egerschen L., als die Städte und Fürsten sich wieder erholt hatten, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht in so lichte Flammen aufschlug. Im Anfange des 15. Jahrh. verbanden sich die schwäb. Prälaten, Grafen und Edeln zu der Gesellschaft von St.-Georgenschild, die unter der Begünstigung des Kaisers Sigismund seit 1422 an Ausdehnung und Festigkeit so gewann, daß sie bald als öffentlich anerkannte Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ward.

Ueberhaupt waren die Stände im 15. Jahrh. geneigter zum Frieden und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken erschien. Kaiser Sigismund errichtete 1431 einen allgemeinen L. auf die Dauer des Hussitenkriegs, und Albrecht II. setzte sogar 1438 einen dem Namen nach ewigen L. durch, der aber bald vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den L. wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen. Der von diesem Kaiser zu Frankfurt geschlossene letzte L. wurde insofern von Wichtigkeit, als er die Wiederherstellung des Schwäbischen Bundes zu Eßlingen 1488 zur Folge hatte, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft vom St.-Georgenschild sich verbanden. Zuletzt erkannte man immer allgemeiner, daß die Einigungen, in welchen nur auf Zeit dem Fehderecht entsagt wurde, nicht hinreichten, und daß diesem Rechte selbst ein Ende gemacht werden müsse. Der Reichstag zu Worms erzwang daher 1495 vom Kaiser Maximilian I. den von Reichs wegen zu handhabenden Ewigen L., der jede Art Selbsthülfe bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes verbot. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, dessen Beisitzer der Kaiser und die Reichsstände wählten, eingesetzt, das Reichskammergericht (s. d.), vor welches alle Streitigkeiten mit Reichsunmittelbaren gebracht werden sollten. Kürzere Dauer als dieses hatte das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment, eine stehende Behörde, welcher die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des L. im Namen des Kaisers anvertraut war. Es ging jedoch nach wenigen Jahrzehnten an der Eifersucht des Kaisers und der Fürsten zu Grunde. Obgleich aber die Stände dem Verlangen nach einer festern bürgerlichen Ordnung durch bewaffnete Handhabung des L. nachkamen, so dauerte es doch bis in die Mitte des 16. Jahrh., ehe der Adel dahin gebracht wurde, sich des Faustrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher noch für Handhabung des L. geschlossen, und der Schwäbische Bund löste sich erst um 1530 auf. Dagegen bestanden der Ewige L. und das Kammergericht als Bürgen des öffentlichen Zustandes bis zum Untergange des Deutschen Reichs. Vgl. Stobbe, «Geschichte des Deutschen Rechts» (Braunschw. 1860). — Seit dem Wegfalle des Fehdewesens versteht das Strafrecht unter Landfriedensbruch gewöhnlich nur noch eine öffentliche Gewalt, welche von mehrern zusammengerotteten Urhebern an Personen oder Eigenthum verübt wird. Es ist deshalb je nach den Umständen kürzere oder längere Freiheitsstrafe gedroht.

Landgerichte. Nach der frühern Verfassung des Deutschen Reichs konnte der Kaiser auch über mittelbare Mitglieder des Reichs in Concurrenz mit deren ordentlicher Obrigkeit eine Jurisdiction erster Instanz ausüben. Diese Gerichtsbarkeit wurde bisweilen in gewissen Districten einem besondern Richter verliehen, der alsdann in dem ihm angewiesenen Bezirke sowol über mittelbare als unmittelbare Personen und Güter Recht sprechen konnte, jedoch der Appellation an den Kaiser unterworfen blieb. Diese kaiserlichen L. kamen aber später, je mehr die Territorialgerichtsbarkeit sich geltend machte, in Wegfall. Am längsten und noch über die Zeit des Westfälischen Friedens hinaus hatten sich zwei derselben erhalten, das kaiserl. Hofgericht zu Rottweil und das kaiserl. Landgericht in Schwaben. Gegenwärtig versteht man unter L. zumeist die über Districte des platten Landes gesetzten Untergerichte.

Landgraf, s. Graf.

Landgut bezeichnet im allgemeinen eine ländliche Besitzung, auf welcher vorzugsweise Ackerbau und Landwirthschaft betrieben wird. Zu den Landgütern in diesem Sinne gehören daher ebenso wol die großen Güter, welche den Eigenthümer oder Pächter schon durch die Oberleitung des landwirthschaftlichen Betriebs allein hinreichend beschäftigen, als die mittlern, wo der Besitzer nicht nur die Oberleitung führt, sondern sich auch an den wirthschaftlichen Arbeiten betheiligen muß, sowie auch die kleinern und kleinsten, welche der Besitzer mit seiner Familie allein bewirthschaftet, und die sogar so klein sein können, daß ihr Ertrag nicht für die Existenz ausreicht, sondern nur als Nebenerwerb betrachtet wird. Wo eine sehr dichte Bevölkerung vorhanden ist und der Landbau sehr intensiv betrieben werden muß, sind meist nur mittlere und kleinere Landgüter vorhanden. In weniger bevölkerten Landstrichen überwiegen dagegen die größern Güter, bei denen vorzugsweise die Naturkräfte wirksam sind, während bei den mittlern und kleinen Arbeit

und Kapital die Hauptrolle spielen. Ob die große oder die kleine Landwirthschaft vorzuziehen sei, ist eine Frage, die sich nicht allgemein, sondern nur unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse für einzelne Länder und Districte entscheiden läßt. Dieselbe löst sich im Laufe der Zeit von selbst, sobald der Staat durch die Gesetzgebung nicht hindernd eintritt, namentlich nicht die Vereinigung kleinerer Güter zu größern und die Theilung größerer in kleinere verbietet oder beschränkt. Im engern Sinne bezeichnet man als Landgüter auf dem Lande belegene Besitzungen, sowol ländliche Wirthschaften als Villen, auf denen sich ihre in der Stadt lebenden Eigenthümer im Sommer der Erholung und des Genusses der Landluft wegen niederzulassen pflegen. Ihre Zahl scheint sich zu vermindern, seit es allgemein Mode geworden ist, Bäder zu besuchen und Vergnügungsreisen zu machen.

Landi (Gasparo), Historienmaler, wurde zu Piacenza 1756 geboren. Obwol in der Schule des Manieristen Battoni zu Rom gebildet, hatte er sich doch durch eifriges Studium der großen Meister des 16. Jahrh., zumal der Venetianer, eine gewisse Reinheit des Stils und insbesondere ein ausgezeichnetes Colorit angeeignet. Schon früh bekleidete er die Stelle eines Directors der Abtheilung für Malerei an der Akademie von San-Luca in Rom. 1817 wurde er Präsident derselben, welche Würde er bis an seinen Tod (24. Febr. 1830) behielt. L. gilt mit Sabatelli, Podesti, Camuccini u. a. für einen der Begründer der neuern ital. Malerei, obwol er neben bedeutenden Verdiensten, zumal in der Färbung, wie die übrigen Neuitaliener unter franz. Einfluß an einem etwas hohlen Pathos der Darstellung leidet. Berühmt waren seine Porträts. Von seinen histor. Gemälden finden sich zwei der berühmtesten, eine Beisetzung und eine Himmelfahrt Mariä, im Dome zu Piacenza; ein anderes, mehrere Türken vorstellend, im Museum zu Neapel.

Landkarten nennt man versinnbildlichende Darstellungen der Oberfläche entweder der ganzen Erde oder größerer oder kleinerer Theile derselben durch Zeichnung in einer Ebene. Die Kunst, L. zu entwerfen und zu zeichnen, lehrt die Kartographie oder darstellende Geographie, welche einestheils die Ergebnisse der fortschreitenden geogr. Wissenschaften, anderntheils die Ergebnisse geodätischer Operationen (astron. Ortsbestimmungen, Gradmessungen, Triangulationen, Nivellements u. s. w.) verarbeitet. Die Kunst, ein gegebenes Land oder überhaupt einen bestimmten Theil der festen oder flüssigen Erdoberfläche behufs der Entwerfung von Karten zu vermessen, aufzunehmen und aufzuzeichnen, nennt man Mappirung. Je nach dem für die Zeichnung einer L. angewendeten Maßstabe und der infolge dessen zur Versinnbildlichung gewählten Darstellungsweise unterscheidet man topogr., chorogr. und geogr. Karten. Bei den topographischen Karten liegt der Maßstab gewöhnlich zwischen 1: 25000 und 1: 150000 der natürlichen Länge, sodaß sie alle Gegenstände (Situation) möglichst treu der Wirklichkeit nach im Grundrisse wiedergeben. Ist der Maßstab ein noch größerer, so nennt man die topogr. Karte eine Situationskarte oder einen Plan. Die chorographischen Karten sind meist in einem Maßstabe von 1: 150000 bis 1: 1,000000 ausgeführt und geben die Gegenstände theils nach ihrem Umfange, theils aber auch nur symbolisch an. Auf den geographischen Karten, die meist in einem kleinern Maßstabe als dem von 1: 1,000000 angelegt sind, werden alle Gegenstände nur symbolisch angedeutet. Je nach der Größe der zur Darstellung gebrachten Theile der Erdoberfläche unterscheidet man: Universal- oder Weltkarten (franz. Mappemonde), welche die ganze Erdoberfläche als eine Ebene aufgerollt darstellen; Planiglobien oder Planisphären, auf welchen die Erde in zwei Halbkugeln zerschnitten erscheint; Generalkarten, welche einen Erdtheil oder wenigstens ein ganzes Land zur Anschauung bringen; endlich Specialkarten, welche kleinere Gebiete mit mehr oder minder Ausführlichkeit darstellen. Während die Weltkarten und Planiglobien immer, die Generalkarten meist geogr. Karten sind, werden die Specialkarten in der Regel chorogr., vorzugsweise aber topogr. Karten sein. Nach dem besondern Zwecke, welchem eine Karte dienen soll, unterscheidet man orographische, hypsometrische und hydrographische, physikalische, geologische, ethnographische, zoologische, botanische, historische, statistische Karten, ferner See-, Fluß-, Post-, Eisenbahn-, Reise-, Militärkarten u. s. w. Eine Sammlung von L., die in ihrer Gemeinschaft das vollständige Bild der Erdoberfläche oder wenigstens eines Landes geben, nennt man einen Atlas (s. d.).

Da die L. durch Zeichnung auf ebener Fläche ein möglichst ähnliches Bild der Erdoberfläche oder ihrer einzelnen Theile gewähren und demgemäß auch die verschieden beschaffenen Gegenstände, welche dieselbe zusammensetzen, nach ihrer Anordnung im horizontalen und verticalen Raume versinnlichen soll, so hat die Kunst des Kartographen besonders drei große Schwierigkeiten zu überwinden: die Sphäroidalgestalt der Erde, den Wechsel von Hoch und Tief, und die gebotene Verkleinerung im Bilde. Das Problem, das Sphäroid oder einen Theil desselben auf einer

Fläche zu vergegenwärtigen, wird durch die Projection (s. d.) zu lösen gesucht. Die Wahl derselben richtet sich nach dem Zwecke oder nach dem Maßstabe der Karte. Für Seekarten dient gewöhnlich die Mercator'sche Projection, für vergleichende Darstellungen auf ganzen Hemisphären hat man neuerdings vorzugsweise die homalographische angewendet. Am häufigsten sind im Gebrauch: die ältere Flamsteed'sche für äquatoriale Gegenden (wie in unsern Atlanten gewöhnlich für Afrika); die Kegelprojection von de l'Isle für Theile der Erde, welche weniger als die Hälfte einer Hemisphäre einnehmen (wie in unsern Atlanten für die Einzelkarten der europ. Länder), die Bonne'sche oder modificirte Kegelprojection für größere Theile einer Halbkugel (z. B. für das Blatt über Asien). Noch schwieriger ist es gewesen, für die Wiedergabe der Unebenheiten der Erdoberfläche, das orographische Element, einen gesetzmäßigen Ausdruck zu finden. Auf ältern Karten wurden die Gebirge durch in landschaftlicher Perspective gehaltene Haufen oder raupenartig sich hinziehende Höhenschraffen nur höchst mangelhaft angedeutet. Einen Fortschritt bekundete die sog. Altfranzösische Manier der Terrainzeichnung, nach welcher die Terrainbilder nur einseitig, gewöhnlich von Nordwesten her, beleuchtet erscheinen. Das erste rationelle System der Terrainzeichenkunst stellte im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der sächs. Major Lehmann (s. d.) auf, das mit gewissen Modificationen allgemein gebräuchlich geworden ist und auch zur Darstellung der orographischen Verhältnisse eines Landes oder Landestheils genügt. Um jedoch ein genaueres Bild des Bodenreliefs zu erlangen, hat man in neuerer Zeit **Höhenschichtenkarten** entworfen, deren Princip zwar schon von dem genfer Ingenieur Du Carla aufgestellt und bereits 1791 durch Dupain-Triel zur Anwendung gebracht wurde, seine Ausbildung aber erst in jüngster Zeit, besonders nach Vorgang Papen's (1857), erhalten hat. Durch Vereinigung beider Systeme, des orographischen Lehmann's und des hypsographischen Du Carla's, gewinnt man das vollkommenste Bild von der Bodengestalt eines Landes, zumal wenn der Maßstab der Karte dem Zeichner gestattet, auch die eigentlichen, durch die geognostische Structur des Bodens bedingten Formen des Terrains (wie z. B. die böhm. Spitzkegel des Basalts, die Einzelsäulen und Steilabbrüche der Sächsischen Schweiz, die bizarren Felsgestalten des Dolomits in Franken und Tirol) noch besonders zu charakterisiren. Je mehr sich der Maßstab einer Karte reducirt, desto einfacher und skizzenhafter wird auf derselben auch das orographische Element erscheinen. Dennoch muß eine gute Generalkarte, wie alle andern Gegenstände der Darstellung, auch die Bodenplastik noch immer in ihren charakteristischen Zügen erkennen lassen. Ueberhaupt richtet sich bei Karten in kleinen Maßstäben die Auswahl des aufzunehmenden Stoffs natürlich nach der Bestimmung der Karte, sodaß bei einer solchen für den Marsch und die Reise andere Rücksichten zu nehmen sind als bei Karten für den allgemeinen Handgebrauch, das wissenschaftliche Studium und die Schule.

Was die Geschichte der L. betrifft, so sind die Fortschritte in der Kartographie, wie nicht anders möglich, stets durch die Fortschritte der Erdkunde und der Geodäsie bedingt gewesen. Die Alten konnten demnach L. in unserm Sinne noch nicht besitzen. Die Milesier Anaximander (gest. 547 v. Chr.), Hekatäos und Aristagoras (um 500 v. Chr.) hatten Bilder der damals bekannten Welt auf Metallplatten zu entwerfen gesucht. Weitere Fortschritte bekunden die Arbeiten des Dikaiarchos (um 300 v. Chr.), der unter anderm Zeichnungen von Küstenvermessungen entwarf, die er in Griechenland unternommen. Hipparch, der bedeutendste alte Astronom, übertrug die Breiten und Längen des Himmels auf die Erde und führte die stereographische Projection ein. Marinos von Tyrus, der Begründer der mathem. Geographie, hat das Verdienst, daß er allen wichtigern Orten einen bestimmten Grad der Länge und Breite anwies. Auf ihn fußte Ptolemäus (s. d.), in welchem die geogr. Wissenschaft des Alterthums ihren Höhepunkt erreichte. Die zu seinem Werke gehörigen Karten wurden nicht von ihm selbst, sondern von Agathodämon (gewöhnlich ins 5. Jahrh. n. Chr. gesetzt) angefertigt. Die Römer hatten Länderzeichnungen in ihrem Staatsarchive; auch war es gewöhnlich, daß die Triumphirenden sich Gemälde der eroberten Provinzen vortragen ließen. Cäsar nahm an den Vermessungen mehrerer Provinzen Antheil und entwarf selbst L. Eine merkwürdige Probe einer röm. L. ist uns in der aus dem 5. Jahrh. herrührenden Peutinger'schen Tafel erhalten. (S. **Peutinger**.) Im frühern Mittelalter erscheinen die bildlichen Darstellungen der Erdfeste ebenso ärmlich wie die Vorstellungen vom Bau der Welt. Die ersten Weltkarten des christl. Mittelalters sind Radkarten ohne jede Projection, mit dem Mittelpunkt Jerusalem. Die Araber, unfähig die Arbeiten ihrer Astronomen für die Kartographie zu benutzen, blieben in ihren Darstellungen der Erdoberfläche weit hinter Ptolemäus zurück, wie dies unter anderm die auf uns gekommenen Karten des Edrisi (um 1154) bekunden. Aber auch die Abendländer machten nur sehr geringe Fortschritte, und erst

infolge der Erfindung des Kompasses trat hier seit Anfang des 14. Jahrh. plötzlich eine neue Epoche ein. Man zeichnete nun sog. Kompaßkarten, auf denen der Seemann die Küstenumrisse, nicht wie wir auf ein Netz, sondern in eine Art von Spinngewebe eintrug, dessen Fäden im Kompaßsterne zusammenliefen. Die ersten Karten dieser Art verfaßten Italiener und Catalanen. Die älteste bekannte ist die des Marino Sanuto (1306—24), die merkwürdigste das sog. «Catalonische Weltgemälde» eines Anonymus von 1375. Fortschritte zeigen im 15. Jahrh. die Karten des Venetianers Fra Mauro. Inzwischen waren mit dem Aufleben der altclassischen Studien auch die Werke Ptolemäus' mit den Karten des Agathodämon wieder zur Verbreitung gelangt und dessen Ortsbestimmungen bei der Entwerfung von L. benutzt worden (wie z. B. vom Cardinal d'Ailly).

Während in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche im 14. und 15. Jahrh. die seefahrenden Völker des Mittelalters, insbesondere die Italiener, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. deren Schüler, die portug. und span. Lootsen die erste Stelle einnahmen, begann um die Mitte des 16. Jahrh. die Herrschaft der deutschen Kartenzeichner, die am Schluß des 16. Jahrh. an die Niederländer überging, denen sie das ganze 17. Jahrh. verblieb. Von Wichtigkeit war das Wirken des Martin Behaim (s. d.), der 1492 einen Erdglobus verfertigte. Joh. Stöffler (gest. 1530) und nach ihm der Nürnberger Joh. Werner führten nach dem Vorbilde der alten Geographen das stereographische Gradnetz ein. Noch weitere Fortschritte führte Mercator (s. d.) herbei, der Erfinder der nach ihm benannten Projection (1561). Postell wandte 1581 für nördl. und südl. Halbkugelbilder zuerst den noch üblichen stereographischen polaren Entwurf an. Sonst erwarben sich um jene Zeit noch Petrus Apianus (Weltkarte von 1515), Seb. Münster, Albrecht Ortelius und der genannte Mercator um das Landkartenwesen große Verdienste. Die gewöhnlichsten Atlanten waren im 15. und 16. Jahrh. die Karten des Ptolemäus, von denen besonders in Deutschland zahlreiche Ausgaben erschienen. Auch die großen Atlanten der beiden Rivalen Jansson (seit 1636) und Blaeu (s. d.) legen im ganzen noch die Karten des Ptolemäus zu Grunde, wenn auch schon im 16. Jahrh. von einzelnen Ländern bessere selbständige Arbeiten vorlagen. Dahin gehören einzelne Blätter in des Cellarius «Speculum totius Germaniae» (1575), Henneberger's Karte von Preußen (1584) und der Atlas von Baiern des jüngern Apianus (gest. 1584). Letzterer beruht zum Theil auf geometr. Aufnahmen und kann als erster Versuch einer topogr. Karte bezeichnet werden. Die Leistungen der Deutschen übertrafen zu jener Zeit bei weitem die der übrigen Europäer.

Die Fortschritte, welche die Astronomie im 17. Jahrh. gemacht, wurden zuerst in Frankreich (Picard, Lahire, besonders Dominique Cassini) für die Verbesserung der L. benutzt. Wesentliche Fortschritte zeigen bereits die Karten von Delisle (1700—25), noch mehr die des gelehrten und kritischen d'Anville (gest. 1782). Diesen reihen sich an Buache, später Jomard, Malte-Brun, Walckenaer. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde mit Desbarres, Rennel, Arrowsmith (gest. 1823) England Sitz der darstellenden Geographie, wo sich infolge der Verhältnisse allmählich der größte Schatz urkundlicher Nachweise für den Kartenzeichner angesammelt hatte. Inzwischen war in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege auch auf diesem Gebiete geistige Verödung eingetreten. Die Wiederbelebung der Kartographie hat man hier Homann (s. d.) zu verdanken, der seit 1710 zu Nürnberg arbeitete, und dessen Karten bis gegen Ende des Jahrhunderts in Deutschland das allgemeinste Ansehen genossen. Natürlich war man nur auf Wiederholung fremder Originale angewiesen, da in Deutschland für genauere Landesaufnahmen nur sehr wenig geschehen war und die vorhandenen bessern Karten aus militärischen Gründen sogar geheim gehalten wurden. Ein vollständiger Umschwung in der Kartographie bereitete sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts vor, indem einerseits, nach dem Vorgange Frankreichs, fast alle europ. Länder im militärischen, administrativen und anderweitigen Interesse planmäßig vermessen und aufgenommen, andererseits die außereurop. Erdtheile durch wissenschaftliche Forschungsreisen mehr und mehr aufgeschlossen wurden. Die erste geometr. und topogr. Karte erhielt Frankreich durch Cassini (s. d.); dieselbe wurde 1793 vollendet. Ueber die übrigen Unternehmungen dieser Art, von denen mehrere auch in künstlerischer Beziehung als Meisterstücke der neuern Kartographie zu betrachten sind, hat Sydow («Die Kartographie Europas im J. 1856» in Petermann's «Mittheilungen», Jahrg. 1857) kritisch berichtet. Ein großer Theil derselben verdankt den Generalstäben der Armeen ihren Ursprung. In den Seestaaten, wie besonders in England, haben die hydrographischen Bureaux treffliche See- und Küstenkarten veröffentlicht. Unter den für ein größeres Publikum berechneten L. haben sich in neuerer Zeit besonders die von Berghaus, Stieler, Weiland, Grimm, Wörl, Sydow, Kiepert, Petermann, Lange, Ziegler, Mayr u. a. die allgemeinste Anerkennung erworben. Als die besten Atlanten

für den Handgebrauch sind die von Kiepert (40 Blatt, Berl. 1857—61; neue Aufl., Berl. 1866 fg.), Stieler (zuerst Gotha 1817; neue Bearbeitung von Petermann, 1866 fg.) und Lange (30 Blatt, Lpz. 1866) zu empfehlen. Mehrere Landkartenverleger, wie das Perthes'sche Geographische Institut in Gotha, D. Reimer in Berlin, F. A. Brockhaus in Leipzig u. s. w. haben neuerdings L. producirt, welche auch in Bezug auf die Technik der Zeichnung, des Stichs und des Drucks allen Anforderungen des verfeinerten Geschmacks unserer Zeit genügen. Vgl. Sydow, «Uebersicht der wichtigsten Karten Europas» (Thl. 1, Berl. 1864).

Ländler, auch Länderer und Dreher genannt, ein bei den Bewohnern des sog. Landels (des Landes ob der Ens in Oesterreich) sehr beliebter Tanz im Dreiachtel oder Dreivierteltakt, von fröhlichem Charakter und mäßig geschwinder Bewegung, zu welchem die ländler Bauern die Melodien meist selbst erfinden und in mannichfaltigen Veränderungen aus dem Stegreif vortragen, und wozu gewöhnlich eine Clarinette, eine Geige und ein Baß als Begleitung dienen. In den Städten war dieser Tanz bis in den Anfang dieses Jahrhunderts beliebt, und die geistreichsten Componisten, selbst Mozart und Beethoven, haben zahlreiche L. geliefert.

Landon (Charles Paul), franz. Maler, Kupferstecher und sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. 1760, erhielt eine sorgfältige Erziehung. 1785 kam er nach Paris, wo er sich der Kunst zuwendete und Lehrer der Herzoge von Angoulême und Berri wurde. Während der Revolution lebte er in Rom. Später wurde er Conservateur der Gemälde des Museums zu Paris, wo er 5. März 1826 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Annales du musée et de l'école moderne des beaux-arts» (17 Bde., Par. 1801—10; 2. Aufl., Par. 1833), woran sich die «Paysages et tableaux de genre» (4 Bde., Par. 1805), die «Galerie Giustiniani et la galerie Massias» (6 Bde., Par. 1810) und die «Salons de 1808—24» (13 Bde.) anschließen, die sich insgesammt durch Sauberkeit und Treue der Zeichnungen auszeichnen; ferner: «Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres» (20 Bde., Par. 1803); «Description de Paris et de ses édifices» (2 Bde., Par. 1806—9; 2. Aufl. 1818); «Galerie historique des hommes les plus célèbres de tous les siècles et de toutes nations» (12 Bde., Par. 1805—9); «Description de Londres et de ses édifices» (Par. 1810, mit 42 Kupfern); «Les amours de Psyché et de Cupidon» (32 Blätter nach Rafael); «Le saint Évangile de N. S. Jésus-Christ» (51 Blätter nach Rafael, Poussin u. a.); «Recueil des ouvrages de peinture et sculpture, qui ont concouru pour les prix décennaux» (45 Blätter); «Atlas du musée, ou catalogue figuré des tableaux et statues» (Par. 1814); «Galerie de M. Massias, ancien résident de France à Carlsruhe» (Par. 1815); «Numismatique du voyage du jeune Anacharsis» (2 Bde., Par. 1818); «Choix de tableaux et de statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers» (18 Bde., Par. 1821). Unter seinen Gemälden erregten sein Dädalus und Ikarus und Paul und Virginia besondere Aufmerksamkeit.

Landon (Letitia Elizabeth), engl. Dichterin, wurde 1802 zu Chelsea geboren und machte sich früh durch ihr poetisches Talent bekannt. Die Freundschaft William Jerdan's, Herausgebers der «Literary Gazette», eröffnete ihr die einflußreichsten literarischen Kreise Londons, gab aber auch zu Gerüchten über sie Anlaß, die ihr tiefen Schmerz verursachten und nicht ohne Einwirkung auf ihr Schicksal blieben. Nach dem Tode ihres Vaters, eines Armee-Agenten, mußte sie sich und ihre Mutter durch ihre Feder ernähren. Sie schrieb unter den Anfangsbuchstaben L. E. L. «The improvisatrice» (Lond. 1824), welchem Buche eine Menge Gedichte in Zeitschriften und Almanachen folgten, die sich durch tiefes Gefühl und Melodie der Sprache auszeichnen; ferner die Romane «Ethel Churchill», «Francesca Carrara» und «Romance and reality». Anfang 1838 heirathete sie George Maclean, Gouverneur von Cape-Coast-Castle, und reiste bald darauf mit ihrem Gatten nach dieser afrik. Colonie ab. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurde sie 16. Oct. 1838 todt in ihrem Zimmer, ein Fläschchen Blausäure in der Hand, gefunden. Ob sie das Gift vorsätzlich oder aus Irrthum genommen, ist nie aufgeklärt worden. Ihr «Life and literary remains» wurden von Laman Blanchard (Lond. 1840) herausgegeben.

Landor (Walter Savage), ausgezeichneter engl. Schriftsteller, aus einer seit mehrern Jahrhunderten in Warwickshire angesessenen Familie, wo er 30. Jan. 1775 auf dem Stammsitze Ipsley-Court geboren wurde. Seine erste Erziehung erhielt er im Gymnasium zu Rugby und bezog dann die Universität Oxford, ward aber wegen eines Jugendstreichs relegirt. Schon in seinem 18. J. gab er ein Bändchen Gedichte heraus. Er sollte nach dem Wunsche seiner Angehörigen in die Armee treten, was jedoch mit seinen literarischen Neigungen und republikanischen Ideen nicht übereinstimmte. Mit einem kleinen, ihm von seinem Vater ausgesetzten Jahrgelde zog er sich nach Wales zurück, wo er die ersten seiner «Imaginary conversations» schrieb. In

der Folge erbte er ein ansehnliches Vermögen und hob bei Ausbruch des span. Freiheitskriegs 1808 auf eigene Kosten ein Truppencorps aus, welches er in das Hauptquartier des Vicekönigs von Galicien führte. Für diesen Dienst empfing er den Dank der Centraljunta in Cadix und das Patent eines span. Brigadegenerals, das er jedoch zurückschickte, als Ferdinand VII. den Absolutismus in Spanien wiederherstellte. Bald darauf begab sich L. nach Frankreich, 1818 aber nach Italien, wo er die Villa des Grafen Gherardesca zu Fiesole ankaufte und dort einige Jahre in der Einsamkeit zubrachte. Diese Muße benutzte er, um die letzte Hand an seine «Imaginary conversations of literary men and statesmen» zu legen, die 1824 in drei Bänden herauskamen, und wovon 1836 eine zweite Serie folgte. Sie gehören ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Producten der neuern engl. Literatur und enthalten neben manchen Paradoxien und Bizarrerien eine Fülle von tiefen und schönen Gedanken. Außer diesen «Gesprächen» hat man von L. noch das Gedicht «Gebir» (1798), in welchem sich Stellen von großer Schönheit finden, das Trauerspiel «Count Julian» (1831), die Dramen «Giovanna of Naples» (1839), «Fra Ruperto», «Pericles and Aspasia» (1836) und viele Beiträge zum «Examiner» und andern Zeitschriften. Eine Ausgabe seiner Werke erschien 1846 in zwei Bänden (2. Aufl., 1852). Später veröffentlichte er neben andern Schriften noch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel «Last fruit off an old tree» (Lond. 1853). In den letzten Jahren seines Lebens wurde er durch einen ärgerlichen Proceß gezwungen, England auf immer zu verlassen. Er wandte sich abermals nach Italien, wo er «Heroic idyls and other poems» (Lond. 1863) schrieb und 17. Sept. 1864 zu Florenz starb.

Landrath heißt in Preußen der Vorsteher der Verwaltungsabtheilungen, in welche die Regierungsbezirke zerfallen, der Kreise. Von den Rittergutsbesitzern des Kreises erwählt, werden sie von der Regierung bestätigt und sollen im Kreise selbst auf einem Rittergute angesessen sein. Sie sind besoldete Staatsbeamte und nehmen eine der wichtigsten Stellen ein, indem sich die ganze Verwaltung des Kreises bei ihnen concentrirt, alle communalen Behörden ihnen untergeordnet sind und sie im Verein mit der Kreisvertretung, dem Kreistage, alle Interessen des Kreises wahrzunehmen haben. Wenn die Landräthe nicht immer ihre Aufgabe vollständig zu leisten vermochten, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß sie nur von einem Theile der Kreisangesessenen, und zwar aus deren Mitte gewählt werden, deshalb auch vorzugsweise die Interessen derselben ins Auge zu fassen haben. Außerdem stand den Landräthen bisher keine wirkliche und zweckentsprechende Kreisvertretung zur Seite.

Landrecht ist ein schon im Mittelalter üblicher Ausdruck, der alle Rechtsnormen begreift, welche einestheils nicht Stadtrecht enthalten, anderntheils nicht Lehnrecht. Das klarste Bild des L. gibt das Sächsische L. (Sachsenspiegel genannt). Dasselbe enthält nicht das Recht, wie es in den Städten galt, sondern nur Rechtsnormen, die auf dem platten Lande in Uebung waren. Es enthält ferner nicht die Bestimmungen, welche das Lehnverhältniß betrafen. Das Sächsische Lehnrecht ist ein vom L. gesondertes Rechtsbuch. Seit dem 13. Jahrh. entstanden L. in den Territorialgesetzgebungen, z. B. das Oesterreichische L. vom Ende des 13. Jahrh., das Bairische L. von 1346, die 24 friesischen L., das Culmer L. von 1394, das Rheingauische L. aus dem 14. und 15. Jahrh., das Ditmarscher Landrecht u. s. w. Am bekanntesten ist das preuß. Allgemeine L., das in einem weitern als dem mittelalterlichen Sinne alles Privat- und Staatsrecht umfaßt, wie es in dem Gebiete des preuß. Staats gilt. Demselben wurde auf Friedrich's II. Veranlassung zuerst durch Cocceji (s. d.) vorgearbeitet, in dessen «Codex Fridericianus» und in dem von diesem begonnenen «Corpus juris Fridericianum». Nach Cocceji's Tode (1755) blieb zwar der Entwurf einer neuen Gesetzgebung einige Zeit liegen, allein Friedrich II. verlor diesen Gegenstand nicht aus den Augen. Als infolge des Vorfalls mit dem Müller Arnold (s. d.) der Großkanzler von Fürst entlassen und an dessen Stelle der Minister von Carmer ernannt worden war, nahm man die Abfassung des neuen Gesetzbuchs wieder mit rastloser Thätigkeit vor. Die Seele des Geschäfts war der Kammergerichtsrath Suarez, dessen Revision der Monitorum unstreitig der wichtigste Theil der Vorarbeiten ist. Der Entwurf wurde 1784—88 in sechs Abtheilungen gedruckt, das Gutachten des sachverständigen Publikums darüber eingeholt und so das Ganze unter dem Titel «Allgemeines preuß. Gesetzbuch» im Juni 1791 beendigt. Schon war das Publicationspatent vom Könige Friedrich Wilhelm II. vollzogen, als es auf den Antrag des Justizministers von Danckelmann durch eine Cabinetsordre vom 18. April 1792 auf unbestimmte Zeit wieder suspendirt wurde. Man hatte, wie es scheint, an einigen Ausdrücken, wie Machtspruch, und an einigen Neuerungen Anstoß gefunden. Das Gesetzbuch wurde hierauf von jenen Ausdrücken gereinigt, und so erfolgte endlich unterm 1. Juni 1794 die Be-

kanntmachung mit Gesetzeskraft unter dem Namen «Allgemeines L.». Gleich von Anfang an hatte das Unternehmen die allgemeine Meinung im hohen Grade für sich; nur Joh. Georg Schlosser erhob sich dagegen in seinen «Fünf Briefen über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preuß. Gesetzbuchs insbesondere» (2 Bde., Frankf. 1789—90). Ungeachtet der großen Vorsicht, mit welcher man bei Abfassung des Allgemeinen L. zu Werke ging, läßt sich freilich auch manches daran aussetzen. Vorzüglich hat man getadelt, daß es zu viel ins einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle. Die Nachtheile, welche aus dieser Richtung des Gesetzbuchs entspringen, werden jedoch vielfach von den großen Vortheilen aufgewogen, welche das Volk durch das Gesetzbuch erlangte. In manchen Beziehungen hat das preuß. Allgemeine L. einen so gesunden Blick bewiesen, daß noch heute das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch in manchen wichtigen Lehren dieselben Grundsätze annahm, die jenes zuerst aufstellte. Die Commentatoren des Allgemeinen L. haben sich meist nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche dasselbe seit 1794 durch königl. Verordnungen und Ministerialentscheidungen erhalten hat. Namentlich sind zu erwähnen Strombeck's «Ergänzungen des Allgemeinen L. für die preuß. Staaten» (3 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1829; Bd. 4, fortgesetzt von Lindau, 1837) und die einschlagenden Theile der die gesammte preuß. Gesetzgebung umfassenden Arbeiten von Mannkopf, sowie die «Ergänzungen und Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher» von Gräff, Koch, Rönne, Simon und Wentzel (5 Bde., Bresl. 1837—41; 3. Aufl., 10 Bde., Berl. 1847—49). Eine erläuternde Ausgabe des Allgemeinen L. mit Weglassung der obsoleten Bestimmungen hat Koch unternommen (3. Ausg., Berl. 1863).

Landrecies oder Landrecy, Stadt und Festung im franz. Nord-Departement, an der hier schiffbaren Sambre, mit 4193 E., welche Flaschen, Nelkenöl, Cichorien fabriciren, Leinwandbleiche und Handel mit Holz, Rindvieh, Butter, Käse, Hopfen und Lein treiben, wurde, nachdem es die Franzosen unter Franz I. genommen, 1543 von Kaiser Karl V. wieder genommen und blieb nun bei Spanien, bis es 1637 die Franzosen von neuem eroberten, die es 1647 an Spanien zurückgeben mußten. Ludwig XIV. nahm es 1653 den Spaniern abermals ab, worauf es 1659 durch den Pyrenäischen Frieden Frankreich zugesprochen wurde. 1712 wurde es von dem Prinzen Eugen belagert, 17. Juli 1794 von den Verbündeten genommen, aber bald wieder übergeben und 21. Juli 1815 von dem Prinzen August von Preußen erobert.

Landrente, s. Bodenrente.

Landrentenbank, Rentenbank. Zur Förderung der Ablösung der Grundlasten (s. d.) und zur Erleichterung der Pflichtigen in Abtragung der Ablösungssummen errichtete man im Königreiche Sachsen eine L., welche 1. Jan. 1834 ins Leben trat und in andern Ländern, z. B. auch in Preußen, mit einigen Abänderungen nachgeahmt worden ist. Die L. stehen unter Verwaltung und Garantie des Staats und zahlen den Berechtigten das ihnen durch das Ablösungsgesetz zugesprochene Ablösungskapital in sog. Landrentenbriefen oder Rentenbriefen aus, welche verzinsliche, einer allmählichen Tilgung durch Auslösung unterliegende und auf den Inhaber lautende Papiere sind. Dieselben bringen mithin den Berechtigten sofort in Besitz der ganzen Ablösungssumme und gewähren ihm damit einen bedeutenden Vortheil. Von den Pflichtigen ziehen dagegen die L. die Ablösungsrenten ein, welche so berechnet sind, daß sie nicht nur die Zinsen der Rentenbriefe decken, sondern auch in einer im voraus bestimmten Reihe von Jahren die Mittel gewähren, diese selbst einzuziehen und damit das Ablösungskapital zu amortisiren. In solcher Weise erleichtern die L. wesentlich die höchst wünschenswerthe und volkswirthschaftlich wichtige Ablösung der Grundlasten, welche, wenn der Pflichtige das ganze Ablösungskapital sofort aufbringen soll, in den meisten Fällen nicht ausführbar ist. Daß für die Zahlung der Ablösungsrenten die betreffenden Grundstücke haften, versteht sich von selbst. Die Zinsen der Rentenbriefe, welche höchst sichere Papiere sind, sind ebendeshalb in der Regel niedriger als der landesübliche Zinsfuß, was den Pflichtigen zugute kommt.

Landsassen bildeten im Mittelalter eine Abtheilung der Freien; später hießen so die Besitzer größerer Güter, namentlich insofern sie zu den Landständen gezählt wurden. Gegenwärtig versteht man unter L. gewöhnlich die Forenser, d. i. solche, die einer bestimmten Gerichtsbarkeit oder auch Landeshoheit nur als Besitzer bestimmter, unter derselben belegener Grundstücke untergeben sind, ihren Wohnsitz aber und ihr Forum in allen übrigen Angelegenheiten anderwärts haben. Man unterscheidet den vollen und mindervollen Landsassiat. Mit jenem bezeichnet man das Rechtsverhältniß, infolge dessen der, welcher ein Grundstück in einem andern Staate besitzt, auch in persönlichen Rechtssachen vor den Gerichten des Landes, in dem das fragliche Grundstück gelegen ist, belangt werden kann. Wo mindervoller Landsassiat besteht, sind solche

Besitzer nur verpflichtet, bei dem Gerichte der belegenen Sache auf dingliche, diese selbst betreffende Klagen sich einzulassen, während sie hinsichtlich aller blos persönlichen Forderungen lediglich bei dem Richter ihres Wohnorts Recht zu leiden brauchen.

Landsberg an der Warthe, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt, in der Neumark, liegt in einer fruchtbaren und freundlichen Gegend am rechten Ufer der schiffbaren Warthe, über welche eine 400 F. lange Brücke führt, und an der Ostbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und fünf Vorstädten und zählt (1864, ohne Militär) 16721 E., darunter 15624 Protestanten, 408 Katholiken und 689 Juden. Unter den Gebäuden ist die Marienkirche mit einem schönen Altarblatt von Begas bemerkenswerth. In der Nähe der Concordienkirche steht ein Denkmal Schleiermacher's, der an derselben 1794—96 Pfarrer war. L. ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts und eines Hauptsteueramts. Von Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Realschule, eine Bürgerschule, zwei höhere Töchterschulen (die eine Privatanstalt mit Pensionat). Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Stadt ist von jeher der Handel gewesen, der sich neuerdings, besonders infolge der Eröffnung der Ostbahn, bedeutend gehoben hat. Wichtig sind die Getreidemärkte, auf denen besonders die im Warthebruche gewonnenen Producte des Ackerbaues und der Viehzucht ihren Absatz finden. Der nicht unbedeutende Wollmarkt wird 14. und 15. Juni abgehalten. Sonst sind Holz und Spiritus die wichtigsten Gegenstände des Verkehrs. Von größern industriellen Etablissements sind drei Maschinenfabriken und Eisengießereien, mehrere Holzschneidereien, eine Dampfölmühle, einige bedeutende Brauereien zu nennen. Die Gerberei ist für die Stadt, die Branntweinbrennerei für die Umgebung das wichtigste Gewerbe. L. wurde unter Otto III. 1257 von einem gewissen Albert de Lugk oder de Luge gegründet. Im Dreißigjährigen Kriege sah sich die Stadt viermal von den Schweden und viermal von den Kaiserlichen erobert; im Siebenjährigen Kriege wurde sie von den Russen öfters besetzt. Am 4. Febr. 1813 warf hier Tschernitschew eine Abtheilung von 1500 Franzosen und Polen vom Davoust'schen Corps, welche Tags darauf beim schöneberger Theerofen, 3 M. von L., vernichtet wurden. Im 17. Jahrh. war die Stadt stark befestigt. Im Kreise L., der auf 22,51 Q.-M. 78118 E. zählt, liegen die königl. Eisenhütten zu Vietz mit 106, zu Zanzthal mit 43, und Zanzhausen mit 394 E.

Landschaftsmalerei ist der Ausdruck einer Seelenstimmung durch die Darstellung der vegetirenden und unorganischen Natur zu einem geschlossenen Bilde. Sie vertritt daher in den Gesammtäußerungen der malerischen Phantasie das lyrische oder musikalische Element. Menschen- und Thierfiguren dienen nur zur Belebung des Bildes, die sog. Staffage (s. d.), und dürfen nicht so weit ausgedehnt werden, daß sie selbständiges Interesse ansprechen. In Bezug auf den Stil unterscheidet man histor. oder heroische Landschaft und Stimmungslandschaft. Jene cultivirt vorzugsweise die Schönheit der Linien, betont das Plastische und ist nicht gern ohne eine Staffage histor. oder mythischen Inhalts; diese wirkt mehr durch Licht und Luft und Schmelz der Farbe; jene liebt mehr die südl., diese bevorzugt die nördl. Natur. Nach der Jahres- und Tageszeit unterscheidet man Frühlingslandschaften, Sommerlandschaften u. s. w. sowie Abendlandschaften, Mondscheinlandschaften u. s. w. Erdichtet und ordnet die Phantasie frei mit Hülfe einiger der Natur entlehnten Localstudien, so spricht man von Componirten Landschaften, deren Gegensatz die Vedute bildet, welche das in der landschaftlichen Natur Gegebene nur zu einem Bilde abrundet, also sozusagen ein Landschaftsporträt gibt. Der griech. Malerei war die Landschaft unbekannt. Statt des Berges wurde der Berggott, statt der Quelle der Quellgott oder eine Nymphe abgebildet. Erst bei den Römern tritt ein leiser Anlauf zur L. ein, jene kleinen Ansichten von Gebäuden mit Umgebung, welche unter so mannichfaltigen andern Gegenständen die Wände belebten. Die röm. Kunstrichter tadeln dies. In dem romantischen Geiste des Mittelalters dagegen lag eine Sehnsucht und Liebe zur Natur, welche früher oder später auch in der Kunst zum Durchbruch kommen mußte. Zuerst fand sich die Landschaft an Stelle des Goldgrundes in der biblischen Historie ein. Diesen großen Schritt in die Realität thaten die Brüder van Eyck in Flandern. Ihnen folgte die eigene, bald auch die rhein. und oberdeutsche Schule, nur daß in den Werken der letztern der Goldgrund statt der Luft sich noch lange über den Bergen und Dächern zu halten suchte. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. war diese landschaftliche Kunst in der Schule von Brabant so ausgebildet, daß Joach. Patenier und Herri de Bles sie abgesondert, ohne wesentlichen epischen Vordergrund, zu behandeln wagten. In Italien beginnt der landschaftliche Hintergrund in den Schulen von Venedig und Florenz (Benozzo Gozzoli), in ersterer vielleicht nicht ohne Einwirkung von Flandern her. Zu freierer Anmuth gereift erscheint der Hintergrund zuerst bei Giov. Bellini und Leonardo da Vinci. Der

erste, der die Landschaft als etwas Wesentliches behandelte, war Tizian. Der stärkste Anstoß zur eigentlichen Ausbildung der L. aber ging von den Niederlanden aus, wo zu Ende des 16. Jahrh. Peter Breughel und seine Söhne zuerst das bunte Allerlei der frühern Landschaft verließen und dafür die Grundzüge einer landschaftlichen Composition schufen. Auch findet sich bei ihnen zuerst eine Ahnung des Baumschlags, der von den Brüdern van Eyck zwar schon in bedeutender Ausbildung angewendet, später aber wieder völlig vernachlässigt worden war. In ähnlicher Weise arbeiteten auch die übrigen brabant. Landschaftsmaler Roland Savery, D. Vinckebooms, Aegid. Hondekoeter, Jodocus de Momper. Gleichzeitig aber hatte sich in Rom eine Schule deutscher und franz. Künstler gebildet, durch welche die L. zu höchster Vollkommenheit gedeihen sollte. Angeregt von Annibale Caracci, schufen Paul Bril (gest. 1626) und Adam Elzheimer (gest. 1620) Landschaften, in welchen, wie bei jenem mehr das Element der Form, die bedeutsame Composition vorwog. Bis zu einer Wissenschaft der landschaftlichen Massen und Linien bildeten Nic. Poussin (gest. 1665) und sein Schwager und Schüler, Kasp. Dughet, genannt Poussin, dieses Princip weiter. Den höchsten Reiz der Farbe und Beleuchtung fügte Claude Lorrain (gest. 1682) hinzu. Gegenüber dieser sog. classischen L. steht etwas vereinzelt der düster-naturalistische Salvator Rosa, in anderm Sinne die niederländische L. des 17. Jahrh. Zwar erscheinen H. Swanevelt, Joh. Both, Ad. Pynacker und H. Saftleeven noch mehr oder weniger von der Schule Poussin's oder der sog. Römischen Schule abhängig; andere dagegen, zumal Holländer, treten derselben mit einer nicht minder berechtigten, schlicht-naturalistischen, aber durch das Mitleben der Natur gewaltigen und oft hochpoetischen Auffassung entgegen. A. van der Neer, A. Waterloo und im höchsten Sinne Jak. Ruysdael (gest. 1681) repräsentiren diese Richtung, welcher auch A. van Everdingen beizuzählen ist. Im 18. Jahrh., bei der Wiedergeburt der Kunst, erhob sich zuerst in Deutschland die L. in theils naturalistischer, auf die Vedute gerichteter (Weitsch, Hackert und Kobell), theils in mehr idealisirender, die histor. Landschaft pflegender Richtung (Jos. Koch und Schule: Reinhart, Rhoden, Steinkopf u. a.). Der Classiker der Franzosen, der David auf dem Gebiete des Landschaftlichen, ist Valenciennes; er lehnte sich in strengem Stil an Claude und Poussin. Fast alle Landschafter der Napoleon'schen Zeit waren seine Schüler. Der entsprechende Meister bei den Engländern ist R. Wilson, dessen Nachahmung Claude's noch stricter erscheint.

Der romantische Gegenschlag wurde von Friedrich, einem Pommer von Geburt, in Dresden wirkend, eingeleitet. Ein sehr origineller Künstler, machte dieser die Natur zur Trägerin ahnungs- und wehmuthsvoller Empfindungen und legte, bei allem Fleiß und treuer Nachbildung des einzelnen, das Gewicht auf den Ausdruck. Seiner Richtung folgte Lessing, welcher der düsseldorfer Landschaftsschule voranging, die eine bedeutende Herrschaft erreichte. Einer ihrer Hauptrepräsentanten war Schirmer, der das Gebiet der sog. biblischen Landschaften erfand und cultivirte. Schulten, die beiden Achenbach, Scheuren, Scheins, Michelis, Weber u. a. sind als Vertreter der düsseldorfer Landschaftsschule zu nennen. Ein Wechselverhältniß bildete sich zu Norwegen, dessen Natur von düsseldorfer Künstlern aufgesucht wurde, und das seine Künstler nach Düsseldorf sandte. Unter den letztern steht Hans Gude obenan. In der münchner Schule war Rottmann der erste. Er componirte in großartigem histor. Stil und schilderte Griechenland in Fresken und enkaustischen Gemälden. Nach ihm zeichneten sich in der Stillandschaft aus Charles Roß, Fries, Albert Zimmermann. Zu den Stimmungslandschaftern gehören Etzdorf, Schleich, Heinlein, Max Zimmermann (im Baumschlag ausgezeichnet), Zwengauer mit Morgen- und Abenddämmerungen, Haushofer und viele andere. Löffler schilderte den Orient. Bei den Landschaftern Berlins ist von keinem Zusammenhalt zu einer Schule zu reden; alle Darstellungsweisen gehen nebeneinander. Die Bestrebungen sind hier besonders aufs Kennenlernen der ganzen Erde gerichtet, und es werden Nähe und Ferne ausgebeutet. Blechen componirte gern mit Staffage aus deutscher Urzeit; J. W. Schirmer stellte vorzugsweise ital. Sommerlandschaften dar; Pape ist ausgezeichnet in Schweizerbildern, und auch Behrendsen in Königsberg gehört zu den besten Malern der Alpennatur; Hoguet schildert die Normandie, L. Spangenberg Griechenland, Riefstahl die nächste Umgebung oder das bair. Hochland und die Ostseeküsten. Max Schmidt behandelt die engl. Küsten, Ed. Hildebrandt die ganze Erde vom Nord- bis zum Südpol, zu Wasser und zu Lande, Orient und Occident. In Weimar wirkte als Vertreter der Stillandschaft der geniale Preller mit seinen Odysseelandschaften, während Graf von Kalkreuth, welcher Gebirgslandschaften bei stiller Luft herrlich darstellt, mehr der Stimmungslandschaft angehört, von Schlicht aber den Wald vorzieht. Die neuere franz. Schule ist überwiegend naturalistisch. Doch hat sie in Paul Flandrin, Cabat, Aligny, Corot auch Vertreter der idealen Stilland-

schaft. Unter den Naturalisten gelten Th. Rousseau, Français, Busson, Dupré, Daubigny für die hervorragendsten. In Genf gründeten Calame und Diday eine Schule. England besaß in Turner das vielseitigste Landschaftsgenie, das von der ursprünglichen entschiedenen Anlehnung an Claude (die Engländer stellen ihn gern über diesen) durch alle Darstellungsgebiete und Vortragsarten hindurch bis zur Anstrebung des schier Unmöglichen in Bezug auf Farbenmusik vordrang. Constable dagegen ist ein treuer Schilderer der engl. feuchten Feld- und Waldnatur, Bonnington versuchte sich an südl. Schilderungen. Ihre eigentliche Stärke hat die englische L. in der Aquarellmalerei (s. d.). Die Niederländer sind immer Naturalisten geblieben. Unter den Belgiern sind Clay, Kindermann, Quinaux, Robbe hervorzuheben; bei den Holländern steht Koekkoek voran. Letztere lieben es noch immer, sich zu Specialisten auszubilden, wie Schotel, Shelfhout (Marine), van Haanen und Koekkoek der Jüngere (Schnee), Verveer (Mondschein) u. s. w. Unter den Dänen nimmt Dahl die erste Stelle ein. Nächst ihm sind Skovgaard, Sörensen, Rump zu nennen. Außer den dahin einschlagenden Partien in den Handbüchern der Aesthetik vgl. Carus, «Neun Briefe über die L.» (Lpz. 1831); Schnaase, «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1835).

Landseer (Sir Edwin), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Maler Englands, wurde 1802 als der Sohn des Kupferstechers John L. (geb. 1769, gest. 29. Febr. 1852) zu London geboren und verdankt seine künstlerische Ausbildung größtentheils dem eigenen Studium der Natur und der ältern Meister, unter denen, was die Thierwelt anbetrifft, Weenix sein Vorbild war. Seine Vielseitigkeit, die er in ununterbrochenen Fortschritten allmählich entwickelte, hat er im Genre, in Landschaften, Porträts, Blumen, Früchten und Stilleben, am glänzendsten aber in der Thiermalerei bewiesen. Er zeigt in seinen Darstellungen viel poetisches Gefühl und Feinheit der Beobachtung und besitzt eine große mechan. Gewandtheit im Gebrauch der Mittel. Dabei ist er national in seinen Ideen und Anschauungen wie im Humor. Zu den bedeutendsten und bekanntesten seiner Bilder, deren Zahl außerordentlich groß ist, gehören: Low and high life (1831); Highland game und das Innere des Hauses eines Hochländers, zwei meisterhafte Cabinetsstücke; Comical dogs (1836); die Rückkehr von der Falkenjagd (1837); die Kinder des Herzogs von Sutherland mit Hunden und Hirschen und das Porträt der Lady Fitzharris mit ihrem Schoshunde, zwei Bilder von großem Liebreiz. Das Gemälde: die gespießte Fischotter mit Graf Aberdeen's Otterhunden, löst die Aufgabe, nicht weniger als 27 Hunde derselben Rasse, durchaus verschieden in Physiognomie, Ausdruck, Stellung und Bewegung, zu porträtiren. Viel Aufsehen erregte: Laying down the law, worin L. in der Figur eines Pudels einen ehemaligen Lordkanzler porträtirte und mehrere andere seiner Hunde umhergruppirte. Auf der Ausstellung von 1845 sah man von L. die Königin Victoria und ihre Kinder und die Wachtelhunde Karl's I. Im Jahr darauf vollendete er mit Eastlake (s. d.), Stanfield u. a. die Frescobilder in Buckingham-House, welche Darstellungen aus engl. Dichtern, besonders aus Milton, enthalten. Noch sind zu erwähnen: Refreshment, ein Schimmel, der getränkt und gefüttert wird; der verwundete Schleichhändler; The first lesson (1847), ein Hund, der eine noch lebende Ratte zwischen den Pfoten hält, während seine Jungen ihm staunend und lernbegierig zusehen; von neuern Arbeiten: Deer-stalking (1858), die Fluth in den Hochlanden (1860) und die bezähmte Widerspenstige (1861). L.'s Bilder sind vielfach gestochen und radirt worden, zum Theil von ihm selbst, z. B. ein 1851 erschienenes Heft von 17 Blättern mit allerlei Thieren. Seit 1831 ist er Mitglied der londoner, seit 1846 Mitglied der brüsseler Akademie der Künste, seit 1850 Ritter. Nach dem Tode Eastlake's ward er im Jan. 1866 zum Präsidenten der londoner Akademie erwählt, welche Würde er jedoch ablehnte. — Charles L., sein älterer Bruder, geb. 1799, hat sich ebenfalls durch einige bemerkenswerthe Gemälde bekannt gemacht. Seine Plünderung von Basing-House ist von Murray gestochen. In einem in großen Dimensionen ausgeführten Bilde von der Arche Noah (1844) eiferte er mit Erfolg seinem berühmten Bruder nach.

Landshut, Hauptstadt des bair. Kreises Niederbaiern, an der Isar und von dieser theilweise durchschnitten, liegt malerisch in einem breiten Thale und macht mit seinen schönen Kirchen, breiten Straßen und durch seine solide alterthümliche Bauart einen sehr günstigen Eindruck. Die drei Hauptkirchen, St.-Martin (um 1450 erbaut), St.-Jodocus (1338 begonnen) und die Heilige-Geist- oder Spitalkirche (1407 begonnen), sind alle drei goth. Hallenkirchen (mit drei gleichhohen Schiffen) und Muster für den Backsteinbau. Die Kirche St.-Martin hat einen kühnen, 454 F. hohen Thurm (einen der höchsten Deutschlands), eine alte, neuerdings restaurirte Kanzel aus Stein und in den 70 F. hohen Fenstern des Presbyteriums herrliche Glasmalereien von Scheerer. Der alte Hochaltar von Stein, ein Prachtwerk spätgoth. Sculptur, ist in jüngster Zeit von Puille, einem Schüler Schwanthaler's, restaurirt worden. Die Kirche St.-Jodocus

besitzt vorzügliche Altäre von Sickinger, Eberhardt und Schuler sowie eine neue goth. Kanzel von letzterm. Die Pfarrkirche St.-Nikola und die Klosterkirche Loretto sind mit neuen Altären nach den Entwürfen von Paul Weiß geschmückt. Außerdem zeichnen sich als Bauwerke aus: das große, gutrestaurirte Rathhaus, das Landschaftsgebäude mit alten Frescomalereien und die große neue Cavaleriekaserne. Die königl. Residenz in der Altstadt wurde von Herzog Ludwig 1536—43 aufgeführt. Die Stadt hat drei kath. und eine prot. Pfarreien, zwei Frauenklöster mit Pensionaten und ein Franciscanerkloster. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Gewerbe- und Ackerbauschule und eine Handelslehranstalt (Privatunternehmen). Außer der Kreisregierung haben in L. ein Bezirks- und Handelsgericht, ein Stadtgericht, ein Landgericht, ein Bezirksamt und andere Behörden ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner beträgt (1864) 12873. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Außer mehrern andern Fabriken besitzt die Stadt zahlreiche Brauereien. Nächst München ist L. die größte Schranne in Süddeutschland und treibt sehr lebhaften Handel mit Getreide, Landesproducten und den Erzeugnissen des städtischen Gewerbfleißes, der durch die besuchten Messen (Dulte), die Eisenbahn und die flößbare Isar gefördert wird. Dicht bei der Stadt liegt der städtische Hofgarten, ein ausgedehnter Park mit überraschend schönen Fernsichten auf die Stadt, das bair. Hochgebirge und den Bairischen Wald. Ueber der Stadt ragt die wohlerhaltene Burg Trausnitz empor, welche schöne Malereien und Holzarbeiten enthält und früher Residenz der Herzoge von Niederbaiern war. Die Schloßkapelle aus dem 13. Jahrh. ist für Archäologen besonders bemerkenswerth. Auf der Burg wurde 1252 Konradin, der letzte Hohenstaufe, geboren. Die 1800 von Ingolstadt nach L. übersiedelte Universität wurde 1826 nach München verlegt. Vgl. Staudenraus, «Chronik der Stadt L.» (3 Bde., Landsh. 1832) und «Beschreibung der Stadt L.» (Landsh. 1835).

Landshut oder Landeshut, eine Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, am Bober, der hier den Ziederbach aufnimmt, in einem schönen, über 1200 F. hohen Thale am Fuße des Landshuter Kamms gelegen, mit 4948 E., welche Flachsspinnerei, Weberei, Bleicherei und einen beträchtlichen Handel mit Leinwand treiben, verdankt ihren Ursprung einem schon 1249 vorhandenen Flecken, zu dessen Schutze gegen Böhmen Herzog Bolko I. auf dem nahen Buchberge 1286 eine Burg, «des Landes Hut» genannt, erbauen ließ. 1292 schon erhielt der Ort Stadtrecht und 1296 Mauern, die erst in neuerer Zeit abgetragen worden sind. Im Dreißigjährigen Kriege (1629) hausten hier die Lichtenstein'schen Dragoner, welche die Einwohner zwangen, den Protestantismus abzuschwören, zu welchem diese jedoch 1632 meistentheils zurückkehrten. Die luth. Dreifaltigkeitskirche, auf einem Berge dicht bei der Stadt sehr malerisch gelegen und 1711—20 erbaut, ist eine der sechs Gnadenkirchen, welche Kaiser Joseph I. den schles. Protestanten zu errichten gestattete. L. wurde, nächst dem Gefechte im zweiten Schlesischen Kriege, 23. Mai 1745, wo Winterfeld 7000 Oesterreicher unter Nadasdy mit nur halb so viel Preußen schlug, im Siebenjährigen Kriege durch die zwei Gefechte vom 24. Aug. und 15. Dec. 1757, besonders durch den Ueberfall 23. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Loudon den größten Theil des preuß. Heeres unter Fouqué (s. d.) aufrieb und diesen selbst gefangen nahm. — Der Kreis L. zählte 1864 auf 7,39 Q.-M. 43001 E., und zwar 32868 auf dem platten Lande, die übrigen in den drei Städten L., Liebau (3104) und Schömberg (2081). In der Nähe der Kreisstadt liegen die Dörfer Rohnau mit bedeutender Vitriolhütte und Blaufarbenwerk, und Grüssau mit dem Schlesischen Escorial, einer ehemals reichen, gefürsteten Cistercienserabtei, welche 1242 gestiftet und 1810 säcularisirt wurde. Sie besaß 2 Städte und 40 Dörfer. In der prächtigen Kirche befinden sich die Gruft der Herzoge von Schweidnitz, die größte und schönste Orgel Schlesiens mit 2606 zum Theil silbernen Pfeifen und mit schönen Gemälden von Willmann, dem schles. Rafael. Vgl. Perschke, «Beschreibung und Geschichte der Stadt L.» (Bresl. 1829).

Landsknecht hieß zu Ende des 15. und während des 16. Jahrh. in Deutschland ein im Fußvolk dienender Kriegsmann. Kaiser Maximilian I. kam bei der Mangelhaftigkeit der Kriegsverfassung im Reiche, welche längst statt des alten Heerbanns und des spätern Lehnsaufgebots zur Söldnerei geführt hatte, auf den Gedanken, ein deutsches Kriegsvolk aufzustellen, das die vom Reich abgefallenen und als Söldner überdem unzuverlässigen Schweizer ersetzen könne. Die Wehrhaftigkeit deutscher Nation kam ihm dabei zu statten, und so entstanden die deutschen L., deren Ruhm bald in ganz Europa widerhallte. Graf Eitel Friedrich von Zollern, besonders aber Georg von Frundsberg, den man den Vater der L. genannt hat, standen dem Kaiser in diesem Werke bei, und auch der Adel, der sonst nur zu Roß diente, wurde dafür gewonnen, als der

Kaiser und viele vornehme Herren gelegentlich selbst, den Spieß auf der Schulter, zu Fuß vor den neuen Scharen einherschritten. Die deutschen L. sind das erste geordnete Fußvolk, und die merkwürdigen Einrichtungen ihres Gemeinwesens bilden die Grundlage aller spätern Organisationen. Bei ausbrechendem Kriege gab der Kriegsherr einem bewährten Kriegsmann, adelich oder bürgerlich, einen Bestallungsbrief als Feldoberst oder Cardinal (besonderer Befehlshaber, im Gegensatz des allgemeinen: General) nebst einem Patent, ein Regiment L. aufzurichten, dazu den Artikelbrief, auf welchen sie anzunehmen waren. Der Sold und die Zahl der Fähnlein wurden bestimmt. Der Oberst bestellte nun ihm bekannte Krieger als seine Hauptleute und machte die Werbung im Lande bekannt. Der Zulauf war immer sehr groß. Waffen (Spieß, Schwert, Bruststück und Blechhaube) mußte jeder mitbringen; die Form war gleichgültig, die Kleidung ganz beliebig. Die Angenommenen erhielten Handgeld und stellten sich auf einen bestimmten Tag zur Musterung, wo sie einzeln durch eine Pforte, von Spießen gebaut, einem fürstl. Musterherrn vorgeführt wurden. Die Gesammtheit hieß dann der Hauf oder die Gemeine (davon Gemeiner). Der Oberst ließ nun einen Ring schließen, den Artikelbrief verlesen, den Eid vom Schultheißen abnehmen und ernannte dann seinen Stellvertreter (Locotenenten), den Proviant- und Quartiermeister, den Profos und für jedes Fähnlein den Feldweibel und den Fähnrich, welchem letztern er die Fahne mit feierlicher Ermahnung übergab. Dann zogen die einzelnen Fähnlein auseinander und organisirten sich selbst. Der Hauptmann ernannte seinen Locotenenten (s. Lieutenant) und stellte den Schreiber, Kaplan und Feldscheer vor; die L. wählten zwei Gemeinweibel (ihre Vertreter in allgemeinen Angelegenheiten, auch Ambosaten, ambassadores genannt), den Führer und den Fourier, und theilten sich selbst in Rotten zu zehn Spießen ein, jede unter einem Rottmeister (jetzt Unteroffizier). Ein Fähnlein bestand aus 400 Knechten, 10—16 Fähnlein bildeten ein Regiment. Die Hauptwaffe der L. war der Spieß; gegen Ende des 16. Jahrh. war aber schon die Hälfte mit Feuergewehren bewaffnet. Auf dem Marsch wälzte sich der Haufe regellos fort; zuweilen marschirte er aber auch nach Trommelschlag, wozu Trommelreime gesungen wurden. Zum Gefecht zog ein «verlorener Hauf», aus den Läufern gebildet, voran, diesem folgte der «helle Hauf» in gevierter, fast quadratischer Ordnung mit ungerader Rottenzahl, welche Glück bringen sollte. Vor der Schlacht knieten sie zum Gebete nieder; dann warfen sie nach uralter Sitte Staub hinter sich und gingen entweder zum Angriff mit gefällten Spießen, alle Hauptleute bei großer Gefahr im ersten Gliede, oder bildeten, angegriffen, einen «Igel», Fronte nach allen Seiten. Eigenthümlich war auch ihre Rechtspflege. Um einen Uebelthäter zu richten, kam die Gemeine an einem «nüchternen Morgen» zusammen. Der Profoß erhob die Anklage, dem Verbrecher wurde ein Fürsprecher bestellt und, wenn die Sache erhärtet, von 41 Knechten, dreimal gewählt, das Urtheil gesprochen. Lautete es auf Tod, so wurde eine Gasse gebildet, in deren gefällte Spieße der Verurtheilte sich stürzen mußte. So groß der Kriegsruhm der L., so übel berufen waren sie sonst wegen ihrer Zügellosigkeit, besonders im Trinken und Spielen. Das bekannte Hazardspiel L. oder Lansquenet rührt von ihnen her. Ein gewaltiger Troß folgte ihren Zügen; über das Weibsvolk und die Buben war ein Hurenweibel gesetzt, der mit seinem Lieutenant und Fähnrich nebst Stockmeister, Steckenknechten und Scharfrichter unter dem Profos stand. In solcher Kriegsverfassung dienten sie auch im Auslande, zuweilen sogar gegen das Reichsoberhaupt, wie die Schwarzen Fahnen im franz. Solde, welche dafür von den Deutschen bei Pavia 1525 ohne Gnade niedergemacht wurden. Im 17. Jahrh. verlor sich der Name, weil die Banden des Dreißigjährigen Kriegs nicht mehr blos aus «Knechten des Landes», sondern aus Volk aller Nationen bestanden. Vgl. Barthold, «Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation» (Hamb. 1833); Leitner, «Das Kriegswesen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation unter Maximilian I. und Karl V.» (Lpz. 1859).

Landskrona, Stapelstadt und Festung in dem schwed. Län Malmö, am Sund, mit einem tiefen Hafen, dem besten von Schonen, zählt 6598 E. und hat Schiffswerfte, mehrere Fabriken in Leder, Zucker u. s. w. sowie nicht unansehnlichen Handel. Die Citadelle steht auf der Insel Gräen; 1 M. davon liegt im Sunde die waldlose, bis 1658 zu Dänemark gehörige Insel Hven oder dänisch Hween, berühmt als Aufenthalt des Astronomen Tycho de Brahe, von dessen Schloß Uranienborg und Observatorium Stierneborg aber keine Spur mehr zu sehen ist. Am 14. Juli 1677 erlitten bei L. die Dänen eine vollständige Niederlage durch die Schweden, denen hierauf die Stadt abgetreten werden mußte.

Landsmannschaften, auch Corps, nennt man gewisse Verbindungen unter den Studenten. Schon in den frühesten Zeiten thaten sich die Graduirten und die Studirenden auf den deutschen

Universitäten nach landsmannschaftlichen Beziehungen, in sog. Nationen, zusammen. Diese Art von Verbindungen hat unter wechselnden Formen und Benennungen fortgedauert bis auf die heutige Zeit, wiewol der eigentlich landsmannschaftliche Charakter größtentheils verloren gegangen und an seine Stelle die Vereinigung nach blos persönlicher Wahlverwandtschaft oder Bekanntschaft getreten ist. Hauptzweck derselben war und ist Gemeinsamkeit nicht blos des geselligen, sondern des ganzen Lebens ihrer Mitglieder während der Universitätszeit (mit Ausschluß jedoch des wissenschaftlichen, welches die L. unberücksichtigt lassen), in strenger Beobachtung gewisser herkömmlicher Regeln, des sog. Comment (besonders in Betreff des Ehrenpunktes, des Duells), und unter selbstgewählten Obern, welche vorzüglich mit Handhabung dieses Comments betraut sind (die Chargirten, Senior, Subsenior u. s. w.). Die Mitglieder der Landsmannschaft theilen sich in ordentliche (Corpsburschen) und außerordentliche (Renoncen). Letztere haben bei Regelung der Corpsangelegenheiten und bei den Wahlen kein Stimmrecht. Gewöhnlich stehen die verschiedenen L. einer Universität in einem regelmäßigen Verkehr miteinander durch den Seniorenconvent; außerdem besteht häufig eine Art von Cartel zwischen einzelnen, besonders den gleichnamigen L. verschiedener Universitäten. Ganz abweichend von den L., ja zum größten Theil ihnen geradewegs entgegengesetzt nach Zweck und Einrichtung sind die burschenschaftlichen Verbindungen (s. Burschenschaft), wogegen die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf vielen Universitäten vorübergehend entstandenen sog. «Orden» (meist Nachahmungen der damals beliebten Geheimorden der Erwachsenen) im wesentlichen dasselbe, nur unter etwas andern Formen bezweckten. Vgl. Haupt, «L. und Burschenschaften» (Lpz. 1820).

Landstände. Das älteste Recht aller german. Stämme gründet das Verhältniß, in welchem die Mitglieder der Volksgemeinden zueinander stehen, nicht auf die Beziehung zu einem Herrn, sondern auf die freie Genossenschaft unter einem Führer. Daher die März-, nachher Maiversammlung bei den Franken, die Witenagemôte und die Micelgemote der Angelsachsen und ähnliche Einrichtungen bei andern deutschen Völkern. Was in Ansehung des Ganzen stattfand, wiederholte sich in jeder Unterabtheilung auf den Gerichtstagen der Gemeinden und auf den größern Kreistagen der Grafen und der Reichs-, Land- und Stiftsvögte. Alles, was ein allgemeines Interesse hatte, oder für die Zukunft erweislich feststehen sollte, konnte nur auf diesen Kreis-, Land- und Reichstagen vorgenommen werden, auf welchen alle zu erscheinen berechtigt und verpflichtet waren, die als Mitglieder der handelnden Gemeinde, nicht als Gehorchende derselben oder ihrer Mitglieder zu betrachten waren. Aus welchen Klassen aber diese Gemeinde zusammengesetzt sein sollte, mußte nach der Lage der Dinge sehr verschieden sein. Die Städte machten meist Bezirke für sich aus und hielten ihre Gerichtstage in ihren Mauern; auf den Landtagen der Fürsten erschienen die Grafen, die fürstl. Vasallen und Dienstleute und unter ihnen auch die Bürger, welche ritterliche Lehen besaßen, sowie die Burgmannen durch ihre Vorsteher, die Burggrafen, Burgvögte und Bürgermeister. Es ist ein großer Irrthum, wenn man die mannichfaltigen Formen, unter welchen dieses Grundprincip der Verfassung in den verschiedenen Gegenden und Bezirken Deutschlands eine bestimmte Gestaltung gewann, auf eine einzige ausschließende zurückbringen, wenn man Westfalen und Thüringen oder Sachsen und Schwaben nach Einer Regel behandeln will. Daß aber dieses Grundprincip stets lebendig blieb, ergibt sich auch aus dem Reichsschlusse von 1231, dem zufolge die Fürsten und Landesherren (principes oder domini terrae) keine neuen Rechte und Einrichtungen machen sollten, wenn nicht die Landgemeinde (meliores et majores terrae) ihre Zustimmung gebe. Von da bis zur Bildung der neuern deutschen L. war aber wieder ein bedeutender Schritt, der nicht allenthalben auf ganz gleiche Weise erfolgt ist. Die verschiedenen Gemeinden, die Ritterschaft, die Dienstmannschaften, Städte, freien Bauergemeinden und dann wieder die kleinern Gemeinden der Grafen, Klöster, Herrschaften im Verhältniß zu den Landgemeinden der Fürsten und Bischöfe mußten sich erst in ein Ganzes vereinigen, ehe sie gemeinschaftliche und für alle Bewohner eines Bezirks verbindliche Beschlüsse fassen konnten. Da dies die Folge sehr verschiedenartiger Veranlassungen war, so geschah es auch zu verschiedenen Zeiten und auf abweichende Weise, und hier und da erhielten sich die Absonderungen der Reichsstädte, der Ritterschaft und der unmittelbaren Stifter selbst bis fast zur Auflösung des Deutschen Reichs. Das 14. Jahrh., in manchen Gegenden vielleicht schon das 13., machte den Anfang zu der neuern landständischen Verfassung; das 16. Jahrh. gab ihr die Vollendung. Nach den Verhältnissen des Landes bildete sich die Zusammensetzung der L. aus Prälaten, Grafen und Herren, Ritterschaft und Städten, je nachdem im Lande diese Stände vorhanden waren oder fehlten. So hatte Würtemberg keine Grafen und keinen Adel. Die Fürsten waren sehr oft gegen

die Stiftung landschaftlicher Corporationen, mußten sie aber meistens gewähren, um außerordentliche Unterstützungen an Geld und Mannschaft zu erlangen. Auch die Rechte dieser Stände waren verschieden, je nachdem die Fürsten ihrer bedurften oder mächtig genug waren, ihrer zu entbehren. Eigentlichen Antheil an der Gesetzgebung hatten sie fast nirgends, wol aber das Recht der Beschwerde über Verwaltungsmisbräuche und der Vorschläge zu neuen Gesetzen, welche sie bei Eröffnung eines Landtags dem Landesherrn in einer eigenen Schrift, dem «Libellus gravaminum et desideriorum», vorzulegen pflegten, und vorzüglich das Recht der Steuerbewilligung. Ein Versuch, ihnen diese durch ein Reichsgesetz zu nehmen, wurde 1671 durch die Weisheit Kaiser Leopold's I. vereitelt. In den meisten Ländern hatten sie auch die eigene Verwaltung der von ihnen bewilligten Steuern, jedoch unter Aufsicht des Landesherrn. Seit dem 17. Jahrh. kamen die L. mehr und mehr in Verfall, theils durch die veränderte Kriegs- und Steuerverfassung, welche die Fürsten unabhängiger stellte, theils durch Spaltungen unter den Ständen selbst und besonders durch das egoistische Verhalten des Adels. Nur in einzelnen Ländern, wie in Sachsen, Mecklenburg und Würtemberg, behaupteten sie ihre alte Bedeutung. Infolge der Ereignisse, welche aus der Französischen Revolution von 1789 hervorgingen, fingen sie hier und da an, sich wieder energischer zu regen. Dagegen verschwanden sie in vielen Staaten, wo sie dem Namen nach noch bestanden hatten, vollends mit deren Souveränetätserklärung nach Auflösung des Reichs. Die durch Art. 13 der Bundesverfassung von 1814 verheißenen und nach und nach in den verschiedenen deutschen Staaten eingeführten neuen landständischen Verfassungen sind von jenen ältern, aus privilegirten Notabeln bestehenden Körperschaften wesentlich verschieden und fallen vielmehr unter den Begriff des Repräsentativsystems (s. d.) und der Volksvertretung. Vgl. Unger, «Geschichte der deutschen L.» (2 Bde., Hannov. 1844—45); Wilda in Weiske's «Rechtslexikon» (Bd. 6, Lpz. 1842); Campe, «Die Lehre von den L.» (2. Aufl., Lemgo 1864).

Landsturm heißt das allgemeine Aufgebot aller waffenfähigen Männer zur Vertheidigung gegen feindlichen Einfall. Eine förmliche Organisation desselben ist in keiner Wehrverfassung vorgesehen, wenn der L. auch in Staaten, wo die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung besteht, wie in Preußen, als ein Glied der Vaterlandsvertheidigung bezeichnet ist. Hier gehören die Jünglinge vom 17. bis 20. und die aus der Landwehr scheidenden Männer vom 40. bis 60. J. zum L. Waffen bringt dazu jeder mit, wie er kann, eine Formation wird meist nach den Heimatsbezirken stattfinden. In Preußen darf der L. nur auf besondern Befehl des Königs aufgeboten werden. Während des Befreiungskriegs ist er namentlich in der Mark einigemal aufgetreten, ohne wesentlich zum Gefecht zu kommen. Immer bleibt der Aufruf des L. ein letztes gefährliches Mittel, das zu einem Verzweiflungs- und Vernichtungskampfe führt, da der Feind die mit der Sturmglocke zusammengerufenen Einwohner nicht als Soldaten ansieht und keinen Kriegsgebrauch gegen sie achten, ebenso wenig in dem aufgebotenen Bezirk Schonung üben wird.

Landvogteien hießen im ehemaligen Deutschen Reiche die dem Kaiser unmittelbar untergebenen Districte, welche nicht den Umfang und die Bedeutung von Grafschaften hatten. Es waren ihnen kaiserl. Statthalter oder Landvögte vorgesetzt. Viele dieser L. gelangten allmählich in erblichen Besitz, und zu Anfang des 17. Jahrh. waren nur noch die Landvogtei zu Altdorf, welche in die obere und untere zerfiel, und die zu Hagenau, über 10 elsassische Städte, vorhanden. Letztere kam 1648 an Frankreich.

Landwehr nennt man den Theil der Wehrkraft eines Staats, der nicht immer unter den Waffen gehalten ist, sondern im Frieden seinen bürgerlichen Geschäften lebt und nur bei ausbrechendem Kriege oder bei Gefahren im Innern zu den Fahnen gerufen wird. Doch bezeichnet man auch jede Landesbewaffnung in Zeiten der Noth damit. In alten german. Zeiten unterschied man Heerfahrt und L., erstere für Kriegszüge, letztere zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmt. Die frühern Landmilizen hatten eine ähnliche Bestimmung, und das Aufgebot der Tiroler zu verschiedenen Zeiten kann wol als das erste unter dem Namen L. bezeichnet werden. In Oesterreich ward 1805 eine solche L. für die übrigen deutschen Provinzen organisirt und 1809 förmlich in die Heeresverfassung zur Bildung vierter und fünfter Bataillone für die Infanterieregimenter im Kriege aufgenommen, 1852 aber wieder aufgehoben. Russische L. erschien im Kriege von 1812. Am ausgebildetsten ist das 1813 ins Leben gerufene Preußische Landwehrsystem. Schon vor 1806 waren Vorschläge zu ähnlichen Einrichtungen gemacht, aber erst bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 wurde die preußische L. zuerst in Ostpreußen durch die Stände (Graf Dohna die Seele der That) und dann nach Scharnhorst's Entwurf allgemein durch die königl. Verordnung vom 17. März errichtet, anfangs wol nur für die eigentliche Landesvertheidigung und nicht, wie sie jetzt besteht, als ein integrirender Theil der Feld-

armee. Die damals zum Staate gehörigen Provinzen stellten 149 Bataillone und 113 Escadrons, zusammen 120500 Mann L., welche sich im Kriege mit großer Auszeichnung schlugen. Nach dem Frieden erhielt die L. ihre feste Organisation durch die Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815, welche noch 1866 gültig war. Danach besteht die L. aus den Mannschaften, welche ihre Dienstzeit in dem stehenden Heere und der Reserve zurückgelegt haben, und bildet zwei Aufgebote. Das erste Aufgebot, die Mannschaften vom 26. bis 32. J. enthaltend, ist bestimmt, im Kriege gleich dem stehenden Heere verwendet zu werden; im Frieden bis auf kleine Stämme beurlaubt, wird es nur zu periodischen Uebungen zusammenberufen. Das zweite Aufgebot, vom 32. bis 39. J., wird nach Bedürfniß bei ausbrechendem Kriege zum Garnisondienst einberufen und im Nothfall zur Verstärkung der Feldarmee verwendet. Der ganze Staat war bis 1866 in 104 Landwehrbataillons-Bezirke getheilt und das Ersatzgeschäft für das Heer mit dem Landwehrsystem in Verbindung gebracht. Die Bezirks-Commandeure der L. leiten dasselbe unter Mitwirkung der Civilbehörden. Seit 1815 hat die Organisation der L. mehrfache Veränderungen erfahren. Anfangs selbständig, in Regimenter (Infanterie und Wehrreiter verbunden) formirt, wurde sie 1819 in Brigaden getheilt und jeder Liniendivision eine Landwehrbrigade zugewiesen. Nach den im langen Frieden, bei aller Trefflichkeit des Systems, fühlbar gewordenen Mängeln und den Erfahrungen der Mobilmachung von 1850 wurden 1852 die Landwehrbrigaden aufgelöst und ihre Infanterie und Cavalerie getrennt mit der Linie in Verbindung gebracht. Die Landwehrcavalerie, früher durchweg Lanzenreiter, formirte sich nun der Linie analog in die vier Reitergattungen, ihre Regimenter zu vier Escadrons. Bei der neuern Reorganisation der Armee gingen aus den Stammbataillonen der L., durch Reserven complettirt, die neuen Linienregimenter hervor. Die L. blieb in ihrem Verhältniß, sollte aber künftig nicht, wie in der bisherigen Formation, bei jeder partiellen Mobilmachung einberufen werden. Dies sollte nur geschehen, wenn sich ein großer Krieg, der die ganze Wehrkraft des Volks in Anspruch nimmt (wie 1866), vorbereitet. Der Vorzug des preuß. Landwehrsystems ist, daß die L. lauter ausgebildete Mannschaft in den kräftigsten Jahren hat, und daß dieses System es ermöglicht, bei der allgemeinen Wehrpflicht mit den verhältnißmäßig geringsten Kosten und möglichster Schonung aller bürgerlichen und nationalökonomischen Interessen die größte Kriegsmacht aufzustellen.

Landwirthschaft, auch Oekonomie, in der weitern Bedeutung, ist das Gewerbe, welches die möglichst werthvolle Benutzung des Bodens und die Hervorbringung solcher organischer Stoffe zum Zweck hat, die als Nahrung oder auf irgendeine andere Weise dem Menschen nutzbar sind. Die L. hat daher zunächst die Hervorbringung der Nutzpflanzen zu erzielen und heißt in diesem engern Sinn Landbau. Die Erde kann dabei als die Maschine angesehen werden, welche die Producte schafft, während die vereinigten Kräfte der Menschen und Thiere die Motoren sind, die sie in Bewegung setzen. Außerdem ist aber noch ein Kapital, welches im Verhältniß mit der Größe des zu bewirthschaftenden Bodens steht, dabei ebenso nothwendig wie bei jeder andern gewerblichen Unternehmung. Um mit Erfolg betrieben zu werden, muß die L., wie jede Industrie, die Hülfe verschiedener Wissenschaften in Anspruch nehmen. Der Botanik verdankt sie die Kenntniß der nützlichen und schädlichen Pflanzen und deren Lebensbedingungen. Aus der Zoologie und Physiologie muß sie die Arten der Hausthiere, ihren Körperbau, ihre Lebensweise u. s. w. erlernen sowie die Mittel, dieselben aufzuziehen und nutzbar zu verwenden, schädliche Thiere dagegen zu vertilgen oder zu beschränken. Die Mechanik liefert ihr Maschinen, Geräthe und Handwerkszeug, welche die menschliche Arbeit erleichtern, sie vollkommener, schneller und wohlfeiler machen. Von der Physik erhält sie Rechenschaft über den Einfluß der Naturkräfte, über die Eigenschaften des Bodens, die Principien der Be- und Entwässerungskunst, über die beste Construction der Wirthschaftsgebäude u. s. w. Endlich geben ihr Chemie und Technologie den vollkommensten Aufschluß über die Zusammensetzung des Bodens, über die Art und Weise seiner Verbesserung, über die Ernährung der Pflanzen und der Thiere, über den Werth der einzelnen Producte als Nahrungsmittel und über die verschiedenen Wege, auf welchen die einzelnen Naturerzeugnisse dem menschlichen Bedürfniß unterthänig zu machen sind. Alle diese Wissenschaften sind gesonderte und selbständige; aber es läßt sich die L. nicht von ihnen absondern, und sie ist somit in der That die angewandte Naturwissenschaft. Daher ist sie auch keineswegs, wie noch so viele glauben, ein untergeordnetes Gewerbe, welches sich auf das gerathewohl hin ohne wissenschaftliche Grundlage betreiben ließe. Bei dem heutigen Stande der Cultur genügt nicht einmal mehr die bloße Erfahrung, um aus dem Schose der Erde alle die unermeßlichen Schätze zu schöpfen, welche darin ruhen. Ohne den Besitz positiver Kenntnisse ist es für den Landwirth durchaus nicht mehr möglich, einen günstigen Erfolg zu erlangen, und er steht in dieser Hinsicht

jetzt auf völlig gleicher Stufe mit andern Industriellen. Sowie der Aufschwung der Industrie recht eigentlich erst von dem Zeitpunkt an beginnt, wo sie die Wissenschaft zu Hülfe rief, ebenso betrat auch die L. nicht eher die Bahn des Fortschritts, als bis der Landwirth die Nothwendigkeit erkannte, seiner hergebrachten Betriebsweise und der empirischen Praxis die sichere und fruchtbare Grundlage der wissenschaftlichen Theorie zu geben. Wenn sich Wissenschaft und Kunst im besondern nur auf den Anbau von Nutzpflanzen richten, so begreift man solche Thätigkeit unter dem Namen Ackerbau (s. d.), und dieser umfaßt die gesammte größere und mittlere Bodencultur, welche Gespannwerkzeuge, vor allen den Pflug, zur Bearbeitung anwendet. In dem kleinsten Umfange wird der Bodenanbau zur Spatencultur oder zum Gartenbau (s. d.) und beschäftigt sich alsdann weniger mit der Hervorbringung von Getreide und Futtergewächsen als von Gemüse und Gewürzpflanzen, verrichtet auch seine Arbeiten blos durch die Menschenhand. Jede dieser beiden großen Abtheilungen bildet wieder ein Gewerbe oder eine Kunst für sich und erheischt daher ein besonderes Studium. Die eigentliche L. im engern Sinne zerfällt in folgende vier große Abtheilungen: 1) Agronomie, oder die Lehre von den Bedingungen des erfolgreichen Wachsthums der Nutzpflanzen. 2) Feldbau, oder die Anwendung der bessern Verfahrungsweisen der Agronomie auf die Cultur. Derselbe begreift: den speciellen Anbau der Nutzpflanzen; die landwirthschaftliche Verwendung derselben; die Lehre von den Fruchtfolgen. Auch der Wiesenbau ist unter diese Kategorie zu bringen. 3) Die Zucht und Benutzung der Hausthiere. 4) Die Wirthschaftskunst, oder die richtige Anwendung aller durch die vorgenannten Zweige gelieferten wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse auf die Bewirthschaftung eines Guts. Diese Kunst ist der administrative Theil der L.; denn sie begreift alles, was Bezug hat auf die in den Betrieb verwendeten Kapitalien, auf die wirthschaftlichen Einrichtungen im allgemeinen, auf die Arbeitsverhältnisse bei Menschen und Thieren, auf das Inventarium. Endlich gehört in ihr Bereich die gesammte ökonomische Buchhaltung.

Die L. ist das älteste Gewerbe; ihre Ausbildung zur Selbständigkeit datirt aber kaum seit einem Jahrhundert. Hervorgegangen aus dem Nomadenleben der alten Völker, war sie bei dem Wachsthum der Bevölkerung zuerst Weidewirthschaft, indem man ein Stück Boden so lange bebaute, bis dessen Kraft erschöpft und man es dann wieder als Weide liegen ließ. Dies leitete aber auf die Anwendung der Brache, die bei gesteigerter Cultur benutzt ward, um mehrjährigen Getreidebau ohne Bodenaussaugung und Verunkrautung zu betreiben. Dieses Verfahren ist das Grundprincip der Körnerwirthschaften, die in der Weise der alten Römer bis auf unsere Zeiten sich erhielten und keineswegs ohne weiteres verwerflich sind. Ueberhaupt ist die altrömische L. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. eigentlich immer noch die Lehrmeisterin des Betriebs gewesen. Die von Karl d. Gr. in Deutschland verbreitete Dreifelderwirthschaft (s. d.), welche den Bedürfnissen nicht mehr Genüge zu leisten vermochte, erhielt erst einen Stoß durch die Einführung des Klee- und Kartoffelbaues, die dann zu der Einführung der Fruchtwechselwirthschaft (s. Fruchtfolge) führte. In histor. Hinsicht stellen sich die verschiedenen Epochen folgendermaßen fest: 1) Weidewirthschaft mit Uebergang zur Feldwirthschaft bis ungefähr 200 J. v. Chr.; 2) Felderwirthschaft mit überwiegendem Getreidebau von 200 v. Chr. bis 1750 n. Chr.; 3) Begründung der rationellen Schule und Uebergang in den Fruchtwechsel, 1750—1840; 4) die wissenschaftliche Epoche. Der eigentliche Aufschwung der L. begann mit der Gründung der rationellen Schule. Als Vorläufer gingen ihr voraus die der Kameralisten (Münchhausen, Schubart, Justi, Thomasius u. s. w.) und der Empiriker (Reichart, Ekhart, Lüders, Schönfeld, Riem u. s. w.). Den Stifter der rationellen Schule, A. Thaer (s. d.), leiteten schon die Gesetze der Naturwissenschaft über zu den Verbesserungen, welche in der eigentlich wissenschaftlichen Epoche, die mit Liebig's (s. d.) Auftreten beginnt, ihre Begründung fanden.

Erworben wird die Kenntniß der L. nur gründlich durch die Vereinigung der Praxis mit der Theorie; jeder einseitige Weg führt zu einer ungenügenden Ausbildung. Die Verschmelzung jener beiden hat man seit Beginn des 19. Jahrh. durch Errichtung von Landwirthschaftsschulen zu erstreben gesucht. Sie zerfallen in zwei Klassen, höhere und niedere. Die erstern sind großentheils nach dem Muster von Akademien eingerichtet. Es wird in ihnen die gesammte Theorie der L. und zugleich jede Hülfswissenschaft vorgetragen. Gewöhnlich ist auch ein Gut damit verbunden, um die Lehre durch das Beispiel und die Anwendung zu unterstützen. Die berühmtesten derartigen Institute waren und sind in Deutschland, der Schweiz und Oesterreich: Möglin seit 1806 (eingegangen 1862); Hofwyl seit 1804 (eingegangen 1846); Hohenheim seit 1818; Schleisheim seit 1822; Jena seit 1826; Eldena seit 1835; Wiesbaden seit 1836; Tharand seit 1829; Regenwalde seit 1842; Poppelsdorf seit 1846; Proskau seit 1847; Unga-

risch-Altenburg seit 1818. Weil aber auf Instituten gewöhnlich weder Theorie noch Praxis umfassend genug gelehrt werden können, hat man in neuerer Zeit nicht mit Unrecht der höhern Bildung der Landwirthe auf Universitäten das Wort geredet, und an mehrern (Leipzig, Halle, Berlin, Göttingen, Gießen, München) sind bereits Lehrstühle der L. errichtet worden. Auch die Verbindung landwirthschaftlichen Unterrichts mit den Polytechniken und Gewerbeschulen hat sich als ersprießlich herausgestellt. Minder wirksam bewiesen sich die niedern Landwirthschaftsschulen, die sog. Ackerbauschulen (s. d.). Einen bedeutenden Einfluß haben die landwirthschaftlichen Vereine gewonnen, die, meist unter der Oberleitung der Regierungen, sich die Förderung der L. in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machen. In Deutschland hat sich in der jährlichen Versammlung der Wandergesellschaft deutscher Land- und Forstwirthe, gegründet 1837 von Papst, Schweitzer, Schmidt und Teichmann, ein sehr wirksamer Stützpunkt für den Fortschritt gebildet. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß zum Theil die L. ihren Aufschwung den Fortschritten der Gesetzgebung, namentlich der Befreiung des Grund und Bodens von Servituten und Lasten verdankt. Werthvolle Lehrbücher der gesammten L. haben außer Thaer, Burger, Schwerz, Koppe, Zierl, Schweitzer und Papst geliefert: Hamm, «Die Grundzüge der L.» (nach Girardin und du Breuil, 2 Bde., Braunschw. 1850—52); Fraas, «Schule des Landbaues» (Münch. 1851); derselbe, «Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft» (Münch. 1865); derselbe, «Die Ackerbaukrisen» (Lpz. 1866); Hamm, «Das Wesen und die Ziele der L.» (Lpz. und Jena 1866). Hieran reihen sich die franz. und engl. Werke von Boussingault, Payen und Richard, Moll, Sinclair und Low. Das Hauptwerk der neuern wissenschaftlichen L. ist Liebig's «Die Naturgesetze des Feldbaues» (3. Aufl., Braunschw. 1865).

Lanfranc, ein Scholastiker, geb. zu Pavia 1005, gest. als Erzbischof von Canterbury 1089, führte die Dialektik in die Theologie ein, zeigte sich in dem Streite mit Berengar über die Transsubstantiation als einen gewandten Dialektiker, hat aber sonst um die Philosophie wenig Verdienste. Seine Werke wurden von d'Achery herausgegeben (Par. 1648).

Lanfranco (Giovanni), ein Maler der bolognesischen Schule, gehörte einer edeln Familie in Parma an, wo er 1581 geboren war. Als Page des Grafen Scotti legte er sein Talent durch Figuren an den Tag, welche er mit Kohle an die Wand zeichnete. Scotti ließ ihn die Schule der Caracci besuchen, deren Stil er sich auch nach Kräften aneignete, doch so, daß auch ein eifriges Studium Correggio's sich in seinen Arbeiten wahrnehmen läßt. Schnell und leichtfertig in seiner Arbeit, ließ er sich dieselbe doch sehr theuer bezahlen, um seine Verschwendungssucht befriedigen zu können. Nachdem er in Rom und Neapel ganze Kirchen ausgemalt und von Urban VIII. die Ritterwürde erhalten, starb er zu Rom 1647. Seine namhaftesten Werke sind die Kuppelgemälde zu San-Andrea della Valle in Rom, bei denen er die Farben mit Schwämmen aufgetragen haben soll, und in der Jesuitenkirche zu Neapel. L. erscheint meist in handfertigem Besitz der Kunstmittel seiner Schule, deren ganze Darstellungsweise er sich wenigstens äußerlich angeeignet hatte; doch fehlt seinen etwas gespreizten Formen und Lichteffecten die wahre Kraft und Poesie, ja auch die Treue und Sorgfalt der Ausführung. Vielleicht gerade der Mangel der höhern Eigenschaften trug mit zu der Popularität bei, welche L.'s Werke bei seinen Zeitgenossen sich erwarben.

Lang (Heinrich), prot. Theolog, geb. 14. Nov. 1826 zu Frommen bei Balingen in Würtemberg als der Sohn eines Landpfarrers, erhielt seine Bildung auf der Lateinschule zu Sulz am Neckar, seit 1840 in dem niedern Kloster in Schönthal und 1844—48 auf der Universität Tübingen, wo er namentlich an Baur sich anschloß. Unmittelbar nach Vollendung seiner Studien zum Pfarrer zu Wartau (St.-Gallen) erwählt, begründete er in Verbindung mit mehrern gleichgesinnten jüngern Geistlichen 1859 die «Zeitstimmen für die reform. Schweiz», ein Organ, welches sich die Aufgabe stellt, die wissenschaftlichen Resultate der freien Theologie unserer Zeit den Gebildeten in der Gemeinde zugänglich zu machen, überhaupt theol. Fragen in gemeinverständlicher Weise zu behandeln. Die Zeitschrift bildet bereits jetzt den geistigen Sammelpunkt für die theol.-freisinnige Partei in der Schweiz und beginnt auch in Deutschland Eingang zu gewinnen. Ihr umsichtiger und mannhafter Redacteur hat selbst eine Reihe von Abhandlungen und Referaten in derselben veröffentlicht. Außerdem verfaßte L. den «Versuch einer christl. Dogmatik» (Berl. 1858), in welchem die Grundsätze der «modernen Weltanschauung» in ihrer Anwendung auf den christl. Glauben dem größern Publikum dargelegt sind, ferner den «Gang durch die christl. Welt» (Berl. 1859), die «Religiösen Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862), einen Band Predigten (St.-Gallen 1853) und die «Stunden der Andacht» (2 Bde., Winterth. 1862—65). Ein Auszug aus letzterm Werke ist die «Geschichte der christl. Kirche». In seinen

histor. Arbeiten läßt L. es sich besonders angelegen sein, die Ergebnisse der Baur'schen Forschungen in weitern Kreisen zu verbreiten. Seit 1863 wirkte er als Pfarrer zu Meilen am Zürichersee. Einen 1865 an ihn ergangenen Ruf nach Bremen hat er abgelehnt.

Lang (Karl Heinr., Ritter von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 7. Juli 1764 zu Balaheim im Fürstenthum Oettingen-Wallerstein in Schwaben, wo sein Vater Prediger war, genoß einen mangelhaften Schulunterricht und kam, nachdem er im 15. J. von dem Gymnasium zu Oettingen fortgeschickt worden, als Amanuensis auf die fürstl. Bibliothek, wo er nun für sich studirte, bis er 1782 die Universität zu Altdorf bezog. Nach beendeten Rechtsstudien begann er 1785 bei der Regierung zu Oettingen zu prakticiren. Hier gab er zwei Jahrgänge des «Oettingischen Wochenblattes» und die «Beiträge zur Kenntniß des ötting. Vaterlandes» (Oetting. 1786), ein Buch zum Unterricht für die Jugend, heraus und wurde dann in der Regierung angestellt. Doch des kleinlichen Treibens in Oettingen müde, ging er 1788 nach Wien, wo er als Gesellschafter und Hofmeister in das Haus eines ungar. Magnaten und dann als Privatsecretär zu dem würtemb. Gesandten kam. Seines Dienstes entlassen, ging er 1791 auf gut Glück nach Göttingen, wo er wieder zwei Jahre eifrig studirte und seine «Histor. Entwickelung der deutschen Steuerverfassung» (Berl. 1793) schrieb, durch die er sich zuerst in der literarischen Welt bekannt machte. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er sodann den Auftrag, das Hardenbergische Familienarchiv zu ordnen, und wurde 1795 Geh. Archivar zu Plassenburg. Als preuß. Legationssecretär wohnte er dem Congresse zu Rastadt bei, und nach der Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach ein. Nach Uebergabe der Provinz Ansbach an Baiern wurde er 1806 Director des provisorischen Kammercollegiums und 1811 Director des Reichsarchivs in München. Zugleich erhielt er das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsection des Reichsheroldsamts. Der Neckereien müde, die er als Neubaier von den Altbaiern erdulden mußte, ging er 1815 als Kreisdirector wieder nach Ansbach, nahm aber 1817, als der Graf von Montgelas aus dem Ministerium trat, seine Entlassung und lebte seitdem, ausschließend literarisch beschäftigt, auf seinem Landgute bei Ansbach, wo er 26. März 1835 starb. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Histor. Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände» (Gött. 1796); «Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth» (3 Bde., Gött. 1798—1811); «Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung» (Frankf. 1806); «Bair. Jahrbücher von 1179—1294» (Augsb. 1816; 2. Aufl. 1824); «Adelsbuch des Königreichs Baiern» (Münch. 1816; 2. Aufl. 1820); «Geschichte der Jesuiten in Baiern» (Nürnb. 1819), wozu die «Amores patris Morelli» einen Vorläufer bildeten; «Geschichte des bair. Herzogs Ludwig des Bärtigen» (Nürnb. 1821); «Regesta Bavarica, seu rerum Boicarum autographa» (4 Bde., Münch. 1822—28), ein chronologisch-synchronistisches Verzeichniß aller alt- und neubair. Originalurkunden bis 1300, ein Unternehmen, wozu die Regierung alle Kosten des Drucks und Verlags darreichte; «Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren» (Nürnb. 1830); «Baierns alte Grafschaften» (Nürnb. 1831); endlich seine höchst interessanten und geistreichen humoristischen «Hammelburger Reisen» (11 Fahrten, Nürnb. 1818—33) und «Memoiren» (2 Bde., Braunschw. 1842).

Langbein (Aug. Friedr. Ernst), bekannt als launiger Dichter sowie durch seine Romane und Erzählungen, geb. 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden, besuchte seit 1772 die Fürstenschule zu Meißen und seit 1777 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. 1781 kam er als Actuar in das Justizamt Hain, und 1785 wendete er sich nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahres aber bei dem Geh. Archive als Kanzlist angestellt wurde. Da er keine Aussicht auf Beförderung hatte, nahm er nach 12 J. seine Entlassung und ging 1800 nach Berlin, wo er privatisirte, bis ihm 1820 daselbst das Amt als Censor der schönwissenschaftlichen Schriften übertragen wurde, welches er bis zu seinem 2. Jan. 1835 erfolgten Tode mit Gewissenhaftigkeit und Schonung übte. In seinen Gedichten, deren mehrere in den Mund des Volks übergingen, hat er besonders die kleine poetische Erzählung, welche sich der Balladenform nähert, mit Glück angebaut. Er war äußerst gewandt in der Versification und unerschöpflich an muntern Scherzen. Auch seine Romane und Erzählungen waren wegen der guten Laune, welche sich in ihnen durchgehends ausspricht, eine Zeit lang allgemein beliebt und erfuhren mehrfach Nachahmungen, die unter seinem Namen verbreitet wurden. Als L.'s wirkliche Schriften sind anzuführen: «Gedichte» (Lpz. 1788; neueste Aufl. 1820) und «Neuere Gedichte» (2 Bde., Tüb. 1812 und 1823); «Schwänke» (2 Bde., Dresd. 1792; 3. Aufl., Berl. 1816); «Feierabende» (3 Bde., Lpz. 1793—94). Hieran schließen sich die

sämmtlich in Berlin erschienenen Schriften: «Talismane gegen die Langeweile» (3 Bde., 1801—2); «Der graue König, ein novantiker Roman» (1803); «Neue Schriften» (2 Bde., 1804); «Novellen» (1804); «Der Ritter der Wahrheit» (2 Bde., 1805); «Thomas Kellerwurm» (1806); «Zeitschwingen» (1807); «Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist» (1808); «Der Sonderling und seine Söhne» (1809); «Der Bräutigam ohne Braut» (1810); «Kleine Romane und Erzählungen» (2 Bde., 1812—14); «Jocus» (1813); «Unterhaltungen für müßige Stunden» (1815). Seiner spätern Zeit gehören an: «Magister Zimpel's Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen» (1820); «Deutscher Liederkranz» (1820, mit Kupfern; neue Ausg. ohne Kupfer 1830); «Märchen und Erzählungen» (1821); «Ganymeda» (2 Bde., 1823; neue Aufl. 1830); «Jocus und Phantasus» (1824); «Vacuna» (1826); «Herbstrosen» (1829). Eine von L. selbst besorgte Originalausgabe seiner «Sämmtlichen Schriften» erschien in Stuttgart (31 Bde., 1835—37). Später ward noch eine Ausgabe von L.'s «Sämmtlichen Gedichten» (4 Bde., Stuttg. 1854) veröffentlicht.

Lange (Joachim), ehemaliger Professor der Theologie zu Halle, geb. 26. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, wurde auf den Schulen zu Quedlinburg und Magdeburg, dann auf den Universitäten zu Leipzig, Erfurt und Halle gebildet. 1696 kam er als Rector nach Köslin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenschaft an das Friedrichwerdersche Gymnasium nach Berlin und 1709 als Professor der Theologie nach Halle, wo er 7. Mai 1744 starb. Sein Andenken wurde bei der Nachwelt nicht sowol durch seine theol. und philos. Schriften fortgepflanzt, in denen er, besonders in den Streitigkeiten gegen die Wolf'sche Philosophie, fast gänzlichen Mangel an eigenem Nachdenken und Scharfsinn verrieth, als vielmehr durch die von ihm herausgegebene «Lat. Grammatik» (zuerst Halle 1707) und «Griech. Grammatik» (zuerst Halle 1705), die vorzugsweise unter dem Namen der Halle'schen Grammatiken bekannt sind, und von denen erstere über vierzigmal neu aufgelegt und in mehrere neuere Sprachen übersetzt worden ist. Als Schulmann brachte L. die ihm anvertrauten Anstalten zu Ansehen und Würde; doch bewies er sich während seiner Amtsführung in Halle bei aller Gewissenhaftigkeit steif und engherzig, daher ihm auch Raupach in dem Lustspiele «Vor hundert Jahren» zur Charakterisirung der gelehrten Pedanterie jener Zeit eine Hauptrolle ertheilt hat.

Lange (Sam. Gotth.), deutscher Dichter, Sohn Joachim Lange's (s. d.), geb. 1711 zu Halle, studirte daselbst Theologie und wurde, nachdem er sich zuvor längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, Pastor zu Laublingen bei Halle. 1755 ernannte ihn der König von Preußen zugleich zum geistlichen Inspector im Saalkreise. Er starb zu Laublingen 25. Juni 1781. Mit seinem Freunde Pyra suchte er durch die Stiftung einer gegen die Gottsched'sche Schule gerichteten Privatgesellschaft die deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu fördern; doch fehlte es derselben zu sehr an der nöthigen Kraft, um in dieser Beziehung wirklich etwas zu leisten. L. selbst war ein nur mittelmäßiges poetisches Talent und mit Pyra ein Feind des deutschen Reims, den beide durch Einführung der antiken Silbenmaße verdrängen wollten. Pyra's und L.'s Gedichte erschienen zusammen unter dem Titel «Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder» (Zür. 1745). Am bekanntesten wurde L. durch seine metrische Uebertragung der «Oden» des Horaz (Halle 1752), die an Lessing, der sie dem allgemeinen Spotte preisgab, einen unbarmherigen Kritiker fand. Seine «Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe» (2 Bde., Halle 1769—70) ist interessant für die Geschichte des literarischen Treibens damaliger Zeit.

Lange (Johann Peter), namhafter deutscher Theolog, geb. 10. April 1802 in der Gemeinde Sonnborn bei Elberfeld, Sohn eines Fuhrmanns und Ackerwirths, nahm anfänglich theil an den Beschäftigungen des Vaters, erwarb sich aber durch Lektüre mancherlei Kenntnisse und lernte auch Lateinisch. In der Absicht, die theol. Laufbahn einzuschlagen, besuchte er nach anderthalbjährigem Privatstudium seit Ostern 1821 das Gymnasium zu Düsseldorf und widmete sich dann seit Herbst 1822 zu Bonn dem Studium der Theologie. Hier schloß er sich besonders an Lücke und Nitzsch, namentlich aber an letztern, durch den auch seine theol. Richtung bestimmt wurde. Nachdem er einige Zeit als Hülfsprediger bei Krummacher zu Langenberg thätig gewesen, erfolgte im Frühjahr 1826 seine Berufung als zweiter Pastor der Gemeinde Wald bei Solingen, von wo er in gleicher Eigenschaft im Nov. 1828 nach Langenberg übersiedelte. Im Aug. 1832 wurde er zweiter Pfarrer in Duisburg. Hier wirkte er, bis er Ostern 1841 einem Rufe als ord. Professor für das kirchenhistor. und dogmatische Fach an die Hochschule zu Zürich folgte. Im Frühjahr 1854 ging er als Professor der systematischen Theologie nach Bonn, wo er 15. Aug. 1860 zum Consistorialrath ernannt wurde. L.'s wissenschaftliche Hauptwerke sind: «Das Leben Jesu, nach den Evangelien dargestellt» (3 Bde., Heidelb. 1844—47), die «Christl.

Dogmatik» (3 Bde., Heidelb. 1849—52) und «Die Geschichte der Kirche» (Thl. 1, «Das apostolische Zeitalter», 2 Bde., Braunschw. 1853—54). Hierzu kommt das «Theol.-homiletische Bibelwerk», dessen Redaction er übernommen, und für welches er selbst die Evangelien des Matthäus (Bielef. 1857), Markus (1858) und Johannes geliefert hat. Die Bearbeitung der alttestamentlichen Abtheilung begann er neuerdings mit der Genesis (Bielef. 1864). Von seinen übrigen theol. Arbeiten sind außer verschiedenen Predigtsammlungen noch hervorzuheben: «Die Lehre der Heiligen Schrift von der freien und allgemeinen Gnade Gottes» (Elberf. 1831); «Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien» (Duisb. 1836); «Die kirchliche Hymnologie» (Zür. 1843). Eine große Anzahl seiner kleinern Schriften hat er in «Vermischte Schriften» (4 Bde., Mörs 1840—41; neue Folge, Bd. 1—3, Bielef. 1860—64) zusammengestellt. Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl geistlicher Dichtungen lyrischen und didaktischen Inhalts, in denen sich Geistesfülle und blühende Phantasie bekunden. Dahin gehören «Biblische Dichtungen» (2 Bde., Elberf. 1832—34), «Gedichte und Sprüche» (Duisb. 1835), «Die Welt des Herrn» (Duisb. 1835), «Die Verfinsterung der Welt» (Berl. 1838), «Gedichte» (Essen 1843), «Vom Oelberg» (Frankf. 1852) u. s. w. In seinem «Deutschen Kirchenliederbuch» (Zür. 1843) stellte er einen Schatz von Kirchenliedern zusammen.

Lange (Ludwig), einer der namhaftesten deutschen Architekten, geb. 22. März 1808 zu Darmstadt, zeigte frühzeitig Neigung und Talent für das Baufach und machte seine ersten architektonischen Studien 1823—26 in seiner Vaterstadt unter Leitung des großherzogl.-hess. Bauraths Lerch, der ihm bereits 1826 die Beaufsichtigung des Baues eines Gymnasialgebäudes in Michelstadt anvertraute. Später arbeitete L. unter Moller und bezog dann für einige Zeit die Universität zu Gießen. Als Mitbegründer eines Bilderwerks, der seit 1831 im Verlage von Gustav Georg Lange in Darmstadt erscheinenden «Originalansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland», unternahm er hierauf verschiedene größere Reisen und hielt sich längere Zeit zu München auf, wo er unter anderm die Bekanntschaft des Malers Karl Rottmann machte. Als dieser im Auftrage des Königs Ludwig von Baiern 1834 eine Reise nach Griechenland unternahm, begleitete ihn L. dahin, der, alsbald durch den classischen Boden gefesselt, zu Athen verblieb, wo er die Stelle eines Zeichenlehrers am neubegründeten Gymnasium übernahm und auch in künstlerischer Beziehung vielfach Anregung fand. Nachdem er 1838 den erbetenen Abschied mit dem Titel eines königl. Bauraths erhalten, kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich 1839 in München nieder. Hier lebte er seinen künstlerischen Beschäftigungen, bis er 1847 zum Professor an der Bauschule der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. In dieser Stellung hat er seitdem viele tüchtige Schüler gebildet. Unter den größern Bauwerken, welche nach L.'s Entwürfen zur Ausführung kamen, nehmen die Villa des Königs Max in Berchtesgaden (1850—53) und das Museum zu Leipzig (1856—58) den ersten Rang ein. Außer Entwürfen zu einer königl. Residenz und einer Kirche für Athen concurrirte er auch mit Plänen zu der Nikolaikirche in Hamburg (1845), zu einem Börsengebäude in Bergen (1854), zu einer Kunsthalle für Hamburg (1863), zur Pinakothek (1864) und zum Parlamentsgebäude (1865) in Amsterdam sowie zu einem Rathhause in München (1866), welche sämmtlich Preise erhielten. Ein sehr glänzender Entwurf zu einem archäol. Museum für Athen (1860) gelangte 1866 mit Vereinfachungen zur Ausführung. 1861 erregten seine Zeichnungen zu einer fürstl. Villa im romantischen Geschmack auf einer münchner Kunstausstellung besondere Aufmerksamkeit. Eine Sammlung von andern Entwürfen L.'s für «Werke der höhern Baukunst» (Heft 1—12, Darmst. 1846—60) erschien im Druck. In allen seinen architektonischen Werken zeigt er sich als einen malerisch feinfühlenden Künstler, der in seinen Bauformen einen richtigen Takt für das Zweckmäßige, Praktische und Comfortable bewährt. Neben der Architektur hat sich L. auch der Landschaftsmalerei gewidmet. Außerdem verfaßte er die «Beschreibung der griech. Landschaftsgemälde von Karl Rottmann in der neuen Pinakothek» (Münch. 1854).

Länge (geographische). Die Lage eines Orts auf der Erdoberfläche wird durch die geogr. Breite (s. d.), d. h. den Abstand desselben vom Aequator, und durch die geogr. Länge, d. h. den Abstand seines Meridians von einem gewissen angenommenen ersten Meridian, bestimmt. Der letztere Abstand wird, wie jener, in Graden ausgedrückt; man zählt vom ersten Meridian aus entweder nach Osten und Westen bis 180 Grad und unterscheidet dann östliche und westliche L., oder nur nach Osten bis 360 Grad. Die Annahme des ersten Meridians ist völlig willkürlich, da eben die Natur keinen solchen bezeichnet hat. Die Geographen haben aber früher ziemlich allgemein seit einer 1630 erlassenen Verordnung des Königs Ludwig XIII. von Frankreich den ersten Meridian durch die canarische Insel Ferro gelegt, deren Lage in runder Zahl zu 20 Grad

westlich von Paris angenommen wurde, was freilich sehr ungenau ist. Die Astronomen rechnen in Frankreich und überhaupt auf dem Festlande von Europa die L. größtentheils von dem Meridian der pariser, in England von dem der greenwicher Sternwarte aus. Die Seeleute rechnen meist nach greenwicher L. Wenn die L. zweier Orte gerade um einen Grad differirt, so hat der östliche vier Minuten früher Mittag als der andere, und die Uhren beider Orte differiren daher, sie mögen nun beide nach wahrer oder beide nach mittlerer Zeit gehen, um vier Minuten, um welche nämlich die Uhr des östlichern Orts voraus ist. Verwandelt man nach diesem Verhältnisse den Längenunterschied zweier Orte in Zeit, indem man auf 15 Grad eine Stunde, auf 1 Grad vier Minuten Zeit u. s. w. rechnet, so gibt die erhaltene Zeit den Unterschied der Uhren beider Orte an; umgekehrt kann aus dem letztern der Längenunterschied leicht bestimmt werden. Diese Methode der Längenbestimmung erfordert offenbar nichts weiter als sehr genaue Uhren, und da es nicht nur für die Geographen von Interesse ist, die L. der Orte zu bestimmen, sondern vorzugsweise für den Schiffer, dem es von der größten Wichtigkeit zu wissen, wo er sich zu irgendeiner Zeit befindet, so hat man sich schon aus diesem Grunde seit Jahrhunderten bemüht, möglichst vollkommene tragbare Uhren zu verfertigen. Mit solchen Uhren, Chronometer genannt, wird die L. am häufigsten bestimmt, und der Transport zahlreicher guter Chronometer von einem Orte zum andern liefert sehr genaue Resultate. Die sicherste Methode zur Bestimmung des Zeitunterschiedes, also auch der L., ist aber die in neuerer Zeit angewendete mittels des elektrischen Telegraphen. Andere Methoden sind: 1) die Beobachtung der Mondfinsternisse und Finsternisse der Jupitertrabanten; 2) künstliche Signale, z. B. das Zerplatzen von Bomben, Raketen, Pulverentzündungen oder sog. Blickfeuer, plötzliche Blendung eines hellen Lichts u. s. w.; 3) Beobachtung von Bedeckungen der Fixsterne vom Monde. Diese Methoden, von denen keine zur See anwendbar ist, beruhen darauf, daß ein Ereigniß an mehrern Orten zu gleicher Zeit wahrgenommen wird, und die Zeit, zu welcher es an dem einen bekannten Orte eintreten muß, im voraus bekannt ist. Vergleicht man nun damit die Zeit, zu welcher es an einem andern, erst zu bestimmenden Orte wirklich beobachtet wird, so erhält man sofort den Zeitunterschied und aus diesem den Längenunterschied beider Orte. Ferner 4) die Messung aus Mondhöhen oder Mondculminationen, wobei man die Zeit beobachtet, zu welcher der Mond culminirt, daraus die gerade Aufsteigung des Mondes und in den astron. Kalendern, z. B. den pariser Ephemeriden, die der beobachteten Rectascension entsprechende wahre Zeit in Paris sucht; 5) die Methode der Monddistanzen, welche darin besteht, daß man den Abstand des Mondes von gewissen Fixsternen mißt, dann mit den vorher berechneten, in den Ephemeriden für jeden Tag des Jahres (in der Regel von drei zu drei Stunden) angegebenen Abständen vergleicht und daraus die dem beobachteten Abstande entsprechende Zeit desjenigen Orts, für welchen die Ephemeriden bestimmt sind, herleitet. Die letztere Methode, schon 1514 von Werner vorgeschlagen, steht zwar der vierten an Genauigkeit nach, kann aber mit Ausnahme weniger Tage im Monate immer angewendet werden und erheischt kein anderes Instrument als einen Sextanten. — Die astronomische L. (eines Gestirns) ist derjenige Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Breitenkreise des Gestirns und dem Frühlingspunkte enthalten ist, wobei man von dem letztern immer nach Osten rechnet. — Längenbureau (Bureau des longitudes) nennt man die zu Paris und zu London für geogr.-astron. Bestimmungen zum Behuf der Schiffahrt eingerichteten öffentlichen Anstalten.

Langeland, eine zum Königreich Dänemark gehörige Insel zwischen den Inseln Fünen (s. d.) und Laaland (s. d.), von 5 Q.-M. Umfang, mit (1864) 18399 E., gehört zum Stift Fünen und bildet mit Taasinge oder Thorsenge ($1\frac{1}{4}$ Q.-M. mit 4411 E.), dem südöstl. Theile von Fünen und zahlreichen kleinern Inseln das Amt Svendborg ($28\frac{2}{9}$ Q.-M. mit 94212 E.). L. ist $6\frac{1}{2}$ M. lang und $\frac{1}{2}$ bis 1 M. breit, von einer niedrigen, bewaldeten, im Oldenbjerg bis 146 F. ansteigenden Hügelreihe durchzogen, sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Hauptort und die einzige Stadt ist Rudkjöbing mit 2719 E., einem Hafen, zu welchem 96 Schiffe gehören, und ansehnlichem Handel. Der größte Theil der Insel gehört zur Grafschaft L., mit dem ehemals starkbefestigten Schlosse Tranekjär und dem stadtähnlichen Dorfe gleiches Namens, $1\frac{1}{2}$ M. im NO. von Rudkjöbing.

Langenbeck (Konr. Joh. Martin), ausgezeichneter Anatom und Chirurg, geb. 5. Dec. 1776 zu Horneburg im Königreich Hannover, widmete sich seit 1794 zu Jena medic. Studien, wo er auch 1798 promovirte. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung längere Zeit in Wien und Würzburg gelebt, habilitirte er sich 1802 zu Göttingen, wo er auch als Wundarzt am akademischen Hospital angestellt wurde. 1803 begann er anatom. Vorlesungen zu halten, wozu er sich ein eigenes amphitheatralisches Auditorium bauen ließ, und 1804 wurde er außerord.

Professor. Im folgenden Jahre übernahm er interimistisch das Directorium der chirurgischen Klinik, und 1807 errichtete er das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde. 1814 wurde er ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und Generalchirurg der hannov. Armee, der er nach Belgien folgte, wo er sich bis 1815 aufhielt. Auf seinen Antrag und unter seiner Leitung wurde 1829 in Göttingen das neue anatom. Theater erbaut, von dem er später eine Beschreibung (Gött. 1847) herausgab, und 1840 erhielt er den Titel eines Obermedicinalraths. Er starb 24. Jan. 1851. L. gehörte lange Zeit hindurch zu den ersten Zierden der göttinger Universität, an der er mit Begeisterung sein langes Leben der Wissenschaft widmete. Von seinen Schriften sind anzuführen: «Ueber eine einfache und sichere Methode des Steinschnitts» (Würzb. 1802); «Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen» (Gött. 1821); «Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten» (5 Bde., Gött. 1822—50); die ausgezeichneten «Icones anatomicae» (8 Bde., Gött. 1826—39) und mit Hinweisung auf dieselben das «Handbuch der Anatomie» (Bd. 1—4, Gött. 1831—47). Zur Erläuterung seines anatom. Handbuchs dienen die «Anatomisch-mikroskopischen Abhandlungen» (4 Hefte, Gött. 1848—51). Auch gab er die «Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie» (4 Bde., Gött. 1806—13) und die «Neue Folge» davon (4 Bde., Hannov. 1815—28) heraus. — Maximilian Adolf L., ein Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1818 zu Göttingen, widmete sich erst 1835—40 zu Göttingen, dann zu Paris, Wien und Berlin medic. Studien. 1843 habilitirte er sich an der Universität seiner Vaterstadt und ward 1846 zum Professor ernannt. 1848 legte er freiwillig sein Lehramt nieder und siedelte 1851 nach Hannover über, wo er seitdem als praktischer Arzt thätig war und 1865 in das Ober-Medicinalcollegium berufen ward. L. hat sich als Chirurg und Ophthalmolog einen geachteten Namen erworben. Er versuchte unter anderm die Streckung verkrümmter und ankylosirter Gliedmaßen unter Einwirkung der Aethernarkose, fand den Sitz des Accommodationsvermögens im menschlichen Auge mittels der Purkinje-Sanson'schen Lichtprobe auf und übte zuerst die subcutane Herniotomie aus. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Klinische Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Opthalmologie» (2 Bde., Gött. 1840—50), «Untersuchungen über die Allantois» (Gött. 1844), «Die Impfung der Arzneimittel» (Hannov. 1856), «Die Isolation des menschlichen Auges» (Hannov. 1857). — Bernhard von L., ein Vetter des vorigen, hat sich ebenfalls als Wundarzt, besonders in der Lehre von den Resectionen wie durch glückliche plastische Operationen einen geachteten Namen erworben. Er ist seit 1847 Professor in Berlin, zeichnete sich als Leiter des Sanitätswesens im schlesw.-holstein. Kriege aus und wurde 1866 zum Generalstabsarzt der preuß. Armee ernannt.

Langenbielau, das größte Dorf der preuß. Monarchie, im Kreise Reichenbach des schles. Regierungsbezirks Breslau, an einem Zufluß der Peila, ein bedeutender Manufactur- und Fabrikort, besteht aus vier Bezirken mit neun Theilen (Ober-, Mittel-, Nieder-, Groß-, Klein-, Neu-L., Neu-Antheil u. s. w.), ist 2 St. lang, zählt 13000 E., hat ein herrschaftliches Schloß des Grafen Sandreczky, vier Kirchen und eine Synagoge, Wasser-, Wind- und Dampfmühlen, Färbereien, Kattundruckereien, Ziegeleien, Zuckerfabriken, Leinwand- und Garnbleichen, namentlich aber viel Webstühle in Rasch, Barchent, Mull, Baumwolle und Leinwand. Hier fand 4. und 5. April 1844 ein bedeutender Arbeiteraufstand statt, in welchem die Wohnhäuser der Fabrikherren, Waarenniederlagen u. s. w. zerstört wurden, und welcher erst durch das Einschreiten des Militärs gedämpft ward.

Langendijk (Pieter), ein holländ. Dichter, geb. 25. Juli 1683 zu Harlem, lebte nach kümmerlicher Jugend und einer unglücklichen Heirath als Damastweber und Patronenmacher in bedrängten Verhältnissen, bis die Regierung ihn in seinem 66. J. zum Geschichtschreiber der Stadt Harlem ernannte und seitdem bis zu seinem 18. Juni 1756 daselbst erfolgten Tode für sein Auskommen sorgte. Selbst in den übelsten Lagen wußte L. einen heitern Sinn zu bewahren, mit dem die Natur ihn so freigebig ausgestattet hatte. Schon im 16. J. schrieb er ein sehr wirksames und lange auf der Bühne gebliebenes Lustspiel: «Don Quichot op de bruiloft van Camacho», nach dem Romane des Cervantes. Auch seine spätern Lustspiele: «Krelis Louwen of Alexander de Grote op het poëtenmaal», «De Wiskunstenaars of't gevluchte juffertje» u. s. w., sind reich an Komik. Doch gebrach es dem Dichter allzu sehr an wissenschaftlicher wie an Geschmacksbildung, um vollendete Schöpfungen von bleibendem Werthe hinzustellen, und nicht selten sinkt er bald ins Platte, bald ins Gemeine. Seine beschreibenden Gedichte (Leben der Erzväter, die Grafen von Holland, Leben Wilhelm's I., Beschreibung der Gegend von Kleve u. s. w.) sowie sein Trauerspiel «Cäsar und Cato» sind wenig mehr als bloße Reimereien. Größeres Lob dagegen verdienen seine «Herders-, Visschers- en Veldzangen». Seine gesammelten Werke (mit

Ausschluß der beschreibenden Gedichte) erschienen zu Amsterdam in vier Quartbänden; eine neue Ausgabe (Rotterd. 1829) blieb unvollendet.

Langenn (Friedr. Alb. von), sächs. Justizbeamter und Geschichtsforscher, geb. 26. Jan. 1798 zu Merseburg, studirte seit 1816 zu Leipzig die Rechte, habilitirte sich daselbst 1820 als akademischer Docent und wurde 1822 Oberhofgerichtsrath, 1823 Rath am Appellationsgericht zu Dresden. Aus diesem Collegium ging er 1829 als Hof- und Justizrath in die Landesregierung über. Nach den Unruhen von 1830 wurde er in verschiedenen außerordentlichen Aufträgen gebraucht. So war er unter anderm Mitglied der Untersuchungscommission in Betreff der Unruhen in Dresden im April 1831 sowie der in Leipzig im Aug. 1831. Provisorisch zum Regierungscommissar in Leipzig ernannt, wurde er 1834 daselbst zum Kreisdirector bestimmt, doch schon im Jan. 1835 erhielt er den Ruf als Erzieher des Prinzen Albert und wurde Geheimrath, bald darauf auch Mitglied des Staatsraths. 1836 entwarf er das Gesetz über das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe, und 1837 wählte ihn die Erste Kammer der Stände zum Mitgliede dieses Gerichtshofs. Nachdem er 1845 seine Stellung als Erzieher des Prinzen aufgegeben, erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath und Director des Justizministeriums, 1849 zum ersten Präsidenten des Ober-Appellationsgerichts zu Dresden. 1846 und 1856 wirkte er als Präsident der Gesetzgebungscommission. Neben seiner amtlichen Thätigkeit beschäftigte sich L. auch mit histor. Studien, besonders über die Geschichte Sachsens und des sächs. Regentenhauses. Als Früchte seiner archivalischen Forschungen erschienen das «Leben Herzog Albrecht's des Beherzten» (Lpz. 1838) und «Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1841) sowie die Schriften über die Herzogin Sidonie (Dresd. 1852) und die Biographien des Christoph von Carlowitz (Lpz. 1854) und des Melchior von Ossa (Lpz. 1860). Von seinen rechtswissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: die «Erörterungen praktischer Rechtsfragen» (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1829—33), die er mit dem Ober-Appellationsrath Kori, und die «Annalen des königl. sächs. Ober-Appellationsgerichts» (Dresd. 1860 fg.), welche er in Verbindung mit mehrern Collegen herausgab.

Langensalza, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher Hauptstadt des kursächs. Thüringen, liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend an der Salza, die in der Nähe in die Unstrut mündet. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts sowie einer Superintendentur und zählt (1864) 8937 E. Unter den vier Kirchen des Orts zeichnen sich die 1863 restaurirte goth. St.-Bonifacius- oder Marktkirche mit 287 F. hohem Thurme und drei von zehn Säulen getragenen hohen Schiffen, und die St.-Stephans- oder Bergkirche mit schönem Thurme aus. Außerdem sind von Bauwerken hervorzuheben das alte Schloß, früher Stammsitz der herzogl. Linie Sachsen-Weißenfels, jetzt verschiedenen Behörden dienend, das Rathhaus mit hohem Thurme, die neue Bürgerschule u. s. w. Die Stadt ist noch von Mauern mit vielen Thürmen und Zinnen umgeben; die Gräben sind jedoch ausgefüllt und in Parkanlagen verwandelt. An höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden eine Realschule und eine höhere Töchterschule. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Von größern Fabrikanlagen bestehen zwei Kammgarnspinnereien, eine Wollweberei und Tuchfabrik mit Streichgarnspinnerei, eine Baumwollwaarenfabrik, eine Sago- und Dextrinfabrik, zwei Maschinenbauanstalten, mehrere Ziegeleien und Kalkbrennereien. Sonst erstreckt sich die Gewerbthätigkeit auf Hüte, Watte, Corsets, Schuhwerk, Leinweberei, Tischlerei, Blechwaaren, Gerberei, Färberei, Seifensiederei u. s. w. Dazu kommen 16 Mehl- und Oelmühlen, 13 Bierbrauereien und mehrere große Kunst- und Handelsgärtnereien (vorzüglicher Spargel). Die in der Nähe befindliche Schwefelquelle ist mit Badeeinrichtungen versehen. Der bereits sehr lebhafte Verkehr wird durch die (1866) im Bau begriffene Eisenbahn von Gotha zum Anschluß an die Halle-Nordhausen-Kasseler Bahn noch an Bedeutung gewinnen. Ursprünglich dem nur $^1/_2$ M. entfernten Kloster Homburg, später aber den Herren von Salza gehörig, erhielt der Ort 1211 Stadtgerechtigkeit. Am 15. Febr. 1761 siegten bei L. die Preußen und Engländer unter Sydow und Spörken über die Reichsarmee unter Stainville, und 17. April 1813 bestanden hier die Preußen ein siegreiches Gefecht gegen die Baiern. Bei dem genannten Kloster Homburg, von dem sich noch Mauerreste vorfinden, schlug Kaiser Heinrich IV. 1075 die Sachsen und Thüringer. Neuerdings wurde L. im deutschen Kriege von 1866 bekannt. Nachdem 23. Juni die hannov. Armee mit dem Könige und dem Kronprinzen in L. eingerückt, kam es zwischen dieser und den nur etwa 8000 Mann starken Preußen (Generallieutenant von Flies) 27. Juni in der Umgegend der Stadt zu einem mörderischen Kampfe, in welchem die Hannoveraner zwar ihre Stellung behaupteten, aber doch am folgenden Tage sich zur Capitulation entschließen mußten. — Der Kreis L. umfaßt ein Areal

von 7,36 Q.-M. mit (1864) 34474 E. In demselben liegen noch die Städte **Tennstädt**, an der Schambach, mit 3013 E., und **Thamsbrück**, an der Unstrut, mit 1064 E. Vgl. Marschall, «Histor.-statist.-topogr. Beschreibung des Kreises L.» (Langensalza 1863); Göschel, «Chronik der Stadt L.» (2 Bde., Lpz. 1818—20).

Langer (Joh. Pet. von), Historienmaler, geb. 1756 zu Kalkum, studirte in Düsseldorf und wurde 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 1789 Director derselben. Von entschiedenem Einflusse auf ihn war eine Reise nach Paris, die er 1798 unternahm. Er lernte dort Rafael und Correggio in ihren Werken kennen und bestrebte sich fortan, seinen Schülern den Weg zu diesen großen Meistern zu zeigen. Denn seine größte Wirksamkeit entwickelte er als Lehrer, welchem Berufe er mit Begeisterung anhing. 1806 erhielt er den Ruf als Director der Akademie nach München, wo er tüchtige Künstler bildete und 6. Aug. 1824 starb. In Bezug auf seine eigenen Productionen war L. bedeutend im Ausdruck lebenskräftiger Gestalten, aber doch nicht frei von einer gewissen akademischen Manier. Vorzüglich geschätzt sind seine Bildnisse. Sein Hauptwerk ist der die Kinder segnende Christus in der Karmeliterkirche zu München; auch sein Zinsgroschen und mehrere andere Bilder aus der heil. Geschichte und aus der antiken Mythe haben Ruf. Durch eine Reihe geistreicher Radirungen suchte er seinen Schülern die damals noch gebräuchlichen Röthelstudien u. dgl. entbehrlich zu machen. — Sein Sohn und Schüler, **Robert von L.**, geb. 1783 in Düsseldorf, begleitete den Vater nach Paris und studirte dann ein Jahr in Italien. 1806 wurde er Professor an der münchener Akademie, wo er den Antikensaal einrichtete und den Unterricht in der Plastik leitete. Sodann wurde er 1820 auch Generalsecretär der Akademie, 1827 aber Director des königl. Cabinets der Handzeichnungen, endlich 1841 Central-Galeriedirector, in welcher Eigenschaft er mit unermüdlicher Thätigkeit die Pinakothek einrichtete und auch die schleißheimer Galerie neu ordnete, sodaß sie 1843 dem Publikum geöffnet werden konnte. Außerdem erwarb er sich ein Verdienst durch zweckmäßige Restaurationen, z. B. der berühmten Amazonenschlacht von Rubens. Als Historienmaler war er mehrfach bei den neuern münchener Arbeiten betheiligt. Die Frauenkirche und die Franciskanerkirche daselbst enthalten Altarblätter von seiner Hand; in dem Palais des Herzogs Max von Baiern malte er sechs große Frescobilder. Ferner lieferte L. eine Reihe von trefflichen Federzeichnungen zu Dante's «Hölle», welches Gedicht ihn besonders anzog, und aus welchem er auch den Stoff zu einem größern Gemälde nahm. Seine größte productive Thätigkeit fällt in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, in welcher Zeit er viele Bilder aus der biblischen und alten Geschichte malte. L. starb 6. Oct. 1846 auf seinem Landhause in Haidhausen.

Langethal (Christian Eduard), namhafter deutscher Botaniker, geb. 1806 in Erfurt, widmete sich 1827—30 zu Jena naturwissenschaftlichen, insbesondere botan. Studien und besuchte dann noch zwei Jahre lang das dortige, unter Schulze's Leitung stehende landwirthschaftliche Institut. Nachdem er seit 1832 als Amanuensis Schulze's gewirkt und 1833 die Doctorwürde erworben, erhielt er 1834 die Stelle eines Lehrers der ökonomischen Naturgeschichte auf der neuerrichteten landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald, deren Direction Schulze 1833 übernommen hatte. Als letzterer 1839 nach Jena zurückkehrte, wandte sich auch L. wieder nach dieser Universität, an der er 1839 eine außerord., später eine ord. Professur erhielt. Nach dem Tode Schulze's ward er mit der interimistischen Direction des landwirthschaftlichen Instituts betraut, die er 1861 an Stöckhardt überließ. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit setzte sich L. die Bearbeitung der Naturgeschichte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft zum Ziel. Seine Hauptwerke sind die treffliche «Geschichte der deutschen Landwirthschaft» (4 Bde., Jena 1847—56) und das «Lehrbuch der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde» (3 Bde., 4. Aufl., Jena 1866). Außerdem veröffentlichte er: «Terminologie der beschreibenden Botanik» (Jena 1846), «Beschreibung der Gewächse Deutschlands» (Jena 1858), «Die Geschichte der Landwirthschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte», im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863). Seit 1845 setzt L. die von Zenker begründete «Flora von Thüringen» fort.

Langhans (Karl Gotthart), berühmter Baumeister, geb. 1733 zu Landshut in Schlesien, studirte mit Vorliebe in seiner Jugend Sprachen und Mathematik, zeichnete auch gern. Seine Neigung wandte sich schließlich der Baukunst zu, die er theoretisch und praktisch übte. Dann bereitete er sich auch durch histor. Studien zu mehrfachen Reisen in den J. 1759—75 vor. Nach seiner Rückkehr ward er Kriegs- und Oberbaurath bei der Kammer in Breslau, wo er das Hatzfeld'sche Palais (jetzt Regierungsgebäude), mehrere Privathäuser und das frühere Theatergebäude aufführte. 1792 wurde er von Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, um das Innere des Opernhauses umzugestalten. Mit dem Entwurf und der Ausführung des

brandenb. Thors beauftragt, führte L. mit diesem Werke nach dem Vorbilde der Propyläen zuerst den griech. Baustil in Deutschland ein und wirkte dadurch bedeutend auf den Geschmack der Zeit. Inzwischen war er zum Director des königl. Oberbauamts ernannt worden. 1797 legte er das erste Stück Chaussee im preuß. Staate (von Berlin nach Steglitz) als Muster und Vorbild an. In der Folge vollendete er noch das von Gontard begonnene Marmorpalais in Potsdam und leitete mehrere andere Bauten in Berlin, darunter das anatom. Amphitheater der Thierarzneischule. L. starb 1808 während eines Besuchs auf seiner Besitzung Grüneiche bei Breslau. — Sein Sohn, Karl Ferdinand L., geb. 1781 zu Breslau, widmete sich ebenfalls der Baukunst, in welcher ihm sein Vater Lehrer war. Bereits 1797 trat er in preuß. Staatsdienste und unternahm verschiedene Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Italien. Seinen Ruf als Architekt begründete er mit dem Gesellschaftshaus der Kaufmannschaft in Breslau, wo er auch die Kirche der Elftausend Jungfrauen und das 1864 abgebrannte Theater erbaute. 1837 wurde ihm die Erbauung des Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs von Preußen zu Berlin übertragen. Nach dem Brande des königl. Opernhauses (1843) führte er den Umbau desselben aus. In neuerer Zeit hat sich L. namentlich durch mehrere gelungene Theaterbauten ausgezeichnet. So wurden außer den Theatern in Stettin, Dessau und Liegnitz neuerdings das Victoriatheater in Berlin, der Neubau des breslauer Theaters und das neue Theater zu Leipzig (seit 1864) nach seinen Entwürfen aufgeführt.

Langiewicz (Maryan), poln. Anführer im Aufstande von 1863, geb. 5. Aug. 1827 zu Krotoschin in der preuß. Provinz Posen, Sohn eines Arztes, bezog nach Beendigung des Gymnasialcursus 1848 die Universität Breslau, wo er seine Studien besonders der Mathematik und den slaw. Sprachen zuwandte. Nachdem er hierauf einige Zeit Hauslehrer gewesen, trat er in die preuß. Artillerie, in der er es während seiner Militärdienstzeit bis zum Bombardier brachte. Im Juli 1860 kam L. nach Paris, wo er eine Lehrerstelle an der neuen Militärschule erhielt, die daselbst von Mieroslawski errichtet worden war. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach Italien und betheiligte sich an dem Zuge Garibaldi's auf dem neapolit. Festlande als Adjutant des Generals Milbitz. Nach der Einverleibung Neapels in das neue Königreich Italien wirkte er wiederum als Lehrer an der poln. Militärschule zu Cuneo, bis diese von der Regierung geschlossen wurde. 1862 hielt er sich in Angelegenheiten des demokratischen Centralausschusses zu Paris und zu London wie auch zu Warschau auf. Er begab sich sodann von neuem heimlich nach Polen, als die gewaltsame Rekrutirung vom 14. Jan. 1863 das Zeichen zum Ausbruch des längst gärenden Aufstandes gegeben hatte. Unter den verschiedenen Freischarenführern, welche alsbald auftauchten, that sich L. bald durch außergewöhnliches militärisches Talent hervor. Er verlegte den Schauplatz seiner Thätigkeit in die Gegend der poln.-galiz. Grenze und verstand es, mit seiner nur etwa 4—7000 Mann zählenden Schar der wohl organisirten und ausgerüsteten Streitmacht der Russen gegenüber nicht unbedeutende Erfolge zu erringen. Schon nach einigen Wochen fühlte er sich stark genug, die aufständische Bewegung selbständig in seine Hand zu nehmen. Er erklärte sich 10. März zum Obergeneral und Dictator von Polen und ernannte 12. März, trotzdem daß Mieroslawski gegen diese Schritte protestirte, eine Civilregierung. Die Russen wandten sich jetzt mit allen verfügbaren Truppen gegen L., der sich endlich 19. März, nach den entscheidenden Kämpfen bei Chrobrze (17. März) und der Niederlage bei Busk (18. März), zum Uebertritte auf österr. Gebiet genöthigt sah. Von den österr. Behörden erkannt, wurde er erst zu Tarnow, dann zu Krakau, zuletzt zu Tischnowitz in Mähren internirt, Ende April aber, infolge eines Fluchtversuchs, nach der Festung Josephstadt gebracht. Ende Febr. 1865 erhielt L. seine Freiheit vollständig zurück, worauf er im März seinen Wohnsitz im Dorfe Grenchen im schweiz. Canton Solothurn nahm, der ihm inzwischen das Bürgerrecht verliehen hatte.

Langobarden, s. Longobarden.

Langres, feste Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ober-Marne, an der Marne, Sitz eines Bischofs, ist eine der am höchsten gelegenen Städte des innern Frankreich, 1456 F. oder doch 1367 F. über dem Meere, auf einem steilen, die umliegende fruchtbare Ebene beherrschenden Berge des durch seinen Eisenreichthum ausgezeichneten Plateau von L. Dieses Plateau bildet die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere, der Nordsee und dem Kanal, indem auf seinem 10 M. langen bis 2½ M. breiten, im Mittel 1000—1500 F. hohen, aber im Mont-Tasselot an der Seinequelle 1878 F. aufsteigenden Rücken oder den flachen, bewaldeten Seitenhängen die Saône, Maas, Marne, Aube, Seine und mehrere andere kleinere Flüsse entspringen. L. ist im ganzen ziemlich gut gebaut, hat alte Mauern mit Thürmen und Resten röm. Triumph-

bogen, eine schöne, gegen Ende des 11. Jahrh. im röm. Stile erbaute Kathedrale, einen Gerichtshof erster Instanz und ein Handelsgericht, ein Communal-Collége in einem sehr schönen Gebäude, ein theol. Seminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung in der ehemaligen Kirche St.-Didier und die schöne Promenade Blanche-Fontaine. Die Stadt zählt 7940 E., welche Lederfabriken, Essigsiedereien und Bierbrauereien und eine Wollspinnerei unterhalten, auch Kürschner- und viel Quincaillerie- sowie Messerschmiedewaaren, namentlich sehr geschätzte Scheren fertigen. Es besteht außerdem ein lebhafter Handel mit diesen Erzeugnissen, desgleichen mit landwirthschaftlichen Producten. L., das alte Andomatunnum, die Hauptstadt der gallischen Lingones, daher auch Civitas Lingonum genannt, erhielt von Kaiser Otho röm. Bürgerrecht. In ihrer Nähe wurden 301 die Alemannen von Konstantin Chlorus und 680 König Dagobert vom Majordomus Ebroin geschlagen. Von den Burgundern kam die Stadt an die Franken, 843 an Frankreich. Sie war schon früh Bischofssitz, hatte später eigene Grafen, gelangte durch Herzog Hugo III. von Burgund 1179 an dessen Oheim Walter, den Bischof von L., und wurde zu dessen Gunsten von Ludwig VII. zum Herzogthum erhoben. Die Stadt wurde 1362 gegen die Engländer befestigt, unter Ludwig XI. und Franz I. noch verstärkt, verfiel aber später und erhielt erst in neuerer Zeit unter Louis Philipp wieder Festungswerke. Die Umgegend bildet die Landschaft **Bassigny**, die früher theils zum Herzogthum Bar, theils mit L. selbst zur Champagne gehörte.

Languard, **Piz Languard**, d. h. Fernschau-Horn (vom roman. lungo guardo, Fernsicht), ein 10054 F. hoher Berg im schweiz. Canton Graubünden, unweit der tiroler Grenze, zu den Bernina-Alpen gehörig, im SSO. von Samaden, dem Hauptort von Ober-Engadin, und im N. der Bernina (s. d.), ist von Pontresina aus in 3—4 St. ohne allzu große Schwierigkeit zu ersteigen und bietet auf seinem, durch eine eiserne Fahnenstange und ein hölzernes Kreuz bezeichneten Scheitel, der nur 20—24 Personen Raum gibt, ein Alpenpanorama, wie es sich kaum zum zweiten mal findet, indem man einen Hunderte von Quadratmeilen umfassenden Gürtel von Schneegebirgen, mehr als 1700 Bergspitzen, vom Großglockner im O. bis zum Monte-Rosa und bei hellem Wetter sogar bis zu dem 50 St. entfernten Mont-Blanc im W., überschaut.

Languedoc hieß früher eine Provinz des südl. Frankreich, die von Provence, Dauphiné, Auvergne, Gascogne, Roussillon und dem Mittelmeere begrenzt war und 763 Q.-M. umfaßte. Sie führte ihren Namen von der südfranz. Mundart (langue d'oc), die der nordfranz. (langue d'oui) entgegengesetzt wird. (S. **Französische Sprache**.) Das Gebiet von L. nehmen jetzt die Departements Lozère, Gard, Ardèche, Aude, Hérault und Ober-Garonne, Ober-Loire und Tarn ein. Die Hauptstadt war Toulouse.

Languet (Hubert), ein kühner und geistreicher polit. Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Burgund, wurde, nachdem er in Frankreich seine Studien beendet, während seines Aufenthalts in Deutschland durch Camerarius mit den Ansichten der Reformatoren bekannt. Wegen der Unruhen in Deutschland ging er nach Italien und studirte in Padua die Rechte, wo er auch 1548 den Doctorgrad erhielt, kehrte aber 1549 nach Wittenberg zurück, um in Melanchthon's Nähe zu leben. Nachdem er später das nördl. Europa besucht hatte, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, der ihn 1568 auf den Reichstag in Speier sendete und zu mehrern wichtigen Sendungen, namentlich an Karl IX. von Frankreich verwendete. L. befand sich während der Bartholomäusnacht in Paris und rettete mehrere seiner Freunde, mußte aber darauf sich selbst verbergen. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien, dem er sehr nützlich war. Er starb zu Antwerpen 30. Sept. 1581. Seine berühmteste Schrift sind die «Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate» (Edinb. und Basel 1579; französisch von François Etienne unter dem Titel «De la puissance légitime du prince sur le peuple», Par. 1581), die er unter dem Namen Junius Brutus herausgab. Seine Biographie schrieb Philibert de Lamarre (Halle 1700).

Languste (Palinurus) heißen große Seekrebse, die im gewöhnlichen Leben häufig mit den eigentlichen Hummern (s. d.) verwechselt werden, von denen sie sich indeß durch den Mangel der großen Scheren und die ungeheuer langen äußern Fühler auf den ersten Blick unterscheiden. Die gewöhnliche L., die an den Küsten des Oceans und Mittelmeeres den Hummer ersetzt, wird mehr als $1\frac{1}{2}$ F. lang und bis 10 Pfd. schwer; ihre fünf gleichartig gestalteten Füße enden mit gebogenen Krallen, ihre Farbe ist braun und gelb marmorirt. Gekocht wird sie, wie der Hummer und Flußkrebs, roth.

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), franz. Staatsmann, geb. 12. März 1753 zu Rennes, vor Ausbruch der Revolution Professor des Kirchenrechts an der dortigen Universität, wurde von

seinem Heimatsbezirk 1789 zu den Generalstaaten abgeordnet, in denen er sich aufs bestimmteste für die polit. Reform erklärte. Nach der thätigsten Mitwirkung an den Arbeiten der Nationalversammlung erhielt er zu Rennes die Professur des constitutionellen Rechts und zugleich die für allgemeine Grammatik. Später in den Convent gewählt, kämpfte er mit den Girondisten gegen die Anarchie und den Jakobinismus. Im Processe Ludwig's XVI. stimmte er für des Königs Verbannung nach dem Frieden und wollte die Verurtheilung von zwei Drittheilen der Stimmen abhängig wissen. Er war in dem Decrete Couthon's begriffen, das den Girondisten Hausarrest auflegte, fand aber Gelegenheit, nach Rennes zu entfliehen. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte auch L. mit den übrigen, dem Schaffot entgangenen Geächteten in den Convent zurück. Als die Directorialverfassung ins Leben trat, wurde er von 73 Departements zugleich in den Rath der Alten gewählt. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Gesetzgebenden Körper und 22. März 1800 in den Senat, wo er das Haupt der schwachen Opposition bildete, welche die monarchischen Bestrebungen Bonaparte's bekämpfte. Dennoch erhob ihn Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. Am 1. April 1814 stimmte L. im Senate für die Absetzung des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung. Während der ersten Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde, was ihn jedoch nicht abhielt, sich gegen die Tendenzen der Ultraroyalisten zu erklären. Bei der Rückkehr Napoleon's erhob er Protest gegen die Zusatzacte, ließ sich aber aus patriotischen Rücksichten zum Eintritt in die Kammer als Abgeordneter der Hauptstadt bewegen. Er wurde zum Präsidenten der Versammlung erwählt, und Napoleon konnte nicht umhin, diese populäre Wahl zu bestätigen. Mit der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück, in der er sowie auch als Publicist die constitutionellen Rechte gegen die Reaction und den Fanatismus vertheidigte. Er starb 13. Jan. 1827. Seit 1808 war er Mitglied des Instituts. L. hatte umfassende Kenntnisse im Fache der Philologie, besonders in den orient. Sprachen. Unter seinen publicistischen Schriften sind noch von Bedeutung: «Appréciation du projet relatif aux trois concordats» (Par. 1817); «Constitutions de la nation française, précédées d'un essai historique et politique sur la charte» (2 Bde., Par. 1819); «De l'organisation municipale en France» (Par. 1821). Auch war er der Herausgeber der «Histoire naturelle de la parole» von Court de Gébelin (Par. 1816). — Sein ältester Sohn, **Paul Eugène, Graf von L.**, geb. zu Rennes 6. April 1789, folgte dem Vater 1827 in der Pairswürde. Seit der Revolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. — Ein zweiter Sohn, **Victor Ambroise, Vicomte L.**, geb. 5. Nov. 1802, studirte die Rechte und prakticirte längere Zeit als Advocat. Er wurde 1830 Staatsanwaltsgehülfe und war 1837—48 Mitglied der Deputirtenkammer, wo er sich zur Linken hielt und besonders das Seewesen zum Gegenstande seiner Discussionen machte. 1848 wurde er vom Depart. Nieder-Loire in die Constituante, nachher vom Seine-Departement in die Legislative gewählt. In dem Cabinet vom 2. Juni 1849 übernahm er das Portefeuille des Ackerbaues und des Handels, dann interimistisch an Falloux' Stelle das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Als Anhänger der parlamentarischen Regierung legte er jedoch mit Odilon Barrot schon 31. Oct. seine Aemter nieder und wandte sich in der Legislativen der republikanisch gesinnten Minorität zu. Bei dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 wurde L. mit andern seiner Collegen verhaftet und nach Vincennes gebracht. Erst 1863 trat er, im Depart. Nieder-Loire gewählt, wieder in die Legislative, wo er zur Opposition gehörte.

Lanner (Jos. Franz Karl), berühmter Tanzcomponist, geb. zu Wien 11. April 1801 als der Sohn eines Handschuhmachers, zeigte schon frühzeitig entschiedene Hinneigung zur Musik und brachte es ohne besondern Unterricht auf der Violine zu großer Fertigkeit, sowie er auch in der Composition meist autodidaktisch sich bildete. Als Jüngling vereinigte er sich mit einigen Altersgenossen zu einem Streichquintett, arrangirte und componirte für dasselbe, und mit der Zeit ging daraus ein vollständiges Orchester hervor, welches er vortrefflich zu schulen wußte, und mit dem er den Wienern seine Tanzweisen zu allgemeinstem Entzücken vorführte, auch hin und wieder einige Reisen innerhalb eines Theils von Deutsch-Oesterreich und Ungarn machte. Ins Ausland ist er, ungleich seinem Rivalen Strauß, nicht gekommen. Zum Kapellmeister des zweiten Bürgerregiments und zum Ehrenbürger von Wien ernannt, starb er plötzlich zu Oberdöbling bei Wien 14. April 1843. L. machte in der Geschichte der Tanzcomposition Epoche, indem er den Walzer (diese Gattung cultivirte er am meisten) aus den engen Grenzen einiger blos achttaktiger Reprisen heraustreten ließ und zu einer intensiv und extensiv erweiterten Kunstform erhob. Dabei sind seine Walzer in der schönen Vereinigung von Frische und Gemüthlich-

keit der Melodik und pikanter Harmonik und Rhythmik eigentlich noch unübertroffen. Außer Walzern hat L. noch Galops, Quadrillen, Märsche, Potpourris, dann eine Ouverture zu dem Zaubermärchen «Der Preis einer Lebensstunde» und die Musik zu einer Pantomime geschrieben. Die Zahl seiner gedruckten Compositionen übersteigt 200.

Lannes (Jean), Herzog von Montebello, Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. 11. April 1769 zu Lectoure, mußte nach kurzem Schulbesuch, weil seine Aeltern verarmt, zu einem Färber in die Lehre gehen, trat aber 1792 in die Armee und stieg durch seltene Tapferkeit und militärisches Talent bis 1795 schon zum Obersten, als welcher er eine Brigade befehligte. Nach dem Frieden von Basel durch einen Volksrepräsentanten als unfähig bezeichnet, wurde er jedoch entlassen. Er ging als Freiwilliger zur Armee von Italien und erregte sehr bald die Aufmerksamkeit Bonaparte's, der ihm den Grad eines Obersten zurückgab. Bei allen Gelegenheiten zeichnete er sich aus, besonders nachdem er kurz vorher Brigadegeneral geworden. Er war bei dem Corps, das gegen den Kirchenstaat marschirte, und schloß auch den Frieden mit dem Papste ab. Aus Anhänglichkeit für Bonaparte ging er 1798 mit nach Aegypten, führte eine Brigade in der Division Kleber's und entschied namentlich den Sieg bei Abukir, wo er schwer verwundet wurde. Nachdem er mit dem Obergeneral nach Frankreich zurückgekehrt, leistete er diesem die wichtigsten Dienste am 18. Brumaire und erhielt dann den Befehl über die 9. und 10. Militärdivision zu Toulouse, bald nachher (1800) den über die Consulargarde. Im Feldzuge desselben Jahres führte er Bonaparte's Vorhut über den Bernhard und schlug den Feind 9. Juni bei Montebello. In der Schlacht von Marengo commandirte er zwei Divisionen. Nach dem Frieden 1801 ging er als bevollmächtigter Minister nach Lissabon. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Marschall und 19. Mai 1804 zum Herzog von Montebello erhoben. Im folgenden Jahre rief ihn aber der Kaiser nach Frankreich zurück und gab ihm im Feldzuge gegen Oesterreich den Befehl über ein Armeecorps, das er ruhmvoll führte. Bei Austerlitz 2. Dec. 1805 war er auf dem linken Flügel zur Offensive bestimmt, während der Kaiser den rechten defensiv hielt und dann die feindliche Mitte durchbrach. L. verfolgte die Russen und besetzte nach dem Waffenstillstande vom 7. Dec. Mähren. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen befehligte er das 5. Corps, siegte 10. Oct. bei Saalfeld, eröffnete 14. Oct. im Centrum die Schlacht von Jena und nahm am 21. die Festung Spandau. Bei Pultusk 26. Dec. schwer verwundet, kam er erst im Mai 1807 wieder zur Armee und bildete in Marienburg ein Reservecorps zur Unterstützung Lefebvre's, welcher Danzig belagerte. Nach der Capitulation der Festung kämpfte er 10. Juni bei Heilsberg und am 14. bei Friedland. Nach dem Congreß von Erfurt begleitete er den Kaiser 1808 nach Spanien, wo er Castaños bei Tudela schlug und dann die berühmte Belagerung von Saragossa unternahm. Im Kriege von 1809 gegen Oesterreich befehligte er zwei Divisionen in den Gefechten vom 19. bis 23. April, die man zusammen die Schlacht von Regensburg nennt. An der Spitze des Vortrabs ging er sodann auf Wien und zog daselbst nach einer zweitägigen Beschießung 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.) führte er den Befehl im Centrum. Hier zerschmetterte ihm eine Geschützkugel beide Beine. Man trug ihn zu dem Kaiser, der über das Unglück seines treuesten Freundes tief erschüttert war. L. starb 31. Mai zu Wien. Die Leiche wurde nach Strasburg geschafft und 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt. — Sein ältester Sohn, Napoleon Auguste, Herzog von Montebello, geb. 30. Juli 1801, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Staatsdienste und fungirte mehrfach als Gesandter. Er ging zuerst als bevollmächtigter Minister nach Schweden, später in gleicher Eigenschaft nach der Schweiz, wo er sich besonders durch die Note vom Juli 1836, welche die Entfernung der polit. Flüchtlinge forderte, bekannt machte. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, das er aber schon 12. April dem Marschall Soult abtrat. Hierauf ging er als Gesandter nach Neapel und war später Marineminister im Guizot'schen Cabinet. 1849 wurde er vom Marne-Departement in die legislative Versammlung gewählt, wo er, als einer der eifrigsten Anhänger der frühern conservativen Partei, mit der Majorität stimmte. Seit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 hielt er sich eine Zeit lang fern vom öffentlichen Schauplatz. Im Mai 1858 ging er als Gesandter nach Petersburg, wo er bis zum Herbst 1864 verblieb. Nach seiner Rückkehr wurde er 5. Oct. 1864 zum Senator ernannt. Sein jüngerer Bruder, Gustav Olivier, Graf von Montebello, geb. 4. Dec. 1804, ist seit 1855 Divisionsgeneral.

Lannoy (Juliana Cornelia, Baronesse von), holländ. Dichterin, geb. zu Breda 1738, aus einer vornehmen und sehr alten Familie, trug nicht wenig bei zum Wiederaufblühen der holländ. Dichtkunst. Von der Natur mit trefflichen Anlagen ausgerüstet, machte sie einen hohen Grad

der Bildung sich zu eigen und lebte dann, entfernt von dem Treiben der großen Welt, den Musen. Sie starb 18. Febr. 1782 zu Gertruidenberg. Für die Bühne schrieb sie «Leo de Groote» (1767), «De belagering van Harlem» (1770) und «Cleopatra» (1776). Ihre «Dichtkundige werken» erschienen zu Leyden 1780 (2 Bde.) und ihre «Nagelaten dichtwerken» gab Bilderdijk (1783) heraus.

Lansdowne (Will. Petty, Graf Shelburne, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 2. Mai 1737, war der Sohn des John Fitzmaurice, aus der alten irisch-normänn. Familie der Fitzmaurice von Kerry, der 1751 von seinem mütterlichen Oheim, Henry Petty, Sohn des 1685 gestorbenen, durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Reichthümer berühmten Sir William Petty, ein großes Vermögen und den Titel eines Grafen von Shelburne erbte. Dieser ging nach seinem Tode 1761 auf den Sohn über, der, nachdem er mehrere Jahre in den Reihen der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatham ins Ministerium trat, aus dem er bei dessen Auflösung 1768 ebenfalls seinen Rückzug nehmen mußte. Seitdem zeigte er sich als der heftigste Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich der Maßregeln und des Kriegs gegen die nordamerik. Colonien. Im März 1782 wurde er Staatssecretär des Auswärtigen, und als solcher leitete er sogleich die Friedensunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Cabinets, legte aber, durch die Verbindung zwischen Fox (s. d.) und North gezwungen, schon Febr. 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt mit dem jungen Pitt (s. d.) eröffnete, stürzte auch das Coalitionsministerium. Pitt jedoch wußte, wahrscheinlich aus Eifersucht, ihn vom Eintritt ins Cabinet abzuhalten. Um ihn indeß im freundlichen Verhältnisse zur Regierung zu erhalten, wurde Shelburne 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre später zog er sich auf seine Güter zurück und lebte als eifriger Beschützer der Gelehrten und Künstler. Er starb 7. Mai 1805; seine bedeutende Bibliothek kaufte das Britische Museum.

Lansdowne (Lord Henry Petty, Marquis von), brit. Staatsmann, der einzige Sohn des vorigen aus der zweiten Ehe mit Louise Fitzpatrick, der Tochter des Grafen von Upper-Ossory, wurde 2. Juli 1780 geboren. Nachdem er zu Edinburgh und Cambridge seine wissenschaftliche Bildung erhalten, bereiste er den Continent und ließ sich nach seiner Rückkehr 1802 für Calne ins Unterhaus wählen. Hier gesellte er sich zur Opposition, unterstützte die 1805 gegen den Chef der Admiralität, Lord Melville, erhobene Anklage und zeigte trotz seiner Jugend große Gewandtheit. Im Jan. 1806 trat er in das von Fox und Grenville gebildete Coalitionsministerium, indem er Pitt nicht nur als Schatzkanzler, sondern auch als Abgeordneter der Universität zu Cambridge ersetzte. Seine Stellung war insofern höchst schwierig, als er die ungeheuern Auflagen vor dem Unterhause rechtfertigen sollte, die der Krieg erforderte. Schon im März 1807 mußte jedoch das Ministerium wegen Befürwortung der von Georg III. hartnäckig verweigerten Katholikenemancipation abdanken, und Petty verstärkte im Unterhause von neuem die Opposition. Nach dem Tode seines Halbbruders (1809) erbte er den Titel eines Marquis von L. und trat nun ins Oberhaus, wo er sich ebenfalls als der Verfechter liberaler Grundsätze erwies. Zugleich versammelte er in Lansdowne-Hause und auf seinem Schlosse Bowood in Wiltshire die Elite der Whigpartei um sich und zeigte sich als großmüthiger Freund der Literatur und Kunst. Nach dem Ableben des letzten Grafen von Kerry 1818 gingen auch die Titel und Güter der Fitzmaurice auf ihn über, deren alten Familiennamen er wieder annahm. Als Canning 1827, von den Tories angefeindet, ein Bündniß mit den gemäßigten Liberalen schloß, übernahm L. das Ministerium des Innern, welches er auch unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Ripon) beibehielt. Als jedoch Wellington ans Ruder kam, zog er sich zurück und griff wieder zur Opposition. Besonders arbeitete er für Verbesserung der Criminaljustiz und setzte eine Acte (Lansdowne-act) durch, welche alte harte Strafbestimmungen abschaffte. Im Nov. 1830 trat er in das Reformministerium Grey's und wurde Präsident des Staatsraths. Auch unter der Verwaltung Melbourne's behielt er diese Stellung bis zum Austritte der Whigs 28. Aug. 1841 und nahm sie im Juli 1846 unter dem Ministerium Russell zum dritten mal ein. Als Vertreter der Regierung im Oberhause erwarb er sich durch die Mäßigung und Würde seines Betragens und die Ruhe, die er allen Angriffen der Tories entgegensetzte, die Achtung der Versammlung und des Publikums in so hohem Grade, daß auch seine Gegner es mit Bedauern vernahmen, als er beim Falle des Whigministeriums im Febr. 1852 seine polit. Rolle für beendet erklärte. Nach Rücktritt Lord Derby's im Dec. 1852 wurde er indeß mit Graf Aberdeen zur Bildung einer neuen Administration berufen, in der er zwar kein Portefeuille

übernahm, aber doch als Mitglied des Cabinets eintrat. Er blieb in demselben auch nach dem Ausscheiden Aberdeen's und Russell's im Winter 1855, um die völlige Sprengung des Ministeriums zu verhüten, und unterstützte Palmerston während des ganzen russ. Kriegs mit dem Gewicht seines Namens und seines Einflusses. Erst als sich dessen Ministerium infolge des Misglückens der von ihm eingebrachten Verschwörungsbill im Febr. 1858 auflöste, schied L. vom Amte, um nicht wieder in dasselbe zurückzukehren. Die ihm angetragene Herzogswürde lehnte er ab. Noch bis an sein Ende im Besitz einer seltenen Geistesfrische und körperlichen Rüstigkeit, starb er zu Bowood 31. Jan. 1863. Da sein ältester Sohn, der Graf von Kerry, schon vor ihm gestorben war, so folgte ihm in dem Titel eines Marquis von L. der zweite, **Henry Thomas Fitzmaurice, Graf von Shelburne**, geb. 5. Jan. 1816, der bereits 1856 als Baron Wycombe ins Oberhaus getreten war. Derselbe starb indeß schon 5. Juli 1866 und hatte seinen Sohn **Henry Charles Keith, Graf von Kerry** (geb. 14. Jan. 1845) zum Nachfolger.

Lanthān, ein einfacher metallischer Körper, von Mosander 1839 im Cerit entdeckt, in welchem er von dem Cer und von dem Didym begleitet vorkommt. Den Namen leitete der Entdecker von dem griech. Worte λανθάνειν, d. i. verborgen sein, ab, da es bisher durch das Cer, dem es sehr ähnlich ist, versteckt gehalten wurde. Im reinen Zustande ist es noch nicht bekannt. Das didymhaltige L. erscheint als graues Metallpulver von dunkler Bleifarbe, das weich ist und sich ausplätten läßt.

Lanuvium, eine an der Appischen Straße, südöstlich von Rom, auf einer Anhöhe gelegene Stadt in Latium, in der Nähe des jetzigen Fleckens Civita-Lavinia, war im Alterthume berühmt durch eine ganz eigenthümliche Festlichkeit, die man im Frühling jährlich unter dem Zuströmen einer unabsehbaren Menge von Zuschauern aus Rom und der Umgegend zu Ehren der Schutzpatronin, der Juno Sospita, beging, welche hier in einem heil. Drachen verehrt wurde. Diesem Drachen, welcher eine düstere Grotte bewohnte, mußten nämlich die Jungfrauen von L., festlich geschmückt und unter allerlei Ceremonien, den geweihten Kuchen darbringen, worauf dieser durch den Genuß oder durch die Verschmähung der dargebotenen Speise den noch unbefleckten Wandel der Jungfrauen oder das Gegentheil andeutete.

Lanze, eine Stoßwaffe, die aus einer 8—12 F. langen Stange (dem Schaft) mit einer scharfen eisernen Spitze und an dieser gewöhnlich einem Fähnchen (der Flagge) besteht. Sie ist also eine der vielen Formen des Spießes, der im Alterthume die Hauptwaffe des Fußvolks war und sich, freilich in verminderter Zahl, bis zum Anfange des 18. Jahrh. erhalten hat. Noch Montecuculi (nach dem Dreißigjährigen Kriege) nennt sie die Königin der Waffen. Im Mittelalter führten die schwergeharnischten Ritter eine kürzere L., deren Schaft hinten dick, mit einem Einschnitt zum Umfassen und sehr schwer war; sie diente dazu, beim Anlauf den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Nach der Einführung der Ordonnanzcompagnien in Frankreich (s. **Gensdarmen**) wurde die schwere Reiterei nach L. berechnet: eine volle L. (lance fournie) war sechs Reiter stark. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wurde jedoch die L. bei der Reiterei ganz abgeschafft. Die jetzige Reiterlanze ist tatar. Ursprungs und von dort zu den Kosacken und Polen übergegangen, wo ihr Gebrauch sehr ausgebildet und die Waffe eine wahre Nationalwaffe geworden ist. Die Erfolge derselben haben bewirkt, daß im 18. Jahrh. allmählich auch in den übrigen europ. Heeren einige Cavalerieregimenter als **Ulanen** oder **Lanciers** damit bewaffnet worden sind. Die L. ist besonders vortheilhaft zum geschlossenen Angriff und zur Verfolgung. Im Einzelgefecht kann sie bei geschickten Reitern auf gewandten Pferden auch wol furchtbar werden; aber sie verlangt einen gewissen freien Spielraum, der im Handgemenge gewöhnlich fehlt. Die Tschernomorskischen Kosacken hatten aus diesem Grunde im Kampfe mit den kaukas. Stämmen, als es ihnen freigestellt wurde, die L. abgelegt. Frankreich hat (Anfang 1866) 9, Oesterreich 13, Preußen 23 (incl. 8 Landwehr-), Rußland 16 Ulanen-Regimenter; in letztern kommen noch die Kosackenheere dazu.

Lanzette (franz.) ist ein chirurgisches Instrument, welches aus einer etwa zolllangen, verhältnißmäßig breiten, zweischneidigen Klinge besteht, die in ein aus zwei Schalen gebildetes Heft eingeschlagen und zu diesem in jeden beliebigen Winkel gestellt werden kann. Beim Gebrauch wird die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt, schief in die Haut eingestoßen und, wenn nöthig, der Schnitt beim Herausziehen der Klinge noch erweitert. Die L. dient zum Eröffnen von Abscessen, zum Aderlassen und Impfen. Beim Aderlassen ist sie dem in seiner Wirkung unsichern Schnepper vorzuziehen. — Nach der eigenthümlichen Gestalt der dünnen, weidenblattförmigen Klinge bezeichnet man ähnlich gestaltete Gebilde (z. B. Blätter) als **lanzettförmig**.

Lanzi (Luigi), ital. Alterthumsforscher, geb. zu Monte dell' Olmo bei Macerata 1732,

trat in den Jesuitenorden und entwickelte zu Rom seinen Sinn für die Ueberreste des bildlichen Alterthums. Von Rom kam er nach Florenz, wo er 1782 den «Guida della galeria di Firenze» herausgab. Seiner reinen Sprache wegen wurde er 1807 Präsident der Akademie della Crusca. Er starb zu Florenz 30. März 1810. Seine beiden durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Hauptwerke sind der «Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia» (3 Bde., Rom 1789), worin er gegen die Annahme der toscan. Gelehrten öffentlich den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etrurische Bildung bekannte, und die «Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII. secolo» (Bassano 1795; 4. Aufl. 1815), welche in der deutschen Uebersetzung von A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt (3 Bde., Lpz. 1830—33) viele Berichtigungen erhielt. Wichtig sind auch L.'s Untersuchungen «Dei vasi antichi volgarmento chiamati etruschi» (Flor. 1806) und die «Notizie della scultura degli antichi» (neue Aufl. von Inghirami, Flor. 1824; deutsch von Lange, Lpz. 1816). Seine «Opere postume» gab Boni heraus (2 Bde., Flor. 1817).

Laodămas, der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tode unter Kreon's Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Zug der Epigonen (s. d.) gegen Theben. Er kämpfte hierbei gegen die Argeier und tödtete den Sohn des Adrastos, Aegialeus, wurde aber selbst von Alkmäon erlegt. Nach andern rettete er sich nach verlorener Schlacht mit dem Rest des Heeres zu den Encheleern nach Illyrien.

Laodicēa (griech. Laodikeia) war der Name verschiedener asiat. Städte, unter welchen die im südwestl. Phrygien nahe der Grenze von Karien und Lydien nicht weit vom südl. Ufer des Flusses Lykos gelegene die bedeutendste war. Sie war von König Antiochos II. von Syrien gegründet und gelangte besonders seit dem Beginn der röm. Kaiserzeit zu hoher Blüte, die durch ein verheerendes Erdbeben 61 n. Chr. nur vorübergehend gestört wurde. In der christl. Kirchengeschichte ist sie bekannt als Sitz zweier Concilien (um 363 und 476). Im Mittelalter, besonders seit dem 12. Jahrh., litt sie stark durch die Verwüstungen der Türken. Heutzutage sind noch Ruinen von ihr in der Nähe von Eski-Hissar erhalten, darunter die eines Theaters und einer Rennbahn. — Ein zweites L. lag an der Westküste von Syrien, südlich vom Berge Kasios, mit einem guten Hafen, in einer sehr fruchtbaren, besonders trefflichen Wein erzeugenden Gegend. Es war eine Gründung des Seleukos Nikator, die an die Stelle einer ältern, Ramitha genannten Ortschaft trat und noch jetzt in dem Namen der neuern Stadt Latikiah fortlebt. — Ein drittes L. lag südlich von dem ebengenannten, in Cölesyrien, zwischen den nördlichsten Theilen des Libanon und Antilibanon (daher L. am Libanon genannt); ein viertes in der Landschaft Lykaonien, zwischen Phrygien und Kappadokien, mit dem Beinamen Katakekaumene (die Verbrannte), jetzt Ladik; ein fünftes endlich in Medien.

Laodike, die Tochter des Priamos und der Hekabe, Gemahlin des Helikaon, nach Spätern des Akamas und Mutter des Munitos, wurde nach einigen auf der Flucht nach der Zerstörung Trojas von der Erde verschlungen, nach andern aber stürzte sie sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohns von einer Höhe herab. — L., die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, wird von den Tragikern Elektra genannt.

Laokŏon, der Sohn des Antenor oder des Akoites, war Priester des Thymbräischen Apollo oder des Poseidon zu Troja. Als die Griechen zur List mit dem hölzernen Pferde ihre Zuflucht genommen und die Trojaner dieses umringten, eilte L. herbei, um vor dem Betruge zu warnen, und schleuderte seine Lanze auf jenes zum Beweis, daß es kein Heiligthum der Athene, sondern menschliches Trugwerk sei. Indessen wurde der gefangene Sinon eingebracht, der allen Verdacht von sich und dem Pferde abzuwenden wußte. Hierauf bereitete sich L., dem Poseidon ein Stieropfer darzubringen, wobei sich zwei ungeheuere Schlangen über das Meer von Tenedos her nahten. Alles floh, nur L. und seine zwei Söhne blieben beim Altar zurück. Zuerst umwanden die Ungeheuer die beiden Knaben und, als ihnen der Vater zu Hülfe eilte, auch diesen selbst. Diese Sage, obwol erst nachhomerischen Ursprungs, war ein Lieblingsgegenstand der griech. Dichter. Sophokles dichtete aus ihr eine berühmte Tragödie, die aber verloren gegangen. Für uns hat die Laokoonsage eine besondere Bedeutung durch ein berühmtes Bildwerk gewonnen, das den Tod des L. und seiner beiden Söhne darstellt. Dasselbe wurde 1506 durch Felice de Fredis beim Nachgraben in einem Weingarten bei Sette-Sala gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen, darauf im Belvedere des Vatican aufgestellt, wohin es auch aus Paris 1814 wieder zurückgekehrt ist. Die Gruppe ist, bis auf den rechten Arm des L., welcher von Giov. Agnolo, einem geschickten Schüler des Michel Angelo, ergänzt wurde, vollständig erhalten und gehört zu den vollendetsten Werken, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind.

Sie stellt, wie O. Müller sagt, gleichsam drei Acte eines Trauerspiels dar, und zwar im Vater den mittelsten, in welchem Energie und Pathos am höchsten sich steigern. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre und dadurch den Anfang der Handlung darstellt, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden und verloren ist, concentrirt sich in der mächtigen Mittelfigur der furchtbare Moment mit der erhabensten Gewalt. Nicht weniger als diese tiefsinnige, in ihrer Art unvergleichliche Auffassung und Composition setzen die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften und fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatom. Kenntniß, das Spiel der Muskeln und die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder sowie die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung in lebhaftes Mitgefühl, obschon sich nicht leugnen läßt, daß die Auffassung und Behandlung hier und da schon an theatralische Manierirtheit anstreift. Ausgeführt wurde dieses Werk aus sechs Blöcken von den aus Rhodus gebürtigen Bildhauern Agesander, Polydoros und Athenodoros. Jedoch ist über die Zeit der Entstehung noch immer viel Streit. Welcker und O. Müller haben dieses Meisterwerk in die blühende Zeit der rhodischen Kunstschule (147 v. Chr.), andere aber, namentlich Thiersch und C. F. Hormann, in die erste Kaiserzeit versetzt. Man hat davon verschiedene Copien neuerer Künstler, unter andern auch eine von Bacio Baudinelli, welche in der Mediceischen Galerie zu Florenz aufgestellt ist, und eine von Bronze gegossene, nach einem Modell von Giacopo Tatti oder Sansovino, die nach Frankreich kam. Auf die anziehende Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffs, welche L. veranlaßt hat, bezieht sich Lessing's berühmte Schrift «L., oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» (Berl. 1763 u. öfter). Vgl. Bernoulli, «Ueber die Laokoongruppe» (Bas. 1863).

Laomĕdon, der Sohn des Ilos und der Eurydike, war König von Troja, Gemahl der Strymo oder Plakia oder Leukippe und Vater des Tithonos, Lampos, Klytios, Hiketaon, Podarkes, der Hesione, Killa, Astyoche und des unehelichen Bukolion. Ihm mußten Apollo und Poseidon zur Strafe, weil sie den Zeus hatten fesseln wollen, um Lohn dienen und die Mauern von Troja erbauen. Als sie aber fertig waren, wurde L. wortbrüchig und gab den bedungenen Lohn nicht. Dafür rächte sich jener durch die Pest, dieser durch ein Seeungeheuer, dem die Hesione preisgegeben werden sollte. Als L. auch dem Herakles, der dieselbe gerettet hatte, sein Versprechen nicht hielt, zog dieser gegen Troja, eroberte es und tödtete den L. nebst seinen Söhnen außer Podarkes. Sein Grabmal war vor dem Skäischen Thore, von dessen Erhaltung der Sage nach das Fortbestehen Trojas abhing.

Laon, Hauptstadt des franz. Depart. Aisne, in der zur ehemaligen Picardie gehörigen Landschaft Laonnais, an der Eisenbahn, 17,4 M. in NO. von Paris auf einem isolirten, von einer großen, fruchtbaren Ebene umgebenen, 300 F. hohen Berg gelegen, ist mehr durch diese Lage als durch seine alten Mauern und Thürme von militärischer Wichtigkeit. Die Stadt zählt 10090 E., wird von einer einzigen, ziemlich breiten Straße durchschnitten und hat terrassenförmige Boulevards sowie im untern Theile fünf Vorstädte. Sie besitzt eine große, 1115 erbaute Kathedrale (Notre-Dame) mit vier Thürmen, ein Gemisch roman. und goth. Stils, gleichwie die Kirche St.-Martin, eine große Zahl aus dem Mittelalter stammende Häuser, die 643 gegründete Benedictinerabtei St.-Vincent, die jetzt die Jesuiten bewohnen, ein schönes, modernes Stadthaus an der Stelle des alten Thurms von König Ludwig d'Outre-Mer und ein ziemlich hübsches Theater. Auch ist die Stadt mit Kasernen und einer unter Ludwig Philipp reparirten Citadelle versehen. L. hat einen Gerichtshof erster Instanz, einen Assisenhof und ein Friedensgericht, ein Communalcollége, ein Lehrerseminar, eine werthvolle öffentliche Bibliothek mit 500 Handschriften und mehrern tausend Autographen von König Lothar an, eine Akademische Gesellschaft mit einer Kunst- und Alterthümersammlung. Die Bevölkerung producirt Leinwand und Strumpfwaaren, Wolldecken und grobes Tuch, Hüte, Scheffel und Siebe, Kessel, Pumpen, Nudeln u. s. w. und treibt lebhaften Handel mit Wolle, Getreide, Gemüse, besonders mit berühmten Artischoken. Auch ist L. Mittelpunkt für den Handel der Gewebe von St.-Quentin, der Eisen- und Blechwaaren von Folembray, der Spiegel und Glaswaaren von St.-Gobain. Im Alterthum hieß der Ort Lugdunum clavatum, später Laudunum, der umliegende Gau Pagus Laudunensis. Geschichtlich denkwürdig ist L. besonders durch den Sieg, welchen hier Blücher 9. und 10. März 1814 über Napoleon davontrug. Die Schlacht von L. gab dem Kriege für die Verbündeten die letzte günstige Wendung. (S. Russisch-deutscher Krieg.)

Laos bezeichnet die eingeborenen Stämme in dem von Siam abhängigen Theile des hinterindischen Hochlandes, das den obern Raum zwischen den Grenzen von China, Assam, Birma,

Siam und Tonquin ausfüllt. Sie gehören, gleich den Schan der Birmanen, zur Thai-Rasse, die sich durch die Ahom bis Assam erstreckt. Die westlichen L. tättowiren sich (wie die Birmanen und die Schan) und werden deshalb Lao pung dam (schwarzbäuchige L.) genannt. Sie bilden die Fürstenthümer Labong (gegründet 574 n. Chr.), Lamphum, Lagong, Myang Preh, Myang Nan, Xiengrai und Xiengmay oder Zimmay. Letzteres war früher ein unabhängiges Königreich, das mehrfach Kriege mit Pegu führte. Von den Fürstenthümern der östlichen oder weißen L. (Lao pung khao) wurde Viengchan (1828) fast ganz, Myang Phuen größtentheils von den Siamesen zerstört. Myang Lom zahlt diesen Tribut, und das früher von drei Königen beherrschte Myang Luang Phrabang ist nicht nur Siam, sondern auch Cochinchina unterthänig. Als ein vom Meere abgeschnittenes Binnenland ist L. den Europäern lange unbekannt geblieben. Zimmay (Jamahay) wurde zuerst besucht durch den londoner Kaufmann Ralph Fitch, der (1586) von Pegu aus dorthin kam. Sein Nachfolger, der Handelsagent Thomas Samuel, fiel (1617) bei der Eroberung der Stadt in birman. Gefangenschaft. Nach der engl. Besetzung Molmein's (1826) wurden neue Expeditionen ausgeschickt, und das Zusammentreffen mit chines. Karavanen leitete auf die Idee des Ueberlandwegs nach Yunan, der jetzt in seiner natürlichen Richtung zur Ausführung zu kommen beginnt und wieder auf die alte Straße, über Bhamo, eingelenkt hat. Der einheimische Waarentransport im Laoslande geschieht auf Packochsen, doch bedienen sich die dort reisenden Chinesen der Maulthiere oder Esel. Diese bringen Kupfer, Eisengefäße, Thee, Salz, Zinnober, Droguerien, Bijouterien, Manufacturen, Früchte u. s. w., um dafür Baumwolle, Elfenbein, Hörner, Serpentinstein, fossilen Bernstein, Lacksachen und mitunter auch Rubinen oder Gold einzuhandeln. Die weißen L. treiben außerdem noch einen Handel mit Tonquin und ziehen Seidenwürmer. Der erste Europäer, der zu ihnen gelangte, war Wusthof, ein Agent der holländ. Factorei in Kambodscha, der (1641) unter großen Beschwerden den Mekhongfluß hinaufschiffte. Während die Schan für das Schreiben auf Palmblätter die birman. Schrift angenommen haben, besitzen die L. verschiedene Alphabete, die aus der kambodischen Form des Pali abgeleitet sind, und bedienen sich für die nichtreligiöse Literatur der siamesischen Zickzackbücher aus grobem Bastpapier. Unter dem Namen der freien L. werden gewöhnlich die Gebirgsstämme der Radeh verstanden, die sich selbst für Thai-yai ausgeben. Die unter den L. zerstreut lebenden Lava sind den Karen verwandt, wie die Lolos an der Grenze Yunans den Miaotse. Andere der herrenlosen Waldbewohner ähneln den Ka-Khyen und durch diese den Singpho oder Kamti. Mit der Einwanderung der Laosfürsten beginnt die an die Gründung Ayuthias geknüpfte Geschichte der jetzigen Siamesen, die sich damals von Kambodscha befreiten und deshalb Thai (die Freien) nannten. Die Bezeichnung Siam wurde von den Portugiesen als Entstellung des birman. Namens der Schan eingeführt. Zwischen der Sprache der L. und der siamesischen besteht nur dialektische Verschiedenheit, besonders dadurch veranlaßt, daß die rohern Bergbewohner das complicirte Betonungssystem vernachlässigen oder verkehrt anwenden. Doch übertreffen die L. die Siamesen an musikalischem Sinn und werden deshalb als Musiker von den siamesischen Großen gesucht, die auch die Laosmädchen wegen ihrer weißern Farbe für ihre Harems vorziehen. Der Gouverneur der Birma unterwürfigen Schan residirt in Mone. Andere Staaten der letztern sind Theini, Thibo, Tsaga, Kianhung, Kiantung und die zum Theil von China abhängigen Ko-Schan-Pyi. Ein in der alten Geschichte Birmas und Assams auftretendes Königreich der Shan-ghyi oder großen Schan bestand von 80—1576 n. Chr. in Mogoung, bis es der wachsenden Macht des Hofs von Ava erlag. Vgl. Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 1, Lpz. 1866).

Laotse. Unter den drei Religionen, welche in China (s. d.) gleiche Rechte genießen, ist die eine, die des Fo oder der Buddhismus (s. d.), von Indien her eingeführt, die beiden andern, die Lehre des Confucius (s. d.) und der Taoglaube oder die Religion des rechten Wegs, sind einheimisch und national und haben wol von jeher im Mittelreiche nebeneinander bestanden. Für den Stifter des Taoglaubens gilt L., welcher von seinen Anhängern, wie Buddha von den Buddhisten, zugleich als Gottheit und als Mensch betrachtet wird. Der Mensch Lao ward 565 v. Chr. in einem Dorfe des Kreises Honan geboren, ehemals Kuhien, jetzt Luhien genannt, und war ein älterer Zeitgenosse des Kongtse oder Confucius. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Zur Zeit, als er Geschichtschreiber der Dynastie Tschéu war, besuchte ihn Kongtse, um von ihm über die ehemaligen Weisen und ihre Lehren Auskunft zu erhalten. Die Antwort des Lao und die Bemerkungen des Kongtse hierüber werden von den Chinesen als äußerst denkwürdig betrachtet und häufig erzählt. Lao that bei dieser Gelegenheit unter anderm auch den Ausspruch: «Der wahre Weise nimmt ein Amt an, wenn die Zeiten günstig sind; er geht von dannen, wenn die Zeiten ungünstig sind», wonach er auch selbst handelte, indem er sich bei den im Reiche des Tschéu

immer mehr wachsenden Wirren in die nordwestl. Gegenden zurückzog, wo er spurlos verschwand. Auf Bitten eines Freundes verfaßte er das berühmte Werk «Tao-te-king» (d. h. das Buch über die Kraft und die Wirkung), das in zwei Bücher zerfällt und zu den schwierigsten Erzeugnissen der chines. Literatur gehört. Den Versuch einer Uebersetzung machte Saint-Julien in «Le livre de la voie et de la vertu» (Par. 1842). Eine andere Schrift aus der Schule des L. gab Neumann unter dem Titel «Lehrsaal des Mittelreichs» (Münch. 1836) mit deutscher Uebersetzung heraus, die aber zur vollständigen Erkenntniß der Religionsphilosophie der Tao-sse, d. i. der Geistesjünger, wie die Anhänger des L. gewöhnlich heißen, nicht ausreicht. Während nach der Tendenz der Lehre des Confucius der tüchtige Mensch zum Wohle seines Vaterlandes und der Menschheit so lange schafft und wirkt, als er lebt, zieht sich derselbe nach der Geistesrichtung des Tao aus dem Gewühle des Lebens zurück und ergibt sich der Betrachtung in der Einsamkeit. Sonach zeigt sich die Taoreligion verwandt mit dem Buddhismus; auch zählt sie, wie dieser, eine große Anzahl Mönchs- und Nonnenklöster. Dieses ganze Religionswesen ist mit einem dichten Netze von Aberglauben und Wunderdingen, von Geisterthum und Zaubereien, worunter das Unsterblichkeitswasser eine große Rolle spielt, umgeben. Die Taopriester sind deshalb sehr beliebt beim gemeinen Volke; gewöhnlich werden sie herbeigerufen, um die bei der Verehrung der Landesgötter vorgeschriebenen Gebräuche zu verrichten.

La-Paz (d. h. der Friede), jetzt officiell La Paz de Ayacucho, indian. Chuquiyapu (Goldsandfeld), Hauptstadt und Bischofssitz des gleichnamigen Departements in der südamerik. Republik Bolivia, unter 16½° südl. Br., im S. des Titicacasees und im NW. des Schneepics Illimani der Ostcordillere, in 11520 F. Seehöhe, und zwar in dem 1200 F. tief in die Hochebene eingeschnittenen fruchtbaren Thale des Rio-L. oder Rio-Chuquiyapu gelegen, wurde 1548 unter dem Namen Nuestra Señora de la Paz gegründet und zum Andenken an den entscheidenden Sieg der königl. span. Truppen über die Rebellen des Gonzalo Pizarro benannt. Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut, zu beiden Seiten des rasch dahineilenden und neunfach überbrückten Flüßchens, hat einen großen, mit einer stattlichen Fontaine geschmückten Hauptplatz, eine noch (1866) im Bau begriffene großartige und schöne Kathedrale aus weißem Marmor, zahlreiche andere Kirchen und Klöster, einen Regierungspalast, eine jetzt sehr heruntergekommene Universität in einem großen Gebäude, ein bischöfl. Seminar, eine Medicinische Schule, ein Centralcolleg für Wissenschaften und Künste, mehrere Mittel- und Elementarschulen, ein Museum für naturhistor. Gegenstände und Alterthümer aus der Inkazeit, zwei Hospitäler, ein Theater und den schönsten öffentlichen Spaziergang (Alameda) in Bolivia mit herrlicher Aussicht auf den Illimani. Eine Zeit lang war die Stadt Sitz der Centralregierung, ist auch noch jetzt der bedeutendste und volkreichste Ort der Republik. Sie zählt (1858) 76372 E., größtentheils Aymaras-Indianer und Mestizen, und gilt als der lebhafteste Handelsplatz Bolivias, indem fast alle seewärts eingeführte Waaren in ihr zu Markte gebracht werden und von hier aus auch die Hauptexporte bolivianischer Producte stattfinden. Das Departement L. oder La Paz de Ayacucho, einst eine Intendanz des span. Königreichs La-Plata, umfaßt alle Klimate, indem es von der Hochebene aus, auf welcher der südöstl. Theil des Titicacasees zu ihm gehört, sich noch über den höchsten Theil der Ostcordillere und deren Ostabhang erstreckt, der durch die zum Theil flöß- und schiffbaren Quellflüsse des Rio-Beni reichlich bewässert und sehr fruchtbar ist. Es ist das bevölkertste, gewerbthätigste und reichste Departement der Republik und zählt auf 2024,86 Q.-M. (1858) 475322 E.

Lapérouse (Jean François de Galaup, Graf), berühmter franz. Seefahrer, geb. zu Guo bei Albi 22. Aug. 1741, diente schon 1756 im Seekriege gegen England und machte dann viele Reisen bis in die entlegensten Erdgegenden. Er focht seit 1778 unter d'Estaing und erhielt 1782 als Schiffskapitän den Auftrag, die brit. Niederlassungen in der Hudsonsbai zu zerstören. Durch sein Verfahren bei Ausführung dieses Auftrags bewies er, daß er zur Leitung einer Entdeckungsreise ganz befähigt sei, und erhielt daher den Befehl über die zwei wohlausgerüsteten Schiffe Astrolabe und Boussole, um einen von Ludwig XVI. ausgegangenen, auf geogr. Entdeckungen und Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. L. ging im Aug. 1785 unter Segel, berührte Madeira und Brasilien, ging um Cap-Hoorn nach Concepcion in Chile (im Febr. 1786) und über die Oster- und Sandwichinseln nach der Nordwestküste Amerikas, wo er in dem von ihm entdeckten Franzosenhafen, später in Monterey in Californien einige Zeit verweilte. Im Sept. 1786 verließ er den letztern Hafen, ankerte im Febr. 1787 in Manila und ging im April nach dem nordöstl. Küstenlande Asiens ab, über welches außer wenigen und unzureichenden Nachrichten der Jesuitenmissionare keine Nachrichten

vorhanden waren. Die zwischen dem nördl. Japan, Korea und Kamtschatka von L. gemachten Entdeckungen waren von großer Wichtigkeit und sind später durch andere Seefahrer bestätigt worden. Von Peter-Paulshafen segelte L. im Sept. 1787 nach den Schifferinseln und den Freundschaftsinseln und ankerte im Febr. 1788 in Botanybai. Von diesem Punkte aus (und zwar vom 7. Febr.) datiren die letzten directen Mittheilungen L.'s an die franz. Regierung. Er verschwand auf der Reise, die er von Neuholland aus in der Absicht unternommen hatte, den westl. Archipel des großen Ocean und Neuguinea zu untersuchen und zuletzt die Küsten Neuhollands entlang seine Rückreise über Isle-de-France nach Europa auszuführen. Alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos, obgleich die Regierung 10000 Frs. für sichere Nachricht bot und unter d'Entrecasteaux 1791 eine Expedition zur Aufsuchung der Verunglückten ausschickte. Erst 1826 führte ein Zufall auf ihre Spur. Dillon, ein engl. Schiffskapitän, landete damals auf der Insel Tucopia und fand daselbst im Besitze eines abenteuernden preuß. Matrosen mehrere Gegenstände, die auf L.'s Expedition deuteten und von den Bewohnern der Insel Malicolo erhalten worden waren. Die Ostindische Compagnie schickte Dillon dorthin, der, im Oct. 1827 landend, unter den Eingeborenen Augenzeugen des Scheiterns der zwei franz. Schiffe am südwestl. Ufer der Insel auffand und daher 1829 den von der franz. Regierung ausgesetzten Preis empfing. Dumont d'Urville (s. d.) untersuchte im Febr. 1828 diese Gegend, fand daselbst fünf franz. Kanonen und andere Reste und errichtete dem Andenken seiner während eines Sturms auf Korallenriffen verunglückten Landsleute ein einfaches Denkmal. Der mehrmals übersetzte Bericht über L.'s Reise unter dem Titel «Voyage autour du monde» (4 Bde., Par. 1797, mit Atlas) wurde auf Befehl der franz. Regierung von Milet de Mureau nach den Tagebüchern ausgearbeitet, welche von Kamtschatka aus nach Frankreich geschickt worden waren, und ist noch gegenwärtig von Interesse. Für die Fortschritte der nautischen Geographie ist die Expedition L.'s von großem Nutzen gewesen. L. war nicht allein ein geübter und muthiger Seefahrer, sondern auch ein kenntnißreicher Mann und bei seinen Untergebenen geachtet und beliebt. Sein Tod wurde von den Zeitgenossen sehr betrauert.

Lapidarschrift heißt gegenwärtig sowol in der Kalligraphie wie in der Typographie eine lat. Schrift (Antiqua), welche sich nur der Uncialen bedient und die Buchstabenformen der Inschriften auf Denksteinen (lat. lapis) nachzuahmen strebt. Lapidarstil nennt man die namentlich den alten röm. Inschriften eigenthümliche Fassung und Ausdrucksweise. (S. Aufschrift.)

Lapis lazuli, s. Lasurstein.

Lapithes, der Sohn des Apollo und der Stilbe, angeblich auch Bruder des Kentauros, war, wie Kentauros der Centauren (s. d.), der Lapithen, eines wilden Volksstammes am Peneus in Thessalien, mythischer Ahnherr. Die Lapithen und Centauren lebten miteinander in Zwietracht, bis endlich die Centauren erlagen.

Laplace (Pierre Simon, Marquis de), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, geb. 28. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados, ging, nachdem er einige Zeit an der Militärschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, nach Paris und machte sich hier bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und höhern Geometrie bekannt. Er erhielt die Stelle eines Examinators beim königl. Artilleriecorps, auch nahm ihn 1773 die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf. Später ging er ins Institut über; auch war er eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbureau. Obgleich er vor dem 18. Brumaire kein eigentliches Staatsamt bekleidete, war er doch der Politik nicht fremd geblieben und wurde deshalb von Bonaparte gleich beim Beginn der Consularregierung zum Minister des Innern ernannt, bewies sich aber dazu so wenig befähigt, daß schon nach sechs Wochen, im Dec. 1799, Lucian Bonaparte ihn ersetzen mußte. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vicepräsidenten, im Sept. zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. L. war es, der im Sept. 1805 in einem Berichte an den Senat zuerst auf die Nothwendigkeit hinwies, die revolutionäre Zeitrechnung aufzugeben und den Gregorianischen Kalender wieder einzuführen. 1814 stimmte er für die Errichtung der Provisorischen Regierung, für Napoleon's Entsetzung und die Wiederherstellung der Bourbons. Während der Hundert Tage nahm er kein Amt an. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und 1817 zum Marquis. Wie unter der Kaiserregierung, so zeigte er auch als Mitglied der Pairskammer einen gänzlichen Mangel an polit. Bildung und eine grenzenlose Servilität. Als die Mitglieder des Instituts 1825 eine an Karl X. zu erlassende Bittschrift für Abschaffung der Censur discutirten, weigerte er sich, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Er starb zu Paris 5. März 1827. Von seinen Werken bildet seine «Mécanique

céleste» mit den Supplementen (5 Bde., Par. 1799—1825; 2. Aufl. 1829—39) ein ausgezeichnetes Denkmal der neuern Astronomie. Als eine populäre Bearbeitung desselben ist seine nicht minder berühmte «Exposition du système du monde» (2 Bde., Par. 1796; 6. Aufl. 1835) anzusehen, worin er mit Vermeidung aller Rechnungen für Laien den Geist der Methode und den Gang, den die Astronomen in ihren Entdeckungen genommen, entwickelt. Er war der erste, der auf analytischem Wege die Existenz und die Größe der Mondatmosphäre zeigte; auch bestimmte er die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Außerdem beschäftigte er sich mit Chemie und erfand z. B. einen Wärmemesser. Zu seinen wichtigsten Werken gehören ferner die «Théorie analytique des probabilités» (Par. 1812; 3. Aufl. 1820) und der «Essai philosophique sur les probabilités» (Par. 1814; 6. Aufl. 1840). Endlich lieferte er von 1772—1823 zahlreiche Abhandlungen in die «Mémoires» der Akademie und für Journale.

La-Plata, vollständig Rio de la Plata, ist die gewöhnliche Bezeichnung des nach dem Amazonas zweitgrößten Stromsystems von Südamerika, kommt aber eigentlich nur dem ungeheuern Aestuarium zu, mit welchem der mit dem Paraguay (s. d.) vereinigte Paraná (s. d.) und der Uruguay (s. d.) sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Es ist dies Aestuarium, die breiteste Flußmündung der Erde, in seinem Hintergrunde unmittelbar nach Vereinigung des Paraná und Uruguay 5—6 M., bei Buenos-Ayres über 7 M. breit, erweitert sich aber in östl. Richtung immer mehr und erreicht zwischen Montevideo und Punta-Piedras 13, zwischen Maldonado und Cabo San-Antonio 30, an der äußersten Oeffnung zwischen letzterm Cap und Cabo de Sta.-Maria 40 M. Breite, bei einer Länge von 50 M. Sein schlammiges, gelbliches Wasser gibt sich noch auf 20 M. weit in offener See zu erkennen. Das nördl. Ufer ist bald felsig, bald sandig, das südliche steigt gegen W. allmählich an und wird 20—45 F. hoch, welches Niveau sich bis in die Pampas fortsetzt. Die Tiefe des riesigen Wasserbeckens entspricht nicht seiner Breite; sie ist, mit Ausnahme zweier Hauptkanäle, sehr unregelmäßig. Auch bietet das Bassin nur einen einzigen sichern Hafen, Montevideo, außerdem blos offene, durch die berüchtigten Südwestwinde (Pamperos) unsicher gemachte Rheden, wie Buenos Ayres, und Ufer, an welche der vielen Sandbänke wegen kein größeres Fahrzeug sich heranwagen darf. Ebbe und Flut sind aufwärts bis San-Nicolas am Paraná, etwa 22 M. vom Aestuarium, bemerkbar, jedoch wirksam für die Schiffahrt nur auf verhältnißmäßig kurze Strecke. Bislang galt von den Mündungsarmen des Paraná-Uruguay-Deltas nur der Paraná-Guazu, als der tiefste, für große Schiffe brauchbar. Dieser wird beherrscht von der kleinen argentinischen Insel Martin-Garcia, welche daher nach dem von England, Frankreich und Nordamerika mit der Argentinischen Conföderation 10. Juli 1853 geschlossenen Vertrage nicht in Besitz eines Staates fallen darf, der nicht seine Zustimmung zu dem Princip der freien Schiffahrt gegeben. Der Amerikaner Page will aber eine noch 2 F. tiefere östlichere Passage an der Grenze der Staaten Buenos-Ayres und Uruguay aufgefunden haben, eine Entdeckung, die wichtige polit. Veränderungen herbeizuführen geeignet schien. Das nach dem Aestuarium benannte Stromsystem umfaßt alle Gewässer, welche auf dem südl. Abhang des brasilian. Centralgebirges, den Wasserscheidehöhen der südl. Confluenten des Amazonas, Tocantins und San-Francisco im N., auf den Andes im W. und dem Wasserscheiderücken der dem Staate Buenos-Ayres angehörigen Zuflüsse des Aestuariums im S. entspringen, unter welchen letztern der Salado der südlichste und der bedeutendste ist. Die Länge der ganzen Stromrinne von dem äußersten Quellfluß an wird zu 544 M., die Länge der dem oceanischen Verkehr durch Schiffahrt zugänglichen Wasserläufe des Systems zu 41700 M., das Flußgebiet zu 58600, von andern sogar zu 71660 Q.-M. angegeben. Die Tiefebene des L., von der des Amazonas im N. nur durch unbedeutende Landrücken getrennt, steht mit der von Patagonien im S. in ununterbrochenem Zusammenhang und wird mit der letztern auf 76000 Q.-M. berechnet. Diese Tiefebene umfaßt in ihrer nördl. Region den Gran-Chaco (s. d.), in der mittlern die Pampas (s. d.), in der südlichen, vom Rio-Negro oder Limay-Leubu beginnenden die traurigen Einöden von Patagonien (s. d.). In polit. Beziehung gehören zu dem Stromgebiet des L. die südöstl. Theile von Bolivia, die südl. und südöstl. Provinzen von Brasilien, ganz und gar aber die La-Plata-Staaten oder die Staaten der Argentinischen Conföderation (s. d.), die Republiken Paraguay und Uruguay. Da die durch das große Stromnetz verbundenen Länder von der mannichfaltigsten Beschaffenheit und zum Theil reich mit Naturproducten ausgestattet sind, so wird die Binnenschiffahrt einst eine große Wichtigkeit erlangen. Gegenwärtig ist sie wegen der Uncultur des größten Theils jener Länder und der polit. Wirren noch von geringer Bedeutung. Das ganze Flußsystem ist erst in den funfziger Jahren unsers Jahrhunderts in commerziellem und polit. Interesse untersucht worden, 1853 vom Eng-

länder Day und 1853—56 vom Amerikaner Page. Als beste Fahrstraße in das Innere ergiebt sich der Paraguay, der für Kriegsdampfer von 9 F. Tiefgang bis in das brasilian. Gebiet hinein zugänglich. Vgl. Page, «Report of the exploration and survey of the river L. and tributaries» (Washingt. 1856), und «Die La-Plata-Staaten, ihre Geschichte, ihre socialen und polit. Verhältnisse» in «Unsere Zeit» (Bd. 8, Lpz. 1864).

Lapo (Arnolfo di), ital. Baumeister und Bildhauer, hatte zu seinen Lebzeiten den Ruf des besten Baumeisters von Toscana. Er baute den Florentinern 1284 den letzten Ring ihrer Stadtmauern sowie die Halle und die Pfeiler von Or' San-Michele, im Jahre darauf die Loggia und Piazza de' Priori, später die Kirche Sta.-Croce. Sein Hauptwerk aber bleibt der florentiner Dom, zu welchem er Riß und Modell machte, und den er gründlich und sicher zu bauen begann. Die Vollendung blieb Brunelleschi vorbehalten. Arnolfo baute auch den Palast der Signoria. Als Bildhauer fertigte er das Grabmal des 1280 verstorbenen Cardinals de Brayo in der Dominicanerkirche zu Orvieto sowie das Tabernakel über dem Altare und Grabe der beiden Apostel in der abgebrannten Paulskirche zu Rom u. a. Seine letzte Marmorarbeit war die Marmorkapelle mit der Krippe in Maria-Maggiore zu Rom. Giotto hat auf einem Gemälde in der erwähnten Kirche Sta.-Croce das Bildniß des Künstlers angebracht.

Lappe (Karl), einer der vorzüglichsten deutschen Volksdichter, geb. 24. April 1774 zu Wusterhausen bei Wolgast, war zu Wolgast Kosegarten's Schüler, wurde später Hauslehrer bei diesem und 1801 am Gymnasium zu Stralsund angestellt. Da eine schwache Brust sein Leben bedrohte, mußte er 1817 seine Dienstentlassung nehmen und wohnte nun in Steinhagen, bis er zu Pütte, unweit Stralsund, ein kleines ländliches Besitzthum sich erwarb, wo er 28. Oct. 1843 starb. 1823 verlor er durch Brandstiftung Haus, fast alle seine Habe und namentlich auch die Vorräthe seiner im Selbstverlage erschienenen Schriften. Gerettet hatte er die Handschrift seiner Gedichte, welche er nun unter dem Titel «Blätter» (Heft 1, Stralf. 1824; Heft 2 und 3, auch unter dem Titel «Vermischte Schriften», Berl. 1829) erscheinen ließ. Diesen schlossen sich an «Friedhofskränze» (Stralf. 1831), eine Zusammenstellung der schönsten deutschen Dichtungen über Tod, Grab und Ewigkeit; «Klim's und Gulliver's wunderbare Reisen, in einem Auszuge für Jung und Alt» (Stralf. 1832); «Die Insel Felsenburg, eine Robinsonade für die Jugend» (2. Aufl., Nürnb. 1834); die Ausgabe letzter Hand seiner «Sämmtlichen poetischen Werke» (5 Bde., Rost. 1836; neue Aufl. 1840) und «Blüten des Alters» (Stralf. 1841). Als Dichter zeichnet sich L. durch Kraft, Innigkeit, poetische Fülle und Sprachwohllaut aus. Man erkennt in seinen Gedichten, in den prosaischen Aufsätzen und Apologen den einfachen Gang seines Lebens, eine stillfreudige Beschränkung auf sich selbst, gepaart mit hohem, freudigen Lebensmuthe und echtem Kindessinn, ein gemüthliches Anschmiegen an Natur und Häuslichkeit, eine höhere Ansicht von Leben, Welt und Staat, in ruhiger Betrachtung und oft mit feiner Ironie.

Lappenberg (Joh. Mart.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 30. Juli 1794 in Hamburg, studirte in Edinburgh eine Zeit lang Medicin, ging aber bald ganz zu histor.-polit. Studien über. Nachdem er die schott. Hochlande und die Hebriden besucht, hielt er sich längere Zeit in London auf, um die engl. Verfassung und Verwaltung kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland widmete er sich in Berlin und Göttingen rechtshistor. Studien und erhielt 1816 die jurist. Doctorwürde. Vom Senate seiner Vaterstadt wurde er sodann mit dem Charakter eines Ministerresidenten an den preuß. Hof gesendet, wo er verweilte, bis er 1823 das Amt als Archivar im hamburger Senate übernahm, das er seitdem 40 J. hindurch bis 1863 bekleidete. Er starb 28. Nov. 1865. Seinen literarischen Ruf begründete L. durch seine «Geschichte von England» (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834—37), die von Thorpe mit Zusätzen in das Englische übertragen wurde (2 Bde., Lond. 1845—57) und später an Pauli einen würdigen Fortsetzer fand. Von derselben kritischen Sorgfalt in Benutzung und Aufsuchung der Quellen zeugen auch seine übrigen Schriften, welche meist die Geschichte und das Recht der Hansa, Niederdeutschlands, besonders aber Hamburgs betreffen. Dahin gehören, außer der Fortsetzung von Sartorius' «Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa» (2 Bde., Hamb. 1830), die Monographien: «Ueber den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands» (Hamb. 1831), «Das Billwerder Recht vom J. 1498» (Schlesw. 1828), «Die Elbkarte des Melchior Lorichs» (Hamb. 1847), «Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofs zu London» (1851). Der Geschichte Hamburgs sind vor allem ein vortreffliches «Hamburgisches Urkundenbuch» (Bd. 1, Hamb. 1842) und die reichhaltige «Zeitschrift des Vereins für hamburger Geschichte» (Bd. 1—6, Hamb. 1841—66) gewidmet, an die sich die «Hamburger Rechtsalterthümer» (Bd. 1, Hamb. 1845) und eine Anzahl kleinere Arbeiten, zum Theil Gelegenheitsschriften, reihen,

wie z. B. «Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg» (Hamb. 1840), «Die Miniaturen zum hamburger Stadtrecht» (Hamb. 1845), Abhandlungen über das Recht Hamburgs an der Alster (1859) und über die Realgerechtsame (1861) u. s. w. L.'s Ausgaben der «Chroniken der Stadt Hamburg in niederdeutscher Sprache» (Hamb. 1852—61) und des Thraziger (Hamb. 1864) haben ebenso wie die früher erschienenen «Quellen zur Geschichte des Erzbisthums und der Stadt Bremen» (Brem. 1841) nicht nur für den Geschichtschreiber, sondern auch für den deutschen Sprachforscher hohen Werth. Für Pertz' «Monumenta» unternahm L. die Ausgaben des Thietmar von Merseburg, der «Gesta Hamburgensis ecclesiae» des Adam von Bremen, des Helmold und des Arnold von Lübeck. Ebenso wurden die obengenannten Chronisten für die «Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit» unter seiner Leitung von Laurent ins Deutsche übertragen. Um die Geschichte der deutschen Literatur hat sich L. durch die «Reliquien des Fräulein S. K. von Klettenberg» (Hamb. 1849), die Ausgaben von Thomas Murner's «Till Eulenspiegel» (Lpz. 1853), der niederdeutschen Scherzgedichte des Lauremberg (Stuttg. 1861) und der deutschen sowie der meist bisher noch ungedruckten lat. Gedichte Paul Flemming's (2 Bde., Stuttg. 1863—65) verdient gemacht. In den letzten Jahren seines Lebens gab er noch die «Quellensammlung der schlesw.-holstein.-lauenburg. Gesellschaft für vaterländische Geschichte» (Bd. 1—3, Kiel 1862—65) heraus. Als Mitglied der histor. Commission in München hatte er die Herausgabe der hansischen Recesse und eines erweiterten Urkundenbuchs zur Geschichte der Hansa unternommen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung dieser Werke gehindert. Eine von ihm veranstaltete Sammlung von Briefen Klopstock's befand sich 1866 unter der Presse.

Lappland, bei den Eingeborenen Sameland genannt, eine sehr ausgedehnte Landschaft im äußersten Norden Europas, grenzt gegen N. und W. an das nördl. Eismeer, das hier, zu beiden Seiten des Nordcaps, auch wol das Lappländische Meer genannt wird und die Porsanger-, Waranger- und andere Fjorde bildet, gegen S. an das schwed. Norrland und an Finland, im O. an das Weiße Meer. Das ganze Land zerfällt politisch in drei Theile: das norwegische L. oder die Finnmarken (s. d.) im N. und NW. (1284,80 Q.-M. groß), das russische L. im NO. mit Kola (s. d.) oder der Lappländischen Halbinsel und das schwedische L. im S. Letzteres zerfällt in folgende sechs Lappmarken: Jemtlands-, Åsele- oder Angermanlands-, Umeå- oder Lycksele-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmark, welche auf die drei Provinzen Jemtlands-, Westerbottens- und Norbottenslän vertheilt sind und 2306,38 Q.-M. oder mit Ausschluß der zu Jemtlandslän gerechneten südl. Lappmarken 2261,14 Q.-M. umfassen. Ein Theil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark wurde von Schweden 1809 im Frieden von Frederikshamn nebst Finland an Rußland abgetreten und mit dem Großfürstenthume Finland vereinigt. L. ist ein rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches die Kette der nordischen oder Lappländischen Alpen mit ihren weitverbreiteten Aesten zieht, die auf der Nordwestseite am höchsten ist und gegen O. hin sich allmählich verflacht. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von den Gebirgen in das nördl. Eismeer und in den Bottnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange, z. B. den inselreichen, 13½ M. langen, 6½ M. breiten und 59 Q.-M. großen Enara. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten drei Monate; ebenso lang ist die längste Nacht im Winter. Das Korn wird Ende Mai gesäet und Mitte Aug. geerntet, aber oft von Nachfrösten verdorben. Der Sommer ist heiß, wie in Italien, und durch allerlei Mosquitos fast unerträglich, die Menschen und Vieh quälen. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen L. des Anbaues fähig. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Colonisten im schwedischen L. haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das Renthier die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern und Hasen. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel sowie an Fischen ist Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Das Land ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Colonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same oder Samelads (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort) sind ein finnisches Volk, und ihre Zahl mag etwa 24000 betragen. 1855 zählte man in Norwegen, wo sie zuzunehmen scheinen, 15999 Lappen oder, wie sie dort heißen, Finnar (1845 nur 14464), davon in Finmarken 13668, in Nordland 2012 und im Trondheimsstift 319. In Schweden, wo sie in Abnahme begriffen sind, fanden sich nur 5685, und in Rußland (nach Köppen's Angabe vom J. 1852) nur 2289. Im schwedischen L. nimmt seit 1760, wo zuerst

zwei schwed. Familien ins Land kamen, die Zahl der Ansiedler oder Colonisten (Nybyggare) rasch zu. 1830 lebten in den beiden nördl. Länen 9282, im J. 1855 bereits 19094 Colonisten. 1860 betrug die Gesammtbevölkerung im schwedischen L. 27443 Seelen. Die Lappen, ein kleiner, höchstens 5 F. hoher Menschenschlag, von feingebautem, doch kräftigem, abgehärtetem und sehr gelenkigem Körper, haben eine gelblichbraune oder gelbe Hautfarbe, ein plattes, breites Gesicht, niedrige Stirn, spitzes Kinn, kleine, platte Nase, kleine, schiefgeschnittene Augen, fast runden Schädel, dünnes starres Haar von schwarzer Farbe. Von Natur gutartig, sanftmüthig und ehrlich, abgesehen von der Liebe zum Branntweingenuß im ganzen mäßig, zeigen sie keine hervorstechenden Laster, aber auch keine großen Tugenden. Ueberhaupt zeichnen sie sich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben jedoch ihr Vaterland und sind in ihrer Art glücklich. Sie führen ein Nomadenleben, gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Renthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig voneinander verschieden; beide Geschlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stiefeln von Leder, Pelz oder grobem Tuch. Im Sommer wohnen sie unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden, aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Nach ihren hauptsächlichsten Nahrungsquellen theilen sich die Bewohner in **Berglappen** (Fjell-Lappar), die sich ganz ausschließlich mit Renthierzucht beschäftigen, mit ihren Thieren von Weide zu Weide ziehen, im Winter im untern L. wohnen, im Sommer aber ihre Heerden nach den Alpengegenden treiben, wo sie mehr Renthiermoos und Schutz gegen die Mücken finden; **Waldlappen** (Skogs-Lappar), die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen, nur wenige Renthiere halten, deren Hutung sie den Berglappen gegen Miethe überlassen; **Fischerlappen** (Fisk-Lappar), die durch Unglück oder eigene Schuld ihre Renthiere verloren haben und zum Behufe des Fischfangs von einem Landsee zum andern wandern, oder auch an einem derselben sich niedergelassen und so zum Theil ganz ansässig geworden sind und Ackerbau und Viehzucht treiben. Endlich gibt es noch solche, welche sich in der Jugend in die untere Region des Landes begeben, um dort als Viehhirten zu dienen, späterhin aber hülflos werden und durch ihre Bettelei lästig fallen. Diese **Kirchspiellappen** (Sockne-Lappar) leben als wahre Parias unter den Schweden und lassen sich zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchen. Ehemals waren die Lappen Fetischanbeter, jetzt bekennen sie sich zur christl. Kirche; doch haben sie ihre alten religiösen Ansichten den ihnen aufgedrungenen christl. Glaubenslehren beigemischt. Die Sprache der Lappen, welche zum baltisch-finnischen Zweige des großen altaischen Sprachstammes gehört, ist mehrfach grammatisch, wie von Rask (1832), Stockfleth (1840) und Friis (1856), bearbeitet worden.

Lapsi, d. i. Abgefallene, hießen in den ersten Jahrhunderten der Kirche vorzugsweise diejenigen, welche unter den Verfolgungen der heidnischen Staatsgewalt dem christl. Glauben nicht treu blieben. Ihre Zahl wurde sehr beträchtlich, als nach den Zeiten langer Ruhe die erste allgemeine Verfolgung unter Decius losbrach. Man unterschied damals drei Arten von L., solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet, die, welche einen obrigkeitlichen Schein (libellus) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft, endlich die, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten. Dazu kamen später in der Diocletianischen Verfolgung diejenigen, welche heilige Bücher und Gefäße ausgeliefert. Die Kirche strafte anfangs derartige Verleugnung durch Excommunication und erschwerte die Wiederaufnahme der L. mit Strenge. Allein im 3. Jahrh. schon bildete sich eine mildere Praxis, und nur einzelne überspannte Parteien, wie namentlich die Donatisten, gingen so weit, die L. wieder zu taufen und die von ihnen verrichteten heiligen Handlungen für unkräftig und ungültig zu erklären.

Lärchenbaum oder **Lärche** (Larix Dec.) ist der Name einer von Linné und andern Botanikern (z. B. Endlicher) zur Kieferngattung (Pinus) gerechneten Gruppe von Nadelhölzern aus der Abtheilung der Abietineen, welche sich von der echten Kiefer durch sommergrüne Benadelung, breite, abgerundete, an der Spitze verdünnte Zapfenschuppen und einjährige Samenreife sehr wesentlich unterscheidet und in letztern Beziehungen den Fichten und Tannen viel näher steht, als den Kiefern. Die Nadeln der Lärchen stehen an dem ersten Jahrestriebe, sowie später an allen im Juni sich entwickelnden Langtrieben (Johannistrieben) einzeln. In den Winkeln dieser Nadeln entwickeln sich Knospen, welche im nächsten Frühjahr Büschel von Nadeln (15—40 in einem Büschel) hervorbringen. Aus den am Ende der Zweige stehenden Nadelbüschen wachsen im Juni die schon erwähnten Langtriebe hervor. Die kleinen gelben männlichen Kätzchen stehen an der untern, die schön karmoisinrothen weiblichen an der obern Seite der Zweige. Die aufrechten,

kleinen Zapfen bleiben nach Abfliegen der Samen noch lange Zeit an den Zweigen haften. Der gemeine L. (Pinus Larix L. oder Larix Europaea Dec.) ist ein in den Alpen, Karpaten und Apenninen einheimischer schöner Baum, der seiner Nutzbarkeit halber auch in nördlichere Gegenden verpflanzt worden ist. Er wird 60—100 F. hoch und dauert an 200 J. Seine Zweige sind schlank, ruthenförmig und herabhängend, und die zu 20—40 büschelig stehenden, weichen, hellgrünen Blätter fallen alljährlich im Herbste ab. Der Stamm ist gerade, das Holz fast ganz von Harz durchdrungen und daher sehr dauerhaft. Da es im Wasser nur härter und nicht leicht von Würmern angegriffen wird, so bedient man sich seiner besonders beim Schiffsbau, vorzüglich zu Mastbäumen, außerdem auch zu Mühlrädern, Wellen, Wasserröhren und Rinnen. In neuerer Zeit ist es namentlich zu Eisenbahnschwellen gesucht. Beim Verbrennen gibt es vorzügliche Kohlen, und die Rinde wird in den Gerbereien gebraucht. Durch Einhauen in die Rinde des Stammes gewinnt man eine feine Sorte Terpentin, der im Handel den Namen venetianischer Terpentin (Terebinthina Veneta) führt, heller und flüssiger ist und sich in Alkohol völlig klar auflöst. Die Lärche ist außerdem für die Forstwirthschaft von großer Wichtigkeit wegen der Bodenverbesserung, welche ihr massenhafter Nadelabfall herbeizuführen vermag. Sie verlangt aber zu ihrem Gedeihen eine räumliche Stellung, Luft und Licht. Aehnlich verhält sich die in Ostrußland und Sibirien heimische sibirische Lärche (Larix sibirica Dec.). In Sibirien, wo nicht selten große Strecken solcher Lärchen in Brand gerathen, geben die angebrannten Stämme statt harziger Stoffe ein Gummi von sich, das dem arabischen ähnlich, röthlich und im Wasser vollkommen löslich ist. Man braucht dieses Gummi, das als Gummi von Orenburg (Gummi Orenburgense) bekannt ist, dort als Bindemittel und Heilmittel und verwendet es, obschon es etwas harzig schmeckt, auch als Nahrungsmittel. In wärmern Ländern schmilzt in der heißen Jahreszeit aus den Blättern des gemeinen L. eine Art Manna, die zwar süßlich, aber dabei auch terpentinartig schmeckt und Manna von Briançon oder Lärchen-Manna (Manna Brigantina oder laricina) genannt wird. An den ältern Stämmen des L. wächst im südlichern Europa ein weißer, später mehr ochergelblicher Pilz, der Lärchenschwamm oder gebräuchliche Löcherpilz (Polyporus officinalis), der als drastisches Purgirmittel dient und gegen hektische Schweiße gerühmt wird. Der in Nordamerika einheimische feinblätterige L. (Larix tenuifolia Poir.), der sich durch die ganz kleinen, 5—6 Linien langen Zapfen unterscheidet, wird dort ebenso wie unser L. benutzt. Dasselbe gilt auch von dem Nordamerika angehörenden hangästigen L. (Larix pendula Salisb.), der sich vorzüglich durch bedeutendere Größe und längere Blätter auszeichnet.

Lardner (Dionysius), berühmter Physiker und Mathematiker, geb. zu Dublin 3. April 1793, studirte in Cambridge mit glänzendem Erfolg Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie und erwarb sich zuerst einen Namen durch die Werke «Treatise on algebraical geometry» (Lond. 1823) und «On the differential and integral calculus» (Lond. 1825; 2. Aufl. 1828). Er faßte hierauf den Gedanken, eine großartige Encyklopädie oder Reihenfolge von selbständigen Abhandlungen über Naturwissenschaften, Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte u. s. w. herauszugeben, an der die ersten Schriftsteller, Brewster, Herschel, W. Scott, Southey, Mackintosh, Moore, Sismondi, theilnahmen und wovon nach und nach unter dem Titel «L.'s Cyclopaedia» 133 Bände erschienen. L. selbst schrieb dafür Abhandlungen über Mechanik (in Verbindung mit Kater), Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und (mit C. V. Walker) ein «Manual of electricity, magnetism and meteorology» (2 Bde.). Eine zweite Ausgabe dieses schätzbaren, obwol als Ganzes trotz seiner Ausdehnung unvollständigen Werkes ward 1853 veranstaltet. Die von L. in seinen «Popular lectures on the steam engine» (deutsch von C. H. Schmidt, 3. Aufl., Heilbr. 1847) ausgesprochenen Behauptungen hat er später in manchen Punkten modificiren müssen, nachdem die Erfahrung seine Ansicht von der Unmöglichkeit, die Dampfkraft zur Ueberschiffung des Ocean anzuwenden, widerlegt hatte. Unterdeß war L. zum Professor der Naturphilosophie und Astronomie an der londoner Universität ernannt worden, welches Amt er jedoch infolge eines skandalösen Processes verlor, den er sich 1840 durch die Entführung der Gattin eines Kapitän Heaviside zuzog, wobei er nach engl. Usus zu einer Geldbuße von 8000 Pfd. St. verurtheilt ward. Er wurde hierdurch veranlaßt, sich zuerst nach Paris und dann nach den Vereinigten Staaten zu wenden, kehrte indeß später nach Europa zurück, wo er seine gelehrten Beschäftigungen wieder aufnahm. Außer den Schriften «Treatise on heat» (Lond. 1844), «On railway economy» (Lond. 1850) und «On the steam engine, steam navigation, etc.» (Lond. 1852), einer Umarbeitung seines frühern Werkes, gab er noch ein sehr umfassendes «Handbook of natural philosophy and astronomy» (2. Aufl., 6 Bde., Lond.

1855) heraus, in welchem er alle Zweige der Physik, Mechanik, Hydraulik, Optik u. s. w. behandelte und das zu den besten wissenschaftlichen Handbüchern neuerer Zeit gehört. Eine Beschreibung der londoner Industrieausstellung von 1851, für die er sich lebhaft interessirte, lieferte er unter dem Titel «The Great Exhibition reviewed» (Lond. 1852). Die äußerst zahlreichen Arbeiten L.'s zeichnen sich alle durch Klarheit der Darstellung und eine populäre Sprache aus und haben daher sowol in England als in Amerika eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Auf einer Erholungsreise nach Italien starb er zu Neapel 29. April 1859.

Laren hießen bei den Römern gute Geister der Erde, welche als Schutzgötter über die Menschen und ihren Verkehr wachten. Die wichtigste Klasse derselben sind die Schutzgeister der Familie und des Hauses (Lares familiares), nach dem Glauben der Alten zu Schirmgöttern ihrer Angehörigen erhobene Seelen abgeschiedener Vorfahren. Ihre Bilder standen in den Wohnungen an dem häuslichen Herde im Atrium oder in einer besondern Kapelle (Lararium) des Hauses. Daneben gab es auch andere L., die nach dem Orte, wo sie standen und ihre schützende Kraft äußerten, genannt wurden; so besonders die Lares compitales, die Beschützer der Kreuzwege, Lares vicorum, die Beschützer der städtischen Quartiere oder ländlichen Gaue, Lares permarini, Beschützer zur See, Lares hostilii, Schützer der Stadt gegen äußere Feinde, die öffentlichen L. (Lares publici), u. a. m. Die letztern, zwei an Zahl, waren der Sage nach Söhne des Mercur und der Lara. Dargestellt wurden die L. überhaupt als Knaben oder Jünglinge mit aufgeschürzter Toga, ein Trinkhorn und eine Schale oder Kanne in den Händen; ihre Bilder waren auf dem Lande gewöhnlich von Holz, in den Städten aus Stein oder Metall, in wohlhabendern Häusern häufig von Silber. Ihnen zu Ehren wurde in Rom 1. Mai ein Fest (Laralia) gefeiert; die Compitalien aber, welche Servius, nach dem Volksglauben der Sohn eines Lar, eingesetzt haben sollte, begingen die Dienenden gegen Ende des Jahres bald nach den Saturnalien. Die größern Opfer, welche man den L. darbrachte, bestanden in Lämmern, Widdern, Ferkeln oder Kälbern; die kleinen in Erstlingen der Früchte, Weihrauch, Oel, Milch u. dgl. Mit den L. werden zugleich die Penaten (s. d.) als die Götter der Familie betrachtet und genannt.

Larisa, auch Larissa geschrieben, ein altgriech. Ortsname, ursprünglich wol «Burg» überhaupt bedeutend, mit welchem die auf steilem Felshügel gelegene Akropolis der Stadt Argos und mehrere Städte benannt wurden. Die bedeutendste derselben war L. in der großen, fruchtbaren Ebene des mittlern Thessalien, der Hauptort des Bezirks Pelasgiotis, aber wegen ihrer großen Volkszahl, ihres Reichthums und als Residenz des mächtigsten unter den thessalischen Dynastengeschlechtern, der Aleuaden, als Hauptstadt von ganz Thessalien betrachtet; noch jetzt ist es unter dem türk. Namen Jeni-schehr (d. i. Neustadt) eine Stadt von über 20000 E. mit mehrern Fabriken, bedeutendem Handel, Acker- und Gartenbau, Sitz eines griech. Erzbischofs, dessen Residenz mit der Hauptkirche (Metropolis), am nördl. Ende der Stadt gerade über dem Flusse Peneios gelegen, die Stelle der alten Akropolis einnimmt. Ein zweites L. lag im südlichsten Theile Thessaliens (dem Bezirk Phthiotis) auf dem Gipfel und am Abhange eines steilen Hügels oberhalb des jetzigen Städtchens Gardiki; es trug nach seiner Lage den Beinamen Kremaste und war als Festung wie durch seinen Weinbau nicht ohne Bedeutung. Von den andern gleichnamigen Ortschaften verdient nur noch die Stadt L. im nördl. Kleinasien, in der Nähe von Kyme in Aeolien, wegen ihres alten pelasgischen Ursprungs Erwähnung.

Laristân, sonst eine eigene Provinz des pers. Reichs, jetzt der südöstlichste District der Provinz Farsistan, im O. von der zur Provinz Kirman gehörigen Landschaft Mogistan begrenzt und im S. durch den schmalen, dem Imam von Omân oder Maskât unterworfenen Küstenstrich vom Persischen Meerbusen getrennt, ist ein durch den Guineawurm, überdies gegen die Küste hin durch herrschende Fieber, Bleichsucht, Halsübel und Erblindungen heimgesuchtes Land. In der Mitte liegt die Hauptstadt Lar am Gebirge Rustan mit 12000 E. und noch ziemlich bedeutenden Seidenwebereien, obschon der Ort von seiner frühern Blüte sehr herabgekommen ist.

Larive (Jean Mauduit de), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, geb. 6. Aug. 1747 zu Larochelle, kam, nachdem er vorher in Lyon debutirt, 1771 nach Paris, wo sich seiner auf der Bühne besonders die berühmte Clairon annahm. Er glänzte vorzüglich in den Rollen als Warwik, Orosman, Philoktet und Spartacus, die seiner körperlichen Schönheit und seinem wohlklingenden Organ am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als classisches Vorbild betrachtet wird. Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution mußte er in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre-Français ins Gefängniß wandern. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit rettete ihm das Leben, indem er alle auf seinen Proceß bezüglichen Papiere heimlich

beiseite schaffte. Ehe man neue Beweismittel gegen ihn gesammelt, erschien mit dem 9. Thermidor auch für ihn die Stunde der Rettung. Nach den Revolutionsstürmen zog er sich, gereizt durch Geoffroy's Kritiken und Talma's stets wachsenden Ruhm, von der Bühne zurück und kaufte sich in Montmorency an, wo er Maire der Gemeinde wurde und sich um das öffentliche Wohl verdient machte. Jos. Bonaparte lud ihn 1806 nach Neapel ein, um dort ein franz. Theater einzurichten. 1816 trat er zu einem wohlthätigen Zweck noch einmal als Tancred im Théâtre-Français auf und erntete reichen Beifall. Er starb auf seinem Landgute bei Montmorency 30. April 1827. Sein «Cours de déclamation» (3 Bde., Par. 1804—10) ist nicht ohne Verdienst.

Laroche (Maria Sophie), eine geistreiche deutsche Schriftstellerin, geb. zu Kaufbeuren 6. Dec. 1731, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edeln von Gutershofen, erhielt ihre Bildung in Augsburg und wurde sodann mit dem Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Bianconi aus Bologna, verlobt. Doch die Verbindung kam nicht zu Stande, da Bianconi darauf bestand, daß die Kinder dieser Ehe katholisch werden sollten. Ein zurückgezogenes, den Wissenschaften und Künsten gewidmetes Leben wurde nun ihr Los. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder kam sie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben lernte sie 1750 in dem Hause des mit ihr verwandten Predigers Wieland den Sohn desselben, den wenig jüngern Dichter Wieland, und durch diesen die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur kennen. Sie sollte seine Gattin werden, aber Misverständnisse trennten ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft beider bis ins hohe Alter fortdauerte. 1760 verheirathete sie sich mit Laroche, der damals mainzer Hofrath und Oberaufseher der Stadion'schen Güter war und nachher als Geh. Conferenzrath an den kurtrierschen Hof kam. Als derselbe infolge der von ihm verfaßten «Briefe über das Mönchswesen» seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gattin 18. Febr. 1807 starb. Seltene körperliche und geistige Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt, und ihr Charakter und Lebenswandel waren musterhaft. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardson'schen Manier. Zwar fehlt es diesen Dichtungen an Phantasie; aber die Charaktere sind gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten, und ebenso sind Ton und Stil edel, einfach und lebhaft. Ihre erste Arbeit war die «Geschichte des Fräulein von Sternheim» (herausg. von Wieland, Lpz. 1771). Außerdem sind noch zu erwähnen: «Rosaliens Briefe» (Lpz. 1779), «Moralische Erzählungen» (Lp. 1782), «Schönes Bild der Resignation» (Lpz. 1795), «Melusinens Sommerlieder» (herausg. von Wieland, Halle 1806). Vgl. Ludmilla Assing, «Sophie von L., die Freundin Wieland's» (Berl. 1859); Neumann-Strela, «Sophie L. und Wieland» (Weim. 1862).

La Roche (Karl), namhafter deutscher Schauspieler, geb. 14. Oct. 1796 zu Berlin, wurde durch Iffland, der mit seinen Aeltern befreundet war, für das Theater gewonnen und betrat 10. Juni 1811 als Mitglied der Seconda'schen Truppe in Dresden zum ersten mal und mit Erfolg die Bühne. Nachdem er dann einige Jahre zu Danzig gespielt, war er seit 1819 zu Königsberg engagirt, von wo aus er 1821 mit vielem Beifall zu Leipzig gastirte. 1822 siedelte L. nach Weimar über, wo er im Verkehr mit Goethe seine höhere künstlerische Ausbildung gewann und zugleich seinen Ruf als Schauspieler begründete. Auch von Weimar aus unternahm er mehrere Kunstreisen, wie 1827 nach Berlin, 1828 nach Königsberg und Danzig, 1831 nach Dresden, 1832 nach Wien. Sein Gastspiel in letzterer Stadt war von solchem Erfolge begleitet, daß er sich entschloß, ein ihm angebotenes Engagement auf Lebenszeit an dem Burgtheater anzunehmen. Seit April 1833 wirkte er ununterbrochen an dieser Bühne und gehörte bis auf die jüngste Zeit herab zu den Zierden derselben. L.'s Repertoire ist ungemein verzweigt. Im Drama wie im Lustspiel spielt er die verschiedensten bedeutenden Rollen. Seine Leistungen als Held, Intriguant, zärtlicher Vater, Geck, Lebemann oder Dümmling sind stets echt künstlerisch gedacht und gleich wirksam ausgeführt. Aus der Schule Iffland's hervorgegangen, strebt L. in allen seinen Darstellungen nach Natur und realistischer Lebenswahrheit.

Larochefoucauld, ein altes, berühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, das bis ins 11. Jahrh. hinaufreicht und dessen Stammsitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême ist. Foucauld de Laroche lebte um 1026 und wird als der Stammvater des Geschlechts betrachtet. Seine Nachkommen spielten eine wichtige Rolle in den Kriegen der Guyenne vom 11. bis 15. Jahrh. — François de L., Kammerherr Ludwig's XII., hob 1494 den spätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und starb 1517. — Sein Sohn, François de L., führte zuerst den Titel eines Fürsten von Marsillac. In den

Religionskriegen standen seine Nachkommen auf seiten der Protestanten und erduldeten darum mancherlei Schicksale. — François VI., Herzog von L., geb. 15. Dec. 1613, zeigte schon früh große Neigung für Literatur und suchte sich bei vernachlässigter Jugendbildung selbst zu unterrichten. Mit der Herzogin von Chevreuse, der Vertrauten der Königin Anna (s. d.), in die Intriguen gegen den Cardinal Richelieu verwickelt, mußte er bis zum Tode Ludwig's XIII. den Hof meiden. Hierauf nahm er, schon als Liebhaber der Herzogin von Longueville, an den Unruhen der Fronde theil und ließ sich in die Hauptstadt einschließen. Nach den Unruhen zog er sich ins Privatleben zurück, zumal da ihm seine Freundin untreu geworden. Er machte sein Haus zum Sammelplatz aller glänzenden Geister jener Epoche und lebte mit der Frau von Lafayette in einem zärtlichen Verhältnisse. Boileau, Racine, Molière und Frau von Sévigné fanden sich täglich bei ihm ein. Seine «Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche», in denen er meisterhaft die Geschichte seiner Zeit erzählt, erschienen zusammen mit den «Mémoires» de Lachastre's (Köln 1662; Amsterd. 1723 u. öfter). 1665 veröffentlichte er «Maximes et réflexions morales» (neue Aufl. von Martin, Par. 1822; von Sainte-Beuve, 1853), eine Schrift, die seitdem als Muster classischer Prosa gegolten hat. Als scharfer Beobachter enthüllte er in derselben in unübertrefflicher Darstellung die vornehme Verdorbenheit und die heuchlerische Tugend seiner Zeit. Nach langer Krankheit starb er 17. März 1680. Seine «Oeuvres complètes» gab Depping (Par. 1818), die «Oeuvres inédites» (Par. 1863) Barthélemy heraus. — François VII., Herzog von L., der Sohn des vorigen, geb. 15. Juni 1634, focht sehr tapfer im Feldzuge in Flandern, erhielt beim Rheinübergange 1672 eine schwere Wunde und starb als Gouverneur von Poitou 12. Jan. 1714. — Alexandre, Herzog von L., der Enkel des vorigen, geb. 29. Sept. 1690, zeichnete sich in den Kriegen Ludwig's XIV. namentlich als Flottenkapitän aus und befehligte als General während des Kriegs in Spanien unter der Regentschaft. Sein großer Eifer, den er 1744 bei dem Einfall in die Niederlande bewies, erregte den Neid der Hofleute. Er wurde deshalb vom Hofe verbannt und starb 4. März 1762 ohne männliche Nachkommen. Seine beiden Töchter vermählten sich mit zwei Vettern aus der Seitenlinie der Grafen de L.-Roucy. Aus der Ehe der ältern Tochter, Nicole de L., mit dem Herzoge d'Anville (gest. 1746) entsprang ein Sohn, Louis Alexandre, Herzog de L. und de Larocheguyon, geb. 11. Juli 1743. Vor der Revolution Pair von Frankreich, trat er zeitig in die Armee und wurde 1789 von dem Adel der Hauptstadt zur Versammlung der Generalstaaten geschickt, wo er sich sogleich mit dem Dritten Stande vereinigte. Er beantragte die Abschaffung der Negersklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Herstellung der Preßfreiheit. Als Gemäßigter mußte er jedoch 1792 aus Paris entfliehen. Er wurde indessen verhaftet und starb zu Gisors 14. Sept. 1792 an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt von der wüthenden Menge erhielt. — Marie de L., die jüngere Tochter Alexandre's, Herzogs von L., heirathete Louis von L. de Roye, Graf de Roucy, welcher 1737 den Titel eines Herzogs von Estissac erhielt und 1783 starb. — François Joseph de L.-Bayers, geb. 1735 zu Angoulême, wurde 1772 Bischof von Beauvais und vertrat als Mitglied der Generalstaaten und der Nationalversammlung sehr lebhaft das Interesse des Klerus und des Hofs. Wie seinen Bruder Pierre Louis, der seit 1782 Bischof von Saintes war, klagte ihn Chabot als Verschwörer gegen die constitutionelle Monarchie an. Beide Brüder entflohen, wurden jedoch ergriffen und zu Paris 2. Sept. 1792 niedergemetzelt. — Dominique de L., aus dem Seitenzweige der Grafen von Saint-Elpis, geb. 1713, erhielt 1747 das Erzbisthum Alby, später den Bischofssitz zu Rouen und 1778 die Cardinalwürde. Als Abgeordneter der Generalstaaten widersetzte er sich jeder Reform, schloß sich den Emigranten an und starb 2. Sept. 1800 zu Münster. — François Alexandre Frédéric, Herzog de L.-Liancourt, bekannt als warmer Menschenfreund, der ältere Sohn des erwähnten Herzogs von Estissac, geb. 11. Jan. 1747, trat früh in die Armee und verheirathete sich schon 1764. Da er seines offenen Charakters wegen bei Hofe wenig Gunst fand, widmete er sich auf seinem Landgute Liancourt, unweit Clermont, der Landwirthschaft. Er gründete daselbst eine Musterschule, die 1788 den Namen «École des enfants de la patrie» erhielt, weil die Zöglinge aus armen Soldatenkindern bestanden. Bei der Versammlung der Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. Wiewol alle Reformplane an ihm einen eifrigen Vertheidiger fanden, suchte er doch Thron und Monarchie zu schützen. Während der Bewegungen vom 12. Juli 1789 wagte er Ludwig XVI. die Lage der Hauptstadt zu enthüllen. Als der König ausrief: «Also eine Revolte!» erwiderte er ernst: «Nein, Sire, das ist eine Revolution!» In der Nationalversammlung zeichnete sich

L. besonders in seinen Berichten über das Elend des Volks, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Inmitten der polit. Wirren stiftete er 1790 auf seinem Landsitze eine große Baumwollspinnerei. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung erhielt er in der Eigenschaft als Generallieutenant das Commando in den Departements der Normandie. Er bot, als die Gefahr für den Hof wuchs, dem Könige Rouen als Zufluchtsort an und lieh demselben eine große Geldsumme. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. floh er nach England und lebte hier in Dürftigkeit, bis er 1794 die Trümmer seines Vermögens zurückerhielt. Er machte hierauf eine Reise nach Nordamerika, deren Resultate er in der berühmten Schrift «Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97» (8 Bde., Par. 1798 u. öfter) niederlegte. Nach einer Reise durch Norddeutschland, Holland und Dänemark kehrte er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Längere Zeit lebte er nun zu Paris, nur mit Verbreitung der Schutzpockenimpfung und ähnlichen wohlthätigen Werken beschäftigt. 1800 erschien von ihm «Les prisons de Philadelphie», in welcher Schrift er die Gefängnißreform erörterte und auf Abschaffung der Todesstrafe antrug. Napoleon, der ihn als Fabrikunternehmer behandelte, gab ihm den Herzogstitel erst 1809 zurück. Mit der ersten Restauration erhielt L. die Pairswürde. Während der Hundert Tage wurde er zum Abgeordneten der Deputirtenkammer erwählt; nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Als Präsident der Gesellschaft für christl. Moral, als Mitglied des Generalconseil für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufacturen, für die Hospitäler u. s. w. entfaltete er nun eine ungemeine Thätigkeit. Seine Opposition gegen die Politik des Hofs bewog 1823 das Ministerium, ihn seiner Aemter zu entsetzen. Dagegen wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Ungeachtet dieser Misgunst setzte L. seine Bestrebungen fort und beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit Einführung des wechselseitigen Unterrichts. Auch gründete er in Frankreich die erste Sparkasse. Er starb 27. März 1827 und hinterließ drei Söhne. Der älteste derselben, François, Herzog von L., Pair von Frankreich, geb. 8. Sept. 1765, während der Kaiserzeit Maréchal-de-Camp, starb 27. Nov. 1848. Er hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, François, Herzog de Larochefoucauld u. s. w., geb. 1794, gegenwärtig Chef der Familie ist. — Alexandre, Graf de L., der zweite Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 1767, trat 1792 in die Armee Lafayette's, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater an der Entweichung des Königs gearbeitet hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon, der ihn schätzte, suchte ihn an seine Regierung zu fesseln. 1802 wurde er Geschäftsträger am sächs. Hofe, 1805 Gesandter zu Wien und 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputirtenkammer. Auch 1831 trat er als Deputirter ein; 1833 jedoch erhielt er die Pairswürde. Er starb 2. März 1841. Sein ältester Sohn, Alexandre Jules, Graf de L., geb. 22. Jan. 1796, trat 1812 in die Armee. Er erhielt 1819 den Auftrag zur Abfassung der Geschichte des Kriegs in Deutschland für das Kriegsdepot. 1828 wurde er Adjutant des Herzogs von Orleans, und diese Stellung behielt er auch nach der Julirevolution bei. Nachdem er seit 1830 als Kammermitglied thätig gewesen, erhielt er 1839 die Pairswürde, indem er Herzog von Estissac wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb 21. April 1856. Sein ältester Sohn, Roger Paul Louis Alexandre de L., Herzog von Estissac, geb. 17. Mai 1826, ist gegenwärtig Haupt dieses Familienzweigs. — Frédéric Gaëtan, Marquis de L.-Liancourt, der jüngste Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 5. Febr. 1779, bekleidete unter der Kaiserregierung mehrere Präfectenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und wirkte seit 1827 als Abgeordneter in der Kammer, wo er sich stets als Vertheidiger der constitutionellen Freiheit auszeichnete. Außerdem veröffentlichte er eine ganze Reihe von Schriften poetisch-literarischen und publicistischen Inhalts, darunter «L'esprit des écrivains du XVIIIme siècle» (Par. 1809). Auch gab er 1825 die «Oeuvres complètes» seines Vaters sowie 1827 dessen Leben heraus. Nach der Februarrevolution von 1848 trat er nicht mehr im öffentlichen Leben auf. Er starb 15. April 1863. — Ambroise Polycarpe de L., Herzog von Doudeauville, einem Seitenzweige der Familie angehörend, geb. 2. April 1765, emigrirte beim Ausbruch der Revolution und schloß sich auch nicht dem Kaiserreiche an. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1822 zum Generalpostdirector, 1824 zum Minister des königl. Hauses. Dennoch erhob er sich gegen die Politik, welche der Hof unter Karl X. verfolgte und legte 1827 sogar seinen Ministerposten nieder. Seit dieser Zeit widmete er sich gänzlich gemeinnützigen Werken. Nach der Entthronung der ältern Bourbons gab er auch seinen Sitz in der Pairskammer auf. Er starb 1841. Sein Sohn, Sosthènes, Marquis de L., nach des Vaters Tode Herzog

von Doudeauville, geb. 15. Febr. 1785, war 1814 Adjutant des Generals Dessolles und dann des Grafen von Artois. Nach der zweiten Restauration wurde er ein eifriges Mitglied der sog. Chambre introuvable und bewahrte seitdem diese polit. Grundsätze. Er starb 7. Oct. 1864. Er veröffentlichte seine «Mémoires», in welchen er seine Wallfahrt nach Görz beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann «Pensées» (Par. 1835) und eine polit. Flugschrift «La vérité à tous» (Par. 1839). Sein ältester Sohn, Augustin Marie Matthieu Stanislas de L., Herzog von Doudeauville, geb. 9. April 1822, ist gegenwärtig Haupt dieses Familienzweigs.

Larochejacquelein (Duvergier de), eine alte franz. Adelsfamilie, welche ihren eigentlichen Namen Duvergier von einer Gegend in Poitou entlehnte. Gui Duvergier vermählte sich 1505 mit Renée, der Erbtochter von Jacques Lemastin, Seigneur von L., und nahm von dem ihm zugefallenen Besitzthum den Namen an. Louis Duvergier, Seigneur von L., ein Enkel des genannten Gui, war einer der tapfersten Waffengefährten Heinrich's IV. Henri Louis Auguste Duvergier, Marquis von L., geb. 21. Juli 1749, Maréchal-de-Camp seit 1788, kam später nach San-Domingo und starb hier 1802 an den Wunden, die er in einem Kampfe gegen die Korsaren erhalten hatte. Er hinterließ drei Söhne, Henri, Louis und Auguste. — Henri Duvergier, Graf von L., geb. 30. Aug. 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou, trat 1791 als Offizier in die constitutionelle Garde Ludwig's XVI., verließ aber Paris nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Nach einer Reihe von Heldenthaten wurde er im Oct. von den Vendéern als Generalissimus anerkannt. Er siegte bei Conté und Château-Gouthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und bekämpfte die Generale Westermann und Léchelle. Ein Sieg, den er bei Antrain davontrug, öffnete ihm den Weg auf Angers, das er aber vergebens wegzunehmen suchte. Dafür glückte ihm die Wegnahme von Lafleche. Die Schlacht jedoch, die er hier 21. Dec. 1793 den Generalen Westermann, Müller und Tilly lieferte, fiel für die schwachen Royalisten unglücklich aus. Beim Uebergange über die Loire von den Seinen abgeschnitten, rettete er sich in die kleine Stadt St.-Aubin. Da er sich mit Charette, der allein noch eine Armee besaß, nicht in Verbindung setzen konnte, entwich er ins obere Poitou und sammelte hier neue Insurgentenhaufen. Am 4. März 1794, als er bei Nouaillé in der Gegend von Chollet ein Treffen geliefert, schoß ihn ein republikanischer Grenadier, der sich ihm ergeben sollte, plötzlich nieder. — Louis Duvergier, Marquis de L., Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1777 zu St.-Aubin, wanderte beim Ausbruche der Revolution aus und trat erst in das Heer Condé's, dann in brit. Dienste. 1801 benutzte er die vom Ersten Consul gebotene Amnestie und kehrte nach Frankreich zurück. Vergebens suchte ihn Napoleon zu gewinnen. 1813 stellte er sich an die Spitze der royalistischen Bewegungen in der Vendée, und 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. erhob ihn 4. Aug. 1814 zum Maréchal-de-Camp und zu Anfange des folgenden Jahres zum Obergeneral der Armee in der Vendée. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber zurückgeschlagen. Erst Anfang Juni gelang es ihm, mit Verstärkung auf der Küste Fuß zu fassen. Er fiel jedoch 4. Juni unweit St.-Gilles im Kampfe mit den Generalen Travot und Estève. L. hinterließ zwei Söhne. Der älteste Sohn, Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis de L., geb. 28. Sept. 1805, wurde 1815 als 10jähriger Knabe zum Pair von Frankreich erhoben. Zögling der Kriegsschule von St.-Cyr, trat er 1821 in Dienst und machte 1823 den span. Feldzug mit. 1828 wohnte er sodann als Freiwilliger in russ. Diensten dem Feldzuge gegen die Türken bei. Nach der Revolution von 1830 verzichtete er auf seinen Pairstitel und betheiligte sich an den Bewegungen in der Vendée, weshalb er in contumaciam zum Tode verurtheilt, sodann aber freigesprochen wurde. Später lebte er im westl. Frankreich, mit industriellen Unternehmungen beschäftigt. Ein Wahlbezirk des Depart. Morbihan sandte ihn 1842 in die Deputirtenkammer, wo er eine eigene Stellung einnahm, indem er das Dogma der monarchischen Legitimität mit dem Princip der Volkssouveränetät in Einklang zu bringen suchte. Nach der Februarrevolution von 1848 war L. unter den Legitimisten einer der ersten, der die neue Republik anerkannte. In einer feierlichen Adresse gelobte er der neuen Ordnung seinen Beistand zum großen Erstaunen der legitimistischen Partei, welche ihm diesen Schritt nie verziehen hat. Noch mehr ärgerten sich seine frühern Genossen über die Glaubensbekenntnisse, die er in den pariser Clubs ablegte, um seine Candidatur im Seine-Departement zu befördern. Dennoch fiel er in Paris durch, wurde aber dafür im Depart. Morbihan in die Constituante, nachher in die Legislative abgeordnet.

Hier stand er nach dem Tode Genoude's an der Spitze der ketzerischen Legitimistensekte, die in den Conferenzen zu Wiesbaden in den Bann gethan wurde. Von seiner eigenen Partei verschmäht und verstoßen, warf sich L. nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 der neuen Regierung in die Arme und wurde 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt. Sein Bruder, Henri Louis Lescure Duvergier, Graf von L., geb. 26. Mai 1809, versuchte 1832 die Insurrection in der Vendée wieder zu beleben, wurde aber verwundet und ging dann nach Portugal, wo er für die Sache Dom Miguel's starb. Die Gattin desselben, Marie Louise Victoire, geborene de Donnissan, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, geb. 25. Oct. 1772 zu Versailles, heirathete im Alter von 17 J. den Marquis von Lescure, ihren Cousin, der nach der Katastrophe vom 10. Aug. in der Vendée die Fahne der Insurrection erhob. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber infolge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. Die Ereignisse vom 18. Fructidor trieben sie wieder auf kurze Zeit aus ihrem Vaterlande. 1801 heirathete sie den Grafen von L. Sie lebte später lange Zeit zu Orleans, wo sie auch 15. Febr. 1857 starb. Ihre «Mémoires» (Bord. 1815 u. öfter) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution. Vgl. Nettement, «La vie de la Madame de L.» (Par. 1858). — Auguste Duvergier, Graf von L., der jüngste der drei Brüder, geb. 17. April 1784, wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus und kehrte unter dem Consulat zurück. 1809 trat er als Offizier in die kaiserl. Armee und fiel 1812 in der Schlacht an der Moskwa, schwer verwundet, in die Hände der Russen. Nach der ersten Restauration trat er in die königl. Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde in dem Augenblicke, als derselbe fiel, sehr gefährlich verwundet. 1818 erhielt er den Grad eines Maréchal-de-Camp, und in dieser Eigenschaft wohnte er 1823 dem Feldzuge in Spanien bei. 1828 nahm er in der russ. Armee am Kriege gegen die Türken theil. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Cavalerie der Garden befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er wurde deshalb in contumaciam zum Tode verurtheilt, 1835 jedoch vom Gerichtshofe zu Versailles freigesprochen. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben.

La-Rochelle, Larochelle, Seehafen, Kriegshafen zweiter Klasse und Hauptstadt des franz. Depart. Nieder-Charente, an einem kleinen Meerbusen des Atlantischen Oceans, gegenüber der Insel Ré und an der Eisenbahn gelegen, hat, ungeachtet der Verschönerung durch neuere Bauten, doch noch zum Theil die Physiognomie früherer Jahrhunderte, breite Straßen, darunter viele mit Arcaden, und an der Place d'Armes einen der schönsten Plätze Frankreichs (2700 Meter im Quadrat). Unter den acht Kirchen befindet sich eine protestantische vom J. 1706, eine Kathedrale, ein 1780 begonnener und noch unvollendeter plumper Bau im griech. Stile, mehrere Kapellen und Klöster. Außerdem sind zu bemerken das 1486—1607 erbaute Rathhaus im goth. Stile, der etwas schwerfällige Justizpalast von 1614, eine imposante Börse, ein berühmtes Arsenal, die schöne Promenade Du Mail und seit 1827 höchst elegant eingerichtete Seebäder. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, eine Akademie für Literatur und Wissenschaft, ein Lyceum, ein geistliches Seminar, eine hydrographische und eine Navigationsschule, eine Schwimmschule, eine schöne öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, einen Botanischen Garten, eine Ackerbau- und Handelskammer, eine Bankfiliale (die 1860 für 30 Mill. Frs. Geschäfte machte), Gesellschaften für Landwirthschaft, Medicin, Literatur und Philharmonie und verschiedene Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohner, deren Zahl sich 1861 auf 18904 belief, betreiben starke Fischerei und Sardinenbereitung, Glas- und Fayencefabrikation, Eisen- und Kupfergießerei, Brauerei, Weberei, Zuckerraffinerie, Schiffbau und lebhaften Handel mit Branntwein, Fischen, Austern, Getreide, Bauholz und Colonialwaaren. Die Festungswerke der Stadt sind von Vauban angelegt. Der Hafen nimmt Schiffe von 4—600 Tonnen Last auf, ist sicher, bequem, durch einen weit ins Meer vorspringenden Damm geschützt, seit 1861 durch ein neues Bassin erweitert und durch den seit 1863 in Angriff genommenen Kanal von Rochelle nach Marans mit dem Sèvrebecken verbunden. Die Gründung der Stadt reicht in das 10. Jahrh. zurück. Philipp II. August gewährte ihr mehrere Privilegien. Am 30. Nov. 1215 wurde sie von den Engländern, 3. Aug. 1224 von Ludwig VIII. erobert, im Vertrage zu Bretigny 1360 an erstere abgetreten, aber 15. Aug. 1372 capitulirte sie, nachdem die castilische Flotte 23. und 24. Juni die Engländer unter Pembroke zur See besiegt hatte, an König Karl V. Seit der Einführung der Reformation 1557 stark befestigt, erlangte die Stadt als Mittelpunkt und Hauptbollwerk der Hugenotten eine große Wichtigkeit. Vom Dec. 1572 bis

24. Juni 1573 wurde sie, nachdem 20 heftige Angriffe, 9 Hauptstürme abgeschlagen, 70 Minen vergeblich gesprengt und 12000 Mann des königl. Heeres gefallen waren, den Katholiken übergeben, worauf der den Protestanten günstige Friede von L. abgeschlossen ward. (S. Hugenotten.) Sie blieb auch fernerhin der Mittelpunkt der prot. Opposition, bis sie nach einer hartnäckigen Belagerung durch Richelieu vom 10. Aug. 1627 bis 28. Oct. 1628, die mehr als 40 Mill. Livres kostete und bei welcher 15000 Menschen vor Hunger und Elend umkamen, ungeachtet engl. Hülfesendungen den Katholiken in die Hände fiel, womit der Untergang der reform. Partei entschieden war. Viele Bewohner flüchteten nach Amerika, sodaß die Stadt, die 1572 noch 72000 und vor der letzten Belagerung noch 30000 E. zählte, auf eine Bevölkerung von 4000 Seelen herabsank.

Laromiguière (Pierre), franz. Philosoph, geb. 3. Nov. 1756 zu Livignac-le-Haut in Rouergue, trat, nachdem er im Collége von Villefranche studirt, in die Congregation der Pères de la doctrine chrétienne und erhielt verschiedene Lehrstellen, über die seine Congregation zu verfügen hatte. Während dieser Zeit wurde die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe. Durch die Revolution aus seiner Thätigkeit als Lehrer gerissen, entwarf er das «Projet d'éléments de métaphysique» (Toulouse 1793). Sieyès, der zufällig mit dieser Schrift bekannt geworden, interessirte sich für den Verfasser und berief ihn 1795 nach Paris. L. trat als Zögling in die Normalschule ein, aber bereits 1796 wurde er zum Mitglied des Instituts ernannt. Als 1797 die Centralschulen gegründet wurden, erhielt er die Stelle eines Professors der Logik. Drei Jahre hindurch war er auch Tribun, aber das Geräusch der Welt scheuchte ihn bald wieder in seine philos. Einsamkeit zurück. In der Folge wurde er am Prytanée français als Professor und später als Conservator der Bibliothek angestellt. Sein Ruhm begann aber erst, als er zum Professor der Philosophie an der Faculté des lettres zu Paris ernannt wurde. Indeß leistete er bereits 1812 auf die Professur Verzicht und benutzte nun seine Muße zur Bearbeitung und Herausgabe seiner Vorlesungen, welche unter dem Titel «Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence, ou sur les causes et les origines des idées» (2 Bde., Par. 1815—18; 7. Aufl. 1858) erschienen. Er starb 12. Aug. 1837 zu Paris. Seine philos. Richtung läßt sich als die eines gemäßigten Sensualismus bezeichnen.

La-Rothière, Dorf zwischen Bar-sur-Aube und Brienne, bekannt durch die Schlacht 1. Febr. 1814. Napoleon hatte nach seinem Siege bei Brienne über Blücher hier Stellung genommen, durch die Dörfer L., Dienville und Morvilliers gedeckt. Blücher, durch einige Corps der Hauptarmee verstärkt, griff ihn 1. Febr. an. Der Kampf war besonders blutig um L., welches erst abends 11 Uhr von Sacken genommen wurde. Der Kronprinz von Würtemberg hatte den vorliegenden Wald von Eclance, Wrede Morvilliers, Gyulay Dienville angegriffen; letzteres wurde auch erst spät abends erobert. Um Mitternacht trat Napoleon, der seine ganze Armee in die Schlacht geführt hatte, während von den Verbündeten noch mehrere Corps intact geblieben waren, den Rückzug auf Troyes an. Nur die Hauptarmee folgte ihm, während Blücher sich nach der Marne wandte.

Larra (Don Mariano José de), einer der vorzüglichsten span. Dichter der neuern Zeit, geb. zu Madrid 24. März 1809, kam 1813 mit seinen Aeltern nach Frankreich und kehrte erst 1822 nach Spanien zurück. Er trat 1827 zuerst als Dichter auf und gab bis 1831 mehrere satirische Zeitschriften heraus, in denen er aufs schärfste die Gebrechen des Volks und der Regierung geiselte. 1833 trat er als Hauptredacteur bei der «Revista española» ein, und 1835 unternahm er eine zehnmonatliche Reise durch Portugal, England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Redaction der Zeitschrift «El mundo» theil, bis er 13. Febr. 1837 durch einen Schuß freiwillig sein Leben endete. Für die Bühne schrieb L. neben einem Lustspiel in Prosa («No mas mostrador», Madr. 1831) und vielen Bearbeitungen nach dem Französischen, die er zum Theil unter dem angenommenen Namen Ramon Arriala (Anagramm von Mariano Larra) herausgab, das Trauerspiel «Macías» (Madr. 1834), nachdem er kurz zuvor denselben Gegenstand in einem Romane bearbeitet hatte. Außerdem schrieb er ein Werk über die neueste Geschichte Spaniens «De 1830 á 1835, ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal» (Madr. 1836). Seine in der «Revista española» erschienenen und meist mit dem Namen Figaro unterzeichneten Artikel kamen gesammelt heraus unter dem Titel «Figaro, coleccion de articulos dramáticos» (5 Bde., Madr. 1837); auch erschien eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke (Madr. 1843, 4 Bde.; Par. 1848, 2 Bde.). Die durch Sprachgewandtheit und edle Energie des Stils ausgezeichneten Werke L.'s tragen, ungeachtet in ihnen der Einfluß der neuesten franz. Literatur unverkennbar ist, das Gepräge des echt span. Nationalcharakters.

Larrey (Jean Dominique, Baron), berühmter franz. Militärwundarzt, geb. im Juli 1766 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre, studirte in Toulouse und Paris. Als Oberschiffswundarzt auf einer Fregatte, die 1787 nach Nordamerika ging, machte er seinen ersten Feldzug mit. Nach seiner Rückkehr trat er zum Landdienst über und wurde, nachdem er in Paris sich weiter ausgebildet, 1792 als zweiter Arzt am Invalidenhotel angestellt. 1793 zur Armee berufen, leistete er durch Einführung der Ambulance wesentliche Dienste; auch zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und Muth aus. Er wohnte der Unternehmung gegen Corsica 1794 bei, lebte darauf kurze Zeit in Toulon, wo er eine Lehranstalt für Chirurgen errichtete, und ging 1796 als Professor an die medic.-chirurgische Schule zu Val-de-Grâce. Napoleon berief ihn 1797 nach Italien und nahm ihn dann mit nach Aegypten. 1805 zum Generalinspector des franz. Militär-Medicinalwesens ernannt, erwarb er sich als Gefährte Napoleon's in den folgenden Feldzügen große Verdienste, sodaß nach Napoleon's Ausspruch die Menschheit nie ihre Schuld gegen L. abtragen kann. Vom Kaiser wie von fremden Monarchen erhielt L. vielfache Beweise von Anerkennung; er wurde Großoffizier der Ehrenlegion und Baron. Nachdem er während der Hundert Tage wieder in seine vorige Stellung eingetreten, ward er in der Schlacht bei Waterloo verwundet und gefangen. Nach der zweiten Restauration wurde er zwar Oberwundarzt der königl. Garde, auch blieb er Mitglied des allgemeinen Gesundheitsraths sowie Generalchirurg des Invalidenhauses, aber eine Pension von 3000 Frs., die ihm Napoleon auf Lebenszeit ausgesetzt hatte, verlor er, bis sie ihm 1818 durch ein Specialgesetz der Kammer zurückgegeben wurde. 1836 legte er seine Stelle am Invalidenhause nieder; er starb zu Lyon 25. Juli 1842. Rühmlich steht auch L.'s Name in der Wissenschaft da. Von seinen Schriften, die in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden, sind besonders zu erwähnen: «Sur les amputations des membres à la suite des coups de feu» (3. Aufl., Par. 1808); «Relations historiques et chirurgicales de l'expédition de l'armée de l'Orient» (Par. 1803); «Mémoires de médecine et de chirurgie militaire» (4 Bde., Par. 1812—18); «Recueil de mémoires de chirurgie» (Par. 1821); «Clinique chirurgicale exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829» (5 Bde., Par. 1830—36).

Larve (larva) war bei den Römern eine von den vielfachen Bezeichnungen für die Schreckbilder oder gespensterhaften Erscheinungen (s. Lemur), die der Aberglaube der Alten als für die Menschen Unglück oder selbst den Tod bringend sich schuf. Doch wurde das Wort auch bei ihnen schon in der noch jetzt gewöhnlichen Bedeutung von der Gesichtsmaske gebraucht, deren man sich nicht blos bei theatralischen Vorstellungen sondern auch bei Processionen und Feierlichkeiten, bei geheimen Einweihungen und Festen bediente. Abbildungen solcher L. finden sich in der wegen ihres reichhaltigen Stoffs noch jetzt geschätzten Abhandlung von Berger: «De personis vulgo larvis seu mascheris, i. e. von der Carnevalslust» (Frankf. 1723). (S. Maske.)

Larven nennt man in der Naturgeschichte jugendliche, zur geschlechtlichen Fortpflanzung noch unreife Thiere, welche eine von den geschlechtsreifen Thieren abweichende Gestalt besitzen und meist provisorische Organe zeigen, die bei der Umwandlung zur Reife abgeworfen, verändert oder einer andern Function anheimgegeben werden. Die Entwickelung durch L. findet namentlich dann statt, wenn die Thiere im jugendlichen Zustande in andern äußern Lebensbedingungen verweilen als im reifen Zustande, also bei Schmarotzern und festsitzenden Thieren, die in der Jugend frei herumschwimmen und dazu mit Bewegungs- und Sinnesorganen ausgerüstet sind, bei Land- und Luftthieren, die sich in der Jugend im Wasser befinden u. s. w. Fast alle wirbellosen Thiere mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen (z. B. Spinnen) entwickeln sich aus L. Die bekanntesten Larvenzustände sind diejenigen der Insekten (Raupen der Schmetterlinge, Maden der Fliegen u. s. w.). Unter den Wirbelthieren kommen L., soweit bisjetzt bekannt, nur bei den Neunaugen unter den Fischen und den Fröschen und Kröten (Kaulquappen) bei den Amphibien vor. Die Kenntniß der L. und ihrer Umwandlungen gibt oft die überraschendsten Aufschlüsse über die Verwandtschaft scheinbar sehr unähnlicher Thiere.

Läsare, d. i. Leser, heißt in Schweden eine religiöse Partei, die bei ihrer Entstehung große kirchliche Bewegungen im Lande veranlaßte, und deren Stifter Hans Nielsen Hauge (geb. 3. April 1771 in Norwegen, gest. 29. März 1824) war. Schon 1795 trat derselbe als Prediger des Heiligen Geistes und gottgeweihter Prophet auf. Er reiste im Lande umher und fand um so mehr Anhänger, je größer bei dem weiten Umfange der Kirchspiele das Bedürfniß des Hausgottesdienstes war. Als «Wiedergeborener» sagte er sich mit seinen Anhängern von den «unbekehrten» Geistlichen der Landeskirche los, legte einen großen Werth auf das Lesen der Bibel, zeigte sich unduldsam gegen Andersdenkende, lehrte die Gleichheit aller Stände und störte

dadurch die kirchliche wie die häusliche Eintracht. Seit 1803 gewann die Partei einen mildern Charakter, indem viele Glieder derselben die Ideen des Stifters mäßigten und ihren frommen Eifer durch eine pietistische Richtung, streng-luth. Orthodoxie und strenge Sitte kundgaben, dabei aber sich allem unterwarfen, was die kirchliche und bürgerliche Ordnung ihnen vorschrieb. Hiernach bekennen sie sich jetzt noch zu dem Glauben der luth. Kirche; sie suchen aber ihren Ruhm darin, daß dieser Glaube bei ihnen ein «lebendiger» sei. Sie lesen fleißig in der Bibel und Luther's Postille, feiern den Sabbat gewissenhaft, oft übertrieben streng, eifern mit ascetischer Strenge selbst gegen unschuldige Freuden, verwerfen den Eid und ehren nur solche Geistliche, von denen sie meinen, daß sie von dem Geiste Gottes getrieben seien. 1819 erregten die L. neue große Bewegungen, indem sie sich der Annahme eines neuen Gesangbuchs widersetzten. Abermals trat der alte schwärmerische Charakter 1842 unter der Partei durch Erich Jansen, einen Bauer, hervor, der sich für einen unmittelbaren Jünger Jesu erklärte, Luther's Schriften und Katechismen mit den Gesangbüchern und andern Erbauungsschriften verbrannte und allerlei Störungen im öffentlichen, kirchlichen und häuslichen Leben verursachte. Belehrungen, Warnungen und Strafen richteten wider ihn und seine Anhänger nichts aus. Jansen flüchtete endlich nach Norwegen und ging von da 1846 mit seinen Anhängern nach Nordamerika, um hier eine geistliche Colonie zu stiften.

Lasaulx (Ernst von), geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, geb. 16. März 1805 zu Koblenz, widmete sich 1824—30 zu Bonn und München philol. und philos. Studien und lebte dann zu deren Fortsetzung längere Zeit in Wien, Rom, Athen, Konstantinopel und Jerusalem. Nach seiner Rückkehr wurde er 1835 Professor der Philologie zu Würzburg, und 1844 folgte er einem Rufe als Professor der Philologie und Aesthetik nach München. Hier wie dort hatten sich seine Vorlesungen großer Theilnahme zu erfreuen. Doch wurde L. mit andern Professoren der münchener Universität im Febr. 1847 vom Ministerium Maurer-Zu Rhein seines Amtes enthoben, besonders weil er im akademischen Senat den Antrag gestellt, dem abgetretenen Minister Abel ein Zeichen der Hochachtung zu geben. Im Mai 1848 zu Abensberg für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, stimmte er hier in kirchlichen Fragen mit der specifisch-kath., in politischen mit der sog. großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine frühere Professur zurück. Noch in demselben Jahre wurde er in die bair. Abgeordnetenkammer gewählt, in welcher er seitdem durch seine Beredsamkeit, besonders aber wegen seiner Energie, mit der er die Interessen und Anschauungen des Katholicismus vertrat, eine hervorragende Rolle führte. Nachdem er im April 1861 in der Kammer den von dieser zu Gunsten der kurhess. Sache gestellten Antrag auf das eifrigste bekämpft, verfiel er unmittelbar darauf in eine Krankheit, der er 10. Mai 1861 erlag. Die wissenschaftliche und literarische Thätigkeit L.'s bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Alterthumskunde. Doch nahm er unter seinen Fachgenossen eine ganz eigenthümliche Stellung ein, indem er selbst in dieser Sphäre für das katholisch-kirchliche Interesse zu wirken suchte. Er war nämlich bestrebt, in der Literatur und Kunst, in den religiösen Anschauungen, sogar in den bürgerlichen Einrichtungen der Alten gewisse christl. Ideen und Elemente, gewissermaßen unbewußte Vorläufer des Christenthums, nachzuweisen. Seine zahlreichen hierhergehörigen Schriften sind daher sowol von den Philologen wie selbst von den Theologen vielfach verurtheilt worden, obschon nicht zu leugnen, daß seine Tendenz die Aufmerksamkeit der Forscher auf bisher unbeachtet gelassene Seiten des antiken Lebens geleitet und eine Fülle fruchtbarer Gedanken zu Tage gefördert hat. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehören: «Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christl. Kaiser» (Münch. 1854); «Die Philosophie der schönen Künste» (Münch. 1860); «Ueber die theol. Grundlage aller philos. Systeme» (Münch. 1856); «Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte» (Münch. 1856); «Des Sokrates Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857); «Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern» (Münch. 1858). Die letztern vier Werke wurden, als gegen die Kirchenlehre verstoßend, in den röm. Index gesetzt; doch hat sich der Verfasser noch vor seinem Tode freiwillig dem Richterspruche der Kirche unterworfen. Vgl. Holland, «Erinnerungen an E. von L.» (Münch. 1861). — Johann Claudius von L., der Vater des vorigen, geb. 27. März 1781 zu Koblenz, studirte seit 1798 zu Würzburg erst die Rechte, dann Medicin und übernahm dann die Leitung einer von seinem Vater begründeten Branntweinbrennerei und Essigfabrik. Nachdem er 1812 die ihm zufällig angetragene Stelle eines Landbaumeisters angenommen, benutzte er die folgenden Jahre zu einem gründlichen Studium seines neuen Fachs, sodaß ihm bereits 1816 von der preuß. Regierung die Stelle eines Landbauinspectors übertragen werden konnte. Er starb

14. Oct. 1848. Während seiner Amtsführung erbaute er an 60 öffentliche und Privatgebäude sowie 12 kath. Kirchen. Auch die Burg Rheineck wurde von L. im Rundbogenstil ausgeführt.

Las Casas (Fray Bartolomé de), Bischof von Chiapas in Mexico, ein edler Menschenfreund, wurde zu Sevilla 1474 geboren. Sein Vater Francisco hatte Christ. Columbus auf dessen zweiter Reise nach der Neuen Welt begleitet und dadurch die Mittel erworben, seinen Sohn in Salamanca studiren zu lassen. 1498 hatte dieser die jurist. und theol. Studien vollendet und begleitete um 1502 den zum Gouverneur von San-Domingo ernannten Don Nicolas de Ovando nach der Neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Dort machte er sich dem Gouverneur Velasquez besonders durch den Einfluß bemerkbar, den er durch Milde und Wohlwollen bei den Indianern erlangte. Um der durch das Gesetz gebotenen Vertheilung der Eingeborenen an die Eroberer entgegenzuwirken, ging er nach Spanien, wo es ihm auch gelang, den Cardinal Ximenes zur Absendung einer Commission von drei Hieronymitenmönchen zu bestimmen, die diese Misbräuche untersuchen sollten. Das vorsichtige Benehmen der Commission genügte aber seinem Feuereifer nicht, sodaß er abermals nach Spanien ging, um die Anordnung durchgreifenderer Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen nachzusuchen. Endlich wurde sein Vorschlag angenommen, um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, castilianische Bauern als Colonisten hinzusenden und die dort ansässigen Spanier zu befugen, für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerplantagen Negersklaven anzukaufen. Infolge dessen hat man L. beschuldigt, der Urheber des Negerhandels gewesen zu sein, während es doch erwiesen ist, daß dieser Handel schon lange vorher betrieben wurde. Die Regierung ließ nun den Versuch machen, diese Vorschläge auszuführen; es geschah aber dies mit so unredlichem Willen, daß es mislingen mußte. Du faßte L. den kühnen Entschluß, unter seiner eigenen Leitung einen solchen Colonisationsversuch anzustellen. Er erlangte auch vom Kaiser Karl V. die Erlaubniß und die Mittel zur Ausführung desselben und ging 1520 abermals nach Amerika. Doch auch diese Unternehmung scheiterte, und gebeugt von dem Verdrusse über dieses Mislingen flüchtete sich L. in das Dominicanerkloster auf Hispaniola. Hier widmete er sich dem Missionsgeschäfte und begann seine «Historia general de las Indias», woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tode arbeitete. 1539 reiste er abermals nach Spanien, zunächst im Auftrage seines Ordens, aber zugleich mit der Absicht, dort nochmals Hülfe und Anhänger zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu suchen. Er fand die dortigen Verhältnisse günstiger zur Ausführung seiner Plane, zu deren Unterstützung er auch die «Brevisima relacion de la destruccion de las Indias» verfaßte, welche Schrift fast in alle Sprachen Europas übersetzt wurde (deutsch von Andrä, Berl. 1790). Man trug ihm zur Belohnung seines edeln Eifers das reiche Bisthum von Cuzco an, doch zog er diesem das Bisthum Chiapas in einer armen, von unwissenden Wilden bewohnten Gegend vor. 1544 schiffte er sich zum fünften mal nach Amerika ein. Die span. Colonisten empfingen ihn mit feindlicher Gesinnung, und als er so weit ging, denen, welche trotz der neuen Gesetze die Indianer noch als Sklaven behandelten, die Sakramente zu verweigern, zog er sich sogar die Misbilligung der Kirche zu. Von allen verlassen, kehrte L. nach drei Jahren nach Spanien in sein Kloster zurück, wo er bald wieder als Vertheidiger der Menschenrechte gegen den Chronisten Sepúlveda auftrat. Er starb im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. Eine Sammlung seiner Werke erschien noch bei seinen Lebzeiten (Sevilla 1552). Von seinen ungedruckt gebliebenen Werken ist die «Historia general de las Indias» das interessanteste. Llorente hat mehrere der gedruckten und ungedruckten Schriften L.' in franz. Uebersetzung herausgegeben (2 Bde., Par. 1822).

Las Cases (Emmanuel Augustin Dieudonné, Vicomte), der Begleiter und Historiograph Napoleon's auf St.-Helena, geb. 1766 auf dem Schlosse Las Cases unweit Revel, diente vor der Revolution als Lieutenant in der Marine. Als Anhänger des Hofes wanderte er 1791 aus, betheiligte sich in der Armee Condé's am Feldzuge von 1792 und ging dann nach England. Nach der Expedition von Quiberon, welcher er beiwohnte, blieb er in England und suchte seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen. Die Ereignisse vom 18. Brumaire führten auch ihn nach Frankreich zurück. Indeß lebte er mehrere Jahre in Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit Vollendung seines vortrefflichen «Atlas historique», den er unter dem Namen Lesage (Par. 1803—4; neueste Aufl., Par. 1824—28; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch und Eyselein, Karlsr. 1826—27) herausgab. Durch den Erfolg dieser Arbeit lenkte er die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich, der ihn 1808 zum Reichsbaron und nach dem Angriff der Engländer auf Vliessingen, bei welcher Gelegenheit L. als Volontär eingetreten war, zum

Requêtenmeister im Staatsrath erhob. Seit dieser Zeit erhielt er in der innern Verwaltung mancherlei Aufträge; unter anderm mußte er die Hospitäler und Gefängnisse in einem Theile des Landes untersuchen. Bei der ersten Invasion übernahm er den Befehl über eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach der ersten Abdankung Napoleon's weigerte sich L. im Staatsrath, die Acte zu unterzeichnen und ging auf kurze Zeit nach England. Während der Hundert Tage wurde er zum Staatsrath und Kammerherrn des Kaisers erhoben. Aus Verehrung für Napoleon erbot er sich nach der Schlacht von Waterloo, das Schicksal desselben zu theilen, und folgte ihm in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne in die Verbannung nach St.-Helena. Napoleon dictirte ihm hier einen Theil seiner Memoiren und ließ sich von ihm im Englischen unterweisen. Ein sehr freimüthiger Brief, den L. ohne Wissen des Commandanten Hudson Lowe an Lucian Bonaparte nach Europa zu befördern suchte, hatte indessen zur Folge, daß er 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt und, nachdem er acht Monate in strenger Gefangenschaft auf dem Cap der guten Hoffnung geschmachtet, nach Europa zurückgebracht wurde. Man schaffte ihn durch die Niederlande nach Frankfurt a. M., wo er einige Zeit unter österr. Schutze verharrte. Seitdem lebte L. in Belgien und that alle möglichen Schritte, um das Los des gefangenen Kaisers zu mildern. Erst nachdem Napoleon gestorben, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er das «Mémorial de Ste.-Hélène» (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Aufl., 1824 u. öfter) herausgab. Dasselbe muß allerdings als eine wichtige Quelle für die Geschichte Napoleon's gelten, aber freilich hat L. die Materialien mehr oder weniger überarbeitet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, «La suite au mémorial» (2 Bde., Par. 1824). Eine heftige Gegenschrift Hudson Lowe's veranlaßte L. nach London zu reisen, um von demselben persönliche Genugthuung zu fordern; doch unverrichteter Sache mußte er wieder nach Frankreich zurückkehren. Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter des Arrondissements von St.-Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er starb 15. Mai 1842. — Emmanuel Pons Dieudonné, erst Baron, dann Graf de L., des vorigen Sohn, geb. 8. Juni 1800 zu St.-Meen im Depart. Finistère, diente auf St.-Helena Napoleon als Secretär. Er nahm als constitutionell Gesinnter an der Julirevolution lebhaften Antheil und trat mit derselben in die Kammer, wo er sich der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte. 1837 erhielt er eine Sendung an die Republik Haiti, und 1840 begleitete er den Prinzen von Joinville zur Abholung der Ueberreste des Kaisers nach St.-Helena, worauf er das «Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule» (Par. 1841) herausgab. Nach der Revolution von 1848 schloß er sich Ludwig Napoleon an und wurde von diesem 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt. Er starb jedoch schon 8. Juli 1854.

Lascy oder Lacy (Franz Moritz, Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 21. Oct. 1725 zu Petersburg erhielt seine Erziehung zu Liegnitz und zu Wien. Er stammte aus einer in Irland angesessenen normänn. Familie. Sein Vater war Peter, Graf von L. (geb. 1678 zu Limerick in Irland), der zuerst in franz., dann in österr., hierauf in poln. Diensten stand, endlich als russ. General Danzig belagerte, 1735—38 den Krieg gegen die Türken mitmachte, Finland eroberte und als Generalgouverneur von Livland 1751 zu Riga starb. Der Sohn begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich in österr. Diensten und avancirte während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs zum Obersten. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht bei Lowositz mit seinem Regiment die Armee und wurde dafür zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Reichenberg, Prag, Breslau und Leuthen. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisirte er die Armee in der kürzesten Zeit und leitete sodann 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Ueberfalle bei Hochkirch und bewog 1759 Daun, sich gegen Fink bei Maxen zu wenden, dessen Corps gefangen genommen wurde, worauf Maria Theresia L. zum Feldzeugmeister ernannte. 1760 befehligte er ein besonderes Corps, das nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen die Reichsarmee rettete. Hierauf drang er mit seinem Corps bis Potsdam streifend vor. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Torgau wurde er zum Feldmarschall erhoben, nach dem Hubertusburger Frieden 1765 Generalinspector der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsraths, in welcher Stellung er eine große Thätigkeit entfaltete. Im Bairischen Erbfolgekriege wählte er die berechnete Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Joseph's, was er bis zu dessen Tode blieb. Er folgte dem Kaiser 1788 in den Türkenkrieg; doch wurde der österr. Cordon durchbrochen, und L. konnte nur schwer die Folgen dieses Unsterns abwenden. Krank kehrte er nach Wien zurück, wo er zurückgezogen lebte und 24. Nov. 1801 starb.

Lasen oder Lazen heißen die Bewohner des türk. Landes Lasistan in Kleinasien, der süd-

östl. Küstenstrecke des Schwarzen Meeres, welches ostwärts an das durch den strengen Militärcordon der Russen geschiedene Georgien grenzt. Das Land ist größtentheils gebirgig; nur hier und da, an den Ausgängen der sehr zahlreichen Thäler, haben deren Flüsse (worunter der schiffbare Tschoruk) und Bäche durch ihre Alluvionen ein flaches Vorland angesetzt, schmale Niederungen, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, aber durch Stagnation und Versumpfung im Sommer die Reviere gefährlicher Fieber, wimmelnd von Schildkröten, Schlangen, Fröschen, Blutegeln u. s. w. Man baut hier Reis, Mais, Bohnen und Gartenfrüchte, gewinnt viel Honig und Wachs, zwei wichtige Ausfuhrartikel neben Bauholz, Haselnüssen, Blutegeln und dem Thran des Tümmlers, einer Art Delphin. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Ellern, Buchsbaum, Kastanien, Walnuß-, Maulbeerbäumen u. s. w. bedeckt. Die L. verrathen ihre Verwandtschaft mit den dem Kaukasus zunächst wohnenden Völkerschaften weniger durch ihre Körper- und Gesichtsbildung, die im allgemeinen wenig einnehmend ist, sondern vielmehr durch ihre Sprache, eine Mundart des iberischen Sprachstammes, und durch die Roheit ihrer Sitten, namentlich auch durch die Strenge, mit der sie an der Blutrache hängen. Wegen ihres leidenschaftlichen und räuberischen Charakters sind sie bei den Türken und Georgiern verschrien. Häufig unternehmen sie auch Raubzüge auf russ. Gebiet und erleichtern aus Russenhaß den Grenzsoldaten die Desertion. Allen Ortschaften der L. sieht man die Unsicherheit des Landes und die Unthätigkeit seiner Bewohner an. Einer ihrer wichtigsten Oerter ist der Hafenplatz Tschoruksu, von der russ. Grenze 2 St. entfernt, mit einem Bazar, einer Moschee, einigem Weinbau und Ausfuhr von Schiffbauholz. Bedeutender ist der Handelsplatz Batum (s. d.). Weiter westwärts liegen an der Küste Koppa oder Khoppa, die Residenz des Müsselim von Lasistan, Atina (Athenae der Alten), Rizeh oder Riseh, auch Iris genannt (Rhizus), und Sürmeneh, die bedeutendsten Handelsplätze diesseit Trapezunt, die sämmtlich von größern Seeschiffen besucht werden, während der Verkehr der übrigen Küstenplätze nur auf den gewöhnlichen offenen Booten betrieben wird. Die L. waren schon zur Römerzeit unter dem Namen Lazi bekannt. Vgl. Wagner, «Reise nach Kolchis» (Lpz. 1850); Rosen, «Ueber die Sprache der L.» (Lemgo und Detmold 1844).

Lasiren heißt eine durchsichtige Farbe auf einen farbigen oder metallenen Grund auftragen, sodaß die Farbe des Grundes oder das Metall durchscheint und dadurch einen lebhaftern, frischern Ton annimmt. Das L. wird vorzüglich beim Lackiren angewendet, und die vier Hauptfarben, welche zu den sog. Lasur- oder Saftfarben sich eignen, sind Blau, Grün, Roth und Gelb. Zur blauen Lasur bedient man sich des Berlinerblaus, des blauen Karmins oder des Ultramarins; zur rothen eines Auszugs von Cochenille in Weingeist oder Terpentinöl, des rothen Karmins oder auch des Krapplacks; zur grünen des Grünspans oder einer Verbindung von Blau und Gelb, und zur gelben einer Mischung von Gummigutt, Safran und Drachenblut, oder von Kurkuma, Orlean, Wau, Goldwurzel u. s. w. mit Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen. Die gelbe Lasur heißt auch Goldlack und dient dazu, weißen Metallen, dem Metallmohr oder Metallbelegungen eine Goldfarbe zu geben.

Laskăris (Konstantin), ein gelehrter Grieche, der im 15. Jahrh. bei der Eroberung seines Vaterlandes durch die Türken nach Italien flüchtete, wurde bei seiner Ankunft daselbst 1454 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, als Lehrer von dessen Tochter Hippolyta angenommen. In der Folge lebte er in Rom unter dem Schutze des Cardinals Bessarion, ertheilte dann zu Neapel öffentlich Unterricht und lehrte zuletzt, bis zu seinem Tode 1493, mit glänzendem Beifalle zu Messina. Seine griech. Grammatik, auch unter dem Namen «Erotemata» bekannt (Mail. 1476; zuletzt 1800), ist zugleich als der erste Druck in dieser Sprache bemerkenswerth. Seine werthvolle Bibliothek kam nach Spanien und wurde im Escurial aufgestellt. — Aus derselben Familie stammte Andreas Johannes oder Janos L., mit dem Beinamen Rhyndacenus, der am Hofe des Lorenzo von Medici lebte und von diesem später nach Griechenland geschickt wurde, um alte Handschriften aufzukaufen, deren er auch eine große Menge, namentlich vom Berge Athos, mitbrachte. Seines Gönners durch den Tod beraubt, folgte er einer Einladung König Karl's VIII. nach Paris, um dort die griech. Sprache zu lehren, und wurde später von Ludwig XII. zweimal als Gesandter nach Venedig geschickt. Nachdem ihn Papst Leo X. nach Rom gezogen und an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griech. Druckerei gestellt hatte, erhielt er 1515 abermals eine Sendung an den franz. Hof des Königs Franz I. und wurde von diesem in gleicher Eigenschaft nach Venedig geschickt, dann von Papst Paul III. wieder nach Rom eingeladen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst im hohen Alter (1535). Außer einigen Ausgaben und Erläuterungen

griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie, der Scholien zur «Ilias» und zum Sophokles, verfaßte er mehrere grammatische Abhandlungen, epigrammatische Gedichte u. s. w. Vgl. Villemain, «Lascaris» (Par. 1825).

Lassalle (Ferdinand), bekannt als geistvoller Gelehrter und Agitator in socialdemokratischer Richtung, wurde 11. April 1825 zu Breslau als der Sohn eines wohlhabenden jüd. Kaufmanns geboren. Ebenfalls zum Kaufmann bestimmt, besuchte er nach beendigtem Gymnasialcursus seit 1840 die Handelsschule zu Leipzig, entschied sich aber für das Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft und bezog 1842 die Universität seiner Vaterstadt, zwei Jahre später die zu Berlin. Schon damals brachte L. die Vortheile einer gesicherten Lebensstellung, noch mehr aber seine geistige Begabung durch selbstgewisse Haltung, ausgebreitete Kenntnisse und eindringliche Dialektik auch außerhalb des Kreises seiner Studiengenossen zur Geltung. Heine, der ihn 1846 in Paris kennen lernte, empfahl ihn Varnhagen von Ense auf das wärmste, und selbst Humboldt widmete dem Jüngling seine Theilnahme. Statt mit gelehrten Leistungen machte sich jedoch L. zunächst durch sein Auftreten für die mit ihrem Gemahl im Scheidungsprocesse begriffene Gräfin Hatzfeld bekannt. Der Verdacht, daß der Graf das seinem zweiten Sohne dereinst gebührende Erbtheil einer Freundin, der Baronin von Meyendorff, mittels eines Leibrentencontracts zugewendet, hatte L. es als wünschenswerth bezeichnen lassen, von dem Bestehen und dem Inhalte des Documents Kenntniß zu erlangen, um rechtzeitige Gegenvorkehrungen treffen zu können. Zwei bei der Berathung mit anwesende junge Männer, der Assessor Oppenheim und ein Arzt, Mendelsohn, faßten dies auf, und jener entwendete unter nachfolgender Theilnahme des letztern im Aug. 1846 der zu Köln sich aufhaltenden Baronin eine Cassette, die außer dem Documente noch andere Werthgegenstände enthielt. Diese unbesonnene That, welche beide vor die Assisen zu Köln brachte und auffälligerweise Oppenheim 1847 eine Freisprechung, Mendelsohn aber in der Sitzung vom 11. Febr. 1848 eine Verurtheilung zu schwerer Freiheitsstrafe eintrug, erregte um so größeres Aufsehen, als mittlerweile L. eine Schutzschrift für die Gräfin veröffentlicht, damit aber sich einen Proceß wegen Verleumdung und eine Verurtheilung zu Geldbuße, Gefängniß und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre erholt hatte. Nicht lange darauf ward er der Urheberschaft oder wenigstens der Theilnahme an dem Cassettendiebstahle angeklagt, aber nach einer meisterhaft geführten Vertheidigung 11. Aug. 1848 vom Schwurgericht zu Köln freigesprochen. Aus Anlaß des bald nachher in Berlin ausbrechenden Zerwürfnisses zwischen der Regierung und der Nationalversammlung trat L. für die demokratische Partei ein und betheiligte sich in Düsseldorf an der Bewegung. Dies brachte ihn 21. Nov. abermals in Haft. Das Schwurgericht entband ihn zwar von der Anklage, die Bürgerschaft gegen die königl. Gewalt zu den Waffen gerufen zu haben, aber das Zuchtpolizeigericht nahm dennoch eine auf sein damaliges Verhalten bezügliche Anklage wegen Aufforderung zum Widerstande gegen die Beamten an und verurtheilte ihn zu sechs Monaten Gefängniß. Alle diese Verwickelungen hinderten L. nicht, die Sache der Gräfin von Hatzfeld selbst vom Gefängniß aus und nach seiner Rückkehr nach Berlin fortzuführen, bis im April 1854 nach fast neunjährigem Kampfe dem Grafen ein Vergleich abgerungen war. L. zog sich darauf zu ernsten Studien zurück und ließ als Frucht derselben eine durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnete Schrift, «Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858) erscheinen. Außerdem veröffentlichte er einige Flugschriften und das geschichtsphilos. Werk «Das System der erworbenen Rechte» (2 Bde., Lpz. 1861). Der Conflict in dem preuß. Verfassungsleben führte ihn jedoch wieder auf das Gebiet der polit. Erörterung zurück. Da er bei dem liberalen Bürgerthum mit dem Vorschlage, sich aller Mitwirkung an dem Getriebe des «Scheinconstitutionalismus» zu enthalten, nicht durchdringen konnte, suchte er dem Liberalismus eine durch seine radicalen Ideen bestimmte Partei der Arbeiterbevölkerung entgegenzustellen. Die einem berliner Arbeiterverein 12. April 1862 vorgetragene Rede («Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsepoche mit der Idee des Arbeiterstandes», Zür. 1863) zog ihm zwar neue Gefängnißstrafe zu, gab ihm aber auch Gelegenheit, mittels seiner Vertheidigungsreden (veröffentlicht unter den Titeln: «Die Wissenschaft und die Arbeiter» und «Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klasse») sowie der Broschüre «Der L.'sche Criminalproceß» (3. Heft; sämmtlich Zür. 1863) mit dem Arbeiterstande in nächste Berührung zu kommen. Die radicale Minderheit des leipziger Gewerblichen Bildungsvereins, welche sich durch die Erfolge der von Schulze-Delitzsch eingeleiteten socialen Reform nicht befriedigt fand, bat inzwischen L. um Mittheilung seiner Ansichten über die Arbeiterbewegung und über den Werth der Associationen für die ganz unbemittelte Volksklasse, und veranlaßte damit sein «Offe-

nes Antwortschreiben an das Centralcomité zur Berufung eines allgemein deutschen Arbeitercongresses zu Leipzig» (Zür. 1863). Er erklärte darin die von der sog. Fortschrittspartei so warm empfohlenen Spar- und Consumvereine für einen ärmlichen Behelf und empfahl die Productiv-Association, um den Arbeiterstand selbst zum Fabrikherrn zu machen und den Zwischengewinn fremder Unternehmer in Wegfall zu bringen. Diese Association könne aber nicht durch Abdarben, sondern nur mit Staatshülfe gegründet, letztere jedoch blos durch einen Antheil der Arbeiter am polit. Regimente mittels des allgemeinen directen Wahlrechts errungen werden. Dadurch, daß L. seine Ansichten 1863 in zum Theil stürmischen Versammlungen zu Leipzig, Frankfurt a. M. und an verschiedenen Orten des Rheinlandes und Westfalens vertrat, gab er den Anstoß zu besondern Arbeiterverbindungen, die sein Programm sich aneigneten. Hiermit sowie durch die Streitschrift «Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit» (Berl. 1864) trennte sich L. vollständig von dem polit. Liberalismus, der seine Angriffe, obgleich er wegen einer in Solingen gehaltenen Rede abermals zu längerm Gefängniß verurtheilt worden war, durch den Argwohn einer geheimen Verbindung mit der preuß. Feudalpartei vergalt. L.'s Wirken fand 31. Aug. 1864 durch seinen Tod einen unerwarteten Abschluß. Eine Tochter des bair. Diplomaten von Dönniges hatte sich in der Schweiz mit dem walach. Bojaren Racowitza verlobt, und L., der ältere Ansprüche auf dieselbe zu haben glaubte, ließ sich zu einem für die Braut beleidigenden Briefe hinreißen, der ein Duell mit dem Verlobten in der Nähe von Genf und die tödliche Verwundung des Agitators zur Folge hatte.

Lassen (Christian), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten und Sprachforscher, geb. 22. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen, studirte erst zu Christiania, dann in Deutschland zu Heidelberg und zu Bonn. Auf letzterer Universität durch A. W. von Schlegel den indischen Studien zugeführt, beschäftigte er sich hierauf drei Jahre lang zu London und Paris mit dem Abschreiben und Vergleichen altind. Handschriften. Gleichzeitig studirte er in Paris mit Burnouf die Palisprache und gab mit diesem gemeinschaftlich den «Essai sur le Pali» (Par. 1826) heraus. Bald darauf kehrte L. nach Bonn zurück, wo er sich unter Freitag dem Arabischen zuwandte und mit der «Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica» (Bonn 1827) promovirte. Nachdem er einige Jahre daselbst als Privatdocent gelehrt, erhielt er 1830 eine außerordentliche, 1840 die ord. Professur der altind. Sprache und Literatur. L. hat sich nicht blos durch gute kritische Textausgaben von Werken der Sanskritliteratur um die indische Philologie die größten, im In- und Auslande gleich anerkannten Verdienste erworben, sondern er ist auch durch seine gründlichen und eindringenden Studien in den verschiedenen Lebensgebieten der altind. und zunächst verwandten Völker der Begründer der indischen Alterthumswissenschaft geworden. Außer der Fabelsammlung «Hitopadesa», die er mit A. W. von Schlegel bearbeitete (2 Thle., Bonn 1829—31), lieferte er die Ausgaben von Jayadeva's «Gitagovinda» (Bonn 1837), den «Gymnosophista, sive Indicae philosophiae documenta» (Bd. 1, Heft 1, Bonn 1832) und eine «Anthologia Sanscrita» mit Glossar (Bonn 1838; neu bearbeitet von Gildemeister, 1865). Seine «Institutiones linguae Pracriticae» (Bonn 1837) bildeten bis auf die jüngste Zeit herab die Hauptquelle für die Kunde der ältern indischen Volksdialekte. Seine bedeutendste Arbeit ist jedoch die «Indische Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—62; Bd. 1, 2. Aufl. 1866), welche für diesen Zweig der orient. Forschung bahnbrechend gewesen. Die Grundlage zu seinen Beiträgen «Zur Geschichte der griech. und indoscythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien» (Bonn 1838) bilden namentlich die in jenen Ländern in neuerer Zeit häufig aufgefundenen Münzen, an deren Entzifferung und Erklärung er wesentlichen Antheil hat. Ebenso hat er das Verdienst, zuerst die eigentliche Entzifferung und Erklärung der altpers. Keilinschriften in dem Werke «Die altpers. Keilinschriften» (Bonn 1836) ausgeführt zu haben. Eine vollständige Zusammenstellung aller bis 1845 bekannt gemachten altpers. Keilinschriften mit einer berichtigten Erklärung derselben gab er im sechsten Bande der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes» (Bonn 1845), welche mit den Untersuchungen Westergaard's über die Keilinschriften zweiter Gattung auch besonders (Bonn 1845) abgedruckt erschien. Als Resultat seiner Studien über die übrigen ältern und neuern iranischen Mundarten wie auch über das pers. Alterthum überhaupt hat er bisjetzt nur zerstreute Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken (wie z. B. Ersch und Gruber's «Encyklopädie») sowie den Versuch einer kritischen Textausgabe der fünf ersten Fargards des «Vendidad» (Bonn 1852) veröffentlicht. In den «Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln» (Bonn 1833) machte er die ersten glücklichen Anfänge in der Aufhellung der alten umbrischen Sprachdenkmäler. Von Bedeutung für einen andern Zweig der Sprachforschung und der antiken Epigraphik ist die Abhandlung «Ueber die

lykischen Inschriften und die alten Sprachen Kleinasiens» in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» (Bd. 10). Außerdem lieferte L. viele Beiträge zu der «Indischen Bibliothek», dem «Rhein. Museum» und der in den vier letzten Bänden von ihm redigirten «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes». Für letztere bearbeitete er unter anderm Grammatiken von den Sprachen der Beludschen (Bd. 4) und der Brahui (Bd. 5).

Lasso heißt in Südamerika der lange, in seiner äußersten Spitze mit einer Kugel versehene lederne Riemen, vermittels dessen man die Büffel, wilden Pferde u. s. w. einfängt. Der L. wird hierbei geworfen, sodaß er den Gegenstand umschlingt. In den südamerik. Befreiungskriegen wurde der L. häufig auch als Waffe gebraucht.

Lasso (Orlando), oder Orlandus Lassus, einer der größten Tonsetzer des 16. Jahrh., geb. zu Mons im Hennegau 1520 (nach neuern Forschungen), hieß ursprünglich Roland Delattre. Als Chorknabe an der Kirche St.-Nicolas in seiner Vaterstadt machte er durch seine schöne Stimme Aufsehen, und dies sowie seine musikalischen Anlagen überhaupt wurden die Veranlassung, daß er in seinem 12. J. von Ferdinand Gonzaga (Vicekönig von Sicilien und kaiserl. General in den Niederlanden) mit nach Italien genommen und zuerst in Mailand, dann in Sicilien tonkünstlerisch gebildet wurde. Mit 18 J. kam er nach Neapel und 1541 nach Rom, wo der nunmehr Einundzwanzigjährige schon für würdig erachtet wurde, die Kapellmeisterstelle an der Kirche San-Giovanni in Laterano zu übernehmen. Er verwaltete dieses Amt bis 1549, machte dann mit Giulio Cesare Brancaccio Reisen nach Frankreich und England und lebte von 1554—56 in Antwerpen. Von hier aus wurde er an den Hof nach München berufen, wo er zuerst als Dirigent der herzogl. Kammermusik, hierauf seit 1568 als erster Kapellmeister wirkte. Die große Gunst, in welcher er bei dem Herzoge stand, hinderte nicht, daß dieser ihn an Karl IX. von Frankreich als Kapellmeister überlassen wollte. In der That reiste auch L. nach Paris ab, war aber nur erst bis Frankfurt gekommen, als er den Tod des Königs erfuhr. Er kehrte nun zur Freude des Herzogs nach München zurück und wirkte in seiner frühern Stellung fort, bis er 14. Juni 1594 (wie sich neuerdings ergeben) starb. L. ist nächst Palestrina die bedeutendste tonkünstlerische Erscheinung des 16. Jahrh., und es wurde ihm, wie dem ital. Meister, von seinen Zeitgenossen der Beiname «Fürst der Tonkunst» gegeben. An Adel und Hoheit stehen seine Schöpfungen denen Palestrina's allerdings etwas nach; aber an allgemeinem Ruhm und Ehren war er reicher. Kaiser Maximilian II. erhob ihn 1570 in den Reichsadelstand, und der Papst ernannte ihn 1571 zum Ritter vom Goldenen Sporn. Die Zahl seiner geistlichen und weltlichen Compositionen, die in Deutschland, Frankreich, Italien und den Niederlanden gleich sehr gesucht waren, ist enorm. Nach ungefährer Schätzung hat er 1572 kirchliche Stücke und 765 profane (lat., deutsche, franz. Gesänge, ital. Madrigale u. s. w.) componirt. Sehr vieles davon ist schon bei seinen Lebzeiten im Druck erschienen, und noch lange nach seinem Tode hat die Presse seine Arbeiten vervielfältigt. Handschriftlich besitzt das meiste von ihm die königl. Bibliothek in München. Zwei von L.'s Söhnen, Ferdinand und Rudolf, waren ebenfalls Tonkünstler von Ruf und in der münchner Kapelle angestellt. Ferdinand starb 1609 und Rudolf 1625. Auch ein Enkel Orlando's, Ferdinand, gest. 1636, machte sich als Kirchencomponist bekannt.

Last ist zunächst die Benennung eines größern Getreidemaßes, nach welchem in den Küstenländern der Nord- und Ostsee im Großhandel gewöhnlich gerechnet wird. In Preußen begreift die L. 60 preuß. Scheffel, in Hamburg 60 Faß (gleich ebenso vielen preuß. Scheffeln) und entspricht somit in beiden Staaten 32,9769 franz. Hektoliter. In Hamburg erfolgen die Verkäufe am Platze im Großhandel stets nach der L.; in Preußen dagegen schließt man meist nach Wispeln zu 24 (25) Scheffeln ab. In Hannover umfaßt die L. 16 Malter oder 96 Himten, somit 29,9036 Hektoliter, in Bremen 4 Quart oder 40 Scheffel, d. i. 29,6415 Hektoliter, in Lübeck 8 Drömt oder 24 Tonnen oder 96 Scheffel und entspricht somit 33,3062 Hektoliter. In den Niederlanden begreift eine L. Getreide 30 Mudden oder Hektoliter, in Dänemark 12 Tonnen oder 96 Scheffel, d. i. 16,6946 Hektoliter, in Rußland für Getreide und Sämereien 16 Tschetwert oder 33,3843 Hektoliter, für Hafer aber 20 Tschetwert. — Außerdem ist die L. auch als großes Schiffsfrachtgewicht und Schiffsfrachtmaß gebräuchlich. Diese Schiffslast ist jedoch ebenfalls in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Während dieselbe in Deutschland gewöhnlich in 2 Tonnen getheilt wird, bildet anderwärts die Tonne (s. d.) die Einheit, wie in England, Frankreich, Dänemark, Schweden u. s. w. Soweit die Schiffslast ein Frachtgewicht darstellt, ist sie in denjenigen deutschen Staaten, welche 1858 das Zollpfund (1/2 Kilogramm) als Landespfund angenommen haben, auf 4000 Pfund (2000 Kilogrammen) festgesetzt. In

Preußen (Normallast), Hamburg, Bremen u. s. w. begriff sie schon vorher 4000 der in jedem dieser Staaten üblichen Handelspfunde. Nach diesem Frachtgewicht wurde bisher meist auch die Tragfähigkeit oder Lastigkeit der Seeschiffe bestimmt, welche auf Grund der amtlichen Schiffsvermessung festgestellt wird und zur Richtschnur für die zu erhebenden Schiffsabgaben dient. Abweichend hiervon begreift in den deutschen Hansestädten (Hamburg, Lübeck und Bremen) die L. der Schiffsaiche (die sog. Commerzlast) ein besonderes Gewicht von 6000 Pfd., während dieselbe in Schleswig-Holstein, gleich der dän. Commerzlast, auf 5200 Pfd. angenommen wird. Die Schiffslast als Frachtnorm ist indeß nur bei schweren Waaren ein Gewichtsbegriff, da viele andere Waaren theils nach dem Raummaß (Kubikfuß u. s. w.), theils nach einer Zahl gleichartiger Frachtstücke (Kisten, Ballen u. s. w.) verfrachtet zu werden pflegen. Zudem ist auch die Schiffslast als Gewicht des nämlichen Landes und Hafens je nach den einzelnen Waaren von verschiedener Schwere. Diese gehört zu den sog. Handelsusancen. In Stettin, Danzig und Königsberg begreift z. B. bei überseeischen Frachten die L. Getreide gewöhnlich 56½ Scheffel, in Stettin bei Befrachtung der Binnenfahrzeuge 3 Wispel «volles Maß» (d. i. 75 Scheffel), bei Hafer jedoch 78 Scheffel. In Hamburg wird als räumliches Maß die Tonne zu 40, die L. zu 80 Kubikfuß angenommen. Dasselbe ist in Dänemark und Schleswig-Holstein der Fall. In Preußen besteht eine gesetzliche Bestimmung über den räumlichen Inhalt der Schiffslast nicht. — In einigen Staaten gilt die L. als ein bestimmtes Gewicht für einzelne Waaren, wie z. B. in Oesterreich, wo die L. Reis, Eisen, Kupfer und Blei zu 40, die L. Mandeln zu 30, die L. Spezereien, Wolle und Federn zu 20 Ctr. gerechnet wird.

Laster ist das moralisch Verabscheuungswerthe, sobald es zur Gewohnheit und hierdurch zur dauernden Charaktereigenschaft wird. Man gebraucht das Wort weniger, wo es sich um angewöhnte ungerechte Anmaßungen oder Uebertreibungen unserer Ansprüche gegen andere, als wo es sich um ein Versinken in das Niedrige und Gemeine handelt, also um einen Verlust derjenigen Selbstherrschaft, welche den Menschen überhaupt achtungswürdig bei sich selbst und andern macht. Den Undankbaren z. B. verabscheuen wir, weil er ein rohes und für edle Regungen unempfindliches Herz zeigt, den Geizigen, weil ihm Gewinn über Ehre geht, und er bereit ist, diesem seinem falschen Götzen Redlichkeit, Treue und Scham zu opfern; den Spieler, den Verschwender, den Schwindler, den Trunkenbold, weil diese ihrer selbst nicht mächtig und daher untüchtig sind, irgendein festes Vertrauen zu irgendetwas einzuflößen. Ebenso verhält es sich mit der Treulosigkeit, der Lügenhaftigkeit, der Heimtücke, Heuchelei und Kriecherei. Alle diese sind, wenn sie einwurzeln, L. Die in allen diesen Fällen stattfindende Unzuverlässigkeit, worauf der moralische Abscheu geht, hat ihre letzte Ursache in einer Verkehrung der Lebenszwecke, indem ungebändigte Lebenstriebe die Herrschaft führen, denen sich der freie Wille als dienstbarer Geist unterordnet, anstatt daß im gesunden Verhältniß der freie Wille am Ruder sitzt und über die Triebe als Mittel zu seinen Zwecken verfügt. Diese Verkehrung der Menschennatur, worin das Mittel zum Zweck erhoben, der Zweck zum Mittel herabgesetzt wird, ist ein schwereres Abweichen vom normalen Zustande, als bei den noch immer relativ ehrenhaften Verschuldungen des Ehrgeizes und der Herrschbegierde vorkommt, solange diese nicht selbst bis ins Lasterhafte, d. h. bis in eine vollkommene Unfähigkeit zu aller Selbstbeherrschung herabsinken.

Lasteyrie-Dusaillant (Charles Philibert, Graf von), verdient um Beförderung des Fortschritts gemeinnütziger Kenntnisse in Frankreich, wurde 3. Nov. 1759 zu Brives-la-Gaillarde geboren. Er war Mitstifter der Société centrale et nationale d'agriculture, der Société de vaccine, der Société philanthropique, der Société d'instruction élémentaire und anderer ähnlicher Vereine. Mit Lafayette nahe verwandt, hatte er sehr eifrig dessen polit. Gesinnungen und humane Ansichten zu den seinigen gemacht und blieb denselben auch bis in sein hohes Alter getreu. Ebenso bewies er Festigkeit in seinen philos. Meinungen, sowie er auch einen Verein für Bearbeitung philos. Fragen zu stiften suchte. Seine Werke sind mehr populär als wissenschaftlich, ausgenommen einige Abhandlungen über Landwirthschaft, die er gründlich studirt hatte. Mit großer Uneigennützigkeit unterstützte er aus seinen Mitteln die Herausgabe einer Menge nützlicher Handbücher. Desgleichen verdankt man ihm die Einführung der Lithographie in Frankreich; auch beförderte er vielfach neue Methoden verbesserter Landwirthschaft und Viehzucht. L. starb zu Paris 5. Nov. 1849. — Ferdinand, Graf von L., des vorigen Sohn, geb. 1810 zu Paris, studirte Bergbaukunde und war 1830 Adjutant seines Großvaters Lafayette. Er fungirte dann bis 1837 beim Brücken- und Straßenbauamt, erhielt später eine Stelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und zuletzt bei der Verwaltung des Innern und des Cultus. 1842 vom Wahlbezirk St.-Denis zum Deputirten ernannt, hielt er sich in der Kammer

zur Linken. Er betheiligte sich auch bei der Reformbewegung von 1847 und präsidirte dem Bankett zu St.-Denis. Nach der Revolution vom Febr. 1848 stimmte er in der Constituante wie in der Legislativen mit den gemäßigten Republikanern, zog sich aber nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 ins Privatleben zurück. L. ist auch Künstler und Alterthumsforscher. Man hat von ihm eine interessante «Histoire de la peinture sur verre» (33 Lieferungen, Par. 1837—58). 1860 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften. — Adrien Jules, Marquis de L., des vorigen Vetter, ebenfalls ein Enkel von Lafayette, geb. 31. Oct. 1810 auf dem Schlosse Lagrange (Depart. Seine-Marne), stand in Diensten der Donna Maria, Königin von Portugal, und betheiligte sich an Pedro's Expedition, die Dom Miguel vom Throne stürzte. 1842 von dem Wahlcollegium zu Laflèche zum Deputirten erwählt, hielt er sich in der Kammer zum rechten Centrum. Nach der Revolution von 1848 war er in der Constituante und der Legislative Abgeordneter des Seine-Marne-Departements und gehörte zu den Conservativen. Wegen seiner feindseligen Stimmung gegen Ludwig Napoleon wurde er nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 des Landes verwiesen, im Aug. 1852 aber amnestirt. Er zog sich seitdem ins Privatleben zurück.

Lasting oder Prunell ist ein atlasartiges Gewebe von kammwollenem Garn. Man nimmt dazu lange, starke Wolle, dreht namentlich die Kettenfäden beim Spinnen recht derb und gebraucht den sehr dauerhaften Stoff zu Möbelbezügen, Damenschuhen, Halsbinden u. s. w.

Lasurstein oder Lapis lazuli ist ein aus Kiesel- und Thonerde, Kalk, Natron und Schwefelsäure bestehendes Mineral von schöner blauer, sog. lasurblauer Farbe, an den Kanten schwach durchscheinend, auf dem Bruche uneben, klein- und feinkörnig. Er hat zur Grundform das Rautendodekaëder, wird durch Säuren entfärbt, vor dem Löthrohre weiß zu dichtem Glase und zeigt sich in erwärmten Bruchstücken phosphorescirend. Derselbe kommt derb und eingesprengt auf Gängen im ältern Gebirge in Sibirien, China, Tibet, der Kleinen Bucharei, Chile u. s. w. vor. Die Griechen und Römer kannten ihn unter dem Namen Saphir und brauchten ihn als Heilmittel; auch war er früher als Edelstein mehr geachtet als jetzt. Er ist leicht zu bearbeiten und nimmt eine schöne, obwol selten ganz gleichmäßige Politur an; auch wird er durch den Gebrauch matt. Verwendet wird er zu Vasen, Dosen, Schalen, Leuchtern, Uhrgehäusen, Rockknöpfen, zu Steinmosaik, zu architektonischen, selbst Zimmer- und Möbelverzierungen. Für die Malerei gibt er die prachtvolle Farbe, welche unter dem Namen des echten Ultramarin bekannt ist, aber jetzt alle Bedeutung verloren hat, nachdem man künstliches Ultramarin ebenso schön und weit wohlfeiler darzustellen versteht.

Lätare heißt der vierte Fastensonntag, weil an demselben der Gottesdienst mit dem Gesange Laetare Jerusalem (nach Jes. 66, 10) in der alten Kirche begann. Er hat auch noch andere Namen, nämlich: Rosensonntag, weil der Papst die Goldene Rose an diesem Sonntag weiht; Brotsonntag, weil für denselben das Evangelium von der Speisung der 5000 Galiläer (Joh. 6, 1—15) bestimmt ist; Mitfasten, weil er zu den 40tägigen Fasten gehört; Todtensonntag oder schwarzer Sonntag, weil in manchen Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien und in der Lausitz, Kinder eine aus Stroh und andern Materialien gebildete Gestalt, der Tod genannt, unter vielem Lärm herumzutragen, dann aber ins Wasser zu werfen pflegten.

Lateiner (Latini) hießen die Bewohner von Latium, ein altitalischer, dem umbrisch-sabellischen Stamme zunächst verwandter Volksstamm, der in vorhistor. Zeit, wahrscheinlich von Norden her, in der Ebene am linken (südlichen) Ufer des Tiber, zwischen den sabinischen und Albanergebirgen und dem Meere, eingewandert ist. Die spätere Sage stellt als den Kern dieses Volks den (rein mythischen) Stamm der Aboriginer dar; zu diesen läßt sie Arkader unter Evander, namentlich aber Trojaner unter Aeneas (s. d.) gelangen und aus der Vereinigung dieser Elemente das Volk der L. entstehen, das diesen Namen von Aeneas zu Ehren des Königs Latinus erhalten haben soll. Latinus selbst, den man von Faunus, Picus oder Saturnus abstammen läßt, alten Nationalgottheiten, wie Janus, und gleich diesem später zu ältesten Königen Latiums umgedeutet, soll in Laurentum (nahe der Küste, zwischen Ostia und Lavinium) geherrscht, den Aeneas gastlich aufgenommen, ihm seine Tochter Lavinia, nach der dieser die von ihm als Sitz der Penaten gegründete Stadt Lavinium nannte, vermählt haben und dadurch mit Turnus, dem Fürsten der Rutuler von Ardea, in Krieg verwickelt worden sein, in welchem er, wie später Aeneas, sein Nachfolger, im Kriege gegen den Etrusker Mezentius von Cäre, siegreich gefallen sei. Beide walteten als Götter fort, jener als Jupiter Latiaris, dieser als Jupiter Indiges im Fluß Numicius. Nach Aeneas soll sein Sohn Ascanius (ital. Julus) in Frieden geherrscht, Albalonga am Albanerberg gegründet und dahin seinen Sitz verlegt haben, ihm aber

sein, nach andern des Aeneas Sohn, Silvius, gefolgt sein. Von Albalonga aus soll dann auf dem palatinischen Berge Rom gegründet worden sein. Um den 300jährigen Zeitraum auszufüllen, den die Sage zwischen Roms und Albalongas Gründung annahm, wurde von der historisirenden Sage zwischen jenem Silvius und den angeblichen letzten Königen von Albalonga, Amulius und Numitor, dem Großoheim und Großvater des Romulus und Remus, eine Reihe von Königen, die alle den Zunamen Silvius tragen, erfunden. (S. Rom.)

Das Volk der L. und mit ihm der Name Latium erscheint schon in der ältesten röm. Zeit weiter nach Südosten hin, bis Circeji und Anxur (Terracina) verbreitet; doch hatten die Volsker, die hier anstießen, noch längere Zeit hin einzelne Städte in der Küstenebene, namentlich in den damals, wie es heißt, noch bewohnbaren Pontinischen Sümpfen inne. Im Gebirge gegen Norden waren die Sabiner, gegen Nordosten die kleinen Völker der Aequer (oberhalb Präneste) und der Herniker die Nachbarn der Latiner. Unzweifelhaft war das Land damals wohl bebaut und fruchtbar und von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die in eine Menge kleinerer Gemeinden zerfiel, die in offenen Weilern wohnten, innerhalb ihrer Feldmark aber eine wohlummauerte Burg (arx) als Zuflucht bei feindlichen Angriffen hatten. Solche waren außer den schon genannten Orten Antium, Aricia, Lanuvium, Veliträ (jetzt Velletri), Cora, Norba, Setia, Privernum (jetzt Piperno), Suessa Pometia, Tibur (jetzt Tivoli), Tusculum (jetzt Frascati), Gabii und Präneste (jetzt Palestrina) und manche andere, namentlich in der jetzigen Campagna di Roma, die in der spätern röm. Zeit herabgekommen oder spurlos verschwunden waren. Die einzelnen Gemeinden schlossen sich ihrer Sicherheit halber zu Eidgenossenschaften oder Städtebünden zusammen; der bedeutendste dieser Bünde war der, an dessen Spitze Albalonga bis zu seiner Zerstörung (angeblich durch den röm. König Tullus Hostilius) stand, der aus 30 kleinen Republiken der Prisci Latini (Altlateiner), wie sie sich im Gegensatz zu den später außerhalb Latiums angesiedelten latinischen Gemeinden nannten, bestand; der oberste Magistrat war nach dem Aufhören der königl. Herrschaft ein Dictator, an dessen Stelle später zwei Prätoren traten. Rom selbst, das, obwol durch einen Hauptbestandtheil seiner Bewohnerschaft dem lat. Volke angehörig, lange dem Bunde feindselig gewesen war, trat nach der Zerstörung von Alba an die Spitze desselben und übte dadurch eine Art von Oberherrschaft über Latium aus, die aber mit dem Sturze des Königthums aufhörte. Ein neuer Bund kam 493 v. Chr. durch den röm. Consul Spurius Cassius zu Stande, und ihm schlossen sich 486 auch die Herniker an. Beide fielen von Rom ab, als dieses durch den Andrang der Gallier 390 v. Chr. dem Untergang nahe gebracht worden war, und nahmen eine feindliche Stellung gegen Rom ein, bis 358 die Herniker unterworfen, mit den L. aber die alten Bundesverhältnisse erneuert wurden. Als indeß 341 Rom das Verlangen der L., daß einer der röm. Consuln ein L. sei, zurückwies, erhoben sich diese zum Krieg, der von Livius und andern alten Historikern, die schon den alten lat. Bund fälschlich als ein Unterthanenverhältniß auffassen, irrig als Empörung dargestellt wird. Doch schon 340 wurden die L., denen sich die Volsker und Capuaner angeschlossen hatten, bei Trifanum aufs Haupt geschlagen, und 338 waren alle Städte Latiums unterworfen, die theils in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen wurden, theils in die Abhängigkeit traten, die als Civität ohne Stimmrecht bezeichnet wird. In Antium und Terracina wurden röm. Colonien angelegt, welche die Landschaft vom Meere abschlossen. Das Gebiet der Volsker und das der südlich von diesen seßhaften Aurunker (s. Italische Völker) wurde, wie es auch mit dem Lande der Aequer und Herniker geschehen war, mit zu Latium geschlagen und dieses dadurch bis über den Fluß Liris (jetzt Garigliano) erweitert, wo der Berg Massicus (jetzt Mondragone) die Grenze gegen Campanien bildete. Im Gegensatze zu dem alten Latium nannte man dieses Latium adjectum oder novum. Die Unterworfenen bildeten ein nach dem Willen der Römer bestimmtes Ganze, das die Benennung Nomen Latinum erhielt; dadurch, daß ihnen einzelne Vorrechte, namentlich das Recht des Vermögensverkehrs und der Testamenterbfolge nach röm. Rechte, das Commercium, eingeräumt wurden, schieden sie sich von den eigentlichen ital. Bundesgenossen (Socii), mit denen sie zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet waren, und von den Fremden (Peregrini) überhaupt. Dasselbe Recht, das sie genossen, wurde von den Römern später auch andern Städten gegeben; namentlich wurden lat. Colonien (coloniae Latinae) mit demselben in viele Orte Italiens ausgeführt. So bildete sich unter dem Namen der Latinität das Jus Latii, eine Mittelstufe zwischen der Civität und der Peregrinität, die auch, nachdem die lat. Städte und Colonien in Italien zu Anfang des Bundesgenossenkriegs in das volle Bürgerrecht aufgenommen worden waren, und noch lange in der Kaiserzeit, für ganze Gemeinden, deren Magistraten nach Bekleidung ihres Amts die Civität gegeben wurde, und für

einzelne fortbestand. Zu den letztern gehörten, als des Commerciums fähig, eine durch den Namen Latini Juniani von den Latini coloniarii unterschiedene Klasse von Freigelassenen.

Lateinisches Kaiserthum heißt das von den Kreuzfahrern 1204 zu Konstantinopel errichtete Kaiserthum, das aber 1261 wieder unterging. (S. Byzantinisches Reich.)

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Latent nennt man die Wärme, wenn sie von einem Körper aufgenommen wird, ohne daß sich dadurch die Temperatur dieses Körpers erhöht. Es findet dies statt beim Schmelzen und Verdampfen. Erwärmt man z. B. Eis von einer Temperatur unter 0°, so steigt seine Temperatur zunächst bis 0°. Da beginnt das Eis zu schmelzen, während zugleich seine Temperatur, trotz aller weitern Wärmezufuhr, stationär auf 0° stehen bleibt, bis alles Eis sich in Wasser verwandelt hat. Erst dann wird durch weitere Erwärmung die Temperatur des Wassers selbst weiter erhöht. Aehnlich ist es beim Verdampfen. Erhitzt man Wasser in einem offenen Gefäße, so steigt seine Temperatur zunächst bis 100° C. (= 80° R.). Es beginnt nun zu sieden und sich in Dampf zu verwandeln, während zugleich durch auch noch so starke Erhitzung seine Temperatur nicht über 100° erhöht werden kann. Diese beim Schmelzen und Verdampfen verschluckte, latent gewordene Wärme ist nur dazu verbraucht worden, um das einemal das Wasser aus dem festen in den flüssigen, das anderemal aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand überzuführen. Um 1 Pfd. Eis von 0° in Wasser von 0° zu verwandeln, braucht man ebenso viel Wärme als um 79¼ Pfd. Wasser um 1° zu erwärmen, oder 79¼ Wärmeeinheiten, wenn man Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge nennt, welche nöthig ist, um 1 Pfd. Wasser um einen Temperaturgrad zu erwärmen. Die latente Verdampfungswärme ist bedeutend größer, nämlich gleich 540 Wärmeeinheiten. Der Wasserdampf beim Flüssigwerden sowie das Wasser beim Wiedererstarren geben beide die aufgenommene latente Wärme wieder her. Es zeigt sich übrigens nicht blos beim Wasser, sondern überhaupt beim Schmelzen und Verdampfen aller schmelzbaren und verdampfbaren Stoffe ein Latentwerden von Wärme, freilich überall in anderm Betrage.

Lateran, ein Platz in Rom, erhielt den Namen nach der altröm. Familie Lateranus, welche bis auf die Zeit des Kaisers Nero im Besitz desselben und der daselbst erbauten Gebäude war. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich dessen Güter zu, wodurch auch der Lateranische Palast kaiserl. Eigenthum wurde. Konstantin d. Gr. schenkte den Palast dem Papste. Die Päpste residirten nun im L., bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten, denn nach ihrer Rückkehr wählten sie den Vatican zur Residenz. L. nennt man gewöhnlich auch die von Konstantin d. Gr. neben diesem Palaste erbaute Kirche des heil. Johannes von L., welche die Hauptkirche Roms ist und durch hohes Alterthum wie durch ihre Bauart, durch Reichthum seltener Reliquien und das Andenken der daselbst seit 1122 gehaltenen Kirchenversammlungen (s. Concilium) vor andern sich auszeichnet. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcade (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. An ihrem Portale ist der Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Auf dem Lateranplatze befindet sich ferner noch die Kapelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubigen kniend hinaufrutschen, umschließt, und die vom Kaiser Konstantin erbaute Kapelle San-Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, die für die schönsten in Rom gelten.

Laterna-magica oder Zauberlaterne heißt ein optischer Apparat, durch welchen kleine, mit transparenten Farben auf Glas gemalte Figuren in einem dunkeln Zimmer auf einer weißen Wand oder einem weißen Schirme vergrößert dargestellt werden. Die übrigen Stellen des Glases, auf welches die Figuren gemalt, sind oft mit einem undurchsichtigen Firniß überzogen, wodurch dann die farbigen Figuren auf der Wand auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Der Hohlspiegel hinter der Lampe dient, um die kleinen Figuren auf dem Glase stark zu beleuchten, damit sie bei der Vergrößerung durch die Linsen auf der Wand hinreichend leuchtend erscheinen. Die Vergrößerung dieser Figuren entsteht dadurch, daß, wenn sie den Linsen bis auf eine gewisse Entfernung genähert werden, durch die Brechung des Lichts in den Linsen ein Bild in einer größern Entfernung hinter der Linse entsteht, welches um so viel mal größer ist wie die Figuren, als es eben weiter von den Linsen absteht als diese. Werden die gemalten Figuren gerade in die richtige Entfernung von den Linsen gestellt, so muß das Bild derselben sich mit vollkommener Schärfe auf dem weißen Schirme vergrößert darstellen. Läßt man diese Bilder anstatt auf einen weißen Schirm auf eine Dampfsäule, die sich aus einem Gefäße mit kochendem Wasser erhebt, fallen, so scheinen die Figuren sich zu bewegen. Der Erfinder ist wahrscheinlich Athanasius Kircher

im 17. Jahrh. In neuerer Zeit wendet man statt der gemalten, immerhin groben Glasbilder Photographien auf Glas an. Stellt man zwei Zauberlaternen so nebeneinander auf, daß sie beide (jede ein anderes Bild enthaltend) ihre Bilder auf derselben Stelle der Wand erscheinen lassen würden, so kann man durch geeignete Verschiebung der Linsen bald das eine, bald das andere der Bilder deutlich hervortreten lassen, während das andere nebelhaft verschwindet; es sind dies die sog. Nebelbilder (s. d.).

Latham (Robert Gordon), engl. Sprachforscher und Ethnolog, ist der Sohn des Geistlichen Thomas L. zu Billingborough in der Grafschaft Lincoln, wo er 1812 geboren wurde. Nachdem er seine erste Erziehung zu Eton erhalten, bezog er 1829 die Universität Cambridge, wo er promovirte. Obgleich zum praktischen Arzt bestimmt, wandte er sich mit Vorliebe philol. Studien zu und wurde durch eine Reise nach Dänemark und Norwegen 1832—33 veranlaßt, sich namentlich mit den skandinav. Sprachen zu beschäftigen. Eine Frucht hiervon waren Uebersetzungen von Tegnér's «Axel» und «Frithjof» und ein Werk «Norway and the Norwegians» (2 Bde., Lond. 1840). In seinem «Abstract of Rask's essay on the sibilants, etc.» und «An address to the authors of England and America on the necessity of remodelling the alphabet» suchte er die Aufmerksamkeit des Publikums auf das sog. phonetische System zu lenken, welches den Zweck hat, die engl. Orthographie der Aussprache anzupassen. Außerdem schrieb er «A grammatical sketch of the Greek language». Infolge dieser Arbeiten erhielt er 1840 die Ernennung zum Professor der engl. Sprache und Literatur an der londoner Universität, worauf er mit dem Werke «On the English language» (Lond. 1841; 5. Aufl. 1866) auftrat, welches mit Rücksicht auf die neuern deutschen Arbeiten zuerst in England die histor. Entwickelung der Sprache darstellt. Es folgten «Elementary grammar of the English language» (Lond. 1843; neue Aufl. 1852); «History and etymology of the English language» (Lond. 1845) und «Handbook of the English language» (Lond. 1851). Ferner schrieb er «Outlines of logic, applied to grammar and etymology» (Lond. 1847) und gab die «Germania» des Tacitus (Lond. 1850) mit histor. und linguist. Anmerkungen heraus. Sein wichtigstes ethnolog. Werk ist «Natural history of the varieties of man» (Lond. 1850), in welchem er die Einheit des menschlichen Geschlechts zu beweisen sucht. Denselben Gegenstand behandeln seine im Mechanic's Institute zu Liverpool gehaltenen Vorlesungen, die unter dem Titel «Man and his migrations» (Lond. 1851) erschienen. Von fleißigen Studien zeugen auch die «Descriptive ethnology» (2 Bde., Lond. 1859) und «Nationalities of Europe» (2 Bde., Lond. 1863). L. gehört zu den Gründern der Philological society in London, an deren Verhandlungen er thätigen Antheil nimmt. Viele andere Arbeiten von ihm finden sich in den «Reports» der Britischen Association zur Beförderung der Wissenschaften, dem «Philosophical Magazine», dem «Philosophical Journal» und andern Zeitschriften zerstreut, und auch in der Tagespresse ist L. als rüstiger Kämpfer für die liberale Sache thätig. Trotz aller dieser Beschäftigungen hat er die Heilkunde keineswegs vernachlässigt. Er bekleidete nacheinander das Amt eines Arztes bei der St.-James' und St.-George's Dispensary, eines Docenten der gerichtlichen Medicin, eines Hülfsarztes an dem middlesexer Hospital u. s. w. Endlich verdankt man ihm noch die Einrichtung der ethnolog. Section im Krystallpalaste zu Sydenham und die Herausgabe einer neuen Bearbeitung von Johnson's «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1864—66).

Lathyrus nannte Linné eine zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung, welche mit Vicia (s. Wicke) nahe verwandt ist, sich aber von dieser Gattung durch den an der Spitze breiten und plattgedrückten Griffel unterscheidet, weshalb ihre Arten von den deutschen Botanikern Platterbsen genannt worden sind. Dieselben haben meistens geflügelte Stengel und Blattstiele, mit Ranken versehen, oft nur aus einem, selten aus mehrern Blättchenpaaren bestehende Blätter und meist große Blüten, welche bald in langgestielte Trauben gruppirt sind, bald einzeln oder zu zwei mit langen Stielen in den Blattwinkeln stehen. Zu letztern gehört die Saatplatterbse oder der Kicherling (L. sativus L.), auch weiße Erve, span. Linse und deutscher Kicher genannt, eine einfächerige, in Südeuropa wild oder verwildert vorkommende Pflanze mit einpaarigen Stengelblättern, einblumigen Blütenfäden, großen weißen, rothen oder violetten Blumen und geflügelten Hülsen, welche 2—3 breitgedrückte, eckigrundliche und ziemlich große Samen enthalten, die gleich den Erbsen grün und trocken verspeist werden können. Auch liefert das Kraut ein nahrhaftes Grünfutter. Der Kicherling wird in Deutschland wenig (z. B. um Jena), in Südeuropa häufig gebaut und verlangt kalkhaltigen Boden. Unter den in Deutschland wildwachsenden Arten sind die Wiesenplatterbse oder gelbe Wiesenwicke (L. pratensis L.), von allen übrigen Arten durch in Trauben gestellte gelbe Blumen unter-

schieden, als ein gutes Futterkraut, welches sich auf allen nahrhaften Wiesen findet, ferner die knollige Platterbse oder wilde Erdmandel (L. tuberosus L.), eine auf kalkhaltigem Boden unter dem Getreide wachsende Pflanze mit wohlriechenden, rosenrothen, ebenfalls traubigen Blumen und haselnußgroßen, außen schwarzen, inwendig weißen Knollen, welche gekocht wie Kastanien schmecken und eine Lieblingsnahrung der Schweine bilden (daher auch Saubrot genannt), hervorzuheben. Die meisten Arten von L. wachsen in den Mediterranländern. Zu ihnen gehört die sehr häufig zur Zierde unter dem Namen spanische oder Gartenwicke angebaute wohlriechende Platterbse (L. odoratus L.), eine hochkletternde Pflanze mit zwei- bis dreiblumigen Stielen und großen, wohlriechenden, bald pfirsichrothen und dunkelvioletten, bald rosenrothen und weißen Blumen. Auch die afrikanische Platterbse (L. tingitanus L.) mit einfarbigen, rosenrothen oder purpurvioletten Blumen wird nicht selten als Zierpflanze gebaut. Beide Arten sind Sommergewächse, welche sich durch Samen leicht vermehren lassen und ohne besondere Pflege in einem leichten, nahrhaften Gartenboden gedeihen.

Latimer (Hugh), ein Märtyrer der Reformation in England, geb. 1490 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester, machte sich schon, als er zu Cambridge Theologie studirte, durch seine aufgeklärten Predigten verhaßt und ergriff später unter Heinrich VIII. die Gelegenheit, die kirchlichen Reformen zu befördern. Der Cardinal Wolsey lud ihn deshalb vor das geistliche Gericht, welches der Bewegung Grenzen setzen sollte. Dessenungeachtet fuhr er muthig in seinen Bestrebungen fort und erhielt bei der günstigen Wendung, welche die Reformation zur Zeit der Königin Anna Boleyn nahm, sogar 1535 den Bischofssitz zu Worcester. Eine Zeit lang ließ sich Heinrich VIII. seine sehr freimüthigen Predigten gefallen. Nach der Hinrichtung des Generalvicars Cromwell sollte jedoch auch L. die sechs vom Könige aufgestellten Glaubensartikel beschwören. Allein er gab lieber sein Bisthum auf und lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit. Auf Anstiftung Gardiner's, der an der Spitze der kath. Partei stand, verhaftet, erhielt er erst mit der Thronbesteigung Eduard's VI. die Freiheit zurück und trat mit Cranmer (s. d.) und Ridley an die Spitze der Protestanten, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, forderte ihn Gardiner vor den Staatsrath. Er hätte entfliehen können, erschien aber und wurde 13. Sept. 1553 mit den übrigen prot. Bischöfen in den Tower gesetzt. Man beschuldigte ihn zuvörderst des Hochverraths und stellte ihn dann vor die vom Cardinallegaten Pole eingesetzte Ketzercommission. L. beschränkte sich während des zweijährigen Processes auf eine freimüthige Ablegung seines Glaubensbekenntnisses und wurde mit Ridley zum Feuertode verurtheilt. Als beide 16. Oct. 1555 zu Oxford den Scheiterhaufen bestiegen, rief L. seinem Freunde zu: «Zeige dich als Mann; Ridley; wir werden heute in England ein Licht anzünden, das nie verlöschen wird.» Sie starben mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Eine neue Ausgabe von L.'s «Works», von denen sich besonders die zuerst 1570 erschienenen Predigten durch ihren kernigen Stil auszeichnen, wurde von Corrie veranstaltet (4 Bde., Lond. 1845).

Latitudinarier ist der Name einer Partei der engl. Episkopalen, welche während der Religionsstreitigkeiten seit Karl I. sich bildete, ihren Hauptsitz zu Cambridge hatte und der Partei der Eidweigerer sich gegenüberstellte, deren kirchlicher Verein die Hochkirche (s. Anglikanische Kirche) hieß. Ihre Tendenz war, nach Art der Arminianer durch freiere Deutung und weitere Fassung der streitigen Dogmen Anstöße des Denkens an der Kirchenlehre zu mildern und eifernde Polemik zu meiden. Sie unterscheiden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren, behaupten, daß jene einfach und deutlich ausgedrückt und durch die Verheißung des ewigen Lebens besiegelt sein müssen, erkennen als solche den Glauben an Gott und an Christus an, betrachten die Trinität nicht als ein eigentliches Mysterium, wollen den Streit über die Ausdrücke dieses Dogmas vermieden wissen, sehen das Abendmahl als ein Mittel zur geistigen Stärkung an, unterscheiden die Schriftlehre, welche hinreichende Belehrung zur Erlangung der Seligkeit gibt, von der Kirchenlehre, nehmen das Apostolische Symbolum als übereinstimmend mit der Schriftlehre an, bezeichnen unchristl. Glaubenseifer und Verketzerungssucht für verwerflich und meinen, daß auch der selig werde, welcher einen Irrthum glaube. Wegen dieser minder scharfen Abgrenzung und unbestimmten Fassung in der Glaubenslehre, die ihnen um so unbedenklicher schien, je weniger Glaubensartikel sie für fundamental hielten, wurden sie von den Strengkirchlichen L. genannt, ein Name, der zuerst in Jurieu's «Religion du latitudinaire» (1696) vorkommt. Wegen der Erweiterung der Unterscheidungslehren in Beziehung auf die Dissenters (s. d.) wurde ihre Theorie von ihren Gegnern auch «die Religionslehre von der breiten Straße» genannt. Jedenfalls haben die L. von England das Verdienst, daß sie zuerst im 17. Jahrh. mit freierm

Geiste und ohne sich an die Bestimmungen des kirchlichen Systems zu binden, auf die Behandlung der Glaubenslehren hinwirkten; namentlich geschah dies durch Thomas Burnet. Zu den L. gehörten ebenso gelehrte als achtbare Männer, z. B. Chillingworth, Cudworth, Bull, Clarke u. a. Gegenwärtig wird der Name L. theils in der Sittenlehre von solchen gebraucht, welche minder strenge Grundsätze über die Pflicht aufstellen, theils orthodoxerseits in der Dogmatik von denjenigen Theologen, welche im allgemeinen der Kirchenlehre zugethan, doch durch eine gewisse elastische Unbestimmtheit der dogmatischen Formel streitigen Fragen aus dem Wege gehen.

Latium, s. Lateiner.

Latōna, griech. Leto, erscheint bei Homer als eine der Frauen des Zeus, durch den sie Mutter des Apollo und der Artemis wird. Sie steht auf seiten der Troer und im Götterkampfe dem Hermes gegenüber. In der Odyssee wird sie ebenfalls erwähnt. Nach Hesiod ist sie eine Tochter des Koios und der Phöbe, Schwester der Asteria und eine vorzüglich mildgesinnte Göttin. Näheres über die Geburt des Apollo und der Artemis und ihr Verhältniß zur Here (Juno) erzählen erst spätere Schriftsteller. (S. Apollo.) Verehrung genoß sie wol meist nur in Verbindung mit ihren Kindern.

Latouche (Hyacinthe Thabaud de), bekannt unter dem Namen Henri L., franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 2. Febr. 1785 zu La-Châtre in Berri, erhielt in unruhiger Zeit zu Paris eine mangelhafte Ausbildung und bekleidete dann mehrere untergeordnete Verwaltungsämter. Er wandte sich inzwischen der literarischen Thätigkeit zu und schrieb seit 1811 einige kleine Gelegenheitssachen, die einen sehr geistreichen Mann bekundeten. Auch in der «Minerve littéraire», in der «France littéraire» und besonders im «Figaro», an dessen Aufblühen er einen bedeutenden Antheil hatte, ließ er eine Menge der witzigsten Ausfälle gegen Menschen und Dinge erscheinen. Von polit. Journalen waren es vorzugsweise der «Messager» (1816) und der «Constitutionnel», für welche L. arbeitete und wobei er sich liberal bis zum Republikanismus zeigte. Alle diese Arbeiten machten ihm jedoch keinen großen Namen. Auch seine erdichteten «Mémoires de Madame Manson» (Par. 1818), dann «Clément XIV et Carlo Bertinazzi» (1827) sowie sein erstes größeres Werk, «Olivier Brusson» (2 Bde., Par. 1826), gingen ziemlich unbemerkt vorüber. Aufsehen dagegen erregte sein histor. Roman «Fragoletta» (2 Bde., Par. 1829). Hierauf folgten die Romane: «Grangeneuve» (2 Bde., 1835), «France et Marie» (2 Bde., 1836), «Aymar» (2 Bde., 1838), «Léo» (2 Bde., 1840), «Un mirage» (1842), «Adrienne» (1845). Sein Drama «La reine d'Espagne» (1831) fand keinen Beifall; seine Komödien «Selmours de Florian» (1818) und «Le tour de faveur» (1819), wobei er Emile Deschamps zum Mitarbeiter hatte, drangen ebenso wenig durch. Eine viel günstigere Aufnahme fand aber «La vallée aux loups», eine Sammlung vermischter Aufsätze und Gedichte (1833), woraus man den ungewöhnlichen Geist L.'s trefflich kennen lernen konnte. In der Prosa verräth er den tadellosen Stilisten, und in den wohlgebauten Versen erreicht er sehr oft beinahe André Chénier, dessen Gedichte er auch zuerst gesammelt und herausgegeben hat. Zwei später erschienene Bände Gedichte: «Adieux» (1843) und «Les agrestes» (1844), enthalten ebenfalls viel Ausgezeichnetes. L. starb 9. März 1851 auf seinem Landhause zu Aulnay bei Paris.

Latour (Baillet von), eine altadeliche, gegenwärtig in Oesterreich und Belgien blühende Familie, welche aus Burgund stammt und in ihrer ältern Linie unter Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, in den Niederlanden ansässig wurde. Ihren Namen entlehnte sie von dem 10. März 1719 zur Grafschaft erhobenen Majorate L. im Luxemburgischen, dessen Schloß 1794 im franz. Revolutionskriege zerstört wurde. Bekannt ist Graf Maximilian Baillet von L., geb. 1737, welcher jung in österr. Dienste trat, als Generalmajor 1789 und 1790 gegen die Brabanter kämpfte und in den Kriegen der folgenden Jahre vielfach thätig war. So trug er 1793 viel zum Siege bei Famars bei, erhielt 1794 einige Vortheile vor Landrecy und wurde 1796 an Wurmser's Stelle zum Befehlshaber der Armee am Niederrhein ernannt. Nach einigen unglücklichen Gefechten gegen Moreau zog er sich mit Erzherzog Karl erst nach Schwaben, dann hinter den Lech, endlich an das rechte Donauufer zurück, erlitt bei Friedberg einen nicht geringen Verlust, nahm aber, als er sich verstärkt hatte, eine feste Stellung hinter München ein und folgte den zurückweichenden Franzosen nach dem Rhein. Unweit Biberach bei einem Angriffe auf Moreau's Arrièregarde geschlagen, vereinigte er sich in der Ortenau mit Erzherzog Karl und erhielt von diesem nach der Uebergabe Kehls das Commando der Rheinarmee. Nach Abschluß des Waffenstillstandes kehrte er nach Wien zurück, wo er 22. Juli 1806 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths starb. — Sein Bruder, Graf Ludwig Baillet von L., geb. 12. Febr. 1753, starb 1836 als franz. Generallieutenant und hinterließ einen Sohn, den Grafen Georg

Baillet von L., geb. 1802, welcher gegenwärtig die jüngere oder belg. Linie des Geschlechts repräsentirt. — Von den Söhnen des Grafen Maximilian war der älteste, Graf Joseph Baillet von L. (geb. 24. Nov. 1775, gest. 18. Sept. 1831 als Oberst in der österr. Armee), Vater des jetzigen Chefs der ältern oder österr. Linie, des Grafen Joseph Baillet von L., geb. 19. März 1816, Major in der österr. Armee. Der jüngere, Graf Theodor Baillet von L., geb. 15. Juni 1780, war Geheimerrath und Feldzeugmeister, als er in den Märztagen 1848 zum Kriegsminister ernannt wurde. Als solcher fiel er 6. Oct. 1848 während der wiener Revolution bei Erstürmung des Kriegsgebäudes der Volkswuth zum Opfer.

Latour d'Auvergne, eins der berühmtesten franz. Adelsgeschlechter, dessen beglaubigte Geschichte mit Bertrand I. de L. im Anfange des 13. Jahrh. beginnt. — Bertrand II. de L. vermählte sich 1275 mit Beatrix, Dame d'Oliergues, die der Familie die Herrschaft Oliergues zubrachte. Agne I. de L., Enkel des vorigen, gest. 1354, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Engländer in der Gascogne und in der Picardie 1338—41 aus. — Agne III. de L., gest. 1489, in der Geschichte seiner Zeit vielfach genannt, heirathete Anna von Beaufort, die Erbin Pierre's von Beaufort, Vicomte von Turenne, und hinterließ zwei Söhne, Antoine und Antoine Raymond, von denen ersterer Stammvater der Vicomtes von Turenne, Herzoge von Bouillon, Albret und Château-Thierry, letzterer Stammvater der Seigneurs von Murat und Quaires, Grafen von Apchier, Herzoge von L. wurde. — François de L., der Sohn Antoine's, des Ahnherrn der Vicomtes von Turenne, ererbte durch Vermählung mit Anna de L., dem letzten Sproß eines Zweigs einer ältern, 1501 erloschenen Seitenlinie des Hauses L., den von 1389 datirenden Titel eines Grafen von Auvergne und von Boulogne, welchen sein Enkel, Henri de L., Vicomte de Turenne, 1591 durch seine Heirath mit Charlotte, der Erbin Guillaume Robert's de Lamarck, mit dem eines Fürsten von Sédan und Raucourt und Herzogs von Bouillon vermehrte. Die Söhne des letztern waren Henri de L., Vicomte de Turenne (s. d.), der berühmte Feldherr, und Frédéric Maurice de L., Herzog von Bouillon, Fürst von Sédan, welcher das mütterliche Erbe 1651 mit dem Herzogthum Albret und Château-Thierry vertauschte. Mit Jacques Charles Godefroy de L. d'Auvergne, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry erlosch 1802 diese Hauptlinie des Hauses L., nachdem sie 1793 infolge der Occupation der Niederlande durch die Franzosen ihre Besitzthümer verloren hatte. (S. Bouillon.) — Die zweite Hauptlinie des Hauses, die der Seigneurs de Murat, stiftete Antoine Raymond de L., geb. 1471. Einer seiner Nachkommen, Jean Maurice, Graf de L. d'Auvergne, Baron von Thouars, gest. 1739, wurde Universalerbe seines mütterlichen Oheims, des Grafen Henri Louis d'Apchier, und fügte deshalb 1710 den Namen des letztern seinem eigenen bei. — Nicolas François Julie, Graf de L. d'Auvergne d'Apchier, ein Sohn des letztgenannten, erhielt 1772 den Titel eines Fürsten und Herzogs von L. d'Auvergne. Gegenwärtig führt diesen Titel als Chef des Hauses Maurice César, Fürst von L. d'Auvergne. Sein Vater, Godefroy Maurice Marie Joseph, Fürst von L., geb. 20. Nov. 1770, ward 1805 zum Obersten des Regiments Latour d'Auvergne ernannt, das er auf eigene Kosten erhielt, und mit dem er die Feldzüge von 1806—9 mitmachte. Aus einer Bastardlinie des Hauses L. stammt auch Latour d'Auvergne (s. d.), der Erste Grenadier von Frankreich. — In Verbindung mit dem Hause L. d'Auvergne steht die Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais, deren Glieder seit dem Aussterben der Herzoge von Bouillon 1802 den fürstl. Titel führen. Ihr gehört an der Fürst Hugues Robert Jean Chrétien de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 14. Aug. 1768, gest. 20. Juli 1851, seit 1802 Bischof von Arras und seit 1839 Cardinalpriester der röm. Kirche.

Latour d'Auvergne (Théophile Malo Corret de), genannt der Erste Grenadier von Frankreich, stammte aus einem Bastardgeschlechte des Hauses der Herzoge von Bouillon und wurde 23. Nov. 1743 zu Carhaix im Depart. Finistère geboren. Er trat 1767 als Unterlieutenant in eine Musketiercompagnie, nahm aber später in der span. Armee Dienste, um den Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner Vorschub zu leisten. Während der Belagerung von Mahon war er Adjutant des Herzogs von Crillon. Beim Ausbruche der Revolution trat er in die franz. Armee an den Ostpyrenäen. Den Titel eines Generals verschmähend, übernahm er den Befehl über die aus 8000 Grenadieren gebildete Avantgarde und machte die Truppe im Bajonnetangriff so furchtbar, daß sie den Namen der Höllischen Colonne erhielt. Auch fehlte L. in keinem Kriegsrathe. Nach dem Frieden mit Spanien wollte er zu Wasser nach der Bretagne zurückkehren, wurde jedoch von einem engl. Kreuzer ergriffen und mußte länger als ein Jahr auf den Pontons als Gefangener schmachten. Nach der Auswechselung kam er nach Paris. Hier vernahm er, daß sein alter 80jähriger Freund Lebrigant durch die Conscription seines einzigen

Sohnes beraubt worden, und sogleich verschaffte er sich die Erlaubniß, die Stelle des jungen Mannes zu vertreten. Er begab sich als einfacher Freiwilliger zur Armee und wohnte dem Feldzuge von 1799 unter Masséna bei. Nach dem 18. Brumaire wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Doch ging er im Feldzuge von 1800 zur Rheinarmee ab, und der Erste Consul verlieh ihm, da er jede Beförderung zurückwies, den Titel des Ersten Grenadiers von Frankreich. Schon am 27. Juni fiel er jedoch durch einen Lanzenstich im Gefecht bei Neuburg in Baiern. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt; sein Herz schloß man in eine Urne, welche ein Unteroffizier lange Zeit der Compagnie vortrug. L. war nicht nur ein tapferer Krieger, sondern zugleich ein gebildeter Mann. Er schrieb «Nouvelles recherches sur l'origine, la langue et les antiquités des Bretons» (Bayonne 1792) und «Origines gauloises» (3. Aufl., Hamb. 1801). In der Nähe des Dorfes Oberhausen, wo er gefallen, wurde ihm ein Denkmal errichtet, ein anderes 1841 in seinem Geburtsorte. Vgl. Buhot de Kersers, «Histoire de L.» (Par. 1841).

Latour-Maubourg (Marie Victor de Fay, Marquis de), franz. General, geb. 11. Febr. 1766 aus einem Seitenzweige des uralten Geschlechts de Fay, stand beim Ausbruche der Revolution als Lieutenant in den Garde-du-Corps und erhielt als solcher 6. Oct. 1789 Gelegenheit, das Leben der Königin Marie Antoinette zu retten. 1792 befehligte er ein Cavalerieregiment unter Lafayette, mit dem er, gleich seinem Bruder, auf österr. Gebiet übertrat. Doch durfte er die Gefangenschaft zu Olmütz nicht theilen, sondern erhielt die Erlaubniß, sich auf neutralem Boden aufzuhalten. 1797 kehrte er nach Frankreich zurück und betheiligte sich als Adjutant Kleber's an der Expedition nach Aegypten. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. Er focht sodann in dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland. 1808 befehligte er in Spanien die Cavalerie beim Armeecorps im Süden und zeichnete sich bei Cuença, Badajoz und anderwärts rühmlich aus. Ebenso tapfer focht er als Divisionsgeneral in den Feldzügen von 1812 und 1813. In der Schlacht bei Leipzig verlor er ein Bein. Während der ersten Restauration wurde er zum Pair erhoben. 1817 ernannte ihn der König zum Marquis, und 1819 mußte er das Kriegsministerium übernehmen, das er bis zum 14. Dec. 1821 behielt. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut bei Melun zurück. Den ältern Bourbons in die Verbannung folgend, wurde er 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. Er starb 11. Nov. 1850. — Marie Charles César de Fay, Graf de L., franz. Generallieutenant, des vorigen Bruder, geb. 22. Mai 1758, befehligte zu Anfange der Revolution als Oberst ein Regiment. Der Adel von Puy schickte ihn in die Generalstaaten, wo er sich mit dem Dritten Stande verband. 1791 war er einer der Commissare, die den entflohenen König nach Paris zurückführten. Als Maréchal-de-Camp befehligte er hierauf im Armeecorps Lafayette's und trat mit diesem auf das österr. Gebiet. Hierauf theilte er die Gefangenschaft desselben zu Olmütz. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, 1806 Senator und zugleich führte er das Commando der Militärdivision von Cherbourg. 1814, bei der Abdankung des Kaisers, befehligte er zu Caen, legte aber, da er von der Provisorischen Regierung keine Befehle empfing, seine Stelle nieder. Der Graf Artois schickte ihn hierauf nach Montpellier, um daselbst die Bevölkerung für die Bourbons zu stimmen. Ludwig XVIII. erhob ihn während der ersten Restauration zum Pair, und als solcher wirkte er muthig im Interesse der constitutionellen Freiheiten. Weil er in den Hundert Tagen ebenfalls die Pairswürde angenommen, blieb er nach der zweiten Restauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeschlossen. Er starb 28. Mai 1831 und hinterließ sieben Söhne. — Just Pons Florimont de Fay, Marquis de L., ältester Sohn des vorigen, geb. 1781, war seit 1806 franz. Gesandter an verschiedenen europ. Höfen und starb 24. Mai 1837 als solcher zu Rom. — Rodolphe, Graf von L., Bruder des vorigen, geb. 8. Oct. 1787, trat 1806 in die franz. Armee, bewies sich tapfer in Spanien, wurde während der Restauration Maréchal-de-Camp und 1835 Generallieutenant. 1845 erhielt er die Pairswürde. Seit 1852 lebte er im Ruhestande. — Armand Charles Septime de Fay, Graf von L., ein anderer Bruder, geb. 22. Juli 1801, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wirkte nach der Julirevolution als franz. Geschäftsträger in Wien, dann als Gesandter in Brüssel, Madrid, Rom, wo er überall viel Klugheit und Mäßigung bewies. Er erhielt 1841 die Pairswürde, starb aber schon 18. April 1845 zu Marseille. — Charles de Fay, Graf von L., franz. General, der dritte Bruder der beiden obengenannten Generale, wanderte 1792 ebenfalls aus und kehrte 1800 nach Frankreich zurück. Während der Emigration heirathete er die älteste Tochter Lafayette's. Bei dem Vordringen der Verbündeten

1813 ergriff er die Waffen, und nach der Restauration trat er in die königl. Garde. Er machte sich im öffentlichen Leben nicht weiter bekannt und starb 1846.

La-Trappe (d. i. Fallthüre), ein von Wald und Felsen eingeschlossenes schwerzugängliches Thal in der ehemaligen Grafschaft Perche, im franz. Depart. Orne, vom Iton durchflossen, welcher in der Nähe entspringt und gegen NO. in die Eure geht, ist merkwürdig als Stiftungsort des Ordens der Trappisten (s. d.). Von der alten Abtei in dem Marktflecken Soligny-la-Trappe ($5^2/_3$ M. im NO. von Alençon und 2 M. im N. von Mortagne), in welchem der Orden gegenwärtig das Kloster L. mit 100 Mönchen, einer Musterwirthschaft mit großartigen Wirthschaftsgebäuden und einer Strafcolonie von 300 jungen Leuten besitzt, sind nur noch ganz unbedeutende Reste übrig. Das Grab des Abtes Rancé, des Reformators der Grande-Trappe, befindet sich in einer ihm zu Ehren errichteten Kapelle des Kirchhofs.

Latreille (Pierre André), ein berühmter franz. Zoolog, geb. 29. Nov. 1762 zu Brives im Depart. Corrèze, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeschichte zugeführt, erhielt später die Professur der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 6. Febr. 1833. L. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Unter seinen Werken sind besonders zu erwähnen: «Histoire des salamandres» (Par. 1800); «Histoire naturelle des singes» (2 Bde., Par. 1801); «Essai sur l'histoire des fourmis» (Par. 1802); «Histoire naturelle des reptiles» (4 Bde., Par. 1802); «Genera crustaceorum et insectorum» (4 Bde., Par. 1806—9); «Considérations sur l'ordre naturel des animaux, etc.» (Par. 1810); «Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie» (Par. 1819); «Familles naturelles du règne animal» (Par. 1825); «Cours d'entomologie» (2 Bde., Par. 1831—33).

Lattaignant (Gabr. Charles de), Abbé, ein franz. Dichter, geb. in Paris 1697, erhielt sehr jung ein Kanonikat zu Rheims. Doch fortwährend lebte er in Paris, wo er durch seine Bonmots, Impromptus, Madrigals und satirischen Couplets ein Liebling der höhern Gesellschaft war und im Kloster Frères de la doctrine chrétienne 10. Jan. 1779 starb. Sein geistlicher Stand verhinderte ihn nicht, mehrere sog. galante Poesien abzufassen. Eine Sammlung seiner ausgewählten Dichtungen besorgte der Abbé de Laporte (4 Bde., Par. 1757); ihr schlossen sich später als fünfter Band L.'s «Chansons et poésies fugitives» (Par. 1779) an. Das Beste aus dieser Sammlung gab Millevoye (Par. 1810) heraus. Unter L.'s komischen Opern ist «Fanchon» die berühmteste.

Lattich, s. Lactuca.

Latude (Henri Masers de), bekannt durch die lange Haft, welche die Pompadour, die Maitresse Ludwig's XV., über ihn verhing, war 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc geboren. Nach dem Frieden kam er 1748 als Lieutenant vom Geniecorps nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Begierig, irgendwie sein Glück zu machen, ging er 28. April 1749 nach Versailles und überredete die Pompadour, daß ein furchtbares Attentat gegen sie im Werke sei. In der That erhielt die Marquise durch die Post eine Schachtel zugeschickt, die das feinste Gift enthalten sollte, in welche L. jedoch nur Asche gethan hatte. Die Intrigue wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern, wo er alles gestand. Nach Vincennes versetzt, entfloh er zwar, wurde indeß ergriffen und in die Bastille zurückgeführt, aus welcher er 25. Febr. 1756 abermals sehr geschickt entschlüpfte. In Amsterdam von neuem aufgegriffen, kam er wieder in die Bastille, wo er auch nach dem Tode der Pompadour verblieb. Später nach Vincennes versetzt, fand er hier Gelegenheit, 1765 nochmals die Flucht zu ergreifen. Wieder eingebracht, wurde er 1775 nach Charenton versetzt und erst 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verlasse. Da er sich nichtsdestoweniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicêtre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 durch die Bemühungen einer pariser Kaufmannsfrau, Namens Legros, die Freiheit erhielt. Obschon L. ein Mensch ohne alles Verdienst war, so wurde er doch beim Ausbruche der Revolution als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot verurtheilte 1793 das Gericht zu einer Entschädigungssumme von 60000 Livres, wovon L. jedoch nur einen geringen Theil erhielt. Er starb vergessen 1. Jan. 1805. Der Advocat Thierry veröffentlichte «Le despotisme dévoilé, ou mémoires de L., rédigés sur les pièces originales» (3 Bde., Par. 1791—92; 2 Bde., 1793).

Lätus (Julius Pomponius), in seinen frühern Jahren auch Sabinus genannt, ein für die Verbreitung der altclassischen Literatur außerordentlich thätiger ital. Gelehrter, stammte aus Calabrien und erhielt in Rom durch Laur. Valla seine Bildung. Er nahm 1457 des letztern

Lehrstuhl ein, den er bis an seinen Tod 1497 mit Auszeichnung behauptete, obgleich er seine Begeisterung für das Römerthum bisweilen bis ins Lächerliche steigerte, indem er den Jahrestag der Gründung Roms feierte und dem Romulus Altäre errichtete. Durch seine Bemühung kam namentlich auch der erste Druck des Virgil (Rom 1467 oder 1469) zu Stande.

Latwerge (Electuarium) nennt man Arzneimittel von dickbreiiger, musiger Beschaffenheit, deren gemeinsamer Bestandtheil verschiedene Pflanzenmuse (z. B. Pflaumenmus oder Tamarindenmark u. dgl.) oder Sirupe (Zuckersirup oder Honig u. dgl.) sind, in welche man die wirksame Substanz einrührt. Die Muse und Sirupe sollen also blos den Arzneistoff aufnehmen (Vehikel sein) und den Geschmack desselben verdecken. Zu letzterm Zwecke setzt man den L. auch noch verschiedene Gewürze zu. Vorräthig gehalten wird in den Apotheken fast nur noch die gewöhnliche Laxirlatwerge (E. linitivum oder E. senna), die aus Tamarindenmus und Sirup oder verschiedenen anderen Musen zugleich bereitet wird und als wirksamen Bestandtheil Sennablätter mit oder ohne Weinstein enthält. Der von alters berühmte Theriak (s. d.) war eine L. (E. theriacale) aus Honig, verschiedenen Gewürzen, Opium und Eisenvitriol.

Lauban, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, in einem anmuthigen Thale am Queis gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, einer Superintendentur sowie auch eines Gewerberaths und zählt (1864) 7432 E. Die Stadt hat drei evang. (darunter die alterthümliche Kreuzkirche) und eine kath. Kirche sowie ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen. Von den Unterrichts- und Erziehungsanstalten sind ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und ein Waisenhaus hervorzuheben. Auch besteht zu L. eine Stadtbibliothek. Die nicht unbedeutende Industrie erstreckt sich auf Tuch-, Lein- und Baumwollweberei, Garnbleiche, Kattundruckerei und Färberei. Früher war die Stadt ein Mittelpunkt der Leinwandindustrie, mit deren Niedergange sich ihr Wohlstand sehr minderte. In neuerer Zeit hat sie sich indessen sowol industriell als auch durch ihren Grenzhandel wieder sehr gehoben und geht voraussichtlich infolge der Eröffnung (Sept. 1865) der Schlesischen Gebirgsbahn (mit Zweigbahn L.-Görlitz) überhaupt einem neuen Aufschwunge entgegen. Im Kreise L., der auf 9,43 Q.-M. 64986 E. zählt, liegen noch die Städte Schönberg, am Rothwasser, mit 1370 E., Marklissa, am Queis, mit 2006 E., und Seidenberg mit 1522 E.

Laube (Heinrich), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studirte seit 1826 in Halle, wo er der Burschenschaft beitrat, dann in Breslau Theologie. Nachdem er hierauf in Schlesien als Hauslehrer thätig gewesen, wandte er sich im Sommer 1832 nach Leipzig, um ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu leben. Bald in die demagogischen Untersuchungen jener Jahre verwickelt, wurde er nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Auch seine Schriften unterlagen dem vom Bundestage über das Junge Deutschland (s. d.) verhängten Bann. Nach seiner Freilassung lebte L. in Kösen, Berlin und auf Reisen und verheirathete sich 1836 mit der Witwe des Professors Hänel in Leipzig. Nachdem er die wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft ihm von den preuß. Gerichten zuerkannte Gefängnißstrafe bestanden, bereiste er 1839 Frankreich und Algier und ließ sich sodann wieder in Leipzig nieder. Von dem böhm. Wahlkreise Elnbogen 1848 in das deutsche Parlament gewählt, hielt er sich zum linken Centrum und der Gagern'schen Richtung, trat jedoch schon im März 1849 aus, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seiner Partei im Widerstreite befand. Gegen Ende 1849 wurde er als artistischer Director des k. k. Hofburgtheaters nach Wien berufen, wo er sich um die von ihm geleitete Bühne namhafte Verdienste erworben hat. Seine schriftstellerische Laufbahn begann L. mit der durch Paganini's Auftreten veranlaßten Farce «Zaganini» und dem Drama «Gustav Adolf». Diesen folgten die histor.-polit. Skizzen «Das neue Jahrhundert» (Bd. 1, Fürth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) und der Roman «Das junge Europa» (4 Bde., Manh. 1833—37), der in «Die Poeten», «Die Krieger» und «Die Bürger» zerfällt. Daneben schrieb er «Liebesbriefe» (Lpz. 1835) und die Novellen «Die Schauspielerin» (Manh. 1835) und «Das Glück» (Manh. 1837). In den «Reisenovellen» (6 Bde., Manh. 1834—37; 2. Aufl. 1847) sind die mittel- und norddeutschen Eigenthümlichkeiten in Staat, Volksleben und Sprache mit Geist und Schärfe erfaßt. Polit., sociale und literarische Porträts sammelte er in den «Modernen Charakteristiken» (2 Bde., Manh. 1835). Nachdem er Heinse's «Sämmtliche Werke» (10 Bde., Lpz. 1838) mit einer eigenen Vorrede herausgegeben, verfaßte er eine «Geschichte der deutschen Literatur» (4 Bde., Stuttg. 1840), die jedoch

wenig Wirkung übte. Er wendete sich hierauf seinem frühern Genre wieder zu und ließ in rascher Folge erscheinen: «Franz. Lustschlösser» (3 Bde., Manh. 1840), eine Frucht seiner franz. Reise, «Das Jagdbrevier» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1858), «Die Bandomire, kurische Erzählung (2 Bde., Mitau 1842), «Der Prätendent» (Lpz. 1842), eine histor. Skizze des Uhrmachers Naundorf, des angeblichen Ludwig XVII., den Roman «Die Gräfin Châteaubriand» (3 Bde., Lpz. 1843; 2. Aufl. 1846), «George Sand's Frauenbilder» (Brüss. 1844), «Drei Königsstädte im Norden» (2 Bde., Lpz. 1845), «Der belg. Graf» (Manh. 1845), «Paris 1847» (Par. 1848). In dem Werke «Das erste deutsche Parlament» (3 Bde., Lpz. 1849) versuchte er in anschaulicher Darstellung eine Schilderung jener merkwürdigen Zeit. Inzwischen hatte sich L. seit 1841 auch mit Erfolg der Bühnendichtung zugewandt. Das Trauerspiel «Monaldeschi» (1845) und das Lustspiel «Rococo» (1846) bekundeten bereits sein Talent für diese Gattung der Poesie, wenn auch die Stücke nicht ungetheilten Beifall fanden. Weit günstiger wurden das Trauerspiel «Struensee» (1847) und die Literaturkomödie «Gottsched und Gellert», besonders aber «Die Karlsschüler» aufgenommen, die sich bald auf allen deutschen Bühnen einbürgerten. Für seine bedeutendste dramatische Arbeit gilt «Graf Essex» (1856), denen er später noch «Cato von Eisen» (1858) und «Montrose, der schwarze Markgraf» (1859) folgen ließ. L.'s dramatische Dichtungen zeichnen sich im allgemeinen durch realistischen Inhalt, saubere Motivirung, klare Herausbildung der Gestalten und vollendete Bühnentechnik aus. In seinen prosaischen Schriften versteht er seine Leser durch einen frischen, ungenirten, doch eleganten Stil zu fesseln. Eine Mischung von heiterer Lebenslust und behaglichem Genuß mit tiefem Gefühl und bedeutenden Ideen übt eine große Anziehungskraft aus. In seinem großen histor. Roman «Der deutsche Krieg» (9 Bde., Lpz. 1863—66), der in drei Bücher («Junker Hans», «Waldstein» und «Herzog Bernhard») zerfällt, entrollt L. ein umfassendes Gemälde der Epoche des Dreißigjährigen Kriegs. Seine dramatischen Dichtungen hat er in den «Dramatischen Werken» (Bd. 1—9, Lpz. 1845—59) zusammengestellt.

Laubenheim, ein Dorf in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, am linken Rheinufer und an der Eisenbahn, 0,7 M. oberhalb Mainz, mit 1180 E., ist wegen seines vorzüglichen Weins bemerkenswerth. Nicht geringern Ruf hat durch seinen Wein ein anderes Dorf L. im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, am linken Ufer der Nahe zwischen Kreuznach und Bingen gelegen.

Laubenhüttenfest heißt das dritte der israel. hohen Feste, welches vom 15. bis 22. Tisri (Oct.) als Dankfest für die vollendete Obst- und Weinernte und zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten bei dem Zuge durch die Wüste gefeiert wurde. Man erbaute in Höfen, auf Straßen und Dächern Hütten von Oelzweigen, Myrten und Palmen, hielt festliche Umzüge und Mahlzeiten und brachte täglich eine Anzahl Opfer dar. Einzelne Festgebräuche, wie das Tragen einer Citrone in der linken und eines mit Weiden- und Myrtenbüscheln umgebenen Palmzweigs in der rechten Hand, die Libation mit Wasser aus der Quelle Siloah, die Illumination des Vorhofs der Weiber und der Fackeltanz der Männer am Ende des ersten Festtags, scheinen erst später aufgekommen zu sein. Uebrigens wird das Fest mit gewissen Modificationen noch gegenwärtig von den Israeliten begangen.

Laubfrosch (Hyla) ist der Name einer Gattung von Fröschen, welche von den Wasserfröschen sich schon durch ihren Aufenthalt zwischen den Blättern der Bäume und Sträucher unterscheiden, die sie nur zur Zeit der Paarung und des Laichens verlassen. Sie besitzen unter den Zehen Saugscheiben, welche wie saugende Schröpfköpfe wirken und die Befestigung des Körpers auch in verkehrter Stellung möglich machen. Die Vorderzehen sind frei und die Hinterzehen kaum durch Schwimmhäute verbunden. Die meisten Laubfrösche sind sehr lebhaft gefärbt und ihre Bauchhaut ist mit einer Menge körnerartiger Wärzchen mit feinen Oeffnungen besetzt. Das Männchen hat einen außerordentlich dehnbaren Kehlsack und kann daher sehr laute Töne hervorbringen. Die heißen Erdgegenden, besonders Südamerika, besitzen in ihren Wäldern etwa hundert Arten von Laubfröschen, während Europa nur eine einzige Art hegt, die jedoch nicht bis Schweden gelangt und selbst in manchen Gegenden des nördl. Deutschland selten ist, südlich aber bis Algier und Tunis sich ausbreitet und außerdem noch in Japan gefunden wird. Der europäische L. (H. arborea) wird 1½ Zoll lang, ist oberseits lebhaft grün, unterseits weiß und von den Schläfen verläuft die Seiten entlang bis zu den Hinterfüßen ein gelber, violett-schwarz eingefaßter Streifen. Er überwintert in dem Schlamme, aus dem er bei uns im allgemeinen gegen das Ende des April hervorkommt. Häufig wird er in der Stube in Gläsern gehalten als angeblicher Wetterprophet. Bei gewissen Witterungszuständen, aber nicht bei drohendem Regen, wie viele glauben, läßt er seine Stimme lauter und anhaltender erschallen. Die jungen Laub-

frösche leben anfangs als Kaulquappen im Wasser und erlangen erst zu Anfang des fünften Lebensmonats die schwanzlose Gestalt.

Laubhölzer nennt man in der Sprache des Volks und der Forstmänner diejenigen Holzarten, welche keine Nadeln und Zapfen, wie unsere gewöhnlichen Nadelhölzer (s. d.), sondern Laub, d. h. breite Blätter besitzen und sehr verschiedenartig gestaltete Blüten und Früchte tragen. In der Wissenschaft faßt man unter diesem Namen alle dikotylen Holzgewächse, gleichviel ob Bäume, Sträucher oder zwerghafte Halbsträucher, zusammen. Dieselben unterscheiden sich von den Nadelhölzern weniger durch die Form als durch den anatom. Bau der Blätter, denn bezüglich der erstern gibt es auch L. mit nadel- und schuppenförmigen Blättern (z. B. verschiedene Heiden, die Tamarisken, Empetrum nigrum u. a.) sowie Coniferen mit breiten Blättern (z. B. Araucaria imbricata, Salisburia adiantifolia); ferner durch den anatom. Bau des Holzes, indem dieses bei den L. aus Gefäßen, verschieden gestalteten Holzzellen und Markstrahlzellen, bei den Nadelhölzern dagegen nur aus einer Form von Holzzellen und Markstrahlzellen zusammengesetzt ist; endlich durch die viel vollkommener als bei den Nadelhölzern organisirten Blüten und Früchte. Denn wenn auch die Blüten häufig wie bei den Nadelhölzern eingeschlechtig sind (z. B. bei den Weiden, Pappeln, Birken, Erlen, Eichen, Buchen u. a.), so erscheinen doch stets die Staubgefäße mit wirklichen Staubbeuteln, die weiblichen Blüten mit einem echten Stempel begabt, dessen Fruchtknoten die Samenknospen einschließt und sich daher zu einem Samen enthaltenden Fruchtgehäuse zu entwickeln vermag. Ferner schlagen die L. nach dem Abhieb des Stammes aus dem Stocke in der Regel aus, weil sie das Vermögen besitzen, schlafende Augen und sog. Adventivknospen (s. **Knospen**) zu entwickeln, was, wenigstens im allgemeinen, den Nadelhölzern abgeht. Bezüglich der Lebensdauer der Blätter zerfallen die L. in **blattwechselnde** oder **sommergrüne**, d. h. solche, deren Blätter im Frühling hervorsprießen und im Herbst abfallen, und in **blattbehaltende** oder **immergrüne**, d. h. solche, deren Blätter mehrere Jahre lang lebendig und deshalb an den Zweigen haften bleiben. Solche Blätter sind im ausgebildeten Zustande stets von lederartiger Beschaffenheit, steif und meist glänzend. Die Form der immergrünen L., zu denen z. B. die Kork- und Steineiche, die Lorberarten, die Orangeriegewächse u. s. w. gehören, ist besonders charakteristisch für die warme gemäßigte und subtropische Zone, während sie in der gemäßigten nur spärlich vorkommt (z. B. die Stechpalme). Was die blattwechselnden L. betrifft, so sind dieselben nicht allein über die gemäßigte und kalte Zone verbreitet, sondern auch in der warmen in großer Zahl und Mannichfaltigkeit zu Hause. Ja, es kommen gerade dort die am schönsten belaubten Bäume vor, z. B. die mit großen, schöngeformten Blättern (z. B. Brotbaum, Trompetenbaum, Krotonbaum, die Magnolien u. s. w.), oder diejenigen mit doppelt und dreifach gefiedertem, höchst elegantem und zartem Laube (z. B. die Mimosen und viele Akazien).

Laubmoose (Musci frondosi, Bryoideae) nennen die Botaniker diejenigen Moose, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung die Hülle des Archezonikon, worin sie sich entwickelt, über deren Grunde abreißt und das abgerissene Stück als sog. Haube (calypsis) auf ihrer Spitze trägt. Die Frucht selbst ist büchsenförmig und öffnet sich gewöhnlich mit einem Deckel. Alle L. haben einen beblätterten Stengel. Die Sporen sind in der Büchse in einem Säckchen eingeschlossen, durch dessen Zerreißung sie frei werden. (S. **Moose**.)

Laubthaler, eine franz. Silbermünze im Werthe von 6 Livres, daher auch écu de six livres oder grand écu genannt, ferner écu neuf oder Neuthaler, wurden unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. in großen Massen ausgeprägt. Der Name entstand nach den belaubten Lorberzweigen. Der Werth von 6 Livres wurde später auf 5 Frcs. 92 Cent. herabgesetzt, und daher kam es, daß der L. im Auslande weit mehr cursirte als in Frankreich selbst, denn dort hatte er stets einen höhern Werth behalten. Mit demselben Gepräge gibt es auch halbe L., die sog. Louis blancs, kleine Thaler genannt. Im Volke wurde der L. häufig auch «dicke Tonne» genannt, nach der Form des Wappens. Aus dem L. entstand unter der österr. Herrschaft in Belgien der Brabanter- oder Kronenthaler, der sich weithin in Deutschland verbreitete. (S. **Krone**.)

Lauch (Allium) ist der Name einer zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu den Liliaceen gehörenden Gattung von Zwiebelgewächsen, bei welcher die Blüten in einfacher Dolde oder im Köpfchen stehen, ein unterständiges, sechsblätteriges oder tief sechstheiliges Perigon ohne honigabsondernde Organe vorhanden ist und die sechs Staubgefäße aufliegende Staubbeutel tragen. Die theils zweijährigen, theils perennirenden Arten dieser Gattung enthalten insgesammt ein flüchtiges scharfes Oel, besitzen den eigenthümlichen, mehr oder minder scharfen Zwiebel- (Lauch-) Geruch und Geschmack und viele von ihnen werden als Gemüse oder

Gewürz an Speisen benutzt und deshalb auch besonders cultivirt. Dahin gehört der **Schnittlauch** (A. Schoenopräsum L.), eine auf Hochgebirgen (z. B. den Alpen) und an Flußufern (z. B. an der Elbe) in Mittel- und Südeuropa wildwachsende und häufig als Küchenkraut, wol auch als Einfassungspflanze in Blumengärten angebaute Art mit binsenförmigen Blättern und rosenrothen, spitzzipfeligen Blumen; der Röhrenlauch oder die **Winterzwiebel** (A. fistulosum L.), der Zwiebellauch oder die **Sommerzwiebel** oder meist blos Zwiebel (s. d.) genannt (A. Cepa L.), der levantische L. oder die **Schalotte** (A. Ascalonicum L.), der Gartenlauch oder Knoblauch (s. d.). Die äußere netzfaserige Wurzel des in Gebirgen Europas und des Orients wachsenden, weißblumigen, wegbreitblätterigen L. (A. victorialis L.) ist unter dem Namen **Allermannsharnisch** bekannt und galt ehedem für ein die bösen Geister abhaltendes, ja sogar unverwundbar machendes Mittel, das noch in weit größerm Ansehen als die Wurzel der Siegwurz (Gladiolus) stand und in manchen Gegenden jetzt noch zum Beräuchern des angeblich behexten Viehes gebraucht wird. Einige Arten des L. bilden die Untergattung Porre (s. d.).

Lauchstädt, eine Stadt mit 1772 E. und einem Schlosse im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, $^{3}/_{4}$ M. westlich von Merseburg, früher die Sommerresidenz der Herzoge von Sachsen-Merseburg, besitzt in seiner Nähe eine erdig-salinische Eisenquelle von 9° R., welche 1697 entdeckt, 1710 gefaßt und darauf mit zweckmäßigen Anstalten versehen wurde, auch bald durch Fr. Hoffmann's Empfehlung in Aufnahme kam. Zu seiner höchsten Blüte gelangte der Badeort, als der weimar. Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Goethe und die weimar. Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren hintereinander zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Als dieser Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen, und nur in der neuern Zeit, nachdem die Anstalten wieder zeitgemäß verbessert worden, hat es sich wieder gehoben.

Laud (William), Erzbischof von Canterbury, geb. 7. Oct. 1573 zu Reading in Berkshire, verrieth gleich bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand große Abneigung gegen die freiere Kirchenverfassung der schott. Presbyterianer und die Reformbestrebungen der Puritaner in England. König Jakob I. betrachtete ihn deshalb als eine Stütze seiner Politik und gab ihm 1621 einen Bischofssitz. In noch höherer Gunst stand L. bei Karl I., der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der 11 J., wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. forderte mit unzeitiger Strenge die genaueste Beobachtung der alten Gebräuche beim Gottesdienste, führte allmählich neue ein, die dem kath. Ritus nahe kamen, und suchte überhaupt den Willen und die Ideen des Königs auf dem kirchlichen Gebiete durchzuführen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaction energisch zu betreiben. Er modificirte die engl. Liturgie und versuchte sein Machwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders, in welcher die presbyterianische Partei die Herstellung des Papismus erblickte, führte zum Aufstande der Schotten und zur Entwickelung der brit. Revolution. (S. **Großbritannien**.) Als das Parlament 1640 die Oberhand gewonnen, wurde L. mit den übrigen Ministern in Anklage versetzt und, da er sich überdies höchst unbesonnen benahm, im Dec. in den Tower geworfen. Indeß zögerte man mit der Beendigung des Processes mehrere Jahre. Erst als der Bürgerkrieg in vollem Gange war, wurde L., gegen die Absichten des ohnmächtigen Oberhauses, von den Gemeinen vermöge einer sog. Ordonnanz des Parlaments als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften (zuletzt 6 Bde., Oxf. 1847—49) ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig.

Laudanum, ein Name, der in der Arzneimittellehre den aus Opium (s. d.) gefertigten Präparaten, besonders flüssigen, namentlich den mit Malagawein bereiteten, beigelegt wird, z. B. Laudanum liquidum Sydenhami, Laudanum liquidum Londinense, Laudanum opiatum u. s. w.

Laudemium, Lehngeld, Lehnwaare. Der Name L. (vom lat. laus in dem Sinne von Zustimmung, Einwilligung), mit welchem im röm. Rechte die Abgabe bezeichnet wurde, die dem Gutsherrn bei Veräußerung der sog., der Erbpachtung ähnlichen Emphyteusis bezahlt wird, ist im deutschen Rechte auf die ähnliche Abgabe übertragen, die im Lehnsverbande für die ertheilte oder erneuerte Investitur dem Lehnsherrn entrichtet zu werden pflegte. Durch die Allodialinvestitur fand dieselbe auch weitern Eingang in andere Verhältnisse außer dem Lehnsverbande und wurde hierdurch in manchen deutschen Staaten zu einer nicht selten drückenden Last, indem bei Veräußerungen bäuerlicher Grundstücke, manchmal selbst bei Vererbung oder wenn der Lehns-

herr wechselte, eine bestimmte Summe an den Gutsherrn gezahlt werden mußte. Diese Abgaben wurden daher in der neuesten Zeit fast durchgehends der Ablösung unterworfen.

Lauderdale, das Thalgebiet des Flusses Lauder, welches der alten schott. Familie Maitland von Thirlestane und Leithington, die von Sir Richard de Maitland, der im 13. Jahrh. lebte, abstammt, den Grafen- und Herzogstitel gegeben hat. — William Maitland von Leithington, Staatssecretär unter der Königin Maria Stuart, nahm lebhaften Antheil an den Wirren seiner Zeit und entleibte sich 9. Juni 1573, um bei der Uebergabe der Festung von Edinburgh nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Sein Bruder, John Maitland, ward 1590 zum Lord Maitland von Thirlestane, dessen Sohn John 1624 zum Grafen von L. erhoben. — John, zweiter Graf von L., war erst eifriger Presbyterianer, dann Royalist und trat unter Karl II. in das berüchtigte Ministerium, die Cabale (s. d.). 1672 zum Herzog von L. ernannt, machte er sich in Schottland durch die blutige Strenge verhaßt, mit der er gegen die Anhänger des Covenant verfuhr. Walter Scott hat ihn in seinem «Old Mortality» geschildert. Er starb 1682 ohne männliche Nachkommen, worauf sein Bruder Charles ihm als dritter Graf von L. folgte. — James Maitland, achter Graf von L., berühmter Staatsmann und ökonomischer Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1759, studirte zu Glasgow und ging dann zu seiner fernern Ausbildung nach Paris. 1780 als Advocat beim schott. Barreau eingeschrieben, trat er bald darauf für den Flecken Newport ins Unterhaus. Hier machte er sich als Redner und Oppositionsmann bemerkbar und war 1787 Mitglied der Commission, welche die Anklage gegen Warren Hastings leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters geerbt, ward er gegen die Absichten der Minister unter die Repräsentanten der schott. Peerage im Oberhaus gewählt. Mit Erfolg bekämpfte er das Ministerium, als dasselbe wegen der Einnahme von Otschakow an Rußland den Krieg erklären wollte; auch tadelte er die Politik, welche man gegen das revolutionäre Frankreich beobachtete. 1792 machte er sogar eine Reise nach Paris, wo er sich mit den Girondisten in Verbindung setzte. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Peer von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Mit der Veränderung des Ministeriums 1807 verlor auch er seine Aemter und war seitdem wieder im Oberhause als eifriger Oppositionsmann thätig. Er erhob sich gegen die Ausnahmegesetze, gegen die Expedition nach Kopenhagen, unterstützte auch 8. April 1816 den Antrag des Lord Holland gegen die Gefangenhaltung Napoleon's. In spätern Jahren kam er jedoch immer mehr von seinen liberalen Ansichten zurück, stimmte 1821 bei Gelegenheit des Processes der Königin Karoline mit der Regierung, widersetzte sich leidenschaftlich der Parlamentsreform und wurde endlich das Haupt der Hochtories in der schott. Peerage. Nachdem er sich wegen Altersschwäche vom polit. Schauplatze zurückgezogen, starb er 13. Sept. 1839 auf seinem Stammschlosse Thirlestane bei Berwick. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländ. und indischen Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen u. s. w. ist die «Enquiry into the nature and origin of public wealth» (Edinb. 1804), worin er die ökonomischen Theorien Adam Smith's bekämpft, unstreitig die wichtigste. Da seine beiden Söhne, Thomas und Anthony, kinderlos starben, so folgte letzterm 1863 sein Vetter Thomas Maitland, Vice-Admiral in der brit. Marine, geb. im März 1803, als elfter Graf von L. — Ein Verwandter der vorigen, Sir Frederick Lewis Maitland, Enkel des sechsten Grafen von L., geb. 1776, machte sich im Seekriege gegen Frankreich als Marineoffizier bekannt. Er war es, der 1815 Napoleon an Bord des von ihm befehligten Bellerophon aufnahm. In der Folge ward er Commandeur des Bathordens und Contreadmiral und starb 30. Dec. 1839 als Oberbefehlshaber in den indischen Meeren.

Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), früher meist Loudon geschrieben wegen angeblicher Abstammung aus einer schott., in Livland eingewanderten Familie, einer der berühmtesten österr. Generale, wurde 10. Oct. 1716 zu Tootzen in Livland geboren, welches Gut mit dem Burglehn Laudon dem deutsch-livländ. Geschlechte L. urkundlich seit 1432 gehörte. Er trat 1731 als Cadet in russ. Dienste und wohnte dem poln. Thronfolge- sowie dem Türkenkriege unter der Kaiserin Anna bei. Nach dem Frieden 1739 verabschiedet, beabsichtigte er, in österr. Dienste zu treten, wurde aber in Berlin von einigen gleich ihm verabschiedeten Kameraden beredet, Friedrich II. seine Dienste anzubieten. Doch dem Könige misfiel sein Aeußeres und mit der Aeußerung: «La physiognomie de cet homme ne me revient pas», wies er ihn zurück. L. ging nun nach Wien, wo er im Dec. 1742 Hauptmann in dem Pandurencorps des Parteigängers Trenck (s. d.) wurde. Mit diesem machte er den Feldzug in Baiern und am Rhein mit. Bei Zabern wurde

er, das einzige mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung focht er in dem zweiten Schlesischen Kriege gegen Friedrich II., wurde aber hierauf, als Trenck ihn in seinen Proceß zu verwickeln suchte, veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. In Wien bewies er durch die von Trenck erhaltenen Ordres, daß dieser ihn verleumdet und die Greuel, die er ihm aufbürden wollte, selbst begangen hatte. Ein Zweikampf zwischen ihm und Trenck wurde durch des letztern Verhaftung abgewendet. L. lebte nun in Wien sehr kümmerlich, bis seine Freunde ihm eine Majorsstelle in einem Grenzregimente verschafften. Er vermählte sich in dieser Stellung mit der Tochter eines kroat. Offiziers, Klara von Hagen, trat zur kath. Confession über und widmete sich mit großem Eifer mathem. und militärgeogr. Studien. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, strich ihn der commandirende General in Kroatien, Petazzi, eigenmächtig aus der Liste der einberufenen Offiziere. Hierüber empört, ging L. nach Wien, fand aber hier jedermann gegen sich eingenommen. Sein alter Freund Hochstetten, welcher jetzt bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt war, verwandte sich indeß bei dem Fürsten Kaunitz für ihn, sodaß er als Oberstlieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen angestellt wurde. Bald zeichnete er sich als kühner Führer aus. Bei Tetschen, in der Prager Schlacht und besonders bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Kollin erwarb er sich durch Muth und Einsicht allgemeines Vertrauen und bewies namentlich große Geschicklichkeit in Führung des Kleinen Kriegs. Hierauf unter den Prinzen von Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, gestellt, mußte er den Ueberfall in Gotha und die Niederlage bei Roßbach mit erleben. Das Patent seiner Ernennung zum General, welches um diese Zeit vom wiener Hofe an ihn abgegangen, wurde zwar von den Preußen aufgefangen, aber mit einem glückwünschenden Schreiben Friedrich's II. ihm sogleich zugestellt. Schon ein Jahr darauf (1758) erhielt er infolge der Befreiung von Olmütz, an der er wesentlichen Antheil hatte, den Theresienorden und wurde zum Feldmarschallieutenant befördert. Hierauf kämpfte er gegen Fouqué in den Engpässen von Braunau, streifte bis ins Brandenburgische und half den Sieg bei Hochkirch herbeiführen, den die Kaiserin mit seiner Erhebung in den Freiherrnstand belohnte. Auch entschied er allein 1759 durch sein Eingreifen im rechtzeitigen Momente den Sieg bei Kunersdorf (s. d.) und erhielt von jetzt an, zum Feldzeugmeister ernannt, ein eigenes Corps von 30000 Mann. Mit diesem gewann er gegen den tapfern Fouqué 29. Juni 1760 die Schlacht bei Landshut in Schlesien; auch erstürmte er Glatz und berannte Breslau, ohne jedoch diese von Tauenzien tapfer vertheidigte Festung einnehmen zu können. In der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. wurde er jedoch von Friedrich II. geschlagen. Dafür nahm er 1. Oct. 1761 das starkbesetzte Schweidnitz durch einen kühnen Handstreich, ein Wagniß, für welches der Hofkriegsrath in Wien Lust hatte, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Nach dem Hubertusburger Frieden von der Kaiserin mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Karlsbad, wo er mit Gellert innige Freundschaft schloß; auch begleitete er Joseph II. auf seiner Reise durch die neuerworbenen Provinzen Galizien und Lodomerien. Beim Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über eine eigene Armee. So wenig Gelegenheit er auch hier fand, sein Feldherrntalent zu zeigen, war er es doch vorzüglich, der die Preußen abhielt, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Nach dem Frieden zu Tetschen gab er sich der Beschäftigung mit den Wissenschaften hin, bis Joseph II., in seinem Feldzuge gegen die Türken unglücklich, sich entschließen mußte, den erfahrenen Krieger zu Hülfe zu rufen. Von diesem Augenblicke an wendete sich das Kriegsglück zu Oesterreichs Fahnen. Dubicza wurde genommen, ein türk. Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Für die Eroberung Belgrads schenkte der Kaiser ihm den aus Brillanten bestehenden und im kaiserl. Familienschatze aufbewahrten Stern des Theresienordens, den eigentlich nur der Monarch selbst als Großmeister tragen durfte, und den Kaiser Leopold II. nach L.'s Tode von dessen Witwe für 50000 Fl. einlöste. Auch wurde ihm, was seit Eugen in Oesterreich keinem verliehen worden war, die unumschränkte Gewalt und der Titel Generalissimus ertheilt. Dieser Feldzug schloß L.'s kriegerische Laufbahn. Als unmittelbar darauf gegen Preußen ein österr. Heer in Mähren aufgestellt wurde, an dessen Spitze er trat, überraschte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitschein in Mähren 14. Juli 1790. Außer seinem Feldherrntalent besaß L. rastlose Thätigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Mäßigkeit und Bescheidenheit.

Lauenburg, ein ehemals zum Deutschen Bunde gehöriges, neuerdings mit der Krone Preußen verbundenes Herzogthum, am nördl. Ufer der Elbe, wird begrenzt durch die Gebiete von Hamburg, Lübeck, Holstein und Mecklenburg und hat einen Flächeninhalt von 19 Q.-M. mit 49,704 E. (nach der Volkszählung vom 3. Dec. 1864). Das kleine Land ist von ähnlicher

Bodenbeschaffenheit wie das benachbarte südöstl. Holstein und zeichnet sich aus durch fruchtbaren Ackerboden, ausgedehnte Waldungen und zahlreiche, schönbelegene Landseen. Unter den Waldungen ist besonders der sog. Sachsenwald, unter den Landseen der Ratzeburger- und der Schallsee hervorzuheben. Die bedeutendsten Gewässer sind die Delvenau, welche bei Stadt L. in die Elbe, und die Stecknitz, die unweit Lübeck in die Trave mündet. Beide wurden schon 1392 durch einen Kanal miteinander verbunden, und diese ganze Wasserstraße zwischen Elbe und Trave wird gewöhnlich mit dem Namen Stecknitz (Stecknitzkanal) bezeichnet. Die Hamburg-Berliner Eisenbahn durchschneidet das Land. Von dem Centralbahnhof zu Büchen gehen zwei Zweigbahnen ab, die eine südwärts nach Stadt L., die andere nordwärts über Mölln und Ratzeburg nach Lübeck. Die Bewohner sind durchweg von niedersächs. Abstammung, und von der vormaligen slaw. Bevölkerung ist kaum eine Spur zu erkennen. Die Leibeigenschaft bestand hier niemals, sondern die Bauern waren zu allen Zeiten persönlich frei. Doch haben sie an ihren Meierhöfen nur ein beschränktes Eigenthumsrecht, während das Obereigenthum der Gutsherrschaft oder der Landesherrschaft zusteht. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbszweige. Es gibt im Lande nur 3 kleine Städte (Ratzeburg, Mölln und L.), außerdem 4 landesherrl. Aemter und 22 adeliche Güter. Diese ungleichmäßige Eintheilung wird durch zahlreiche lübeckische und mecklenburg.-strelitzische Enclaven noch mehr verwirrt. In der Hauptstadt Ratzeburg haben die aus einem Präsidenten (Landdrost) und zwei Räthen bestehende Regierung, das Hofgericht (Mittelinstanz), der Superintendent und das Consistorium ihren Sitz. Auch befindet sich daselbst eine Gelehrtenschule. Die Oberaufsicht führt der Minister für L. in Berlin, und als dritte Instanz fungirt provisorisch noch das Ober-Appellationsgericht in Kiel. Nach der Verfassung vom 20. Dec. 1853 besteht die sog. Ritter- und Landschaft aus dem Erblandmarschall, 2 auf Lebenszeit gewählten Landräthen und 15 Abgeordneten, nämlich 5 des adelichen, 5 des städtischen und 5 des bürgerlichen Grundbesitzes. Die Competenz dieser Landesvertretung ist sehr beschränkt. Der Erblandmarschall und die Landräthe bilden das Landrathscollegium, welches als ständige Deputation der Ritter- und Landschaft fungirt. Ueberhaupt haben sich in den öffentlichen Verhältnissen, Gesetzgebung, Verwaltung u. s. w. sehr viele veraltete Zustände erhalten. Da die landesherrl. Domänen, Waldungen, Zölle u. s. w. einen bedeutenden Ertrag abwerfen, so übersteigt die Staatseinnahme weit die Ausgaben, obgleich die directen Steuern nur gering sind. Nach dem Budget von 1864—65 belief sich die Einnahme auf 404643, die Ausgabe auf 233646 Thlr., mithin der jährliche Ueberschuß auf 170997 Thlr. Am Schluß des J. 1859 betrugen die Landesschulden, welche von der Ritter- und Landschaft verwaltet und abgetragen werden, nur 281000 Thlr. Die evang.-luth. Kirche ist die Landeskirche, zu der sich mit wenigen Ausnahmen die ganze Bevölkerung bekennt. Das Land ist in 29 Kirchengemeinden eingetheilt mit etwa 110 Volksschulen. Als Wappen führt L. einen goldenen Pferdekopf im rothen Felde.

Die vormalige slaw. Bevölkerung von L., die heidnischen Polaben (d. h. Anwohner der Elbe, slaw. Labe), wurde nach langwierigen Kämpfen durch die Herzoge von Sachsen aus dem Stamme der Billunger und Welfen unterjocht und das Land dem Christenthume eröffnet und großentheils mit niedersächs. Colonisten besetzt. Ein Theil, die Grafschaft Ratzeburg, ward 1143 als sächs. Afterlehn ausgegeben. Das übrige blieb bei dem Herzogthum Sachsen, und Heinrich der Löwe stiftete hier 1154 das Bisthum Ratzeburg. Nach der Demüthigung Heinrich's des Löwen kam das Herzogthum Sachsen an Bernhard von Anhalt aus dem askanischen (ascherslebener) Hause, welcher 1182 die Feste L. an der Elbe erbaute. Doch 1190 wurde die L. von Heinrich dem Löwen erobert, und nach dessen Tode unterwarf König Waldemar II. der Sieger von Dänemark sowol das lauenburgische wie auch das ratzeburgische Gebiet seiner Herrschaft. Erst nach der Schlacht bei Bornhöved (1227) gelangte Bernhard's Sohn, Albert I., wieder in den Besitz der L. und zog auch die Grafschaft Ratzeburg als erledigtes Lehn für sich ein. Dagegen gestaltete sich das Bisthum Ratzeburg (s. d.) zu einem reichsunmittelbaren Hochstift. Nach Albert's Tode (1260) erhielt dessen älterer Sohn Johann diese und einige andere niedersächs. Gebiete, insbesondere das Land Hadeln (s. d.) jenseit der Elbe und wurde der Stifter des askanischen Hauses Sachsen-L. Dagegen bekam der jüngere Sohn, Albert II., die obersächs. Gebiete und stiftete die Linie Sachsen-Wittenberg (Kursachsen). Die Nachkommenschaft des Herzogs Johann regierte in Sachsen-L. über 400 J. und war längere Zeit in zwei Linien gespalten, bis 1401 das Land wieder vereinigt wurde. 1420 ging das vormals lauenburgische Amt Bergedorf (s. d.) an die Hansestädte Hamburg und Lübeck verloren. Andere Districte wurden zeitweilig verpfändet, z. B. die Vogtei Mölln an Lübeck, das Amt Steinhorst an Holstein u. s. w., jedoch später wieder eingelöst. Mit dem Tode des Herzogs Julius Franz 1689

erlosch die askanische Dynastie, und verschiedene Fürstenhäuser, Anhalt, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Sachsen u. s. w., erhoben jetzt Erbansprüche. Der Kaiser verfügte eine Sequestration des Herzogthums. Doch Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle setzte sich sofort gewaltsam in Besitz, verglich sich gegen eine Geldzahlung mit Sachsen und ward von den Landständen durch den Landesreceß vom 15. Sept. 1702 förmlich als Landesherr anerkannt. Nach Georg Wilhelm's Tode, 1705, fiel L. an dessen Neffen Georg I., Kurfürst von Hannover und später König von England, dessen Besitzrechte 1728 durch Spruch des Reichskammergerichts und kaiserl. Belehnung sanctionirt wurden. Seitdem theilte das Land die Schicksale Hannovers. Während der Napoleonischen Kriege ward L. 1803 von den Franzosen, 1805 von den Preußen und 1806 wieder von den Franzosen in Besitz genommen. Man verwaltete das Ländchen zuerst als franz. Krondomäne und verleibte es dann 1810 dem franz. Departement der Elbmündungen ein. Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 kam L. wieder unter hannov. Herrschaft, wurde aber 29. Mai 1815 an Preußen und von diesem schon 4. Juni 1815 an Dänemark tauschweise abgetreten. Doch blieb das Land Hadeln, das Amt Neuhaus und der südlich von der Elbe belegene Theil des Amts L. beim Königreich Hannover. Die wirkliche Uebergabe des Herzogthums an Dänemark erfolgte erst 26. Juli 1816. Die dän. Regierung behandelte L. in finanzieller Hinsicht gewissermaßen als Krondomäne, insofern der jährliche Ueberschuß in die Gesammtstaatskasse floß. Im übrigen erfuhr das Land eine milde Regierung, und die provinziellen Eigenthümlichkeiten blieben geschont. Die Folge war, daß die Lauenburger sich an dem nationalen Widerstande der Schleswig-Holsteiner gegen die dän. Herrschaft niemals ernstlich betheiligten. Nach dem Tode König Friedrich's VII. erhoben sowol der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wie auch die Fürstenhäuser Anhalt, Mecklenburg und Sachsen beim Bundestage Ansprüche auf das Herzogthum (21. Nov. 1863), und dasselbe ward von Bundes-Executionstruppen besetzt. Dagegen trat im Frieden zu Wien, 30. Oct. 1864, König Christian IX. von Dänemark seine Rechte auf L. an die beiden deutschen Großmächte ab, und Oesterreich überließ durch den Vertrag zu Gastein, 14. Aug. 1865, gegen eine Geldzahlung (2½ Mill. dän. Thlr. = 1,875000 Vereinsthlr.), seinen Antheil an den erworbenen Rechten an Preußen, worauf König Wilhelm I. durch Patent vom 13. Sept. 1865 von dem Herzogthum Besitz nahm. Zugleich ward L. von jeder Beitragspflicht zu den österr.-preuß. Kriegskosten ausdrücklich befreit. Vgl. Kobbe, «Geschichte des Herzogthums L.» (Gött. 1821); Duve, «Mittheilungen zur Staatsgeschichte des Herzogthums L.» (Ratzeb. 1857); Knauth, «Das Herzogthum L.» (Langens. 1866); Glagau, «Spaziergänge durch L. und Lübeck» (Berl. 1866).

Lauenburg, Stadt im Herzogthum gleiches Namens, am nördl. Ufer der Elbe und am Ausfluß der Stecknitz (Delvenau), entstand ursprünglich unterhalb der 1182 vom Herzog Bernhard von Sachsen erbauten starken Feste L. (Lavenburg), welche nach dem slaw. Namen der Elbe (Labe, Lave) benannt ward, und deren Name allmählich auf die Stadt und das Land überging. Dieses Schloß diente lange als herzogl. Residenz, brannte aber 1616 ab bis auf einen alten Thurm, der noch als Gefängniß dient. Auf dem Platze stehen jetzt die Gebäude für das königl. preuß. Amt L. Die Stadt L., seit 1852 durch eine Zweigbahn mit der Hamburg-Berliner Eisenbahn verbunden, zählt 1159 E. und treibt lebhaften Transithandel auf der Elbe und der Stecknitz. In der Stadtkirche ist die Gruft der vormaligen Herzoge von Sachsen-L.

Lauer (Franz, Freiherr von), österr. General, geb. 1735, trat 1755 in die Armee, zeichnete sich bereits im Siebenjährigen Kriege aus und wurde, nachdem er 1771 als Hauptmann den Geniedirector Grafen Pellegrini auf einer Visitationsreise begleitet hatte, zum Ingenieurmajor befördert. In den J. 1775 und 1782 unternahm er militärisch-wissenschaftliche Reisen durch ganz Italien. Sodann entwarf er die Pläne zur Festung Theresienstadt; auch leitete er den Bau von Josephstadt und wurde dafür 1783 zum Obersten ernannt. Beim Ausbruche des Türkenkriegs 1788 entwarf er die Disposition zur Belagerung von Dubicza und Belgrad und wurde deshalb 1789 zum Generalmajor, 1790 von Kaiser Leopold II. in den Freiherrnstand erhoben. 1795 zum Feldmarschallieutenant befördert, hatte er wesentlichen Antheil an der schnellen Einnahme der Festung Manheim. Einige Zeit darauf wurde er zum Festungscommandanten Wiens und 1797 zum General-Geniedirector ernannt. Als 1800 Erzherzog Johann das Commando der Armee in Deutschland erhielt, gab man ihm L. an die Seite. In dieser Stellung verlor L. die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dec. 1800). Im März des folgenden Jahres nahm er hierauf mit dem Range eines Feldzeugmeisters seinen Abschied; er starb 12. Sept. 1803. — Joseph, Freiherr von L., des vorigen Sohn, geb. zu Gratz 18. Mai 1769, begann 1787 im Geniecorps seine militärische Laufbahn und zeichnete sich im Türkenkriege von 1787 und 1788 sowie

in den franz. Revolutionskriegen rühmlichst aus. Er wurde 1806 Fortifications-Localdirector zu Königgrätz, 1811 zu Ofen und 1813 zu Temesvar. 1814 kam er als Generalmajor zur Armee in Italien, nahm an dem Feldzuge gegen den Vicekönig theil, vertheidigte 1815 Ferrara gegen die Neapolitaner und nahm dann die Festung Gaëta, zu deren Gouverneur er hierauf ernannt wurde. 1817 erhielt er das provisorische Commando der Truppen in Neapel, wurde 1826 Feldmarschallieutenant, 1831 Festungscommandant zu Königgrätz, 1832 zu Olmütz und 1841 Wirkl. Geheimrath. Er starb 26. Febr. 1848 als Feldzeugmeister und General-Geniedirector.

Laufgräben oder Trancheen nennt man die mit Brustwehren versehenen Gräben, mittels deren die Belagerer sich der Festung gedeckt zu nähern suchen. Ein Theil derselben dient dazu, die Batterien und die zum Schutz derselben und der Arbeiter gegen Ausfälle aufgestellten Truppen aufzunehmen. Diese L. werden in ungefähr paralleler Lage mit dem Umfang der Festung angelegt und deshalb auch Parallelen genannt. In der Regel kommen drei bis vier in verschiedener Entfernung vor. Die Verbindungswege zwischen denselben und mit den rückwärts gelegenen Depots werden, um von der Festung nicht der Länge nach bestrichen werden zu können, in Zickzacks geführt. Die einzelnen Stücke derselben heißen Schläge und werden an ihren bogenförmigen hintern Enden zuweilen auch zur Aufstellung von Geschütz und Mannschaft und zur Anlage kleiner Depots benutzt. Die L., welche der Belagerte gegen die feindlichen Trancheen führt, nennt man Contreapprochen. Die Anwendung von L. war schon den Alten bekannt; doch wurde sie erst durch Vauban im 17. Jahrh. in ein gewisses System gebracht.

Laufkäfer (Carabida) nennt man eine außerordentlich zahlreiche Familie von Raubkäfern mit fünfgliederigen Tarsen, fadenförmigen Fühlern, hakenförmigen Oberkiefern und innen bewimperten Unterkiefern, deren Spitze nicht eingelenkt ist. Man kennt jetzt etwa 6000 Arten, die man in mehr als 700 Gattungen vertheilt hat. Sie sind meist einfarbig, häufig dunkel gefärbt und leben, wie ihre Larven, vom Raube und vom Aas, sodaß sie dem Menschen wesentlich nützlich sind. Bei uns sehr bekannte Arten sind der goldgrün schimmernde Goldschmied oder Gärtner (C. auratus), der breite, blaugrüne Puppenräuber (Calosoma sycophanta), dessen Larve die Nester der Processionsraupen zerstört, und der oben blaue, unten rothe Bombardirkäfer (Brachinus crepitans), der dem Verfolger mit hörbarem Geräusche eine ätzende, in blauen Dunst sich verwandelnde Flüssigkeit aus dem After entgegenspritzt.

Laufvögel (Cursores) nennt man eine Ordnung meist großer Vögel mit verkümmerten Flügeln ohne Schwingen und langen, sehr kräftigen Beinen, massivem Körper und meist langem Halse, welche nur laufen, aber nicht fliegen können. Es gehören dazu die Strauße, Kasuare, der Kiwi (Apteryx) und Notornis von Neuseeland, die ausgestorbenen Dronte von Mauritius und die Moas oder Riesenvögel (Dinornis) von Neuseeland.

Lauge bedeutet im allgemeinsten Sinne die Lösung, die man durch Behandlung gemischter Substanzen mit Wasser erhält, wenn nicht die ganze Masse von dem Wasser aufgelöst, sondern nur einzelne Bestandtheile ausgezogen (ausgelaugt) werden können. Bisweilen wendet man den Ausdruck auch für alle Auflösungen von Salzen an. Speciell genommen, gebraucht man das Wort L. gewöhnlich nur für die Lösungen der nicht flüchtigen Alkalien, des Kali und Natron in Wasser und nennt diese Flüssigkeiten Aetzlauge (Aetzkali- und Aetznatronlauge); die Lösungen des kohlensauren Kali oder Natron heißen milde L. Diejenige Flüssigkeit, die nach dem Ausscheiden eines Körpers aus seiner Lösung durch Krystallisation die entstandenen Krystalle umzieht, heißt Mutterlauge. Unter der Javelle'schen L. versteht man eine Bleichflüssigkeit, die aus Natron oder Kali und Chlor zusammengesetzt ist. Der veraltete Ausdruck Laugensalz bedeutete das, was man jetzt Alkali nennt. (S. Alkalien.) Mit dem Namen flüchtiges Laugensalz belegte man das Ammoniak. Das Kali wurde vegetabilisches, das Natron mineralisches Laugensalz genannt, weil man der irrigen Ansicht war, daß das erstere vorzugsweise im Pflanzenreiche, das letztere im Mineralreiche vorkomme.

Laun (Friedrich), s. Schulze (Friedrich August).

Laune (ein während des Mittelalters aus dem lat. luna, d. i. Mond, entstandenes Wort) bedeutete ursprünglich wol ein träumerisches (mondsüchtiges) Wesen, in jetziger Rede aber jede zufällige, individuelle und vorübergehende Stimmung des Gemüths. Unter Launenhaftigkeit wird eine geflissentliche und weichliche Hingabe an momentane Gefühle und Stimmungen verstanden, verbunden mit einem Mangel an gehöriger Selbstbeherrschung, welcher hieraus hervorgeht. Der Launenhafte oder Launische ist daher in der Regel sich selbst und andern zur Last, indem er sich in allen unmittelbaren Gelüsten gehen läßt, woraus der Zustand einer innern Zerfallenheit mit sich selbst entspringt, welcher die üble L. ist, nicht zu verwechseln mit der

hypochondrischen Verbitterung oder dem Spleen, wobei der Mensch ernsthaft mit krankhaften und schwermüthigen Gefühlen kämpft, ohne über dieselben völlig Herr werden zu können. Die gute L. hingegen, als die geflissentliche Hingabe an heitere und fröhliche Stimmungen, gehört, solange sie nicht in Ausgelassenheit oder tolle L. und ebenso wenig in neckische oder übermüthige L. ausartet, zu den schätzbarsten Lebensgütern, indem sie wesentlich dazu beiträgt, über viele Uebel und Lasten des Lebens hinwegzuheben. Da sie gern den Humor (s. d.) in ihrem Geleite hat als die Stimmung, die kleinen Widersprüche und Ungereimtheiten des Lebens selbst zu Gegenständen der Belustigung zu nehmen, so pflegt man auch im Gebiete der Kunst die humoristischen Darstellungen des Satirikers und Komikers als launige zu bezeichnen.

Laura, die gefeierte Geliebte Petrarca's (s. d.), die zwar durch die ihr über 30 J. hindurch dargebrachten poetischen Huldigungen des Dichters berühmt geworden ist, von deren Person, Stand und Lebensverhältnissen man jedoch sehr wenig weiß. Die Meinung Boccaccio's, daß Petrarca gar keine wirkliche Person unter dem Namen L. besungen habe, wird durch das Zeugniß des Petrarca selbst auf das entschiedenste widerlegt. Seitdem haben sich die Ausleger und Biographen des Dichters vorzüglich über die Fragen gestritten, ob diese L. eine Jungfrau oder eine Verheirathete gewesen, und welcher Familie sie angehört. Die ältesten Biographen Petrarca's erwähnen ihrer gar nicht, und die übrigen Schriftsteller des 14. und 15. Jahrh. sind alle für die Jungfräulichkeit derselben. Für diese Ansicht haben sich später Velutello und in neuerer Zeit Lord Woodhouselly und Blanc (im Art. «Petrarca» in der Ersch und Gruber'schen «Encyklopädie») ausgesprochen. Gegen die Ansicht hat der Abbé de Sade in seinen «Mémoires sur la vie de Pétrarque» (1764) aus alten Documenten zu beweisen versucht, daß L. als die Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves im April 1308 geboren, an einen Hugues de Sade verheirathet und Mutter von 11 Kindern gewesen, 6. April 1348 aber an der Pest in Avignon gestorben und in der dortigen Franciscanerkirche begraben worden sei. Viele neuere Schriftsteller sind ihm zugefallen, obgleich die Gründe, auf die Sade seine Behauptungen stützt, äußerst schwach sind. Auch widerspricht seine Hypothese, daß sie eine geborene de Noves gewesen, der bis ins 14. Jahrh. zurückführbaren Tradition, daß L. der Familie de Sade angehört habe. Schwerlich wird man wol jemals diese Frage zu einer vollkommen befriedigenden Erklärung bringen.

Lauremberg (Joh. Wilh.), einer der ersten Begründer einer nationalen didaktischen Satire, geb. zu Rostock 1591, war früher Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soröe, wo er 1659 starb. Seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen «Veer olde beröhmede Schertzgedichte, gerymet durch Hans Willmsen L. Rost; Gedrücket in dissem itzigen Jahr» (wahrscheinlich Hamb. 1654 u. öfter; vorzügliche neue Ausgabe von Lappenberg, Stuttg. 1861) empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurent (Franz), belg. Schriftsteller und Publicist, geb. 8. Juli 1810 zu Luxemburg, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und studirte sodann die philos. Wissenschaften 1827—30 in Löwen, die Jurisprudenz in Lüttich, wo er 1832 zum Doctor promovirt ward. Nach zweijährigem Wirken als Advocat in Luxemburg wurde er 1834 zum Chef der Gesetzgebungs-Abtheilung im Justizministerium zu Brüssel, im folgenden Jahre aber zum Professor an der jurist. Facultät der Universität Gent ernannt, wo er den Lehrstuhl des Civilrechts bekleidet. L. hat sich im In- und Auslande durch seine geschichtsphilos. Studien einen gegründeten Ruf erworben und auf diesem Gebiete seit 1850 eine Reihe von Arbeiten (11 Bände) veröffentlicht, welche unter dem Gesammttitel «Études sur l'histoire de l'humanité» folgende Stoffe behandeln: «L'Orient, la Grèce, Rome» (2. Aufl., 3 Bde., Gent 1855), «Le Christianisme» (Gent 1855), «Les Barbares et le Catholicisme» (Gent 1855), «La Papauté et l'Empire» (Brüss. 1860), «La féodalité et l'église» (Brüss. 1861), «La réforme» (Brüss. 1861), «Les guerres de religion» (Brüss. 1863), «Les nationalités» (Brüss. 1865), «La politique royale» (Brüss. 1865). L.'s Tendenz zielt dahin, die Nothwendigkeit der völligen Trennung von Staat und Kirche darzuthun, um die Ideen des modernen Staatsrechts hinsichtlich der Vertheilung der Gewalten zu stützen. Die scharfe Polemik gegen Rom und dessen Einflüsse brachte während des gemäßigt-kath. Ministeriums de Decker 1856 seine amtliche Stellung in Gefahr, aber der Minister bewies den Muth, die Freiheit der Wissenschaft vor den Angriffen des Ultramontanismus zu retten. Auch als Gemeinderathsmitglied der Stadt Gent wirkte L. eifrig im Sinne seiner liberalen Theorien.

Laurentie (Pierre Sebastian), franz. Geschichtschreiber und Publicist, ein geistvoller Ver-

treter der monarchisch-kath. Weltanschauung, wurde 21. Jan. 1793 zu Houga (Depart. Gers) geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu St.-Sever, an dem er später ein Lehramt übernahm. Nach der Restauration wandte er sich nach Paris und wurde hier 1817 Professor der Rhetorik am Collége Stanislaus, 1818 Geschichtsprofessor an der Polytechnischen Schule. 1822 erhielt er eine Anstellung auf dem Bureau der Polizeipräfectur, 1823 aber das Amt eines Generalinspectors des öffentlichen Unterrichts, das er 1826 verlor, weil er in dem Journal «La Quotidienne», dessen Miteigenthümer er war, dem Ministerium Villèle eine heftige Opposition gemacht hatte. L. widmete sich fortan ganz seinem Blatte, das er unter der Julireгierung, um der gerichtlichen Unterdrückung zu entgehen, in die «Union monarchique» umwandelte, seit 1814 aber als «Union» erst mit Lubis, nach dessen Tode (1859) allein herausgab. Rastlos thätig, hat er überdies eine Reihe histor., philos. und polit. Schriften veröffentlicht, die sich durch geschmackvolle Darstellung und trotz seines einseitigen Standpunkts durch Gedankeninhalt auszeichnen. Dahin gehören: «Introduction à la philosophie, ou traité de l'origine et de la certitude des connaissances humaines» (Par. 1829), «Histoire des ducs d'Orléans» (4 Bde., Par. 1832—34), «Histoire de France» (8 Bde., Par. 1841—43) und «Histoire de l'empire romain» (4 Bde., 1861—62). Seit 1860 veröffentlichte er namentlich verschiedene Flugschriften zu Gunsten der Papstfrage und gegen das «Leben Jesu» von Renan.

Laurentius der Heilige war unter Papst Sixtus II. Diakon der röm. Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus 258 den Märtyrertod. Als ihm nämlich die heidnische Behörde ansann, die Schätze der Kirche auszuliefern, bezeichnete er als solche die versammelten Armen und Kranken der Gemeinde und wurde nun an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Auf der einen Seite verbrannt, soll er verlangt haben, auf die andere gewendet zu werden, wodurch sich die Sage gebildet hat, er sei auf dem Roste gebraten worden. Ueberhaupt hat die Geschichte des L. durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem «Hymnus in passionem Laurentii martyris» manche Ausschmückung erfahren. Die kath. Kirche feiert sein Gedächtniß 10. August.

Lauriston (Alex. Jacques Bernard Law, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, ein Enkel von Will. Law, der nach dem Sturze des Finanzsystems seines Bruders John Law (s. d.) in Frankreich geblieben, Sohn des Generallieutenants Law, Gouverneurs der franz.-indischen Besitzungen, wurde 1. Febr. 1768 zu Pondichery geboren, trat zeitig in die Armee und war schon 1795 Artillerieoberst. Bonaparte, der seine Tüchtigkeit erkannte, wählte ihn 1800 zum Adjutanten und übertrug ihm kurz darauf als Brigadegeneral das Commando über die Artillerieschule zu Lafère. Im April 1801 erhielt L. eine diplomatische Sendung nach Dänemark und überbrachte im Oct. 1802 die Ratification des Friedensvertrags dem londoner Hofe. Aus unbekannten Gründen fiel er in Ungnade bei Bonaparte und wurde als Commandant des Artilleriedepôts nach Piacenza versetzt. Ende 1804 erhielt er jedoch den Befehl über die Truppen, welche der Admiral Villeneuve an Bord nahm; bei Trafalgar war er aber nicht zugegen, da ihn der Kaiser nach Frankreich zurückberufen hatte, um ihn im Feldzuge von 1805 zu verwenden. Nach der Schlacht bei Austerlitz zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er Besitz von dem im Frieden abgetretenen Venedig und im Mai 1806 von der Republik Ragusa, die er gegen die Russen und Montenegriner tapfer vertheidigte. 1808 ging er mit dem Kaiser nach Spanien. Im folgenden Jahre befehligte er unter dem Vicekönig von Italien in Ungarn, wo er nach dem Siege am 14. Juni die Stadt Raab 24. Juni einnahm. In der Schlacht bei Wagram trug L. an der Spitze der Gardeartillerie zum Siege bei. Nach dem Frieden wurde er nach Wien geschickt, um die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise zu verhandeln, wofür er den Grafentitel und den Gesandtschaftsposten in Petersburg erhielt. Er verließ den russ. Hof erst 1812 und übernahm dann in der großen Armee ein Commando. Im Feldzuge von 1813 befehligte er das 5. Armeecorps. Er besetzte Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen, kam zu der Schlacht bei Bautzen mit Ney, um den linken Flügel des Feindes zu umfassen, und besetzte beim Vordringen in Schlesien Breslau. Nach dem Waffenstillstande verlor er jedoch mit Macdonald die Schlacht an der Katzbach und wurde bei Leipzig nach Sprengung der Elsterbrücke gefangen. L. blieb, bis ihn der Friede in Freiheit setzte, in Berlin. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er von Ludwig XVIII. ganz besonders ausgezeichnet und, da er sich während der Hundert Tage von Napoleon entfernt gehalten, 17. Aug. 1815 zum Pair und Commandanten der 1. Division der Gardeinfanterie erhoben. Er war Mitglied der Commission, welche das Betragen aller Offiziere während der Hundert Tage untersuchen sollte. Nachdem er 1817 zum Marquis ernannt worden, übernahm er 21. Febr. 1820 das Ministerium des königl. Hauses,

erhielt 1821 den Marschallsstab und 1823 beim Zuge nach Spanien das Commando des 2. Reservecorps. 1824 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 10. Juni 1828.

Laurocerasus, s. Kirschlorber.

Lausanne, die Hauptstadt des schweiz. Cantons Waadt, $1/2$ St. vom Genfersee, an welchem das reizende Dorf Ouchy den Hafen der Stadt bildet, ist am südl. Abhange des Jorat unregelmäßig auf drei Hügeln und in mehrern dazwischenliegenden Tiefen am Zusammenfluß der Flon und der Loue erbaut, sodaß die Straßen steil, eng und abschüssig sind. Eine großartige Brücke verbindet die beiden durch ein tiefes Thal getrennten Haupttheile der Stadt. L. zählt (Ende 1860) 20515 E. und besitzt eine akademische Lehranstalt, in welche 1806 das 1536 gegründete Gymnasium verwandelt wurde, eine Bibliothek mit seltenen Handschriften, ein reiches Museum, ein großes Hospital und ein nach pennsylvanischem System errichtetes Zuchthaus. Außerdem bestehen eine Naturforschende, eine Historische, eine Medicinische sowie eine Gemeinnützige Gesellschaft und verschiedene fromme Vereine. Eine Zierde der Stadt ist das seit 1000—1275 in goth. Stil erbaute Münster mit mehrern schönen Denkmälern. Die Stadt wird von herrlichen Landhäusern, Spaziergängen und Parkanlagen umgeben. Lebhaft ist der Wein- und Speditionshandel. Eine Hauptnahrungsquelle bietet der das ganze Jahr hindurch anhaltende starke Fremdenverkehr. Im Mittelalter stand L. unter Bischöfen und unter dem Schutze des Deutschen Reichs. 1536 kam es unter die Herrschaft Berns. Seit 1798 ist es die Hauptstadt des neugebildeten Cantons Waadt. In der St.-Françoiskirche hielt das 1449 von Basel nach L. verlegte Concil seine letzten Sitzungen, und in der Kathedrale fand 1536 die denkwürdige Disputation statt, welche die Reformation der südwestl. Schweiz zur Folge hatte.

Läuse (Pediculina) nennt man eine Familie von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch auf Säugethieren vorkommen, deren Blut sie mit ihrem ganz einstülpbaren Rüssel saugen, und aus birnförmigen, lederhäutigen, an den Haaren festklebenden Eiern (Nissen) auskriechen, welche sich mit einem Deckel öffnen. Sie bestehen mehrere Häutungen, aber keine wahre Verwandlung, sind schon nach kaum drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig, können sich daher ungeheuer vermehren und zu einer großen Plage werden. Jedoch ist ihr häufiges Vorkommen immer nur Folge von Unreinlichkeit und Nachlässigkeit, und es muß als Fabel gelten, daß sie gewissen Völkern als unausrottbares Erbtheil von der Natur selbst zugewiesen seien. An der Haut und den Haaren können sie sich sehr fest anklammern mittels des hakigen, in das vorhergehende sich zurückschlagenden Endgliedes der nur zweigliederigen Tarsen. Man kennt zwei Gattungen auf dem Menschen. Von den eigentlichen L. (Pediculus) suchen drei Arten den Menschen heim: die Kopflaus (P. capitis), mit ovalem Hinterleibe, dessen Segmente bräunlich gerandet sind, findet sich auf dem Kopfe, und zwar auf dem Hinterkopfe des Menschen ein; die Kleiderlaus (P. vestimenti), schmäler und länger als die vorige, mit länglichem Hinterleibe, dessen Segmente ungefleckt sind, kommt nur auf dem Leibe und den Kleidern, aber niemals auf dem Kopfe vor. Die Krankenlaus (P. tabescentium), die sich besonders in der Läusesucht vermehrt. Die Filzlaus (Phthirius pubis), kurz und breit, mit viereckigem Hinterleibe, gehört einer andern Gattung an und stellt sich an starkbehaarten Stellen des menschlichen Körpers (mit Ausnahme der Kopfhaare) ein. Die Schweinslaus (Haematopinus suis), $1\frac{1}{2}$ Linie lang, auf dem letzten Hinterleibssegmente mit zwei schwarzen Flecken, kommt häufig auf Schweinen vor und gehört ebenfalls zu einer andern Gattung. Die sog. Vogelläuse, den L. im Aeußern ähnlich, aber nie blutsaugende Thiere, gehören unter den Insekten zu der Abtheilung der Pelzfresser (Mallophaga).

Läusekraut (Pedicularis Tourn.) ist der Name einer zu der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörenden Pflanzengattung, deren über die nördliche Halbkugel zerstreute, vorzüglich im Hochgebirge (namentlich den Alpen und Karpaten) vorkommende Arten einfach- oder doppelt- und dreifach-fiedertheilige, am Rande gezähnelte Blätter und schön, meist rosen- bis purpurroth gefärbte Blumen besitzen, welche in Aehren oder Köpfe gestellt sind. Jede Blüte besteht aus einem glockig-krugförmigen, netzartigen Kelch mit fünfzähnigem oder zweilippigem Saume und einer langröhrigen, zweilippigen Blumenkrone mit helmförmiger Oberlippe und dreilappiger Unterlippe. Die Frucht ist eine bald stumpfe, bald geschnäbelte zweifächerige, vielsamige Kapsel. Die Läusekräuter haben ihren Namen davon, daß ihr brennendscharfer Saft, welcher dem Vieh, wenn dasselbe dergleichen Kraut frißt (namentlich dasjenige der auf sumpfigen Wiesen häufig wachsenden P. palustris L.), Blutharnen verursacht, ehedem und von Landleuten wol auch jetzt noch zur Vertreibung der Läuse angewendet wurde, weshalb das Kraut der überall auf moosigen, feuchten Wiesen- und Waldplätzen vor-

kommenden P. silvatica L. früher als Herba Pedicularidis oder Fistulariae officinell war. Die in den Alpen, Sudeten und Karpaten wachsenden Arten sind zum Theil wahre Prachtpflanzen, sie lassen sich aber schwer cultiviren. Als läusevertreibendes Mittel werden auch die Samen verschiedener exotischer Pflanzen angewendet, namentlich diejenigen des Veratrum Sabadilla Retz. aus Mexico und den Antillen, und diejenigen von Schoenocaulon officinale Gray, einer ebenfalls mexican. Pflanze aus der monokotylen Familie der Eriocauleen, ferner auch die Kokkelskörner (s. d.) und die Stephanskörner (s. Delphinium). Alle diese Samen sind deshalb auch unter dem Namen Lauskörner oder Läusesamen bekannt.

Läusesucht (Phthiriasis) kann zunächst die Verlausung eines Individuums bezeichnen, wobei das Ungeziefer in hohem Grade vorhanden ist. Bei solchen Individuen sind namentlich die Körpergegenden betroffen, wo die Kleidungsstücke oder die Haut Falten bilden. Die Veränderung, welche die Haut durch die Läuse selbst erfährt, ist nur unbedeutend, dagegen wird sie durch das Kratzen sehr verändert und nimmt zuletzt eine braune Farbe an. Dieser Zustand ist blos eine Folge der Unreinlichkeit. Werden die Schmarotzer getödtet, auf der Haut durch Bäder, Quecksilbersalbe, ätherische Oele, Balsame u. dgl., in den Kleidungsstücken durch Hitze, so ist das Uebel beseitigt und die Haut nimmt mit der Zeit ihre natürliche Beschaffenheit wieder an. Als eine andere Art der L. hat man auch die der Schwindsüchtigen betrachtet und für dieselbe eine besondere Läusespecies (Pediculus tabescentium) angenommen. Die Filzläuse haben ihren Sitz nur in den Schamhaaren, den Haaren des Stammes (beim Manne), den Achselhaaren, seltener im Barte. Dieses Ungeziefer ist leicht durch eine verdünnte Sublimatlösung (in Alkohol, Kölnischem Wasser) zu tödten. Die eigentliche L. ist eine Krankheit, bei welcher sich eine eigenthümliche Milbe (Acarus) unter der Haut entwickelt. An diesen Stellen bilden sich heftig juckende Beulen, die endlich aufbrechen oder durch Kratzen geöffnet werden und eine ungemein große Menge der Schmarotzer entleeren. Natürlich können sich diese nur aus den in die Haut gelegten Eiern entwickeln. Die Krankheit soll fast nur bei abgelebten und abgezehrten Personen vorkommen, und es wird erzählt, daß Sulla, Herodes, Philipp II. von Spanien u. a. an derselben gelitten haben. In neuerer Zeit wurde kein sicherer Fall derselben beobachtet, und man ist daher geneigt, diese Krankheit in das Bereich der Fabel zu verweisen.

Lausitz (Lusatia), ein jetzt theils zu Sachsen, theils zu Preußen gehöriger Landstrich, der früher als Ober- und Niederlausitz zwei selbständige Markgrafenthümer bildete und über 200 Q.-M. umfaßte, wurde gegen S. von Böhmen, gegen W. von Meißen und dem ehemaligen sächs. Kurkreise, gegen N. von Brandenburg und gegen O. von Schlesien begrenzt und von der Spree und Neisse von S. nach N. durchschnitten. Die L. bewohnten seit der Völkerwanderung slaw. Stämme unter eigenen freien Häuptlingen, welche erst 929 vom deutschen König Heinrich I. zinsbar gemacht und von Kaiser Otto I. 968 zum Christenthum bekehrt wurden. Als Bewohner der Niederlausitz werden damals die Lusizer (Lusici) genannt, welche mit den Wilzen, die bis an die Ostsee ihre Sitze hatten, eines Stammes gewesen sein sollen; in der Oberlausitz saßen die Milziener (Milzieni). Die L. wurde zwar schon von Heinrich I. den Markgrafen von Meißen untergeben, doch erst seit 1031 vermochten dieselben, sich in das ihnen gebührende Ansehen zu setzen, und zwar, wie es scheint, nur in der Oberlausitz, während die Niederlausitz fortwährend Polens Oberhoheit anerkannte. Um 1075 bemächtigte sich der Herzog Wratislaw von Böhmen fast der ganzen L.; doch konnte er sich gegen Heinrich den Aeltern von Meißen nicht im Besitz derselben behaupten. Dagegen verlor sie Heinrich's Sohn, Heinrich der Jüngere, 1123 an Wiprecht von Groitzsch, den Eidam des Herzogs Wratislaw, worauf Wiprecht's Sohn, Heinrich, die ganze L. an sich brachte. Nach seinem unbeerbten Tode 1136 fiel die Niederlausitz nebst einem Theile der Oberlausitz an Konrad d. Gr. von Meißen, der übrige Theil der Oberlausitz aber an den böhm. Prinzen Sobieslaw. Durch Heirathen erwarben der Markgraf Albrecht II. von Brandenburg 1206 Kamenz und Ruhland in der Oberlausitz und der Markgraf Otto III. von Brandenburg, der Eidam des Königs Wenzeslaw Ottokar von Böhmen, 1231 den Rest der Oberlausitz bis auf Zittau mit seiner Pflege, das bei Böhmen blieb. 1303 verkaufte der Markgraf Diezmann die ihm zugefallene Niederlausitz ebenfalls an die Markgrafen von Brandenburg, worauf Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem er in die Gefangenschaft des Markgrafen Waldemar gefallen, 1312 gänzlich auf alle Ansprüche auf die L. verzichten mußte. Bei dem Erlöschen des askanischen Stammes der Markgrafen von Brandenburg 1320 gab der Kaiser Ludwig der Baier die Niederlausitz mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig, während die Stände der Oberlausitz sich freiwillig dem böhm. Könige Johann von Luxemburg unterwarfen und der Herzog Heinrich von Jauer wegen der Ansprüche seiner Mutter die Städte

Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen erhielt, die er indeß 1329 gegen eine anderweite Entschädigung ebenfalls an Böhmen abtrat. Dieser freiwilligen Uebergabe verdankten die Stände der Oberlausitz den größten Theil ihrer Freiheiten. Die L. blieb den Königen von Böhmen in den hussitischen Unruhen treu, wurde aber dafür von den Hussiten furchtbar verheert. Zwar erkannte sie 1459 Georg Podiebrad als König an, doch 1467 übergab sie sich an den König Matthias von Ungarn, dem sie auch im Olmützer Frieden von 1479 verblieb. Unter ihm kamen die Benennungen Oberlausitz für den südl. und Niederlausitz für den nördl. Theil des Landes auf. Auch erneuerten die Städte der Oberlausitz 1476 und 1490 ihren Bund und gründeten dadurch die bis auf die neuere Zeit bestandene Vereinigung der Sechsstädte (Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau), die von den Kaisern und böhm. Königen den Reichsstädten ähnliche Freiheiten zu erlangen wußten. Sie unterhielten stehende Mannschaften und vertheidigten sich in den Kriegen jenes Jahrhunderts meist auf eigene Hand. Nach des Königs Matthias von Ungarn Tode, 1490, blieben beide Markgrafenthümer bei der Krone Böhmen und kamen mit derselben 1526 an Ferdinand I. von Oesterreich, von dem sie wegen Einführung des Protestantismus harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte des größten Theils ihrer Freiheiten beraubt und mußten große Summen opfern, um sie allmählich wiederzuerlangen. Durch die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die L., die ihm nicht huldigte, in den Dreißigjährigen Krieg verwickelt. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen, erhielt sie, nachdem er sich mit dem Kaiser entzweit hatte, bei der Aussöhnung 1623 unterpfändlich für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten und andere Schuldforderungen an den Kaiser und behielt sie nun als Pfand, bis sie im Prager Frieden 30. Mai 1635 mit allen Hoheitsrechten als böhm. Lehn vom Kaiser ihm erb- und eigenthümlich abgetreten wurde. Seitdem theilte die L., als ein von den kursächs. Erblanden gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges Nebenland, bis 1815 alle Schicksale Sachsens, das im Tilsiter Frieden von 1807 auch den bis dahin zu Brandenburg gehörenden Kottbuser Kreis erhielt. Bei der Theilung Sachsens 1815 mußte dieses die Niederlausitz und den größern, östlich und nördlich gelegenen Theil der Oberlausitz an Preußen abtreten.

In der Oberlausitz bildet die Abwechselung ebener und gebirgiger Gegenden die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten. Ein lebhafter Verkehr verbindet die südl. Gebirgsgegenden mit den nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederung der fast durchaus flachen Niederlausitz ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schlesien und im Spreewalde, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Heidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Ueberfluß genug, um einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben. Korn und Weizen baut sie hinreichend für den Bedarf. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der Niederlausitz viele Handelsvortheile. Wichtiger für den Handel ist aber die Oberlausitz, deren Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstigt, daher bei weitem nicht Korn genug für die starke Bevölkerung erzeugt wird. Die Niederungen im nördl. Theile der Oberlausitz sind reich an Holz und Fischen. Der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftigt einige Hohöfen und Hammerwerke; in der Muskauer Heide wird viel Alaun gewonnen; in den südl. Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß, und zwar in Städten die Tuch- und Strumpffabrikation, in den südl. Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 5000 und mehr Einwohner zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte. Die Damastweber in Großschönau, einem Dorfe von 5000 E. bei Zittau, fertigen Tafelzeuge, die an Glanz und Feinheit keiner andern Damastfabrik nachstehen. Der sonst sehr bedeutende Großhandel der oberlausitzer Kaufleute mit leinenen Waaren hat jedoch in neuerer Zeit gar sehr abgenommen; nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. Die Wenden (s. d.) treiben lediglich Viehzucht und Ackerbau.

Der Hauptsitz des lausitzer Gewerbfleißes ist die sächsische Oberlausitz, vorzüglich die Gegend um Zittau. Sie bildet seit der neuen Eintheilung Sachsens den Hauptbestandtheil des Kreisdirectionsbezirks Bautzen (45,68 Q.-M. mit 317000 E., worunter über 49000 Wenden), hat mit Einschluß der früher böhm. Parcellen und der 1845 von Oesterreich an Sachsen abgetretenen Enclaven Schirgiswalde u. s. w. einen Flächenraum von 41 Q.-M. und umfaßt die Vierstädte Bautzen, Zittau, Kamenz und Löbau; die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf; das kath. Domstift St.-Petri zu Bautzen und die Klöster Marienstern und Marienthal; die Landstädte und Rittergüter der nach den Vierstädten benannten Districte. Eine

besondere Verwaltungsform erhielt die sächs. Oberlausitz 12. März 1821. Die Stände, zusammengesetzt aus dem Stande vom Lande (den Standesherren, den Vertretern der Stifter und den adelichen Rittergutsbesitzern) und dem Städtestand (den Deputirten der Räthe der Vierstädte), halten eigene Landtage zu Bautzen, und zwar jährlich drei. Schon seit 1817 nahmen sie auch Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen des Königreichs Sachsen, und 1820 wurden überdies von den in der Oberlausitz nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern elf Stände durch Wahl für die erbländisch-ständische Versammlung ernannt. Infolge der Constitution wurde eine Abänderung der bisherigen Particularverfassung der Oberlausitz nothwendig, welche, durch eine Uebereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. Dec. 1832 und durch die Urkunde vom 17. Nov 1834 festgesetzt, am 1. Jan. 1835 in Kraft trat. Hierbei wurde der Oberlausitz verbürgt, daß in ihrer Religions- und kirchlichen Verfassung, welche durch den Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. April 1636 vertragsmäßig feststeht, nichts ohne Einverständniß der oberlaus. Provinzialstände geändert werden darf. Die Centralbehörden des Königreichs sind seitdem den Erblanden und der Oberlausitz gemeinschaftlich. In Bautzen bestehen eine Regierungsbehörde und ein Appellationsgericht. Die Abgaben in der Oberlausitz sind denen in den Erblanden gleichgestellt und das Schuldenwesen beider Landestheile ist in der Staatsschuldenkasse vereinigt worden. Die innere Verwaltung dagegen ist durch ein Provinzialstatut geordnet. Die **preußische Oberlausitz**, ein Areal von 63 Q.-M. mit 224500 E., besteht aus den Kreisen Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban und ist mit dem Regierungsbezirk Liegnitz der Provinz Schlesien verbunden. Die **Niederlausitz** ist in sieben Kreise (des jetzigen Regierungsbezirks Frankfurt in der Provinz Brandenburg): Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus, getheilt und zählt mit Einschluß der dazugeschlagenen ehemals meißnischen Aemter Senftenberg und Finsterwalde auf etwa 124 Q.-M. gegen 360000 E., worunter über 82000 Wenden. Sie hatte früher ebenfalls eine eigene ständische Verfassung, die aber, gleichwie die der preuß. Oberlausitz, seit der Abtrennung von Sachsen fast ganz aufgehoben worden ist. Vgl. Käuffer, «Oberlausitzische Geschichte» (3 Bde., Görlitz 1803) und die von der Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschriften und Quellensammlungen.

Laut nennt man den durch eine bestimmte Bewegung der Mund- und Stimmorgane von Menschen und Thieren hervorgebrachten Schall. Die Fähigkeit L. zu bilden ist sehr ausgedehnt, aber von Bedeutung, hauptsächlich für die Sprachwissenschaft, sind die L. nur insofern, als sie artikulirt sind, d. h. zu Lautverbindungen innerhalb der Sprache, zu Wörtern, verwandt werden. Der Lautbestand, d. h. die Summe bestimmter L., ist in den verschiedenen Sprachen verschieden und unterliegt auch in derselben Sprache Veränderungen. Diese gehen nach bestimmten Gesetzen vor sich, den Lautgesetzen, die, den Naturgesetzen gleich, von der menschlichen Willkür unabhängig sind. Sie sind das hauptsächlichste Mittel, um die Verwandtschaft von Sprachen aufzudecken und das Verhältniß der verwandten zueinander zu bestimmen. So bilden z. B. die german. Sprachen durch das Gesetz der Lautverschiebung (s. d.) innerhalb der indogerman. Sprachfamilie eine besondere Gruppe, und unter den germanischen wieder die hochdeutschen Dialekte durch die zweite Lautverschiebung eine eigene Abtheilung. Die L. der indogerman. Ursprache, von denen die der von ihr stammenden Sprachen abgeleitet sind, werden eingetheilt in Vocale und Consonanten. Die Vocale sind a, i, u; durch einfachen oder doppelten Vorschlag eines a vor i und u (Zulaut, Guna und Vriddhi, erste und zweite Steigerung) entstehen die Diphthonge ai und au, âi und âu. Die Consonanten theilt die neuere Wissenschaft in momentane und Dauerlaute, die erstern wieder in tenues: k, t, p; mediae: g, d, b; aspiratae: gh, dh, bh; die Dauerlaute in Spiranten: j, s, v; Nasale: n, m; R-(und L-)Laute: r. In Beziehung auf die bei ihrer Hervorbringung thätigen Organe ordnen sich diese L. folgendermaßen: gutturales (Kehllaute): k, g, gh, a; palatales (Gaumenlaute): j, i; linguales (Zungenlaute): r; dentales (Zahnlaute): t, d, dh, s, n; labiales (Lippenlaute): p, b, bh, v, m, u. Die Bedeutung der L. und Lautgesetze für die Erkenntniß der Sprachen, namentlich für die Etymologie, ist erst durch die vergleichende Sprachwissenschaft offenbar geworden, vorzüglich durch die Werke von J. Grimm, Bopp, Diez, Schleicher, Miklosich u. a.

Laute (ital. liuto), ein jetzt veraltetes Saiteninstrument, dessen Spielart der der Guitarre ähnlich war. Die L. hat einen gewölbten Körper, aus dünnen Spänen zusammengesetzt, und einen ziemlich langen Hals, dessen oberes Ende (Kragen) mit den Wirbeln in einem stumpfen Winkel zurückgebogen ist. Von den in Chöre abgetheilten 14 Saiten wurden nur die 6 höhern auf dem mit Bünden bezeichneten Griffbret durch die Finger der linken Hand gegriffen, die 8 tiefern blieben für die Dauer eines Stücks unverändert, nach dessen jedesmaliger Tonart sie

gestimmt wurden. Die L. hatte eine von der gewöhnlichen Notenschrift ganz abweichende Tabulatur mit einem System von sechs Linien. Sie spielte in frühern Zeiten eine bedeutende Rolle. Nicht nur war sie, gleich dem Pianoforte, ein allgemein verbreitetes häusliches, sozusagen ein Familieninstrument, sondern sie war auch im Orchester von hoher Bedeutung als ein sehr bequemes Mittel zur Ausführung einer Generalbaßstimme, zur Begleitung der Recitative u. s. w. Mit der steigenden Vervollkommnung anderer Saiteninstrumente, namentlich des Pianoforte, kam sie am Ende des 18. Jahrh. ganz außer Gebrauch. Der Ursprung der L. reicht bis ins Alterthum zurück.

Lauter heißen mehrere kleine Flüsse und Bäche in Deutschland. Der bemerkenswertheste ist die L. (franz. auch Lutter genannt) im bair. Kreise Pfalz, welche auf den Vogesen bei Waldfischbach entsteht, die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet, dann in letzterm über Weißenburg und Lauterburg fließt und 1 St. unterhalb Lauterburg nach einem Laufe von $11\frac{1}{2}$ M. in den Rhein fällt. Zwischen beiden Städten zogen sich früher an dem steilen Süd-ufer des Flusses $2\frac{1}{3}$ M. weit die Linien der L. (les lignes de la Lutter) hin, auch die Weißenburger und Lauterburger Linien genannt, eine zusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche namentlich im Spanischen Erbfolgekriege und, wie der nördlich angrenzende Bienwald, 1793 mehrfach Schauplatz blutiger Gefechte waren. Am 4. Juli 1705 wurde die Linie von den Franzosen unter Villars gegen die Kaiserlichen forcirt. Am 13. Oct. 1793 ward sie von den Oesterreichern unter Jellachich den Franzosen, aber schon 25. Dec. wieder von den letztern unter Hoche genommen. Beidemal erfolgte zugleich die Erstürmung des festen Städtchens Lauterburg (Lauterbourg), ein Kriegsplatz vierter Klasse im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), mit 2156 E., welche Bleichen, Brennereien, Eisen- und Kupferwerke, auch Pottaschesiedereien, Seilereien und Ziegeleien unterhalten.

Läutewerk (Elektrisches), s. Elektromagnetismus.

Lautirmethode, s. Lesen und Lesemethoden.

Lautverschiebung heißt das von seinem Entdecker, Jakob Grimm, so benannte Lautgesetz, das die german. Sprachen von allen andern zur indogerman. Familie gehörenden unterscheidet und zu einer besondern Gruppe macht. Es besteht darin, daß die stummen Consonanten (ursprünglich neun: k, g, gh; t, d, dh; p, b, bh) einem regelmäßigen Wechsel unterworfen sind, nach welchem aus den alten tenues aspiratae, aus den mediae tenues, aus den aspiratae mediae wurden, also jene neun Laute zu: kh, k, g; th, t, d; ph, p, b. Doch hat schon das älteste Deutsch, das Gothische, anstatt der beiden Aspiraten kh, ph die Spiranten h und f. Auf dieser goth. Lautstufe stehen die niederdeutschen (plattdeutschen) Dialekte, das Altnordische nebst den neuern nordischen Sprachen, und das Englische. Alle hochdeutschen Dialekte haben die L. noch einmal vorgenommen, sind also mit den goth. Lauten so verfahren, wie das Gothische mit den indogermanischen, doch bleiben goth. h und f unverändert und die goth. Tenues werden zu Spiranten, z. B. lateinisch jug-um (Joch), gothisch ga-juk, althochdeutsch joh oder joch; luc-eo, gothisch liuh-ath (Licht), althochdeutsch lioh-t. Vgl. R. von Raumer, «Die Aspiration und die L.» (Lpz. 1837).

Lava nennt man die bei vulkanischen Eruptionen im feurig-flüssigen Zustande dem Erdinnern entströmenden Massen, welche beim Erkalten zu festen, mehr oder minder blasigen oder auch dichten Gesteinen erstarren. Die Laven sind höchst wahrscheinlich Ergießungen des noch jetzt heißflüssigen Erdinnern, wie die andern sog. Eruptivgesteine, die Basalte, Grünsteine, Granite u. s. w., dergleichen Ergießungen in frühern Perioden waren, die zum Theil wol nie die Erdoberfläche erreichten, sondern in innern Räumen und deshalb weit langsamer, krystallinischer erstarrten. Ihre Zusammensetzung ist im allgemeinen diesen Gesteinen ganz ähnlich, und sie schließen sich in dieser Beziehung ihnen vollständig an. Man unterscheidet Feldspat- oder Trachytlaven, Augit- oder Basaltlaven und Leuzitlaven. Die erstern sind in der That nichts anderes als Trachyte und Basalte, welche in neuester Zeit als Lavaströme geflossen sind. Der Ausdruck L. bezeichnet also nicht eine besondere Gesteinsart, sondern nur die deutlich erkannte vulkanische Entstehungsform verschiedener Gesteinsarten. In den Blasenräumen der Laven oder in deren dichter Masse scheiden sich zuweilen krystallinische Mineralien aus.

Laval, die Hauptstadt des franz. Depart. Mayenne, am Flusse Mayenne in der ehemaligen Grafschaft Maine, an der Westbahn, 38 M. im WSW. von Paris, ist schlecht gebaut, aber malerisch zwischen zwei Hügeln gelegen und mit alten festen Mauern umgeben. Die Stadt hat ein altes großes Schloß mit einem Donjon, welches einst Residenz der Herzoge von L. war und seit der Revolution als Gefängniß dient, einen Justizpalast in einem ehemaligen Schlosse, einen 1859 vollendeten bischöfl. Palast, mehrere monumentale Kirchen, darunter die Dreifaltigkeitskirche an der Stelle eines frühern Forts, das selbst wiederum die Stelle eines Jupitertempels

eingenommen haben soll, eine schöne Brücke mit geschmackvollen Bogen, einen granitenen Viaduct der Eisenbahn mit neun Bogen und eine große von den Herzogen von Trémouille erbaute Leinwandhalle. L. zählt 22892 E. und ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Gewerberaths, einer Handelskammer und einer Bankfiliale. Auch hat der Ort ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet, eine Ackerbaukammer, eine Gartenbaugesellschaft, eine Correctionsanstalt und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bevölkerung unterhält sehr bedeutende Manufacturen, namentlich in Leinwand, deren Fabrikation vor 500 J. durch flandrische, von Gui VIII. herangezogene Weber in Betrieb gesetzt wurde, in Kattun und andern Baumwollwaaren, in Papier und Töpferwaaren, außerdem Eisenhütten, 29 Kalköfen, 53 Oel-, Getreide- und Lohmühlen, 6 Gerbereien, Marmorbrüche, 2 große Bleichen, mehrere Färbereien. Auch besteht ein lebhafter Handel mit den Erzeugnissen dieser Industrie, größtentheils in das Ausland, sowie mit Kleesamen, Korn, Vieh, Holz für die Marine. Die Märkte des Orts sind daher sehr bedeutend, und selbst auf den Wochenmärkten wird oft Leinwand und Damast im Werthe von $1/2$ Mill. Frs. umgesetzt. L. wurde angeblich von Karl dem Kahlen gegen die Einfälle der Bretagner erbaut, war später eine Baronie, die 1429 zur Grafschaft und Pairie erhoben wurde, und kam dann durch Heirath an das Haus Montmorency, 1521 an Franz von Trémouille. Am 25. Oct. 1793 siegten die Vendéer unter Laroche über die Republikaner unter Westermann bei dem $1^1/_3$ M. im Süden gelegenen Dorfe Entrammes, von wo sich 27. Oct. die Schlacht gegen die Mainzer noch $2^1/_2$ M. weiter, bis Château-Gontier (s. d.) hinzog. Den Namen L. führen noch 26 andere Ortschaften in Frankreich.

Lavaletta, die Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter, benannt nach dem Großmeister Jean de Lavalette, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick und ist gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gehauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere Häfen, von denen der eine seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist, der andere als Quarantänehafen (Marsamuscetto) dient. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist L. das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Kais an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die Hauptkirche zu St.-Johann und das reich ausgerüstete Seezeughaus. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu erwähnen die Bibliothek, die Sternwarte und der Botanische Garten, der südlichste Europas. Die Stadt hat mit ihren vier Vorstädten (Floriana, Borgo, Burmola und Senglea) 90000 E., welche bedeutende Seeschiffahrt und Handel treiben. Dieselbe gewinnt als einer der wichtigsten Kriegswie Handelshäfen des Mittelmeeres von Jahr zu Jahr, besonders infolge der fortwährend wachsenden Dampfschiffverbindungen, an Bedeutung.

Lavalette (Marie Chamans, Graf), Generalpostdirector unter der Herrschaft Napoleon's in Frankreich, wurde 1769 zu Paris in niederm Stande geboren. Nachdem er sich anfangs dem geistlichen Stande, dann dem Rechtsstudium gewidmet, aber während der Revolution einigermaßen als Nationalgardist bei den Ereignissen vom 10. Aug. compromittirt hatte, trat er 1792 als Freiwilliger in die franz. Armee, kämpfte mit Auszeichnung am Rhein und in Italien und wurde nach der Schlacht von Arcole Adjutant Bonaparte's. Da er mit Geschick die Correspondenz seines Generals besorgte, so erhielt er von demselben mehrere geheime Aufträge und unter anderm auch eine Sendung an den Congreß von Rastadt. Durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beauharnais, der Nichte Josephinens, trat er Bonaparte noch näher. Er begleitete denselben nach Aegypten, unterstützte die Revolution vom 18. Brumaire und wurde dafür vom Ersten Consul an die Spitze des Postwesens gestellt und nach Gründung des Kaiserreichs zum Generalpostdirector und Grafen erhoben. Mit der Restauration von 1814 mußte er diesen wichtigen Posten an den Grafen Ferrand abgeben. Als Ludwig XVIII. 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleon's Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sebastiani vor Ferrand und nahm demselben im Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Dieser kühne Streich trug sehr viel zur Herstellung der Napoleon'schen Herrschaft bei. Nach der Rückkehr der Bourbons von Gent wurde L. 18. Juni 1815 verhaftet und 19. Nov. vor die Assisen gestellt, die ihn des Hochverraths schuldig erkannten. Seine Gemahlin faßte indeß den heldenmüthigen Plan, ihn zu retten. Dieselbe wirkte sich die Erlaubniß aus, den Unglücklichen am Vorabende vor seiner Hin-

richtung, 23. Dec., mit ihrer Tochter zu besuchen. In dem Gefängniß angelangt, wechselte sie mit dem Delinquenten die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in den Gewändern seiner Frau nebst der Tochter in einer Sänfte unbemerkt davongetragen wurde. Nachdem er 14 Tage in der Mansarde des Hôtels, welches sein Feind, der Minister und Herzog Richelieu, bewohnte, verborgen gelebt, brachten ihn drei Engländer, der General Wilson, der Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines engl. Oberst über die Grenze nach Mons, wo er den Weg nach München einschlug. Die drei hochherzigen Männer wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Proceß verwickelt, in welchem sich Dupin der Aeltere als Vertheidiger großen Ruhm erwarb. Die Gemahlin L.'s mußte längere Zeit im Gefängniß bleiben, verfiel darüber in Geisteszerrüttung und starb. 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den Flüchtling und gab demselben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. L. starb zu Paris 15. Febr. 1830. Seine «**Mémoires et souvenirs**» (2 Bde., Par. 1831) wurden von seiner Familie herausgegeben.

Lavalette (Charles Jean Marie Félix, Marquis de), franz. Diplomat, aus der Familie des vorigen, geb. zu Senlis 25. Nov. 1806, betrat die diplomatische Laufbahn nach der Julirevolution von 1830 und wurde 1837 Gesandtschaftssecretär in Stockholm, 1841 franz. Generalconsul in Alexandria, 1846 bevollmächtigter Minister am Hofe zu Kassel. Nach seiner Zurückberufung 1849 erfolgte Anfang 1851 seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten in Konstantinopel. In dieser Stellung verhandelte er namentlich im Streite über die heiligen Orte und wirkte bei der Pforte die Note vom 8. Febr. 1852 aus, welche die lat. Christen befriedigen sollte. Als jedoch die Verwickelung der Pforte mit Rußland begann und der Streit in eine neue Phase trat, verlangte er seine Zurückberufung und erhielt 18. Febr. 1853 De Lacour zum Nachfolger. Am 23. Juni desselben Jahres wurde er zum Senator ernannt. Im Mai 1860 ging L. abermals als Gesandter nach Konstantinopel. Doch schon Ende Aug. 1861 erfolgte seine Sendung als bevollmächtigter Minister an den päpstl. Hof nach Rom, wo er für den Herzog von Gramont eintrat. In dieser schwierigen Stellung wirkte er bis zum Rücktritt Thouvenel's vom Ministerium des Auswärtigen, der im Oct. 1862 stattfand. Im März 1865 erhielt L. an Boudet's Stelle das Portefeuille des Innern, und als Drouyn de l'Huys Anfang Sept. 1866 aus dem Ministerium des Aeußern schied, übernahm er auch, bis zum Eintreffen des Marquis de Moustier, interimistisch die auswärtigen Geschäfte. In letzterer Stellung erließ er das Aufsehen erregende diplomatische Rundschreiben vom 16. Sept., in welchem sich die franz. Politik, im Gegensatze zu dem Verhalten Drouyn de l'Huys', sehr friedlich über Preußen und die Veränderungen in Deutschland äußerte. L. gilt als ein Vertrauter Kaiser Napoleon's III.

Lavallière (Louise Françoise de Labaume Leblanc, Herzogin de), Geliebte Ludwig's XIV., geb. 7. Aug. 1644 zu Tours, aus einer altadelichen Familie, verlor zeitig ihren Vater. Ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron von Saint-Remi verheirathete, brachte sie an den Hof des Herzogs von Orleans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine große Schönheit war und ein wenig hinkte, bezauberte sie doch unbewußt durch Anmuth, Bescheidenheit und liebenswürdiges Wesen. Sie liebte den König schon längere Zeit und suchte diese Neigung zu bekämpfen, als sich derselbe gegen 1661 ebenfalls von ihr angezogen fühlte. Auch der Finanzintendant Fouquet hatte sich in sie verliebt und sie zu verführen gesucht, was ihm den Haß Ludwig's XIV. erregt haben soll. Sie gebar dem Könige, dem sie sich nur schwer und unter glänzenden Festen zu Fontainebleau ergab, vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Vaujour und die Baronie Saint-Christophle zum Herzogthum und zur Pairie. Inmitten des Glücks und des Glanzes verbarg sie sich keineswegs ihre wahre Stellung und wollte auch nicht die Legitimirung ihrer Kinder dulden, deren sie sich eigentlich schämte. Ihre Leiden begannen, als sie sah, wie ihr die Montespan (s. d.) das Herz des Königs entriß. Sie entfloh deshalb 1674 förmlich vom Hofe in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris und nahm im folgenden Jahre unter dem Namen Louise de la Miséricorde den Schleier. Die Königin, die sie liebte und schätzte, besuchte sie oft; auch mußte sie auf Befehl des Königs ihre Kinder sehen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Conti 1679 erregte ihren Stolz nicht; die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes nahm sie mit den Worten hin: «Ich muß ja seine Geburt mehr als seinen Tod beweinen.» Als die Montespan die Liebe des Königs verloren, erschien diese ebenfalls bei den Karmeliterinnen. Die L. suchte jetzt diese Frau, die sie verfolgt und in Verzweiflung gestürzt, zu trösten. Nach langen Jahren der Buße und der härtesten Arbeit, in welcher

sie ihre Ruhe wiedergefunden, starb sie 6. Juni 1710. Sie gilt als die Verfasserin der «Réflexions sur la miséricorde de Dieu» (Par. 1685; zuletzt herausg. von Romain-Cornut, Par. 1854). Frau von Genlis, welche diese Schrift (1804 u. öfter) herausgab, machte sie zum Gegenstande des Romans «Mademoiselle de L.», und der berühmte Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. «Mémoires de Madame la duchesse de L.» (2 Bde., Par. 1829); Quatremère de Rossy, «Histoire de Madame de L., duchesse et carmelite» (Par. 1828).

Lavater (Joh. Kasp.), einer der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrh., wurde 16. Nov. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Blöde, ungelehrig, stillen Träumereien nachhängend, nahm sein Herz früh die Richtung auf Gott, und Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß. Der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß fing er sehr bald an, sich über alles, was er empfand und dachte, redselig mitzutheilen. Eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit gab er, als er mit Heinr. Füßli den Landvogt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen niemand gewagt hatte, 1762 bei der Regierung anklagte. In Gesellschaft Füßli's reiste er 1763 über Leipzig nach Berlin und dann zu dem gefeierten Propst Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1764 machte er sich zuerst durch seine trefflichen «Schweizerlieder» (Bern 1767) bekannt, denen die schwärmerisch-ascetischen «Aussichten in die Ewigkeit» (3 Bde., Zür. 1768—73; 3. Aufl., 4 Bde., 1777—78) folgten. Er wurde 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche zu Zürich, 1778 Diakonus an der dortigen Peterskirche und, nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, 1786 Pfarrer an derselben Kirche. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in Stand gesetzt, sich von allen Personen, mit denen er in Berührung kam, nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters abzunehmen, und da dieses Bild in seinem alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so überzeugte er sich allmählich von einer allgemeinen Uebereinstimmung des äußern Menschen mit dem innern. So kam er auf den Gedanken, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären und die Physiognomik, die bisher nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Nachdem er seit 1769 mit Ausführung dieser Idee sich beschäftigt, ließ er seine «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe» (4 Bde., Lpz. und Winterth. 1775—78; franz. mit vielen Zusätzen von L., 3 Bde., Haag 1781—85; im Auszuge von Armbruster, 3 Bde., Winterth. 1783—87; 2. Aufl. 1829) erscheinen, wodurch er eine ungemeine Berühmtheit erlangte. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern Künstlern gestochener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl das Werk ebenso wie der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Stils, in welchem L. diese Bilder erklärte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Aus der darüber entstandenen literarischen Fehde, in welcher besonders Lichtenberg's witziger Aufsatz «Ueber Physiognomik wider die Physiognomen» den Ausschlag gab, trug Joh. Georg Zimmermann, der treueste Bewunderer L.'s, unheilbare Wunden und der unbefangene Theil der Leser die Ueberzeugung davon, daß die Grundlage der Physiognomik L.'s nur in dessen persönlichen Gefühlen zu suchen sei. Besonders witzig wurden L.'s Erfindungen von Musäus in dessen «Physiognomischen Reisen» persiflirt. L. selbst scheint später von dem Glauben daran zurückgekommen zu sein und seine Studien über die Züge des äußern Menschen in eine Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die, aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie und philos. Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Seine Neigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, wie er denn auch Gaßner's (s. d.) Teufelsbeschwörungen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb. Aus seinem Verkehr mit kath. Theologen zog man die Beschuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus, ja manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Dagegen war L. überaus hochgeachtet von seiner Familie und Gemeinde und mittels eines lebhaften Briefwechsels in Gewissensangelegenheiten der Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Seine Reisen waren Triumphzüge, und gewiß hat kein prot. Geistlicher des 18. Jahrh. mehr Verehrung genossen, als man L. auf seiner Reise nach Bremen bewies. Dieses alles nährte L.'s angestammte Eitelkeit und veranlaßte ihn bisweilen zu kleinlicher Besorgniß für seinen Ruhm, welcher, als er das

Tagebuch einer Reise herauszugeben anfing, die er 1793 auf Einladung des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen unternommen hatte, durch Knigge's «Reise nach Fritzlar» und Joh. Ludw. Ummius' «Freudenlied der Jünger L.'s» in Gefahr kam. Ueberhaupt fanden in dieser spätern Zeit L.'s Schriften weniger Anklang, und seine redseligen Mittheilungen hörten auf anziehend zu sein, als die Welt von einem allgemeinern Interesse beschäftigt wurde. Auch ihn erfüllte die Französische Revolution anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu. Dabei griff er mit Kühnheit in jede öffentliche Bewegung ein. Auch hörte er nicht auf, für Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkür fremder Machthaber zu rügen, weshalb er endlich, auf den Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, im Mai 1799 nach Basel deportirt wurde. Nach einigen Monaten entlassen, setzte er in Zürich seine Amtsthätigkeit mit dem gewohnten Eifer wieder fort, bis sie 26. Sept. 1799, als Masséna Zürich wieder einnahm, für immer gehemmt wurde. Auf der Straße beschäftigt, Bedrohten beizustehen, schoß ein wahrscheinlich betrunkener Grenadier ihn durch die Seite. Nach langen Qualen starb er 2. Jan. 1801. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte L. wenig; er schuf mehr als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Sein sittlicher Charakter war durchaus edel und redlich; nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem von starken Phantasien und ausschweifenden Planen bestürmten Kopfe als in seinem Herzen zu suchen. Er selbst gab seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Winterth. 1774—81) sowie seine «Sämmtlichen kleinern prosaischen Schriften» (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner «L.'s nachgelassene Schriften» (5 Bde., Zür. 1801—2) und Orelli «L.'s ausgewählte Schriften» (8 Bdchn., Zür. 1841—44) heraus. Unter seinen Dichtungen sind neben den schon erwähnten Schweizerliedern seine bis in die neueste Zeit wiederholt aufgelegten «200 christl. Lieder» hervorzuheben. Vgl. Geßner, «L.'s Lebensbeschreibung» (3 Bde., Winterth. 1802—3); «Goethe's Briefe an L.» (herausg. von Hirzel, Lpz. 1833); Hegner, «Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung L.'s» (Lpz. 1836); Bodemann, «L. nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt» (Gotha 1856).

Lavatēra nannte Linné eine zur 16. Klasse seines Systems und zur Familie der Malvaceen gehörende Pflanzengattung, deren Arten, Kräuter und Halbsträucher, selten Sträucher, sich von Malva (s. d.) vorzüglich durch den verwachsenblätterigen, in drei bis sechs Zipfel zertheilten Außenkelch unterscheiden. Zu dieser besonders in den Mediterranländern verbreiteten Gattung gehört eine sehr beliebte Sommerzierpflanze unserer Gärten, die Gartenlavatere (**L. trimestris L.**) aus Südeuropa, bei welcher große rosenrothe oder weiße Blumen einzeln in den Blattwinkeln stehen. Sie vermehrt sich durch Samen und gedeiht ohne alle Pflege.

Lavement, s. Klystier.

Lavendel (Lavandŭla Tourn.) ist der vielleicht vom lat. lavare, d. h. waschen, abstammende Name einer zu den Lippenblütlern (Labiaten) gehörenden Pflanzengattung, bei deren Arten, lauter Halbsträuchern der Mediterranländer, die Blüten in zu Aehren zusammengedrängte Scheinquirle gestellt und aus einem röhrig-walzigen, faltig-generbten Kelch und einer zweilippigen Blumenkrone mit helmartiger, zweilappiger Oberlippe zusammengesetzt sind. Die zweimächtigen, mit nierenförmigem Beutel versehenen Staubgefäße sind sammt dem Griffel in der Röhre der Blumenkrone eingeschlossen. Alle Lavendelarten besitzen einen starken, durchdringenden, aber angenehm-aromatischen Geruch, welcher von ihrem reichen Gehalt an ätherischem Oel herrührt. Mehrere Arten sind deshalb zu officinellen Pflanzen geworden. Dahin gehört der gemeine oder schmalblätterige L. oder die Spike (**L. Spica L.** oder **angustifolia Ehrh.**), welche auf steinigen Bergen und Hügeln in Südeuropa einheimisch ist und blaue Blumen trägt, bei uns allgemein in Gärten, besonders auch zu Einfassungen der Blumenbeete cultivirt wird. Von dieser lieblich gewürzhaft riechenden und gewürzhaft-bitter schmeckenden, eine große Menge ätherisches Oel enthaltenden Pflanze sind die länglich-linealen oder schmal-lanzettförmigen Blätter und noch mehr die Blütenähren in der Heilkunde als starkes Reizmittel gebräuchlich und werden vorzüglich äußerlich angewendet. Als Räucherungsmittel sind die Lavendelblumen gleichfalls beliebt, und wegen ihres starken Geruchs werden sie auch als Mittel gegen die Motten gebraucht. Aus dieser Pflanze wird der Lavendelgeist (Eau de lavande) bereitet. Aus dem breitblätterigen L. (**L. latifolia Ehrh.**), welcher ebenfalls in Südeuropa einheimisch, aber bei uns gegen die Winterkälte weit empfindlicher ist, gewinnt man im südl. Frankreich das Lavendelöl oder Spiköl (Oleum Lavendulae) im großen, das jedoch im Handel meist mit Terpentinöl verfälscht verkommt. Der Geruch dieser Art ist noch stärker als der des gemeinen L. Der in Südeuropa und Nordafrika einheimische schopfige L. (**L. stoechas L.**), mit kleinen schwärzlich-

purpurrothen Blumen, riecht zwar stark, aber mehr kampherartig und wird in jenen Ländern ebenso wie bei uns der gemeine L. benutzt. Auch die übrigen Arten haben denselben starken, durchdringenden Geruch, zum Theil aber minder angenehm als der gemeine L.

Laves (Georg Ludw. Friedr.), namhafter deutscher Architekt, geb. zu Uslar 17. Dec. 1789, erhielt seine Bildung in Kassel und Göttingen und auf Reisen nach Italien und Frankreich. Er machte sich zuerst durch einen Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover bekannt; doch kam in der Folge nicht dieser, sondern ein von seinem Oheim und Lehrer Jussow entworfener, von ihm blos umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schlosses zur Ausführung. L. hatte bei dieser Restauration Schwierigkeiten zu überwinden, die man lange Jahre für unübersteigbar gehalten. Er überwand diese Schwierigkeiten mit dem besten Erfolge, und es ist dem Ganzen, namentlich dem in schönen Verhältnissen erbauten Porticus eine imposante Wirkung nicht abzusprechen. Nach seinem Plane wurde auch der Paradeplatz in Hannover ausgeführt, und die am Ende desselben errichtete Waterloosäule ist lediglich sein Werk. Sehr bekannt wurde er durch seine Erfindung eines neuen Constructionssystems in Holz und Eisen, besonders für Brücken und große Bedachungen, wobei es keiner Widerlager bedarf. 1838 ging L. nach Italien, um die hauptsächlichsten Theater zu besichtigen, weil ihm der Bau eines neuen Schauspielhauses in Hannover übertragen worden war. Dieses wurde 1852 vollendet. Zu andern Bauten, welche L. neben diesem seinem Hauptwerke errichtete, gehört ein Mausoleum für die Gemahlin des Königs Ernst August im Garten zu Herrenhausen sowie das dortige Palmenhaus. Ersteres ist nach Art der charlottenburger Fürstengruft ausgeführt und auch durch Rauch's Hand mit der Bildsäule der Todten geschmückt worden. L. huldigte im allgemeinen dem griech.-röm. Stil, in welchem er auch zahlreiche Privatbauten ausführte. Als Mitglied der Baucommission hatte er auch vielfach Gelegenheit gehabt, auf die Verschönerung der Stadt Hannover einzuwirken. Er starb 30. April 1864.

Lavinen, im Schweizerischen Lauwinen oder Lauinen, nennt man die großen Schneemassen, welche von hohen Bergen herabrollend oder schurrend oft durch ihren Sturz die größten Verwüstungen anrichten. Uebrigens unterscheidet man fünferlei Arten von L. Die Staub- oder Windlavinen entstehen, wenn frischer, tiefer, lockerer Schnee plötzlich von den Abhängen hinabschießt und wegen des lockern Zusammenhangs im Falle zerstiebt. Sie kommen meist im Winter vor und sind gefährlich wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie niederfahren, und durch die oft sehr große Heftigkeit des Windstoßes, den sie erzeugen. Die zweite Art, die Grund-, Berg- oder Schneelavinen, stürzen durch ihre eigene Schwere und schieben dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsstücken u. s. w. mit sich fort. Besonders häufig fallen sie um die Frühlingszeit, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt und das durchsickernde Wasser den Boden schlüpfrig macht, sodaß plötzlich die ganze, im Falle fest zusammenhaltende Schneemasse über den Abhang hinuntergleitet. Sie sind minder gefährlich, da ihr Fall selten sehr hoch ist und seine bestimmte Stelle sowie seine nahe zu bestimmende Zeit hat. Die Schleich- oder Rutschlavinen entstehen im Frühlinge meist nur auf der Sommerseite der Bergabhänge oder an nicht allzu steilen Stellen des Bodens. Die Schlaglavinen sind die gefährlichsten; sie bilden sich im Frühlinge, wo hohe, unbewaldete, nicht sehr schroffe Bergabhänge unterwärts mit steilen Felswänden gegen die Thäler abgerissen sind. Durch sie werden die Reisen über manche Alpenpässe gefährlich, z. B. an der Gotthardsstraße in den Schöllenen; selbst der Luftdruck stürzt noch Wälder und Hütten nieder. Die fünfte Art, die Gletscher- oder Sommerlavinen, besteht aus losgerissenen, herabdonnernden Gletschertheilen, die im Sommer von den großen Eismassen der höchsten Regionen an steilen Abhängen sich ablösen und zerschellend an den Felswänden in die Tiefe stürzen. Sie sind, da sie fast immer in unbewohnte Gegenden fallen, die unschädlichsten und ereignen sich am häufigsten im Juli, Aug. und Sept.

Lavinium, eine Stadt in Latium, nordwestlich von Laurentum, wurde der Sage nach von Aeneas (s. d.) gegründet und zu Ehren seiner Gattin Lavinia, einer Tochter des Latinus, so genannt und war die Mutterstadt von Albalonga (s. d.).

Laviren oder Kreuzen heißt in der Schiffahrt gegen den Wind fahren. Dies kann mit Segelschiffen natürlich nicht in gerader Linie, sondern nur in einem Zickzack geschehen. Ein Schiff kann vermöge seiner Bauart und Segelstellung fünf bis sechs Strich ($56-67\frac{1}{2}°$) am Winde liegen, mithin erst nach der einen und dann nach der andern Seite der Windrichtung entgegenfahren. Man rechnet in der Praxis, daß ein Schiff dreimal so viel Zeit gebraucht, um nach einem Punkte zu laviren, als wenn der Wind von gleicher Stärke günstig ist. Figürlich heißt daher laviren so viel als bedächtig bei einer Sache verfahren.

Lavoisier (Antoine Laurent), der Begründer der antiphlogistischen Chemie, geb. zu Paris 16. Aug. 1743, studirte unter Lacaille Astronomie, unter Rouelle Chemie und unter B. de Jussieu Botanik. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, gewann er den Preis. Schon 1768 wurde er von der Akademie als Mitglied aufgenommen. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung aller Chemiker; auch L. beschäftigte sich eifrig damit. Da er indeß sehr wohl erkannte, daß diese Forschungen nur mit großem Vermögen durchzuführen seien, so nahm er, um seine Vermögensumstände zu verbessern, eine Generalpachterstelle an. Allmählich kam er dahin, den Irrthum der Theorie Stahl's (s. d.) einzusehen, nach welcher in den verbrennlichen Körpern ein eigenartiger Stoff, das sog. Phlogiston, sich befinden sollte, von dem man annahm, daß es beim Verbrennungsproceß entweiche. Die Entdeckungen Black's, Priestley's, besonders Cavendish's, der 1774 den Sauerstoff entdeckte, benutzend und die atmosphärische Luft vielfach analysirend, stellte er nun den Satz auf, daß bei der Verkalkung, d. h. beim Rosten eines Metalls, dasselbe Sauerstoff annehme, und begründete dadurch das antiphlogistische System. 1783 zerlegte er zuerst das Wasser in seine Bestandtheile und bildete gleicherweise durch Verbrennung von Sauer- und Wasserstoffgas Wasser. Viel beschäftigte er sich auch mit der Theorie des Verbrennungsprocesses, des Wärmestoffs, der Auflösung der Metalle, der Vegetation, des Athmungsprocesses, der Gärung u. s. w. Seit 1776 stand er den königl. Pulverfabriken vor; dann wurde er einer der Administratoren der Discontokasse und einer der Commissarien des Nationalschatzes. Als Mensch war L. höchst achtungswerth, und von seinem Vermögen machte er den edelsten Gebrauch. Nichtsdestoweniger wurde er nebst vielen andern ehemaligen Generalpächtern während der Schreckenszeit verhaftet und 8. Mai 1794 hingerichtet. L.'s Hauptwerk ist der «Traité élémentaire de chimie» (2 Bde., Par. 1789; 3. Aufl. 1801; deutsch von Hermbstädt, 2 Bde., Berl. 1792), dem sich die «Opuscules physiques et chimiques» (Par. 1774; 2. Aufl. 1801) und die von seiner Gattin herausgegebenen «Mémoires de chimie» (2 Bde., Par. 1805) anschließen.

Law (Jean), bekannt durch seine Creditoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburgh in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Bankier, kaufte das Landgut Lauriston, von dem sich seine Nachkommen den Titel beilegten. L. widmete sich in der Jugend mit Vorliebe der Mathematik und kam im Alter von 20 J. nach London, wo er als Spieler auftrat und sich im Geld- und Handelswesen Einsicht verschaffte. Ein Duell, in welchem er den Gegner tödtete, nöthigte ihn zur Flucht. Er ging nach Amsterdam und trat als Commis in ein Contor, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen das J. 1700 kehrte er als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papiercredits nach Schottland zurück. Er machte dem schott. Parlament den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, die gegen Verpfändung von Grundeigenthum Zettel ausgeben sollte. Da man den Vorschlag ablehnte, entwarf er den Plan zu einer großartigen Creditanstalt und ging damit auf den Continent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland und gewann als Spieler ein Vermögen von 2 Mill. Livres; doch vergebens bot er den Höfen seine Creditplane an. Als sich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.'s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallkapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof wie das Volk in Ueberfluß zu versetzen. Er ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß der Privatbankier einen zehnmal größern Credit genießt, als sein Grundkapital ist, und meinte, daß ein Fürst, wenn er das Geld des Landes zu einem Bankfonds vereinige, um das Zehnfache dieser ungeheuern Summe Creditzettel ausgeben könne. Zu dieser Verwechselung des Staats- mit dem Handelscredit gesellte sich bei L. noch ein anderer Irrthum. Er glaubte, eine solch ungeheuere Masse von Creditzetteln würde sich weder entwerthen noch in die Bank zurückströmen, sondern nur den Nationalverkehr, folglich den Nationalreichthum in gleichem Maße steigern. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und die Sache blieb liegen, weil sich der Adel und das Parlament dieser Neuerung widersetzten. Erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Actien, deren reeller Fond nur 3,300000 Livres betrug. Der Credit, den das Bankpapier gegenüber den entwertheten Staatseffecten genoß, bestimmte endlich den Herzog von Orleans als Regenten, den vollen Plan L.'s aufzunehmen. Ein Edict vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank, und L. blieb Director derselben. Sogleich begann eine ungeheuere Ausgabe von Bankzetteln, die sonderbarerweise das

nämliche Vertrauen wie die frühern genossen, obschon der discreditirte Staat hiermit nur eine Anleihe machte. Unterdeß hatte L. auch eine Handelscompagnie auf Actien unter dem Namen Compagnie d'Occident gegründet, welche die Ausbeutung und Colonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. Auch dieses Privatinstitut sollte in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. L. wollte die Compagnie zum Mittelpunkt des franz. Handels machen, und ihre Actien, die als Waare galten, sollten den Speculationsgeist entflammen und die Circulation und Verwendung unermeßlicher Summen von Bankzetteln befördern. Zuvörderst vereinigte man die alten privilegirten Handelsgesellschaften mit der Mississippi-Compagnie und gab ihr den Namen Compagnie des Indes. Um das Ansehen und den Gewinn der Compagnie zu steigern, überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmählich das Tabacksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Gegen den Anfang des J. 1719 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sog. Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstabe einführte. Eine seltsame Speculationswuth, in der jedes Nachdenken erlosch, bemächtigte sich hiermit des Volks. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Actien auf dem Platze reißend stiegen, folgte eine Actien-Creation und eine Fabrikation von Bankzetteln der andern. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier 10 Proc., und zu Ende wurde die Actie, die den Nominalwerth von 500 Livres besaß und 12 Proc. Dividende gab, auf dem Platze mit 18—20000 Livres verkauft. Handel und Industrie nahmen bei der Fülle der Kapitale den schnellsten Aufschwung, und die Consumtion stieg, besonders durch das Zusammenströmen der Fremden aller Länder, um das Doppelte. Inmitten des Glücks und des Ueberflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Actien nieder, die nie ausgegeben wurden, und nahm dafür Bankzettel. Die Compagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu 3 Proc., und letztere zahlte damit die 4procent. Renten zurück. Obschon L. selbst durch das Börsenspiel sich ungeheuern Reichthum erwarb, behielt er doch seine einfache Lebensweise bei. Sein Glück theilte eine geschiedene Engländerin, Namens Katharine Knowel, mit der er einen Sohn und eine Tochter zeugte. Die Gesammtzahl der Actien, die er in kurzen Zwischenräumen creirte, belief sich auf 625000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der Compagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man fabricirte und auch ausstreute, betrug mehr als $3\frac{1}{2}$ Milliarden. Diese ungeheuere Papiermasse, nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Speculanten von Fach, welche dieses Misverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten des J. 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markte zurückließen. Dieses Verfahren öffnete dem Publikum endlich die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mistrauen gewann die Oberhand und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Baues zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen, wobei L. zugleich zum Katholicismus übertrat. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Curses die Actiendividende auf 40 Proc. und griff, da dies der Wuth, die Actien abzusetzen und die Zettel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreiche, welche die Conversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt, die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Confiscation befohlen, das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. 22. Febr. die Bank mit der Compagnie und spiegelte dabei den Actionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankrott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen sowie daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese seltsamen Gesetze nicht kehrte und die Realisirung der Effecten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Curs der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen herstellen, und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er 5. März 1720 die Actie ge-

setzlich auf den Fuß von 9000 Livres beschränkt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L.'s und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden. L. legte das Ministerium nieder und sah zu, wie die Männer des alten Systems auch jede Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil herab; die Actie, die kurz vorher 20000 Livres gekostet, wurde zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisdor bezahlt. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh, vom Volkshasse und seinen Feinden verfolgt, in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun sofort die Finanzen von der Compagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effecten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Das Publikum erhielt die Erlaubniß, den Rest in 1procent. Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuch zur Einführung des öffentlichen Credits durch die Unerfahrenheit und den Leichtsinn des Unternehmers und der Machthaber unermeßlich verloren. Aus den glücklichen Tagen des Systems war dem Volke nur ein verzehrender Durst nach Luxus und Genuß geblieben. L. ließ sich später in Venedig nieder. Hier verfiel er in große Dürftigkeit und mußte seine Zuflucht wieder zum Spiele nehmen. Als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40000 Livres, den er, wenn ihn der Mangel drückte, auf dem Leihhause zu versetzen pflegte. Vgl. «Histoire du système de finances sous la minorité de Louis XV» (6 Bde., Haag 1739); Kurtzel, «Geschichte der Law'schen Finanzoperation» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1846); ferner die Schriften von Cochut (Par. 1853), Levasseur (Par. 1857) und Horn (Lpz. 1858).

Lawrence (Sir John Laird Mair), ein durch seine Wirksamkeit in Indien bekannt gewordener engl. Staatsmann, ist der zweite Sohn des Oberstlieutenants Alexander L., eines Irländers, der lange in den indischen Feldzügen gedient und sich beim Sturme von Seringapatam hervorgethan hatte. Am 4. März 1811 zu Richmond in Yorkshire geboren, wurde John L. mit seinem ältern Bruder Henry L. (getödtet 4. Juli 1857 bei der Vertheidigung von Lucknow) in Londonderry erzogen, erhielt dann seine Ausbildung zum Beamten der Ostindischen Compagnie im Haileybury-College und kam 1829 als Schreiber nach Indien. Seit 1831 Assistent des Obercommissars in Delhi, fungirte er nachher als Steuereinnehmer in mehrern Bezirken, zuletzt 1846 in Bengalen. Der Ruf als Financier und Administrator, den er sich in diesen Stellungen erworben, war Veranlassung, daß er 1849 nach der Annexion des Pendschab neben seinem Bruder Henry zum Mitglied der Commission ausersehen wurde, die mit der Verwaltung und Reorganisirung dieser Provinz betraut war. Die unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit, welche L. hierbei entwickelte, wurde durch die Ernennung zum Obercommissar im Pendschab und 1856 durch die Verleihung des Bathordens anerkannt. Der Aufruhr der Sepoys 1857 versetzte ihn in die schwierigste Lage, indem er besorgen mußte, daß die kriegerischen Bewohner des Pendschab, die erst vor wenigen Jahren nach verzweifeltem Kampfe unterworfen worden, die Gelegenheit benutzen würden, das brit. Joch abzuschütteln und im Verein mit den im Lande befindlichen Sepoyregimentern sich den Meuterern in Delhi anzuschließen. Die seltene Energie L.'s, sein Takt und standhafter Muth halfen ihm diese gefährliche Krisis überwinden, und während alles umher in Flammen stand, hielt er die Ruhe im Pendschab so vollständig aufrecht, daß er es nicht nur wagen konnte, einen Theil der engl. Besatzungstruppen nach Delhi zu entsenden, sondern auch ihnen ein starkes Corps der vor kurzem so feindlichen Sikhs mitzugeben, wodurch allein die fortgesetzte Belagerung und der endliche Fall jenes Brennpunkts der Empörung ermöglicht wurde. L. ward als der Retter Indiens gepriesen. Das Parlament sprach ihm feierlich seinen Dank aus, die Königin erhob ihn im Aug. 1858 zum Baronet, später zum Mitgliede des Indischen Conseils; nach dem Tode Lord Elgin's aber ward er im Dec. 1863 zum Vicekönig von Indien ernannt, für welches Amt ihn die Volksstimme längst bezeichnet hatte.

Lawrence (Sir Thomas), engl. Porträtmaler, geb. zu Bristol 13. April 1769, der Sohn eines armen Gastwirths, zeigte schon in früher Jugend große Anlagen, namentlich für die Zeichenkunst. 1787 ging er mit seiner Familie nach London, wo Reynolds sein Muster wurde. Durch seine Porträts erregte er bald allgemeines Aufsehen. Nach Reynolds' Tode wurde er 1792 Hofmaler, und nachdem seit 1800, besonders durch seine Porträts des Lord Thurlow, Erskine's, Mackintosh's und der Prinzessin von Wales nebst ihrer Tochter, sein Ruf sich immer höher gesteigert hatte, widmete er sich ausschließend der Porträtmalerei. Nach West's Tode ernannte ihn der König zum Präsidenten der Akademie und verlieh ihm die Ritterwürde. 1814 erhielt er den

Auftrag, die Fürsten, welche damals London besuchten, sowie die übrigen gegen Napoleon verbündeten Könige, nebst den Ministern Metternich, Castlereagh, Hardenberg, Richelieu und Nesselrode für die Sammlung des Prinz-Regenten von England zu malen. Sodann malte er 1819 den Papst Pius VII. und 1825 den König Karl X. von Frankreich und den Dauphin. Für sein bestes Werk wird sein Porträt Georg's IV., in bürgerlicher Kleidung, gehalten; auch malte er denselben im Krönungsanzuge. Seine letzte Arbeit war ein Bildniß der Schauspielerin Fanny Kemble. Er starb 7. Jan. 1830 und wurde in der Paulskirche neben West begraben. Seine Bildnisse zeigen einen kecken und freien Pinsel, sind aber in der spätern Zeit manierirt. Ein Bild in Lebensgröße malte er nie unter 500 Guineen, wovon die Hälfte gleich bei der ersten Sitzung bezahlt werden mußte. Dessenungeachtet hinterließ er kein Vermögen, da er viel spielte, jedoch reichhaltige Sammlungen, besonders von Handzeichnungen, die nach seinem Tode zerstreut wurden. Eine Auswahl aus seinen Werken erschien 1845 in Kupfer gestochen zu London.

Laxenburg, ein Marktflecken mit einem kaiserl. Lustschlosse und Park im Erzherzogthum Niederösterreich, an der Schwechat, $1^{1}/_{2}$ M. südlich von Wien, mit diesem durch Alleen und mit der Wien-Triester Bahn durch eine Zweigbahn verbunden, in höchst anmuthiger Gegend gelegen, hat circa 1100 E., eine schöne Pfarrkirche, ein Postamt und einen Bahnhof. Das alte Schloß wurde 1377 gegründet. Das Neuschloß oder das Blaue Haus, 1600 erbaut, der Lieblingssitz Maria Theresia's, Joseph's II. und Franz' I. und jetzt noch abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, hat ein Theater für 1200 Zuschauer und eine Reitschule. In der Schloßkirche befindet sich ein Altarblatt von van Dyck, im Bibliothekzimmer sechs treffliche Gemälde von Canaletto, im Billardzimmer Beyer's Statue des Meleager. Sonst zeichnet sich das Schloß weder durch Größe noch durch Bauart aus. Dagegen ist der Schloßpark, welcher aus 17 von der Schwechat gebildeten Inseln besteht, einer der schönsten engl. Gärten Europas. Der Park enthält unter andern Merkwürdigkeiten die Franzensburg, eine 1801 vollendete, bis in die kleinste Einzelheit getreue Nachbildung eines Lieblingsschlosses Maximilian's I. in Tirol; die Burg ist im goth. Stile errichtet, rings von einem See umgeben und mit werthvollen Sammlungen echter, aus vielen österr. Schlössern und Stiftern hierher gebrachter Alterthümer ausgeschmückt. In L. wurde 15. Juli 1682 das Bündniß des Kaisers mit mehrern deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Oesterreich abgeschlossen.

Layard (Austen Henry), engl. Reisender und Staatsmann, wurde 5. März 1817 zu Paris aus einer französischen, nach England übergesiedelten Hugenottenfamilie geboren und verbrachte seine Jugendjahre in Italien, wo er die Liebe zu den schönen Künsten einsog. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, begann er in London den dazu vorgeschriebenen Studiencursus, den er jedoch aufgab, um 1839 einen Freund auf einer Reise durch das nördl. Europa zu begleiten. Dann hielt er sich längere Zeit in Deutschland auf, dessen Sprache er sich vollkommen aneignete, und ging endlich durch Albanien und Rumelien nach Konstantinopel. Hier fungirte er als Reporter eines londoner Tageblatts, bereiste in der Folge mehrere Theile Asiens und machte sich mit den Sitten, Gewohnheiten und Sprachen des Orients vollständig vertraut. Die Erfolge der Ausgrabungen, welche der franz. Consul Botta bei Nimrud veranstaltet, erregten bei L. das Verlangen, ähnliche Forschungen vorzunehmen, und er legte seine Wünsche dem brit. Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, vor, der die Kosten zu tragen versprach. Im Herbst 1845 begab er sich daher wieder nach Mossul, fing sogleich seine Nachsuchungen an einer bisher unberührten Stelle an und fand hier die wunderbaren Ueberreste assyr. Kunst, welche jetzt die Säle des Britischen Museum zieren. Die Geschichte seiner Reise und seiner Entdeckungen hat er in dem Werke «Niniveh and its remains» (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1850), an das sich ein Atlas von 100 Tafeln schließt, niedergelegt. Durch die Unterstützung der Verwaltung des Britischen Museum ward er 1848 in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen bei Kojundschik und Babylon fortzusetzen, die mit nicht geringerm Erfolg gekrönt wurden als seine ersten Arbeiten. Nach England zurückgekehrt, übernahm er im Jan. 1852 auf die Aufforderung Lord Granville's den Posten eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Ministerium, den er jedoch schon nach wenigen Wochen bei der Auflösung des Cabinets Russell niederlegte. Den Antrag, dieses Amt auch unter dem Toryministerium beizubehalten, lehnte er entschieden ab. Unterdeß zum Vertreter von Ailesbury im Parlament gewählt, wurde er nach dem Wiedereintritte der Whigs im Dec. 1852 zum Secretär bei der indischen Controle ausersehen. Er zog es jedoch vor, seinen alten Gönner, Lord Stratford, im März 1853 nach Konstantinopel zurückzubegleiten, wo er der brit. Regierung durch seine Kenntniß der orient. Verhältnisse nützlich zu

werden hoffte. Vorher gab er noch die Beschreibung seiner zweiten Expedition nach Mossul unter dem Titel «Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon» (Lond. 1853) heraus. Am Bord des Agamemnon wohnte er den ersten Ereignissen des Krimfeldzugs bei und begab sich dann wieder nach England, um an den Debatten im Unterhause über die Kriegführung theilzunehmen. Eine ihm angetragene Stelle in dem von Palmerston gebildeten Ministerium schlug er aus und erwies sich überhaupt als ein so heftiger Gegner desselben, daß, als 1857 das Parlament aufgelöst wurde, die für die Palmerston'sche Politik schwärmende Wählerschaft von Ailesbury ihm ihr Mandat entzog. Hierdurch auf eine Zeit lang von der öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen, betheiligte er sich an mehrern industriellen Unternehmungen, trat 1858 eine Reise nach Indien an, um sich über die Ursachen des dortigen Aufstandes zu unterrichten, und wurde endlich im Dec. 1860 von neuem für Southwark ins Parlament gewählt. Bald darauf nahm er wieder den Posten eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Ministerium an, den er seitdem ununterbrochen bis zum Rücktritt des liberalen Cabinets im Juli 1866 bekleidet hat.

Laynez (Jak.), zweiter General des Ordens der Gesellschaft Jesu und der eigentliche Gründer des Ordensstatuts, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien, studirte in Alcala und in Paris, wo sich zwischen ihm und Loyola (s. d.) ein inniges Band knüpfte. Beide beschlossen nebst einigen andern in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und Jerusalem zu besuchen. Ein Krieg mit der Pforte aber hemmte diesen Plan, und sie faßten nun in Venedig 1536 den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der röm. Kirche war. L., klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens, der in Rom 1539 begründet wurde, aus, für den L. bei seiner Uneigennützigkeit, seinem Eifer und seiner Thätigkeit die Menge zu interessiren wußte. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 bestätigt und Loyola auf L.' Betrieb zum ersten General desselben erwählt worden war, machte L. Reisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Concil von Trident seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhls. Den Cardinalshut, welchen Paul IV. ihm zudachte, schlug er aus. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Cardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. In der berüchtigten Versammlung von Poissy war er der einzige, der der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit noch einigermaßen Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, obschon unter einigen beschränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieser Reise. Nachdem er noch zuletzt auf dem Tridentiner Concil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich ausschließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung seines Ordens beschäftigte, und starb daselbst 19. Jan. 1565.

Lazareth, s. Hospital.

Lazărus (dasselbe Wort wie Eleazar) heißt nach dem Johannes-Evangelium der von Jesu vom Tode auferweckte Bruder der Maria und Martha von Bethanien (Joh. 11, 1; 2, 11). Denselben Namen führt in einem Gleichnisse des Lukas-Evangeliums (16, 20) der von dem reichen Manne hartherzig behandelte, mit dem Aussatz behaftete Arme. Die röm. Kirche macht letztern zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen, und nach ihm wurden die Hospitäler, welche bis zum 13. Jahrh., besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, Lazarethe genannt, welcher Name später auf die Krankenanstalten überhaupt übertragen wurde. In Palästina bildete sich zu jener Zeit auch ein Ritterorden, der sich sowol bei der Eroberung des Heiligen Landes wie durch die Pflege kranker Pilger thätig erwies: der Lazarusorden oder die Hospitalritter des heiligen L. Nach der Mitte des 13. Jahrh. verbreitete sich der Orden überall in Europa, und namentlich fand er in Frankreich, wohin er durch Ludwig VII. verpflanzt worden war, seinen Hauptsitz. Seit dem 15. Jahrh. verfiel er aber in Italien so, daß endlich Innocenz VIII. ihn aufhob (1490) und die Güter des Ordens den Malteserrittern zuwies. Indeß stellte ihn Leo X. dort wieder her, und Gregor XIII. vereinigte ihn 1572 mit dem eben entstandenen, auf die Ausrottung der sich verbreitenden Ketzereien gerichteten Moritzorden. Die franz. Ordensbrüder wollten diese Vereinigung nicht anerkennen und trennten sich deshalb von den italienischen, konnten jedoch ihre Selbständigkeit nicht lange behaupten; denn durch König Heinrich IV. wurden sie 1607 mit dem Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel vereinigt. Ihr Ordensmeister wurde zum Großmeister des neuen Ordens erhoben und ihm die Aufsicht über die Hospitäler in ganz Frank-

reich unter Ludwig XIV. zugewiesen. Unter mannichfachen Schicksalen erhielt sich der Orden bis auf die neuere Zeit; seit 1830 ist er aber aufgehoben. — Lazaristen heißen ferner die Glieder eines in Paris durch Vincent de Paula (s. d.) 1624 gestifteten Ordens, die anfangs ohne besonderes Gelübde sich verpflichteten, überall hinzugehen, wohin sie durch die Bischöfe berufen oder von den Pfarrern zugelassen würden, um dem verwahrlosten Volke durch Unterricht und Seelsorge beizustehen. Daher bekamen sie auch den Namen Priester der Mission. Ihre Thätigkeit war hauptsächlich auf das Missionsgeschäft innerhalb der Kirche gerichtet. König Ludwig XIII. bestätigte sie 1627, Papst Urban VIII. 1631, und nun legten sie die einfachen Gelübde ab und beschäftigten sich auch, wie die Barmherzigen Brüder, mit Krankenpflege. Weil ihnen später die Priorei St.-Lazarus in Paris überwiesen wurde, erhielten sie ihren jetzt gewöhnlichen Namen Lazaristen. In Polen gewannen sie unter dem Namen Väter der Mission als Lehrer in den Seminarien und als geistliche Censoren großen Einfluß auf die Cultur der theol. Wissenschaften. In Frankreich, wo dieser Orden selbst die Revolution überdauerte, hat er sich in neuerer Zeit abermals ausgebreitet. Auch besteht er in Spanien, in Oesterreich, wo er später Zulaß erhielt, und im Orient, wie namentlich in China.

Lazzari (Donato), s. Bramante.

Lazzaroni (Lazzari) ist der Name oder besser Schimpfname der untersten Klasse der neapolit. Bevölkerung. Derselbe scheint im Mittelalter aufgekommen zu sein, als eine Seuche, die man für die Krankheit des aussätzigen Lazarus halten mochte, sich hauptsächlich unter den ärmsten Einwohnern der Stadt zeigte. Neapels Natur und Klima, die doppelte Eigenschaft als Residenz und Seehafen, die Einfachheit und Billigkeit der Lebensweise, zumal aber die jahrhundertelange Misregierung erklären, wie hier die unterste Klasse der Bevölkerung, zahlreicher als anderswo, in tieferer Verwahrlosung verharrte, dessenungeachtet aber zeitweise eine polit. Bedeutung zu erlangen vermochte. Die L. bilden nicht etwa eine besondere Kaste oder Stand, sondern mit dem Namen begreift man das gesammte Proletariat, das kein eigentliches Gewerbe, keinen sichern Unterhalt, oft gar keine feste Wohnung hat, sich den Tag und manchmal die Nacht über auf Straßen und öffentlichen Plätzen herumtreibt und die Befriedigung seiner ungemein geringen Bedürfnisse durch unregelmäßige und nicht angestrengte Arbeit als Lastträger, Boten, Kahnführer u. s. w. sucht. Ebenso gutmüthig als cynisch in sittlicher und körperlicher Hinsicht, ebenso verwahrlost als faul, zeigen sie doch die lärmende Lebhaftigkeit, die überraschende Anstelligkeit des südl. Charakters und haben, zu Unruhen geneigt, in den meisten Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel eine Rolle gespielt. Während es die L. vorzüglich waren, die 1647 sich unter Masaniello gegen die span. Herrschaft erhoben, haben sie, seitdem ihnen 1799 von den restaurirten Bourbonen die Plünderung der Häuser der Liberalen gestattet worden war, gewöhnlich für die Regierung Partei ergriffen. In der neuern Zeit und zumal seit der Vertreibung der Bourbonen und der Vereinigung Neapels mit dem ital. Königreich hat sich die Klasse der L. in moralischer und ökonomischer Hinsicht wesentlich gehoben, und das Proletariat Neapels unterscheidet sich nicht mehr sonderlich von dem Straßenpöbel anderer großer Städte.

Lazzi nennen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen der komischen Schauspieler und Sänger sowie überhaupt Späße und Witze.

Leake (William Martin), berühmter engl. Archäolog, geb. 1777 aus einer angesehenen, zu Thorpe-Hall bei Colchester in der Grafschaft Essex ansässigen Familie, diente als Offizier in der brit. Artillerie und wurde 1804—9 mit mehrern diplomatischen Missionen in der Levante betraut, unter anderm bei Ali-Pascha von Janina. Im Orient lernte er auch Byron kennen, der ihn besonders hochschätzte, und den er später als glühender Philhellene zu seiner letzten Expedition nach Griechenland aufmunterte. 1823 nahm L. mit dem Rang eines Oberstlieutenants den Abschied, um sich ganz den Wissenschaften und der Herausgabe seiner Schriften zu widmen, in welchen kritischer Scharfsinn, seltene Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer unübertroffenen Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, wurden von ihm namentlich in den «Travels in the Morea» (3 Bde., Lond. 1830) und «Travels in Northern-Greece» (4 Bde., Cambr. 1835) mitgetheilt, ferner in der «Topography of Athens» (Lond. 1821; 2. Aufl., 2 Bde., Cambr. 1841), welche zuerst von Rienäcker, mit Anmerkungen von Meier und O. Müller (1829), und nach der zweiten Ausgabe von Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde, sowie wir von der in der «Topography» (Bd. 2) befindlichen Abhandlung «On the Demi of Attica» eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen

und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung durch Westermann unter dem Titel «Die Demen von Attika» (Braunschw. 1840) erhalten haben. Die Resultate seiner Reisen nach Kleinasien und den Inseln legte L. in der «Tour in Asia Minor» (Lond. 1824) und dem «Memoir on the island of Cos» in den «Transactions of the Royal Society» (2. Abth., Bd. 1, Lond. 1843) nieder. Eine neue Reise nach Griechenland gab zu der Schrift «Greece at the end of twenty-three years' protection» (Lond. 1851) Veranlassung, worin er die damaligen polit. und socialen Zustände des Landes darstellt. Nachdem L. sein großes Werk: «Numismata Hellenica» (3 Bde., Cambr. 1854—59), vollendet, starb er 6. Jan. 1860 zu Brighton.

Leamington oder Leamington Priors, Marktstadt und Badeort in der engl. Grafschaft Warwick, 2 engl. M. östlich von Warwick in einer an geschichtlichen Denkmälern reichen Gegend, an der Eisenbahn und am Leam gelegen und von anmuthigen, bewaldeten Hügeln umgeben, war 1811 noch ein Dorf von 543 E. und ist jetzt eine der schönsten und elegantesten Städte Englands mit (1861) 17958 E. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen den berühmten, von der vornehmen Welt vielbesuchten Mineralquellen. L. hat ein Stadthaus, zehn Kirchen, eine Blindenschule, ein College, eine Lateinschule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut, ein Museum, eine Musikhalle, ein Ballhaus (Tennis-Court), hübsche Privathäuser und viele großartige Gasthöfe, welche denen von Bath und Cheltenham nicht nachstehen. Auch bestehen ein Theater und andere mit ausgewähltem Luxus ausgestattete Vergnügungslocale. Die Stadt ist übrigens nicht blos als Curort, sondern auch wegen der dort stattfindenden Wettrennen und Jagden stark besucht. Es werden neun Quellen unterschieden von 6—10° R.: die Salz- und Schwefelquelle des Royal-Pump-Room, Aylesford's-, Robbin's-, Wise's- und Smith's-Spring, sämmtlich salinisch, und die drei eisenhaltigen Brunnen des Marble-Baths-Pump-Room. In sämmtlichen Quellen wiegen bald Glaubersalz, bald die Chlorsalze vor und unter diesen wieder bald Kochsalz, bald Chlormagnesium, bald Chlorkalk. Diese Verschiedenheit, verbunden mit dem wechselnden Schwefel- und Eisengehalt, macht den Curort für mannichfaltige Krankheitsformen geeignet. Die Quellen wurden erst 1797 entdeckt.

Leander, s. Hero.

Lebadea, Stadt in Böotien am nordöstl. Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, jetzt Livadhia, war im Alterthume berühmt durch die mit einem Orakel verbundene und durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt selbst getrennte Höhle des Trophonius, welche man nach den neuesten Untersuchungen unterhalb einer zerfallenen Kirche wiedergefunden zu haben glaubt.

Lebeau (Jean Louis Josephe), belg. Staatsmann, geb. 2. Jan. 1794 zu Huy an der Maas, studirte in Lüttich die Rechte und prakticirte als Advocat zuerst in Huy, dann am lüttticher Appellhofe. Seit 1824 nahm er als Journalist bedeutenden Antheil an der Bewegung gegen die Regierung. Daneben versuchte er sich, jedoch nicht mit Glück, in buchhändlerischen Unternehmungen. Nach dem Ausbruch der belg. Revolution wurde er im Aug. 1830 zum Mitglied der Sicherheitscommission von Lüttich und nach den Septembertagen von der Provisorischen Regierung zum Generaladvocaten am lütticher Appellhofe, von seiner Vaterstadt aber zum Deputirten beim Nationalcongreß erwählt. Sein praktischer Sinn, seine Weltklugheit und Rednergabe verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung im Congresse, in welchem er den Mittelpunkt der sogenannten belg. Doctrinaires bildete, welcher Partei Belgien wesentlich seine Constituirung verdankt. So wirkte L. im Congresse eifrig gegen die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Wahl des Herzogs von Nemours zum Könige der Belgier, und stimmte für die des Herzogs von Leuchtenberg. Nachdem er vom Regenten Surlet de Chokier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden, betrieb er aufs angelegentlichste, von den mannichfachsten polit. Schwierigkeiten bedrängt, die Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Im Congreß setzte er auch 6. Juli 1831 die Annahme der 18 Artikel durch, worauf er sein Ministeramt niederlegte. (S. Belgien.) Schon damals erkannte L. die Nothwendigkeit einer Annäherung Belgiens an den Deutschen Bund und that Schritte dazu, die jedoch ohne Erfolg blieben. Im Sept. 1831 wurde er wieder von seiner Vaterstadt zum Deputirten bei der neu zusammentretenden Repräsentantenkammer ernannt, und im Oct. 1832 übertrug ihm der König das Justizministerium, in welcher Stellung die Leitung der ganzen innern Politik von ihm ausging. Ihm und seinem Collegen, dem General Goblet, Minister des Aeußern, verdankte Belgien damals nicht nur den Vertrag vom 21. Mai 1833 sammt dem auf ihm beruhenden, für das Land so vortheilhaften Statusquo, sondern vorzüglich auch die Herstellung und Befestigung der Ruhe im Innern und die Ausbildung der Institutionen. Die Plünderungsscenen

im April 1834 und der Mangel an Energie, den das Ministerium dabei gezeigt, veranlaßten den Rücktritt desselben. Bald darauf wurde L. zum Gouverneur der Provinz Namur und 1839 zum Gesandten beim Deutschen Bunde ernannt, auf welchem Posten er seine frühern Ideen zu einer Annäherung Belgiens an Deutschland zu verwirklichen suchte. Im April 1840 ward er wieder zu dem Ministerium des Aeußern berufen, sah sich aber infolge der kath. Opposition schon nach einem Jahre genöthigt, mit sämmtlichen Mitgliedern des Cabinets seine Entlassung zu nehmen. Seitdem lebte er im Privatstande, ohne seinen Sitz in der Zweiten Kammer aufzugeben, wo er stets mit Nachdruck die Principien des Liberalismus vertrat. Erst im Aug. 1864 verzichtete er auf die Erneuerung seines Mandats. Er starb zu Huy 19. März 1865. Vgl. Juste, «Les fondateurs de la Monarchie Belge. Josephe L.» (Brüss. 1865).

Leben ist das Princip der Thätigkeit in allen mit innerer Selbsterregung oder Selbstbewegung begabten Wesen. Das höchste und eigentlichste L. ist das des Geistes, dessen Grundthätigkeiten die des Erkennens, des freien Handelns und des höhern Fühlens und Strebens sind, also das intellectuelle, moralische und religiöse L. Tiefer steht das blos psychische oder sinnliche, mit Empfindung und freier Gliederbewegung versehene animalische, am tiefsten das empfindungslose oder vegetative L. Die lebendigen Körper unterscheiden sich von den leblosen durch folgende Eigenthümlichkeiten ihrer Gestaltung, ihres Stoffs und ihrer Thätigkeit: 1) Ihre Form ist aus kleinen, rundlichen Zellen gebildet, welche sich zu Fasern, Röhren, Häuten u. s. w. umbilden und zu größern Körpertheilen von eigenthümlichem Bau (Organe) zusammensetzen, deren äußerer, meist in rundlichen Linien gezeichneter Umriß und innerer Gesammtbau derartig constant ist, daß jedes Individuum andern von derselben Art und Gattung entspricht (gleichsam nach einem Urbilde, einem Typus geformt ist). 2) Hinsichtlich der chem. Beschaffenheit ihres Stoffs bestehen lebende Körper aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundbestandtheilen (sog. organischen Radicalen, darunter namentlich die eiweißartigen Substanzen), welche außerhalb des lebenden Körpers und nach dessen Tode sehr geneigt sind, durch die äußern Einwirkungen (besonders die des atmosphärischen Sauerstoffs) zersetzt zu werden, die aber, solange sie Bestandtheile des lebenden Körpers bilden, dieser Zerstörung mittels eines steten Stoffwechsels widerstehen, sodaß man den Lebensproceß in chem. Hinsicht als eine stete Umwandlung, Ausscheidung und Neubildung bezeichnen kann, mittels deren die Form und innere Structur des Individuums fortwährend erhalten oder vielmehr neu geboren wird (Verjüngung). 3) Hinsichtlich ihrer Thätigkeit unterscheiden sich die lebenden Körper dadurch, daß dieselbe von innen heraus ohne unmittelbaren äußern Anstoß erfolgt (Selbsterregung, Selbstthätigkeit, Spontaneität). Sie wachsen durch innere Vervielfältigung und Umwandlung der zelligen Gebilde gleichsam nach einem innewohnenden Urbilde (Entwickelung); sie erzeugen aus sich durch Sprossen oder Eier neue Geschöpfe derselben Art (Fortpflanzung); in ihrem Innern kreisen in steter Bewegung ernährende Säfte (Säftekreislauf); sie erzeugen und behaupten meist einen bestimmten Temperaturgrad (Eigenwärme); sie besitzen meist die Fähigkeit, äußere Einflüsse zu empfinden, und oft auch die Gabe, sich selbst (vom Orte weg oder am Orte) zu bewegen. Ihre Existenz ist auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt, während deren sie eine allmähliche Umwandlung vom Jung- zum Altsein durchlaufen (Lebensstufen). Endlich fallen sie unter Aufhören jener Lebenseigenschaften (Sterben, Tod) dem zerstörenden Einwirken der allgemeinen physik.-chem. Kräfte anheim (Verwesung, Fäulniß). Im Gegensatze zu diesen Eigenthümlichkeiten sind die leblosen Körper der Natur entweder innerlich ungeformt (amorph) oder in Krystallform (dann meist von geradlinigen Flächen begrenzt) vorhanden. Sie sind ferner binär (aus je zwei oder 2 + 2 u. s. w. Urstoffen) zusammengesetzt; sie unterliegen den zersetzenden Einwirkungen der Außenwelt (dem Verwittern), ohne sich zu reproduciren; sie wachsen nicht durch innere Fortentwickelung, sondern höchstens scheinbar durch Ansatz von außen her (wie die Eiszapfen oder die Eiskrystalle gefrierender Fensterscheiben); sie pflanzen sich nicht durch Brut, Keime oder Samen fort; sie haben keinen Kreislauf ernährender Säfte, keine Eigenwärme, keine Empfindung, keine von innen erzeugte Selbstbewegung, keine Selbsterregung. Das L. erscheint in folgenden Hauptformen oder Graden: 1) Das latente oder Keimleben, wie wir es an den Samen oder Eiern beobachten. Diese Körper behaupten, wenn nicht übermäßig zerstörende Einflüsse der Außenwelt (z. B. sengende Hitze) sie treffen, ihre Gestalt, Mischung und Lebensfähigkeit viele Jahre lang. (S. Keim.) Aehnliche Zustände beobachtet man beim Larven- oder Puppenzustand mancher Insekten, beim Winterschlaf vieler Pflanzen und Thiere, beim Scheintod. 2) Das pflanzliche oder vegetative L., welches in Wachsthum, Ernährung (Reproduction), Absonderung und Fortpflanzung, ohne deutlich nachweisbare Empfindung für äußere Einflüsse und ohne Ortsbewegung besteht. Doch gibt es hier

schon Ausnahmen, z. B. die Selbstbewegung sog. Sensitiven (Mimosa pudica), der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), der agilen und Schwärmzellen vieler niedern Pflanzen u. s. w. 3) Das animalische oder thierische L., in Empfindung und Selbstbewegung (Willensbewegung) bestehend, als deren Träger und Vermittler ein Nervensystem vorhanden ist. Vom pflanzlichen L. unterscheidet es sich auch dadurch, daß seine Glieder nicht wuchern, d. h. daß seine überflüssigen Säfte nicht zur Bildung immer neuer Glieder verwendet, sondern in eine allgemeine Lebensflüssigkeit (das Blut) zurückgeleitet werden, welche durch ihren Kreislauf in lebendiger Frische erhalten wird, und aus welcher die Glieder des Thierleibes, ähnlich wie die Pflanzen aus den unmittelbaren Elementen, ihre Nahrung ziehen. 4) Das psychische L. des menschlichen Organismus, welches darin besteht, daß sich auf der Grundlage der äußerlich-sinnlichen Empfindung und der animalischen Gliederbewegung die dem innern Sinn und dem Selbstbewußtsein angehörigen Thätigkeiten entwickeln, nämlich die des Gedächtnisses, der dichtenden Phantasie und der durch artikulirte Sprache sich kundgebenden Vernunft oder Ueberlegungskraft in ihrer dreifachen Gliederung als eines theoretischen, praktischen und ästhetischen Vermögens. 5) Das geistige L. bethätigt sich auf erfindende und handelnde Art in der Weltgeschichte als das L. der gebildeten Societät, dessen Organe die einzelnen Personen ihrer moralischen Bestimmung nach sind. Das Ganze dieses L. ist das Gesammtleben der Menschheit, wozu sich das Familienleben, Volksleben, Staatsleben, Kirchenleben u. s. w. als einzelne integrirende Bestandtheile verhalten. Dasselbe besteht in Vereinen als Collectivpersonen zu gemeinsamen durch sie zu verrichtenden Handlungen und Werken, in denen sich ein ihnen gemeinsamer Geist offenbart, von welchem sie untereinander beseelt sind. Die Lehre von den Lebensgesetzen und Lebenserscheinungen heißt die Biologie (s. d.). Vgl. Treviranus, «Biologie» (6 Bde., Gött. 1802—22); Schultz-Schultzenstein, «Die Verjüngung des menschlichen L.» (2. Aufl., Berl. 1850); Moleschott, «Der Kreislauf des L.» (Mainz 1852); J. G. Fichte, «Anweisung zu einem seligen L.» (1806); Krause, «Die reine Lebenslehre zur Begründung der Lebenskunstwissenschaft» (Gött. 1843); Jung, «Das Geheimniß der Lebenskunst» (Lpz. 1858).

Lebende Bilder, s. Attitude und Tableaux.

Lebensbaum (Thuja L.) ist eine zu den cypressenartigen Nadelhölzern gehörende Pflanzengattung, welche aus immergrünen, einhäusigen Sträuchern und Bäumen besteht, die kleine, schuppige, vierreihig-dachziegelige, auf der Mitte mit einem Höcker oder einer Furche versehene Blätter an zusammengedrückten, zierlich gezweigten Aestchen tragen. Weil die Schuppenblätter fast alle in einer Ebene liegen und die Verzweigung zweizeilig ist, so erscheinen die Aestchen selbst wie feinzertheilte Blätter. Die männlichen Kätzchen sind aus schildförmigen, mit drei bis vier Staubbeutelfächern versehenen Schuppen, die weiblichen aus flachen, am Grunde zwei flaschenförmige, aufrechte Eierchen tragenden Schuppen zusammengesetzt. Der Keim hat nur zwei Kotyledonen. Von dieser Gattung wird der in Nordamerika einheimische gemeine L. (Th. occidentalis L.) in Europa sehr häufig cultivirt und muß bei uns auf den Friedhöfen die Stelle der Cypresse vertreten, welche unser Klima nicht verträgt. Dieser Baum wird 40—50 F. hoch, seine Aestchen sind horizontal ausgebreitet und seine kleinen Zapfen länglich-oval und zimmtbraun. Die balsamisch riechenden jungen, beblätterten Aestchen und das Holz waren sonst als Heilmittel sehr berühmt, und das aus den Aestchen destillirte scharf und kampherartig schmeckende Oel wurde in neuerer Zeit als Wurmmittel empfohlen. Das Holz des Stamms ist fest, zähe und dauerhaft. Auch der in China und Japan einheimische chinesische L. (Th. orientalis L.), der sich sogleich durch die senkrecht gestellten Aestchen und die größern, fast kugeligen und bereiften Zapfen unterscheidet, wird bei uns als Zierpflanze in engl. Gartenanlagen häufig angepflanzt; doch ist er gegen unsere Winterkälte etwas empfindlicher als der vorige. Der balsamische Geruch der jungen Aestchen ist noch angenehmer. Das Holz des kugeligen L. (Th. sphaeroidea Rich.) ist in Nordamerika unter dem Namen weißes Cederholz (white cedar) bekannt und geschätzt. Auch wird dasselbe geraspelt im Aufgusse als magenstärkendes Mittel dort gebraucht. Diese in unsern Gärten ebenfalls oft angepflanzte Art besitzt noch zartere Zweiglein und blaubereifte Zäpfchen von der Größe der Pfefferkörner.

Lebensbeschreibung, s. Biographie.

Lebensdauer, d. h. die einem organischen Wesen bestimmte Lebenszeit, ist je nach der Gattung und Art, welcher ein solches Wesen angehört, verschieden. Die längste L. findet man scheinbar bei manchen Bäumen, von denen einige ein Alter von mehrern tausend Jahren unter günstigen Umständen erreichen können. Doch muß man diese, gleich den Korallenstämmen, als eine Colonie von Individuen betrachten, wo die jungen (die jährlich neu entstehenden Triebe) auf den

erstarrenden Leichen ihrer Vorgänger und Erzeuger fortwuchern. Die kürzeste L. zeigen manche Infusorien, die nur wenige Stunden leben. Unter den Thieren zeichnen sich mehrere Amphibien, einige Fischarten, auch verschiedene Säugethiere (z. B. der Elefant, der gegen 200 J. lebt) durch ihre L. aus. Die höchste L. des Menschen beträgt gewöhnlich 60—80 J., und Fälle, in denen Menschen 100 J. und länger leben, sind sehr selten. Die Sterblichkeit der Menschen ist im ersten Lebensmonat ungemein groß, geringer bis zum Ende des ersten Jahres, wiewol immer noch von 100 Geborenen nur etwa 75 ein Jahr alt werden. Am wenigsten sterben aus dem Alter von 8—20 J., gleichfalls noch nicht viel mehr bis zum 45. J. Unter den Ueberlebenden nimmt dann die Sterblichkeit wieder zu. Etwa die Hälfte der Geborenen erreicht das 40. J. Vertheilt man die L. gleichmäßig auf alle Lebenden, so ergibt sich, daß im Durchschnitt ein Alter von etwa 35 J. erreicht wird. Die L. ist natürlich unter verschiedenen Verhältnissen verschieden. Die Wohlhabenden leben ungleich länger als die Armen, die Verheiratheten im allgemeinen länger als die Ledigen. Die geistigen Berufsarten Angehörigen weisen eine hohe L. auf, namentlich wenn sich mit ihrer Beschäftigung eine gewisse Behaglichkeit verbindet, so Geistliche, Professoren, Landwirthe, Forstleute, Advocaten. Weniger günstig gestaltet sich die L. bei solchen geistig Thätigen, die großen Aufregungen ausgesetzt sind, weniger geordnet leben (Politiker, Künstler, Schauspieler), am ungünstigsten unter diesen bei den Aerzten und Lehrern. Am größten ist die L. bei solchen, die sich bei mäßiger Muskelanstrengung viel im Freien aufhalten (Bauern, Soldaten im Frieden, Fuhrleute, Jäger). Die Sterblichkeit ist in den größern Städten im Sommer und Herbst größer als die auf dem flachen Lande, im Winter dagegen etwas geringer. Auch das Klima ist von Einfluß auf die L.

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, unter günstigen Bedingungen Lebensäußerungen von sich zu geben. So beweist z. B. der Pflanzensame seine L. dadurch, daß er in feuchter warmer Umgebung zu keimen anfängt. In engerm Sinne bezeichnet L. (viabilité der franz. Aerzte) diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben unabhängig von der Mutter längere Zeit fortzusetzen. Lebensfähig ist ein Kind erst am Ende des siebenten Schwangerschaftsmonats, doch hat die L. dann selten eine große Dauer. Mit dem Alter der Frucht nimmt seine L. zu, vorausgesetzt, daß sie gesund gebildet ist und keinen Schaden genommen hat. Die L. ist bei der Zuerkennung der Erbfähigkeit, bei der Ermittelung von Kindesmord u. dgl. sehr wichtig, und es bestehen hierüber gesetzliche Bestimmungen.

Lebenskraft (vis vitalis). Der Ausdruck Kraft bezeichnet blos das Maß einer Leistung (z. B. Pferdekraft u. dgl.), und in diesem Sinne ist der Ausdruck L. zulässig. Früher meinte man, die Fähigkeit lebender Organismen, zu bestehen und thätig zu sein, nicht aus ihrer physik. und chem. Beschaffenheit erklären zu können, und glaubte ein anderes Agens hierfür annehmen zu müssen, das man L., die Fähigkeit zu leben, nannte. Die neuere Physiologie hat diese Annahme entbehrlich gefunden und als unlogisch verworfen.

Lebensversicherung nennt man im weitern Sinne jeden auf das Leben einer oder mehrerer Personen abgeschlossenen Vertrag, wodurch der eine Theil für eine Leistung seinerseits von dem andern Theile die Zusicherung einer durch die Dauer oder das Erlöschen des versicherten Lebens bedingten Gegenleistung empfängt. Unter den Begriff der L. im weitern Sinne fallen daher auch alle Leibrenten-, Pensions-, Aussteuer-, Witwenkassen sowie diejenigen Versicherungsanstalten, welche für den Fall, daß ein gewisses Altersjahr erreicht wird, die Zahlung eines Kapitals oder einer lebenslänglichen Rente zusagen. Im engern Sinne versteht man jedoch unter L. nur denjenigen Vertrag, wodurch der eine Contrahent (der Versicherer) sich verpflichtet, beim Tode einer bestimmt bezeichneten Person ein im voraus festgesetztes Kapital zu zahlen, wogegen ihm der andere Contrahent (der Versicherte) entweder sofort bei Abschluß des Vertrags ein für allemal eine bestimmte Summe oder aber während der Dauer des Vertrags gewisse periodische (meist jährliche) Beiträge zu gewähren hat. Der Versicherungsvertrag, in welchem das beim Todesfall der bezeichneten Person zu zahlende Kapital (die Versicherungssumme) sowie die sonstigen Bedingungen vermerkt sind, heißt die Police, der vom Versicherten zu leistende einmalige oder periodisch wiederkehrende Beitrag aber die Prämie. Die ältesten, noch sehr unvollkommenen Lebensversicherungsanstalten verdanken dem Bestreben der Menschen, für den Fall ihres Todes für ihre Bestattung zu sorgen, den Ursprung. Ihre ersten Spuren zeigen sich in den religiösen Begräbnißgesellschaften und Bruderschaften, aus welchen sich die gewerblichen Vereinigungen zum Zweck der Beerdigung der verstorbenen Genossen und die Sterbekassen der Innungen entwickelten. Die Sterbekassen beruhten (und beruhen meist noch) auf Gegenseitigkeit. Dieselben gewährten so viel, als zu einem

dem Stande gemäßen Begräbniß nothwendig erschien, und brachten die hierzu erforderliche Summe bei jedem Todesfalle durch Beiträge der überlebenden Mitglieder auf. Später ließ man an die Stelle dieser unregelmäßigen, an die Todesfälle geknüpften Beiträge regelmäßige, in festbestimmten Terminen zu erhebende treten und fing auch an, indem man die Versicherung eines doppelten und mehrfachen Sterbegeldes gestattete, mehr zu gewähren, als das Begräbniß erforderte. Es geschah dies, um der Familie des Verstorbenen, der in der Regel der Ernährer derselben war, die Mittel, welcher sie zur Abhülfe der augenblicklichen, durch den Tod veranlaßten Noth bedurfte, zu geben. Damit war man von der Sterbegeldversicherung zur eigentlichen L. übergegangen, welche sich bald mehr und mehr ausbildete, aber noch immer nicht ihren Höhepunkt und ihre volle Ausbildung erreicht hat.

Die L. geht davon aus, daß der Tod eines Menschen den Hinterbliebenen einen fühlbaren Nachtheil verursacht, und sie soll ihnen diesen Schaden wenigstens theilweise ersetzen, ähnlich wie die Feuerversicherung den Schaden durch einen Brand, durch die Zerstörung eines werthvollen Gegenstandes mittels Feuer ersetzt. Sie ist daher principiell vollständig berechtigt und auch sehr wohlthätig, da es verhältnißmäßig nicht vielen Menschen gestattet ist, bei ihrem Tode den Angehörigen ein Kapital zu hinterlassen, das dieselben vor Noth und Elend bewahren kann. Indem ein Familienvater sein Leben versichert und die Beiträge bis an seinen Tod aus dem Erwerbe zahlt, gewinnt er die Möglichkeit, seine Thätigkeit für seine Familie noch über sein Leben hinaus fruchtbringend zu machen. Freilich könnte er die Beiträge, welche er als Versicherungsprämie zu zahlen hat, aufsammeln, aus ihnen ein Kapital bilden und dieses hinterlassen, aber er weiß nicht, ob er so lange leben wird, um dieses Kapital bis zu der erforderlichen Höhe zu steigern. Er kann lange leben, kann aber auch schon nach wenigen Monaten und Jahren sterben. Im erstern Falle gewährt er zwar der Versicherungsanstalt, bei welcher er sein Leben versichert, mehr, als er von ihr empfängt; in letzterm Falle findet dagegen das umgekehrte Verhältniß statt. Indeß auch der langlebige Versicherte hat insofern gewonnen, als er durch die Versicherung von langjährigen schweren Sorgen befreit geblieben ist. Die L. gewährt nicht nur Familiengliedern Nutzen, sondern sie kann auch zu Gunsten anderer Personen (z. B. alter treuer Diener u. s. w.), welche bei dem Tode des Versicherten ihr Einkommen verlieren, stattfinden. Dieselbe dient ferner zur Sicherstellung von Gläubigern, welche für ihr Darlehn kein Unterpfand besitzen und nur dann auf Zurückzahlung desselben hoffen dürfen, wenn der Schuldner längere Zeit am Leben bleibt. Solche Gläubiger vermögen sich dann im Falle des Todes des Schuldners aus der Versicherungssumme, welche ihnen verpfändet wird, zu befriedigen. In der Regel ist der Versicherer zugleich derjenige, dessen Leben versichert wird. Doch kann auch jemand eines Andern Leben versichern, wenn er an demselben, z. B. als unterstützter Verwandter, als Gläubiger, ein nahes Interesse hat, obwol bei diesen letztern Versicherungen die Gesellschaften, der möglichen Giftmorde wegen, die größte Vorsicht beobachten müssen. Außerdem können mehrere Leben verbunden versichert werden, und zwar so, daß die Versicherungssumme bei dem Tode des zuerst oder des zuletzt Sterbenden oder nur dann gezahlt wird, wenn eine bestimmte Person die andern überlebt (Ueberlebensversicherung). Bei den Versicherungen eines einzelnen Lebens kommt es nicht selten vor, daß die Versicherung nicht auf die ganze Dauer des Lebens (als lebenslängliche Versicherung), sondern nur auf einen bestimmten Zeitraum (als sog. kurze Versicherung) abgeschlossen wird, sodaß die Versicherungssumme nur dann gezahlt wird, wenn der Tod in der bestimmten Zeit erfolgt. Aehnlicher Art sind die Versicherungen, welche sich nur auf eine See- oder Eisenbahnreise, einen Feldzug u. s. w. beziehen.

Die Versicherungsbedingungen, welche die Versicherungsgesellschaften stellen, weichen wol vielfach voneinander ab, kommen aber doch in gewissen Punkten überein. Dahin gehört, daß z. B. nur das Leben eines Menschen versichert werden kann, welcher zur Zeit gesund ist, und dessen frühere Gesundheitsverhältnisse oder Alter nicht ein baldiges Ableben befürchten lassen. Es müssen deshalb Gesundheitsatteste beigebracht werden, und auch der Arzt der Gesellschaft hat den Angemeldeten zu untersuchen. Falsche Angaben aber machen den Versicherungsvertrag ungültig, u. s. w. Doch gibt es auch Gesellschaften, welche selbst Kranke aufnehmen, freilich nur gegen hohe Prämien, und welche auch das Leben von Personen versichern, deren Lebensberuf (als Seemann, Soldat u. s. w.) große Lebensgefahren mit sich führt. Andere Gesellschaften halten die Versicherung gegen Zahlung einer Extraprämie aufrecht, wenn erst nachträglich (z. B. infolge Einziehung zum Militär während eines Kriegs) außergewöhnliche Gefahren für das versicherte Leben entstehen, oder zahlen in diesem Fall die an die Gesellschaft berichtigten Prämien unter Aufhebung der Versicherung zurück. Eine andere, fast überall geltende Bedingung ist, daß die

Versicherungssumme nicht ausgezahlt wird, wenn das versicherte Leben durch Henkershand, Duell oder Selbstentleibung geendigt wird. Was die Prämie betrifft, so besteht sie entweder in einer einmaligen Kapitalzahlung oder in halbjährlich oder jährlich zu zahlenden Beiträgen, welche bis zum Tode oder bis zu einem bestimmten hohen Altersjahr, bei kurzen Versicherungen bis zum Ende der Versicherungsperiode zu zahlen sind. In beiden Fällen müssen die Prämien so berechnet werden, daß die Versicherungsgesellschaft, wenn das versicherte Leben die mittlere Dauer erlangt, durch sie und die von ihnen auflaufenden Zinsen und Zinseszinsen nicht nur die Versicherungssumme, sondern auch die Verwaltungskosten und, falls die Versicherungsgesellschaft eine Actiengesellschaft ist, für die Actionäre eine angemessene Gewinnquote erhält. Diese Berechnung ist nicht ohne Schwierigkeiten, da die Alter, in welchen die versicherten Leben stehen, sehr verschiedene sein können. Daher wachsen die Schwierigkeiten noch, wenn eine Versicherung auf zwei und mehr Leben basirt ist. Dennoch müssen die Berechnungen gemacht und auf Grund derselben die sog. Prämientabellen, aus welchen sich die zu zahlenden Prämien ergeben, im voraus aufgestellt werden, damit der Versicherungslustige im voraus prüfen kann, ob die von der Gesellschaft an ihn zu stellenden Forderungen annehmbar sind oder nicht. Die Grundlage der Tabellen sind die sog. Mortabilitäts- oder Sterblichkeitstabellen, in denen auf Grund einer großen Anzahl von Beobachtungen, welche längere Zeit fortgedauert haben, ermittelt ist, nicht nur die mittlere Lebensdauer der Menschen überhaupt, sondern auch, wie viel Jahre ein Mensch, welcher sich in einem gewissen Lebensalter befindet, durchschnittlich und wahrscheinlich noch zu leben hat. Von der Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Mortabilitätstabellen hängt für die Lebensversicherungsanstalten fast alles ab. Sind diese Tabellen unrichtig, so wird die Prämie entweder zu hoch oder zu niedrig bemessen und schreckt im erstern Fall die Versicherungslustigen von der Theilnahme ab, während sie im letztern die Gesellschaft nicht in den Stand setzt, die übernommenen Verpflichtungen einzuhalten und vollständig zu erfüllen. (S. Mortalität.)

Die Versicherungsgesellschaften zerfallen ihrer Organisation nach in zwei Klassen: die Gesellschaften auf Gegenseitigkeit und auf Actien. Die letztern müssen zwar, da die Actionäre auf einen Gewinnantheil Anspruch erheben, höhere Prämien als die Gegenseitigkeitsgesellschaften fordern, sind aber dennoch im allgemeinen mehr beliebt als die erstern. Denn entweder nehmen die gegenseitigen Gesellschaften die gleichen Prämien und behalten sich nur vor, den im Laufe der Zeit etwa sich ergebenden Gewinn den Versicherten in Form von Dividenden zugute kommen zu lassen, oder sie nehmen geringere Prämien und bedingen für den Fall, daß dieselben nicht ausreichen, Nachschüsse aus. Die Aussicht auf Dividende und die ermäßigte Prämie fallen aber bei den meisten Versicherten nicht sehr ins Gewicht gegenüber der Gefahr, später mehr, als verabredet ist, an Prämien zahlen zu müssen und vielleicht nicht zahlen zu können. Außerdem besitzen die Actiengesellschaften schon durch die Actien ein Reserve- und Garantiekapital, das die Einhaltung ihrer Verpflichtungen, sofern nur die Basis des Unternehmens nicht eine fehlerhafte ist, auch während ungünstiger Perioden sicherzustellen vermag. Indeß geben die meisten bestehenden Gegenseitigkeitsgesellschaften (wie namentlich die deutschen) zu Bedenken keinen Anlaß, da sie auf sichern Vorausberechnungen beruhen. Die Zahl der Lebensversicherungsgesellschaften in Deutschland belief sich Ende 1864 auf 26, von denen 18 Actien- und 8 Gegenseitigkeitsgesellschaften waren. Nicht von allen Gesellschaften waren jedoch die Versicherungssummen und die Prämieneinnahmen bekannt. Einzelne der Gesellschaften legen überhaupt nicht, wie es wünschenswerth erscheint, alljährlich Rechnung ab, und andere betreiben neben der L. auch andere Versicherungsarten. Jedenfalls ist aber die Gesammtversicherungssumme sehr beträchtlich. Allein die Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha (eine Gegenseitigkeitsanstalt) hatte eine Versicherungssumme von 46,187000 Thlrn., an welche freilich keine andere heranreicht. Uebrigens ist zu bemerken, daß in Deutschland die Lebensversicherungsanstalten fortwährend an Ausdehnung gewinnen, während sie anderwärts, wie z. B. in Frankreich, noch immer nur schwachen Anklang finden.

Leber (hepar, jecur) heißt die größte Drüse des Thierleibes, die deshalb von höchster Wichtigkeit ist, weil sie in naher Beziehung zur Blutbildung und der damit zusammenhängenden Bereitung der Galle steht. Die L. eines gesunden erwachsenen Menschen wiegt 3 Pfd. und darüber. Dieselbe liegt mit ihrer Hauptmasse im rechten obern Winkel der Bauchhöhle, unmittelbar unter dem Zwerchfell, zur Seite der rechten Bauch- und Rückenwand, und bedeckt die rechte Niere, einen Theil des Zwölffingerdarms und des Magens sowie die rechte Biegung des Dickdarms. Sie ist am Zwerchfell durch straffe Bänder sowie auch an der Rücken- und Bauchwand befestigt und überragt die Rippenwand nicht. Ihr hinterer rechter Abschnitt ist sehr dick und abgerundet,

nach vorn und links schärft sie sich allmählich zu. Ihre Oberseite ist gewölbt (convex), die Unterseite seicht ausgehöhlt (concav), sodaß sie im ganzen ungefähr eine keilförmige Gestalt darbietet. Der vordere Rand der L. hat in der Mittellinie des Körpers einen tiefen Einschnitt (incisura hepatis), welcher sie in den rechten und linken Lappen (lobulus dexter und sinister) theilt. Von diesem Einschnitt verläuft auf der Unterseite eine seichte Furche nach hinten, und dieser ziemlich parallel weiter nach rechts eine zweite Furche, welche durch eine querlaufende Vertiefung verbunden sind. Es werden so von der L. zwei weitere kleine Lappen abgegrenzt, ein vorderer viereckiger (lobulus quadratus) und ein hinterer (lobulus Spigelii). In der linken Längsfurche verläuft beim Fötus die Nabelvene, die in der Gegend der Querfurche in die L. eintritt und nur einen kleinen Zweig (ductus venosus) durch die hintere Hälfte dieser Grube direct in die hinter der L. liegende untere Hohlvene sendet. Der vordere Theil der rechten Furche nimmt die Gallenblase auf, die hintere umfaßt innig die Vorderwand der untern Hohlvene. In der Querfurche münden alle blutzuführenden Gefäße, und aus ihr treten die Lymphgefäße der L. und der Leberzellengang aus; diese Stelle ist gewissermaßen die Pforte der L. und wird auch so benannt (porta hepatis). An Blutgefäßen erhält die L. die Pfortader (vena portae) und die Leberarterie (arteria hepatica). Die Pfortader sammelt alles Blut, welches von den Gedärmen, vom Magen, von der Bauchspeicheldrüse und der Milz kommt, tritt in der Leberpforte in die L. ein und löst sich hier nach allen Richtungen hin in feine, untereinander verbundene Zweige auf, welche wieder zu größern Stämmchen zusammentreten und als Lebervenen (venae hepaticae) in die untere Hohlvene münden. Das Blut der Pfortader ist sehr dunkel, hat aus dem Darm einen Theil der Verdauungsproducte, aus der Milz das von dieser veränderte Blut aufgenommen und liefert das Material zur Galle und zu den neugebildeten Blutbestandtheilen. Die Leberarterie verzweigt sich in ähnlicher Weise wie die Pfortader in der L., führt aber hellrothes Blut und vermittelt die selbständige Ernährung des Lebergewebes. Die L. selbst liegt großentheils in einer Falte der Bauchhaut, welche die L. mit einem glatten Ueberzug überzieht. Ihr Gewebe selbst ist schon im frischen Zustande ziemlich derb, wird es aber im Tode durch Gerinnung eines eiweißähnlichen Bestandtheils noch mehr. Die Farbe ist hell rothbraun (leberbraun), doch nicht gleichmäßig. Auf einem Schnitt der L. erblickt man um die weit klaffenden Stämmchen der Lebervene einen Ring Lebersubstanz, welcher von einem Kranz feiner Pfortaderzweige umsäumt ist. Diese Ringe sind die Querschnitte kugeliger Anhäufungen von mit bloßem Auge nicht sichtbaren, quadratischen Zellen und heißen Leberinseln oder Leberläppchen (insulae oder acini, auch lobuli hepatis), die Gefäße in ihrem Umkreise interacinöse, die im Mittelpunkt gelegenen intraacinöse Venen. Die Peripherie dieser Inseln hat meist eine andere, hellere oder dunklere Färbung als die Mitte, wodurch die ganze L. ein geflecktes Aussehen bekommt. Die Leberzellen sind von der Mitte nach dem Rande in Reihen angeordnet, die vielfach miteinander verbunden (Leberzellenbälkchen), und zwischen ihnen verlaufen, die Bälkchen innig umspinnend, die Haargefäße, in welche sich die peripherischen Pfortaderzweige auflösen, und die sich zu der centralen Lebervene sammeln. Außerdem ist jede einzelne Leberzelle noch mit äußerst feinen Haargefäßchen umgeben, den Anfängen der Gallengänge, welche sich im Umkreise der Inseln sammeln, nach und nach zu stärkern Stämmchen zusammentreten und neben den gröbern Zweigen der Pfortader rückwärts zur Leberpforte verlaufen. Die Bälkchen sind endlich noch von Lymphräumen umgeben, die zu Stämmchen zusammentreten, welche denselben Weg aus der L. nehmen wie die Gallengänge. Das Lebergewebe zeigt sich also von einem fünffachen Kanalsystem durchzogen, von drei Blutgefäßsystemen, von dem Lymphsystem und dem Gallengangsystem. Dazwischen findet sich vielfältig Bindegewebe. Die Gallengänge bilden in der Leberpforte einen einzigen Stamm (Lebergallengang), welcher seitlich eine blasenförmige Ausstülpung trägt, die am Leberrand etwas vorstehende Gallenblase, die durch einen kurzen Kanal mit ihr in offener Verbindung steht. Diese Gallenblase ist ein Reservoir der Galle (s. d.).

Die L. hat eine große Bedeutung für den thierischen Haushalt, was schon daraus hervorgeht, daß sie sich in der Leibesfrucht sowie im Hühnchen sehr früh bildet, im Embryo der Säugethiere das Blut des Mutterkuchens, im Hühnchen den Dotter aufnimmt. Geht die L. durch Krankheit zu Grunde, so ist das Leben vernichtet. Im einzelnen ist ihre Thätigkeit noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint so viel festzustehen, daß die Gallenbereitung mit einer Neubildung von Blut, überhaupt mit einer Verarbeitung der verdauten und aufgesogenen Eiweißstoffe einhergeht. Ein Product dieses Processes ist eine stärkemehlähnliche, der L. eigenthümliche Substanz, das Glykogen, die einzige derartige, welche man bisjetzt im Thierkörper aufgefunden hat. Keinem einigermaßen complicirt gebauten Thier fehlt die L., und wenn sie auch nicht immer die

Gestalt dieses Organs bei den größern Säugethieren besitzt, so ist sie doch in andern Formen vorhanden, z. B. als Auskleidung der Darmwand.

Von den Krankheiten der L. ist zunächst zu nennen die Schnürleber, welche entsteht, wenn auf die Gegend der untern Rippen anhaltend ein starker Druck ausgeübt wird (durch das Schnürleibchen der Frauen besonders). Die L. wird dabei nach unten gedrückt und bekommt von den Rippen eine Querfurche auf der Oberseite, natürlich unter Beeinträchtigung ihrer Thätigkeit. Auch kann dadurch die Gallenblase leicht nach außen umgestülpt werden. Häufig findet eine Verstopfung des gemeinsamen Gallengangs durch Schleimpfröpfe (bei Darmkatarrh, der sich auf der Schleimhaut der Gallenwege fortsetzt) und durch steckenbleibende Gallensteine sowie Verschließung einzelner feiner Gallengänge (durch Krebsknoten, Abscesse u. s. w.) statt, und es entsteht dann Gelbsucht. Eigentliche Entzündung der L. ist selten und kommt fast nur beim Gelben Fieber vor. Dagegen entstehen öfters Abscesse in derselben bei Hospitalfieber (Pyämie). Eine eigenthümliche Erkrankung der L. beruht auf einer Massenzunahme des Bindegewebes unter langsamem Untergange der Leberzellen. Die L. bekommt dabei ein eigenthümliches marmorirtes Ansehen (Muskatnußleber, Lebercirrhose) und ist höckerig (Schuhzweckenleber). Diese Entartung findet sich bei Säufern, bei chronisch Lungen- und Herzkranken. Der Fettgehalt der L. ist fortwährenden Schwankungen unterworfen. Eine sehr fettreiche L. heißt Fettleber, die entstehen kann bei fetten Personen oder infolge krankhafter Veränderungen. In hohem Alter sowie nach erschöpfenden Krankheiten ist die L. oft geschrumpft, welk, braun, sonst aber normal (rothe Atrophie). Bei gewissen Krankheiten, so nach Phosphorvergiftung, nach anhaltender Gelbsucht, geht die L. acut zu Grunde, ihr Gewebe löst sich völlig auf, sie wird matsch, gelb (acute gelbe Atrophie). Entarten ihre Gefäßverzweigungen in der Weise, daß die Gefäßwandung anschwillt und eine wachsähnliche Beschaffenheit annimmt, so bietet die ganze L. ein ähnliches Ansehen dar (Wachsleber, Speckleber, amyloide Entartung). Bei der Syphilis erkrankt nicht selten auch die L. Bei Krebskranken ist die L. eins der Organe, welches zuerst mit ergriffen wird. Echinococcen finden sich in der L. häufiger als anderwärts. Zerreißungen der L., wie sie sich nach Stoß oder Schlag auf den Bauch, bei einem Sturz u. s. w. ereignen, sind wegen der Blutung tödlich.

Leberblümchen, Leberkraut, s. Hepatica.

Leberegel (Distoma hepaticum) heißt eine Art der Doppellöcher oder Distomen, welche einen dicken, kegelförmigen, vorspringenden Vorderkörper und einen blattartig abgeplatteten Hinterleib besitzt und 30 Millimeter Länge auf 12 Millimeter Breite erreicht. Der Wurm kommt nur bei pflanzenfressenden Säugethieren, besonders häufig bei Schafen und nur selten beim Menschen vor, wohnt ausschließlich in den Gallengängen der Leber, wandert aber zuweilen daraus in den Darm und die Blutgefäße. Er pflanzt sich durch Eier fort, welche mit der Galle in den Darm und aus diesem nach außen mit den Excrementen gelangen. Diese Eier entwickeln sich im Wasser und bilden ein Junges, welches mit Flimmerhaaren besetzt ist und im Wasser umherschwimmt. Wahrscheinlich gelangen diese Jungen in Schnecken, bilden sich erst zu Keimschläuchen, dann zu Cercarien um (s. Distomen) und werden auf der Weide von den Schafen mit dem Grase eingeschluckt, wo sie sich dann in der Leber festsetzen und weiter entwickeln. Sie verwüsten förmlich, wenn in großer Anzahl vorhanden, die Leber und erzeugen bei Schafen die sog. Leberfäule, welcher besonders in feuchten Niederungen viele Schafe zum Opfer fallen. Nasse Witterung und Betreiben der Weide bei starkem Thau soll nach Ansicht der Schäfer die Entwickelung der Leberfäule begünstigen, was auch dem Entwickelungsgange des Wurmes nach wahrscheinlich ist. Auch einzelne Jahrgänge, wie 1817, 1830 und 1854 waren der Leberfäule besonders günstig durch nasse Sommer. Der Abgang, den diese Krankheit erzeugt, ist sehr bedeutend. Trockene Weiden und vorwiegende Stallfütterung sind die einzigen Vorbeugungsmittel. Man kennt einige durch den Wurm verursachte Todesfälle beim Menschen.

Leberfleck (macula hepatica, chloasma) nennen Laien eine Hautkrankheit, welche jetzt als eine besondere Art der Kleienflechte (als Pityriasis versicolor) bezeichnet wird. Dieselbe bildet gelbbraune, meist scharf abgegrenzte rundliche Flecken auf der Haut, namentlich des Rumpfes und Halses, die sich immer weiter ausbreiten (gleichsam umherkriechen) und stets mit kleienartigen Schüppchen bedeckt sind. Diese Schüppchen sind nichts anderes als die sich abschälende, trocken und braun gewordene Oberhaut, die von einem wuchernden Schimmelpilz abgehoben wird. Unterhalb dieser Schüppchen ist die eigentliche Haut ganz gesund. Das Uebel ist also ein rein örtliches, findet sich aber oft bei schwächlichen, namentlich tuberkulösen Personen und pflanzt sich durch nahe Berührung, besonders Zusammenschlafen, auf andere Personen fort. Zur Heilung genügt, die Flecke zweimal des Tags wiederholt mit grüner Seife einzureiben. Eine

andere Art von L. besteht blos in Pigmentanhäufungen der Haut, und diese Stellen sind oft mit Haaren bedeckt. Zu ihrer Entfernung muß man die Haut zerstören (ätzen u. dgl.). Schwangere (und gebärmutterkranke) Frauen zeigen oft im Gesicht (Stirn, Oberlippe) bräunliche Flecken, die eben denselben Ursprung haben wie die stärkere Färbung des Warzenhofs bei Schwangern. Diese verschwinden meist mit der Niederkunft oder mit der Hebung des Leidens. Mit der Leber haben alle diese Flecken nichts gemein als die Farbe.

Lebermoose (Musci hepatici) nennen die Botaniker diejenigen Moose, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung die Hülle des Archezonikons, worin sie sich entwickelt, am Scheitel durchbricht und daher stets nackt (ohne Mütze) ist. Dieselbe springt in der Regel mit Klappen auf; ihre Sporen werden bei der Mehrzahl durch elastische Spiralfaserzellen (Schleudern) fortgeschnellt. Die L. haben theils einen beblätterten, theils einen laubartigen Stengel. (S. Moose.)

Leberreime nennt man die zweizeiligen deutschen Scherzgedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: «Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem —», worauf ein Thier genannt wird, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime wurden um 1750 von einem gewissen Schävius erfunden und waren früher bei Gastereien, nach Auftragung des Hechts, sehr üblich.

Leberthran, auch Bergner- oder Stockfisch-L. (Oleum jecoris aselli) nennt man ein aus der Leber mehrerer Seefische aus der Gattung Dorsch (s. d.) oder Gadus, namentlich des Kabeljau (s. d.) gewonnenes fettes Oel, welches, je nach den verschiedenen Bereitungsarten, sich in Hinsicht auf Farbe, Geruch und Geschmack verschieden darstellt. Früher schrieb man dem L. wegen eines angeblichen Jodgehalts eine besondere Wirkung zu. Neuerdings wird behauptet, er werde leichter als andere Fette von dem Blut und der Lymphe aufgenommen. Sonst hat er nichts vor dem (auch blos diätetischen) Gebrauche eines andern Fettes voraus; er verdirbt den Appetit und riecht und schmeckt so schlecht wie jedes andere ranzige Oel.

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Lebrun (Charles), berühmter franz. Maler, geb. zu Paris 1618, war der Sohn eines mittelmäßigen Bildhauers und hatte Vouet zum Lehrer, den er indeß sehr bald übertraf. Nachdem er von Rom, wo er unter Poussin's Leitung vornehmlich die Antike und Rafael's Werke studirte, nach Paris zurückgekehrt, wurde er geadelt, 1648 zum Präsidenten der neubegründeten königl. Maler- und Bildhauerakademie und später zum ersten Maler des Königs sowie zum Director der königl. Gobelinmanufactur ernannt. Seit 1661 war er, bis mit Colbert's Tode 1683 sein Einfluß zu sinken begann, fast nur damit beschäftigt, die Umgebungen Ludwig's XIV. und die glänzenden Feste des Hofs in Gemälden darzustellen. Namentlich hatte er in Versailles sehr viel zu thun. Er starb 1690. L. ist einer der bezeichnendsten Repräsentanten seiner Kunstperiode. Neben reicher Erfindungsgabe und unleugbarer Leichtigkeit der Darstellung besaß er ganz besonders das künstlerische Wissen seiner Zeit und konnte so der Stifter eines neuen sog. Classicismus werden, der in seiner zahlreichen Schule fortlebte. Allein neben sehr umfassenden Studien der Formen, des Ausdrucks und des Costüms gebrach es ihm an Tiefe und Kraft des Gefühls, sodaß seine meist pomphaften und glänzenden Gegenstände um so mehr den Eindruck hohlen Prunks machen, woran auch sein mattes Colorit einige Schuld trägt. Am berühmtesten sind seine Bilder aus der Geschichte Alexander's im Louvre zu Paris. L. war persönlich nichts weniger als beliebt und lastete schwer auf den Kunstverhältnissen am Hofe Ludwig's XIV. Seine beiden oft herausgegebenen Werkchen «Traités sur la physionomie» und «Sur le caractère des passions» sind eine Anweisung für die Maler, sich auf conventionellem, mechan. Wege mit dem Ausdrucke abzufinden.

Lebrun (Charles François), Herzog von Piacenza, geb. 19. März 1739 zu St.-Sanveur-Landelin bei Coutances, machte zu Paris ausgezeichnete Studien und vollendete seine Bildung durch Reisen in England und Holland. Er übernahm dann die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Secretär erhob. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehrere Flugschriften im Interesse des Hofs erscheinen; auch soll er die officiellen Schriften und Acte angefertigt haben, welche der Hof in der Sache erließ. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Er lebte hierauf fünf Jahre in gänzlicher Dunkelheit, bis er kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer Schrift «La voix du citoyen» Aufsehen machte. Die Sénéchaussée von Dourdan schickte ihn in die Nationalversammlung. Hier verhielt er sich ernst und gemäßigt und nahm gewöhnlich bei Finanz- und Verwaltungssachen das Wort, in denen er tiefe Kenntnisse hatte. Nach dem Schluß der Versammlung wurde er Präsident des Verwaltungsraths im Depart. Seine-Oise,

in welcher Stellung er Muth und Klugheit zeigte. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft rettete. Nach der Einführung der Directorialverfassung trat er in den Rath der Fünfhundert, und 20. Febr. 1796 wurde er dessen Präsident. Als solcher leistete er Bonaparte in der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste, und dieser wählte ihn dafür zum dritten Consul. Obschon er sich als die gelehrigste Creatur seines Meisters bewies, so erwarb er sich doch Verdienste um die Herstellung der franz. Finanzen. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza. Nach der Abdankung Ludwig Bonaparte's wurde er als Gouverneur nach Holland geschickt, wo er sich mit Mäßigung und Rücksicht benahm. Als ihn hier die Verbündeten Ende 1813 vertrieben, ging er nach Paris und unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron. Er erzeigte denselben als außerordentlicher Commissar zu Caen so große Dienste, daß er 4. Juni 1814 die Pairswürde erhielt. Weil er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris angenommen, verlor er mit der zweiten Restauration seine polit. Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen, in welcher er sich freimüthig zur constitutionellen Partei hielt. Er starb in der Zurückgezogenheit 16. Juni 1824. L. war Mitglied des Instituts und hatte sich schon als Student einen Namen erworben durch die Uebersetzung von Tasso's «Befreitem Jerusalem» (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840) sowie Homer's «Iliade» (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 2 Bde., 1809). — Sein ältester Sohn, Anne Charles L., Herzog von Piacenza, geb. 28. Dec. 1775, war Adjutant Desaix', der in seinen Armen verschied. 1805 zum Obersten eines Regiments, 1807 zum Brigadegeneral befördert, kämpfte er 1811 in Spanien mit. Während der Hundert Tage war er Deputirter des Depart. Seine-Marne. 1824 folgte er seinem Vater in der Pairswürde; auch gab er dessen «Mémoires» (Par. 1829) heraus. Seit 25. Jan. 1852 Senator, starb er 21. Jan. 1859.

Lebrun (Karl August), Schauspieler und Dichter, geb. 8. Oct. 1792 zu Halberstadt, sollte nach dem Tode des Vaters, eines Geistlichen, Kaufmann werden, ging aber 1809 in Dessau zum Theater über. Durch sein feines Spiel erwarb er sich rasch einen Namen und trat nacheinander zu Memel, Würzburg, Mainz und Hamburg in Engagements. An letzterm Orte führte er von 1827—37 mit F. L. Schmidt die Direction des Stadttheaters, während welcher Zeit dasselbe in besonderer Blüte stand. Seit 1837 in Hamburg lebend, trat L. nur noch als Gast an verschiedenen Orten auf. Stets mit gründlichen Studien beschäftigt und durch ein vortheilhaftes Aeußeres unterstützt, leistete er namentlich in fein-komischen Charakterrollen Außergewöhnliches. Auch seine Bearbeitungen ausländischer Dramen und seine eigenen Dramen sind verdienstliche, vorzugsweise bühnengerechte Arbeiten, wenn auch ohne große dichterische Bedeutung. Am meisten gefielen «Nummer 777» und «Die Drillinge». Von 1816—33 ließ er verschiedene Sammlungen seiner Bühnenspiele erscheinen. Er starb 25. Juli 1842 zu Hamburg. — Seine Gattin Karoline, geborene Steiger, geb. 1800 in Hamburg, hat sich als Schauspielerin ebenfalls einen geachteten Namen erworben.

Lebrun (Pierre Antoine), franz. Dichter, geb. 29. Nov. 1785 zu Paris, entwickelte schon sehr früh seine poetische Anlage. Eine der großen Armee gewidmete Ode, welche die Schlacht von Austerlitz zum Inhalt hatte, verschaffte ihm eine Pension von 1200 Frs. Doch zählte L. nicht zu den Hof- und Staatspoeten, sondern besang die glorreichen Thaten des Kaiserreichs erst nach seinem Sturze, vorzüglich in der Ode über den Tod des Kaisers (1822). Diese allzu enthusiastischen Klagen brachten ihn um seine Steuereinnehmerstelle in Hâvre und bald nachher auch um sein Jahrgehalt. L. hatte sich bereits auch in der dramatischen Dichtkunst versucht, aber mit seinen ersten Tragödien von ganz classischem Zuschnitt nur geringen Erfolg gehabt. 1820 ließ er auf dem Théâtre Français seine Tragödie «Marie Stuart» aufführen, die einzige, die sich aus jener Zeit auf dem Repertoire erhalten hat. Ein Mittelding zwischen Nachahmung und freier Bearbeitung des Schiller'schen Meisterwerks, wurde dieses Stück mit lautem Beifall von der Romantischen Schule aufgenommen, welche darin einen Anschluß an ihre Ideen und ihren ersten Erfolg auf der Bühne erblickte. Weniger gefiel der «Cid d'Andalousie» (1825), welcher den Kritikern zu verwegen erschien. L. rächte sich für diese ungerechte Schlappe mit seinem Gedicht «Voyage de Grèce» (1828), welches den größten Beifall fand und auch seine vorzüglichste Leistung ist. In demselben Jahre wurde er von der Französischen Akademie als Mitglied aufgenommen. Die Julirevolution öffnete ihm wieder die Staats-

beamtenlaufbahn. Er war bis 1848 Director der königl. Druckerei und einer von den wenigen Schriftstellern, welchen Ludwig Philipp die Ehre eines Sitzes in der Pairskammer angedeihen ließ. Ein kaiserl. Decret berief ihn 1853 in den Senat. Eine Gesammtausgabe seiner «Oeuvres» (3 Bde.) erschien zu Paris 1844.

Lebrun (Ponce Denis Écouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, Frankreichs größter Lyriker aus der classischen Schule, geb. zu Paris 10. Aug. 1729, wurde nach beendigten Studien Secretär des Prinzen Conti, in dessen Diensten sein Vater stand, was vielleicht zu der Vermuthung Veranlassung gab, daß er ein natürlicher Sohn des Prinzen sei. An seinem Charakter hafteten manche Flecken. Starken Tadel fand er insbesondere wegen seiner Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte. Als er durch Conti's Tod seine Stelle und fast gleichzeitig durch den Bankrott des Fürsten Rohan-Guéméné 18000 Frs. verloren hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Vaudreuil von Calonne eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er dieser seine ganze Muse. Er war der Dichter des Convents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehrere seiner republikanischen Oden sind wirklich poetische Meisterstücke. Als Napoleon Consul geworden, erhielt L. eine Pension von 6000 Frs., und fortan besang er diesen, verspottete ihn aber auch trotzdem in Epigrammen. Er starb 2. Sept. 1807. Seine «Oeuvres complètes» wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit alles übertreffen, was die classische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, obschon die ärgsten von ihm selbst unterdrückt wurden. Sein in gewählter Sprache geschriebenes, nicht vollendetes Lehrgedicht «La nature» ist reich an schönen und wahrhaft poetischen Stellen; das Gedicht «Les veillées du Parnasse» blieb ebenfalls unvollendet. Seine Anmerkungen zu Boileau und J. B. Rousseau sind den Ausgaben derselben häufig beigefügt.

Lecce, die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (früher Terra di Otranto), $1\frac{1}{2}$ M. vom Adriatischen Meere, am Abhange des Apennin in einer reizenden Gegend gelegen, Sitz eines Bischofs, der Präfectur und eines Tribunals erster Instanz, ist eine der größten und wohlgebautesten Städte Unteritaliens, mit Mauern, Thürmen und mehrern Vorstädten umgeben, hat einen großen, regelmäßigen und mit Bildsäulen gezierten Marktplatz, gerade und breite Straßen, mehrere großartige Gebäude, ein festes Schloß, eine Kathedrale, neun Pfarr- und viele andere Kirchen und Klöster, ein Gymnasial-Lyceum und ein National-Convict. Die Stadt zählt in ihrem Gemeindegebiete (31. Dec. 1861) 21345 E., welche Baumwoll-, Tabacks- und Weinbau betreiben, Manufacturen in Baumwollzeugen, Kattun, Spitzen, sowie lebhaften Productenhandel, namentlich mit Oel, unterhalten, das in der Umgegend in großer Menge gewonnen wird und als das feinste Tafelöl unter dem Namen Leccer Oel bekannt ist. Muthmaßlich aus der Stadt Lupiae in der Landschaft Calabria der Alten entstanden, bildete L. im Mittelalter eine normann. Grafschaft. Graf Tancred von L. wurde 1189 König von Sicilien und hielt sich gegen den deutschen Kaiser Heinrich VI. — Lecco ist eine kleine Stadt am Comersee, nach welcher der südöstl. Arm desselben See von Lecco genannt wird. (S. Como.)

Lech (Licus), ein rechter Nebenfluß der Donau, der im Vorarlbergischen in 5741 F. Seehöhe aus dem Formaninsee östlich von der 8490 F. hohen, schneebedeckten Rothen Wand entspringt. Derselbe durchfließt erst $11\frac{1}{2}$ M. weit in ostnordöstl. Richtung bis Reute ein enges, düsteres Längenthal der Kalkalpen, in dessen kiesiger Sohle er mit vielen Schlangenwindungen zahlreiche Kiesinseln und Sandbänke umschließt. Nachdem sich das Thal oberhalb Reute beckenartig erweitert, wendet sich der Fluß nordwärts und durchbricht auf der grandiosen Strecke von Reute bis Füssen, die überaus reich an Seen, fünf vorgeschobene Kalksteinriegel der Algauer Alpen in einem Querthale und bildet $\frac{1}{8}$ M. oberhalb Füssen (s. d.) einen Wasserfall und die schönste Stromschnelle auf deutschem Boden. Schon etwas oberhalb Füssen tritt der L. aus Tirol in das bair. Gebiet, welches er, die Grenze zwischen Altbaiern und Schwaben bildend, in nördl. Richtung durchströmt, und zwar über Lechbruck (ein Dorf von 1069 E.) bis Schongau, wo er 100 F. breit ist und für Kähne schiffbar wird, noch in einem engen, bergigen Thale, dann von Landsberg an über Augsburg, Lechhausen (ein industrielles Dorf von 4086 E.) und Rain in offener Ebene zwischen flachen Ufern und mit zahlreichen Inseln. Neben einsamer Burgruine bei Lechsend, gegenüber von Lechsgemünd und Marxheim, mündet er in 1248 F. Seehöhe nach einem Laufe von 38 M. Sein Stromgebiet beträgt nur 120 Q.-M., indem es zwischen Iller und Isar sehr eingeengt ist und durch Zuflüsse nur geringe Erweiterung findet. Unter den letztern sind die bedeutendsten (beide links) die Vils, welche oberhalb Füssen mündet,

und die 18 M. lange Wertach (Werder- oder Inselfluß), welche in den Abfällen der Algauer Alpen, 3 M. südlich von Kempten, entspringt, bis Kaufbeuren ein enges, tiefeingefurchtes Thal, dann die Hochebene durchfließt und bei Augsburg mündet. Der L. bewahrt auch in der Ebene den Charakter eines Alpenstroms. Sein reißendes Gefälle durchwühlt, trotz aller Dammbauten, fortwährend die Ufer und setzt große, stets wechselnde Geröllbänke ab, welche den erstaunlichen Unterschied in der Breite seines Bettes erklären, die durchschnittlich 55, bei der Wertachmündung wol 1200 Schritt beträgt. Auch der Wasserstand wechselt oft und rasch, indem der Fluß bald das Bild eines großen Bachs, bald das eines reißenden Stroms bietet. So dient der L. mehr industriellen Zwecken als einer bequemen Schiffahrt. Er ist kein belebter Verkehrsweg, hat auffallend wenig Brücken und auch nur wenige Dörfer unmittelbar an seinem Uferrand. Am L. sind viele heiße Kämpfe ausgefochten worden. So bei dem Städtchen Rain, unweit oberhalb der Mündung in die Donau, das Gefecht vom 15. April 1632 zwischen den Schweden unter Gustav Adolf und den Kaiserlichen, die den Uebergang über den L. vertheidigten, unter Tilly, welcher letztere dabei nebst dem kaiserl. General Aldringer tödlich verwundet wurde. Berühmt ist das Lechfeld, eine Ebene von 10 St. Länge, zwischen dem L. und der Wertach, welche sich von Landsberg bis Augsburg hinzieht, durch den Sieg Kaiser Otto's I. über die Ungarn 10. Aug. 955.

Lechevalier (Jean Baptiste), franz. Archäolog, geb. zu Trelly im Depart. Manche 1. Juli 1752, machte seine Studien in Paris und lehrte 1772—78 an den Colléges Duplessis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, schloß sich L. als dessen Secretär an, um archäol. und geogr. Untersuchungen betreiben zu können. L. ging zunächst nach England, bereiste dann Italien und hierauf die Nordwestküste von Kleinasien, wo er seine größte Aufmerksamkeit der Erforschung der Ebene von Troja zuwendete, in der er die Gräber des Ajax, Achilles und Protesilaus aufgefunden zu haben vorgab. Indem er darauf ausging, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, suchte er besonders aus der Bestätigung der geogr. und histor. Angaben Homer's die seiner Meinung nach gefährdete Ehre desselben sicherzustellen. Von Konstantinopel aus bereiste er in den folgenden Jahren die Propontis und den Pontus Euxinus. Nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ging er 1790 wieder nach London, bereiste in den folgenden Jahren Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, von wo er erst 1795 nach England zurückkehrte. Drei Jahre später besuchte er Spanien und Portugal und kehrte über Sicilien zurück. Endlich 1806 wurde er bei der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris angestellt. Als erster Conservator an derselben starb er 2. Juli 1836. Wegen der von ihm herausgegebenen «Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel» (zuerst von Dalzal nach dem Manuscript ins Englische übersetzt, Lond. 1794; 2. Aufl., Par. 1797; 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas), welche nicht nur eine Geschichte des Schauplatzes der «Iliade» enthält, sondern sich auch über alle in der «Odyssee» genannten Orte verbreitet, und der Fortsetzung derselben, der «Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin» (2 Bde., Par. 1800), mußte er von seiten Choiseul-Gouffier's viele Vorwürfe erdulden. Auch soll er der Verfasser des Werks «Ulysse-Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea» (Lond. 1829; franz. Par. 1829, mit 5 Karten und 15 Kupfern) sein, welches er unter dem Namen Konst. Koliades herausgab, und worin er dem Homer die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Gedichte abspricht.

Leck nennt man in der Schiffersprache eine durch eine gewaltsame Veranlassung, z. B. das Anstoßen an eine Klippe, oder durch Länge des Gebrauchs entstandene Beschädigung des Schiffs, welche ein starkes Eindringen des Wassers gestattet, daher figürlich leck werden oder leck springen so viel als schadhaft werden. Mit Lecken bezeichnet man auch das fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus den Fässern. Der dadurch entstandene Verlust heißt Leckagie (coulage) und wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln berechnet.

Leclerc d'Ostin (Victoire Emmanuel), franz. Generallieutenant und Schwager Napoleon's, war 17. März 1772 zu Pontoise bei Paris geboren und der Sohn eines reichen Mehlhändlers. Als eifriger Republikaner trat er 1792 in ein freiwilliges Bataillon, das ihn zum Lieutenant wählte. Bei der Belagerung von Toulon erhielt er den Grad eines Generaladjutanten, und nach der Einnahme der Stadt brachte er die Siegesnachricht nach Paris. Er ging hierauf zur Armee nach den Ardennen, wohnte der Schlacht bei Fleurus bei und trat dann in die Alpenarmee. An der Spitze der Avantgarde bemächtigte er sich des Mont-Cenis und hielt sich auf diesem Punkte unter den schwierigsten Umständen den Winter von 1794 hindurch. Im Herbste 1795 wurde er als Commandant nach Marseille geschickt, wo er sich mit Pauline, der Schwester des Generals

Bonaparte, verlobte. Bonaparte berief ihn sodann zur Armee nach Italien und ertheilte ihm, nachdem er sich in mehrern Gefechten als tüchtiger Offizier bewährt hatte, 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Kurz darauf feierte L. zu Mailand seine Vermählung mit Bonaparte's Schwester. Nach dem Frieden von Campo-Formio diente er im Generalstabe Berthier's und Brune's, und während der Expedition seines Schwagers nach Aegypten übernahm er ein selbständiges Commando zu Lyon. Nachdem er Bonaparte in den Tagen des 18. Brumaire wichtige Dienste geleistet, wurde er als Divisionsgeneral zur Rheinarmee unter Moreau gesendet, wo er den Erzherzog Ferdinand 3. Dec. 1800 bei Hohenlinden schlagen half. 1801 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer franz. Armee Spanien zu durchziehen und Portugal zu besetzen. Als nach dem Frieden von Amiens Bonaparte den Plan zur Wiederunterwerfung von Haiti (s. d.) faßte, vertraute er L. mit dem Titel eines Generalkapitäns den Befehl über die Expeditionsarmee an, die in den ersten Tagen des Febr. 1802 auf der Insel landete. Mit ebenso viel Geschick als Tapferkeit wußte er sich binnen drei Monaten die Colonie wieder zu unterwerfen. Indessen brach der Kampf infolge der Empörung der Negertruppen, der blutigen Strenge, mit welcher die Franzosen straften, und der Schilderhebung Toussaint-l'Ouverture's (s. d.) sehr bald um so heftiger aus. Die Lage L.'s gestaltete sich in kurzer Zeit verzweifelt, zumal da die Franzosen vom Gelben Fieber in Masse hingerafft wurden. Nachdem L. die Reste der Expedition auf der Insel Tortue concentrirt, unterlag er selbst der Seuche 2. Nov. 1802. Rochambeau (s. d.) übernahm hierauf den Oberbefehl. Die Gemahlin L.'s, die der Expedition beiwohnte und großen Muth bewies, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete 1803 den Fürsten Borghese (s. d.). Napoleon ertheilte L. das Lob eines ausgezeichneten Generals und eines tüchtigen Charakters.

Leclercq (Michel Théodore), franz. Dramaturg, geb. zu Paris 1. April 1777 von wohlhabenden Aeltern, wurde zuerst bei der Finanzverwaltung angestellt, wählte aber dafür alsbald die literarische Laufbahn, worin er ein seltenes Talent für das Sprichwörterspiel, eine interessante Nebengattung des kunstgerechten Lustspiels, entwickelte. Seine ersten dramatischen Sprichwörter wurden zu Hamburg gedichtet und gespielt, in einer kleinen franz. Gesellschaft, welche die polit. Ereignisse zu Anfang des Kaiserreichs in jener Stadt versammelt hatten. Offiziere, Diplomaten, Dilettanten waren seine ersten Schauspieler, und er selbst war, wie Shakspeare und Molière, Autor, Director, Acteur, überhaupt die Seele der Truppe. 1814 und 1815 stiftete er ein Gesellschaftstheater zu Nevers, und einige Jahre später ging er nach Paris und brachte daselbst ebenfalls eine sehr vornehme Liebhabertruppe zusammen. Endlich erschienen die zwei ersten Bände seiner «Proverbes dramatiques» (1823), die den größten Erfolg hatten und schnell mehrere Auflagen erlebten. Später folgten noch sechs Bände. Jedes dieser kleinen Stücke enthält in einem scheinbar engen Rahmen eine Menge geistreicher Beobachtungen, Züge von köstlicher Naturtreue und eine erstaunliche Mannichfaltigkeit von Charakteren, die mit sehr viel Kunst skizzirt sind. Milder Sittenrichter und heiterer Splitterrichter, hat L. in einer Reihenfolge von Genrebildern die Gebrechen, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten aller Zeiten und Länder, aber mit den charakteristischen Farben und Zügen seiner Zeit und seines Landes dargestellt. Eine gewisse Anzahl Stücke sind polit. Satiren, die in ihrer Schreibart eine kecke, sprudelnde Laune verrathen und die Stimmung der Gemüther in den letzten Jahren der Restauration treu abspiegeln. Uebrigens artet sein kaustischer Witz, so stechend er auch ist, nie in Schmähung, noch weniger in Verleumdung aus. Zuerst schrieb L. nur für sich und seine Freunde. Allmählich aber machte er aus der Liebhaberei ein Geschäft und reiste aus einer franz. Provinz in die andere, von Schloß zu Schloß, um die Aufführung seiner Sprichwörter zu leiten. Er starb zu Paris 15. Febr. 1851.

Lecluse, L'Ecluse oder Fort de l'Ecluse, ein Grenzposten und Fort im franz. Depart. Ain, im Arrondissement und 3¾ M. südsüdwestlich von der Stadt Gex, zwischen Genf und Seyssel, unweit oberhalb der Perte-du-Rhône, auf einem Felsen des Juragebirgs, der sich 120 F. über die Rhône erhebt, scheint nur zur Deckung des dortigen Defilé auf der Straße von Genf nach Lyon errichtet zu sein; denn es wird durch den 5210 F. hohen Mont-Credo und andere benachbarte Berge vollständig beherrscht. L. gehörte seit 1037 den Herzogen von Savoyen, wurde öfters von den Bernern erobert und diesen von den Genfern wieder entrissen. Im Febr. 1814 bemächtigten sich desselben die Oesterreicher, aber schon 1. März nahmen es die Franzosen weg, 7. Juli 1815 jedoch wieder die Oesterreicher, welche es theilweise sprengten. 1824 wurde die Festung bedeutend stärker wieder aufgebaut.

Lecluse (Charles de), gewöhnlich Clusius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 18. Febr. 1525, studirte in Gent und Löwen die Rechte und ging dann nach Deutschland, wo er sich längere Zeit in Wittenberg aufhielt und Melanchthon's Umgang genoß. Später wendete er sich

in Montpellier dem Studium der Medicin zu, kehrte 1555 in seine Heimat zurück, wo er sich nun sechs Jahre aufhielt, und lebte hierauf abwechselnd in Paris, Löwen und Augsburg, bis er 1564 eine naturwissenschaftliche Reise nach Spanien antrat. 1571 war er in England; dann folgte er einer Einladung Kaiser Maximilian's II. nach Wien, wo er kaiserl. Gartendirector wurde. Er bereiste von Wien aus zweimal England, nahm aber 1587 seine Entlassung aus kaiserl. Dienste und lebte seinen Studien in völliger Abgeschiedenheit zu Frankfurt a. M., wo er nur zuweilen den Landgrafen Wilhelm von Hessen sah, der ihm sehr gewogen war. Endlich 1593 wurde er Professor der Botanik in Leyden, wo er 4. April 1609 starb. L. war ein ebenso gelehrter als guter Mann, fromm, mild, bescheiden und von einfacher Sitte und ein sehr eifriger Anhänger der Botanik. Er entdeckte viele neue Pflanzen und beschrieb sie auf musterhafte Art in mehrern Werken, von welchen «Rariorum plantarum historia» (Antw. 1601) und «Exoticorum libri X» (Antw. 1605) die berühmtesten sind. Ihm zu Ehren wurde von Plumier eine Pflanzengattung Clusia (s. d.) benannt.

Leconte de Lisle (Charles Marie), franz. Dichter, geb. 1820 auf der Insel Bourbon, machte mehrere Reisen nach Frankreich und wählte 1847 Paris zum bleibenden Wohnsitze. Nachdem er sich einen Augenblick in die revolutionäre Politik von 1848 eingelassen, wandte er sich ganz zur Literatur und machte sich 1853 mit seinen «Poëmes antiques» und 1855 mit den «Poëmes et poésies» bekannt. Die zwei Bändchen verschafften ihm vollen Rang und Namen unter den Dichtern der Richtung, die man die «neu-heidnische» genannt hat, weil sie ihre Stoffe sowol aus der classischen als aus der indischen und skandinav. Mythologie herholt. Zum eigentlichen Merkmal hat jedoch diese Richtung, daß sie, in abgöttischer Verehrung der Form, Verse wie feine Sculpturen ausmeißelt und in die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten ihren Triumph setzt, dabei jeden Gegenstand gelten läßt, wenn er nur mit plastischer Ruhe und Sachdenklichkeit behandelt ist, ohne allen unmittelbaren Ausdruck eigenen Affects, den sie für ein Zeichen von Schwäche und Philistermoral ansieht. Kenner waren indeß mit L.'s Gedichten nur halb zufrieden; man hatte das absolut ohne Mischung und Gegengewicht vorherrschende Alterthümeln und Dilettantiren daran auszusetzen. Diese Mängel sind zwar aus L.'s späterer Gedichtsammlung «Les poésies barbares» (1862) nicht gänzlich verschwunden, aber die Hand des Dichters hat darin an Festigkeit, sein Blick an Weite, seine Auffassung an Tiefe gewonnen. Einige Stücke sind hinsichtlich der Form bewundernswürdig. Victor Hugo abgerechnet, ist wol unter den lebenden franz. Dichtern keiner, der so kühn in einer so kraftvollen, farbenreichen, gediegenen, herrlichen Sprache schreibt.

Lection (lectio) heißt theils eine Unterrichtsstunde oder Vorlesung, besonders auf höhern Lehranstalten, theils eine zum Lernen oder Ausarbeiten ertheilte Aufgabe. Lectionskatalog ist das Verzeichniß der Vorlesungen auf Universitäten. In den Kirchen nannte man die Abschnitte aus der Heiligen Schrift, welche beim Gottesdienste vorgelesen wurden, L. So heißen sie auch jetzt noch bei den Protestanten, während man in der kath. Kirche mit jenem Ausdrucke zugleich diejenigen Abschnitte bezeichnet, aus denen das Brevier, Missale und andere liturgische Bücher zusammengesetzt sind. Der Gebrauch der L. beim Gottesdienste war von dem Judenthume in die christl. Kirche übergegangen; denn für den Tempeldienst war das Alte Testament in bestimmte Lesestücke abgetheilt. Nach der Zahl der Sabbate umfaßten die fünf Bücher Mosis 54 Abschnitte, die man Paraschen nannte; die Abschnitte aus den prophetischen Büchern dagegen hießen Haphtharen. Beide Benennungen sind jetzt noch im Judenthum gebräuchlich. In der alten Kirche machte das Lesen apostolischer und prophetischer Schriften, besonders für die Katechumenen, einen wichtigen Theil des Gottesdienstes aus, und bald wurde dazu das Amt der Lectoren (s. d.) eingeführt. Gewöhnlich wurden zwei, bisweilen auch drei und vier L. vorgetragen. Für die L., welche den Katechumenen besonders gehalten wurden, kam der Ausdruck lectiones oder prophetiae sine titulo auf, weil bei ihnen die Kenntniß der biblischen Bücher noch nicht vorausgesetzt war. Noch jetzt werden sie in der kath. Kirche bei der Feier der Ostervigilie vor der Consecration des Taufwassers gebraucht, welches am Großen Sabbat für das ganze Jahr zubereitet wird. Neben den biblischen Schriften wurden in der röm. Kirche bald auch Abschnitte aus den Homilien und andern Schriften der apostolischen Väter, Nachrichten von den Leiden der Märtyrer u. s. w. als L. angewendet und diese selbst in besondern Schriften zusammengestellt, die man Lectionarien nannte. Schon zu Augustin's Zeiten traf man auch eine Auswahl der L. für die einzelnen Zeiten des Kirchenjahres; sie war freilich nicht überall dieselbe und wurde durch die Bischöfe oftmals verändert. Auch in der prot. Kirche sind die L. aus dem Alten und Neuen Testament nicht überall gleichmäßig bestimmt.

Lectoren (lectores, anagnostae) waren in der alten Kirche Geistliche niedern Rangs, die erst am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. vorkommen. Sie wurden von dem Bischofe geweiht, mußten beim Gottesdienste die Abschnitte aus der Heiligen Schrift von einem im Schiffe der Kirche angebrachten Lesepult aus vorlesen, die Martyrologien führen und ähnliche andere Geschäfte vollziehen, die früher von den Diakonen oder Presbytern vollzogen wurden. Nach einer Verordnung Justinian's war mindestens das 18. Lebensjahr erforderlich, um als Lector fungiren zu können. In der spätern röm. Kirche diente die Weihe zum Lector nur als Vorbereitung zu einer höhern Weihe, und jetzt heißen auch die Lehrer an bischöfl. Lehranstalten L. — Auf den deutschen Universitäten nennt man L. die für neuere Sprachen angestellten Lehrer, deren Lehrfähigkeit zwar geprüft ist, die aber für ihr Amt keines akademischen Grades bedürfen und auch in der akademischen Corporation eigentlich nicht inbegriffen sind.

Leda, die Gemahlin des spartan. Königs Tyndareus, nach einigen des Thestios, Königs von Aetolien, und der Leophonte oder Leukippe, nach andern des Glaukos und der Pantheidyia Tochter, wurde von Zeus, um zu ihrem Besitz zu gelangen, in einen Schwan, nach andern in eine Gans verwandelt, in welcher Gestalt man sie auch nebst ihm auf einem herculanischen Gemälde abgebildet findet. Nach einer andern Sage verwandelte sie Zeus in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan, woher es kam, daß L. ein Ei gebar, aus welchem Pollux (Polydeukes) und Helena hervorgingen. Nach andern nahm blos Zeus die Gestalt eines Schwans an, ließ sich von der Aphrodite in Gestalt eines Adlers verfolgen und fand in L.'s Schose eine Zuflucht, wo er während eines tiefen Schlafs, in welchen diese verfiel, zum Genusse ihrer Reize gelangte. Auch wird erzählt, daß Nemesis, um des Zeus Umarmungen zu entgehen, sich in eine Gans verwandelt habe, daß aber auf des Zeus Befehl das Ei, welches diese geboren, der L. überbracht worden sei, die es sorgfältig aufbewahrt habe, bis Helena daraus hervorgekommen. Nach einer andern Sage soll L. zwei Eier geboren haben, eins vom Zeus und eins vom Tyndareus, und aus jenem sollen Pollux und Helena, aus diesem Kastor und Klytämnestra entstanden sein. Unter den verschiedenen Sagen ist indeß diejenige die gewöhnlichste, nach welcher Zeus als Schwan mit der L. den Kastor und Pollux zeugte. In der Kunst wurde die Sage mehrfach von den größten Meistern dargestellt.

Ledebur (Leop. Karl Wilh. Aug., Freiherr von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 2. Juli 1799 zu Berlin, brachte seine Kindheit in Westfalen, der Heimat seiner Familie, zu und bildete sich bei dem häufigen Aufenthaltswechsel seiner Aeltern meist durch Selbstunterricht. Anfang 1816 trat er in ein Garde-Infanterieregiment, welches zu Berlin garnisonirte, ward im Nov. desselben Jahres Secondelieutenant und 1827 Premierlieutenant, erhielt aber, weil seine literarischen Arbeiten die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Behörden auf ihn gelenkt hatten, im Dec. 1829 als Kapitän seine Entlassung. Bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin ward er Director der königl. Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Alterthümer und der ethnogr. Sammlungen. Unter seinen zahlreichen Schriften ist für die Geographie des Mittelalters «Das Land und Volk der Brukterer» (Berl. 1827) von Bedeutung. Dieser Versuch einer vergleichenden Geographie der ältern (römischen) und mittlern Zeit hat eine umfangreiche Literatur hervorgerufen, welche L. selbst in «Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser» (Berl. 1837) einer kritischen Beleuchtung unterwarf. Aehnliche Gegenstände behandeln: «Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl's d. Gr. gegen die Sachsen und Slawen» (Berl. 1829); «Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands» (Berl. 1836); «Der Maiengau oder das Mayenfeld» (Berl. 1842); «Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer» (Berl. 1842 und 1852). In die Genealogie und Heraldik schlagen ein die «Streifzüge durch die Felder des königl. preuß. Wappens» (Berl. 1842), «Die Grafen von Valkenstein am Harz» (Berl. 1847) und «Dynastische Forschungen» (Berl. 1853), denen sich das «Adelslexikon der preuß. Monarchie» (3 Bde., Berl. 1854—57) und das «Archiv für deutsche Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik und Sphragistik» (2 Bde., Berl. 1863—65) anschlossen. Unter L.'s Schriften antiquarischen Inhalts sind die «Ueber die in den Baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient» (Berl. 1840) und «Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam» (Berl. 1852) hervorzuheben. Außerdem lieferte er vieles zur Ortsgeschichte theils in dem zu zwei Drittheilen von ihm selbst bearbeiteten «Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staats» (21 Bde., Berl. 1830—36), theils in selbständigen Werken, wie z. B. über Blotho (Berl. 1829) und Sparenberg (Berl. 1842).

Leder nennt man die durch den Proceß des Gerbens (s. Gerben) zugerichteten Thierhäute, sobald sie von ihren Haaren befreit und in einen Zustand versetzt sind, in welchem sie, mit der Feuchtigkeit in Berührung gebracht, keine Neigung mehr haben, in Fäulniß überzugehen, und für die meisten Fälle eine gewisse Weichheit und Geschmeidigkeit erhalten. Die thierische Haut besteht, abgesehen von den Haaren, aus mehrern übereinanderliegenden Theilen. Das Oberhäutchen, die Epidermis, löst sich schon in sehr verdünnten Auflösungen von ätzenden Alkalien auf und wird bei der Gerberei gänzlich beseitigt. Die darauf folgende Netz- oder Schleimhaut bildet nach der Bereitung des L. die sog. Narbe desselben. Unter der Netzhaut liegt die eigentliche Haut, der Körper des L., ein dichtes Gewebe von unendlich vielen zarten Fasern. Diese ist es, welche sich durch Kochen in eine Gallerte (Leim) auflösen läßt, durch den Gerbeproceß aber im Wasser unauflöslich und unverwesbar gemacht, in L. verwandelt wird. Eigentlich ist jede Haut zur Lederfabrikation geeignet. Doch sind einige zu klein, um die Behandlung zu lohnen; bei andern aber sind die Haare mehr werth als das Fell, und solche werden als Pelzwerk verbraucht. Die Felle der verschiedenen Thiere finden auch verschiedene Anwendung, die sich nach ihrer Beschaffenheit richtet. Die Häute von Stieren, Ochsen und Kühen liefern das stärkste L., welches meist als Sohlenleder verwendet wird, die Kuhhäute sind dünner und grobkörniger. Noch dünner sind die Kalbshäute; sie sind aber auch weicher und elastischer und werden daher zum Oberleder der Stiefeln, Schuhe u. s. w. gebraucht; Schaf- und Ziegenhäute, als die dünnsten, dienen zu farbigem Handschuh- und anderm Luxusleder. L. aus Pferde-, Schweine-, Hirsch-, Reh- und Gemshäuten kommt verhältnißmäßig seltener vor.

Ledertuch ist ein nach Wachstuchart mit Leinölfirniß unter Zusatz von Erdfarbe überzogener Baumwollstoff, dem man durch Pressen zwischen gravirten Walzen die dem Saffian oder andern feinen Lederarten eigenthümliche Narbe gibt, sodaß er solches Leder für das Ansehen täuschend nachahmt. Es wird davon ausgedehnter Gebrauch zum Beziehen von Stühlen und Sofas gemacht.

Ledru-Rollin (Alexandre Auguste), franz. Advocat und Vertreter des polit. Radicalismus, geb. 2. Febr. 1808, studirte die Rechte und war einer der jüngsten pariser Advocaten, als er zur Zeit des Juniaufstandes von 1832 ein rechtliches Gutachten gegen die Folgen des Belagerungszustandes verfaßte, welchen die Regierung Ludwig Philipp's über Paris verhängt hatte. Seitdem stand er bei der radicalen Partei in großem Ansehen. Zwei Jahre später gab er über die Vorfälle der Straße Transnonain in den Apriltagen 1834 eine Denkschrift heraus, die sehr viel Aufsehen machte. Als Advocat am Cassationshofe plaidirte er sodann in vielen polit. Processen. Nach dem Tode des ältern Garnier-Pagès wurde er 1844 zu Le-Mans in die Deputirtenkammer gewählt, wo er die radicale Schattirung vertrat, welche an der «Réforme» ihr Organ hatte. Er betheiligte sich demnach sehr lebhaft bei der reformistischen Bewegung von 1847. In der Sitzung vom 24. Febr. 1848 erhob er sich mit zuerst gegen den Antrag der Regentschaft und drang auf Appellation ans Volk. Zum Mitgliede der Provisorischen Regierung ernannt, wurde er mit dem Portefeuille des Innern beauftragt und nachher von der Nationalversammlung in den interimistischen Regierungsausschuß der Fünfmänner gewählt. Auf diesem höchsten Staatsposten zeigte er gegen die Demagogenhäupter große Schwäche und trug eine äußerst terroristische Stimmung zur Schau. Ohne persönliche Energie und viel geeigneter für parlamentarische Debatten als für die Staatsverwaltung, verlor er sehr bald einen Theil seiner Popularität in der Volksmasse und wurde ein Gegenstand des Hasses und der Besorgniß bei der Bourgeoisie. Infolge des Juniaufstandes von 1848 von der Staatsgewalt entfernt, vermochte er theilweise seinen Einfluß dadurch wieder zu gewinnen, daß er die Principien der socialistisch-demokratischen Partei ergriff. Nur sein Rednertalent, welches seit dem Febr. 1848 sehr an Stärke und Glanz zugenommen, war Ursache, daß ihn jene Partei zu ihrem Koryphäen erwählte. Obschon von drei Departements zur Legislativen Versammlung abgeordnet, saß er in derselben nur einige Tage. Die mislungene Junimeuterei von 1849 hemmte seine polit. Laufbahn und zwang ihn, eine Zufluchtsstätte in England zu suchen, während er in Frankreich zur Deportation verurtheilt wurde. Er lebte seitdem zu London und schrieb hier verschiedene Flugschriften sowie das größere Werk «De la décadence d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1850), das einen übeln Eindruck machte, weil es gegen das Volk gerichtet war, bei dem er Schutz gefunden. Auch war er Mitglied des von Flüchtlingen gebildeten Revolutionscomité, welches die Bestrebungen der europ. Demokratie centralisiren wollte. 1857 wurde L. mit Mazzini eines Complots gegen das Leben Napoleon's III. vor dem Assisenhofe der Seine angeklagt und, trotz seiner Protestationen in der engl. Presse, abermals zur Deportation verurtheilt, weshalb er auch 1860 von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen blieb.

Ledum L., Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Ericaceen. Die weniger bekannten Arten sind Sträucher mit immergrünen, lederartigen Blättern und langgestielten, in endständige Trauben und Doldentrauben gestellten Blüten, welche aus einem fünfzähnigen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone, 5 bis 10 weit vorstehenden Staubfäden und einem Stempel mit fadenförmigem Griffel zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine spindelförmige, fünfklappige Kapsel. Die einzige in Europa vorkommende Art, der gemeine Porst, Sumpfporst oder wilde Rosmarin (L. palustre L.), wächst in Deutschland in Moorbrüchen, moorigen Wäldern und auf moorigem Sandboden der Quadersandsteingebirge (z. B. in der Sächsischen Schweiz). Es ist ein 2—5 F. hoher Strauch mit rosmarinähnlichen, doch unterseits rostrothfilzigen Blättern und weißen Blumen. Seine betäubend und widerlich aromatischen Blätter, welche ätherisches Oel, Harze, Gerbstoff, eigenthümliche Säuren u. a. m. enthalten, werden zur Vertreibung der Motten und Läuse angewendet und waren früher als Herba Rosmarini sylvestris gegen Keuchhusten und Wechselfieber im Gebrauche. Eine unerlaubte, ja polizeilich verbotene Anwendung machen von ihnen gewissenlose Bierbrauer, indem sie das Bier mit ihnen würzen, um es stärker zu machen. Solches Bier erregt Eingenommenheit des Kopfes und soll bei fortgesetztem Genuß eine besondere Disposition zu schlaffer Fettsucht herbeiführen. Die Blätter des nordamerikanischen L. latifolium Ait. liefern den James- oder Labradorthee, welcher in Canada und den nördlichen Vereinigten Staaten als Mittel gegen Brustkrankheiten getrunken wird.

Lee heißt in der Schiffersprache die Seite, wohin der Wind bläst, im Gegensatze von der Luvseite; daher die Ausdrücke leewärts und luvwärts. Unrichtig gebraucht man dieses Wort in der Zusammensetzung mit Segel. Leesegel sind nämlich Segel, die bei gemäßigtem, aber günstigem Winde an der Wind- oder Luvseite die Raasegel verbreitern und nur unter Umständen in L. gebraucht werden; es sind geliehene, folglich Leihsegel.

Lee (Robert Edmund), der hervorragendste südl. General im amerik. Bürgerkriege, geb. 1808 in Virginien, stammt aus einer alten aristokratischen Familie und ist ein Sohn des in der Revolution berühmten Reitergenerals Henry L., eines besondern Günstlings von Washington. L. wurde in Westpoint zum Offizier ausgebildet und verließ 1829 diese Schule als solcher. 1838 zum Kapitän befördert, war er mehrere Jahre hindurch Mitglied des Ingenieurcorps der Schule von Westpoint. Als der Krieg gegen Mexico begann, erfolgte seine Ernennung zum Chef des Stabes von General Wool. Wegen seiner bei Cerro-Gordo bewiesenen Tapferkeit wurde er zum Titular-Major und nach dem Kampfe bei Chapultepec, wo er sich ebenfalls auszeichnete und eine Wunde davontrug, zum Titular-Oberstlieutenant ernannt. Von 1852—55 war er Aufseher der Militärakademie von Westpoint. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs lebte er als Oberst eines Cavalerieregiments meistens auf seinem bei Washington gelegenen Gute Arlington, wo er 25. April 1861 seinen Abschied nahm, angeblich weil sein Geburtsstaat Virginien größere Rechte auf ihn habe als die Vereinigten Staaten. Schon tags zuvor war er zum obersten Befehlshaber sämmtlicher secessionistischen Truppen Virginiens ernannt worden. Er befehligte zunächst in Westvirginien, wo er 12. Sept. 1861 bei Cheat-Mountain vom General Reynolds geschlagen wurde. Im Dec. 1861 ward er ins Departement von Süd-Carolina und Georgien versetzt und leitete dort die Vertheidigungsanstalten. Bei Eröffnung des virginischen Feldzugs im April 1862 kehrte L. nach Richmond zurück und entwarf den Feldzugsplan gegen MacClellan. Nach Johnston's Verwundung bei Fair-Oaks (26. Juni 1862) übernahm er den Oberbefehl der Südarmee. Er befehligte selbst bei Malvern-Hill und entwarf zugleich den Feldzug gegen Pope im Aug. 1862. Nach des letztern Niederlage durch Jackson Ende Aug. 1862 fiel L. in Maryland ein, wurde aber 17. Sept. bei Antietam geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Bei Frederiksburg 13. Dec. 1862 und Chancellorsville 3. Mai 1863 brachte er dagegen den Bundesgeneralen Burnside und Hooker empfindliche Niederlagen bei. Infolge des letztern Sieges konnte er seinen zweiten Einfall in den Norden wagen, aber auch diesmal ward er bei Gettysburg in Pennsylvanien 1. bis 3. Juli 1863 mit großem Verluste zurückgeschlagen. Indeß zog er sich in guter Ordnung über den Potomac zurück, ohne daß die Bundesgenerale gewagt hätten, ihn zu verfolgen. Im Feldzuge von 1864, den Grant mit der für ihn unglücklichen Schlacht in der Wildniß eröffnete, leistete L. energischen Widerstand und entfaltete aufs glänzendste die reichen Hülfsmittel seines militärischen Talents, das sich vorzugsweise in der Defensive bewährte. Schritt vor Schritt sich auf Richmond zurückziehend, kämpfte er unter Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten jeder Art elf Monate lang, bis er, den ver-

einten Anstrengungen Sherman's und Grant's unterliegend, 2. April 1865 Richmond räumen und nach einigen unglücklichen Rückzugsgefechten sich 9. April 1865 bei Appomatox-Court-House dem General Grant ergeben mußte. Auf Grund der Bedingungen der Uebergabe durfte L. sich unbehelligt in Richmond niederlassen. Er ist jetzt Präsident des Washington-College in Lexington im Staate Virginien.

Lee (Samuel), einer der bedeutendsten engl. Orientalisten und Sprachkenner, geb. 14. Mai 1783 zu Longnor in der Grafschaft Salop von armen Aeltern, kam, nachdem er den ersten Elementarunterricht erhalten, zu einem Zimmermann in die Lehre, wo er seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen suchte, indem er in den wenigen Freistunden alle Bücher las, die ihm in die Hände kamen. Namentlich zogen ihn philol. Studien an, und er erlernte mit unsaglicher Anstrengung die alten und einige neuere Sprachen. Durch einen Zufall wurden seine wissenschaftlichen Bestrebungen einem reichen Gönner bekannt, durch den L. die Mittel erhielt, in Cambridge zu studiren. Hier widmete er sich besonders den orient. Sprachen mit solchem Erfolg, daß ihm 1819 eine Professur der arab. Sprache übertragen wurde. Später erhielt er die einträgliche Stelle eines Kanonikers zu Bristol und 1833 die königl. Professur der hebr. Sprache zu Cambridge. Die Universität Halle ertheilte ihm 1822 das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie. Er starb 16. Dec. 1852 zu Barlay in Herts. L.'s «Grammar of the Hebrew language» (2. Aufl., Lond. 1831) übertraf die bis dahin in England gangbaren Werke dieser Art an Vollständigkeit und Gründlichkeit. Seine Uebersetzung des Buchs Hiob (3 Bde., Lond 1837) ist von einem reichhaltigen Commentar begleitet. Außerdem lieferte er noch ein «Hebrew, Chaldaic and English Lexicon» (Lond. 1840) und übersetzte für den Oriental translation fund die Reisen des Ibn-Batuta (Lond. 1833) aus dem Arabischen. Daneben besorgte L. neue Ausgaben des syr. Alten (Lond. 1823) und Neuen Testaments (Lond. 1816) oder der sog. Peschito, der Bibel in malaiischer, in pers. und hindostan. Sprache, der Psalmen und Evangelien in kopt. und arab. Sprache u. s. w. im Auftrage der londoner Bibelgesellschaften.

Lee (Sophia und Harriet), zwei engl. Schriftstellerinnen, waren die Töchter John L.'s, Schauspielers am Coventgarden-Theater. Sophia, geb. zu London 1750, zeigte früh Neigung zu literarischen Beschäftigungen, trat aber erst in ihrem 30. J. mit dem Lustspiel «The chapter of accidents» hervor, welches auf dem Haymarket-Theater mit Beifall gegeben wurde und ihr so viel eintrug, daß sie in den Stand gesetzt ward, in Verbindung mit ihrer jüngern Schwester, Harriet, geb. 1756, eine Töchterschule in Bath zu eröffnen. Auch hier fand sie Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und veröffentlichte 1784 einen Roman, «The recess, or a tale of other days», den man als Vorläufer der histor. Schule in der Novellistik betrachten kann. Weniger Erfolg hatte das Trauerspiel «Almeyda, queen of Grenada» (1796). Verdienten Ruf gewannen hingegen die beiden Schwestern durch die von ihnen herausgegebenen «Canterbury tales» (5 Bde., Lond. 1797—1805), die noch jetzt mit Vergnügen gelesen werden. Die meisten dieser Erzählungen sind von der Feder Harriet's, darunter «Kruitzner, or the German's tale» (einzeln gedruckt Lond. 1823), worauf Byron seine Trauerspiel «Werner» gegründet hat. 1803 zog sich Sophia mit einem für ihre bescheidenen Wünsche hinreichenden Vermögen von der Leitung der Schulanstalt zurück und ließ sich 1812 in Clifton nieder, wo sie 13. März 1824 starb. Harriet schrieb außer den «Canterbury tales» zwei Romane: «The errors of innocence» (5 Bde., 1786) und «Clara Lennox» (1797), das Lustspiel «The new peerage» (1787) und die Dramen «The mysterious marriage» (1798) und «The three strangers», nach einem deutschen Original bearbeitet (1835). Sie war mit der Siddons, John Kemble und den andern Heroen des engl. Theaters zu Anfange dieses Jahrhunderts befreundet, die sie alle überlebte. Im Alter von 95 J. starb sie zu Clifton 1. Aug. 1851.

Leech (John), engl. Caricaturenzeichner, geb. 29. Aug. 1817 in London aus einer irischen Familie, empfing seine Erziehung in der Charterhouseschule und studirte dann Medicin. Sehr bald wandte er sich jedoch der Kunst zu und erwarb sich zuerst Ruf durch seine «Etchings and sketchings» und durch seine Illustrationen zu A'Beckett's «Comic English grammar». Als 1841 das Witzblatt «Punch» gegründet wurde, gehörte L. zu dessen ersten Mitarbeitern, und seinen geistreichen Zeichnungen verdankte die neue Zeitschrift zum großen Theil ihren außerordentlichen Erfolg. Eine Auswahl seiner Beiträge zum «Punch» enthalten die «Pictures of life and character», welche von Zeit zu Zeit in einzelnen Heften erschienen. Außerdem sind von ihm Dickens' Weihnachtsbücher sowie zahlreiche andere Werke, namentlich Reise- und Jägerschriften, illustrirt worden. Am meisten gelangen ihm Jagdscenen, Pferdegruppen und Bilder aus dem häuslichen Leben; übrigens ist seine Satire ziemlich harmlos und hat nichts mit der

dämonischen Bitterkeit Gillray's oder den grotesken Einfällen Cruikshank's gemein. Er starb 29. Oct. 1864 zu London. Vgl. Brown, «Memoir of John L.» (Lond. 1866).

Leeds, der größte und volkreichste Ort der engl. Grafschaft York, Municipalstadt, Parlamentsborough im West-Riding, Mittelpunkt der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels, die dritte Manufacturstadt des Königreichs, liegt in schöner, fruchtbarer Gegend an beiden Ufern des Aire, am nordöstl. Ende eines großen Kohlen- und Industriedistricts und wird durch den Leeds-Liverpool-Kanal sowie durch mehrere Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden. Die Stadt bedeckt mit ihren Vorstädten Holbeck, Armley, Beutham, Wortley u. a. eine Oberfläche von 1,45 Q.-M. und zählte 1861 eine Bevölkerung von 207165 Seelen (1851 bereits 172270), 1775 dagegen erst 17100 und im 17. Jahrh., obgleich schon damals Hauptsitz der engl. Wollindustrie, nur 7000 E. Der alte Theil der Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, schmuzig und finster, der neuere freundlich, mit hübschen Plätzen und Gebäuden, aber doch im ganzen nicht schön. Nach dem Aire, welchen zwei Ketten-, drei Stein- und zwei Eisenbrücken überspannen, führt die breite Hauptstraße (Briggate), die so lebhaften Verkehr aufzeigt wie nur irgendeine Straße in London. Wasserwerke versehen die Stadt täglich mit 1,850000 Gallons Wasser, welches von Arthington hergeleitet wird. L. hat ein Stadthaus (davor die Bildsäule Sir Robert Peel's und E. Baines'), einen Gerichtshof, ein Gefängniß, Kasernen, eine Börse, eine Kornbörse, zwei ungeheuere Tuchhallen mit je 1800 und 1200 Stätten, vier schöne Markthallen, 107 Kirchen und Kapellen, zwei Synagogen, ein großes Krankenhaus, eine Versorgungsanstalt, eine 1555 gestiftete Lateinschule, 371 öffentliche Tag- und 295 Privatschulen. Auch besteht eine Arbeits-, eine Zeichen- und eine Arzneischule, eine von Dr. Pristley gestiftete Stadtbibliothek, ein Literarisch-philosophisches Institut mit Museum und Bibliothek, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, ein Theater, eine Musikhalle und ein Concertsaal. Die Textilindustrie nimmt den ersten Rang ein und beschäftigte 1857 in den Woll-, Worsted-, Flachs- und Seidenfabriken zusammen 20503, in den Färbereien 1648 Arbeiter. Außerdem zählten die bedeutenden Eisengießereien und Maschinenfabriken 12110 Arbeiter, deren jährliche Production auf 1,933000 Pfd. St. berechnet ward. Ferner bestehen viele Oelmühlen, Fabriken für irdene Waaren, Glas, Chemikalien, Papier sowie zahlreiche Gerbereien, die ihr Product auf den acht jährlichen Ledermärkten absetzen. Ungeheuere Mengen von Tuchen kommen nach L. von Bradford und Halifax, um fertig gemacht zu werden, und die Weber der Umgegend bringen das breite, feine Tuch (broad cloth) theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt hierher, um es auf besondern Tuchmärkten in den großen Tuchhallen feilzubieten. Die ganze Umgegend von L. und Bradford ist eine große Tuchmanufactur mit zahlreichen großen Fabriken und Tausenden von kleinen selbständigen Hauswebern, die in der Regel ein kleines Besitzthum mit einem Streifen Landes u. s. w. haben. Ueberhaupt herrscht hier, da die Wollmanufactur weniger Schwankungen als die Baumwollindustrie unterworfen, mehr Wohlstand unter der Arbeiterklasse als in andern Fabrikstädten. In einer Entfernung von 2—4 engl. M. liegen rings um L. die industriellen Dörfer und Flecken Chapel-Allerton, Headingley, Kirkstall, Horsforth, Bramley, Morley, Drighlington, zusammen mit 40561 E. Schon unter Wilhelm dem Eroberer war L. vorhanden. Es besaß ein festes Schloß, welches 1139 vom König Stephan belagert wurde und zum Gefängniß Richard's II. (1399) diente. Karl I. gab der Stadt Privilegien und Karl II. eine Charte, die noch jetzt Gültigkeit hat. — Der Leeds-Liverpool-Kanal, der großartigste und bewunderungswürdigste von ganz England, 1770—1816 mit einem Kostenaufwande von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, beginnt im N. von Liverpool mit zwei großen Reservoirs, die 52 F. über dem niedrigsten Stand des Mersey liegen, und geht nach L. zum Aire. Er ist 28 M. lang und hat, über die Berge von Yorkshire geleitet, 90 Schleusen, 135 Aquäducte und Brücken und 7 Seiten- oder Zweigkanäle. Bei Foulbridge liegt sein höchster Punkt, ein 4900 F. langer Tunnel.

Leemans (Conradus), niederländ. Archäolog, geb. 28. April 1809 zu Zalt-Bommel in Gelderland, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung zu Leyden und studirte daselbst seit 1826 Theologie, wurde aber durch Reuvens bald ganz der Archäologie gewonnen. Nachdem er seine Studien vollendet, erwarb er sich 1835 die Doctorwürde und erhielt bald darauf im Nov. desselben Jahres die Stelle eines ersten Conservators an dem Museum der Alterthümer. Es gelang ihm, unter Mitwirkung des zweiten Conservators Janssen die bis dahin in verschiedenen Localen zerstreuten Antiquitäten in einem geeigneten Gebäude zu vereinigen und die reiche Sammlung gehörig geordnet dem Publikum zugänglich zu machen. 1839 erfolgte seine Ernennung zum Director des Museums. L. zählt zu den gründlichsten Kennern des ägypt. Alterthums und hat zum Behufe dieser Studien verschiedene Reisen nach Paris und London unternommen. Als

Früchte derselben sind die geschätzte Ausgabe der «Hieroglyphica» des Horapollo (Leyd. 1835) und die «Aegyptische Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden» (Heft 1—23, Leyd. 1835—65) hervorzuheben. Auf demselben Gebiete bewegen sich auch «Papyri Graeci musei Lugduno-Batavi» (Bd. 1, Leyd. 1843); «Description raisonnée des monuments égyptiens du musée etc. à Leyde» (Leyd. 1840); «Monuments égyptiens portant des légendes royales» (Leyd. 1838). Das röm. und griech. Alterthum betreffen: «Animadversiones ad musei Lugduno-Batavi inscriptiones graecas et latinas» (Leyd. 1842); «Romeinsche Oudheden te Rossum» (Leyd. 1842); «Romeinsche Oudheden te Maastricht» (Leyd. 1843); «De Zangles, eene grieksche beschilderde Drinkschaal» (Leyd. 1844); «Mededeeling over de Schilderkunst der Ouden» (Leyd. 1850) u. s. w. Auch gab L. eine Beschreibung der asiat. und amerik. Alterthümer im leydener Museum (Leyd. 1842) heraus. 1859 erhielt er von der Regierung den Auftrag, zu Leyden ein ethnogr. Reichsmuseum zu begründen, dessen Direction er seitdem führt. Demselben wurde auch die Siebold'sche Japanische Sammlung einverleibt, über welche L. schon vorher die Aufsicht übernommen hatte.

Leer, Hafenstadt in der Landdrostei Aurich des bisherigen Königreichs Hannover, liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden Ostfrieslands, 3 M. südöstlich von Emden und 2 M. nördlich von Papenburg an der für kleinere Seeschiffe fahrbaren Leda, die $^1/_4$ M. unterhalb in die Ems mündet. Die Stadt, welche mit ihren zum Theil hübschen Backsteinhäusern und meist breiten, gutgepflasterten und reinlich gehaltenen Straßen einen sehr freundlichen Eindruck macht, besitzt drei Kirchen (eine reformirte von 1786, eine lutherische von 1675 und eine katholische von 1775), außerdem ein Bethaus der Mennoniten und eine Synagoge. Ein hervorragendes Bauwerk ist die Eisenbahnbrücke über die Leda. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, eine höhere städtische Schule und eine Gewerbschule. L. zählt (1864) 8825 E., deren hauptsächlichste Erwerbsquellen Handel und Schiffahrt mit ihren Nebengewerben bilden. Schiffe bis zu 17 F. Tiefgang können auf der Ems und Leda bis zur Stadt gelangen und an den Handels- und Waarenhäusern sowie unmittelbar an der Eisenbahn löschen. Durch die Eisenbahn (hannov. Westbahn) bildet L. den natürlichen Ein- und Ausfuhrhafen für das Hinterland (einen Theil Oldenburgs, Osnabrück, Westfalen und Rheinland bis nach Elberfeld hin). Ueberdies wird durch die projectirten Eisenbahnverbindungen mit Oldenburg und Bremen einerseits, mit Gröningen und Harlingen andererseits der kürzeste Weg von den Hansestädten nach England hergestellt werden. Hauptgegenstände des Exports sind Butter, Vieh und Pferde. Die eigene Rhederei zählt 52 Schiffe mit 3295 Lasten (Anfang 1866). 1856 liefen zu L. 484 Schiffe ein, 481 aus; bis 1863 hatten sich diese Ziffern auf 680 und 737 erhöht. Dazu kamen 951 ankommende und 946 abgehende Stromfahrzeuge. L. war somit nächst Harburg der bedeutendste Seehandelsplatz des Königreichs Hannover. Nicht unbeträchtlich ist auch der Schiffbau. Die Fabrikthätigkeit zeigt fortschreitende Entwickelung. Es bestehen zu L. ein Eisenhammer sowie Fabriken für Taback, Strohpapier u. s. w. In nächster Nähe der Stadt liegen das Dorf Loga mit dem von Wedel'schen, im goth. Stile aufgeführten Schlosse Erenburg und Park sowie an der Mündung der Leda in die Ems das 160 E. zählende Dorf Leerort, früher eine Feste, bei deren Erstürmung 1514 Heinrich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel. Die bei Leerort befindliche Fähre wird jährlich von 200000 Personen passirt.

Leere (vacuum) nennt man einen Raum, in welchem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philos. Problem. Die ältere Philosophie nahm vor Anfang der Körperwelt das Dasein der absoluten L. an. Die Erfahrung hat indeß erwiesen, daß z. B. die früher als leer angenommenen Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichts vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Im relativen Sinne heißt L. ein von Luft leerer Raum, wie er durch die Luftpumpe und jede andere Pumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft Zutritt zu gestatten. Dabei wird die Gleichheit des Luftdrucks aufgehoben, und zur Erzeugung einer solchen L. ist daher eine dem gegenwirkenden Luftdruck wenigstens gleiche Kraft nöthig. Dieses veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten Abschen vor der L. (Horror vacui) habe. Torricelli zeigte zuerst am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks reiche. Nach ihm heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die Torricelli'sche L. — In der Technik bezeichnet die L. eine Röhre oder einen Ring, wodurch man die Dicke eines Körpers auf annähernde Art mißt, je nachdem er durch jene hindurch geht oder nicht. Zugleich dienen solche Leeren, das Maß der innern

Weite (Lichtenweite) einer Höhlung annäherungsweise zu bestimmen, je nachdem sie in die zu prüfende Höhlung hineinpassen oder nicht.

Leeuwarden (fries. Lieuwert), die Hauptstadt und ehemalige Residenz des Erbstatterhalters der niederländ. Provinz Friesland, an der Ee inmitten eines schönen Wiesenlandes gelegen, durch mehrere Kanäle, von welchen sie durchschnitten wird, mit Harlingen, Franeker und Dokkum sowie durch die neue Eisenbahn mit Harlingen und Gröningen und durch zahlreiche Straßen mit allen Theilen der Provinz in Verbindung gesetzt, zählt (1864) 24866 E. und ist gut gebaut, mit breiten und geraden Straßen, und an der Stelle der frühern Festungswälle von schönen Anlagen umgeben. Der königl. Palast, Prinsenhof genannt, einst Residenzschloß des Statthalters, ist ein altes, unansehnliches Gebäude. Bedeutend sind dagegen das große, schöne Rathhaus aus alter Zeit, mit einem neuen Rathssaal, der Stadtbibliothek, wichtigen Archiven und schönen Gemälden, das stattliche neue Justizgebäude mit Säulenhalle (Provinzialgerichtshof), das Regierungsgebäude, die goth. Kanzlei oder der frühere Gerichshof von Friesland, jetzt Haftgebäude, das große Männerzuchthaus für 800 Sträflinge. Unter den 12 Kirchen enthielt die reformirte oder Jakobinerkirche, ein großer Bau mit ausgezeichneter Orgel und mit dem Monument des fries. Pädagogen H. Nieuwold, vor 1795 die Grabmäler der fries. Statthalter. Bemerkenswerth sind außerdem der Oldehoof, ein antiker stumpfer Thurm von 40 holländ. Ellen Höhe, der neue St.-Jakobsthurm mit Glockenspiel, das Schauspielhaus, der Concertsaal und die Freimaurerloge. Ein Lieblingsaufenthalt der Bewohner ist der Prinsengarten, früher dem fries. Statthalter gehörig. An Bildungsanstalten hat L. ein Gymnasium, eine Musikschule (seit 1861), eine Zeichen-, eine Gymnastik- und eine Schwimmschule. L. ist der Mittelpunkt des sehr bedeutenden Getreide und Viehandels der Provinz Friesland. Das Vieh geht größtentheils über Harlingen nach London. Auch ist der Handel mit Butter und Käse, mit Cichorie, Flachs, Rindshäuten, Knochen, wollenen Manufacten und Colonialwaaren, Wein und Kornbranntwein sehr ansehnlich. Von industriellen Etablissements besitzt die Stadt gute Tischlereien, Spiegel-, Pianoforte- und Orgelfabriken sowie eine ausgezeichnete Wagenbauanstalt. Außerdem producirt man Leinwand, Papier, Seife, Leim und unterhält Gerbereien, Brauereien und Mühlenwerke. L. wurde schon 1190 ummauert. Noch im 13. Jahrh. lag es an einem breiten Meerbusen, dem Mittelsee oder Boombiep, welcher allmählich durch Schlammanhäufung ausgefüllt wurde, sodaß der Ort jetzt eine Landstadt bildet. 1490 erhielt L. vom Herzog Albrecht ein Schloß, und 1504 ward es Sitz des Raths von Friesland, 1559 auf kurze Zeit Sitz eines Bischofs.

Lefèbre, auch Lefèvre (Tanegui), gewöhnlich Tanaquil Faber genannt, ein gelehrter franz. Humanist, geb. zu Caen 1615, begab sich, um einem geistlichen Amte, für das man ihn bestimmt hatte, zu entgehen, anfangs nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er vorgestellt wurde, als Inspector der Druckerei im Louvre anstellte, und nach dessen Tode nach Langres. Hier machte er sich mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben über, worauf er eine theol. Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. In Saumur kam er mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene ehrenvolle Anstellung in Heidelberg angenommen hatte, als er 12. Sept. 1672 starb. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter, von hoher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, welche Vorzüge auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin mit lat. Uebersetzungen; auch gab er Phädrus, Lucrez, Aelian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lat. Uebersetzungen sind sehr gut, seine Uebersetzungen ins Französische hingegen etwas steif. Von seinen eigenen Werken sind zu nennen: «Epistolae criticae» (Saum. 1659 u. öfter); «Les vies des poëtes grecs» (Saum. 1665); «Méthode pour commencer les humanités grecques et latines» (Saum. 1672 u. öfter).

Lefebvre (François Josephe), Herzog von Danzig, franz. Marschall, geb. 25. Oct. 1755 als Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, trat 1773 in die franz. Garden und rettete als Sergeant 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Corps das vom Volke bedrohte Leben. Nach Auflösung der Garden ging er in ein Bataillon der Nationalgarde über, in welchem er die Militärinstructionen leitete. Mit einer Abtheilung dieser Truppe deckte er eines Tages die Rückkehr der königl. Familie in die Tuilerien mit Lebensgefahr, und 1792 rettete er die Discontokasse vor Plünderung. Dafür zum Hauptmann befördert, trat er nun in die active Armee und stieg durch Tapferkeit und Geschick in zwei Jahren zum Divisionsgeneral auf. In den folgenden Feldzügen zeichnete er sich überall aus und übernahm, als Hoche (s. d.) gestorben, 1797

provisorisch den Oberbefehl der Sambre- und Maasarmee. 1799 führte er in der Armee Jourdan's (s. d.) ein Corps. Bei Stockach schwer verwundet, kehrte er nach Paris zurück und erhielt nach seiner Genesung das Commando der 17. Militärdivision, deren Sitz in der Hauptstadt war. Hier unterstützte er Bonaparte am 18. Brumaire (s. d.) und wurde 1800 im Senate Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und 1805 zum Befehlshaber der Nationalgarden mehrerer östl. Departements. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen befehligte L. die Gardeinfanterie in der Schlacht bei Jena und in Polen das 10. Armeecorps, das auf dem linken Weichselufer blieb und nach der Schlacht bei Eylau zur Belagerung von Danzig bestimmt wurde. Napoleon stellte die poln. und die sächs. Armee wie das bad. Contingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt, 26. Mai 1807, zum Herzog von Danzig. 1808 befehligte L. ein Armeecorps in Spanien, siegte bei Durango, nahm Bilbao, schlug 7. Nov. die engl. Armee unter Blake und trug 10. Nov. bei Espinoza viel zum Siege bei. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich commandirte er die bair. Armee, unterdrückte die Insurrection in Tirol und nahm an der Schlacht bei Wagram theil. Im Kriege von 1812—13 führte er die franz. Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich 1814 gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel des Heeres. Nachdem er in den rasch wechselnden Erfolgen des Feldzugs tapfer gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbons und wurde dafür 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er diese Würde während der Hundert Tage nicht niederlegte, so verlor er dieselbe mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall, und 5. März 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er starb zu Paris 14. Sept. 1820, nachdem seine zwölf Söhne vor ihm in das Grab gestiegen. Seine Witwe folgte ihm, 76 J. alt, 28. Dec. 1835 und hinterließ ihren Nichten ein Vermögen von 15 Mill. Frs.

Lefebvre-Desnouettes (Charles, Graf), franz. General, geb. 14. Sept. 1773 zu Paris, nahm schon als Schüler heimlich mehrmals Militärdienste, wurde aber vom Vater wieder losgekauft. Beim Ausbruche der Revolution trat er als Freiwilliger ein, stieg durch seltene Tapferkeit von Stufe zu Stufe und war 1804 bereits Oberstlieutenant. Im Sept. 1806 wurde er Brigadegeneral, 1808 Divisionsgeneral und Commandant der reitenden Gardejäger. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, belagerte mit Verdier Saragossa, das aber bald entsetzt wurde, und fiel in engl. Gefangenschaft. Indeß entfloh er aus London und wohnte hierauf dem Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich bei. Im Kriege von 1812 war er im Gefolge des Kaisers, 1813 befehligte er eine Division der Gardecavalerie. Als General Thielmann im Sept. mit einem österr.-russ. Streifcorps in den Rücken der franz. Armee ging, wurde L. von Dresden aus gegen ihn geschickt, schlug ihn 24. Sept. und drängte ihn bis über Altenburg zurück, wurde aber hier am 28., nachdem sich Thielmann mit dem Kosackenhetman Platow vereinigt, geschlagen und mußte sich über Weißenfels zurückziehen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. mehrfach aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers escortirte er denselben bis nach Roanne und wurde hierauf von Ludwig XVIII. in seinem Range bestätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleon's suchte er mehrere Truppentheile zum Abfall zu bewegen, was ihm jedoch nicht glückte, sodaß er sich bis zur Ankunft des Kaisers verbergen mußte. Für seine Ergebenheit wurde er während der Hundert Tage zum Pair erhoben. Er übernahm hierauf wieder den Befehl einer Division und kämpfte bei Waterloo. Nach der zweiten Abdankung Napoleon's floh er nach Amerika. In Frankreich 1816 zum Tode verurtheilt, wollte er Anfang 1822 aus Belgien seine Gemahlin abholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam 22. April 1822 im Angesicht der Küste von Irland um.

Lefort (Franz Jak.), der Günstling Peter's d. Gr. von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo sein Vater Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging aber aus Neigung zum Soldatenstande in seinem 14. J. heimlich nach Marseille und trat hier in franz., 1674 in holländ. Kriegsdienste, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er anfangs Secretär des dän. Gesandten. Doch sehr bald trat er beim Zaren Feodor in Dienste, befehligte von 1676—81 eine Compagnie, lernte 1682 den jungen Zaren Peter Alexejewitsch kennen und gewann durch einen Zufall dessen Gunst. Einen besonders großen Dienst leistete er dem Zaren bei einem Aufruhr der Strelitzen 1689, deren verrätherischen Entwurf er vereitelte. Nachdem Peter Alleinherrscher geworden, zeigte sich L.'s Einfluß mit jedem Tage wirksamer. Er bildete namentlich das Kriegswesen aus, indem er es auf franz. Fuß organisirte, legte den Grund zu der russ. Seemacht und suchte den Gewerbfleiß und die Landescultur durch

Hereinziehung deutscher und franz. Handwerker und Künstler zu heben, sowie er das Militärwesen durch Gewinnung fremder Offiziere emporbrachte. 1694 wurde er Admiral und Obergeneral des russ. Heeres und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reise, welche Peter d. Gr. 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erste der russ. Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Zar incognito befand. Als Peter die während seiner Abwesenheit ausgebrochene Empörung der Strelitzen durch seine schnelle Rückkehr beschwichtigt, vollzogen der Zar, L. und Menschikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. Bald nachher starb L. zu Moskau 12. März 1699. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russ. Reichs. Seinen Tod beschleunigte er durch Ausschweifungen. Vgl. Posselt, «Der General und Admiral Franz L.» (Petersb. 1865).

Lefranc (Jean Jacques), Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. 10. Aug. 1709 zu Montauban, war anfangs Generaladvocat, dann Ehrenpräsident der Steuerkammer zu Montauban, wandte sich aber später nach Paris. Er besaß gründliche gelehrte Kenntnisse, von denen er in seiner Uebersetzung der Tragödien des Aeschylus und der «Georgica» Virgil's Proben ablegte, und war ein sehr ehrenhafter Charakter. Neben seinen «Poésies sacrées» (Par. 1734; neue Aufl. 1825), die den gerühmten Oden Rousseau's nicht nachstehen, schrieb er eine durch reine und elegante Diction ausgezeichnete Tragödie «Didon» (Par. 1734) und auch einige Opern. Doch weder seine Talente noch sein Charakter vermochten ihn gegen die Verfolgungen der Encyklopädisten, namentlich Voltaire's, zu schützen, die er bei seinem Eintritte in die Akademie, 1760, dadurch gegen sich aufgeregt hatte, daß er gegen deren dem Christenthum feindliche Richtung gesprochen. Er sah sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen, verließ Paris und starb auf seinem Landgute 1. Nov. 1784. Die beste Sammlung seiner Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

Legal (lat.), gesetzlich oder gesetzmäßig, heißt eine Handlung, wenn sie mit einem Gesetze zusammenstimmt, ihm angemessen ist, und Legalität diese Zusammenstimmung und Angemessenheit. Ist das Gesetz, wie z. B. das Rechtsgesetz und die positiven Gesetze des Staats, so beschaffen, daß es blos bestimmte äußere Handlungen vorschreibt oder verbietet, ohne sich um die Beweggründe zu bekümmern, so ist Legalität von Moralität verschieden; eine Handlung kann vollkommen legal sein, ohne moralisch zu sein, und in diesem Sinne bedient man sich des Ausdrucks Legalität gewöhnlich. Wo aber das Gesetz, wie dies bei dem Sittengesetze der Fall ist, sich auf die Gesinnung selbst, auf die Triebfedern und Beweggründe erstreckt, da ist die wahre Legalität selbst Moralität. Der Gegensatz von legal ist illegal.

Legat oder Vermächtniß (legatum) nennt man die Form, jemand etwas von seiner Verlassenschaft zuzuwenden, ohne ihn zum eigentlichen Erben zu machen und ohne die Verbindlichkeit eines Erben. Dies kann geschehen in einem Testamente neben der Einsetzung eines Erben, in einem Codicill und nach röm. Recht auch durch eine mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Der das Vermächtniß empfängt, heißt Honorirter oder Legatar. Gegenstand eines Vermächtnisses kann alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w. Eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Forderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Forderung des Testators an einen dritten (legatum nominis) vermacht werden. Damit aber die Erben nicht zu sehr mit L. belastet würden, wurde bestimmt (lex Falcidia), daß ihnen wenigstens der vierte Theil der Verlassenschaft (die Falcidische Quart) bleiben müsse, und daher wird den Legatarien, wenn den Erben dieses Viertheil nicht bleibt, verhältnißmäßig so viel abgezogen, als zur Ergänzung desselben nöthig ist. Uebrigens bietet das Verhältniß der Legatarien zu dem Nachlaß und zu den Erben der Gesetzgebung Stoff zu sehr vielen Bestimmungen, die indeß die neuern Gesetzgebungen möglichst zu vereinfachen gesucht haben. Vgl. Roßhirt, «Die Lehre von den Vermächtnissen» (2 Bde., Heidelb. 1835).

Legāten (legati) hießen bei den Römern die mit einer polit. Sendung (legatio) Beauftragten, die Gesandten, die regelmäßig der Senat aus seiner Mitte wählte. Wurde, was in der spätern Zeit der Republik häufig geschah, vom Senat einem Senator die Erlaubniß ertheilt, in Privatgeschäften eine Provinz mit den Vorrechten eines röm. Beamten, also auf Kosten der Provinzialen zu bereisen, so hieß dies Legatio libera. Gegen den Misbrauch, der damit namentlich hinsichtlich der langen Dauer solcher Reisen getrieben wurde, traten Cicero und Cäsar beschränkend auf. In der republikanischen Zeit nannte man L. die weder in die Reihe der Legationsoffiziere noch der Magistrate gehörigen nächsten Gehülfen der Feldherren ebenso wol wie der Statthalter, die gewöhnlich von diesen selbst unter Genehmigung des Senats gewählt und für kriegerische

wie für Friedensgeschäfte nach Gutdünken verwendet wurden, in welchen sie dann im Auftrag ihres Obern handelten. In derselben Weise dauerten in der Kaiserzeit in den Provinzen (s. d.) des röm. Volks die L. als Gehülfen der Proconsuln fort. In den kaiserl. Provinzen galt der Kaiser selbst als Proconsul, und hier führten die wirklichen Statthalter (praesides provinciarum) als seine Stellvertreter den Titel Legati Caesaris; doch war ihre Jurisdiction selbständig, nicht wie bei jenen von Proconsuln mandirt. Auch bei den Heeren hießen in der Zeit der Kaiser, die selbst als Imperatoren (s. d.) den Oberbefehl über die ganze militärische Macht hatten, die Feldherren der einzelnen Heere, als vom Kaiser Beauftragte, L. — Die röm. Curie gibt den Titel L. noch gegenwärtig nicht nur ihren Bevollmächtigten, sondern auch vielen Erzbischöfen. Schon seit dem 4. Jahrh. pflegte das Oberhaupt der röm. Kirche Agenten an die fürstl. Höfe abzufertigen, die sein Interesse vertreten mußten und den Namen Apocrisiarier führten. Eine besondere Befugniß stand ihnen nicht zu; erst seit der Mitte des 11. Jahrh. erhielten sie als päpstliche L. eine besondere Bestimmung, durch welche sie die Organe der päpstl. Politik wurden. Die Päpste Leo IX. und Victor II. sandten L. mit dem allgemeinen Auftrage, die Kirchen zu visitiren (ad visitandas ecclesias), aus, und seit Gregor VII. erhielt dieser Gebrauch eine dauernde Einrichtung. Mit jenem allgemeinen Auftrage und ausgerüstet mit unumschränkten Vollmachten, erlaubten sich diese L. bald die mächtigsten Eingriffe in die Rechte der Bischöfe und Landeskirchen. Sie beriefen Concilien, führten auf denselben den Vorsitz, und der kräftigsten Unterstützung der Päpste gewiß, arbeiteten sie mit desto größerm Erfolge auf die Vernichtung der bischöfl. Gewalt hin, in je größerer Anzahl sie die verschiedenen Kirchenprovinzen durchzogen. Sie durften ihren Unterhalt (procuratio) von den Kirchen fordern; da sie aber, wie die Päpste, über die Beneficien disponirten, benutzten sie diese Befugniß nicht selten zu großen Gelderpressungen. Die Habsucht mancher ging so weit, daß sie oft Vicelegaten dahin sandten, wohin sie nicht selbst gehen konnten, um die Erpressungen auszuführen, während diese Vicelegaten auch für sich bedeutende Procurationen in Anspruch nahmen. Oft wurden von den Päpsten noch L. für einzelne Geschäfte ausgesendet; sie hießen Delegati oder Delegati judices. Wegen ihres Verhaltens wurden die L. vom Volke gehaßt. Mehrmals vergriff sich die aufgeregte Leidenschaft der Masse an ihrer Person oder verfolgte sie mit Spott, während Fürsten nicht selten öffentliche Anklagen gegen sie erhoben. Mit der Kirchenreformation des 16. Jahrh. kam dieses Legatenwesen in Abnahme. Jetzt unterscheidet man in der kath. Kirche noch dreierlei L. Die L. a latere werden nur zur Vollziehung sehr wichtiger Aufträge an große Höfe vom Papste gesendet, sind Cardinäle und Vertraute des Papstes (darum auch die Bezeichnung a latere, d. h. von der Seite des Papstes) und erhalten sehr ausgedehnte Vollmachten. Die Provinzen des Kirchenstaats, denen diese L. als oberste Befehlshaber auch mit weltlicher Gerichtsbarkeit vorstehen, hießen daher Legationen. (S. Delegationen.) Die zweite Klasse sind die Legati missi, d. h. abgeordnete Gesandte, heißen aber jetzt gewöhnlich apostolische Nuntien (s. d.). Die Geborenen L. (legati nati ex officio) waren sonst schon vermöge ihres Ranges und ihrer Würde L. durch päpstl. Privilegium, standen aber den L. a latere an Macht und Ansehen nach und wurden nicht besonders ernannt. Jetzt ist der Titel Legatus natus nur noch ein Ehrentitel einzelner Erzbischöfe, namentlich der von Salzburg, Gran und Prag.

Legende (vom lat. legenda) hieß in der alten röm.-kath. Kirche ein Buch, das die täglichen Lectionen (s. d.) enthielt, die beim Gottesdienste vorgelesen zu werden pflegten. Sodann wurden die Erzählungen von dem Leben der Heiligen und Märtyrer sowie die Sammlungen solcher Erzählungen L. genannt, weil man aus ihnen in den Metten und in den klösterlichen Speisesälen vorlas und sie überhaupt zur Erbauung zu lesen anempfahl. Auch in die Breviarien nahm man dergleichen L. auf, um sie an den Namenstagen der Heiligen und Märtyrer vorzulesen. Unter den mittelalterlichen Legendensammlungen genoß die von dem genues. Erzbischof Jacobus de Voragine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. veranstaltete, die den Namen «Legenda aurea» (auch «Historia Lombardica», neue Ausg. von Gräße, Lpz. 1845) führt, vorzügliches Ansehen. Das umfassendste und werthvollste Werk über die Geschichten der Heiligen aber haben im 17. und 18. Jahrh. die sog. Bollandisten (s. d.) in ihren «Acta sanctorum» (s. d.) geliefert. Die Art und Weise nun, wie wundergläubiger Sinn, aufgeregte Phantasie, kirchliche Begeisterung, bisweilen auch frommer Betrug gerade in der L. neben der wahren Geschichte sich geltend gemacht, ja diese häufig überwuchert und zurückgedrängt haben, sowie der wesentliche Antheil, welchen die mündliche Ueberlieferung an der Entstehung und Fortbildung der L. nahm, haben die Veranlassung dazu gegeben, daß man, im Gegensatz gegen die verbürgte geistliche Geschichte, die geistliche Sage überhaupt mit dem Namen L. bezeichnete, der denn auch zu ihrer Unterscheidung von der welt-

lichen Sage und dem Märchen dient. Die L. in diesem Sinne des Worts, als geistliche oder kirchliche Sage, die übrigens der römischen nicht nur, sondern auch der griech. Kirche angehört, reicht mit ihren Anfängen bis an die ältesten Zeiten des Christenthums hinauf, und Christus sowol selbst, als Maria, Johannes der Täufer, die Apostel und andere Personen der evang. Geschichte sind schon früh Gegenstand der L. geworden. Namentlich aber haftete sie an der Jungfrau Maria und an den spätern Heiligen, Blutzeugen, gottseligen Männern und Frauen. So entwickelte sie sich in einer unendlichen Menge von wunderbaren Erzählungen reichlich, ja über alles Maß hinaus in denjenigen Zeiten des Mittelalters, in welchen der Mariencultus (s. Maria) und der Dienst der Heiligen (s. d.) zu ihrer höchsten Bedeutung und weitesten Ausbreitung gelangten. Aus der geistlichen Literatur Griechenlands und Roms, besonders aus der letztern, fand die L. auch in die nationale Poesie der christl. Völker Eingang. Bei den Deutschen war dies, obwol einzelne Beispiele legendenhafter Dichtungen schon in älterer Zeit sich finden, doch vornehmlich seit dem Anfange des 12. Jahrh. der Fall. In dieses gehören die Kaiserchronik, in welcher die L. einen sehr bedeutenden Bestandtheil ausmacht, Werner's 1173 gedichtetes «Marienleben» (herausg. von Feifalik, Wien 1860) u. a. m. Die Verfasser dieser Gedichte waren Geistliche. Aber wie schon aus derselben Zeit die L. vom heil. Oswald und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus von Laien herrühren, so bot, als in der nächstfolgenden Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie die Pflege der Dichtkunst vornehmlich auf Männer des weltlichen Standes überging, auch diesen die L. den Inhalt für größere epische Dichtungen. So bearbeitete Hartmann von Aue (s. d.) die L. von «Gregorius», Konrad von Fußesbrunnen die von der «Kindheit Jesu», Rudolf von Ems die von «Barlaam und Josaphat» und «Eustachius», Reinbot von Turne die vom «Heiligen Georg». Aus den spätern Jahren des 13. Jahrh. verdienen namentlich Konrad's von Würzburg (s. d.) «Alexius» und «Silvester», des Bruder Hug von Langenstein «Marter der heil. Martina» und von einem unbekannten Verfasser ein «Passionale» in drei Theilen (herausg. von Hahn, 1845; von Köpke, Quedlinb. 1852), in welchem die Geschichte der Maria, der Apostel und Kirchenheiligen behandelt ist, Erwähnung. Neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer L., die, größtentheils ohne poetischen Werth, vom 14. bis 16. Jahrh. entstanden, kamen auch prosaische Bearbeitungen, wie in Hermann's von Fritzlar um 1343 abgefaßtem Buche «Von der Heiligen Leben», auf und verdrängten jene allmählich. Im 16. Jahrh. endlich, als der Protestantismus in den Gang der deutschen Literatur gewaltig eingriff, verschwand die L. aus der deutschen Poesie oder ging in die sittlich-lehrhafte, auch in die komische Erzählung über, in welcher Weise sie namentlich von Hans Sachs mit glücklicher naiver Gemüthlichkeit behandelt worden ist. Auf den reichen Schatz von Poesie sowol als auf den religiösen und sittlichen Gehalt, der neben vielem Abgeschmackten, ja Widrigen in der Legendenliteratur verborgen lag, machte in neuerer Zeit zuerst Herder wieder aufmerksam und führte durch eigene glückliche Versuche und durch Belehrung über den poetischen Charakter der L. dieselbe wieder in die neuere poetische Literatur ein. Viele deutsche Dichter haben seitdem aus der kirchlichen Sage schöpfend, seltener frei erfindend, L. theils in der Form der poetischen Erzählung, theils der Romanzen gedichtet. An Herder schloß sich L. Th. Kosegarten in seinen «Legenden» nicht ohne Erfolg an; mehr im Sinne des Katholicismus wurde die L. von den Dichtern der romantischen Schule behandelt. Meisterhaft in Hans Sachs' Ton ist Goethe's L. von Sanct-Peter und dem Hufeisen, während durch die Art, wie Langbein und andere die L. als scherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meist der ursprüngliche Charakter dieser Dichtform herabgewürdigt und zerstört wurde. Vgl. Rousseau, «Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus» (Bd. 1—6, Frankf. 1835—36); Genthe, «Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder» (Halle 1852).

Legende heißt in der Münzkunde die Inschrift der Münzen. Die ältesten griech. wie röm. Münzen haben entweder gar keine L. oder nur eine in wenigen, meist einzelnen Buchstaben bestehende, weshalb die Bestimmung der Zeit und des Orts, denen sie angehören, mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Aller L. entbehren namentlich die Münzen griech. Städte, welche bestimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus mit dem Eppichblatt, die von Theben mit dem Schilde, die von Rhodus mit der Rose u. s. w., und es werden dieselben von den franz. Numismatikern médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchstaben bestehenden L. sind meist Abkürzungen von Städtenamen. Die ältesten vollständigen L. finden sich auf Münzen von Syrakus, Rhegium, Pästum und Messana. Die L. ist in der Regel auch noch gegenwärtig von der linken zur rechten Hand zu lesen. Die sog. scriptura retrograda, wo die L. von der rechten zur linken Hand gelesen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands,

Etruriens, Spaniens u. s. w., und das sog. Bustrophedon, wo die L. erst von der linken zur rechten, dann aber von der rechten zur linken Hand läuft, sind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die L. die Hauptseite, bisweilen die Rückseite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umschrift, kreisförmig, oder in geraden Linien verschiedener Richtung, die, je nach der Länge der L., mehrere Zeilen bilden. Zuweilen schließen sie, ein Viereck bildend, die Typen ein, wie z. B. auf Münzen von Thasos und der Arsaciden. Oft auch stehen die L. beider Seiten in Verbindung und müssen zusammen gelesen werden.

Legendre (Adrien Marie), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu Paris 18. Sept. 1752, wurde frühzeitig Professor der Mathematik an der Militärschule zu Paris und bereits 1783 Mitglied der Akademie. Nachdem sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde er 1787 nebst Cassini und Méchain von seiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während engl. Mathematiker dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate dieser Messungen wurden von den franz. Gelehrten in dem «Exposé des opérations, faites en France en 1787» (Par. 1792) mitgetheilt. 1808 wurde L. von der kaiserl. Regierung zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, nach der zweiten Restauration zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht und 1816 zum Examinator der in die Polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Weil er bei der Besetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den ministeriellen Candidaten gestimmt hatte, verlor er 1824 die ihm bewilligte Pension von 3000 Frs. Er starb 10. Jan. 1833. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Éléments de géometrie» (Par. 1790 u. öfter), ein treffliches Werk; «Mémoires sur les transcendantes elliptiques» (Par. 1794); «Essai sur la théorie des nombres» (Par. 1798), nebst einem Supplementbande (Par. 1816); «Nouvelle théorie des parallèles» (Par. 1803); «Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes, etc.» (Par. 1805); «Exercices de calcul intégral» (Par. 1807); «Traité des fonctions elliptiques» (3 Bde., Par. 1827—32). Besonders verdient machte er sich außerdem durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroide. Auch seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen erregte durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen.

Legion (legio) hieß bei den Römern in ältester Zeit die ganze Kriegsmacht, bald aber eine Heeresabtheilung, vergleichbar den neuern Divisionen, wenn auch schwächer. Die Kriegsmacht Roms war dann in L. getheilt, welche Benennung sich bis zum Anfange des Mittelalters erhielt. Die Zusammensetzung und Stärke der L. sowie ihre taktische Formation hat sich im Laufe der Zeiten sehr verändert. Unter den ersten Königen wurde die L. von den alten Geschlechtern der Ramnes, Tities und Luceres nach ihren 30 Curien gestellt: 300 equites (Reiter) oder celeres (Schnelle) und auf jeden 10 Clienten desselben Geschlechts, also 3000 zu Fuß. In der Schlachtordnung scheinen die Ritter vorn gestanden zu haben. Nach der Verfassung des Servius Tullius wurde die L. aus der ersten bis dritten Klasse ausgehoben, die vierte und fünfte Klasse stellte Leichtbewaffnete, die sechste nur im Nothfall Ersatz (accensi). Die Bestgerüsteten waren die Vorkämpfer und hießen principes, die zum Rückhalt in dritter Linie triarii; vom Speer (hasta) wurden wahrscheinlich alle hastati genannt, welcher Name dann auf eine der drei Kriegerklassen beschränkt blieb. Die Leichtbewaffneten, außer der phalanxartigen Ordnung mit Schleudern kämpfend, hießen rorarii oder ferentarii. In den gallischen und Samniterkriegen wurde eine Gliederung der L. in kleinere Abtheilungen (manipuli) nothwendig, anfangs 45, dann 30, die in einem Treffen mit Zwischenräumen standen. Der Zusammenstoß mit der griech.-maced. Phalanx des Pyrrhus führte zu einer Tiefen- oder Treffenstellung, sodaß nun die hastati im ersten, die principes im zweiten, die triarii, alte versuchte Krieger, im dritten Treffen standen; letztere hatten von den Samniten die schwere Wurfwaffe, das pilum, angenommen. Durch die in den Staatsverband aufgenommenen Bundesgenossen (socii), welche ein gleichstarkes Contingent stellen mußten, wuchs die L. auf etwa 6000 Mann. Ein consularisches Heer bestand aus zwei römischen und zwei Bundesgenossen-L.; in der Schlachtordnung bildeten jene das Centrum, letztere getrennt die Flügel. In den Punischen Kriegen erhielten Hastaten und Principes das pilum, das kurz vor dem Zusammenstoß in die feindliche Masse geschleudert wurde, um zum Schwertkampf besser eindringen zu können; die Triarier nahmen die Hasta wieder an. Die Treffenstellung der Manipel wurde schachbretförmig. Statt der Schleuderer kam ein regelmäßiges leichtes Fußvolk (velites) auf, das mit Wurfspießen, jeder Mann sieben, bewaffnet war. Die jetzt verstärkten Manipel wurden in zwei Centurien und sechs Decurien (zehn Mann) getheilt, unter Centurionen

und Decurionen; der älteste Centurio führte den Manipel. Die L. hatte sechs Kriegstribunen, von denen zwei immer auf zwei Monate im Dienst waren und täglich abwechselnd die L. befehligten. Die Reiterei, unter dem praefectus (in Zeiten der Dictatur magister) equitum, zerfiel in zwei Flügel und war in turmae zu 32 Pferden in drei Decurien getheilt. Jeder Manipel hatte sein Feldzeichen (signum), die L. einen silbernen Adler. Als Marius die bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen Klassen (capite censi oder proletarii) und Freigelassene in das Heer nahm und die röm. Bürger sich ihrer Kriegspflicht mehr und mehr entzogen, waren die Manipel bei jenen Elementen zu schwach; Marius vereinigte daher zwei zu einer Cohorte, was schon früher gelegentlich vorgekommen war. Er hob die Veliten auf und gab auch den Triariern das pilum, womit der Unterschied zwischen den Kriegerklassen ganz aufhörte. Unter Cäsar wurden drei Manipel zu einer Cohorte vereinigt, deren die L. nun zehn hatte. Aus ihnen wurden für besondere Dienstleistungen die antesignani gezogen, so genannt, weil sie außer der Ordnung, «vor den Feldzeichen» kämpften. Die Reiterei wurde jetzt fast ganz von den Bundesgenossen gestellt. In größern Kriegen wuchs die Zahl der L., welche Nummern und gelegentlich auch Beinamen erhielten, z. B. fulminatrix. In der Kaiserzeit wurde in der L. eine Eliten-Cohorte von doppelter Stärke, die Milliar-Cohorte, gebildet; die Heere bestanden meist aus Provinzialen; als diese nicht mehr ausreichten, wurden Barbaren in einer größern Zahl, zuletzt ganze Scharen derselben aufgenommen. Die L. verlor dadurch an intensiver Kraft, ihre Stärke und taktische Formation wechselte viel, aber sie leistete wenig mehr. — Im Mittelalter gebrauchten die lat. Chroniken auch für Germanen und Romanen das Wort L. im allgemeinen Sinne für Heertheil. Dasselbe findet sich auch in neuern Zeiten, namentlich in Frankreich unter Ludwig XV. bei den Freicorps, dann unter Napoleon, der seinen Orden der Ehrenlegion hatte, gebraucht. In den Kriegen des 19. Jahrh. kommen mehrere sogenannte L. vor: die britisch- und russisch-deutsche, die ungarische Legion u. s. w. (S. Fremdenlegion.)

Legiren heißt zwei oder mehrere Metalle durch Schmelzung miteinander verbinden. Das Product dieses Verfahrens nennt man eine Legirung, und diese hat sehr oft eine von den einzelnen Metallen ganz verschiedene Beschaffenheit und führt dann auch ganz andere Namen. So ist z. B. das Stückgut oder Glockengut eine Legirung von Kupfer und Zinn, das Tomback eine Legirung von Kupfer und Zink, das Messing von Kupfer mit mehr Zink u. s. w. Oft aber bleibt auch, und dies ist bei den edeln Metallen der Fall, der Name des edlern Metalls der Legirung eigen, und wir nennen das Gold selbst dann noch Gold, wenn in der Legirung $^3/_4$ Kupfer und $^1/_4$ Gold enthalten ist. Die Legirung wird meistentheils härter, als die zu derselben angewendeten Metalle an und für sich waren, und diese Eigenschaft ist es, welche die Legirungen bei den edeln Metallen in Aufnahme gebracht hat. Das Gold nämlich ebenso wie das Silber sind in ihrem reinen Zustande sehr weich und würden durch den Gebrauch sich sehr bald abschleifen. Man versetzt deshalb das Gold sowol als das Silber mit einer gewissen Menge von Kupfer (das Gold auch mit Kupfer und Silber), welche in jedem Staate gesetzlich bestimmt ist. Bei den Silberscheidemünzen ist in neuerer Zeit der Kupferzusatz gewöhnlich sehr stark, um der Münze dadurch einen größern Raumgehalt zu geben. Doch prägen manche Staaten, z. B. England, Rußland, Frankreich u. s. w., ihre Silberscheidemünze auch aus hochhaltiger Legirung. Die Feinheits- oder Gehaltsbestimmung wird in Deutschland beim Golde nach Karaten, beim Silber nach Lothen gegeben. 24karätiges Gold ist rein, 18karätiges hält 18 Theile Gold und 6 Theile Zusatz, 6karätiges, sog. Galanteriegold, 6 Theile Gold und 18 Theile Zusatz u. s. w. 16löthiges Silber ist rein; 12löthiges, sog. Tafelsilber, hält, auf die Mark von 16 Loth, 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer, 8löthiges aber 8 Loth Silber und 8 Loth Kupfer. Neuerlich ist es sehr gebräuchlich geworden, den Feingehalt der Legirungen nach dem Beispiele Frankreichs in Tausendtheilen auszudrücken, die man als Decimalbruch schreibt. So ist 12löthiges Silber oder 18karätiges Gold 0,750 fein, 8löthiges Silber 0,500 fein, u. s. w. Die Legirung des Goldes nennt man rothe Karatirung, wenn der Zusatz nur aus Kupfer besteht, weiße, wenn blos Silber, gemischte endlich, wenn Silber und Kupfer zugleich zugesetzt ist. Ein anderer Zweck der Legirung bei dem edeln Metalle ist die Veränderung der Farbe, wodurch das sog. Gold à quatre couleurs entsteht, mittels dessen man sehr schöne Schmucksachen verfertigt. Hier gibt das Gold mit starkem Kupferzusatze die rothe, mit starkem Silberzusatze die grüne, mit noch stärkerm die hellgelbe, mit Stahlzusatz die graue Farbe. — Im Recht versteht man unter L. eine testamentarische Verfügung eines Theiles vom Haupterbe zu Gunsten einer dritten Person. (S. Legat.)

Legitim und **Legitimität.** Legitim (vom lat. lex) ist das, was durch das Gesetz berechtigt ist, Legitimität also der Zustand, wo die Gesetzlichkeit, das gesetzlich festgestellte Recht

herrscht. Vorzugsweise bedient man sich dieser Ausdrücke in Beziehung auf das berechtigte Vorhandensein von Staatsregierungen. Der in Gemäßheit der Verfassung zur Regierung Berechtigte, in Erbmonarchien also der nach dem Thronfolgegesetz zunächst Berufene, heißt der legitime Regent, im Gegensatze zum Usurpator, als welcher jeder zu betrachten ist, welcher sich durch unrechtmäßige Gewalt, List oder Betrug der Regierung bemächtigt hat. Auch die Eroberung erscheint als Usurpation, solange sie durch keinen Abtretungsvertrag geheiligt ist, und es erwachsen gerade in diesem Falle sehr schwierige völkerrechtliche Streitfragen. In Monarchien kann selbst ein durch den Willen des Volks an die Spitze Gestellter als Usurpator erscheinen, wenn dieser Volkswille der Verfassung des Landes nach nicht berechtigt war, solche Verfügung zu treffen. Unter solchem Gesichtspunkte haben die 1830 durch den Ausspruch der Deputirtenkammer Frankreichs ihrer Thronrechte verlustig erklärten Bourbons diesen Regierungswechsel aufgefaßt, daher fortwährend sich für die allein legitime Dynastie Frankreichs, den König Ludwig Philipp aber und ebenso natürlich den jetzigen Kaiser Ludwig Napoleon für einen Usurpator erklärt. Ihre Anhänger nennen sich deshalb auch **Legitimisten**. Die strengen Legitimisten verlangen die Wiedereinsetzung der Bourbons lediglich im Namen und auf Grund des göttlichen Rechts oder des Erbrechts, von welchem abzugehen sie dem Volke unter keinen Umständen das Recht einräumen. Eine neuere, mehr das Interesse der gestürzten Dynastie als das Princip ins Auge fassende Fraction derselben würde zufrieden sein, wenn der letzte Sprößling dieser Dynastie, der Graf von Chambord, durch den Willen des franz. Volks (also nach dem Grundgesetz der Volkssouveränetät) auf den Thron gerufen würde. Der Graf von Chambord selbst hat sich aber entschieden gegen letztere Ansicht erklärt. Aehnliche Verwahrungen sind nach der Bildung des Königreichs Italien zu Gunsten des vertriebenen neapolit. Königshauses und der in Toscana und Modena entthronten österr. Nebenlinien eingelegt worden, während gleichzeitig der republikanische Präsident Juarez die Gründung des Kaiserthums in Mexico als illegitim bekämpft. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sprach man viel von dem Princip der Legitimität und verstand darunter die Tendenz der europ. Mächte, namentlich der Heiligen Allianz, das Recht der Regierungen sowol zur Regierung als in der Regierung gegen alle Usurpation und revolutionäre Gewalt zu schützen.

Legitimation und **legitimiren** kommt in der doppelten Bedeutung von beglaubigen und von gesetzmäßig machen im jurist. Sprachgebrauch vor. In letzterer Beziehung heißen Kinder legitimirt, welche, obwol außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geborene, erklärt werden. In ersterm Sinne spricht man von Legitimation der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlicher Eigenschaften. So muß der Kläger im Processe die Legitimation zur Sache mittels des Nachweises beibringen, daß er gerade das betreffende Recht zu vertreten habe und daß Beklagter eben derjenige sei, welcher sich im vorliegenden Falle deshalb müsse in Anspruch nehmen lassen. Es tritt dies besonders dann hervor, wenn der Kläger oder der Beklagte nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte, sondern dessen Rechtsnachfolger ist.

Legnāgo, Marktflecken und starke Festung in der Provinz Verona des ehemaligen Lombardisch-Venetianischen Königreichs, liegt an beiden Ufern der Etsch, 5 M. südöstlich von Verona und ebenso weit östlich von Mantua, ist Sitz eines Districtscommissariats und einer Prätur, und zählt ohne die Garnison 10318 E. (1857). Der Ort ist im allgemeinen gut gebaut, hat hübsche Straßen, leidet aber wegen seiner Lage in sumpfigen Niederungen an ungesunder Luft. Der Handel mit Reis, Hanf, Seide und den andern Producten der fruchtbaren Umgebung ist sehr lebhaft. Ein schiffbarer Kanal, der von L. nach Ostiglia führt und den Fluß Tartaro durchschneidet, stellt die Verbindung zwischen Etsch und Po her. L. (lat. Leoniacum) wird schon zur Longobardischen Zeit genannt. 1494 erhielt der Ort durch die Venetianer die ersten Befestigungen. Am 13. Sept. 1796 fiel er in die Hände der Franzosen, welche 1801 die Werke demoliren ließen. Unter der österr. Herrschaft wurde jedoch L. wiederum zu einer starken Festung gemacht, welche den südöstl. Punkt des berühmten lombard.-venet. Festungsvierecks bildet. — Nicht zu verwechseln mit L. ist **Legnano**, ein Marktflecken in der lombard. Provinz Mailand, 3¼ M. nordwestlich der Stadt Mailand an der Olona gelegen, mit 6350 E., einer Rothfärberei und einer Seidenfabrik. Derselbe ist historisch bekannt durch die Niederlage, welche hier 29. Mai 1176 Friedrich Barbarossa durch die Mailänder erfuhr.

Legouvé (Gabriel Marie Jean Baptiste), franz. Dichter, geb. zu Paris 23. Juni 1764, widmete sich nach beendigten Schulstudien unter günstigen äußern Verhältnissen der Literatur und erzielte Erfolge mit einigen Tragödien, vorzüglich aber mit seinem Lehrgedicht: «Le mérite

des femmes» (Par. 1801 u. öfter), das ihm bei den Frauen eine dauernde Beliebtheit erwarb. Er starb 20. Oct. 1812. — Sein Sohn, Gabriel Jean Baptiste Ernest Wilfrid L., geb. 15. Febr. 1807 zu Paris, verdankt seinen literarischen Ruf hauptsächlich einer Anzahl dramatischer Werke, die ihm 1855 zum Eintritt in die Französische Akademie verhalfen. Namentlich fanden «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Bataille de dames» (1851), «Les contes de la reine de Navarre» (1853), drei mit Scribe gemeinschaftlich verfaßte Stücke, auf dem Théâtre-Français ausnehmenden Beifall. Für die Schauspielerin Rachel hatte er das fünfactige Stück «Médée» geschrieben, welches, nachdem dieselbe darin aufzutreten verweigert hatte, von Montanelli ins Italienische übersetzt, 1856 auf dem Théâtre-Italien zu Paris und nachher in andern Hauptstädten von Madame Ristori mit vielem Erfolg gespielt wurde. In allen Bühnenstücken L.'s findet man Geist, Schwung, reinen, nicht allzu akademischen Stil und feine Beobachtung. 1847 hielt er am Collége de France öffentliche Vorträge, die 1848 unter dem Titel «Histoire morale des femmes» gesammelt erschienen und seitdem mehrmals wieder aufgelegt worden sind.

Legrand (Marc Antoine), franz. Schauspieler und Lustspieldichter, geb. 17. Febr. 1673, war als Schauspieler nicht ohne Talent, doch von so häßlicher Gestalt, daß er wiederholt ausgezischt wurde, wo er sich jedoch durch Bonmots zu helfen wußte. Er schrieb mehrere Lustspiele, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten und unter dem Titel «Théâtre de L.» (4 Bde., Par. 1731 u. öfter) gesammelt erschienen. Drei derselben: «L'aveugle clairvoyant», «Le galant coureur» und die meisterhafte phantastische Posse «Le roi de Cocagne», haben sich auf dem Repertoire erhalten. Er führte ein sehr leichtes Leben und starb in Paris 7. Jan. 1728. Nächst Molière war L. der größte Meister im humoristischen Volksstil.

Leguane (Iguana) heißen große südamerik. Baumeidechsen mit breitem Kopfe, angewachsenen, an den Rändern gezähnelten Zähnen, großen Stachelkämmen auf dem Rücken, einem sehr langen Schwanze und einem unter der Kehle hängenden schlappen Hautsacke, mit kräftigen Beinen und sehr langen Zehen. Sie klettern sehr behend auf Bäumen, schwimmen sehr gut, sind trotzig und bissig, und nähren sich von Eiern, Insekten, Pflanzensprossen und saftigen Blättern und Blüten. Der gemeine L. (I. tuberculata) erreicht eine Länge von 5 F., wovon indessen 3 auf den Schwanz kommen. Des zarten, schmackhaften und leichtverdaulichen Fleisches wegen wird überall in Südamerika sehr eifrig Jagd auf sie gemacht.

Leguminosen, Hülsenfrüchtler, nennt man eine große natürliche Gruppe der dikotylen Samenpflanzen mit mehrblätteriger Blumenkrone, weil die zu ihr gehörenden Pflanzen eine Hülse oder (seltener) Gliederhülse (legumen) zur Frucht haben. (S. Hülse.) Sie sind über alle Welttheile vom Aequator bis zu den Polen verbreitet; doch nehmen sie von den Polen nach den Wendekreisen hin an Masse bedeutend zu; auch sind sie auf der südl. Halbkugel häufiger als auf der nördlichen und namentlich in Afrika sehr zahlreich vertreten. Die L. zerfallen in vier Familien, von denen diejenige der Schmetterlingsblütler oder Papilionaceen die größte und wichtigste ist. Die drei andern Familien sind die Swartzieen, Cäsalpiniaceen und Mimosaceen. Erstere, die kleinsten von allen, zeichnen sich dadurch aus, daß die Spitze des Kelches sich beim Aufblühen deckelartig ablöst oder der Kelch sich spaltet, daß ihnen die Blumenblätter meist fehlen und die Samen einen Samenmantel (arillus) haben. Die Rinde von Swartzia tomentosa Dec., eines schönen, in Cayenne wachsenden Baums, enthält einen schweißtreibenden Saft und ist neuerdings als Mittel gegen die Cholera in Gebrauch gekommen. Die Cäsalpiniaceen, zu denen eine große Menge von Arznei- und Handelsgewächsen der Tropengegenden gehört (z. B. die den Kopaivabalsam und das Blau- oder Campecheholz liefernden Bäume und Sträucher, der Johannisbrotbaum, Judasbaum, die Gleditschien, Cassien u. a. m.) haben unregelmäßig geformte, doch nicht schmetterlingsförmige Blumen und freie, perigynische Staubgefäße, die Mimosaceen regelmäßige Blumen mit sehr zahlreichen freien, hypogynischen Staubgefäßen. Zu letztern gehören die echten Akazien und die Mimosen, von denen mehrere Arten das arab. Gummi ausschwitzen.

Lehm, in Süddeutschland auch Leimen, nennt man eine Erdart, die aus einer Mischung von Thon und Sand, und zwar im Verhältniß von mindestens 40 Proc. des letztern, zusammengesetzt ist. Er enthält gewöhnlich außer seinen Hauptbestandtheilen noch Kalk, Eisenoxyd u. s. w. Lehmboden heißt jeder Boden, welcher bei großem Sandgehalt doch noch mehr als 30 Proc. Thon enthält. Strenger Lehmboden wird er genannt, sobald der Thongehalt mehr als 50 Proc. beträgt; milder, wenn weniger. Der sandige Lehmboden enthält 30—40 Proc. Thon, wohingegen der lehmige Sandboden in die Klasse der Sandboden gehört und unter 30 Proc. Thon besitzt. Die Lehmboden, mit Ausnahme der eisenschüssigen, galligen und kalten, sind die für die Cultur geeignetsten, die eigentlichen Weizen- und Gerstenboden, auch für Taback, Raps und die

meisten Handelsfrüchte vorzugsweise befähigt. Nicht selten sind sie undurchlassend, daher kalt, dann aber gewöhnlich durch Drainirung (s. d.) leicht zu entwässern. Ihre Bearbeitung ist mehr oder weniger schwierig, je nachdem sie sich mehr dem Thone oder dem Sande nähern. Der L. wird auch als Baumaterial vielfach verwandt, und der Lehmbau ist allenthalben verbreitet. Der L. wird dazu durch Anfeuchten und Durchtreten möglichst zubereitet, nicht selten auch mit Häcksel, Kuhhaaren, Flachsacheln u. dgl. als Bindemittel versetzt. Abgesehen von seiner Benutzung zum Ausguß von Fußböden, Estrichen und Tennen, wird er zur Herstellung von Mauerwerk in dreifacher Weise verwendet. Entweder wird ein aus Holzgefüge bestehendes Fachwerk gestakt, d. h. mit dünnen eingeklemmten oder geflochtenen Stäben, Holzspalten, verbunden und auf beiden Seiten mit gebundenem L. dicht überstrichen; oder es wird der L. in Formen gepreßt, welche, an der Sonne getrocknet, die Lehmsteine oder Lehmpatzen liefern, mit denen man dann mauert wie mit gebrannten Steinen; oder endlich wird der L. in mauerdicke Formen gestampft. (S. Pisébau.) Der Lehmbau ist sehr wenig kostspielig, gewöhnlich aber nicht dauerhaft genug. Auch zur Dachbedeckung kann man den L. verwenden. Die Lehmschindeln, welche aus L. mit eingekneteten Langstroh angefertigt werden, haben den großen Vorzug, sehr leicht, dauerhaft, warm und namentlich feuersicher zu sein; man wendet sie daher vielfach zur Dachung von Oekonomiegebäuden an. Der L. von alten Mauern ist eins der vorzüglichsten Düngungsmittel, die es gibt, und zwar wegen des Ueberflusses an löslichen und hauptsächlich salpetersauren Salzen, den er sich durch lange Berührung und Durchdringung mit atmosphärischer Luft angeeignet hat. L. von Kaminwänden, mit vielen Rußbestandtheilen vermischt, äußert in dieser Hinsicht die ausgezeichnetste Wirkung.

Lehmann (Joh. Georg), verdienter Chartograph, geb. 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, der Sohn eines armen Müllers, genoß einen ziemlich mangelhaften Schulunterricht und lebte dann als Mühlknappe, wurde aber mit Gewalt in das Militär eingestellt. Sehr bald schwang er sich jedoch zum Compagnieschreiber empor und erlangte in Dresden die Vergünstigung, die Kriegsschule besuchen zu dürfen. Es wurden ihm mehrere topogr. Arbeiten übertragen, deren Ausführung dem General von Langenau so wohl gefiel, daß er L. zum Sergeanten bei seinem Regimente machte. Doch seine Vorliebe zu rein topogr. Arbeiten vermochte ihn dahin, 1793 seinen Abschied zu nehmen, worauf er ohne Beihülfe eines Landmessers eine Fläche von 26 Q.-M. des Erzgebirgs und mehrere Rittergüter aufnahm. Der Mangel an Instrumenten sowol als an geeigneter Hülfsleistung führte ihn auf die Erfindung eines zweckmäßigern Meßtisches und ließ ihn zugleich eine Menge von praktischen Erfahrungen und Vortheilen beim Gebrauche dieses Apparats finden. In seiner «Darstellung einer neuen Theorie zur Bezeichnung der schiefen Flächen im Grundriß» (Lpz. 1799) legte L. die Theorie der nach ihm benannten Terrainzeichenkunst dar, nach welcher das aufgezeichnete Terrainbild auf der Karte senkrecht beleuchtet erscheint und durch scharf zu bestimmende, dunklere oder hellere Abtönung (Schraffirung) der Neigungsgrad der Bodenflächen bezeichnet wird. Später wurde L. Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie in Dresden. 1806 kam er zum sächs. Quartiermeisterstabe, wo er sich bei Jena durch seine Terrainkenntniß und seinen militärischen Scharfblick auszeichnete, 1807 als Hauptmann und Quartiermeister zur Belagerung von Danzig und später zur Blokade von Graudenz. Von hier ging er mit dem Generalstabe nach Warschau. Seine Kränklichkeit führte ihn 1809 nach Dresden, wo er als Major und Director der Plankammer 6. Dec. 1811 starb. Von seinen Plänen sind die berühmtesten die von Warschau und Dresden und das topogr. Blatt der Umgegend von Dresden. L.'s Hauptwerk, «Die Lehre vom Situationszeichnen» (2 Bde., Lpz. 1812—16; 5. Aufl. 1843), wurde erst nach seinem Tode von Becker und Fischer herausgegeben. Seine Methode der Terrainzeichnung hat sich in neuerer Zeit mit gewissen Modificationen allgemeinen Eingang verschafft. In musterhafter Weise ist dieselbe unter anderm auf der Oberreit'schen topogr. Karte von Sachsen (seit 1837) durchgeführt.

Lehmann (Peter Martin Orla), dän. Staatsmann und einer der Führer der national-liberalen (eiderdän.-skandinav.) Partei, geb. 19. Mai 1810 zu Kopenhagen, stammt aus einer Beamtenfamilie von ursprünglich deutscher Herkunft. Nachdem er seit 1827 in Kopenhagen und auf deutschen Universitäten die Rechte studirt und 1833 die Prüfung bestanden, machte er sich durch seine publicistische Thätigkeit als Mitarbeiter des kopenhagener Blattes «Fädrelandet» sowie als Redner in öffentlichen Versammlungen bemerkbar. Namentlich hielt er zu Kopenhagen 4. Nov. 1836 einen Vortrag über «das Dänische in Schleswig», welcher den Anstoß gab zu der eiderdän. Agitation im Herzogthum Schleswig. Zugleich agitirte er mit größtem Eifer für

Einführung einer freisinnigen Verfassung im Königreich Dänemark, und als Wortführer einer Deputation des kopenhagener Studentenvereins war er der erste, welcher dem König Christian VIII. unmittelbar nach dessen Thronbesteigung (4. Dec. 1839) diesen Wunsch der Nation ans Herz legte. Doch zog er sich das Misvergnügen der Regierung zu, welche ihm die gewünschte Advocatenbestallung jahrelang verweigerte. Dagegen ward er zum Mitglied und Vicevorsteher der kopenhagener Communalvertretung wie auch zum Abgeordneten für die roeskilder Provinzialstände erwählt. Wegen einer 30. Jan. 1841 gehaltenen Rede an die Wähler auf der Insel Falster wurde L. vom Höchstengericht zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt (20. Jan. 1842), wodurch er noch mehr an Popularität gewann. Im April 1844 erhielt er endlich die Bestallung als Advocat beim Höchstengericht in Kopenhagen. Bei dem polit. Umschwung im März 1848 war L. der hervorragendste Führer der kopenhagener Bevölkerung. Dann trat er als Minister ohne Portefeuille in das sog. Casino-Ministerium (22. März) ein, und nach dessen Rücktritt (15. Nov. 1848) wurde er zum Amtmann von Veile (Jütland) ernannt. Als er während der Schlacht vom 23. April 1849 in der zu seinem Amtsbezirk gehörigen Stadt Kolding erschien, nahmen ihn die Schleswig-Holsteiner gefangen und hielten ihn einige Zeit in Haft auf dem Schlosse Gottorp bei Schleswig. L. blieb Amtmann zu Veile, bis er 15. Sept. 1861 in das Ministerium Hall (s. d.) eintrat, in welchem er als Minister des Innern für das Königreich Dänemark bis zur Auflösung dieses Cabinets (Ende Dec. 1863) wirkte. Seitdem lebte er als Privatmann in Kopenhagen. — Theodor Heinrich Wilhelm L., ein Vetter (Vatersbruderssohn) des vorigen, Begründer der nationalen Partei in Schleswig-Holstein, wurde zu Rendsburg 22. Nov. 1824 geboren. Er studirte die Rechte in Tübingen, Heidelberg und Kiel und bestand Michaelis 1849 die Staatsprüfung. Auch machte er in der schlesw.-holstein. Armee den Krieg gegen Dänemark von 1848—50 mit und avancirte zum Offizier. Nach dem Frieden ließ er sich 1851 als Advocat in Kiel nieder, wo er 1857 zum Mitglied und später zum Vorsteher der Communalvertretung, auch 1859 zum Abgeordneten für die holstein. Provinzialstände gewählt ward. In den ständischen Sessionen zu Itzehoe 1859 und 1861 erneuerte er den Kampf für die Zusammengehörigkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein und erlangte binnen kurzem den überwiegenden polit. Einfluß. Außerdem wirkte er mit bei der Stiftung des deutschen Nationalvereins zu Frankfurt a. M. (16. Sept. 1859) und trat sogleich in den Ausschuß. Eine von ihm berufene Versammlung der holstein. Mitglieder des Nationalvereins zu Kiel 13. Jan. 1861 nahm einstimmig eine von L. verfaßte Resolution an, worin sie sich verpflichteten, auf die Wiederherstellung und weitere Ausbildung der alten Verbindung Schleswigs mit Holstein und auf den engsten Anschluß an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken. Darauf hin ließ die dän. Regierung L. sofort von der Praxis als Advocat suspendiren und auch eine fiscalische Anklage wegen angeblichen Versuchs zum Hochverrath und Eidesbruchs gegen ihn einleiten. Doch ward er in beiden Instanzen (20. Febr. und 14. Juni 1862) freigesprochen. Kurz nachher, auf der Höhe seiner Popularität, starb er plötzlich zu Kiel 29. Juli 1862.

Lehn und Lehnswesen. Die von german. Stämmen auf den Trümmern des röm. Reichs und in Deutschland errichteten Staaten bestanden anfangs nur aus einem losen Inbegriff von Gemeinden, welchen die waffenfähigen, über Leibeigene und Knechte gebietenden Vollfreien als Mitglieder angehörten. Höhere Ansprüche an den öffentlichen Dienst und andere unvergoltene Leistungen als Heer- und Gerichtsfolge waren noch unbekannt, Privatfehden nicht verpönt, Kriege von Staat zu Staat aber ohne Gutheißen der Volksgemeinde nicht denkbar. Innerhalb dieser ursprünglichen Zustände war es den Königen und andern mächtigen Stammes- oder Familienhäuptern nahegelegt, sich eine polit. Sonderstellung zu gründen. Schon in uralter Zeit schlossen sich abenteuernde Heergänger an kriegsberühmte Führer an, um in ihrem Dienste Unterhalt, Schutz und Antheil an Ruhm und Beute zu erlangen. (S. Gefolge.) Diese Geneigtheit zum Eintritt in ein kriegerisches Abhängigkeitsverhältniß steigerten noch die Könige sowie die geistlichen und weltlichen Großen, welche nach dem Besitze einer nur von ihnen abhängigen Hausmacht Verlangen trugen, durch Werbungen und das Aussetzen bestimmter Vergütungen. Wer sich ihnen mittels Eides zu besonderer Treue verpflichtete, empfing statt des Soldes, den jene geldarmen Zeiten nicht aufzubringen vermochten, ein Beneficium (feudum), gewöhnlich ein Grundstück, zu Besitz und Genuß. Das echte oder Obereigenthum (dominium directum) behielt der Dienstherr, welcher das Gut nur lieh (daher Lehn), und zwar anfangs auf beliebigen Widerruf, weiterhin auf Lebenszeit, zuletzt aber, da die Söhne der Dienstleute gewöhnlich in das näm-

liche Verhältniß traten und in dem Besitze durch Wiederverleihung bestätigt wurden, auch vererblich über den Tod hinaus, solange noch lehnsfähige Nachkommenschaft des Lehnsmannes vorhanden war. Der letztere (bassus, vassus, vasallus) hat nur das Eigenthum an den Nutzungen des Guts (dominium utile), welches er jederzeit wieder aufgeben, weiterhin auch, seitdem die Lehen erblich geworden waren, unter Beschränkungen veräußern kann. Durch diese Bedingungen kommt das Lehn den Emphyteusen (s. d.) und andern Siedelrechten nahe, die deshalb auch lehnsähnliche Güter (feudastra) heißen, es unterscheidet sich aber von denselben dadurch, daß es noch ethische und polit. Beziehungen zwischen den Betheiligten entstehen läßt. Das Lehn ist nämlich nicht gegeben, damit der Herr von einer bisherigen Wüstung einiges Einkommen und der Nutzungseigenthümer gegen nur geringe Leistungen einen Grundbesitz erlange, sondern es bildet vor allem ein Unterpfand gegenseitiger Treue (mutua fidelitas). Der Herr hat dem Vasallen ohne Ansehen sonstiger Pflichten Schutz und Vertheidigung zu gewähren, und indem der Vasall mittels Lehnseides (vasallagium) treu, hold und gewärtig zu sein gelobt und sich zu bestimmten höhern Diensten anheischig macht, tritt er in den besondern Hof- und Kriegsstaat ein, den der Herr in und neben der Volksgemeinde gebildet hat. Mit Hülfe solcher unbedingt ergebenen Anhänger vermochten die Könige und Fürsten nicht blos ihre Stellung zu sichern, sondern auch die Leistungsfähigkeit des Staats, freilich auf Kosten der alten Freiheit, zu erhöhen, die Vasallen aber genossen Ehre, Einkommen oder zum wenigsten einen mächtigen Schutz, dessen Werth innerhalb eines vielfach gesetzlosen Zustandes nicht hoch genug angeschlagen werden konnte. Dies bewog selbst vermögende Freie, ihr unabhängiges Grundeigenthum (allodium) mächtigen Herren abzutreten, um es von ihnen als Lehn zurückzuempfangen (Lehnsauftragung, feudi oblatio) und von nun an des Vortheils einer engern Verbindung theilhaft zu werden. Hierdurch sowol als infolge der Sitte, wonach die Vasallen wieder Theile ihres Beneficiums als Afterlehen an Afterlehnsleute (subvasalli) überließen (subinfeudatio), welche dem Oberherrn mitpflichtig waren, gewann das Lehnswesen eine derartige Bedeutung und Ausdehnung, daß es nach und nach alle öffentlichen Verhältnisse durchdrang. Die Kriege führte man seit dem 10. Jahrh. nicht mehr mit dem Massenaufgebote, sondern mit Vasallen, und die Hof- und Staatsämter, die Kriegs-, Schutz- und Gerichtsherrlichkeiten über ganze Districte waren mit dem dazugehörigen Einkommen zu Lehnsobjecten geworden, deren erbliche oder nach sonstigen Merkmalen bestimmte Inhaber den öffentlichen Dienst allmählich wieder durch die Hartnäckigkeit hemmten, mit der sie die vertragsmäßige oder herkömmliche Grenze ihrer Leistungen gegen die Ansprüche des fortschreitenden Staats vertheidigten. (S. Feudalwesen.) Seit dem Ausgange des Mittelalters gerieth daher das Lehnswesen in Misachtung, weshalb neue Lehen seltener errichtet, verfallene nicht wieder ausgethan, der Kriegsdienst den jetzt aufkommenden stehenden Heeren übertragen und Aemter sowie öffentliche Gewalten immer weniger unter der Form der Beleihung ertheilt wurden. Nichtsdestoweniger erhielt sich das Lehnrecht, trotz des Abhandenkommens seiner Voraussetzungen, nicht blos als Quelle gelehrter Erkenntniß und unentbehrliches Hülfsmittel geschichtlicher Studien, sondern auch als ein wunderlich verwickeltes Eigenthumsrecht. Die wichtigste gemeinrechtliche Sammlung für das Lehnrecht bilden die sog. Libri feudorum aus dem 12. Jahrh. Sie wurden in der Lombardei nach und nach aus kaiserl. Constitutionen und Aufzeichnungen über das Gewohnheitsrecht verschiedener Lehnhöfe, namentlich des mailändischen, zusammengebracht und als decima novellarum collatio dem Corpus juris civilis einverleibt. Aeltere deutsche Sammlungen, wie das Lehnrecht des Sachsenspiegels, haben mehr particuläre Bedeutung erlangt. Ihre unmittelbare Verwendbarkeit hört aber in denjenigen Staaten auf, die, wie Preußen, Baiern, sich besondere Lehnsgesetze gegeben oder, wie Braunschweig, in Ausführung der deutschen Grundrechte das Lehnswesen aufgehoben haben.

Aus den geschichtlichen Entstehungsgründen erklären sich folgende Hauptsätze des einschlagenden Rechts. Lehn heißt eine Sache, deren nutzbares Eigenthum jemand unter der Bedingung gegenseitiger Treue in erblichen Besitz und Genuß mit Vorbehalt des Anheimfalls an den Obereigenthümer übergeben wurde. Wer ein Lehn als Herr bestellen oder als Vasall erwerben will, muß gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen oder lehnsfähig sein; namentlich wird rücksichtlich des Herrn eine Stellung vorausgesetzt, vermöge welcher derselbe sich Kriegsdienste versprechen lassen kann. Die Erfordernisse auf seiten des Lehnsempfängers ergeben sich daraus, daß die Vasallen einen ausgezeichneten Kriegerstand bilden sollten, weshalb in der Regel alle für lehnsunfähig galten, die keine Waffen führen durften oder konnten, wie z. B. Ehrlose, Unfreie, Bauern, Geistliche, Frauen. Indeß finden sich auch Weiberlehen (feuda feminea) neben den die Regel bildenden Mannlehen. Den Stadtbürgern bestritt der Adel ebenfalls die Fähig-

keit, Rittergüter zu erwerben, ohne jedoch allenthalben damit durchzudringen. Ist der Lehnsherr oder der Vasall eine jurist. Person, z. B. eine Stadtgemeinde, ein Stift, so bedarf sie für die verschiedenen Lehnshandlungen eines Vertreters, der in jenem Falle Prodominus, in diesem Provasall oder Lehnsträger heißt. Eine seither allodiale Sache wird mittels Lehnvertrags (nur ausnahmsweise im Verjährungswege) in Lehn verwandelt (infeudatio); das Lehnseigenthum geht aber erst durch die feierliche Belehnung oder Investitur (s. d.) von seiten des Herrn oder einer ihn vertretenden Behörde auf den Vasallen über, der hierbei den Lehnseid leistet. Es kann auch auf mehrere Vasallen zugleich übertragen werden, welche dann durch Coinvestitur Miteigenthum erlangen. Ueber die erfolgte Belehnung stellt der Herr eine Urkunde, den Lehnsbrief, von sich. In der Lehnsherrlichkeit ist vor allem das Recht auf Lehnstreue von seiten des Vasallen enthalten, die der Treue, welche sich Verwandte untereinander schulden, gleichstehen soll. Schwere Verletzungen dieser Treue erscheinen als Lehnsverrath oder Felonie (s. d.). Folge derselben ist der Verlust des Lehns für den Vasallen und seine Descendenten, nicht aber auch für seine lehnsfähigen Seitenverwandten, sodaß der Herr denselben, wenn die Reihe der Succession auf sie trifft, das eingezogene Lehn wieder herausgeben muß. Der Herr kann aber auch, statt das Lehn einzuziehen, eine Geldstrafe (Lehnsemende) auferlegen oder Lehnspardon ertheilen, d. h. die begangene Felonie oder andere Lehnsfehler völlig verzeihen. Als ein Ausfluß der Lehnstreue erscheint der Lehnsdienst, den aber nur der Herr von dem Vasallen, nicht dieser von jenem verlangen kann, und zwar je nach dem Lehnsvertrage entweder in offenem Felde oder durch Vertheidigung einer Burg (Burglehn). Verweigerung der Lehnsdienste ward als Felonie betrachtet, außer wenn der Vasall sich mit gesetzlichen Behinderungsgründen entschuldigen konnte und Lösegeld (adoha, hostenditiae) erlegte. Neben oder anstatt der Heeresfolge mochte sich der Herr auch andere Arten von Lehnsdiensten versprechen lassen, die bald in bestimmten Hofdiensten bei feierlichen Gelegenheiten, bald in sonstigen Prästationen, wie z. B. der Ueberreichung von Handschuhen, Bechern, Falken und andern Abhängigkeitsbekenntnissen, bestanden. Als eine Art Lehnsdienst erschien früher auch die Verbindlichkeit der Vasallen, im Lehnsgericht des Herrn (Mannengericht) zu erscheinen und als Lehnschöffe bei der Entscheidung von Lehnstreitigkeiten mitzuwirken. Mit der Errichtung von stehenden Lehnshöfen ist aber diese Art des Lehnsdienstes in Wegfall gekommen, und in gleicher Weise hat, wie bemerkt, der Lehnskriegsdienst aufgehört. Da aber die Vasallen für ihre Güter in Rücksicht auf die letztern Dienste steuerfrei geblieben waren, so ist seitdem ein langer Streit darüber geführt worden, ob die Vasallen ein entsprechendes Geldäquivalent für die nicht mehr erforderten Reiterdienste (Ritterpferdsgelder) zahlen sollten und ob die Steuerfreiheit solcher Güter nur gegen Entschädigung aufgehoben werden könne. Schulzen- oder Bauernlehne (feuda rustica, ignobilia), die nicht mit Heeresfolge verdient wurden und sich von freien Bauern erwerben ließen, sind nur uneigentliche Lehen (feuda impropria), obgleich die Succession in solche Güter nach Lehnrecht stattfindet. Der Herr kann auch eine Eventualbelehnung und Anwartschaft (Lehnsexspectanz) ertheilen. Bei jener gibt der Herr das noch von einem andern Vasallen besessene Gut unter der Voraussetzung des Anheimfalls in Lehn, sodaß der Eventualbelehnte bis dahin weder in den Besitz noch den Genuß des Lehns kommt. Durch die Ertheilung einer Anwartschaft wird zwar dasselbe bezweckt, sie beruht aber nur auf Vertrag und gewährt, da die Belehnung unterblieben ist, kein dingliches Recht.

Der Vasall hat vermöge seines nutzbaren Eigenthums im wesentlichen dieselben Rechte an der Lehnssache wie der volle Eigenthümer und kann das Lehn selbst durch schlechte Wirthschaft herunterbringen, ohne daß sich daraus ein Entsetzungsgrund ergibt; doch ist er hinsichtlich der Vererbung und Veräußerung beschränkt. In der Lehnssuccession haben viele Grundsätze des alten deutschen Rechts über die Erbfolge in Liegenschaften sich bei Geltung erhalten. Vor allem kann der Vasall das Lehn nur auf seine gesetzlichen Erben bringen und dieselben mittels Letzter Willen nicht ausschließen, es müßte denn der besondere Lehnsvertrag ausdrücklich ein anderes gestatten (feudum testabile). Nicht alle Intestaterben sind aber zur Lehnsfolge berufen, sondern blos die lehnsfähigen, muthmaßlich also nur Personen männlichen Geschlechts, nicht Frauen und deren Abkömmlinge. Wenn das Lehn ausnahmsweise ein Weiberlehn (Schleier-, Kunkellehn) ist, so streitet wieder die Vermuthung dafür, daß dasselbe nur, dafern gar keine Verwandten im Mannsstamme vorhanden sind, an Frauen gelangen könne (feudum femininum successivum), wogegen aber der Beweis vorbehalten bleibt, daß die Angehörigen des Vasallen in dieses Lehn ohne Unterschied des Geschlechts blos nach der Verwandtschaftsnähe, wie bei der

gewöhnlichen Erbfolge, succediren (feudum femininum promiscuum). Durch bloße Adoption in die Familie Gekommene sind nicht zur Lehnsfolge berechtigt, sondern nur eheliche Blutsverwandte, unter ihnen aber lediglich diejenigen, welche von dem ersten Erwerber abstammen, der das Gut an diese Familie gebracht hat. Wer nämlich ein Lehngut unter den Lebenden, z. B. durch Kauf, erwirbt, gewinnt es im Zweifel nur für sich und seine Kinder und Kindeskinder, nicht aber auch für seinen Vater und Großvater, nicht für die Brüder, Oheime und deren Nachkommenschaft, es müßte denn der Lehnsherr sich der Möglichkeit eines schnellern Anheimfalls entschlagen und das Gut ausdrücklich als väterliches, groß- oder gar urgroßväterliches (feudum paternum, avitum, proavitum) geliehen haben. Hier entsteht dann die Fiction, daß es der Erwerber nicht zuerst als sog. Neulehn (feudum novum) an seine Familie bringe, sondern daß es in derselben schon ein- oder mehreremal vererbt worden sei (Altlehn, feudum antiquum). Mehrere gleichnahe Descendenten des verstorbenen Vasallen gelangen in den gemeinschaftlichen Besitz des Lehnguts, dürfen aber keine Naturaltheilung vornehmen, sondern sich nur in der Art auseinandersetzen, daß sie entweder das Gut veräußern und den Preis theilen, oder daß der eine Bruder das Gut annimmt und die andern mit Geld abfindet. Im letztgedachten Falle können die Abgefundenen und ihre Nachkommen nicht eher wieder die Lehnsfolge beanspruchen, als bis der Annehmende oder seine letzten Abkömmlinge ohne lehnsfähige Descendenz gestorben sind. Solchenfalls gehen, dafern derartige Auseinandersetzungen mehrfach und bei verschiedenen Successionsgelegenheiten stattgefunden haben, die bei der letzten Theilung abgesonderten Geschlechtsvettern den bei frühern Theilungen ausgeschiedenen vor, und wenn dieses Merkmal wieder bei mehrern zutrifft, so wird nach der richtigen Ansicht derjenige von ihnen bevorzugt, welcher dem verstorbenen Vasallen am nächsten verwandt ist (Linear-Gradualsystem). Nach altsächs. Lehnrechte, das die Aussicht auf den Anheimfall näher zu bringen sucht, versteht sich jedoch dieser Vorbehalt zu Gunsten der bei Auseinandersetzungen Abgefundenen nicht von selbst, sondern es gilt hier, anders als im gemeinen Rechte, der Grundsatz: «Theilung bricht Folge» (divisio totalis, Todtheilung). Stirbt also der Annehmende ohne lehnsfähige Nachkommenschaft zu hinterlassen, so wird das Lehn eröffnet und gelangt an den Lehnsherrn zurück. Indeß greift in den Ländern mit sächs. Lehnrecht diese Strenge nicht platz, wenn die bei der Theilung Zurücktretenden sich einen ideellen Mitbesitz, die gesammte Hand, bewahren. Sie und ihre jedesmaligen Erben lassen sich hier bei dem Lehnshofe die Simultan-Investitur ertheilen und als Mitbelehnte eintragen, erneuern diesen Vorbehalt bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsinhabers (von Fall zu Fall) und können darauf hin, wenn die wirklich besitzende Linie ausstirbt, wie nach gemeinem Rechte succediren. Wo die Landesgesetze dies erlauben, darf auch die Succession rücksichtlich bestimmter Lehen auf dem vorschriftmäßigen Wege abweichend festgestellt und Primogenitur, Secundogenitur, Majorat, Seniorat, Minorat (s. d.) eingeführt werden. Kein Lehnsfolger erlangt aber die Lehen selbstverständlich und von Rechts wegen, sondern er muß, wenn er seinen Anspruch nicht verlieren will, binnen bestimmter Frist um Lehnsreichung einkommen (Muthung). Nach Particularrechten kann sowol hier, als wenn ein Wechsel in der Person des Lehnsherrn vor sich geht (Veränderung in der herrschenden Hand, Thronfall, Hauptfall) eine Abgabe (Lehnwaare, Laudemium) für die Lehnserneuerung (renovatio feudi) zu erlegen sein.

Eine Veräußerung des Lehns war nach älterm Rechte dem Vasallen untersagt, und er büßte dafür mit dem Verluste des Guts, da es dem Herrn nicht gleichgültig sein konnte, ob dieser oder jener die Lehnsdienste leistete. Weiterhin ward zwar die Veräußerung freigegeben, doch bedarf der Vasall hierzu der ausdrücklichen Einwilligung sowol des Herrn als der lehnsfolgefähigen Geschlechtsvettern und Mitbelehnten, weil diesen durch die Veräußerung die Successionsrechte verloren gehen. Seitdem das Lehnsverhältniß zu einem absonderlichen Eigenthumsrechte herabgesunken ist, kann der Lehnsherr seine Zustimmung nach den meisten Landesgesetzen nur dann verweigern, wenn das Lehn «nicht auf mehrern Augen steht», d. h. wenn nicht eine gewisse Anzahl von Lehnsfolgern vorhanden und deshalb dem Lehnsherrn der freie Rückerwerb nahegelegt ist. Um hier freie Hand zu behalten, pflegen Käufer und sonstige Erwerber eines Neulehns nahe Vertrauenspersonen als Miterwerber bei der Lehnscurie eintragen zu lassen, nachdem sich diese «präsentirten Mitbelehnten» durch Revers verpflichtet haben, daß sie zu jeder Verfügung des Käufers über das Lehngut ihre Zustimmung geben wollen. Durch solche Mitbelehnte kann der Käufer eines Mannlehns, wenn er keine Söhne hat, das Gut selbst auf seine Töchter bringen, da der Grundsatz besteht, daß Frauen Mannlehen als Neulehen erwerben dürfen, wiewol unbeschadet der rechtlichen Eigenschaft des Guts und so daß selbiges nach dem Tode der Besitzerin nur an deren Söhne gelangt. Die Mitbelehnten überlassen hier, wenn ihr Auftraggeber gestorben

ist, das Lehn seinen Töchtern auf dem Wege einer Scheinveräußerung unter den Lebenden. Wie der Vasall bei der Veräußerung des Lehnguts durch Rücksichten auf den Lehnsherrn und die Lehnsfolger beschränkt ist, so findet dies auch hinsichtlich der Schuldenbelastung statt. Die Schulden des Vasallen haften nämlich der Vermuthung zufolge nur auf seinem Allodialvermögen, sodaß es eines besondern rechtlichen Grundes bedarf, wenn eine Schuld aus der Substanz des Lehns bezahlt werden und damit die Natur einer Lehnsschuld annehmen soll. Eine solche ist zunächst vorhanden, wenn die Rechte aus Billigkeitsgründen eine Verbindlichkeit von bestimmter Art als gesetzliche Lehnsschuld anerkennen, indem sie z. B. das zum Besten des Guts verwendete Geld, ingleichen die Kosten für das Begräbniß des Vasallen auf das Lehnsvermögen anweisen. Verbindlichkeiten des Vasallen können aber auch dadurch zu Lehnsschulden werden, daß sie der Herr und die Agnaten als solche anerkennen (verwilligte Lehnsschulden). Hierbei kommt es noch darauf an, ob jene zugleich auch dahin ihre Zustimmung geben, daß das Lehn für die Schuld verpfändet werde oder nicht. Eine besondere Art Lehnsschulden kann dadurch entstehen, daß der Vasall für die Einwilligung der Agnaten in die Veräußerung des Lehns oder dafür, daß sie das im Successionswege zu erlangende Lehn an die Land- oder Allodialerben abzutreten geloben, zum Besten der Agnaten ein Kapital auf das Gut eintragen läßt, welches sie entweder zur freien Verfügung von dem nachherigen Lehnsinhaber ausgezahlt erhalten, oder für das sie in alle Zeiten die Zinsen so beziehen, daß sie in dieses Recht wie in das Lehn selbst succediren (Lehnsstamm). Hinsichtlich der Wirkungen der Lehnsschulden endlich sind dieselben insofern verschieden, als sie bald nur in Ermangelung eines hinreichenden Allodialvermögens, bald unbedingt aus dem Lehne getilgt werden. Für die Regel sind nur die Früchte oder der Ertrag des Lehns, welches deshalb namens der Gläubiger sequestrirt wird, zur Bezahlung der Schulden zu verwenden, dafern nicht ein Pfandrecht am Lehne bestellt und hierdurch die Möglichkeit einer Subhastation des Guts gewährt ist. Noch verdient Erwähnung die «Sonderung des Lehns vom Erbe» (vom Allodium). Diese macht sich dann nöthig, wenn das zeither in der Person des Vasallen Vereinte an verschiedene kommt, sodaß der eine das Lehn, ein anderer das freie Vermögen erhält, wie z. B. wenn das Lehn dem Herrn anheimfällt oder an Agnaten des verstorbenen Vasallen gelangt, die hinsichtlich der Allodialerbschaft von nicht lehnsfähigen nähern Verwandten ausgeschlossen werden, ingleichen wenn zu dem Lehn- oder Allodialvermögen oder hinsichtlich beider ein besonderer Concurs ausbricht. Bei der hier erforderlichen Auseinandersetzung ist in Betracht zu nehmen, daß die Vermuthung für die Allodialeigenschaft der Früchte und Zubehörungen (Pertinenzen) streitet und daß hinsichtlich der Vertheilung der Früchte, des Aufwands für Lehnsverbesserungen und der Entschädigung wegen Lehnsverschlechterungen die gemeinrechtlichen Grundsätze zumeist Anwendung leiden. Das Lehn hört auf Lehn zu sein, wenn das Ober- und Nutzungseigenthum in einer und derselben Person zusammentrifft, indem entweder der Herr zu seinem dominium directum noch das dominium utile hinzuerwirbt (Consolidation), z. B. mittels Kaufs, ingleichen wenn der Vasall, ohne daß lehnsfähige Successoren vorhanden sind, mit Tode abgeht, wo das Lehn eröffnet wird (Apertur) und heimfällt, oder indem der Vasall das Obereigenthum an sich bringt (Appropriation). Vgl. Roth, «Geschichte des Beneficialwesens» (Erl. 1850); Waitz, «Ueber die Anfänge der Vasallität» (Gött. 1836); Homeyer in seiner Ausgabe des «Sachsenspiegel» (Thl. 2, Bd. 2, Berl. 1844).

Lehnin (in ältern Urkunden Lenyn), Marktflecken und Rentamt mit 1400 E. im Zauch-belziger Kreise des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, 2 M. von Brandenburg, in der Nähe eines Sees, ist durch die schöne Ruine der vom Markgrafen Albrecht dem Bär gestifteten und von seinem Sohne Otto I. völlig zu Stande gebrachten Abtei Himmelpfort am See merkwürdig, in welcher seit 1180 mehrere Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause begraben liegen, und welche Joachim II. 1542 in ein Amt verwandelt hat. Zu verschiedenen Zeiten und auch neuerdings ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Ort gelenkt worden durch die von dem Mönche Hermann von L., angeblich um 1234, in lat. Sprache in 100 leonischen Versen verfaßte Weissagung (Vaticinium Lehninense). Das Manuscript soll von dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher aus der Klosterruine ein Schloß bauen wollte, in einer alten Mauer gefunden worden sein. In derselben wird der Untergang des askanischen Hauses in Brandenburg und das Aufkommen des hohenzollerschen daselbst beklagt, jeder Regent des letztern Hauses charakterisirt, die Zeit des Untergangs desselben angeblich bestimmt und dann die Einheit Deutschlands und die Wiederherstellung der kath. Kirche prophezeit. Die erste sichere Spur des Gedichts fällt in das J. 1693. Zuerst herausgegeben wurde es in Lilienthal's «Gelehrtem Preußen» (Königsb. 1723) und seitdem öfter, zuletzt wieder von W. Mein-

hold mit metrischer Uebersetzung: «Die Weissagung des Abts Hermann von L.» (Lpz. 1849 und 1853), von Rösch (Stuttg. 1849), Gieseler (Erf. 1849), Guhrauer (Bresl. 1850), M. Heffter in seiner «Geschichte des Klosters L.» (Brandenb. 1851). Nachdem es bereits 1746 und wiederum 1847 von Wilken widerlegt worden, wurde es in neuester Zeit zu Parteizwecken benutzt, wie z. B. in Bouverot's «Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de L.» (deutsch von W. von Schütz, Würzb. 1847); in Boost's «Die Weissagung des Mönchs Hermann zu L.» (Augsb. 1848) und in Kollberg's «Weissagungen Hermann's von L.» (2. Aufl., Stuttg. 1861). Eine vorurtheilsfreie Kritik hat in dem Gedicht ein spätes Machwerk erkannt, welches nicht sowol eine Prophezeiung der Zukunft als eine in mysteriöse Verse gebrachte Geschichte der Vergangenheit enthält. Ueber den Verfasser aber hat man sich nicht einigen können. Man schwankt zwischen dem Kammergerichtsassessor Seidel (gest. 1695 in Berlin), dem Consistorialrath Fromm (gest. 1688), Nikolaus von Zitzwitz, Abt von Huysburg (1692), und dem Jesuiten Fr. Wolf, welcher 1685—86 Kaplan bei der österr. Gesandtschaft in Berlin war.

Lehrgedicht oder didaktisches Gedicht. Es ist oft in Frage gestellt worden, ob die didaktische Poesie als besondere Dichtungsart mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen könne. Soll nämlich das Wesen eines Gedichts und seine eigentliche Absicht in Belehrung liegen, so läßt sich damit eine reine, freie Begeisterung und der wahre Zweck der Poesie kaum vereinigt denken, das Werk muß nothwendigerweise zu einem Erzeugnisse der Reflexion werden, das nur mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber das Wesen eines Gedichts nicht in der Belehrung bestehen, so ist jedes Gedicht mehr oder weniger didaktisch zu nennen und eine besondere didaktische Dichtungsart gar nicht anzunehmen. Will man indeß einzelne Gedichte mit einigem Rechte didaktisch nennen, so würden es diejenigen sein, bei welchen mit gänzlichem oder auch nur stärkerm Zurücktreten des Erzählenden überhaupt ein Zweck zu lehren hervortritt (dieser Art sind im deutschen Mittelalter Freidank's «Bescheidenheit», Thomasius' «Welscher Gast», Trimberg's «Renner») und solche, in denen weder ein epischer noch ein dramatischer Stoff zum Grunde liegt, sondern gewisse Wahrheiten, in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen u. s. w. lyrisch dargestellt werden. Die Gedichte der letztern Art gehören zu den ältesten Denkmälern der Poesie, z. B. das Buch Hiob und große Theile der alttestamentlichen Propheten; vortreffliche Sachen finden sich auch in dieser Gattung unter Schiller's lyrischen Dichtungen, wie z. B. «Die Glocke», «Der Spaziergang» u. s. w. Dagegen kündigt in der Regel das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sog. Lehrpoesie schon den Verfall der Poesie eines Volks oder das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an. Dies zeigen des Lucrez poetische Darstellung des Epikurischen Systems in dem Gedichte «De rerum natura»; die am meisten durch poetische Einzelheiten, besonders durch Episoden und Bilder glänzenden «Georgica» des Virgil, welche fast allen spätern didaktischen Dichtern zum Muster gedient haben; Ovid's «Ars amandi», die jedoch ins Scherzhafte übergeht, und des Horaz «Ars poetica»; die englischen L. eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Pope, Young und Darwin, die französischen eines Racine, Boileau, Dorat, Lacombe und Delille und die deutschen eines Opitz, Haller, Hagedorn, Cronegk, Uz, Dusch, Lichtwer, Tiedge, Neubeck, Rückert u. a. Ueberhaupt gibt es fast keinen noch so unpoetischen Gegenstand, den man nicht in L. behandelt hätte. Außer dem größern L. rechnet man zur didaktischen Poesie auch die beschreibenden Gedichte, die poetische Epistel, die sog. Aesopische Fabel und die Parabel sowie auch die Satire und gewisse Arten des Epigramms.

Lehrsatz oder Theorem (theorema) nennt man im Systeme der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome und Grundsätze ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man Lehrsätze wol auch solche Sätze, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Leibeigenschaft oder Leibeigenthum besteht darin, daß jemand nebst seinen Nachkommen einem Herrn zu Diensten und Abgaben, am häufigsten in Rücksicht auf ein Grundstück, ohne jedoch Eigenthumsrechte an demselben zu haben, so verpflichtet ist, daß ihm dadurch viele Rechte der bürgerlichen Freiheit verloren gehen. Die L. entsteht durch Geburt, wobei das Kind dem Stande der Mutter folgt, durch Verheirathung und durch freiwillige Ergebung; zuweilen hatte sie auch in Territorien, wo das Landrecht dieses Zwangsmittel zur Verfügung stellte («wo die Luft eigen machte»), ihren Grund in der Bestrafung von Landstreichern (Wildfängen) durch Festhaltung mittels der Unfreiheit. Die Leibeigenen heißen Eigene, Hauseigene, Bluteigene, Eigen-

behörige, Gutseigene und Eigenarme, der Herr des Leibeigenen der Erb- oder Leibherr. Unter den Deutschen sowie auch unter andern Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und aus käuflich erworbenen fremden Sklaven, denen man meistens Land unter der Bedingung zutheilte, daß sie Fronen und Zinsen leisteten. Indessen traten auch freiwillige Ansiedler, denen man dafür Land überließ, vertragsweise in dieses Verhältniß, das außerdem in der Vorzeit besiegten Stämmen vielfach aufgezwungen ward. Infolge der L. darf der Leibeigene weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfordern, wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen als die, worin sie geboren sind. Kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld oder Busenhuhn) entweder in Geld oder in natura entrichtet werden. Der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, kann von dem Herrn von seinem Gute vertrieben werden (was man Abäußerung oder Abmeierung nennt), muß die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten. Er konnte auch in den Staaten, wo die L. in ihrer ganzen Strenge herrschte, auf den Todesfall über seinen Nachlaß nichts anordnen, da alles dem Leibherrn gehörte, während in manchen Provinzen der Leibherr nur einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen erhielt. Im übrigen aber sind die Leibeigenen nicht etwa den Sklaven gleichzuachten. Sie stehen unter den Gerichten, können Vermögen erwerben, haben Familienrechte, können Processe führen, Zeugniß ablegen u. s. w. Auch muß der Herr für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie sich nicht selbst ernähren können. Nach den Graden der Strenge unterscheidet man die strengste L., wie sie in Deutschland nur in den ehemaligen wendischen Landen, z. B. der Lausitz, Pommern und Mecklenburg, und in Holstein vorkam; die mittlere L. bei den Eigenhörigen in Westfalen und einigen angrenzenden Ländern (s. Hörigkeit), und die gelindeste, auch Erbunterthänigkeit genannt, welche z. B. in der sächs. Oberlausitz aus den Zeiten der böhm. Herrschaft mit herübergenommen und unter den Schutz des von den dortigen Ständen festbehaupteten Provinzialrechts gestellt war. Die härteste L. bestand in Holstein und Mecklenburg, in welchem erstern Lande sie sich erst nach 1597 ausbildete, während sie früher gar nicht vorhanden war. Die L. wird durch Freilassung aufgehoben, wofür der Leibeigene seinem Herrn eine gewisse Summe, das Freikaufsgeld, zu bezahlen hat. Die Freilassung ist entweder eine freiwillige und stützt sich dann auf einen Vertrag, oder eine gezwungene, die durch die Obrigkeit erfolgt, wenn z. B. der Herr den Leibeigenen mishandelt, bei welcher letztern auch das Freikaufsrecht wegfällt. Seit dem Ende des 18. Jahrh. ist die Freilassung in den einzelnen deutschen Staaten durch Gesetze erfolgt, und zwar theils so, daß der Herr für alle hinweggefallenen Rechte entschädigt wurde, theils so, daß die persönlichen Folgen der L. ohne Entschädigung verschwanden. Die letzten Reste der L. in Deutschland wurden 1832 in der sächs. Oberlausitz und 1848 in den österr. Ländern getilgt. In Rußland hob bereits der Kaiser Alexander die L. in Livland und Estland auf; doch stellten sich der Abschaffung dieses Verhältnisses im ganzen russ. Reiche noch Hindernisse und Bedenken entgegen, und man begnügte sich zunächst mit einer Milderung und gesetzlichen Beschränkung. So kam es, daß das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinkrämer, Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Vorreiter, Kammerdiener und das Heer in den niedern Graden zum größten Theile dem Stande der Leibeigenen angehörten. Es mag nicht verschwiegen werden, daß so manche Grundbesitzer patriarchalische Beziehungen zu ihren Leibeigenen unterhielten und stolz darauf waren, reiche Kapitalisten und selbst Künstler in deren Mitte zu besitzen. Viele Leibeigene arbeiteten auf eigene Rechnung oft in entlegenen Gegenden und gaben dem Herrn nur einen geringen Theil ihres Erwerbs als sog. Obrok ab. Auch hatte ein Adelsmarschall in jedem Kreise zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahrzunehmen und sie gegen grobe Mishandlungen zu schützen. Immer aber war der Grad ihrer Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei des Gebieters bedingt, und nur eine Macht stand demselben entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich wegzuverkaufen und die Bande der Ehe zu lösen. Der Leibeigene war an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Die endliche Freigebung der Leibeigenen erfolgte 3. März 1863 durch den Kaiser Alexander II. Seitdem beschäftigt sich Rußland mit der Durchführung dieses humanen Gedankens, und soviel sich übersehen läßt, hat es die Schwierigkeiten, welche bei einer so durchgreifenden Umgestaltung der

Gesellschaft zu überwinden sind, zu einem guten Theile besiegt. (S. **Rußland**.) Vgl. Haxthausen, «Die ländliche Verfassung Rußlands» (Lpz. 1866).

Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht nennt man im allgemeinen ein nur für das Leben eines Menschen bedungenes Verhältniß, eine Nutznießung, Rente u. s. w., insbesondere, als Witthum (dotalitium, douaire), das einer Witwe nach manchen deutschen Particularrechten und Statuten zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehnsgütern gewisse lebenslängliche Renten, meist die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift, zu genießen. Oft wird der Witwe ein Grundstück zum L. angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat.

Leibniz (Gottfr. Wilh., Freiherr von), einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, wurde 6. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Als Schüler der dasigen Nikolaischule hatte er Jak. Thomasius zum Lehrer, und schon in seinem 15. J. bezog er die Universität. Er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, aber frühzeitig zog ihn unter seinen vielseitigen Studien besonders die Philosophie an. Bereits 1663, noch vor seinem Abgange auf die Universität zu Jena, schrieb er die von einer genauen Kenntniß der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung «De principio individui» (wieder herausgegeben von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein. Obwol er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt durch die Abhandlungen «Specimen difficultatis in jure» (1664), «De conditionibus» (1665) und «De arte combinatoria» (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse gab, wurde ihm doch wegen Miswollen der ältern Glieder des Spruchcollegiums, die seine große Jugend zum Vorwande nahmen, die jurist. Doctorwürde verweigert. Er verließ deshalb sein Vaterland, um nie dahin zurückzukehren, und promovirte in Altdorf mit der Abhandlung «De casibus perplexis in jure» (1666). Eine Professur, welche man ihm dort anbot, lehnte er ab; auch später hatte er nie Neigung zum akademischen Lehramte. 1667 lernte er den Baron J. Chr. von Boyneburg kennen, der, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt und von hier nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn durch die ihm gewidmete reformatorische Abhandlung «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae» (1668) empfahl. Auch arbeitete L. für Boyneburg mehrere publicistische Schriften aus. So 1669 bei Boyneburg's Gesandtschaft nach Polen das «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» und ebenso, als die ehrgeizigen Plane Ludwig's XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen». Namentlich gehört ihm das Project, Ludwig's XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Aegypten abzulenken. Er wurde 1672, obgleich Protestant, zum Rath beim höchsten Gerichte des Kurfürsten ernannt und ging dann, angeblich als Führer des jungen von Boyneburg, nach Paris, wo er für Ludwig XIV. das «Consilium Aegyptiacum» schrieb. Jener polit. Plan L.'s in Bezug auf Aegypten scheiterte zwar, doch blieb der Aufenthalt L.' in Paris, von wo aus er auch London besuchte, von großem Einflusse auf seine wissenschaftliche Ausbildung. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Huyghens, Wallis, Boyle, Oldenburg und Newton, seinem nachherigen Nebenbuhler, wurde er namentlich auf tiefere mathem. Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Das Anerbieten, der pariser Akademie als Pensionär beizutreten, schlug er aus, weil es an die Bedingung des Uebertritts zum Katholicismus geknüpft war. Dagegen erhielt er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eine Rathsstelle mit Pension und der Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande. 1676 folgte er dem Rufe als Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover. In Hannover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger Geschäftskreis, dem selbst ein solcher Kopf wie der seinige nicht ohne Zersplitterung seiner Kräfte genügen konnte. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des Nimwegener Friedens durch die Schrift «Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae» (1677) theil. Später wurde er beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, und reiste deshalb, um die nöthigen Urkunden zu sammeln, 1687 nach Wien und Italien. Die Früchte dieser umfassenden histor. Arbeiten waren der «Codex juris gentium diplomaticus» (2 Bde., Hannov. 1693—1700), die «Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes» (3 Bde., Hannov. 1707—11), die «Accessiones historicae» (2 Bde., Lpz. und Hannov. 1698—1700) und endlich die «Annales imperii occidentis Brunsvicensis», die erst Pertz aus L.' Hand-

schrift herausgegeben hat (2 Bde., Hannov. 1843—45). Damit verband er etymolog. Forschungen («Collectanea etymologica», Hannov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hannover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war. Etwas ähnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien. Gleichzeitig mit seinen histor. Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der prot. und kath. Kirche, für welche sich der Herzog von Hannover, Ernst August, sehr interessirte. Er correspondirte darüber bis 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein conciliatorisches «Systema theologicum» (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820; franz. von Broglie, Par. 1846). Sein persönlicher Ruhm war so fest begründet worden, daß er sich die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vortheilen überhäuft sah. Er wurde nicht nur in Hannover zum Geh. Justizrath und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Fl. Pension ernannt. Ebenso gab ihm Peter d. Gr., mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geheimraths und einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln. Nur die Streitigkeiten mit Newton's Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königl. Societät zu London ein keineswegs unparteiisches Urtheil sprach, trübten seine letzten Lebensjahre. Vgl. «Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu regiae societatis in lucem editum» (Lond. 1712). L. starb an einem Gichtanfall zu Hannover 14. Nov. 1716. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hannover trägt am Fries der Kuppel die Inschrift: Genio Leibnitii. Das Haus in Hannover, wo er wohnte und starb, kaufte 1844, um es vor dem Niederreißen zu bewahren, der König Ernst August. L. war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war ausdrucksvoll; unermüdete Thätigkeit erhielt ihn immer heiter. Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit. Für seine ausgebreitete Lektüre bediente er sich nur kleiner Zettel zu kurzen Excerpten, die er aber wegen seines vortrefflichen Gedächtnisses nicht wieder ansah. Im Umgange war er bescheiden. Seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er; verheirathet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. a., besonders Guhrauer, «G. W. Freiherr von L. Eine Biographie» (2 Bde., Bresl. 1842; mit Nachträgen 1846; englisch von Mackie, Boston 1845). Nach dem Gesagten ist es kaum zu verwundern, daß L. kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die mathematischen und philosophischen, sind kurze Aufsätze, die er in Zeitschriften, wie den «Acta eruditorum», «Miscellanea Berolinensia», «Journal de Trévoux» und «Journal des savants», veröffentlichte; vieles sprach er nur ganz gelegentlich in seinen überaus zahlreichen Briefen aus. Gesammelt wurden dieselben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hannov. und Gött. 1745), Michaelis (Gött. 1755), Veesenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Cousin im «Journal des savants» (1844). Unter seinen philos. Schriften sind nur zwei von größerm Umfange, der «Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (2 Bde., Amsterd. 1710; herausg. von Jaucourt, 2 Bde., Amsterd. 1847; lat., Tüb. 1771; deutsch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten «Nouveaux essais sur l'entendement humain», die erst 50 J. nach L.' Tode von Raspe in den «Oeuvres philosophiques de feu Mr. L.» (Amsterd. und Lpz. 1765) herausgegeben wurden. Eine Ausgabe von «L.' deutsche Schriften» veranstaltete Guhrauer (2 Bde., Berl. 1838—40), der sämmtlichen philos. Schriften Erdmann (Berl. 1840). Eine vollständige nach Originalmanuscripten gedruckte Gesammtausgabe hat Onno Klopp (Hannov. 1863 fg.), eine andere Foucher de Careil (Par. 1860 fg.) begonnen.

Um L.' Bedeutung als Philosoph kurz zu bezeichnen, so zeigte er sich mit den Versuchen der mechan. Naturerklärung seines Zeitalters ganz einverstanden; aber schon frühzeitig sprach er aus, daß der Mechanismus tieferliegende Gründe habe und daß man von der Mathematik rückwärts zur Metaphysik gehen müsse. So wurde er auf die Grundgedanken seiner Monadologie und die Annahme der präſtabilirten Harmonie geführt. Monaden sind ihm die letzten einfachen Substanzen, die allem Zusammengesetzten zu Grunde liegen; sie sind das wahrhaft Seiende, alles übrige nur Erscheinungen, die aus ihnen resultiren. Namentlich sind Raum und Zeit

nichts Reelles, sondern nur Bezeichnungen einer gewissen Ordnung der Monaden. Jede Monade hat in sich ein inneres Princip ihrer Veränderungen; ihr wesentliches Merkmal ist diese innere Activität, die nicht durch die Einwirkungen anderer Monaden hervorgerufen, sondern nur in ihren Aeußerungen gehemmt werden kann. Die Ausdrücke für diese innere Activität sind Vorstellung und Bestrebung (perception und appetition); beide können aber verworren oder deutlich, bewußt oder unbewußt sein. Dadurch unterscheiden sich von den gleichsam ganz rohen Monaden (monades nudae) die Seelen der Thiere und der Menschen; Gott, die monas monadum, ist die ursprüngliche Monade. Die zusammengesetzten Organismen haben jeder seine mit seinem Körper einmal für immer verbundene Centralmonade, sodaß es in diesem Sinne keinen eigentlichen Tod, sondern nur Umwandlungen der Lebensformen gibt. Eine Einwirkung einer Monade auf die andere leugnete L. gänzlich, und so auch für das Verhältniß zwischen der Seelenmonas und dem Leibe. Daß die Bewegungen des Körpers den Vorstellungen und Willensacten der Seele entsprechen und umgekehrt, hat nach ihm seinen Grund in der von Gottes Macht und Weisheit angeordneten (prästabilirten) Harmonie, vermöge deren die Veränderungen der einzelnen Monaden sich correspondiren wie der Gang gleichgestellter Uhren. Diese Harmonie dehnte L. so weit aus, daß er behauptete, jede Monade spiegele von ihrem Standpunkte aus, also innerhalb mehr oder weniger enger Schranken, das ganze Universum ab. Während er diese kühnen Hypothesen meist nur in Umrissen andeutete (vgl. vorzüglich «De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae», 1694; «Système nouveau de la nature et de la communication des substances» nebst den «Éclaircissements» dazu, 1695; «Monadologie», gewöhnlich «Principia philosophiae ad principem Eugenium» genannt, 1714), war er dagegen sehr ausführlich, wo es galt, den religiösen Glauben gegen die Einwürfe des Skepticismus zu vertheidigen, wie sie damals namentlich Bayle mit vielem Scharfsinn geltend machte. Aus diesem Bestreben entstand die Theodicee. Wie sehr übrigens L. auch bereit war, alle theol. Streitfragen mit einer großen Behutsamkeit und Schonung kirchlicher Lehrsätze zu behandeln, so war er doch nicht im geringsten gemeint, die wissenschaftliche Forschung einem blinden Glauben zum Opfer zu bringen. Philosophie und Offenbarung standen in seinen Augen in keinem unausgleichbaren Widerstreit, aber es waren ihm getrennte Gebiete. Die Philosophie als Wissenschaft hielt er für möglich zu demselben Grade von Evidenz zu bringen wie die Mathematik, und die allgemeine Gültigkeit dessen, was er «ewige Wahrheiten» nannte, hielt er für unabhängig von dem Wechsel der Meinungen oder irgendeinem Willen, selbst dem Gottes. Rücksichtlich der Frage über die Freiheit des Willens war er, gestützt auf den Satz des Widerspruchs und den des zureichenden Grundes, die er für die Grundpfeiler aller Philosophie erklärte, ein entschiedener Gegner des indeterministischen Freiheitsbegriffs. Da L. seine eigenthümlichsten Gedanken meist nur aphoristisch und fragmentarisch, wie er es gerade für den vorliegenden Fall am passendsten fand, vorgetragen hatte, so rühren die Versuche, sie in systematischer Form zusammenzuordnen, meist von seinen Anhängern her. Neben Chr. Wolf (s. d.) sind in dieser Beziehung besonders zu nennen: G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger, «Dilucidationes philosophicae de deo, anima et mundo» (3. Aufl., Tüb. 1746), «De origine et permissione mali» (Frankf. und Lpz. 1723) und «De harmonia animi et corporis praestabilita» (Frankf. und Lpz. 1723); Gottfr. Ploucquet, «Primaria monadologiae capita» (Berl. 1745). Vgl. Ludovici, «Entwurf einer vollständigen Historie der L.'schen Philosophie» (2 Bde., Lpz. 1737); L. Feuerbach, «Darstellung, Entwickelung und Kritik der L.'schen Philosophie» (Ansb. 1837); Zimmermann, «L. und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologie» (Wien 1849); vor allem Kuno Fischer, «Geschichte der neuern Philosophie» (Bd. 2, 2. Aufl., Heidelb. 1865).

Leibrenten (lat. vitalitium, franz. rentes viagères, engl. annuities upon lives) nennt man die Einkünfte eines Kapitals, das ohne die Bedingung der Wiedererstattung mit der Verpflichtung übergeben wird, daß der Empfänger dem Gläubiger lebenslängliche und zwar höhere als sonst übliche Zinsen zahlt. Die Absicht von seiten des Gläubigers hierbei ist, während seines Lebens nicht blos die Zinsen des Kapitals, sondern auch das Kapital selbst so viel wie möglich zu verzehren und dabei doch persönlich gedeckt zu bleiben. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags und bei Bestimmung, wie groß die Rente sein soll, hat der Anleiher Rücksicht zu nehmen auf Alter, Leibes- und Gesundheitszustand des Darleihers, weil natürlich der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern, damit aber der Wegfall der Rente, früher zu erwarten ist als der des erstern. Auch ihre Berechnung gründet sich, wie bei der Lebensversicherung überhaupt, auf die Sterblichkeitslisten. (S. Mortalität.) Die L. geben in der That ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne

Personen sich vor der relativen Armuth sichern, manche sogar in eine solche Lage sich setzen können, daß sie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Auskommens sich Ueberfluß für ihre Lebenszeit zu verschaffen im Stande sind, wobei aber allerdings auf die Erben nicht Rücksicht genommen wird. Wo deshalb solche Geschäfte sehr häufig sind, da nähren sie im bedauerlichsten Grade den Egoismus der lebenden Generation zum Schaden der Nachkommenschaft. (S. Anleihen, Tontine und Lebensversicherung.)

Leicester (spr. Lest'r), eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Derby, Nottingham, Lincoln, Rutland, Northampton und Warwick, zählt auf 37,76 Q.-M. 237412 E. Der Boden, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch selbst in dem unebensten Districte, dem Charnwood Forest, südlich von Loughborough im Bardonhill nur 846 F. aufsteigen, ist für den Ackerbau, vorzüglich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vortrefflichen Wiesen für die Viehzucht geeignet, im N. und W. reich an Steinkohlen, auch nicht unergiebig an sehr gutem Kalk, an Gips, Schiefer u. s. w. L. wird in der Mitte vom Soar, einem Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und Avon bewässert und vom Unions-, Leicester-, Ashby- und andern Kanälen sowie von mehrern Eisenbahnen durchzogen. Das langgehörnte Leicesterrind, eine Spielart des lancasterschen, liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Käse, besonders dem um Melton-Mowbray verfertigten Stilton. Das treffliche Leicesterschaf liefert durchschnittlich 6 Pfd. Langwolle, und die Hammel sind wegen ihres Fleisches berühmt. Auch die Pferde von L. sind sehr geschätzt. Außerdem ist L. der Hauptsitz der Wollstrumpfmanufactur und treibt mit deren sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. Während die Hauptstadt zwei Mitglieder ins Parlament sendet, schickt die Grafschaft selbst vier. — Die Hauptstadt L. liegt im Mittelpunkte der Grafschaft und eines für die Wollproduction sehr wichtigen Weidebezirks, am schiffbaren, vielfach überbrückten Soar und am Leicesterkanal sowie am Vereinigungspunkt von sechs Eisenbahnen, ist eine der ältesten Städte Englands und zählt 68056 E. Sie ist unregelmäßig, meist aus rothen Backsteinen gebaut, enthält im südöstl. Theile öffentliche Gärten und hat 35 Kirchen und Kapellen, eine Assisenhalle im alten Schloß, ein Rathhaus, eine Irrenanstalt, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, eine Lateinschule, eine Zeichenschule. Auch besteht ein Handwerkerinstitut, eine philos. Gesellschaft, ein Museum mit werthvollen röm. Alterthümern, eine Bibliothek, ein kleines Theater und eine öffentliche Badeanstalt. Die Stadt ist der Hauptsitz der Weberei von wollenen Strumpfwaaren, Hosenzeugen, Mützen, Handschuhen und Hemden, welche etwa 5000 Arbeiter in den Fabriken und zu Hause, außerdem aber noch 15000 in der Umgegend beschäftigt. Auch wird Spitzenklöppelei, Wollkämmen und Maschinenbau betrieben. L. ist die röm. Station Ratä im Lande der Coritani, ward schon 680 Bisthum, 914 mit Mauern und Gräben umschlossen, später Sitz der mächtigen Grafen von L., dann der Herzoge von Lancaster. In den J. 1414, 1425 und 1450 wurden daselbst Parlamente gehalten. In der 1413 gestifteten, jetzt verfallenen Abtei starb 1530 der Cardinal Wolsey, und während des Bürgerkriegs kämpfte L. gegen die Stuarts und bestand eine schwere Belagerung durch den Prinzen Ruprecht. Unter den andern Orten der Grafschaft sind bemerkenswerth: Loughborough, Marktstadt am Soar und Unionskanal, mit 10830 E., Woll-, Baumwoll-, Bobbinet- und Spitzenmanufactur, Woll- und Steinkohlenhandel; Hinckley, Marktstadt mit 6344 E., ein Hauptmarkt für grobe wollene Strümpfe und Ausfuhrort von Steinkohlen, Schiefer, Ziegeln und Holz; Melton-Mowbray, Marktstadt mit 4047 E., sowol durch seinen großen Viehmarkt, den besuchtesten Englands, als durch die dortigen Fuchsjagden berühmt, und zwar in letzterer Beziehung als Hauptquartier der Leicesterjäger, deren Verein von dem Orte den Namen trägt; Bosworth oder Market-Bosworth, ein Marktstädtchen mit nur 997 E., aber berühmt durch das benachbarte Schlachtfeld, auf welchem 1485 Richard III. Krone und Leben durch den Grafen von Richmond, nachherigen König Heinrich VII., verlor.

Leicester (Rob. Dudley, Graf von), der Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 1531, war der Sohn des Herzogs von Northumberland, welcher die Johanna Grey (s. d.) auf den engl. Thron setzte. Infolge der Ereignisse, die seinen Vater aufs Schaffot brachten, sollte der junge Dudley ebenfalls dieses Schicksal erleiden, allein die Königin Maria liebte und begnadigte ihn. Die Königin Elisabeth (s. d.), die er schon im Tower hatte kennen lernen, schenkte hierauf dem schönen, verführerischen Manne sehr offen und unzweideutig ihre Gunst, und Dudley war ehrgeizig und unverschämt genug, dieses Verhältniß in jeder Weise auszubeuten. Gleich mit der Thronbesteigung seiner Gönnerin wurde er zum Oberstallmeister und ungeachtet seiner Geistesbeschränktheit zum Geheimrath erhoben und dabei mit Gütern und Gnaden überhäuft. Dudley

hoffte sogar auf die Hand der Königin, intriguirte deshalb gegen die Vermählungsanträge von seiten Oesterreichs und Frankreichs und brachte wahrscheinlich auch seine Gemahlin, Amy Robsart, die er 1550 geheirathet, durch Gift aus der Welt. Elisabeth trug 1564 die Hand ihres Günstlings der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Denbigh, brach aber selbst diese gewiß nicht ernstlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien sich L. ihrer anzunehmen und das Complot zu deren Vermählung mit dem Herzog von Norfolk zu unterstützen. Indeß verrieth er, da ihm die Intrigue gefährlich wurde, seine Mitschuldigen an Elisabeth und gesellte sich denen bei, welche den Untergang Maria's betrieben. Ernstlicher sah sich L. von dem Zorne Elisabeth's bedroht, als dieselbe durch den franz. Hof erfuhr, daß er heimlich mit der Witwe des Grafen von Essex, den er überdies vergiftet haben sollte, vermählt sei. Aber auch diesmal gelang es dem gewandten Hofmanne, die Königin durch Schmeicheleien aller Art zu besänftigen. Sie ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, die sie den Niederlanden gegen Spanien zu Hülfe schickte, und versah ihn mit geheimen Instructionen, welche wol auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter das Scepter der Königin abzielen mochten. L. benahm sich in seiner neuen Stellung mit grenzenloser Anmaßung und Willkür. Er zwang die Niederländer, daß sie ihn im Febr. 1586 zum Generalstatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande erhoben, und zeigte sehr deutlich, daß er nach der unumschränkten Herrschaft strebte. Vielleicht würde er seinen Zweck erreicht haben, hätte ihm nicht der kluge Johann von Oldenbarneveldt, damals Großpensionär von Holland, entgegengearbeitet. Die Königin misbilligte zwar die Mittel, die L. anwendete, keineswegs, fand aber am Ende, daß ihr Günstling der Rolle, die er spielen sollte, nicht gewachsen sei, und rief ihn im Dec. 1587 nach London zurück. Ungeachtet seines geringen Talents vertraute sie ihm hierauf doch den Oberbefehl über das Heer an, welches die Hauptstadt während der Gefahr der span. Invasion schützen sollte, und gewiß hätte England diese Wahl sehr verderblich werden müssen, wäre der Herzog von Parma im Stande gewesen, seine Streitkräfte von Flandern aus überzusetzen. Die Königin wollte ihren Günstling im Augenblicke der Gefahr sogar zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, was jedoch Burleigh und Hatton zum Glück noch verhinderten. L. starb während des Freudentaumels über den Untergang der span. Armada (s. d.) 4. Sept. 1588. Obschon er bei seinen Lebzeiten die Königin unumschränkt beherrscht, ungestraft beleidigt, die höchsten Würden an sich gerissen und den Staat geplündert hatte, schien er doch sogleich vergessen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als die Königin seine Güter öffentlich versteigern ließ, um die Summen zurückzuerhalten, die er ihr schuldete. Sein unmittelbarer Nachfolger in der Gunst war sein 21jähriger Stiefsohn, Graf Essex (s. d.). Aus einem geheimen, wahrscheinlich unehelichen Verhältnisse mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas, hinterließ L. einen Sohn, Namens Rob. Dudley. Den Verdacht, als habe er seine erste Gemahlin umgebracht, hat Walter Scott zum Gegenstande seines Romans «Kenilworth» gemacht.

Leich ist ein altdeutsches Wort (goth. laikan, springen, laiks, Tanz), das ursprünglich Spiel, gespielte Melodie, Gesang überhaupt bedeutete, dann aber im Gegensatze gegen das eigentliche Lied gebraucht wurde, ebenso wie im Französischen Lais (s. d.) im Gegensatz gegen chanson und im Latein des Mittelalters modus, chorus, psalmus im Gegensatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des L. in dieser Bedeutung wurde schon in die althochdeutsche Poesie nach dem Muster der Sequenzen des lat. Kirchengesangs, d. h. der Texte, die man im 9. Jahrh. den früher textlosen Modulationen der Jubilation des Halleluja unterzulegen anfing, eingeführt; sie wurde auch von den mittelhochdeutschen Dichtern aufgenommen und ausgebildet, kam aber schon im 14. Jahrh. außer Gebrauch. Während das eigentliche Lied eine und dieselbe Strophenform durchweg festhält, bestehen die der Melodie untergeordneten L., die durchcomponirt waren, aus verschiedenen, in Zahl der Zeilen, Reime und Silben voneinander unabhängigen Systemen oder Reimreihen, in welchen ebenso wol wie in ihren Unterabtheilungen oder Reimsätzen die durch die Wiederholung der Melodiesätze bedingte Zweitheiligkeit vorherrscht. Ursprünglich und vorzüglich waren die L. religiösen Inhalts; doch erscheint ihre Form auch frühzeitig für Gedichte weltlichen Inhalts angewendet, namentlich für Lob- und Klaggesänge, dann auch für Liebesgedichte. Auch die Reihen und Tänze, die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutschen Poesie aufkamen, unterschieden von den eigentlichen Tanzliedern, sind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann, «Ueber die L. der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» im «Rhein. Museum» (1829); Wolf, «Ueber die Lais, Sequenzen und L.» (Heidelb. 1841).

Leichdorn, s. Hühnerauge.

Leiche (cadaver) bezeichnet den todten Organismus im Thierreiche, folgerecht auch im Pflanzenreiche. Sobald das Leben erloschen ist, nimmt der Stoffumsatz, der dem Einflusse der Blutbewegung, der Athmung u. s. w. entzogen ist, eine andere Richtung an, und es bemächtigen sich die Infusorien des todten Materials, es tritt Fäulniß (s. d.) ein. Bei den Thieren gerinnt das Blut, die Muskeln werden, gleichfalls infolge der Gerinnung der Muskelsubstanz, starr (Todtenstarre), das Blut fließt nach den tiefer gelegenen Stellen (Blutsenkung) und färbt die blassen Körpertheile, auch die Haut, rothblau (Todtenflecken). Bleibt die L. noch länger liegen, so sickert Flüssigkeit aus derselben, die Haut erhebt sich in Blasen, der anfangs schwache Fäulnißgeruch wird immer widerlicher, und es entwickelt sich immer mehr das greuliche Bild der Zerstörung. Die entstehende Jauche ist nicht blos durch ihren Geruch widerlich, sondern oft auch den Lebenden gefährlich, die mit verletzter Haut mit derselben in Berührung kommen. Es entstehen von den vergifteten Stellen aus lebensgefährliche Entzündungen der Lymphgefäße (Pyämie) oder häufig wenigstens hartnäckige Geschwüre. Die Substanz selbst, welche diese Erkrankungen herbeiführt und gewöhnlich Leichengift genannt wird, ist noch nicht bekannt. Die Leichenöffnung (Section, Autopsie) hat zunächst den Zweck, den Arzt über die abgelaufene Krankheit genauer zu unterrichten und der wissenschaftlichen Medicin brauchbares Material zu ihrer fernern Ausbildung zu liefern. Ueberdies kann die Leichenöffnung Gewißheit verschaffen über das Gesundheitsverhältniß der ganzen Familie, da viele Krankheiten erblich sind, und es die Vorsicht erheischt, sich über diesen Punkt völlige Klarheit zu verschaffen. Viele Angehörige finden auch darin eine gewisse Beruhigung, wenn sie durch die Section die letzte Gewißheit erlangen, daß die Krankheit unbedingt tödlich gewesen sei. Auch die Furcht, lebendig begraben zu werden, kann Anlaß zur Anstellung der Section werden. Tritt ein Todesfall durch die Schuld eines Andern ein, oder wird dies vermuthet, so beantragt das Gericht die Leichenöffnung (gerichtliche Section). Eine eingehende anatom. und, wenn nöthig, auch chem. Untersuchung der L. gibt die Grundlagen zu dem gerichtsärztlichen Gutachten. In jedem andern Falle aber hat der Arzt oder eine andere hierzu bestellte Person (der Todten- oder Leichenbeschauer) eine Bescheinigung über den Todesfall auszustellen. An vielen Orten sind sog. Leichenhäuser oder Leichenhallen errichtet, welche den Zweck haben, die L. bis zur Beerdigung aufzunehmen. Ursprünglich wollte man durch solche Einrichtungen der Gefahr vorbeugen, lebendig begraben zu werden; gegenwärtig, wo diese Gefahr kaum mehr besteht, erfüllen sie eine andere wichtige Aufgabe. Bei ansteckenden Krankheiten ist es nämlich zweckmäßig, die L. sobald als möglich nach dem Eintritt des Todes aus der Wohnung zu entfernen, um die Ueberlebenden vor der Erkrankung zu bewahren. Außerdem gewährt auch in dem gewöhnlichen Falle die Beisetzung der L. in einer Leichenhalle den mittelbaren Vortheil, daß bei den Hinterlassenen hiermit um so eher die Beruhigung des Gemüths eintritt und der Schmerz um den Verlust des Angehörigen gemildert wird. Mit der Entfernung der L. aus dem Hause kehrt in der Regel die gewohnte Ordnung und Thätigkeit im Hause zurück. In einzelnen größern Städten bestehen Leichenhäuser, in welchen unbekannte Verunglückte zur Schau ausgestellt werden, um die Persönlichkeit zu ermitteln. Bekannt ist in dieser Hinsicht besonders die Morgue (s. d.) in Paris.

Leichenfett, s. Adipocire.

Leichhardt (Ludwig), deutscher Reisender, geb. 23. Oct. 1813 in Trebatsch bei Beskow im preuß. Kreise Lübben, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Kottbus und seit 1833 auf den Universitäten Göttingen und Berlin, wo er Philologie, später Naturwissenschaften und Medicin studirte. In Berlin gewann er an William Nicholson aus Clifton, nachmaligem Arzt in Bristol, einen treuen Freund, dem er die Mittel zu seinen Studien größtentheils verdankte, und den er nach der Doctorpromotion durch Frankreich und Italien nach England begleitete. Von dort schiffte er sich im Oct. 1841 nach Sidney ein, und damit begann seine glänzende Laufbahn als austral. Entdeckungsreisender. Die ersten Jahre brachte er mit kleinern Reisen und geol. Untersuchungen in den besiedelten und angrenzenden Districten von Neu-Süd-Wales zu. Er durchstreifte die Colonie von Newcastle bis Widebai und legte dabei über 2500 engl. M. zurück. Bei seinen vielseitigen und gründlichen Kenntnissen brachten diese Reisen der Colonie großen Nutzen, aber auch die Wissenschaft gewann durch seine «Beiträge zur Geologie von Australien» (herausg. von Girard, Halle 1855), worin er die geol. Verhältnisse von Newcastle an gegen Brisbanewater und westlich gegen den Huntersluß hinauf, von den Liverpool-Plains nach Moretonbai und des Hochlandes von Neuengland nach Port Stephens hinab detaillirt erläuterte. Im Aug. 1844 trat er seine berühmte Reise von der Moretonbai der Ostküste nach der Ansiedelung beim Port Essington an der Nordküste Australiens an. Mit beschränkten, durch

öffentliche Subscription zusammengebrachten Mitteln (kaum 900 Thlrn.) und nur sieben Begleitern durchzog er in 16 Monaten das heutige Queensland und den südl. Theil der Halbinsel York, umging den Golf von Carpentaria und gelangte durch Arnhem-Land 17. Dec. 1845 nach Victoria am Port Essington auf der Halbinsel Koburg. Nachdem er zu Schiff nach Sidney zurückgekehrt (29. März 1846), feierte er daselbst wohlverdiente Triumphe und arbeitete seinen Reisebericht («Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington», Lond. 1847; deutsch von Zuchold, Halle 1851) aus. Schon im Oct. 1846 war er wieder unterwegs, um eine noch großartigere Entdeckungsreise von der Moretonbai quer durch den Continent nach der Westküste auszuführen. Durch Unglücksfälle zurückgeworfen, begann er nochmals im Dec. 1847 die Durchführung seines Planes. Nachdem er jedoch 8. April 1848 von den Fitzroy-Dünen aus nach Sidney geschrieben, langte keine directe Nachricht mehr über sein Verbleiben an. Sowol er als auch seine Begleiter blieben seitdem verschollen und kamen höchst wahrscheinlich auf der Reise um. Man versuchte zwar mehrmals (so 1852 Hely, 1865 MacIntyre) die Vermißten oder wenigstens ihre Spuren aufzusuchen, aber ohne Erfolg. Eine Biographie L.'s hat Zuchold (Lpz. 1856) veröffentlicht.

Leichtsinn ist der Gemüthszustand, in welchem wir uns von allen Begegnissen und Schicksalsschlägen nicht zu hart betroffen fühlen, sondern alles gern von der leichten Seite nehmen; dann aber auch der Zustand, wo wir gegen drohende Uebel oder für zu erreichende Zwecke die Zurüstungen und Vorbereitungen nicht mit Ernst und Sorgfalt, sondern auf eine oberflächliche und fahrlässige Weise treffen. Der L. in der ersten Bedeutung ist eine glückliche Temperamentsbeschaffenheit, welche über viele Beschwerden und Uebel des Lebens hinweg hilft, und wegen deren die Jugend vom Alter häufig gepriesen und beneidet wird. Dagegen ist der L. in der zweiten Bedeutung eine moralische Schwäche, welche zur natürlichen und angeborenen Trägheit der menschlichen Natur gehört und, wenn sie nicht ernsthaft bekämpft wird, bis zum Verbrechen führen kann, wie bei leichtsinniger Kassenverwaltung, leichtsinnigem Falliſſement u. s. w., weswegen eine planmäßige und gründliche Bekämpfung derselben zu den Hauptaufgaben einer richtigen Erziehung zu rechnen ist. Wer den moralischen L. in Betreff des Zukünftigen, welches in seine eigene Hand gegeben ist, durch Gewissenhaftigkeit gänzlich bei sich vertilgt, hat darum noch nicht nöthig, auch sogleich dem L. einer jugendlichen Heiterkeit und Genügsamkeit in Betreff des Gegenwärtigen und unverschuldet über ihn kommenden Zufälligen damit den Abschied zu geben. Im Gegentheil finden wir der Beispiele recht viele, wo das Bewußtsein gewissenhafter Vorsorge in Betreff alles irgend Thunlichen die Menschen in Ertragung unverschuldeter Lebensplagen nur desto leichtern und unverdrossenern Sinnes gemacht und dadurch in den Zustand des Gemüths versetzt hat, welcher vom Alterthum als die wahre Lebensphilosophie bezeichnet wurde.

Leidenschaft ist die eingewurzelte Gewohnheit gewisser Triebe oder Begierden, welche durch eine lange und allmähliche Steigerung eine solche Herrschaft in der Seele erlangt haben, daß die geringsten Veranlassungen zu einem erneuerten Hervortreten derselben genügen und so das Seelenleben in seinem gesunden Gleichgewichte gestört wird. Die L. hindert an der Ausübung der höhern Willensthätigkeit, macht den Menschen unfrei, raubt die ruhige Besinnung und den unbefangenen Blick in die Welt, obgleich sie in Beziehung auf ihr eigenes Ziel den Verstand schärft. Denn der Verstand oder die Ueberlegung zeigt sich allemal am stärksten auf der Grundlage und im Umfange der gerade erregten Triebe thätig und wird daher durch ausschließliche Verwendung in dieser einseitigen Richtung von allen übrigen Richtungen, in denen er ebenfalls wirksam sein sollte, gewaltsam und krankhaft abgelenkt. Die Steigerungsgrade, innerhalb deren sich eine L. auszubilden pflegt, bezeichnet man als Neigung, Hang und Sucht, je nachdem der leidenschaftliche Trieb nur auf directe oder auch schon auf indirecte Veranlassung wiederkehrt, oder in einem steten Halbbewußtsein zugegen ist. Die L. zerfallen in solche des Verlangens und des Abscheues. Die Grundrichtungen, innerhalb deren sich die L. des Verlangens ausbilden, sind Genußsucht, Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Das Menschenleben pflegt ihnen in dieser successiven Ordnung ausgesetzt zu sein, sodaß die Jugend sich vorzüglich gegen die erste, das Alter gegen die letzte zu schützen hat. L. des Abscheues sind Rachsucht, Neid u. dgl. Es gibt aber viele Uebergänge und Combinationen, z. B. Spielwuth als Combination von Genußsucht und Habsucht, Eifersucht als Combination von Liebe und Rachsucht u. dgl. Ferner können L. mit moralischen Anlagen in Verbindung treten, ja die letztern selbst zur L. werden. So gibt es eine leidenschaftliche Vaterlandsliebe, Religiosität, Freundschaft. Auch die leidenschaftliche Liebe der Geschlechter, sobald sie eine dauernde Neigung für das ganze Leben ist, gehört in diesen Rang. Ersteigt die L. einen so hohen Grad, daß sie sich jedes Mittels zu ihrer Befriedigung,

auch der unmoralischen, bedient, so heißt sie ein Laster, wie z. B. Geiz, Ehrsucht. Wird ihr der Gegenstand ihrer Befriedigung dauernd entzogen, so kann der gequälte Zustand der Seele leicht in Geistesstörung übergehen, wobei dann das die Seele gänzlich gefangen nehmende Bild des Ziels, an welchem sie allein hängt, als fixe Idee hervortritt. Am leichtesten führen unbefriedigter Ehrgeiz und verschmähte Liebe dem Irrenhause zu. Man umfaßt die L. mit den Affecten (s. d.) zusammen unter dem Begriff der **Gemüthsstörungen** (perturbationes animi), indem diese beiden in einem ähnlichen Verhältnisse stehen wie chronische zu acuten Krankheiten. Denn während der Affect rasch kommt und rasch wieder vergeht, brennt die L. als eine unaufhörliche Quelle von Begehrungen einer gewissen Art in steter langsamer Steigerung in der Seele fort. Durch Unbefriedigung wird die leidenschaftliche Begierde momentan zur Höhe des Affects gesteigert, aber nicht nachhaltig genährt. Vielmehr besteht ihre Nahrung theils in häufiger Befriedigung, theils in den Empfindungen und Begriffen, welche die Hoffnung auf baldige Befriedigung beständig aufs neue erregen und wach halten. Zur Bekämpfung und Abschwächung der L. dient alles, was die Aufmerksamkeit von den ihnen Nahrung gebenden Gegenden ablenkt, also angespannte Thätigkeit, Richtung aller Kräfte auf die Ausführung großer und interessanter Zwecke, Vermeidung aller Veranlassungen zur Wiederaufregung.

Leier, die **deutsche** L. (lira tedesca) oder die **Bauernleier** (lira rustica oder pagana), ein musikalisches Instrument, dessen Name zwar aus dem griech. und lat. Worte lyra stammt, das aber ganz verschieden von der Lyra (s. d.) der Alten ist, indem es aus einem länglichen Kasten besteht, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige ähnlich ist. In den Seitenwänden desselben befindet sich eine Art Klaviatur, die aus 10—12 Tasten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden und einen Tonumfang von 10—12 diatonischen Stufen bilden. Zwei andere Saiten erklingen dazu unverändert im Einklang oder in einer Quinte gegeneinander. Alle vier Saiten werden durch ein mit Kolophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mittels eines Griffs gedreht wird, während die Finger der linken Hand die Tasten bewegen. — Die **Leierorgel**, der **Leierkasten** oder die **Drehorgel** ist eine kleine, in einem Kasten befindliche Orgel ohne Klaviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel umgetrieben wird. Auf dieser Walze befinden sich kleine Stifte, die durch Berührung die Ventile öffnen und die darüber befindlichen kleinen Holzpfeifen ertönen lassen.

Leihbibliotheken sind solche Büchersammlungen, welche dem größern Publikum zu leihweisem Gebrauch gegen eine bestimmte Zahlung für das einzelne Buch oder gegen fortlaufendes Abonnement offen stehen. Seit die eigentliche Unterhaltungsliteratur im Laufe des vorigen Jahrhunderts in immer größern Massen erschien, die Zahl der Leser sich immer mehr vergrößerte und jeder einzelne auch mehr der Lektüre sich zuwandte, war es nur den wenigsten noch möglich, sich den eigenen Lesebedarf selbst anzuschaffen. So legten denn meist Buchhändler Sammlungen der gangbarsten Neuigkeiten von allgemeinem Interesse an, welche von dem Publikum eifrig benutzt wurden und dem Unternehmer reichlichen Gewinn abwarfen. Der Einfluß der L. ist seit etwa 70 J. ein sehr bedeutender und fortwährend im Wachsen. Auf der einen Seite haben sie eine gewisse Bekanntschaft mit der Literatur in sehr weiten Kreisen verbreitet, andererseits aber auch ziemlich nachtheilig gewirkt. Indem nämlich die Unternehmer sich theils an die wohlfeilsten Erscheinungen hielten, theils vorzugsweise auf den Geschmack der ungebildeten Menge speculirten, konnten zahllose Erscheinungen der schlechtesten Art, besonders auf dem Gebiete des Romans, durch die L. nicht nur weite Verbreitung, sondern überhaupt erst eine Existenz erlangen. In Rücksicht auf die Nachtheile, welche hierdurch für Bildung und Sittlichkeit der großen Masse unstreitig hervorgingen, hat man in neuerer Zeit fast überall die L. obrigkeitlicher Beaufsichtigung unterworfen und zugleich auch dahin zu wirken gesucht, daß diese Anstalten neben der sog. belletristischen Lektüre auch Werke ernstern und belehrenden Inhalts, wie geschichtliche, biographische, geographische, naturwissenschaftliche u. s. w. Schriften enthalten. Eine sehr schätzbare Art von L. sind die an vielen Orten in den letzten Jahren entstandenen **Volksbibliotheken**, welche, nicht auf den Vortheil der Unternehmer ausgehend, ihren Lesern gegen eine geringe Abgabe nur wirklich bildende Bücher bieten.

Leihcontract (commodatum) ist der Vertrag, vermöge dessen eine Sache zu unentgeltlichem, bestimmtem Gebrauche unter der Bedingung übergeben wird, daß der Empfänger, Commodatar, nachher dieselbe Sache dem Leihenden, Commodanten, zurückgebe. Der Commodatar besitzt nur im Namen des Commodanten und haftet für den Schaden, den er böswillig oder aus Fahrlässigkeit der Sache zufügt, nicht aber auch für zufälligen Untergang. Von der Miethe unter-

scheidet sich das Verhältniß durch die Unentgeltlichkeit des Gebrauchs, von dem Darlehn aber dadurch, daß die Sachen nicht in das Eigenthum des Empfängers übergehen und bei der Wiedererstattung nicht durch andere Sachen derselben Art ersetzt werden können. — In den deutschen Rechten war Leihe die allgemeine Benennung für Grundstücke, die unter Vorbehalt des Eigenthums zu bestimmten Nutzungsrechten besonders an bäuerliche Wirthe ausgethan wurden.

Leihhaus, s. Lombard.

Leim ist der Name einer stickstoffhaltigen, daher beim Verbrennen wie Haare oder Horn riechenden, in heißem Wasser leicht auflöslichen, beim Erkalten gelatinirenden, starkklebenden Substanz, welche sich in der Natur nicht fertig gebildet vorfindet, sondern aus der Substanz der Sehnen, Knorpel und Häute des thierischen Körpers durch Kochen mit Wasser entsteht. Der Vogelleim und andere ihrer Kleberigkeit wegen L. genannte Substanzen sind ganz anderer, meist harziger Natur. Die reinste Form des L. ist die, welche die Schwimmblasen des Störs und Hausens (Hausenblase) liefern. Dieser L. wird Fischleim genannt und dient, außer zur Anfertigung von Gelées, zur Anfertigung von Englischem Pflaster u. dgl., auch zur Herstellung der Leimfolie, dünner, durchsichtiger, häufig gefärbter, biegsamer Leimplatten, die zu Visitenkarten oder auch beim Durchzeichnen benutzt werden. Der gewöhnliche Tischlerleim ist entweder Lederleim oder Knochenleim. Zur Herstellung des erstern benutzt man Thierhäute, meist die Abfälle oder zum Gerben nicht anwendbare Stücke. Aus Pergamentabfällen bereitet man den Pergamentleim, der nicht eingedampft und getrocknet, sondern sogleich in Lösung als Zusatz zu Wasserfarben, beim Vergolden von Holzrahmen u. dgl. benutzt wird. Aus Knochen stellt man durch Extraction derselben mit Salzsäure und Kochen des rückbleibenden Knorpels mit Wasser den Knochenleim dar. Die bindende Kraft des L. kann durch einen Zusatz von Bleiweiß erhöht werden, wie in dem sog. russischen oder eschweger Knochenleime. Solcher L. ist aber nur zum Binden, nicht als Appreturmittel für Baumwollwaare u. s. w. oder als Bindemittel für Farben anwendbar. Zu langes und öfteres Erhitzen färbt den L. dunkler und raubt ihm am Ende seine bindende Kraft. Außer den genannten Anwendungen als Verbindungsmittel für Holz und Papier, als Appretur, als Farbeverdickungsmittel wird farbloser L. auch zur Darstellung von Gelées verwendet. (S. Gallerte.) Mit Zucker und Gummi vermischt, bildet der L. den Mundleim; mit Zuckersirup eingedampft liefert er das Material zu den Auftragewalzen der Buchdrucker sowie zu Spielereien, wie den sog. Pygmäengesichtern.

Lein, s. Flachs.

Leindotter, s. Camelina.

Leine, ein größtentheils Hannover angehöriger Zufluß der in die Weser fallenden Aller, entspringt mitten auf dem Eichsfelde, unweit der Stadt Worbis im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, fließt erst 2 M. westwärts nach Heiligenstadt, dann im ganzen gegen Norden über Göttingen und Nordheim, durch das Braunschweigische, hierauf wieder durch das Hannoverische über Alfeld, Gronau, Elze, Hannover, Neustadt und mündet bei Bodmer zwischen Celle und Verden, nach einem Laufe von 25½ M., auf welchem sie rechts bei Nordheim die Ruhme mit den Harzflüßchen Oder und Söse, dann die vom Harze über Hildesheim fließende, schädlichen Pechstein und viele Kupfer- und Vitrioltheile mit sich führende Innerste, links die Ilme von Eimbeck her und andere kleine Wasser aufnimmt. Ihr ganzes Flußgebiet umfaßt 142 Q.-M. Das obere Thal der L. ist meistens breit, aber von Nordheim bis Alfeld eng und abschüssig, worauf es sich wieder ausweitet. Unterhalb Elze tritt sie in die Ebene, wo sie flache, oft sumpfige Ufer hat und bei Neustadt den Leinemoor bildet. Bei Göttingen wird sie flößbar und fördert starke Holzflöße nach der Stadt Hannover, wo sie schiffbar wird. Da der Verkehr auf ihr für Hannover von Bedeutung ist, so hat man ihre Flußbahn in neuerer Zeit wesentlich verbessert. Von ihr trug im ehemaligen Königreich Westfalen das Leine-Departement seinen Namen, welches das göttingische Gebiet und Theile von Grubenhagen, Hildesheim, Braunschweig und Niederhessen, das hamelnsche Quartier von Kalenberg und die Herrschaft Spiegelberg, zusammen 63 Q.-M. mit 221200 E. umfaßte und zur Hauptstadt Göttingen hatte.

Leiningen, eins der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, das aber bereits 1220 im Mannsstamme erlosch. Die Erbtochter Lukardis vermählte sich hierauf mit dem Grafen Simon von Saarbrück, dessen jüngster Sohn, Friedrich von Hardenburg, wie er sich nach einer seiner Burgen nannte, die Leiningen'schen Besitzungen erhielt und deshalb wieder den Namen eines Grafen von L. annahm. Friedrich's Sohn, Simon, erhielt 1228 die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen in Lehn. Die Grafen Friedrich V. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und gründeten die beiden Hauptlinien des Hauses, die Friedrich'sche Linie und die Jof-

fried'sche. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft L. zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrich'sche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso 1467, worauf dessen Schwester, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, sich des größten Theils der brüderlichen Besitzungen bemächtigte und, indem sie für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. annahm, die Gründerin des Hauses L.-Westerburg wurde. Die Joffried'sche Linie erlangte aus der Hinterlassenschaft Hesso's die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun L.-Dachsburg. Graf Emich's IX. von L.-Dachsburg Söhne theilten die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hardenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg. Erstere wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im Luneviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen etwa 12 Q.-M., und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen gegen 25 Q.-M., wurden in ein neues Fürstenthum L. vereinigt, durch die Rheinbundsacte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 infolge der Territorialveränderungen ein Theil davon (5 Q.-M.) unter bair. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzogl. hess. Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standesherr ist Fürst Ernst, geb. 9. Nov. 1830, erbliches Mitglied der Kammer der Reichsräthe in Baiern sowie Linienschiffskapitän in der brit. Marine. Derselbe ist der Sohn des Fürsten Karl von L., geb. 12. Sept. 1804, gest. 13. Nov. 1856, der seinem Vater, dem Fürsten Emich Karl, 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, folgte. Letztere vermählte sich nachmals mit dem Herzoge von Kent, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Fürst Karl lebte theils in München und London, theils auf Reisen und war vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 Präsident des Reichsministeriums. Die Linie L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum. Die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfl. Haus L. bildet. Letzteres zerfällt in die Nebenzweige L.-Guntersblum und L.-Heidesheim, die sich aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafencollegiums, wurden durch die Rheinbundsacte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf Karl von L., geb. 26. Jan. 1794, großherzogl. bad. Generalmajor a. D., welcher seinem Vater, Wilhelm Karl (geb. 5. Juli 1737), dem Stifter dieser Speciallinie, 26. Aug. 1809 succedirte und seinen Wohnsitz auf Schloß Neuburg am Neckar hat. Der Standesherr von L.-Neudenau ist Graf Karl von L., geb. 10. Sept. 1844, der Sohn des Grafen August Clemens (geb. 20. Jan. 1805, gest. 5. Mai 1862). Beider Linien Confession ist die katholische, während alle andern Linien sich zur evang. Kirche bekennen. Das gräfl. Haus L.-Westerburg theilte sich seit 1695 in die Speciallinien Alt-L.-Westerburg und Neu-L.-Westerburg. Jene besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzogl. hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, dieses die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter nassauer Hoheit (bis Aug. 1866). Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 20. Mai 1806, dessen Bruder Graf Karl, geb. 11. April 1819, wegen seiner Betheiligung an der ungar. Revolution 10. Oct. 1849 zu Pesth hingerichtet wurde. Die Linie Neu-L.-Westerburg blühte in zwei Zweigen, einem nassauischen und einem bairischen, von denen jedoch der erstere mit dem Grafen Christian von L., österr. Feldmarschalllieutenant, gest. 2. Oct. 1856 als Militärcommandant in Krakau, im Mannsstamme erlosch. Letzterer hatte seinem Oheim, dem Grafen August (geb. 19. Febr. 1770, gest. 9. Oct. 1849 als österr. Feldmarschallieutenant) succedirt. Repräsentant des bair. Zweigs ist Graf Wilhelm von L., geb. 16. Febr. 1824.

Leinkraut, s. Linaria.

Leinster (spr. Lenstr), die südöstl. Provinz Irlands, grenzt im N. an Ulster, im W. an Connaught und Munster, im S. an den St.-Georgskanal und im O. an die Irische See. Die

Küste ist weniger eingebuchtet als in den übrigen Theilen der Insel; die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Berglandschaften finden sich im Osten, hauptsächlich in der Grafschaft Wicklow, südlich von Dublin, in deren romantischen Berggruppen der Lugnaquilla 2851 F. hoch aufsteigt, und im Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve-Bloom, die Knockmeledown und Galtees langgestreckte Bergketten bilden, und im Süden, wo die Berge von Kilkenny und, auf der Grenze von Carlow und Wexford, die Blackstairberge 2260 F. und der Mount-Leinster 2441 F. hoch sich erheben. Dagegen breiten sich im Norden und im Innern unabsehbare, selten von Hügel- und Berggruppen unterbrochene Ebenen aus, die theils mit ergiebigen Ackerfeldern und herrlichen, stets frischgrünen Wiesen, theils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit theilweise trockengelegten Sümpfen, Moor- und Torfgründen bedeckt sind. Die meisten Seen befinden sich im Nordwesten, wie der Deraveragh, Owel, Ennel und der vom Shannon durchflossene Ree. Die bedeutendsten Flüsse sind der Shannon an der Grenze gegen Connaught, mit dem Inny und der Brosna, der Slaney und der Barrow mit dem Nore im Süden, im Osten der Ovoca in Wicklow, der Liffey bei Dublin, der Boyne mit dem Blackwater in East-Meath. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr der Königs- und der Große Kanal, welche beide, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, von welcher Hauptstadt seit neuerer Zeit auch die große, nach Limerick führende, sowie verschiedene andere Eisenbahnen ausgehen. Von den 358 Q.-M. des Gesammtareals kommt fast ein Siebentel auf völlig unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 1,973731 E., 1851 nur von 1,672738 E.; 1861 war dieselbe auf 1,439596 E. herabgesunken. Neben Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Einwohner hauptsächlich Leinen-, Woll- und Baumwollfabrikation, Brauerei, Brennerei, Torfstich, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Haupthäfen sind Dublin (s. d.), zugleich der bedeutendste Fabrikort, Dundalk und Wexford. L. zerfällt in die zwölf Grafschaften Louth, East-Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Carlow, Kilkenny, Kildare, Queens County, King's County, West-Meath und Longford.

Leinwand, s. Linnen und Linnenindustrie.

Leipzig, der Größe nach die zweite, ihrer Wichtigkeit und ihres Reichthums wegen aber die erste Stadt des Königreichs Sachsen und Hauptstadt des gleichnamigen Kreisdirectionsbezirks (63,14 Q.-M. mit 532689 E.) im nordwestlichsten Theile des Landes, nur 2—3 St. von der preuß. Grenze entfernt, liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, die durch die drei, die Stadt theilweise berührenden und sich in ihrer Nähe vereinigenden Flüsse Pleiße, Elster und Parthe und deren verschiedene Arme reichlich bewässert und durch den anmuthigen Wechsel von Feldern, Wiesen und Wäldern wie durch eine Menge freundlicher, meist starkbevölkerter und wohlhabender Dörfer auf Meilen hinaus ungewöhnlich belebt wird. Die Stadt zerfällt in die innere Stadt, die Vorstädte und die neuen Anbaue. Die innere Stadt, die nur 1035 Ruthen im Umfange hält, war früher befestigt, doch sind die alten Mauern, Wälle und Gräben, deren Abtragung 1784 begann, nebst den vier Thoren (zuletzt das erst 1722 erbaute Petersthor im März 1860) verschwunden und haben neuen Häuserzeilen und öffentlichen Anlagen Platz gemacht. Entsprechend der frühern administrativen Eintheilung der Stadt in vier Viertel (Grimmaisches, Hallesches, Ranstädter- und Petersviertel) unterscheidet man auch bei den Vorstädten die Grimmaische (Dresdener), Hallesche, Ranstädter (Frankfurter) und Peters-(Zeitzer)Vorstadt, zu denen im 18. Jahrh. noch die bisher vorzugsweise von den niedern Bevölkerungsklassen bewohnte Johannisvorstadt (im Südosten) trat. In den letzten Jahrzehnten sind jedoch diese Vorstädte nicht nur nach fast allen Seiten hin bedeutend erweitert, im Innern dichter ausgebaut und durch Straßendurchbrüche angemessener gegliedert worden, sondern es hat sich außerhalb derselben noch ein zweiter Kranz ziemlich regelmäßig angelegter und ebenfalls rasch anwachsender neuer Anbaue zu bilden begonnen, wie seit 1834 an der Ostseite die Friedrichstadt und Marienvorstadt, im Westen die Westvorstadt (nach ihrem Begründer Dr. C. K. E. Heine auch der Heine'sche Anbau genannt), die äußere Zeitzer und äußere Frankfurter Vorstadt. Die Anlagepläne zu andern ausgedehnten Anbauen im Südosten, im Süden, Südwesten und Norden L.s waren im Sommer 1866 bereits festgestellt. Die innere Stadt besitzt jetzt nach allen Seiten hin offene Ausgänge nach den Vorstädten und ist von diesen nur durch die ringsumlaufenden, der Stadt schon längst zur Zierde gereichenden Promenaden und Parkanlagen geschieden. Glanzpunkte der letztern sind die sog. Neuen Anlagen zwischen dem ehemaligen Petersthor und dem Museum und der Park unterhalb des neuen Theaters, nach Lenné's Entwürfen jene 1859 neu angelegt, dieser 1866 umgestaltet. Unter den öffentlichen Plätzen ist in der innern Stadt der

sehr ansehnliche, ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildende und von fünf bis sechs Stock hohen stattlichen Häusern umsäumte Marktplatz hervorzuheben. Zwischen Stadt und Vorstädten breiten sich außer dem Augustusplatz, einem der schönsten öffentlichen Plätze Deutschlands, der Roßplatz, der Königsplatz, der Fleischerplatz, Theaterplatz, Wageplatz und andere kleinere aus. Während die neuen Anbaue, zum großen Theil auch die Vorstädte, in Bezug auf Anlage und Architektur einen regelmäßigen und durchaus modernen Charakter tragen, gibt es in der innern Stadt noch manche krumme und enge Gäßchen, obwol mehrere Straßen, wie die Grimmaische-, Ritter-, Nikolai-, Reichs-, Katharinen-, Hain-, Universitäts-, Petersstraße, der Brühl, der Neumarkt, ziemlich breit und gerade sind und von vielen durch Höhe und Solidität ausgezeichneten Gebäuden eingefaßt werden. Zur Zeit der Messen erscheinen die meisten der genannten Straßen, aus denen die Parterrewohnungen durch elegante, zum Theil selbst glänzende Kaufläden verdrängt sind, außerordentlich belebt. In den Vorstädten hinterlassen namentlich die Königsstraße, Dresdener-, Salomon-, Insel-, Marienstraße einen angenehmen Eindruck, während andere, wie die Weststraße, Elsterstraße, Leibniz-, Zeitzer-, Lessing-, Schiller- und Goethestraße durch sehr schöne Gebäude eingefaßt sind. Die Contore und Verkaufslocale der bedeutendsten Handelshäuser befinden sich meist in der innern Stadt, namentlich in dem Theile, wo sich der Meßverkehr concentrirt (in Meßlage); in einem andern Theile (Grimmaisches Viertel der innern Stadt und die zunächstliegenden Straßen der Dresdener Vorstadt) hat der Buchhandel mit seinen Nebengewerben seinen hauptsächlichsten Sitz. Die Gesammtzahl der Häuser hat sich 1861—64 von 2303 auf 2501 vermehrt. Die sehr reinlichen Straßen sind in der innern Stadt vollständig, in den Vorstädten zum Theil mit schönen Trottoirs versehen. Der Unrath findet durch ein sehr kostspieliges Kloakensystem seinen Abzug. Seit Anfang 1866 versieht eine vom städtischen Baudirector Dost projectirte Wasserleitung, die mit einem Kostenaufwande von 800000 Thlrn. hergestellt wurde, die ganze Stadt mit Quellwasser, das ½ St. von L. aus sehr reichem Quellgebiete gehoben wird und sowol zum Trinken als auch zu jedem Wirthschaftsgebrauche verwendbar ist. Wol keine Stadt Deutschlands hat während der letzten drei Jahrzehnte ihre Physiognomie so vollständig verändert wie L. Durch seine Ausdehnung hat dasselbe die Anlage zu einer großen Stadt erhalten; vermöge ihres Wohlstandes, ihrer Bildung, ihres freien Bürgersinns ist sie nicht nur die erste Stadt Sachsens, sondern auch eine der geachtetsten und einflußreichsten Deutschlands. 1831 zählte L. 43200, 1843: 54519, 1864 (3. Dec.) bereits 85394 E. Noch viel rapider hat sich die Bevölkerung der sog. Vorstadtdörfer vermehrt, indem die letztern von 1843—64 von 20079 auf 52059 E. gestiegen sind.

An Bauwerken von eigentlich monumentalem Charakter ist L. nicht reich. Unter den kirchlichen Gebäuden wurden die Hauptkirchen, die Thomaskirche 1496 und die Nikolaikirche 1525 eingeweiht, die letztere 1785—96 erneuert und mit Gemälden von Oeser geziert. Sonst haben sie nichts Ausgezeichnetes, ebenso wenig wie die Universitäts- oder Paulinerkirche, die 1240 erbaut, 1544 erneuert wurde und 1841 ein Grabdenkmal des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann von Meißen erhielt. Die neue kath. Kirche wurde nach Heideloff's Entwurfe in rein goth. Stil 1847, die Synagoge im maurischen Stil 1855 vollendet. Die übrigen fünf Kirchen luth. Confession sind ohne Bedeutung, ebenso wie die der Reformirten. In der innern Stadt ist das Rathhaus am Markte, 1556 von Lotter erbaut, ein stattliches Gebäude; aus derselben Zeit (1549) stammt die Pleißenburg, die ehemalige Citadelle von L., die seit 1818 theilweise umgebaut, gegenwärtig hauptsächlich zur Kaserne dient, und deren Thurm 1790—1862 zur Sternwarte diente. Die schönsten Bauwerke L.s sind jetzt das Museum, 1856—58 nach Lange's Entwürfen aufgeführt, und das seit 1864 (nach dem Entwurfe von Langhans) im Bau begriffene neue Theater, beide einander gegenüber am Augustusplatze gelegen. An letzterm erhebt sich auch das an der Frontseite 152 Ellen lange Augusteum, mit seinen Umgebungen der Sitz der Universität, 1831—36 nach Schinkel's Entwürfen von Geutebrück aufgeführt, mit prächtiger Aula und im Giebel mit Reliefs von Rietschel geschmückt. Unter den übrigen zur Universität gehörigen Gebäuden sind noch das Fridericianum, 1843 von Geutebrück erbaut, und das ganz zu Zwecken der Vermiethung benutzte Mauricianum (seit 1849) in der Grimmaischen Straße zu nennen. Sonst sind von öffentlichen Gebäuden noch zu erwähnen: die Börse auf dem Naschmarkte (1640—80), das Gewandhaus (1740 von Schmidlein aufgeführt), das Georgenhaus (1799 vollendet), die Erste Bürgerschule (1803); ferner aus neuerer Zeit die 1834—36 erbaute Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstraße, das Postgebäude am Augustusplatze (1836—38 nach Geutebrück's Plane erbaut); die Gebäude

des Hauptsteueramts an der Bahnhofstraße; die Georgenhalle (nach Dost's Entwürfen 1859 vollendet) mit den musterhaft eingerichteten Fleischhallen im Erdgeschoß; die in den letzten Jahren errichteten neuen Schulgebäude, insbesondere die der dritten und fünften Bürgerschule sowie die der beiden Armenschulen; das Waisenhaus (1865 vollendet); endlich die großartigen Bahnhöfe der fünf zu L. ausmündenden Hauptbahnen. Die innere Stadt enthält viele schöne und solide Privathäuser aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Von neuern Privatgebäuden dürften hervorzuheben sein: das 1832—33 von Hermann erbaute sog. Römische Haus mit schönen Fresken; ferner die Centralhalle, ein von Pötzsch 1849—50 erbautes großartiges Restaurationslocal, in dessen Räumen 1850 eine allgemeine deutsche Industrieausstellung abgehalten wurde; die ebenfalls von Pötzsch (1847) ausgeführte Freimaurerloge in der Elsterstraße; die Officinen von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Teubner, Giesecke u. Devrient u. a. m.; mehrere für Zwecke kaufmännischen Verkehrs bestimmte Häuser, wie die Tuchhalle, Kaufhalle, Creditanstalt u. s. w. Die großen Gärten der innern Vorstädte sind in neuerer Zeit bis auf den Löhr'schen (jetzt Keil'schen) sämmtlich bebaut worden, so der berühmte Bose'sche (später Reimer'sche) Garten, der Reichel'sche und der Rudolph'sche Garten, seit 1864 auch der Gerhard'sche (früher Reichenbach'sche) Garten, der wegen eines (jetzt in der Lessingstraße angebrachten) Denkmals Poniatowski's, welcher hier 19. Oct. 1813 in der Elster ertrank, vielfach von Fremden besucht wurde. Der Friedhof zu St.-Johannis, welcher ebenso wie der 1845 angelegte Neue Friedhof, in großer Ordnung gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt wird, enthält eine Menge Denkmäler berühmter Verstorbenen (z. B. von Spohn, Pölitz, Gellert u. s. w.). Denkmäler von höherer künstlerischer Bedeutung besitzt L. nur in dem ehernen Standbilde Thaer's von Rietschel (1850) an der Ersten Bürgerschule und der schönen Marmorstatue Gellert's von Knaur (1865) im Rosenthal unweit des Eingangs. In der Nähe der Thomasschule ließ Felix Mendelssohn-Bartholdy 1843 J. Seb. Bach ein Denkmal, vor derselben die Geschwister Podlesky ihrem Lehrer J. Adam Hiller einen Denkstein setzen. Auf dem Theaterplatze wurde 10. Aug. 1851 Hahnemann ein Standbild (von Steinhäuser) errichtet. Dem Andenken an die Völkerschlacht bei L. sind seit 1863 mehrere Denkmäler in der Stadt wie auf dem Schlachtfelde gewidmet. Wenn somit L. auch mancher Sehenswürdigkeiten entbehrt, die oft selbst kleinere Städte dem Besucher bieten, so ist doch der Name der Stadt in weitesten Kreisen bekannt durch ihre Messen und ihre blühende Universität, als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels sowie durch die in der Nähe geschlagenen großen Schlachten.

Durch seine Messen ist L. nächst Hamburg die bedeutendste Handelsstadt Deutschlands und einer der wichtigsten Handelsplätze der civilisirten Welt überhaupt geworden. Mit Ausnahme der Gelehrten und Beamten (Adel und Militär treten in L. gänzlich in den Hintergrund) durchdringt der Handel die ganze Einwohnerschaft als das belebende Princip. Schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. (1183) hatte L. privilegirte Märkte, die zu Jubilate und Michaelis abgehalten wurden und im 15. Jahrh. bereits den Charakter von Handelsmessen angenommen hatten. Friedrich der Sanftmüthige fügte denselben 1458 die Neujahrsmesse hinzu. Ein kaiserl. Privilegium vom 20. Juli 1497 bestätigte der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von 15 M. Durch Maximilian I. wurden 23. Juli 1507 diese Privilegien noch erweitert. Die Städte, welche noch fernerhin mit L. zu wetteifern versuchten, wie Magdeburg, Erfurt, Merseburg, Naumburg u. s. w., vermochten gegen L. nicht mehr aufzukommen. Selbst die Gunst Papst Leo's wußte L. zu gewinnen, und eine Bulle vom 8. Dec. 1514 bedrohte alle Eingriffe in die der Stadt zugesprochenen Rechte mit geistlichen Strafen. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt im ersten Viertel des 18. Jahrh. ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte L. in dem letzten Viertel jenes Jahrhunderts Frankfurt a. d. O., das damals mit seinen Messen eine gefährliche Concurrenz bildete. Die Continentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufacturen gar nicht unvortheilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse des J. 1813, die Theilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslandes, das Absperrungssystem Preußens und die Elbschiffahrt höchst nachtheiligen Einfluß insbesondere auf den leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Accisefixationen, sodaß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Der 24. Sept. 1828 abgeschlossene mitteldeutsche Handelsverein besserte nur wenig. Erst infolge des 30. März 1833 unterzeichneten Beitritts Sachsens zum deutschen Zollverein entwickelte sich der leipziger Handels- und Meßverkehr mit reißender Schnelligkeit zu einer Höhe, mit welcher die Vergangenheit keinen Vergleich aushält. Wesentlich trug hierzu die Eröffnung der L.-Dresdener Eisenbahn bei (1835—39),

durch welche der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde. Derselben folgten 1840 die Magdeburg-Leipziger, 1843 die Bairische (Westliche Staatsbahn), 1856 die Thüringer und 1859 die Berliner Bahn, deren Bahnhöfe durch eine Verbindungsbahn (seit 1851) im Zusammenhange stehen. Die L.-Dresdener Secundärbahn (Borsdorf-Coswig) wurde im Frühjahr 1866 bis Grimma eröffnet; eine Bahnlinie L.-Pegau-Zeitz war projectirt. Bereits ist L. einer der wichtigsten Knotenpunkte des deutschen Eisenbahnnetzes. Die hauptsächlichsten Gegenstände des Großhandels (nebst der ungefähren Umsatzziffer, die bei den Webewaaren jedenfalls zu niedrig geschätzt ist) der eigentlichen leipziger Firmen, sind außer den Landesproducten und den Erzeugnissen der städtischen Industrie: engl., auch belg. und schweiz. Garne (jährlich für etwa 10 Mill. Thlr.) nebst inländischen Strick- und Kammgarnen, Zephyrwollen u. s. w.; rohe ungefärbte Seide (2 Mill.), Baumwoll- und Wollwaaren, Tuche, halbseidene Stoffe, Linnenwaaren, Batist, Ledertuch u. dgl. (zusammen jährlich für 10 Mill. Thlr.) nebst Tüll, Spitzen und Bobinets (1¼ Mill.) und Schweizer Waaren (¾ Mill.), Seidenwaaren (3 Mill.) und Seidenband (nur noch für 1¼ Mill.); ferner Eisen, Kurzwaaren, Uhren, Glaswaaren, Wein, Farbehölzer und Farbewaaren, Porzellan, Sensen, Wetzsteine, Düngemittel. Der Handel mit Colonialwaaren und Droguen (über 6 Mill.) hat in letzter Zeit einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Für Rauchwaaren ist L. gegenwärtig der Hauptweltmarkt. Es kamen 1863 an amerik. Pelzwerk für 2,622500, an mitteleuropäischem für 2,127000, an russischem und asiatischem für 1,382000 Thlr., zusammen also für 6,131500 Thlr. (der dritte Theil der jährlichen Gesammtproduction der Erde) in den Handel. Auch der Handel mit Bettfedern hat in L. seinen Mittelpunkt. Bedeutende Geschäfte werden auch besonders während der Messen in rohen Häuten und Fellen, Hasen- und Kaninfellen, Roßhaaren und Schweinsborsten gemacht. Wolle wurde in der letzten Zeit jährlich etwa 30—40000 Ctr. in L. gekauft. Der Commissionshandel in Getreide und Mehl war besonders 1842—57 von Bedeutung, doch kommen jährlich in L. immer noch etwa 40000 Wispel Körnerfrucht zum Verkauf. Der Roßhandel hat in jüngster Zeit ziemliche Bedeutung erlangt. Die Gesammtmasse der mit Frachtbriefen an leipziger Firmen eingegangenen Waaren betrug 1858 und 1859 je 4,800000 Ctr., hat sich aber seitdem sehr vermehrt. Durch die Messen ist L. gegenwärtig der Hauptmarkt für den deutschen Zollverein geworden. Seit 1842 (von wo an officielle Daten vorliegen) hat sich die Waarenzufuhr aus letzterm fortwährend gesteigert. Auch der Verkehr mit ausländischen Waaren hat stets zugenommen. Während 1837 die Gesammtverzollung nur 28000 Ctr. betrug, hatte sie 1859 die Höhe von 80000 Ctr. erreicht. Die Zufuhr an Rauchwaaren war von 5000 auf 10000, die in Colonialwaaren von 24000 auf 146000 Ctr. gestiegen. Die Zufuhr von vereinsländischen und vereinsausländischen Meßgütern betrug zur Neujahrsmesse 1864: 161639 Ctr., 1865: 163887 Ctr., 1866: 180539 Ctr.; zur Ostermesse 1864: 258063 Ctr., 1865: 308983 Ctr., 1866: 310996 Ctr., zur Michaelismesse 1864: 307543 Ctr., 1865: 336152 Ctr. Die Gesammtsumme der während der Perioden der Meßkostenerhebung überhaupt nach L. gebrachten Waaren betrug für die Neujahrsmesse 1855: 384236, 1858: 333733, 1860: 420168, 1864: 590672, 1865: 640831 Ctr.; für die Ostermesse 1855: 642520, 1858: 467014, 1860: 596356, 1864: 717082, 1865: 743630 Ctr.; für die Michaelismesse 1855: 598287, 1858: 647697, 1860: 745180, 1864: 814029 Ctr. Die wichtigsten Waarengattungen des Meßverkehrs sind außer den Rauchwaaren und verwandten Artikeln: Leder, Häute, Roßhaare, Borsten, Baumwollwaaren, Tuche und andere Wollwaaren, Strumpfwaaren, Kurz- und Galanteriewaaren aller Art, Glas und Glasperlen, Leinwand, Weißwaaren, Stickereien, Posamente, Crinolinen, Holz- und Blechwaaren, fertige Kleider, Schuhwerk u. s. w. Der Fremdenverkehr war bis 1866 in steter Zunahme begriffen. In den letzten Jahren betrug die Zahl der längere Zeit in der Stadt verweilenden Verkäufer und Einkäufer für jede der beiden Hauptmessen 25—27000, während durch Eisenbahnen und andere Gelegenheiten täglich in der Woche noch etwa 15—20000, an günstigen Meßsonntagen 30—35000 andere Besucher zugeführt werden. Obgleich L. eine Bank, eine Creditanstalt (seit 1856), Filiale der Sächsischen, der Geraer, Gothaer und Weimarischen Bank, mehrere angesehene Bankhäuser, viele und reiche Rentiers besitzt, so ist die Stadt doch kein eigentlicher Börsenplatz wie Wien, Berlin, Frankfurt a. M. oder Hamburg. Es findet zwar ein belangreicher Umsatz in Werthpapieren statt, allein das eigentliche Börsenspiel tritt sehr in den Hintergrund. Beträchtliche Vorräthe ausländischer Fabrikwaaren sind theils im Eigenhandel leipziger Firmen, theils als Commissionsgut stets vorhanden. Von Wichtigkeit ist der Exporthandel, und mit dem Commissions- und Speditionsgeschäft befassen sich zahlreiche Firmen. Von Geldinstituten bestehen außer den genannten zu L. noch der

Erbländische ritterschaftliche Creditverein, die 15. Oct. 1863 eröffnete Leipziger Hypothekenbank und die 10. Juni 1864 begründete Sächsische Hypothekenbank. Außer mehrern Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften sind daselbst auch viele gewerbliche Unternehmungen (für Steinkohlenbergbau u. s. w.) gegründet worden, deren Directionen ihren Sitz in der Stadt haben. Die Zahl der Consulate beträgt 23. Die Jahresberichte der Leipziger Handelskammer sind hochgeschätzt. Die seit 1842 bestehende Oelbörse wurde 1853 mit einer Productenbörse vereinigt. Der ziemlich besuchte Wollmarkt wird seit 1826 im Juni gehalten. 1865 kamen auf dem leipziger Postamte überhaupt 4,568278 Sendungen an, darunter 3,415425 einfache, 173134 recommandirte Briefe, 446797 Packete. Die Zahl der Geld- und Werthsendungen betrug 495482 Stück mit einem declarirten Werthe von 94,889964 Thlrn. Die in neuerer Zeit von dem bereits erwähnten Dr. Heine auf die Strecke von L. bis Plagwitz kanalisirte und für große Lastkähne schiffbar gemachte Elster wird zum Transport von Baumaterial u. dgl. verwendet und seit 1863 auch mit kleinen Dampfern befahren.

Einen wesentlichen Theil des leipziger Handels macht der Buchhandel aus, der, nachdem er sich von der eigentlichen Buchdruckerei gesondert, im Anfange des 16. Jahrh. von Frankfurt a. M. hierher übersiedelte, sodaß nun L. der Hauptstapel- und Commissionsplatz des gesammten deutschen und zum Theil auch ausländischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels wurde. (S. Buchhandel.) Die Zahl der Buchhandlungen in L. belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77; 1853 gab es 154 Buch- und Musikalienhandlungen. Seit Einführung des Gewerbegesetzes hat sich die Corporation der leipziger Buchhändler als freier Verein constituirt. Derselbe bestand 1866 aus 196 Firmen (mit 212 Eigenthümern), wovon sich ungefähr 70 ausschließlich mit Verlag, etwa 20 ausschließlich mit Commissionen, 14 mit Musikalienhandel, die übrigen gleichzeitig mit Verlag, Sortiment, Commission und Antiquarhandel beschäftigten. 17 Firmen hatten zugleich eigene Druckereien. Mehrere der leipziger Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten und namhaftesten Deutschlands; so Breitkopf u. Härtel, F. A. Brockhaus (s. d.), W. Engelmann, Friedr. Fleischer, die Hinrichs'sche Buchhandlung, S. Hirzel, O. Spamer, Bernh. Tauchnitz, B. G. Teubner, L. Voß, T. O. Weigel, J. J. Weber. Unter den Kunsthändlern sind Del Vecchio und R. Weigel, unter den Musikalienhandlungen Breitkopf u. Härtel die namhaftesten. Das ausländische Sortimentsgeschäft hat ebenfalls in L. seinen Hauptsitz und wird namentlich von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium und A. Dürr betrieben. Von besonderer Bedeutung ist auch der Antiquarbuchhandel in L. und sind dabei hervorzuheben die Firmen F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium, Kirchhoff u. Wigand, K. F. Köhler, List u. Francke, T. O. Weigel. Die zahlreichen Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen haben nicht nur eine große Anzahl von Schriftstellern, Correctoren u. s. w. nach L. gezogen und zahlreiche journalistische Unternehmungen hervorgerufen, sondern auch in den zunächst damit in Verbindung stehenden Industriezweigen einen für andere Orte ganz ungewöhnlich lebhaften Betrieb erzeugt. Mehrere Verlagsbuchhandlungen, wie z. B. Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, B. Tauchnitz, Teubner, sind zugleich im Besitz großer Officinen, die sich meist auch große Verdienste um die Druckerei erworben haben. Ueberhaupt zählte man (Herbst 1866) 38 Buchdruckereien, die mit 94 Handpressen, 157 Maschinen, worunter 3 doppelte, 732 Gehülfen, ohne das Nebenpersonal und die Lehrlinge, arbeiteten. Die bedeutendste darunter ist die von F. A. Brockhaus mit 13 Pressen und 17 Maschinen. Nächst dieser sind Teubner, Breitkopf u. Härtel, B. Tauchnitz, O. Wigand, Hirschfeld, Giesecke u. Devrient zu nennen. Hieran reihen sich außer mehrern größern Papiergeschäften (Flinsch, Sieler u. Vogel, Ullstein u. a.) in entsprechender Anzahl Schriftgießereien, Notendruckereien, Etablissements für Notenstich, Kupferstich und Lithographie, für Kupferdruck und Steindruck sowie mehrere umfangreichere xylographische Institute, deren Leistungen sehr geschätzt sind. Die Zahl der Buchbindereien betrug Herbst 1866 etwa 150. Die in den Auctionsanstalten von H. Hartung, T. O. Weigel und List u. Francke abgehaltenen Bücherauctionen sowie die Kunstauctionen unter Leitung von R. Weigel haben im In- und Ausland einen guten Ruf. In jüngster Zeit ist L. auch gewissermaßen zum Mittelpunkt für den Handel mit Autographen, Briefmarken und Antiquitäten in Deutschland geworden.

Obgleich in L. die meisten städtischen Gewerbe mehr oder minder fabrikmäßig betrieben werden, so kann man die Stadt doch eigentlich keine Fabrikstadt nennen. In der letzten Zeit sind jedoch sowol in der Stadt selbst wie auch auf den Nachbardörfern viele Fabrikanlagen errichtet worden, welche mit Dampfkraft arbeiten. Größere Etablissements sind die beiden großen Kammgarnspinnereien zu Pfaffendorf (seit 1830) und Eutritzsch sowie die Waggonfabrik der L.-Dres-

dener Eisenbahn. Durch die Tabackfabrikation (jährlich für fast 2 Mill. Thlr. Cigarren, einschließlich der für Rechnung leipziger Firmen auswärts, namentlich auch in Halle und Delitzsch gearbeiteten) hat die Stadt schon länger als ein Jahrhundert Reichthümer erworben. Die Wachstuchfabriken stehen in hoher Blüte, ebenso die Pianofortefabriken (etwa 20 mit 400 Arbeitern), von denen einige (Breitkopf u. Härtel, Irmler, Blüthner u. s. w.) eines europ. Rufs genießen. In letzter Zeit hat sich die Fabrikation landwirthschaftlicher und kleinerer Maschinen (insbesondere Nähmaschinen, Brückenwagen u. dgl.) zu großer Blüte erhoben (in Stadt und Umgegend etwa 50 Etablissements, zum Theil mit Gießereien). Die Erzeugnisse der Fabriken für feine Hüte, für künstliche Blumen, Wäsche und Weißwaaren, Putz- und Modewaaren, Stickereien (besonders Hietel), Parfumerien erfreuen sich eines guten Rufs. Ebenfalls ein neuerdings zur Blüte gelangter Industriezweig ist die Fabrikation ätherischer Oele, Essenzen und Farbestoffe. Sonst bestehen noch größere Etablissements für Schmuckfedern, Luxuspapiere, Tapeten, Dachpappe, Spielkarten, Tinte und Wichse, Seifenwaaren, Siegellack, Goldleisten, Gold- und Silbergespinst, Gold- und Silberwaaren, Stahlbügel, Spazierstöcke, Meubles, feine Korbwaaren, Wagen, feuerfeste Geldschränke, Glocken und Feuerspritzen, Lampen, Metallbuchstaben, mathem. und physik. Instrumente (feine Wagen, Reißzeuge u. dgl.), Portefeuilles, Düngemittel, Chocolade, Fleischwaaren u. s. w. Bierbrauerei wird in mehrern großen Brauereien der Stadt (Vereinsbrauerei) und Umgebung sehr schwunghaft betrieben. Auch bestehen Färbereien, Oelraffinerien und ansehnliche Fabriken für Spiritus sowie für künstliche Mineralwässer. Die Rübenzuckerfabrik zu Mockau ist die einzige Sachsens. Die zahlreichen Ziegeleien der Umgegend arbeiten fast nur für das locale Bedürfniß. Eine 1864 begründete Baufabrik ist im Aufblühen begriffen. Auch bestehen mehrere Sägewerke, Fournierschneidereien und Raspelwerke für Farbehölzer. In den Vorstädten und den Nachbardörfern bestehen zahlreiche, zum Theil sehr ansehnliche Kunst- und Handelsgärtnereien. Für Förderung der gewerblichen Interessen wirkt seit 1824 die Polytechnische Gesellschaft. Ein vielbenutzter Vorschußverein besteht seit 1858, eine städtische Darlehnskasse für Gewerbtreibende wurde neuerdings errichtet. Ein Gewerblicher Bildungsverein und ein Arbeiterbildungsverein sind ebenfalls in letzter Zeit entstanden.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität obenan, die der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann ihre Stiftung verdankt. Die vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm hierzu nachgesuchte päpstl. Einwilligung gab Alexander V. unterm 9. Sept. 1409. Als eigentlicher Stiftungstag wird der 4. Dec. 1409 angenommen, und Otto von Münsterberg war der erste Rector. Die Gesammtheit der Lehrer und Studirenden wurde in vier Nationen: die sächsische, meißnische, fränkische (nachher bairische) und polnische, geschieden. Die Universität wurde zunächst ausgestattet mit dem Großen und Kleinen Fürstencollegium (Petrinum), zu welchen später das Frauencollegium kam, und der Besoldung für 20 Magistri, bis zu diesem Behufe die Dörfer Hohenheida, Gottscheina und Merkwitz übergeben wurden; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die medic. Facultät wurde zwar 1415 gestiftet, aber erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Der Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters schenkte, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Convictoriums (in dem 1866 über 250 Studirende beköstigt wurden) und einer Menge Stipendien gesorgt. Unter den spätern sächs. Fürsten sorgte namentlich König Friedrich August I. für bessere Ausstattung der Universität. 1829 wurde zur bessern Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten eine eigene Rentverwaltung eingesetzt. Die alte Verfassung erfuhr seit 1830 mancherlei Umgestaltungen, besonders 1850. Unter der Regierung Friedrich August's II. und vorzüglich des Königs Johann ist sehr vieles theils zur Vermehrung der Lehrkräfte und Lehrmittel, theils für die Steigerung der Einkünfte (durch bessere Verwerthung des reichen Grundbesitzes, nutzbringende Neubauten u. s. w.) geschehen. Allein in der Stadt besitzt die Universität 37 zum Theil palastartige und höchst rentable Hausgrundstücke. Die Vermächtnisse zu Stipendien, Freitischen, Benefizien aller Art betragen über 750000 Thlr. Während der ganzen langen Zeit ihres Bestehens hat sich die leipziger Universität den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und zählt unter ihren Lehrern viele gefeierte Namen. Die Zahl der Studirenden, die im 2. und 3. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts noch 1300 betrug, sank seitdem bis unter 800 herab, hat sich aber im

letzten Decennium, währenddessen das ganze Institut unter der Regierung des Königs Johann mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, wieder rasch vermehrt, sodaß man im Sommersemester 1866 bereits wieder 1179 Studirende (darunter 454 Nichtsachsen), überhaupt 1243 Zuhörer zählte. An Lehrern wirkten 49 ordentliche, 43 außerord. Professoren, 21 Privatdocenten und 2 Lectoren. Der theol. Facultät gehören Namen an wie Brückner, Kahnis, Luthardt, Tischendorf, Tuch; der juristischen von Wächter, Hänel, Albrecht, Gerber, Marezoll, Schletter, O. Müller, Weiske, Kuntze; der medicinischen die Gebrüder Weber, Wunderlich, Ruete, Credé, Wagner, Ludwig, Günther (gest. 1866), Bock. In der philos. Facultät, welche in jüngster Zeit Wachsmuth, Weiße und Mettenius verlor, genießen die Geschichtschreiber Wuttke und Voigt, der Nationalökonom Roscher, der Lehrer der Staatswissenschaft Ahrens, die Philosophen Drobisch und Fechner, der Physiker Hankel, die Chemiker Erdmann und Kolbe, die Astronomen Möbius und Bruhns, der Zoolog Pöppig, der Mineralog und Geognost Naumann, die Philologen Klotz, Ritschl, Curtius, Westermann, der Archäolog Overbeck, die Orientalisten Fleischer und Herm. Brockhaus, der Germanist Zarncke, der Romanist Ebert u. a. eines ausgezeichneten Rufs. Zur Universität gehören außer der Universitätsbibliothek (gegen 200000 Bände mit 2500 Handschriften) und der sehr ansehnlichen Münzsammlung: die archäol. Sammlung im Fridericianum, die Museen für Zoologie, Mineralogie und Pharmakognosie, die zootomische Sammlung, die neue, gutausgestattete Sternwarte (seit 1862 im Johannisthale), der physik. und der physik.-technolog. Apparat, der Botanische Garten, das Akademische Herbarium, ferner mehrere chem. Laboratorien, das Klinische Institut (im Jakobshospital), das Physiologische und das Anatomische Institut, die Entbindungsschule (das Trier'sche Institut), ein medic. und ein chirurgisch-poliklinisches Institut, eine Districts-Poliklinik, ein Institut für Augenheilkunde; endlich Seminare für Theologen, Philologen, Pädagogen u. s. w. Seit 1864 steht die Landwirthschaftliche Lehranstalt zu Plagwitz mit der Universität in Verbindung. Vgl. Gretschel, «Die Universität L.» (Lpz. 1830); Zarncke, «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität L.» (Lpz. 1857).

Für den Unterricht ist in L. trefflich gesorgt. Es bestehen daselbst zwei von der Stadt unterhaltene Gymnasien, die Nikolaischule und die Thomasschule. Die Thomasschule, die unter ihren Rectoren Namen wie J. H. Ernesti, Geßner, J. A. Ernesti, J. F. Fischer, Stallbaum, Eckstein (seit 1864) zählt, nimmt in der Geschichte der humanistischen Bestrebungen einen ehrenvollen Platz ein. Ihre Cantoren waren schon seit langer Zeit stets berühmte Musiker, wie Joh. Sebast. Bach, Doles, Hiller, Schicht, Weinlig und seit 1842 Hauptmann. Eine Realschule wurde 1834 errichtet. Eine Privatunternehmung ist das von Hauschild begründete, seit 1856 unter Zille's Leitung stehende Moderne Gesammtgymnasium. Die 1831 errichtete Handelslehranstalt genießt auch im Auslande eines vorzüglichen Rufs. Eine Bildungsanstalt für Buchhändlerlehrlinge besteht seit 1853. Für den Volksunterricht sorgen fünf Bürgerschulen (unter denen die Erste Bürgerschule bereits 1804 unter Direction Gedike's eröffnet wurde und seitdem vielfach für andere als Muster gedient hat), zwei Armenschulen, eine kath. Bürger- und Armenschule, zwei Freischulen. Das Taubstummeninstitut wurde bereits 1778 von Samuel Heinicke, eine Blindenanstalt neuerdings (1862) auf Grund eines bedeutenden Vermächtnisses F. A. Biener's errichtet. Die 1846 begründete Pestalozzi-Stiftung widmet sich der Erziehung armer und verwahrloster Kinder.

Wissenschaft und Kunst finden in den weitesten Kreisen die eifrigste Pflege. Unter den wissenschaftlichen Vereinen steht die am Geburtstage Leibniz' (6. Juli 1846) eröffnete Königlich Sächsische Akademie der Wissenschaften obenan, neben welcher zunächst die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften zu nennen ist. Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft und der neubegründete Deutsche Astronomenverein haben zu L. ihren Mittelpunkt. Sonst sind noch zu nennen: die früher sehr einflußreiche Deutsche Gesellschaft, die Naturforschende Gesellschaft (seit 1824), die Griechische Gesellschaft, 1793 von G. Hermann gestiftet, die Historisch-Theologische Gesellschaft, 1814 von Illgen begründet, die Medicinische Gesellschaft (seit 1829), der Verein von Freunden der Erdkunde (seit 1861) u. s. w. Unter den übrigen Instituten für geistige Bildung ist vor allem die Stadtbibliothek zu erwähnen. In dem schönen Saale des Gewandhauses aufgestellt, zählt sie über 80000 Bände und 2000 Handschriften und erfuhr 1837 durch das Vermächtniß der Pölitz'schen Bibliothek (26000 Bände) eine ansehnliche Bereicherung. Eine Volksbibliothek wurde 1851 eröffnet. Mehr als 30 Leihbibliotheken in der Stadt und deren nächster Umgebung sorgen für das Lesebedürfniß der großen Menge. Die 1865 eröffnete Börsenhalle bietet eine reiche Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften. Unter den Musikleihanstalten ist die mit einem Musiksalon verbundene von C. A. Klemm die umfang-

reichste Für die bildenden Künste wirkt die mit einer Baugewerkenschule verbundene Königliche Akademie der bildenden Künste (gegründet 1764) unter Jäger's Leitung. Für Kupferstich, Lithographie und besonders Holzschnitt besitzt L. viele und tüchtige Kräfte. Auf dem Gebiete der Plastik hat sich in neuerer Zeit besonders Knaur einen geachteten Namen erworben. Die Holzbildhauerarbeiten von Schneider haben weithin Anerkennung gefunden. Für Förderung der bildenden Künste wirken Del Vecchio's Permanente Kunstausstellung und der 1857 begründete Kunstverein. Eine Kunstsammlung von größerm Umfang hat L. erst in neuerer Zeit (1858) im Städtischen Museum erhalten. Der Glanzpunkt desselben ist die Gemäldegalerie von etwa 300 Bildern, darunter eine ziemliche Anzahl von Gemälden der ausgezeichnetsten neuern Meister. Den Hauptbestandtheil derselben bildet die durch Vermächtniß an die Stadt übergegangene Privatgalerie von H. Schletter. Auch die Abtheilungen für Kupferstiche und Handzeichnungen (Schenkungen von K. Lampe und H. Demiani) enthalten Vorzügliches. Eine Sammlung von Gipsabgüssen berühmter älterer und neuerer Sculpturwerke ist in der Bildung begriffen. Die Hauptrolle im Kunstleben L.s hat von jeher das Theater, namentlich aber die Musik gespielt. Ein stehendes Theater erhielt die Stadt 1817, welches unter der Direction Küstner's (s. d.) bis 1828 seine Glanzperiode feierte und bis auf die Gegenwart herab zu den ersten städtischen Bühnen Deutschlands zählte. Das neue, nach den Entwürfen von Langhans mit einem Kostenaufwande von 480000 Thlrn. erbaute Theater, das im Herbst 1867 zur Eröffnung gelangen soll, wird das größte und schönste Stadttheater Deutschlands. Berühmt sind die großen Concerte im Gewandhaus, welche 1743 vom Kaufmann Zehmisch begründet wurden, hauptsächlich in die Ausführung großer classischer Musiken ihren Ruhm setzen und den ausgezeichnetsten Künstlern Gelegenheit geben, ihre Talente zu zeigen. Eine vortreffliche musikalische Bildungsanstalt erhielt L. in dem 1843 durch Mendelssohn-Bartholdy gestifteten Conservatorium der Musik, welches, von tüchtigen Musikern (wie Hauptmann, David, Moscheles, Dreyschock, Reinecke, Richter u. a.) geleitet, sich im In- und Auslande des besten Rufs erfreut. Musikalische Unterhaltung und Bildung bezwecken der Musikverein Euterpe und der Dilettanten-Orchesterverein, ferner eine ungewöhnlich große Anzahl von Vereinen für Männergesang und gemischten Chor (über 40), unter denen sich der Paulinerverein und Arion, die Singakademie und der Riedel'sche Verein durch künstlerische Leistungen auszeichnen. Der größte Theil der Männergesangvereine ist im Zöllnerbunde vereinigt.

L. ist Sitz einer Kreisdirection, einer Amtshauptmannschaft, eines Appellationsgerichts, eines Bezirksgerichts und zweier Gerichtsämter, ferner der Oberpostdirection für das Königreich und eines Oberpostamts, eines Staats-Telegraphenbureau, eines Hauptsteuer- und Hauptzollamts sowie der Haupt-Lotterieexpedition, der Direction der Westlichen Staatsbahnen und einiger anderer Staatsbehörden. Die städtische Verwaltung ist allerwärts als mustergültig anerkannt. Der Stadtrath besteht aus Bürgermeister (seit 1848 Dr. Otto Koch), Vicebürgermeister, 7 besoldeten und 12 unbesoldeten Stadträthen. Die Verwaltung der Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei ist städtisch; erstere erfolgt durch den Rath, letztere durch ein städtisches Polizeiamt. Die Zahl der Stadtverordneten beträgt 60. Die Stadt besitzt mehrere große Rittergüter, ansehnliche Waldungen und Wiesenflächen und sehr werthvolle Grundstücke, deren Ertrag sich in den letzten Jahren bedeutend gesteigert hat. Für den städtischen Haushalt müssen in L. verhältnißmäßig sehr bedeutende Summen aufgebracht werden. Das Budget für 1866 betrug 694000, das für 1867 verlangt 773980 Thlr. zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, die Gelder zu den projectirten Neubauen nicht mit inbegriffen. Das 1865 neuorganisirte Feuerlöschwesen L.s gilt als musterhaft. Von den Anstalten für wohlthätige Zwecke sind hervorzuheben: das Jakobshospital, das der Universität als medic. Klinik dient; die Augenheilanstalt, 1820 von Ritterich gestiftet und seit 1823 ebenfalls als klinisches Institut benutzt; das reichdotirte Hospital zu St.-Johannis für alte Leute, für welches 1867 ein Neubau errichtet werden soll. Die Irrenheilanstalt von Güntz in Stötteritz und die Kern'sche Erziehungsanstalt für Blödsinnige (seit 1859) in Möckern haben weithin guten Ruf. Das Turnwesen ist in L. mustergültig eingerichtet; die schöne neue Turnhalle wurde 1863 eingeweiht. Die Städtische Speiseanstalt liefert dem Unbemittelten für den geringsten Preis eine gesunde Kost. Eine trefflich eingerichtete Schwimm- und Badeanstalt wurde 1866 von einer Actiengesellschaft errichtet. Der Consum ist in L. weit bedeutender als in den meisten deutschen Städten gleichen Ranges (z. B. verhältnißmäßig weit bedeutender als in Dresden). Es bestehen in der Stadt und den umliegenden Dörfern zahllose Etablissements für Vergnügen und geselligen Verkehr. In der Stadt allein zählt man über 600 zum Theil sehr umfangreiche Restaurationen, Kaffeehäuser (darunter das glänzend eingerichtete Café Français), Conditoreien, Weinstuben (darunter der aus Goethe's «Faust» bekannte Auerbach'sche Keller) und

Destillationen. Die großen Ball- und Concertlocale des Schützenhauses, der Centralhalle, des Hôtel-de-Pologne, Tivoli, Odeon, Kuhthurm werden während der Messe oder im Sommer auch viel von Fremden besucht. Ein reizender Spaziergang in unmittelbarer Nähe der Stadt (zwischen dieser und Gohlis) ist das Rosenthal. Die umliegenden, sehr volkreichen Dörfer nehmen an dem Handels- und Gewerbsleben der Stadt fast ausschließlich Antheil. Oestlich lehnen sich an letztere die auch in ihrem Aeußern ganz städtischen, unter sich vollständig zusammenhängenden Ortschaften Reudnitz mit 7644, Anger mit 679, Crottendorf mit 333, Volkmarsdorf mit 2645, Straßenhäuser mit 340 und das erst 1836 angelegte Neuschönefeld mit 5343 E. unmittelbar an. Etwas weiter entfernt liegen Neusellerhausen mit 999 und Sellerhausen mit 1300 E. sowie Stötteritz mit 3982 E. Im S. liegen die Dörfer Connewitz mit 3558 E. und vielen schönen Villen der Städter, und damit fast zusammenhängend Lößnig mit 348 und Dölitz mit 1337 E. Nach W. und SW. reihen sich aneinander Lindenau mit 5107 E., Plagwitz (seit zwei Jahrzehnten fast ganz von Dr. Heine erbaut) mit 1605, weiter Kleinzschocher mit 1788, Schleußig mit 274 und Großzschocher mit 1335 E. Im NW. liegen das erwähnte Gohlis mit 3086 E., vielen eleganten Landhäusern und dem Hause, in welchem Schiller das «Lied an die Freude» dichtete, etwas weiter ab Möckern mit 1524 und Wahren mit 663 E., endlich nach N. und NO. Eutritzsch mit 1929, Schönefeld mit 2475 und Abtnaundorf mit 489 E., Park und den Villen der Familie Frege. Südwestlich schließen sich unmittelbar an die Stadt an Neureudnitz mit 1399 und Thonbergstraßenhäuser mit 3029 E. Mehrere dieser Dörfergruppen haben bereits Gasbeleuchtung, eigene Anzeigeblätter, Adreßbücher und andere städtische Einrichtungen. Sonst sind von den Orten der Umgebung noch zu erwähnen Lützschena mit 779 E., schönem Park und der Gemäldegalerie des Baron Speck von Sternburg, das Städtchen Taucha, an der Parthe mit 2588 E., Gerichtsamt und einem Jahrmarkt (im Sept.), der für die Leipziger ein Volksfest ist; ferner die Dörfer Knauthain, Cythra und Zöbigker, die wegen ihrer Parks, und Böhlitz-Ehrenberg, das wegen der Waldpartie über die Große Eiche durch die Bürgeraue von Leipzig aus viel besucht wird. Vgl. Gretschel, «L. und seine Umgebungen» (2. Aufl., Lpz. 1836); Weidinger, «L., ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebungen» (Lpz. 1861).

König Heinrich I. soll am Zusammenflusse der Pleiße und Parthe eine Burgwart angelegt haben, welche Veranlassung zur Anlage eines Dorfs wurde. Den Namen soll der Ort von Lip oder Lipa haben, welches im Slawischen so viel als Linde bedeutet. Erst 1015 wird derselbe und zwar als Stadt erwähnt, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Hundert Jahre später soll der Markgraf Konrad L. zur Stadt erhoben haben, die Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Merseburg geschenkt habe. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156—89), der der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse verlieh, hob sich L. immer mehr, sodaß es bereits 5—6000 E. zählte. Desto mehr hatte es unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) zu leiden, der, 1216 zu einem nachtheiligen Vergleiche mit der Stadt genöthigt, sich zwei Jahre nachher durch List derselben bemächtigte und, um die Bürger im Zaum zu halten, drei feste Schlösser anlegen ließ. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83), blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann und Friedrich dem Gebissenen nahmen die leipziger Bürger den rühmlichsten Theil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg 1292 und gegen Adolf von Nassau 1307. Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte, entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitzthum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfange des 15. Jahrh. scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben, und schon jetzt nahm sie theil am Welthandel. Das wichtigste Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität, die seitdem nicht wenig zu ihrem Ruf und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg brachten der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrsmesse. Nach der Theilung Sachsens 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es infolge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sog. Leipziger Colloquium leistete der weitern Verbreitung der evang. Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige

glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehrere Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rathe zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder, Heinrich dem Frommen, 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, der jedoch die Universität erst später sich anschloß. Im Schmalkaldischen Kriege hatte L. 1547 eine Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu erdulden, bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Dafür widmete der neue Kurfürst Moritz, wie der Stadt selbst, so insbesondere der Universität eine besondere Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Consistorium 1550 errichtet, und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, Christian's I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Obschon Johann Georg I. der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan war, die er ihr durch eine Menge Privilegien bewies, so vernichtete doch das Unglück, welches sie im Dreißigjährigen Kriege traf, wo sie wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, ihren Wohlstand gänzlich, zu dem sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe nur langsam wieder zu erheben vermochte. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt a. M. mehr und mehr nach L. zu wenden. 1690 fand daselbst die Münzconferenz statt, die an der Stelle des zinnischen den leipziger Münzfuß annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer reform. Kirche. König August I. ertheilte 1701 und 1711 dem Rathe die ansehnlichsten Privilegien, der das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter August's I. Regierung empor, und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der Siebenjährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich d. Gr. mit schweren Contributionen belegt wurde, noch viel nachtheiligere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen des von Ephraim, Itzig und Comp., den Pächtern der leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. Indeß auch von den Lasten dieses Kriegs erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Conjuncturen sehr bald wieder; auch gewann die Messe immer mehr an Bedeutung. Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waaren, die mit 7 Mill. Frs. wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Die größten Leiden brachte über L. der Französisch-Russische Krieg. Ungeheuere Scharen franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit dem März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosacken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, 30. April wieder abzogen, worauf 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten müßte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon in L. und musterte nachmittags das Militär auf dem Markte, worauf 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an, und es wurde nun die Stadt möglichst verpalissadirt. Am 11. Oct. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16. bis 18. Oct. (s. d.) brachte furchtbare Schreckenstage über die Stadt; Oberst Prendel wurde Stadtcommandant in L. Nach 1815 erholte L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anforderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter anderm 1817 die Communrepräsentantschaft. Doch waren unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand L.s immer mehr zurückgegangen. 1830 kam es zu Auflehnungen und Ruhestörungen, die 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete. (S. Sachsen.) Infolge dieser Ereignisse ward 5. April die alte städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen Magistrat

ersetzt, worauf 9. Oct. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Communrepräsentanten traten. Ein durch einen geringfügigen Umstand hervorgerufener Aufstand, 30. Aug. 1831, wurde durch das Einschreiten des Militärs bald gedämpft. Seit dem Anschlusse Sachsens an den Deutschen Zollverein 1833 und infolge der Anlegung von Eisenbahnen nahm von nun an L. einen höhern Aufschwung als jemals. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 J. in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 J. erfundenen Buchdruckerkunst unter den größten Feierlichkeiten begangen. Eine durch Maßregeln in kirchlichen Dingen hervorgerufene Misstimmung der Bürger ließ es 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des damaligen Prinzen, spätern Königs Johann zu Unordnungen kommen, die das Einschreiten des Militärs, den Gebrauch der Feuerwaffen und auf diese Weise den Tod mehrerer unschuldiger Personen herbeiführten. Vom 20. bis 27. Oct. 1847 tagten hier die Deputirten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegungen des J. 1848 berührten auch L. Namentlich entwickelte Robert Blum (s. d.) eine große agitatorische Thätigkeit. Neue Unruhen entstanden im Mai 1849. Bei dem Versuche, in der Nacht auf den 7. Mai Barrikaden zu errichten, kam es zwischen den Tumultuanten und der Communalgarde zu blutigen Zusammenstößen; doch war die Ruhe 7. Mai wiederhergestellt. (S. Sachsen.) Von April bis Mai 1850 wurde in der Centralhalle eine große Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse abgehalten. Während der folgenden 15 J. ungestörter Ruhe entfalteten sich nicht nur Handel und Industrie zu immer höherer Blüte, sondern es nahm auch die Stadt selbst sowie das ganze Leben derselben mehr und mehr einen großstädtischen Charakter an. Am 10. und 11. Nov. 1859 wurden das Schillerfest, 3. bis 5. Aug. 1863 das dritte allgemeine Turnfest, im Oct. desselben Jahres das Veteranenfest zum Andenken an die leipziger Schlacht in glänzender Weise gefeiert. Auch der allgemeine deutsche Feuerwehrtag im Sept. 1865 nahm einen festlichen Verlauf. Eine wesentliche Störung erfuhr, wie überall, auch der Handel und Verkehr L.s durch den Ausbruch des deutschen Kriegs, welcher auch 18. Juni 1866 die Besetzung der Stadt durch preuß. Truppen herbeiführte, sowie seit August desselben Jahres infolge des heftigen Auftretens der Cholera. Vgl. Gretschel, «Beiträge zur Geschichte L.s» (Lpz. 1836); Dolz, «Versuch einer Geschichte L.s» (Lpz. 1818); Große, «Geschichte der Stadt L.» (2 Bde., Lpz. 1840—42); Sparfeld, «Chronik der Stadt L.» (2. Aufl., Lpz. 1851).

Die Gegend von L. ist wiederholt der Kampfplatz großer Schlachten gewesen. Es hat dies sowol seinen Grund in der Wichtigkeit der an Hülfsquellen für den Krieg so reichen Stadt und ihrer Lage als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen, als auch in der Beschaffenheit des dortigen Terrains, in welchem sich durch die Gewässer der Elster, Pleiße und Parthe starke Vertheidigungslinien finden, während die allgemeine Terrainbildung die Aufstellung und Bewegung großer Truppenmassen aller Waffen begünstigt und in den vielen Dörfern Stützpunkte für das Gefecht bietet. Drei Hauptschlachten sind es besonders, welche hier geliefert worden sind, von denen zwei dem Dreißigjährigen Kriege angehören, die letzte aber die sog. Völkerschlacht gegen Napoleon war.

Schlacht von L. oder Breitenfeld, 7. Sept. 1631. König Gustav Adolf von Schweden hatte nach dem Falle Magdeburgs ein festes Lager bei Werben bezogen, aus welchem er, als Tilly sich nach Sachsen gewandt und L. erobert hatte, aufbrach. Er vereinigte sich bei Düben mit den Sachsen und marschirte gegen Tilly, welcher, besonders durch Pappenheim bestimmt, aus seinem Lager zwischen Eutritzsch und Möckern vorrückte, um den Feind in einer Stellung zwischen Seehausen und Breitenfeld zu erwarten. Pappenheim mit 2000 Reitern recognoscirte dessen Anmarsch und ließ sich in ein Gefecht ein, aus welchem er sich nur durch nachgesandte Verstärkungen ziehen konnte. Die Schweden überschritten hierauf den Loberbach und formirten ihre Schlachtordnung den Kaiserlichen gegenüber. Die Stärke der letztern betrug 32000 Mann mit 26 (nach andern 36) Geschützen. Sie hatten zwei Treffen gebildet, das Fußvolk in tiefen Tercien im Centrum, die Reiterei auf beiden Flügeln, eine Reserve hinter der Mitte, das Geschütz in einer Batterie von 13 Stück auf dem rechten Flügel, die übrigen vertheilt, fünf Regimenter Kroaten vorgeschoben. Der König ließ ebenfalls in zwei Treffen aufmarschiren, die Schweden auf dem rechten, die Sachsen, durch einen Zwischenraum getrennt, auf dem linken Flügel, jene in ihrer neuen beweglichen Brigadestellung (s. d.). Die Stärke des vereinigten Heeres betrug etwa 37000 Mann mit 100 Geschützen, wobei 16000 Sachsen mit 42 Geschützen. Eine Kanonade eröffnete 7. Sept. um 9 Uhr die Schlacht. Staub und Wind veranlaßten den König zu einer Linksschwenkung, in welcher er von Pappenheim mit der Cavalerie des linken Flügels attakirt wurde. Die schwed. Reiterei unter Banér ging ihm entgegen, unterstützt durch das Feuer der ihr zugetheilten Musketier-Pelotons. Pappenheim wurde geworfen, und nach siebenmal erneuerten

Angriffen in die Flucht geschlagen. Unterdessen hatte Tilly vergeblich das Centrum und den linken Flügel der Schweden angegriffen; er wandte sich jetzt gegen die Sachsen und schlug sie nach kurzem Widerstande aus dem Felde. Dadurch war die linke Flanke der Schweden entblößt. Horn, der hier commandirte, ließ jedoch schnell eine Flanke bilden und erhielt Verstärkung, mit welcher er den Angriff Tilly's zurückwies. Die kaiserl. Reiterei wurde auch hier geworfen, fast zu derselben Zeit, als Pappenheim's letzter Angriff scheiterte. Der König ließ nun seine auf dem rechten Flügel disponibel gewordenen Truppen links schwenken, drängte die feindliche Reserve zurück und nahm das schwere Geschütz, das auf Tilly's Fußvolk gerichtet wurde. Dies schlug sich noch eine Weile sehr tapfer; der greise Feldherr gerieth selbst in Lebensgefahr; mit vier alten wallonischen Regimentern hielt er noch den Wald bei Lindenthal bis zur Dunkelheit und trat dann mit kaum 600 Mann den Rückzug an. Der Verlust an Todten und Gefangenen betrug 10000 Mann, außerdem 100 Fahnen und Standarten und alles Geschütz und Gepäck. Dieser Sieg über den bisher unbezwungenen Tilly sicherte die Fortdauer des Protestantismus im nördl. Deutschland und öffnete dem Könige den Weg in das Land seiner Gegner, vornehmlich der Liga. Ein einfacher Würfel ist auf dem höchsten Punkte des Schlachtfeldes unweit Breitenfeld zum Denkmal gesetzt. Vgl. «Erinnerung an die Schlacht von Breitenfeld» (Lpz. 1831); Heilmann, «Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden im Dreißigjährigen Kriege, nebst den Schlachten von Breitenfeld und Lützen» (Lpz. 1850); La Roche, «Der Dreißigjährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet» (3 Bde., Schaffh. 1848—52).

Die zweite Schlacht von Breitenfeld, 2. Nov. 1642. Sachsen stand jetzt auf der Seite des Kaisers. Torstenson, der schwed. Oberfeldherr, marschirte daher Anfang Oct. 1642 aus Schlesien über Bautzen, Torgau nach L., um dies zu belagern. Ein kaiserl. Heer unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, mit den Sachsen vereinigt, rückte zum Entsatz heran, und es kam auf derselben Stelle, wie 11 J. vorher, nur in umgekehrten Fronten, zur Schlacht. Der linke Flügel der Kaiserlichen wurde zuerst angegriffen und total geschlagen, worauf Torstenson seinem bedrängten andern Flügel Hülfe unter dem Pfalzgrafen Karl Gustav, nachherigen Könige von Schweden, sandte. Dieser drängte die Kaiserlichen zurück, ihre Reiterei ergriff die Flucht, und nur das Fußvolk hielt noch Stand, wurde aber endlich nach einem harten Kampfe «Pike gegen Pike» durch Wrangel geworfen. Die Schlacht hatte kaum 3 St. gedauert. Bemerkenswerth ist noch das strenge Gericht, welches der Erzherzog über das Regiment halten ließ, welches zuerst feldflüchtig geworden war. (S. Decimiren.)

Am erfolgreichsten für das Geschick von Deutschland und ganz Europa war die Reihe von Gefechten und Schlachten vom 14. bis 20. Oct. 1813, unter welchen man die vom 16. bis 18. Oct. die Völkerschlacht von L. genannt hat. Ende Sept. fingen die Operationen der Verbündeten nach dem für den Herbstfeldzug entworfenen Plane an sich zu entwickeln. Die schles. Armee unter Blücher erzwang sich durch das Treffen von Wartenburg 3. Oct. den Elbübergang; die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden überschritt 4. Oct. ebenfalls die Elbe, während sich die große Armee unter Schwarzenberg von Böhmen über das Erzgebirge in Bewegung setzte. Auf die Meldung hiervon ließ Napoleon drei Armeecorps mit dem 4. Cavaleriecorps nach Chemnitz aufbrechen und übertrug deren Commando dem Könige von Neapel. Die Nachricht von dem Treffen bei Wartenburg bestimmte ihn, sich gegen die schles. Armee zu wenden, um diese über die Elbe zurückzuwerfen. Als er aber durch Murat in der Nacht vom 5. zum 6. Oct. Kunde von dem weitern Vorrücken der großen Armee im Erzgebirge erhielt, beschloß er, Dresden zu verlassen, seine Hauptmacht zwischen Torgau und L. zusammenzuziehen und gegen Wittenberg vorzudringen. Dresden blieb durch zwei Armeecorps unter Gouvion Saint-Cyr (s. d.) besetzt. Napoleon und der König von Sachsen verließen Dresden 7. Oct.; letzterer begab sich nach L. Die schles. Armee wich einer Schlacht aus, ging aber nicht über die Elbe zurück, sondern über die Saale bei Halle; ebenso die Nordarmee bei Alsleben. Napoleon war am 10. in Düben angekommen; alles schien auf eine Diversion gegen Berlin zu deuten. Aber die Gewißheit, daß die schles. Armee nicht über die Elbe, sondern über die Saale gegangen sei, und die Meldungen des Königs von Neapel, daß die böhm. Armee L. bedrohe, bewogen den Kaiser, seine Truppen 13. Oct. gegen L. in Marsch zu setzen. Murat war unterdessen vor der böhm. Armee nach kleinern Gefechten bis in die Gegend von L. zurückgewichen, wo er sich zur Deckung der Stadt aufstellte. Ihm gegenüber erhielt Wittgenstein den Befehl, am 13. eine gewaltsame Recognoscirung zu unternehmen. Der Feind hatte sich jedoch etwas zurückgezogen, und es kam der Abend heran, ehe man ihn erreichte, sodaß der Angriff unterblieb. Am 14. aber wurde derselbe in zwei Colonnen unternommen. Dies führte zu dem großen Reitergefecht bei Liebert-

wolkwitz, in welchem eine Masse Schwadronen im wüthenden Handgemenge durcheinander geriethen und König Murat fast gefangen worden wäre. Eine zuletzt unternommene Colonnenattake der franz. Kürassiere und Dragoner schlug fehl, und die Reitergefechte endigten damit. Die österr. Infanterie war indessen zum Sturm auf Liebertwolkwitz gegangen, wo der Kampf bis zur Dunkelheit ohne Entscheidung dauerte.

Die übrigen Corps der böhm. Armee waren indessen L. näher gerückt. Napoleon, der 14. Oct. noch während des Gefechts in L. eingetroffen war, ließ seine Truppen in die für die erwartete Schlacht bestimmten Stellungen rücken und hielt am 15. über sie Revue. Fürst Schwarzenberg, welcher den Oberbefehl über das verbündete Heer führte, gab für den 16. Oct. die Disposition aus. Das 3. Corps (Gyulay) sollte von Markranstädt gegen L. vorrücken, mit der Blücher'schen Armee Verbindung suchen und durch seinen Angriff den der übrigen Colonnen erleichtern. Das 2. Corps (Meerveldt) war von Zwenkau her zum Angriff auf Connewitz bestimmt, um von hier die Hauptstellung des Feindes in den Rücken zu nehmen, gegen welche Wittgenstein mit seinen drei Corps vorgehen sollte. Die Reserven und Garden wurden auf das rechte Ufer der Pleiße gezogen. Die Stärke der böhm. Armee betrug, da mehrere Corps noch zurück waren, etwa 134000 Mann. Die schles. Armee, etwa 60000 Mann stark, sollte sich über Schkeuditz zum Angriff gegen L. in Bewegung setzen. Es wurde dabei auf die Nordarmee, 50000 Mann, gerechnet; diese hatte aber bei Halle halt gemacht, der Kronprinz von Schweden war wenig zum Schlagen geneigt. Im ganzen war die Disposition Schwarzenberg's darauf berechnet, den Franzosen ihre Rückzugslinien abzuschneiden; aber nur eine völlige Unkenntniß des Terrains konnte zwischen Elster und Pleiße eine solche Truppenzahl anhäufen, wo sie keinen Raum zur Action fand. Napoleon hatte den Marsch seiner noch entfernten Corps beschleunigt; er hoffte noch auf einen Sieg. Doch war er in Unkenntniß über seine Gegner, namentlich über die schles. Armee; sonst würde er sich vielleicht nicht so lange bei L. aufgehalten haben.

Der 16. October. Die Waffenhandlungen dieses Tages waren: 1) die Schlacht von Wachau; 2) das Gefecht bei Connewitz; 3) das Gefecht bei Lindenau; 4) die Schlacht von Möckern, letztere selbständig von der schles. Armee geliefert. Napoleon hatte südlich von L. drei Armeecorps von Connewitz über Markkleeberg und Wachau bis Liebertwolkwitz aufgestellt, hinter ihnen die Junge und eine Division Alter Garde als Reserve; das 4. Cavaleriecorps hinter dem rechten Flügel bei Dösen; die 1. Division Alter Garde bei Probstheida, hinter ihr die Gardecavalerie und das 5. Cavaleriecorps. Das 11. Armeecorps, noch im Marsch, kam erst um 11 Uhr mit dem 2. Cavaleriecorps bei Holzhausen an; das 1. Cavaleriecorps wurde im Trabe nach Meusdorf gezogen und das 9. Armeecorps hinter Zuckelhausen aufgestellt. Nördlich von L. befand sich das 6. Armeecorps (Marmont) bei Breitenfeld, das 4. (Bertrand) bei Eutritzsch, zwei Divisionen des 3. bei Mockau, und zu diesen, unter Ney's Commando stehenden Truppen gehörte auch das 3. Cavaleriecorps. Die 3. Division des 3. und das 7. Armeecorps (Reynier) waren noch auf dem Anmarsch von Delitzsch und Düben. Die böhm. Armee kämpfte nach Schwarzenberg's Disposition auf drei getrennten Gefechtsfeldern: auf dem rechten Ufer der Pleiße Wittgenstein unter Barclay de Tolly's Obercommando gegen die franz. Hauptmacht, zwischen Pleiße und Elster Meerveldt gegen Poniatowski bei Connewitz, zwischen Elster und Luppe Gyulay gegen Bertrand, welcher diese einzige Rückzugsstraße decken mußte. Die Entscheidung lag bei Wachau. Zum Angriff auf die franz. Stellung theilte Wittgenstein seine Truppen in vier Colonnen: unter Klenau, Gortschakow, dem Prinzen von Würtemberg und Kleist; zwischen der zweiten und dritten Colonne hielt Pahlen mit 3000 Pferden die Verbindung. Der Vormarsch aller Colonnen wurde bei frühem Morgen angetreten. Das 4. franz. Corps rückte schleunigst nach Lindenau, um diesen wichtigen Punkt zu behaupten. Bei Wachau eröffneten 48 russ. Geschütze der dritten Colonne (Prinz von Würtemberg) die Schlacht, und das schwachbesetzte Dorf wurde genommen. Die Franzosen fuhren dagegen auf dem Anhöhenzuge östlich von Wachau 100 Geschütze auf, deren Feuer von verheerender Wirkung war. Es entspann sich um Wachau und ein Erlenwäldchen ein sehr blutiges Gefecht, das bis 3 Uhr fest stand. Die russ. Infanterie behauptete trotz ungeheuerer Verluste den ihr angewiesenen Raum, weil die Reserven noch nicht heran waren. Gleichzeitig wurde von der vierten Colonne (Kleist) um Markkleeberg gekämpft; später erst rückte die zweite Colonne (Gortschakow) bei Liebertwolkwitz in das Gefecht, welcher Ort von der ersten Colonne (Klenau) angegriffen, aber durch die Franzosen glänzend vertheidigt wurde. So wüthete die Schlacht schon auf allen Punkten, als Napoleon auf dem Felde eintraf; bald nachher erschienen auch gegenüber die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon, für seinen rechten Flügel besorgt, zog mehr Truppen dahin und

die Garden näher an seine Hauptstellung. Das Gefecht bei Connewitz war unentschieden geführt worden, weil das Terrain den Gebrauch des Geschützes hinderte, ebenso bei Lindenau. Jetzt ergriff Napoleon die Offensive. Er beabsichtigte mit einem Massenangriffe die Mitte der Verbündeten zu durchbrechen, gleichzeitig aber ihren rechten Flügel zu umgehen. 8000 Pferde unter Murat wurden vereinigt und die Geschützreserve herbeigezogen. Die Verbündeten ließen bei diesen drohenden Anstalten ihre Reserven vorrücken. Das 11. Corps hatte unterdessen den Colmberg bei Liebertwolkwitz genommen und die erste Colonne (Klenau) zurückgedrückt. Auch die zweite Colonne mußte weichen, ebenso Pahlen's Cavalerie. Der Kampf entbrannte nun um das Niederholz und den Universitätswald. Gegen den linken Flügel hin gewannen die Verbündeten jedoch durch eine glänzende Attake der österr. Kürassiere Terrain, und ein Theil von Markkleeberg wurde festgehalten. Jetzt setzte sich die große Cavaleriemasse unter Murat in Bewegung. Ihr Anrann traf auf die gelichteten Bataillone des Prinzen von Würtemberg; die große Batterie wurde genommen, die russ. Gardecavalerie geworfen und der Schwarm der Verfolgung kam dem Hügel nahe, wo die verbündeten Monarchen hielten. Indessen warf sich ihnen Orlow Denisow mit den Gardekosacken entgegen; zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen; mehrere Cavalerieregimenter eilten herbei. Die franz. Reitermasse wurde geworfen und im vollen Lauf bis an ihre Batterien zurückgetrieben. So war der große Angriff gescheitert, und die Reserven der Verbündeten, 20—30000 Mann frische Truppen mit 80 Geschützen, betraten jetzt das Schlachtfeld. Die Angriffe auf Güldengossa und Seifertshain schlugen ebenfalls fehl. Napoleon hatte seine letzten Kräfte vergebens aufgeboten; er konnte nicht mehr auf Sieg, für den er in L. bereits die Glocken hatte läuten lassen, rechnen. Das Tirailleur- und Artilleriefeuer wurde bis zur Dunkelheit fortgesetzt; der Colmberg, Wachau, Liebertwolkwitz und der dortige Anhöhenzug blieben in den Händen der Franzosen. Bei Connewitz hatte Meerveldt fruchtlos den Uebergang zu forciren gesucht und war dabei gefangen worden. — Unabhängig von diesen Gefechten wurde nördlich von L. die Schlacht von Möckern geschlagen. Marmont mit dem 6. Corps, auf die (jedoch ausbleibende) Mitwirkung des 3. rechnend, hatte sich bei dem Anmarsch der schles. Armee in eine Defensivstellung, den linken Flügel an Möckern und die Elster, den rechten an den Rietzschkebach bei Eutritzsch gelehnt, gezogen. Die Schlacht begann um Mittag. Möckern war der wichtigste Punkt, weil er die nächste Straße nach L. deckte. Daher wurde das Dorf zunächst angegriffen und mehrmals genommen und verloren, worauf ein mörderischer Kampf zuletzt um jedes Haus entbrannte. Das York'sche Corps und die Russen rückten indessen im freien Felde gegen die Hauptstellung vor und gewannen besonders durch kühn ausgeführte Bajonnetattaken immer mehr Terrain. Möckern wurde endlich völlig erobert. Auf dem andern Flügel aber schwankte die Schlacht, bis sie durch einige gelungene Attaken der preuß. Cavalerie im Centrum entschieden wurde. Die Franzosen zogen sich, zum Theil in voller Flucht, auf L. zurück; Gohlis und Eutritzsch aber blieben besetzt. Das 6. Corps stellte sich bei Schönefeld wieder auf.

Der 17. October verging im allgemeinen ruhig. Napoleon hatte den gefangenen General Meerveldt an den Kaiser von Oesterreich abgeschickt und hoffte auf Unterhandlungen, deren Ausbleiben ihn endlich von der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugte. Er ließ in der Dunkelheit die Truppen südlich von L. sich näher an die Stadt ziehen. Die Verbündeten beabsichtigten, die Ankunft der noch entfernten Theile des böhm. Heeres, der russ. Reservearmee und der Nordarmee abzuwarten, um dann die Schlacht zu erneuern. Nur bei der schles. Armee fiel noch ein Gefecht vor, in welchem Gohlis und Eutritzsch genommen wurden. Zu dieser Zeit traf das 7. franz. Corps (die Sachsen und eine franz. Division) bei L. ein und stellte sich zwischen Schönefeld und Abtnaundorf auf, Fronte gegen die Parthe. Auch die Nordarmee langte nun endlich an und lagerte bei Breitenfeld. — In L. waren weder Anstalten zu kräftiger Vertheidigung der Stadt noch zur Erleichterung des Rückzugs durch Ueberbrückung der Gewässer getroffen. Die franz. Armee hatte aber in der Nacht und am frühen Morgen des 18. Oct. ihre neue Stellung genommen, sodaß der rechte Flügel unter Murat sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße lehnte, das Centrum bei Probstheida einen ausspringenden Winkel bildete, der linke Flügel unter Ney Fronte nach Norden zwischen Paunsdorf und Gohlis stand, im Rosenthale an die Pleiße gestützt.

Der 18. October. Schwarzenberg's Heer war zum erneuten Angriffe in drei Colonnen getheilt. Die rechte Flügelcolonne unter Bennigsen brach früh auf, fand den Colmberg verlassen und vertrieb die Franzosen aus den nur noch schwachbesetzten vorliegenden Dörfern. Holzhausen wurde nach tapferer Gegenwehr erst gegen 2 Uhr nachmittags erstürmt. Das 11. franz. Corps im Centrum, der Ueberflügelung ausgesetzt, zog sich nach Stötteritz; das 5. näherte sich Probstheida, um das 2. bei dessen Vertheidigung zu unterstützen. Die zweite Colonne der Ver-

bündeten unter Barclay de Tolly, welcher die Monarchen folgten, fand Wachau verlassen, drängte die franz. Vortruppen gegen Probstheida zurück und wartete dann, unter gegenseitigem Geschützfeuer, die dritte Colonne ab. Diese, nur Oesterreicher, unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte sich anfangs mehr defensiv verhalten, schloß sich aber nun dem allgemeinen Vorrücken an, wodurch der Kreis um L. immer enger wurde. Sie hatte heftige Kämpfe bei Dösen und Dölitz zu bestehen, wozu das 3. Corps (Gyulay) herbeigezogen wurde, das bisher bei Lindenau gefochten. Hier drangen die Franzosen mit Verstärkung vor, um die Rückzugslinie zu öffnen, und diese wurde ihnen nicht länger streitig gemacht, jedenfalls ein großer militärischer Fehler, der aber wahrscheinlich durch polit. Rücksichten veranlaßt worden ist. Nördlich von L. war das russ. Corps unter Langeron gegen die Parthe gerückt; Ney hatte seine Truppen in eine neue Stellung zurückgezogen und Schönefeld als Stützpunkt seines linken Flügels stark besetzt. Hier fand nun der Uebergang der Sachsen zu den Verbündeten statt, erst der leichten Reiterbrigade, fast gleichzeitig auch der würtemb. Cavalerie. Die Nordarmee hatte nun auch die Parthe überschritten, während Langeron Schönefeld angriff. Von der schles. Armee erhielt das russ. Corps von Sacken Befehl, Pfaffendorf zu nehmen und gegen das Hallesche Thor von L. vorzurücken; das preuß. Corps von York folgte zur Unterstützung. Die Franzosen leisteten auch hier den tapfersten Widerstand. Gegen 2 Uhr nachmittags erschien endlich die Nordarmee von Taucha her und stieß gegen 3 Uhr mit der Division Bubna vor Paunsdorf zusammen, das nun erstürmt wurde. Dies war auch der Moment, wo die sächs. Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten übertrat. Die entstandene Lücke wurde aber schnell durch andere Truppen ausgefüllt. Probstheida, dessen Wichtigkeit für den Feind man erkannte, wurde von den Preußen nun auch angegriffen; es entstand ein verzweifelter Kampf; Prinz August von Preußen setzte sich selbst an die Spitze der Sturmcolonnen, die Russen griffen in das Gefecht ein. Napoleon zog seine Garden hierher und ordnete persönlich alles an. Die Vertheidigung wurde mit glänzender Tapferkeit fortgesetzt; doch begann die Artilleriemunition zu fehlen. Dölitz und Lößnig waren unterdessen trotz Poniatowski's heldenmüthigem Widerstande genommen. Die Angriffe auf Probstheida mußten aber endlich aufgegeben werden, und nur das Geschützfeuer wurde bis zur einbrechenden Dunkelheit fortgesetzt. Von der schles. Armee hatte Sacken noch immer vergeblich gekämpft; York erhielt Befehl, nach Halle zur Verfolgung der Franzosen, welche bereits auf dem Rückzuge waren, abzumarschiren. Um Schönefeld war unausgesetzt von Langeron gestritten worden; jetzt erhielt er Befehl, das Dorf um jeden Preis zu nehmen, was mit dem Verluste von 4000 Mann geschah. Das Vorrücken der Nordarmee vollendete nun die kreisförmige Einschließung der Franzosen. Nur die Straße nach Weißenfels, schwach besetzt, blieb ihnen zum Rückzuge frei, welchen Napoleon bereits 11 Uhr mittags befohlen hatte. Nach Einbruch der Dunkelheit marschirte alles ab, mit Ausnahme der Truppen, welche die Vertheidigung der Vorstädte übernehmen sollten. Napoleon übernachtete in L.

Der 19. October. Die Verbündeten hatten zeitig Meldung vom Aufbruche der Franzosen erhalten und trafen ihre Vorbereitungen zum Angriffe der Stadt, in welcher die Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Zwischen 8 und 11 Uhr wurden die Vorstädte erstürmt, während Napoleon vom Könige von Sachsen noch im letzten Momente mit trügerischen Vorspiegelungen Abschied nahm und sich dann mühsam durch das Gewühl seiner Soldaten Bahn brechen mußte. Die Verbündeten drangen nun von allen Seiten in die innere Stadt, wo der Kampf noch eine Zeit lang fortgesetzt wurde. Die Vertheidigung war jedoch plan- und hoffnungslos, und als endlich auch die Arrièregarde abziehen wollte, wurde sie durch die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke abgeschnitten. Viele ertranken, unter ihnen Fürst Poniatowski (s. d.); die meisten erlagen den Waffen oder wurden mit Lauriston, Reynier u. s. w. gefangen. Macdonald entkam schwimmend. Gegen 1 Uhr hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in L.; der König von Sachsen suchte vergeblich Unterhandlungen anzuknüpfen und wurde später (23.) gefangen nach Berlin geführt.

Die Stärke der Truppenmassen, welche in dieser Riesenschlacht gegeneinander gekämpft haben, ist wenig unter 500000 Mann mit 2000 Geschützen anzunehmen: Napoleon's Heer etwa 180000 Mann, das der Verbündeten fast 300000 Mann. Den Verlust der Franzosen schätzt man auf 68000 Mann (worunter 30000 Gefangene), den der Verbündeten auf etwa 48000 Mann, nämlich 20000 Russen, 14000 Oesterreicher, 14000 Preußen und 300 Schweden. Grenzenlos war das Elend und die Verwüstung in der Gegend von L.; der Schaden an Eigenthum ist über 3 Mill. Thlr. angeschlagen worden. L. selbst war mit Vernichtung bedroht, wenn die Verbündeten ihren Plan, Napoleon's Rückzug unmöglich zu machen, ausgeführt hätten. Die Verfolgung der geschlagenen Armee ermangelte der Energie; Rücksichten mancher Art mögen

auch hier obgewaltet haben. An Napoleon's Niederlage bei L. knüpften sich Folgen von welthistor. Bedeutung und insbesondere für Sachsen (s. d.). Die wichtigste war die Befreiung Deutschlands. Mehrere Denksteine bezeichnen die merkwürdigsten Punkte der Schlacht. So die gußeiserne Spitzsäule (seit 1847) auf dem Monarchenhügel, der Sandsteinwürfel auf dem Wachberge (1854), wo der Standpunkt der Monarchen am 16., das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg unweit Meusdorf, der Napoleonstein unweit des Thonbergs u. s. w. Mehrere dieser Monumente hat ein Verein zur Feier des 19. Oct., der sich 1843 in L. gebildet hat, setzen lassen. Auch sind durch Theodor Apel (s. d.) 41 Marksteine auf den bedeutendsten Punkten des Schlachtfeldes errichtet worden. Vgl. Odeleben, «Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813» (Dresd. 1816); Junj, «Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei L.» (Lpz. 1845); Aster, «Die Gefechte und Schlachten bei L. im Oct. 1813» (2 Bde., Dresd. 1852—53); Berneck, «Die Schlachten bei L.» (Lpz. 1855); Sommer, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Wuttke, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Apel, «Führer auf die Schlachtfelder L.s» (Lpz. 1863).

Leisewitz (Joh. Ant.), deutscher Trauerspieldichter, geb. zu Hannover 9. Mai 1752, studirte seit 1770 in Göttingen die Rechte und kam hier mit den meisten Mitgliedern des göttinger Dichterbundes in freundschaftlichen und literarischen Verkehr. Er wurde 1777 Landschaftssecretär in Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1801 Geh. Justizrath, 1805 Präsident des Ober-Sanitätscollegiums und starb zu Braunschweig 10. Sept. 1806. Als Staatsdiener erwarb er sich durch seine mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. Als Schriftsteller hat er sich durch ein einziges, aber höchst schätzbares, in Lessing's Art geschriebenes Trauerspiel, «Julius von Tarent» (Lpz. 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Dasselbe Mistrauen in die eigene Kraft, vermöge dessen er alle Aufforderungen, auf der rühmlichst betretenen Bahn fortzuschreiten, unbeachtet ließ, scheint ihn auch bestimmt zu haben, die Handschrift einer fast vollendeten Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu vernichten. Eine Gesammtausgabe der Schriften L.' hat Schweiger (Braunschw. 1838) besorgt.

Leiste (Inguinalgegend) wird in der Anatomie die unterste, dicht über dem Schenkel liegende Bauchpartie genannt, an welcher sich als Grenze zwischen Unterleib und Bein eine schräg von der Hüfte zu den Geschlechtstheilen herablaufende Vertiefung (die Schenkelbuge) befindet. Diese Gegend ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil sich an derselben zwei aus der Bauchhöhle herausführende, nur locker geschlossene Kanäle befinden, durch welche sehr oft Därme oder Netz, unter dem Namen von Brüchen (Hernien), aus dem Bauche hervortreten. Der eine dieser Kanäle, Leistenkanal genannt, läuft schräg oberhalb der Schenkelbuge von außen und oben nach innen und unten gegen die Geschlechtstheile. Durch diesen Kanal tritt beim Manne der Samenstrang aus dem Hodensacke hinein in die Bauchhöhle, bei der Frau dagegen das runde Mutterband von der Seite der Gebärmutter heraus zu den äußern Geschlechtstheilen. Brüche (aus Darm oder Netz bestehend), welche durch den Leistenkanal und seine äußere Oeffnung hervortreten, führen den Namen der (äußern oder innern) Leistenbrüche, kommen weit häufiger beim Manne als bei der Frau vor und ziehen sich bei ersterm sehr oft bis in den Hodensack herab. Der andere Kanal führt in der Mitte der Schenkelbuge gerade von oben, aus der Bauchhöhle, zum Oberschenkel herab, heißt Schenkelkanal und dient den großen Schenkelgefäßen zum Durchtritt. Die diesen Kanal passirenden Brüche nennt man Schenkelbrüche; sie finden sich am häufigsten bei Frauen. Dieser Leisten- und Schenkelbrüche wegen, welche bisweilen kleine Geschwülste darstellen, sodaß sie leicht übersehen werden können, verdient jeder Schmerz in der L., zumal wenn er mit Stuhlverstopfung, Uebelkeit oder Erbrechen verbunden ist, alle Aufmerksamkeit, weil sonst leicht Einklemmung und Brand des Bruchs zu Stande kommen könnte. Außer den Brüchen kommen auch noch meist entzündliche Anschwellungen der in der Leistengegend liegenden Lymphdrüsen (Leistendrüsen) vor, und diese werden allgemein Bubonen (s. d.) genannt. Sie werden entweder von Krankheiten der Geschlechtstheile oder des Beins veranlaßt; auch rühren sie manchmal von Einlagerung einer krebsigen oder tuberkulösen Masse her. Bisweilen hat eine Leistengeschwulst ihren Grund auch darin, daß der Hode, welcher beim kleinen Kinde (Embryo) in der Bauchhöhle liegt und allmählich durch den Leistenkanal in den Hodensack herabsteigt, bis zur Geburt in diesem Kanale oder selbst im Bauche liegen geblieben ist, sodaß er erst später in den Hodensack herabsteigt. Ferner wird die Leistengegend manchmal der Sitz von Geschwülsten, welche Eiter enthalten, der von Entzündungen benachbarter Organe (des Hüftgelenks, Psoasmuskels) stammt. Ebenso vermag eine Ausdehnung (Aneurysma) der großen Schenkelpulsader

eine pulsirende Geschwulst in der Leistengegend zu veranlassen. In dieser Gegend finden sich auch die Kothfisteln am häufigsten, d. h. Oeffnungen, durch welche Koth aus dem Darme hervortritt, und die infolge eines eingeklemmten und brandig gewordenen Darmbruchs entstanden sind.

Leistenwein, s. Frankenweine.

Leiter bezeichnet in der Elektricitätslehre diejenigen Körper, welche die Eigenschaft besitzen, die Elektricität weiter zu führen und durch sich hindurch gehen zu lassen, zum Unterschiede von den sog. Isolatoren oder Nichtleitern, welche dem elektrischen Fluidum den Durchgang nicht gestatten, obwol die elektrische Wirkung sie (ähnlich wie Licht die durchsichtigen Körper) durchdringt (durchstrahlt). Streng genommen sind eigentlich alle Körper L., weil sie alle, wenn auch die sog. Isolatoren erst in längerer Zeit, die Elektricität durch sich hindurch lassen. Zu den gewöhnlich so genannten L., welche die Elektricität schnell weiter führen, gehören die Metalle, das Wasser, die wässerigen Salzlösungen und die geschmolzenen Salze. Am besten leiten die Metalle und unter diesen besonders das Silber; sehr schlecht leitet reines Wasser, denn selbst das am wenigsten leitende Metall leitet noch mehr als millionenmal besser als reines Wasser. Den Unterschied zwischen L. und Nichtleitern oder Isolatoren der Elektricität entdeckte zuerst Grey 1729. (S. Elektricität.) — Auch in Bezug auf die Wärme und den Schall redet man von der Leitung oder Fortleitung derselben durch Körper. So leiten die Metalle die Wärme besser als das Holz oder Glas; Wasser leitet den Schall schneller und besser als die Luft.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen oder diatonischen Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Septime in der aufsteigenden Molltonleiter zu rechnen ist.

Leith (spr. Lihß), Municipalstadt und Parlamentsborough in der schott. Grafschaft Mid-Lothian, der Hafenplatz von Edinburgh (s. d.), mit diesem durch eine 2 engl. M. lange Eisenbahn und ununterbrochene Häuserreihe verbunden, liegt an der Mündung des L.-Water in den Forthbusen und wird durch den Fluß, über welchen eine Stein- und zwei Zugbrücken führen, in zwei Theile zerlegt. Der ältere Stadttheil ist schlecht gebaut und hat enge, schmuzige Straßen, der neuere steht Edinburghs besten Theilen nicht nach. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth die schöne Stadthalle, die Börse, die Bank, das Zollhaus, die Bäder, die goth. St.-Johannis-Freikirche, außer welcher noch 15 andere Kirchen und Kapellen vorhanden, das Trinity-House (eine Versorgungsanstalt für Seeleute), das Krankenhaus. L. besitzt eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und eine öffentliche Bibliothek. Die «Links» sind seit 1858 in einen Park umgeschaffen. Den Hafen bilden zwei Molen von 3530 und 3123 engl. F.; drei nasse Docks sind jeder 750, drei Werfte zum Kalfatern jedes 136 F. lang. L. zählt 33628 E., hat bedeutenden Schiffbau, große Seilerbahnen und Segeltuchfabriken, Ankerschmieden und Maschinenbauanstalten, Farben- und Chemikalienfabriken, berühmte Glashütten und Seifenfabriken, Zuckersiedereien, Brennereien und Brauereien. Der Handel ist sehr bedeutend nach Australien, Ost- und Westindien, China, dem Mittelmeer, Canada und den Vereinigten Staaten, hauptsächlich aber nach den Niederlanden und Nordeuropa, wohin Roh- und Stangeneisen, Kohlen und Heringe ausgeführt werden. Stapelproduct ist Getreide, welches aus Rußland, Preußen, Mecklenburg, Holstein und Dänemark kommt. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet statt mit Stettin, Hamburg, Rotterdam und Dünkirchen. Auch fahren Dampfer nach den bedeutendsten Hafenorten des Inlandes. Eine merkwürdige Dampfbootfähre (floating railway) führt nach dem gegenüberliegenden Ufer des Forthbusens (Burnt-Island) zum Anschluß an die Edinburgh-Nordbahn nach St.-Andrews und Dundee. 1860 gehörten zum Hafen 182 Seeschiffe von 31039 Tons Tragfähigkeit und zum Bezirk von L. 502 Fischerboote mit einer Bemannung von 1176 Personen. Dicht neben der Stadt im W. liegt das Fischerdorf Newhaven mit 2310 E., 3 engl. M. weiter im O. das als Seebad vielbesuchte Dorf Portobello mit 4366 E., Glashütten und andern Fabrikanlagen, etwas östlicher die Joppa-Salzwerke.

Leitha, ein rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Nieder-Oesterreich, 1¼ M. südlich von Wienerisch-Neustadt, aus der Vereinigung der vom Wiener Walde kommenden Schwarzau und der auf dem Wechselberge auf der steiermärkischen Grenze entspringenden Pitten, fließt dann theils nahe an, theils auf der ungar. Grenze in nordöstl. Richtung über Bruck, zuletzt südostwärts nach Ungarn und ergießt sich nach einem 17 M. langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den wieselburger Donauarm. Das rechte Ufer der L. wird von den Abfällen des größtentheils auf der ungar. Grenze hinziehenden Leithagebirgs begleitet, einem schmalen Ausläufer der steirischen Voralpen, der in seiner Nordostrichtung die Wasserscheide gegen den Neusiedlersee bildet, zuletzt, von der L. durchbrochen, bei Hainburg an die Donau tritt und hier mit den Kleinen Kar-

paten die Donaupforte zwischen Fischament und Presburg darstellt. Das Gebirge ist nur 1500 bis 2200 F. hoch, trägt aber schöngeformte Bergkuppen, welche zumal aus der Ebene einen malerischen Anblick gewähren. Auf dem linken Ufer der L. breitet sich die österr. Ebene aus und zwar südwestlich von Neustadt, längs der Schwarzau, das Steinfeld. Als Grenzfluß war die L. (altdeutsch Litaha oder Litha) häufig Kriegsschauplatz. Am 13. Oct. 1146 siegten hier die Ungarn unter Geisa, nachdem sie das Leerfeld (Deserta Boiorum), d. i. die Gegend zwischen der L., dem Neusiedlersee und Wieselburg, überschritten, über die Oesterreicher unter Herzog Heinrich Jasomirgott. Am 15. Juni 1246 wurden dagegen die Ungarn unter Frangipani, Neustadt gegenüber, von Friedrich dem Streitbaren, welcher fiel, und 21. Mai 1271 von Ottokar II. von Böhmen besiegt. Neuerdings pflegt die österr. politische Presse die beiden Haupttheile der Monarchie, die deutschen Erbländer und Ungarn, als cisleithanisch und transleithanisch einander gegenüberzustellen.

Leitmeritz, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises und Bezirks im Königreich Böhmen, liegt reizend auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Elbe, über welche hier eine 1740 F. lange Brücke führt, und die hier ihren Durchbruch des böhm. Mittelgebirgs beginnt. L. ist Sitz des Kreisvorstehers, des Kreisgerichts, eines polit. Bezirksamts und eines Bezirksgerichts, einer Finanz-Bezirksdirection wie auch eines Bischofs und Domstifts. Es hat (1857, ohne Militär) 7488 E., eine prächtige, 1054 gegründete Kathedrale, elf andere Kirchen, eine mit Mauern umgebene bischöfl. Residenz, ein Rathhaus mit einem denkwürdigen Archive, ein theol. Seminar, ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Hauptschule und Lehrer-Bildungsanstalt, ein Dominicaner- und ein Kapuzinerkloster, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern u. s. w. Die Bewohner betreiben Obst-, Getreide- und Weinbau, Strohhut-Manufactur, Cichorienkaffee-Fabrikation, Schiffahrt, Fisch-, besonders Lachsfang in der Elbe und Productenhandel, besonders mit Obst. Die Stadt ist zum Theil noch befestigt. — Der Kreis L. (57,4 Q.-M. und 411391 E.) wird wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit der Garten oder das Paradies Böhmens genannt.

Leitrim, die nordöstlichste Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, zwischen Sligo und Roscommon im W., den Provinzen Leinster und Ulster im S. und O., der Donegalbai im N. gelegen, zählte auf 28,8 Q.-M. 1841 eine Bevölkerung von 155297, 1851 nur von 111897 und 1861 nur noch von 104615 E. (davon 89 Proc. katholisch). Das Land ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, aber nur noch wenig Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, indeß ohne Sorgfalt bebauten Boden und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier aus dem See Elean entsteht und den See Allen durchströmt, sowie durch den Bonnet und die Seen Melvin und Macnean. Kartoffeln, Hafer und Flachs bilden die Haupternten. Schafe werden weit weniger gezogen als Rindvieh, und der Gewinn an Butter ist beträchtlich. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaaren. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament und hat zum Hauptort Carrick on Shannon, einen unbedeutenden Flecken mit 1503 E., am Shannon, mit einer Brücke von elf Bogen, einer Burgruine und großen Leinwandbleichen. Nahe oberhalb liegt das alte, zerfallene Dorf L. mit 400 E. und einer benachbarten Steinkohlengrube.

Lekain (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler, geb. 14. April 1728 zu Paris, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, welcher Goldschmied war, genoß aber dabei den Unterricht im Collége Mazarin, wo er bei den Schauspielen, welche die Schüler zu Ende des Schuljahrs aufführten, das Geschäft des Soufflirens übernahm. Als nach dem Frieden von 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, verband sich L. mit einigen jungen Leuten zu einem Privattheater, das bald Aufsehen erregte. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der, entzückt über L.'s Spiel, sich seiner annahm. Zwar rieth er L. anfangs ab, Schauspieler zu werden; da aber dieser hierzu fest entschlossen war, so nahm er ihn in sein Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen und unterzog sich mit Eifer der weitern Ausbildung desselben. Nach sechs Monaten erlangte er für ihn die Erlaubniß, auf dem Théâtre-Français aufzutreten. Ungeachtet des großen Beifalls, den sich L. hierbei erwarb, wurde er doch erst nach anderthalb Jahren Mitglied dieser Bühne. L.'s Zeitgenossen, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen und nicht, wie Marmontel, feindselig gegen ihn gesinnt waren, rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein richtiges Urtheil und vor allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Bis ans Ende seiner Laufbahn überstimmte die Bewunderung den Neid. Das Geberdenspiel, worin er Meister war, erhöhte die Täuschung. Er war die Seele der Bühne, sobald er auftrat, und seine gemessene Declamation

gab den Mitspielenden den Ton an. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoß hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger beitrug als seine Kunstgaben. Den höchsten Beifall erntete er in seiner letzten Darstellung als Vendôme in Voltaire's «Adelaide». Er starb 8. Febr. 1778. Vgl. Talma, «Réflexions sur L. et sur l'art théâtral» (Par. 1825), der auch L.'s «Mémoires» herausgab.

Lektüre (vom lat. legere) heißt sowol das Lesen als Handlung und die Uebung in demselben als auch der in den Schriften dargebotene Stoff, den jemand liest, gelesen hat oder lesen soll. In ersterer Bedeutung beruht das Lesen auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung folgen, und der allgemeine Zweck desselben ist, sich durch schriftliche Mittheilung anderer geistig zu beschäftigen. Wir thun dies, um entweder die Summe unserer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, zur Anregung des eigenen Nachdenkens und Empfindens durch die Geisteserzeugnisse anderer oder blos um diese kennen zu lernen und zu beurtheilen, oder endlich, wie es meist der Fall ist, der Unterhaltung und des Zeitvertreibs wegen. Alle L. aber, wenn sie nicht einseitig auf den Geist wirken und mithin demselben mehr schaden und ihn schwächen als nützen und stärken soll, muß zuvörderst der jedesmaligen Fähigkeit des Lesers selbst entsprechen und also eine den Kräften angemessene sein. Dieselbe sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu fördern, folglich nicht über allzu verschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. auf das Beste einer jeden Gattung möglichst gerichtet; methodisch, d. i. mit Erreichung würdiger Zwecke des Lesers zusammenhängend und womöglich stufenweise fortschreitend; endlich nicht zu überhäuft und angestrengt, weil im entgegengesetzten Falle häufig geistige Verwirrung und Ueberspanntheit eintritt. Die Wahl der L. im materiellen Sinne hängt meist von der Beschaffenheit des Gegebenen, also von der Literatur ab, daher Verirrungen in der L. gewöhnlich auch auf Verirrungen der Literatur hindeuten; doch richtet sie sich im einzelnen oft nach Zufall, nach dem Urtheile und Geschmack anderer, nach eigener Neigung oder eigenem Takte. Für die wissenschaftliche ebenso wie für die unterhaltende L. ist in Deutschland und Frankreich, ganz besonders aber in England durch großartige, wohlgeordnete Leseinstitute, Museen, Leihbibliotheken u. s. w. trefflich gesorgt worden, und theils der täglich sich erweiternde Umfang der Literatur, theils die so nothwendige Kenntnißnahme der Erscheinungen des öffentlichen Lebens scheint dergleichen Einrichtungen immer mehr und mehr zu verlangen. Durch eine reichhaltige und werthvolle Volksliteratur ward neuerdings selbst die Anlegung von Volksbibliotheken und somit eine geordnete und bildende L. auch in diesen Kreisen möglich gemacht. Besonders macht die L., namentlich die der alten wie jetzt auch der vaterländischen Classiker, einen wichtigen Theil in dem höhern Unterrichtswesen aus.

Lelewel (Joachim), einer der namhaftesten poln. Patrioten und Gelehrten, geb. 21. März 1786 zu Warschau, besuchte das Collegium Nobilium der Piaristen daselbst, dann die Universität zu Wilna und wurde nach Beendigung seiner Studien 1809 Lehrer der Geschichte am Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien. Nachdem ihn der russ. Feldzug in seiner literarischen Thätigkeit unterbrochen, erhielt er 1814 eine Anstellung bei der Universität zu Wilna, worauf er 1816 Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität zu Warschau und Custos der Nationalbibliothek wurde. Sehr bald an dieselbe Professur nach Wilna zurückberufen, erwarb er sich allgemeine Achtung, wurde aber, geheimer Verbindungen verdächtig, 1824 seiner Stelle entsetzt. Darauf zum Deputirten an dem warschauer Landtage gewählt, zeigte er sich durch Wort und Schrift als einer der Hauptbeförderer der poln. Revolution von 1830. An ihn schloß sich der Kreis von Jünglingen an, durch welche die Revolution zum Ausbruch kam. L. war einer der Abgeordneten an den Großfürsten Konstantin, eins der ersten Mitglieder der Vollziehungsbehörde und Stellvertreter des Cultusministers in der Provisorischen Regierung. Unzufrieden mit dem Dictator Chlopicki, indem er, diesem entgegen, an die Stelle des Nationalconvents eine volksthümliche Regierung gestellt wissen wollte, suchte er im Vereine mit andern den Dictator zu stürzen und wurde, als Chlopicki die Dictatur niedergelegt, zum Mitglied der Nationalregierung erwählt. Zugleich blieb er Präsident des patriotisch-demokratischen Clubs, wodurch er sich aber in den Verdacht eines zweideutigen Charakters setzte. Als die Polen unterlagen, wanderte L. unter fremdem Namen durch Deutschland und Belgien nach Frankreich, wo er erst zu Paris, dann auf Lafayette's Landsitz Lagrange lebte, aber im März 1833 ausgewiesen wurde. Er ging nun nach Brüssel, wo er seitdem den Wissenschaften lebte und 29. Mai 1861 starb. Die Zahl von L.'s Schriften, die meist von tiefen Forschungen zeugen, ist außerordentlich groß. Dieselben betreffen meist die Geschichte der Erdkunde im Alterthum und Mittelalter, die Münzkunde und vor allem die Geschichte Polens. Seine Untersuchungen über die Geographie der

Alten hat er nur theilweise in Monographien, wie z. B. «Pythéas de Marseille et la géographie de son temps» (Par. 1836; deutsch von W. Hoffmann, Lpz. 1838) u. s. w., veröffentlicht. Von bleibendem Werth sind seine gründlichen und fleißigen Arbeiten über die Geographie des Mittelalters, wie vor allem seine «Géographie des Arabes» (2 Bde., Par. 1851) und die «Géographie du moyen âge» (4 Bde., Bresl. 1852—57, mit Atlas). Von L.'s numismatischen Schriften ist besonders die «Numismatique du moyen âge» (Par. 1835) geschätzt. Seine Arbeiten über die Geschichte Polens stellen ihn in die Reihe der ausgezeichnetsten poln. Geschichtschreiber. Seine vielfach aufgelegte «Dzieje polski» (Warsch. 1829 u. öfter), eine Geschichte Polens, welche mächtig gewirkt hat, setzte er fort in der «Polska odradzająca się» (Brüss. 1843), enthaltend die Geschichte der poln. Revolution von 1830 und 1831, von welchem Werke eine franz. Bearbeitung, vervollständigt durch einen neuen Theil: «Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple» (2 Bde., Par. 1844), erschien. Letzteres ist das Gediegenste, was über Polen geschrieben worden. Hieran schließt sich eine «Geschichte Litauens und Kleinrußlands bis zur Union mit Polen» (Par. 1839); sodann «Die ursprüngliche Gesetzgebung Polens» (Warsch. 1828); Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14. und 15. Jahrh.» (Warsch. 1824); «Aeltere poln. Bibliographie» (2 Bde., Warsch. 1823—26); «Geschichte Polens unter Stanislaus August» (deutsch von Drake, Braunschw. 1831); «La Pologne au moyen âge» (3 Bde., Pos. 1846—51). Hieran reihen sich noch «Rozbiory dziet» (Pos. 1844) und «Wyklad dziejow powszechnych» (4 Bde., Brüss. 1850). L. war ein Charakter von antiker Festigkeit, von republikanischer Gesinnung und Reinheit, ein von seiner Nation hochverehrter Patriot und ein durch Kenntnisse, Fleiß und Tiefe der Anschauung ausgezeichneter Gelehrter.

Lely (Peter), nach dem Beinamen seines Vaters, eines westfäl. Kriegsmanns, also genannt, eigentlich aber van der Faes heißend, wurde 1618 zu Soest geboren und, da sich seine Talente für die Malerei früh offenbarten, von seinem Vater nach Harlem zu Grebber in die Lehre geschickt. Er übertraf in der Darstellung von Landschaften und Historien schon nach wenigen Jahren seinen Lehrmeister. Der Porträtmalerei aber, seinem eigentlichen Fache, wurde er erst in England entgegengeführt, wohin er mit dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien ging, und zwar 1641, dem Todesjahre von van Dyck, dessen Meisterwerke ihn mächtig anzogen. Dennoch war er in seinen Bildnissen, deren er eine sehr große Menge gemalt hat, wesentlich verschieden von seinem berühmten Vorbilde. Ihm fehlte die Naturwahrheit, durch welche der Meister eine solche Gewalt zu üben wußte. Ein phantastisches Streben nach Originalität gab seinen Damenporträts, die er besonders häufig malte, etwas Allgemeines, wenngleich nicht Unschmeichelhaftes. Doch konnte er sich in verschiedenen Männerbildnissen allerdings zu einer charaktervollen Darstellung erheben, wovon das Porträt Karl's I., dessen Hofmaler er wurde, und mehrere andere Zeugniß ablegen. Nach dem Tode dieses Fürsten trat L. in Cromwell's Dienste, der aber in seinen Porträts von dem Maler ausdrücklich naturgetreue Wirklichkeit verlangte. Karl II. erhob ihn zum Ritter und Kammerherrn, und er konnte nun bei einem glänzenden Gehalte ein dem van Dyck'schen ähnliches, von Lebensgenüssen aller Art begleitetes Künstlerleben führen, welches er aber mit einer gewissen Strenge und Bedächtigkeit, nicht mit jenem Anfluge genialen Leichtsinns that. L. starb 1680. Sein bedeutendes Kunstcabinet, welches er gesammelt hatte und dessen mit P L gestempelte Zeichnungen sich noch in den Händen mancher Sammler befinden, wurde nach seinem Tode mit 26000 Pfd. St. verkauft.

Lemanischer See, Lemansee, s. Genfersee.

Lemberg (poln. Lwów, lat. Leopolis), die Hauptstadt des österr. Königreichs Galizien, liegt am Bache Peltew in einem engen, von Hügeln umschlossenen Thalkessel und zählt mit den vier Vorstädten etwa 80000 E. (70384 im J. 1857), darunter über 25000 Juden. Die Stadt, besonders die Vorstädte, sind größtentheils neu und gut gebaut. Man zählt 31 kath. und griech.-kath. Kirchen, 12 Klöster (darunter 6 für Nonnen), 6 Kapellen, 1 griech.-nichtunirte Kapelle, 1 evang. Bethaus und 1 israelit. Tempel nebst 6 israelit. Bethäusern. Unter den Bauwerken sind bemerkenswerth: die röm.-kath. Domkirche, im goth. Stil, doch durch spätere Zubauten entstellt; die griech.-kath. Stadtpfarrkirche mit altem Thurme und der sehr schönen, im byzant. Stil angebauten kleinen Kapelle; die Dominicanerkirche, nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom aufgeführt, mit dem Marmordenkmal der Gräfin Dunin Borkowska von Thorwaldsen; die griech.-kath. St.-Georg's-Kathedrale, auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe im byzant. Stil aufgeführt. Zu den ältesten kirchlichen Bauwerken L.s gehören die griech.-kath. St.-Nikolaikirche (1292 erbaut) und die röm.-kath. Maria-Schneekirche, von den ersten

in der Stadt angesiedelten Deutschen 1340 aufgeführt. Von andern Gebäuden aus älterer und neuerer Zeit sind noch zu nennen: das schöne Rathhaus mit 42 Klafter hohem Thurme; das gräfl. Skarbek'sche Theater, in welchem abwechselnd deutsche und poln. Darstellungen stattfinden; das Palais des röm.-kath. Erzbischofs, das 1863 vollendete Invalidenhotel, das allgemeine Krankenhaus, die beiden Bahnhöfe. L. ist Sitz der Landesstatthalterei, des galiz. Landtags, des Oberlandesgerichts, des Generalcommando und anderer Behörden sowie dreier (eines römisch-katholischen, eines griechisch-unirten und armenisch-unirten) Erzbischöfe mit deren Consistorien und Domkapiteln, eines evang. Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die 1784 gestiftete und 1817 erneuerte Universität, an der 35 Professoren lehren, und die von etwa 800 Studirenden besucht wird. Zu ihr gehören eine Bibliothek (44391 Bände, 368 Handschriften, 10292 Stück Münzen und Medaillen), andere wissenschaftliche Sammlungen und ein guteingerichteter Botanischer Garten mit Gärtnerschule. Außerdem bestehen zu L. ein röm.-kath. und ein griech.-kath. Seminar, eine mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen versehene technische Akademie, zwei k. k. Obergymnasien, ein städtisches poln. Gymnasium (seit 1866), eine Oberrealschule, eine Handelsschule und andere Unterrichtsanstalten, denen sich auch ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut anreihen. Das vom Grafen Ossolinski (s. d.) zu L. gegründete Nationalinstitut besitzt eine besonders für die poln. Literatur wichtige Bibliothek (100000 Bände, 1625 Handschriften, 10677 Münzen), eine Sammlung von 6000 Stück Lithographien und ein Museum alterthümlicher Gegenstände. Das neuerrichtete ruthenische Nationalmuseum war 1866 noch nicht eröffnet. Dagegen sind neuerdings die gräfl. Dzieduszycki'sche Bibliothek und naturwissenschaftlichen Sammlungen dem Publikum zugänglich gemacht worden.

Im Mittelalter besaß L. infolge seiner Lage zwischen dem Schwarzen und Baltischen Meere einen überaus blühenden Handel, der jedoch seit dem Untergange Polens sammt der Industrie fast völlig verloren ging. Erst in neuerer Zeit, seit der Eröffnung der Eisenbahnen, hat sich der Commissions- und Speditionshandel (fast gänzlich in jüd. Händen) wieder etwas gehoben. Fabriken bestehen (1866) zu L. für Papier (1), Maschinen (3), Zündhölzer (3), Stearinkerzen (2), Naphtha (1), Arak- und Rosoglio (5), wozu noch 11 Brauhäuser, 2 Dampfmühlen und 2 Dampfbrotbäckereien kommen. Die Zahl der Handelsfirmen beträgt 285, darunter 12 Buch- und Steindruckereien, 4 Buch- und 9 Antiquarhandlungen. Für Förderung des Handels und der Industrie bestehen zu L. die Ständische Bodencreditanstalt, das armenische Pfandleihhaus, eine Sparkasse, Filiale der wiener Nationalbank, der Creditanstalt für Handel und Gewerbe und der Angloösterreichischen Bank. In L. treffen die Karl-Ludwigsbahn und die Czernowitzer Bahn zusammen. Unter den Vergnügungsorten ist der mit den spärlichen Ueberresten der einstigen Löwenburg gekrönte und mit schönen Parkanlagen versehene Sandberg (1242 wien. F. hoch) hervorzuheben. In neuerer Zeit hat L. auch eine Citadelle erhalten. L. wurde von Lew oder Leo Danielowicz, Fürsten von Halicz, 1259 gegründet und nahm seinen Aufschwung, nachdem Halicz, die frühere Hauptstadt des Landes, von den Tataren verwüstet worden war. 1348 wurde es von Kasimir d. Gr. erobert und war nun die Hauptstadt der poln. Provinz Rus. Es vertheidigte sich muthig gegen feindliche Ueberfälle der Tataren 1525, der Russen und Kosacken 1556, gegen Rakoczy 1657, gegen die Türken 1672 sowie auch gegen die Schweden unter Karl XII. 1704. Durch die erste Theilung Polens fiel die Stadt 1772 an Oesterreich. In den Unruhen von 1848 erlitt dieselbe ein Bombardement, das bedeutenden Schaden, besonders am Universitätsgebäude anrichtete.

Lemercier (Louis Jean Nepomucène), franz. Dichter und Dramatiker, geb. zu Paris 21. April 1771, trat, noch nicht 15 J. alt, mit seiner ersten Tragödie «Méléagre» auf, welche gefiel und gute Hoffnungen von ihm erregte. Größern Beifall fand indeß sein «Lévite d'Ephraïm», der 1795 zur Aufführung kam. Nachdem er seine Studien beendigt, entschied er sich ganz für die literarische Laufbahn. Unter seinen Tragödien steht «Agamemnon» (1796), worin er die Gesetze der classischen Dramaturgie beobachtete, am höchsten; in den folgenden: «Ophis» (1798), «Isule et Orovère» (1803), «Baudouin empereur» (1808), «La démence de Charles VI» (geschrieben 1806, gedruckt 1814), deren Aufführung die Censur verbot; «Frédégonde et Brunéhaut» (1816), «Charlemagne» (1818), «Clovis» (1820), «Louis IX en Égypte» (1821) und «Les martyrs de Souli» (1825), erlaubte er sich manche Neuerungen, weshalb sie keinen Beifall fanden. Die berühmteste seiner histor. Komödien ist «Pinto» (1800), die erst 1834 aufgeführt werden konnte und eine ungemeine Aufregung hervorbrachte; nächst ihr sind zu erwähnen: «Richelieu, ou la journée des dupes», die 1804—28 unter ministeriellem Siegel

lag, «L'ostracisme, ou la comédie grecque» (1808) und «Christ. Colomb» (1809). Unter seinen übrigen Lustspielen, die kein großes Glück machten, nennen wir nur «Le corrupteur» (1822), welchem die köstliche Tragikomödie «Dame Censure, ou la corruptrice» (besonders gedruckt 1826) vorangestellt ist. Auch schrieb er ein Drama «Richard III et Jeanne Shore» (1824) und die Melodramen «Les deux filles spectres» (1827) und «Les serfs polonais» (1830). Auch die Zahl seiner epischen und didaktischen Gedichte ist groß; unter ihnen zeichnen sich aus die philos. Satire «La Panhypocrisiade» in 20 Gesängen (Par. 1819—32), «L'Atlantiade, ou la théogonie Newtonienne» in 6 Gesängen (Par. 1812), «Les âges françaises» in 15 Gesängen (Par. 1803) und «Les chants héroïques des montagnards et matelots grecs, traduits en vers français» (2 Bde., Par. 1824—25). Außer polit. und andern Broschüren schrieb er noch «Alminty, ou le mariage sacrilège» (Par. 1833) und den «Cours analytique de littérature générale» (4 Bde., Par. 1817). L. wurde 1810 Mitglied des Instituts und starb zu Paris 7. Juni 1840.

Lemgo, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, liegt 3 St. nördlich der Landeshauptstadt an der Bega und zählt 4374 E. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die beiden fürstl. Häuser, der Lippehof und der Annenhof, sowie die beiden im goth. Stile erbauten und kürzlich restaurirten luth. Kirchen hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht zu L. ein Gymnasium. An der Spitze des 1306 begründeten Jungfrauenstifts für zehn adeliche und bürgerliche Jungfrauen steht eine Prinzessin aus dem regierenden fürstl. Hause, die im Annenhof residirt. Sonst befinden sich in der Stadt noch ein Waisenhaus, ein Beguinenhaus und ein Franciscanerkloster, das jetzt 24 unvermögenden Frauen und Jungfrauen Unterhalt und Wohnung gewährt. L. ist der gewerbreichste Ort des ganzen lippeschen Landes. Neben Lein- und Wollweberei bildet das Schneiden von Cigarrenspitzen aus Meerschaum einen besondern Industriezweig. In den letzten Jahren wurden zu L. auch eine Seidenhaspelanstalt (mit 120 Arbeitern) und eine Stärkefabrik begründet. Auch befindet sich daselbst die Legge für die im Lippeschen fabricirten sog. Meierlinnen und gestreiften Linnen. L. wurde im 12. Jahrh. begründet, war früher bedeutender als gegenwärtig und gehörte zur Hansa.

Lemierre oder Lemière (Ant. Marin), franz. Schauspieldichter, geb. zu Paris 12. Jan. 1723, war der Sohn eines Sporers, der für die Erziehung desselben kein Opfer scheute, und zog, nachdem er seine Studien beendigt, die Aufmerksamkeit des Generalpachters Dupin auf sich, der ihn unter dem Titel eines Secretärs zu sich nahm. Er concurrirte mehrmals um den Preis bei der Akademie und sah auch sechs seiner Gedichte gekrönt. Sein erstes Trauerspiel, «Hypermnestre», ließ er 1758 aufführen und erntete damit, trotz der beißenden Kritik Fréron's, außerordentlichen Beifall. Seine spätern Trauerspiele machten weit weniger Glück; die besten unter ihnen sind «La veuve du Malabar» (1770); «Barnevelt» (1784), beide eigentlich blos bürgerliche Trauerspiele, und sein letztes, «Guillaume Tell», das bei der ersten Aufführung mit Kälte aufgenommen, kurz vor dem Ausbruche der Revolution ein Lieblingsstück des Publikums, von den Kritikern aber der rauhen und harten Verse wegen mit Recht getadelt wurde. Außerdem hat er mehrere beschreibende und Lehrgedichte verfaßt, die an schönen Einzelheiten reich sind, was besonders von den Gedichten «La peinture» (Par. 1769) und «Les fastes, ou les usages de l'année» (Par. 1779) gilt. Manches Anmuthige enthalten auch seine «Pièces fugitives» (Par. 1782). Erst 1781 erhielt er eine Stelle in der Akademie. Durch die Greuel der Revolution förmlich betäubt, starb er, nachdem er fast alle Mittel zu seinem Unterhalte verloren, zu St.-Germain-en-Laye 4. Juli 1793. Seine «Oeuvres» gab Perrin (3 Bde., Par. 1810) heraus.

Lemma oder Lehnsatz nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen oder wenigstens als Ausdruck einer Thatsache voraussetzt. Was in der einen Wissenschaft als Lehnsatz vorkommt, wird also in einer andern Lehrsatz (s. d.) sein. So bedient sich z. B. die Mechanik der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra, die Psychologie der Lehrsätze der Metaphysik u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Ebenso ist ein L. nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.).

Lemming (Myodes lemmus) heißen kleine nordische Ratten mit dickem, breitem Körper und ganz kurzem Schwanze, versteckten Ohren, behaarten Fußsohlen, die in den Polargegenden die Stelle der Wühlmäuse vertreten und ganz wie diese leben, Röhren graben und sich von Wurzelwerk, Flechten u. s. w. nähren. Die am besten gekannte, in Finmarken und Lappland heimische Art wird 5 Zoll lang und ist auf gelbem, unten weißem Grunde braun und schwarz

gefleckt, einem kleinen Hamster ähnlich. Die L. vermehren sich massenhaft und wandern zuweilen in Jahren, welche ihre Vermehrung begünstigen, in großen Scharen aus, wobei Raubthiere aller Art sie verfolgen. Ueber diese Wanderungen sind viele Fabeln verbreitet worden, die nur geringen thatsächlichen Grund haben. Einige andere, weniger bekannte Arten leben an den Küsten des Eismeers in Sibirien und Nordamerika und in den nordasiat. Gebirgen.

Lemna, eine zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörende Gattung monokotyler Wassergewächse, welche die Hauptgattung einer kleinen Familie (Lemnaceen) bildet, und deren Arten unter den Namen Teich-, Wasser-, Meerlinse und Entengrün bekannt sind. Jedes dieser die Oberfläche stehender Gewässer oft in Unzahl in Form einer grünen Kruste bedeckenden Pflänzchen besteht aus einem auf der Wasserfläche schwimmenden laub- oder blattartigen Stengel, aus dessen unterer Seite einige haarfeine Wurzelfasern ins Wasser hinabhängen, und an dessen Rändern sich die hüllenlosen Blüten, männliche und weibliche in eine dünne, häutige Scheide eingeschlossen, entwickeln. Diese Pflänzchen geben ein gutes Futter für Enten und Schweine ab.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, bekannt als Satiriker, geb. zwischen 1510—20 zu Margadant in Graubündten, kam 1533 auf die Universität nach Ingolstadt und ging dann nach Wittenberg, wo er sich insbesondere mit Melanchthon befreundete. Ein gescheiter Kopf, aber von feurigem Geiste, ließ er sich zu so vielen Anstößigkeiten verleiten, daß man seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg legte. Am meisten schadete er sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Epigrammen (Wittenb. 1538), in welchen er nicht nur mehrere Wittenberger verspottete, sondern auch den Erzbischof-Cardinal Albrecht, Luther's Feind, als Beschützer der Wissenschaft pries. Hierüber erzürnt, begnügte sich Luther nicht mit der Wegnahme der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, sondern veranlaßte sogar des Herausgebers Relegation von der Universität. Dieser war inzwischen nach Basel gegangen. Kaum hatte er hier das Relegationspatent gelesen und von Luther's heftiger Strafpredigt wider ihn gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab (1538), in welchem letztern er sich die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Gegner erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige «Elegiae hodoiporikae», veranlaßte aber L. dadurch nur zu einer «Apologia», in der er seine ersten Epigramme in Schutz nahm und neue heftige Angriffe auf Luther machte. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten; noch seltener aber ist die von L. unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis herausgegebene «Monachopornomachia», in welcher er, wie er schon längst gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, «die Greuel des wollüstigen Wittenberg» aufdecken wollte. Diese schmuzige Schrift ist Luther dedicirt und eine Art Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, deren Frauen mit ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Nichtsdestoweniger gelang es L., 1540 an dem Gymnasium zu Chur in Graubündten als Lehrer angestellt zu werden, wo er indeß 24. Nov. 1550 an der Pest starb. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seine «Amorum libri IV» (1542) und seine Uebersetzung der «Odyssee» (2 Bde., Basel 1549). Vgl. die Biographie L.' von Strobel (Nürnb. 1792).

Lemnos, jetzt Limno, auch Stalimene genannt, die bedeutendste unter den Inseln des nördl. Aegäischen (thrazischen) Meeres, in der Mitte zwischen dem Athos und der Küste von Troja gelegen, ist wesentlich vulkanischen Ursprungs, wovon noch zahlreiche vulkanische Producte, wie Siegelerde (terra sigillata oder terra Lemnia), Meerschaum, heiße Quellen u. dgl. Zeugniß geben; der seit mehr als 2000 Jahren erloschene Vulkan Mosychlos galt den Alten als Wohnsitz des Hephästos, dem überhaupt die ganze Insel geweiht war. Dieselbe, von Westen nach Osten etwa 4 deutsche M. lang, von Norden nach Süden 2 deutsche M. breit, ist fast ganz gebirgig und arm an Baumwuchs, aber für Getreide und besonders für Weinbau trefflich geeignet. Die ältesten Bewohner, Sintier und tyrrhenische Pelasger, waren als Seeräuber berüchtigt; durch Miltiades wurde die Insel der Herrschaft Athens unterworfen und von athenischen Colonisten (Kleruchen) besetzt. Sie hatte im Alterthum zwei Städte: Hephästia auf der Ostküste und Myrina auf der Westküste. An die Stelle der letztern ist die neuere Stadt Limno getreten, der Sitz eines griech. Bischofs, mit einem Castell und etwa 1000 E. Die ganze Insel hat jetzt etwa 8000 E., die meist Griechen sind; nur in der Hauptstadt wohnen einige hundert Türken. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannov. 1860).

Lemoine oder Lemoyne ist der Name mehrerer berühmter franz. Künstler. — François L., geb. 1688 in Paris, wurde 1718 Mitglied der Akademie, ging 1724 nach Italien und

erhielt 1736 die Stelle als erster königl. Maler. In einem Anfalle von Schwermuth nahm er sich 4. Juni 1737 das Leben. Er gilt für einen der letzten franz. Maler der Zeit Ludwig's XIV., die sich noch einigermaßen vor dem gänzlichen Versinken in hohle Eleganz und Manier zu bewahren wußten, obschon er sich durchaus nicht völlig frei davon erhielt. Sein berühmtestes Werk ist der Plafond des großen Saals in Versailles, die Apotheose des Hercules darstellend; überhaupt waren ihm ausgedehnte Deckengemälde die liebste Aufgabe. — Jean Baptiste L., geb. in Paris 1704, gest. 25. Mai 1778, war einer der besten franz. Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, doch mehr durch Feuer und Leben als durch Gemessenheit und Reinheit der Formen ausgezeichnet. Bei Ludwig XV., den er mehrmals zu Pferde und zu Fuß darstellte, genoß er besondere Gunst. Als seine Hauptarbeiten gelten die Monumente Mignard's, Crébillon's, Fleury's u. a. in Paris.

Lemontey (Pierre Edouard), franz. Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber und Dichter, geb. zu Lyon 14. Jan. 1762, trug bei der Zusammenberufung der Generalstaaten 1789 durch eine kleine Schrift wesentlich dazu bei, daß den Protestanten die bürgerlichen Rechte zurückgegeben wurden. Als Abgeordneter des Rhône-Departements in der Nationalversammlung schloß er sich der constitutionell-monarchischen Partei an und suchte, soviel er vermochte, die ausschweifenden Maßregeln der Demagogen zu mäßigen. Auch gelang es ihm, eine Menge abwesender Gelehrten, Künstler und Reisender, die man den Emigrationsgesetzen unterwerfen wollte, zu retten. Bei den Verhandlungen über Ludwig XVI. benahm er sich ebenso menschlich als brav. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich in der Schweiz auf und kehrte erst nach dem Sturze der Bergpartei nach Frankreich zurück. Später zog er sich eine Zeit lang ins Privatleben zurück und bereiste Italien. Nachdem er wieder in Paris seinen Aufenthalt genommen, übertrug ihm in Verbindung mit zwei andern Gelehrten 1804 die Regierung die Censur der Theaterstücke, was ihm vielen Tadel erregte. Nach der Restauration wurde er Generaldirector des Buchhandels und 1819 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris 26. Juni 1826. Von seinen Opern machte «Palma, ou le voyage en Grèce» während der Revolution großes Glück; unter seinen Schriften nennen wir den in Sterne's Geist geschriebenen Roman «La famille du Jura, ou Irons-nous à Paris» (Par. 1804), verfaßt bei Napoleon's Thronbesteigung, und den meisterhaften «Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV» (Par. 1818). Letzterer bildete den Vorläufer seiner trefflichen «Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV» (2 Bde., Par. 1832), die er auf Anregung Napoleon's mit Benutzung der geheimen Staatsarchive schrieb, weshalb sie erst nach der Julirevolution gedruckt werden konnte. Letzteres Werk ist in seinen «Oeuvres» (5 Bde., Par. 1829) nicht mit enthalten.

Lemur, gewöhnlich in der Mehrzahl Lemüres, war bei den Römern die allgemeine Benennung für die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, von denen man die guten als Hausgötter oder Laren (s. d.) verehrte, die bösen hingegen als nächtliche Gespenster und Poltergeister fürchtete, die unstet umherirrten und die Lebenden vielfach beunruhigten. (S. Larve.) Um nun letztere zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert, das ursprünglich Remuria geheißen haben soll, zu Ehren des vom Celer erschlagenen Remus, um dessen Geist zu beschwichtigen. Beim Schweigen der Nacht ging nämlich der Hausherr barfuß und leise zu einem Brunnen, wehrte durch eine symbolische Bewegung mit den Fingern die Schatten ab, wusch sich dreimal die Hände in demselben, ging dann wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf diese, ohne sich dabei umzusehen, neunmal über den Kopf hinter sich, jedesmal mit den Worten: «Diese Bohnen streue ich euch, mit ihnen kaufe ich mich und die Meinigen los.» Hierauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein hohles kupfernes Gefäß und sagte dabei neunmal in bittendem Tone: «Manes exite paterni», d. h.: Zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren! Nun konnte er sich umsehen, und mit diesem Acte war die Feier vollendet. Eine Beschreibung der letztern gibt Ovid im fünften Buche seiner «Fasti».

Lena, der östlichste der drei großen Ströme Sibiriens, im Gouvernement Irkutsk und dem Gebiete Jakutsk, hat eine directe Länge von 300, eine Stromentwickelung von 609 M. und ein Gebiet von 37100 Q.-M. Die L. entspringt etwa 40 M. im NO. von Jakutsk und 4 M. vom nordwestl. Ufer des Baikalsees aus dem Gletscher Beresowija-Gori des Baikal- oder Wercholenischen Gebirgs, fließt erst gegen SW., weiterhin gegen N. über Wercholensk nach Ust-Kutsk, wo sie schiffbar wird, dann gegen NO. über Kirensk, Witimsk und Oleminsk bis Jakutsk (62° nördl. Br.). Hierauf wendet sie sich in verschiedenen Windungen nordwärts über Ust-Wiluisk, Shigansk (66° 46′ nördl. Br.), Siktach (70° nördl. Br.) und Bulun und mündet

in starrer Polarregion mit 19 Mündungen innerhalb eines breiten, bis zum 73.° nördl. Br. in das Eismeer vorspringenden Deltalandes südwestlich gegenüber der Inselgruppe Neusibirien. Bei Jakutsk tritt sie in das Tiefland und nimmt eine sehr langsame, zum Theil seichte Strömung an. Wegen der zahllosen Menge von Inseln, namentlich zwischen Jakutsk und Shigansk, ist die L. außerordentlich breit, bei ersterm Ort 1 M., bei letzterm in gewöhnlicher Zeit nahezu 2 M. bei 55—70 F. Tiefe. Weiter abwärts erscheint sie kleiner, bei Bulun nur $1/_3$ M. und 35—55 F. tief, an der Mündung wieder bis $1\,1/_3$ M. breit, aber nur 15—25 F. tief. Im obersten Laufe gefriert sie im Oct., unterhalb Jakutsk schon in der zweiten Hälfte des Sept. Bei Katschuga wird sie Mitte April eisfrei, an der Mündung erst Ende Juni oder Mitte Juli oder, wenn der Wind darauf steht, auch gar nicht. Es befinden sich hier in dem flachen Meere zahlreiche Eisberge auf dem Grunde, die ihren Platz nie verlassen. Während des Eisganges und Hochwassers wird die L. für ihre Ufergegenden verheerend. Eigentliche Stromschnellen fehlen. In dem obern, sehr raschen, aber doch bald fahrbaren Laufe wird der Strom auf weite Strecken von großartigen Felswänden und malerischen Felsbildungen eingeschlossen; weiter abwärts wechseln Bergzüge, groteske Felsmassen, Wiesengründe und Steppen miteinander. Selbst bis zur Mündung des Aldan wird die Uferlandschaft noch als grandios bezeichnet, dann aber verflachen sich die Ufer völlig, und unterhalb Shigansk tritt die nie aufthauende Tundra (s. d.) auf. An den Ufern des Stroms findet sich das Mammuthelfenbein sehr häufig. Die L. ist reich an Fischen, welche für die den Strom umwohnenden Buräten und Jakuten die Hauptnahrung liefern. Von ihren 325 oder gar 500 Nebenflüssen sind die wichtigsten rechts die Kirenga (66 M. lang), der Witim (2—300 M.), der Olekma (200 M.), der Aldan (gegen 300 M.) mit dem 140 M. langen Zufluß Maja; links der Wilui oder Wiljui (120—150 M.), an dessen Ufern namentlich zahlreiche Knochen vorweltlicher Thiere aufgeschichtet sind.

Lenau (Nikolaus), s. Niembsch von Strehlenau.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), eine durch ihre Galanterie bekannte Französin, wurde 15. Mai 1616 zu Paris aus adelicher Familie geboren. Ihre Aeltern starben zeitig; schon mit 15 J. sah sich Ninon frei und Herrin ihrer Handlungen. Sie hatte sich selbst durch Lektüre, namentlich aus den Werken Montaigne's, gebildet, besaß viel Geist, Witz und Geschmack, tanzte, sang und spielte das Klavier und war sehr bald von Anbetern und Heirathslustigen umschwärmt. Indeß beschloß Ninon, sich im Lebensgenusse keine andern Fesseln als die der Klugheit anzulegen. Sie wählte einen Liebhaber nach ihrem Geschmack und gab ihn auf, wenn er ihr nicht mehr gefiel. Der Cardinal Richelieu soll zuerst ihre Gunst genossen haben. Demselben folgten in chronol. Ordnung Coligny, Villarceaux, der Marquis von Sévigné, der große Condé, der Herzog de Larochefoucauld, der Marschall d'Albret, der Marschall d'Estrées, d'Effiat, Gourville, Lachâtre und noch in Ninon's hohem Alter die Abbés Gédoyn und Châteauneuf. Da sie von ihren Liebhabern nie Geschenke nahm, auch dieselben aus Eitelkeit oder Leidenschaftlichkeit nicht verrieth, sondern aus Hang zur Sinnlichkeit einfach verließ, so blieben alle die angesehenen und berühmten Männer, die sich nacheinander ihrer Gunst erfreuten, ihre Freunde. In ihren übrigen Lebensverhältnissen benahm sie sich mit Würde und großer Redlichkeit. Um gänzlich sorgenlos zu sein, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten und bezog so ein jährliches Einkommen von 8—10000 Livres. Bis in ihr hohes Alter blieb ihr Haus ein Sammelplatz aller geistreichen und liebenswürdigen Personen des Hofs und der Stadt, und junge Leute, die freilich oft ihrer Verführung unterlagen, besuchten ihre Gesellschaften, um sich Geschmack und Weltbildung anzueignen; auch die Gelehrten und Dichter erschienen und zogen sie bei ihren Werken zu Rathe. Scarron las ihr seine Romane, Saint-Evremont seine Gedichte, Molière seine Komödien, Fontenelle seine Gespräche, Larochefoucauld seine philos. Betrachtungen vor. Als die Königin Christine von Schweden nach ihrer Abdankung nach Paris kam, wollte sie nur zwei Besuche abstatten, nämlich der Ninon und der Akademie. Ungeachtet die Ninon im Rufe der Unbeständigkeit und auch der Irreligiosität stand, suchten doch oft die achtbarsten Frauen ihren Umgang, ja ihre Freundschaft. Sie war Mutter zweier Söhne geworden. Der eine, Namens Laboissière, starb 1732 als Marinebeamter zu Toulon, der andere soll sich in seine eigene Mutter verliebt und nach der Entdeckung des Geheimnisses erstochen haben. Ninon starb 17. Oct. 1706. Sie vermachte dem jungen, bei ihr eingeführten Voltaire 2000 Livres zum Ankauf von Büchern. Man schreibt ihre eine kleine Schrift, «La coquette vengée» (1649), und mehrere in den Werken Saint-Evremont's enthaltene Briefe zu. Ihr Leben beschrieben Damours und Lebret; Daurmesnil gab «Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de L.» (Par. 1751) heraus.

Lengerke (Alex. von), ausgezeichneter landwirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 30. März

1802 zu Hamburg, unternahm, anfangs für den Marinedienst bestimmt, eine Reise nach Nordamerika und Westindien, deren Unannehmlichkeiten ihm jedoch die Lust zu dem gewählten Berufe raubten. Er erlernte hierauf mehrere Jahre hindurch die Landwirthschaft in Schlesien, diente dann zwei Jahre in Holstein als Verwalter und erkaufte, nachdem er Deutschland durchreist und eine Zeit lang zu Rostock in dem Hause Karsten's, seines Lehrers, gelebt hatte, das Gut Wiesch bei Wismar, was er bald in einen trefflichen Culturzustand versetzte. Um jedoch einen größern Wirkungskreis zu erlangen, übernahm er eine Pachtung in Holstein, nach deren Ablauf er sich in Lübeck niederließ. Als Früchte einer abermaligen Durchwanderung Deutschlands erschienen die «Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie» (Prag 1839) und die «Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten» (2 Bde., Braunschw. 1840). Schon vorher hatte er sich durch mehrere Schriften, wie die «Darstellung der schlesw.-holstein. Landwirthschaft» (2 Bde., Berl. 1826), das «Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon» (4 Bde., Prag 1835—38; Supplementband, Braunschw. 1842), die «Darstellung der mecklenb. Pferdezucht» (Berl. 1840) und die «Anleitung zum praktischen Wiesenbau» (2. Aufl., Prag 1844) einen geachteten Namen erworben. Er ward deshalb 1841 als Professor der Landwirthschaftswissenschaft am Carolinum und Oekonomierath nach Braunschweig berufen, von wo er 1842 als Landes-Oekonomierath, ordentliches Mitglied und Generalsecretär des Landes-Oekonomiecollegiums zu Berlin in den preuß. Staatsdienst überging. In dieser Stellung redigirte L. die von dem Präsidium des Collegiums herausgegebenen «Annalen der Landwirthschaft in den königl. preuß. Staaten», während er zugleich die Ergebnisse seiner amtlichen Reisen in den «Beiträgen zur landwirthschaftlichen Statistik des preuß. Staats» (Bd. 1—4, Berl. 1844—52) niederlegte. Die durch jene Behörde hervorgerufenen allseitigen Berichte über die Zustände und Verhältnisse der ländlichen Arbeiter stellte er in dem Werke «Die ländliche Arbeiterfrage» (Berl. 1849) zusammen; auch gab er die «Verhandlungen» des 1850 zu Berlin abgehaltenen landwirthschaftlichen Congresses (Berl. 1850) heraus. 1852 begründete er eine «Landwirthschaftliche Jahresschrift» sowie mit Mentzel einen «Landwirthschaftlichen Kalender», der viel Verbreitung gefunden hat. Er starb 23. Dec. 1853 in Berlin. L.'s Leistungen im Gebiete der landwirthschaftlichen Statistik gehören zu den vorzüglichsten Deutschlands; aber auch seine technischen Monographien, wie «Die Heckenzucht» (3. Aufl., Berl. 1860), «Der Maisbau» (2. Aufl., Berl. 1851), «Preußens Kardenbau» (Berl. 1852), sind sehr geschätzt.

Lengerke (Cäsar von), verdienter Exeget, zugleich auch als Dichter bekannt, geb. 30. März 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum daselbst und widmete sich erst zu Breslau, dann zu Halle dem Studium der Theologie und orientalischen Sprachen. 1829 habilitirte er sich zu Königsberg, wo er 1831 zum außerord., 1835 zum ord. Professor der Theologie ernannt wurde. Seine Lehrvorträge, die sich vorzugsweise auf das Alte Testament erstreckten, wurden sehr zahlreich besucht, erweckten ihm aber wegen der freien wissenschaftlichen Forschung, die er in denselben wie auch seinen Schriften bethätigte, vielfache Angriffe von seiten der strengkirchlichen Partei. L. suchte, um sich denselben zu entziehen, um seine Versetzung in die philos. Facultät nach, die auch 1843 durch Ernennung zum Professor der orient. Sprachen erfolgte. Infolge von Differenzen mit der Regierung nahm er 1851 seine Entlassung, starb aber schon 3. Febr. 1855 in Elbing. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und einigen zum Theil sehr dankenswerthen kleinern Schriften über syr. Literatur sind als L.'s Hauptwerke zu betrachten: die Commentare über den Propheten Daniel (Königsb. 1835) und die Psalmen (2 Bde., Königsb. 1846) sowie auch die geschichtlich-archäol. Arbeit «Kenáan» (Bd. 1, Königsb. 1843), in welchen Schriften er sich als ein tüchtiger Kenner des Orients und gründlicher wie unbefangener Forscher bewährt. Von Jugend auf der Poesie zugeneigt und nicht ohne Befähigung für dieselbe, veröffentlichte er unter anderm «Bilder und Sprüche» (Königsb. 1844), «Lieder» (Königsb. 1840) sowie «Gedichte» (2 Aufl., Königsb. 1838) und eine Gesammtausgabe seiner «Gedichte» (Danzig 1843). Hierzu kamen später «Weltgeheimnisse» (Königsb. 1851) und «Lebensbilderbuch» (Königsb. 1852), eine gesichtete Sammlung seiner Poesien. Mehrere seiner Lieder sind componirt und haben in die Volksliederbücher Eingang gefunden.

Lenglet du Fresnoys (Nicolas), franz. Schriftsteller, geb. 5. Oct. 1674, studirte in Paris und machte schon als Student durch einige Schriften Aufsehen. 1705 wurde er erster Secretär des Kurfürsten von Köln, Jos. Clemens von Baiern, der zu Lille residirte, gab jedoch, um ohne allen Zwang seinen Studien leben zu können, diese Stelle auf und war später selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht zu bewegen, sich von irgendjemand abhängig zu machen. Wiederholt mußte er seiner Schriften wegen in der Bastille sitzen. Beim Lesen eines Buchs einge-

schlafen, fiel er vom Stuhle in den Kamin und starb 16. Jan. 1755. Aus der großen Menge seiner über die verschiedenartigsten Gegenstände sich verbreitenden Schriften sind zu nennen: die treffliche, nach den Proceßacten gearbeitete «Histoire de Jeanne d'Arc» (2 Bde., Par. 1753—54); «Histoire de la philosophie hermétique» (3 Bde., Par. 1742); «Méthode pour étudier la géographie» (10 Bde., Par. 1716; 4. Aufl. 1768); «Méthode pour étudier l'histoire» (Par. 1713; 12 Bde., 1735; beste Aufl. von Drouet, 15 Bde., 1772); «Tablettes chronologiques de l'histoire universelle» (Par. 1744; neue Aufl., 2 Bde., 1778) und von seinen Unterrichtsschriften die «Géographie des enfants» (Par. 1736 u. öfter).

Lenné (Peter Joseph), einer der ausgezeichnetsten Landschaftsgärtner der neuern Zeit, geb. 29. Sept. 1789 zu Bonn, wo sein Vater, Joseph L., kurfürstl. Hofgärtner und Vorstand des Botanischen Gartens war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, machte aber, durch die Stellung seines Vaters auf die Botanik hingewiesen, die üblichen Lehrjahre in der praktischen Gärtnerei durch und ging dann 1811 zu seiner weitern naturwissenschaftlichen Ausbildung nach Paris. In die Heimat zurückgekehrt, unternahm er 1812 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, um die besten Gartenanlagen dieser Länder kennen zu lernen. Zu Wien widmete er sich mit allem Eifer der Botanik und erhielt hier 1814, unter Verleihung des Titels als kaiserl. Garteningenieur, den Auftrag, einen Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens von Laxenburg zu entwerfen, der auch später wirklich ausgeführt wurde. Als er sich 1815 nach Bonn zurückgewendet hatte, beschäftigte ihn der Entwurf eines Plans zur Verwandlung der damals zerstörten Festungswerke zu Koblenz in Anlagen und zur Erweiterung der Stadt, wonach auch die dortige Schloßstraße ihre Ausführung erhalten hat. Im Frühjahr 1816 ward er nach Potsdam berufen und hier unter anderm vom Fürsten von Hardenberg mit der Anlage eines Pleasure-ground zu Klein-Glienicke beauftragt, der noch gegenwärtig den Hauptschmuck dieses Landsitzes bildet. Es fand diese Anlage in so hohem Grade den Beifall des Königs, daß er L. von nun an sein vollstes Vertrauen schenkte und ihm die Ausführung der Park- und Gartenanlagen übertrug, welche seitdem Berlin und Potsdam zur Zierde gereichen. Zunächst hatte L. den Lustgarten am Schlosse zu Potsdam, dann Sanssouci und die Pfaueninsel umzuschaffen, hierauf 1826 die Erweiterung und Arrondirung von Sanssouci durch die südlich und nordwestlich nach dem Belvedere zu gelegenen Anlagen zu bewirken. In dieselbe Zeit fällt die Schöpfung von Charlottenhof und die Anlage der Russischen Colonie. Seit 1833 entstanden unter L. auf dem Babelsberge die großartigen Gartenanlagen für den damaligen Prinzen, jetzigen König von Preußen, die mit denen von Glienicke in Zusammenhang stehen. Während der Jahre von 1820—30 wurden unter L.'s Leitung die Anlagen in Charlottenburg, ebenso die von Schönhausen umgestaltet, von 1832—40 die Verwandlung des Thiergartens bei Berlin in einen Volksgarten durchgeführt. Hierzu kommen noch die Anlage des Zoologischen Gartens und seit 1844, nachdem das von L. bereits 1839 ausgearbeitete Project eines Schiffahrtskanals auf der Südseite der Stadt zur Ausführung gelangt, einige ansehnliche Erweiterungen des Thiergartens. Die Vollendung des großartigen (bereits 1833 projectirten), 1840 in Angriff genommenen Unternehmens, die Havel als einen See mit einem riesigen Park in einer Ausdehnung von 2 M. (vom Karlsberg bei Baumgartenbrück bis zur Pfaueninsel) zu umgeben und somit die in der Umgebung Potsdams bereits vorhandenen ältern und neuern Schmuckplätze durch landschaftliche Anlagen zu verbinden, wurde durch den Tod L.'s unterbrochen, der 23. Jan. 1866 zu Potsdam erfolgte. Außer den großartigen Schöpfungen zu Berlin und Potsdam hat L. auch die Entwürfe zu vielen andern Park- und Gartenanlagen geliefert, wie für die Städte Schwerin, Neustrelitz, Leipzig, Lübeck, Frankfurt a. O., Dresden, Magdeburg, Breslau, Ballenstedt, Ludwigslust, Homburg, für das Bad Oeynhausen, für die Schlösser Beurath, Hohenzollern, Erdmannsdorf, Stolzenfels u. s. w. In allen seinen Werken zeigt sich L. als Landschaftsgärtner im eigentlichsten Sinne des Worts. Grundsätzlich lehnt er sich überall eng an die gegebene Natur an und weiß namentlich auch die Architektur mit ungewöhnlichem Geschick für seine Zwecke zu benutzen. Davon zeugen namentlich die Anlagen des Ruinenbergs hinter Sanssouci, vor allem aber der Marlygarten an der Friedenskirche bei Potsdam. 1832 wurden auf L.'s Vorschlag die Landesbaumschule und die Gärtnerlehranstalt zu Berlin begründet. Eine Büste L.'s ist seit 1844 inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt.

Lennep (Jakob van), einer der namhaftesten neuern niederländ. Schriftsteller und Dichter, geb. 24. März 1802 zu Amsterdam, erhielt seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils in Leyden, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Später erwarb er sich die jurist. Doctorwürde. Seit einer Reihe von Jahren wirkt er als Staatsanwalt der Provinz Nord-

holland, auch war er, wenn auch nur auf kurze Zeit, Mitglied der Zweiten Kammer. Von Jugend auf fühlte sich L. durch die Dichtkunst angezogen, und schon seine «Akademischen Idyllen», die er als Student verfaßte, fanden Beifall. Seinen Ruf als Dichter begründete er jedoch mit den «Nederlandsche legenden», in denen er die Legenden und Sagen seines Vaterlandes ansprechend aufzufassen und in den gefälligsten Formen wiederzugeben wußte. Verwandte Stoffe verarbeitete L. auch in den drei größern Dichtungen «Het huis ter Leede en Adegilo», «Jacoba en Bertha» und «De strijd met Vlaanderen». Ungewöhnliche Beliebtheit haben jedoch in den Niederlanden besonders die zahlreichen Romane und dramatischen Dichtungen L.'s gefunden. Von erstern gehören «De Roos van Dekama» (Amsterd. 1837), «Ferdinand Huyck» und «De lotgevallen van Klaasje Zevenster» (5 Bde., Amsterd. 1866) zu dem Besten, was die holländ. Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Seine Laufbahn als dramatischer Dichter begann L. mit den beiden Lustspielen «Het dorp an die Grenzen» und «Het dorp over die Grenzen» (beide 1830), welche unter den damaligen polit. Verhältnissen mit dem größten Beifall gegeben wurden. Unter seinen übrigen Stücken, deren er an 30 verfaßte, hatte namentlich «De vrouwe van Waardenburg» (1859) außerordentlichen Erfolg. Sammlungen seiner «Romantische Werken» und «Poetische Werken» hat L. selbst begonnen. Von seinen übrigen Schriften sind außer der vorzüglich ausgestatteten Prachtausgabe (12 Bde., Amsterd. 1857—66) des Dichters Vondel (s. d.) noch zu nennen: «Hollands romantische Geschiedenis» (deutsch von Lerz, 11 Bde., Aachen 1840—43), «Geschiedenis van Noord-Neederland» (1865 fg.) und «Nêrlands Roem» (1856 fg.). L. ist schon seit längerer Zeit Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — Der Vater L.'s, David Jakob van L., geb. 15. Juli 1774 zu Amsterdam, widmete sich erst jurist., dann philol. Studien und erhielt 1799 eine Stelle am Athenäum seiner Vaterstadt, die er bis zu seinem 10. Febr. 1853 erfolgten Tode bekleidete. Auch zeichnete er sich seit 1838 als Mitglied der Stände durch seine Reden aus, sowie er sich überhaupt um den Aufschwung der holländ. Beredsamkeit sehr verdient gemacht hat. Unter seinen in exegetischer Hinsicht sehr werthvollen Arbeiten sind zu erwähnen: die Vollendung der von de Bosch begonnenen Ausgabe der «Anthologia Graeca» (5 Bde., Utr. 1795—1822), die Bearbeitung der «Heroiden» des Ovid (Amsterd. 1807; 2. Aufl. 1812), der «Theogonie» (Amsterd. 1843), der «Werke und Tage» (Amsterd. 1848) und des «Schild des Hercules» des Hesiod (besorgt von Hullemann, Amsterd. 1858). Auch hat er lat. Dichtungen veröffentlicht. Eine Biographie gab sein Sohn Jakob van L. (4. Aufl., Amsterd. 1862) heraus. — Johannes Daniel van L., zur Familie der vorigen gehörig, geb. im Nov. 1724 zu Leeuwarden, war seit 1752 Professor der alten Sprachen erst zu Gröningen, dann zu Franeker, wo er im Febr. 1771 starb. Seine Hauptwerke sind die Ausgaben des Koluthus (Leeuw. 1747; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) und der Briefe des Phalaris (2 Bde., Grön. 1777; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) sowie das von Scheid aus seinen Vorlesungen herausgegebene «Etymologicum linguae Graecae» (2 Bde., Utr. 1790; 2. Aufl. von Nagel, Utr. 1808).

Lenormand (Marie Anne Adelaide), eine in den vornehmsten Kreisen bekannt gewordene Kartenschlägerin und Wahrsagerin in Paris, war zu Alençon 27. Mai 1772 geboren und wurde daselbst bei den Benedictinerinnen erzogen. Schon frühzeitig fing sie an, aus Kaffeesatz, Karten u. s. w. wahrzusagen. Noch vor dem Ausbruche der Revolution kam sie nach Paris, wo sie während der Schreckenszeit gefangen gesetzt wurde. Ganz besonders war ihr die Kaiserin Josephine zugethan. Sie kam deshalb auch bald in Ruf, lebte während der ersten Jahre der Kaiserregierung auf großem Fuß und wurde von den achtbarsten Damen sehr häufig besucht, bis sie sich in polit. Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Hierüber erzürnt, schrieb sie «Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 décembre 1809», eine Prophezeiung des Sturzes des Welttyrannen und seines Anhangs und des Triumphs der Legitimität, die sie aber erst nach der Restauration, 1814, herausgab. 1818 selbst vom Kaiser Alexander aufgesucht, lebte sie später eine Zeit lang in Brüssel, dann wieder in Paris, wo sie 25. Juni 1843 starb. Viel Aufsehen erregten ihre «Mémoires historiques et secrètes de l'impératrice Josephine» (2 Bde., Par. 1820), welche interessante Nachrichten über diese enthalten.

Le Nôtre (André), franz. Gartenbaumeister, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Tuileriengartens war, vervollkommnete die Gartenanlagen durch neuen und prächtigen Schmuck, den er im Zusammenhange mit monumentalen Schloß- und Palastbauten darin anbrachte. Er schuf alles mit angeborenem Geschmack und Talent, und es bleibt zweifelhaft, ob er sich bestimmte Regeln vorgezeichnet. Gewiß ist, daß er nichts über seine Gartenanordnung geschrie-

ben hat. Seine noch vorhandenen Hauptschöpfungen sind der Tuileriengarten in Paris und die Schloßparks in Versailles, St.-Cloud und Fontainebleau. L. wurde 1665 von der Akademie als Mitglied aufgenommen, und Ludwig XIV. erhob ihn 1675 in den Adelstand. Bei seiner Reise nach Italien (1678) gab ihm Innocenz XI. eine lange Audienz, wobei er, gerührt von der Art und Weise, wie der Papst seinen König lobte, dem Heiligen Vater um den Hals fiel. Auch Ludwig XIV. pflegte er jedesmal zu umarmen, wenn dieser Monarch von einem längern Ausfluge nach Versailles zurückkam. L. starb 1700 zu Paris.

Lenström (Karl Julius), schwed. Schriftsteller, geb. 7. Mai 1811 zu Gesle, studirte seit 1830 Theologie zu Upsala, wo er 1836 Docent der Literaturgeschichte wurde. Nachdem er hier auch eine Zeit lang die Professur der Aesthetik vertreten und 1840 Dänemark und Deutschland durchreist hatte, erhielt er die Priesterweihe und 1843 die Stelle eines Lectors der Philosophie am Gymnasium seiner Vaterstadt. Seit 1845 wirkte er als Propst und Pfarrer zu Wester-Lössta in Westmanland. L. ist einer der productivsten Schriftsteller Schwedens. Zuerst machte er sich 1835 in der «Zeitung des schwed. Literatenvereins» durch scharfe Beurtheilungen in einer eigenthümlichen lebhaften Darstellung literarisch bekannt. Gleich schonungslos urtheilte er in seinem Blatte «Eos» (Ups. 1839—40), das, weil er in demselben manche Mängel des schwed. Universitätswesens bloßgelegt, ein Hinderniß seiner akademischen Beförderung wurde. Von nicht geringem Einfluß war sein «Försök till Lärobok i Ästetiken» (Stockh. 1836), die erste populäre Behandlung des Stoffs in Schweden, welcher die «Konst-Theoriernas Historia» (2 Bde., Ups. 1839) sowie zahlreiche akademische Dissertationen und kleinere Schriften über Gegenstände der Aesthetik folgten. Einen Beitrag zur Kenntniß der schwed. Mundarten bot L. in dem «Ordbok öfver Helsinge-Dialecten» (Ups. 1841). Das «Handbok i Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1840) sowie die «Svenska Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1839—40), eine mehr raisonnirende als streng wissenschaftliche Darstellung, die «Allmän Konst-Historia» (Stockh. 1848) und «Sveriges Litteratur- och Konst-Historia» (Ups. 1841) sind die ersten gelungenen Versuche, die in Schweden auf diesem Gebiete gemacht wurden. L.'s «Svensk Laesebog med Sproglaere» (Kopenh. 1843) hat viel dazu beigetragen, die schwed. Belletristik in Dänemark in weitern Kreisen bekannt zu machen. Erwähnung verdienen noch «Svensk Anthologi» (3 Thle., Örebro 1840—41) und «Brage» (Stockh. 1847), eine Sammlung von Meisterstücken der Beredsamkeit. Als Dichter versuchte sich L. unter anderm in «Sigurd och Brynhilda» in 24 Gesängen (Ups. 1836), bei dem ihm Tegnér's «Frithiofsaga» zum Muster diente, dem Schauspiel «Nero» (Gesle 1838) und den «Lyriska förstlingar» (Gesle 1837). Daneben hat L. auch eine Reihe theol. Arbeiten veröffentlicht, wie «Lärobok i Dogm-Historien» (Örebro 1843); «Lärobok i allmänna och Svenska Kirko-Historien» (Gesle 1843); «Lärobok i theologiska Praenotierna» (Ups. 1843) u. s. w.

Lentulus, der Name einer patricischen Familie des röm. Geschlechts der Cornelier (s. Cornelius), wird zuerst bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier 390 v. Chr. erwähnt, indem ein Lucius Cornelius L. allein von den Senatoren dazu aufforderte, sich durch den Feind zu schlagen, nicht ihm den Frieden abzukaufen. — Aus der spätern Zeit der Republik ist besonders Publius Cornelius L. Sura bekannt, der, nachdem er 75 Prätor, 71 Consul gewesen war, im J. 70 mit 63 andern wegen seines unsittlichen Lebens durch die Censoren aus dem Senat gestoßen wurde. In der abergläubischen Hoffnung, er sei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrschaft über Rom beschieden sei, verband er sich 63 v. Chr. mit Catilina (s. d.) und stand, als dieser die Stadt verlassen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen. Durch seine Unentschlossenheit wurde die Ausführung des Plans, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeschoben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich mit den allobrogischen Gesandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß Cicero ihn und die andern Häupter der Verschwörung zur Untersuchung ziehen konnte. Mit ihnen erlitt dieser L., nachdem er die Prätur, die er in diesem Jahre zum zweiten mal bekleidete, niedergelegt hatte, den Tod durch Henkershand im Gefängniß. — Publius Cornelius L. Spinther, dem der vorige, nachdem er seine Theilnahme an der Verschwörung eingestanden, zur Obhut übergeben wurde, war damals curulischer Aedil, wurde 60 Prätor und war als Consul 57 für die Rückberufung Cicero's thätig. Im J. 49 schloß er sich als eifriger Optimat an Pompejus, dem er früher verfeindet gewesen, floh vor Cäsar aus Asculum und begab sich, nachdem ihn dieser aus Corfinium mit Domitius frei entlassen hatte, zum Pompejus, starb aber bald nach dessen Ermordung. — Lucius Cornelius L. Crus trat 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (s. d.) auf. Mit Cajus Marcellus stand er als Consul 49 dem Cäsar entgegen

und wirkte dahin, daß dessen Friedensbedingungen verworfen wurden; dann floh er zum Pompejus, dem er nach der Schlacht bei Pharsalus nach Aegypten folgte, wo ihn die Räthe des Ptolemäus tödten ließen. — In der Kirche ist noch ein Publius L., Vorgänger des Pilatus, durch einen Brief ebenso merkwürdig als berühmt geworden, den er an den röm. Senat geschrieben haben soll. Der Brief, der eine Prosopographie Jesu enthält, ist entschieden unecht.

Lenz (Jakob Michael Reinhold), deutscher Dichter, bekannt durch seine enge Verbindung mit Goethe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Livland und wurde zu Seßwegen 12. Jan. 1750 geboren. Nachdem er in Königsberg studirt hatte, ging er 1771 als Führer zweier junger Adelichen über Berlin nach Strasburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Actuarius Salzmann, Goethe und Jung-Stilling waren. Nach Goethe's Weggang von Strasburg hielt sich L. eine Zeit lang zu Fort-Louis auf, von wo aus er in ein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike Brion (Goethe's Friederike) in Sesenheim trat, welches jedoch bald wieder gelöst wurde. Nach Strasburg zurückgekehrt, nahm er eifrig an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache theil. Am weimar. Hofe, wohin er sich im Frühjahre 1776 begab, konnte er trotz Goethe's, Herder's und Wieland's freundschaftlichen Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringenden Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, verfiel er in Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimat geholt. Von seinen letzten Lebensjahren wissen wir fast nur, daß er 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten äußern und innern Elend starb, doch verließ ihn das Gefühl und der Stolz seines geistigen Reichthums nie ganz. Seine «Gesammelten Schriften», zum großen Theil dramatische Werke, die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Klarheit und Ordnung durchgedrungenen Geist verrathen und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur gehören, gab Tieck heraus (3 Bde., Berl. 1828). Diese Ausgabe ist jedoch nicht ganz vollständig und enthält andererseits einiges, was nicht von L. herrührt; eine neue wird von W. von Maltzahn erwartet. Vgl. Stöber, «Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim» (Bas. 1842); Dorer-Egloff, «L. und seine Schriften» (Bad. 1857); Gruppe, «L.' Leben und Werke» (Berl. 1861).

Lenz (Heinr. Friedr. Emil), verdienter Physiker, geb. 12. Febr. 1804 zu Dorpat, studirte daselbst anfangs Theologie, nachher aber Physik. Nachdem er 1823—26 O. von Kotzebue auf seiner zweiten Reise um die Erde begleitet hatte, wurde er 1828 als Adjunct und 1834 als Akademiker in die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg berufen. Daneben lehrte er als Professor der Physik an der Universität und dem pädagogischen Hauptinstitut, auch ward er für die mathem.-physik. Fächer Lehrer der Großfürsten Konstantin, Nikolai und Michail Nikolajewitsch sowie der Großfürstinnen Olga und Alexandra Nikolajewna. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er sich durch zahlreiche Specialuntersuchungen, die meist in den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie abgedruckt sind, sowie durch sein russ. «Handbuch der Physik» (6. Aufl., 2 Bde., Petersb. 1864) einen ehrenvollen Namen erworben. Zum Rector der Universität Petersburg und Geheimrath ernannt, starb er auf einer Erholungsreise nach Italien 10. Febr. 1865 zu Rom. — Robert L., Bruder des vorigen, geb. 23. Jan. 1808 zu Dorpat, studirte daselbst Theologie, widmete sich aber dem Lehrfach an der Domschule zu Reval. 1831 ging er nach Berlin, wo er sich ausschließlich dem Studium des Sanskrit zuwendete. Als Frucht desselben erschien von ihm eine Ausgabe von Kalidasas' Drama «Urvasi» (Berl. 1833), der zunächst ein «Apparatus criticus» (Berl. 1834) folgte. Das Material zu letzterm Werke hatte ihm ein mehrmonatiger Aufenthalt zu London geliefert. Nach Petersburg zurückgekehrt, ward er zum Adjuncten der Akademie ernannt; er starb aber schon 30. Juli 1836. Sein literarischer Nachlaß ist in die Bibliothek des Asiatischen Museums übergegangen.

Leo ist der Name von zwölf röm. Päpsten. — **L. I.** oder der Große (s. d.) regierte von 440—461. — **L. II.** verbesserte als Kenner der Musik den Gregorianischen Gesang und bestätigte das über seinen Vorgänger Honorius, einen Monotheleten, ausgesprochene Anathema. — **L. III.**, 795—816, floh, von einer röm. Partei gemishandelt, zu Karl d. Gr., der im J. 800 in der Peterskirche zu Rom eine Synode veranstaltete, um die Verbrechen untersuchen zu lassen, deren L. angeschuldigt wurde. Die Synode erklärte aber, daß das Haupt der Kirche über jedes Urtheil erhaben sei. L. reinigte sich zugleich freiwillig durch einen Eid und wurde durch Karl in seine Rechte wieder eingesetzt. Aus Dankbarkeit dafür und weil Karl auch die Pipin'sche Schenkung bestätigt und vermehrt hatte, krönte L. seinen Beschützer und Gönner zum Kaiser (25. Dec. 800).

L. hat mehrere Briefe hinterlassen. — **L. IV.**, 847—855, war einer der Päpste, bei deren Wahl die kaiserl. Bestätigung umgangen wurde, doch nur, weil Rom damals gerade von den Sarazenen bedroht war. Er gelobte dem Kaiser Lothar Treue und Gehorsam; dennoch beseelte ihn ein ehrsüchtiges Streben. Auch er hat Briefe und Predigten hinterlassen. Zwischen ihm und seinem Nachfolger Benedict III. soll die angebliche Päpstin Johanna (s. d.) gelebt haben. — **L. V.**, erwählt 907, regierte nur 40 Tage und wurde von dem Papste Christoph vertrieben, der schon nach sieben Monaten im Gefängnisse starb. — **L. VI.**, 928—929, und **L. VII.**, 936—939, lebten in den stürmischen Zeiten der Theodora und Marozia. — **L. VIII.**, 963—965, wurde von Kaiser Otto I. statt des lasterhaften Johann XII. zum Papste erhoben, sprach dem Kaiser und dessen Nachfolgern mittels einer merkwürdigen Urkunde das Recht zu, den Papst einzusetzen und die Bischöfe zu investiren, konnte aber doch nur durch die Macht Otto's auf dem röm. Stuhle erhalten werden. — **L. IX.**, 1049—54, vorher Bruno, Erzbischof von Toul, Verwandter von Kaiser Konrad II. und Heinrich III., wurde durch des letztern Einfluß in Worms gewählt und begann auf Hildebrand's Rath den Kampf gegen Simonie und Ehe der Geistlichkeit in den Synoden zu Rom (1049 und 1051), Rheims, Mainz (1049), Vercelli, Sipontum (1050) und Mantua (1052), in welchen er den Vorsitz führte. Im Kampfe mit den Normannen wurde er geschlagen und gefangen genommen (1053); er starb 1054. Von ihm sind noch Briefe, Predigten und Decretalen vorhanden. — **L. X.** (s. d.) regierte von 1513—21. — **L. XI.**, zuvor Alexander Octavian von Medici, Erzbischof und Cardinal von Florenz, geb. 1535, zum Papste gewählt 1. April 1605, starb schon nach 27 Tagen. — **L. XII.**, vorher Annibale della Genga, geb. 1760 zu Genua (nach andern zu Genga), Papst von 1823—29, war vor seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl als Nuntius seines Vorgängers Pius VII. vielfach thätig. Als solcher residirte er in Deutschland zu Augsburg und Köln. 1807 sandte ihn Pius an Napoleon nach Paris, dann 1814 bei der Restauration in Frankreich an Ludwig XVIII. 1816 wurde er Cardinal und 28. Sept. 1823 zum Papste erwählt. Er war zwar ein Freund der Wissenschaften, aber von einem streng röm., unduldsamen Sinne beseelt. Schon in seiner Antrittsbulle verdammte er die Freimaurerei und die Bibelgesellschaften, gab den Jesuiten das frühere Collegium zurück (1824), schrieb (1825) ein Jubeljahr aus, ordnete dabei das Gebet um Ausrottung der Ketzer an, verwarf das Gesuch der Schlesier um Aufhebung des Cölibats, lebte mit den Höfen von Frankreich und Oesterreich in Spannung und vollzog die Beatification des Minoriten Julianus, der einst gebratene Vögel habe fortfliegen lassen. Dem röm. Volke und den Cardinälen war er wegen seiner Strenge und seines selbständigen Regiments so verhaßt geworden, daß bei seinem Tode (10. Febr. 1829) niemand trauerte.

Leo I. oder der Große, röm. Bischof 440—461, nach einigen in Rom, nach andern in Toscana geboren, wurde 440 Nachfolger Sixtus' III. auf dem Stuhle Petri. Er war der erste Papst, welcher die Idee des röm. Primats mit klarem Bewußtsein aussprach und, begünstigt durch mancherlei Umstände, zu realisiren strebte. In dem langwierigen Streite über die Naturen in Christo bemühte er sich, durch Gewandtheit und Mäßigung die streitenden Parteien zu beherrschen. Auf dem Concil zu Chalcedon 451 präsidirten seine Legaten, und sein «Brief an Flavian, Bischof von Konstantinopel» wurde als Grundlage des kirchlichen Bekenntnisses angenommen. Unter seinem Einflusse erließ Kaiser Valentinian III. ein freilich nur im Abendlande gültiges Gesetz, welches den apostolischen Stuhl zur höchsten gesetzgebenden und richterlichen Gewalt der ganzen Kirche machte (445). Es gelang ihm, in stürmischer Zeit die afrik. Kirche der geistlichen Oberhoheit Roms zu unterwerfen, und die illyrische im Gehorsam zu erhalten. Als 451 Attila Rom bedrohte, wählte Valentinian III. ihn zu seinem Gesandten, um mit Attila über den Frieden zu unterhandeln, den er auch zu Stande brachte. Als jedoch 455 der Vandale Genserich Rom überfiel und es plündern ließ, vermochte er von diesem weiter nichts zu erlangen, als daß kein Mord begangen, die Stadt nicht angezündet wurde und die drei vornehmsten Kirchen ungeplündert blieben. Er starb 461. Seine Werke (3 Bde., Bened. 1755—57) bestehen in 96 Predigten, 41 Briefen und einigen Abhandlungen. Vgl. Arendt, «L. der Große und seine Zeit» (Mainz 1835); Perthel, «Papst L.'s I. Leben und Lehren» (Jena 1843).

Leo X., Papst 1513—21, geb. zu Florenz 1475, hieß eigentlich Giovanni von Medici und war der zweite Sohn Lorenzo's von Medici. Er erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, studirte unter der Leitung des Chalkondylas und Politian die Schriften der alten Philosophen und wurde schon 1488 zum Cardinal ernannt, trat jedoch erst 1492 als Mitglied des heiligen Collegiums ein. Da er sich der Wahl Alexander's VI. zum Papste widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten.

1499 besuchte er Venedig, Deutschland und Frankreich, dann kehrte er nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgesuchten Gesellschaft lebte und sich besonders mit Musik und schöner Literatur beschäftigte. Erst 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Von Papst Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpstl. Heeres in der Heiligen Ligue wider Frankreich gestellt. In der Schlacht von Ravenna, 1512, wurde er von den Franzosen gefangen. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Hierauf wirkte er kräftig mit zur Wiederherstellung der Mediceer und blieb in Florenz, bis Julius' II. Tod ihn nach Rom rief, wo er 1513 unter dem Namen L. X. den päpstl. Stuhl bestieg. Sofort ernannte er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstl. Secretären. Seiner auswärtigen Politik gelang es, die Verhältnisse mit Frankreich friedlicher zu gestalten und Ludwig XII. sogar dahin zu bringen, daß er im Dec. 1513 dem Lateranconcilium beitrat. Nun wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften. Er stellte die Universität zu Rom wieder her, stattete sie mit Gütern und Freiheiten aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, gründete unter des Janos Laskaris Leitung ein eigenes Collegium zur Herausgabe griech. Schriftsteller und lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen. Um ein Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich aus Rücksicht auf seine Nepoten den Schein, selbst Ludwig's XII. Plan auf Mailand zu befördern. Dennoch drohte neuer Krieg mit Frankreich, als nach Ludwig's XII. Tode Franz I. 1515 den Thron bestiegen hatte. Allein L. schloß mit dem jungen Könige zu Viterbo schnell Frieden und beredete ihn bald darauf bei einer Zusammenkunft in Bologna zur Aufhebung der Pragmatischen Sanction sowie zur Abschließung eines Concordats, durch welches die Früchte des Kostnitzer und Baseler Concils für Frankreich verloren gingen. Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah er in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen. Den vertriebenen Herzog von Urbino, der sich 1517 wieder in Besitz seines Landes gesetzt hatte, nöthigte er sehr bald von neuem zu einer Verzichtleistung. In demselben Jahre ließ er den Cardinal Petrucci, der einer Verschwörung gegen L.'s Leben sich sehr verdächtig gemacht hatte, ungeachtet des ihm gegebenen sichern Geleites erdrosseln; andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Seine Prachtliebe mußte seine Finanzen erschöpfen; sich Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen. Dieser Misbrauch gab bekanntlich den ersten Anstoß zur deutschen und schweiz. Reformation (s. d.). Anfangs schien L. auf den Widerspruch Luther's wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, ging er nur allmählich zu härtern Maßregeln über, die nun freilich nichts mehr fruchteten. Während offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte er sich vergeblich, gegen den türk. Kaiser Selim, der sich Aegyptens bemächtigt hatte, alle christl. Monarchen zu einem Kreuzzuge zu vereinigen. Nach dem Tode Lorenzo's, der nur eine Tochter hinterlassen hatte, vereinigte L. Urbino mit den päpstl. Besitzungen; der Cardinal Giulio de Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewol inzwischen die Reformation in Deutschland fortschritt, so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte L., seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Unterstützung angedeihen zu lassen und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu sein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem deutschen Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand und nahm ein Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann; Parma und Piacenza wurden genommen und von dem Papste dem Kirchenstaate einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, L. den Bannstrahl geschleudert hatte. L. war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn 1. Dec. 1521 der Tod ereilte. L. war ein feingebildeter, mehr für Kunst und Wissenschaft als für Religion begeisterter Herr, der beim ersten Auftreten der Reformation über sie als über ein Mönchsgezänk lachte; bei der röm. Kirche lag ihm fast nur die Herrschaft des Papstthums, das ihm Einfluß und Reichthümer verschaffte, am Herzen, während ihm die Kirchenlehre wenn auch keine Fabel, so doch ziemlich gleichgültig war. Ein echter Me-

diceer, prachtliebend, leichtsinnig und verschwenderisch, lebte er fast nur dem einen Interesse, sich die Mittel zur Bestreitung seines glänzenden Hofhaltes zu verschaffen. Vgl. Roscoe, «Life and pontificate of L. X.» (4 Bde., Liverp. 1805; deutsch von Glaser, 3 Bde., Lpz. 1806—8); Ranke, «Die röm. Päpste» (Bd. 1, Berl. 1834, 4. Aufl. 1855); Audin, «Geschichte des Papstes L. X.» (deutsch von Brug, 2 Bde., Augsb. 1845).

Leo, byzant. Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Leo (Heinrich), deutscher Geschichtschreiber, geb. 19. März 1799 zu Rudolstadt, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1816 die Universität Breslau, um Medicin zu studiren. Auf der Reise ward er zu Berlin mit Ludwig Jahn bekannt, der ihn für seine freisinnigen Tendenzen gewann. Wie die meisten Jünger des damaligen Liberalismus, wandte sich L. nun der Bestimmung des Schulmannes zu. Er setzte seine Studien in Jena fort und betheiligte sich hier eifrig an allen Angelegenheiten der Burschenschaft und des Turnwesens. Ostern 1819 siedelte er nach Göttingen über und beschäftigte sich hier hauptsächlich mit dem quellenmäßigen Studium des Mittelalters. 1820 ging er nach Erlangen, wo er die Abhandlung «Ueber die Verfassung der lombard. Städte» (Rudolst. 1820) schrieb und sich an der Universität habilitirte. Um diese Zeit brach L. seine Beziehungen zur Burschenschaft nicht nur plötzlich ab, sondern er begann auch bereits sich gegen die sog. Demagogen auszusprechen. 1822 wandte er sich nach Berlin, wo er ein eifriger Zuhörer Hegel's war. Mit Unterstützung der verwitweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt trat er Ostern 1823 eine Reise nach Italien an. Nach der Rückkehr habilitirte er sich in Berlin und gab seine «Entwickelung der Verfassung der lombard. Städte» (Hamb. 1824) heraus. Da er 1825 einen Ruf nach Dorpat abgelehnt, erhielt er eine außerord. Professur; daneben bekleidete er seit 1826 das Amt eines Collaborators an der königl. Bibliothek. Im Nov. 1827 gab er jedoch plötzlich seine Stellung in Berlin auf und ging nach Jena. Durch Vermittelung seiner Freunde erhielt er 1828 wiederum eine außerord. Professur der Geschichte zu Halle, die 1830 zu einer ordentlichen erhoben wurde. Noch während seines Aufenthalts in Berlin veröffentlichte L. seine «Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats» (Berl. 1828), deren Richtung und Auffassung er später selbst als eine irrige anerkannte. Seine polit. und kirchlichen Anschauungen gab er zuerst in dem «Handbuch der Geschichte des Mittelalters» (Halle 1830) deutlicher kund. Weniger treten dieselben hervor in der von ihm für die Heeren-Ukert'sche Sammlung bearbeiteten «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. 1829—30) und den «Zwölf Büchern niederländ. Geschichten» (2 Bde., Halle 1832—35), zwei Werken, in denen er von den dargestellten Ereignissen und Zuständen ebenso getreue als lebendige Schilderungen entwirft. Inzwischen hatte L. seine directe Polemik gegen den Geist der modernen Zeit mit den «Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats» (Halle 1833) begonnen, welchen sich zahlreiche Beiträge zum «Berliner polit. Wochenblatt», Hengstenberg's «Evang. Kirchenzeitung» und andern Blättern gleicher Tendenz anschlossen. Mit derselben Schroffheit und Unduldsamkeit trat L. in mehrern Streitschriften auf, wie «Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten» (Lpz. 1836), «Sendschreiben an Görres» (Halle 1838), «Die Hegelingen» (Halle 1838; 2. Aufl. 1839), denen später «Signatura temporis» (Halle 1849) folgte. Sein «Lehrbuch der Universalgeschichte» (6 Bde., Halle 1835—44; 3. Aufl. 1849—53), dem sich ein «Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte» (4 Bde., Halle 1838—40) anschloß, trägt ganz das Gepräge seiner reactionären Anschauungen, die er gegenüber allen von ihm ingrimmig befehdeten polit., kirchlichen und socialen Strömungen der neuern Zeit festgehalten hat. Von Verdienst sind L.'s Forschungen auf dem Gebiete der altgerman. und der celt. Sprachkunde. Dahin gehören seine «Altsächs. und angelsächs. Sprachproben» (Halle 1838), «Beowulf» (Halle 1839), die Ausgabe der «Rectitudines» (Halle 1841), «Die Malbergische Glosse» (2 Hefte, Halle 1842—45) und «Ferienschriften» (2 Bde., Halle 1847—52). Als Frucht seiner eingehenden Forschungen über die deutsche Geschichte veröffentlichte L. neuerdings die «Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs» (Bd. 1—5, Halle 1854—66), von denen der vierte und fünfte Band auch den besondern Titel «Die Territorien des Deutschen Reichs im Mittelalter» führen. Durch Erlaß vom 20. Nov. 1863 wurde L. zum lebenslänglichen Mitglied des preuß. Herrenhauses berufen.

Leo (Leonardo), ein ausgezeichneter ital. Componist, nebst seinem Vorgänger Alessandro Scarlatti und seinen Zeitgenossen Durante und Feo Gründer der sog. Neapolitanischen Schule, wurde 1694 zu San-Vito degli Schiavi in der ital. Provinz Lecce geboren. Er machte seine Musikstudien auf dem Conservatorium della Pietà de' Turchini in Neapel und bei Pitoni in Rom, worauf er die Stelle als zweiter Maëstro am genannten Conservatorium erhielt. Später

trat er zu dem Conservatorium von Sto.-Onofrio über und bildete hier einige der berühmtesten ital. Tonsetzer des 18. Jahrh., unter andern Jomelli und Piccini. 1716 wurde er Organist an der königl. Kapelle und das Jahr darauf Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria della Solitaria. Er starb 1746 (nicht 1742 oder 1743). L. ist sowol als weltlicher wie als Kirchencomponist von großer Bedeutung. Seine seit 1719 componirten sehr zahlreichen Opern (an 40, meist ernste) sind zwar trotz ihrer dramatischen Angemessenheit, ihres Pathos und ihrer Leidenschaft in Vergessenheit gerathen, aber seine Kirchenstücke werden noch immer hochgeschätzt wegen ihrer Innigkeit und schönen Klarheit des Stils. Gedruckt ist nur sehr weniges davon, unter anderm ein achtstimmiges Miserere und ein Ave maris stella für eine Singstimme, Streichinstrument und Orgel, ein Muster der Gattung.

Leo, mit dem Beinamen Africanus, ein arab. Geograph, war gegen Ende des 16. Jahrh. wahrscheinlich zu Granada geboren, hieß mit seinem arab. Namen Alhasan Ibn-Mohammed Alwazzan und stammte aus einem edeln maurischen Geschlechte. Nach dem Sturze der maurischen Herrschaft in Spanien wanderte er mit seinen Angehörigen nach Afrika aus und kam nach Fez, wo er seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Als 16jähriger Jüngling begleitete er seinen Oheim auf einer Gesandtschaftsreise nach Timbuktu. Später durchzog er theils in eigenen Geschäften, theils aus bloßer Reiselust, theils auch als Gesandter fast ganz Nordafrika und das südwestl. Asien. Als L. 1517 zu Schiffe von Aegypten nach Fez zurückkehren wollte, wurde er bei der Insel Dscherba von den Christen gefangen genommen und wegen seiner Gelehrsamkeit dem Papste Leo X. geschenkt, der ihn sehr gütig behandelte. Da sich L. zur Annahme des Christenthums bereit erklärte, versah der Papst selbst bei ihm Pathenstelle und verlieh ihm dem Gebrauche gemäß seinen eigenen Namen. L. lebte nun mit einem päpstl. Gehalte abwechselnd zu Rom und Bologna, lernte italienisch und lateinisch und gab Unterricht im Arabischen. Er soll 1526 gestorben sein. L. schrieb verschiedene Schriften in lat. und ital. Sprache. Sein Hauptwerk ist die 1526 verfaßte Beschreibung von Afrika (nach der er den Beinamen Africanus führt), die nach der eigenen Handschrift des Verfassers in Ramusio's «Raccolta» (Bd. 1, Vened. 1588) gedruckt wurde (lat. von Florianus, Antwerp. 1556; deutsch von Lorsbach, Herborn 1805) und Jahrhunderte hindurch die Hauptquelle für die Kenntniß des Sudan gebildet hat.

Leoben, die Hauptstadt eines Bezirks im österr. Herzogthum Steiermark (im ehemaligen Brucker Kreise), an der Mur, die schönste Stadt in Obersteiermark, mit (1857, ohne Militär) 3601 E., ist Sitz eines Kreisgerichts, eines polit. Bezirksamts, einer Berghauptmannschaft und einer Handels- und Gewerbekammer. Außerdem bestehen daselbst ein Kloster der Redemptoristen, eine Bergakademie und eine Realschule. Der Ort ist sehr betriebsam, hat drei Eisen- und einen Kupferhammer, einen Drahtzug, ein Steinkohlenwerk am Münzenberg und erheblichen Eisenhandel. Ein Marmordenkmal erinnert an den hier 18. April 1797 zwischen Oesterreich und der franz. Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden, welchem sechs Monate nachher der Friede zu Campo-Formio (s. d.) folgte. Laut dieses Präliminarfriedens erhielt Frankreich Belgien und den Rhein; außerdem trat Oesterreich in Italien alles Land bis an den Oglio ab. Dagegen sollte es die Terra firma von Venedig bekommen, letzteres aber durch die päpstl. Gebietstheile entschädigt und aus den übrigen ital. Ländern eine Republik gebildet werden.

Leobschütz, Kreisstadt in dem Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, und Hauptort des preuß. Antheils der dem Fürsten von Liechtenstein gehörigen Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, liegt an der Zinna und dem Ausgangspunkte der Nikolai-Leobschützer Zweigbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts und Landrathsamts und zählt 9549 E. (1864). Die Stadt hat drei kath. und eine evang. Kirche wie auch eine Synagoge. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht daselbst ein kath. Gymnasium. Die hauptsächlichsten Erwerbszweige des Orts sind Garnhandel, Leinwand-, Strumpf- und Tuchmanufactur. Durch fünf Wollknüpffabriken werden an 2000 Arbeiter beschäftigt. Außerdem bestehen zu L. zwei amerik. Dampfmehlmühlen, eine Gasanstalt, eine Glashütte, eine Fabrik künstlicher Mineralwässer u. s. w. Die Getreide- und Flachsmärkte sind von Bedeutung. In dem Kreise L., der auf 12,91 Q.-M. die starke Bevölkerung von fast 80000 E. zählt, liegen noch die beiden Städte Bauerwitz (Babarow) an der Zinna, mit 2436 E., und Katscher an der Troje, mit 3148 E. Die Umgebung des letztern Orts bildet das von Czechen bewohnte Preußisch-Mähren.

Leochares, ein Erzgießer und Bildhauer der neuattischen Kunstschule, die durch Praxiteles ihr charakteristisches Gepräge erhielt, arbeitete in der Zeit von der 104. bis 111. Olympiade. Als sehr reizvoll wird sein Ganymed, vom Adler emporgetragen, geschildert, von dem Plinius

erzählt, daß man in der behutsamen Weise, womit der Vogel den Ganymed trägt, bemerken kann, wie ersterer zu wissen scheine, wen er trage. Man hält die Statue im Museum Pio-Clementinum III. 49 für eine sichere Nachbildung. Mit andern Zeitgenossen zusammen wird L. als Arbeiter am Grabmal des Mausolus genannt. An Bildnißstatuen hatte man von ihm die des Amyntas, Philipp, Alexander, der Olympias und Eurydice aus Gold und Elfenbein. Auch bildete er einen Apoll, der im Kerameikos dem des Kalamis gegenüber aufgestellt war.

Leon, ein span. Königreich, im nordwestl. Theile Spaniens, wird im N. durch Asturien, im O. durch Altcastilien, im S. durch Estremadura und im W. durch Portugal und Galicien begrenzt und nimmt mit Ausschluß der jetzt zu Altcastilien gerechneten Provinzen Palencia und Valladolid (289,9 Q.-M. mit 442791 E.) einen Flächenraum von 716,3 Q.-M. ein, der von nicht mehr als 878194 Menschen bewohnt wird. L. ist ein gebirgiges Land und wird in der Mitte in seiner ganzen Breite vom Duero durchflossen. Es ist größtentheils nicht sehr fruchtbar und nichts weniger als gut angebaut. Merinoheerden bilden seinen Hauptreichthum, und außer den Schafen werden auch Ziegen, Rinder, Pferde gezüchtet. Die Bewohner, Leoneses, sind in den untern Schichten im allgemeinen ungebildet und indolent, aber ehrlich, freimüthig, wahrheitsliebend, gutmüthig, gastfrei und tapfer. Sie rühmen sich stolz, «alte Christen» ohne Beimischung von maurischem Blute zu sein und haben viele eigenthümliche Sitten und Gebräuche. In den ältesten Zeiten war das Land abwechselnd von Römern, Gothen und Sarazenen beherrscht, bis die Spanier dieselben vertrieben und ein eigenes Königreich hier gründeten, das, 1065 mit der Krone Castilien (s. d.) vereint, nach Alfons' VIII. Tode wieder davon getrennt, 1218 jedoch aufs neue damit verbunden wurde und seitdem die Schicksale dieses Reichs theilte. (S. Spanien.) L. wird in administrativer Hinsicht in die drei Provinzen Leon, Zamora und Salamanca eingetheilt. Die bedeutendsten Städte sind Salamanca und Zamora. — Die Provinz L., die nordwestlichste von allen, zwischen Asturien, Galicien, Palencia, Valladolid und Zamora gelegen, zählt auf 289,8 Q.-M. 348437 E. — Die Hauptstadt L., die Legio septima gemina der Römer, von der das Königreich den Namen erhalten, an der Bernesga und dem Torio gelegen, mit 9866 E., ist der Sitz eines Bischofs und einer gelehrten Schule, hat einschließlich der prachtvollen Kathedrale 14 Kirchen und 11 Klöster, die mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Aussehen geben, 4 Hospitäler, ein prächtiges Rathhaus und verschiedene Paläste alter Grandengeschlechter. Unter den Klöstern war das des heil. Isidro berühmt, weil hier lange Zeit die Könige des Landes beigesetzt wurden. Die Stadt ist der Mittelpunkt des in neuerer Zeit freilich sehr gesunkenen span. Lein- und Leinwandhandels, war früher auch der Hauptstapelplatz des span. Wollhandels und hält jährlich einen sehr besuchten Pferdemarkt. L. wurde schon 722 von Don Pelayo, dem Gründer des Reiches L. und der span. Monarchie, den Arabern entrissen, denen es noch einmal 996 auf kurze Zeit in die Hände fiel. Infolge der Vereinigung des Reiches mit Castilien kam die vorher sehr reiche, mächtige und starkbevölkerte Stadt in Verfall.

Leonardo da Vinci, der größte unter der Fülle hochbegabter Künstler, welche die ital. Kunstblüte im 15. Jahrh. hervorbrachte, geb. 1452 in dem Flecken Vinci bei Florenz, war der uneheliche Sohn eines Notars. Schon in seiner Jugend zeigte er seine geniale und überreiche Natur, welche den schönsten, gewandtesten und stärksten Körper mit der erstaunlichsten geistigen Vielseitigkeit verband. Er bildete die Perspective zur Wissenschaft aus, war ein vollendeter Festungs- und Wasserbaumeister, erfand Kriegsmaschinen und musikalische Instrumente, spielte diese mit Anmuth und improvisirte Verse. Er stand in der Physik höher als seine Zeit, kannte die Anatomie des Menschen und des Pferdes und leistete, die bisherigen Entwickelungen der bildenden Künste in sich zusammenfassend, auch in diesen das Höchste. Seinen Lehrer, den als Maler und Bildhauer trefflichen Andrea del Verrocchio, übertraf er sehr bald; ein Engel, welchen L. in dessen «Taufe Christi» hineingemalt, soll dem Lehrer sogar die Palette gänzlich verleidet haben. In seiner Jugend war Hang zum Phantastischen und Seltsamen in ihm, daher ein bizarres Ungethüm und ein Medusenhaupt seine ersten Arbeiten. Jenes Schreckbild kam für 300 Ducati in die Hände von Lodovico Sforza, der ihn 1482 nach Mailand an seinen Hof berief, zunächst als Musiker und Improvisator. Doch bald war L. der Mittelpunkt aller künstlerischen Unternehmungen, stiftete eine Kunstakademie, zog die mailänd. Maler an sich, schrieb für seine Schüler seinen «Trattato della pittura», wirkte aber weit mehr durch sein großes Beispiel. Er verfertigte das kolossale Modell einer Reiterstatue des Franc. Sforza, welches von den Zeitgenossen als Wunderwerk gepriesen wurde, aber vor dem Gusse zu Grunde gegangen ist. Weltberühmt unter L.'s Werken ist das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von Sta.-Maria delle Grazie, begonnen 1496. Leider ist dieses herrliche Frescogemälde, von dem

wir indeß mehrere alte treffliche Copien besitzen, durch Vernachlässigung sehr beschädigt worden; doch läßt sich noch sehr wohl die Schönheit der Composition, der Gruppirung und der Einzelheiten erkennen. Bewunderswürdig sind von dem Künstler die verschiedenen Charaktere der Apostel bezeichnet, in deren Mitte sich die göttliche Christusgestalt wie eine Sonne unter den Sternen hervorhebt. Einen kostbaren Kupferstich des Abendmahls lieferte Rafael Morghen; er ist jetzt seltener geworden, dafür der gute Stich von F. Wagner der verbreitetste. Die Originalcartons der einzelnen Köpfe, welche L. vor der Ausführung im Großen entworfen hatte, existiren noch, und zwar der Christuskopf in der mailänder Brera, zehn Apostelköpfe in der großherzogl. Sammlung zu Weimar, andere im Privatbesitz in England. In einem guten Carton des Mailänders Bossi, jetzt in der Leuchtenbergischen Galerie in Petersburg, ist L.'s Composition des Abendmahls in der Größe des Originals mit Hülfe jener Köpfe reproducirt. Napoleon ließ von dem Mosaicisten Raffaeli eine Copie ebenfalls in der Originalgröße anfertigen (jetzt zu Wien in der Augustinerkirche). In die mailänder Zeit L.'s fallen auch einige Porträts, worunter das unter dem Namen La belle ferronière; ferner die Madonna des Herzogs von Litta, die vierge au basrelief, die vierge aux rochers. Als der Herrschaft seines Gönners 1499 durch die Franzosen ein Ende gemacht war, kehrte L. nach Florenz zurück. Hier entwarf er den berühmten Carton der heil. Anna (jetzt in London), der die größte Bewunderung erregte. Die Ausführung aber unterblieb. Kanalisirungsentwürfe zogen ihn ab, und dann mußte er im Auftrage von Cesare Borgia als dessen General-Ingenieur einen großen Theil von Italien bereisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Auftrag, eine der Wände in dem großen Saale der Rathsversammlung zu verzieren. Bei dieser Gelegenheit fertigte er, mit Michel Angelo wetteifernd, einen Carton, der, den Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolo Piccinino darstellend, zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte; leider ist der Carton, dessen Ausführung auch durch die Schuld des Meisters unterblieb, verloren und nur eine Reitergruppe daraus nach einer Zeichnung von Rubens, gestochen von Edelinck, erhalten. Unter den Werken L.'s in dieser florent. Zeit nehmen eine Anbetung der Könige (braune Untermalung, in der Galerie der Uffizien) und das herrliche Porträt der Mona Lisa, gewöhnlich Gioconda genannt, eine höchst bedeutende Stelle ein. Als Leo X. 1513 den päpstl. Stuhl bestieg, begab sich L. nach Rom. Dort kam es, namentlich da Michel Angelo sofort aus Florenz herbeieilte, das in Rom gewonnene Terrain zu behaupten, zu keinen besondern Arbeiten. In Mailand war inzwischen Franz I. von Frankreich Herr des Landes geworden. Mit diesem ging er 1516 als dessen Hofmaler nach Frankreich, wo er in Amboise seinen Aufenthalt nahm. Das einzige Bild indeß, das er für seinen neuen Herrn ausgeführt haben möchte, war eine Leda. Er starb 2. Mai 1519 auf dem Schlosse zu Cloux. Es lag in L. eine Ungeduld und eine Unzufriedenheit mit seiner Darstellungskraft gegenüber seinen Idealen, welche ihn an der ruhigen Production hemmte. Dennoch sind seine Werke in jeder Beziehung unvergleichlich. Die Grundlage seines Schaffens war eine unermüdliche Beobachtung der Menschen im ernsten wie im komischen Ausdrucke; allein dieser Neigung zum Naturalismus hielt eine große und tiefe Empfindung, ja eine zarte Schwärmerei die Wage; hoher Schwung der Gedanken und ein innerer Drang nach göttlicher Schönheit traten vollendend hinzu. Fast nicht minder schätzbar als die Gemälde sind seine Schriften. In seinem «Trattato della pittura» (Par. 1651; beste Ausg. von Manzi, 2 Bde., Rom 1817) hat er die Lehren vom Lichte, vom Schatten, von den Reflexen und hauptsächlich von der Linien- und Luftperspective ausführlich, andere wesentliche Punkte nur in flüchtigen Notizen besprochen. Außer dieser Abhandlung ist von ihm nur noch das «Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain» gedruckt; anderes ist noch handschriftlich in Bibliotheken, wie in Mailand und Paris, vorhanden. Von L.'s Handzeichnungen und Studien gab Caylus eine Sammlung heraus (Par. 1730), wovon auch ein deutscher Nachstich vorhanden ist. Auch sind noch zu erwähnen die von Gerli gestochenen «Dessins de L. de Vinci» (Mail. 1784), Amoretti's «Osservazioni sopra i disegni di L.» (Mail. 1784) und die von Chamberlaine herausgegebenen «Imitations of original designs by L. da Vinci» (Lond. 1796). Vgl. Brown, «The life of L. da Vinci» (Lond. 1828); Amoretti, «Memorie storiche su la vita etc. di L. da Vinci» (Mail. 1804), die vom Grafen von Gallenberg («L. da Vinci», Lpz. 1834) deutsch bearbeitet wurden; Rio, «L. de Vinci et son école» (Par. 1855); Waagen, «L. da Vinci-Album» (Berl. 1865). Unter L.'s frühern Nachahmern sind Lorenzo di Credi und Pier di Cosimo, unter seinen mailänder Schülern Bern. Luini (s. d.), Marco d'Oggione, G. A. Boltraffio, Franc. Melzi und Cesare da Sesto zu nennen; Gaudenzio Ferrari stand unter seinem Einfluß. Vgl. Fumagalli, «Scuola di L. da Vinci in Lombardia» (Mail. 1811).

Leonhard (Karl Cäsar von), verdienter deutscher Mineralog und Geognost, geb. 12. Sept. 1779 zu Rumpenheim bei Hanau, widmete sich 1797—99 kameralistischen Studien, zunächst in Marburg, dann in Göttingen, wo besonders die Bekanntschaft mit Blumenbach, der zuerst die Neigung für Mineralogie in ihm erweckte, von Wichtigkeit für ihn wurde. 1800 trat er in den hess. Staatsdienst, in welchem er bei seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit rasch emporstieg. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an das Großherzogthum Frankfurt abgetreten ward, war er kurhess. Kammerrath. Der Großherzog Dalberg ernannte ihn zum Generalinspector der Domänen, aber schon nach einigen Monaten mußte er dieses Amt niederlegen, weil er sich bei dem Liquidationsgeschäft bezüglich Hanaus mit den franz. Behörden überworfen hatte. 1812 ernannte ihn jedoch der Großherzog zum Geheimrath und übertrug ihm die Verwaltung der Octroidomänen. Da sich nach der Restauration Kurhessens keine geeignete Stellung für ihn fand, folgte er 1816 einem Rufe an die Akademie der Wissenschaften zu München. Hier lebte er ganz der Mineralogie und Geognosie, deren Studium er seit seinen Universitätsjahren mit Eifer und Erfolg betrieben. Auch hatte er bereits durch mehrere für ihre Zeit höchst schätzbare Werke seinen literarischen Ruf begründet. 1818 übernahm L. die ihm angetragene Professur der Mineralogie und Geognosie in Heidelberg, die er bis an seinen Tod, der 23. Jan. 1862 erfolgte, bekleidet hat. Wenn er sich auch weniger durch eigene Forschungen um die Erweiterung seiner Wissenschaft verdient machte, lieferte er doch eine Reihe von systematischen und populären Werken, die zu den vorzüglichsten der mineralog.-geognost. Literatur gehören. In weitern Kreisen dürften wol seine Vorlesungen über «Geologie oder Naturgeschichte der Erde» (4 Bde., Stuttg. 1836—45) am bekanntesten geworden sein. Sonst sind noch besonders hervorzuheben: «Lehrbuch der Geognosie und Geologie» (2. Aufl., Stuttg. 1849); «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (3. Aufl., Heidelb. 1839); «Grundzüge der Mineralogie» (2. Aufl., Lpz. 1860); «Naturgeschichte des Steinreichs» (Stuttg. 1854); «Die quarzführenden Porphyre» (Stuttg. 1851). Auch gab L. von 1807—29 das «Taschenbuch für die gesammte Mineralogie» und mit Bronn 1830—58 das «Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde» heraus. — Sein Sohn, Gustav von L., geb. 22. Nov. 1816 zu München, Professor an der Universität zu Heidelberg, hat sich ebenfalls als Mineralog und Geognost einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Handwörterbuch der topogr. Mineralogie» (Heidelb. 1843), «Geognost. Skizze des Großherzogthums Baden» (Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1861), «Beiträge zur mineralog. und geognost. Kenntniß des Großherzogthums Baden» (3 Hefte, Stuttg. 1853—54), «Die Mineralien Badens nach ihrem Vorkommen» (2. Aufl., Stuttg. 1855); «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (2. Aufl., Lpz. 1863).

Leonidas, König von Sparta, bestieg nach dem Tode seines Vaters Anaxandrides 491 v. Chr. den Thron und erhielt, als der Perserkönig Xerxes (s. d.) mit einem ungeheuern Heere Griechenland bedrohte, den Oberbefehl über die aus 300 Spartanern und ungefähr 6000 Mann Hülfsvölkern bestehende Vertheidigungsmacht, die er 480 v. Chr. nach Thermopylä (s. d.) führte und dort so geschickt aufzustellen wußte, daß die Perser, als sie, bei diesen Engpässen angelangt, die Größe der ihnen entgegenstehenden Hindernisse erkannten, den L. durch die lockende Verheißung der Herrschaft über ganz Griechenland für sich zu gewinnen suchten. Als man diesen Vorschlag zurückwies, sandte Xerxes einen Herold mit der Aufforderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. «Er komme und hole sie!» war die Antwort des Spartanerkönigs. Dreimal wurde das von den Persern nun versuchte Eindringen in die Engpässe mit großem Verluste zurückgewiesen. Zu derselben Zeit hatte aber der verrätherische Grieche Ephialtes eine auserlesene Truppe von 10000 Persern auf einem geheimen Wege über die Gebirge geführt, die nun im Rücken des L. erschienen, der, als er alles verloren sah, mit den 300 Spartanern, 700 Thespiern und 400 Thebanern den in Masse eindringenden Persern sich entgegenwarf und den Sieg ihnen so lange streitig machte, bis er und die Seinen mit ihren Leichnamen den Kampfplatz deckten.

Leoninische Verse heißen nach einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, oder, wie andere meinen, nach Papst Leo II., die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter und Pentameter, in denen Mitte und Schluß sich reimen. Die ersten Spuren solcher, freilich ganz ungesuchter Reime finden sich zwar schon hier und da bei den alten röm. Dichtern, namentlich bei Ovid; aber in den Zeiten des Mittelalters wurden häufig sehr umfangreiche Gedichte in solchen Versen künstlich abgefaßt, die nur in einzelnen Fällen für den Scherz sich eignen, im allgemeinen jedoch als eine geschmacklose Spielerei zu betrachten sind.

Leoninischer Vertrag (societas leonina, Löwengesellschaft) heißt ein Gesellschaftsvertrag, wo ein Theilnehmer allen Nachtheil allein trägt und der andere allen Nutzen allein zieht. Eine

solche Uebereinkunft ist als Gesellschaftsvertrag nach den Rechten ungültig und nur für den Fall, daß ihr die Absicht einer Freigebigkeit zu Grunde liegt, als Schenkung aufrecht zu erhalten.

Leonische Waaren, auch Lyonische Waaren, heißen Borten, Tressen und sonstige Geflechte sowie Flittern u. s. w., bei welchen man statt des echten Gold- oder Silberdrahts Kupferdraht anwendet, dem ein gold- oder silberähnliches Ansehen gegeben ist. Die Waaren haben ihren Namen entweder nach der Stadt Leon in Spanien oder, was wahrscheinlicher ist, nach der Stadt Lyon in Frankreich, wo dieselben noch gegenwärtig in vorzüglicher Güte fabricirt werden. Auch in Deutschland werden diese Waaren vielerorten sehr gut geliefert. Zur Bereitung bedient man sich des Kupfers, das jedoch vorzüglich rein sein muß. Den Goldschein gibt man diesem Kupfer entweder durch unmittelbare Vergoldung mit Blattgold oder durch Cementation, d. i. Glühen in Berührung mit Zinkdämpfen.

Leontium (griech. Leontion), eine durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Hetäre (s. d.) in Athen, war die Schülerin und Freundin des Epikur und seines vertrauten Schülers Metrodoros und soll eine scharfsinnige Schrift im reinen attischen Stile zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophrast verfaßt haben. Ihre Vorzüge hat der Dichter Hermesianax in mehrern erotischen Liedern, die den Namen der L. führen, geschildert.

Leopard oder Panther (Felis Leopardus) ist eine mit Augenflecken versehene große Katzenart, die über ganz Afrika, Persien und Vorderindien ausgebreitet ist und ohne den 2 F. langen Schwanz etwa 3 F. mißt. Auf dem ledergelben Grunde des Felles stehen reihenweise (etwa in zehn Reihen) gestellte zahlreiche braune Flecke, die, ohne eigentlichen Augenpunkt zu haben, durch Ringe eingeschlossen sind, welche aus mehrern zusammenfließenden schwarzen Punkten bestehen und etwas eckig sind. Der L. lebt mehr in den Wäldern, ersteigt mit Leichtigkeit die Bäume und greift den Menschen nur gereizt oder aus Hunger an. Es gibt mehrere Spielarten des L., die aber alle schöne, geschmeidige Form, Zierlichkeit, Leichtigkeit und dennoch auch Kraft der Bewegungen zeigen und überhaupt die schönsten unter den Katzenarten sind. Sie lassen sich zähmen und erweisen sich dann gutmüthig und geduldig. Bei den Römern wurden oft ganze Heerden Panther in den Thierkämpfen vorgeführt; so unter Pompejus auf einmal 410 Stück, unter Augustus 420, unter Probus 200.

Leopardi (Giacomo, Graf), ital. Dichter und Philolog, geb. aus einer alten, aber in beschränkten Verhältnissen lebenden Familie der Mark Ancona zu Recanati 29. Juni 1798, war von Jugend auf kränklich und körperlich verbildet. Im väterlichen Hause erzogen, gab er sich mit größtem Eifer dem Studium der alten classischen Literatur hin. Sehr früh gereift, Autodidakt in der griech. Sprache, brachte er es in der Kenntniß derselben sowie in der Auffassung des Geistes des classischen Alterthums zu einer solchen Vollkommenheit, daß schon seine ersten Arbeiten die Aufmerksamkeit selbst deutscher Gelehrten erregten. Die Anschauungen, welche er sich von der Alten Welt bildete, dienten dem Schmerze, den ihm der klägliche Zustand des neuern Italien verursachte, zur Folie. Sein Gesang an Italien (Rom 1818) machte in dieser Beziehung sogleich den tiefsten Eindruck; «mit Manzoni in die Kirche, mit L. in den Krieg!» sagten die Italiener. Es folgten die Verse an Ang. Mai bei Gelegenheit der Auffindung der Bücher Cicero's «De republica», die zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Lyrik der Italiener aufzuweisen hat. Zu Ende des J. 1822 besuchte L. Rom, wo er philol. Studien lebte. Der Plan des preuß. Gesandten, des Geh. Staatsraths Niebuhr, für den damals 24jährigen L. eine Professur in Berlin zu erlangen, zerschlug sich sowol wegen des Dichters körperlichen Leiden wie auch wegen seiner Anhänglichkeit an die Heimat. Die erstern nahmen so zu, daß er nach seiner Rückkehr nach Recanati sich genöthigt sah, seinen philol. Studien fast ganz zu entsagen. Die Philosophie trat an ihre Stelle, eine Philosophie der Verzweiflung, die in glänzenden Dialogen mit schneidender Ironie den Pessimismus verficht. Von dieser Zeit an erregte der Schmerz über seine unglücklichen Verhältnisse, durch Mishelligkeit mit seinem Vater, der die polit. und literarischen Grundsätze des Sohnes nicht billigte, noch verschlimmert, eine Bitterkeit in ihm, welche, verwebt mit der Trauer über die Gesunkenheit seiner Nation, auch in seinen Gedichten sich kundgibt. Die Zahl dieser Gedichte ist klein, die Stimmung eintönig, die Nichtigkeit der irdischen Dinge der stets wiederkehrende Refrain. Aber ein Hauch von Schönheit adelt diese Trostlosigkeit, der selbst diejenigen fesselt, die sich zu der Weltanschauung des Dichters im schärfsten Gegensatze finden. Indessen verbreitete sich sein Ruhm immer mehr. 1825 besuchte er Oberitalien und verweilte längere Zeit in Mailand, dann in Florenz. Hierauf erschien die erste Sammlung seiner Canzonen (Bologna 1826), der er eine Sammlung vermischter Aufsätze unter dem Titel «Operette morali» (Mail. 1827) folgen ließ. Genöthigt, von der Feder zu

leben, gab er eine Blumenlese aus den Dichtern und Prosaikern Italiens und Petrarca's lyrische Gedichte mit einem vortrefflichen Commentar heraus; dann veranstaltete er eine gewählte Sammlung seiner «Canti» (Flor. 1831). In fast hülflosem Zustande ging er 1833 auf Veranlassung seines Freundes A. Ranieri nach Neapel. Hier begann er mit dessen Hülfe eine Sammlung seiner Schriften, wovon indeß nur der erste Band, die lyrischen Gedichte enthaltend, erschien. L. starb in Ranieri's Armen, der ihn beim Einbruch der Cholera aufs Land nach Portici führen wollte, 14. Juni 1837 an der Brustwassersucht. Eine Uebersetzung seiner «Lyrischen Dichtungen» gab Kannegießer (Lpz. 1837) heraus.

Leopold I., deutscher Kaiser, 1658—1705, der zweite Sohn Kaiser Ferdinand's III. und der Maria Anna von Spanien, geb. 9. Juni 1640, wurde 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 18. Juli desselben Jahres, trotz aller Gegenbemühungen Ludwig's XIV. von Frankreich, der die Kaiserkrone für sich selbst zu gewinnen suchte, zum deutschen Kaiser gewählt. Ursprünglich für den Dienst der Kirche erzogen, fand er in der Jugend Vergnügen an geistlichen Uebungen sowie später in der Beschäftigung mit Sprachen und Wissenschaften, und nicht ohne Absicht unterstützte sein Oberhofmeister, Fürst Portia, um statt seiner zu regieren, diesen Hang zur Zurückgezogenheit. Wie friedliebend indessen L. auch war, sollte doch gerade seine lange Regierung eine Kette von Unruhen, Kämpfen und Kriegen sein. Gleich anfangs hatte das kaiserl. Cabinet durch unkluge Einmischung in die Wirren Siebenbürgens sich in einen Krieg mit der Pforte verwickelt. Die Türken brachen 1662 in Ungarn ein, eroberten Großwardein und Neuhäusel und streiften bis Mähren und Schlesien. L. erlangte endlich auf dem Reichstage zu Regensburg (1663), wo er persönlich erschien, von den deutschen Fürsten Hülfe. Selbst Schweden und Frankreich sandten Truppen und die ital. Staaten und der Papst Geldbeiträge, sodaß es nun Montecuculi (s. d.) gelang, die Türken 1. Aug. 1664 in der Schlacht bei St.-Gotthard an der Raab aufs Haupt zu schlagen. Statt diesen Sieg zu benutzen, gestattete der Kaiser in dem 10. Aug. zu Vasvar auf 20 J. abgeschlossenen Waffenstillstande, daß der von der Pforte begünstigte Prätendent Apafi Fürst von Siebenbürgen bleiben und die Pforte Großwardein und Neuhäusel behalten durfte. Der Krieg erneuerte sich, als L. zur Erweiterung seiner Souveränetät in Ungarn gewaltsame Maßregeln ergriff. Zwar wurden die geheimen Unterhandlungen einiger Magnaten mit den Türken entdeckt, und es büßten die Grafen Nadasdy, Zriny, Frangipani und Tettenbach 1671 mit dem Tode; allein der erbitterte Kampf der national-prot. Ungarn mit den deutsch-kath. Anhängern des Hauses Oesterreich brach endlich 1682 unter E. Tököly (s. d.) in offenen Aufruhr aus. Von den Empörern zu Hülfe gerufen und von Ludwig XIV. angereizt, stürmten die Türken 1683 mit einem Heere von 200000 Mann unter dem Großvezier Kara Mustapha durch Ungarn bis vor Wien, das sie vom 14. Juli bis zum 12. Sept. belagerten. Während nun Graf Starhemberg mit der Besatzung und den Bürgern, trotz Hunger und Seuchen, die Stadt tapfer vertheidigte, rückte ein von den sächs. und bair. Kurfürsten geführtes Reichsheer und ein 26000 Mann starkes poln. Corps unter Johann Sobieski (s. d.) zum Entsatze heran, die, im Verein mit den Kaiserlichen unter dem Herzoge Karl von Lothringen, 12. Sept. bei Wien am Kalenberge über die Türken einen so entscheidenden Sieg erfochten, daß diese bald darauf Ungarn räumen mußten. Auch in den nachfolgenden Kämpfen war der Kaiser meist glücklich, und als Karl von Lothringen die Türken bei Neuhäusel und nach der Eroberung von Ofen bei Mohacz 1687 geschlagen, Prinz Eugen endlich die Schlacht bei Zenta an der Theiß 11. Sept. 1697 gewonnen, folgte 29. Jan. 1699 der Friede von Carlovicz, durch welchen Slawonien, Siebenbürgen und das übrige Ungarn in die Hände des Kaisers kam. Unterdeß hatten auch die Ungarn selbst, namentlich durch die fortdauernd blutigen Maßregeln ermüdet, unter denen die sog. Schlachtbank zu Eperies besonders berüchtigt geworden, 1687 auf dem Reichstage zu Presburg sich dem Kaiser unterworfen und in die Verwandlung ihres Wahlkönigreichs in ein Erbkönigreich des Hauses Oesterreich gewilligt. Nicht so glücklich bestand L. die mehrfachen Kriege mit Ludwig XIV. Der erste, 1672, von L. und dem Deutschen Reiche in Verbindung mit Spanien und Brandenburg unternommen, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, wurde anfangs durch Lobkowitz' Einwirkung, trotz der schrecklichen Verwüstungen, die er den deutschen Ländern rechts und links vom Rheine brachte, nur lau geführt, bis endlich Montecuculi die Franzosen 1675 bei Saßbach schlug, über den Rhein drang und sogar in Frankreich selbst einfiel. Aber der Friede von Nimwegen (1679) brachte dem Reiche durch L.'s schlaffe Nachgiebigkeit doch nur Länderverlust; namentlich kamen Freiburg i. Br. und Lothringen in die Hände der Franzosen. Nicht zufrieden mit diesen Erwerbungen, behielt Ludwig XIV. nicht nur viele Städte, die er herausgeben

sollte, sondern errichtete auch die sog. Reunionskammern, nach deren Aussprüche er viele Ortschaften, ja ganze deutsche Fürstenthümer in Besitz nahm. Das Reich, das ohne Thatkraft, und L., der mit den Türken beschäftigt, waren beiderseits froh, als Ludwig XIV. gegen Ueberlassung des bisherigen Raubes einen 20jährigen Stillstand der Reunion verwilligte. Doch schon 1688 erneuerte Ludwig XIV. den Kampf wegen der pfalz-simmernschen Hinterlassenschaft, verheerte die Pfalz und drang bis Schwaben vor. Da vereinigten sich endlich, auf Wilhelm's von Oranien Anregung, der Kaiser, das Reich, England, Holland, später auch Spanien und Savoyen zu dem sog. Coalitionskriege (1688—97), der am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen und auf dem Meere meist glücklich gekämpft wurde und mit dem Frieden zu Ryswijk (s. d.) 1697 endigte. Einen dritten Krieg, den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) unternahm L. 1701, um seinem zweiten Sohne Karl die Thronfolge von Spanien zu verschaffen, die ihm Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou streitig machte. In Verbindung mit England, Holland, Preußen und dem Deutschen Reiche, das er gleichfalls in diesen Privatkrieg seines Hauses verwickelte, siegte zwar L. anfangs durch Eugen bei Carpi und Chiari; bald aber wurde der röm. König Joseph am Rhein zurückgedrängt, der Markgraf von Baden in mehrern Gefechten geschlagen, Tirol erobert und die Schlacht bei Hochstädt verloren. Zu gleicher Zeit hatten die Ungarn unter Rakoczy und Caroli aufs neue sich erhoben und solche Fortschritte gemacht, daß sie schon die österr. Lande bedrohten. Indessen begann bereits das Kriegsglück L.'s durch Marlborough's und Eugen's Siege bei Donauwörth und Hochstädt (1704) wieder zu steigen, als er 5. Mai 1705 an der Brustwassersucht zu Wien starb. L. war von Wuchs unansehnlich, der Blick düster und kummervoll, das Gesicht durch eine große herabhängende Unterlippe entstellt. Mit treuer Gatten- und Vaterliebe vereinigte er bigote Frömmigkeit und Mildthätigkeit, aber auch Intoleranz, steife Förmlichkeit und Härte bei Bestrafung polit. Vergehungen. Er war in Wissenschaften und Sprachen unterrichtet, betrieb die Musik mit Vorliebe und förderte eifrig die Gründung der Universitäten zu Innsbruck, Olmütz, Halle und Breslau. Den Jesuiten als deren Zögling sehr ergeben, ließ er sich von ihnen sowie früher von seinen Ministern leiten, bis durch Lobkowitz, der es mit Ludwig XIV. hielt, sein Vertrauen getäuscht wurde, worauf er selbst die Leitung der Geschäfte übernahm. Einfach, in strenger Zurückgezogenheit, lebte er unter ängstlicher Beobachtung einer unwandelbaren Tagesordnung nach den strengen Gesetzen der span. Hofetikette. Aber alle Zweige der Staatsverwaltung kamen bei der Verzögerung, der alle Sachen unterworfen waren, weil der Kaiser alles selbst entscheiden wollte, in den größten Verfall. Für sein Haus erwarb er nach dem unerwarteten erblosen Ableben des Erzherzogs Franz Sigmund von Tirol diese Grafschaft mit einer reichen Baarschaft an Geld, mit welcher er die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, welche Ferdinand III. an Polen verpfändet hatte, wieder einlöste. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er mehrere Söhne, von denen ihn zwei, Joseph I. (s. d.), sein Nachfolger, und Karl VI. (s. d.), der 1711 Kaiser wurde, überlebten.

Leopold II., deutscher Kaiser, 1790—92, einer der besten Fürsten des österr. Hauses, geb. 5. Mai 1747, wurde nach seines Vaters, des Kaisers Franz I., Tode 1765 Großherzog von Toscana, welches Land er 25 J. lang mit Sorgfalt und Weisheit regierte. Er traf die nützlichsten Einrichtungen, hob die Landwirthschaft, förderte Gewerbe und Handel, verbesserte die Landstraßen, schaffte 1787 die Inquisition ab, legte Besserungshäuser an und wirkte durch sein vortreffliches Criminalgesetzbuch wohlthätig auf die Sittlichkeit seiner Unterthanen. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen. (S. Ricci.) Auch hatte er mit seinem Minister Gianina den vollständigen Entwurf einer repräsentativen Regierungsverfassung ausgearbeitet, die er Toscana geben wollte. Der Tod Kaiser Joseph's II. rief ihn in einer Zeit zur deutschen Kaiserwürde und auf den Thron der österr. Länder, wo die Staatsverhältnisse nach innen und außen sehr verwickelt waren. Eine verständige Mitte zwischen Nachgiebigkeit und Strenge haltend, gelang es ihm sehr bald, die Ruhe im Innern seiner Staaten wiederherzustellen. Die empörten Niederländer, welche sich L.'s Vorschlägen nicht gutwillig fügten, wurden durch ein Heer, welches 3. Dec. 1791 Brüssel einnahm, zum Gehorsam gebracht; doch bewilligte ihnen L. ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Ebenso dämpfte er die Bewegungen der Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Mit Preußen, welches Oesterreich damals bedrohte, schloß er 27. Juli 1790 die Reichenbacher Convention und infolge derselben bald darauf mit der Türkei einen Waffenstillstand, auf welchen 4. Aug. 1791 der Friede zu Szistowa in Bulgarien folgte, worin Oesterreich alle seither gemachten Eroberungen an die Türkei zurückgab. Nach Wiederherstellung des Friedens begann L. sogleich für seine Unter-

thanen durch Verbesserung der Justiz, der Polizei und der öffentlichen Erziehung zu sorgen. Doch infolge der Vorfälle in Frankreich gleich andern Fürsten von der Besorgniß vor dem Eindringen revolutionärer Ideen nach Deutschland erfüllt, führte er in seinen Staaten eine geheime Polizei ein und beschränkte die von Joseph II. gestattete Preßfreiheit. Die Fortschritte der Französischen Revolution und die Theilnahme an Ludwig's XVI. Schicksal veranlaßten ihn und den König von Preußen endlich zur Zusammenkunft zu Pillnitz 27. Aug. 1791, auf welcher beide Monarchen die Absicht öffentlich aussprachen, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner unfreiwilligen Abhängigkeit auf alle Weise wirken zu wollen. Nach dem 7. Febr. 1792 zwischen ihm und Preußen zu diesem Zwecke geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß starb L. jedoch unerwartet 1. März 1792. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Franz II., als Kaiser von Oesterreich Franz I. (s. d.).

Leopold I. (Georg Christian Friedr.), König der Belgier, der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg und Bruder des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Koburg und Gotha, wurde 16. Dec. 1790 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem durch die Vermählung seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin das koburgische Haus mit Rußland in Verbindung getreten, wurde der Prinz als General im russ. Heere angestellt, und als sein Bruder Ernst 1808 eine Reise nach Rußland unternahm, hatte er in dessen Abwesenheit theil an den Regierungsgeschäften und begleitete sodann den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleon's konnten ihn bewegen, 1810 seine Stelle im russ. Heere niederzulegen. Hierauf widmete er sich den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften. 1812 besuchte er Wien und bereiste dann Italien und die Schweiz. Als aber 1813 die Lage der Dinge in Deutschland sich änderte, ging er im Febr. nach Polen zum Kaiser Alexander und blieb nun beim russ. Heere bis zur Einnahme von Paris. Während des Feldzugs entwickelte er an der Spitze eines Kürassierregiments persönliche Tapferkeit. Er begleitete 1814 die Monarchen nach England und begab sich im Febr. 1815 zum Congreß nach Wien. Von hier ging er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt sich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daselbst auf und wandte sich dann nach Berlin. Hier traf ihn eine Einladung, nach England zu kommen. Die brit. Thronerbin Charlotte Auguste (geb. 7. Jan. 1796) liebte ihn, und bereits 16. März 1816 zeigte eine Botschaft des Prinz-Regenten den beiden Parlamentshäusern die nahe Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen L. an. Derselbe ward nun durch die Parlamentsacte vom 27. März 1816 naturalisirt, erhielt einen Jahrgehalt von 50000 Pfd. St. und den Rang vor allen brit. Herzogen und Großbeamten sowie die Würde eines brit. Feldmarschalls, trat auch als Mitglied in den Geh. Rath ein. Die Vermählung fand 2. Mai 1816 statt, aber nur zu bald zerstörte der Tod seiner Gemahlin im Kindbette (5. Nov. 1817) die Hoffnungen, welche die Briten auf diese Ehe gebaut hatten. L. lebte hierauf theils auf Reisen, theils in stiller Zurückgezogenheit in London und auf seinem Landsitze Claremont. Wiederholt hatten ihn die Griechen eingeladen, sich an die Spitze ihrer Regierung zu stellen. Am 3. Febr. 1830 wurde ihm sodann von den drei zur Pacification Griechenlands verbündeten Höfen die Würde eines souveränen Erbfürsten Griechenlands angetragen, der er aber, nachdem er sie 11. Febr. mit Vorbehalt angenommen, 11. Mai wieder entsagte, weil das griech. Volk mit den von den Mächten getroffenen Verfügungen unzufrieden war. Hierauf erwählte ihn 4. Juni 1831 der belg. Nationalcongreß zum Könige der Belgier. Er nahm diese Krone 26. Juni bedingungsweise, 12. Juli unbedingt an und wurde hierauf in Brüssel, nachdem er die Constitution beschworen, 21. Juli 1831 als König inaugurirt. (S. Belgien.) Hierbei verzichtete er, solange er Souverän von Belgien, auf seine engl. Pension mit dem Vorbehalte, daß die brit. Regierung die von seiner Gemahlin legirten Pensionen und die Unterhaltung des Hauses und Parks von Claremont übernehme. Im Aug. 1832 vermählte sich L. zum zweiten mal mit der Prinzessin Luise (geb. 3. April 1812), der Tochter Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen. Aus dieser Ehe gingen hervor sein Nachfolger, der König Leopold II. (s. d.), der Prinz Philipp, Graf von Flandern (geb. 24. März 1837), und die Prinzessin Marie Charlotte (geb. 7. Juni 1840), Gemahlin des Kaisers Maximilian von Mexico. Trotz vielfältiger Schwierigkeiten bewies sich L. im vollsten Maße des ihm von der belg. Nation geschenkten Vertrauens würdig. Er hielt fest an den Principien, welche die Constituirung der belg. Nation begründeten, sowol in Bezug auf die innere Verfassung als auf die gegen die europ. Mächte übernommenen Verpflichtungen, und war eifrig bemüht, die sittliche und materielle Entwickelung des anfangs vielfach zerklüfteten Landes zu fördern. Mit Würde und Besonnenheit wußte er sich in verschiedenen kritischen Zeitpunkten zu

benehmen; so 1838, als es sich um Ausführung des Vertrags der 24 Artikel handelte; sodann 1848, wo er die Erklärung erließ, daß er zurücktreten wolle, wenn die Nation in ihm ein Hinderniß zu ihrer Wohlfahrt fände; endlich in den nach dem 2. Dec. 1851 mit Frankreich entstandenen Differenzen. Wie sicher er die Volksstimmungen zu erfassen und weise zu benutzen vermochte, davon gab er namentlich Beweise bei den 1857 durch das Wohlthätigkeitsgesetz entstandenen innern Unruhen. Dagegen aber zeigte er auch große Standhaftigkeit in der Durchführung der als unabweisbar erkannten Maßnahmen, wie z. B. in Hinsicht des neuen Vertheidigungsgesetzes und der Befestigung Antwerpens. Alle diese Regenteneigenschaften waren überdies verbunden mit einer durch edeln Ernst gemäßigten Liebenswürdigkeit im Umgange. Wie sehr er sich die Liebe und Achtung seines Volks erworben, gab sich kund, als er 11. Oct. 1850 seine Gemahlin durch den Tod verlor, und in besonders glänzender Weise 1856, am 25jährigen Gedächtnißtage seiner Thronbesteigung. König L. starb 10. Dec. 1865, tief betrauert von seinem Lande, ja von Europa, als ein edler Fürst und umsichtiger Begründer der belg. Dynastie.

Leopold II., König der Belgier, Sohn und Nachfolger König Leopold's I., geb. 9. April 1835 zu Brüssel, erhielt seine Elementar- und höhere Bildung durch Privatlehrer unter der Oberleitung zuerst des Majors Hallard und später der Generale de Lannoy und Baron Prisse. Sein Vater verlieh ihm 1840 den Titel eines Herzogs von Brabant, der fortan für den belg. Thronerben verbleiben soll. Sechs Jahre darauf trat er als Unterlieutenant des Grenadierregiments in die Armee und durchlief sämmtliche Grade bis zu dem eines Generallieutenants, den er 1865 erhielt. Kurz nach seiner Volljährigkeit, 9. April 1853, bei welchem Anlaß er feierlich als Senatsmitglied eingeführt und beeidigt wurde, begab sich der 18jährige Prinz mit seinem Vater nach Wien, wo seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Henriette (geb. 1836), Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn, aus dessen Ehe mit der Prinzessin Marie Dorothea von Würtemberg, vereinbart wurde. Die Hochzeit erfolgte zu Brüssel 22. Aug. 1853. Der Prinz nahm seither öfters an den Berathungen des Senats theil und gab dabei, nebst einem bemerkenswerthen Rednertalente, eine besondere Vorliebe für diejenigen Fragen zu erkennen, die sich auf die Ausbreitung der belg. Handelsbeziehungen und die Entwickelung des Kunstfleißes beziehen. Fast jedes Jahr unternahm er eine größere Reise durch Europa und den Orient, dessen verschiedene Gebiete er aufmerksam durchforschte. In der innern Politik vermied er als Kronprinz jedes Eingreifen, und die Ansicht, wonach er der kath. Partei sich zuneigen solle, beruhte auf Vorurtheil. Durch den Tod seines Vaters 10. Dec. 1865 auf den constitutionellen Thron Belgiens berufen, legte er bei seiner feierlichen Eidesleistung 17. Dec. durch eine alle Parteien begeisternde Rede den Beweis ab, daß er sich der Bedingungen bewußt ist, welche die Regierung seines Vorgängers zu einer so populären und gesegneten gemacht haben. Die Civilliste des Königs wurde für die Dauer seiner Regierung auf 3,300000 Frs. festgesetzt. Aus seiner Ehe sind entsprungen: der Kronprinz Leopold, Herzog von Brabant und Graf von Hennegau (geb. 1859), und die Prinzessinnen Luise (geb. 1858) und Stephanie (geb. 1864).

Leopold (Karl Friedrich), Großherzog von Baden von 1830—52, geb. zu Karlsruhe 29. Aug. 1790, war der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, welche später zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Er führte vor seiner Anerkennung als großherzogl. Prinz von Baden den Titel eines Grafen von Hochberg, erhielt eine gute Erziehung und studirte in Heidelberg, wo er mit besonderer Liebe histor. Studien oblag. Schon sein Vater hatte für den Fall des Aussterbens der ältern Linie das Successionsrecht der jüngern (zähringisch-hochbergischen) festgesetzt. Diese Bestimmung wurde 1806 unter agnatischem Beitritt zum Familienstatut erhoben, infolge dessen der Großherzog Karl Ludwig Friedrich 1817 seinen drei Halboheimen, den Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian, als ebenbürtigen Nachkommen seines Großvaters aus zweiter Ehe, das Successionsrecht in den bad. Landen sicherte. Nachdem dieses Erbfolgerecht die Gewährleistung beim Deutschen Bunde erhalten hatte, vermählte sich der Prinz Leopold 25. Juli 1819 mit seiner Großnichte Sophie Wilhelmine (geb. 21. Mai 1801), der Tochter des Königs Gustav Adolf IV. von Schweden. Durch den Großherzog Ludwig, seinen Halbbruder, von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften zurückgehalten, lebte er in dem Kreise seiner Familie, bis er nach jenes Tode 30. März 1830 den großherzogl. Thron bestieg. Ein neuer Geist durchdrang hierauf den Staatsorganismus, an dessen Spitze Männer wie Böckh, Winter und Nebenius traten. Trotz der reactionären Politik des Bundestags erfreute sich Baden nicht nur zahlreicher materieller Reformen sowie eines musterhaften Staatshaushaltes, sondern auch das bad. Verfassungsleben gewann mehr Selbständigkeit und Bewegung als anderwärts in Deutschland. L. war der erste

deutsche Fürst, der bereits vor 1848 die bundestägliche Politik verließ und durch eine Reihe verständiger Concessionen den öffentlichen Geist zu befriedigen suchte. Daß in der Revolution von 1848 Baden heftiger erschüttert wurde, erklärt sich mehr durch die äußere Lage des Landes und einzelne Persönlichkeiten als durch Ursachen begründeter Unzufriedenheit. Großherzog L., wie er in den Märztagen 1848 mit dem Beispiel freisinniger Reformen vorangegangen war, gab auch im Laufe der Erschütterung die zahlreichsten Beweise von echtem Wohlwollen, edler Uneigennützigkeit und, wo es der allgemeinen deutschen Sache galt, von rühmlicher Aufopferung particulärer und dynastischer Interessen. Gleichwol ergriff im Frühjahr 1849 die allgemeine deutsche Revolution am gewaltigsten Baden, das durch rührige revolutionäre Agitatoren am meisten unterwühlt war, und wo selbst die Treue der Truppen in der herrschenden Zügellosigkeit zusammenbrach. (S. Baden.) Nach den Soldatenmeutereien in Rastadt und dem Aufruhr vom 13. Mai verließ der Großherzog Karlsruhe und begab sich erst nach Ehrenbreitstein, dann nach Mainz, bis durch preuß. und Bundestruppen die Revolution (Ende Juni) niedergeworfen ward. Selbst in diesen Tagen hörte die Person des edeln Fürsten nie auf, populär und geehrt zu sein, und als nach dem Ende des Rausches L. nach Karlsruhe zurückkehrte (Aug.), gab sich allenthalben ein aufrichtiges Bestreben kund, dem schwer gekränkten Fürsten die Zeit des Unheils vergessen zu machen. Auch jetzt hielt er sich innerhalb der Grenzen der Verfassung, milderte, wo er konnte, die Acte strenger Ahndung und zeigte sich von der Leidenschaft, die sonst restaurirten Regierungen eigen, überall frei. Ein anfangs unscheinbares Gichtleiden, das ihn seit 1851 heftiger heimsuchte, setzte indeß seinem Wirken bald ein Ziel. Er starb 24. April 1852. Schon vorher, im Febr., hatte er, da sein ältester Sohn, der Erbprinz Ludwig (gest. 22. Jan. 1858), wegen Krankheit regierungsunfähig war, seinen zweiten Sohn zum Stellvertreter ernannt, der nach des Vaters Tode erst als Prinz-Regent, später als Großherzog Friedrich I. (s. d.) die Regierung übernahm. Des Großherzogs L. dritter Sohn, Prinz **Wilhelm**, geb. 18. Dec. 1829, vermählt mit Maria, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, preuß. Generalmajor und bad. Generallieutenant, befehligte die bad. Truppen im Kriege von 1866. Ein vierter Sohn, Prinz **Karl**, geb. 9. März 1832, steht als Oberst in österr. Diensten. Von den drei hinterlassenen Töchtern des Großherzogs L. ist die ältere, Prinzessin Alexandrine, mit dem Herzoge Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha, die zweite, Prinzessin Marie, mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen, die dritte, Cäcilie (Olga Feodorowna), mit dem russ. Großfürsten Michael vermählt.

Leopold II. (Joh. Jos. Franz Ferd. Karl), Großherzog von Toscana 1824—59, Erzherzog von Oesterreich, der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand III. (s. d.), geb. 3. Oct. 1797, theilte in seiner Jugend die Schicksale seines Vaters und kehrte mit diesem 1815 nach Florenz zurück. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Anna, der Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, und 17. Juni 1824 folgte er seinem Vater in der Regierung. Die aufgeklärten und humanen Verwaltungsgrundsätze seines Großvaters, Leopold I. (als deutscher Kaiser Leopold II.), hatten Toscana zu einem blühenden Lande gemacht und waren von Vater zu Sohn übertragen worden. In Italien galt daher vor 1848 die Regierung L.'s als die thätigste in materiellen Reformen sowie als die freisinnigste in kirchlicher, politischer und literarischer Hinsicht. Die nationale Bewegung, die seit 1847 ganz Italien ergriff, änderte indeß auch dieses Verhältniß. Zwar gab der Großherzog den Zeitforderungen alsbald nach, legte sogar den Titel eines Erzherzogs ab und betheiligte sich mit seinen Truppen 1848 am Kriege gegen Oesterreich. Dennoch vermochte er sich nicht mit Entschiedenheit dem ital. Interesse anzuschließen, und 21. Febr. 1849 entwich er ohne Noth aus Florenz nach Neapel. Als ihn 1849 die Florentiner, nachdem diese selbst das revolutionäre Treiben beseitigt, unter der Bedingung eines constitutionellen Regiments zurückriefen, willigte er ein, verzögerte aber seine Rückkehr bis in den Juli, sodaß inzwischen die Oesterreicher die Gelegenheit zur Occupation des Landes ergreifen konnten. So trat auch in Toscana unter militärischem und jesuitischem Einflusse eine tiefgreifende Reaction ein, welche nicht nur die Neuerungen, sondern auch die wohlthätigen Schöpfungen der frühern Jahrzehnte beseitigte, trotz der Gutmüthigkeit und des persönlichen Wohlwollens des Großherzogs. (S. Toscana.) Bei Ausbruch der Krisis von 1859 suchten sowol Piemont wie die toscan. Patrioten den Großherzog L. für die ital. Sache zu gewinnen oder wenigstens zur Abdankung zu Gunsten seines ältesten Sohnes zu bewegen. Allein der Fürst wies dies im Vertrauen auf Oesterreichs Macht zurück und verließ mit seiner Familie 27. April 1859, ohne Anfechtung von seiten des Volks, seine Hauptstadt und sein Land, um in Oesterreich Schutz und Hülfe zu suchen. Seine spätere Abdankung (datirt Vöslau 21. Juli 1859) zu Gunsten seines Sohnes änderte nichts an dem Gange der Ereignisse, durch welche Toscana für seine Dynastie verloren

ging. Der Großherzog L. nahm seitdem seinen Wohnsitz auf Schloß Brandeis in Böhmen. Aus seiner zweiten Ehe, die er 1833 mit Antonie, der Tochter Königs Franz I. von Neapel, schloß, sind zwei Töchter und drei Söhne entsprungen, von denen der älteste, auf Grund der väterlichen Abdankung, als **Ferdinand IV.** die großherzogl. Würde übernahm. Derselbe wurde 10. Juni 1835 geboren und vermählte sich 1856 mit der Prinzessin Anna, Tochter des Königs Johann von Sachsen, die indeß schon 1859 starb. Aus dieser Ehe stammt eine Tochter, die Erzherzogin Marie Antoinette (geb. 10. Jan. 1858).

Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, als Feldherr unter dem Namen des **Alten Dessauers** im Andenken, geb. 3. Juni 1676, der Sohn Johann Georg's II., wurde als Erbprinz mit großer Nachsicht, aber kräftig erzogen und bewies schon in früher Jugend bei ungestümer Leidenschaftlichkeit und gebieterischem Trotze die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung und zugleich unwiderstehlichen Hang zum Militär. Bereits 1688 ernannte ihn Kaiser Leopold I. zum Oberst und Chef eines Reiterregiments. Als er aber 1693 nach dem Tode seines Vaters, welcher preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war, unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung übernahm, zog er es vor, in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Brandenburg zu treten, der ihm das Regiment seines Vaters verlieh. Eine leidenschaftliche Neigung zu der Tochter des Apothekers Föse veranlaßte jedoch seine Mutter, ihn auf Reisen zu schicken. Er besuchte Deutschland und Italien, gab sich überall wilden Vergnügungen und Leidenschaften hin und kehrte 1695 wieder nach Dessau zurück. Der Krieg, der in den Niederlanden von Preußen, als Verbündetem Oesterreichs, gegen Ludwig XIV. geführt wurde, rief ihn sogleich zu seinem Regimente. Als Oberst nahm er an der Eroberung von Namur theil, wurde zum Generalmajor ernannt und trat endlich, da er mündig geworden, 1698 die Regierung seines Landes an. Bald darauf heirathete er, trotz der Misbilligung aller, Anna Luise Föse, erlangte später, als sie ihm zwei Söhne geboren, vom Kaiser die Erhebung der Mutter und der Kinder in den Reichsfürstenstand und lebte mit ihr ununterbrochen in der glücklichsten Ehe. Als Regent beschäftigte ihn die Verbesserung der Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes. Er führte genaue Aufsicht, legte neue Dörfer und Vorwerke an, begann die Errichtung der Elbdämme und eine Menge anderer Bauten, verordnete eine mäßigere Gerichtstaxe im Lande und trug große Sorge, den Zustand des Volks zu verbessern. Dieser schönen Wirksamkeit gegenüber zeigte er aber auch die ihm eigenthümliche Gewaltsamkeit und Härte. In der Meinung, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und anderer einträglicher Grundstücke sein, zwang er die adelichen Gutsbesitzer bald mit Gewalt, bald durch Quälereien, ihm ihre Güter für den von seiner Kammer bestimmten Taxwerth zu überlassen. Auch die Juden durften nur gegen ein hohes Schutzgeld in Dessau wohnen. Große Sorgfalt bei gleicher Gewaltsamkeit des Verfahrens widmete er auch dem Soldatenwesen. Sein Regiment zu Halberstadt, durch unablässige Uebung geschult, zeichnete sich in strenger Zucht, pünktlicher Ordnung und genauer Abrichtung aus. Im Jan. 1701 führte er zur Unterstützung Oesterreichs 12 Bataillone preuß. Fußvolk an den Niederrhein. Hier zeichnete er sich unter dem General von Heyden 1702 vor Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth und Roermonde aus und rettete 1703 unter dem Oberbefehle des kaiserl. Feldmarschalls Styrum in dem Treffen bei Hochstädt durch seinen meisterhaften Rückzug das Heer vom Untergange. Im nächsten Jahre zum General der Infanterie ernannt, führte Leopold Eugen 12000 Mann Preußen zu, gab in der zweiten Schlacht bei Hochstädt 1704 den Ausschlag zu dem vollständigen Siege und eroberte zuletzt durch einen eigenmächtigen blutigen Angriff die Festung Landau. 1706 nahm er mit 8000 Mann an Eugen's Feldzug in Italien theil, überschritt siegreich den Oglio, kämpfte tapfer bei Cassano, half durch seinen Heldenmuth die Schlacht bei Turin und diese Stadt selbst gewinnen und wohnte den Eroberungen von Novara, Mailand und Pizzighetone thätig bei. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er anfangs Mühe, den König, der über die großen Truppenverluste unwillig war, zu versöhnen. Doch gelang ihm dies, und er eilte 1707 aufs neue nach Italien, nahm an Eugen's Einfall in die Provence Antheil, half Toulon berennen und eroberte Susa, kehrte aber, über die Lauheit, mit welcher der Herzog von Savoyen die Führung des Kriegs betrieb, unwillig, nach Deutschland zurück. 1709 machte er als Freiwilliger mit dem Kronprinzen den Feldzug in den Niederlanden mit, erhielt aber bald auf Eugen's Fürsprache den Oberbefehl über die in engl. und holländ. Solde stehenden preuß. Truppen, eroberte mit denselben Donay und Aire und nahm 1711 an Marlborough's glücklichen Operationen bei Arras gegen Villars Antheil. Hierauf wurde L. im Dec. 1712 Feldmarschall und wirklicher Geh. Kriegsrath. Unterdessen war Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gelangt,

der noch mehr als sein Vorgänger sein Vertrauen in den Kriegsangelegenheiten auf L. stellte. Als Karl XII. von Schweden 1715 den Krieg mit Preußen wegen Pommern veranlaßte, erhielt L. den Oberbefehl über 25000 Mann Preußen und 8000 Sachsen. Er eroberte erst Rügen, dann Stralsund und bereitete auf diese Weise seinem König einen vortheilhaften Frieden vor. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's I. schenkte ihm zwar Friedrich II. nicht gleiche Gunst, benutzte aber gern und oft seine Erfahrung und Einsicht. Derselbe übertrug ihm während des ersten schles. Feldzugs die Deckung der brandenb. Lande wider Hannover und 1742 das Commando in Oberschlesien. Im Jan. 1745 schlug L. die Oesterreicher bei Neustadt in Schlesien, dann bei Jägerndorf und erfocht mit 34000 Mann den Sieg bei Kesselsdorf über die mit den Oesterreichern verbündeten Sachsen, worauf Dresden in preuß. Hände fiel und der Krieg durch den Dresdener Frieden beendigt wurde. Kurz zuvor war seine Gemahlin, mit der er neun Kinder erzeugt hatte, gestorben. Tiefgebeugt durch diesen Verlust, zog er sich in seine Residenz Dessau zurück, einzig mit der Sorge um sein Land und mit der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, beschäftigt, und starb daselbst 7. April 1747. Seine Sitten waren sehr rauh, aber bei der biedern Aufrichtigkeit und heitern Leutseligkeit seines Charakters war er doch bei seinen Unterthanen wie beim Heere äußerst beliebt. Vgl. über sein Leben Varnhagen von Ense's «Biographische Denkmale» (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1845). Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Maximilian, geb. 1700, gest. 1751.

Leopold (Friedrich), Herzog von Anhalt, Enkel des Herzogs Franz (s. d.) Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, geb. 1. Oct. 1794 zu Dessau, erhielt eine sorgfältige Erziehung und machte dann mit seinem Bruder Georg (geb. 21. Febr. 1796, gest. 16. Oct. 1865) den Feldzug der Verbündeten in Frankreich mit. In Paris, wo er schwer erkrankt war, traf ihn die Nachricht vom Ableben seines Vaters, des Erbprinzen Friedrich (gest. 27. Mai 1814). Auf dem Wiener Congresse erschien er in Vertretung seines Großvaters. Als letzterer 9. Aug. 1817 starb, folgte ihm der Erbprinz L. als Herzog von Anhalt-Dessau in der Regierung. Am 18. April 1818 vermählte sich derselbe mit der Prinzessin Friederike (geb. 30. Sept. 1796, gest. 1. Jan. 1849), der Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, mit der er sich bereits 17. Mai 1816 verlobt hatte. In der Regierung seines Landes befolgte der Herzog die Grundsätze seines Großvaters. Es geschah mancherlei für Verbesserung des Schul- und Gerichtswesens sowie für Hebung des Verkehrs. Auch beförderte er Wissenschaft und Kunst, insbesondere Musik und später, nach seinen Reisen in Italien, auch Malerei. Für Verschönerung des Landes sorgte er durch vielfache Anlagen und Bauten. Nach mannichfachen innern Mishelligkeiten kam im Oct. 1848 eine Verfassung zu Stande, die jedoch 1851 wieder aufgehoben und nach einer Reihe von Jahren im Sept. 1859 durch eine ständische Repräsentation ersetzt wurde. (S. Anhalt.) Nach dem Erlöschen von Anhalt-Köthen (23. Nov. 1847) trat der Herzog L. laut Vertrag mit Bernburg vom 2./7. Mai 1853 auch die Regierung in diesem Herzogthum an, und nach dem Aussterben der Linie Anhalt-Bernburg (19. Aug. 1863) erbte er auch deren Besitzungen. Mit dieser Vereinigung sämmtlicher, seit 1603 getrennt gewesenen Besitzungen seines Hauses nahm er 30. Aug. 1863 den Titel Herzog von Anhalt an. Sein einziger Sohn, der Erbprinz Friedrich von Anhalt, geb. 29. April 1831, preuß. Generalmajor, ist seit 22. April 1854 vermählt mit der Prinzessin Antoinette (geb. 17. April 1838), einer Tochter des verstorbenen Herzogs Eduard von Sachsen-Altenburg, aus welcher Ehe fünf Kinder, vier Prinzen (Leopold, Friedrich, Eduard, Aribert) und eine Prinzessin (Elisabeth), entsprangen. Von den Schwestern des Erbprinzen ist die ältere, Agnes (geb. 24. Juni 1824), mit dem Herzoge Ernst von Sachsen-Altenburg, die jüngere, Maria (geb. 14. Sept. 1837), mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen vermählt.

Leopold (Paul Friedrich Emil), Fürst zur Lippe, ist der Sohn des Fürsten Paul Alexander Leopold (geb. 6. Nov. 1796) und wurde 1. Sept. 1821 zu Detmold geboren. Der Prinz erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat dann in preuß. Militärdienste, in denen er bis zum Major aufrückte. Nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem 1. Jan. 1851 in der Regierung. Am 17. April 1852 vermählte sich Fürst L. mit Elisabeth, der Tochter des Prinzen Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, doch blieb die Ehe kinderlos. Unter seiner Regierung wurden alle volksthümlichen Gesetze und Einrichtungen, die sein Vater dem Lande bewilligt, durch die Maßnahmen der Minister Hannibal Fischer (seit 1853) und von Oheimb (seit 1856) wieder beseitigt. (S. Lippe.) Der Fürst hat noch drei Brüder (Woldemar, geb. 18. April 1824, der muthmaßliche Regierungsnachfolger, Hermann und Alexander) und drei Schwestern. Die älteste der letztern, Prinzessin Luise von L., geb. 9. Nov. 1822, ist Aebtissin zu Kappel und Lemgo.

Leopold (Maximilian Julius), Prinz von Braunschweig, jüngster Sohn des Herzogs Karl

von Braunschweig und Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Wolfenbüttel 10. Oct. 1752, genoß eine treffliche Erziehung unter Anleitung des nachmaligen Abts Jerusalem und machte in Strasburg seine akademischen Studien. In Lessing's Begleitung bereiste er sodann Italien. Als Neffe Friedrich's d. Gr. wurde er 1776 Chef eines Infanterieregiments zu Frankfurt a. d. O., wo er nach beendigtem Bairischen Erbfolgekriege, dem er beiwohnte, seit 1779 seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Durch seine Herzensgüte, werkthätige Theilnahme für alles, was das öffentliche Wohl erheischte, und seine Bereitwilligkeit zur Linderung jedweder Noth erwarb er sich in Frankfurt die allgemeinste Verehrung. Eine durchaus edle, leicht erregbare Natur, setzte er sich indeß keck über die Schranken der Convenienz hinweg, was ihm wiederholt strengen Tadel von seiten Friedrich's d. Gr. zuzog. Hauptsächlich ihm und seinem Regiment hatte man 1780 die Erhaltung der Dämme zu danken, wodurch die Vorstädte vor der Ueberschwemmung gerettet wurden. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei mehrern Feuersbrünsten, welche in dieser Zeit die Stadt betrafen. Auch stiftete er in Frankfurt eine Schule für arme Kinder der Soldaten seines Regiments. Beim Aufgange des Eises ertrank der edle Prinz 27. April 1785 in den Fluten der Oder noch innerhalb der Dammvorstadt von Frankfurt am rechten Ufer des Stroms. Die Sage läßt ihn als Opfer der Menschenliebe fallen, als er bemüht gewesen, in einem Kahn die von Wasserfluten und Eisschollen bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten, und ein Monument von Stein mit seinem Standbilde erinnert noch gegenwärtig an sein heldenmüthiges Unternehmen. Dagegen hat G. W. Keßler in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (neue Folge, Jahrg. 5, Lpz. 1844) nachgewiesen, daß an gedachtem Tage gar niemand in Gefahr und zu retten war, daß der Prinz vielmehr in einer Anwandlung von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke, durch die der Strom mit furchtbarer Gewalt sich stürzte, hindurchzufahren, und daß er hierbei seinen Tod gefunden.

Leopold (Karl Gustaf af), schwed. Dichter, geb. zu Stockholm 2. April 1756, erhielt seine Erziehung zu Norrköping und Söderköping, und studirte seit 1773 zu Upsala. 1781 ging er nach Greifswald, wo er als Doctor der Philosophie promovirte, und wurde 1782 Rathsbibliothekar in Stralsund. 1784 erhielt er die Stelle eines Aufsehers der Lidén'schen Bibliothek zu Upsala. Als bald nachher der König Gustav III. sein Drama «Helmfeld» in eine Oper umgestaltet zu sehen wünschte, unterzog sich L. dieser Arbeit zur größten Zufriedenheit des Königs und kam dadurch seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten Schwedischen Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1789 Secretär des Königs und 1790 als Gesellschafter desselben nach Finland berufen. Nach Gustav's III. Ermordung unter der vormundschaftlichen Regierung wegen jakobinischer Grundsätze vor Gericht gestellt, fand L. es für gerathen, nach seiner Freisprechung sich nach Linköping zurückzuziehen, bis der junge König Gustav IV. Adolf ihn zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 wurde er in den Adelsstand erhoben und 1818 Staatssecretär. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden geben. Seine Frau verfiel in Schwermuth, die in völlige Apathie überging, und auch er wurde von dieser Krankheit befallen, erblindete seit 1822 völlig, und als seine Frau gestorben, folgte er ihr 9. Nov. 1829 im Tode nach. L. hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Er war der Hauptvertreter der franz. Geschmacksrichtung und wurde deshalb hart von der Gegenpartei angegriffen, ließ sich jedoch wenig in literarische Streitigkeiten ein. Nach Kellgren's (s. d.) Tode stand er ohne Nebenbuhler da, und seine Trauerspiele «Odin» (1760) und «Virginia» (1799) stehen noch gegenwärtig in hohem Ansehen. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften (3 Bde., Stockh. 1814), welche nach seinem Tode (3 Bde., Stockh. 1831—33) vervollständigt wurde.

Lepanto, die Hauptstadt einer gleichnamigen Eparchie der griech. Provinz Aetolien-Akarnanien, von den Neugriechen Epakto, von den Türken Ainabachti genannt, liegt an dem den Peloponnes von dem übrigen Hellas trennenden Meerbusen von L. oder von Korinth, 1 M. nordöstlich von dessen durch die sog. Kleinen Dardanellen oder die Schlösser Kasteli Rumelias und Kasteli Moreas (dem Antirrhion und Rhion der Alten entsprechend) vertheidigten schmalen Eingang aus dem westlichern Meerbusen von Patras. Die Stadt ist ein schlechtgebauter Handelsort, am Abhange eines Hügels, auf welchem das alte Schloß steht, Sitz eines griech. Bischofs, mit 1500 E. und einem Hafen. L. ward auf und aus den Ruinen des alten Naupaktos erbaut, eines wichtigen Hafenplatzes im westlichen oder Ozolischen Lokris, angeblich benannt von der Ausrüstung der zur Eroberung des Peloponnes bestimmten Flotte der Herakliden, berühmt durch eine benachbarte, der Aphrodite geweihte Grotte, in welcher heirathslustige Witwen die

Göttin um einen zweiten Ehemann anflehten. 455 v. Chr. wurde Naupaktos durch die Athener den Lokrern entrissen und mit Messeniern und Heloten besetzt, welchen die Spartaner freien Abzug gewährt hatten. Im Peloponnesischen Kriege war es eine Flottenstation der Athener und mehrmals Kriegsschauplatz. Später gehörte es den Achäern, dann den Aetoliern, die hier 217 v. Chr. mit Philipp von Macedonien Frieden schlossen. Im Mittelalter wurde die Stadt vom byzant. Kaiser Emanuel den Venetianern überlassen und von diesen so stark befestigt, daß sie 30000 Türken 1477 vier Monate lang vergeblich belagerten und erst Bajazet II. sie 1499 mit einem Heere von 150000 Mann zur Uebergabe zwingen konnte. Am berühmtesten ist L.s Name durch den großen Seesieg geworden, den 7. Oct. 1571 die ital.-span. Flotte unter Don Juan d'Austria über die Türken bei den Curzolarischen Inseln, nördlich am Westeingang des Meerbusens von Patras, erfocht, der aber nach L. benannt wird, weil die türk. Flotte ihre Station daselbst gehabt hatte. Diese letztere bestand aus 250 Galeren, 70 Fregatten und Brigantinen; die italisch-spanische aus 210 Galeren, 23 Transportschiffen und 6 Galeassen. Noch vereinigten sich mit der span. Hauptflotte eine von den Venetianern gesandte Hülfsflotille und einige päpstl. Galeren. Die Türken verloren an 150 Schiffe; 130 davon wurden im Triumph nach Messina geführt, die übrigen vernichtet. Mehr als 15000 Türken wurden in der Schlacht getödtet und 5000 christl. Sklaven in Freiheit gesetzt. Doch auch die Christen verloren über 5000 Mann an Todten und Verwundeten.

Lepeletier (Louis Michel), Graf von St.-Fargeau, Generaladvocat und Präsident des Parlaments zu Paris, geb. 29. Mai 1760, wurde 1789 vom Adel zu Paris zur Versammlung der Generalstaaten gesendet, wo er sich, obschon außerordentlich reich, der beginnenden Staatsumwälzung leidenschaftlich ergeben zeigte. Im Auftrage der Versammlung entwarf er den allgemeinen Theil eines neuen Strafgesetzbuchs, in welchem die Todesstrafe nur auf die Häupter polit. Parteien beschränkt war. Diese merkwürdige Arbeit kam 22. und 23. Mai 1791 zur Verhandlung, fand aber damals noch sehr heftigen Widerspruch. Im Processe des Königs stimmte er für dessen Hinrichtung ohne Aufschub und Appellation. Dieses Votum und seine revolutionäre Berühmtheit überhaupt wurden die Ursache seines Todes. Ein Gardesoldat, Namens Paris, stieß ihm 20. Jan. 1793 in einer Restauration, nachdem er ihn über seinen Namen und sein Votum befragt, den Säbel in den Leib. Der Mörder entfloh und wurde niemals aufgefunden. Der Convent decretirte L. die Ehre des Pantheons und erklärte seine einzige Tochter zum Adoptivkind der Nation. Sein Leichenbegängniß geschah mit großem Pomp, und seinen Namen legte man einer Straße bei. Auch mit seiner Büste wurde bei revolutionären Aufzügen, bei dem Feste der Vernunft und selbst im Convente viel Unfug getrieben. — Felix L., Graf von St.-Fargeau, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 12. Juli 1769, war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des Prinzen von Lambesc und ein sehr heftiger Gegner der Bewegung. Nach des Bruders Tode zeigte er sich jedoch als eifriger Jakobiner und verwickelte sich sogar 1796 in die Verschwörung Babeuf's, wurde aber freigesprochen. Nach dem Attentat vom 3. Nivôse (24. Dec. 1800) gegen den Ersten Consul bemächtigte man sich seiner und verbannte ihn bis 1805 nach Italien. Während der Hundert Tage schickte ihn das Wahlcollegium von Dieppe in die Deputirtenkammer, wo er großes Aufsehen machte, indem er Napoleon als den Retter des Vaterlandes proclamirte. Seit der zweiten Restauration mußte er deshalb mehrere Jahre im Auslande leben. Er ist der Herausgeber der «Oeuvres» seines Bruders (Brüss. 1821), die neben mehrern juristisch-publicistischen Schriften auch den erwähnten Strafgesetzentwurf enthalten. — Einem andern Zweige dieser Parlamentsfamilie gehörte an der Baron Felix L. d'Aulnay, geb. 1782. Er war unter dem ersten Kaiserreich Präfect, seit 1827 Mitglied der Deputirtenkammer und von 1843—48 deren Vicepräsident. 1849 wurde er von dem Depart. Seine-Oise in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. Mit dem Staatsstreiche von 1851 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und starb 16. Jan. 1855 zu Paris. — Sein Neffe, Graf Octave L. d'Aulnay, geb. 27. Juni 1816, früher Requêtenmeister im Staatsrath, ward nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1852 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, in welchem er seitdem infolge der Wahlen von 1857 und 1863 verblieb.

Lepidium, s. Kresse.

Lepidus ist der Name einer röm. Familie, die zu dem altpatricischen Geschlecht der Aemilii gehörte. — Am bekanntesten sind: Marcus Aemilius L., der 78 v. Chr. als Consul den Versuch machte, die Einrichtungen Sulla's umzustürzen, und mit einem Heere gegen Rom rückte, aber, von seinem Collegen Catulus geschlagen, im J. 77 nach Sardinien floh, wo er starb. — Sein gleichnamiger Sohn, der Triumvir Marcus Aemilius L., erklärte sich als

Prätor im J. 49 für Cäsar, den er, während derselbe sich in Massilia (Marseille) aufhielt, durch eine Volksversammlung in Rom zum Dictator ernennen ließ. Cäsar gab ihm 48 das diesseitige Spanien als Provinz, machte ihn dann zu seinem Magister Equitum und 46 auch zu seinem Collegen im Consulat. Für das J. 44 war ihm das narbonensische Gallien und das diesseitige Spanien zur Provinz gegeben. Mit der Zusammenziehung seines Heeres beschäftigt, weilte er noch in Rom, als Cäsar ermordet wurde, und Antonius, der ihm die Würde des Pontifex Maximus verschaffte, wußte nun ihn und seine Truppen zu benutzen. Im Mutinensischen Kriege, 43 v. Chr., unterstützte L. von Gallien aus den vom Senat als Reichsfeind erklärten Antonius unter der Hand; ja als Antonius, geschlagen, sich nach Gallien wandte, vereinigte er sich offen mit ihm. Als Octavian sich auch mit Antonius verband, wurde L. gegen Ende Oct. mit in das Triumvirat aufgenommen, in welchem er bei seiner Charakterschwäche und dem Mangel an staatsmännischen und kriegerischen Talenten nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Bei der Theilung der Provinzen nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Octavian und Antonius, die ihn als Consul 42 zur Bewachung von Italien zurückgelassen hatten, nicht befragt; doch gaben sie ihm 40 die anfangs vorenthaltene Provinz Afrika. Im Besitze derselben blieb er bis zum J. 36, wo er, da der Krieg gegen Sextus Pompejus von neuem ausbrach, auf Octavian's Aufforderung nach Sicilien übersetzte, dort, anstatt sich mit Octavian zu vereinigen, acht Legionen des Pompejus, die in Messana lagen, an sich zog, und im Vertrauen auf diese Macht seinen Anspruch auf Sicilien gegen Octavian mit gewaffneter Hand durchzusetzen versuchte. Als es aber zum Kampfe kommen sollte, mußte er, von seinen Soldaten verlassen, sich dem Octavian ergeben, der ihm sein Vermögen und auch die Pontifexwürde ließ und ihn bis zu seinem Tode (13 v. Chr.) mit Verachtung behandelte. An der Verschwörung, die sein gleichnamiger Sohn, den er mit seiner Gemahlin Junia, einer Schwester des Marcus Brutus, gezeugt hatte, gegen das Leben des Octavian nach der Schlacht bei Actium anzettelte, und die derselbe mit dem Tode büßte, hatte der Vater keinen Theil genommen.

Lepra, s. Aussatz.

Lepsius (Karl Peter), deutscher Alterthumsforscher, geb. zu Naumburg an der Saale 2. Juni 1775, studirte zu Leipzig und Jena die Rechte und wurde dann in seiner Vaterstadt Advocat und bald darauf (1798) Mitglied des Magistrats, in welcher Stellung er bis 1812 verblieb. Während dieser Zeit sowie während der nächstfolgenden Jahre vertrat er mit großer Umsicht die Interessen seiner Vaterstadt. Als letztere an Preußen übergegangen, wurde L. 1816 Director des Inquisitoriats, doch vertauschte er bereits 1817 diese Stelle mit der eines Landraths des Kreises Naumburg. Nachdem er 1841 mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths die erbetene Entlassung erhalten, lebte er als Privatmann in seiner Geburtsstadt, wo er auch 23. April 1853 starb. L. zählt zu den gründlichsten Kennern der Geschichte Sachsens und Thüringens. Aus der großen Anzahl seiner histor.-antiquarischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg» (Naumb. 1822); «Ueber die Schlösser Rudelsburg und Saaleck» (Naumb. 1824); «Geschichte des Moritzklosters zu Naumburg» (Naumb. 1835); «Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation» (Naumb. 1846). Als Theile des Werks von Puttrich: «Ueber die mittelalterlichen Baudenkmale in Sachsen und Thüringen», erschienen die Abhandlungen «Ueber die Stadtkirche und Schloßkapelle zu Freiburg an der Unstrut» (Lpz. 1839) und «Ueber den Dom zu Naumburg und andere mittelalterliche Bauwerke dieser Stadt» (Lpz. 1841). Ein besonderes Verdienst hat er sich durch die 1820 bewirkte Stiftung des Thüringisch-Sächsischen Alterthumsvereins erworben.

Lepsius (Karl Richard), ausgezeichneter Aegyptolog und Sprachforscher, Sohn des vorigen, geb. 23. Dec. 1810 zu Naumburg, besuchte 1823—29 die Landesschule Pforta und widmete sich zu Leipzig und Göttingen philol. Studien, mit denen er dann zu Berlin unter Bopp die der vergleichenden Sprachkunde verband. Nachdem er sich 1833 mit der Abhandlung «De tabulis Eugubinis» in Berlin die philos. Doctorwürde erworben, wandte er sich zur Fortsetzung seiner linguistischen und archäol. Arbeiten nach Paris, wo er auf die Empfehlung A. von Humboldt's bei den franz. Gelehrten die beste Aufnahme fand und die Schrift «Paläographie als Mittel der Sprachforschung» (Berl. 1834; 2. Aufl., Lpz. 1842) verfaßte, welcher vom Französischen Institute der Volney'sche Preis zuerkannt wurde. Eine zweite paläographische Abhandlung, «Ueber die Anordnung und Verwandtschaft der semit., altind., altpers., altägypt. und altäthiop. Alphabete», sandte L. von Paris 1835 an die Akademie zu Berlin, die sie in ihre

Denkschriften aufnahm. Mit einer dritten Abhandlung («Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter») erschien dieselbe im folgenden Jahre besonders. Inzwischen hatte sich L. von Paris nach Italien gewandt, wo er zunächst in Turin und Pisa, dann seit April 1836 zu Rom sich längere Zeit aufhielt. In Rom trat er zu Bunsen in nähere Beziehung, schloß sich dem Archäologischen Institute an und wandte seine Studien vorzugsweise den Alterthümern Aegyptens zu. Große Aufmerksamkeit erregten schon L.' «Lettre à Mr. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (Rom 1837) und seine folgenden, in den Abhandlungen des Archäologischen Instituts gedruckten Schriften über die Architekturstile der Aegypter und mehrere ägypt. Kunstdenkmäler. Einen weitern Schritt in dieser Bahn bezeugten sodann die «Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägypt. Alterthums» (Lpz. 1842) in 23 Tafeln und das «Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin» (Lpz. 1842) in 79 Tafeln. Seine Anwesenheit in Italien benutzte er außerdem zu Forschungen über die etrurische und oscische Sprache, deren Ueberreste er in den «Inscriptiones Umbricae et Oscae» mit einem erläuternden Commentar (Lpz. 1841) herausgab. Hieran schlossen sich die zwei Abhandlungen «Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien» und «Ueber die Verbreitung des ital. Münzsystems von Etrurien aus» (Lpz. 1842). Mit der Oberleitung einer ägypt. Expedition beauftragt, welche der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Fürsprache Humboldt's, Bunsen's, des Ministers Eichhorn und der Akademie der Wissenschaften beschlossen hatte, ging L. zunächst im Sommer 1842 nach London, wo er bis Mitte Sept. verweilte. In Alexandria fand sich sodann die ganze Expedition zusammen, welche von Mehemed-Ali auf das zuvorkommendste begünstigt wurde und in jeder Beziehung eine der glücklichsten war. Im Anfang des J. 1846 kehrte L. zurück und wurde nun zum ord. Professor in Berlin ernannt, 1850 aber zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften erwählt. Zugleich begann er in einer Reihe umfassender Arbeiten die Resultate seiner Forschungen bekannt zu machen. Das große, auf königl. Kosten herausgegebene Prachtwerk «Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien» erschien zu Berlin 1849—59 in 900 Tafeln größten Formats. Zu den wichtigsten Ergebnissen der Expedition gehören besonders die genaue Erforschung des ältesten Reichs der Aegypter, vor dem Einfalle der Hirtenvölker (etwa 4000—2000 v. Chr.), sowie die erste gründliche und wissenschaftliche Untersuchung des fernen Aethiopien, von der zweiten Katarakte des Nil bis hinauf an den Blauen Strom und in das Sennaar. Hieran reihen sich eine Menge einzelner fruchtbarer Entdeckungen, wie Beobachtungen über den Bau der Pyramiden; die Feststellung des Labyrinths; die Auffindung alter, um 30 F. über dem jetzigen Wasserstande erhabener Nilhöhen an der dritten Katarakte, der Grenze des alten Reichs; die Aufstellung einer neuen Ansicht über den Sinai u. s. w. Für die wissenschaftliche Behandlung der ägypt. Geschichte lieferte L. im ersten Bande seiner «Chronologie der Aegypter» (Bd. 1, Berl. 1849) die Grundlagen, auf denen er in den spätern Schriften und in seinem «Aegypt. Königsbuch» (2 Bde., Berl. 1858) fortgebaut hat. In den «Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai» (Berl. 1852) gab L. dem größern Publikum eine unterhaltende und belehrende Uebersicht über seine Reise. Von den Ergebnissen seiner Forschungen über die Ursprachen am höhern Nil, deren Reste noch in der Nuba- und Bedschasprache leben, hat er erst weniges (z. B. eine Nuba-Uebersetzung des Markus-Evangeliums, Berl. 1860) mitgetheilt. Unter L.' übrigen ägyptologischen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Ueber den ersten ägypt. Götterkreis» (Berl. 1851); «Ueber einige Ergebnisse der ägypt. Denkmäler für die Kenntniß der Ptolemäergeschichte» (Lpz. 1853); «Ueber einige Berührungspunkte der ägypt., griech. und röm. Chronologie» (Berl. 1859); «Die altägypt. Elle und ihre Eintheilung» (Berl. 1865) u. s. w. Seit 1864 redigirt L. die von Brugsch gegründete «Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumskunde». Neben der ägypt. Wissenschaft beschäftigten ihn unausgesetzt gewisse sprachvergleichende Untersuchungen, namentlich die Lautverhältnisse bei den verschiedensten Völkern, wie die akademischen Abhandlungen «Ueber chines. und tibetan. Lautverhältnisse und über die Urschrift jener Sprachen» (1861), «Ueber die arab. Sprachlaute» (1861), «Ueber das Lautsystem der pers. Keilschrift» (1863), «Ueber das ursprüngliche Zend-Alphabet» (1863) bekunden. Als eine besondere Aufgabe hatte sich L. bereits seit 1855 die Aufstellung und praktische Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets auf der Grundlage der lat. Schrift gestellt und diese wenigstens so weit erfüllt, daß die vorgeschlagene Umschrift der fremden Laute von einer Anzahl Gelehrter auf dem sprachvergleichenden Gebiete und von dem größten Theile der Missionare in Afrika und andern außereurop. Ländern angenommen worden ist. In der zweiten, sehr vermehrten Ausgabe seines 1855 zuerst (deutsch und englisch) herausgegebenen «Standard alphabet for reducing unwritten languages

and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters» (Lond. und Berl. 1863) sind 120 verschiedene Sprachen auf dieses Alphabet reducirt worden. Im Frühjahre 1866 unternahm L. eine zweite Reise nach Aegypten, hauptsächlich behufs geogr. Untersuchungen im Nildelta. Bei dieser Gelegenheit fand er in den Ruinen von San (Tanis) eine überaus wichtige bilingue Inschrift, ein hieroglyphisch und griechisch abgefaßtes Decret der zu Kanopos versammelten ägypt. Priester zu Ehren des Ptolemäus III. Euergetes, welche für verschiedene Zweige der ägypt. Alterthumswissenschaft bedeutende Ergebnisse verspricht.

Lerche (Alauda) ist der Name einer über Europa, Nordafrika und Nordasien verbreiteten Vogelgattung aus der Abtheilung der körnerfressenden Kegelschnäbler. Das Gefieder ist gelblich- oder bräunlich-aschgrau, die einzelnen Federn sind hell gesäumt, der Schwanz ist kurz und der Nagel der Hinterzehe spornähnlich verlängert, gerade oder schwach gebogen und fast länger als die Zehe selbst. Der Flug der L. ist flatternd, aber ausdauernd; ihr Aufenthalt ist am Boden, wo sie nisten und ihre Nahrung suchen. Sie leben in Monogamie, aber gesellschaftlich, wandern in großen Zügen oder kleinern Gesellschaften und sind durch ihren Gesang ausgezeichnet, ertragen jedoch die Gefangenschaft weniger gut als verwandte Vögel. Die Feldlerche (A. arvensis), welche schon im Febr. mit ihrem Gesange erfreut, hat einen ungemein großen Verbreitungsbezirk, dessen Grenzen Portugal und Kamtschatka, das nördl. Schweden und der Atlas ausmachen. Durch Kraft des Gesangs, Annehmlichkeit des Tons, Mannichfaltigkeit des Liedes und Unermüdlichkeit im Singen übertrifft sie alle andern einheimischen Singvögel. Sie vermag in so enger Spirale aufzusteigen, daß sie senkrecht emporzusteigen scheint, und bis zu solcher Höhe, daß das geübteste Auge sie nicht mehr entdeckt, und dennoch dringt dabei ihr Gesang kräftig bis in die tiefen Regionen. Im Herbste, wo sich Tausende zusammengesellen, um die Felder zu durchstreifen und den Wegzug vorzubereiten, erliegen sie den großartigsten Verfolgungen durch Netze, da ihr wohlschmeckendes Fleisch überall als Leckerbissen gilt. Die Anzahl der allein im nördl. Deutschland gefangenen L. erreicht jährlich viele Millionen; Holland und andere Küstenländer allein liefern dem Markte von London jährlich an 3 Mill. L. Besonders bedeutend ist der Lerchenfang in der Gegend zwischen Leipzig, Wittenberg und der Saale sowie in Thüringen. Nach einer alten Meinung gelten besonders die um Leipzig gefangenen L., von denen jährlich viele Tausende versendet werden, für die fettesten. Nur durch ihre große Fruchtbarkeit entgeht die L. der völligen Ausrottung, denn sie erzieht im Sommer zwei, oft drei Bruten, die zusammen wol 10—12 Junge ausmachen. Die Heidelerche oder Baumlerche (A. arborea), welche kleiner ist und eine rundliche Holle auf dem Kopfe und auf der zweiten, dritten und vierten Schwanzfeder einen endständigen weißen Fleck hat, gibt den öden Heiden des nördl. Deutschland durch ihren melancholischen, flötenden und des Nachts stundenlang ertönenden Gesang einen eigenen Reiz. Die Haubenlerche (A. cristata), kenntlich durch die spitzige Federhaube des Kopfes und die unterseits röthlichgelben Flügel, findet sich häufig an den Heerstraßen und kommt im Winter bei uns in die Dörfer und Städte.

Lerchenfeld (Maximilian, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. zu München 1779, studirte zu Ingolstadt, ging 1806 als bair. Gesandter an den würtemb. Hof, schied jedoch 1808 wieder aus der diplomatischen Laufbahn und wurde nacheinander Generalcommissar zu Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg. An der Begründung der bair. Verfassung nahm L. in den J. 1815—18 lebhaften Antheil und zwar im liberalen Sinne. Von 1817 bis zum Regierungsantritt des Königs Ludwig 1825 verwaltete er das Finanzministerium, dann erhielt er den Gesandtschaftsposten beim Bundestage. Die unter dem Ministerium Wallerstein eingetretenen Differenzen riefen ihn 1833 noch einmal an die Spitze des Finanzministeriums, das er bis 1835 verwaltete, worauf er als Gesandter nach Wien ging. Er starb zu Haynersreuth bei Bamberg 17. Oct. 1843. L. war ein der Reform zugeneigter Charakter, brachte aber nicht selten die Verbesserungen und Ersparungen am unrechten Orte an. Gegen die öffentliche Meinung beobachtete er aus Grundsatz eine gewisse Gleichgültigkeit. — Gustav, Freiherr von L., des vorigen ältester Sohn, geb. 30. Mai 1806, studirte die Rechte und wirkte mehrere Jahre als Bezirksrichter in der Pfalz und als Appellationsgerichtsrath in Oberfranken, bis er mit dem Tode seines Vaters den Staatsdienst verließ und in Besitz des Ritterguts Haynersreuth trat. Nach dem Rücktritte des Königs Ludwig wurde L. bei der Neubildung des Ministeriums im März 1848 an die Spitze der Finanzverwaltung berufen, welches Amt er jedoch 15. Nov. mit dem Portefeuille des Innern vertauschte. Doch schon 14. Dec. 1848 legte L. wegen des Umschlags in Baierns deutscher Politik seinen Posten, und zwar mit Verzicht auf eine

Stelle im Staatsrathe und Pension nieder. Der unerwartete Rücktritt dieses durch Rechtschaffenheit und gemäßigten Liberalismus ausgezeichneten Charakters erregte großes Aufsehen. Als regelmäßig wiedergewähltes Mitglied der bair. Abgeordnetenkammer wurde L. mit Graf Hegnenberg Führer einer Centralpartei, welche zuerst als Opposition gegen die äußerste Reaction fast alleinherrschend war, aber unter dem Ministerium Pfordten allmählich an Geltung verlor und mit dessen Ende (1859) völlig zerfiel. L. selbst bewahrte indessen große Autorität in Finanzangelegenheiten. Treu dem sog. großdeutschen Princip, ward er nach 1860 einer der Gründer und Vorstände des Deutschen Reformvereins, ohne jedoch seine frühere polit. Spannkraft zu bewähren. L. starb 10. Oct. 1866 zu Berchtesgaden infolge von Verletzungen, die er sich durch einen Sturz beim Besuche der Kolowrathöhle am Untersberge zugezogen hatte.

Lerida, die befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Spanien, am rechten Ufer des Segre und an der Eisenbahn, mit herrlicher Umgebung, alterthümlich und unregelmäßig am Abhange eines Felshügels erbaut, auf welchem die Citadelle steht, ist der Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs. Die Stadt hat eine Kathedrale, sieben andere Kirchen, ein Seminar, ein Instituto, ein Lyceum, eine Hebammenanstalt und verschiedene niedere Unterrichtsanstalten und zählt 19597 E., die Glas, Leder, Papier, Woll- und Baumwollwaaren fabriciren und einigen Productenhandel treiben. An die Römerzeit erinnern mehrere Alterthümer, an das Mittelalter der Palast der alten Könige von Aragonien. L. ist das alte Ilerda am Sicoris, eine feste und durch Handel reiche Stadt der Ilergeten, deren letzte Fürsten, Mandonius und Indibilis, 206 v. Chr. von Scipio besiegt wurden. Cäsar eroberte die Stadt und schlug daselbst des Pompejus Legaten, Afranius und Petrejus, 49 v. Chr. Unter der westgoth. Herrschaft hielt man daselbst 524 ein Concil ab. 713 eroberten L. die Araber, und 1117 wurde hier der Almoravide Abdallah von Cordova durch die Christen besiegt und L. eingenommen. Nachdem Raimund von Aragonien die Stadt 1149 erobert, ward sie zur königl. Residenz und zum Sitz des Bischofs von Roda und Balbastro erhoben. Die 1300 errichtete Universität ist in neuerer Zeit eingegangen. Außer ihren Mauern wird die Stadt durch drei Forts gut vertheidigt. Von den Franzosen wurde L. 1642 eingenommen, 1646 und 1647 dagegen vergeblich belagert, 1707 aber erstürmt und geplündert. Nach einer vierwöchentlichen Belagerung mußte sich L., nachdem die Spanier unter O'Donnel 23. April bei dem nahen Dorfe Margalet vom franz. General Hébert geschlagen worden waren, 13. Mai 1810 an die Franzosen unter Suchet ergeben. — Die Provinz L. begreift das nordwestl. Drittheil Cataloniens und zählt auf 224,4 Q.-M. 329122 E.

Lermontow (Michail Jurjewitsch), russ. Dichter, ein Nachfolger Puschkin's, stammt aus einer angesehenen adelichen Familie und ward 15. Oct. 1814 geboren. Seine Bildung erhielt er auf der moskauer Universität, von wo er als Offizier in die Garde trat. Infolge eines Gedichts, das er auf den Tod Puschkin's fertigte, wurde er 1837 aus Petersburg entfernt und nach dem Kaukasus geschickt. Hier fiel er, 27. Juli 1841, kaum 27 J. alt, im Duell. Man hielt L. in der vornehmen Welt, in welcher er lebte, für blasirt, weil deren raffinirte Genüsse, die er bis zum Ueberdruß durchgekostet, für ihn nichts Verlockendes mehr hatten. Er liebte es, auf wildem Pferde durch die Steppe zu jagen oder im Schlachtenlärm den Lebensüberdruß zu verscheuchen, der ihn zuweilen beschlich. Im Kampfe suchte er weder Ruhm noch Auszeichnung, sondern nur Zerstreuung und Aufregung. Mit ganzer Seele und Leidenschaft aber versenkte er sich in die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu seinen herrlichsten Gesängen begeisterte, und die er mit einer Wahrheit, Kraft und Treue geschildert hat, wie kein Dichter vor ihm. L. gehört zu den rein subjectiven Dichtern, da seine eigene Persönlichkeit den Hauptinhalt seiner poetischen Schöpfungen bildet und mit wenigen Ausnahmen auch da, wo er fremde Personen und Zustände schildert, sein eigenes Denken und Empfinden überall hervortritt. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören: «Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch», «Der Dämon», «Die Gaben des Terek», «Ismail-Bei» u. s. w. Sein in Prosa geschriebenes Werk, «Der Held unserer Zeit» (deutsch von Budberg, Berl. 1843) ist ein vielgelesener, in jeder Hinsicht ausgezeichneter Roman. Eine kleine Sammlung der Gedichte L.'s erschien schon 1840 zu Petersburg; eine dritte Auflage seiner sämmtlichen Werke ebendaselbst 1852. Einzelne seiner Gedichte wurden ins Deutsche übertragen von Lippert, Wolfsohn, Opitz u. a. Eine Gesammtausgabe veranstaltete Bodenstedt mit Uebersetzung («Michail L.'s poetischer Nachlaß», 2 Bde., Berl. 1852).

Lernäische Schlange oder Hydra von Lerna, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauste in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Diodor 100, nach Simonides 50, nach andern 9 oder gar blos 7 Köpfe, von welchen der

mittelste unsterblich war; auch soll sie einer Sage zufolge geflügelt gewesen sein. Als Herakles vom Eurystheus den Auftrag bekommen, sie zu tödten, verband er sich zu diesem Zwecke mit dem Iolaos, verjagte sie aus ihrem Lager mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfs zwei neue hervor. Außerdem schickte Hera der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herakles an den Füßen verwundete. Doch letzterer erschlug denselben und befahl darauf dem Iolaos, einen nahegelegenen Wald in Brand zu stecken. Mit den glühenden Bränden fuhren nun beide jedesmal über die Stelle eines abgehauenen Kopfs der Schlange hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, sodaß kein neuer Kopf hervorwachsen konnte. So schlug Herakles der Hydra nach und nach alle Köpfe ab, selbst den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felsstücke bedeckte. Seine Pfeile tauchte er in das giftige Blut des Ungeheuers.

Leroux (Pierre), franz. Philosoph und Nationalökonom, geb. zu Paris 1798, war zuerst Setzer und Corrector, nachher verantwortlicher Herausgeber des liberalen Wochenblatts «Le Globe», dessen Umwandlung zum Organ des Saint-Simonismus (s. d.) er 1830 bewirkte. Doch zog er sich von dieser socialistischen Sekte wieder zurück, als Enfantin die Frage der Frauenemancipation in Anregung brachte. Nachdem er einige Zeit mit Carnot die «Revue encyclopédique» redigirt, gründete er 1838 mit Reynaud die «Encyclopédie nouvelle», ein großartig angelegtes, aber unvollendet gebliebenes Unternehmen, für welches er viele und wichtige Beiträge über die verschiedensten Fragen lieferte. Sein Hauptwerk ist indeß das Buch «De l'humanité, de son principe et de son avenir» (2 Bde., Par. 1839; 2. Aufl. 1845), worin er das allseitige Wesen der Philosophie ins Licht zu setzen sucht und der Psychologie sowie dem Eklekticismus das Studium des menschlichen Geistes in der Geschichte, die «Wissenschaft des Lebens», entgegenstellt. Die vorherrschende Idee des Werkes ist die Aufweisung des stetigen Fortschrittes der Menschheit und der Natur durch wechselnde Formen hindurch zu immer vollkommenerer Bildung. Dabei zeigt sich freilich sein eigenthümlicher Hang, die Theorie seiner Doctrinen aus der Vergangenheit herzunehmen und Theologie in die Metaphysik einzumischen. Die Vollkommenheit besteht für ihn in einer Art Dreieinigkeit, d. i. die mysteriöse Triade, Weltgesetz, dreifache Harmonie von Empfindung, Gefühl und Wissen (sensation, sentiment, connaissance). Seit 1833 zeigte sich L. hauptsächlich beschäftigt mit angewandter Philosophie, mit dem Socialismus. Er übernahm 1845 die Leitung einer Buchdruckerei in Boussac (Depart. Creuse), verfaßte und verlegte selbst mehrere kleine Schriften und gründete die «Revue sociale», worin er seine «humanitären» Ideen weiter auseinandersetzte. 1848 vom Depart. Seine in die Constituirende, dann auch in die Gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, stimmte er hier beständig mit der Bergpartei und hielt auch mehrere Reden über die Triade, die polit. und sociale Emancipation der Frauen u. s. w., fand aber dafür nur spöttische Aufmerksamkeit, weil sein mehr an Ideen als an Leidenschaften sich wendender speculativer Socialismus zur Besprechung in polit. Versammlungen nicht taugte. Durchaus kein Mann von revolutionärem Temperament, sondern immer auf den Gipfeln des Ideals herumschwärmend und sich nie bestimmt auslassend über die Art, wie eine positive allgemeine Verbesserung praktisch zu erreichen sei, erlangte L. gar keinen Anhang im Volke, und man begreift nicht, weshalb sein Name bei dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 auf die Proscriptionslisten gesetzt wurde. Seitdem lebte er mit seiner Familie in Jersey, wo er unter dem seltsamen Titel «La Grève de Samarez» eine Art Zeitschrift in zwanglosen Heften in halb dogmatischer und halb satirischer Form herausgab. Infolge der allgemeinen Amnestie kehrte er 1860 nach Frankreich zurück. L. ist ein sehr beachtenswerther Denker, ein weitschweifiger Schriftsteller und im ganzen ein Mann von unbestreitbarem Talent.

Lesage (Alain René), franz. Dichter, geb. zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Depart. Morbihan) 8. Mai 1668, verlor früh seine Aeltern und kam durch die Nachlässigkeit seines Oheims um sein nicht unbeträchtliches Erbe. Seine Studien machte er bei den Jesuiten zu Vannes, die ihn später auf einem ihrer Meierhöfe in der Bretagne anstellten. 1692 kam er nach Paris in der Absicht, philos. und jurist. Studien zu machen und irgendein Unterkommen zu suchen. Seine persönlichen und geistigen Annehmlichkeiten erleichterten ihm seine Plane. Er fand Zutritt zu den besten Gesellschaften und gewann die Neigung einer Dame höhern Standes, die ihm ihre Hand anbot. Doch löste sich dieses Verhältniß, und er heirathete 1695 die Tochter eines pariser Bürgers. L. ließ sich in die Liste der Parlamentsadvocaten einschreiben, doch aus Neigung für die Literatur gab er nach wenigen Jahren die Advocatur ganz auf. Seinen Lebensunterhalt gewährte ihm lediglich der Ertrag seiner Schriften; denn an den Pensionen des Hofs

hatte er nie einen Antheil. Doch fand er in dem Abbé von Lyonne einen Freund, der, begeistert für span. Sprache und Literatur, L. das Spanische lehrte und ihm auch eine kleine Pension von 600 Livres gab. Da er mit seinen theatralischen Arbeiten bei dem Théâtre Français auf zu große Schwierigkeiten stieß, so schrieb er meist für die kleinern Theater. Sein «Crispin rival de son maître» fand außerordentlichen Beifall, ebenso später sein «Turcaret» (1709), eine bittere Satire gegen die Financiers damaliger Zeit. Man bot ihm 100000 Frs., wenn er das Stück nicht zur Aufführung bringe; L. aber ließ sich trotz seiner Armuth davon nicht abhalten. Noch größern Ruhm erwarb er sich durch seine bisjetzt noch unübertroffenen komischen Romane. Dahin gehört: «Le diable boiteux» (Par. 1707 u. öfter) und vor allem «Gilblas de Santillane» (2 Bde., Par. 1715 u. öfter). Die Idee zu ersterm gab ihm der span. Roman Velez de Guevara's: «El diabolo cojuelo», ohne daß man ihm eigentlich eine Nachahmung des span. Originals beimessen kann. Seine spätern Werke, bestehend in Vaudevilles, komischen Opern, Intermezzi, Divertissements, Possen u. s. w., finden sich in dem «Théâtre de la foire» und in der «Petite bibliothèque des théâtres». Auch sind noch von ihm «Les aventures de Guzman d'Alfarache» (2 Bde., Par. 1732), ein trefflicher niedrig-komischer Roman nach dem Spanischen des Aleman (s. d.), und der Roman «Le bachelier de Salamanque» (2 Bde., Par. 1738), der indeß weniger gelungen, zu erwähnen. In seinem Alter betrübte es ihn sehr, daß zwei seiner Söhne wider seinen Willen Schauspieler wurden; doch verzieh er beiden, hingerissen von der Künstlerschaft des ältesten, der als Schauspieler sich Montménil nannte. In der letzten Zeit seines Lebens empfand L. einen merkwürdigen Einfluß der Sonne auf seinen Körper. Wenn sie aufstieg, fühlte er sich wohl; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand der Abspannung, welcher bis zum Wiederanbruche des Tags dauerte. Er starb 17. Nov. 1747. Außer einer Ausgabe seiner «Oeuvres complètes» (12 Bde., Par. 1828) hat man mehrere seiner «Oeuvres choisies» (so von Buchot, 14 Bde., Par. 1818—21).

Lesbönax, ein griech. Rhetor im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Mitylene auf Lesbos gebürtig und in der dortigen Rednerschule gebildet, verfaßte mehrere Schriften, von denen nur zwei im Geiste der alten Attiker geschriebene Declamationen oder Kunstreden, die eine vom Korinthischen Kriege, die andere ein Aufruf der Athener zum Kriege gegen Sparta, auf uns gekommen sind, welche sich in den Sammlungen der «Oratores Graeci» von Reiske, Bekker und Sauppe befinden und von Orelli (Lpz. 1820) besonders herausgegeben worden sind.

Lesbos, eine der schönsten und reichsten der griech. Inseln, nahe der Küste Kleinasiens unmittelbar südlich von Troas gelegen, mit einem Flächenraum von etwas über 12 Q.-M. und jetzt etwa 50000 meist griech. Bewohnern, heutzutage nach dem Namen der alten (und noch jetzigen) Hauptstadt Mitilini, von den Türken Midüllü genannt. Die Insel wird von mehrern Gebirgen durchzogen, unter denen der Lepetymnos (jetzt Gelia) im N. und der Olympos (jetzt Hagios Ilias) im S. die bedeutendsten sind. Zwischen denselben finden sich aber ausgedehnte und fruchtbare Ebenen, mit schönem Baumwuchs versehen, Getreidefelder und Weingärten, daher noch jetzt Weizen, Oel, Wein und Südfrüchte die Hauptproducte der Insel bilden; auch liefern die Berge trefflichen Marmor. Zwei Buchten dringen tief in das Innere der Insel ein und gewähren mit ihren engen Mündungen fast den Anblick von Landseen: die von Kalloni im S. und die von Iera im SO. Das ganze Gebiet der Insel war unter fünf Städte vertheilt: Mytilene (s. d.), Methymna, Antissa, Eresos und Pyrrha; eine sechste, Arisba, war frühzeitig untergegangen und ihr Gebiet von den Methymnäern in Besitz genommen worden. Die polit. Bedeutung der Insel datirt von der Besitznahme derselben durch Einwanderer aus Griechenland äolischen Stammes, nach der Tradition unter Führung des Penthilos, eines illegitimen Sohnes des Orestes, dessen Nachkommen, die Penthiliden, jahrhundertelang als Könige, zuerst wol über die ganze Insel, dann in Mytilene herrschten. Dem Sturze dieses Königthums folgten langwierige und heftige Parteikämpfe zwischen Adel und Volk, während deren mehrere als Tyrannen, wie Melanchros und Myssilos, auftraten, aber bald ermordet wurden, bis nach Vertreibung der Vorkämpfer der Adelspartei (zu denen auch der Dichter Alkaios gehörte) Pittakus (s. d.), einer der sog. Sieben Weisen, vom Volke als Aesymnetes an die Spitze des Staats gestellt wurde (590 v. Chr.) und durch Milde gegen die Besiegten wie durch eine weise Gesetzgebung Ordnung und Ruhe herstellte. Die Verfassung blieb eine gemäßigte Aristokratie. Wie die übrigen Inseln an der Küste Kleinasiens und das kleinasiat. Festland wurde auch L. von den Persern unterworfen, bis es, nach der Schlacht bei Mykale (479) von der Fremdherrschaft befreit, sich dem atheniscshen Seebunde anschloß. Infolge der Umtriebe der oligarchischen Partei, welche die ganze Insel zu einem von Mytilene abhängigen Einheitsstaate zu machen suchte, fielen sämmtliche

Städte der Insel, mit Ausnahme von Methymna, im J. 428 von Athen ab, wurden aber 427 durch den athenischen Feldherrn Paches wieder unterworfen und von den erbitterten Athenern aufs härteste bestraft. Anfangs beschloß man auf den Antrag des Kleon (s. d.), die ganze waffenfähige Mannschaft hinrichten zu lassen, die übrigen Einwohner als Sklaven zu verkaufen; doch wurde dieser grausame Beschluß schon tags darauf wieder zurückgenommen, die Todesstrafe auf die Urheber des Abfalls (über 1000) beschränkt, der gesammte Grundbesitz, ausgenommen der der Methymnäer, eingezogen und, in 3000 Landlose zerstückelt, unter athenische Bürger vertheilt. Die bisherigen Besitzer durften ihr früheres Eigenthum nur als Erbpächter gegen eine jährliche Abgabe von 2 Minen (52 Thlrn.) für jedes Landlos behalten; die Verfassung wurde im demokratischen Sinne umgestaltet. Gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs kam die Insel unter die Herrschaft der Spartaner, die natürlich eine oligarchische Herrschaft einsetzten, aber um 390 wurde sie durch Konon und Thrasybulos wieder für Athen gewonnen und trat auch 378 dem neuen Seebunde unter Athens Führung bei, bis nach der Auflösung desselben durch den sog. Bundesgenossenkrieg (355) die oligarchische Partei wieder ans Ruder kam und in einigen Städten Tyrannen sich erhoben, die aber durch Hegelochos, den Admiral Alexander's d. Gr., vertrieben wurden. Im Kriege der Römer gegen König Mithridates stand die Insel auf seiten des letztern, und die Mytilenäer betheiligten sich mit besonderer Grausamkeit an den Greuelscenen gegen die im Osten niedergelassenen Römer, daher die Stadt nach dem Siege der Römer zerstört, die Einwohner zu Sklaven gemacht wurden. Doch wurde sie bald durch Theophanes, den Günstling des Pompejus, wiederhergestellt und erhielt sogar die begünstigte Stellung einer «freien Stadt». Zum letzten mal erscheint die Insel als selbständiger Staat seit der Mitte des 14. Jahrh., wo sie von eigenen Herzogen aus der genuesischen Familie der Gatteluzzi beherrscht war, bis sie 1462 unter die Herrschaft der Türken kam, denen sie noch jetzt gehört. In der griech. Culturgeschichte spielt L. eine bedeutende Rolle als der Hauptsitz der melischen Poesie (s. Griechische Literatur) und der mit dieser bei den Griechen engverbundenen Musik, auf welchen Feldern sie die glänzenden Namen des Terpander, des Alkäos, der Sappho und des Arion aufzuweisen hat. Auch der Historiker Hellanikos und der Philosoph Theophrastos gehören ihr durch Geburt an. Vgl. außer den ältern Schriften von Plehn und Zander: Bouton, «Mémoire sur Metelin» («Archives des missions scientifiques», Bd. 5, 1856); Newton, «Travels and discoveries in the Levant» (Bd. 1, Lond. 1865); Conze, «Reise auf der Insel L.» (Hannov. 1865).

Lescot (Pierre), ein berühmter Architekt des 16. Jahrh. (wahrscheinlich von 1510—78), außerdem Abt von Clugny und Kanoniker der Kathedrale zu Paris, ist bekannt als Erbauer des Louvre, der noch heute in der erhaltenen westl. Façade des Hofs als höchstes Prachtdenkmal der franz. Architektur gilt. Auch baute L. das Haus Franz' I. in den Champs-Elysées und entwarf die Zeichnung zur Fontaine des Innocents, woran Jean Goujon die Reliefs bildete. Ueberhaupt bewirkte die innige Freundschaft mit diesem geschickten Bildhauer, der auch am Louvre thätig war, eine große Einheit und Harmonie zwischen dem constructiven und ornamentalen Theil der L.'schen Bauten.

Lesen und Lesemethoden. Lesen heißt Zeichen in Laute übertragen, und selbst beim Stilllesen findet unbewußt eine solche Uebertragung statt. Die dabei in Anwendung kommenden Zeichen können die allermannichfaltigsten sein: Hieroglyphen, geometr. Figuren, Zahlen, geogr. Darstellungen u. dgl.; die gewöhnlichsten sind jedoch die Buchstaben, die Bestandtheile des geschriebenen oder gedruckten Wortes. Die Erlernung des Lesens ist dem civilisirten Menschen ebenso eigenthümlich wie die articulirte Sprache und die Schrift. Man hat auch diese Erlernung zu allen Zeiten möglichst zu erleichtern sich bemüht, namentlich in Deutschland seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Den ersten derartigen Schritt that schon um 1534 der Deutsche Valentin Ickelsamer, indem er es versuchte, das Lesen ohne Buchstabiren zu lehren. Einen andern Weg betrat zu Anfange des 18. Jahrh. der Verfasser des bei J. C. Weigel in Nürnberg erschienenen und mit hübschen Bildern versehenen A-b-c-Buchs «Neuerfundener Lustweg in allerlei schönen Künsten und Wissenschaften». Doch fand schon damals die «zornerweckende» Buchstabir- und Syllabirmethode entschiedene Gegner in J. G. Zeidler (um 1700), dem Prediger Venzky (1721), J. J. Hecker in Berlin und dem pseudonymen Nachsinner (1735). Selbst der berühmte Philolog M. Geßner achtete es nicht unter seiner Würde, in dieser Angelegenheit mitzusprechen (1756) und Vorschläge zu einer Verbesserung der Methode des ersten Leseunterrichts zu machen. Auch der Taubstummenlehrer Samuel Heinicke (s. d.) eiferte gegen die Buchstabirmethode und gab 1780 eine Lesefibel heraus. Basedow dagegen wirkte trotz seiner bekannten «gebackenen Buchstaben» wenig für die Verbesserung des Leseunterrichts, und auch Pestalozzi erklärte sich noch

in seiner «Anweisung zum Buchstabir- und Lesenlernen» (1801) für die altherkömmliche Methode. Erst der scharfsinnige L. H. F. Olivier, angeregt von Wolke's Bestrebungen, stellte (1808) der alten Buchstabir- und Nominalmethode, wie man sie später nannte, die Laut- oder Lautirmethode entgegen und brach damit dem Bessern offenbar die Bahn. Denn wiewol ohne Zweifel schon manche Schulmänner vor ihm diese Methode ahnten oder mehr oder weniger deutlich auffassen und selbst beim Unterrichte anwenden mochten, gebührt doch Olivier das Verdienst, dieselbe wissenschaftlich begründet zu haben, und hierin liegt das Bedeutende und Dankenswerthe seiner Leistung. Zeichen und Laut traten bei ihm in ein richtigeres Verhältniß zueinander, indem man beim Benennen oder Aussprechen der Buchstaben jedem Consonanten den unerlaßlich nöthigen Hülfslaut eben nur in einem mehr hauch- als tonähnlichen e zugesellt, wie etwa das b oder p hörbar wird am Ende der Wörter «Traube» oder «Tulpe», und daher die Buchstaben alle nach gleicher Analogie benennt, wodurch allerdings die unmittelbare Verbindung derselben untereinander und mit eigentlichen Vocalen sehr erleichtert wird. Die von Olivier eingeschlagene Bahn verfolgten mit verschiedenen Modificationen Stephani, der die Lautmethode zuerst in die Volksschule einführte, Krug, der für das Physiologische der Sprache mehr als irgendeiner seiner Vorgänger geleistet hat, Zeller, Pöhlmann, der zwischen der alten (Buchstabir-) und neuen Methode zu vermitteln suchte, und Graser, der mit G. L. Schulze (in seiner «Legographologie»), Graßmann, Scholz, Harnisch und Steen den ersten Leseunterricht mit dem Schreibunterricht verbunden wissen wollte. Namentlich aber war es der Einfluß der Grundsätze Jacotot's (s. d.), die in der neuern Zeit auf die einfachste Lesemethode führten, welche m n, weil sie mit dem ganzen Worte anfängt und von diesem ausgeht, die Wortmethode zu nennen pflegte, obgleich sie die Lautmethode in sich einschließt. Dieselbe charakterisirt sich als die einfachste und natürlichste, welche das Kind auf dem leichtesten, Geist und Gemüth weckenden und angenehm beschäftigenden Wege in überraschend kurzer Zeit zur Lesefertigkeit führt. Sie beruht auf der rechten Anschauung und übt zugleich fortwährend die productive Kraft. Ihr Hauptvertreter, der Schuldirector Vogel in Leipzig, erprobte sie zuerst in der dortigen Bürgerschule, und dessen Bilderfibel, «Des Kindes erstes Schulbuch», hat eine Menge Nachahmungen veranlaßt. Mehr nach Jacotot'schen Grundsätzen bearbeitet und in der Gegenwart am weitesten verbreitet ist die Fibel von Thomas in Leipzig: «Lebensbilder I» (34. Aufl., Lpz. 1866). Ihr schließen sich für die höhern Stufen «Lebensbilder II, III und IV» an, in vorzüglicher Weise bearbeitet von Berthelt, Jäckel, Petermann und Thomas. Natürlich bleibt auch bei dieser Methode der tüchtige Lehrer die Hauptsache. Eine gute Zusammenstellung auf dem Gebiete der Methodik des Leseunterrichts findet sich in Diesterweg's «Wegweiser zur Bildung für Lehrer» (Essen 1851). Desgleichen verdient hier der Erwähnung die Schwarz-Curtmann'sche «Erziehungs- und Unterrichtslehre» (Lpz. 1866). Auch Thomas hat eine Anweisung zum Gebrauche seiner Fibel unter dem Titel «Der Elementarunterricht im Lesen und Rechtschreiben» (Lpz. 1852) herausgegeben. Praktische Winke gibt ferner hierüber Klauwell in der Schrift «Das erste Schuljahr» (Lpz. 1866).

Lesghier, auch Lesghinen, bei den Georgiern, Armeniern und Osseten Leki, ist der Name eines Volks in Kaukasien, welches in vielen Stämmen den größten Theil der Landschaft Daghestan (s. d.) bewohnt. Die L. gelten als die Urbewohner ihres kahlen, von furchtbaren Abgründen und tiefen Schluchten zerrissenen, wenig fruchtbaren Gebirgslandes. Den Alten waren sie bereits unter dem Namen der Lechae bekannt. Von jeher den Verheerungen des Kriegs ausgesetzt, haben sie sich in große Dörfer (Aule) zusammengezogen, die nicht selten mehrere tausend Einwohner zählen. Gewöhnlich sind diese Ortschaften an schwer zugänglichen Stellen erbaut, sodaß sie leicht als Festung dienen können. Die L. sind ein mannhaftes, kampftüchtiges und kriegerisches Volk, welches wiederholt das ihm auferlegte Joch der Fremdherrschaft abschüttelte. Doch so oft es seine Freiheit und Selbständigkeit wiedererlangte, zeigte es sich unfähig, seine Einheit zu behaupten. In neuerer Zeit gelang es Schamyl (s. d.), alle lesghischen Stämme des Gebirgsdaghestan zu vereinigen und sich hierdurch die Stütze seiner Macht zu begründen. Seit dessen Sturze haben die Russen, die schon vorher in einzelnen Theilen des Landes festen Fuß gefaßt, alle lesghischen Stämme mehr oder minder von sich abhängig gemacht und das ganze Daghestan unter militärische Verwaltung gestellt. Man schätzt die Zahl der L. auf 400000. Vom Christenthum, das wiederholt in Daghestan eingeführt, aber nie recht einheimisch wurde, sind bei den L. nur wenige Spuren übriggeblieben. Der herrschende Glaube des Landes ist der von Schamyl in neue Formen gefaßte Islam (Muridismus). In polit. Beziehung stehen die L. theils unter Fürsten, wie dem Schamchal von Tarku, dem Nutsahl von Awarien, theils bilden sie freistaatliche, bisweilen zu Genossenschaften vereinigte Gemeinden. In

den letzten Jahren wurde die Gesammtzahl der verschiedenartigen Gemeinwesen auf 39 angegeben. Die oft sehr voneinander abweichenden Sprachen der einzelnen lesghischen Stämme bilden einen eigenen Sprachtypus. Die wichtigsten derselben sind das Awarische, Kasykumykische, Akuschinsche und Kürinsche. (S. Kaukasische Bergvölker.)

Lesseps (Jean Bapt. Barthélemy, Baron von), franz. Reisender und Diplomat, geb. zu Cette 27. Jan. 1766, begleitete Lapérouse (s. d.) auf dessen Reise um die Welt bis nach Kamtschatka und kehrte zu Lande nach Frankreich zurück. Er war später Consul in Petersburg bis 1812, nachher 1815—23 Geschäftsträger in Lissabon und starb zu Paris 6. Mai 1834. Von ihm erschien das seinerzeit viel Interesse erregende Werk «Observations sur la Sibérie et le Kamtschatka» (2 Bde., Par. 1790). — Sein Bruder, Mathieu Maximilien Prosper, Graf von L., franz. Diplomat, geb. 4. März 1774 in Hamburg, war Geschäftsträger in Marokko (1792), zu Cadix, in Aegypten, zu Livorno (1799—1806), dann in Korfu, zu Philadelphia, in Syrien und zuletzt in Tunis, wo er 1830 das Gelingen der franz. Expedition nach Algier vorbereitete und 28. Dec. 1832 starb. — Ferdinand de L., des vorigen Sohn, geb. 19. Nov. 1805 zu Versailles, betrat ebenfalls die diplomatische Laufbahn und war nacheinander Consul in Kairo, Rotterdam, Malaga, Barcelona. Bei dem Bombardement dieser Stadt im Nov. 1842 und den nachfolgenden Ereignissen ergriff er in einer mislichen Lage sehr zweckmäßige Vorkehrungen für die Sicherheit seiner Landsleute, vergönnte auch lebensgefährlich bedrohten Spaniern in humaner Weise Zuflucht auf franz. Staatsschiffen und that überhaupt alles, um weiteres Unglück von der so bevölkerten Stadt abzuwehren. Während ihn seine Feinde beschuldigten, daß seine Thätigkeit gegen die Regentschaft Espartero's gerichtet gewesen, überhäuften ihn die fremden Regierungen mit Auszeichnungen, und die franz. Regierung beförderte ihn zum Generalconsul und beließ ihn auf seinem Posten in Barcelona. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er im März abberufen und bald darauf als franz. Gesandter nach Madrid geschickt. 1849 ging er in außerordentlichem Auftrage nach Rom, um daselbst durch sein vermittelndes Einschreiten womöglich eine Ausgleichung zu bewirken, wie sie die Constituirende Nationalversammlung wünschte, sah aber die Menschen und Dinge der röm. Republik in günstigerm Lichte, als die franz. Regierung dies wollte, und fiel in Ungnade. 1854 wurde L. von dem neuen Vicekönig von Aegypten, Saïd-Pascha, zum Besuch eingeladen, und es entstand und reifte während seines damaligen Aufenthalts in Aegypten der Plan einer Durchstechung und Kanalisirung des Isthmus von Suez. Die Schrift «Percement de l'isthme de Suez, exposé et documents officiels» (Par. 1856; neue Aufl. 1858) gab umständliche Auskunft über jenes Unternehmen, dem sich L. nunmehr ganz widmete. Diplomatische Schwierigkeiten, argwöhnische Voraussetzungen der Pforte, Eifersucht der engl. Regierung verzögerten lange die Ausführung des großartigen Plans. Den Zweifeln und den zum Theil heftigen Beschuldigungen seiner Gegner stellte L. statist. Thatsachen und die Gutachten von Sachverständigen entgegen, und seiner rastlosen Beharrlichkeit gelang es, in allen Ländern zu Gunsten der Ausführung seiner Entwürfe Sympathien und Erklärungen hervorzurufen, denen endlich der polit. Widerstand weichen mußte. Nachdem er durch die alleinige Popularität eines großen Gedankens Unterschriften für ein Kapital von mehr als 200 Mill. Frs. gesammelt, ließ er 1859 die Arbeiten beginnen, die zwar durch polit. Bedenken und Hindernisse verschiedener Art mehrmals beinahe unterbrochen wurden, später aber in vollen Gang kamen und 1866 ziemlich weit vorgerückt waren. (S. Suez.)

Lessing (Gotthold Ephraim), der Reformator der deutschen Nationalliteratur und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt, war 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der sächs. Oberlausitz geboren, wo sein Vater als erster Prediger lebte. 1741 kam er auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er fünf Jahre zubrachte, schon damals große Selbständigkeit in eifrigen, frei gewählten Studien verrathend. Die alten Sprachen und Mathematik waren seine Hauptbeschäftigung, neben welcher jedoch auch die deutsche Dichtkunst schon berücksichtigt wurde. 1746 bezog er die Universität zu Leipzig. Statt jedoch nach dem Willen seiner Aeltern Theologie zu studiren, fand er blos an Ernesti's und Christ's philol. Vorlesungen Gefallen; außerdem beschäftigte er sich mit den verschiedensten Wissenschaften. Er suchte durch Leibesübungen seine körperliche Kraft und Gewandtheit zu erhöhen und machte Bekanntschaft mit Schauspielern, namentlich mit der berühmten Schauspieldirectorin Neuber, die seinen «Jungen Gelehrten» auf die Bühne brachte. Eine dauernde Freundschaft schloß er mit C. F. Weiße. Aus dieser Zeit stammt neben mehrern Dramen die Mehrzahl seiner kleinen Anakreontischen Gedichte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg folgte L. Ende 1748 seinem Freunde Christlob Mylius nach Berlin. Hier ließ er «Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters» erscheinen sowie seine Ge-

dichte unter dem Titel «Kleinigkeiten», schrieb auch für berliner Zeitungen und übersetzte für Buchhändler. Anfang 1752 ging er nach Wittenberg, wo er Magister wurde, kehrte aber gegen Ende desselben Jahres nach Berlin zurück, wo er mit Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn in engere Verbindung trat. Während eines streng zurückgezogenen Aufenthalts in Potsdam 1755 vollendete er das Trauerspiel «Miß Sara Sampson», welches im sechsten Theil seiner «Schriften» (Berl. 1755) und einzeln erschien, und mit welchem er nicht nur das bürgerliche Drama in Deutschland einführte, sondern dem deutschen, bisher ganz von franz. Mustern abhängigen Drama überhaupt eine ganz neue Bahn anwies. 1756 wandte sich L. nach Leipzig. Der Plan, mit einem leipziger Kaufmann eine große Reise zu unternehmen, wurde der Kriegsunruhen wegen nur bis Holland ausgeführt; durch einen unangenehmen Proceß mußte er auch die Erfüllung der von seinem Begleiter eingegangenen Verpflichtungen erzwingen. Von Leipzig begab er sich 1758 wieder nach Berlin, wo er mit seinen Freunden die kritische Zeitschrift «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (1759) gründete. Außerdem dichtete er seine «Fabeln» und begann die erst 1772 als «Emilie Galotti» vollendete «Virginia». Nachdem er 1760 von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Mitgliede gewählt worden, ging er als Secretär des Generals Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien, nach Breslau. Theils die Absicht, die bis dahin stets geflohene Gebundenheit eines bestimmten Berufs, theils der Wunsch, neue und bedeutende Lebensverhältnisse kennen zu lernen, scheinen ihn zu diesem Schritte bewogen zu haben. Die schönste Frucht dieses bis 1765 bestehenden Verhältnisses war L.'s vollendetstes Drama «Minna von Barnhelm», nach Goethe's Urtheil «die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that». Der Aufenthalt in Breslau verstrich fast ohne alle Verbindung mit den ältern Freunden in einer reichen Abwechselung angestrengter Thätigkeit und des angeregtesten geselligen Lebens. Daß aber letzteres, namentlich das ihm oft zum Vorwurf gemachte Hazardspiel nie die Oberhand gewann, bewies L. selbst, indem er 1766 zur Ueberraschung auch seiner nächsten Freunde sein Meisterwerk «Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» erscheinen ließ. Dieses Werk, auch in stilistischer Beziehung classisch, hat bis auf den heutigen Tag den nachhaltigsten Einfluß auf die Kritik sowol der redenden als der bildenden Künste, ja auf Geist und Richtung der gesammten Alterthumswissenschaft geübt. Damit hingen nahe zusammen mehrere kleine Abhandlungen, unter denen die «Wie die Alten den Tod gebildet» (1769) obenan steht. Nach zwei in Berlin unzufrieden verlebten Jahren folgte L. einer Einladung nach Hamburg, um an der dort beabsichtigten Herstellung eines Nationaltheaters sich zu betheiligen. Aber die Unfähigkeit der Unternehmer und die Uneinigkeit der Schauspieler vereitelten seine großen Plane, denen man seine «Dramaturgie» (2 Bde., 1768 und 1769) verdankt, ein Werk, welches auf diesem Gebiete, namentlich in dem Kampfe gegen die franz. und für die engl. Schaubühne ebenso bedeutend wirkte als der «Laokoon» auf dem seinigen. Noch weniger als jenes theatralische Unternehmen glückte der mit J. J. C. Bode entworfene Plan einer Buchhandlung für Gelehrte, wozu L. das praktische und ökonomische Geschick durchaus nicht besaß. Mit seiner Lage in Hamburg höchst unzufrieden, gerieth er auf den Gedanken, nach Italien zu gehen, sich dort nach Winckelmann's Vorgang festzusetzen und nur noch über archäologische und Kunstgegenstände lateinisch zu schreiben. Indessen hielt ihn hiervon ein Ruf des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig ab, der ihn an die Spitze der Bibliothek in Wolfenbüttel stellte, «mehr damit L. die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn benutze». Im April 1770 trat er dieses Amt an, nachdem er noch in Hamburg eine Verbindung mit einer trefflichen Frau, der Witwe Eva König, geknüpft hatte, die er im Herbst 1776 heirathete, aber schon nach kaum anderthalb Jahren im Wochenbett verlor. In Wolfenbüttel beschäftigte er sich fast ausschließend mit Ausbeutung der dortigen literarischen Schätze. Gleich anfangs that er einen bedeutenden Fund an der lange verloren geglaubten Schrift des Berengar von Tours über die Abendmahlslehre gegen Lanfranc. In den J. 1774 und 1778 gab er die «Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten» heraus, als deren Verfasser erst später H. S. Reimarus (s. d.) bekannt wurde, und gerieth so auf den Boden theol. Kämpfe. Gleich entfernt von einem blinden Wortglauben wie von seichter Aufklärerei, wurde er ein Hauptbegründer der freiern theol. Wissenschaft, obschon er selbst nur Leiden und Kämpfe davontrug. Sein Hauptgegner, der orthodoxe Pastor Joh. Melch. Goeze in Hamburg, veranlaßte L.'s geistvollen «Antigoeze». Mit der Censur hatte er infolge dieser theol. Polemik mancherlei Kämpfe zu bestehen, denen man aber auch seinen «Nathan der Weise» (1779) verdankt, welches Drama L.'s Glaubensbekenntniß in dramatischer Form enthält. In Verbindung steht damit «Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei» (1778). Seine letzte

literarische Arbeit war «Die Erziehung des Menschengeschlechts» (1780), die den Keim zu Herder's und allen spätern Werken über Philosophie der Geschichte enthält. Ein neuerer Versuch, ihm die Autorschaft dieses Werks abzusprechen, ist durchaus mislungen. Noch in seinen spätern Lebensjahren suchte man L. von Wolfenbüttel wegzuziehen; so von Manheim aus, wo der Kurfürst Karl Theodor 1776 eine Akademie der Wissenschaften und ein Nationaltheater der Deutschen errichtete. L. unternahm 1777 nur eine Reise dahin, womit die Sache ruhen blieb. Auch für die von Joseph II. beabsichtigte Akademie der Wissenschaften interessirte er sich so lebhaft, daß er 1775 nach Wien reiste, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand, und von wo aus er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien ging. In der letzten Zeit seines Lebens nahmen seine Gesundheit, frühere Heiterkeit und Geselligkeit merklich ab, meist infolge der Anfechtungen, die er auf theol. Gebiete erfuhr. Seit Anfang Febr. an Engbrüstigkeit gefährlich leidend, erlag er in Braunschweig am Abend des 15. Febr. 1781 einem heftigen Anfalle dieses Uebels. 1796 wurde ihm auf dem Bibliothekplatz zu Wolfenbüttel durch einige Freunde ein einfaches Denkmal errichtet; das treffliche kolossale Standbild L.'s von Rietschel wurde 29. Sept. 1853 zu Braunschweig enthüllt. In seiner Vaterstadt erhält seit 1826 eine Stiftung sein Andenken. Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen zuerst in Berlin 1771—94 (30 Bde.) und sodann daselbst 1825—28 (32 Bde.); die beste Ausgabe derselben besorgte K. Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40; neue Auflage von Maltzahn, 12 Bde., Lpz. 1853—57). Andere neuere Ausgaben («Gesammelte Werke», 10 Bde., Lpz. 1841; 2 Bde., Lpz. 1859 und 1864) sind nicht vollständig.

L.'s Verdienste in fast allen Zweigen geistiger Thätigkeit sind ganz unberechenbar, und wenn sie jetzt zum Theil weniger in die Augen fallen, so liegt dies nur daran, daß das meiste, was er angeregt, bereits zum geistigen Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. Obgleich kein eigentlich dichterischer Genius, wie er selbst am bestimmtesten ausgesprochen, hat er doch umfassender als irgendeiner seiner Zeitgenossen für die Wiederherstellung der deutschen Dichtung gewirkt. Seine frühern Dramen und kleinern Gedichte stehen freilich auf dem Standpunkte ihrer Zeit; doch auch sie weisen schon auf ein höheres Ziel hin. Als entschiedene Muster aber wirkten seine vier großen Dramen, die, frei von der Unwahrheit und unnatürlichen Regelrechtigkeit der franz. Dramen, Freiheit der Form mit einer bis dahin ungeahnten Tiefe des Inhalts verbinden. In «Miß Sara Sampson» und «Emilie Galotti» sind besonders sittliche, in «Minna von Barnhelm» vaterländische, im «Nathan» religiöse Grundgedanken wirksam. Würdig stehen diesen Leistungen zur Seite seine kritischen Werke über Dichtkunst, vor allem die «Dramaturgie», dann die Abhandlungen über Fabeln und Epigramme, die zuerst wieder eine gesunde Methode für derartige Untersuchungen anwendeten. Vieles hierher Gehörige ist in seinen andern Werken, namentlich im «Laokoon» zerstreut. Ueberall dringt L. auf freie Entwickelung des angeborenen Talents, als dessen einzige Führerin er die Natur und die aufmerksame Betrachtung wahrhaft großer Muster anerkennt. Aber seine Thätigkeit beschränkte sich nicht hierauf. Selbst im Besitz einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit, war er der Erste, der auf den Mangel an Geist und Leben in der herkömmlichen Gelehrsamkeit hinwies und seine gelehrten Werke mit dem regsten geistigen Leben erfüllte. So hauchte er, hier mit Winckelmann gemeinsam wirkend, der Alterthumskunde, namentlich der Behandlung der alten Kunst, ein ganz neues Leben ein; so beschäftigte er sich schon ernstlich mit den Schätzen der mittelalterlichen deutschen Poesie; so regte er auf theol. Gebiete ein ganz neues Leben an und fand noch nebenher Zeit zu den verschiedensten und abgelegensten Untersuchungen, wie z. B. «Ueber das Alter der Oelmalerei». Systematiker war L. nirgends, und man ist sicherlich zu weit gegangen, wenn man ihm ein eigenes philos. System zuschreiben wollte. Als Kritiker ist L. darin unübertroffen, daß er, bei manchen Irrthümern im einzelnen, die eine spätere, auf seinen Schultern stehende Zeit leicht verbessern konnte, nirgends blos verneinend zu Werke ging, sondern stets zugleich aufbaute oder doch wenigstens die klarsten Fingerzeige zum Aufbauen gab, wodurch seine Schriften noch für die Gegenwart eine unerschöpfliche Fundgrube geistiger Anregung werden. Daß er bei dem großen Umfange seiner Thätigkeit fast nichts zum völligen Abschlusse gebracht hat und oft rein fragmentarisch verfuhr, kann einen wirklichen Tadel nicht begründen. Hierzu kommt noch bei ihm die wunderbare Vollendung der prosaischen Darstellung, die, stets voll Leben und Leichtigkeit, auch für die trockensten Gegenstände Interesse erweckt und doch nirgends oberflächlich über das Wesen der Sachen hinweggeht. Am allerhöchsten aber steht L. als Schriftsteller und als Mensch durch seinen unbestechlichen und unerschütterlichen Wahrheitssinn, der sich sein ganzes Leben hindurch gleichblieb. Freilich erscheinen seine polemischen Schriften dadurch bisweilen

hart und tief einschneidend; aber er versöhnt durch das stets bereite Bekenntniß eigener Irrthümer und dadurch, daß seine Angriffe nur der Sache, nie der Person gelten. L.'s persönlicher Charakter war bei seinen Lebzeiten mancherlei Verunglimpfungen ausgesetzt, jedoch mit Unrecht, wie dies das Zeugniß seiner Freunde und mehr noch sein eigener, nach seinem Tode veröffentlichter Briefwechsel beweist. Ein trefflicher Sohn, Bruder, Gatte und Freund, echter Protestant, unbekümmert um äußere Güter, oft in bedrängten Lagen, wich er nie von der strengsten Rechtlichkeit, verfolgte aber auch schonungslos fremdes Unrecht. An heitern Lebensgenüssen nahm er gern theil und gab sich ihnen in einzelnen Pausen seiner angestrengten Thätigkeit ganz hin, ohne sich je von ihnen beherrschen zu lassen. Vgl. «L.'s Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse» (herausg. von dessen Bruder Karl Gotthelf L., 3 Bde., Berl. 1793); Fr. Schlegel, «L.'s Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert» (3 Bde., Lpz. 1804), und desselben Abhandlung «Ueber L.» in den «Charakteristiken und Kritiken» (Bd. 1, Königsb. 1801); Schink, «L.'s Leben und Charakteristik» (Berl. 1828), als 31. Band von L.'s «Sämmtlichen Schriften»; Guhrauer, «L.'s Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert» (Berl. 1841); das durchaus treffliche Buch Danzel's, «G. E. L., sein Leben und seine Werke» (Bd. 1, Lpz. 1850), vollendet von Guhrauer (Bd. 2, Abth. 1 und 2, Lpz. 1853 und 1854); Stahr, «G. E. L., sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berl. 1859); Kuno Fischer, «L.'s Nathan der Weise» (Stuttg. 1864); Strauß, «L.'s Nathan der Weise» (Berl. 1864). — L.'s jüngerer Bruder, Karl Gotthelf L., geb. 10. Juli 1740, gest. 17. Febr. 1812 als Münzdirector in Breslau, hat sich theils durch die Herausgabe von seines Bruders Nachlaß, theils durch einige Lustspiele bekannt gemacht.

Lessing (Karl Friedrich), einer der ausgezeichnetsten neuern deutschen Maler, wurde 15. Febr. 1808 zu Wartenberg in Schlesien geboren. Sein Vater, ein Neffe von Gotth. Ephraim L. und Kanzler der Standesherrschaft Wartenberg, leitete mit Umsicht und Strenge die Erziehung seiner Kinder, die er auch zur Beobachtung der Natur, insbesondere zum Studium der Pflanzenwelt anhielt. Dieses Verfahren stimmte mit den Neigungen des Sohnes überein, der um so eher darauf verfiel, sich nachbildend zu versuchen, als ihm zur Aneignung des Worts wenig Anlage, zur Aneignung der sichtbaren Formen aber das glücklichste Auge, zu ihrer Beherrschung das reichste Talent verliehen war. 1820 kam er auf das kath. Gymnasium zu Breslau, wo sich zu seinen botan. Nebenstudien mineralogische gesellten. Da der Vater die Richtung des Sohnes mit einem naheliegenden praktischen Beruf zu vereinigen wünschte, schickte er ihn auf die Bauakademie nach Berlin. Hier nun fesselte ihn vorzugsweise der Zeichenunterricht bei Rösel und Dähling, und eine Reise nach Rügen erweckte in ihm den Landschafter. Trotz des beharrlichen Widerstrebens des Vaters warf sich L. mit Kraft und Ernst auf die Malerei, und bereits 1825 setzte er durch sein erstes Bild, Kirchhof mit Leichensteinen und Ruinen, seine Lehrer und das Publikum in Erstaunen. Der Kunstverein zahlte dafür das Doppelte des geforderten Preises. Der Vater ließ sich hierauf zur Aussöhnung mit den Bestrebungen des Sohnes bewegen, der bald darauf die Bekanntschaft W. Schadow's machte, welchem er auch nach Düsseldorf folgte. Hier begann bei L. das Figurenzeichnen, und eine Menge von Compositionen, deren eine die andere drängte, deutete im voraus den Historienmaler an. Doch ließ es seine schöpferische Phantasie selten zur Beendigung der Entwürfe kommen. 1829 führte er im Gartensaale des Grafen Spee zu Haltorf die Schlacht bei Iconium aus, zur Vollendung eines Bildercyklus aus dem Leben Friedrich's des Rothbarts, den Cornelius, als dieser mit seinen Schülern nach München zog, unabgerundet zurückgelassen. L. leistete hier bereits Außerordentliches. Um diese Zeit wandte sich die düsseldorfer Schule dem Romantisch-Sentimentalen zu, und als Sohn seiner Zeit nahm auch L. an dieser Richtung theil, aber die Tiefe seines Sinnes und die Strenge und der Ernst seines Wesens sicherten ihn vor Verirrung und bewahrten ihm seine Selbständigkeit. Sein berühmtes Trauerndes Königspaar (gestochen von Lüderitz) darf keineswegs eine Illustration des Uhland'schen Gedichts, seine Leonore (lithographirt von Jentzen) nicht eine bloße Uebersetzung der Bürger'schen Ballade genannt werden. Beide Werke sind selbständige malerische Behandlungen des auch in der Poesie zum Ausdruck gekommenen Stoffs, obschon der Dichter den Maler auf diese Stoffe hingeführt hat. Andererseits ist der Räuber und sein Kind ein Bild dieser Gattung, welches umgekehrt ebenso wol zu einer Ballade anregen könnte. Mit F. von Uechtritz hatte L. schon früher histor. Studien getrieben, wobei ihn vorzüglich die Geschichte Böhmens anzog. Das Resultat davon waren die Entwürfe zur Hussitenpredigt und zum Huß auf dem Concil zu Kostnitz 1831. An der Ausführung hinderte ihn vor der Hand seine Militärverpflichtung, der er nicht ohne Lust nachkam. In dieser und der nächsten Zeit malte L. eine Anzahl der herrlichsten Landschaften, in denen

elegische, ernste Stimmungen vorwalten. Dahin gehört ein Klosterkirchhof im Winter, mit einem offenen Grabe, in welches ein dumpfbrütender Mönch hineinschaut; ein Motiv aus der Eifel; eine Waldlandschaft, worin ein Geistlicher mit seinem Ministranten; eine Spätherbstlandschaft u. s. w. Diese Bilder zeugen von hochpoetischer Naturauffassung und sind von hinreißender Wirkung. 1836 wurde das eine Historienbild, die Hussitenpredigt (im Besitz des Königs von Preußen; lithographirt von H. Eichens, gestochen von Hoffmann), vollendet. Alle Abstufungen des Gefühls, das der Moment gibt, von der rohen Demüthigung des blutgierigen Fanatikers bis zur weichen, sehnsüchtigen Andacht des edeln, begeisterten Jünglings, finden sich hier mit Lebenswahrheit dargestellt. Das Bild machte auch 1837 in Paris großes Aufsehen und brachte L., der schon 1832 Mitglied der berliner Akademie geworden, die große goldene Medaille. Landschaften füllten gewöhnlich die Zeit aus bis zur nächsten histor. Production oder gingen nebenher. So entstanden eine große Felsenlandschaft, ein Eichenwald im Spätherbst, ein See in der Vertiefung eines eingefallenen Kraters. Andere Landschaften (darunter die berühmte tausendjährige Eiche, radirt von Steifensand) sowie das Figurenbild Ezzelin von Mailand im Gefängnisse, den zwei Mönche zum Rücktritt zur Kirche bereden wollen, kamen ins Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. Nachdem L. noch die Gefangennehmung des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. in kleinerm Maßstabe gemalt, ging er an die Darstellung von Huß vor dem Concil zu Kostnitz. Dieses Bild (1842 zu Berlin ausgestellt) ist eins der edelsten Werke deutscher Kunst. L. hat darin eine Gewalt der Individualisirung entwickelt, wie sie kaum entschiedener innerhalb der Grenzen der Malerei möglich scheint. Das Bild ist ebenfalls in das Städel'sche Institut nach Frankfurt gekommen. Nach einigen Landschaften und Wiederholungen begann er dann ein anderes Gemälde in größerm Maßstabe aus der Geschichte Huß', das diesen auf seinem Gange nach dem Scheiterhaufen darstellt. Der größte Reichthum der Motive und Affecte ward wiederum in diesem Bilde entfaltet. Dabei ist die Composition trotz der vielfachen Gliederung auf den ersten Blick klar, und die Zeichnung und Charakteristik der Gestalten zeugen von der feinsten psychol. Beobachtungsgabe. Dieses Meisterwerk, welches 1850 beendigt wurde, ziert die berliner Nationalgalerie. 1853 wurde die Verbrennung der päpstl. Bannbulle durch Luther vollendet, ein Bild, welches, voll sprechender, lebensvoller Charakteristik, in realistischer Darstellungsweise die Scene vor dem Elsterthore in Wittenberg schildert. Das Kunstwerk gelangte nach Neuyork. Für den König von Preußen wiederholte L. lebensgroß die Gefangennahme des Paschalis (1857). Neben diesen geschichtlichen Bildern gingen andere her, welche keinen bestimmten Vorgang schildern, sondern mehr naturgeschichtlichen Charakters sind, wie die Vertheidigung eines Kirchhofs durch Schützen zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und die Kreuzfahrer, welche nach langem Irren in der Wüste endlich Wasser finden. Letzteres Bild malte er schon in Karlsruhe im Auftrage des Großherzogs von Baden, der ihn 1858 als Galeriedirector in seine Residenz berief. Nebenbei lieferte L. außer Landschaften auch mehrere Porträts, wie z. B. das des Großherzogs und mehrerer Personen des bad. Hofs (1864). Seit 1866 beschäftigte sich der Künstler wieder mit einem Reformationsbilde, welches die Disputation zu Leipzig zwischen Luther und Eck 1519 darstellt. L.'s Werke zeigen einen hohen Ernst und eine unzweifelhafte Wahrheit. Er hat nur seinen Gegenstand im Auge und prägt dessen tiefsten Inhalt in kräftiger und feiner Technik aus.

Leßmann (Dan.), deutscher Roman- und Novellendichter, geb. 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark, besuchte das joachimsthaler Gymnasium in Berlin und studirte daselbst Medicin. 1813 trat er als Freiwilliger in das preuß. Heer, wurde bei Lützen verwundet und nach seiner Herstellung sowie von neuem 1815 bei den Feldlazarethen angestellt. So fand er Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt in Paris. Nach dem Frieden setzte er anfangs seine Studien in Berlin fort, bis er 1819 sich nach Wien wendete, wo er sehr bald als Hauslehrer in das Haus des Grafen O'Donnel trat, mit dem er später nach Italien und nach Ungarn ging. In dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit geschichtlichen Studien. Nachdem er 1824 nach Berlin zurückgekehrt, begann er seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich besonders seit 1827 bedeutend steigerte. Größern Beifall als seine lyrischen Gedichte («Venus Amathusia», Berl. 1824, und «Gedichte», Berl. 1830) fanden seine «Novellen» (4 Bde., Berl. 1828—29) und einige größere Werke: «Luise von Halling, Briefe aus Südspanien» (2 Bde., Berl. 1827), «Biographische Gemälde» (2 Bde., Berl. 1829—30) und das «Wanderbuch eines Schwermüthigen» (2 Bde., Berl. 1831—32). Am 1. Sept. 1831 trat er in gewohnter heiterer Stimmung eine Fußreise nach Leipzig an, wurde aber 8. Sept. unweit Wittenberg erhängt gefunden; alle Nachforschungen haben nur einen freilich psychologisch räthselhaften Selbstmord wahrscheinlich gemacht. Aus seinem Nachlaß erschien «Die Heidenmühle» (2 Bde., Berl. 1833). L. zeichnet

sich unter den neuern Novellisten durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung vortheilhaft aus; eine tiefere poetische Bedeutung seiner Leistungen mag der große Umfang seiner Thätigkeit, die auch mehrere Uebersetzungen umfaßt, verhindert haben.

L'Estocq (Joh. Herm.), Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland, geb. 29. April 1692 zu Celle im Hannoverischen, war der Sohn eines franz. Réfugié und lernte von seinem Vater, einem Barbier, die Wundarzneikunst. 1713 begab er sich nach Petersburg, wo er als Wundarzt in die Dienste Peter's d. Gr. trat und sich dessen Vertrauen erwarb, aber auch bald wegen leichtfertiger Streiche nach Kasan verbannt wurde. Katharina I. rief ihn nach Peter's Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. Mit unverbrüchlicher Treue seiner Gebieterin zugethan, bot er ihr schon 1730 nach dem Tode Peter's II. seine Dienste an, wenn sie sich auf den Thron zu setzen beabsichtige; doch wurden damals seine verwegenen Plane verworfen. Als sich jedoch 11 J. später zur Zeit des unmündigen Iwan und seiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna neue Gelegenheit darbot, fand sein Antrag Gehör. Gewandt und staatsklug leitete er das kühne Unternehmen und verlor selbst in den gefahrvollsten Augenblicken nie seine Ruhe und Kaltblütigkeit. Nachdem Elisabeth 5. Dec. 1741 den Thron bestiegen, ernannte ihn die neue Kaiserin zum Wirkl. Geheimrath, ersten Leibarzt und Director sämmtlicher medic. Anstalten; der König von Polen aber erhob ihn in den Grafenstand und übersandte ihm sein Bildniß, um es gleich einem Orden zu tragen. Doch nach dem Willen der Kaiserin mußte sich L. auch in Angelegenheiten mischen, die außer seinem Wirkungskreise lagen. Dadurch und durch seine Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl seiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn hinwiederum der Kaiserin als strafbar darzustellen. So wurde er 1748 verhaftet und in die petersburger Festung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er diesen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit; als er aber durch die Folter zum Geständniß gebracht werden sollte, bekannte er sich für schuldig. Er wurde nun 1753 aller Ehrenstellen und Güter beraubt und nach Uglitsch verbannt, wo er drei Jahre zubrachte, hierauf nach Ustjug-Welikij, wo er sechs Jahre unter Aufsicht lebte. Seine dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, theilte das Schicksal ihres Gemahls mit musterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron bestieg, wurde L. zurückberufen und erhielt seine Ehrenstellen wieder. Auch Katharina II. ließ ihm seinen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geschäften. Er starb 23. Juni 1767, ohne Kinder zu hinterlassen.

Lesueur (Eustache), einer der berühmtesten Maler der Franzosen, geb. zu Paris 1617, erhielt den Unterricht in der Zeichenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann in die Schule Simon Vouet's. Er zeichnete sich bald durch mehrere Gemälde in ital. Stil aus; allein sein Ruhm wurde erst durch seine Gemälde für die Kartäuser in Paris völlig begründet. In 22 Bildern, die in neuerer Zeit auch lithographirt erschienen (Par. 1822—23), stellte er (1649—51) die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, dar. Zu gleicher Zeit malte er für die Goldschmiedgilde die Predigt des Apostels Paulus zu Ephesus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geschenk gemacht wurde; dann eine Magdalena und den heil. Laurentius; 1651 zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören die Scenen aus dem Leben des Amor und die Musen nebst Apollo. Er starb 1655. Daß L. eine so hohe Stufe der Vollkommenheit in seinen Gemälden erreichte, ist um so bewundernswürdiger, als er nie sein Vaterland, ja kaum Paris verlassen, sich also nur nach den wenigen daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der ital. Schule gebildet hat. Rafael studirte er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton. Zu der Reinheit der Formen, welche das Resultat dieser Studien war und ihn von dem kalten, manierirten Pomp mancher damaliger franz. Künstler freihielt, kam bei ihm noch eine gemüthliche Wärme, ein Hauch innern Lebens, der jenen fast durchgängig fehlt. Entschieden schwach ist er nur, wenn energisches Handeln, sinnlich-glühendes Dasein dargestellt werden sollen, während er durch Einfachheit und Tiefe Lebrun und Poussin hinter sich läßt. L. war von sanftem, redlichem Charakter und wurde deshalb von jedermann geachtet, obgleich die Eifersucht Lebrun's seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ.

Lesueur (Jean François), franz. Componist, ein Nachkomme des vorigen, geb. 15. Jan. 1763 zu Drucat-Plessiel bei Abbeville, erhielt den ersten Musikunterricht als Chorknabe an den Kathedralen von Abbeville und Amiens und übernahm bereits 1779 die Chordirectorstelle an der Kathedrale von Séez und noch in demselben Jahre die an der Kirche der St.-Innocents zu Paris. Während dieser Zeit praktischer Thätigkeit nahm er noch theoretischen Unterricht bei dem Abbé Roze. Sodann ging L. 1781 an die Kathedrale von Dijon, von da nach zwei

Jahren an die von Mans und endlich noch 1783 nach Tours. Doch schon 1784 wandte er sich nach Paris, um daselbst im Concert-Spirituel einige seiner Compositionen aufzuführen, und hier wurde ihm die Kapellmeisterstelle an der Kirche des Innocents übertragen, die er 1786 mit der an der Notre-Dame-Kirche vertauschte. In diesem Amte wußte er den musikalischen Theil des Gottesdienstes in die Höhe zu bringen und besonders durch eigene Compositionen große Anziehung auf das Publikum zu üben. Auf die Kenner wirkten indeß diese Compositionen weniger günstig, weil man sie zu weltlich-opernhaft fand, und L. sah sich sogar genöthigt, den Angriffen auf seine Arbeiten durch mehrere Schriften entgegenzutreten, die aber jenen Vorwurf nicht entkräfteten. Ueberdies wurde ihm seine Stellung durch Zerwürfnisse mit dem Erzbischof und dem Domkapitel so verleidet, daß er Ende 1788 zurücktrat, um fortan bei einem Freunde, Bochard de Champagny, in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben und zu arbeiten. Der Tod dieses Freundes brachte ihn 1792 wieder nach Paris zurück, wo 1793 auf dem Théâtre-Feydeau seine Oper «La caverne» mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Dieser folgten mit minderm Glück 1794 «Paul et Virginie» und 1796 «Télémaque». Inzwischen war das Conservatorium errichtet worden, und L. trat bei demselben als einer der Inspectoren ein, arbeitete auch im Verein mit Mehul, Langlé, Gossec und Catel die «Principes élémentaires de musique» und die Solféges für die Anstalt aus. Infolge von Streitigkeiten, die 1801 im Schose des Conservatoriums ausbrachen, und zu deren Anstiftern L. gehörte, verlor er 1802 seine Stellung und lebte eine Zeit lang in ziemlich gedrückten Verhältnissen, bis ihn Anfang 1804 ganz unerwartet Napoleon als Nachfolger Paesiello's zu seinem Kapellmeister ernannte. L. brachte zunächst seine früher vergeblich eingereichte Oper «Les Bardes» in der Großen Oper zur Aufführung und erzielte damit einen glänzenden Erfolg. Auch componirte er eine Messe und ein Tedeum zur Krönung des Kaisers. Sehr kühl dagegen wurde die 1809 aufgeführte Oper «La mort d'Adam» aufgenommen, und anderes, was er später einreichte (z. B. «Alexandre à Babylone») kam gar nicht zur Aufführung. Nach der Restauration sah sich L. zum Unterintendanten und Compositeur der königl. Kapelle ernannt, nachdem er schon 1813 Mitglied der Akademie geworden, und 1817 erhielt er an dem neuorganisirten Conservatorium eine Compositionsprofessur. Er starb 6. Oct. 1837. L. veröffentlichte verschiedene kleinere Schriften, die an seine Streitigkeiten anknüpften, und viele histor. und technische Artikel in dem von der Französischen Akademie herausgegebenen Wörterbuch der schönen Künste.

Leszczynski, eine angesehene, aus Böhmen stammende adeliche Familie in Polen, der mehrere um ihr Vaterland sehr verdiente Männer angehören. Rafael L. erhielt, nachdem er den größten Theil von Europa bereist hatte, von Sigismund III., der ihm sehr wohlwollte, mehrere Castellaneien und Starosteien, wurde Wojwode von Belz und bemühte sich, im Felde und im Rathe das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der Gebildetsten seiner Landesgenossen und einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, schrieb mehrere lat. Gedichte und Reden und starb 1636 zu Wlodawa. Den Ruhm der Familie bewahrten sein Enkel Rafael L., Großschatzmeister und General von Großpolen, gest. 1703, von dem ein histor. Gedicht «Chocim» (1673) herrührt, und dessen Sohn, der König Stanislaw (s. d.), mit welchem die Familie ausstarb. Die einzige Tochter des letztern, Maria L., geb. 23. Juni 1703, wurde 5. Sept. 1725 die Gemahlin Ludwig's XV. Sie erwarb sich dadurch, daß sie am franz. Hofe von aller Politik sich fern hielt, sowie durch ihre Sittenreinheit und Herablassung allgemeine Achtung und starb 24. Juni 1768.

Letalität (letalitas) oder Tödlichkeit ist ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei der Beurtheilung von Körperverletzungen und Vergiftungen gebraucht wird. Da die Entscheidung über ein Verbrechen zum großen Theile von dem Erfolge desselben abhängt, so ist es für den Richter von der größten Wichtigkeit, zu wissen, inwieweit eine Verletzung an einem todten Körper als Ursache des Todes desselben zu betrachten ist. Das Gesetz verlangt daher häufig vom Gerichtsarzt die Beantwortung der Frage, ob eine Verletzung tödlich oder nicht tödlich gewesen, und die Beantwortung derselben erfordert eine genaue Untersuchung des vorliegenden Falles und eine darauf, mit Hinzuziehung der Erfahrung, welche ähnliche Fälle geliefert haben, gegründete Beurtheilung. Diese ist oft sehr schwierig und setzt einen hohen Grad von Scharfsinn voraus, während sie zugleich auf der andern Seite eine hohe Verantwortlichkeit in sich schließt. Man unterscheidet eine absolute und eine relative L. Absolut tödlich ist eine Verletzung, die an sich den Tod herbeiführt (wie ein Schuß in den Kopf, die Eröffnung eines großen Blutgefäßes); relativ tödlich, wenn die Verletzung, an sich leicht, nur durch Concurrenz anderer Umstände den Tod bedingt. Ein Trunkenbold mit leicht zerreißbaren Gefäßen kann z. B. durch einen leichten Schlag an den Kopf getödtet werden, während dieser Schlag

einen Gesunden kaum verletzt. Oder eine leichte Wunde kann durch Verblutung tödten, wenn kein Arzt zur Hand ist.

Lethargie ist derjenige krankhafte schlafähnliche Zustand, aus welchem der Kranke nicht zum vollkommenen Erwachen gebracht werden kann, sodaß er nach der Aufrüttelung aus jenem Zustande alsbald wieder in denselben zurückfällt. Die L. tritt ein nach tiefen Erschöpfungen, nach Erschütterungen des Gehirns und andern Gehirnkrankheiten, bei Vergiftungszuständen (durch Alkohol, Blei), bei schwerem Wechselfieber, Scharlach, Typhus. Wenn sie bei Krankheiten auftritt, ist sie meist ein ungünstiges Zeichen.

Lethe (griech.), der Strom der Vergessenheit in der Unterwelt, aus dem die Seelen der Verstorbenen tranken, ehe sie in die elyseischen Gefilde kamen, um jede Erinnerung an vergangene Leiden zu tilgen.

Letronne (Jean Antoine), ausgezeichneter franz. Alterthumsforscher, geb. 25. Jan. 1787 zu Paris, wurde noch im zarten Alter von seinem Vater, einem unbemittelten Künstler, in das Atelier von David gebracht, sollte dann, da er eine überwiegende Neigung für die Wissenschaften zeigte, die Polytechnische Schule besuchen, wurde aber durch den Tod seines Vaters daran behindert und fand jetzt in dem Anerbieten Mentelle's, bei dessen geogr. Arbeiten hülfreiche Hand zu leisten, eine wesentliche Unterstützung. Nachdem er mehrere Jahre hindurch mit Anstrengung dieser Beschäftigung sich gewidmet, unternahm er von 1810—12 eine größere Reise durch Italien, die Schweiz und Holland. Nach der Rückkehr erhielt er im Verlaufe der Zeit mehrere Aemter und Würden, namentlich die Professur der Geschichte und Archäologie an dem Collége de France und die Direction der damals königl. Bibliothek, 1840 die Oberaufsicht über die Archive Frankreichs, später die Administration des Collége de France. In dieser Stellung nahm er mit dem glücklichsten Erfolge seine frühern Studien wieder auf, und viele wichtige Punkte der Archäologie, Numismatik, der alten Geschichte und Geographie haben durch seine Untersuchungen theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden. Er starb 13. Dec. 1818 zu Paris. L.'s Hauptwerke, die seinen Namen in der Geschichte der Alterthumswissenschaft bewahren, sind die «Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et Romains» (Par. 1823), der «Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte» (Bd. 1 und 2, Par. 1842—48, mit Atlas) und die «Diplomes et chartres de l'époque Mérovingienne sur papyrus et sur velin» (Par. 1844, Fol.). Minder umfängliche Arbeiten sind: «Essai critique sur la topographie de Syracuse» (Par. 1813); «Recherches géographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae composé par Dicuil» (Par. 1814); «Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité» (Par. 1824); «Considérations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines» (Par. 1817); «Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos» (Par. 1825); ferner «Matériaux pour l'histoire du christianisme» (Par. 1833) und «La statue vocale de Memnon» (Par. 1833). Auch betheiligte er sich bei der neuen Ausgabe von Rollin's Werken (30 Bde., Par. 1820) und begleitete diese mit werthvollen histor. Erläuterungen. Weniger bedeutend, obgleich häufig aufgelegt, ist sein «Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne» (Par. 1814 u. öfter).

Lette (Wilhelm Adolf), ein besonders durch seine Arbeiten über Landescultur und sein parlamentarisches Wirken bekannter preuß. Staatsbeamter, geb. 10. Mai 1799 zu Kienitz im Kreise Soldin der Neumark, Sohn eines geachteten Landwirths, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und widmete sich seit Michaelis 1816 zu Heidelberg, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechte, daneben aber auch der Staatswissenschaft und besonders der Philosophie unter Hegel, der damals erst zu Heidelberg, dann zu Berlin lehrte. Nach dem Wartburgfeste in die sog. demagogischen Untersuchungen verwickelt, wurde L. zu einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Im Jan. 1821 trat er als Auscultator beim Oberlandesgericht in Frankfurt a. d. O. in den Staatsdienst, in welchem er bis 1835 zum Oberlandesgerichtsrath zu Posen aufrückte. 1840 wurde er zum Oberregierungsrath und Dirigenten der landwirthschaftlichen Abtheilung zu Frankfurt ernannt und 1. April 1843 als Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium des Innern nach Berlin berufen. Schon in seinen frühern Stellungen waren ihm hauptsächlich die Angelegenheiten der gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen, Gemeinheitstheilungen und andere das Agrarwesen betreffende Gegenstände zugewiesen gewesen, und auch nunmehr gehörten zu seinem besondern Berufskreise vorzüglich die Bearbeitung und der Vortrag der verschiedenen, in den Bereich der Agrar- und Landesculturgesetzgebung einschlagenden Gesetze. 1845 trat L. als Präsident an die Spitze des

für das ganze Königreich neuerrichteten Revisionscollegiums für Landesculturfachen. Neben seiner Amtsthätigkeit wandte er seit 1841 der Begründung, Einrichtung und Leitung verschiedener gemeinnütziger Vereine eine fortdauernde Thätigkeit zu. Die parlamentarische Laufbahn eröffnete sich ihm mit der Bewegung von 1848. Im März dieses Jahres war er einer der Begründer und Leiter des Constitutionellen Clubs zu Berlin. Zum Mitglied der deutschen Nationalversammlung erwählt, gehörte er in dieser zur sog. Casinopartei und war besonders im volkswirthschaftlichen Ausschusse thätig. 1851 trat L. für den Wahlbezirk Mühlheim in die Erste, 1852—55 für Halle und 1855—58 für den Wahlbezirk Königsberg-Soldin in die Zweite preuß. Kammer und sprach hier namentlich für die Befreiung der ländlichen Gemeinden von der gutsherrlichen Vormundschaft. An der Ausarbeitung des 1854 von Auerswald und Patow eingebrachten «Entwurfs einer Landgemeindeordnung für die sechs östl. Provinzen der preuß. Monarchie und eines die ländliche Polizeiverwaltung betreffenden Gesetzes» (Berl. 1854), welcher gegen die Entwürfe der Regierung gerichtet war, hatte er den wesentlichsten Antheil. 1854 wurde er bei der Wiederherstellung des Staatsraths als Mitglied desselben und bald nachher auch als Mitglied des Landesökonomie-Collegiums entlassen. Seit 1858 von dem Wahlbezirke Königsberg-Soldin wiederholt in das Abgeordnetenhaus gewählt, trat er hier namentlich als Referent über das 1860 publicirte Gesetz über die Wahlbezirke und die von der Kammer abgelehnte Wegeordnung hervor. Von den Schriften L.'s sind außer der «Beleuchtung der preuß. Eherechtsreform» (Frankf. a. d. O. 1842) besonders zu nennen: «Die ländliche Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östl. und mittlern Provinzen» (Berl. 1848); «Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse zur Bewässerung von Grundstücken» (Berl. 1850); «Die Landescultur-Gesetzgebung des preuß. Staats» (mit Rönne, 3 Bde., Berl. 1853—54), sein Hauptwerk. Seit 1856 hat L. für die dritte Auflage des Rotteck-Welcker'schen «Staatslexikon» eine Reihe trefflicher, in sein Fach einschlagender Artikel geliefert.

Letten, s. Litauen.

Lettern, s. Schriften.

Lettres de cachet nannte man die berüchtigten Verhaftsbefehle der Könige von Frankreich vor der Revolution. Die königl. Schreiben (Lettres royaux), die in den geringfügigsten Dingen erlassen werden mußten, zerfielen überhaupt in Lettres patentes, d. h. offene, und in Lettres de cachet, d. h. versiegelte Briefe. Die erstern wurden immer auf Pergament geschrieben, trugen die Namensunterschrift des Königs und die Contrasignatur eines Ministers, waren nicht zusammengefaltet, sondern nur am Rande umgebogen und hatten das große Staatssiegel beigedruckt. Alle Verordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien u. dgl., die aus der Staatskanzlei hervorgingen und vom Parlament einregistrirt werden sollten, besaßen diese Form. Die Lettres de cachet oder closes hingegen wurden entweder im Namen oder im Auftrage des Königs auf Papier geschrieben und mit dem kleinen königl. Siegel zugeschlossen, sodaß man den Inhalt ohne Oeffnung nicht erkennen konnte. Der Gebrauch solcher Schreiben, die außer der Signatur des Ministers keiner Controle unterlagen, war besonders seit der Regierung Ludwig's XIV. äußerst ausgedehnt. Der Hof gab hierdurch den Behörden, Corporationen und Individuen nicht nur sein Gutachten zu erkennen, sondern bediente sich gewöhnlich der Briefe, um ohne Aufsehen und Verantwortung in die Justiz, die Verwaltung, in die persönlichen Interessen oder das Schicksal von Individuen einzugreifen. Misfällige Personen wurden auf diese Weise aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, oder ohne Urtheil und Recht in der Bastille (s. d.) oder einem andern Staatsgefängniß untergebracht, wo sie nicht selten, theils weil man dies wollte, theils weil man sie vergaß, ihr ganzes Leben hindurch schmachten mußten. Der Lieutenant général der Polizei besaß gewöhnlich im voraus ausgefertigte Lettres de cachet, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einschrieb. Häufig war indeß diese Verhaftung eine königl. Gnade, indem dadurch der Betroffene der Justiz entzogen wurde. Ein Decret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte auch dieser geheimen Hofjustiz ein Ende. Vgl. Mirabeau, «Des lettres de cachet et des prisons d'état» (Par. 1782); «Mémoires sur la Bastille» (Lond. 1783); Arnould und du Pujol, «Histoire de la Bastille» (Par. 1843).

Letzte Dinge, s. Eschatologie.

Letzte Oelung, s. Oelung.

Leubus, eine vormals berühmte Cistercienserabtei im Wohlauer Kreise des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, 6 M. im NW. von Breslau am rechten Ufer der Oder, deren Abt einer der ersten Stände des Fürstenthums Wohlau war, wurde 1053 durch

Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, gestiftet und dem Benedictinerorden gewidmet, von Herzog Boleslaw aber 1175 mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzt. Das prächtige, ein schönes Viereck bildende Abteigebäude, in seiner jetzigen Gestalt aus den J. 1684—1720 herrührend, umfaßt den mehr durch Pracht und Schönheit seiner Verhältnisse als durch den Kunstwerth seiner Frescomalereien und Bildhauerarbeiten ausgezeichneten Fürstensaal nebst der Klosterkirche, die reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten und Prälaten sowie an Gemälden Willman's ist. Nach der Aufhebung des Klosters 1810 wurde ein Domänenamt, 1817 ein königl. Provinzial-Landgestüt und 1830 eine Provinzial-Irrenanstalt hierher verlegt. Das neben dem Kloster liegende Pfarrdorf Kloster-L. mit 1829 E. sowie der etwas südlichere Flecken L. oder Städtel-L. mit 707 E. haben ergiebige Weinberge.

Leuchtenberg, eine Standesherrschaft von 4 Q.-M. mit 6500 E., in der bair. Oberpfalz, zum alten Nordgau gehörig, mit dem Städtchen Pfreimdt als Hauptort, war früher eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage und hat ihren Namen von dem alten Bergschlosse Leuchtenberg im gleichnamigen Flecken, dem Stammsitze der Landgrafen von L., die 1646 mit Adam Maximilian im Mannsstamme erloschen. Obschon nun bereits 1502 der Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Hälfte der Landgrafschaft durch den Kaiser Maximilian I. die Anwartschaft erhalten hatte, so wurde doch 1647 der Herzog Albrecht, als der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der ganzen Landgrafschaft belehnt, die er indeß nachher an seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Baiern, abtrat, der sie seinem zweitgeborenen Sohne Maximilian Philipp überließ. Als dieser 1707, während der Kurfürst von Baiern in der Reichsacht war, kinderlos verstarb, wurde der Fürst von Bamberg mit der Landgrafschaft beliehen, die indeß 1714 wieder an Kurbaiern kam. Nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Baiern 1777 entstand ein Streit, in dem der Kaiser Joseph die Landgrafschaft für ein eröffnetes Reichslehn erklärte; doch behauptete sich Baiern im Besitz derselben. Der König von Baiern, Maximilian Joseph, trat sie 1817 nebst einem Theile des Fürstenthums Eichstädt, zusammen 10¼ Q.-M., an seinen Schwiegersohn, Eugen Beauharnais, den ehemaligen Vicekönig von Italien, ab, der nun den Titel Herzog von L. und Fürst von Eichstädt annahm und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Frs. überließ, welche das Königreich beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Dem Herzoge wurde, sowie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von L. mit dem Prädicate Durchlaucht zugestanden. Auch erhielt das Haus L. den Rang unmittelbar nach den Gliedern der königl. Familie und für den Fall des Erlöschens des bair. Mannsstammes die Rechte der Nachfolge. Vgl. Wittmann, «Geschichte der Landgrafen von L.» (3 Thle., Münch. 1851—52); Brunner, «Geschichte von L.» (Weiden 1862).

Leuchtenberg (Eugen, Herzog von), Fürst von Eichstädt, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vicekönig von Italien, geb. 3. Sept. 1781, war der Sohn des 1794 guillotinirten Vicomte Beauharnais (s. d.) und der Josephine Tascher de la Pagerie, der nachherigen Kaiserin der Franzosen. Eugen folgte dem Vater im Alter von 12 J. zur Rheinarmee, ging nach dessen Tode zum General Hoche und wohnte nach der Verheirathung seiner Mutter mit Bonaparte den Feldzügen in Italien und der Expedition nach Aegypten bei. Er stieg schnell zu den höchsten militärischen Ehren und wurde 1805, nach Errichtung des Kaiserthrons, zum franz. Prinzen und Vicekönig von Italien erhoben. Nach Beendigung des österr. Feldzugs von 1805, in welchem er sich auszeichnete, vermählte ihn der Kaiser 14. Jan. 1806 mit der Prinzessin Auguste von Baiern; ein Jahr darauf ernannte er ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. Obschon des Vicekönigs polit. Gewalt sehr beschränkt, seine Lage ziemlich schwierig war, erkannten die Italiener doch seine Einsicht und Mäßigung an. Im Feldzug von 1809 vermochte er anfangs gegen den Erzherzog Johann von Oesterreich wenig auszurichten; doch gewann er 14. Juni das Treffen bei Raab. Auch zeigte er in der Schlacht bei Wagram militärische Talente. Nach der Scheidung seiner Mutter ernannte ihn der Kaiser zum Nachfolger des Fürsten-Primas als Großherzog von Frankfurt. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er rühmlich das 3. Armeecorps. Seiner und Ney's Thätigkeit auf dem Rückzuge hatte Frankreich wenigstens die Erhaltung der Trümmer des Heeres zu verdanken. Nach Napoleon's und Murat's Abgange übernahm er den Oberbefehl und zeigte in der unglücklichen Lage kriegerische Geschicklichkeit wie Festigkeit des Charakters. Am 2. Mai 1813 entschied er durch die Umgehung des rechten feindlichen Flügels den Sieg in der Schlacht bei Lützen und den Rückzug der Verbündeten. Von Dresden aus schickte ihn Napoleon nach dem bedrohten

Italien, wo er sich nach dem Beitritt Oesterreichs zur Coalition, selbst nach Murat's Abfall, aufs geschickteste zu vertheidigen wußte. Nach dem Sturze Napoleon's schloß er 23. April 1814 mit dem Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Oesterreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Großherzogthum Genua an. Er begab sich mit seiner Familie zunächst nach Paris, wo er die franz. Marschallswürde ablehnte, dann nach München und nach Wien, wo er dem Congresse beiwohnte. Bei Napoleon's Rückkehr ging er nach Baireuth, nahm aber an den Begebenheiten von 1815 keinen Antheil. Im Vertrage von Fontainebleau, 11. April 1814, waren ihm für seine Dotationen in Italien Entschädigungen im Betrage von 20—25 Mill. Frs. ausgeworfen worden; der Congreß bestimmte aber, daß er seine Dotationen in der Mark Ancona behalten und vom Könige beider Sicilien 5 Mill. Frs. empfangen sollte. Er überließ diese Summe der Krone Baiern und erhielt dafür von seinem Schwiegervater, dem Könige Maximilian Joseph, die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstenthum Eichstädt. Er starb zu München 21. Febr. 1824 und hinterließ das Andenken eines redlichen, wohlwollenden Charakters. Vgl. Aubriet, «Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais» (2. Aufl., Par. 1825); Vaudoncourt, «Histoire politique et militaire du prince Eugène» (3 Bde., Par. 1827). Seine Gemahlin, Amalie Auguste, die älteste Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern, geb. 21. Juni 1788, eine ebenso tugendhafte als charaktervolle Frau, starb 13. Mai 1851. Sie ließ in der Michaeliskirche zu München ihrem Gemahl ein herrliches Denkmal (von Thorwaldsen) setzen. Aus ihrer Ehe gingen, außer vier Söhnen, vier Töchter hervor: Josephine, geb. 1807, vermählt 1823 mit dem Könige Oskar von Schweden, seit 1859 Witwe; Eugenie, geb. 1808, Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gest. 1847; Amalie, geb. 1812, vermählt 1829 mit dem Kaiser Pedro I. von Brasilien, seit 1834 Witwe; Theodelinde, geb. 1814, vermählt 1841 mit dem Grafen Wilhelm von Württemberg, gest. 1857. — Der älteste Sohn, Karl August Eugen Napoleon, Herzog von L., durch Vermählung mit der Königin Donna Maria königl. Prinz von Portugal, wurde zu Mailand 9. Dec. 1810 geboren. Der Prinz erhielt die ausgezeichnetsten Lehrer und besuchte 1826 die Universität München. Infolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser Dom Pedro begleitete er dieselbe 1829 nach Brasilien. Während der Revolution in Belgien wünschte ihn eine Partei auf dem belg. Throne zu sehen; doch scheiterte das Project an dem Widerstande des franz. Hofs. Auch wies ihn die franz. Regierung 1832 aus Frankreich, als er zu Paris mit seiner Schwester, der Kaiserin von Brasilien, und deren Stieftochter, Donna Maria, eine Zusammenkunft halten wollte. Auf den Wunsch des sterbenden Kaisers Dom Pedro wurde dem Prinzen 1834 die Hand der jungen Königin Donna Maria (s. d.) von Portugal angetragen. Er feierte seine Vermählung zu Lissabon 25. Jan. 1835, starb aber schon 28. März 1835 an der Halsbräune. — Max Eugen Joseph Napoleon, nach dem Tode seines Bruders Herzog von L., wurde 2. Oct. 1817 zu München geboren. Unter der Fürsorge seiner Mutter erhielt er eine treffliche Erziehung. Sein Oheim, der König Ludwig von Baiern, sandte ihn 1837 zu dem großen Cavaleriemanöver, das der Kaiser Nikolaus von Rußland bei Wosnosensk veranstaltete. Hier wurde er von der kaiserl. Familie mit Auszeichnung aufgenommen, und als 1838 die Kaiserin von Rußland mit ihrer Familie in Kreuth bei Tegernsee eintraf, knüpfte sich das Verhältniß noch enger. Der Prinz reiste 16. Oct. nach Petersburg ab und verlobte sich 4. Nov. mit der Großfürstin Maria Nikolajewna, der ältesten Tochter des Kaisers. Die Vermählung fand 14. Juli 1839 statt, und am nächsten Tage erschien ein kaiserl. Manifest, das dem Herzoge, dem Adoptivenkel Napoleon's, das Prädicat Kaiserliche Hoheit beilegte. Nach einem mehrjährigen Lungenleiden, das er sich auf einer geol. Forschungsreise in den Ural zugezogen, starb der Herzog 20. Oct. (1. Nov.) 1852 zu Petersburg. Aus seiner Ehe entsprangen zwei Töchter (Maria, geb. 1841, vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Baden, und Eugenia, geb. 1845) und vier Söhne. Diese Kinder, sämmtlich griech. Confession, führen den Titel Kaiserliche Hoheit und seit 1852 als Mitglieder des russ. Kaiserhauses den Zunamen Romanowski. Der älteste Sohn, Herzog Nikolaus Maximilianowitsch von L., Fürst Romanowski, geb. 23. Juli (4. Aug.) 1843, ist gegenwärtig Haupt der Familie. Die Besitzungen der L.'schen Familie im Kirchenstaate sind 1845 um 20 Mill. Frs. der päpstl. Regierung überlassen worden, wogegen die Herrschaft Tambow in Rußland erworben wurde.

Leuchtgas, s. Gasbeleuchtung.

Leuchtkugeln sind Geschosse, welche zur Nachtzeit in die Luft geworfen werden, um die

Gegend zu erhellen und etwaige Unternehmungen des Feindes bemerken zu können. Sie kommen besonders im Festungskriege vor. Die Leuchtkugel enthält einen Leuchtsatz in einem zwillichenen Beutel, der durch das sog. Brandkreuz die kugelförmige Gestalt erhält. Dieses besteht aus einer eisernen Platte, an welche vier Arme geschmiedet sind, die sich über derselben vereinigen und an dieser Stelle ein Loch zur Aufnahme des Zünders haben. Sie werden nach dem Gewicht des gleichgroßen Hohlgeschosses benannt. Der Mantel der L. erhält einen Ueberzug von Pech, Feuerkitt oder Leim. Nach ihrer Größe und Wurfhöhe kann die Leuchtkugel einen Umfang von 200 Schritt Durchmesser erhellen und aus 50pfündigen Mörsern bis auf 800 Schritt Entfernung getrieben werden. Ueber L. als Lustfeuerwerkskörper s. Feuerwerk.

Leuchtthurm nennt man ein hohes, an gefährlichen Küstenpunkten errichtetes Gebäude, wo in der Nacht ein Feuer unterhalten wird, um die Schiffenden vor gefährlichen Punkten im Fahrwasser zu warnen. Der berühmteste unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war der zu Alexandria, der nach der kleinen Insel, auf welcher er stand, Pharus hieß, welcher Name später mit L. überhaupt gleichbedeutend wurde. Der Pharus von Alexandria gehörte zu den sog. sieben Wunderwerken und wurde von Sostrates aus Knidos erbaut. Seine Vollendung fällt in das J. 283 v. Chr.; seine Höhe wird auf 550 F. angenommen. Er blieb bis etwa 1317 stehen, und die Geschichte hat es uns nicht aufbehalten, welche furchtbare Begebenheit dieses Denkmal menschlicher Kühnheit zerstörte. Zu den berühmtern Leuchtthürmen neuerer Zeit gehört der zu Cordouan auf einer Felsbank der Garonne, die nur zur Zeit der Ebbe trocken ist, 150 F. hoch, angefangen unter König Heinrich II., aber erst nach 26 J. vollendet. Fast noch merkwürdiger durch die Schwierigkeiten, die sich seiner Gründung entgegenstellten, ist der Thurm auf Eddystone, einer Klippe im engl. Kanale, 14 M. von dem Kriegshafen Plymouth entfernt. Nachdem dieser Thurm bereits mehrmals untergegangen, befahl die Königin Anna einen Neubau, den John Rudyerd 1706—8 ausführte; doch 3. Dec. 1755 wurde das Werk abermals bis auf die Fundamente ein Raub der Flammen. Hierauf wurde ein Massivbau beschlossen und John Smeaton übertragen, der an dem Thurme, den man meist zum Modell für andere Leuchtthürme genommen hat, allen Schmuck vermied, ihm eine breite Basis und runde Form gab und ihn mit sanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufen ließ. Würdig reiht sich demselben an der im Frith of Forth auf dem Felsen Inch-Cape oder Bell-Rock stehende L. Wo Leuchtthürme sich nicht anbringen lassen, werden Schiffe verankert, die bei Tage eine Flagge entfalten, bei Nacht eine oder mehrere Laternen erheben. Um in der Nähe der Küsten durch das bloße Erscheinen eines Feuers bestimmen zu können, an welchem Punkte das Schiff sich befinde, bedurfte es mannichfacher Anordnungen, damit man die Feuer voneinander zu unterscheiden vermöchte. Zunächst kam man auf die Idee, das Licht zu färben. Wenn aber auch farbiges Glas der Laterne auf kurze Distanzen die Färbung überträgt, so gelingt dies doch nicht für die Ferne. Deshalb nahm man, von dem Thurme mit nur einer Laterne ausgehend, zu zwei Feuern seine Zuflucht, von denen das eine zu ebener Erde, das andere hoch oben brennt. Auch erfand man das Drehfeuer (revolving light), bei welchem ein Uhrwerk das Lampensystem im Kreise bewegt, und suchte ihm noch dadurch Abwechselung zu geben, daß verschiedene Lampen durch farbige Glasscheiben gedeckt werden. Eine andere Anordnung ist die, daß ein Blechschirm, von der Uhr getrieben, die Lampe deckt. Hieran reiht sich das Flashing oder Blitzlicht, welches plötzlich auftaucht und im Moment verschwindet; ferner das Intermitting oder aussetzende Feuer, welches auf einem Riem ohne Ende von der Erde im Thurme langsam in die Höhe steigt und dort verschwindet, um nach einem Umlaufe wiederzukehren. Außerdem hat man auf niedern Thürmen das Hafenfeuer, welches nur zur Stunde des hohen Wassers oder der Flut entzündet wird, und die Leitfeuer (leading lights), um auf engen Strömen den Lootsen in Stand zu setzen, auch in der Nacht zu segeln. In der Neuzeit sind die Lichter der Leuchtthürme und Leuchtschiffe durch Schleifen der sie umgebenden Gläser außerordentlich verbessert worden.

Leucippus (griech. Leukippos), der Stifter der atomistischen Schule in der griech. Philosophie und Vorgänger des Demokrit, nach einigen aus Abdera, nach andern aus Elea oder von Milet gebürtig, lebte 510 v. Chr. Sein Lehrer soll Parmenides der Eleat gewesen sein. Ohne Zweifel wurde sein System durch die eleatische Lehre hervorgerufen. Die Eleaten leugneten nämlich die Wirklichkeit der Bewegung, den leeren Raum und überhaupt die Vielheit der Dinge, indem sie alles, was ist, für Eins, dieses eine Seiende für unveränderlich und alle Veränderungen für bloßen Schein erklärten. Dagegen nahm L. zweierlei Principien, nämlich das Volle und ein Leeres, an. Das Volle bestand in einer zahllosen Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Diese sind an und für sich untheilbar, unveränderlich und

undurchdringlich, folglich relativ einfache Grundkörper. Ihre gemeinsame Grundeigenschaft ist Figur, und aus der Mannichfaltigkeit der Figuren wird die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Erscheinungen oder Körper erklärt. Durch ihre verschiedene Figur oder Gestalt aber sowie durch örtliche Lage und Ordnung unterscheiden sie sich voneinander. Diese unendliche Vielheit des Untheilbaren setzte nun ein Trennendes voraus, und dieses war das Leere, in welchem sich die Atome bewegen. Wie weit L. selbst diese Grundbestimmungen des Atomismus ins einzelne verfolgt habe, ist uns ganz unbekannt; wahrscheinlich ist die weitere Ausbildung dieser Lehre erst durch Demokrit (s. d.) erfolgt.

Leuckart (Karl Georg Friedrich Rudolf), ein besonders um die Zoologie und Zootomie verdienter deutscher Naturforscher, geb. 7. Oct. 1823 zu Helmstedt, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog Michaelis 1842 die Universität Göttingen, wo er sich medic. und naturwissenschaftlichen Studien widmete. Das ebendaselbst neubegründete Physiologische Institut brachte ihn in nähere Berührung mit Wagner, unter dessen Leitung er seine zool. und zootom. Arbeiten mit solchem Erfolge fortsetzte, daß ihn jener noch vor Beendigung des akademischen Cursus mit der Vollendung seines «Lehrbuch der Zootomie» (2 Bde., Lpz. 1843—47) betraute. Nachdem L. 1845 promovirt, erhielt er eine Anstellung am Physiologischen Institut. Gegen Ende 1847 habilitirte er sich zu Göttingen hauptsächlich für die zool. Disciplinen, doch folgte er schon Ostern 1850 einem Rufe als außerord. Professor der Zoologie nach Gießen, wo er 1855 eine ord. Professur für dieses Fach sowie auch für vergleichende Anatomie erhielt. L. hat seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise den niedern, sog. wirbellosen Thieren zugewandt, doch waren seine Forschungen weniger darauf gerichtet, den Katalog der bekannten Arten zu vermehren, als vielmehr deren Organisationsverhältnisse und Lebensgeschichte zu ergründen. Es gibt nur wenige Gruppen unter diesen niedern Thieren, deren Kenntniß L. nicht wesentlich gefördert hätte. So faßte er in den «Beiträgen zur Kenntniß wirbelloser Thiere» (mit Frey, Braunschw. 1848) die morphologischen Beziehungen zwischen den Cuvier'schen Akalephen und Polypen richtig auf und begründete hierdurch die Aufstellung einer neuen Hauptabtheilung des Thierreichs (der Cölenteraten). Ebenso gelang es L., in den Schriften «Ueber den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitstheilung in der Natur» (Gieß. 1851) und den «Zool. Untersuchungen» (Gieß. 1853) die verwickelten Organisationsverhältnisse der Siphonophoren nach dem Principe der Arbeitstheilung zu deuten und diese Thiere, die man früher für Einzelwesen gehalten hatte, als Thierstöcke mit polymorphen Individuen nachzuweisen. Seine Untersuchungen über die Mikropyle der Insekteneier (1855) und die Parthenogenese der Insekten, besonders der Bienen (1858) und viviparen Fliegenlarven (1865), haben nicht wenig dazu beigetragen, die bisherigen Ansichten über den Befruchtungsproceß und die Vorgänge der Zeugung in der Thierwelt zu läutern und festzustellen. Am bekanntesten ist L. durch seine helminthologischen Forschungen geworden, die ihn in der letzten Zeit fast ausschließlich beschäftigten. Namentlich waren es seine Entdeckungen über die Trichinen («Untersuchungen über Trichina spiralis», Lpz. 1861; 2. Aufl. 1866) und Finnen (in «Die Blasenbandwürmer und ihre Entwickelung», Gieß. 1856), die in den weitesten Kreisen Aufsehen erregten. Ebenso verdankt man L. die Kenntniß von der Entwickelungsgeschichte und Metamorphose der Pentastomen (1861), Echinorhynchen und neuerdings auch der Nematoden. Ueberhaupt hat die von Küchenmeister begründete Experimental-helminthologie in L. ihren eifrigsten und glücklichsten Vertreter gefunden. Sein Lehr- und Handbuch über «Die Parasiten des Menschen und die von denselben herrührenden Krankheiten» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1863—66) ist als Hauptwerk über diese Klasse von Geschöpfen zu betrachten. Von den übrigen Arbeiten L.'s sind noch hervorzuheben: «Studien über die Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere» (Braunschw. 1848), der Artikel «Zeugung» in Wagner's «Handwörterbuch der Physiologie» (Bd. 4), die Untersuchung über «Fortpflanzung und Entwickelung der Pupiparen» (1859) und die mit Bergmann gemeinschaftlich bearbeitete «Vergleichende Anatomie und Physiologie» (Stuttg. 1852). Seit 1848 hat L. die Herausgabe von jährlichen «Berichten über die wissenschaftlichen Leistungen in der Naturgeschichte der niedern Thiere» (Berl. 1857 fg.) begonnen.

Leucojum, Name einer zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehörenden Pflanzengattung, deren in Mittel- und Südeuropa und in Nordafrika heimische Arten Zwiebelgewächse mit wenigen linealen, grundständigen Blättern und blattlosem Schafte sind, welcher an der Spitze eine oder mehrere gestielte, hängende Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und regelmäßigem, sechsblätterigem, glockigem Perigon trägt. Der oder die Blütenstiele sind am Grunde von einem häutigen Scheidenblatt umhüllt. Hierher

gehört das wilde Schneeglöckchen (L. vernum L.), auch großes Schneeglöckchen, Waldschneeglöckchen, Märzbecher, Knotenblume, Sommerthierchen genannt, welches in Laubwäldern und Gebüschen auf lockerer humoser Lauberde in vielen Gegenden Deutschlands (z. B. um Leipzig) häufig, ja massenhaft wächst, übrigens auch als Gartenzierpflanze cultivirt wird. Die Zwiebel war früher officinell. Von dem echten Schneeglöckchen (s. d.) unterscheidet sich diese Pflanze durch die mehr gelblichweiße Farbe des Perigons und namentlich durch die gleichgroßen, äußerlich vor der Spitze mit einem gelbgrünen Fleck gezeichneten Perigonblätter.

Leuk (franz. Louèche), Flecken mit 1123 E., Hauptort des Bezirks gleiches Namens im schweiz. Canton Wallis auf dem rechten Ufer des Rhône, 3 M. oberhalb Sitten, ist berühmt durch die 2 St. nördlich davon entspringenden Mineralquellen. Diese, gegen 20 an der Zahl, kommen in einem von der Dala, einem wilden Gebirgswasser, durchströmten Thale zu Tage, welches hier 4356 F. über dem Meere am Fuße des Gemmi liegt, und gehören sämmtlich, da sie nur geringe Verschiedenheiten in der Temperatur und Mischung zeigen, in die Klasse der eisenhaltig-salinischen Schwefelwasser. Man benutzt vorzüglich die Lorenzo- oder Hauptquelle (40° R.), das Goldbrünnlein, die Kotzgülle (von ihrer Erbrechen erregenden Eigenschaft so genannt) und die Quelle hinten im Thale. Die Bäder nimmt man theils in Privathäusern, theils in öffentlichen Badeanstalten, deren vier vorhanden sind, welche das bis auf 30° oder 29° R. abgekühlte Wasser durch Röhren zugeleitet bekommen. In diesen Badeanstalten sind zu allen Arten von Bädern Vorrichtungen getroffen. Zu den ganzen Bädern sind große Bassins vorhanden, in welchen sich die Curgäste, in dicke wollene Bademäntel gehüllt, ohne Unterschied des Geschlechts befinden. Dabei unterhält man sich, da man nach den ersten Bädern 2, 3, ja sogar 4 St. im Wasser bleibt, liest, frühstückt auf schwimmenden Tischen und trinkt Mineralwasser. Die Bäder zu L. gehören zu den ältesten in der Schweiz, und eine Badeanstalt scheint schon im 12. Jahrh. bestanden zu haben. Allgemein benutzt wurden die Thermalquellen aber erst im 16. Jahrh., nachdem der Cardinal Matthias Schinner 1501 ein großes Gebäude hatte aufführen lassen, welches jedoch mit den nachher entstandenen Anlagen im 18. Jahrh. durch eine Lavine zerstört wurde. Der Badeort Leukerbad, in der Umgegend kurzweg nur Baden genannt, besteht, mit Ausnahme der Gasthöfe, nur aus Holzhütten und zählt 545 E. Für die gewöhnlichen Badevergnügungen ist nur wenig gesorgt, und die großartigen Schönheiten der wilden Alpennatur müssen dieselben ersetzen. Nördlich von dem Bade erheben sich das Plattenhorn, das Rinderhorn und der Altels, östlich der Gletscher Schneitschnur und westlich finstere Waldungen, welche man das Holzthal nennt. Man kann nur auf zwei Wegen zu demselben gelangen, von denen die bequemere Fahrstraße von L. her im Thale herauf, die andere aus dem Kanderstegerthale über den hohen Gemmi an dem einsamen Daubensee vorüberführt.

Leukadia, auch Leukas, eine Insel im Ionischen Meere, an der Küste von Akarnanien, nördlich von Cephalonia. Die südl. Spitze derselben, jetzt Cap Ducato, auf welcher ein Apollotempel stand, in der Nähe der ehemaligen Hauptstadt Leukas, wurde von den Alten der Leukadische Fels genannt, von welchem man jährlich unter großen Feierlichkeiten einen Verbrecher, gleichsam um alle Sünden des Volks zu sühnen, ins Meer stürzte, ohne daß jedoch derselbe umkam, da ihn ein umgehangenes Federkleid, woran der Sage nach sogar lebendige Vögel befestigt waren, sanft in die Tiefe trug und aufgestellte Fahrzeuge ihn dort aufnahmen, worauf er aber das Land für immer verlassen mußte. Auch andere wagten freiwillig, um sich von Liebesqualen zu befreien, diesen gefahrvollen Sprung, dem man die Kraft der Heilung zuschrieb, fanden aber meist in den Wellen den Tod, wie die Königin Artemisia von Halikarnaß und Sappho (s. d.). Gegenwärtig heißt die Insel Lefkadha oder Santa-Maura. Dieselbe zählt auf 5,18 Q.-M. 20672 E. (1860) und gehört zu den Ionischen Inseln. Hauptstadt ist das feste Amaxichi oder Amakuki an der Nordspitze der Insel, vom festen Lande nur durch einen schmalen, seichten Kanal getrennt, der von den alten Korinthern angelegt worden sein soll. Das bei der Stadt befindliche Fort Santa-Maura ist mit jener durch einen Viaduct verbunden, der, ein Werk der Venetianer, auf 366 Bogen ruhend, in gerader Richtung durch die Bai geht und früher als Wasserleitung zum Fort diente. Die Stadt hat 5500 E., 15 Kirchen, 1 Kloster und 2 Häfen, treibt nicht unbedeutenden Handel und Schiffahrt, außerdem Gerberei, Baumwollweberei und Landwirthschaft und ist der Sitz eines griech. Erzbischofs. Am 29. Jan. 1825 wurde sie fast gänzlich durch ein Erdbeben zerstört; überhaupt sind Erdbeben eine Plage der Insel, und infolge eines solchen entstand auch nahe bei derselben die kleine Insel Lauderdale's-Rock.

Leukämie (von leukos, weiß, und häma, Blut), auch Leuchämie oder Leukocythämie, heißt eine Krankheit, bei welcher die weißen Blutkörperchen außerordentlich vermehrt, die rothen

dagegen vermindert sind. (S. Blut.) Eine solche Beschaffenheit des Blutes kann vorübergehend eintreten (z. B. nach Blutverlusten), ohne daß L. besteht. Charakteristisch ist für die L. noch die Anschwellung der Milz (Lien) oder der Lymphdrüsen, wonach man eine lienale und eine lymphatische L. unterscheidet. Genaueres vom Wesen der L. ist nicht bekannt. Die übrigen Krankheitszeichen lassen sich fast alle leicht aus diesen Verhältnissen ableiten. Die Kranken bekommen ein blasses Aussehen, fast wie Bleichsüchtige, magern ab, haben Athemnoth, die oft ganz beträchtlich wird, fühlen Beschwerden von der geschwollenen Milz und den Lymphdrüsen (auch die Leber schwillt etwas an) und leiden nicht selten an Blutungen aus der Nase, dem Darme, der Haut. Geht der Patient nicht an den Blutungen rasch zu Grunde, so kann er sich mit diesem Leiden jahrelang hinschleppen, bis er endlich der Erschöpfung erliegt. Eine Ursache der Krankheit ist noch nicht bekannt, und alle Heilungsversuche waren bisjetzt vergebens.

Leukorrhöe, auch Weißer Fluß oder das Weiße genannt (fluor albus, franz. fleurs blanches), bezeichnet einen Ausfluß weißlicher (oder auch gelblicher, grünlicher) schleim- oder eiterähnlicher Flüssigkeit aus den weiblichen Geschlechtstheilen. Derselbe stammt von einer katarrhalischen oder geschwürigen Entzündung dieser Theile her und kann bald mehr in den äußern Partien derselben, bald in der Mutterscheide, bald in der Gebärmutter selbst seinen Sitz und Ursprung haben, aber auch mehrere dieser Theile zugleich befallen. Unterschieden wird dies nur durch eine genaue Untersuchung mittels des Mutterspiegels (speculum uteri), welche hier um so unerlaßlicher ist, da die L. die häufigste Krankheit der geschlechtsreifen Frauen ist, da ferner von ihr eine Menge anderweiter Beschwerden und sogar üble Nachkrankheiten abhängen (ganz abgesehen von der Widerlichkeit und der Rückwirkung eines solchen Zustandes auf das Gemüth), und da endlich auch die Behandlung in der Regel nur mittels des speculum eine gründlich heilende werden kann. Mit Unrecht verhehlen daher viele Frauen diesen Zustand dem Arzte und ziehen sich oft durch Quacksalbereien noch größeres Uebel zu. Die Ursachen der L. sind mannichfaltig. Manche sind unschädliche Begleiter der Menstruation oder des Wochenbetts bei gewissen Frauen; andere entstehen durch örtlich reizende Ursachen (z. B. durch Madenwürmer, durch den Dampf der Kohlentöpfe, durch Reibungen); andere durch Ansteckung mit Tripper oder Syphilis; manche sind Folge allgemeiner Ernährungsstörungen (vor allen Blutarmuth), häufig auch von krankhafter Lageveränderungen der Gebärmutter. Jede Art derselben erfordert natürlich eine besondere Behandlung, und mit Sitzbädern, Einspritzungen und dergleichen allgemein üblichen Verfahren wird nur zufällig Abhülfe geschafft.

Leuktra, ein Flecken in Böotien, südwestlich von Theben, auf dem Wege von Thespiä nach Platää, wurde berühmt durch die siegreiche Schlacht, welche die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) gegen den Spartanerkönig Kleombrotus 371 v. Chr. hier gewannen, und womit sie den mächtigen Einfluß, den Sparta Jahrhunderte hindurch über ganz Griechenland ausgeübt hatte, brachen. In neuester Zeit hat man auf dem Felde von Parapunghia noch den Altar und die Reste des Heiligthums gefunden, welches die Thebaner damals als Siegeszeichen ihren Schutzgöttern errichteten. Eine Beschreibung mit Beziehung auf die Schlacht gibt Leake in den «Travels in Northern Greece» (Bd. 2, Lond. 1835).

Leumund. Die Leumundserforschung, d. h. die Erörterung des bisherigen Lebenswandels eines Angeschuldigten und seines moralischen Charakters durch Zeugenabhörungen, ist ein wichtiger Act des Untersuchungsprocesses. Schon das alte deutsche Recht gab viel auf den guten oder übeln Ruf, der dem Angeklagten vorherging, und in dem franz. und engl. Strafprocesse werden noch gegenwärtig häufig mit dem Angeklagten und dessen Lebensgange genau bekannte Personen als Leumundszeugen vernommen. Die im deutschen Strafprocesse statt dessen häufig angewendete Einforderung von Berichten der Ortsbehörden ist nur ein ungenügendes Ersatzmittel, da hiermit oft nur Zeugnisse vom Hörensagen erlangt werden, deren Quellen sich auf ihre Zuverlässigkeit nicht prüfen lassen.

Leupoldt (Joh. Michael), gelehrter deutscher Arzt, geb. 11. Nov. 1794 zu Weissenstadt im Fichtelgebirge, besuchte bis 1814 das Gymnasium zu Baireuth und dann die Universität zu Erlangen, wo er 1821 als außerord. und 1826 als ord. Professor angestellt wurde. Sein Hauptstreben ging von Anfang an dahin, der Medicin als besonderm Zweige der angewandten Anthropologie im vollsten Sinne des Worts zu einer tiefern, sicherern und allseitigen Begründung und in organisch-lebendigem Zusammenhange mit ihrer Geschichte sowie unter gleichmäßigerer Benutzung der näher mit ihr zusammenhängenden Natur- und Geisteswissenschaften zu einer umfassendern Fortentwickelung zu verhelfen. Nächstdem galt sein Streben insbesondere der Psychiatrie. Im Interesse dieser letztern durchreiste er, um die Irrenanstalten kennen zu lernen, namentlich

Deutschland wiederholt in allen Richtungen und bewirkte auch die Errichtung (1845) einer Irrenanstalt mit psychiatrischer Klinik zu Erlangen. In der neuesten Zeit kämpfte er gegen einen einseitigen Anschluß der Medicin an die empirischen Naturwissenschaften, während er die Selbstständigkeit des praktischen Charakters der Medicin gewahrt wissen wollte. Seit 1848 nahm er auch thätigen Antheil an den Bestrebungen für Armenpflege, Rettungshäuser u. dgl. Von seinen von philos. Geiste durchdrungenen Schriften sind zu erwähnen: «Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus» (Berl. 1821); «Grundriß der Physiologie des Menschen» (Berl. 1822); «Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie» (Berl. 1823); «Die alte Lehre von den Lebensgeistern» (Berl. 1824); «Allgemeine Geschichte der Heilkunde» (Erl. 1825); «Paieon, oder Popularphilosophie der Heilkunde und ihrer Geschichte» (Erl. 1826); «Eubiotik, oder Diätetik des physischen und psychischen Menschenlebens» (Berl. 1828); «Ueber den Entwickelungsgang der Psychiatrie» (Erl. 1833); «Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie» (2 Bde., Erl. 1834); «Lehrbuch der Psychiatrie» (Lpz. 1837); «Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten» (Erl. 1842); «Lehrbuch der Theorie der Medicin» (Erl. 1851); «Ueber ärztliche Bildung und Bildungsanstalten» (2. Aufl., Erl. 1853); endlich «Die Geschichte der Medicin» (Berl. 1863).

Leuthen, ein Dorf in Niederschlesien, 2 M. westlich von Breslau, wurde berühmt durch die 5. Dec. 1757 von Friedrich d. Gr. gegen den Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht. Nach dem Siege bei Roßbach eilte der König nach Schlesien, um den Fortschritten der Oesterreicher Einhalt zu thun. Unterwegs erfuhr er den Fall von Schweidnitz, die Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau, die Uebergabe dieser Festung und daß die Oesterreicher mit 92000 Mann unter den Kanonen Breslaus ein starkbefestigtes Lager bezogen hatten. Des Königs Entschluß, den Feind anzugreifen, wurde dadurch noch mehr befestigt. In Parchwitz 28. Nov. angelangt, führte ihm Ziethen die Trümmer des Bevern'schen Corps zu; er marschirte hierauf 4. Dec. mit seiner nunmehr auf 33000 Mann angewachsenen Armee dem Feinde entgegen. In Neumarkt erfuhr er, daß der Prinz Karl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, seine feste Stellung an der Lohe verlassen habe und ihm entgegenrücke. Am 5. marschirte der König weiter, warf den General Nostitz, der mit fünf Cavalerieregimentern bei Borna stand, zurück und erblickte nun die feindliche Stellung, welche sich lang ausgedehnt, L. vor der Mitte, über Sagschütz, hier mit einer hakenförmigen Krümmung, bis an die Teiche von Gohlau zog. Des Königs Plan war schnell gefaßt. Er marschirte treffenweise ab, an der feindlichen Fronte vorüber; die österr. Generale spotteten und glaubten, gegen Daun's Warnung, an keinen Angriff. Vor dem linken feindlichen Flügel angekommen, ließ der König einschwenken und durch den General Wedel mit neun Batterien als Avantgarde die vorliegenden Dörfer angreifen. Seine Cavalerie rechten Flügels brach vor, und bald war der Feind überflügelt, umgangen und seine Linke gänzlich geschlagen. Jetzt wollte Karl von Lothringen mit aller Anstrengung wenigstens das Centrum bei L. behaupten. Truppen häuften sich hier, eine große Batterie wurde hinter dem Dorfe aufgefahren und dies stark besetzt. Der König ließ nun seine Infanterie in Echelons bataillonsweise vom rechten Flügel vorgehen, wodurch der linke zurückgehalten und die sog. schräge Schlachtordnung (ähnlich der des Epaminondas) gebildet wurde. Das Manöver geschah mit der schönsten Präcision. L. wurde von den nach und nach in das Feuer rückenden Bataillonen angegriffen und nach halbstündigem blutigem Kampfe, als die Garde unter Möllendorf endlich den Kirchhof erstürmt hatte, erobert. Der linke Flügel war unterdessen im Nachrücken geblieben, die österr. Cavalerie rechten Flügels unter Lucchesi griff an, wurde aber von der preußischen unter Driesen vollständig geworfen; Lucchesi fand seinen Tod, und die österr. Infanterie löste sich in wilde Flucht auf. Nur einige Regimenter hielten noch auf der Höhe hinter L. Stand, wurden aber bald überwältigt. Der König setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung und wäre zu Lissa leicht gefangen worden. Die siegreiche Armee lagerte auf dem Schlachtfelde, ein Grenadier stimmte «Nun danket alle Gott!» an, was darauf vom ganzen Heere gesungen wurde. Die Resultate dieses Siegs waren 21500 Gefangene, worunter 307 Offiziere, 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen, die fast gänzliche Auflösung der österr. Armee und die Wiedereroberung Schlesiens, mit Ausnahme von Schweidnitz. Die Oesterreicher hatten 7000, die Preußen 3000 Todte und Verwundete. Im Sept. 1854 wurde auf dem Schlachtfelde eine Granitsäule mit einer Victoria aufgestellt.

Leutschau (ungar. Löcse), königl. Freistadt und Hauptort im Zipser Comitat, wurde schon 1245 unter Bela IV. erbaut und war lange die blühendste und reichste Stadt sowie eine der bedeutendsten Festungen Oberungarns. Die vielfachen Belagerungen und Stürme, welche sie unter Bocskay, Bethlen, Tökely, Rakoczy und bei andern innern Kämpfen bestand, verminderten

allmählich ihre alte Herrlichkeit. Doch gehört sie wegen ihrer reizenden Lage und ihrer schönen und alterthümlichen Gebäude noch heute zu den bemerkenswerthesten Städten Ungarns. Von ihren öffentlichen Gebäuden sind namentlich zu nennen die sehr alte kath. Kirche mit einer berühmten Orgel, das Comitatshaus und das Stadthaus. L. ist Sitz der Comitatsbehörde und hat ein kath. und ein luth. Gymnasium, einen Minoriten-Convent, eine 1585 errichtete Buchdruckerei, eine Sparkasse u. s. w. Die Bevölkerung von 5729 Seelen (1857, ohne Militär) ist durchgehends deutscher Nationalität und treibt nächst Handel und Gewerbe auch beträchtlichen Feld- und Gartenbau. Die leutschauer Erbsen bilden in ganz Ungarn einen bedeutenden Handelsartikel; auch eine eigenthümliche Art hier gefertigten Honigbiers ist sehr gesucht.

Leutze (Emanuel), ein ausgezeichneter Geschichtsmaler der düsseldorfer Schule, wurde 24. Mai 1816 zu Gmünd in Würtemberg geboren und bald darauf von seinem auswandernden Vater mit nach Philadelphia genommen. Anhaltendes Wachen am Krankenbette des Vaters ließ ihn auf Uebungen mit dem Zeichenstift verfallen, woraus sich der feste Entschluß, Maler zu werden, entwickelte. Nach dem Tode des Vaters beschäftigte er sich zunächst mit dem Porträtiren, zugleich den Unterricht eines mittelmäßigen Zeichenlehrers benutzend. Anfänglich machte er kein Glück, und auch die Unternehmung, in Washington die Bildnisse berühmter Staatsmänner herauszugeben, blieb ohne sonderlichen Erfolg. Endlich vermochte er sich durch Bestellungen des Kunstfreundes Carey die Mittel zur Reise nach Europa zu verschaffen. Er langte 1841 in Amsterdam an und wandte sich von da nach Düsseldorf, wo er das Glück hatte, von Lessing selbst unterwiesen zu werden. Sein erstes Bild, Columbus vor dem Concil zu Salamanca, erhielt den Beifall der Kenner und wurde vom düsseldorfer Kunstverein angekauft. Nicht geringern Erfolg hatte der darauffolgende Columbus in Ketten, der dem Künstler auf der brüsseler Ausstellung die Medaille eintrug und dann vom Amerikanischen Kunstverein angekauft wurde. Im Juni 1843 ging L. nach München, um die Werke von Cornelius und Kaulbach zu studiren. Hier vollendete er ein Bild, Columbus vor der Königin, und schöpfte Anregung aus einem sechsmonatlichen Aufenthalt in der Schwäbischen Alp. Ebenso studirte er zu Venedig die Werke von Tizian und Paul Veronese, während Rom und die antike Welt seiner Bewunderung ferner lagen und fast nur Michel Angelo einen bedeutenden Eindruck auf ihn machte. L. malte während seines Aufenthalts in Rom die in Amerika landenden Normänner, welches Bild nach Neuyork ging. 1845 verließ er Rom und wandte sich über Pisa, Genua, Mailand und die Schweiz nach Düsseldorf zurück, wo er sich verheirathete und für die Dauer seinen Wohnort aufschlug. Fast alle Bilder L.'s nahmen den Weg nach Amerika. In Bezug auf den Stoff bewegt sich der Künstler in den verschiedensten Epochen der Geschichte, gleichwie er auch liebt, neben seinen mit schlagender Realität ausgeführten Bildern Einzelgestalten als Typen einer Gattung hinzustellen, z. B. einen Cavalier aus dem vorigen Jahrhundert, eine Nonne. So malte er neben manchen Bildern aus der engl. Geschichte, aus der Zeit der Elisabeth, Cromwell's, Heinrich's VIII. und Karl's II., eine Fahrt Tizian's auf den Lagunen, die Rückkehr Friedrich's d. Gr. von Küstrin 1731. Am bedeutendsten und als echten Historienmaler hat er sich gezeigt in zwei Bildern aus dem amerik. Befreiungskriege: Washington's Uebergang über den Delaware (1852) und dessen Kampf bei Monmouth (1854), beides Werke von großer Dimension, mit wirkungsvoller Realität durchgeführt. L. gehört zu den ersten Coloristen der Gegenwart und hat einen sehr brillanten Vortrag, während Zeichnung und Charakteristik dabei mitunter schwächer sind. Die J. 1859—64 brachte er in den Vereinigten Staaten zu, wo er das Capitol und andere öffentliche Gebäude in Washington mit Fresken zu schmücken hatte.

Levaillant (François), berühmter franz. Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländ. Guiana von franz. Aeltern geboren. Weder wissenschaftlich noch für ein sonstiges Gewerbe sich bildend, schweifte er fortwährend in den Wäldern umher, wo er Vögel aufsuchte, um sie auszustopfen. Mit einer nicht unansehnlichen Sammlung Naturalien kam er 1778 nach Amsterdam. Hier lernte er den Kaufmann Temmingk kennen, der ihm die Sammlung abkaufte und 1780 nach dem Cap schickte, von wo aus er ins Innere Afrikas eindringen sollte. L. blieb fünf Jahre in Afrika. Doch ging die Sammlung, welche er auf seinem ersten Ausfluge von 1780—83 angelegt, auf dem Wege nach Holland größtentheils verloren, da das Schiff, welches sie trug, von den Engländern verbrannt wurde. Sein zweiter Ausflug von 1783—85 hatte glücklichere Resultate, und wenn auch Temmingk Ursache haben mochte, mit L. nicht ganz zufrieden zu sein, da dieser eine große Menge Vögel in Paris verkaufte und jenem nur die Doubletten gab, so war doch das Ergebniß der Reise L.'s für die Naturgeschichte bedeutend genug. Nach seiner Rückkehr ließ er die «Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par

le Cap de Bonne-Espérance pendant 1780—83» (Par. 1790; 2. Aufl. 1798, mit 20 Kupfern) und dann die «Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique 1783—85» (Par. 1795; 2. Aufl. 1803) erscheinen. Jene hatte, da L. nicht einmal seine Muttersprache richtig zu schreiben verstand, sein Vater, diese Baron und Legrand d'Aussy redigirt. Beide Werke wurden von Reinh. Forster ins Deutsche übersetzt (Berl. 1799). Mit Unrecht hat man L. in Bezug auf Forschung und Entdeckung offenbare Lüge zum Vorwurf gemacht. Trotz seiner Leistungen erhielt er nie eine Anstellung und wurde auch nicht Mitglied der Akademie. In seinem hohen Alter mußte er noch das Unglück erfahren, daß der Mann seiner Tochter vergiftet starb und er deshalb in Untersuchung gezogen wurde. Von aller Schuld freigesprochen, starb er zu Sézanne in der Champagne 22. Nov. 1824. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: «Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique» (6 Bde., Par. 1798—1812); «Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes» (Par. 1801—4); «Histoire naturelle des cotingas et des todiers» (Par. 1804); «Histoire naturelle des perroquets» (2 Bde., Par. 1801—5).

Levāna, eine röm. Göttin, welche unter die Dii natalitii gehörte. Ihrem Einfluß schrieb man es zu, daß der Vater das neugeborene Kind aufhob und somit aufziehen wollte. Deshalb betitelte Jean Paul sein geistreiches Buch über die Erziehung «Levana».

Levante, ital. il Levante, d. h. das Morgenland, ein in ganz Europa verbreiteter geogr. Begriff, der im weitern Sinne alle von Italien aus nach Osten liegenden Länder am Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Nil umfaßt, also die europ. Türkei, Griechenland und die Ionischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Aegypten, deren Haupthandelsplätze (Konstantinopel, Smyrna, Skanderun oder Alexandrette, Aleppo und Alexandria) deshalb von den Italienern Scale di Levante, von den Franzosen Échelles du Levant (d. h. Staffeln des Morgenlandes) genannt werden. Im engern Sinne versteht man indessen unter L. die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens. Der dahin betriebene Handel wird vorzugsweise der Levantische Handel genannt, weshalb auch der arab. Kaffee, weil er über die Häfen dieser Küsten fast einzig bezogen wird, Levantischer Kaffee heißt. Vgl. Depping, «Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe» (Par. 1832).

Lever heißt bei der franz. Hofetikette der zwei vorigen Jahrhunderte die Morgenaudienz, welche der König nach seinem Aufstehen in seinem Schlafzimmer ertheilte. Man unterschied das kleine und das große L. Ersteres bezeichnete den Moment, wo der König sich anzukleiden begann und die zum ersten Eintritt berechtigten Personen empfing; letzteres ging an, wenn er gekämmt und rasirt war, und seine «Kammer» verlangte. Das kleine L. war eine Art zwangloser Versammlung, wobei Witze, Splitterrichtereien, Hof- und Stadtklatsch bis zu einem gewissen Grade gelitten wurden. Das große L. hatte einen strengern Charakter. Pedelle waren dabei beauftragt, zu verhindern, daß nicht zu laut gesprochen wurde, und darauf zu sehen, daß man dem Könige bei Zeiten aus dem Wege ginge. Die Sitte des L., seit der Revolution in Frankreich ganz abgeschafft, ist allmählich auch an den übrigen europ. Höfen abgekommen.

Leverrier (Urbain Jean Joseph), einer der bedeutendsten Astronomen dieses Jahrhunderts, geb. zu St.-Lô 11. März 1811, erhielt seine Bildung erst auf dem Collége seiner Vaterstadt, dann auf der Polytechnischen Schule zu Caen. 1829 kam er nach Paris in das Collége Louis-le-Grand und gewann den mathem. Preis sowie die Aufnahme in die Polytechnische Schule zu Paris. Er wurde bald Ingenieur bei der Tabacksregie. Da er aber keine Aussicht hatte, in dieser Eigenschaft in Paris zu bleiben, gab er die Anstellung auf, wurde Lehrer am Collége Stanislas in Paris, dann Repetent an der Polytechnischen Schule und 1846 Professor der Mécanique céleste bei der Faculté des sciences und 1854 Director der kaiserl. Sternwarte in Paris. Inzwischen war L. 1846 zum Mitglied der pariser Akademie erwählt worden. 1849 schickten die Wähler seines Geburtsdepartements Manche ihn in die Gesetzgebende Versammlung; 1852 wurde er Senator und Mitglied des Conseil supérieur de l'instruction publique. Seine ersten Schriften waren chem. Inhalts, wie «Sur les combinations du phosphore, etc.» (1835 u. 1837). 1845 beschäftigte er sich mit der Bewegung des Mercur und auf Anrathen Arago's mit der Bewegung des Uranus und fand, daß die Bewegung dieses letzten Planeten nur durch die Annahme eines noch unsichtbaren und unbekannten Planeten erklärt werden könnte. Eine Abhandlung darüber wurde der pariser Akademie im Aug. 1846 vorgelegt, und L. forderte den damaligen Observator der berliner Sternwarte, Galle, auf, diesen unbekannten Planeten an einem bestimmten Orte aufzusuchen. Galle entdeckte 23. Sept. 1846 den neuen, von L. berechneten Planeten, dem einige den Namen «Leverrier» geben wollten, der schließlich aber den

Namen Neptun (s. d.) erhalten hat. Eine Menge Abhandlungen L.'s, welche sich hauptsächlich mit physischer Astronomie beschäftigen, sind theils enthalten in Liouville's «Journal de l'École polytechnique», theils in den «Comptes rendus» der Akademie. Dieselben betreffen Bahnbestimmungen und Störungen der Planeten Mercur, Mars, Pallas, Uranus, Neptun u. s. w. und der Kometen von Faye, Lexell, de Vico u. s. w. Seitdem L. Director der pariser Sternwarte ist, hat er dieselbe neu eingerichtet und mit den ihm zu Gebote stehenden, sehr reichlichen Mitteln eine Menge neuer und großer Instrumente angeschafft. Von der Thätigkeit der Anstalt geben bereits zehn Bände Annalen Rechenschaft, die theils Beobachtungen, theils wichtige theoretische Arbeiten enthalten. Besonders bemerkenswerth sind die in den Annalen gegebenen neuen Tafeln der Sonne und der Planeten Mercur, Venus und Mars.

Leviathan, in der Bibel Name des Krokodils, spielt in der spätern jüd. und christl. Sage die Rolle eines dämonischen Ungethüms.

Levita (Elias), eigentlich Elia Levi Ben-Ascher, zubenannt Bachur, einer der größten hebr. Grammatiker unter den Juden und durch seine Leistungen der Lehrer der gesammten christl. Welt, wurde um 1472 im südl. Deutschland oder in Italien von einer deutschen Familie geboren. Er wendete sich früh dem Studium der heiligen Schriften, der hebr. Sprache und der Masora zu. Von Padua, wo er schon 1504 lehrte, ging er 1509, nachdem er bei der Eroberung der Stadt alle seine Habe eingebüßt hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom, wo Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner wurde. In Rom traf ihn 1527 abermals das Unglück, nach der Eroberung der Stadt von den Kaiserlichen ausgeplündert zu werden, worauf er wieder nach Venedig ging. Die Einladungen weltlicher und geistlicher Fürsten, selbst die des Königs von Frankreich, schlug er aus; doch folgte er 1540 dem Rufe des Paul Fagius nach Isny, wo er mehrere Schriften verfaßte und druckte. Indeß kehrte er doch nach wenigen Jahren zu seiner Familie nach Venedig zurück, wo er 1549 starb. Seine wichtigsten Schriften sind «Bachur», eine hebr. Grammatik (1518); «Meturgeman», ein Wörterbuch über das Targum (1541) und «Masoret Ha-Masoret» (1538; deutsch von Semler, 1772). Noch bei seinen Lebzeiten wurden fast alle seine Werke ins Lateinische übersetzt, von Münster, Fagius u. a.

Leviten hießen bei den Juden die mit dem Tempeldienste betrauten Nachkommen des Levi, den die Ueberlieferung als einen der 12 Söhne Jakob's nennt. Sie bildeten, wenigstens in der Königszeit, einen besondern israel. Stamm ohne einen eigenen Landbezirk. Dieselben hatten die Priester aus der Familie Aaron's bei allen denjenigen heiligen Handlungen im Tempel zu unterstützen, die nicht am Altare und mittels des heiligen Geräths verrichtet wurden. Ihr Einkommen bestand in dem Zehnten, und statt des Stammgebiets waren ihnen 35 in den Stämmen zerstreut liegende Städte zugewiesen. David scheint sie zuerst als Tempeldienerschaft vollständig organisirt und in vier Klassen getheilt zu haben. In früherer Zeit war der Tempeldienst nicht Sache eines eigenen Stammes; schon in der Richterzeit wird zwar ein Stamm Levi erwähnt, der jedoch kein Priesterstamm ist, und dessen kriegerische Gewaltthaten in der Erinnerung fortlebten. Wahrscheinlich wurde derselbe noch vor David's Zeit ebenso wie der Stamm Simeon von dem Stamme Juda überwältigt. — Analog hießen und heißen noch jetzt bei den Katholiken die Diakonen, welche dem Priester beim Gottesdienste helfen, L. — Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnung für die Priester und L. enthält.

Levkoi (Matthiola R. Brown) heißt eine zu den Kreuzblütlern (Cruciferen) gehörende Pflanzengattung, welche stielrunde oder zusammengedrückte Schoten und eine aus zwei aufrechten, aneinanderliegenden Plättchen bestehende Narbe besitzt; die äußere Seite der Narbenplättchen erhebt sich in einen Buckel oder ein Horn. Es sind Kräuter oder Halbsträucher, welche, in den Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch, meistens mit einem aus Sternhaaren bestehenden weißlichen oder gräulichen Ueberzuge versehen sind und Blütentrauben von oft sehr angenehmem Geruche tragen. Der Winterlevkoi (M. incana R. Br.), auch Stockveil genannt, wird wegen des äußerst angenehmen Geruchs seiner vielfarbigen und oft gefüllten Blüten sehr häufig und allgemein in zahlreichen Spielarten cultivirt. Gleichfalls häufig und allgemein wird der Sommerlevkoi (M. annua Sweet.), der nur einjährig ist, der kahle L. oder L. mit dem Lackblatte (M. glabra Dec.), der sich durch kahle grüne Blätter auszeichnet, und der Fensterlevkoi (M. fenestralis R. Br.), der aus Kreta stammt, niedrig ist und sich wegen seiner in einer gedrängten, straußartigen Traube stehenden Blumen schön ausnimmt, in Gärten und vor Fenstern gezogen. Die drei letztern sind vielleicht nur durch Cultur entstandene und standhaft bleibende Abarten der ersten Art. Linné rechnete die Levkoiarten zur Gattung Cheiranthus (s. Lack), von der sie sich durch die Gestaltung der Schoten unterscheiden. Die Cultur des

Winterlevkois stimmt mit derjenigen des Goldlacks im allgemeinen überein; der Sommerlevkoi wird blos durch Samen vermehrt.

Lewald (Joh. Karl Aug.), deutscher Belletrist, geb. 14. Oct. 1792 zu Königsberg in Preußen, sollte nach dem Tode seines Vaters von den Gymnasialstudien zur Kaufmannschaft übergehen. Da es ihm aber hierzu an Neigung fehlte, so folgte nun eine Reihe abenteuerlich-genial verlebter Jahre, worüber seine «Aquarelle aus dem Leben» (4 Bde., Manh. 1836—37) manches mittheilen. Neuere Sprachen, Kunstgeschichte, auch Oelmalerei wurden eifrig betrieben. Als Secretär im russ. Hauptquartier machte er den Befreiungskrieg mit, und eine ähnliche Stelle bekleidete er dann bei der Generaldirection der russ. Spitäler in Deutschland. In dieser Zeit durchreiste er ganz Deutschland sowie Theile von Frankreich und Polen. Nach Auflösung seines Dienstverhältnisses hielt er sich in Breslau auf und betrieb im Umgange mit Schall und Holtei dramatische Studien, als deren erstes Product er das Lustspiel «Der Großpapa» unter dem Namen Kurt Waller aufführen und später drucken ließ. 1818 trat L. zu Brünn als Schauspieler auf und verlebte von da an neun Jahre theils als Schauspieler, theils als technisches Mitglied der Theaterdirectionen in Brünn, München, Nürnberg, Bamberg, an welchen beiden Orten er die Oberleitung der Bühne hatte. Dann wirkte er noch vier Jahre als Leiter des Scenischen an dem neuen Stadttheater zu Hamburg. Auch in dieser Zeit ruhte seine literarische Thätigkeit nicht, die sich theils in Abfassung von «Novellen» (3 Bde., Hamb. 1831—33), theils in dramatischen Arbeiten, theils in journalistischen Unternehmungen bekundete. Nachdem er sich 1831 einige Zeit in Paris aufgehalten, kehrte er nach München zurück, unternahm dann mehrfache Reisen, namentlich in Tirol und Italien, und verlegte seit Herbst 1834 seinen Wohnsitz nach Stuttgart. Er widmete sich nun hauptsächlich dem 1835 von ihm begründeten Journal «Europa, Chronik der gebildeten Welt», das später (1846) F. G. Kühne in Leipzig übernahm. Daneben veröffentlichte er zahlreiche Schriften, Romane und Novellen, Reisehandbücher, auch dramaturgische Werke. 1841 verlegte L. seinen Wohnsitz nach Baden-Baden, 1846 ging er nach Wien. In den J. 1848 und 1849 befand er sich in Frankfurt, wo er in den polit. Blättern wirkte. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart übernahm er die Mitredaction der conservativen Zeitung «Deutsche Chronik» und erhielt zugleich eine Anstellung als Regisseur des Hoftheaters. Eine seit früher Jugend genährte Richtung führte ihn der kath. Kirche zu. Seine «Gesammelten Werke» gab er in einer Auswahl heraus (12 Bde., Lpz. 1844—45). L. zeigt in seinen Schriften ein reiches, vielseitiges und anmuthiges Talent; doch ist nicht zu verkennen, daß sich sein vielbewegtes Leben oft merklich in der Flüchtigkeit seiner Leistungen abspiegelt. Neuerdings gab er noch ein «Tornisterbüchel» (Schaffh. 1861) und den Roman «Der Insurgent» (2 Bde., Schaffh. 1865) heraus.

Lewald (Fanny), deutsche Schriftstellerin, eine Verwandte des vorigen, ist 24. März 1811 zu Königsberg in Preußen geboren und israel. Herkunft. Ihr Vater, Kaufmann und Stadtrath, ein geistig bedeutender Mann, stellte ihr die Wahl der Religion frei, und sie trat demnach im 17. Lebensjahre zum Christenthum über. Ihre Erziehung war einfach und verständig. 1831 machte sie mit ihrem Vater die erste größere Reise durch Deutschland und Frankreich, auf welcher sie die lebhaftesten Eindrücke von dem damaligen Liberalismus empfing; in den nächsten Jahren verbrachte sie längere Zeitabschnitte in Breslau und Berlin. Zur Unterhaltung einer kranken Schwester hatte sie schon 1834 Märchen geschrieben. Doch erst ihr Vetter, August L., machte sie auf ihre Begabung aufmerksam und veröffentlichte 1841 ihre erste Novelle «Der Stellvertreter» in der «Europa». Mit Zustimmung ihres Vaters entschloß sie sich nunmehr zu eigentlich schriftstellerischer Thätigkeit. Es erschienen von ihr anonym: «Clementine» (Lpz. 1842), «Jenny» (Lpz. 1843), «Eine Lebensfrage» (Lpz. 1845), «Das arme Mädchen», letztere Novelle in der «Urania». In diesen Schriften von vielem Interesse bekundete sich Fanny L. als eine freisinnige Denkerin in socialer wie in polit. Beziehung. Eine Reise nach Italien (1845—46) sowie die nähere Bekanntschaft mit Therese Lützow, namentlich aber mit Adolf Stahr, bezeichnen einen Wendepunkt in ihrer Entwickelung wie in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Dies gibt sich bereits kund in dem «Ital. Bilderbuch» (2 Bde., Berl. 1847), dem später das «Reisetagebuch aus England und Schottland» (2 Bde., Braunschw. 1852) folgte. Seitdem veröffentlichte sie eine Reihe von Romanen, Novellen und andern Schriften, die zum Theil viel Aufmerksamkeit erregten. Dahin gehören: «Diogena, Roman von Iduna Gräfin H. H.» (2. Aufl., Lpz. 1847), eine in wenigen Tagen verfaßte meisterhafte Persiflage der Gräfin Hahn-Hahn; «Prinz Louis Ferdinand» (3 Bde., Bresl. 1849); «Erinnerungen aus dem J. 1848» (2 Bde., Braunschw. 1850); «Liebesbriefe» (Braunschw. 1850); «Dünen- und Berggeschichten» (2 Bde., Braunschw.

1851); «Wandlungen» (4 Bde., Braunschw. 1853); «Adele» (Braunschw. 1854); «Deutsche Lebensbilder» (Braunschw. 1855); «Die Kammerjungfer» (2 Bde., Braunschw. 1856); «Die Reisegefährten» (2 Bde., Berl. 1854); «Neue Romane» (5 Bde., Berl. 1858—61). Als ihre vorzüglichsten Leistungen gelten indeß die Dorfgeschichte «Das Mädchen von Hela» (2 Bde., Berl. 1860), der Roman «Von Geschlecht zu Geschlecht» (8 Bde., Berl. 1863—65) und die Autobiographie «Meine Lebensgeschichte» (6 Bde., Berl. 1861). In allen ihren Schriften bekundet Fanny L. einen durchdringenden Geist, Feinheit der Beobachtung, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und schöpferische Kraft der Gestaltenbildung, verbunden mit Schönheit und Reinheit der Sprache und der Darstellung. Durch ihre Selbstbiographie und die 1863 zuerst in der «Nationalzeitung» veröffentlichten «Osterbriefe für die Frauen» hat sie die Frage bezüglich der gewerblichen Thätigkeit des weiblichen Geschlechts in Deutschland wesentlich angeregt und gefördert. Seit 1846 lebt sie zu Berlin. 1855 vermählte sie sich mit Adolf Stahr, behielt aber als Schriftstellerin ihren Familiennamen bei.

Lewes (George Henry), engl. Schriftsteller, wurde 18. April 1817 in London geboren und empfing seine Erziehung theils auf dem Continent, theils in der Schule des Dr. Burney zu Greenwich. Den Kaufmannsstand, für den er bestimmt war, gab er bald auf, um sich der Medicin zu widmen. Durch seine anatom. und physiol. Studien wurde er zur Philosophie hingezogen, mit der er sich während eines zweijährigen Aufenthalts in Deutschland, 1838—39, eifrig beschäftigte. Nach England zurückgekehrt, begann er sogleich eine vielseitige literarische Thätigkeit. Er schrieb sowol für die wissenschaftliche als für die polit. Presse, unter anderm für die «Edinburgh», die «Westminster» und die «Foreign Quarterly Review», für «Blackwood's Magazine» und «Morning Chronicle», und war von 1849—54 Redacteur der Zeitung «The Leader». Von seinen größern Arbeiten ist die verdienstvolle «Biographical history of philosophy» zu erwähnen, von der 1866 eine dritte Auflage veranstaltet wurde; außerdem hat man von ihm ein «Life of Robespierre» (Lond. 1852), ein Werk über das span. Drama, Einleitung und biographische Notizen zu den «Selections from the modern British dramatists» (2 Bde., Lpz. 1861), den beifällig aufgenommenen Roman «Ranthorpe» u. a. In Deutschland wurde der Name L.' durch sein «Life of Goethe» (2 Bde., Lond. 1855, Lpz. 1858; deutsch von Frese, Berl. 1857) bekannt, das sich nicht allein durch anziehenden Stil empfiehlt, sondern auch manche neue und treffende Ansichten enthält und von tiefem Verständniß des großen Dichters zeugt. Die zweite Auflage (Lond. 1863, Lpz. 1864) ist wesentlich umgearbeitet und vervollständigt. In den Jahresversammlungen der British-Association 1858 und 1859 trug er Abhandlungen «Ueber die chorda spinalis als den Mittelpunkt der Empfindung und der Willenskraft» und «Ueber das Nervensystem» vor, welche lebhaft erörtert wurden und auch die Aufmerksamkeit der deutschen Physiologen auf sich zogen. Eine höchst interessante Lektüre bilden seine «Seaside studies» (Lond. 1858; deutsch von Frese, Berl. 1859) und «Physiology of common life» (Lond. 1860; deutsch von J. V. Carus, Lpz. 1860). Sein «Aristotle» (Lond. 1864; deutsch von J. V. Carus, Lpz. 1866) ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhang darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen Ursprung und Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden müssen. Im Mai 1865 begann L. die Herausgabe der «Fortnightly Review», welche schon jetzt einen ehrenvollen Platz in der journalistischen Literatur Englands einnimmt.

Lewis (Sir George Cornewall), engl. Staatsmann und Gelehrter, geb. zu London 21. April 1806, war der Sohn des Sir Thomas Frankland L., der nacheinander die Aemter eines Schatzsecretärs, eines Vicepräsidenten der Board of Trade und eines Präsidenten der Armencommission bekleidete, 1846 zum Baronet erhoben wurde und 22. Jan. 1855 starb. In der Schule zu Eton erzogen, studirte der junge L. 1824—28 in Oxford und trat 1831 als Barrister in die Innung des Middle-Temple, ohne sich jedoch der Advocatur zu widmen. Schon seit 1828 war er Mitarbeiter des «Classical Journal» und der «Foreign Quarterly Review», in welchen seine Beiträge, außer auf herodoteische und aristotelische Untersuchungen, sich namentlich auf deutsche Literatur bezogen. Er hatte das Verdienst, einige Meisterwerke derselben auf engl. Boden zu verpflanzen; so Böckh's «Staatshaushalt der Athener» und K. O. Müller's «Dorier», die er in Gemeinschaft mit Henry Tuffnell bearbeitete (Lond. 1830). Von seinen andern Schriften verdienen der «Essay on the use and abuse of political terms» (1832) und besonders «On the Influence of authority in matters of opinion» (1849) Erwähnung, die sich durch philos. Geist und Gedankenreichthum empfehlen, aber in einem etwas trockenen Stil geschrieben sind; ferner der «Essay on the origin and formation of the Romanic languages»,

ein «Glossary of provincial words used in Herefordshire» und eine Ausgabe der Fabeln des Babrius. Die Ernennung zum Mitglied der Commission, welche die Zustände der irischen Kirche prüfen sollte, veranlaßte L. zu seiner Flugschrift «On local disturbances in Ireland and the Irish church question» (1836), in der er die Abschaffung der Staatskirche als das sicherste Mittel zur Aussöhnung Irlands mit der engl. Herrschaft bezeichnete. Im Jan. 1839 folgte er seinem Vater als Commissar für die Armenpflege, welchen Posten er unter drei Ministerien bis zum Juli 1847 beibehielt. Erst jetzt begann er als Abgeordneter für Herefordshire seine parlamentarische Laufbahn, war vom Nov. 1847 bis Mai 1848 Secretär des Indischen Amtes, dann Unterstaatssecretär für das Innere und von Juli 1850 bis zum Sturz des Ministeriums Russell im Febr. 1852 Schatzsecretär. Bei den nun folgenden Wahlen vom Parlament ausgeschlossen, benutzte er die Zwischenpause seiner polit. Thätigkeit, um die Redaction der «Edinburgh Review» zu übernehmen und sein Hauptwerk «Enquiry into the credibility of early Roman history» (2 Bde., Lond. 1855; deutsch von Liebrecht, 2. Aufl., Hannov. 1863) zu vollenden, in welchem er die Quellen für unsere Kenntniß der Vorzeit Roms in Betreff ihrer Authenticität nach denselben Grundsätzen prüft, nach denen Grote die altgriech. Sagen auf ihren geschichtlichen Werth zurückzuführen suchte. Auf diesem Gebiete trifft er nicht selten mit Niebuhr zusammen, dem er in manchen wichtigen Punkten entgegentritt, indem er mit den negativen Resultaten seiner Forschungen einverstanden ist, die positiven aber in Frage stellt. Nach dem Tode seines Vaters erbte L. die Baronetswürde und die Vertretung der Grafschaft Radnor, und im Febr. 1855 ward er der Nachfolger Gladstone's als Kanzler der Schatzkammer. Mit Umsicht und Erfolg verwaltete er die engl. Finanzen bis zur Auflösung des Ministeriums Palmerston im Febr. 1858 während eines der schwierigsten Zeiträume in den Annalen des Reichs, in welchen der Orientkrieg, der indische Aufstand und die Verwickelungen in China fallen. Seit dem Wiedereintritt Palmerston's im Juni 1859 war er erst als Staatssecretär für das Innere, dann vom Juli 1861 an als Kriegsminister thätig, was ihn nicht verhinderte, seine gelehrten Beschäftigungen fortzusetzen und, neben vielfachen Beiträgen zu periodischen Schriften, die sehr umfassende und gründliche «Historical survey of the astronomy of the Ancients» (Lond. 1862) zu veröffentlichen. Der Amerikanische Krieg, während dessen sich L., im Gegensatz zu mehrern andern Mitgliedern des Cabinets, nach Kräften bemühte, einem Bruch mit den Vereinigten Staaten zuvorzukommen, gab Veranlassung zu dem «Dialogue on the best form of government» (Lond. 1863), in welchem er eine von anerkennungswerther Objectivität zeugende Parallele zwischen der demokratischen, der aristokratischen und der monarchischen oder despotischen Regierungsform zieht. Erst nach seinem Tode erschienen die «Essays on the administration of Great Britain from 1783 to 1830» (Lond. 1864). Er starb an einer leichten Erkältung, welche aber rasch einen bedenklichen Charakter annahm, auf seinem Landsitz Harpton-Court in Radnorshire 13. April 1863. Zu Hereford ward ihm im Sept. 1864 ein Standbild errichtet. — Seine Gattin, Lady Maria Theresa L., geb. 8. März 1803, Schwester des Grafen Clarendon und Witwe des Novellisten Th. H. Lister, an dessen «Memoir of the life and administration of the Earl of Clarendon» (3 Bde., Lond. 1838), einer Biographie ihres Urältervaters, sie theilnahm, gab außer dem Roman «The semi-detached house» (Lond. 1859) die sehr interessanten Tagebücher der Miß Berry über die socialen und polit. Zustände Englands und des Continents zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. heraus. Sie starb zu Oxford 8. Nov. 1865.

Lex, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach der Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen L. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrat gebracht, nach dessen Geschlechtsnamen man es dann auch benannte, z. B. Lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Gesetzentwurfs (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; bei den Comitien forderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung auf. (S. Comitien.) Der Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthält, hieß sanctio legis, und ein Gesetz, das solche Sanction hatte, L. perfecta, dem sie mangelte, L. imperfecta. In der Kaiserzeit haben Senatsconsulte und die Constitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und dessen nächste Nachfolger bei der Gesetzgebung noch häufig der Comitien. In der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. wurde indeß deren Mitwirkung seltener, und nach Nerva kommt kein Beispiel einer L. mehr vor.

Lexikon (griech.) nannten die Alten im allgemeinen jedes Wörterbuch, dergleichen zuerst

von den Griechen theils zur Erklärung alter und seltener oder sinnverwandter Wörter, z. B. von Hesychius, Pollux, Suidas und Ammonius, theils zur Erläuterung einzelner Schriftsteller oder ganzer Klassen derselben, z. B. des Homer vom Sophisten Apollonius, des Hippokrates von Erotianus, des Plato von Timäus, der Redner von Harpokration, theils endlich zur Unterscheidung der Ausdrücke des attischen und gemeinen Dialekts, z. B. von Herodianus, Möris u. a., verfaßt wurden. (S. Wörterbuch.) Die Lehre oder Wissenschaft von der gehörigen Zusammenstellung des Sprachschatzes heißt daher Lexikologie, die Uebersicht der literarischen Erscheinungen auf diesem Felde aber Lexikographie.

Lexington, ein kleines Dorf, 11 engl. M. nordwestlich von Boston, im Staate Massachusetts, ist berühmt durch das erste blutige Zusammentreffen der revolutionirenden Amerikaner mit den königl. engl. Truppen 19. April 1775. Ein Monument bezeichnet den Platz, wo die Amerikaner, im ganzen nur acht, fielen. Dieses an sich unbedeutende Gefecht eröffnete den amerik. Revolutionskrieg, und auf die Kunde von L. eilte alles zu den Waffen. Seitdem gibt es kaum einen Staat in der Union, der nicht zu Ehren dieses Ereignisses sein L. hätte. Erwähnenswerth darunter ist L. als die älteste und ehemalige Hauptstadt des Staats Kentucky, mit 9321 E. und der Transylvania-Universität sowie mehrern schönen öffentlichen Gebäuden und ansehnlichen Fabriken in Wolle, Baumwolle, Hanf und Eisen. — Ferner ist zu nennen L. in Rockbridge-County in Virginien mit dem von George Washington gegründeten Washington-College und dem virgin. militärischen Institute, an welchem unter andern auch Stonewall Jackson Lehrer war und der ehemalige General Lee seit 1865 Präsident ist. Nicht weit davon befindet sich eine natürliche Felsenbrücke über den im Bürgerkriege vielfach bekannt gewordenen Cedar-Creek.

Leyden oder Leiden, eine große, schöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländ. Provinz Holland gehörige Stadt, die (1865) 37007 E. zählt. Sie hat geräumige Straßen, viele Kanäle und liegt am Alten Rhein. Eine der schönsten Straßen in ganz Europa ist die sog. Breite Straße. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die hooglandsche oder St.-Pancraskirche, mit dem Grabe des in der Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters Pieter Adriansz van der Werff und F. von Pestel's; die Peterskirche, mit den Grabmälern Boerhaave's, Pet. Camper's, Scaliger's, Spanheim's, S. J. Brugman's, J. H. van der Palm's und Meermann's, und das Rathhaus, mit des Lukas von Leyden, des Cornelis Engelbrechtsen, van Bree u. a. trefflichen Gemälden. Von der Alten Burg, einem vormaligen Schlosse auf einem kleinen Hügel, genießt man eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig der Bevölkerung bildeten ehemals die Buchdruckereien und Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist L. der Hauptplatz für die Wolle und wollene Waaren. Eine Hauptzierde der Stadt ist die Universität, die 1575 zur Entschädigung der Bewohner für die während der Belagerung von 1574 erduldeten Drangsale gestiftet wurde. Dieselbe zählt 500 Studirende und ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften in einem jetzt ganz erneuerten Locale, einer reichen Naturaliensammlung, eines trefflichen Anatomischen Cabinets, eines Anatomischen Theaters, einer unlängst neugebauten Sternwarte und eines Botanischen Gartens. Sehr reich und interessant ist das Niederländische Museum für Archäologie; ein Ethnographisches Museum wurde neuerdings begründet. Seit 1766 ist die Stadt auch der Sitz der Maatschappy van Nederlandsche Letterkunde. L. ist das alte Lugdunum Batavorum und hieß im Mittelalter Lugduin oder Leydis. Die furchtbarste Noth litt die Stadt, als sie vom 31. Oct. 1573 bis 24. März 1574 von den Spaniern belagert und bald nachher blokirt wurde, bis der Prinz Wilhelm von Oranien mittels des Durchstechens der Dämme von Südholland 3. Oct. 1574 die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang. Am 12. Jan. 1807 flog ein mit 40000 Pfd. Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft, wodurch die zu beiden Seiten des Kanals stehenden Häuser zusammenstürzten und eine beträchtliche Anzahl Menschen ihr Leben verloren.

Leydener Flasche, s. Kleist'sche Flasche.

Leyen (von und zu der), ein mediatisirtes deutsches fürstl. Geschlecht, das seinen Stammbaum bis zur Mitte des 12. Jahrh. hinaufzuführen vermag, und dessen Stammschloß zur Leyen an der Mosel im Trierschen liegt, wurde vom Kaiser Ferdinand III. 1653 in den Freiherrnstand erhoben. Karl Kaspar von und zu der L. erhielt 1705 die Reichsherrschaft Hohengeroldseck in der Ortenau am Schwarzwald in Lehn und deshalb 1711 einen Sitz im schwäb. Grafencollegium, worauf er noch in demselben Jahre in den Reichsgrafenstand aufgenommen wurde. Infolge seines Beitritts zum Rheinbund erhielt der Graf 1806 den Fürstentitel und die Souveränetät in der Grafschaft Hohengeroldseck, bis er durch die Wiener-Schluß-Acte 1815 als Standesherr der Staatshoheit Oesterreichs unterworfen wurde, das sie 1819 an Baden abtrat.

Außer Hohengeroldseck (2,25 Q.-M.) besitzt die Familie noch in den Rhein- und Moselgegenden Fachbach und Nievern (bis 1866 unter Nassaus Hoheit), Ahrenfels in der preuß. Rheinprovinz, die Herrschaften Waal, Schwabdießen und Hurlach in Baiern, zusammen 8 Q.-M. Der gegenwärtige Standesherr ist Fürst Erwin, geb. 3. April 1798, bair. Generalmajor, der seinem Vater Philipp 1829 folgte und zu Waal bei Augsburg residirt. Er ist vermählt seit 1818 mit Sophia Gräfin von Schönborn-Buchheim, aus welcher Ehe zwei Söhne, der Erbprinz Philipp, geb. 1819, und Franz, geb. 1821, stammen.

Leys (Hendrik), einer der ausgezeichnetsten unter den belg. Genremalern der Gegenwart, wurde 18. Febr. 1815 zu Antwerpen geboren und hatte seinen Schwager Brackelaer zum Lehrer. Er nimmt seine Stoffe gern aus dem Mittelalter, welches er nach seiner äußern Erscheinung sehr genau studirt hat. Indem er in Bezug auf Farbenvortrag die Meister des 17. Jahrh. nicht nur erreichte, sondern übertraf, wurde er bald einer der beliebtesten Künstler seines Gebiets. Sein Waffenschmied, seine Wirthshausscenen, Predigten in goth. Kirchen, der Neujahrsbrauch in Flandern u. s. w. haben einen goldenen Farbenzauber. Seit etwa einem Jahrzehnt geht der Künstler in der Treue der Nachbildung so weit, daß er auch durchaus in dem Stile der Zeit malt, die er schildert, sodaß sein Albrecht Dürer, wie er den Erasmus porträtirt, möglichst wie ein Bild aus Dürer's Zeit erscheint. Aehnlich Luther als Chorknabe, die Einführung der Inquisition in die Niederlande 1550, Erasmus, welcher Margaretha von Oesterreich und dem jungen Karl V. seine Abhandlung «De institutione principis» vorliest. Alle diese Bilder zeigen in Vortrag und Colorit ganz den Charakter der altflandr. und altdeutschen Schulen. Es ist dies eine Laune, aber dem Künstler geht dabei die Kraft der Individualisirung und Charakteristik keineswegs ab.

Leyser (Augustin von), einer der einflußreichsten Rechtslehrer des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehrere Reisen, namentlich auch nach England und Italien unternommen hatte, daselbst 1708 außerord. Professor der Rechte. 1712 ging er als ord. Professor nach Helmstedt, kehrte indeß 1729 als Ordinarius nach Wittenberg zurück, wo er 3. Mai 1752 starb. Sein Hauptwerk sind die «Meditationes ad Pandectas» (11 Bde., 1718—47), die Abhandlungen über alle Zweige der Rechtswissenschaft enthalten, belegt mit Erkenntnissen der Facultäten zu Helmstedt und Wittenberg, in welchen große Belesenheit auch in andern Zweigen der Wissenschaften, aber freilich keine antiquarisch-jurist. Gelehrsamkeit anzutreffen ist. Sie wurden nach seinem Tode von Höpfner fortgesetzt (2 Bde., 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt. L.'s Ansichten, in welchen er oft den gangbaren Meinungen entgegentrat, hatten bis in die neuere Zeit auf die Rechtspflege einen großen Einfluß.

L'Hlassa, H'Lassa oder Lassa, die Hauptstadt Tibets, Metropole und Culturmitte der ganzen buddhistischen Welt, in der Provinz Dwus oder Uei, in einer weiten, von vereinzelten Bergen besetzten, wasser- und fruchtreichen Ebene von wahrscheinlich 9—10000 F. Seehöhe, unweit westlich vom Ki-ho, einem linken Nebenflusse des Jaru-Dsang-botsju oder Brahmaputra gelegen, ist von nicht großem Umfang und ohne Ringmauer. Die Hauptstraßen sind sehr breit, gerade und auch sauber, voll Schmuz dagegen die Vorstädte, jenseit welcher zahlreiche Gärten und Parke dem Ganzen eine reizende Umfassung verleihen. Nach dem Franzosen Huc, dem einzigen Europäer, welcher in neuerer Zeit (1846) aus eigener Anschauung die Stadt beschrieben, hat L. im ganzen große Häuser von mehrern Stockwerken, in welchen oft 50 Familien Obdach finden. Die Stadthäuser, äußerlich sauber, im Innern schmuzig und geschmacklos, sind aus Fels, Backstein oder Lehm aufgeführt. In einer der Vorstädte besteht eine Abtheilung Häuser, die ganz aus weißen Rinder- und schwarzen Ziegenhörnern erbaut sind. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das sehr umfangreiche Kloster Labrang, das als Centrum des ganzen Landes gilt. Auf dasselbe führen alle Landstraßen, welche Tibet durchschneiden, und in ihm hat die Regierung ihren Sitz und versammeln sich die Minister und andere höhere Behörden zur Berathung wichtiger Angelegenheiten, ehe diese an den Dalai-Lama und die chines. Beamten gehen. Außerdem ist das Kloster Moru, wo die Eingeborenen ihre Studien treiben, wegen seiner Druckereien bemerkenswerth, sowie das Pockenhospital, in welchem jedoch die als Aerzte fungirenden Lamas nur Singen und Beten als Heilmittel anwenden. 1 St. von der Stadt entfernt liegt Dschachi, die Garnisonsstadt der Chinesen und das Hoflager der beiden chines. Generale, welchen der Oberbefehl der gesammten Heeresmacht und zugleich die Beeinflussung und Leitung der Regierung anvertraut ist. Nur 1/4 St. westlich von L. liegt auf einem nicht sehr hohen dreigipfeligen Kegelberge die berühmte Residenz des Dalai-Lama (s. Lama), eine ganze Tempel-, Kloster-, und Palastgruppe, tibetanisch Potala oder eigentlich Buddha-Lha (d. i. der Weisheit Glück), chines. Futo-Schan genannt. Auf einem andern Gipfel desselben Bergs stehen zwei große Kloster-

paläste zur Aufnahme der fremden Lamas, welche hier ihre theol. Studien vollenden wollen. Zwei von der Stadt nach Potala führende Baumgänge bilden eine lebhafte Straße, auf welcher sich unausgesetzt eine große Menge Pilger aus der Ferne zu Fuß sowie die prächtig gekleideten Hoflamas auf Rossen bewegen. Die Stadt L. ist ein Mittel- und Sammelpunkt sowie ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östl. Asien und zeigt die größte Mannichfaltigkeit von Völkerschaften und Mundarten. Unterhalb L. liegen nach den vier Weltgegenden die vier Klöster Samje, Ghaldan, Sera und Bhraebung, die größten der dreitausend, welche Großtibet haben soll. Das erste war einst die Residenz der weltlichen Könige des Landes. Das zweite birgt die unverwesliche Leiche des buddhistischen Reformators Tsongkhapa. In die beiden andern begibt sich jährlich der Dalai-Lama einmal, um das Buddhagesetz zu erklären.

L'Hombre, eins der geistreichsten und interessantesten Kartenspiele, deshalb auch das königl. Spiel genannt, wurde von den Spaniern, wie einige behaupten, bald nachdem sie die Spielkarten kennen gelernt, nach andern erst um 1430 erfunden und binnen kurzer Zeit zum Nationalspiele. Durch die Spanier lernten es die Mauren kennen, und Franz I. soll es aus Spanien nach Frankreich gebracht haben, von wo aus es später auch im übrigen Europa Eingang fand. Dasselbe wird mit franz. Karten, in welchen die Achten, Neunen und Zehnen fehlen, gespielt, und zwar von drei Personen; doch vereinigen sich gewöhnlich vier zu einer Partie, von denen dann der, welcher dem Kartengeber gegenübersitzt, Moor genannt, nicht mitspielt. Die Combinationen des L'Hombrespiels haben die Mathematiker sehr viel beschäftigt; so wurde unter andern von Klügel in Halle die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf dasselbe angewandt. Vgl. Schwetschke, «Geschichte des L.» (Halle 1863).

L'Hôpital (Michel de), Kanzler von Frankreich, geb. 1505 zu Aigueperse unweit Riom im Depart. Puy-de-Dôme, war der Sohn eines angeblich jüd. Arztes, der im Dienste des Connetable Karl von Bourbon stand. Während der Verbannung dieses Prinzen ging auch der junge L. nach Italien und studirte zu Padua die Rechte. Er erhielt darauf das Amt eines Auditors der Rota zu Rom, kehrte aber 1534 auf Veranlassung des Cardinals Grammont nach Paris zurück. Nach dem Tode des Cardinals beschäftigte er sich drei Jahre als Advocat und erhielt dann zu Paris die Stelle eines Parlamentsraths, die er jedoch bald aus Unzufriedenheit mit seinen Collegen niederlegte. 1547 sendete ihn der Hof auf das Concil zu Trient, das damals nach Bologna verlegt worden war. Nach dem Sturze seines Gönners, des Kanzlers Olivier, ernannte ihn Margarethe von Valois zu ihrem Hauskanzler, und durch den Einfluß des Herzogs Karl von Guise, Cardinals von Lothringen, wurde er 1554 Oberintendant der Finanzen. Er verwaltete dieses Amt mit ungewöhnlicher Treue und setzte sich dadurch in große Achtung. Mit der Thronbesteigung Franz' II. gelangte er in den Staatsrath, nahm jedoch bald darauf die Stelle eines Kanzlers der Margarethe von Valois (Tochter Franz' I., Herzogin von Berri) an. Katharina von Medici, als sie 1560 für den unmündigen Karl IX. das Staatsruder ergriff, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich. Als ein Mann von universeller Bildung, mildem Charakter und tiefer polit. Einsicht sollte er den gänzlich zerrütteten Staat ordnen und die Leidenschaften der Parteien unterdrücken. In der That suchte er durch ein gemäßigtes Verfahren, sowol gegen die Hugenotten wie gegen die Guisen und Katholiken, den Bürgerkrieg beizulegen und den Parteigeist zu brechen. Indeß war der Riß in der Nation zu tief, als daß eine solche Vermittelungspolitik hätte wirksam sein und Anerkennung finden können. Schon nach dem Frieden zu Amboise, 1563, verlor er seinen Einfluß auf Katharina, die sich den Guisen zuwendete. Nachdem ihn die Königin-Mutter aus dem Staatsrath ausgeschlossen, legte er 1568 sein Kanzleramt nieder und verließ einen Hof, der auch mit seinen Sitten in Widerspruch stand. Auf dem kleinen Landgute Vignay bei Estampes lebte er nun fortan einer stillen wissenschaftlichen Muße. Ehe die Metzeleien in der Bartholomäusnacht von 1572 begannen, ließ die Königin-Mutter sein Haus durch eine Abtheilung Soldaten besetzen, um ihn gegen die Wuth des kath. Pöbels zu schützen. Inmitten des Bürgerkriegs starb er in großer Armuth 13. März 1573. Sein in der Kirche zu Vignay errichtetes Grabmal, das man während der Revolution ins Pantheon schaffen wollte, wurde 1836 durch eine Nationalsubscription erneuert. L. hinterließ schöne lat. Poesien, Memoiren, Reden und mehrere Manuscripte jurist.-publicistischen Inhalts, die unter dem Titel «Oeuvres» von Dufey (5 Bde., Par. 1824) herausgegeben wurden. Neuerdings gab Dupin der Aeltere «Harangue du chancelier de L'H. sur un budget du XVIme siècle» heraus.

Li ist der Name des chines. Wegemaßes, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Länge hatte. Gegenwärtig besteht das Li aus 360 Pu (Schritt) oder 180 Tschang (Ruthen)

und entspricht 575,5 franz. Metern. Es gehen somit 193 Li auf einen mittlern Meridiangrad, und 12,87 Li bilden eine deutsche Meile. Die Japaner haben, wie ihre ganze Cultur, auch dieses Längenmaß von den Chinesen erhalten. Dieselben sprechen den Namen jedoch Ri aus und theilen es in 36 Tsjoo. In europ. Maßen entspricht das Ri 4123²/₉ franz. Metern oder 0,5566 deutschen Meilen.

Lianen ist ein zuerst in den franz. Colonien aufgekommener, dann auch in die deutschen Reisebeschreibungen tropischer Länder aufgenommener Ausdruck, der durch das deutsche Wort Schlingpflanzen vollständig ersetzt wird. Man versteht darunter alle Gewächse mit einem sehr langen, biegsamen, windenden, kletternden oder rankenden Stengel oder Stamm, die an Bäumen und Sträuchern der Wälder emporsteigen, öfters noch über deren Kronen hin fortwuchern und häufig, sich von Baum zu Baum schlingend, malerische Festons oder undurchdringliche, die Baumstämme und Sträucher überspinnende Geflechte bilden. In nordischen Ländern ist diese Pflanzenform nicht häufig. Doch zeigt z. B. die in Hecken nicht selten gemeine Waldrebe (Clematis Vitalba), wenn sie sich selbst überlassen bleibt, diese Form, und besonders das in den Wäldern wachsende deutsche Geißblatt oder der gemeine Jelängerjelieber (Lonicera Periclymenum), dessen Stengel die Stämme der Waldbäume fest umschlingt, sowie der wilde Hopfen und die Heckenwinde (Convolvulus). In den heißen Gegenden sind dagegen die L. häufig und bringen in das Bild einer tropischen Landschaft einen vielfach wechselnden und um so schönern Zug, als gerade viele dieser Schlingsträucher durch Menge und Pracht ihrer Blumen auffallen. Sie erschweren zwar die Zugänglichkeit der Wälder, sind aber als natürliche, oft kaum zerreißbare Seile den Eingeborenen von großem Nutzen. Manche Arzneipflanzen, Vanille, Sassaparille u. s. w., sind wahre Schlingpflanzen. Botanisch genommen, gehören sie zu den verschiedensten Pflanzenfamilien. In europ. Gärten sind sie nicht häufig, da sie meist sorgfältige Abwartung im Glashause verlangen und keineswegs alle leicht zum Blühen zu bringen sind.

Liard war ursprünglich der Name einer franz. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh., namentlich unter Franz I. und Heinrich IV., ausgeprägt wurde. Später wurde der L. zur Kupfermünze und für Frankreich und Lothringen ausgeprägt. Er trug die Aufschrift: Liard de France oder Liard de Lorraine und hatte den Werth von drei Deniers, also den des vierten Theils eines Sou.

Liasformation wird die untere, in Deutschland, England und Frankreich fast stets dunkel gefärbte Abtheilung der Juragruppe genannt. Wegen dieser von Bitumen herrührenden dunkeln Färbung der meisten Gesteinsschichten dieser Formation wird sie neuerdings oft auch unter der Benennung Schwarzer Jura von dem darüberliegenden braunen und weißen Jura unterschieden. Ihre Zusammensetzung ist in Deutschland gewöhnlich folgende: a) bituminöser Mergelschiefer (Liasschiefer), zuoberst; b) bituminöser dunkler Kalkstein (Liaskalk, früher auch Gryphitenkalk genannt), in der Mitte; c) Sandstein, zuweilen eisenschüssig (Liassandstein), zu unterst. Sie enthält außerordentlich viele, oft sehr schöne Versteinerungen, meist von Meerthieren, doch an manchen Orten auch von Landpflanzen herrührend. Am meisten charakteristisch sind darunter die Saurier (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Mysteriosaurus u. s. w.), Ammoniten, Belemniten, Posidonomien, Trigonien, Gryphiten, Terebrateln und Pentakriniten. Aus dem bituminösen Liasschiefer, sog. Oelschiefer, wird hier und da Erdöl oder Asphalt gewonnen.

Libanius, ein gebildeter und geistreicher asiat.-griech. Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., war aus Antiochia in Syrien gebürtig und begab sich aus Eifer für die Wissenschaften nach Athen. Hierauf errichtete er zu Konstantinopel, nachdem man ihn von einer bereits zugesagten öffentlichen Lehrstelle daselbst durch Intrigue entfernt hatte, eine Privatschule, die er aber, von dem Hasse der übrigen Sophisten verfolgt, auch wieder aufgeben mußte. Um 340 n. Chr. wendete er sich nun nach Nikomedien, wo er ebenfalls mit ähnlichen Cabalen zu kämpfen hatte, bis er nach fünfjährigem Aufenthalte zuletzt zu Konstantinopel unter dem Schutze und der Gunst der Kaiser Julianus, Valerius und Theodosius Sicherheit und Ruhe fand, die am Ende seines Lebens um 393 n. Chr. durch häusliches Unglück noch getrübt wurde. Von seinen überaus zahlreichen, großentheils noch vorhandenen Schriften, in denen man ein ziemlich treues Abbild antiker Kunstform und Anmuth entdeckt, sind besonders zu erwähnen seine Reden, Declamationen, rhetorischen Vorübungen, Erzählungen, die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes und Briefe. Die Reden und Declamationen wurden am vollständigsten von Reiske (4 Bde., Altenb. und Lpz. 1791—97), die Briefe von J. C. Wolf (Amsterd. 1738) herausgegeben, eine neu aufgefundene Rede von Siebenkees in den «Anecdota Graeca» (Nürnb. 1798), eine Declamation von Boissonade in den «Anecdota Graeca» (Bd. 1, Par. 1829).

Libănon, bei den Griechen und Römern Libanus, bei den Hebräern Libanôn, weißes Gebirge, vermuthlich von dem weißlichen Kalkfelsen (denn der auf den höchsten Spitzen auch im Sommer ausdauernde Schnee ist nur wenig in die Augen fallend), von den Arabern noch jetzt Dschebel-Libnan genannt, ein Gebirge in Syrien, gehört zu dem Gebirgssystem, das in der Gruppe des Sinai und Horeb auf der Halbinsel zwischen den Meerbusen von Suez und Akaba beginnt und sich von da an nordwärts durch das Peträische Arabien, Palästina und Syrien im engern Sinne parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meeres hinzieht, um sich im Hintergrunde des Meerbusens von Skanderun oder Alexandrette an den Taurus anzuschließen. Der L., der den mittlern höchsten Theil dieses Gebirgssystems bildet, steigt ungefähr unter $33^1/_3°$ nördl. Br. aus dem Thal des Nahr-Kasmieh oder Nahr-Letani (des Leontes der Alten), welches ihn von den Bergen Galiläas trennt, empor, zieht sich dann, in einer durchschnittlichen Breite von ungefähr 4 M. und in einer mittlern Höhe von ungefähr 7000 F., in einer Länge von mehr als 20 M. nach N. hin, östlich nach Cölesyrien, westlich in das Mittelländische Meer sich jäh abdachend, bis er unter $34^3/_4°$ nördl. Br. noch steiler zur Dschunie, einer Verlängerung der Küstenfläche, abfällt. Der mittlere Theil des Gebirgs, der eigentliche Dschebel-Libnan der Araber, bildet ein 6 M. langes, von S. nach N. ansteigendes Plateau, das südlich den 7776 F. hohen Dschebel-Sanin und nördlich den 8796 F. hohen Dschebel-Makmel zu Eckpfeilern hat. Am Fuße des letztern Berges zieht die Straße von Tripolis nach Damaskus über den L., in ihrem Scheitelpunkt eine Höhe von 7154 F. erreichend. Etwa 1300 F. unter diesem Punkte befindet sich unweit Bischerre, rings um eine kleine Kapelle der Maroniten, in einer sonst von aller Vegetation fast ganz entblößten Gegend, der letzte Rest jener großartigen Cedernwaldungen, die einst zu den Prachtbauten der Juden und Phönizier sowie zu den Schiffen der letztern das Zimmerholz lieferten, der berühmte Cedernhain, jetzt nur noch ein kleines Wäldchen, welches etwa 300 Stämme, darunter ungefähr 12 ganz alte, zählt. Die centralen Theile des Gebirgs bestehen aus Bergkalk, welcher stockartige Lager von Eisenstein führt; ihm ist Kohlensandstein aufgelagert mit Steinkohlenlagern, von denen einige unter der Herrschaft Mehemed-Ali's in Anbau standen. Beide Felsgebilde sind häufig von Dioritgängen durchsetzt, welche in denselben höchst interessante Veränderungen im Schichtensysteme bedingen. Die Gehänge des L. bilden Kreide, Kreidemergel und Braunkohlensandstein oder Molasse. Das Gebirge ist vielfach zerklüftet, mit Steingerölle und Felsblöcken bedeckt, wenig bewaldet, enthält zahllose jähe Abgründe, tiefe Schluchten, viele Quellen, Bäche und kleine Flüsse, aber auch viele fruchtbare, wenngleich enge Thäler und wird überall, wo es angeht, von den fleißigen Bewohnern mit künstlichen Culturterrassen versehen, auf denen neben Maulbeerbäumen hauptsächlich Weizen, Gerste, Tabad, Oliven, Feigen, Wein und allerlei Stein-, wenig Kernobst gezogen wird. Die unabsehbaren Maulbeerpflanzungen, namentlich auf der westl. Abdachung des Gebirgs, bilden den Reichthum des Landes; denn dieselben gewähren die Mittel zu einer höchst ausgedehnten Seidenzucht, deren Product als kostbarer Handelsartikel hauptsächlich nach Oberitalien und Südfrankreich ausgeführt wird. Die Ausbeute an Mineralien kommt nicht in Betracht. Oestlich lehnt sich an das Gebirge die Thalebene El-Bakaa, das Cölesyrien der Alten, hinter welcher der Antilibanon (s. d.) sich erhebt. Der L. ist auf seinen westl. Gehängen vortrefflich angebaut und namentlich in den untern und mittlern Regionen mit Dörfern und Klöstern übersäet. Man zählt im Gebirge über 700 Ortschaften, von denen die wichtigsten Deir-el-Kamar und Zahle sind. Die Bevölkerung des L. wird auf 230000 Seelen geschätzt. Sie ist nach Abstammung und Religionsgenossenschaft vielfach zerklüftet; unter den verschiedenen Fractionen vererben sich uralte Feindschaften und Rivalitäten fort. Der wichtigste Stamm ist derjenige der Maroniten (s. d.) im Norden, danach kommen die Drusen (s. d.) im Süden des Gebirgs, dann die Unirten Griechen oder Melchiten, endlich die orthodoxen Griechen. Mohammedaner gibt es nur wenige. Nördlich grenzt an den L. ein anderes Bergvolk, die Ansarier (s. d.) oder Nossairi.

Die Verfassung des Gebirgs, welches nie vollständig den Türken botmäßig geworden ist, hat in den letzten 25 J. manche Krisis durchgemacht und scheint auch jetzt noch nicht auf die Dauer geregelt zu sein. Als 1840 Syrien durch die Quadruple-Allianz von Mehemed-Ali dem Sultan wiedergewonnen war, glaubten die Cabinete sich der Christen des L. annehmen zu müssen und bedungen sich für dieselben gewisse administrative Privilegien aus. Die Besorgniß aber, daß diese Fürsorge lediglich den, der kath. Kirche unirten Maroniten und somit dem Einflusse Frankreichs zugute kommen möchte, machte, daß dasselbe Interesse auch den Nationalfeinden derselben, den Drusen, in denen England und die Türkei ihre polit. Stütze suchten, gewidmet

wurde. Die vielfach durcheinander wohnenden und früher immer einheitlich regierten Stämme sollten nunmehr getrennte Verwaltungen unter zwei Kaimakamen erhalten, was auch nach zwei blutigen Bürgerkriegen 1845 ins Werk gesetzt wurde. Der maronitische Kaimakam regierte im Norden und der drusische im Süden; über die Gegenden von gemischter Bevölkerung wurden besondere Bestimmungen getroffen. Diese Verfassung dauerte 15 J. lang, bis sie 1860 infolge von revolutionären Bewegungen unter den Maroniten, welche sich die alte Adelsherrschaft nicht mehr gefallen lassen wollten, umgestoßen wurde. Ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die türk. Behörden offener als früher für die Drusen Partei ergriffen, führte zu entsetzlichen Metzeleien der Christen, denen erst der Unwille Europas Einhalt gebot. Die Drusen hatten ihre Bereitwilligkeit, sich zu Werkzeugen der türk. Blutpolitik herzugeben, bitter zu büßen. Franzosen und Türken besetzten das Land, ihre Privilegien wurden vernichtet und das ganze Gebirge nunmehr unter einen christl. Statthalter gestellt. Dieser, Daud-Pascha, regiert seit 1861 den L. nach einer mit den Großmächten vereinbarten Verfassung, welche, so sorgfältig sie nach dem Princip der Gleichberechtigung ausgearbeitet worden, in dem Lande nicht zu Ansehen gelangen kann. Wie es scheint, befördert die Pforte, der die Autonomie des Gebirgs unbequem ist, die Unzufriedenheit, um die Zustimmung der Mächte zu dessen völliger Unterwerfung zu erlangen.

Libation, vom lat. libare, d. h. den Göttern zu Ehren etwas weniges ausgießen oder überhaupt darbringen, hieß bei den Römern eine Art Opfer, besonders Trankopfer, welches im allgemeinen darin bestand, daß man Wein auf den Altar der Götter ausgoß und zugleich einen Kuchen auf denselben legte und einen kleinen Theil davon verbrannte. Diese Sitte fand auch bei den häuslichen Mahlzeiten statt, indem man den Laren etwas Speise in das auf dem Herde brennende Feuer warf, und sogar bei Leichenfeierlichkeiten, bei denen die L. erst am neunten Tage nach der Verbrennung oder Beerdigung namentlich mit Milch, Wein oder Blut vollzogen wurde. Der Opferpriester selbst mußte den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten, und dasselbe geschah auch von denen, die den Dienst beim Opfer verrichteten.

Libau, nächst Mitau die wichtigste Stadt Kurlands und der bedeutendste See- und Handelsplatz dieses russ. Gouvernements, auf einer schmalen sandigen Nehrung zwischen der Ostsee und dem Kleinen oder Libauischen See, ist zwar als Handelsstadt immer noch wichtig, doch bei der zunehmenden Seichtigkeit des Hafens in letzter Zeit etwas zurückgekommen. Erst wenn die längst projectirte Kanalverbindung mit dem Memelstrom mittels der Windau zur Ausführung käme, könnte die Stadt ihre frühere Bedeutung wiedergewinnen, indem sie durch jene Wasserstraße in unmittelbaren Verkehr mit den westlichen hanf- und getreidereichen Provinzen Rußlands treten würde. Die Stadt hat einen 1821 errichteten Leuchtthurm, ein von dem kurländ. Adel sehr besuchtes Seebad, vier Kirchen, eine Synagoge, zwei Armenhäuser, ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Rathhaus, ein Theater, meist hölzerne Häuser und 9970 E. (1863). Es liefen im J. 1831 in den Hafen 329 Schiffe ein und 339 aus, dagegen kamen 1863 nur 171 an und 178 gingen ab; die Einfuhr betrug im letztern Jahre 232206, die Ausfuhr 772650 S.-Rubel. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Flachs- und Flachsheede, Hanf, Getreide, Erbsen, Schlag- und Säesaat, Felle, Häute, Lumpen und Holzwaaren.

Libell (libellus), eigentlich eine kleine Schrift, hieß bei den Römern jede schriftliche Eingabe an eine Behörde, in welchem Sinne man noch gegenwärtig von einem Klaglibell spricht. Ferner erhielten diesen Namen die Bittschriften an den Kaiser und Sendschreiben desselben an den Senat sowie seine öffentlichen Verordnungen an das Volk. Im neuern Sprachgebrauch pflegt man das Wort L. im Sinne von libellus famosus, als gleichbedeutend mit Schmähschrift oder Pasquill (s. d.), zu nehmen. Nach engl. Recht versteht man unter L. besonders eine entweder wörtlich begangene oder durch die Presse verbreitete Injurie, die im Wege einer Civilklage verfolgt wird, der man indeß den Beweis der Wahrheit entgegenstellen kann. In den schwerern Fällen nimmt man jedoch Friedbruch an, und es ist dann Grund zu einer Criminalklage vorhanden.

Libellen oder Wasserjungfern ist der Name einer bekannten Familie von netzflügeligen Insekten oder Neuropteren, von deren Arten eine Anzahl in Deutschland, zumal längs der Flüsse und Bäche, sich aufhält. Ein langer, schlanker, gegliederter Leib, vier gleichgroße, durchsichtige und mit vielen Netzadern versehene Flügel, kurze Fühler, welche kürzer oder kaum länger sind als der freie, drehbare Kopf und öfters eine prächtige metallisch-grüne oder blaue Färbung zeichnen sie aus. Als kühne und sehr gefräßige Raubthiere verfolgen sie in schnellem Fluge alle schwächern fliegenden Insekten, besonders Frühlingsfliegen (Phryganeen), Florfliegen u. s. w., nähren sich aber niemals von Pflanzensäften. Auch ihre mit einem eigenthümlichen Fangapparate, der aus der Unterlippe gebildeten Helmmaske, versehenen Larven, welche im Wasser leben,

durch Luftgefäße athmen und meist 10—11 Monate in diesem Zustande verharren, sind da ebenso gefräßig und überfallen andere Wasserlarven und selbst ganz junge Kaulpadden. Die Färbung bietet bei den L. unzuverlässige Merkmale zur Bezeichnung der Arten, da sich Männchen und Weibchen oft in der Färbung gar nicht gleichen. Den Menschen sind sie niemals schädlich, sondern durch den Insektenfang eher nützlich. Die eigentliche Libelle (Libellula) zeichnet sich durch sehr große, vorn zusammenstoßende Augen und die in der Ruhe horizontal ausgebreiteten Flügel aus. Dahin gehört die bei uns häufige plattleibige Libelle (L. depressa), deren Flügel farblos sind, deren Hinterleib bei den Männchen oben bläulich, unten gelbgefleckt und bei den Weibchen bräunlich ist. Die vierfleckige Libelle (L. quadrimaculata) unterscheidet sich von voriger durch die in der Mitte mit einem schwarzbraunen Flecke gezeichneten Flügel; sie ist sehr häufig und macht zuweilen in Scharen große Wanderungen, wie die Zugheuschrecken. In Polen und Ungarn, über welche Länder sie zufällig vor dem Eintreffen der Cholera in unerhört großen Wanderschwärmen zog, gerieth sie deshalb in Miscredit. Die Wasserjungfern (Agrion) haben vorn zwischen den Augen einen freien Raum und tragen die Flügel in der Ruhe aufgerichtet. Die sehr häufige gemeine Wasserjungfer (A. Virgo) hat gefärbte Flügel, deren Farbe aus Stahlblau in Grün und Braun übergeht; dagegen sind die Flügel der blauen Wasserjungfer (L. Puella) farblos und der Körper ist blau, grau, grün oder röthlich.

Libelt (Karl), einer der wenigen Schriftsteller Polens auf dem Gebiete der reinen Philosophie, geb. 8. April 1807 in Posen, erhielt die Schulbildung auf dem kath. Mariengymnasium daselbst, studirte hierauf zu Berlin Philologie, namentlich aber Philosophie und Mathematik mit einem solchen Eifer und Erfolg, daß er bereits im zweiten Jahre des Universitätscursus den Preis für die lateinisch geschriebene Abhandlung «De pantheismo» davontrug. Nachdem er 1829 promovirt, ging er nach Paris, Ende 1830 nach Warschau, wo er als Artillerist in die Reihen der Nationalarmee eintrat und in derselben bis zum Falle von Warschau mit Auszeichnung kämpfte. Als Artillerieoffizier kehrte er wieder nach Posen zurück und widmete sich nun der Landwirthschaft. Erst nach mehrern Jahren wandte er sich wieder dem wissenschaftlichen Beruf zu, indem er 1840 in Posen die Redaction der eben aufblühenden literarischen Zeitschrift «Tygodnik literacki», hierauf die des «Rok» übernahm und hierdurch zum Hauptbeförderer und Träger der schriftstellerischen Thätigkeit im Großherzogthum Posen wurde. 1846 verhaftet und mit vielen andern wegen Hochverraths unter Gericht gestellt, harrte er in dem Zellengefängniß in Berlin seines Schicksals, als die Märzrevolution von 1848 ihm und den übrigen Leidensgenossen die unerwartete Freiheit gab. L. fand ein neues Feld für seine Thätigkeit zunächst als Mitglied des Nationalcomité in Posen, dann als Mitglied des slaw. Congresses in Prag, ferner als Abgeordneter der preuß. Zweiten Kammer, die aufgelöst wurde, und für kurze Zeit als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung. Nach dieser fruchtlosen polit. Thätigkeit ließ er sich wieder in Posen nieder und gründete und redigirte die demokratische Zeitung «Dziennik polski», welche aber nach einjährigem Bestehen 1850 aufgegeben werden mußte. In dieser Zeit setzte er die Herausgabe seiner seit Jahren vorbereiteten und zum Theil schon früher veröffentlichten Schriften fort. Es erschienen: «Wyklad matematyki dla szkól gimnazyalnych» («Mathematik für Gymnasien»; 2 Bde., Pos. 1844); «Filozofia i krytyka» (5 Bde., Pos. 1845—50); «Gesammelte kleinere Schriften» (6 Bde., Pos. 1849—51); «Dziewica Orleanska» («Die Jungfrau von Orleans», Pos. 1847), im Gefängniß geschrieben; «Estetyka» (3 Bde., Pos. 1851) und «Umnictwo» (ein System der Ethik). L. hat sich seitdem wiederum der Landwirthschaft hingegeben und sucht die Thätigkeit des Gutsbesitzers mit der des Schriftstellers zu vereinigen. Seit 1859 ist er wieder als Vertreter des Gnesener Kreises Mitglied des Hauses der Abgeordneten und Führer der Polnischen Fraction. L.'s Schriften zeichnen sich durch eine große Klarheit, Schärfe des Geistes, gründliche Bildung und einen blühenden Stil aus. Fußend auf deutscher Philosophie, sucht er jedoch nach einem neuen, dem slaw.-poln. Geiste entsprechenden Standpunkte, und insofern steht er als selbständiger Denker da.

Liber war ursprünglich der Name eines altital. Gottes der Anpflanzung und Befruchtung, dann bei den Römern ein Beiname des Bacchus. Er wurde gemeinschaftlich mit der Ceres und Libera, die man bald zur Ariadne, bald zur Semele, bald zur Persephone machte, verehrt. Das Fest desselben in Rom, Liberalia genannt, fiel auf den 17. März. An diesem Tage erhielten die Jünglinge die männliche Toga, welcher Act feierlich durch den praetor urbanus mit einem Opfer auf dem Capitol vollzogen wurde.

Liberal (lat.) heißt eigentlich freigebig, billig, gütig, vorurtheilslos und wird auch bisweilen in diesem Sinne, weit häufiger aber in der Bedeutung von freisinnig, nach Freiheit strebend,

gebraucht. Als polit. Parteiname findet sich die Bezeichnung Liberale, im Gegensatz zu Servile, zuerst in Spanien gebraucht. Am ausgebreitetsten ist aber die Anwendung dieser Ausdrücke in Deutschland geworden, wo man namentlich in der Zeit von den Befreiungskriegen bis zum J. 1848 die Verfechter freierer Ideen in Staat, Kirche und Wissenschaft, die mehr oder weniger mit dem Bestehenden in Opposition geriethen, insbesondere die Anhänger des modernen engl.-franz. Verfassungswesens, Liberale zu nennen pflegte. Auf polit. Gebiete entfaltete diese liberale Partei, gegenüber den sog. Conservativen (s. d.), ihre Wirksamkeit vornehmlich in den Ständeversammlungen und in der Presse der kleinern deutschen Staaten. In den letzten Jahren vor 1848 schied sich vieler Orten aus der liberalen Partei eine sog. radicale aus, welche in ihren polit. Forderungen weiter ging als jene, zum Theil auch nur in der Form ihrer Opposition. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 trat dieser Gegensatz schärfer hervor. Die Liberalen standen zwar, weil sie dem Volke als Vorkämpfer seiner Rechte bekannt waren, anfangs mit in erster Linie, kamen sogar in den meisten deutschen Staaten für einige Zeit ans Ruder der Regierung, wurden aber, da sie sich den weitergehenden Tendenzen der mit mehr oder weniger Recht als Demokraten bezeichneten Parteien widersetzten, von diesen als Zurückgebliebene angefeindet und mit dem Namen Altliberale bezeichnet. Im allgemeinen ist seitdem der Parteiname liberal und Liberalismus einigermaßen außer Gebrauch gekommen, indem neue Parteistellungen und damit auch neue Namen der Parteien sich gebildet haben.

Liberia, Negerrepublik an der Pfefferküste Oberguineas, verdankt ihren Ursprung der 31. Dec. 1816 auf Anregung von Caldwell und Finley in Washington gegründeten Amerikanischen Colonisationsgesellschaft für freie Neger. Ein erster Versuch 1820, auf den Sherbro-Inseln 30 Negerfamilien aus Amerika anzusiedeln, mislang durch das mörderische Klima, dagegen gedieh eine 25. April 1822 auf Cap Mesurado (corrumpirt von Monte-Serrado) gegründete Colonie, deren Hauptort dem Unionspräsidenten Monroe zu Ehren den Namen Monrovia erhielt. Im ersten Jahre widerstand sie tapfer den Angriffen der Eingeborenen, 1824 erhielt sie den ersten Keim zu einer polit. Selbstverwaltung, indem die Gesellschaft die Anstellung aller Beamten der Colonie selbst überließ. Urbarmachung und Bauten nahmen erfreulichen Fortgang, die Ansiedelungen breiteten sich aus, und obgleich viele Schwierigkeiten entgegentraten und noch öfters Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen waren, so fand das Unternehmen doch immer allgemeinere Theilnahme und Unterstützung. Viele Negerfamilien, von ihren Herrschaften in den Vereinigten Staaten freigegeben und mit bedeutenden Kapitalien zum Ankauf neuer Ländereien, mit Ackergeräthschaften, Sämereien, Druckereien, Instrumenten, Lehrern und Geistlichen versehen, verwandelten im Laufe weniger Jahre die vorher wegen des Sklavenhandels berüchtigte Küste in ein Land der beginnenden Civilisation und der Freiheit. In allen den kleinen Königreichen der Umgegend wurden durch den Einfluß der Colonie Sklavenhandel und Sklaverei unterdrückt. Am 8. Juli 1847 erklärte der Senat der Vereinigten Staaten die bisherige Colonie für einen souveränen, selbständigen Freistaat, und bald wurde sie als solcher auch von England und Frankreich anerkannt. Nach der Verfassung werden Präsident, Vicepräsident und das aus 13 Mitgliedern bestehende Abgeordnetenhaus auf zwei, die 8 Mitglieder des Senats auf vier Jahre gewählt; jede Grafschaft sendet 2 Mitglieder in den Senat, und der Zuwachs von je 10000 Seelen ermächtigt zu einem Repräsentanten mehr. Erster Präsident war J. Roberts, der zweite St. A. Benson, beide dreimal wiedergewählt, also je acht Jahre in Function; seit dem Jan. 1864 ist D. B. Warner Präsident. Die Republik erstreckt sich gegenwärtig vom Mannafluß (nordwestlich von Cape Mount) bis zum Rio-San-Pedro jenseit Cap Palmas, auch beansprucht sie im Nordwesten die ihr von England streitig gemachte Gallinas-Küste zwischen dem Manna und den Sherbro-Inseln. Nach dem Innern ist die Grenze nicht festgestellt. L. besteht aus den vier Grafschaften Mesurado oder Monrovia, Grand-Bassa, Sinu und Maryland. Die Zahl der aus Amerika übergesiedelten Neger beträgt etwa 16000, und außerdem wurden etwa 6000 von Sklavenschiffen Befreite dahin gebracht. Die eingeborene Bevölkerung, hauptsächlich den Stämmen der Vey, Dey, Bassa, Sinu und Kru angehörend, wird verschieden auf 2—400000 geschätzt. Viele der Eingeborenen sind nützliche Bürger geworden. Die Regierung sorgt ausreichend für Unterricht. In Monrovia (3500 E.) besteht sogar ein College mit drei farbigen Professoren und etwa 25 Studenten. Die Staatssprache ist die englische, die Kirche die evangelische, mit ausdrücklicher Ausschließung der katholischen. Die Liberianer besitzen eine Anzahl großer Schiffe, die Handel mit England, Amerika und Hamburg treiben, sowie über 30 Küstenfahrzeuge. Die Handelshäfen sind Robertsport, Monrovia, Marshall in der Grafschaft Mesurado, Edina oder Buchanan in der Grafschaft Grand-Bassa, Greenville in der Grafschaft

Sinu und Harper in Maryland. Alle haben sichern Ankergrund und bequeme Einfahrten. In Monrovia und Harper befinden sich Leuchtthürme. Zur Ausfuhr kommen Palmöl, Datteln, Campecheholz und Elfenbein, in geringer Menge auch Zucker, Kaffee, Arrowroot und Ingwer. Palmöl ist bei weitem das wichtigste Product, aber neuerdings durch das amerik. Steinöl in seinem Werthe beträchtlich gesunken. Angebaut werden hauptsächlich Reis, Zuckerrohr, vorzüglicher Kaffee, Arrowroot, dagegen mislang bisjetzt die Baumwollcultur. Das Klima ist für die Eingeborenen gesund, dagegen sind die Europäer bei längerm Aufenthalte dem Fieber ausgesetzt, das besonders beim Wechsel der Jahreszeiten aufzutreten pflegt. Man theilt das Jahr in die trockene und nasse Jahreszeit; erstere beginnt Mitte Nov. und dauert bis Ende April. Vom Jan. bis März ist die Hitze sehr drückend, während der Regenzeit ist die Temperatur angenehmer und sind die Nächte in der Regel kalt. Vgl. K. Ritter, «Begründung und gegenwärtige Zustände der Negerrepublik L.» (mit Karte, in «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde», I, 1853); «Die Republik L.» in «Unsere Zeit» (Bd. 3, Lpz. 1858); Valdez, «Six years of a traveller's life in Western Africa» (Lond. 1861); Wilson, «Western Africa» (Lond. 1856); Hutchinson, «Impressions of Western Africa» (Lond. 1858).

Liberius, Papst von 352—366, gehörte während des Streits der Arianer (s. d.) zu den Bischöfen, welche wegen ihrer Weigerung, die Verurtheilung des Athanasius (s. d.) auf den Synoden zu Arelate (353) und zu Mailand (355) zu unterschreiben, abgesetzt und verbannt wurden. Um seine Würde wieder zu erlangen, unterzeichnete er 358 nacheinander zwei semiarianische, im Sinne des Eusebius von Nikomedien gefaßte Glaubensformeln. Trotzdem gilt er als ein Heiliger der röm.- und griech.-kath. Kirche; jene hat ihm den 27. Aug., diese den 23. Sept. geweiht.

Libertas hieß bei den Römern die Freiheit. Der Vater desjenigen Tiberius Sempronius Gracchus, der im zweiten Punischen Kriege, 214 v. Chr., als Proconsul bei Benevent siegte, erbaute ihr einen Tempel auf dem Aventinus, den sein Sohn mit einem Gemälde schmückte, das Bezug auf seinen vornehmlich durch bewaffnete, nachher mit der Freiheit beschenkte Sklaven (Volones) erfochtenen Sieg hatte. Verschieden davon ist das Atrium libertatis, die Halle der Freiheit, ein Gebäude, das wahrscheinlich zum Gebrauch für die Censoren bestimmt war und gegen das Marsfeld hin lag. Asinius Pollio baute dasselbe unter Augustus von neuem auf und gründete in ihm die erste öffentliche Bibliothek zu Rom. Auf Münzen wird die L., eine längliche Mütze in der Hand haltend oder diese frei emporhebend, dargestellt, im linken Arme eine Lanze oder ein Füllhorn.

Libertin pflegt man einen leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen, nach nichts Höherm strebenden Menschen zu nennen, und im schlimmern Sinne einen Wüstling, der blos so viel Rücksichten gegen andere nimmt, als sein Vortheil erheischt.

Libitina, die Leichengöttin, war eine altital. Gottheit, aus deren Tempel alles zur Beerdigung Nöthige gekauft oder gemiethet, auch die dazu erforderlichen Personen, wie Todtenwäscher, Todtengräber und Klageweiber, genommen werden mußten. In die Schatzkammer derselben, die sich in dem ihr geweihten Haine befand, wurden nach Anordnung des Königs Tullius alle bei Todesfällen üblichen Abgaben entrichtet. Auch hielt man in ihrem Tempel, der sich ebenfalls in jenem Haine befand, ein Verzeichniß der Verstorbenen.

Libourne, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Gironde, 3,6 M. im ONO. von Bordeaux, in wein- und kornreicher Gegend an der Dordogne und der Einmündung der Isle und an der Eisenbahn ebenso vortheilhaft wie schön gelegen, ist ein alter, aber hübscher und regelmäßig gebauter Ort. Die acht Hauptstraßen laufen auf den viereckigen, mit weiten Hallen versehenen Hauptplatz aus. L. zählt 13565 E. und ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts sowie mehrerer ausländischer Consulate, hat ein Communalcollege, eine kaiserl. Schule für Hydrographie, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, einen Botanischen Garten, eine große Reitschule, ein Gestüte, ein Zellengefängniß, ein Theater, schöne Promenaden u. s. w. Ueber die Dordogne führen eine 220 Meter lange Eisenbahnbrücke von neun Bogen und eine 200 Meter lange Steinbrücke, über die Isle eine Hängebrücke. Der Flußhafen, in welchem die Flut 10—15 F. hoch steigt, nimmt Schiffe von 300 Tonnen Last auf. Daher ist der Küstenhandel sehr bedeutend und auch der auswärtige Seehandel nicht ganz unerheblich. L. ist das große Salz- und Handelsentrepot für das Gironde-Departement und alle im Flußgebiet der Dordogne liegenden Departements, treibt Schiffahrt, lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Mehl und Rindvieh, außerdem mit Spezereien en gros, mit Garn und Stabholz. Außer Schiffswerften, Seilereien, Schneidemühlen, Eisengießereien bestehen Fabriken für Zeuge, Militäreffecten, Möbel, Nägel, Pfropfen, Glas und Runkelrüben-

zucker. In der celtisch-röm. Zeit und später hieß der Ort Condate, ward von Wilhelm X. von Aquitanien befestigt, erhielt unter Leybourn, dem engl. Seneschal von Guyenne, noch bedeutende Werke und ihren jetzigen Namen, ward 1377 von Duguesclin, 1431 von Dunois den Engländern entrissen, 1451 von Talbot zurückerobert, aber 1453 nach der Schlacht von Castillon für immer mit Frankreich vereinigt.

Libretto (ital., eigentlich ein kleines Buch) ist der Kunstausdruck für den einer Oper zu Grunde liegenden Text. In Italien und Frankreich fast nie, in Deutschland in den seltensten Fällen ist derselbe eine unabhängige und selbständige Dichtung, sondern der Componist wählt vielmehr den Stoff, und unter seiner fortwährenden Einwirkung, die oft bis in das einzelnste geht, arbeitet der Verfasser des Textes diesen aus. So erklärt es sich, daß man es allmählich ganz aufgegeben hat, an einen Operntext die Forderung dichterischen Werths zu stellen, oft aber auch nicht einmal gesunden Menschenverstand in diesen Texten findet. Unter den Librettodichtern Frankreichs steht Scribe (s. d.) mit seinen Hülfsarbeitern obenan. In Deutschland war Schikaneder (s. d.) lange Zeit in diesem Fache äußerst thätig; von ihm ist namentlich der Text zu Mozart's «Zauberflöte». Ungleich höher stehen die L. von Fr. Kind zu Weber's «Freischütz» und von Helmina von Chezy zu dessen «Euryanthe». Eine wesentliche Neuerung ist es, daß R. Wagner (s. d.) die Texte zu seinen Opern selbst dichtet und dies als grundsätzliche Forderung hinstellt. Vgl. Wagner, «Oper und Drama» (Lpz. 1852).

Libri-Carrucci della Sommaia (Guillaume Brutus Icilius Timoléon, Graf), franz. Mathematiker, Sohn eines ital. Abenteurers, geb. zu Florenz 2. Jan. 1803, widmete sich dem Studium der Mathematik und erhielt eine Professur an der Universität Pisa. In polit. Umtriebe verwickelt, flüchtete er 1831 nach Frankreich, wo er als ital. Patriot einen Gönner an Arago fand, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und als Professor der Analyse an der Sorbonne angestellt wurde. Da er aber, wie es scheint, sein Glück auf andern Wegen machen wollte, ging er zum Juste-Milieu über, schmeichelte den Machthabern und vergalt seinem ehemaligen Gönner und Wohlthäter mit schnödem Undank und gehässigen Angriffen. Zur Belohnung dafür ernannte man ihn zum Oberaufseher des öffentlichen Unterrichts und der Staatsbibliotheken. Im Besitze dieser Sinecuren fand L. volle Muße, sich seiner Hauptleidenschaft, der Bibliomanie, zu überlassen, und nebenbei Mittel, eine Büchersammlung anzulegen, welche Incunabeln aller Art und die größten typographischen Seltenheiten in so reichem, unerschöpflichem Vorrath enthielt, daß sie trotz mehrmaliger Ausverkäufe, wovon jeder 30—40000 Thlr. einbrachte, nicht ärmer wurde und in übervollem Bestande blieb. Die öffentliche Stimme beschuldigte ihn förmlicher Ausplünderung der Staats- und Stadtbibliotheken in ganz Frankreich und bewirkte die Einleitung einer Untersuchung, welche das Guizot'sche Ministerium niederschlagen ließ, um einen seiner ergebensten Diener nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde die Untersuchung wieder vorgenommen und die Klage des Staatsprocurators an den Assisenhof der Seine verwiesen, welcher den inzwischen nach England entflohenen Inculpaten wegen Entwendung von Büchern und Handschriften aus öffentlichen Sammlungen zu 10jähriger Zuchthausstrafe verurtheilte (1850). Dieser Proceß machte großes Aufsehen und setzte viele Federn für oder gegen den Verurtheilten in Bewegung. L. selbst suchte sich in mehrern Broschüren zu vertheidigen, mochte sich aber doch nicht zur Umstoßung des Contumazerkenntnisses einstellen. 1857 veranstaltete er in London noch drei Bücherauctionen, deren Kataloge mehrere tausend Nummern zählten. Unter L.'s wissenschaftlichen Arbeiten ist am bekanntesten «Histoire des sciences mathématiques en Italie» (4 Bde., Par. 1838—41; 2. Aufl., Halle 1865).

Liburnia hieß im Alterthume und noch im Mittelalter eine Landschaft in Illyrien zwischen Istrien und Dalmatien, bis zum Adriatischen Meere, das auf dieser Seite auch das Liburnische Meer genannt wurde, und umfaßte den westl. Theil des heutigen Kroatien und den nördl. Dalmatiens, nebst einer Anzahl der an der Küste liegenden kleinern Inseln.

Libussa, eigentlich Libuscha, der nationalen Sage zufolge die Gründerin Prags, war die jüngste Tochter des Krok, der, ein Nachkomme des Feldherrn Samo, als Richter bei den Böhmen in großem Ansehen stand und um 700 starb. Nach seinem Tode unterwarfen sich die Böhmen der Regierung seiner Tochter L., die durch Schönheit wie durch Klugheit, Reichthum an Kenntnissen und männlichen Charakter sich auszeichnete. Um ihr Ansehen zu befestigen, wählte sie einen böhm. Herrn zu Staditz, einem Dorfe an der Bila, Namens Przemysl, zu ihrem Gemahl, mit dem sie nun gemeinschaftlich regierte und durch Gesetze, die sehr lange in Geltung blieben, den Zustand des Landes regelte. Sie starb um 738. Die Sage schildert sie als begeisterte Seherin; auch soll sie die Bergwerke des Landes entdeckt haben.

Libyen war der früheste Name von Afrika, wie er schon bei Homer erscheint, und man verstand darunter bald in engerer Bedeutung den nördlichsten Streifen, der über Aegypten bis zur Einfahrt des Arabischen Meerbusens reicht und gegen das Atlasgebirge hin sich abspitzt, bald in weiterer Bedeutung diesen ganzen Erdtheil, soweit überhaupt die Alten Kunde von ihm hatten, die sich nur auf die Nord- und Westküste und einen Theil des Nillandes erstreckte, während das Innere und der Süden von Herodot das Land der Aethiopier genannt wird. Einer spätern Eintheilung zufolge zerfiel L. in das äußere, welches die Landschaften Cyrenaica und Marmarica umfaßte, und in das innere, südlich und südwestlich von Cyrenaica aus, endlich in Libya Mareotis, zwischen Aegypten und den Syrten. — Libysche Wüste nannte man früher im allgemeinen die große Wüste im Innern Nordafrikas, die Sahara (s. d.). Gegenwärtig versteht man jedoch unter diesem Namen vorzugsweise den kleinern östl. Theil der Sahara, welcher sich im O. der Karavanenstraße von Tripolis über Fezzan nach Bornu, westlich bis nach Aegypten hin ausbreitet und von den Tibbu oder Teda bewohnt wird.

Licentiat (lat.) bezeichnet auf Universitäten einen, der sich durch die vorgeschriebene Prüfung die Erlaubniß erworben hat, Vorlesungen zu halten. Gewöhnlich ist jedoch die Licentiatenwürde da, wo sie noch ertheilt wird, nur ein akademischer Ehrengrad, der zwischen Baccalaureus und Magister oder Doctor steht. Nur die theol. Facultäten einiger Universitäten creiren noch L., die damit das Recht erlangen, theol. Vorlesungen zu halten.

Licenzen oder Freibriefe waren ein Nothbehelf bei der Handelssperre, welche Napoleon's I. Decrete und die Geheimrathsverordnung des brit. Cabinets so weit ausdehnten, daß fast aller Seehandel aufgehört haben würde, wenn nicht beide Mächte einzelne Ausnahmen gestattet hätten. England fing damit an, indem es im Nov. 1808 an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der französischen, auf ein Jahr gültige L. ertheilte, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen, seit 1809 aber nur unter der Bedingung, engl. Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Hierauf verkaufte auch Frankreich L., vorzüglich um Marinebedürfnisse zu erhalten. Endlich bewilligte England 2. Sept. 1810 selbst denjenigen nichtfranz. Schiffen L., welche schon mit franz. Freibriefen versehen waren, unter der Bedingung, mit einem Drittel ihrer Ladung engl. Waaren auszuführen, wogegen sie ebenso viele franz. Waaren einführen durften. Frankreich ertheilte ebenfalls L., um franz. Waaren aus- und dagegen Colonialwaaren (auf amerik. Schiffen) einzuführen. Rußland ertheilte seit 1811 L. zum Handel mit England, Schweden seit 1812. Mit dem Sturze des Continentalsystems (s. d.) fielen die L. von selbst weg. — In den Klöstern heißen L. die von den Aebten den Mönchen zugestandenen Dispensationen von einem bestehenden Gesetze oder Gebrauche für einzelne Fälle; daher auch der Ausdruck licentiren. — In der fränk. Gesetzgebung wird oft auch eine Licentia maritalis erwähnt. Dieselbe bestand in dem Eheconsens, welchen die Herren ihren Leibeigenen gegen Erlegung einer bestimmten Abgabe ertheilten. Noch jetzt wird der Erlaubnißschein, welchen Militärpersonen zur Vollziehung eines Ehebündnisses von ihren Vorgesetzten vor dem Aufgebote vorlegen müssen, oft Licenzschein genannt.

Lichnowski, eine jetzt fürstliche, in Oesterreich und Preußen begüterte Familie, leitet ihren Ursprung her aus dem Hause Granson in Hochburgund. Sie erhielt 1702 die Würde der Freiherren von L. und Edeln Herren von Woschütz und wurde 1. Jan. 1721 in den böhm., 1727 in den Reichsgrafenstand erhoben. Infolge der Heirath des Reichsgrafen Leop. von L. mit Gräfin Maria Barbara Cajetana von Werdenberg, Herrin von Odrau, der letzten ihres Stammes, nahm das Haus L. 1740 auch den Namen der Grafen von Werdenberg an. 1773 erhielten die L. die preuß., 1824 die österr. Fürstenwürde nach dem Rechte der Erstgeburt. König Wilhelm I. von Preußen verlieh durch Cabinetsschreiben vom 22. Dec. 1861 dem jedesmaligen Haupte des Hauses das Prädicat Durchlaucht. Die Besitzungen der Familie umfassen im österr. Schlesien die Allodialherrschaft Grätz (4 Q.-M.), im preuß. Schlesien die bevorrechteten Majoratsherrschaften Kuchelna, Grabowka, Krzyzanowitz und Bolatitz (zusammen $6\frac{1}{2}$ Q.-M.). — Fürst Eduard Maria L., geb. 19. Sept. 1789, bekannt als der Verfasser der unvollendet gebliebenen «Geschichte des Hauses Habsburg» (Bd. 1—8, Wien 1836—44), succedirte seinem Vater, dem Fürsten Karl L., 15. April 1814 und starb 1. Jan. 1845 zu München, mit Hinterlassung von fünf Söhnen, von denen der dritte, Robert, geb. 7. Nov. 1822, den geistlichen Stand wählte und Hausprälat des Papstes und Domherr des Metropolitenkapitels zu Olmütz ist. — Der Erstgeborene, Fürst Felix L., welcher dem Vater succedirte, wurde 5. April 1814 geboren, kam frühzeitig in preuß. Miliärdienst, nahm aber 1838 aus diesem seine Entlassung. Er trat nun in die Dienste des span. Prätendenten Don Carlos, der ihn

zum Brigadegeneral und Generaladjutanten ernannte. Nach der Rückkehr aus Spanien schrieb er «Erinnerungen aus den J. 1837—39» (2 Bde., Frankf. 1841—42), die ihn 1841 mit dem Bruder des Generals Montenegro in ein Duell verwickelten, in welchem er schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er 1842 eine Reise nach Portugal, über die er in dem Werke «Portugal, Erinnerungen aus dem J. 1842» (Mainz 1843) berichtete. Auf der Rückkehr wurde er in Barcelona als früherer karlistischer Heerführer von dem Volke insultirt und der Wuth desselben nur dadurch entzogen, daß man ihn festnahm. Später von der span. Regierung in Freiheit gesetzt, kehrte er nach Schlesien zurück, wo er zum Landesältesten und Deputirten der vier südl. und östl. Kreise Schlesiens ernannt und zum Director der Koseler Wilhelmsbahn erwählt wurde. Nach Auflösung des ersten preuß. Landtags von 1847, an dem er in der Herrencurie lebhaften Antheil nahm, lebte er abwechselnd zu Wien und Berlin. 1848 von Ratibor in die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gesendet, gehörte er zu den bedeutendsten Rednern der Rechten. Als solcher bekannt, fiel er während des frankfurter Aufstandes 18. Sept. 1848 auf der Bornheimer Heide nebst dem General Auerswald (s. d.) als Opfer eines fanatisirten Pöbelhaufens. Vgl. Köstlin, «Auerswald und L.» (Tüb. 1853). Ihm folgte sein jüngerer Bruder, Fürst Karl L., geb. 19. Dec. 1820, im Majorat als Chef des Hauses. — Der Bruder des obenerwähnten Fürsten Eduard L., Graf Wilhelm Adolf L., gest. 1836, hatte zum Sohne den Grafen Wilhelm Karl L., geb. 7. Nov. 1793, gest. als östern. Feldzeugmeister 9. Jan. 1864 zu Venedig. Er war längere Zeit Commandant zu Mailand, zuletzt Festungscommandant zu Verona gewesen.

Licht nennt man die objective Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände, welche sie dem Auge, sofern dasselbe gesund und im Besitz seiner natürlichen Fähigkeiten ist, wahrnehmbar macht. Man unterscheidet in Bezug auf das L. selbstleuchtende und dunkle Körper. Die erstern haben die Quelle des L. in sich selbst, z. B. die Sonne, die Fixsterne, die brennenden Körper (Feuer); die letztern werden nur dadurch sichtbar, daß sie erleuchtet werden, d. h. von einem andern selbstleuchtenden Körper L. erhalten und zum Theil zurücksenden. Für die Erde ist die Sonne die wichtigste Lichtquelle. Ferner unterscheidet man unter den dunkeln Körpertheilchen wieder durchsichtige und undurchsichtige, von denen erstere das auf sie fallende L. hindurchlassen, letztere nicht. Von Theorien über das L. sind besonders zwei ausgebildet worden, die Emanations- oder Emissionstheorie und die Undulations- oder Vibrationstheorie. Erstere, welche Newton zum Urheber hat, nimmt an, daß das L. aus materiellen, wiewol ausnehmend feinen Theilchen bestehe, welche von jedem selbstleuchtenden oder erleuchteten Körper ausgehen und in das Auge gelangen. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ist diese Theorie von Laplace, Biot, und Brewster vervollständigt worden, und sie reicht aus, viele Erscheinungen des L. ziemlich einfach und ungezwungen zu erklären. Die zweite Theorie, zuerst von Huyghens aufgestellt, erklärt die Lichtvorgänge ganz auf ähnliche Art, wie der Schall erklärt wird, nämlich durch die Vibrationen oder Schwingungen einer den Raum erfüllenden, sehr dünnen und elastischen Flüssigkeit, die man Aether genannt hat. Die selbstleuchtenden Körper vibriren und setzen dadurch den Aether, der sie umgibt, in Schwingungen; diese treffen die Sehnerven, versetzen auch diese in ähnliche Vibrationen und bewirken so die Empfindung des Sehens. Die Verschiedenheit der Farben wird durch die verschiedene Dauer oder Schnelligkeit der Aetherschwingungen erzeugt, und zwar entsprechen der violetten Farbe die schnellsten, der rothen die langsamsten Schwingungen; nach Fresnel's Berechnung kommen auf 1 Secunde beim violetten Licht 764 Billionen, beim rothen 488 Billionen Schwingungen. Diese Theorie, schon im vorigen Jahrhundert von Euler vertheidigt, wurde in neuerer Zeit nach längerer Vernachlässigung von Young, Fraunhofer, Fresnel, Ampère, Poisson, Neumann und Cauchy weiter ausgebildet. Sie allein zeigt sich im Stande, über alle Erscheinungen, welche das L. darbietet, vollständigen Aufschluß zu geben, und ist daher mit Recht auch die jetzt allein geltende. Das L. pflanzt sich mit einer außerordentlich großen Geschwindigkeit fort; es durchläuft in der Secunde einen Raum von 42000 M., sodaß es, um von der Sonne zur Erde zu gelangen, nur 8¼ Minute und, um vom Monde zur Erde zu gelangen, nur wenig mehr als 1 Secunde Zeit gebraucht. Die Geschwindigkeit des L. läßt sich sowol durch astron. Beobachtungen (Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Aberration) als auch durch physik. Apparate messen. Solange das L. in einem und demselben Mittel (Stoffe) sich bewegt, pflanzt es sich geradlinig fort. An der Grenze zweier verschiedenen Mittel erleidet es theils eine Zurückwerfung (Reflexion), indem es in das erste Mittel, in welchem es sich bis dahin bewegte, wieder zurückkehrt, oder es tritt in abgeänderter Richtung in das zweite Mittel ein (es wird gebrochen). Die Brechung des L. oder die Abweichung von seiner ursprünglichen

Bahn beim Uebergange aus einem Mittel in ein anderes entsteht dadurch, daß die Elasticität des Aethers in beiden Mitteln verschieden ist. (S. Brechung der Lichtstrahlen.) Da die verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, welche das farblose Sonnenlicht bilden, zufolge der Verschiedenheit ihrer Wellenlängen eine verschiedene Brechung erleiden, so müssen dieselben z. B. bei der Brechung in einem dreiseitigen Glasprisma voneinander getrennt werden. (S. Farbe.) Wenn Lichtwellen, welche von einem Punkte ausgegangen sind, aber etwas verschiedene Wege zurückgelegt haben, wieder in ihren Richtungen nahe zusammenfallen, so können sie sich entweder verstärken oder auch ganz oder nur zum Theil aufheben. (S. Interferenz.) Wenn die Schwingungen in einem Lichtstrahle alle in parallelen Ebenen geschehen, so heißt das L. polarisirt. (S. Polarisation des Lichts.) Gewisse Körper (z. B. gebrannte Austerschalen) leuchten, wenn sie dem L. ausgesetzt gewesen sind, noch eine Zeit lang im Dunkeln. (S. Phosphorescenz.) In Bezug auf die chem. Wirkungen des Lichts s. Photographie. Auch auf die Vegetation übt das L. einen bedeutenden Einfluß aus, indem unter seiner Einwirkung in den grünen Pflanzentheilen die Kohlensäure zerlegt und Sauerstoff ausgeschieden wird. — Das L. in der Malerei bestimmt nach seiner Stärke auch den Schatten und die Farben. Abgedämpftes L. ist dasjenige, welches dunkler ist als das Hauptlicht im Bilde. Dies geschieht dadurch, daß entweder ein Gegenstand dem Auge entfernter oder dem Lichtstrahl in weniger gerader Richtung ausgesetzt ist, wo das L. nur streift, wodurch Schlagschatten entstehen. Lichter in der Mehrzahl heißen in der Malerei diejenigen Stellen, welche das einfallende L. in seiner vollen Stärke empfangen. Die Anordnung und Vertheilung der Lichter im Gemälde hängt mit der Perspective zusammen.

Lichtbilder, s. Photographie.

Lichten heißt in der Schiffersprache überhaupt etwas in die Höhe heben; vorzugsweise bedient man sich aber dieses Ausdrucks dann, wenn man den Anker aus dem Grunde heben will. Auch nennt man ein auf eine Sandbank gerathenes oder aus andern Gründen erleichtertes und wieder flott gewordenes Schiff gelichtet, wenn es in Lichterschiffe oder Leichterfahrzeuge (in Ost- und Westpreußen Bordinge genannt) einen Theil seiner Ladung abgegeben hat.

Lichtenberg, ein Fürstenthum mit einem Areal von 10,5 Q.-M., auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, zwischen dem bair. Rheinkreise und der preuß. Provinz Rheinland gelegen, früher die Herrschaft Baumholder genannt, wurde infolge des Wiener Congresses 1816 von Preußen an den Herzog von Sachsen-Koburg abgetreten, der das Ländchen 5. März 1819 zu einem Fürstenthum erhob, das er nach der alten pfälz. Burg Lichtenberg benannte. Die Julirevolution von 1830 und die Bewegungen in Rheinbaiern veranlaßten in L. seit 1831 Unruhen, besonders in der Stadt St.-Wendel, sodaß endlich preuß. Truppen einrücken und die Ordnung herstellen mußten. Dies veranlaßte den Herzog von Sachsen-Koburg, L. durch die Verträge vom 6. und 26. Juni 1834 mit allen Souveränetätsrechten wieder an Preußen abzutreten. Die Uebergabe erfolgte 15. Aug. 1834; im folgenden Jahre wurde es dem Regierungsbezirke Trier einverleibt. Als Entschädigung gewährte Preußen dem Herzoge eine jährliche Rente von 80000 Thlrn.

Lichtenberg (Georg Christoph), gleich berühmt als gelehrter Physiker wie als witziger Schriftsteller, wurde 1. Juli 1744 in Oberramstädt bei Darmstadt geboren. Die Unvorsichtigkeit einer Wärterin war Schuld, daß er einen sehr verwachsenen Körper bekam. 1763 bezog er die Universität zu Göttingen, wo er sich viel mit Astronomie beschäftigte und 1770 eine außerord., 1775 eine ord. Professur erhielt. Bei wiederholten Besuchen in England hatte er sich einer vorzüglichen Aufnahme zu erfreuen. Er brachte einen ausgezeichneten physik. Apparat zusammen, der später in den Besitz der Universität überging, und machte mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität (Lichtenberg'sche Figuren u. s. w.), wie er auch als öffentlicher Lehrer eingreifend wirkte. Dabei blieb ihm kein anderes Feld geistiger Thätigkeit fremd. Seine scharfen satirischen Angriffe gegen die verschiedensten Zeitrichtungen zogen ihm vielfache literarische Kämpfe zu; so mit Lavater wegen dessen Bekehrungsversuch an Mendelssohn und wegen der Physiognomik; doch fand hier später völlige Versöhnung statt. Einen andern Streit mit Voß über die Aussprache des Griechischen rief L.'s Schrift «Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenland» (1782) hervor. Treffliche Aufsätze lieferte L. seit 1778 zum «Göttingischen Almanach», worin auch zuerst Theile seiner «Ausführlichen Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche mit Copien derselben von Riepenhausen» erschienen. Mit G. Forster gab er das «Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft» heraus. In seinen letzten Jahren hypochondrisch und fast menschenscheu, starb er 24. Febr. 1799. Eine wunderbare Vereinigung seltenen Scharfsinns und poetischer Anschauungsweise gab L.'s Geiste die in der deutschen Lite-

ratur seltene humoristische Richtung; sein persönlicher Charakter war durchaus achtbar und liebenswürdig. Seine satirischen und scherzhaften Aufsätze sind gesammelt in L.'s «Vermischten Schriften» (9 Bde., Gött. 1800—5; 6 Bde., 1844—45).

Lichtenfels, Stadt und Hauptort eines Verwaltungsdistricts im bair. Kreise Oberfranken, $5\frac{1}{2}$ M. im NW. von Baireuth, nahe am Main und an der Ausmündung der Werrabahn in die bair. Staatseisenbahn, ist der Sitz des Bezirksamts, eines Landgerichts und Rentamts. Die Stadt hat eine Pfarrkirche mit schönen Gemälden und Grabmälern, ein Spital mit Kirche, ein Krankenhaus für Dienstboten und Gesellen, eine Synagoge, ein Museum, eine Baumschule und zählt (1864) 2086 E., die Getreide-, Obst- und Hopfenbau, Porzellanmalerei und Holzhandel betreiben. In geringen Entfernungen liegen das Schloß Banz (s. d.), das Dorf Schney mit einem Schloß und einer berühmten Porzellanfabrik sowie der besuchte Wallfahrtsort Frankenthal oder Vierzehnheiligen mit einem Franciscanerhospital und einer schönen, 1743—72 im Jesuitenstil gebauten, mit Frescomalerei gezierten Kirche. Zum Verwaltungsdistrict L., der (1861) auf 6,8 Q.-M. 27314 E. zählt, gehören auch die Städte Weismain, Sitz eines Landgerichts, mit 1111 E., einem Schloß und den benachbarten Ruinen der Burg Niesten, einst Wohnsitz der weithin begüterten Herzoge von Meran, Grafen von Andechs, und Burgkundstadt am Main und an der Eisenbahn, mit 1218 E.

Lichtenstein (Mart. Heinr. Karl), bekannt als Reisender und Zoolog, geb. zu Hamburg 10. Jan. 1780, studirte in Jena und dann in Helmstedt, wo er 1802 als Doctor der Medicin promovirte. Im Begriff, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien zu gehen, erhielt er den Antrag, den holländ. General Janssens, der zum Gouverneur der Capcolonie ernannt war, als Erzieher seines Sohnes und Hausarzt zu begleiten. Gegen Ende 1802 am Cap angelangt, fand er Gelegenheit, die innern Gegenden der Colonie kennen zu lernen. 1804 beim Ausbruche des Kriegs mit England nahm er die Stelle eines Chirurgien-Major beim Bataillon hottentottischer leichter Infanterie an und wurde 1805 als Regierungscommissar zu den Betjuanen gesandt. Als die Colonie von den Engländern erobert wurde, kehrte er mit dem General Janssens nach Europa und gegen Ende 1806 nach Deutschland zurück, wo er nun abwechselnd in Braunschweig, Helmstedt, Göttingen und Jena lebte und seine Sammlungen und handschriftlichen Materialien ordnete. 1810 begab er sich nach Berlin, begann dort bei der neugestifteten Universität Vorlesungen zu halten und wurde 1811 ord. Professor der Zoologie. 1813 übernahm er das Zoologische Museum, welches unter seiner Leitung eins der größten und wissenschaftlich bedeutendsten von Europa geworden ist. Später zum Geh. Medicinalrath ernannt und in die Akademie der Wissenschaften gewählt, starb er während einer Reise auf dem Postdampfer zwischen Korsör und Kiel 3. Sept. 1857. Als Zoolog widmete er sich hauptsächlich der Ornithologie, jedoch schrieb er auch viele Abhandlungen über Thiere anderer Klassen. Seine «Reisen im südl. Afrika» (2 Bde., Berl. 1810—11) sind naturhistorisch wichtig.

Lichtenstein (Ulrich von), s. Ulrich von Lichtenstein.

Lichterschiffe, s. Lichten.

Lichtfreunde hießen die in der Kirche seit 1841 auftretenden Verfechter der freiern rationalistischen Richtung gegenüber der in Staat und Kirche sich geltend machenden strengern Orthodoxie, weil sie, wie sie sagten, nach Erkenntniß und Fortschritt, nach Licht und geistiger Freiheit strebten. Hiernach gaben sie sich selbst ihren Namen, den aber ihre Gegner als Spottnamen gebrauchten und für ihren Gegensatz ausbeuteten. Als sich die L. zu Vereinen constituirten, wählten sie den Namen Protestantische Freunde; sie waren die Vorläufer der Freien Gemeinden (s. d.).

Lichtmesse, ein um 542 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Maria's vielleicht an die Stelle des abgeschafften heidnischen Volksfestes der Lupercalien eingesetztes Kirchenfest, welches auf den 2. Febr. fällt, hat seinen Namen von den Kerzen, welche an diesem Tage für das ganze Jahr geweiht und mit Anspielung auf die Worte des Simeon: «Ein Licht, zu erleuchten die Heiden», in feierlicher Procession umhergetragen werden. In Rom verrichtet der Papst selbst das Weihamt in der Kapelle des Quirinals. Tag der Lichte hieß in der alten Kirche auch das Tauffest Christi oder die Epiphania (s. d.).

Lichtnelke, s. Lychnis.

Lichtscheu oder Photophobie ist der Zustand der Augen, in welchem diesen die Einwirkung des Lichts unangenehm ist und von ihnen gemieden wird. Das Uebel zeigt sich bei verschiedenen, namentlich entzündlichen Leiden des Auges, kommt aber auch bei Krankheiten anderer Organe vor, z. B. bei gewissen Gehirnkrankheiten. Der Schutz der Augen gegen das Licht empfiehlt sich bei den Lichtscheuen von selbst; Aufenthalt im Dunkeln, das Tragen von Augen-

schirmen, von Brillen mit dunkelgefärbten Gläsern ist dabei den Augen sehr wohlthuend. Geheilt wird die L. aber nur durch Hebung der ihr zu Grunde liegenden Krankheit. Als eine eigenthümliche Art von L. läßt sich die sog. Tagesblindheit (Nyktalopie) betrachten, bei welcher die Kranken nicht im Stande sind, im vollen Tageslicht zu sehen.

Lichtwer (Magnus Gottfr.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Wurzen in Sachsen 30. Jan. 1719, studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte und trat dann an letzterm Orte als Privatdocent auf, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, die akademische Laufbahn aufzugeben. Er ging hierauf nach Halberstadt und wurde daselbst 1752 preuß. Regierungsrath, auch Mitglied der Landesdeputation sowie Kanonikus zu St.-Mauritius. Er starb 7. Juli 1783. Sein Hauptwerk sind die «Vier Bücher Aesopischer Fabeln» (Lpz. 1748), von denen viele noch jetzt zu den bessern Arbeiten in dieser Gattung gehören. Ein unrechtmäßiger, von Ramler vielfach veränderter Abdruck derselben (1761) hatte einen heftigen literarischen Streit zwischen L. und Ramler zur Folge, an dem auch Lessing theilnahm. L.'s Lehrgedicht in fünf Büchern, «Das Recht der Vernunft» (Lpz. 1758), Wolf'sche Philosophie enthaltend, ist unbedeutend. Seine «Schriften» wurden von Pott, L.'s Enkel, und Cramer (Halberst. 1828) herausgegeben.

Licinius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das schon in den ersten Zeiten der Republik sich hervorthat. Ein Cajus L. befindet sich unter den ersten Volkstribunen 493 v. Chr.; Publius L. Calvus war der erste Plebejer, der 400 zum Consulartribunat, Cajus L. Calvus der erste Plebejer, der 368 zur Würde des Magister Equitum gelangte. Am meisten aber leuchtet in jener Zeit wegen des Antheils, den er an der endlichen Gleichstellung des plebejischen Standes mit dem patricischen hatte, Cajus L. Calvus hervor, dem, weil er als sorgsamer Landwirth keine wilden Schossen, stolones, duldete, der Beiname Stolo gegeben wurde. Mit Cajus Sextius im Volkstribunat verbunden, das sie zehn Jahre hintereinander, von 376—67, immer wieder erhielten, setzte er endlich die wichtigen Gesetze durch, die nach ihm Licinische Gesetze genannt wurden, von denen das eine künftighin nur Consuln als oberste ordentliche Magistrate zu wählen gebot und die eine Stelle im Consulat den Plebejern zusicherte, das zweite den Besitz an Staatsland auf 500 jugera, sowie die Stückzahl des auf Staatsweiden zu haltenden Viehs beschränkte, das dritte die Schuldenlast der Plebs durch Abschreibung der gezahlten Zinsen vom Kapital und Festsetzung von Terminen für Abzahlung des übrigen milderte, das vierte, schon 368 durchgegangene die Wahl von Decemviri sacrorum, unter denen Plebejer sein sollten, anordnete. Er bekleidete das Consulat selbst zweimal in den J. 364 und 361; 357 wurde er wegen Uebertretung seines eigenen Ackergesetzes angeklagt und verurtheilt. — In späterer Zeit sind namentlich die Familien der Crassus (s. d.) und Lucullus (s. d.) aus dem Licinischen Geschlecht, dessen Namen auch der den Lucullern befreundete Dichter Archias erhielt, berühmt geworden; andern Familien desselben gehörten an: Cajus L. Macer, der als Volkstribun 73 v. Chr. sich als heftigen Feind der Optimaten zeigte, nach der Verwaltung einer prätorianischen Provinz 66 wegen Erpressungen angeklagt wurde und aus Schmerz über seine Verurtheilung, die Cicero als Prätor aussprach, starb. Er gehörte zu den röm. Geschichtschreibern, welche Annalisten genannt werden. Sein Sohn Cajus L. Macer Calvus, geb. 82, Ankläger des Publius Vatinius, den Cicero vertheidigte, ein Freund des Catullus, starb früh, ausgezeichnet als Redner und Dichter; Lucius L. Murena, 65 Prätor, wurde 63 angeklagt, weil er sich bei der Bewerbung um das Consulat durch gesetzwidrige Mittel die Stimmen verschafft habe, aber namentlich auf Cicero's Vertheidigungsrede hin freigesprochen, und bekleidete das Consulat 62 mit Decimus Junius Silanus. — L. hieß auch ein röm. Kaiser. Aus niederm Stand in Dacien geboren, schwang er sich im Kriegsdienst empor, wurde 307 n. Chr. von Galerius zum Augustus erhoben, 323 aber durch Konstantin d. Gr. besiegt und 324 getödtet.

Licitation (vom lat. liceri) bedeutet zunächst das Bieten auf eine zum öffentlichen Verkauf gestellte und dem Meistbietenden zuzuschlagende Sache. Bei der nothwendigen, durch Gläubiger erzwungenen Subhastation (s. d.) von Grundstücken beraumt die Behörde einen Licitationstermin an und fordert zur Theilnahme an demselben durch die Zeitungen mit der Bestimmung auf, daß nur diejenigen zum Mitbieten zugelassen werden sollen, welche sich an dem festgesetzten Tage rechtzeitig melden, ein Gebot eröffnen und auf Erfordern über ihre Person und Zahlungsfähigkeit ausweisen. Die Versteigerung beginnt dann mit der Mittheilung des bisjetzt eingelaufenen höchsten Gebots, welches von jedem Angemeldeten durch Mehrbieten übernommen werden kann. Erfolgt kein höheres Gebot mehr, so schließt die Behörde durch den Zuschlag den Kauf mit dem Meistbietenden. Bei einer freiwilligen, nach dem eigenen Belieben der Besitzer veranlaßten Subhastation pflegen sich dieselben eine Auswahl unter den Licitanten vor-

zubehalten, sodaß sie schließlich auf einen weniger bietenden, aber ihnen mehr zusagenden Käufer zurückgreifen können. Es ist damit die Möglichkeit gegeben, Kauflustige durch die Mitbewerbung eines heimlich Beauftragten zu steigern, welcher sodann seines Meistgebots entlassen wird.

Lictoren (lictores) waren bei den Römern öffentliche Diener der höhern, mit Imperium bekleideten Magistrate, denen sie die Fasces vortrugen. Ihre Einführung, nach dem Beispiele der Etrusker, wird dem Romulus zugeschrieben. Beim Ausgehen schritten die L. dem Magistrat in einer Reihe, einer nach dem andern, voran, machten ihm durch das Gedränge Platz und achteten darauf, daß ihm die gebührende Ehrerbietung erwiesen wurde. Auch die Vollziehung der vom Magistrat ausgesprochenen peinlichen Strafe kam ihnen gewöhnlich zu; sie banden dem Verbrecher die Hände, strichen ihn mit Ruthen und enthaupteten ihn mit dem Beile. Gewöhnlich waren sie aus der niedern Volksklasse, oft Freigelassene der Magistrate, denen sie dienten, aber stets freie Leute.

Liebe ist das Gefühl der Lust, durch welche das Gemüth des Liebenden an einen bestimmten Gegenstand dergestalt gefesselt und gebunden wird, daß der Verlust des letztern schmerzlich empfunden werden würde. Sie kommt nicht nur vor, wo ein geistiges Leben sich regt, sondern gilt sehr häufig auch unbelebten und unbeseelten Gegenständen. Die L. beseelt in diesem Falle auch das Unbelebte und Todte und macht es zum Gegenstande ihrer Sorge, ihrer Unterhaltung, eine Form der L., die sich in der Naturanschauung der Kinder und kindlicher Menschen und in der dichterischen Beseelung der Natur zu erkennen gibt. Ist der Gegenstand der L. selbst beseelt und belebt, so sind es vorzugsweise die Gefühle der Befriedigung in dem geistigen Verkehre sowie die sympathetischen Gefühle, auf denen L. beruht, wiewol auch hier die Phantasie des Liebenden oft ein geistiges Leben in den Geliebten hineindichtet, welches nicht in ihm liegt. Wie vielfach nun die Veranlassungen sind, welche die Menschen aneinanderknüpfen, einen dem andern zum Bedürfniß machen und sympathetische Gefühle in ihnen erwecken, so vielfach sind die Quellen der L., sodaß im Verkehr der Menschen sich der ganze Reichthum eines höher entwickelten geistigen Lebens, die ganze Verschiedenheit der Bildungsgrade, Individualitäten und Charaktere in der Form dieses Naturgefühls geltend macht. So zeigt sich die L. schon innerhalb der Familie sehr verschieden als Aeltern-, Kinder-, Geschwister-, Verwandtenliebe. Andere Bestimmungen erhält sie, wo sie sich auf die größern Gebiete des Stammes, des Volks, des Vaterlandes ausdehnt; noch andere, wo sie sich in dem engern Kreise der Geschlechtsliebe und Freundschaft concentrirt. Die Geschlechtsliebe namentlich, die den natürlichen Instinct zu ihrer Grundlage hat, aber zur L. erst dann wird, wenn sich das Verlangen auf ein bestimmtes Individuum des andern Geschlechts beschränkt und die damit verbundenen Gefühle im Unterschiede von flüchtigen, desultorischen Neigungen (der bloßen Verliebtheit) einen Grad von Beharrlichkeit und Dauer gewinnen, ist nicht nur ein reicher Gegenstand dichterischer Schilderungen, sondern auch in den verschiedenen Formen, die sie annimmt, und die bei beiden Geschlechtern verschieden sind, eins der wichtigsten Merkmale für die Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen und sittlichen Lebens. Auf je engere Kreise sich die L. beschränkt, desto intensiver wirkt sie; die Geschlechtsliebe aber hängt entschieden am Besitz des Individuums; hierdurch unterscheidet sie sich von der Freundschaft, die auf der Beurtheilung und Achtung der fremden Persönlichkeit beruht und nicht an den ausschließenden Besitz gebunden ist. Es kann L. ohne Achtung und Achtung ohne L. geben; in der Freundschaft verknüpft sich beides. Uebrigens ist die L. blos als solche nicht frei von der Rückbeziehung der Begierden und Gefühle auf die eigene Person des Liebenden; sie ist eine Verschmelzung des eigenen Ich mit einem fremden; sie gibt daher das eigene Ich nicht auf, sondern sucht es durch den Besitz des fremden zu beglücken. Wo sie daher das eigene Ich vergißt, sich für ein fremdes aufopfert, da ist sie schon mehr als bloße L.; sie wird Wohlwollen, uneigennützige Hingabe des eigenen Wollens an ein fremdes. Die L. ist oft ein wunderbares und geheimnißvolles Gewebe aus diesen verschiedenen Elementen und gehört darum zu den stärksten und mächtigsten Triebfedern des Lebens. Wie jedes Gefühl, welches im geistigen Leben tiefe oder weitverbreitete Wurzeln hat, kann die L. zur ungestümen Leidenschaft werden, vorzüglich, wo ihr die Befriedigung durch Besitz und Gegenliebe versagt bleibt, während sie im Gegenfalle, wie z. B. in der Ehe, einem ruhigen und vertraulichen Gemüthszustande Platz macht, der als solcher den poetischen und romantischen Reiz heftiger und rasch wechselnder Gemüthsbewegungen verliert. Die Arten der L., deren Gegenstände nicht im Gebiete der Erfahrung, sondern der ewigen Ideen liegen, wie die L. zu Gott, zur Wahrheit, zur Tugend u. s. w., sind die höchsten und reinsten, denn sie heben das Gemüth selbst über das Zeitliche zum Ewigen empor, indem es den Gegenstand seiner Zuneigung so sehr über sich selbst an Werth und Würde erhaben erblickt, daß es gegen ihn nur allein von dem Gefühle einer uneigennützigen und aufopferungsfähigen Hingabe durchdrungen wird.

Liebenstein, ein Dorf im Herzogthum Sachsen-Meiningen (Amtsbezirk Salzungen), zwischen Eisenach und Meiningen, in einer der schönsten Gegenden des Thüringerwaldes, am südl. Abhange des Inselsbergs, 1060 par. F. über dem Meere, mit 880 E., besitzt eine Mineralquelle, deren Wasser (7° R.) zu den stärksten erdig-salinischen Eisenwässern gehört, klar und farblos ist und einen angenehmen zusammenziehenden Geschmack hat. Man braucht die Quelle besonders zu Bädern. Schon im Anfange des 17. Jahrh. war L. als Curort bekannt und wurde namentlich vom Herzog Kasimir von Sachsen-Koburg sehr bevorzugt, verfiel aber später wieder, bis der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen 1800 es als Privateigenthum an sich brachte und durch viele zur Annehmlichkeit und zum Nutzen der Badegäste dienende Einrichtungen aufs neue den Ruf des Bades hob. Nach seinem Tode nochmals gesunken, ist es neuerdings seit Errichtung einer Kaltwasserheilanstalt wieder sehr in Aufnahme gekommen und verschönert worden. Zu den interessantesten Punkten der Umgegend gehören die Ruinen der im Bauernkriege zerstörten Burg L., die berühmte Höhle bei Altenstein, der Inselsberg, Reinhardsbrunn, Schnepfenthal, die Wartburg u. s. w.

Lieber (Franz), einer der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten in Nordamerika, geb. 18. März 1800 zu Berlin, bildete sich in der Pepinière daselbst zum Militärarzt, als ihn der Wiederausbruch des Kriegs gegen Napoleon 1815 veranlaßte, unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg einzutreten. Er focht in den Schlachten von Ligny und Waterloo und ward 20. Juni bei dem Sturm auf Namur schwer verwundet. Nach der Rückkehr nach Berlin 1816 widmete er sich wieder seinen Studien und wurde ein eifriger Schüler Jahn's. 1819 als Demagog verhaftet, aber nach vier Monaten wieder freigegeben, wurde ihm der Besuch der preuß. Universitäten verboten. Er ging hierauf nach Jena, wo er promovirte. 1820 wurde ihm zwar erlaubt, seine Studien in Halle fortzusetzen, doch sah er sich fortwährend polizeilichen Belästigungen ausgesetzt, weshalb er sich nach Dresden wandte. Im Herbst 1821 begab sich L. nach Marseille, wo er sich als Philhellene nach Griechenland einschiffte. Nach mehrern Monaten großer Entbehrungen sah er sich genöthigt, nach Italien zurückzukehren, wo er zu Rom im Hause Niebuhr's freundliche Aufnahme fand und das «Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im J. 1822» (Lpz. 1823) schrieb. Mit Niebuhr reiste er nach Deutschland zurück, wo er aber trotz aller Versicherungen, in den preuß. Staaten ruhig leben zu können, von der Polizei verfolgt und 1824 nach Köpenick gebracht wurde, bis ihn Niebuhr's Einfluß wieder in Freiheit setzte. Hierauf gab er unter dem Namen Franz Arnold seine «Wein- und Wonnelieder» (Berl. 1825) heraus. Als er indeß erfuhr, daß ein neuer Arrest ihm drohe, entfloh er im Sept. 1825 nach England und lebte ein Jahr in London, wo er sich durch Unterricht erhielt. 1827 ging er nach den Vereinigten Staaten und hielt daselbst in mehrern Städten öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik und Geschichte. Auch gründete er in Boston eine Schwimmschule nach den Grundsätzen des Generals von Pfuel, dessen Schüler in der Schwimmanstalt zu Berlin er gewesen war. Alsbald wandte er sich jedoch der literarischen Thätigkeit zu und gab die geschätzte «Encyclopaedia Americana» (13 Bde., Philad. 1829—33) heraus, wobei er das «Conversations-Lexikon» zu Grunde legte. 1835 erhielt L. eine Professur der Geschichte und Staatsphilosophie zu Columbia in Südcarolina, wo er als Lehrer und Schriftsteller eine eingreifende Wirksamkeit entwickelte. 1858 entsagte er dieser Stellung und wandte sich nach Neuyork, wo er alsbald eine Professur für dieselben Fächer an dem dortigen Columbia-College übernahm. Als seine Hauptwerke sind zu betrachten: «Political ethics» (2 Bde., Bost. 1838), «Laws of property» (2 Bde., Neuyork 1842) und «On institutional selfgovernment, or discourses on civil freedom» (2 Bde., Philad. 1853; 2. Aufl. 1859; deutsch von Mittermaier, Heidelb. 1860). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: «Letters to a gentleman in Germany» (Philad. 1834), welche in England unter dem Titel «The stranger in America» erschienen; «Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian» (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); «On anglican and gallican liberty» (deutsch von Mittermaier); «Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labour by day» (Philad. 1835); «Legal and political hermeneutics, or principles of interpretation and construction in law and politics»; «On international copyright» u. s. w. L.'s Werke werden in Amerika von den Juristen und in den Gerichtshöfen als Autorität citirt. Während eines Besuchs in Europa (1844) gab er «Bruchstücke über Gegenstände der Strafkunde» (Hamb. 1845) sowie während eines spätern Aufenthalts in Deutschland (1848) die Schrift «Ueber die Unabhängigkeit der Justiz und die Freiheit des Rechts» (Heidelb. 1848) heraus. — L.'s Sohn, Oscar Montgomery L., geb. 1830 zu Boston, in Deutschland er-

zogen und zu Freiberg für das Bergfach gebildet, hat sich in Amerika als Mineralog und Geolog einen geachteten Namen erworben.

Liebesapfel, s. Solanum.

Liebeshöfe (Cours d'amour), insofern man darunter eigentliche, besonders weibliche Gerichtshöfe verstehen will, hat es nie gegeben. Ganz unkritisch hat man diese Minnegerichte in der Provence zur Blütezeit der Troubadours suchen wollen, in welcher doch ein solch öffentliches Preisgeben des Namens der Geliebten streng verpönt gewesen wäre. Die Gedichte der Troubadours machen es höchstens wahrscheinlich, daß manchmal Liebende ihre Zwistigkeiten heimlich dem Urtheile eines Schiedsrichters, meist eines berühmten Minnesängers, unterwarfen; daß bei geselligen Zusammenkünften an den Höfen außer andern poetischen Unterhaltungen auch Fragen aus der Erotik vorgelegt und abgehandelt wurden, und daß diese höfischen, der Poesie und Lebenslust gewidmeten Gesellschaften selbst von den Troubadours bisweilen cort genannt wurden. Ebenso irrig hielt man die Puys d'amour Nordfrankreichs und Flanderns für L. im wirklichen Sinne, während sie in der That anfänglich blos geistliche Brüderschaften, später auch literarische Gesellschaften waren, woraus sich die Chambres de rhétorique und die Kammern der Rederykers bildeten. Wol aber waren, namentlich in den Gedichten des spätern Mittelalters, die allegorischen Darstellungen des Gottes Amor als eines Königs der Liebe häufig; als solchem gab man ihm einen Hofhalt oder ein Parlament und ließ ihn förmliches Minnegericht halten. Solche allegorische Festspiele von einem Prince d'amour wurden in mehrern Städten Frankreichs öffentlich dargestellt; ja es wurde eine Sammlung von Liebesregeln und Urtheilen («Tractatus amoris» des Andreas Capellanus aus dem 13. Jahrh.) und endlich sogar ein förmliches Liebesgesetzbuch (die «Arrêts d'amour» des Martial d'Auvergne aus dem 15. Jahrh.) abgefaßt und von Juristen ironisch commentirt. Es mochten demnach fortwährend Liebesfragen oder Liebesstreitigkeiten in geselligen höfischen Kreisen unter dem Vorsitze von Damen, meist nur zur Erhöhung der geselligen Lust verhandelt und aus Nachahmung jener erwähnten Allegorien mitunter Minnehöfe genannt werden. Urkundlich läßt sich nur eine Court amoureuse, wahrscheinlich am Hofe Karl's VI. von Frankreich abgehalten, nachweisen; aber auch diese war nur ein allegorisches Festspiel. Vgl. Diez, «Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie» (Berl. 1825).

Liebesmahl oder Agape hieß in der ersten christl. Kirche die gemeinsame Abendmahlzeit. Dergleichen gemeinsame Mahle mit religiöser Beziehung waren bei den Juden nichts Ungewöhnliches und finden sich auch bei den Essenern (s. d.) und den pharisäischen Genossenschaften. Bei der ersten Messiasgemeinde führte das Gedächtniß des Gekreuzigten, dessen baldige Wiederkunft auf des Himmels Wolken man erwartete, ganz von selbst darauf, sein letztes Mahl im Kreise seiner Anhänger, bei welchem er sein nahes Scheiden verkündigt hatte, als eine Erneuerung des jüd. Bundesmahls (oder Passahmahls) durch den Messias zu feiern. Die Bezeichnung der Mahlzeit als L. war ein Ausdruck der brüderlichen Gemeinschaft, durch welche sich alle Gemeindeglieder verbunden wußten. Wie es scheint, gaben diese gemeinsamen Mahle, bei denen die vermögendern Gemeindeglieder für Speise und Trank sorgten, den Anlaß zu den idealen Schilderungen völliger Gütergemeinschaft, welche die Apostelgeschichte enthält. Schon im 2. Jahrh., als die Zahl der Christen sich vermehrte und die Vorstellungen von dem Genusse des «Leibes und Blutes» Jesu immer mysteriöser wurden, sah man sich genöthigt, die L. von der Feier des Heiligen Abendmahls (s. d.) zu trennen. Während letzteres den eigentlichen Höhenpunkt des christl. Gemeindegottesdienstes bildete, sanken jene zu bloßen Armenspeisungen herab. Von den Gaben, welche anfangs für die gemeinsamen Mahlzeiten dargebracht wurden, erhielten neben den Armen auch die Geistlichen einen durch Herkommen und gesetzliche Vorschriften immer fester geregelten Antheil. Das L. artete dann im 3. und 4. Jahrh. in ein gewöhnliches Gastmahl aus, welches Familien bei dem Tode ihrer Angehörigen, Gemeinden an den Jahrestagen ihrer Märtyrer anzustellen pflegten, und bei welchem Geistliche und Arme gewöhnlich Gäste waren. Infolge der eingerissenen Misbräuche wurde den Geistlichen die Theilnahme an den L. verboten und zuletzt die Abhaltung derselben in den Kirchen völlig untersagt. Das geschah schon von dem Concil zu Laodicea (363). Ambrosius verbot sie in der Kirche von Mailand (386). Um das J. 392 bestanden sie fast in dem größten Theile des Abendlandes nicht mehr. Augustin setzte ihre Abschaffung in Afrika auf dem Concil zu Hippo (395) durch; doch mußten noch späterhin Synoden, z. B. zu Orleans 536 und zu Konstantinopel 692, die Unterlassung jener Gastmähler einschärfen. Die Brüdergemeine hat die L. erneuert und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit Thee und Weizenbrot (Liebesbrot) in ihren Versammlungssälen.

Liebestrank, bei den Griechen Philtron, hieß ein aus theils ekelhaften, theils sogar schädlichen Substanzen des Thier- und Pflanzenreichs bereitetes Zaubermittel, das nach der noch hier und da spukenden abergläubischen Vorstellung der alten Nationen die Kraft hatte, die Liebe auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken. Das Wahre an der Sache ist, daß man wol den physischen Trieb zum andern Geschlechte durch Mittel erregen kann, welche eine specifische Wirkung haben und deshalb Aphrodisiaca genannt werden, daß aber die wirkliche psychische Neigung sich nicht durch physisch wirkende Mittel auf einen bestimmten Gegenstand wenden läßt.

Liebeswahnsinn, s. Erotomanie.

Liebfrauenmilch, ein rheinhess. Rieslingwein, welcher rings um die Kirche des Liebfrauenstifts in Worms, großentheils auf dem Schuttboden früherer großer Vorstädte, und in dem sog. Kapuzinergarten wächst. Derselbe ist einer der beliebtesten Weine, der sich mehr durch Lieblichkeit als durch Feuer und Geist auszeichnet, auch einen geringen Erdgeschmack hat.

Liebig (Justus, Freiherr von), einer der größten Chemiker und einflußreichsten Naturforscher der Gegenwart, geb. 12. Mai 1803 zu Darmstadt, besuchte das Gymnasium daselbst, kam aber 1818, da er eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaft zeigte, in die Apotheke zu Heppenheim, wo er 10 Monate blieb. Hierauf studirte er 1819—22 in Bonn und Erlangen. Durch ein Reisestipendium unterstützt, setzte er gleichzeitig mit Mitscherlich seit Herbst 1822 seine Studien bis 1824 in Paris fort, wo er durch seine der Französischen Akademie vorgelegte Arbeit über Knallsäure die Aufmerksamkeit Alexander von Humboldt's auf sich zog und dadurch auch mit Gay-Lussac in nähere Berührung kam. Humboldt's Einfluß führte L. dem Lehrfache zu und trug viel dazu bei, daß er schon 1824 außerord. und 1826 ord. Professor der Chemie in Gießen wurde. In dieser Stellung entwickelte L. nun länger als ein Vierteljahrhundert eine ungemeine Thätigkeit, begründete, durch die Regierung unterstützt, das erste Musterlaboratorium in Deutschland und erhob die kleine Universität zu einem Centralpunkte des chem. Studiums, in welchem nicht nur die jungen Chemiker Deutschlands, sondern auch die des Auslandes, namentlich Englands, unter seiner Leitung die praktische Weihe empfingen. Wie seine Wirksamkeit überhaupt den Anstoß gab zu dem neuen Leben, das fortan die Wissenschaft der Chemie durchdrang, so geschah es auch durch seinen Einfluß, daß man überall dem Studium derselben mehr Rücksicht und Mittel als früher widmete. Außer mehrfachen äußern Anerkennungen seiner Verdienste ward L. 1845 vom Großherzoge Ludwig II. von Hessen, ohne darum nachgesucht zu haben, in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Nachdem L. kurz vorher einen Ruf nach Heidelberg an Gmelin's Stelle abgelehnt, nahm er im Herbst 1852 eine Professur an der Universität zu München mit dem Amte eines Conservators des dortigen chem. Laboratoriums an, womit sich ihm ein neuer bedeutender Wirkungskreis öffnete. 1853 wurde L. vom König Maximilian II., der ihm seine ganze Gunst zugewendet hatte, zum Vorstande des Kapitels des Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst und 1860 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats ernannt. Außer den die Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten enthaltenden «Annalen der Chemie und Pharmacie», die er 1832 mit Geiger begann und seit 1851 mit Wöhler in Göttingen und Kopp in Heidelberg herausgibt, sind von L.'s Schriften besonders hervorzuheben: das 1836 mit Poggendorff begonnene «Handwörterbuch der Chemie» (9 Bde., Braunschw. 1837—64), die Bearbeitung des chem. Theils von Geiger's «Handbuch der Pharmacie» (Heidelb. 1839), dessen organisch-chem. Theil als selbständiges «Handbuch der organischen Chemie» betrachtet werden kann; ferner die wichtigen Werke «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur» (Braunschw. 1840; 8. Aufl. 1865) und «Die Thierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» (Braunschw. 1842; 3. Aufl. 1846). Außerdem sind zu nennen die zuerst in der Beilage der augsburger «Allgemeinen Zeitung» veröffentlichten «Chem. Briefe» (4 Aufl., 2. Bde., Heidelb. 1859; Volksausgabe in Einem Bande, Lpz. 1865), welche außerordentlich dazu beitrugen, nicht nur das Interesse für die Chemie insbesondere, sondern auch für die übrigen Zweige der Naturwissenschaften in weitern Kreisen zu erwecken. Die letztern Arbeiten sind auch ins Französische, Englische, Italienische, Ungarische und Russische übersetzt worden. Die «Chem. Briefe» sind nicht blos als eine populäre Darstellung wissenschaftlicher Lehren im gewöhnlichen Sinne anzusehen, da L. in denselben die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen auf den Gebieten der Chemie, Physiologie und Landwirthschaft ihrem Hauptinhalte nach zusammengefaßt und seine Ansichten über Lehr- und Forschungsmethode in der Naturwissenschaft, über die Geschichte der Chemie, über Kraft und Stoff und den Mate-

rialismus u. s. w. entwickelt hat. L.'s Leistungen sind in allen Gebieten der Chemie bedeutend. In der technischen Chemie ist seine Arbeit über Cyankalium für die Blutlaugensalz-Fabrikation, die über Aldehyd für die Fabrikation des Essigs, seine Methode der Darstellung des Cyankaliums für die Galvanoplastik, sein Verfahren der Versilberung des Glases für die Spiegelfabrikation, sein Kalksuperphosphat für die Landwirthschaft von Wichtigkeit geworden. Auf dem Gebiete der analytischen Chemie sind von besonderer Bedeutung seine Scheidungsmethode des Kobalts vom Nickel, sein Verfahren zur Bestimmung der Blausäure in den officinellen Arzneimitteln, seine Methoden der Bestimmung des Sauerstoffs der Luft mittels Pyrogallussäure (welche Säure er zuerst in die Photographie einführte), wie des Kochsalzes und Harnstoffs im Harn des Menschen und der fleischfressenden Thiere. Das Hauptverdienst hat sich jedoch L. um die organische Chemie erworben. Er erfand einen eigenen Apparat für die Analyse organischer Verbindungen und verbesserte deren Methode; er untersuchte unter anderm fast alle wichtigern organischen Säuren, die Zersetzungsproducte des Alkohols durch Chlor, die Oxydationsproducte des Alkohols, das Schwefelcyan und die Mellonverbindungen, den Harn und die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches. Hierher gehören auch seine Untersuchungen über «Die Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus» (Braunschw. 1848). L. entdeckte in dem Melamin und Ammelin die ersten künstlich darstellbaren stickstoffhaltigen Basen, ferner in dem Harn der Pflanzenfresser, später in dem des Menschen die Hippursäure, in der Fleischflüssigkeit das Kreatinin und die Inosinsäure, in dem Hundeharn die Kynurensäure und das Tyrosin als Zersetzungsproduct des Caseïn; er unterschied ferner zuerst das Syntonin, den Hauptbestandtheil der Muskelsubstanz, von dem Blutfibrin und bestätigte die von Erdmann zuerst gemachte, aber später wieder aufgegebene merkwürdige Entdeckung der Erzeugung von Weinsäure durch Oxydation des Milchzuckers. Mit Wöhler gemeinschaftlich machte L. die Untersuchungen über die Cyansäure, Harnsäure, das Radical der Benzoësäure und die Erzeugung des Bittermandelöls. Durch seine Arbeiten wurde L. zu umfassenden theoretischen Ansichten über organische Radicale und die Natur der organischen Säuren, über die Processe der Gärung und freiwilligen Zersetzung sowie über die Metamorphosen in der organischen Natur überhaupt geführt. In neuerer Zeit hat er sich vorzugsweise mit der Anwendung dieser und mannichfacher, aus neuen Beobachtungen geschöpfter Resultate auf den chem. Theil der Pflanzen- und Thierphysiologie und einer totalen Reform der in diesen Disciplinen und den damit zusammenhängenden angewendeten Wissenschaften, der Agricultur und Pathologie, beschäftigt und in den beiden obenerwähnten Werken seine Ansichten hierüber niedergelegt. Der Hauptzweck dieser Schriften kann als erreicht betrachtet werden. L.'s Ansichten über Stoffwechsel und Respiration, über die Bedingungen der Ernährung und des Wachsthums der Pflanzen und Thiere, über den Ursprung des Harnstoffs, der Harnsäure, gründen sich wesentlich auf die in Gießen angestellten umfassenden Untersuchungen und Analysen der Pflanzen- und Thierbestandtheile, an denen viele seiner Schüler betheiligt sind. Diese Ansichten haben jetzt fast allgemein Eingang gefunden, und seit Veröffentlichung der «Grundsätze der Agriculturchemie» (Braunschw. 1855), der «Theorie und Praxis der Landwirthschaft» (Braunschw. 1856), der «Naturwissenschaftlichen Briefe über die moderne Landwirthschaft» (Lpz. 1859) und der 7. und 8. Auflage der bereits genannten «Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur» sind seine Lehren in Beziehung auf die Landwirthschaft jetzt fast allgemein in die Praxis übergegangen, sodaß sie in der rationellen Bewirthschaftung der Feldgüter und Erzeugung des Fleisches und thierischer Producte einen bereits allerwärts bemerklichen tiefen Einfluß ausüben. Der von L. empfohlene Fleischextract wird bereits vielfach benutzt, und in seiner «Suppe für Säuglinge» (3. Aufl., Braunschw. 1866) hat er seine Grundsätze der Ernährung an einem besondern Fall praktisch vor Augen geführt. Unter den Reden, die L. als Präsident der Wissenschaften gehalten, dürften die über «Franz Bacon von Verulam» (1863), über «Induction und Deduction», über die «Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft» hervorzuheben sein.

Liebner (Theodor Albert), prot. Theolog, geb. 1806 zu Schkölen bei Naumburg, studirte zu Leipzig und Berlin Theologie und wurde 1828 Mitglied des Predigerseminars in Wittenberg. Nachdem er seit 1832 einige Jahre als Prediger zu Kreisfeld im Mansfeldischen gewirkt, erhielt er 1835 einen Ruf als Professor und Universitätsprediger nach Göttingen, von wo er 1844 als Professor nach Kiel und von dort 1851 nach Leipzig übersiedelte. Hier wurde er 1853 zugleich auch erster Universitätsprediger und Director des Homiletischen Seminars. 1855 folgte er einem Rufe als Oberhofprediger, Geheimer Kirchenrath und Vicepräsident des Consistoriums nach Dresden. Anfangs mit kirchenhistor. Studien beschäftigt, als deren Hauptfrucht die Schrift

«Hugo von St.-Victor» (Lpz. 1832) hervorging, wandte er sich später der praktischen und dogmatischen Theologie zu. Außer zwei Abhandlungen in den «Theol. Studien und Kritiken», in welchen er die Grundlinien eines Neubaues der praktischen Theologie zu zeichnen suchte (1843), und zwei Sammlungen Predigten (1841 und 1861) veröffentlichte er namentlich das bisjetzt unvollendet gebliebene Werk «Die christl. Dogmatik aus dem christologischen Princip dargestellt» (Bd. 1, «Christologie», Gött. 1849), mit welchem zwei Programme «Introductio in dogmaticam christianam» (Lpz. 1854 und 1855) in Zusammenhang stehen. Seit 1856 gibt er auch mit Dorner, Ehrenfeuchter u. a. die «Jahrbücher für deutsche Theologie» heraus. Seit seinem Eintritte ins sächs. Kirchenregiment hat er außer einigen Predigten noch ein paar kleinere Gelegenheitsschriften veröffentlicht: «Ueber das Wesen der Kirchenvisitation» (1857) und «Der Stand der christl. Erkenntniß in der deutsch-evang. Kirche» (1860). Seiner Richtung nach gehört L. zu den Hauptvertretern der sog. Vermittelungstheologie mit möglichst engem Anschlusse an die luth. Kirchenlehre. Seine christologischen Speculationen, auf welche er ein besonderes Gewicht legt, bewegen sich vornehmlich um die Durchführung der sog. kenotischen Theorie, welche die menschliche Entwickelung Jesu mit dem Dogma von der ewigen Gottheit Christi zu vereinigen sucht. In den kirchlichen Parteikämpfen der Gegenwart ist L. besonders durch seine Aufforderung an die sächs. Geistlichkeit zu einem Proteste gegen Schenkel's «Charakterbild Jesu» hervorgetreten (1865). Infolge seiner amtlichen Stellung ist L. Mitglied der sächs. Ersten Kammer.

Liebstöckel (Levisticum officinale Koch.) heißt in der Volkssprache eine heilkräftige, zur Familie der Doldengewächse gehörende Staude, welche auf Gebirgen des mittlern und südl. Europa wild wächst und namentlich bei den Landleuten gebirgiger Gegenden als Mittel gegen Husten und Keuchen des Viehes und gegen Würmer in großem Ansehen steht, weshalb man sie dort häufig in Bauergütern angepflanzt findet. Die ganze Pflanze hat einen starken, widerlich aromatischen, süßlichen Geruch. Ihre Stengel werden 3—5 F. hoch und sind gleich den großen ein- bis dreifach fiedertheiligen Blättern kahl und gelblichgrün. Die Dolden besitzen vielblätterige Haupt- und Nebenhüllen und hellgelbe Blüten, die Früchtchen sind geflügelt. Man benutzt den fleischigen, mehrköpfigen, 3—8 Zoll langen und bis $1\frac{1}{2}$ Zoll starken, auswendig dunkelbraunen, höckerigen und quergeringelten, inwendig gelblichen Wurzelstock, welcher als Radix Levistici officinell ist.

Liechtenstein, ein souveränes Fürstenthum, der kleinste unter den ehemaligen deutschen Bundesstaaten, wird westlich vom Rhein, östlich von Vorarlberg und südlich von dem schweiz. Cantone Graubündten begrenzt und ist aus den beiden Landschaften Vaduz und Schellenberg zusammengesetzt. Es wird von den Alpen erfüllt und umfaßt $2\frac{9}{10}$ Q.-M. mit (1861) 8000 E., die sich zur kath. Kirche bekennen und hauptsächlich Landwirthschaft betreiben. Zufolge der Verfassungsurkunde vom 26. Sept. 1862 ist L. eine eingeschränkte Monarchie; der Fürst, dessen Thron im Mannesstamme des Hauses L. erblich, übt die gesetzgebende Gewalt mit dem Landtage aus. Dieser zählt 15 Mitglieder, von denen 3 vom Fürsten ernannt, die übrigen durch Wahlmänner aus dem Volke gewählt werden; die Mandatsdauer ist sechs Jahre. Das active und passive Wahlrecht besitzen alle männlichen Landesangehörigen, die im Vollgenusse bürgerlicher Rechte stehen, das 24. Lebensjahr erreicht haben, einen Beruf für sich auf eigene Rechnung betreiben und im Fürstenthume wohnen. Der Fürst, der gewöhnlich in Wien residirt, gehört der kath. Confession an und nahm im Engern Rathe des Deutschen Bundestags an der 16. Stimme theil. Die oberste Verwaltungsbehörde für das Fürstenthum ist die fürstl. Hofkanzlei in Wien, welche zugleich als Appellationsgericht fungirt, während als Gerichtshof in letzter Instanz das österr. Oberlandesgericht in Innsbruck fungirt. Unter der Hofkanzlei ist als Landesbehörde für die Verwaltung und Steuern die Regierung in Vaduz eingesetzt, welcher das Landgericht (als politisches und Justizamt erster Instanz) und die Landes-Kassenverwaltung untergeordnet sind. Die Finanzen betrugen (1863) 49328 Fl. österr. W. in der Einnahme und 47249 Fl. österr. W. in der Ausgabe; eine Staatsschuld besteht nicht. Als Bundescontingent stellte L. eine Jägerabtheilung von 100 Mann, die der Reserve-Infanteriedivision zugetheilt war. L. ist seit 1852 ein Bestandtheil des österr. Zoll- und Steuergebiets, und zufolge Vertrags vom 23. Dec. 1863 wurde diese Verbindung erneuert. Münzen, Maße und Gewichte sind die österreichischen; auch die Posten werden von Oesterreich verwaltet. Der Hauptort ist Vaduz, unweit des Rhein, mit 937 E. und dem Schlosse Liechtenstein auf einem Felsen. Außer diesem souveränen Fürstenthume hat das Haus L. ausgedehnte Besitzungen in Oesterreich, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ungarn und Steiermark mit 1,400000 Fl. Einkünften

Vgl. Brachelli in Stein's und Hörschelmann's «Handbuch der Geographie und Statistik» (7. Aufl., Bd. 4, Abth. 2, Lpz. 1864).

Das Haus L. ist eins der ältesten Geschlechter Oesterreichs, ausgezeichnet in dessen Geschichte durch Männer von hohem Verdienst. Des Grafen Hartmann IV. Söhne, Karl und Gundakar, die beide, jener 1618, dieser 1623, in den Fürstenstand erhoben wurden, stifteten die Karl'sche und die Gundakar'sche Linie. Karl, der zur kath. Kirche zurücktrat, erhielt vom Kaiser Matthias 1614 das Fürstenthum Troppau und von Ferdinand II. 1623 Jägerndorf. Sein Enkel, Johann Adam, kaufte 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Mit ihm starb 1712 diese Linie aus, und das Majorat nebst allen Besitzungen derselben fiel an Gundakar's Enkel, Anton Florian, der 1713 für sich und 1723 für seine Nachkommen Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, nachdem Kaiser Karl VI. Vaduz und Schellenberg unter dem Namen L. zu einem unmittelbaren Fürstenthume erhoben hatte. Eine Nebenlinie bildete Philipp Erasmus, geb. 1664, gest. 1704, nebst seinen Nachkommen. Als 1748 der Stamm Ant. Florian's erlosch, erbte dessen Neffe, des Phil. Erasmus Sohn, Joseph Wenceslaw Lorenz, der Reformator des österr. Artilleriewesens, das Majorat und die Güter des Hauses, die nach seinem kinderlosen Ableben 1772 an die Söhne seines Bruders Emanuel, Franz Joseph und Karl Borromäus (gest. 1789), fielen, welche die beiden noch blühenden Linien stifteten, von denen die ältere das Fürstenthum L. besitzt, nebst dem größten Theile der Güter in Oesterreich und Schlesien, die jüngere im Besitze des Karl'schen Majorats ist. Johann Joseph von der ältern Linie, geb. 25. Juni 1760, zeichnete sich in den franz. Kriegen am Rhein und in Italien durch Tapferkeit und Glück aus, schloß 1805 den Frieden zu Presburg und überließ 1806, weil Napoleon ihn aus Wohlwollen ohne sein Wissen zu Paris in den Rheinbund aufgenommen hatte, das Fürstenthum L. seinem noch unmündigen dritten Sohne, Karl Joh. Anton. In der Folge, 1814, übernahm er von seinem Sohne das Fürstenthum wieder und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei. Er starb zu Wien 20. April 1836. Sein ältester Sohn und Nachfolger war Aloys (gest. 14. Nov. 1858), welchem dessen Sohn Johann II. (geb. 5. Oct. 1840) folgte.

Lied (franz. chanson, ital. canzone) ist eine der lyrischen Form angehörende Dichtungsart, deren Charakter auf der Darstellung nur eines Gefühls beruht, welches die Seele des Dichters bewegt. Das subjectiv wahrgenommene Gefühl wird in der ästhetischen Form objectivirt und wirkt daher unmittelbar wieder auf das Gefühl und nur mittelbar auf das Vorstellungsvermögen. Der Ton des L. wird durch die Beziehung des Gefühls auf ein Gut angeregt, dessen Besitz und Genuß man ersehnt, oder das man besitzt, oder welches der Phantasie nur lebhaft vorschwebt. In der Form muß das L. sich auch für den Gesang eignen durch die gleichmäßige Abtheilung einfacher, gleichgeordneter Strophen. Einförmigkeit in Beobachtung der Abschnitte, Vollendung des Gedankens mit jedem Verse, leichtes, fließendes Silbenmaß, Gedrängtheit und Wohllaut des Rhythmus, Wohlklang und Wechsel des Reims und Rundung und Beugsamkeit des ganzen Gedichts sind hier erforderlich. Man theilt das L. in das geistliche und weltliche ein. Das erstere wurde seit Luther von Männern, die durch Innigkeit und Tiefe des Gefühls ausgezeichnet waren, mit besonderm Fleiße bearbeitet. (S. Kirchenlied.) Das weltliche L. zerfällt in so viel Arten, als verschiedene Zustände, Vorgänge und Naturscenen aufregen können. Demnach gibt es Wiegen-, Kinder-, Schul-, Liebes-, Trink-, Kriegs-, Tanz-, Volkslieder u. s. w. Außer den gemüthlichen und trefflichen, aber fast sämmtlich namenlosen Dichtern des 16. und 17. Jahrh. zeichneten sich in Deutschland in der neuern Zeit besonders in der Liederform aus: Goethe, Gleim, Voß, Weiße, Hölty, Bürger, Arndt, Körner, Rückert, W. Müller, Heine, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Kopisch, Geibel u. a. Die Alte Welt hat ihrem Charakter gemäß von wirklicher Liederdichtung nur wenig aufzuweisen; wie die lyrische Poesie überhaupt, konnte auch das L. erst in der Gefühlstiefe des christl. Zeitalters sich entwickeln. Die Composition eines L., sei es geistlich oder weltlich, muß sich genau nach der Stimmung der Poesie richten und, soll es gelungen sein, ganz mit derselben verschmelzen, sodaß es nicht möglich erscheint, eine andere Melodie von gleichem Werthe auf denselben Text zu erfinden. Kein Tonsatz bedarf so vieler Bestimmtheit des Ausdrucks als das anspruchslose L., und dabei muß die Melodie eines L. auch leicht sangbar, höchst faßlich und von keinem großen Umfange sein. Was der Blume der Duft, ist dem L. die Melodie, welche die Harmonie in sich tragen, nicht aber durch ihren Schmuck veredelt werden soll. Wahrheit und Schönheit ist rechtes Erforderniß der Melodie, und vereinigt das ganze L. Gefühl und Wahrheit im Ausdruck, Geist und Leben und Anmuth, so ist von seiten des Tonsetzers allen Anforderungen Genüge geschehen. Die

vorzüglichsten deutschen Liedercomponisten der neuern und neuesten Zeit sind: Hiller, Reichardt, Schulz, Himmel, Beethoven, Konr. Kreutzer, Fr. Schubert, K. M. von Weber, Spohr, Rob. Schumann, Mendelssohn; ferner Methfessel, Bernhard, Mühling, Kücken, Reissiger, Löwe, Curschmann, Banck, Zöllner, Abt, Rob. Franz, Krebs u. a. Vgl. Reißmann, «Das L. in seiner histor. Entwickelung» (Kass. 1861); Schneider, «Das musikalische L. in geschichtlicher Entwickelung» (Bd. 1, Lpz. 1863).

Liederspiel, eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, unterscheidet sich von der Operette dadurch, daß alle darin vorkommenden Gesangstücke entweder aus allgemein bekannten Liedern oder Melodien mit neuen Texten bestehen, oder daß sich der Componist doch wenigstens darauf beschränkt, nur leichtfaßliche Melodien in Form des Liedes anzubringen, weshalb hier auch nur eine durchaus einfache Instrumentalbegleitung stattfinden darf. Der erste Versuch dieser Art in Deutschland nach dem Muster des franz. Vaudeville (s. d.) war Reichardt's «Liebe und Treue»; doch ungleich berühmter wurde Himmel's «Fanchon, das Leiermädchen». Seitdem wurden ähnliche Arbeiten, fast ausschließend heitern Inhalts, meist nach franz. Mustern in großer Anzahl geliefert und mit vielem Beifall aufgenommen. Zu den besten gehören die Originalarbeiten von L. Schneider. Gelungene Versuche mit sentimentalen L. machte Holtei, dessen «Lenore» darunter das bedeutendste ist.

Liedertafel, s. Männergesang.

Liegnitz, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, unweit des Zusammenflusses des Schwarzwassers und der Katzbach freundlich zwischen Gärten und reizenden Promenaden gelegen, hat mit den Vorstädten 19754 E. (1864, ohne 1268 Militärs). Die Stadt ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Kreisgerichts, eines Dominial-Rentamts und einer Oberpostdirection. Sie hat eine Ritterakademie mit Bibliothek und Sammlungen, von Kaiser Joseph I. 1708 gestiftet, die mit Vorbehalt der adelichen Freistellen 1810 zu einer Gymnasialbildungsanstalt für die höhern Stände überhaupt erweitert wurde; sodann ein evang. Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine höhere Töchterschule, ein Taubstummeninstitut und verschiedene wissenschaftliche, gewerbliche, musikalische und gemeinnützige sowie wohlthätige Vereine und Anstalten. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: das königl. Schloß (jetzt Sitz der Regierungsbehörden), das 1835 zum Theil abbrannte, aber wieder aufgebaut ward; die Landschaft und das Rathhaus (mit einer Sammlung alter Waffen); aus neuerer Zeit: das Theater, das Postgebäude und der Bahnhof. Außerdem hat L. eine kath. Kirche mit der Gruft der letzten piastischen Herzoge von L. und Brieg, zwei evang., eine altluth., eine christkath. Kirche, ein Irvingianisches Bethaus und eine Synagoge. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört auch das Minutoli'sche Institut der Vorbildersammlung für Gewerbtreibende, in den königl. Zimmern des Schlosses, sowie der schöne Kirchhof für alle christl. Confessionen. Neben den gewöhnlichen städtischen Gewerben bestehen zu L. Fabriken in Tuch, Leder, Taback, eine Runkelrübenzuckersiederei und eine amerik. Mühle. Ein Haupterwerbszweig ist der Gemüsebau in den Gärten der Vorstädte (Kräutereien genannt), deren Producte den Gegenstand eines ausgebreiteten und einträglichen Handels bilden. Ansehnlich sind auch die Getreide- und Viehmärkte. L. war seit 1164 Residenz der Herzoge des etwa 34 Q.-M. umfassenden Fürstenthums-L., die mit Georg Wilhelm, dem letzten schles. Herzoge aus dem Piastenstamme, 1675 ausstarben. Oesterreich nahm hierauf, ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs, das Fürstenthum und die Stadt in Besitz. 1241 (9. April) fiel unweit L. bei Wahlstatt (s. d.) die große Mongolenschlacht vor. Die Stadt ward dabei geplündert, die Burg jedoch widerstand. 1634 siegten hier die Sachsen unter Arnheim über die Kaiserlichen unter Colloredo, und 1740 erfolgte die Besitznahme der Stadt durch die Preußen. Sodann schlug hier Friedrich II. 1760 die Oesterreicher unter Loudon (Pfaffendorf, Siegeshöh), und 1813 wurden in der Schlacht an der Katzbach, namentlich bei Wahlstatt, die Franzosen von Blücher geschlagen. 1824 erhielt Gräfin Aug. von Harrach (s. d.) von ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. den Titel einer Fürstin von L. In dem Kreise L., der auf 11,54 Q.-M. 68298 E. zählt, liegt noch die Stadt Parchwitz an der Katzbach, mit 1402 E. Der Regierungsbezirk L., die ehemaligen schles. Fürstenthümer L., Glogau und Jauer sowie den größten Theil der 1815 von Sachsen an Preußen gekommenen Oberlausitz begreifend, hat ein Areal von 250,54 Q.-M., zählt 972945 E. (1864) und zerfällt in 19 Kreise.

Liestal oder Liestall, der Hauptort des schweiz. Cantons Basel-Landschaft, an der Ergolz und der Eisenbahn, 3 St. von Basel zwischen Weinbergen und Wiesen freundlich gelegen, ist der Sitz des Landraths, der Regierung, des Obergerichts des Cantons und zählt 3368 E.,

darunter 337 Katholiken. Von Gebäuden sind die Pfarrkirche und das schöne Regierungsgebäude hervorzuheben. Neuerdings wurde auch eine Cantonalbibliothek und ein Museum gestiftet. Außer einigen Fabriken bestehen zu L. auch nicht unbedeutende Brauereien.

Lieue, s. Meile.

Lieukieu (Inselgruppe), s. Liu-kiu.

Lieutenant ist jetzt die unterste Rangstufe in den Offiziercorps, seit die Fähnriche (bei der Cavalerie Cornets), mit Ausnahme der russ. und engl. Armee, als Offiziere eingegangen sind. Die Entstehung dieser Charge fällt in die letzten Zeiten des Mittelalters. Bei der Organisation der geworbenen Kriegshaufen wählte der Hauptmann (Rittmeister) für sich einen Locotenenten (lat., Stellvertreter), französisch L. In den später sich bildenden Offiziercorps rangirte der L. nach dem Hauptmann (Kapitän) oder Rittmeister, wie noch gegenwärtig. Bei den Franzosen wurde 1672 bei jeder Compagnie noch ein zweiter L. (Second- oder Sous-L.) angestellt, was die andern Heere nachahmten. Gegenwärtig gibt es, nach den Armeen verschieden, bei jeder Compagnie, Escadron oder Batterie einen Premier-(Ober-)L. und zwei bis drei Second-L. In den meisten Heeren werden letztere einfach L. genannt.

Lievens (Jan), ein ausgezeichneter holländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Leyden 24. Oct. 1607, war der Schüler Georg van Schooten's und Peter Lastmann's. Schon in seinem 18. J. hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Bildnißmaler erworben. 1630 ging er nach England, wo er die Bildnisse Karl's I. und der Königin und vieler Großen malte, kehrte aber 1641 nach Holland zurück. Er starb 1663 zu Antwerpen. Zu Brüssel und Antwerpen sind mehrere Kirchenbilder von ihm, und auf dem Stadthause zu Leyden eins seiner besten Werke, nämlich die Enthaltsamkeit des Scipio. Seine Handzeichnungen stehen in hohem Werthe und ebenso seine Kupferstiche, die zum Theil geätzt, zum Theil mit der kalten Nadel vollendet sind, nach Art der Rembrandt'schen Blätter. Sein Blatt: die Auferweckung des Lazarus, wird höher geschätzt als das von Rembrandt über denselben Gegenstand. Die Anzahl seiner Stiche beträgt über 60.

Liewen, eine alte freiherrliche, angeblich von den eingeborenen Fürsten Livlands stammende Familie, wurde in der einen Linie in Schweden in den Grafen-, in der andern in Rußland 1826 in den Fürstenstand erhoben. — Johann Heinrich, Graf von L., geb. 1670, gest. 1719, war der beständige Begleiter König Karl's XII. von Schweden auf allen seinen Kriegszügen. — Charlotte Karlowna von L., geb. von Posse, die Witwe des russ. Generalmajors Andreas Romanowitsch von L., wurde als die Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1794 Ehrendame der Kaiserin und 1799 Gräfin, bei der Thronbesteigung Alexander's I. Obersthofmeisterin und bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zur Fürstin erhoben. Sie starb 1828. — Karl Andrejewitsch, Fürst L., geb. 1767, war in russ. Militärdiensten zum Generalmajor aufgestiegen, als er 1817 als Curator an die Spitze der Universität zu Dorpat trat. Er wurde 1826 Reichsrath, 1827 General der Infanterie und 1828 Minister der Volksaufklärung. 1832 mußte er sein Portefeuille an Uwarow abtreten und starb 12. Jan. 1845. — Christoph Andrejewitsch, Fürst L., russ. General, 1811—12 Gesandter in Berlin und von 1813—34 in London, auf welchem Posten er sich bei den Verhandlungen über die Pacification Griechenlands und über die Trennung Belgiens sehr thätig bewies, starb als Begleiter des jetzigen Kaisers Alexander II. zu Rom 10. Jan. 1839. — Des letztern Gemahlin, Dorothea, Fürstin L., Schwester des Grafen Alexander Benckendorff (s. d.), geb. 1786, gehörte zu den polit. Celebritäten, indem sie wie früher in Berlin und in London, so auch in Paris, wo sie nach ihres Gemahls Tode ihren Aufenthalt nahm, in ihren Salons die einflußreichsten Männer und Frauen ihrer Zeit um sich versammelte. Sie starb in Paris 27. Jan. 1857. — Iwan Andrejewitsch, Fürst L., russ. Generallieutenant, geb. 1775, befehligte im Feldzuge von 1813 eine Division des Sacken'schen Corps, mit der er sich namentlich an der Katzbach hervorthat, und starb zu Mitau 26. Febr. 1848. — Wilhelm, Freiherr von L., geb. 1800, trat frühzeitig in russ. Militärdienste, zeichnete sich im türk. Kriege von 1828—29 aus und ward dann vielfach zu diplomatischen Missionen verwendet, unter anderm 1843 in Serbien. Zum Generallieutenant aufgestiegen, wurde er 1855 Generalquartiermeister des kaiserl. Hauptstabes, 1859 General der Infanterie und 1861 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, nahm jedoch im Dec. 1864 seine Entlassung.

Liga, franz. Ligue, bezeichnete in der polit. Sprache des 16. und 17. Jahrh. überhaupt ein vorübergehendes, oft aus sehr entgegengesetzten Interessen geschlossenes Bündniß und entsprach dem jetzt gebräuchlichen Worte Allianz (s. d.) oder Coalition (s. d.). Unter die berühmtesten Bündnisse dieses Namens gehört zuvörderst die zwischen dem Papste Julius II., dem Kaiser

Maximilian I., dem Könige Ludwig XII. von Frankreich, dem Könige Ferdinand von Aragonien und mehrern ital. Staaten im Dec. 1508 zu Cambray gestiftete L., welche die Demüthigung der Republik Venedig bezweckte. Der Papst gerieth jedoch wegen der Fortschritte Ludwig's XII. in Italien in große Furcht, sodaß er schon 1510 zurücktrat und im angeblichen Interesse der Kirche im Laufe des J. 1511 eine L. santa zu Stande brachte, durch welche die Franzosen aus Italien vertrieben werden sollten. Diesem Bündnisse zwischen dem Papste, den Schweizern, der Republik Venedig und dem Könige Ferdinand von Aragonien trat 1512 der König Heinrich VIII. von England und endlich sogar der Kaiser bei. Nachdem 1531 die vornehmsten prot. Fürsten zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses den Bund zu Schmalkalden geschlossen, vereinigten sich 1538 zu Nürnberg die kath. Fürsten Deutschlands zu einem Heiligen Bunde oder einer L. santa, um die «wahre christl. Religion und die Vollziehung der kaiserl. Reichstagsabschiede» aufrecht zu erhalten. Doch hatte vorderhand dieser Bund, an dessen Spitze Baiern stand, während Oesterreich nur das polit. Interesse im Auge behielt, keine Folgen. Als Heinrich III. von Frankreich im Frühjahre 1576 im Begriff stand, den Hugenotten freie Religionsübung und polit. Rechte zu gewähren, benutzte der Herzog Heinrich von Guise (s. d.) die Erbitterung der Katholiken und stiftete 13. Febr. 1576 mit den zu Péronne versammelten Landständen der Picardie eine Ligue, welche die Herstellung und Vertheidigung der kath. Religion, die Erhaltung der Provinzialprivilegien und überhaupt den Schutz der einzelnen Mitglieder gegen jede angethane Beleidigung zum Zweck hatte. Alle Herren und Städte sollten zum Beitritt aufgefordert und die Widerspenstigen mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Die Guisen betrieben diese Vereinigung indessen nicht aus religiösem, sondern aus polit. Interesse. Der Herzog Heinrich von Guise hegte den Plan, die prot. Prinzen von Geblüt, die Bourbons, von der Thronfolge mit Hülfe der kath. Massen auszuschließen oder wol gar die herabgewürdigte herrschende Dynastie vom Throne zu stürzen. Heinrich III. begriff die Gefahr und trat der Ligue 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois bei, worauf sich der Bürgerkrieg wieder erneuerte. Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs, starb 10. Juni 1584, und dieser Umstand brachte das Haus Valois (s. d.) dem Erlöschen, aber den Bourbon Heinrich von Navarra, den spätern Heinrich IV. (s. d.), dem Throne näher. Der Herzog von Guise berief darum eine Versammlung der Ligue auf den 31. Dec. 1584 nach Joinville, wo auch der König von Spanien dem Bunde beitrat. Man beschloß, wenn Heinrich III. unbeerbt sterbe, den schwachsinnigen Cardinal Karl von Bourbon, den Oheim Heinrich's von Navarra, auf den Thron zu heben, mit dem die Guisen allerdings leichtes Spiel haben mußten. Der Cardinal veröffentlichte hierauf ein Manifest, in welchem er sich zum Thronfolger, die Guisen zu Generallieutenants des Reichs erklärte und dem Volke Befreiung von Abgaben und den Parlamenten Herstellung ihres Ansehens versprach. Die Macht der Ligue wurde bald dem Hofe so gefährlich, daß Heinrich III. und seine Mutter, Katharina von Medici (s. d.), 7. Juni 1585 zu Nemours einen Vergleich schlossen, in welchem sie den Beschlüssen der Ligue beitraten und die Protestanten völlig preisgaben. Während nun der Bürgerkrieg wieder entbrannte, stiftete ein Bürger, Rocheblond, ein Mitglied der großen Ligue, zu Paris die nach den Stadtvierteln benannte Ligue der Sechzehner, welche besonders den Pöbel entflammte und die Hauptstadt im Mai 1588 gegen den mit beiden Parteien unterhandelnden König in Aufstand brachte. Der König schloß zwar 19. Juli mit der Ligue einen Vertrag, nach welchem die Verbundenen den Namen einer Union annahmen; allein die Staatsgewalt blieb in den Händen der Guisen, und auf dem zur völligen Ausgleichung nach Blois berufenen Reichstage hatten die Liguisten völlig die Oberhand. Heinrich III. suchte sich deshalb durch die Ermordung des Cardinals und des Herzogs von Guise zu helfen, worauf aber die Ligue der Sechzehner die Hauptstadt zu den Waffen rief und dem Könige den Gehorsam aufsagte. Als nach Heinrich's III. Ermordung Heinrich IV. als rechtmäßiger Nachfolger den franz. Thron behauptete, ernannte der zu Paris niedergesetzte Unionsrath den Bruder der ermordeten Guisen, den Herzog von Mayenne, zum Generallieutenant des Reichs und Anführer der liguistischen Streitmacht. Die Parteiungen im Innern des kath. Bundes, die Langsamkeit des Herzogs und die Thatkraft des Königs brachten jedoch die anfangs mächtige Sache der Liguisten in Verfall. Weil der König von Spanien nach dem Protectorat des Bundes, vielleicht gar nach der Krone von Frankreich strebte, entschloß sich der Herzog von Mayenne, den gefangenen Cardinal von Bourbon als Karl X. zum König von Frankreich zu proclamiren. Allein der Herzog verlor 14. März 1590 bei Ivry 10000 Mann nebst seinem ganzen Geschütz, und nun waren, obgleich sich auch im März 1591 der Papst Gregor XIV. für die Ligue erklärte, die Fortschritte Heinrich's IV. nicht mehr aufzuhalten. Nachdem derselbe im Juli 1593 zum

Katholicismus übergetreten, öffnete ihm das unter der Tyrannei der Sechzehner seufzende Paris die Thore; ein Mitglied nach dem andern verließ jetzt den Bund. Die Lossprechung des Königs vom Bann gab der Ligue endlich den letzten Stoß, sodaß sich der Herzog von Mayenne im Jan. 1596 ebenfalls unterwerfen mußte. Vgl. Mignet, «Histoire de la Ligue» (5 Bde., Par. 1829). — Die Gewaltthätigkeit gegen die freie Reichsstadt Donauwörth 1607 und andere Verletzungen des Vertrags zu Passau bewogen 4. Mai 1608 die vornehmsten prot. Fürsten Deutschlands, in dem zu Ansbach gehörigen Orte Ahausen (s. d.) zu einer Union zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien zusammenzutreten, die jedoch nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollte. Der Kurfürst Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz galt später als das Haupt des Bundes. Dagegen betrieben die kath. Stände, vornehmlich die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, Konstanz, Regensburg, der Propst von Ellwangen und Leopold von Steiermark einen Gegenbund, an dessen Spitze sich das eifrigste Mitglied, der Herzog und spätere Kurfürst Maximilian I. von Baiern, stellte. Diese heilige L., die das kath. Interesse aufrecht halten sollte, und zu der auch Mainz, Trier und Köln traten, wurde 10. Juli 1609 zu München beschworen. Obschon das Schwert noch längere Zeit in der Scheide blieb, so war doch diese Spaltung Deutschlands der erste Schritt zum Dreißigjährigen Kriege.

Ligne, ein altes Geschlecht in Belgien, das seinen Stammsitz in Hennegau hat. Herbrand, ein Nachkomme der souveränen Grafen von Elsaß, kam gegen 1090 nach Hennegau, heirathete Hermingarde, die Schwester Dietrich's von Leuze, und nahm nach den Zeichen seines Wappens den Namen L. an. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte dieses Geschlecht, zu dessen Verzweigungen die Häuser Arenberg (s. d.), Chimay (s. d.) und Barbançon gehören, Barone aufzuweisen, die als Krieger, als Marschälle von Hennegau und als Ritter des Goldenen Vlieses sich hervorgethan. Kaiser Maximilian I. verlieh 1479 seinem Rath und Kämmerer Johann, Baron von L., für sich und seine Nachkommen das Prädicat Vetter in allen kaiserl. Schreiben. Anton von L., Graf von Fauckenberg, erhielt 1513 durch Patent König Heinrich's VIII. von England und Diplom des nachmaligen Kaisers Karl V. die Würde eines Fürsten von Mortagne. Später (1544) ernannte der Kaiser dessen Sohn, Jakob von L., zum Reichsgrafen. Unterm 20. März 1601 wurde von Kaiser Rudolf II. der Graf Lamoral von L., Enkel des Vorgenannten, Fürst von Epinoy, Souverän von Fagnolles, zum erblichen Fürsten des Römischen Reichs ernannt. Die Vermählung seines Sohnes, Florenz von L., mit Luise von Lothringen 1608 brachte das Fürstenthum Amblise und andere beträchtliche Besitzthümer des lothring. Hauses an die Familie. Nach Florenz folgten sich in gerader Linie Fürst Claude Lamoral, Generalgouverneur von Mailand, gest. 1679; Heinrich Ludwig Ernst, Gouverneur von Limburg, gest. 1702; Claude Lamoral II., Vicekönig von Sicilien, Grand von Spanien erster Klasse, gest. 1766. — Letzterer war der Vater des berühmten österr. Feldmarschalls Karl Joseph, Fürst von L., welcher sich als geistreicher Schriftsteller und Weltmann bekannt machte und 12. Mai 1735 zu Brüssel geboren wurde. Schon sein Vater und Großvater waren Feldmarschälle in österr. Diensten. Auch er trat 1752 in ein österr. Dragonerregiment, stieg 1756 zum Hauptmann und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege vielfach aus. Nach der Schlacht bei Hochkirch wurde er Oberst. Kaiser Joseph II., als er die Regierung antrat, ernannte ihn zum Generalmajor und 1771 zum Generallieutenant. Im Bairischen Erbfolgekriege führte er unter Loudon die Avantgarde. Nach dem Frieden erweiterte er seine Bildung durch literarische Studien, bereiste Italien, die Schweiz und Frankreich, machte an den Höfen durch sein geistreiches und liebenswürdiges Wesen Glück und Aufsehen und stand mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, wie Rousseau, Voltaire, Laharpe, Friedrich d. Gr., in literarischer Verbindung. Auf mehrern diplomatischen Sendungen nach Petersburg gewann er auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde von derselben mit dem Titel eines russ. Feldmarschalls und einem Landgute in der Krim beschenkt. Kaiser Joseph verlieh ihm 1788 die Würde eines Großmeisters der Artillerie und schickte ihn an den Fürsten Potemkin, dem er in der Belagerung von Oczakow beistand. Im folgenden Jahre führte er ein österr. Armeecorps unter Loudon und befehligte mit Ruhm die Artillerie bei der Belagerung von Belgrad. Der Tod des Kaisers Joseph setzte seiner militärischen Laufbahn für immer ein Ziel. Obgleich er den Aufstand der Niederländer öffentlich misbilligte, blieb er doch dem Kaiser Leopold verdächtig, zumal da sein ältester Sohn auf der Seite der Patrioten stand. Nachdem er diesen Sohn 14. Sept. 1792 in dem Feldzuge der Verbündeten in der Champagne verloren, wurde er auch bei der Eroberung Belgiens durch die Franzosen aller seiner Güter beraubt. Die lange Zeit, die er nun ohne alle öffentliche Thätigkeit zubrachte, widmete er fortan mit Eifer literarischen Beschäftigungen. 1807

ernannte ihn der Kaiser Franz I. zum Hauptmann der Garbetrabanten und 1808 zum Feldmarschall, ohne ihm jedoch ein Commando zu übertragen. Als Bonaparte 1803 die Sequestration der zahlreichen Güter des Hauses L. aufhob, übertrug der Fürst seine Rechte an seinen Sohn Ludwig Lamoral (gest. 10. Mai 1813). Von seiten des Deutschen Reichs erhielt er zur Entschädigung und als gefürstete Reichsgrafschaft die vormalige Abtei Edelstetten, die er 1804 an den Fürsten Esterhazy verkaufte. Zur Zeit des Congresses in Wien (1814) hielt sich der Fürst daselbst auf. Er starb zu Wien 13. Dec. 1814. Unter dem Titel «Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires» (34 Bde., Wien und Dresd. 1795—1811) gab er eine Sammlung seiner Schriften heraus, an welche sich die «Oeuvres posthumes» (6 Bde., Wien und Dresd. 1817) anschließen. Außerdem erschien von ihm «Vie du prince Eugène de Savoie» (Weim. 1809), welche Schrift er scherzweise dem Prinzen Eugen selbst zuschrieb; ferner «Lettres» (2 Bde., Weim. 1812) und «Philosophie du catholicisme, avec une préface par Ph. Marheineke» (Berl. 1816). Frau von Staël gab des Fürsten «Lettres et pensées» (2 Bde., Par. 1809), Maltebrun «Oeuvres choisies» (2 Bde., Par. 1809) heraus. Die militärischen Werke wurden vom Grafen Albert von Pappenheim ins Deutsche übersetzt (2 Thle., Sulzbach 1815). Sein Leben schrieb Peetermans («Le prince de L., ou un écrivain grand seigneur à la fin du 18me siècle», 2. Aufl., Lüttich 1861). — Der gegenwärtige Fürst, Eugen Lamoral von L., Fürst von Amblise und Epinoy, geb. 28. Jan. 1804, ist der Enkel des vorigen und seit 1836 in dritter Ehe mit der Prinzessin Hedwig Lubomirska vermählt. Bei der Trennung Belgiens von Holland gedachte ihn eine Partei auf den belg. Thron zu setzen; allein er ging auf den ihm gemachten Antrag nicht ein und zeigte sich überhaupt der neuen Ordnung der Dinge nicht sehr gewogen, bis er 1838 den Auftrag annahm, Belgien bei der Krönung der Königin von England zu vertreten. Von 1842—48 war er Gesandter König Leopold's am franz. Hofe, und von 1848—49 bekleidete er den diplomatischen Posten an den ital. Höfen. 1851 ward er Mitglied des belg. Senats, der ihn 1852 zum Präsidenten ernannte und seitdem fortwährend in dieser Würde bestätigte. Von seinen drei Söhnen ist der älteste, Prinz Heinrich (geb. 1824), seit 1851 mit der Tochter des Grafen Talleyrand verheirathet. Die gewöhnliche Sommerresidenz des Fürsten ist das prächtige Lustschloß Bel-Oeil in Hennegau.

Ligny, ein belg. Dorf in der Provinz Namur, bekannt durch die Schlacht 16. Juni 1815. Napoleon hatte sich bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 zuerst gegen Blücher gewandt. Dieser war mit Wellington übereingekommen, daß bei der Annäherung der Franzosen die brit.-braunschw.-niederländ. Armee sich bei Quatre-Bras, 2 St. vom linken Flügel der Preußen, concentriren sollte. Napoleon, diese Absicht erkennend, hatte 15. Juni die preuß. Vorhut bei Charleroi angegriffen und zurückgeworfen und Wellington durch Demonstrationen getäuscht, sodaß dieser glaubte, Napoleon richte seine Hauptmacht gegen ihn, und am 15. keine Bewegung unternahm, so dringend ihn auch Blücher aufforderte. Allein gegen Mitternacht, als des Kaisers Plan klar geworden, ließ Wellington seine Armee nach Quatre-Bras abgehen. Blücher hatte drei Corps in der Nacht vom 15. zum 16. zusammengezogen (das Bülow'sche stand weit entfernt bei Lüttich). Er nahm seine Stellung zwischen St.-Amand und Sombref und gedachte diese beiden Dörfer sowie L. und Bry zu behaupten. Napoleon entsandte Ney gegen Quatre-Bras, um jede Unterstützung der Preußen durch die Briten zu verhindern. Erlon sollte sich mit dem 1. Corps hinter ihm, bei Frasnes, aufstellen, um ihn nach Befinden zu unterstützen oder auch auf Befehl zur Mitwirkung gegen das preuß. Heer bereit zu sein. Am 16. Juni erst gegen 10 Uhr begann Napoleon seine Streitkräfte zu ordnen, doch wurde der Angriff um 5 St. verzögert, eine Versäumniß, die sich bei Waterloo rächte. Napoleon zeigte zum ersten mal einen Mangel an Entschlossenheit; er glaubte selbst, wie er eingestanden, nicht mehr an sein Glück. Gegen 3½ Uhr nachmittags begann die Schlacht. Während Grouchy mit der Cavalerie den linken Flügel der Preußen beschäftigte, griff Vandamme das Dorf St.-Amand an, das wiederholt genommen und verloren wurde und endlich zum Theil in den Händen der Franzosen blieb. Ebenso hartnäckig vertheidigten die Preußen das sehr vortheilhaft gebaute Dorf L. gegen Gérard, sodaß Napoleon gegen 5 Uhr die Garden auf L. anrücken ließ. Aber auch jetzt wurde kostbare Zeit verloren, weil er Erlon's Corps, das sich im Rücken zeigte, für Engländer hielt. Als endlich die Garden gegen L. den Hauptangriff richteten, gerade als Blücher von dort die Reserven gegen St.-Amand gezogen hatte, mußten die Preußen der Uebermacht weichen. Milhaud's Kürassiere mit reitender Artillerie gingen durch das eroberte L.: die preuß. Mitte war durchbrochen. Blücher sammelte noch alles zum letzten Widerstande und setzte sich selbst an die Spitze mehrerer Schwadronen zur Attake; sein Pferd wurde ihm jedoch unter dem Leibe erschossen und die Fran-

zosen jagten an ihm vorüber, nur sein Adjutant, Graf Nostitz, half ihm endlich aus dem Gedränge. Der Rückzug wurde nun, von der Dunkelheit begünstigt, angetreten, und zwar, nach Gneisenau's augenblicklich gefaßtem Entschluß, nicht in der Richtung zum Rhein, sondern zur Vereinigung mit Wellington, was den ganzen Krieg bei Waterloo entschied. Napoleon hatte sich durch seinen verspäteten Angriff der Zeit beraubt, die preuß. Armee vollständig zu zertrümmern; er ließ sie jetzt auch nicht einmal energisch verfolgen. Grouchy erhielt erst am Mittag des 17. Juni Befehl dazu; ihre Spur war dadurch ganz verloren, und sie konnte schon zwei Tage nach einer Niederlage, welche 20000 Mann gekostet, wieder eine siegreiche Entscheidungsschlacht liefern.

Ligue, s. Liga.

Liguōri (Alfonso Maria de), der Stifter der Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.), geb. 26. Sept. 1696 zu Neapel, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, trat aber 31. Aug. 1722 zum Priesterthume über. Er schloß sich sehr bald an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an, erlangte als Prediger einen großen Ruf und beschäftigte sich als Missionar mit dem Unterricht des Landvolks. Indem er in des Papstes Willen den Willen Gottes erkannte und verehrte und den wahren kath. Glauben in der völligen und unbedingten Unterwerfung unter des Papstes Gebote fand, stiftete er 1732, mit Genehmigung des Papstes Clemens XII., in der Einsiedelei Sta.-Maria zu Villa-Scala, in dem Principato citeriore, einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redentore) nannten und zum Dienste des wahren kath. Glaubens sowie zum Jugendunterricht sich verpflichteten. Dadurch wurde seine Stiftung dem Jesuitenthume sehr nahe verwandt. 1762 ward L. von Clemens XIII. zum Bischof von Sta.-Agatha Gotici in dem Principato ulteriore ernannt. Da er alt, kränklich, durch Fasten und Selbstpeinigung erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können, entband ihn auf sein Ersuchen 1775 Pius VI. von dem bischöfl. Amte. L. zog sich nun in den Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück und starb daselbst 1. Aug. 1787. Er wurde von Pius VII. beatificirt (5. Sept. 1816) und 26. Mai 1839 von Gregor XVI. kanonisirt. Zu seinen Schriften, die meist in das Deutsche übersetzt und in den Uebersetzungen in neuerer Zeit oft wieder erschienen sind, gehören außer mehrern kleinern Werken: «Theologia moralis» (Neap. 1755), «Institutio catechistica» (Bassano 1768) und «Homo apostolicus» (Vened. 1782). Vgl. Jeancard, «Vie du b. Alph. L.» (Löwen 1829; deutsch, Regensb. 1840).

Ligurien, das Land der Ligurer, eines Volks, von dessen Abstammung wir nur wissen, daß es weder den Iberern noch Celten angehörte. In viele kleine Völkerschaften getheilt, wohnten die Ligurer in ältester Zeit im südl. Gallien und im nördl. Italien vom Busen des Mittelmeeres viel weiter landeinwärts als später, wo sie durch die Celten zurückgedrängt wurden, ja im W. des Rhône, wo sie mit Iberern gemischt gewohnt hatten, ganz untergingen. Im O. des Rhône waren ligurische Stämme, namentlich die Salyer oder Salluvier, noch lange Zeit den Massiliern gefährlich, bis sie von den Römern 125 v. Chr. unterworfen wurden und ihr Land den Anfang der gallischen Provinz bildete. In Italien blieb das Land südlich vom obern Po, wo die Ananen wohnten, ligurisch, und noch nördlich desselben saßen im Cisalpinischen Gallien (s. d.) an den Cottischen Alpen Ligurer, die Tauriner; auch hatten sich ligurische Stämme beim Sinken der etrurischen Macht im nördl. Etrurien verbreitet. Die letztern sowie die Bewohner der Seeküste wurden von den Römern schon zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege ziemlich unterworfen; gegen die übrigen aber, namentlich die Bewohner der Seealpen und Apenninen, hatten sie über 50 J. zu kämpfen, ehe die Unterwerfung, nach 150 v. Chr., beendet wurde. Als Landesname erhielt L. erst durch Augustus, der die neunte Region Italiens so benannte, scharfe Grenzen; nämlich westlich gegen das narbonensische Gallien hin den Fluß Varus (Var) und die Alpen bis zum Berg Vesulus (Viso), nördlich gegen das Transpadanische Gallien den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), östlich gegen das Cispadanische Gallien einen Zweig des Apennin am Flusse Trebia und gegen Etrurien den Fluß Macra, der im O. des Portus Lunä (Golfo di Spezia) mündet, südlich das Meer. An diesem lagen Nicäa (Nizza) und Portus Herculis Monöci (Monaco), massilische Niederlassungen, und Genua; im Innern Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Pollenza) und Asta (Asti). Als Producte des Landes waren Vieh, Holz, Marmor bedeutend. Die Einwohner werden als trügerisch und räuberisch, zugleich als unverdrossen und genügsam, kräftig, gewandt und tapfer geschildert; als treffliche Krieger, namentlich für den leichten Krieg, waren sie von den Karthagern, denen Ligurer in dem Sicilischen und dem ersten Punischen Kriege für Sold dienten, und später von den Römern geschätzt.

Ligurische Republik nannte sich die Republik Genua (s. d.), als dieselbe 1797 während der

franz. Invasion ihre aristokratische mit einer demokratischen Verfassung vertauschen mußte. Der genues. Staat hatte bei den Eroberungen Bonaparte's in Italien und der Bildung neuer Freistaaten eine strenge Neutralität beobachtet. Indeß sah sich die Regierung durch die Drohungen des franz. Obergenerals genöthigt, mit demselben 6. Juni 1797 eine Convention zu schließen, nach welcher eine neue, nach dem Muster der Republik Frankreich gebildete Staatsverfassung eingeführt wurde. Der neue Staat nahm den Namen der Ligurischen Republik an, weil sein Gebiet dem altröm. Ligurien (s. d.) entsprach. Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät sollten als die Grundsätze der Verfassung gelten. Der aus Volkswahlen hervorgehende Gesetzgebende Körper zerfiel in den Rath der Alten und in den Rath der Sechziger. Der letztere hatte die Initiative in der Gesetzgebung, der erstere die Entscheidung. Die Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Directorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Außer einer Landmacht von 2000 Mann sollte der Staat auch eine Seemacht und eine Bürgermiliz errichten. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich sicherte das Bestehen der Republik nach innen und außen. Schon 1802 aber wurde diese Verfassung insofern geändert, als an die Stelle des Directoriums eine einzelne Magistratsperson unter dem Titel eines Dogen trat. 1805 endlich verlangte die Ligurische Republik durch den Mund ihres Dogen, mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt zu werden. Ihr Territorium wurde in drei Departements verwandelt und die Vereinigung durch einen Senatusconsult vom 16. Vendémiaire des J. XIV bestätigt.

Liguster (Ligustrum) ist eine zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Oleaceen gehörende Pflanzengattung, welche Sträucher und Bäumchen mit kleinem, schwach vierzähnigem Kelche, vierspaltiger, trichteriger Blume, zwei aus der Röhre vorragenden Staubgefäßen und zweifächerigen Beeren umfaßt. Die Blätter sind gegenständig, ganzrandig und die Blüten weiß, in endständigen Rispen. Der gemeine L. oder gemeine Hartriegel, auch Rainweide und Spanische Weide (L. vulgare L.) genannt, ist ein 5—15 F. hoher, in Gebüschen und an Waldrändern des mittlern und südlichern Europa wildwachsender Strauch mit abfallenden, kahlen, lanzettigen Blättern und erbsengroßen, schwarzen, selten weißen, gelben oder grünen Beeren. Die Blüten riechen stark und widrig-süßlich. Die gelind zusammenziehenden Blätter waren sonst in der Heilkunde gebräuchlich, und die unangenehm schmeckenden Beeren werden zum Roth-, Blau- und Schwarzfärben gebraucht. Das harte Holz dient zu Drechslerarbeiten und zu hölzernen Nägeln für die Schuhmacher. Auf diesem Strauche, welcher oft zu Hecken benutzt wird, da er den Schnitt gut verträgt, wie auch auf Holunder (Syringa) lebt die Raupe des schönen Ligusterschwärmers (Sphinx Ligustri), der zu den größten Abendschmetterlingen Deutschlands gehört.

Liimfjord oder Lymfjord, dem Namen nach ursprünglich ein langgestreckter Meerbusen, jetzt eine Meerenge, welche, vom Kattegat zum Westmeere oder der Nordsee reichend, den nördlichsten Theil der dän. Halbinsel Jütland (s. d.), fast das ganze Stift Aalborg, zur Insel macht, 22 M. lang ist und einen Flächengehalt von $26\frac{1}{2}$ Q.-M. hat. Die Meerenge bildet zwischen zerrissenen Küsten viele Seitenarme und beträchtliche Bassins (Bredninger), umspült mehrere Landzungen und Inseln und hat überall ansehnliche Tiefe, außer an den Ausmündungen, im O. bei Hals und im W. bei Agger nur 7—8 F., sowie in der Mitte, $\frac{3}{4}$ M. westlich von Lögstör, wo durch den eingewehten Flugsand des Westmeers eine nur 3—4 F. tiefe Stelle entstand, die man jetzt durch die Anlage des 12000 F. langen, 10 F. tiefen und auf dem Grund 50 F. breiten Lögstörkanals zu umgehen gedenkt. Unter den Inseln im Innern des L. ist die größte Mors im Amte Thisted, die auf $6\frac{1}{2}$ Q.-M. 15817 E. zählt, und auf welcher die Hafenstadt Nykjöbing mit 2037 E. und 35 Schiffen liegt. Am östl. Eingang liegt der Flecken und Ladeplatz Hals mit 1100 E., einer Schanze und Lootsenstation, am L. selbst der wohlhabende Flecken und Ladeplatz Lögstör mit 1464 E. und 44 Schiffen. Bis zum L. drang Kaiser Otto I. 965 vor, und eine Stelle, der Halbinsel Thyt gegenüber, erhielt von des Kaisers Gegenwart den Namen Ottensund oder, als Bezeichnung einer Uferstelle, Ottensand. Die schmale Nehrung (Tange), welche einst den L. von dem Westmeere trennte, ist im Laufe der Jahrhunderte vielen Verwüstungen und Umwälzungen durch Flugsand, Ueberschwemmungen und Durchbrüche ausgesetzt gewesen. Als 1061 der norweg. König Harald III. Haardraade mit seiner Flotte von dem Dänenkönig Svend Estridson im L. eingeschlossen war, soll er dadurch entkommen sein, daß er seine Schiffe über die westl. Landenge hinwegziehen ließ. Vielleicht aber entkam er durch einen schon damals vorhandenen Kanal. Einen solchen erwähnt dort Saxo um diese Zeit, und Peter Syv erzählt, daß 1085 die Flotte Knud's des Heiligen, die bei den Kirchspielen Fischbek und Lumlum stationirte, von hier aus gegen England auslaufen sollte. Später soll man aus Furcht vor den Fremden oder vor dem Meere

den Kanal durch Versenkung von Schiffen geschlossen haben. Auch 1624 fand Harboöre gegenüber ein 500 Faden langer und 30—40 F. breiter Durchbruch statt, der aber, wie später erfolgte Oeffnungen, durch Meeressand nach kurzer Zeit wieder verstopft wurde. Aber die gewaltige Sturmflut der Nordsee vom 3. Febr. 1825 zerstörte bei dem im N. von Harboöre gelegenen Dorf Agger die schützende Dünenreihe und öffnete einen neuen großen Kanal in den L., der sich nach und nach bis über 1000 F. Breite und 7—8 F. Tiefe erweitert hat, und den man offen erhalten zu können hofft. Es ist dies der Aggerkanal oder Aggerminde, welcher seit 1834 der Schiffahrt eröffnet und 1856 von 1683 Schiffen passirt worden ist. Eine spätere Sturmflut im Jan. 1839, welche den Rest der Dünenkette gänzlich wegrasirte und auch ein bedeutendes Stück von der Nehrung fortriß, eröffnete $\frac{1}{4}$ M. nördlich von dem großen einen kleinen Kanal in einer Breite von 300 Ellen und einer Tiefe von 6 F., der jedoch bald wieder verstopft wurde. Vgl. Maack, «Die Dünen Jütlands» in der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Neue Folge, Bd. 19, Berl. 1865).

Liliaceen (Liliaceae) ist der Name einer großen, zu der Abtheilung der Monokotyledonen gehörenden, viele der beliebtesten, durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnete Gartenpflanzen enthaltenden Pflanzenfamilie, von deren Arten die größte Anzahl dem wärmern Theile der gemäßigten Zone angehört. Die meisten sind krautartige Gewächse mit zwiebeliger oder knollig-faseriger Wurzel, einige Sträucher und Bäume, wie mehrere Arten der Aloë und die Yukka. Der Stengel zeigt sich einfach oder oben ästig, blattlos, wie die Taglilien, Hyacinthen und mehrere Arten des Lauchs, oder mehr oder minder stark beblättert, wie bei Lilien, Tulpen, Tuberosen und Kaiserkronen. Die meist großen, gewöhnlich schön gefärbten Blumen mit sechsblätteriger, sechsspaltiger oder sechszähniger Blütenhülle stehen einzeln oder in Aehren, Trauben, Dolden, Blütenköpfen und Rispen und enthalten sechs den Zipfeln oder Blättern der Blütenhülle gegenständige Staubgefäße und einen Stempel mit oberständigem Fruchtknoten und einem einzigen Griffel. Die Frucht ist eine dreifächerige, vielsamige Kapsel. Viele Lilien gedeihen im freien Lande, andere aber, zumal die aus Tropenländern stammenden, verlangen einen Platz im Glashause und besonders umsichtige Behandlung, wenn sie zum Blühen gebracht werden sollen. Man besitzt mehrere Prachtwerke über diese Gewächse; eins der gelungensten ist Rédoute's «Les liliacées» (8 Bde., Par. 1802—16). Die Hauptgattung der L., die der eigentlichen Lilien (Lilium L.), besteht aus Zwiebelgewächsen mit schuppiger Zwiebel, beblättertem Stengel und sechsblätterigen, in eine Traube gestellten Blumen, deren Blätter bald abstehend, bald zurückgerollt sind. Letzteres ist bei dem Türkenbund (L. Martagon L.) der Fall, einer auch in Laubgehölzen Mittel- und Süddeutschlands wildwachsenden und häufig zur Zierde angebauten Staude mit purpurnen Blumen, während die wohlriechende weiße Lilie (L. candidum L.), das Sinnbild jungfräulicher Unschuld und Hoheit, welche aus dem Orient stammt, und die auf Aeckern und Wiesen in Mitteleuropa wachsende Feuerlilie (L. bulbiferum L.), desgleichen die häufig als Ziergewächs angebaute rothgelbe Lilie (L. croceum Chaix.), glockenförmige Blumen mit abstehenden Blättern besitzen.

Lille, vläm. Ryssel, die Hauptstadt des franz. Nord-Departements in Flandern, eine der stärksten Festungen Europas und zugleich eine der gewerbreichsten Städte Frankreichs, $1\frac{1}{2}$ M. von der belg. Grenze, in einer reichbewässerten, an Getreide und Producten aller Art ergiebigen Ebene, liegt an der Nordbahn von Paris nach Belgien, von welcher hier Zweigbahnen einerseits nach Dünkirchen und Calais, andererseits nach Tournai führen, sowie an der kanalisirten, selbst große Schiffe tragenden und mit zahlreichen andern Kanälen in Verbindung stehenden Deule (Zufluß der Lys). Die Stadt zählte 1851 nur 75795, 1856 erst 78641 E., nachdem aber durch Decret vom 13. Oct. 1858 die Gemeinden Wazemmes, Moulins-Lille, Fives und Esquermes mit ihr vereinigt waren, 1861 bereits 131827 E. Sie ist geräumig und gut gebaut, besonders in den neuern Theilen, und hat zahlreiche öffentliche Plätze, Märkte und Brücken sowie ausgedehnte Promenaden. Die beengenden Festungsmauern sind, seit der Vergrößerung des Stadtbereichs, auf der Südseite nebst fünf der alten schönen Thore niedergerissen und werden in weiterer Entfernung durch neue ersetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die St.-Moritzkirche (die älteste, 1022 gegründet, später umgebaut), die Katharinenkirche aus dem 12. Jahrh., die Magdalenenkirche vom J. 1675 und die Andreaskirche von 1702—59, beide im griech. Stil aufgeführt, die Stephanskirche aus dem 17. und 18. Jahrh., die neue Kirche von Wazemmes, besonders aber die an der Stelle des alten Château du Buc (der Wiege der Stadt) seit 1855 im Bau begriffene und im Kreuzbogenstil des 13. Jahrh. aufgeführte großartige Kirche Notre-Dame de la Treille et St.-Pierre; ferner das Stadthaus, das 1846

an Stelle des alten Palais de Rihours aufgeführt wurde, und eine reiche Gemäldegalerie, das kostbare Wicar-Museum von Zeichnungen (nach dem des Louvre das werthvollste in Frankreich), ein ethnogr., ein archäol. und ein technolog. Museum sowie ein Münzcabinet enthält; das 26. Aug. 1844 inaugurirte Palais des Departemental-Archivs, des wichtigsten nach dem von Paris; der große Justizpalast, die Präfectur, das Zeughaus, das Hotel des Generalstabs, das alte Münzgebäude, die Börse (1652 in span. Stil erbaut, mit einer Statue Napoleon's I., die aus bei Austerlitz eroberten Kanonen gegossen ist), das 1785 erbaute und 1845 vergrößerte Theater, der Concertsaal, einer der schönsten Frankreichs, das 1833—47 erbaute Lyceum, in welchem sich auch die Facultät der Wissenschaften, die Medicinische Schule und die Stadtbibliothek befinden; endlich die neue Markthalle, das große Zucker-Entrepot, die großartige Hauptwache, der Circus, das Schlachthaus. L. ist der Sitz der Departementsbehörden, einer Militärdivision, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, mehrerer Friedensgerichte, einer Handelskammer und eines Gewerberaths. Außer einem Lyceum, drei Facultäten (der Theologie, der Wissenschaften und Literatur) und der Medicinisch-Pharmaceutischen Schule bestehen noch eine Kaiserliche Akademie für Musik (Zweiganstalt des Conservatoire in Paris), Zeichenschulen, Anstalten für Bildhauerei und Baukunst, zahlreiche gelehrte Gesellschaften, ein Botanischer Garten und ein Naturaliencabinet. Außerdem hat L. ein allgemeines Armenhaus für 1300 Greise und Kinder, Civil- und Militärhospitäler, ein Departementsgefängniß, ein Irrenhaus, eine Taubstummenanstalt, ein Findelhaus, eine Zufluchtsstätte für arme Mädchen und viele mildthätige Gesellschaften. Großartig und vielseitig ist die Fabrikthätigkeit, namentlich die Textil-Industrie (Flachs- und Hanfspinnereien, Leinwand-, Damast-, Band-, Wollfabriken u. s. w.), Baumwollspinnereien und Webereien; dagegen ist die früher blühende Fabrikation von Spitzenzwirn, Spitzen und Tüll sehr in Abnahme gekommen und ihrem gänzlichen Erlöschen nahe. Außerdem liefert L. viele Posamentierarbeiten, Strumpfwaaren und Nähgarne. Es bestehen daselbst ferner eine kaiserl. Tuchfabrik, verschiedene Maschinen- und Instrumentenbau-Anstalten, Schneidemühlen, Fabriken für Fässer, Wollkratzen, Kardätschen, Seilerwaaren, Chemikalien, Seife, zahlreiche Oelmühlen und Oelraffinerien, Färbereien, Garn- und Leinwandbleichen, Brennereien, eine kaiserl. Tabacksfabrik, die jährlich 11 Mill. Zollpfd. Taback liefert, große Zuckersiedereien und mancherlei andere industrielle Etablissements. Sehr bedeutend ist der Handel mit den eigenen Erzeugnissen und andern Handelsproducten, mit Wein, Branntwein, Liqueur, Gewürzen, Colonialwaaren, Oel, Taback und Krapp. L. wurde 863 von Balduin I., Grafen von Flandern, erbaut und bestand anfangs nur aus einem Schloß, das von seiner Lage zwischen den zwei Flüssen Deule und Lys die Insel, l'isle (später L.), genannt wurde. Mit wenigen Unterbrechungen gehörte es fortwährend den flandr. Grafen und deren Nachfolgern aus dem Hause Burgund und Oesterreich bis 1667, wo es Ludwig XIV. eroberte, der es auch im Aachener Frieden behielt. Derselbe ließ es durch Vauban, welcher als Gouverneur von L. 1707 starb, befestigen. Die von ihm aufgeführte Citadelle, ein Meisterstück der Befestigungskunst, hat einen Durchmesser von 1200 F. Zwar wurde L. 1708 vom Prinzen Eugen nach einer hartnäckigen Belagerung erobert; doch mußten es die Oesterreicher infolge des Utrechter Friedens von 1713 wieder an Frankreich zurückgeben. 1792 wurde L. von den Oesterreichern beschossen, doch ohne Erfolg, da die Einwohner selbst die Stadt tapfer vertheidigten.

Lilliput ist bei Swift in «Gulliver's Reisen» und bei einigen andern Satirikern der Name eines erdichteten kleinen Ländchens, dessen Bewohner, die Lilliputer, nicht größer als ein Daumen sein sollten. Die Dichtung scheint eine Nachahmung der bei den alten Dichtern vorkommenden Pygmäen (s. d.).

Lilly (William), ein berühmter engl. Astrolog, geb. 1. Mai 1602 zu Diseworth in der Grafschaft Leicester, ging in früher Jugend nach London, wo die Noth ihn zwang, in Dienste zu treten. Er wurde 1624 Buchhalter eines Kaufmanns, der nicht schreiben konnte, und heirathete nach dessen Tode die Witwe, die ihm ein Vermögen von 1000 Pfd. St. zubrachte. Seit 1632 beschäftigte er sich mit der Astrologie und verschaffte sich eine Abschrift der «Ars notoria» von Cornelius Agrippa (s. d.), aus welcher er die Lehre von den magischen Kreisen und den Geisterbeschwörungen schöpfte. Bald nachher erhielt er von dem Dechant des Kapitels zu Westminster die Erlaubniß, gemeinschaftlich mit einem Hofuhrmacher und einem Manne, der sich auf den Gebrauch der Wünschelruthe verstehen wollte, einen verborgenen Schatz in der Westminsterabtei zu suchen. Sie gingen in nächtlicher Stunde ans Werk, wurden aber durch einen heftigen Sturm abgeschreckt, den L. später höllischen Geistern zuschrieb, die er gebannt haben wollte. Seit 1644 gab er bis zu seinem Tode jährlich seinen «Merlinus Anglicus» heraus. Während des Bürger-

kriegs trat er auf die Seite des Parlaments und wußte seine astrol. Weissagungen mit großer Schlauheit auf die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen zu berechnen. Er wurde 1648 mit Booker, einem andern Astrologen, in das Lager bei Colchester geschickt, um das Kriegsvolk durch Weissagungen zu ermuthigen, und erlangte so großen Ruf, daß man ihm für seine Dienste ein Jahrgeld gab. Der König von Schweden, dessen er in seinem astrol. Almanach rühmend gedacht hatte, schenkte ihm 1659 eine goldene Kette. Nach der Restauration wurde er auf Befehl des Parlaments verhaftet, weil man Kenntniß von den Geheimnissen der Republikaner bei ihm vermuthete; auch wurde er über diejenigen befragt, die bei Karl's I. Hinrichtung waren gebraucht worden. Bald nachher erhielt er Begnadigung und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, wurde aber 1666 wieder zu einem Verhöre vorgeladen, weil man aus einigen Hieroglyphen in seinem Almanach geschlossen hatte, daß er über die Ursachen des großen Brandes in London unterrichtet wäre; aber er wollte von diesen nichts wissen, wiewol er versicherte, das Ereigniß vorausgesehen zu haben. Seine Lebensgeschichte ist ein sehr unterhaltendes Buch, worin er schlau zwischen Wahrheit und Lüge hindurchzusteuern weiß und selten dieser sich mehr hingibt als nothwendig ist, um seinen Ruf als Astrolog zu bewahren. Er starb 9. Juni 1681.

Lilybäum hieß bei den Alten die westl. Landspitze Siciliens, jetzt Capo Boeo bei der Stadt Marsala; von der nächsten afrik. Spitze Cap Bon ist es 15 M. entfernt, sodaß die Erzählung der Alten, ein besonders scharfsichtiger Mann habe von L. aus die aus dem noch entferntern Hafen von Karthago laufenden Schiffe zählen können, als eine Fabel erscheint. Die Karthager gründeten bei L. um 350 v. Chr. eine Stadt, die den gleichen Namen trug und vorzüglich mit griech. Einwohnern bevölkert wurde. Stark befestigt und mit vortrefflichem, jetzt aber herabgekommenem Hafen, galt sie ihnen als Hauptstützpunkt ihrer Herrschaft in Sicilien. Im ersten Punischen Kriege wurde sie von den Römern belagert, aber erst im Frieden ihnen überliefert, und lange blieb sie als bester Uebergangsort nach Afrika im Wohlstand.

Lima, die Hauptstadt der südamerik. Republik Peru und früher des gleichnamigen span. Vicekönigreichs, liegt $1\frac{1}{2}$ M. von der Südsee, vom Rimac durchflossen, auf der sanft am Meere aufsteigenden, wenig fruchtbaren Ebene, welche amphitheatralisch von Zweigen der Cordillera umfaßt wird. Der obere Theil ist mit einer Backsteinmauer umgeben, durch welche sieben Thore und zwei Eisenbahneingänge führen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat rechtwinkelig sich schneidende, zum Theil mit Kanälen versehene, mit Gas erleuchtete, aber schmuzige Straßen. Die Häuser, aus Holz und Backstein oder Lehm erbaut, sind größtentheils nur einstöckig, aber vielfach von weitem Umfange. Durch zahlreiche Brunnen und Fontainen sowie seit 1857 durch eine Wasserleitung wird die Stadt mit Trinkwasser gut versorgt. L. hat 33 größere und kleinere Plätze, darunter den großen Hauptplatz (Plaza de Armas), der von der Kathedrale, öffentlichen Palästen, Privatgebäuden und Arkaden umgeben und in der Mitte mit einem großartigen Springbrunnen versehen ist. Die Kathedrale, 1535 von Francisco Pizarro gegründet, doch erst nach 90 J. vollendet, 1746 durch Erdbeben zerstört und bis 1758 neu aufgeführt, ist ein großes und schönes Gebäude im Renaissancestil. Außerdem besitzt die Stadt noch 62 Kirchen und Kapellen, darunter eine Menge zum Theil aufgehobener Klöster. Unter den Klöstern ist das größte das der Franciscaner, das schönste das der Dominicaner, in dessen Kirche die glänzendsten Feste der Nuestra Señora de Barbaneda im Sept. acht Tage lang gefeiert werden. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: die 1576 erbaute Universität mit dem Sitzungssaale der Deputirten, dem Secretariat und Archiv des Congresses und dem Versammlungssaal der Medicinischen Gesellschaft; das weitläufige Münzgebäude, das alte Zollhaus, jetzt in eine Normalschule umgebaut, das ehemalige Jesuitencollegium und vor allem das prachtvolle Strafgefängniß, welches 1856—63 erbaut und nach nordamerik. Muster eingerichtet ist. An öffentlichen Denkmalen hat die Stadt eine in München aus Bronze gegossene Reiterstatue Bolivar's und die in Italien gearbeitete Marmorstatue des Columbus. L. zählte 1820 (vor der Revolution) 64000, 1830 nur 54618, dagegen 1859 100341 E. Die Zahl der Weißen, Creolen und Fremden beträgt kaum ein Viertel der Bevölkerung; ein Viertel bilden Neger, den Rest Indianer und Mischlinge. Die Weißen sind überwiegend Kaufleute, Grund- und Grubenbesitzer, Beamte, Gelehrte, Künstler u. s. w. Der Großhandel und selbst das Detailgeschäft befinden sich ganz in den Händen der Fremden (Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche). L. ist der Sitz der Regierung, des Erzbischofs und des höchsten Gerichtshofs von Peru sowie eines Obergerichts für mehrere Departements. Es gilt immer noch als die reichste Stadt im ganzen span. Südamerika und bildet einen der bedeutendern Mittelpunkte für den Handel Perus, der jährlich für etwa 10 Mill. Pesos fremde Waaren einführt, von denen der größte Theil (etwa

8 Mill.) in der Stadt selbst consumirt wird. Dagegen fehlt der Export, da die Stadt eigentlich nichts fabricirt. Ihr Hafen ist Callao (s. d.), durch den sie mit allen Häfen der Südsee und Europas in Verbindung steht. Die wissenschaftlichen Institute L.s sind wenig zahlreich und nicht ausgezeichnet. Die Universität San-Marcos, 1551 von Kaiser Karl V. errichtet, nach ihrer Reform von 1614 die berühmteste Amerikas, kann fast als aufgehoben gelten. Außerdem bestehen zwei Fachschulen, die 1810 gestiftete Medicinische Schule mit 17 Professoren, und das Collegium von San-Carlos (ein ehemaliges Jesuitencollegium) für Philosophie, Jurisprudenz und Naturwissenschaften. Für das Studium der Theologie besteht seit 1591 das erzbischöfl. Seminar von Santo-Toribio (ein Franciscanerkloster) mit 11 Professoren und etwa 200 Alumnen. Auch wurde 1864 von der Regierung ein Institut für Künste und Gewerbe eröffnet. Außerdem gibt es eine Normalschule, eine Militärschule, eine Entbindungsanstalt, eine Mittelschule und etwa 40 gewöhnliche, theils Privat-, theils öffentliche Schulen. Von den Bibliotheken ist nur die Nationalbibliothek (mit dem Nationalmuseum für peruanische Alterthümer und Naturalien) bedeutend. Zahlreich und zum Theil großartig sind die noch aus früherer Zeit bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein Findel- und Waisenhaus, eine Irrenanstalt u. s. w. Trotz der Bigoterie lebt die Bevölkerung sehr verschwenderisch und genußsüchtig. Hauptvernügungen sind die vielen kirchlichen Feste, die Stiergefechte in einem Circus, der 10000 Zuschauer faßt, das Theater, die Hahnenkämpfe in dem Circo de Gallos, die Corsos auf den Promenaden. L. wurde 1535 von Francisco Pizarro unter dem Namen Ciudad de los Reyes gegründet und erhielt erst später seinen jetzigen Namen von dem Flusse Rimac. Von 1582—1828 hatte es mehr als zwanzigmal bedeutende Erdbeben zu bestehen; leichtere Erderschütterungen zählt man durchschnittlich acht im Jahre. Am furchtbarsten war das Erdbeben vom 28. Oct. 1746, wo von den 60000 E. gegen 5000 unter den Trümmern begraben wurden. Zwei Eisenbahnen gehen jetzt von L. aus, eine, 1,8 M. lang, nach Callao, seit 1851, die andere, 2 M. weit, nach dem hauptsächlich des Hazardspiels wegen besuchten vornehmen Seebade Chorillos, seit 1859. Eine dritte ist projectirt nach der 28 M. im O., in 10000 F. Seehöhe gelegenen Stadt Jauja. Vgl. Fuentes, «L., esquisses historiques, statistiques etc.» (Par. 1866).

Liman wird, besonders im Gegensatz zur Delta- und Haffbildung, die eigenthümliche, oft zu einem breiten Meeresarm erweiterte Mündung eines Flusses genannt, der gewöhnlich noch zahlreiche kleine Inseln und Werder vorliegen. Diese Form kommt besonders häufig im nördl. und südl. Rußland bei den arktischen Strömen und bei den Flüssen des Schwarzen und Asowschen Meeres vor. So bilden Don, Dnjepr und Bug, ferner Onega, Dwina, Mesen, Petschora, Ob, Jenisei u. s. w. solche L., und auch der Ostseefluß Newa, sowie die beiden Flüsse des Großen Ocean, der Anadyr und Amur, sind als Flüsse mit L. zu betrachten, während die Deltabildung besonders den Hauptzuflüssen des Mittelmeeres und außerdem dem Rhein, der Donau und den Flüssen des Kaspischen und Aralsees sowie einigen südasiat. Strömen eigen ist.

Limburg, ein ehemaliges Herzogthum, grenzte nördlich und östlich an Jülich, westlich und südwestlich an das Hochstift Lüttich, von dem es durch die Maas geschieden wurde, und südöstlich an Luxemburg. Außer den Gebieten der Aemter Baelen, Herve, Montzen, Walhorn, Sprimont begriff es noch unter dem Namen Pays d'Outremeuse die Grafschaften Daelhem, Falkenberg und Rolduc. 1530 trat auch die lüttticher Stadt Mastricht hinzu. Durch den Münsterschen Frieden wurde L. zwischen den Generalstaaten und Oesterreich so vertheilt, daß Daelhem und Falkenberg an erstere fielen. Nach Vereinigung der Niederlande mit Frankreich 1794 bildeten die Aemter L. und Daelhem und ein Theil Lüttichs das Depart. Ourthe, während die übrigen Theile des Landes nebst andern Stücken Lüttichs und Gelderns zum Depart. der untern Maas geschlagen wurden. Nach 1814 bildete letztgenanntes Departement unter dem Namen L. die dritte Provinz des Königreichs der Niederlande. 1830 schloß sich dieselbe mit Ausnahme von Mastricht der belg. Revolution an und blieb mit Belgien vereinigt, bis 1839 infolge der Annahme des Tractats vom 15. Nov. 1831 eine Theilung der Provinz L. in der Weise vorgenommen ward, daß der auf dem rechten Ufer der Maas liegende Landstrich nebst der Stadt und Festung Mastricht, sowie die Aemter Weert, Haelen, Horn, Kessel, Horst u. a. auf dem linken Ufer an Holland zurückfielen. Zur Entschädigung für den 1839 von den Niederlanden an Belgien abgetretenen Theil des zum Deutschen Bunde gehörigen Großherzogthums Luxemburg wurde das holländische L., ausschließlich der Gemeinden Mastricht und Venloo, mit Luxemburg (doch nur in militärischer Beziehung) als deutsches Bundesland verbunden. — Die holländ. Provinz L. zählt auf 40,2 Q.-M. 221510 meist kath. E. und zerfällt in die zwei Bezirke Mastricht und Roermond. Es ist im allgemeinen fruchtbares Land, hat aber gegen Norden,

westlich von der Maas, viele Heide- und Torfgegenden. Die Städte sind Maſtricht (ſ. d.), Roermond (8144 E.), die Festung Venlo (7402), Weert (6843) und Sittard (4783); an Dorfgemeinden bestehen 120. — Die belg. Provinz L., die kleinste Provinz des Königreichs, zerfällt in die drei Bezirke Haſſelt, Tongern und Maaseyck, umfaßt ein Areal von 241238 Hektaren (43,94 Q.-M.), mit 199705 E. in 199 Dorfgemeinden und 4 Städten, nämlich der Hauptstadt Haſſelt mit 9964, St.-Truyen (St.-Trond) mit 11683, Tongern mit 7168 und Maaseyck mit 4581 E. Hauptinduſtriezweige sind Branntweinbrennereien, Zuckerſiedereien und Strohhutfabriken. Ackerbau und Viehzucht stehen in großer Blüte. Im Mittelalter bestand L. als besondere Grafschaft, als deren erster Inhaber 1071 Heinrich, Schwiegersohn Friedrich's von Luxemburg, Herzogs von Nieder-Lothringen, genannt wird. Dessen Sohn, Heinrich (gest. 1119), Erbe beträchtlicher Güter im Luxemburgischen, wurde von Kaiser Heinrich IV. zum Herzog von Nieder-Lothringen erhoben und scheint auch von da ab den Titel eines Herzogs von L. geführt zu haben. 1282 trat Adolf, Nachfolger seines Oheims Waleram IV., seine Rechte auf L. an Herzog Johann I. von Brabant ab. Waleram's Schwiegersohn, Herzog Reinold I., Graf von Geldern, legte Ansprüche ein; allein die denkwürdige Schlacht von Woeringen (1288) entschied den Streit zu Gunsten Brabants, mit dessen Geschichte L. von nun an verflochten ward.

Limburg, früher Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, später zum lütticher Gebiet geschlagen und jetzt zum Bezirk Verviers der letztgenannten belg. Provinz gehörig, mit den Ruinen eines ehemals festen Schlosses, liegt malerisch auf dem Gipfel und am Fuße eines steilen Felsens am Vesdrefluß, zählt nur noch 2085 E. und besitzt nicht unansehnliche Fabriken in feinen Tuchen. Am bekanntesten ist L. durch den nach ihm benannten Limburger Käse, der sehr weit versendet, aber mehr noch im benachbarten Städtchen Herve bereitet wird.

Limburg an der Lahn, Hauptstadt eines Amtes im ehemaligen Herzogthum Nassau, links an der von einer Brücke aus dem J. 1315 überspannten Lahn und an der Eisenbahn 4½ M. oberhalb Ems gelegen, ist Sitz des kath. Landesbischofs und dessen Domkapitels und zählt (1864) 4269 E. Die Stadt hat ein kath. Priesterseminar und eine Realschule, eine Tabacks-, eine Tuch- und eine Maschinenfabrik, bedeutende Töpfereien, drei Ziegelbrennereien, einen Marmorbruch mit zwei Werkstätten und zehn Mühlen verschiedener Art sowie auch einigen Handelsbetrieb. Außer drei andern Kirchen besitzt sie den malerisch auf einem Felsvorsprung über der Lahn mit fünf Thürmen sich erhebenden Dom zu St.-Georg, früher Collegiatstift. Derselbe ist einer der schönsten, im Uebergangsstil des 13. Jahrh. gebauten und steht an Stelle der von Konrad I. gegründeten Kirche, welcher hier ein Denkmal hat, aber in Fulda starb und dort in der Klosterkirche begraben liegt. L. war im Mittelalter viel bedeutender und ein Mittelpunkt des Geschäftslebens; der Ort konnte zu Heinrich's IV. Zeit 2000 streitbare Männer zu Roß stellen. Die Stadt hat eine interessante handschriftliche Chronik über ihre Geschichte. Diese Limburger Chronik ist nach einer nicht hinlänglich beglaubigten Angabe von Johann Gensbein, Schreiber der Stadt L., verfaßt, welcher 1336 das Werk begonnen und noch 1402 im Alter von 85 J. gelebt haben soll. Georg und Adam Emmel lieferten Fortsetzungen. Später wurde das Werk von Johann Mechtel bis 1612 fortgeführt, der einen Tilemann Emmel als Verfasser des ersten Theils nennt. Die Chronik ist von besonderer Wichtigkeit für die Sittengeschichte des 14. Jahrh. und hat mehrere in jener Zeit gangbare Volkslieder aufbewahrt. Herausgegeben wurde sie zuerst durch Faust von Aschaffenburg (Worms 1617 und Heidelb. 1619), zuletzt von Vogel (Marb. 1826; neue Aufl. 1828).

Limbus, d. i. Gürtel oder Umgrenzung, heißt nach röm.-kath. Lehrbegriffe einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei voneinander getrennte Theile, in den limbus patrum und den limbus infantum. In jenem, welcher auch Abraham's Schos genannt wird, befanden sich die heiligen Menschen des Alten Bundes; in diesem befinden sich die ungetauften Christenkinder. Jener ist seit der Höllenfahrt Christi leer und geschlossen; dieser füllt sich nach der entgegengesetzten Meinung der Dogmatiker entweder bleibend zur Verdammniß oder von ihr übergehend zur Seligkeit.

Limerick, eine Grafschaft in der irländ. Provinz Munster, ist im N. durch den Shannon von Clare getrennt, grenzt im W. an Kerry, im S. an Cork, im O. an Tipperary und zählt auf 50 Q.-M. im J. 1861 nur noch 215609 E. (wovon 95 Proc. katholisch), während die Bevölkerungszahl 1851 sich auf 262132 und 1841 auf 330029 belief. Der größte Theil des Landes ist eine wellenförmige fruchtbare Kalksteinebene, in welcher sich das Goldene Thal (Golden Vale) im O. und die Landschaft Corcassins am Shannon durch unübertrefflich guten Boden auszeichnen. An den Grenzen treten Gebirge auf, im NO. die Slieve-Felim-Mountains, im

SO. die Galty-Mountains mit dem 2915 F. hohen Galtymore, im S. die Ballihowra-Mountains mit dem 1600 F. hohen Seetin und im SW. die Mullaghareir-Mountains. Die wichtigsten Nebenflüsse des Shannon sind der Mulkear, Maigue und Deel. Von der Bodenfläche kommen 18 Proc. auf Ackerland, 13 auf Kleefelder und Wiesen, 46 auf Weiden. Man erntet viel Weizen und Hafer, zieht und mästet das beste Rindvieh Irlands sowie auch Schafe, Hammel und Schweine. Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen kommen vor, aber nur letztere werden ausgebeutet; außerdem bricht man Bausteine und schönen Marmor. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, zwei andere die Municipal- und Hauptstadt L., welche im Hintergrunde der 14 M. langen Mündungsbucht des Shannon in flacher Gegend liegt und durch Eisenbahnen einerseits mit Tipperary und so mit Dublin, Cork und Waterford, andererseits mit Foynes am Shannon sowie mit Ennis und Killaloe in Clare verbunden ist. Auf beiden Ufern des Shannon und auf der von diesem gebildeten Königsinsel (Kings-Island) erbaut, besteht die Stadt aus drei durch sieben Brücken miteinander verbundenen Theilen. Auf der Insel liegen Englishtown und Irishtown, die ältesten Theile, mit engen, schmuzigen Straßen und armer Bevölkerung, auf dem linken Ufer die Neustadt oder Newton-Pery (Pery ist der Familienname des Earl von L.) mit breiten, geraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, schönen Kais, hübschen Häusern, glänzenden Kaufläden und der Säulenstatue des Lord Monteagle auf einem großen Platze. L. ist der Sitz eines anglikanischen und eines kath. Bischofs und hat außer der prot. und der kath. Kathedrale noch 17 Gotteshäuser der verschiedenen Confessionen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die Gerichtshalle, das Zollhaus, die Börse, die Sparkasse, das Grafschaftsgefängniß, das Hospital, der bischöfl. Palast und vier Kasernen aus. Es bestehen in L. eine Blinden- und eine Irrenanstalt, ein Industriehaus, eine Versorgungsanstalt und andere milde Stiftungen, eine Handelskammer, eine Kunstschule, ein literarisches Institut mit großer Bibliothek, eine Medicinische und eine Ackerbaugesellschaft. Die Zahl der Einwohner belief sich 1841 auf 48391, war 1851 auf 53498 gestiegen, aber 1861 wieder auf 44626 herabgesunken. Gleichwol ist L. nach Dublin, Belfast und Cork die volkreichste und auch in industrieller und commercieller Beziehung mit die bedeutendste Stadt Irlands, die größte im W. der Insel. Die Industrie liefert hauptsächlich Spitzen und feine lederne Handschuhe, deren Fabrikation jedoch abgenommen, da die sog. Limerick gloves jetzt hauptsächlich aus Cork kommen. Ferner hat die Stadt viele Kornmühlen, Bierbrauereien und Whiskybrennereien, auch Gerbereien, Eisengießereien und Schiffbauplätze. Der Hafen ist 4800 F. lang und 450 F. breit. Schiffe von 600 Tons legen unmittelbar an den Kais an. Die Verbesserungen im Bett des Shannon und die Dampfschiffahrt auf demselben sind für die Stadt von großer Bedeutung geworden. 1860 gehörten zu dem Hafen 53 Schiffe von 7932 Tons. L. wurde im 9. Jahrh. vom Norweger Ivor gegründet, und noch im 12. Jahrh. gab es normann. Könige daselbst. Es war ehemals ein bedeutender Kriegsplatz, wurde 1174 von den Engländern, 1651 von den Parlamentstruppen nach tapferm Widerstande erobert, 1690 vergeblich von König Wilhelm III. belagert und ergab sich erst 1691 an den General Ginckel nach einer für die Katholiken vortheilhaften Capitulation, den sog. Artikeln von L.

Limfjord, s. Liimfjord.

Limoges, die Hauptstadt des franz. Depart. Ober-Vienne und der ehemaligen Provinz Limousin, amphitheatralisch auf und an einem Hügel sowie an der dreifach überbrückten Vienne und der Eisenbahn (Orleans-Bordeaux) gelegen, ist ein unregelmäßig und enggebauter Ort, mit abhängigen Straßen, über welche die Dächer weit hinragen, und wurde erst in neuerer Zeit durch Abtragung der alten Thürme und Mauern und Anlage von Boulevards freundlicher und luftiger gestaltet. Die Stadt ist der Hauptort der 21. Militärdivision und der Sitz eines Bischofs, eines kaiserl. Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Handelskammer und eines Gewerberaths und zählt (1861) 51053 E. Von ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die schöne, am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. aus Granit erbaute, aber nicht vollendete Kathedrale (St.-Etienne), die durch ihren kühnen Glockenthurm berühmte Michaeliskirche, der 1787 vollendete bischöfl. Palast aus Granit mit herrlichen Terrassengärten, das schöne Bankgebäude, das große allgemeine Hospital, der bizarre Justizpalast, das 1838 auf der Stelle der alten berühmten Abtei St.-Martial erbaute Theater sowie der Bahnhof. Auch hat der Ort interessante mittelalterliche Bauten aufzuweisen, wie das Templerhaus, das Grab des Herzogs Waifar von Aquitanien und die schöne Fontaine d'Igoulène. Merkwürdig sind außerdem die unterirdischen Zellen und Gewölbe in der Stadt.

L. besitzt ein kaiserl. Lyceum, ein theol. Seminar, eine Vorbereitungsschule für Mediciner und Pharmaceuten, eine Bibliothek, eine Bildergalerie u. s. w., Gesellschaften für Archäologie und Geschichte von Limousin, für Ackerbau und Gartenbau, für Medicin und Pharmacie sowie einen philharmonischen (Cäcilien-)Verein. Auch besteht hier ein Gestüte, ein Strafgefängniß, ein Zuchthaus, eine Besserungsanstalt für Frauen, mehrere Krankenhäuser, eine Irrenanstalt u. s. w. Im Juni werden bei L. die Pferderennen für die nächsten Departements gehalten. Die Stadt hat bedeutende Porzellanmanufacturen, welche an 6000 Arbeiter beschäftigen, Woll- und Baumwollspinnereien, berühmte Fabriken in Tuch, Kasimir und Flanell sowie in allerlei andern Wollzeugen, in Halbwollwaaren (Droguets), in sog. Englischen Leder (Cuirs de laine) u. s. w. Außerdem fertigt man Wachslichte, Handschuhe, Hüte, Papier, Seilerwaaren, Holzschuhe (Sabots) und unterhält Hohöfen, Nagel- und Messerschmieden, Wachsbleichen, Bierbrauereien, Brennereien, Gerbereien. Bedeutend ist ferner die Buchdruckerei und der Buchhandel. Zudem bildet L. einen wichtigen Stapelplatz für den Handel zwischen Paris und Südfrankreich und treibt mit den genannten Industrieerzeugnissen sowie mit Getreide, Kastanien, Wein, Pferden, Schlachtvieh und sonstigen Landesproducten einen ansehnlichen Handel. Die im 14. bis zum 18. Jahrh. hier blühende Kunst des Emaillirens, die Verfertigung der unter dem Namen Limosinen (s. d.) berühmten Emaillearbeiten hat dagegen ganz aufgehört. L. ist das Augustoritum der Römer, im Lande der gallischen Lemovices, war zur Kaiserzeit eine der schönsten Städte Galliens, ein Knotenpunkt mehrerer Hauptstraßen, hatte ein Amphitheater und weist noch jetzt Ueberreste aus der Römerzeit auf. Später erhielt die Stadt den Namen Lemovica. Sie ist einer der ältesten Mittelpunkte des Christenthums in Gallien, blieb dem Katholicismus beständig treu, lieferte der Kirche 4 Päpste und 60 Heilige und besaß vor der Revolution über 40 Klöster.

Limonade (franz.), ein kühlendes Getränk, welches seinen Namen von dem Worte Limone, der ital. Benennung der Citrone, führt und aus frischem Wasser besteht, das mit Limonen- oder Citronensaft und Zucker, je nach dem Geschmack, versetzt wird. Dasselbe wurde um 1630—33 zuerst in Italien öffentlich verkauft. Von dort aus verbreitete sich das Getränk über das ganze südl. Europa. Nach Deutschland gelangte es zunächst von Frankreich aus. In neuerer Zeit hat man den Namen L. auch auf andere kühlende Getränke übertragen, bei denen der Citronensaft theils durch andere Fruchtsäfte (Himbeeren, Kirschen, Johannisbeeren, Erdbeeren) ersetzt, theils anstatt des reinen Wassers kohlensaure oder mineralische Wässer angewendet werden. Zur größern Abkühlung pflegt man auch Eis beizufügen. Die neuerdings fabrikmäßig hergestellten Limonaden-Essenzen bestehen aus mit Zucker angemachten Fruchtsäften, die, behufs rascher Herstellung des Getränks, in angemessener Quantität nur mit Wasser vermischt zu werden brauchen.

Limonen, s. Citrone.

Limosinen oder Limousinen heißen die altfranz. Emaillen nach dem Fabrikorte Limoges, wo sie seit dem 13. Jahrh. zu solcher Ausbildung und Berühmtheit gelangten, daß sie schlechtweg «limousinische Arbeit» (opus de Limogia oder Limovicense) genannt und in ganz Europa gesucht wurden. Die ältesten Stücke, meistens einfache Platten mit figürlichen Darstellungen religiösen Inhalts zum Schmuck kirchlicher und häuslicher Andachtsgeräthe, galten sonst den Kunsthistorikern für byzant. Fabrikat und haben allerdings im Stil Aehnlichkeit damit, unterscheiden sich aber davon durch eine eigenthümliche Technik. Die byzant. Schmelzarbeit ist auf Gold oder vergoldetem Silber angebracht und «abgefacht» (cloisonné), wie sich die heutige Kunstsprache ausdrückt wegen der Fächer oder Zellen, die durch senkrechtes Auflöthen dünner Goldwände auf den Umrissen der in den Plattengrund radirten Zeichnung gebildet werden und bestimmt sind, die farbig geschwängerten Glasflüsse aufzunehmen, welche nachher an das Metall angeschmolzen und durch Schleifen zu einer glatten Fläche vereinigt werden, auf der die Goldwände als feine, glänzende Striche so zum Vorschein treten, daß sie zugleich die Grenzen der verschiedenen Emailfarben und die Umrisse der Zeichnung angeben. Im Gegensatz zu dieser vorzugsweise orient. Art von Schmelz wird die limousinische Gattung mit dem Namen «ausgehobenes Email» (émail champlevé) bezeichnet. Hier ist nämlich die Platte, durchgehends von Kupfer und von einer gewissen Dicke, mit dem Grabstichel ausgegraben («ausgehoben»). Auf diesem vertieften Grunde werden die zur Abgrenzung und Einrahmung jedes Farbentons bestimmten Metallstreifen vorspringend aufgesetzt, und das eingeschmolzene Email dient nur als Grund zu den Figuren, bei welchen der Umriß im Metall ausgespart, alles Detail mit dem Grabstichel gestochen und das Ganze durch eine starke Feuervergoldung brillanter gemacht ist. Fast alle limousinischen Schmelzwerke des 13. Jahrh. zeigen die Anwendung dieses leichtern und wohlfeilern Verfahrens, dem sie unstreitig ihre weite Verbreitung und Beliebtheit verdankten. Die zu-

nehmende Verfeinerung des Geschmacks und der bildenden Künste brachte sie aus der Mode, und an ihre Stelle traten im 15. Jahrh. die «gemalten Emaillen». Die ersten Arbeiten dieser Art erinnern im Stil der Zeichnung und in der Behandlung an die gleichzeitigen Glas- und Miniaturmalereien: sie erschienen theils als Illuminirungen mit glasartiger Transparenz, theils als Monochrome, grau in grau gemalt. Die Darstellung ist in einer einfachen, starkgezogenen, mit tiefen, wenig mannichfaltigen Farben ausgefüllten Umrißzeichnung gehalten und die Modellirung für die Schatten durch unterliegende Striche, für die Halbtöne durch Schmelzmasse und für die Lichter durch Goldschraffirung angedeutet. Die Technik hob sich sehr, als man in der Folge, vor aller Bemalung, die Metallplatte mit einem schwarzen Tone überstrich, denselben am Feuer härtete und damit eine Grundirung gewann, welche den Fortschritt von der Darstellung der Monochrome und von dem Ueberziehen einer Linearzeichnung mit eintönigen Farben zu einer vollständigen Malerei mit verschiedenartig gebrochenen Farbentönen ermöglichte. Jetzt war das Kupfer nur noch, was Holz und Leinwand bei der Oelmalerei sind, bloßes Substrat für die Arbeit des Künstlers, der, aller Handwerksfesseln ledig, seine ganze Geschicklichkeit darlegen, die verwickeltsten Scenen in Angriff nehmen und die Verfehlnisse eines ersten Hinwurfs verbessern konnte, indem er so vielmal überging und brannte, als die vollkommene Durchbildung seiner Arbeit es verlangte. Bis um 1530 wurde die Emailmalerei fast ausschließlich auf Abbildung von Andachtsgegenständen angewandt, wozu die einheimische oder die benachbarte Deutsche Schule die nöthigen Vorbilder lieferte, wie denn auf limousinischen Emaillen namentlich Nachbildungen nach Kupferstichen von Martin Schongauer und Albrecht Dürer vorkommen. Später beschränkten sich die franz. Emailleurs nicht mehr auf das Produciren von Gemälden größerer oder geringerer Dimension; sie lieferten auch Prachtgeräthe einer neuen Gattung: Schüsseln, Kannen, Schalen, Näpfe, Teller, Gefäße und Geschirre aller Art, in den zierlichsten Formen aus leichten Metallblättern verfertigt, worauf mannichfache Malereien eingebrannt sind. Diese franz. Emaillen reihen sich somit den ital. Majoliken als ein nahe verwandter Kunstzweig an, um so mehr, als die limousinischen Schmelzer manchmal, wie die pesaresischen Töpfer, ihre Werke ganz auf weißem Schmelzgrunde ausführen, auch mit ebenso richtigem Verständniß weniger auf zarten Farbenwechsel als auf vollkommene Umrisse und kräftige Rundung ausgehen und dieselben Gegenstände der Darstellung behandeln. Die Anwesenheit der ital. Künstler am Hofe Franz' I. und die Zugänglichkeit der Kupferstiche Marcantonio's und seiner Schule brachten nämlich eine neue Richtung in die limoger Ateliers, wo der ital. Renaissancestil überwiegenden Einfluß erlangte und ebenso, wie in den Majolicafabriken zu Urbino, Werke Rafael's und anderer großer Maler Italiens häufig zu Musterbildern genommen wurden. In neuester Zeit werden die alten limousinischen Emaillen, die incrustirten sowol als die gemalten, eifrig gesucht. Alle europ. Museen und zahlreiche Privatcabinete haben ihnen einen Ehrenplatz eingeräumt, und bei der starken Nachfrage danach auf dem Kunstmarkte steigen die Preise zu einer fabelhaften Höhe, wenn es sich um vorzügliche Stücke aus der Blütenperiode dieses Kunstbetriebs, aus der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrh., handelt. Die berühmtesten und geschätztesten Emailmaler der genannten Zeit sind: Léonard Limosin, der, nach der gewöhnlichen, jedoch gefälschten Annahme, den L. den Namen gegeben haben soll und auch lange als Stifter der Limoger Schule galt, aber blos erster Director der von Franz I. in Limoges gegründeten königl. Emaillenfabrik war; drei Jean Péricaud, Pierre Reymond, drei Courtey und Jean Court, genannt Vigier. Im 17. Jahrh. hatte die alte limousinische Emaillirkunst noch an verschiedenen Künstlern aus den Familien Nouailher und Laudin leibliche Vertreter, gerieth aber völlig in Verfall, als 1632 der Goldschmied Jean Toutin in Paris eine neue Art der Emailmalerei (s. Email) aufbrachte, die sich bald zu einer besondern Vollkommenheit ausbildete und kleine Gemälde, hauptsächlich Portraitmedaillons, meist auf Silber, oft auf Gold, in den zartesten, weichsten Uebergängen der Farbe ausführte. Vgl. Texier, «Essai historique sur les émailleurs de Limoges» (Poitiers 1843); Graf Laborde, «Notice sur les émaux exposés dans les galeries du Musée du Louvre» (Par. 1857).

Limousin oder Limosin, eine ehemalige Grafschaft und Provinz im mittlern Frankreich, zwischen der Marche im N., Auvergne im O., Guyenne im S. und W. gelegen, in Ober-L. im SO. und Nieder-L. im NW. getheilt, entspricht im ganzen den zwei jetzigen Depart. Ober-Vienne und Creuse und hatte zur Hauptstadt Limoges (s. d.). Die Limousins beschäftigen sich mehr mit Viehzucht und Gewerben als mit Ackerbau und sind als ein rechtschaffenes, sanftes, thätiges und geistreiches Gebirgsvolk bekannt. Die Limousinische Mundart, voll Anmuth und Natürlichkeit, bündig, reich an Sinnsprüchen, in satirischen Gesprächen sich gefallend, aber

der Würde ermangelnd, verbreitete sich in den Landschaften Marche, Touraine, **Berri**, Ober-Poitou, Périgord, Angoumois und Saintonge.

Linăria, Leinkraut, nannte Tournefort eine zur 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Löwenmaul (s. Antirrhinum) durch die gespornte Blumenkrone unterscheidet. Viele Arten, namentlich das gemeine Leinkraut oder der Frauenflachs (L. vulgaris Mill.), haben schmale, flachsähnliche Blätter, wovon der Name. Diese allenthalben auf bebautem Boden, in Steinbrüchen, an Rainen, Waldrändern u. s. w. wachsende Pflanze, welche dichte Blütentrauben und hellgelbe Blumen mit orangegelbem Gaumen besitzt, war ehedem officinell, indem man ihre Blätter (Herba Linariae) als zertheilendes und schmerzstillendes Mittel (in Form von Breiumschlägen) äußerlich, namentlich bei Hämorrhoidalgeschwülsten, anwendete. Von den sehr zahlreichen Arten dieser Gattung, deren meiste in den Mediterranländern wachsen, werden mehrere als Zierpflanzen angebaut, so die niedliche ausdauernde L. alpina Mill. aus den Alpen, mit blau- und gelbgescheckten Blumen, und die in Westspanien und Portugal einheimische L. triornithophŏra Mill., ein breitblätteriges Sommergewächs mit prächtigen, sehr großen violetten Blumen.

Lincoln, nach Yorkshire die größte, in Bezug auf Fruchtbarkeit und Landwirthschaft die erste Grafschaft Englands, liegt zwischen dem Aestuarium des Humber und dem Wash an der Nordsee, zählt auf 130,57 Q.-M. 412246 E. und zerfällt in die drei Districte Lindsey, Kesteven und Holland, welche zusammen 33 Hunderte und 629 Kirchspiele enthalten. Lindsey reicht vom Foß Dyke, einer Bucht des Wash, und dem Flusse Witham nordwärts bis an den Humber und umfaßt die volle Hälfte der Grafschaft, indem dazu auch die längs der Küste von der Trent, Idle und Don gebildete Insel Ancholme gehört, eine beträchtliche Strecke Marsch- und Fen- oder Sumpflandes. Kesteven, meist trocken und fruchtbar, nimmt den südwestl., Holland den südöstl. Theil am Wash ein. Der letztere District hat fast nur Marsch- und Moorboden, jenen nahe am Meere, diesen weiter landeinwärts, und erfordert gegen die Einbrüche des Meeres und die Ueberschwemmungen der Flüsse Glen, Welland u. a. mächtige Uferbauten. An einigen Stellen sind die Marschen und Fens oder Moorgründe noch in ihrem ursprünglichen Zustande, an den meisten aber ist es gelungen, sie durch Entwässerungsgräben und Drainagewerke zu den fruchtbarsten Gefilden und trefflichen Viehweiden zu machen. Jenseit der Fens erhebt sich der Boden zu schwachen Wellenformen, besonders im nördl. Theile von L., wo die sog. Wolds einen mäßigen Höhenzug der Kreideformation mit steilem Abfall gegen Westen bilden. Von landschaftlichen Schönheiten findet sich freilich hier keine Spur, und außerdem ist das Wasser salzig, das Klima feucht und ungesund. Dagegen hat L. reichliche Ernten an Weizen, Hafer, Gerste, Kohl, Turnips u. s. w. und liefert mehr Rind- und Schöpsenfleisch als irgendeine andere engl. Grafschaft. Das Lincolnschaf ist ungehörnt, hat langes Vlies und weißen Kopf und liefert mit dem von Kent und Leicester die beste engl. Langwolle. Die Rinder von L. sind groß und schwer, die Pferde allgemein gesucht. Auch die Federvieh-, namentlich die Gänsezucht ist sehr ansehnlich. Dagegen sind die ehemaligen Fabriken fast gänzlich eingegangen, die Manufacturen von sehr geringer Bedeutung. Unter den genannten Flüssen ist der Witham von Boston, 8¼ M. weit, bis nach der Hauptstadt L. schiffbar gemacht, und von dort führt der noch aus der Römerzeit stammende Foß Dyke oder die Foßnavigation in die Trent, sodaß eine für den innern Verkehr sehr wichtige Wasserstraße zwischen dem Wash und Humber stattfindet, welche durch mehrere Seitenkanäle erweitert wird. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete in das Parlament, neun andere werden von fünf Städten gewählt. — Die Hauptstadt L., Municipalstadt, Parlamentsborough und City als Sitz eines anglikanischen Bischofs, an der Eisenbahn, 28,6 M. im N. von London, am Witham, an und auf einem 475 F. hohen Hügel gelegen, das Lindum oder Lindum Colonia der Römer, im ganzen eng gebaut, wiewol im obern Stadttheile viele schöne Gebäude enthaltend, ist ein guterhaltener Ort des Mittelalters, gleichsam ein Pfropfreis sächs. Alterthümer auf römische, normannischer auf sächsische, ein verkörperter Ausdruck der engl. Geschichte. Besonders merkwürdig ist die Stadt durch ihre auf dem steilen Hügel herrlich gelegene Kathedrale, nach dem Dom von York die größte Englands, 1086—1324 im normann.-goth. Stile in Gestalt eines Doppelkreuzes erbaut, mit zwei 180 F. hohen viereckigen, stumpfen Vorderthürmen und einem 300 F. hohen Mittelthurm, welcher eine 108 Ctr. schwere Glocke, den «großen Tom von L.», enthält. Ueber der Hauptthür sitzen 11 normann. Könige von Stein in Lebensgröße, während dieselbe Seite mit unzähligen Verzierungen von Pfeilern, Laubwerk, Thieren und Menschenköpfen geschmückt ist. Das Innere ist ausgezeichnet durch einen schönen

Chor mit herrlichem Schnitzwerk aus dem 14. Jahrh., eine mächtige Orgel, viele Grabmäler, schlanke goth. Pfeiler sowie durch herrliche Statuen. Außer der Kathedrale ist ein altes Thor, Newport-Gate, merkwürdig, eins der interessantesten und am besten erhaltenen Römerwerke in England. Auch stehen noch die Ringmauern des röm. Castrums, und im Hofe des Kreuzgangs der Kathedrale sieht man ein ausgegrabenes Römerbad mit schöner Mosaik. Nach den Römern, in den stürmischen Zeiten der Heptarchie und der normann. Einfälle war L. die Residenz der Könige von Mercia, doch datirt seine Bedeutung erst aus der Zeit Wilhelm's des Eroberers, des Erbauers der festen Wilhelmsburg, deren Größe und Stärke die noch vorhandenen Trümmer bezeugen. L. hatte zur Zeit seiner Blüte mindestens 50 Kirchen (jetzt nur noch 13, ohne die der Dissenters); der Sprengel des Bischofs war der weiteste und einer der reichsten in England. Von allen diesen Herrlichkeiten ist verhältnißmäßig nur wenig geblieben. Das alte Schloß gegenüber der Kathedrale enthält jetzt die Grafschaftshalle und das Gefängniß; das Rathhaus ist ein alter goth. Bau. Die Stadt hat ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Alterthumsmuseum, eine kleine Bibliothek, ein Theater. Sie ist noch immer ein bedeutender Ort von 20999 E., treibt lebhaften Handel in Korn, Kohlen und Holz, hat große Korn- und Knochenmühlen, Gerbereien, Brauereien, Malzhäuser und Maschinenfabriken. Auch finden hier jährlich große Pferdemärkte statt.

Lincoln (Abraham), der 16. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 12. Febr. 1809 in einem Blockhause in Hardin-County im Staate Kentucky, stammt von pennsylvanischen Quäkern ab, welche Generationen hindurch als Hinterwäldler an den Grenzen der Civilisation den Kampf mit den Elementen führten. L.'s Großvater war von Virginien nach Kentucky ausgewandert und hier 1784 von den Indianern ermordet worden. Sein Vater Thomas zog, als L. acht Jahre alt, nach Spencer-County in Indiana, wo er bis 1830 blieb. Hier verlebte L. seine Jugend als Ackerknecht, Bootsmann, Holzhacker und Ladengehülfe. Ein sechsmonatlicher Schulunterricht war alles, was ihm als Erziehung geboten wurde. Im Alter von 19 J. trat er zum ersten mal in die Welt, indem er als Bootsmann den Mississippi herab nach Neuorleans fuhr. Als die Familie sich 1830 in Macon-County in Illinois niederließ, baute L. das noch vorhandene erste Blockhaus, in welchem sie wohnte. Beim Ausbruche eines Indianerkriegs organisirte er 1832 eine Compagnie Freiwilliger und diente als Kapitän in dem kurzen Feldzuge gegen Black-Hawk. Nach seiner Rückkehr eröffnete er einen Kramladen in Neu-Salem und eignete sich nebenbei die Anfangsgründe des Wissens an. Doch fallirte er alsbald und beschloß nun, Advocat zu werden. 1836 ließ er sich, dürftig vorbereitet, als solcher in der Staatshauptstadt Springfield nieder, wo er sich rasch einen großen Ruf als Vertheidiger und in Jurysachen erwarb. Außerdem machte er sich durch Witz und Humor, Rechtschaffenheit und Umgänglichkeit sehr populär und sah sich schon 1834 von den Whigs in die Staatslegislatur gewählt, der er bis 1840 angehörte. 1847 trat er für Mittel-Illinois in den Congreß, und hier zeichnete er sich als Vertheidiger der Freibodenpolitik und des Wilmot-Proviso aus. Sein Name wurde jedoch erst in weitern Kreisen bekannt, als ihn 1858 die Republikaner seines Staats als Candidaten für den Vereinigten-Staaten-Senat gegen den damals in Illinois allmächtigen Senator Stephen A. Douglas aufstellten. Dieser Wahlfeldzug war eins der Plänklergefechte, welche dem drei Jahre später ausbrechenden Bürgerkriege vorausgingen. Douglas stellte die sog. Squatter-Souveränetätslehre auf und leugnete das Recht des Bundes, die Sklaverei in den ihm gehörigen Territorien zu verbieten. L. dagegen bekämpfte die Voraussetzung, als ob Sklaverei und Freiheit zwei gleichberechtigte Mächte seien, und bestritt, daß die Souveränetät des Volks so weit gehe, die Grundlagen alles Rechts verschieben und die Sklaverei sanctioniren zu dürfen. Wiewol L. wegen ungünstiger Eintheilung der Wahldistricte unterlag, führte er doch den Kampf mit Muth und Geschick und zeigte sich seinem Gegner gewachsen. Auf Grund seiner dargelegten Ansichten und Talente wurde er hierauf von den im Mai 1860 in Chicago zusammengetretenen Republikanern des ganzen Landes zum Präsidentschafts-Candidaten ernannt und auch 6. Nov. 1860 durch ein Pluralitätsvotum wirklich gewählt. Alle freien Staaten stimmten für L., mit Ausnahme von New-Jersey, dessen Votum getheilt war. Den Sklavenstaaten diente dieser Umstand als Vorwand, aus dem Bunde auszutreten und den schon vorbereiteten Bürgerkrieg zu beginnen. L. reiste 11. Febr. 1861 von Springfield nach Washington ab und mußte bei Nacht verkleidet durch Baltimore eilen, um einem dort auf ihn beabsichtigten Mordanfalle zu entgehen. In seiner am 4. März 1861 gehaltenen Antrittsrede suchte er vergeblich, den Süden von seinen guten Absichten zu überzeugen. Als 13. April die Streitkräfte von Südcarolina das im Hafen von Charleston gelegene Fort Sumter angriffen, erließ L. 15. April seinen ersten Aufruf für

75000 Freiwillige, und es begann der vierjährige blutige Bürgerkrieg, in welchem der Präsident der Bannerträger des freien Nordens wurde. Indessen faßte L. noch bis Ende 1862 den Conflict nicht in seiner principiellen Bedeutung, als Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei, sondern nur als ein civilrechtliches Verfahren, die Kriegführung aber als eine Art gerichtlicher Execution auf, welche den rebellischen Süden zum Gehorsam zurückbringen sollte. Nachdem ihn aber die Ereignisse und bessere Einsicht zur Proklamirung der Freiheit der Sklaven gezwungen, schritt er consequent fort und führte den Krieg im Geiste der Freiheit und bis zur gewaltsamen Niederwerfung der Rebellion weiter. 1864 von neuem zum Präsidentschafts-Candidaten ernannt, erhielt er diesmal die Stimmen sämmtlicher 25 an der Wahl theilnehmender Staaten, mit Ausnahme von New-Jersey, Delaware und Kentucky, und trat 4. März 1865 seinen zweiten Amtstermin an. Nachdem 3. April Richmond gefallen, hielt L. tags darauf seinen Einzug daselbst, von den Schwarzen enthusiastisch bewillkommt, und 9. April ergab sich auch Lee, der südl. Obergeneral. Der Sieg war hiermit glorreich errungen, und L. hatte begründete Aussicht auf eine glücklichere und ruhigere Zukunft, als ihn 14. April 1865 abends 9½ Uhr der Schauspieler J. Booth, ein fanatischer Südländer, während der Vorstellung in Ford's Theater in Washington durch einen Pistolenschuß ermordete. Seine Leiche wurde in großartigem Trauerzuge nach Springfield in Illinois gebracht, wo sie auf einem von der Nation angekauften Grundstücke ruht. L. war von tadelloser Reinheit des Charakters, großer persönliche Anspruchslosigkeit und seltener Redlichkeit des Wollens. Hiermit verband er einen gesunden, naturwüchsigen Humor, klaren Verstand und stets zutreffendes Urtheil, während er sich im Handeln vielfach zaudernd, oft sogar schwerfällig zeigte. So ließ er sich zwar nie von enthusiastischem Eifer fortreißen, noch zu extremen Maßregeln verleiten, aber er blieb oft hinter der öffentlichen Meinung zurück und wurde mehr von den sich überstürzenden Ereignissen getrieben, als daß er sie lenkte. Doch wich er von dem einmal gewonnenen Standpunkte nicht zurück und führte so mit uneigennützigem Pflichtgefühl die Sache seines Landes zu einem glücklichen Ende. Er kann nach Washington vielleicht der populärste und gefeiertste Amerikaner genannt werden.

Lind (Jenny), eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen unserer Zeit, geb. 6. Oct. 1821 zu Stockholm von Aeltern, die daselbst eine Lehranstalt unterhielten, lebte seit früher Jugend fast nur im Gesange, und eine jede Melodie, die an ihr Ohr schlug, wurde mit Sicherheit von ihr aufgefaßt, sodaß das Kind die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Ihre Neigung wuchs mit den Jahren, bis endlich im neunten Jahre eine frühere Tänzerin, Frau Lundberg, die Aeltern zu bewegen suchte, das Talent der Tochter der Bühne zuzuführen. Infolge dessen wurde Jenny, nach Ueberwindung von mancherlei Bedenklichkeiten, durch Aufnahme in die Theaterschule zu Stockholm für die dramatische Laufbahn bestimmt und von den Musiklehrern Croelius und Berg ausgebildet. Nachdem sie schon öfters komische Rollen, zum Theil für sie geschrieben, auf der schwed. Hofbühne mit Beifall ausgeführt, versetzte sie im Alter von 16 J. als Agathe im «Freischütz» das Publikum durch Gesang und Darstellung in Begeisterung. Ungeachtet des Beifalls, der fortan ihre Leistungen begleitete, fühlte sie sich doch selbst noch nicht auf der Höhe, und so ging sie 1841 nach Paris, um bei Garcia ihre Ausbildung zu vollenden. Dieser Meister versprach sich indeß keinen großen Erfolg von dieser Schülerin, zumal ihr Organ eine Zeit lang die Spannkraft verlor. Dennoch setzte Jenny ihre Studien mit größtem Eifer fort und brachte es dahin, daß ihr Meyerbeer, als er sie kennen lernte, sogleich Anerbietungen für Berlin machte. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande und ihr gegebenes Versprechen zogen sie aber nach einem Jahre nach Stockholm zurück, wo ihre Leistungen den höchsten Enthusiasmus hervorriefen. Auf Meyerbeer's Veranlassung kam sie im Oct. 1844 nach Berlin und fand auch hier eine Aufnahme, wie sie nur selten einer Sängerin zutheil geworden war. Vier Monate blieb Jenny in Berlin, und von hier aus verbreitete sich ihr Ruf durch Europa. Glänzende Anerbietungen von London und Paris wurden ihr gestellt, doch zog sie es vor, im März 1845 ihre Heimat wieder zu besuchen. Im Sommer desselben Jahres folgte sie der Einladung zu den Festen am Rhein, die dort der König von Preußen zu Ehren der Königin Victoria veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit trat die Künstlerin auch in Frankfurt a. M. und in Köln auf. Vom Nov. 1845 bis Ende März 1846 erfüllte sodann Jenny ihr neues fünfmonatliches Engagement an der königl. Bühne zu Berlin. Sie besuchte darauf Wien und fast alle größern Städte Deutschlands, überall denselben Enthusiasmus hervorrufend. 1847 betrat sie zum ersten mal die londoner Bühne und erntete dort wie in vielen andern Städten Englands ungemeinen Beifall. Nachdem sie im Mai 1849 in London zum letzten mal auf der Bühne aufgetreten, wandte sie sich nach Norddeutschland und Schweden und ging im August 1850 über England nach Nordamerika, wo sie in

Concerten, deren geschäftliche Leitung größtentheils Barnum besorgte, denselben Enthusiasmus erweckte wie in Europa. In Amerika vermählte sie sich 1851 mit dem talentvollen Pianisten und Componisten Otto Goldschmidt (geb. 1828 zu Hamburg), der, nachdem er in Leipzig auf dem Conservatorium der Musik unter Mendelssohn-Bartholdy in den J. 1843—46 studirt, sie in ihren Concerten in Amerika unterstützt hatte. Sie kehrte nach Europa zurück und nahm ihren zeitweiligen Aufenthalt in Dresden. Von hier siedelte sie nach Verlauf einiger Jahre nach London über, wo sie im allgemeinen nur noch selten und meist nur zu wohlthätigen Zwecken in Concerten auftrat. Unstreitig gehört Jenny L. zu den bedeutendsten Erscheinungen, die jemals an dem musikalischen Kunsthimmel geglänzt haben. Sie ist gleich ausgezeichnet durch den Zauber der Stimme wie durch die Kunst des Gesangs und die Großartigkeit der dramatischen Darstellung, und die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften wird unterstützt und gehoben durch den eigenthümlichen Adel ihres ganzen Wesens.

Lindau, eine ehemalige Freie Reichsstadt im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, ist am nordöstl. Ende des Bodensees auf zwei Inseln erbaut, aber mit dem Lande durch eine 1128 F. lange Holzbrücke und neuerdings (seit 1853) durch den imposanten Eisenbahn-Steindamm verbunden. Die in neuerer Zeit rasch aufgeblühte Stadt zählt 5248 E. (1864, gegen 4200 im J. 1858 und 4951 im J. 1861), darunter nur etwa ein Drittel Katholiken, und hat vier Kirchen, ein königl. Schloß, eine Lateinische Schule und eine Gewerbs- und Handelsschule. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle für die Bewohner bildet der Handel, insbesondere die Spedition. Auch werden Obst, Wein, Kirschgeist, Fische, Getreide, Schmalz und Käse in beträchtlichen Quantitäten verführt. Der zu L. 1812 angelegte Maximilianshafen, welcher in neuerer Zeit bedeutende Erweiterungen erfuhr, ist gegenwärtig der Centralpunkt des Verkehrs zwischen Baiern und der Schweiz und steht mit den übrigen Bodenseeorten in lebhafter Dampfschiffverbindung. Seit Eröffnung (Oct. 1853) der Ludwigs-Südnordbahn hat sich der Personen- und Güterverkehr beträchtlich gesteigert. Am Hafen wurde 1856 dem Könige Maximilian II. ein Standbild (nach dem Entwurfe von Halbig) errichtet. Von Fremden viel besucht wird der in der Nähe der Stadt gelegene Lindenhof wegen seiner schönen Gärten. L. soll aus dem alten, gegen die Vindelicier erbauten Castrum Tiberii entstanden sein; schon im 8. Jahrh. geschieht seiner urkundlich Erwähnung. Zu Rudolf's von Habsburg Zeiten war es bereits längst Freie Reichsstadt; 1803 kam es an Oesterreich, dann an den Fürsten von Bretzenheim, 1806 aber an Baiern.

Linde (Tilia) ist eine zur 1. Ordnung, 13. Klasse, des Linné'schen Systems gehörige Baumgattung, welche mit einigen andern exotischen Gattungen die Familie der Tiliaceen bildet und sich besonders durch das große, längliche, dem Blütenstile der Doldentraube unterwärts angewachsene, netzaderige, gelbliche Deckblatt auszeichnet. Ihre in Europa und Westasien, namentlich aber in Nordamerika wachsenden Arten haben abwechselnd zweireihige, herzförmige, etwas schiefe, meist gesägte Blätter und gelbliche Blüten mit fünfblätterigem Kelch, fünfblätteriger Blumenkrone und vielen weit vorstehenden Staubfäden. Die Frucht ist kapselartig, springt aber nicht auf und enthält in der Regel nur einen Samen mit großem Eiweißkörper. Das Holz ist leicht, zähe, gleichmäßig weich, aber dauerhaft und daher zu Schnitzwerken sehr geeignet. Die Kohle wird häufig zu Zahnpulvern, in der Heilkunde aber auch innerlich als Heilmittel bei putriden und andern Krankheiten, ferner zum Zeichnen und zum Schießpulver gebraucht. Die sehr schleimige innere Rinde (Bast) wird zu Seilen, Matten und allerlei Flechtarbeit sowie als Heilmittel bei Wunden und Geschwüren verwendet. Die Blätter dienen als Viehfutter; doch sollen die Kühe danach eine schlechte, talgartige Butter geben. Die Blüten, welche in der Heilkunde als gelind schweißtreibendes und krampfstillendes Mittel benutzt werden, besitzen einen mehr oder minder starken angenehmen Geruch und enthalten einen trefflichen Honig, der von den Bienen eifrig gesucht wird. Die Deckblätter sind abstringirend und sollten nicht zugleich mit zum Thee genommen werden. Die ölreichen Samen hat man zur Bereitung einer Art Chocolade empfohlen. In Deutschland kommen nur zwei Arten der L. vor, die kleinblätterige L. (T. parvifolia Ehrh.), auch Steinlinde, Berglinde oder Winterlinde genannt, deren Blätter unterseits seegrünlich und außer einem Bärtchen in den Nervenwinkeln kahl sind, und die großblätterige L. (T. grandifolia Ehrh.), auch Wasser- oder Sommerlinde genannt. Die Blätter derselben sind unterseits blaß-grasgrün und zottig-flaumig behaart; die Blüten entwickeln sich um 14 Tage früher, und die Blumen sowie die Früchte sind größer als bei der kleinblätterigen Art. Von beiden, besonders aber von letzterer, hat man mehrere Varietäten, von denen die sog. Kapuzenlinde besonders erwähnenswerth ist. Sie galt lange Zeit blos in Böhmen auf dem Kirchhofe des von den Hussiten zerstörten Klosters Sedlecz für einheimisch, zeichnet sich durch eine merk-

würdige Verwachsung der beiden Grundlagen des Blattes zu einer Art Kapuze aus und bot vormals im Munde des Volks einen reichen Stoff zu Fabeln. Außerdem sind bei uns in Anlagen noch die schöne, in Ungarn und Siebenbürgen einheimische Silberlinde (T. argentea Desf.), die sich durch die unterseits silberweißen Blätter unterscheidet, die nordamerikanische Silberlinde (T. heterophylla Vent.) mit ebenfalls unterseits schneeweißen Blättern, die weichhaarige L. (T. pubescens Ait.) mit großen weichhaarigen Blättern und die kahle L. (T. glabra Vent.), deren Blüten fünf vor den Blumenblättern stehende Schuppen enthalten, beide ebenfalls aus Nordamerika stammend, öfters angepflanzt. Die Lindenarten erscheinen meist einzeln eingesprengt in Laubwäldern; nur im südl. Rußland gibt es große Lindenwaldungen, welche zahllose Bienenschwärme beherbergen und daher große Massen Honig liefern.

Linde (Justin Timotheus Balthasar von), deutscher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. zu Brilon in Westfalen 7. Aug. 1797, studirte in Münster, Göttingen und in Bonn, wo er sich 1820 habilitirte und zugleich Mitglied des Spruchcollegiums wurde. 1823 ging er als außerord. Professor der Rechte und Beisitzer des Spruchcollegiums nach Gießen und wurde daselbst 1824 ord. Professor und 1826 zugleich Rath im Kirchen- und Schulrathscollegium. Hierauf erfolgte 1829 seine Berufung nach Darmstadt als Ministerialrath in das Ministerium des Innern und der Justiz, mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, und 1832 wurde er zugleich Director des neugeschaffenen Oberstudienraths. 1834 ward er Kanzler der Universität zu Gießen, jedoch mit Beibehaltung seiner bisherigen Aemter. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des Bundesschiedsgerichts, 1833 aber zum Mitgliede des Staatsraths und 1836 zum Geh. Staatsrath. Die namhaftesten seiner jurist. Schriften sind: «Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprocesse» (2 Bde., Bonn 1823—29), das «Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses» (6. Aufl., Bonn 1842) und das «Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes», von dem aber nur der vierte und fünfte Band: «Ueber die Lehre von den Rechtsmitteln» (Gieß. 1831—40), erschienen sind. L. erwarb sich durch diese Arbeiten den Ruf eines ausgezeichneten Germanisten und Processualisten und fand auch als Docent Beifall wegen seines klaren Vortrags und seiner jurist. Gelehrsamkeit. In polit. Kreisen wurde er bekannt durch seine Thätigkeit als Mitglied der Ersten Kammer, durch publicistische Wirksamkeit, namentlich durch eine Schrift über das Unterrichtswesen (Gieß. 1839) und die Broschüre «Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine» (Gieß. 1845) sowie durch seine Theilnahme an den wiener Ministerialconferenzen von 1834. In diesen öffentlichen Stellungen machte er sich nicht nur als entschiedener Vertreter des vormärzlichen Systems, sondern auch als eifriger Verfechter der ultramontanen Interessen geltend. Für Hessen insbesondere konnte er bis 1848 mit Du Thil als der wirksamste Repräsentant der herrschenden Politik gelten. Aus diesem Grunde durch die Bewegung von 1848 außer Thätigkeit gesetzt, ward er durch einen westfäl. Bezirk sowol in die deutsche Nationalversammlung als in das erfurter Parlament gewählt, vermochte jedoch in diesen beiden Versammlungen keinen nennenswerthen Einfluß zu gewinnen. Erst als 1850 das Plenum des Bundes in Frankfurt wieder zusammentrat, gelangte er zu erneuter einflußreicher Thätigkeit. Als bevollmächtigter Minister Liechtensteins trat er in den restaurirten Bundestag ein und hatte bis zuletzt an dessen Beschlüssen, namentlich aber in der kurhess. Angelegenheit, wesentlichen Antheil.

Linde (Sam. Gottlieb), poln. Sprachforscher, geb. zu Thorn 1771, bezog, nachdem er in der Vaterstadt seine Vorbildung erhalten hatte, die Universität zu Leipzig und wurde hier auf Ernesti's Empfehlung 1792 als Lector der poln. Sprache angestellt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Polen begab er sich nach Wien, wo ihn seine Neigung zur slaw. Literatur dem Grafen Ossolinski zuführte, der ihn zu seinem Bibliothekar ernannte. 1803 wurde er von der preuß. Regierung als Rector des Lyceums und Oberbibliothekar nach Warschau berufen, welche Aemter er lange Jahre verwaltete. Hier gab er unter Beihülfe der ersten slaw. Sprachforscher sein berühmtes großes «Wörterbuch der poln. Sprache» (6 Bde., Warsch. 1807—14; neue Aufl. 1855—59) heraus. Während der Revolution von 1831 hatte er als Director der Landesbibliothek und als Deputirter von Praga und Mitglied des Reichstags eine gefahrvolle Stellung. Bei Reorganisation des Schulwesens in Polen 1833 wurde er wieder zum Director des Gymnasiums zu Warschau und des Schulwesens für das Gouvernement Masovien ernannt; doch schon 1838 gab er seine öffentlichen Aemter auf. Außer dem Wörterbuch gab er noch heraus eine poln. Schrift «Ueber das litauische Statut» (Warsch. 1816) und «Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die poln. Sprache» (Warsch. 1806). Auch übersetzte er mehrere Werke poln. Geschichtsforscher ins Deutsche. Von L.'s übrigen Schriften sind noch zu erwähnen:

«Ueber die russ. Literatur» und «Ein geschichtlicher Grundriß der Literatur der slaw. Völkerstämme» (Bd. 1, Warsch. 1825). L. starb 8. Aug. 1847 zu Warschau.

Lindenau (Bernh. Aug. von), als Staatsmann wie als Astronom gleich verdient, geb. 11. Juni 1779 zu Altenburg als Sohn des Landschaftsdirectors Joh. Aug. von L. (gest. 24. Juni 1817), studirte seit 1794 in Leipzig die Rechte und Cameralia, zugleich aber auch Mathematik, und erwarb sich 1798 die jurist. Doctorwürde. Bald darauf trat er als Assessor in das Kammercollegium zu Altenburg und wurde 1801 zum Kammerrath ernannt. L. wandte sich jetzt von neuem seinen schon früher begonnenen mathem. und astron. Studien zu. Mit dem Baron von Zach bereits näher bekannt, kam er zu diesem auf die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha und übernahm 1804, als dieser das mittägliche Frankreich bereiste, die Direction dieses Instituts. 1805 trat er zwar wieder in das Kammercollegium ein; doch als Zach 1808 abging, wurde er wirklicher Director jener Sternwarte. 1809 arbeitete er für das Dépôt général de la guerre an Triangulirungen in Thüringen und Franken, und 1812 machte er eine Reise durch Frankreich, Holland, einen Theil Spaniens und Italien. Im Befreiungskriege folgte er im März 1814 dem Großherzog von Weimar, Karl August, als Oberstlieutenant und Generaladjutant nach Paris. Nach dem Frieden kehrte L. wieder auf seine Sternwarte zurück; doch die Nothwendigkeit einer Reform im altenburg. Kammercollegium bewirkte abermals seinen Rücktritt ins Geschäftsleben. Er wurde 1817 Vicekammerpräsident, 1818 Vicelandschaftsdirector in Altenburg und 1820 Geheimrath und Minister in Sachsen-Gotha, wo er während der Regierung des Herzogs Friedrich IV. mit Klugheit und Rechtlichkeit die schwierigsten Aufgaben löste. Nach dem Tode des letztern trat er 1825 für die Zeit der Gesammtverwaltung der streitigen Erblande als Gesammtminister in den Dienst der drei Herzoge von Hildburghausen, Meiningen und Koburg. Nach der Landestheilung 1826 zum Landschaftsdirector in Sachsen-Altenburg erwählt, ging er gleichzeitig als Geheimrath in königl. sächs. Dienste, wurde 1827 Gesandter beim Bundestage, 1829 aber nach Dresden zurückberufen, wo er als Director der Commerzien-Deputation und Mitglied des Geheimen Raths eintrat. Auch erhielt er die Oberaufsicht der königl. Museen. Infolge der Unruhen des J. 1830 wurde L. zum Cabinetsminister und nach Einführung der Constitution 1831 zum Staatsminister des Innern berufen. Nachdem er 1834 das Portefeuille des Innern abgegeben, führte er als Staatsminister den Vorsitz im Gesammtministerium, bis er 1843 seine Entlassung aus dem königl. sächs. Staatsdienste nahm. L. wählte sein Rittergut, den Pohlhof in Altenburg, zu seinem Aufenthalt, um hier wieder seinem Lieblingsstudium zu leben. Wie er als Minister fortwährend zu Gunsten der Staatskasse auf seinen Gehalt verzichtet hatte, so verfügte er auch über seine Pension zur Unterstützung für Künstler und zur Verbesserung der Gehalte gering dotirter Prediger und Schullehrer im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Groß und allgemein anerkannt sind die Verdienste, die sich L. durch humane Mäßigung, freisinnige Denkart, vielerprobte Geschäftsthätigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit um das Königreich Sachsen erworben. Dabei blieb er seinem ursprünglichen Vaterlande Altenburg ununterbrochen der treueste und umsichtigste Leiter und Rathgeber. Im April 1848 legte er auch das Präsidium der altenburg. Landschaft nieder, indem das beschlossene neue Wahlgesetz seinen Ansichten widersprach, und ebenso zog er sich schon nach vier Monaten aus der Deutschen Nationalversammlung zurück. L. starb 21. Mai 1854 zu Altenburg. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er vorzugsweise der Ordnung seiner Sammlung von Kunstgegenständen gewidmet, die er nebst einem eigens dazu erbauten Museum und seiner Bibliothek dem Lande vermachte. Einen beträchtlichen Theil seines Vermögens bestimmte er zur Unterstützung junger Künstler und Techniker, gering besoldeter Geistlicher und Lehrer und andern mildthätigen Zwecken. In der Reihe der deutschen Astronomen nimmt L. eine geachtete Stellung ein. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre» (Gotha 1809); «Tabulae Veneris» (Gotha 1810); «Tabulae Martis» (Eisenb. 1811); «Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae» (Gotha 1813); «Geschichte der Sternkunde im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh.» (Gotha 1811). Auch setzte er Zach's «Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde» (1807—14) fort und gab mit Bohnenberger gemeinschaftlich die «Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften» (6 Bde., Tüb. 1816—18) heraus.

Lindenbrog oder Lindenbruch (Erpold), lat. auch Tiliobroga genannt, ein zu seiner Zeit berühmter Geschichtsforscher, geb. 1540 zu Bremen, gest. 1616 zu Hamburg, ist namentlich als Herausgeber der «Scriptores rerum Germanicarum septentrionalium» (Frankf. 1609

und 1630; 3. Aufl., vermehrt von J. A. Fabricius, Hamb. 1706), der «Chronik von des Kaisers Karl's d. Gr. Leben und Thaten» (Hamb. 1593) und der «Historia regum Daniae» (Leyd. 1594) bekannt. — Seine beiden Brüder zeichneten sich als Philologen aus. Der ältere, Heinrich L., welcher von 1570—1642 lebte, lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614 und Leyd. 1542); der jüngere, Friedrich L., geb. 1575, gest. 1648, machte sich um die Erklärung und Kritik des Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus, der Priapeïa u. s. w. verdient. Vgl. «Leben der berühmten Lindenbrogiorum» (Hamb. 1723).

Lindenschmitt (Wilhelm), Historienmaler, geb. zu Mainz 1806, studirte vorzüglich Geschichte und eignete sich eine classische Bildung in ungewöhnlichem Grade an. Die «Germania» des Tacitus wußte er, aus Neigung für die vaterländische Urgeschichte, auswendig. Seine Kunstbildung betrieb er in Wien und München. An letzterm Orte ließ er sich 1826 nieder und nahm Antheil an den dortigen monumentalen Arbeiten dieser Zeit. Im nahegelegenen Dorfe Sendling malte er an der Außenseite der Kirche al fresco den Kampf der bair. Bauern (1704) gegen die Oesterreicher (lithographirt von Hohe), in den Arcaden des Hofgartens den Sieg Ludwig's des Reichen, im neuen Königsbau Bilder zu Schiller's Dichtungen. Auch bei den Malereien der Pinakothek wurde er beschäftigt. Für den damaligen Kronprinzen, spätern König Max, schmückte er die Burg Hohenschwangau mit Scenen aus der Geschichte der Schyren, Hohenstaufen und Welfen. Erst nach Vollendung aller dieser Arbeiten wandte sich L. zur Oelmalerei. In der Folge wurde er an den Hof nach Meiningen gerufen, wo er das unfern der Residenz gelegene Ritterschloß Landsberg mit Fresken aus der Geschichte des Stammhauses Wettin ausmalte. Auch wurde er Lehrer des Erbprinzen Georg, der selbst mit künstlerischen Leistungen an die Oeffentlichkeit trat, die von Talent zeugen. Später siedelte L. nach Frankfurt a. M. über, und hier starb er 1847. Seine Stärke war die Composition, worin er Fülle und Kraft zu entfalten wußte; Zeichnung und Ausführung standen dahinter zurück. — Ludwig L., ein jüngerer Bruder, geb. 1809 in Mainz, Steinzeichner und Maler, hat als Conservator des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz Publicationen von Alterthümern der heidnischen Vorzeit mit Abbildungen (1856—59) geliefert.

Lindley (John), berühmter engl. Botaniker, wurde 5. Febr. 1799 als der Sohn eines Kunstgärtners zu Catton in Norfolk geboren und widmete sich früh dem Studium der Pflanzenkunde. Nachdem er mit einigen Specialwerken, als «Rosarum monographia» (Lond. 1820), «Digitalium monographia» (Lond. 1821), «Orchidearum sceletos» (Lond. 1826), aufgetreten, veröffentlichte er seine «Introduction to the natural system of botany» (3. Aufl., Lond. 1839) und das «Natural system of botany» (Lond. 1835), in denen er das nach ihm benannte System entwickelte. Dasselbe nimmt sieben Tribus als natürliche Abtheilungen an und unterscheidet in der ersten, die Dikotyledonen enthaltenden Tribus noch sieben Klassen, wovon es jedoch bei Aufzählung der Familien nur zwei berücksichtigt. Zur leichtern Uebersicht der Familien stellt es mehrere unter Mittelgruppen zusammen und vereinigt sie wieder in höhern Gruppen. Von großem praktischen Werthe sind auch L.'s «Elements of botany» (Lond. 1841; 7. Aufl. 1852) und namentlich das «Vegetable kingdom» (Lond. 1846). Unter seinen übrigen, sehr zahlreichen Schriften sind ferner zu erwähnen: «Collectanea botanica» (Lond. 1821); «Genera and species of orchideous plants» (3 Bde., Lond. 1830—33), nebst den «Illustrations of orchideous plants» (Lond. 1830—38, mit Kupfern) und dem «Sertum orchidaceum» (Lond. 1838); «Theory of horticulture» (Lond. 1844); «Flora medica» (Lond. 1844), «Medical and economical botany» (Lond. 1850); «A synopsis of British flora» (Lond. 1829; 3. Aufl. 1841). Mit Hutton gab er die mit großem Fleiß zusammengestellte «Fossil flora of Great-Britain» (2 Bde., Lond. 1831—34), mit Paxton das «Pocket botanical dictionary» (Lond. 1840) heraus, zuletzt noch in Gemeinschaft mit Moore die «Treasury of botany» (Lond. 1865). Außerdem redigirte der unermüdlich thätige Mann von 1841 an den botan. Theil der «Gardener's chronicle». Seit 1829 war L. Professor der Botanik an der londoner Universität, von welchem Amte er 1860 zurücktrat. Er starb in seinem Geburtsorte Catton 1. Nov. 1865. Ihm zu Ehren hat man eine Pflanzengattung aus der Familie der Bixaceen Lindleya genannt.

Lindpaintner (Peter Joseph von), deutscher Tonsetzer, wurde zu Koblenz 8. Dec. 1791 geboren. Sein Vater, ein von Righini gebildeter guter Tenorsänger, war beim letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, angestellt und ging mit diesem nach der Säcularisation des Kurfürstenthums auch nach Augsburg, wo der Sohn das kath. Gymnasium und Lyceum besuchte und von Plödterl im Violinspiel, vom Domkapellmeister Witzka auf dem Klavier und im Generalbaß Unterricht erhielt. Seine Anlagen sowie seine Hinneigung zur Tonkunst als

Lebensberuf vermochten den Kurfürsten, den jungen L. 1810 nach München zu schicken, um daselbst bei Winter seine Ausbildung als Componist zu vollenden. Unter den Augen dieses Meisters schrieb er auch seine erste Oper «Demophoon», eine Messe und ein Tedeum, welche mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Auf Kosten des Kurfürsten sollte er sodann nach Italien gehen. Allein dieser Gönner starb 1812, und L. sah sich genöthigt, die Musikdirectorstelle an dem eben errichteten Isartheater anzunehmen, die er sechs Jahre hindurch bekleidete. Während dieser Zeit machte er bei Joseph Gratz noch fleißige Contrapunktstudien. Anfang 1819 ging er als Hofkapellmeister nach Stuttgart, wo er fortan mit Auszeichnung wirkte. Er starb 21. Aug. 1856 zu Nonnenhorn am Bodensee, wohin er sich mit seiner Familie zur Sommerfrische begeben hatte. Bei Gelegenheit seines 25jährigen Dienstjubiläums war ihm 1840 der Orden der würtemberg. Krone mit dem persönlichen Adel verliehen worden. L. hat in fast allen Kunstgattungen gearbeitet, und die Zahl seiner Compositionen ist sehr beträchtlich. Wenn sich auch in seinen Werken kein tiefer und genialer Geist offenbart, so beruhen sie doch auf einem leichtschaffenden, gesunden und allseitig durchgebildeten Talent. Von den 20 Opern und Singspielen, die er componirt hat, sind insbesondere hervorzuheben: «Der Vampyr», «Die Genueserin», «Die sicilian. Vesper», «Lichtenstein», «Giulia, oder die Corsen», «Die Macht des Liedes». Doch hat sich keine dieser Opern auf den deutschen Bühnen eigentlich heimisch gemacht. Dagegen wird von seinen Dramen-Musiken die zu Goethe's «Faust», überhaupt eine seiner besten Productionen, noch fortwährend viel benutzt. Auch hat er gute concertirende Stücke für die gangbarsten Blasinstrumente geschrieben. Von seinen Liedern ist namentlich «Die Fahnenwacht» sehr populär geworden.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches, gleich dem Drachen, dem Vogel Greif u. s. w., in den alten Rittergeschichten eine Rolle spielt, wird als eine Art Drache, Krokodil oder auch als eine große vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Einen solchen soll der Ritter Sanct-Georg erlegt haben.

Ling (Peter Henrik), bekannt als schwed. Dichter wie als Begründer der Heilgymnastik, wurde 15. Nov. 1776 zu Ljunga in Småland geboren und zu Wexiö erzogen. Nach langem Umherirren in seinem Vaterlande, Deutschland und Frankreich fand er endlich 1805 eine bleibende Stätte als Fechtmeister an der Universität in Lund. Seit 1813 war er in gleicher Stellung an der Kriegsakademie in Karlberg in Schonen thätig, wurde aber einige Jahre später als Vorsteher des neugegründeten gymnastischen Centralinstituts nach Stockholm berufen, wo er 3. Mai 1839 starb. L.'s Ideal, das er bis an sein Ende mit Eifer verfolgte, war die physische und geistige Regeneration seiner skandinav., insonderheit schwed. Landsleute. Es sollte die Nation durch methodisch ausgebildete Gymnastik nicht nur körperlich gekräftigt werden, sondern auch an der Gymnastik in Verbindung mit Gesang und Dichtkunst solchen Geschmack finden, wie es Sage und Geschichte von den Altvordern berichtet. Dieser Gesichtspunkt bestimmte auch seine poetische Thätigkeit. Durch die Dichtungen «Gylfe» (Stockh. 1812) und «Asarne» (2 Thle., Stockh. 1816—26) wollte er dem Volke Epen bieten, in denen es den Ausdruck seines Nationalbewußtseins fände. Doch so reich diese Dichtungen auch an einzelnen poetischen Schönheiten sind, machen sie doch in künstlerischer Hinsicht einen unbefriedigenden Eindruck. Einen größern Erfolg erreichte er dagegen durch seine Heilgymnastik. Gestützt auf praktische Erfahrung, vorbereitet durch deshalb unternommene sehr gründliche anatom. Studien, bildete er die Lehren der Gymnastik zu einem Systeme aus, durch welches dieselbe eine besondere Anwendung gegen innere wie äußere Krankheiten erhielt. Bald wurden in mehrern schwed. Städten, namentlich in Stockholm, gymnastische Heilanstalten nach L.'s System errichtet, und auch in Deutschland ist man neuerdings diesem Beispiele (z. B. zu Wien, Berlin u. s. w.) gefolgt. L.'s eigenes Werk «Die allgemeinen Gründe der Gymnastik» erschien schwedisch erst nach seinem Tode (Ups. 1840) im Druck. Unter den in Deutschland über diesen Gegenstand bereits veröffentlichten Schriften verdienen die von Rothstein und Neumann besonderer Erwähnung.

Lingam heißt im Sanskrit, entsprechend dem griech. Phallus (s. d.), das Symbol der allgemeinen zeugenden und schaffenden Kraft der Natur, welches die Geschlechtstheile des Mannes und Weibes in ihrer Vereinigung darstellt. Die Verehrung des L. ist aber in Indien nicht alt, sondern in dem orgiastischen Siwadienste entstanden.

Lingard (John), engl. Geschichtschreiber, ward 5. Febr. 1771 zu Winchester geboren. Im Jesuitencollegium zu Douay erzogen, verbrachte er einige Zeit in Paris und lebte dann als kath. Priester zu Newcastle am Tyne in der Grafschaft Northumberland. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Schrift «Catholic loyalty vindicated» (1805) auf, worin er den Patriotismus seiner Glaubensgenossen gegen prot. Schriftsteller zu vertheidigen suchte. Dasselbe that er in

den Streitschriften «Documents to ascertain the sentiments of British catholics in former ages» (Lond. 1812) und «Strictures on Dr. Marsh's comparative view of the churches of England and Rome» (Lond. 1815). Durch diese Streitigkeiten auf das Gebiet der Geschichte geführt, befestigte er sich leicht in einer Stimmung, mit welcher Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit nicht vereinbar waren, sobald das religiöse Interesse mit ins Spiel kam. Diese Richtung zeigte sich schon in seinen übrigens verdienstlichen, aus fleißiger Forschung hervorgegangenen «Antiquities of the Anglo-Saxon church» (2 Bde., Lond. 1809; neue Aufl. 1845; deutsch, Bresl. 1847), noch entschiedener aber in seiner «History of England till the revolution of 1688» (8 Bde., Lond. 1819—25; 6. Aufl., 10 Bde., 1854—55; deutsch von Salis, fortgesetzt von Berly, 14 Bde., Frankf. 1828—33). Die Absicht, die kath. Kirche und Geistlichkeit in England gegen prot. Geschichtschreiber zu vertheidigen, findet allerdings in den ersten Bänden dieses Werks weniger Gelegenheit, scharf hervorzutreten. Wo aber die Reformation als entscheidendes Moment in das Volksleben eintritt, wird die Parteilichkeit des Geschichtschreibers um so verführerischer, je größer seine Sachwaltergewandtheit ist und je gründlichere Kenntnisse dazu gehören, den unredlichen Darsteller zu erkennen. Nach Vollendung seines Werks besuchte L. das Festland und hielt sich einige Zeit in Rom auf, wo er große Auszeichnung genoß. Leo XII. bot ihm sogar den Cardinalshut an, den er jedoch ablehnte. Nach der Rückkehr nach England beschäftigte er sich mit einer engl. Version des Neuen Testaments, welche 1836 erschien. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er zu Hornby bei Lancaster, wo er 13. Juli 1851 starb.

Lingen, eine Grafschaft im ehemaligen westfäl. Kreise, die in die obere und in die niedere Grafschaft zerfällt. Jene gehört zum Kreise Tecklenburg des preuß. Regierungsbezirks Münster; diese, 6 Q.-M., zur Landdrostei Osnabrück in Hannover. Die Grafschaft bildete früher einen Bestandtheil der Grafschaft Tecklenburg (s. d.) und wurde gewöhnlich als sog. Herrlichkeit den Nebenlinien des gräfl. Hauses zutheil, bis sie, infolge des Beitritts ihres Besitzers zum Schmalkaldischen Bunde und der Achterklärung desselben, durch Kaiser Karl V. als eröffnetes Reichslehn eingezogen und 1548 dem Grafen Maximilian von Büren in Lehn gegeben wurde. Die Vormünder der einzigen hinterlassenen Tochter des Grafen von Büren, die sich nachmals an den Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien vermählte, verkauften die Grafschaft wieder an Karl V., der sie nun 1555 sammt Burgund seinem Sohne Philipp II., König von Spanien, überließ, welcher auch im Besitz blieb, bis der Prinz Moritz von Nassau-Oranien sich mit Gewalt ihrer bemächtigte. Zwar kam sie 1605—32 nochmals in die Hände der Spanier, doch nach dem Abzug derselben wieder an Nassau-Oranien. Nach dem Tode Wilhelm's III., Königs von England, erbte sie der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte. 1809 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit Frankreich vereinigt, 1814 wieder an Preußen zurückgegeben, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat.

Lingg (Hermann Ludwig Otto), deutscher Dichter, geb. 22. Jan. 1820 zu Lindau am Bodensee, Sohn eines Anwalts, besuchte seit 1831 das Gymnasium zu Kempten und bezog 1837 die Universität zu München, wo er auf Wunsch seiner Aeltern sich medic. Studien widmete. Daneben setzte er jedoch mit Eifer die Lektüre der deutschen Classiker und Shakspeare's sowie seine eigenen poetischen Arbeiten fort, zu denen er schon in früher Jugend, besonders durch die Balladen G. Schwab's und Schiller's, angeregt worden war. Nachdem er 1843 die medic. Doctorwürde erlangt, besuchte er noch die Universitäten zu Berlin, Prag und Freiburg und prakticirte dann in seiner Vaterstadt zwei Jahre lang als Armenarzt, bis er 1846 eine Anstellung als Militärarzt bei der Armee erhielt. Kurz vorher hatte er im «Morgenblatt» seine ersten Gedichte veröffentlicht. Während eines längern Urlaubs machte er 1847 eine Reise nach Italien, wo ihn besonders Rom, Neapel und Pompeji fesselten. Im Sommer 1849 während eines mehrwöchentlichen Feldlagers infolge der Strapazen erkrankt, ließ er sich im folgenden Jahre pensioniren und lebte seitdem zu München, ausschließlich mit poetischen Arbeiten beschäftigt. L. zählt zu den begabtesten jüngern deutschen Dichtern der Gegenwart. Seine «Gedichte» (5. Aufl., Stuttg. 1865) wurden zuerst 1854 von Geibel herausgegeben. Dieser Sammlung schlossen sich später das dramatische Gedicht «Die Walkyren» (Münch. 1864; 2. Aufl. 1865), das Trauerspiel «Catilina» (Münch. 1865) und neuerdings das erste Buch einer umfangreichen epischen Dichtung, «Die Völkerwanderung» (Stuttg. 1866), an. In diesen Werken bekundet L. ein Talent von eigenthümlichem Gepräge, düsterm Colorit und weltgeschichtlichen Perspectiven. In Formen und in einer Sprache, die ebenso viel Schmelz als Schwung haben, vermag er der Stimmung und Lage der Nationen und histor. Epochen in der Lyrik Ausdruck zu geben. Als Meisterstücke unter seinen kleinern Poesien sind besonders «Spartakus», «Lepanto», vor allem

«Der Schwarze Tod» hervorzuheben. L.'s dramatische Dichtungen sind zwar keine kunstgerechten Bühnenstücke, fesseln aber durch lyrische Ergüsse von großer Schönheit, durch einen Reichthum ergreifender Gedanken und durch den bewältigenden Schwung der dichterischen Phantasie. Der Ton der Ode und Hymne klingt aus allen Poesien L.'s hervor.

Linguet (Sim.-Nic. Henri), bekannt durch seine literarische Polemik wie durch seine Lebensschicksale, geb. 14. Juli 1736 zu Rheims, studirte zu Paris die Rechte und ging 1751 mit dem Herzoge von Zweibrücken nach Deutschland, in der Folge mit dem Prinzen von Beauvau nach Portugal. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erregte er Aufsehen durch eine «Histoire du siècle d'Alexandre» (Amsterd. 1762), der sich die «Histoire des révolutions de l'empire romain» (2 Bde., Par. 1766), die «Théorie des lois civiles» (3 Bde., Par. 1767) und die «Histoire impartiale des Jésuites» (Par. 1768) anschlossen. Durch diese Schriften, in denen er großen Reichthum des Wissens und Kühnheit und Schärfe der Ideen verrieth, sowie durch seine Angriffe auf die Oekonomisten und Philosophen seiner Zeit, zog er sich den bittersten Parteihaß zu. Auch als Parlamentsadvocat machte er sich durch ausgezeichnete Proceßführung bekannt und erregte durch seine Erfolge den Haß und Neid seiner Collegen, sodaß ihn das Parlament von der Liste der Sachwalter strich. Er nahm nun sein schon früher begonnenes «Journal de politique et de littérature» (1744—76; 1777—78 von Laharpe fortgesetzt) wieder auf, mußte jedoch wegen seiner scharfen Feder Frankreich verlassen. L. ging aus der Schweiz nach England, wo er seine berühmten und berüchtigten «Annales politiques, civiles et littéraires» (seit 1777) herausgab. Zwar erhielt er nach einigen Jahren die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, sah sich jedoch hier so gehemmt, daß er freiwillig nach Brüssel auswanderte und dort die Annalen in einer in der That ausschweifenden Weise fortsetzte. Dennoch erschien er in Paris, wo er durch eine Lettre de cachet in die Bastille gesteckt wurde. Erst nach zwei Jahren erhielt er die Freiheit zurück. Er floh nach London und erwarb sich in hohem Grade die Gunst des Publikums, indem er durch die «Mémoires sur la Bastille» (Lond. 1783) die Geheimnisse des franz. Hofdespotismus enthüllte. Auch ließ er die Annalen wieder erscheinen, doch trat er jetzt so gemäßigt auf, daß die Zeitschrift keine Abnehmer mehr fand. Hierauf suchte er sich beim Kaiser Joseph II. beliebt zu machen und schrieb in dessen Verwickelungen mit den Holländern die «Considérations sur l'ouverture de l'Escaut» (2 Bde., 1787). Der Kaiser ließ ihn nach Wien kommen und gab ihm Geld und ein Adelsdiplom, wirkte ihm auch eine sichere Reise nach Frankreich aus. Nach seiner Rückkehr nach Brüssel vertheidigte er mit Eifer den Aufstand der Brabanter und mußte darum das Land verlassen. Er ging wieder nach Paris und griff hier in seinen Annalen, gegen das Volksinteresse, die Nationalversammlung höchst unwürdig an. Als der Convent zusammentrat, verbarg er sich in der Umgegend von Paris. Allein die Jakobiner kundschafteten ihn aus und stellten ihn vor das Revolutionstribunal, das ihn zum Tode verurtheilte, weil er den Tyrannen zu London und Wien geschmeichelt und das Brot, das Nahrungsmittel des Volks, beschimpft habe. In der That hatte er eine Abhandlung über die Schädlichkeit des Brots als Nahrungsmittel geschrieben. Er starb 27. Juli 1794 mit Standhaftigkeit. Die Zahl seiner polit., jurist., schöngeistigen, philos. und physik. Schriften und Flugblätter ist außerordentlich groß.

Linguistik, s. Sprachenkunde.

Linie bezeichnet in der Mathematik die Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Die L. sind entweder gerade oder krumm; die geraden L. nennt man auch L. der ersten, die krummen aber L. der zweiten oder einer höhern Ordnung, je nachdem sie durch Gleichungen des zweiten oder eines höhern Grades dargestellt werden. Zu den L. der zweiten Ordnung gehören blos die sog. Kegelschnitte. (S. Kegel.) — In der Geographie und Schiffahrtskunde versteht man unter der L. den (irdischen) Aequator, daher der Ausdruck: die L. passiren. — Außerdem bezeichnet das Wort L. ein Längenmaß, nämlich den zehnten oder zwölften Theil eines Zolls, je nachdem die Decimal- oder Duodecimaleintheilung gebraucht wird.

Linie heißt in der Taktik diejenige Aufstellung der Truppen, wo die gleichnamigen Abtheilungen (Rotten, Sectionen, Züge u. s. w.) nebeneinander stehen, im Gegensatz der Colonne (s. d.), wo sich die Abtheilungen hintereinander aufstellen. Die Linienstellung kommt sowol in geschlossener als zerstreuter Ordnung vor und heißt in letzterer Beziehung dann Blänker-, Schützen- (Tirailleur-) oder Flanqueurlinie. Ihr Vortheil ist, die meisten Waffen in Thätigkeit zu bringen, und insofern gibt sie der Infanterie durch die Salve die größte Feuerwirkung und ist für die Cavalerie entschieden die beste Form zur Attake. Die Artillerie hat keine andere Aufstellung zum Feuern als die in L. Es gab eine Zeit (im 18. Jahrh.), wo die L. die alleinige Gefechts-

formation in den Schlachten war, die Zeit der Lineartaktik. Aber weil bei ihr für Infanterie zum Angriff der Nachdruck, zur Vertheidigung die Widerstandsfähigkeit beschränkt ist und sie ein freies Terrain für ihre Bewegungen fordert, das man jetzt bei der veränderten (zerstreuten) Fechtart selten wählt, so findet bei dieser Truppengattung die L. jetzt nur in Defensivstellungen Anwendung. Vielleicht, daß ihr die neuern weittragenden Gewehre wieder Geltung verschaffen. — Unter L. versteht man außerdem noch: 1) im Gegensatze zur Landwehr (s. d.) das stehende Heer (Linientruppen); 2) im Gegensatze der Garden (s. d.) die übrigen (Feld-) Regimenter; 3) bei der Infanterie insbesondere die schwere Infanterie. — In der Befestigungskunst bezeichnet L. zunächst die einzelnen Theile eines Festungswerks, z. B. eine Face, eine Courtine oder eine Flanke; zu einer solchen Festungslinie rechnet man nicht blos den Wallgang und die Brustwehr, sondern auch den vorliegenden Graben. Nächstdem nennt man aber auch Feldverschanzungen, sie mögen unter sich vollständig zusammenhängen oder abgesondert nebeneinander liegen, befestigte L. oder auch blos L. Sie unterscheiden sich von verschanzten Lagern hauptsächlich dadurch, daß sie eine größere Frontelänge decken sollen als die letztern, deren Zweck vorzüglich die Deckung eines innern Raumes ist. Diese L. haben selten einen entschiedenen Werth, da sie eine große Menge Truppen zur Vertheidigung erfordern und doch umgangen werden können. Die Stollhofner L. im Spanischen Erbfolgekrieg 1703, die L. von Torres-Vedras 1811 vertheidigten sich siegreich; dagegen fielen die Weissenburger L. 1793 nach hartnäckigem Kampfe.

Linienschiff nennt man ein Schiff, welches befähigt ist, sich vermöge der Anzahl seiner Geschütze und der Stärke seiner Bemannung in die Schlachtlinie zu stellen. Selten nur wird ein L. einem Convoy, wozu man lieber Fregatten erwählt, mitgegeben, häufig dagegen ist es auf Hauptstationen beschäftigt. Ein L. muß gut segeln, steuern und wenden, namentlich aber die Kanonen der untersten Batterie, welche die schwersten sind, auch noch bei stürmischem Wetter gebrauchen können. Man hat L. von 60—120 Kanonen, bei verschiedenen Nationen in verschiedene Rangordnungen getheilt; die Santissima-Trinidad Spaniens, die bei Trafalgar focht, hatte sogar 140 Geschütze. Durch die Erfindung der Panzerschiffe, welche aus statischen Gründen höchstens nur mit zwei Batterien übereinander, d. h. als Fregatten, gebaut werden können, sind die L. aus ihrer frühern Stellung verdrängt worden, und es scheint, daß in Zukunft die Panzerschiffe deren Platz im Gefecht einnehmen werden. Man baut deshalb bereits keine L. mehr.

Linimente, s. Einreibung.

Link (Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Naturforscher, geb. zu Hildesheim 2. Febr. 1769, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1786 die Universität zu Göttingen, wo er Medicin studirte und 1788 einen Preis erhielt. Nachdem er 1789 als Doctor der Arzneikunde promovirt hatte, wurde er 1792 ord. Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock. 1797 begleitete er den Grafen von Hoffmannsegg auf dessen Reise nach Portugal. Hierauf war er seit 1811 Professor der Chemie und Botanik an der Universität zu Breslau, bis er 1815 dem Rufe nach Berlin folgte, wo er 1. Jan. 1851 als Geh. Medicinalrath, Professor und Director des Botanischen Gartens starb. Als Schriftsteller hat L. nach mehrern Richtungen gewirkt. Seine botan. Werke sind Beweise gewissenhafter Forschungen, theils phytographischen, theils allgemeinern Inhalts, wie seine «Elementa philosophiae botanicae» (Berl. 1824) und die «Vorlesungen über die Kräuterkunde» (Bd. 1, Abth. 1 und 2, Berl. 1843—45), theils auf Physiologie der Pflanzen bezüglich, wie seine «Anatom.-botan. Abbildungen» (4 Hfte., Berl. 1839—42), die «Anatomie der Pflanzen» (Berl. 1843—47), «Anatomie der Pflanzen in Abbildungen» (Berl. 1843—49) und die «Jahresberichte über die Arbeiten für physiol. Botanik» (4 Bde., Berl. 1842—46). Den von ihm verwalteten Botanischen Garten betreffen unter anderm die «Enumeratio plantarum horti botanici Berolinensis» (2 Bde., Berl. 1821—22); die Beschreibung des «Hortus regius botanicus Berolinensis» (2 Bde., Berl. 1827—33); ferner die mit Otto veröffentlichten «Icones plantarum horti Berolinensis» (Bd. 1, Berl. 1828—31, mit 48 colorirt. Tafeln) und «Icones plantarum rariorum horti Berolinensis» (Bd. 1 und 2, Berl. 1841—44). Als geistreicher Beobachter bewies sich L. in seinem vielgelesenen Werke «Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde» (2 Bde., Berl. 1820—22; 2. Aufl. 1834) und in der Fortsetzung desselben: «Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit» (Berl. 1842). Beide Werke beruhen auf tiefen und vielumfassenden Vorstudien. In naturhistor. Beziehung sind seine «Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal» (3 Bde., Kiel 1801—4) noch immer werthvoll.

Linköping, die Hauptstadt des auch nach ihr benannten schwed. Län Östergötland (195,10 Q.-M. mit 253148 E.), liegt in einer fruchtbaren Gegend am Stång, der nordwärts in den

nahen See Roxen fließt und das Län in Ostan- und Westan-Stång theilt. Die Stadt, Sitz des Landeshauptmanns und des Bischofs von Ostgothland, ist regelmäßig und schön gebaut, hat meistens hölzerne Häuser, schöne Märkte und offene Plätze, treibt Handel und Gewerbe und zählt 6861 E., die für wohlhabend gelten. Der Ort besitzt drei Kirchen, darunter die Domkirche im goth. Stil aus dem 12. Jahrh., die schönste in Schweden, mit prächtigen Denkmälern und Gräbern berühmter Personen, früher mit drei Thürmen, jetzt nur mit einem; ferner ein Gymnasium mit einer Bibliothek von 30000 Bänden, darunter eine große Bibelsammlung, ein Münz-, Naturalien- und Antiquitätencabinet, und ein Schloß aus dem 15. Jahrh. L. ist eine der ältesten Städte Schwedens und war in der heidnischen Zeit eine Opferstätte. In ihr wurden 1150 und 1153 Reichstage gehalten. 1567 ward die Stadt von den Dänen verbrannt, und 28. Sept. 1598 kam daselbst der Waffenstillstand zwischen Herzog Karl und König Sigismund zu Stande, nachdem letzterer 25. Sept. bei Stångebro, d. i. bei der Brücke des Stång, besiegt worden war. Im März 1600 wurde zu L. ein großer Reichstag gehalten und die Hinrichtung Gustav und Sten Baner's, Erich Sparre's und Thure Bjelke's vollzogen.

Links (linke Körperhälfte). Der Körper des Menschen und der meisten Thiere läßt sich durch eine Mittellinie genau in zwei Hälften zerlegt denken, von denen die Oberfläche der einen das Spiegelbild der andern bildet (symmetrische Hälften); man bezeichnet diese Gegensätze mit rechts und links. Die äußerlich sichtbaren Körpertheile sind daher entweder doppelt vorhanden (Gliedmaßen, Augen u. s. w.), oder ihre beiden Hälften sind zu einem unpaarigen, in der Mittelebene des Körpers gelegenen Theile verwachsen (Brustbein, Kopf u. s. w.). Dabei sind die paarigen Theile bis auf geringe Unterschiede nahezu gleich ausgebildet. Anders verhält es sich mit den im Innern gelegenen Organen. Wenn auch einige, wie das Gehirn, unpaarig symmetrisch gebaut, andere, wie die Nieren, die Hoden, doppelt vorhanden, findet man doch die meisten andern nur unsymmetrisch. Schon die Lungen zeigen einen solchen Unterschied, insofern die rechte Brusthöhle drei, die linke nur zwei Lungenlappen enthält. Gewisse Unterleibsorgane, wie die Leber und der Magen, liegen mit ihren Hauptmassen in der einen Körperhälfte, andere nur in der andern (Herz und Milz links). Es kommen aber auch ungewöhnliche Fälle vor, in welchen man die Organe rechts findet, welche bei den meisten links liegen, und umgekehrt, und zwar betrifft dies entweder blos die Organe der Brusthöhle oder der Bauchhöhle, oder beide zugleich (transpositio viscerum). Die beiden Körperhälften der Menschen haben auch nicht dasselbe Gewicht. Bei den Vögeln und Fischen, deren beide Körperhälften gleiches Gewicht haben müssen, wenn das zum Fliegen oder Schwimmen nöthige Gleichgewicht vorhanden sein soll, sind die innern Organe zwar nicht symmetrisch, aber doch so vertheilt und befestigt, daß der Bedingung des Gleichgewichts Genüge geschieht. Links oder linkhändig nennt man Leute, welche mit der linken Hand dieselbe Fertigkeit besitzen wie andere mit der rechten. Dies rührt indessen ohne Zweifel nur von der Gewöhnung her. — In der parlamentarischen Sprache pflegt man mit links, die Linke oder linke Seite die Oppositionspartei zu bezeichnen, im Gegensatz zur Regierungspartei oder zur Rechten. Diese Ausdrücke kamen zuerst in den franz. Kammern in Aufnahme und entsprachen der Sitzordnung, welche die polit. Parteien nahmen und gebräuchlich machten. In der Folge haben diese Ausdrücke in der polit. Sprache insofern eine erweiterte Bedeutung erhalten, als man mit links überhaupt die liberale oder gar radicale, mit rechts die conservative und selbst die reactionäre Partei zu bezeichnen pflegt.

Linlithgow oder West-Lothian, nächst Clackmannan und Roß die kleinste Grafschaft Schottlands, grenzt im SO. an Edinburgh, im SW. an Lanark und im N. an Stirling und den Forthbusen und zählt (1861) auf 5,97 Q.-M. 38645 E. Sie besteht größtentheils aus fruchtbarem Hügelland, von den Duneroß-, Knock- und Kipphills durchzogen, in dem Culminationspunkte Cairn-Naple nur 1405 F. hoch. Der südwestl. Theil ist eben und enthält ausgedehnte Strecken von Moor und Heideland; 79 Proc. der Bodenfläche sind angebaut. Man erntet Flachs, Getreide, Kartoffeln und Gartenfrüchte, gewinnt Steinkohlen und Eisen, Quadersteine und Kalk und zieht Pferde und Rindvieh. Die Industrie ist unbedeutend. Die Grafschaft sendet ein Mitglied in das Parlament. Die Hauptstadt L., etwa ³/₄ M. vom Forth, 3,7 M. im W. von Edinburgh, mit diesem sowie mit Glasgow durch den Unionskanal und die Eisenbahn verbunden, und an einem Lin oder See gelegen, der mit dem Avon in Verbindung steht, zählt 3843 E. und hat 6 Kirchen und Kapellen, darunter die alte St.-Michaeliskirche (den am besten erhaltenen goth. Bau Schottlands), ein 1618 erbautes Stadthaus, vor dem der mit vielen grotesken Figuren gezierte Springbrunnen Croß-Well steht, mehrere alte Häuser, welche einst dem Johanniterorden gehörten, ein Gefängniß, ein Literarisches Institut. Die Bevölkerung unter-

hält Lederfabriken, Brennereien und Brauereien. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt sind die grandiosen Ruinen des 1746 abgebrannten Schlosses, einst das Versailles von Schottland und der Witwensitz der Königinnen. Maria Stuart wurde in demselben 1542 geboren. Jenseit der Stadt überschreitet die Eisenbahn den Avon mit einem kühnen Viaduct von 25 Bogen. Der Hafen der Grafschaft bildet die Stadt Borrowstounneß oder Bo'neß, ⅔ M. im N. von L. an der Eisenbahn gelegen, ein enger, unreinlicher Ort mit 3814 E., welche Schiffbau treiben, Seilerbahnen unterhalten und irdene Waaren fabriciren. 1860 besaß diese Stadt 70 Schiffe von 6794 Tons. Außerdem sind bemerkenswerth die Stadt Bathgate, 1,3 M. im S. von L., an der Eisenbahn gelegen, mit 4827 E., Baumwollfabriken, Getreide- und Viehhandel.

Linné (Karl von), einer der berühmtesten Naturforscher aller Zeiten, geb. zu Råshult in Småland 4. Mai 1707, war der Sohn eines armen Landpfarrers und verlebte seine erste Jugend unter dem Drucke großer Dürftigkeit. Auf der Schule zu Wexiö, die er von seinem 10. J. an besuchte, opferte er der Neigung zur Pflanzenwelt so viel Zeit, daß er in den gewöhnlichen Sprachstudien zurückblieb. Der Vater betrachtete ihn als ungerathenen Sohn und gab ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Ein Hausfreund, Dr. Joh. Rothmann, Arzt zu Wexiö, hatte aber des Jünglings Talent richtig erkannt. Derselbe rettete ihn der Wissenschaft, indem er den Vater bewog, der Neigung des Sohnes nachzugeben, und zugleich sich erbot, während eines Jahres die Kosten seiner Erziehung zu tragen. Auch unterrichtete Rothmann selbst seinen jungen Schüler in der Physiologie und Botanik und gab ihm Tournefort's Werke in die Hände. 1727 bezog L. die Universität zu Lund, um Medicin zu studiren, und im folgenden Jahre ging er nach Upsala, wo er ebenfalls fleißig arbeitete, aber in großer Armuth schmachtete. Da gewann ihn der berühmte Theolog Olaf Celsius lieb, nahm ihn in sein Haus auf, stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung und machte ihn zum Gehülfen bei Bearbeitung seines Werkes über die biblischen Pflanzen. Auch empfahl ihn derselbe an Olaf Rudbeck, Professor der Botanik, dessen Gunst L. ohnehin schon durch eine Arbeit erlangt hatte, in welcher die Grundlagen des später vollendeten Sexualsystems (Botanik) entwickelt wurden. Von Rudbeck zwei Jahre später zum Aufseher des Botanischen Gartens und Demonstrator gewählt und sonst kräftig unterstützt, machte L. so rasche Fortschritte in seiner Wissenschaft, daß er im 24. J. einen «Hortus Uplandicus» schrieb. Im Auftrage der Regierung durchreiste er nun Lappland allein, zu Fuß und Entbehrungen aller Art ertragend, vom Mai bis Nov. 1732. Das Ergebniß dieser beschwerlichen Reise legte er später in der «Flora Lapponica» (Amsterd. 1737) nieder. Bald nach der Rückkehr aus Lappland begab er sich nach Fahlun, wo er Mineralogie lehrte und seine spätere Gattin, die Tochter des Arztes Moräus, kennen lernte, die ihm die Mittel vorschoß, in Holland zu promoviren. Er erlangte in Harderwyck 1735 die Würde eines Doctors der Medicin und verlebte dann in Berührung mit van Royen, Gronov, Boerhaave und Joh. Burmann zwei Jahre theils in Leyden, theils in Hartekamp, wo ihm Georg Cliffort, ein reicher Bankier und Besitzer eines der schönsten Gärten jener Zeit, die Aufsicht über seinen Garten anvertraute. Der Aufenthalt in Holland trug viel zur Begründung von L.'s Rufe bei. Er gewann hier die Gelegenheit, durch Benutzung des überaus reichen, in Gärten und Sammlungen aufgehäuften Materials, die Grundzüge eines Systems der drei Naturreiche aufzustellen, welches dem Bedürfnisse der Zeit entsprach. In Holland war es auch, wo L. seine wichtigsten Werke rasch nacheinander herausgab. Er entwickelte in diesen eine einfache, leicht verständliche Methode des Sexualsystems, ersetzte die langen Phrasen durch Artennamen, stellte Gesetze für Nomenclatur der Organe und Gruppen auf, setzte eine glückliche Präcision an die Stelle der Unbestimmtheit der frühern Beschreibungen und führte diese Umwälzung gleichzeitig in allen drei Naturreichen durch. Zuerst erschien sein «Systema naturae» (Leyd. 1735), dann «Fundamenta botanica» (Leyd. 1736); «Genera plantarum» (Leyd. 1737); «Corollarium generum plantarum» (Leyd. 1737), mit Darstellung des Sexualsystems; ferner die obenerwähnte «Flora Lapponica», der «Hortus Cliffortianus» (Amsterd. 1737) u. s. w. L. besuchte hierauf England und 1738 Paris, wo er häufig mit Antoine und Bernard de Jussieu (s. d.) zusammenkam. Er kehrte sodann über Göttingen nach Schweden zurück, wo man sich jedoch so wenig um ihn kümmerte, daß er endlich aus Noth als Schiffsarzt in die Flotte eintreten mußte. Haller, früher sein Gegner, hatte ihn in Göttingen liebgewonnen und trug ihm nun die eigene Professur an; aber L. erhielt dieses Anerbieten erst nach seinem Eintritt in den Seedienst. Die Reichsräthe Tessin und Höpken nahmen sich indessen seiner an und führten ihn beim schwed. Hofe ein, wo er durch glückliche Behandlung von Brustkrankheiten die Gunst der Königin Ulrike Eleonore gewann und bald sehr bedeutende Praxis erlangte. Durch Verwendung seiner Gönner

wurde er 1739 seines Amts als Flottenarzt entbunden, mit dem Titel eines königl. Botanikers zum Präsidenten der stockholmer Akademie erhoben und 1740 zum Anführer einer vom Reichsrath veranstalteten naturhistor. Expedition nach Öland und Gothland ernannt. Er heirathete jetzt die Tochter des Professors Moräus und sah auch seinen Wunsch nach einer ruhigen Stellung, welche ununterbrochene Forschung gestattete, 1741 durch die Verleihung einer medic. Professur in Upsala erfüllt, welche er 1742 mit der botan. Professur vertauschte. Vom Könige wurde er 1747 zum Leibarzte ernannt und 1757 in den Adelstand erhoben. 1762 nahm ihn die pariser Akademie der Wissenschaften in die Zahl ihrer acht auswärtigen Mitglieder auf. Bis wenige Jahre vor seinem Tode lebte er in ziemlich einförmiger Weise in Upsala, bewies aber während dieses Zeitraums eine fast beispiellose Thätigkeit, indem er außer einer Reihe neuer Auflagen seiner frühern Werke nacheinander Beschreibungen seiner naturhistor. Reisen durch Schweden, eine Flora (1745) und eine Fauna von Schweden (1746), den «Hortus Upsaliensis» (1748), eine «Materia medica» der drei Reiche (1749—52), seine berühmte «Philosophia botanica» (1751), die beschreibenden Verzeichnisse von mehrern großen Naturaliensammlungen, besonders aber das Hauptwerk, die «Species plantarum» (Stockh. 1753), herausgab. Neben diesen umfänglichen Werken lieferte er noch an 200 akademische Gelegenheitsschriften und eine sehr große Zahl von wichtigen und sorgfältig gearbeiteten Abhandlungen, die in den Schriften der Societäten zu Stockholm, Upsala, Petersburg, London u. s. w. sich befinden. Auf Kosten der Regierung schickte er elf seiner besten Zöglinge in entfernte Länder auf Reisen und erhielt schöne Sammlungen, welche er in seinem Museum zu Hammarby niederlegte. Seit 1774 verbrachte er sein Leben in trauriger Schwäche des Geistes und Körpers, bis er 10. Jan. 1778 starb.

L. gehört zu den großen Reformatoren der Wissenschaft, welche nur selten auftreten. Begabt mit einem logischen Verstande von seltener Schärfe, einer ungewöhnlichen Gabe der Beobachtung, Auffassung und Combination, löste er die schwierigste Aufgabe, die je ein Naturforscher sich gesetzt hat: die Anordnung eines für jene Zeit sehr großen, aber in gänzlicher Verwirrung liegenden Materials. Zu diesem Zwecke mußte er nicht allein fast jeden einzelnen dieser Gegenstände genau untersuchen, sondern auch leitende Grundsätze entdecken und sogar eine Kunstsprache erfinden, die auf Forschung und Erkenntniß beruhte. Ein größerer Botaniker als Zoolog, wirkte dennoch L. sehr gedeihlich auch für die letztere Wissenschaft. Daß seine systematische Anordnung beider Reiche, ungeachtet des Widerspruchs einiger theilweise sehr unwürdiger Gegner, vielen Beifall fand und endlich, mit Ausnahme Frankreichs, in allen Ländern angenommen wurde, folgte theils aus dem schwergefühlten Bedürfnisse einer umfassenden Anordnung überhaupt, theils aus der großen Faßlichkeit des L.'schen Systems. Noch wird in Upsala L.'s Zimmer im ursprünglichen Zustande erhalten, und seine von Byström verfertigte Bildsäule ziert den einfachen Garten, während Karl XIV. Johann ihm zu Ehren 1819 in Råshult eine Schule errichtete. L.'s Herbarium enthielt über 7000 Arten, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Menge. Es kam in den Besitz des Sohnes, der jedoch den Vater nur wenige Jahre überlebte. Die Witwe verkaufte nun die Sammlungen heimlich an den Briten Smith, die so nach England kamen, wo sie jetzt der L.'schen Societät in London gehören. Vgl. Stöver, «Lebensbeschreibung Karl von L.'s» (Hamb. 1792); «L.'s Aufzeichnungen über sich selbst», mit Anmerkungen von Afzelius (Ups. 1823; deutsch von Lappe, Berl. 1826); Fée, «Vie de Charles de L.» (Par. 1832). — Sein Sohn, Karl von L., geb. zu Fahlun 20. Jan. 1741, seit 1760 Demonstrator am königl. Garten zu Upsala, 1763 außerord. Professor der Medicin und Botanik daselbst, 1766 Substitut seines Vaters, 1778 Nachfolger desselben, gest. 1783, hat sich ebenfalls durch mehrere sehr brauchbare botan. Schriften bekannt gemacht. Die Familie L.'s ist gegenwärtig ausgestorben.

Linnen und Linnenindustrie. Unter Linnen faßt man im allgemeinen die Producte der Verarbeitung des Flachses (s. d.) und des im wesentlichen der gleichen Behandlung unterliegenden Hanfs (s. d.) zusammen. Beide sind die Bastfasern von Pflanzenstengeln, welche nur durch eine weitläufige Reihe von Operationen im reinen spinnbaren Zustande dargestellt werden können. Die Linnenindustrie zerfällt in die zwei großen Zweige der Garnspinnerei und der Linnenweberei. Das Spinnen der linnenen Garne machte von alters her eine Beschäftigung der Landleute in denjenigen Gegenden aus, wo das Material dazu, der Flachs, gezogen wird. Die einfachen Geräthe, deren man sich dazu bediente (die Handspindel und später das Spinnrad), gewährten den Vortheil, daß die Spinnerei als Nebenerwerb wenigstens auch von den Aermsten ausgeübt werden konnte, zumal das erzeugte Garn großentheils von den Landleuten selbst zu Linnen verwebt

wurde, also fast die ganze Industrie in denselben Händen vereinigt war. Noch jetzt besteht dieser Zustand in einigen Gegenden Deutschlands. Allein seit dem Beginn des großen Aufschwungs der Baumwollverarbeitung gegen Ende des 18. Jahrh. (s. Baumwollindustrie) wurden auch allmählich die Forderungen an die Erzeugnisse der mit jener nunmehr concurrirenden Linnenindustrie gesteigert. Mehr und mehr verlangte man nach feinern und vollkommenern Gespinsten, nach feinern und schönern Geweben. Hinter diesen Anforderungen mußten die erreichbaren Leistungen großentheils schon darum zurückbleiben, weil die Baumwollspinnerei sich fortan eines bald sehr ausgebildeten Maschinensystems bediente, während die Flachsspinnerei nach wie vor Handarbeit, also zu sehr von der individuellen Handgeschicklichkeit abhängig blieb und der Vortheile des fabrikmäßigen Betriebs entbehrte. Maschinen auch zur Flachsspinnerei anzuwenden, lag nahe genug; aber die ganz verschiedenen Eigenschaften des Materials bedingten so völlig abweichende Constructionen dieser Maschinen, daß erst in den letzten Jahren vor 1800 die Engländer dahin gelangten, mit einigermaßen gutem Erfolge Maschinengarne aus Flachs hervorzubringen. Diese Industrie war anfangs so unbedeutend, daß Großbritannien noch fortwährend große Massen leinener Handgespinste vom Festlande, namentlich aus Deutschland einführte. Die durch Napoleon angeordnete Continentalsperre erschwerte den Verkehr und wirkte naturgemäß als ein kräftiges Aufmunterungsmittel für die brit. Maschinenspinnerei, welche im stillen heranwuchs, während in Frankreich und Deutschland die gleichzeitig auftauchenden Versuche in diesem Fache nur sehr unvollkommene und äußerst eingeschränkte Erfolge hatten. Als daher nach wiederhergestelltem Frieden der Handel sich wieder freier bewegte, zeigte sich ein dem frühern ganz entgegengesetztes Verhältniß. Großbritannien, statt linnene Gespinste und Gewebe von auswärts zu beziehen, gelangte bald dahin, seinerseits das Festland mit seinen derartigen Erzeugnissen zu überschwemmen und auf dritten Märkten, in Spanien, Westindien, Nord- und Südamerika, eine furchtbare Concurrenz gegen die deutsche Industrie zu eröffnen. Es dehnte nicht nur seine eigene Production von Rohflachs aus, sondern führte überdies ungeheuere Quantitäten desselben aus den Ostseeländern, aus Belgien, den Niederlanden und Deutschland ein, wogegen seine Ausfuhr an Garn und Geweben entsprechend stieg. Die Leinengarn-Einfuhr des Inselstaats sank in dem Zeitraume zwischen 1825 und 1849 von 6¼ Mill. Pfd. auf 29600 Pfd. herab; die Einfuhr an Flachs und Flachswerch hob sich dagegen in der Periode zwischen 1820 und 1849 von 376000 Ctrn. auf 1,807000 Ctr., und die Ausfuhr zwischen 1828 und 1849 von 50000 Pfd. Garn auf 17¼ Mill. Pfd., von 59½ Mill. Yards Leinwand auf 111¼ Mill. Yards (1862: 36⅓ Mill. Pfd. und 156⅔ Mill. Yards). Die Preise der brit. Gespinste und Gewebe stellten sich dabei immer niedriger; die Leistungen der dortigen Spinnereimaschinen erreichten qualitativ und quantitativ einen immer höhern Grad; die Linnenweberei wurde durch Anwendung der Dampfwebstühle (14800 im J. 1861), durch große Verbesserungen in der Appretur u. s. w. außerordentlich gehoben. Gegenwärtig beschäftigt die Flachsmaschinenspinnerei der vereinigten brit. Königreiche 1¼ Mill. Feinspindeln. Frankreich empfing seit etwa 1805 die ersten und zwar unvollkommenen, von keinem dauernden Erfolg gekrönten Flachsspinnereianlagen (mit Maschinen) hauptsächlich durch Briten. Girard in Paris führte um 1810 und 1811 durch sinnreiche Erfindungen den Gegenstand der Vollkommenheit näher, konnte aber damit ebenso wenig in seiner Heimat als später in Oesterreich bestehen. Erst durch Einführung der neuern engl. Maschinensysteme und durch spätere Bemühungen franz. Mechaniker selbst kam in diesem Lande die mechan. Flachsspinnerei auf einen höhern Standpunkt, sodaß sie 1865 über 500000 Feinspindeln beschäftigte und die Garneinfuhr sehr bedeutend sich vermindert hatte. Belgien besitzt noch bedeutende Handspinnerei für seine Garne zu Spitzen und Batist, daneben aber Maschinenspinnerei mit etwa 100000 Spindeln. In Preußen zählte man 1863 in 20 Spinnereien 153500 Feinspindeln mit 6600 Arbeitern; in der österr. Monarchie mögen etwa 200000 Spindeln arbeiten. Hier, wie überall auf dem Continente, datirt eine vollkommenere Einrichtung und Betriebsweise aus den Jahren zwischen 1830 und 1840, wo die neuern engl. Systeme eingeführt oder an die Stelle älterer und weniger brauchbarer gesetzt wurden. England gegenüber befindet sich das gesammte Deutschland noch auf einem sehr zurückgerückten Standpunkte in Ansehung der Linnenmaschinenspinnerei, und die Ursache hiervon ist wenigstens zum Theil das noch gehegte Vorurtheil, daß Leinwand aus Handgespinst unbedingt besser sei als solche aus Maschinengespinst gefertigte. Die Maschinenspinnerei liefert aber aus gleich gutem Material entschieden einen gleichförmigern (also schönern) und eben deshalb festern Faden als durchschnittlich die Handspinnerei zu erzeugen vermag; gutes Handgespinst findet nur noch als Einschluß in die Gewebe eine zweckmäßige Verwendung. Der Gang bei der Verarbeitung des Flachses zu Garn ist kurz

folgender: Der zum großen Theil auf Maschinen fein ausgehechelte Flachs, welcher zu den feinen Gespinsten gewöhnlich nicht in ganzer Länge, sondern auf zwei Theile abgerissen zur Verarbeitung kommt, wird auf einer ersten Maschine in ein langes, aus lose nebeneinanderliegenden Fasern bestehendes Band verwandelt, welches auf zwei oder drei folgenden Maschinen verfeinert und in die Länge gestreckt, dann auf der Vorspinnmaschine weiter gestreckt und zu einem groben lockern Faden gedreht wird. Letztern bildet sodann die Feinspinnmaschine zu fertigem Garn, wobei das Spinnen entweder trocken, oder mit Hülfe von kaltem Wasser, oder mittels fast kochendheißen Wassers geschieht. Maschinen, welche feine Gespinste erzeugen, arbeiten alle nach der letzterwähnten Weise. Gewebe von Flachs werden schon bei den alten Aegyptern und Griechen erwähnt. Unter den jetzt gebräuchlichen linnenen Stoffen spielt die schlichtgewebte Leinwand die Hauptrolle. Ihr ähnlich, aber sehr fein und etwas locker gearbeitet ist der Batist (s. d.), dem gegenüber als das gröbste und dichteste Linnengewebe das Segeltuch (s. d.) steht. Gemusterte Linnenstoffe sind Damast (s. d.) und Drell.

Linos, aus Theben, ein berühmter Sänger und Tonkünstler des mythischen Zeitalters, dessen Leben man gewöhnlich um 1280 v. Chr. ansetzt, war der Sage nach der Sohn des Apollo und Lehrer des Orpheus und Herakles in der Musik, wurde aber von letzterm, weil er ihn wegen seiner Fehlgriffe der Verlachung preisgegeben, mit der Zither erschlagen, nach andern von Apollo selbst, dem er sich im Zitherspiele gleichzustellen wagte, getödtet.

Linse (Ervum Lens L.) ist eine zu den Hülsenfrüchten und zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende einjährige Culturpflanze, welche im Oriente und südl. Europa unter der Saat wild wächst, jetzt aber in ganz Europa und zum Theil auch in den andern Erdtheilen allgemein angebaut wird. Der $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ F. hohe Stengel trägt gefiederte Blätter mit 6—8 Blättchenpaaren, und nur die obern Blätter gehen in eine Wickelranke aus. Die Kelchzähne der einzeln oder zu zwei auf langem, blattwinkelständigem Stil befindlichen Blüten sind so lang oder noch länger als die Fahne der weißen, lilafarben geäderten oder hellbläulichen Blume. Die Hülsen sind stark zusammengedrückt, kurz und breit, ein- bis zweisamig. Man hat einige Varietäten, die sich durch Farbe und Größe der Samen unterscheiden, welche bald klein, bald groß, bald grünlich-, ocher- oder scherbengelb, bald schwarz punktirt oder ganz schwarz sind. Die Varietät mit großem Samen ist unter dem Namen Pfennigslinse bekannt. Die Samen der L. gewähren eine sehr nahrhafte und zugleich noch leichter verdauliche Speise als die Erbsen. Auch haben sie als Viehfutter großen Werth; besonders soll die Milch sehr fett danach werden. Oft wird den gekochten L. des Wohlgeschmacks wegen Essig zugesetzt; allein durch diesen werden auch die schon weich gekochten L. wieder hart und unverdaulicher. Verschiedene Arten derselben Gattung wachsen bei uns wild als Unkräuter unter der Saat oder auf Sandboden und Schutt. Die gemeinsten, unter dem Namen Vogelwicken bekannten Arten sind die behaarte L. (E. hirsutum L.) und die viersamige L. (E. tetraspermum). Beide haben kleine, weißliche, traubig angeordnete Blüten, die erstgenannte aber feinbehaarte Stengel und Blätter und zweisamige Hülsen, die zweite kahle Stengel und Blätter und viersamige Hülsen. Beide Arten geben ein gutes Viehfutter ab und können auf Sandboden mit Erfolg angebaut werden.

Linse bezeichnet in der Optik ein Stück eines durchsichtigen Mittels (z. B. Glas), das auf beiden Seiten durch Theile von Kugel- (oder Cylinder-) Oberflächen begrenzt wird. Die beiden krummen Flächen, welche die Seiten der L. bilden, brauchen übrigens nicht Stücke einer und derselben Kugeloberfläche zu sein, sondern können Kugeln von sehr verschiedenen Halbmessern angehören. Je nachdem die erhabene Seite der Kugelfläche oder die hohle vertiefte nach außen gewendet ist, nennt man die Fläche eine convexe oder eine concave. Anstatt durch eine gekrümmte Fläche kann die eine Seite einer L. durch eine Ebene gebildet werden, also plan sein. Nach der Gestalt der beiden Seiten wird der Name der L. gebildet: biconvexe L., wo beide Seiten convex, planconcav, wo eine Seite plan, die andere concav; convexconcav, wo die eine Seite convex, die andere concav. Eine beiderseitige convexe Krümmung der Flächen gibt den L. die Fähigkeit, die auf sie fallenden Lichtstrahlen convergent zu machen, oder sie wenigstens, wenn sie gar zu stark divergiren sollten, durch Verringerung ihrer Divergenz der Convergenz näher zu bringen. In gleicher Weise wirken planconvexe L., während biconcave und planconcave L. gerade umgekehrt wirken und die auf sie fallenden Strahlen divergent machen. Welche Wirkung eine L. hat, deren eine Seite convex, die andere concav ist, hängt von der Größe der Krümmungen der beiden Seiten ab. Im allgemeinen bewirken L., welche in der Mitte dicker sind als am Rande, eine Convergenz oder Sammlung paralleler Strahlen und heißen daher «Sammellinsen», wäh-

rend L., welche in der Mitte dünner als am Rande sind, parallele Strahlen divergent machen oder zerstreuen, daher sie «Zerstreuungslinsen» heißen. Concavconvexe L. haben wegen ihres mondsichelförmigen Querschnitts auch den Namen Menisken (Mondchen). L. mit convexen Oberflächen haben infolge der vorhin erwähnten Einwirkung auf das Licht die Eigenschaft, von einem in nicht zu geringer Entfernung vor ihnen stehenden Gegenstande auf einem hinter ihnen befindlichen weißen Schirme ein Bild zu erzeugen, indem alle von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die L. so gebrochen werden, daß sie weiterhin sich in einem Punkte durchschneiden und also in ihm ein Bild des Punktes, von dem sie ausgegangen, geben. Darauf gründet sich ihre Anwendung zu Objectiven des Fernrohrs (s. d.), Mikroskops (s. d.) u. s. w. Wenn der Gegenstand einer convexen L. zu nahe steht, sodaß die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen zu stark divergirend auf dieselbe fallen, so entsteht hinter ihr kein Bild des Gegenstandes mehr; die Lichtstrahlen werden dann nur weniger divergent gemacht und scheinen also einem hinter der L. befindlichen Auge aus einer größern Entfernung herzukommen. Ueber achromatische Linsen s. Achromatisch. Aplanatische L. heißen aus zwei oder drei L. zusammengesetzte L., welche alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen wieder genau in einen Punkt vereinigen, was bei einer gewöhnlichen einfachen L. wegen ihrer Kugelgestalt nicht ganz genau der Fall ist.

Linth, ein im schweiz. Canton Glarus durch die Vereinigung dreier Bäche am Fuße des Tödi entspringender Fluß, ist besonders durch das von Escher von der Linth (s. d.) ausgeführte hydrotechnische Unternehmen bekannt. Die Regulirung erfolgte durch den 19000 F. langen Mollíserkanal, wodurch die L. in den Wallenstädtersee geleitet wurde, den sie bei Wesen verläßt. Die Verbindung zwischen dem Wallenstädtersee und dem Zürichersee, in den sich die L. bei Schmerikon unterhalb Utznach und Schloß Grynau ergießt, wurde zum Schutz gegen frühere Ueberschwemmungen und gegen Versumpfung durch den 62000 F. langen Linthkanal hergestellt, wodurch zugleich der Cultur etwa 20000 Morgen gewonnen waren. Das von S. gegen N. gerichtete Linththal mit den Wasserfällen des Schreyenbachs, Fätschbachs und Dießbachs ist eine der reizendsten Gegenden der Schweiz. An seinem obern Ende liegt das große, schöne Dorf Linththal mit 1988 E. und bedeutender Baumwollspinnerei, und ¼ St. nördlich von demselben, links an der L. und am Fuße des 2044 F. hohen Braunwaldberges, das starkbesuchte Stachelberger Bad, welches aus zwei durch eine Galerie miteinander verbundenen Hauptgebäuden mit großer, aussichtreicher Terrasse und 30 Badewannen in 18 Cabineten besteht. Die Quelle, ein starkes alkalisches Schwefelwasser von kühlem, hepatischem Geschmack, bläulich-weiß opalescirend, fließt sehr schwach und tritt ½ St. höher in einer engen Schlucht am Braunwaldberge, 926 F. über dem Bade, zu Tage. Sie wird schon seit dem Anfange des 18. Jahrh. benutzt.

Linz, die befestigte Hauptstadt von Oberösterreich oder Oesterreich ob der Ens, in reizender Gegend am rechten Ufer der Donau gelegen, über die hier eine 1700 F. lange Holzbrücke führt, zählt ohne die ansehnliche Garnison 30323 E. und ist Sitz der Statthalterei, des Militärcommandos, eines Oberlandes- und eines Landesgerichts, eines Telegraphenamts und anderer Behörden sowie eines Bisthums. L. macht auf den Fremden den Eindruck einer stillen Landstadt. Obgleich der Marktplatz, von der Donau aus aufsteigend und von hohen wohlgebauten Häusern umgeben, an Großartigkeit dem Graben zu Wien oder der Zeil in Frankfurt zur Seite steht, so herrscht doch eine um so auffallendere Stille auf demselben. In seiner Mitte steht die 1723 von Karl VI. errichtete Dreifaltigkeitssäule. Von öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die Domkirche, 1670 erbaut, mit herrlicher Orgel; die 1726 erbaute Stadtpfarrkirche; die Kapuzinerkirche mit dem Marmorgrabmal des Grafen Montecuculi; die in einfachem, aber edelm Stile 1844 erbaute evang. Kirche; das Landhaus u. s. w. Im Schlosse, welches oberhalb der Brücke an einem Abhange hoch hervorragt, hatte Leopold I. seine Residenz, als die Türken 1683 Wien belagerten. Nachdem es längere Zeit als Strafanstalt gedient, wurde es 1851 in eine Kaserne verwandelt. Von Anstalten für Wissenschaft, Unterricht und Erziehung bestehen in L. ein Lyceum, ein bischöfl. Seminar, ein Gymnasium, eine Normalhauptschule, eine Oberrealschule, ein Schullehrerseminar, ein Taubstummeninstitut, eine Privat-Blindenanstalt u. s. w. Unter den Vereinen und Gesellschaften ist der wissenschaftliche Verein zur Beförderung vaterländischer Interessen von einiger Bedeutung. Die Lycealbibliothek zählt 27000 Bände mit 500 Incunabeln; das Landesmuseum im Ständehause enthält eine Menge provinzieller Gegenstände, röm. Alterthümer, Holzschnitzbilder u. dgl. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein Irrenhaus und ein Gebärhaus, ist nicht gering. Die früher berühmte k. k. Aerarial-Wollzeugmanufactur, in einem ungeheuern Gebäude, wurde in neuerer Zeit bis auf die Teppichweberei und die Schafwollzeug-

druckerei aufgehoben, dagegen 1850 eine Aerarial-Cigarrenfabrik errichtet. Die Stadt ist sehr gewerbfleißig; es blühen hier Fabriken für Tuch und Kasimir, Baumwollwaaren, Barchent, Leder, Spielkarten u. s. w. Von Wichtigkeit ist der Schiffbau. Der Handel ist sehr lebhaft; die Geschäfte in Wollzeug, Teppichen, Baumwollwaaren, Tuch, Leinen, Zwirn und Eisen sowie die Spedition auf der Donau sind bedeutend. Schon seit 1832 ist L. durch eine Pferdeeisenbahn (der erste Schienenweg in Deutschland) mit Budweis verbunden. In neuerer Zeit wurde durch die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn die Verbindung zunächst mit Wien, dann über Wels mit Salzburg, endlich auch mit Passau zum Anschluß an das bair. Bahnnetz hergestellt. Eine regelmäßige Dampfschiffahrt auf der Donau besteht aufwärts nach Passau und Regensburg, abwärts nach Wien. Die Festungswerke von L. haben viel Aufsehen in der Geschichte der Fortification gemacht. Sie bestanden in 32 sich gegenseitig deckenden Thürmen, die der Erzherzog Maximilian von Este 1821—36 erbaute, und von denen 23 am rechten, 9 am linken Ufer der Donau lagen, bis neuerdings auf jedem Ufer 2 derselben rasirt wurden. Die höchste Stellung, der sog. Pöstlingsberg, hat 5 zu einer Befestigung verbundene Thürme und bildet so gleichsam eine Citadelle. Von dem Pöstlingsberge sowie vom Jägermaier und St.-Magdalena aus genießt man herrliche Aussichten. Im Mittelalter gehörte die Stadt zu der Grafschaft Kyrnberg und kam 1140 mit der letztern an Leopold VI. von Oesterreich. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie vergebens belagert, im Oesterreichischen Erbfolgekriege aber 1741 von den Baiern erobert. Am 17. Mai 1809 hatte hier ein Gefecht zwischen einem österr. und einem würtemberg.-sächs. Corps zum Vortheil des letztern statt.

Lion (franz., Löwe) wird in London jede Merkwürdigkeit des Tages, gleichviel ob Personen oder Dinge, genannt, und wer in kurzer Zeit viele dergleichen Merkwürdigkeiten sieht, heißt ein Lionkiller, Löwentödter. In Paris nennt man L., was man sonst Elégant, Incroyable, noch früher Roué, Muscadin, Petit-Maître nannte; auch gebraucht man das Wort fast gleichbedeutend mit Dandy, Fashionable. Die pariser L. sind mit wenigen Ausnahmen Parvenus, reichgewordene Speculanten, sehr wenig mit Wissenschaft und Kunst, aber sehr viel mit Hunden und Pferden vertraut, oft auch äußerst zweideutige Individuen, die ihre Hülfsmittel von galanten Damen oder vom Spiel und andern Industrien ziehen. In London gab lange ein eleganter Franzose, der 1852 gestorbene Graf d'Orsay, den Ton an; seine Worte waren Modeorakel, seine Kleidung war die allgemeine Norm, sein Wille das Gesetz der Fashion, kurz, er war der Lord Byron der Mode und in London von allen Ständen und von allem Volk gekannt, ja ein populärer Name. In Paris hingegen stand längere Zeit hindurch ein Engländer, Lord Seymour, an der Spitze der Klasse, welche sich die Gesellschaft von gutem Tone nennt. Jung, lebenslustig, verschwenderisch, nach Originalität haschend, sammelte derselbe in Paris eine Menge junger und reicher Leute um sich, denen er ein Vorbild ward in ausgelassenen Sitten und Excessen. Ohne Zweifel hat er viel zum Ton der modernen pariser Jugend beigetragen. Das Gegenstück, gleichsam die Weibchen von dieser Männerart, sind die sog. Löwinnen (lionnes), hin und wieder auch Tigerinnen und Pantherinnen genannt. Sie sind oft nicht die Schönsten, selten die Gebildetsten und tragen nie den besten Namen, aber sie reiten gut, fehlen bei keinem Wettrennen, sprechen über Reitschule und Stallgegenstände wie ein Jockey und geberden sich überhaupt wie moderne Amazonen. Mit jungen und alten Herren vertraulich, der Orthographie und dem guten Stil weniger befreundet als den Kraftausdrücken und der feinen Cigarrete, bilden diese anmuthlosen Frauen, selbst wenn sie bergab gehen, den Mittelpunkt besuchter Modecirkel, wo sie herrschen und eine Menge an ihrem Winke hängender Löwen um sich haben.

Liparische Inseln, bei den Alten auch Aeolische Inseln genannt, zwölf an der Zahl, im Mittelländischen Meere, an der Nordseite Siciliens, gehören zur ital. Provinz Messina und haben (31. Dec. 1861) 19133 E. Die vorzüglichsten sind Lipari, Volcano, Panaria, Stromboli, Salina, Felicudi, Alicudi und Ustica. Alle scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hierher Vulcan's Werkstätte, sowie die Wohnung des Aeolus. Sie sind reich an Wein, Rosinen, Korinthen, Feigen, Baumwolle, Rebhühnern, Kaninchen, Fischen, Bimsstein und Schwefel. Lipari, die größte, mit 5 Q.-M., ist fruchtbar, besitzt heiße Bäder, und von dem vortrefflichen Malvasierwein, welcher hier wächst, werden bedeutende Mengen versandt. Der Handel auf Lipari mit Südfrüchten, hauptsächlich mit Weinbeeren und Feigen, ist beträchtlich. Das gleichnamige Städtchen auf Lipari mit 5311 E. ist der Sitz eines Bisthums und hat zwei Häfen und ein Castell auf einem hohen Berge. Volcano und Stromboli haben feuerspeiende Berge; besonders wirft der 2520 F. hohe Vulkan auf letzterer Insel das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus. In einem erloschenen Krater

auf Volcano findet man Borsäure. **Felicudi**, die höchste unter den Inseln, erhebt sich bis 2862 F. über das Meer. Der weißliche Bimsstein, der sich in vielen Schichten in dem hohen, kegelförmigen Berge Campobianco findet, bildet einen Handelsartikel.

Lipinski (Karl), ausgezeichneter Violinspieler, geb. im Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und widmete sich vorzugsweise dem Violoncellspiel mit so glücklichem Erfolg, daß er noch sehr jung die Concerte von Romberg und Lamare öffentlich spielte. Ein treffliches Muster war ihm der aus Wien gebürtige, in Lemberg als Beamter angestellte Krenes, der sich als Componist für das Violoncello, meist in äußerst schwierigen Productionen, auszeichnete und 1823 starb. Als Musikdirector beim lemberger deutschen Theater, 1810—14, vervollkommnete sich L. immer mehr im Violinspiel, wobei er mehr Ton und Gehalt als die Ausschmückung berücksichtigte. Um Spohr bei dessen Anwesenheit in Wien 1814 zu hören, legte er seine Directorstelle nieder und wurde durch diesen nur noch mehr bestärkt, daß die von ihm eingeschlagene, von andern angefochtene Art des Spiels zur wahren Kunst führe. Nach der Rückkehr in sein Vaterland lebte er ohne Anstellung, bis er 1817 seine erste große Kunstreise nach Italien unternahm, um Paganini zu hören. Er traf denselben in Piacenza und theilte mit ihm den Beifall des Publikums in zwei Doppelconcerten. Nach seiner Rückkehr nach Polen 1818 fand er auch hier gerechte Anerkennung und machte seitdem mehrere Kunstreisen nach Ungarn, Deutschland und Rußland. Nachdem er den Titel eines ersten Violinspielers des Kaisers von Rußland erhalten hatte, ging er 1829 nach Warschau, wo er wieder mit Paganini zusammentraf. Er ließ sich in einen Wettkampf mit demselben ein, und das Publikum theilte sich in zwei Parteien. Hierauf kehrte er nach Lemberg zurück, seine Zeit zwischen Spiel, Composition und Studium theilend. 1835 unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und Italien, und 1839 wurde er als Concertmeister der königl. Kapelle nach Dresden berufen. Er starb 16. Dec. 1861 auf einer Besitzung, die er in Galizien erworben hatte. Das Eigenthümliche seines Spiels beruhte bei staunenerregender Sicherheit und Bravour in einer selten gehörten, oft bis zur Grenzlinie des Schönen gesteigerten Mächtigkeit und Energie des Tons. Dabei wußte er in seinem Vortrage kühn alle Stufen der Empfindungsscala von der rührendsten Zartheit bis zu dithyrambischem Aufschwunge zu durchlaufen. Wenn auch L. keinen Anspruch auf einen classischen und fruchtbaren Tonsetzer macht, so stehen doch seine Compositionen höher als gewöhnliche Virtuosenmusik. Zwar sind sie vorzugsweise auf Geltendmachung der Kunst des Spielers berechnet, viele aber haben zugleich einen gewissen Kunstwerth. Sein «Militärconcert» gilt für einen Hauptprüfstein eines tüchtigen Geigers.

Lippe, ein rechter Zufluß des Rheins und zugleich der bedeutendste Fluß der preuß. Provinz Westfalen, entspringt am westl. Fuße des Lippeschen Waldes (einer Abtheilung des Teutoburgerwaldes) theils bei dem Dorfe Schlangen im südl. Theile des Fürstenthums Lippe-Detmold, theils bei Lippspringe (s. d.) im preuß. Kreise Paderborn in 389 F. Meereshöhe, fließt in vorherrschend westl. Richtung über die Städte Lippstadt, Hamm, Lünen, Haltern und Dorsten und mündet in 48 F. Meereshöhe bei Wesel in den Rhein. Der Fluß, welcher im allgemeinen zwischen flachen, oft überschwemmten Ufern dahinströmt, hat bei Lippstadt 40, bei Hamm 80, an der Mündung 200 F. Breite, wird bei Neuhaus flößbar und ist von Lippstadt abwärts vermittelst 12 Schleusen für Kähne bis zu 18—1900 Ctr. Last schiffbar. Mit der Krümmung beträgt die Länge der Strombahn 34 M., wovon gegen 25 M. auf die schiffbare Strecke kommen. In ihrem obersten Laufe nimmt die L. die Alme (mit der Altenau), weiter unterhalb links die Ahsel, rechts die Stever auf. Die erwähnte Stadt Lippstadt, der Hauptort eines Kreises (8,80 Q.-M. mit 35156 E.) des preuß. Regierungsbezirks Arnsberg, mit 7060 E. (1864), einer Realschule erster Ordnung und ansehnlichem Getreidehandel, wurde von dem Grafen Bernhard II. von Lippe gegen Ende des 12. Jahrh. gegründet, gegen Mitte des 14. Jahrh. aber von dem kriegliebenden Grafen Simon III. zur Hälfte für 8000 Mark löthigen Silbers an den Herzog von Kleve verpfändet. Seitdem verblieb die eine Hälfte von Lippstadt bei den kleveschen Landen, bis sie mit diesen 1603 an Brandenburg fiel. Erst auf dringenden Wunsch der Bewohner der getheilten Stadt wurde auch die lippesche Hälfte, durch Vertrag vom 17. Mai 1850, gegen eine jährliche Rente an Preußen abgetreten.

Lippe, zum Unterschiede von dem Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.) auch Lippe-Detmold genannt, ein souveränes deutsches Fürstenthum mit einem Areal von 20,6 Q.-M., bildet, abgesehen von den unbedeutenden Exclaven (Lipperode, Stift Kappel, Bauerschaft Grevenhagen), ein ziemlich abgerundetes Ganzes, das auf drei Seiten von der preuß. Provinz Westfalen (Regierungsbezirk Minden) und nur im O. von der bisher kurhess. Grafschaft Schaumburg, der

waldeckschen Grafschaft Pyrmont und Theilen des ehemaligen Königreichs Hannover umschlossen wird. Das berg- und waldreiche Ländchen wird von dem von SO. nach NW. streichenden Teutoburgerwald (hier auch Lippescher Wald genannt) durchzogen, welcher nach verschiedenen Richtungen Abzweigungen entsendet. Der Köterberg (1507 F.) bei Falkenhagen und der Velmerstoot (1490 F.) sind die höchsten Gipfel. Eine Naturmerkwürdigkeit bildet die unweit des Städtchens Horn belegene, unter dem Namen die Externsteine (s. d.) bekannte Felspartie. Die auf der nördl. Seite des Teutoburgerwaldes entspringenden Flüsse (Werre mit Bega und Salze, Exter, Kalle und im SO. die Emmer) strömen der Weser (die auf 1 M. im N. die Grenze des Landes bildet), die auf der südlichen (die Lippe) dem Rheine zu. Auch hat die Ems ihren Ursprung in der Nähe der südl. Landesgrenze. Von den Höhen dieses Gebirgs blickt man auf der einen Seite in das fruchtbare Thal der Werre und Bega, auf der andern aber in die Sandfläche der Senne, welche indeß die fortschreitende Cultur der neuern Zeit ebenfalls angebaut hat. Der übrige Theil des Landes bietet eine beständige Abwechselung zwischen Wald, Wiese und Feld dar. Das Klima trägt den allgemeinen westfäl. Charakter an sich und muß eher rauh als mild genannt werden. Die Einwohnerzahl belief sich 3. Dec. 1864 auf 111336, von denen bei weitem die Mehrzahl sich zur reform. Kirche bekennt, welche die herrschende ist. Nur in Lemgo ist die luth. Confession überwiegend. Die 2546 Katholiken haben in Detmold, Lemgo und im Amte Swalenberg Kapellen. Juden zählte man 1193. Der Charakter des Volks ist bieder, und Aufklärung und Bildung sind ziemlich allgemein verbreitet. Unter dem Bürger- und Bauernstande wird noch fast allgemein das Plattdeutsche gesprochen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Landwirthschaft. Das nutzbare Areal des Fürstenthums vertheilt sich zu 172460 Morgen Ackerland, 8277 Morgen Gärten, 34494 Morgen Wiesen und Hutungen, 132904 Morgen Waldungen. Obwol der Boden des Landes nicht übermäßig fruchtbar, belohnt er doch den aufgewendeten Fleiß und läßt den Anbau der verschiedensten Getreidearten und Hülsenfrüchte zu. Außerdem wird Flachs und Rübsamen in bedeutendem Umfange angebaut. Von besonderer Wichtigkeit ist auch die durch die Natur des Landes begünstigte Viehzucht, und bilden namentlich fettes Rindvieh, Schweine und Schafe nebst Wolle einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel. Die früher in L. besonders auf dem fürstl. Gestüt Lopshorn gezüchtete Pferderasse (Sennerrasse) hat in neuerer Zeit an Ruf verloren. In den schönen Laubwaldungen (meist Eichen und Buchen), die an zwei Siebentel der Gesammtbodenfläche bedecken, wird noch immer ein ansehnlicher Hochwildstand an Hirschen und Rehen gehegt. Das Fürstenthum gehört zu den holzreichsten Gebieten Deutschlands, und die Forstcultur wird sorgfältig beaufsichtigt. Eigentlicher Bergbau fehlt gänzlich. Doch liefert die Saline zu Salzuflen Salz über den Bedarf. Die kohlensauren Mineral-, insbesondere Schwefelquellen zu Meinberg werden seit länger als 60 J. zu Curzwecken, neuerdings auch zur Bereitung von Bleiweiß benutzt. Der häufige Kalk- und Sandstein könnte nach Herstellung von Eisenbahnverbindungen einen lohnenden Ausfuhrartikel abgeben.

Die Bevölkerung vertheilt sich auf 7 Städte, unter denen Detmold (s. d.) mit 6203 und Lemgo (s. d.) mit 4200 E. die bedeutendsten sind, auf 4 Flecken und 200 mehr oder minder geschlossene Dorf- oder Bauerschaften sowie zerstreut liegende Höfe. Innerhalb der etwa den sechsten Theil des Landes umfassenden Stadtgebiete herrscht völlige Theilbarkeit des Grundbesitzes. In Bezug auf die bäuerlichen Güter und die etwa 30 Rittergüter gilt jedoch die Untheilbarkeit, beziehungsweise das Anerbe- und Majoratsrecht, sodaß die nachgeborenen Kinder von dem älterlichen Grundbesitz keinen Naturalantheil, sondern nur eine verhältnißmäßig geringe Geld- oder Allodialabfindung erhalten. Daher kommt es, daß alljährlich an 15000, meist den Heuerlingen oder Einliegern angehörige rüstige Arbeiter ihre Heimat verlassen, um sich nach allen Richtungen hin über Deutschland hinaus bis nach Dänemark, Norwegen und Schweden mit Feld- oder Handarbeit (besonders in Ziegeleien) Unterhalt zu verdienen und dann mit ihren Ersparnissen den Winter hindurch ihren Familien das Leben zu fristen. Die Garnspinnerei und Leinweberei sind zwar noch immer im ganzen Lande als Nebengewerbe verbreitet, aber in neuerer Zeit durch die Maschinenarbeit sehr herabgedrückt. Eine Linnenlegge befindet sich zu Lemgo. Fabriken und größere Gewerbsanlagen gibt es verhältnißmäßig nur wenige. Die gewerbfleißigsten Orte sind Detmold und Lemgo. Der Handel ist ebenfalls ohne Bedeutung. Eine Eisenbahnverbindung besaß 1866 das zum Zollverein gehörige Ländchen noch nicht, dagegen gibt es gute Staats- und Gemeindechausseen (zusammen 84 M.). Holz, Leinwand, Garn, Wolle, Getreide, Schlachtvieh und Meerschaumwaaren (Lemgo) machen die vorkommenden Ausfuhrartikel aus. Die bereits 1782 gegründete Landescreditanstalt (Leihkasse genannt) hat die Wohlfahrt sehr gefördert. Eine Irrenanstalt besteht zu Brake; ein Landkrankenhaus wurde 1864 zu Detmold errichtet.

Für den Unterricht ist durch 2 Gymnasien (Detmold und Lemgo), 1 Lehrerseminar (zu Detmold), 4 Rectorschulen (Blomberg, Horn, Salzuflen und Lage), 1 Töchterschule, 108 evang. und 5 kath. Elementarschulen ziemlich gut gesorgt. Zu Detmold besteht eine ansehnliche Bibliothek und seit 1841 ein sehr thätiger naturwissenschaftlicher Verein mit Museum und Lesecirkel.

Das Fürstenthum L. ist in 12 Aemter oder Verwaltungsbezirke eingetheilt, von deren Beamten gleichzeitig auch die Justizpflege versehen wird. Die zweite Instanz bilden zwei Obergerichte zu Detmold, von deren Entscheidungen seit 13. Juni 1857 an das Ober-Appellationsgericht zu Celle als dritte Instanz (vorher nach Wolfenbüttel) appellirt wird. Die sieben Städte haben auf Grund der 1842 entworfenen Städteordnung ihre eigene Verwaltung und Rechtspflege. Bis 1853 wurde die Verwaltung des Fürstenthums durch das aus vier bis fünf Mitgliedern bestehende Regierungscollegium geführt. Seitdem ist jedoch an die Spitze der Regierung ein Cabinetsminister als Regierungspräsident gestellt. Als oberste kirchliche Behörde wirkt ein Landesconsistorium für die geistlichen und Schulangelegenheiten. An der Spitze der prot. Geistlichkeit stehen der Generalsuperintendent zu Detmold und zwei Superintendenten. Das Budget für 1865 stellte eine Einnahme von 210178 und eine Ausgabe von 213432 Thlr. auf. Die Staatsschuld wurde für 1863 auf 357355 Thlr. angegeben. Im März 1853 wurde die Verfassung von 1836 wiederhergestellt. Die Landstände theilen sich in zwei Curien, von denen die erste durch die 7 Deputirten des ersten Standes oder der Ritterschaft (28 landtagsfähige Rittergüter) und die zweite durch die 14 Abgeordneten des zweiten (Städte) und dritten Standes (plattes Land) gebildet wird. Die Abgeordneten der Ritterschaft werden zu dem jedesmaligen Landtage deputirt. Die Wahl beim zweiten und dritten Stande erfolgt indirect durch Wahlmänner auf sechs Jahre. Der Landtag, der in der Regel vom Landesherrn alle zwei Jahre zusammenberufen wird, hat keine entscheidende, sondern nur eine berathende Stimme. Nach der deutschen Bundesverfassung bildete L. mit Waldeck und Schaumburg-Lippe die 16. Curie, während es im Plenum eine eigene Stimme hatte. Zur Bundesarmee stellte das Fürstenthum ein Bataillon (von etwa 1200 Mann), welche der Reservedivision angehörten. Die Residenz des Fürsten ist Detmold. Vgl. Schickedanz, «Das Fürstenthum L.-Detmold in geogr., statist. und geschichtlicher Beziehung» (Hildesh. 1830); Brachelli, in Stein's und Hörschelmann's «Handbuch der Geographie und Statistik» (Bd. 4, Abth. 2, Lpz. 1864).

Das gegenwärtige Fürstenthum L. war in der ältesten Zeit von Cheruskern bewohnt, deren Fürst Arminius (s. Hermann) hier im Teutoburger Walde im J. 9 n. Chr. die Legionen des röm. Statthalters Varus schlug. Nach der Verschmelzung der Cherusker mit andern deutschen Stämmen bildete L. einen Theil des Sachsenlandes, und die Züge Karl's d. Gr. gegen die Sachsen erstreckten sich meist vom Rhein aus bis in das heutige Lippesche. Um 1030 schenkte Kaiser Konrad II. das Territorium, das bisher den Namen Grafschaft Haholt geführt, als herrenloses Lehn dem Bischof Meinwerk zu Paderborn. Gegen 1130 belehnte Kaiser Lothar den Gemahl seiner Base Petronella von Are, Bernhard, Edeln von der L., mit dieser Grafschaft, der auf einer Insel im Flusse Lippe die gleichnamige, in ihren Ruinen noch vorhandene (unweit der Enclave Lipperode) Burg gründete und als der Stammvater der Lippeschen Dynastie zu betrachten ist. Sein Sohn, Bernhard II., war ein Freund Heinrich's des Löwen und fand sich mit einem zahlreichen Gefolge auf dem vom Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Simon I., Enkel Bernhard's III., erbte im 14. Jahrh. einen Theil der Grafschaft Swalenberg. Simon III., der die Grafschaft Sternberg erwarb, führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VIII. (gest. 1563) nannte sich zuerst Graf von der L. Derselbe trat 1556 mit der gesammten Bevölkerung, nach Abhaltung einer Synode, zum Protestantismus über. Sein Sohn, Simon VI., der 1600 fast gewaltsam die reform. Confession einführte, theilte bei seinem Tode 1613 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie L., Otto die Linie Brake und Philipp die Linie Bückeburg und Schaumburg (s. Schaumburg-Lippe) stiftete. Nachdem die Brake'sche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der L., die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburg. Linie Rücksicht zu nehmen. Doch zufolge reichshofräthlicher Erkenntnisse von 1734 und 1737 und des Stadthagener Vergleichs von 1748 mußten dieselben zwischen beiden Linien getheilt werden. Auch wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum schaumburg. Antheile der eigentlichen Grafschaft L. gehörigen Amte Blomberg walteten zwischen den beiden Linien Streitigkeiten ob, die mehrmals und namentlich 1812 und 1818 Veranlassung zu Thätlichkeiten gaben und infolge des Antrags von Schaumburg-L. beim Deutschen Bunde durch das als Austrägalgericht bestellte Hofgericht zu Manheim 1838, abgesehen von einigen Nebenpunkten, ganz zu Gunsten von L.

entschieden wurden. Der Stifter der Linie L. starb 1627, und es entstand nun wieder eine Nebenlinie des Hauses, L.-Biesterfeld, jetzt L.-Sternberg-Swalenberg, gestiftet von Jodocus Hermann, die sich dann in die Aeste L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld theilte. Simon VII. folgten in der Hauptlinie Hermann Adolf, gest. 1666; Simon Heinrich, gest. 1697; Friedrich Adolf, gest. 1718; Simon Heinrich Adolf, der 1720 von Kaiser Karl VI. die reichsfürstl. Würde erhielt, gest. 1734; Simon August, gest. 1782; Friedr. Wilh. Leopold, der vom Kaiser Joseph II. 1789 den Reichsfürstenstand förmlich bestätigt erhielt. Nachdem dieser Fürst 1802 in Geisteskrankheit gestorben, übernahm dessen Gemahlin Pauline (s. d.) für ihren unmündigen Sohn die Regierung, die sie in ausgezeichneter Weise führte. Die Fürstin rettete durch ihr kluges Benehmen mittels des 1807 erklärten Anschlusses an den Rheinbund die Selbständigkeit des Ländchens und trat später dem Deutschen Bunde bei. Sie schaffte die Leibeigenschaft und größtentheils die Fronden ab, verordnete die Unabsetzbarkeit der Staatsdiener und hob durch Berufung aufgeklärter Leiter das Unterrichtswesen. Auch verlieh sie 1819 dem Lande eine Repräsentativverfassung, die jedoch, da sich die Ritterschaft und die schaumburg. Agnaten widersetzten, vom Bundestage suspendirt wurde. Ihr Sohn Paul Alexander Leopold übernahm 4. Juli 1820 die Regierung und setzte dieselbe im Geiste seiner Mutter, wenn auch nicht mit gleicher Befähigung fort. Nach Vernehmen mit den alten Ständen brachte er endlich eine neue landständische Verfassung zu Stande, die 6. Juli 1836 als Landesgrundgesetz publicirt wurde. 1842 erfolgte die Einführung des braunschweig. Criminalgesetzbuchs und der Beitritt des Landes zum Deutschen Zollverein. Als sich im März 1848 die polit. Bewegung auch in L. geltend machte, genügte der Fürst durch Patent vom 9. März den Volkswünschen und es kam eine Reihe von Gesetzen zu Stande, welche das kleine Staatswesen in friedlicher Weise umgestalteten. Die Vollziehung eines erweiterten Wahlgesetzes, welches dem Volke eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung gewährte, und eines Gesetzes über die Rechte der Abgeordneten erfolgte 16. Jan. 1849. Bezüglich der deutschen Reichsverfassung erklärte sich der Fürst für Uebertragung der Kaiserkrone an Preußen; auch trat er dem Dreikönigsbündnisse bei. Der Fürst starb schon 1. Jan. 1851, und es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Leopold (s. d.) Friedrich Emil, der alsbald mit dem Landtage über die Art der Abänderung des Wahlgesetzes von 1849 in Conflict gerieth. Der neue Fürst erließ 26. März 1853 eine Verordnung, in welcher er ohne weiteres die Verfassung von 1836 wiederherstellte. Unter Beihülfe seines neuen Cabinetsministers, des vormaligen oldenburg. Staatsraths Hannibal Fischer, erschien sodann im Oct. 1853 eine Verordnung, welche den Landtag nach der Verfassung von 1836 zusammenberief und die Beschwerde der Stände beim Bundestage als eine Anmaßung bezeichnete. Der Landtagsausschuß wendete sich hierauf abermals an den Bundestag um Sistirung der anbefohlenen Wahlen, sah sich aber im Febr. 1854 abgewiesen, während die Regierung selbst die Weisung erhielt, sich mit den Ständen von 1836 bezüglich deren Rechte in Gesetzgebung und Finanzsachen zu verständigen. Es erfolgte nun im Verordnungswege die Aufhebung der seit 1849 zu Stande gekommenen Gesetze und die Sistirung der Ausführung des wichtigen Ablösungsgesetzes sowie im Juni 1854 die Zusammenberufung der alten Stände, mit denen jedoch keine genügende Einigung über die Propositionen der Regierung zu Stande kam. Nachdem Fischer im Juli 1855 seine Entlassung erhalten, trat im Jan. 1856 an dessen Stelle der preuß. Regierungsrath Oheimb als Cabinetsminister ein, der, unter Beibehaltung des verfassungswidrigen Standpunkts, überdies mit einseitigen Veränderungen in Kirche und Schule nach der streng orthodoxen Richtung hin vorging. Der Landtag ward zwar seitdem regelmäßig zusammenberufen, aber eine wirkliche Einigung in der Verfassungsangelegenheit kam ebenso wenig zu Stande, als ein für das Land erfolgreiches Zusammenwirken zwischen Regierung und Landtag in der Gesetzgebung eintrat. Von den Verhandlungen des durch den Kaiser von Oesterreich im Aug. 1863 in Frankfurt zusammenberufenen deutschen Fürstentags blieb Fürst Leopold fern. Auch bei Ausbruch der deutschen Wirren 1866 hielt er sich zu Preußen, und das lippesche Bataillon focht im Armeecorps des Generals Vogel von Falckenstein tapfer in dem Gefechte zu Kissingen. Vgl. Falkmann, «Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums L.» (Heft 1 u. 2, Lemgo 1847—56); derselbe, «Lippesche Regesten» (Bd. 1 u. 2, Lemgo 1861—63).

Lippenblütler, s. Labiaten.

Lippert (Phil. Dan.), der Herausgeber der «Daktyliothek», geb. zu Meißen 2. Sept. 1702, wurde von seinem Vater, einem Beutler, zu dessen Handwerke bestimmt, da er aber das Glaserhandwerk vorzog, 1719 nach Pirna in die Lehre gebracht. Als er die Wanderschaft antreten sollte, änderte eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen den Plan. Er fand in der

damals aufblühenden meißener Porzellanfabrik Arbeit, und als Nebenbeschäftigung übte er sich in Federzeichnungen. Später wendete er sich nach Dresden, wo seine Methode des Planzeichnens so vielen Beifall fand, daß er 1738 beim Hauptzeughause und 1739 als Zeichenlehrer bei den königl. Pagen angestellt wurde. Die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißener Porzellanmasse veranlaßte ihn, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Er erfand eine eigene weiße Masse, nach der gewöhnlichen Ansicht eine Kalkerde mit Hausenblase gemischt, der er durch ein beigemischtes Fossil neben einer fast unzerstörbaren Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse vereinigte er in seiner «Dactyliotheca», welche 3149 Abdrücke enthält, die in 57 Tabletten und in drei Bände vertheilt sind (Bd. 1 und 2, mit dem lat. Katalog von Christ, Lpz. 1755—56; Bd. 3, mit Register von Heyne, Fol.; deutsch Bd. 1 und 2, von Thierbach, 1767, und das Supplement 1768, 4.), ein Unternehmen, durch das er sich unbestrittene Verdienste erwarb. Er wurde 1765 Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste zu Dresden und starb daselbst 28. März 1785.

Lippi (Fra Filippo), s. Filippo Lippi.

Lippspringe, Marktflecken und Curort mit 1926 E. im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, ¾ M. im NO. von der Kreisstadt Paderborn, in der sandigen Senner Heide am südwestl. Abhange des Teutoburgerwaldes in 378 F. Seehöhe gelegen, hat eine 16,6° R. warme Quelle (Arminiusquelle), welche in geringer Entfernung von der Lippequelle und, wie diese, mit großer Wasserfülle aus der Erde hervorbricht. Früher waren beide Quellen zu einem Teiche vereinigt; jetzt sind sie gesondert. Die warme Quelle wurde erst 1832 entdeckt, gelangte aber schnell zu einem ausgebreiteten Rufe, sodaß L. gegenwärtig zu den besuchtesten Badeörtern gehört und namentlich in Bezug auf die Heilwirkungen des Wassers gegen Brustleiden mit Ems und Salzbrunn rivalisirt. Die Hauptbestandtheile des Wassers sind schwefelsaures Natron, schwefel- und kohlensaurer Kalk und viel Stickgas. Die ökonomischen Einrichtungen des Bades vereinigen, trotz der kurzen Zeit seines Bestehens, Bequemlichkeit und Eleganz. Das Curhaus enthält außer Bädern auch eine Trinkhalle und einen Inhalationssaal zum Einathmen des Stickgases. Die alte Burg, deren Trümmer aus den neuen Häusern des Orts hervorragen, war einst im Besitz der Tempelherren, später des Domkapitels von Paderborn. Dieselbe verfiel nach dem Dreißigjährigen Kriege, wurde aber erst nach der Französischen Revolution völlig Ruine. Vgl. Hörling, «Die lippspringer Heilquelle (2. Aufl., Berl. 1858).

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1758 zu Kloten in der Nähe Zürichs, war anfangs zum Wundarzt bestimmt, wurde aber durch Lavater's Verwendung für die Kunst gewonnen, der ihn durch Schellenberg in Winterthur im Radiren und Aetzen unterrichten ließ. Schon im ersten Jahre lieferte L. gute Arbeiten. Auch seine Versuche im Oelmalen fielen nicht minder glücklich aus. Besonders aber erlangte er als Kupferstecher Ruf, namentlich durch seine vielen Arbeiten zu Lavater's «Physiognomischen Fragmenten». Als diese Arbeit beendigt war, reiste er 1782 nach Rom, um sich daselbst noch weiter auszubilden. Hier machte ihm Goethe 1786 im Namen des Herzogs von Sachsen-Weimar den Antrag, Director der Zeichenakademie zu Weimar zu werden. L. folgte diesem Rufe 1788, sah sich aber durch Krankheitsumstände genöthigt, 1794 in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun in Zürich und beschäftigte sich mit Zeichnen und Kupferstechen. Die Zahl seiner Stiche beläuft sich auf 1450. Unter den größern sind der heil. Sebastian nach van Dyk, das Bacchusfest nach Poussin und die Anbetung der Hirten nach Caracci die vorzüglichsten. Er starb 5. Mai 1817. — Jakob L., Schüler des vorigen und ebenfalls ein ausgezeichneter Kupferstecher, der sehr viel gearbeitet hat, starb 3. Mai 1833.

Lips Tullian, auch Philipp Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht, auch der Wachtmeister genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Strasburg 1675, war der Sohn eines Offiziers in lothring. Diensten und trat, zum Soldatenstande bestimmt, zuerst ebenfalls in lothring. Dienste. Später ging er in kaiserl. Dienste bei einem Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, und wurde Wachtmeister. Infolge eines Duells mit einem Kameraden, den er tödlich verwundete, floh er 1702 nach Prag und wurde hier in eine Diebsbande gezogen, mit der er sich nach Dresden wendete. Nachdem er mehrmals ergriffen, mit großer Verwegenheit sich aus der Haft befreit hatte, wurde er seiner vielfachen Räubereien und einiger Mordthaten wegen 1715 in Dresden hingerichtet.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, ein berühmter Philolog und Kritiker des 16. Jahrh. geb. 18. Oct. 1547 zu Overyssche bei Brüssel, studirte, nachdem er den ersten Unterricht in Brüssel und Ath, dann bei den Jesuiten in Köln genossen hatte, zu Löwen die Rechte. Nebenbei

widmete er sich mit Vorliebe der Alterthumskunde und begab sich 1567 zunächst nach Rom, wo er im Hause des Cardinals Granvella als Secretär Aufnahme und Schutz fand und während dieser Zeit die Bibliotheken und den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten fleißig benutzte. Hierauf kehrte er nach Löwen zurück, wendete sich aber bald nach Wien, wo er mit Busbecq in Bekanntschaft trat. Er befand sich auf der Rückreise in seine Heimat, als er den durch die damaligen Kriegsbedrängnisse herbeigeführten Verlust seines Erbes erfuhr, daher er 1572 die ihm angetragene Professur der Beredsamkeit und der Geschichte auf der Universität zu Jena annahm, nachdem er vorher scheinbar zum Protestantismus übergetreten war. Aber schon nach zwei Jahren verließ er infolge heftiger Streitigkeiten mit seinen Collegen diese Stelle, ging wieder nach Löwen zurück, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, und bekam nun 1579 den Lehrstuhl der Geschichte zu Leyden. Hier wirkte er 13 J. lang, wurde aber wegen Intoleranz in seinen polit. und religiösen Grundsätzen, zumal da er sich auch in seinen Schriften «De una religione» und «Politicorum libri IV» als kath. Zeloten und ultramonarchischen Schriftsteller zeigte, zuletzt genöthigt, sein Amt niederzulegen, worauf er, nachdem er sich wieder zur röm. Kirche bekannt, zwei Jahre in Lüttich und Spaa lebte. Endlich erhielt er auf Empfehlung der Jesuiten abermals eine Anstellung in Löwen, und kurz vor seinem Tode, welcher 23. März 1606 erfolgte, wurde er Historiograph des Königs von Spanien. Bei aller Ausschweifung in religiösen Dingen besaß L. großen Scharfsinn und außerordentliche Belesenheit. Seine schriftstellerische Thätigkeit, bei der man im allgemeinen strenge Ordnung und Einheit vermißt, erstreckte sich theils auf Erläuterungen von Gegenständen aus dem öffentlichen und Privatleben der Alten, theils auf Erörterung einzelner Punkte der Theologie und alten Philosophie, namentlich der stoischen. Ein wesentliches Verdienst aber erwarb er sich um die Kritik und sachliche Erklärung der lat. Classiker, insbesondere des Tacitus, den er zum Muster seiner eigenen Darstellung wählte. Die Geschraubtheit und Affectation seiner Schreibweise wurde von seinen Nachahmern, die man Lipsianer nannte, noch überboten. Aus der großen Zahl seiner Schriften sind noch hervorzuheben: «Variarum lectionum libri III» (Antwerp. 1569), ferner «Antiquarum lectionum libri V» (Antwerp. 1575; 2. Aufl., Leyd. 1596) und «Epistolicarum quaestionum libri V» (Antwerp. 1577), sodann das an herrlichen Ideen reiche Werk «De constantia in publicis malis» (Antwerp. 1584; deutsch von Dillenius, Lpz. 1802). Sehr zahlreich sind auch seine Briefe, die zum Theil durch ihn selbst als «Epistolae selectae» (2 Bde., Leyd. 1586—90) und von Burmann gesammelt erschienen (5 Bde., Amsterd. 1727). Seine «Opera omnia» erschienen in acht Bänden (Antwerp. 1585; 2. Aufl., 4 Bde., 1637) und in vier Bänden (Wesel 1675).

Lipsius (Karl Heinrich Adelbert), verdienter Schulmann und Philolog, geb. 19. Jan. 1805 zu Großhennersdorf in der Oberlausitz, Sohn eines Geistlichen, besuchte 1820—23 das Gymnasium zu Zittau und studirte dann zu Leipzig Philologie und Theologie. Ostern 1827 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität, ging aber schon im Herbst desselben Jahres als Conrector an das Gymnasium zu Gera, an welchem er, zuletzt mit dem Titel als Prorector, wirkte, bis er 1832 als Religionslehrer und vierter College an der Thomasschule nach Leipzig zurückkehrte. 1835 rückte er zum Tertius, 1847 zum Conrector auf und erhielt nach dem Tode Stallbaum's 1861 das Rectorat. Doch starb er nach kurzer Amtsführung bereits 2. Juli 1861. L. hatte sich als Pädagog auch außerhalb Sachsens einen geachteten Namen erworben. Von seinen philol. Arbeiten sind besonders die über biblische Gräcität als vortrefflich anerkannt. Dieselben sind theils in Zeitschriften, theils in den «Grammatischen Untersuchungen über die biblische Gräcität» (Abth. 1, Lpz. 1863) niedergelegt. — Sein ältester Sohn, Richard Adelbert L., ein namhafter deutscher Theolog, geb. 14. Febr. 1830 zu Gera, bezog, im großväterlichen Hause zu Bernstadt in der Oberlausitz, dann unter unmittelbarer Leitung seines Vaters in Leipzig vorbereitet, im Herbst 1841 die Thomasschule und Ostern 1848 die Universität daselbst, auf der er sich besonders unter Theile, Anger, Tuch, Winer und Niedner theol. Studien widmete. Nach Beendigung derselben privatisirte er mehrere Jahre im väterlichen Hause, promovirte 1852 und habilitirte sich dann im März 1855 als Privatdocent. Im Aug. 1858 erhielt er von der Universität Jena die theol. Doctorwürde und 1859 eine außerord. Professur zu Leipzig. Im Herbst 1861 folgte L. einem Rufe als ord. Professor an die evang.-theol. Facultät nach Wien, wo er 1863 in den österr. Unterrichtsrath berufen ward und sich als Abgeordneter der Facultät an der ersten österr. Generalsynode (Mai bis Juli 1864) betheiligte, durch welche die gegenwärtige liberale prot. Kirchenverfassung festgestellt wurde. Seit Herbst 1865 wirkt L. als ord. Professor der Theologie zu Kiel. Seine Vorlesungen erstrecken sich auf sämmtliche Zweige der systematischen Theologie, Dogmengeschichte, neutestamentliche Exegese und Kritik. Seine literarische

Thätigkeit begann L. mit «Die paulinische Rechtfertigungslehre» (Lpz. 1853), welche noch vielfach den Charakter der sog. Vermittelungstheologie trägt. Weitere Studien in Verbindung mit dem geistigen Einflusse seines Vaters führten ihn jedoch allmählich weiter. Obgleich neben den Werken Schleiermacher's und Hegel's insbesondere auch die Arbeiten Baur's auf ihn einwirkten, so schloß er sich doch der sog. Tübinger Schule nicht unbedingt an. Schon in der Schrift «De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore» (Lpz. 1855) bekundete er ein entschiedenes Streben nach einer durch keine dogmatischen Vorurtheile gebundenen, rein geschichtlichen Betrachtung des Urchristenthums. Verwandten Gebieten gehören von L.' fernern Schriften an: «Ueber das Verhältniß des Textes der drei syr. Briefe des Ignatios zu den übrigen Recensionen der Ignatianischen Literatur» (Lpz. 1859), «Der Gnosticismus» (Lpz. 1860) und «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865). Von seinen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken sind namentlich mehrere Abhandlungen und Kritiken in den «Theol. Studien und Kritiken» und besonders in Hilgenfeld's «Zeitschrift» hervorzuheben. — Von den Brüdern des vorigen widmete sich der ältere, Johannes Wilhelm Konstantin L., geb. 20. Oct. 1832 zu Leipzig, dem Baufache und bildete sich erst auf der Akademie zu Dresden, dann durch längern Aufenthalt zu Berlin, Venedig und Paris. Er gehört als Architekt zu den Anhängern der Renaissance und hat sich bereits durch eine Reihe von Bauten und größern decorativen Arbeiten in und außerhalb Leipzigs einen geachteten Namen erworben. — Der dritte Bruder, Justus Hermann L., geb. 9. Mai 1834 zu Leipzig, studirte 1850—55 Philologie daselbst und wirkte dann in verschiedenen Lehrämtern an der Nikolaischule zu Leipzig und den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma, an letzterer seit 1861 mit dem Titel eines Professors. 1863 kehrte er als Conrector an die Nikolaischule nach Leipzig zurück, an welcher er 1866 zum Rector erwählt ward. Literarisch ist er durch Beiträge zu Zeitschriften und durch Programme mit Beiträgen zur Kritik des Sophokles (1860) und Lysias (1864) bekannt.

Liptau (ungar. Liptó), Comitat im diesseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, nördlich an Galizien und das Arvaer, östlich an das Zipser, südlich an das Gömörer und Sohler, westlich an das Thuróczer Comitat grenzend, hat auf einem Flächenraum von 41 Q.-M. 12 Flecken, 144 Dörfer und Puszten mit (1857, ohne Militär) 72415 E., die (mit Ausnahme von 400 Magyaren und 3000 Israeliten) durchgehends der slaw. (slowakischen) Nationalität, aber der Confession nach zu fast gleichen Hälften der röm.-kath. und der luth. Kirche angehören. Der Waagfluß, der hier entspringt, durchströmt das Comitat in seiner ganzen Länge. Außer dem Waagthal ist das Land durchaus gebirgig; es wird von den Karpaten nicht nur rings umschlossen, sondern auch in mehrern Richtungen durchsetzt. Das Gebirge erreicht hier seine bedeutendste Höhe in der Tátra mit der 7598 F. hohen Kryvanspitze, in dem Gyömbérberg, 6170, in dem Königsberg, 5000 F. hoch. Die gebirgige und waldige Beschaffenheit und das sehr kalte Klima lassen den Feldbau nicht gedeihen; hingegen ist die Weide ausgezeichnet, und namentlich gewährt der Liptauer Käse nicht nur in Ungarn, sondern auch im benachbarten Oesterreich einen bedeutenden Handelsartikel. Nächst andern Metallen wird in den bóczaer und magurkaer Gruben auch gediegenes Gold gefunden. L.s Hauptreichthum bilden aber seine ausgedehnten Waldungen, deren Holz auf der Waag in Flößen in die untere Gegend verführt wird. Der Handel mit Holz und Holzwaaren ist die Hauptbeschäftigung und die bedeutendste Erwerbsquelle für die Bevölkerung, welche außerdem noch viel Leinwand und Kotzen verfertigt und ausführt. Die fast ganz Europa durchwandernden, gewöhnlich Hornáken genannten Drahtbinder und Kesselflicker gehören größtentheils dem Liptauer Comitat an.

Liqueur (ein aus dem lat. liquor, Flüssigkeit, gebildetes franz. Wort) nennt man gewöhnlich feine, über gewürzhaft riechenden Substanzen abgezogene oder mit wohlriechenden flüchtigen Oelen kalt vermischte, jedenfalls mit geläuterter Zuckerauflösung versüßte feinere Branntweine. Man hat einfache und doppelte L., sog. Crêmes, Oele, Ratafias, Rosoglios, Elixire, Aquavits u. s. w. Die besten L. in Deutschland liefern Danzig, Stettin, Berlin, Breslau, Hamburg, Dresden, Manheim, Prag, Wien, Triest u. s. w. — Liqueurweine nennt man die dickflüssigen, süßen Weine, die gewöhnlich aus angewelkten Beeren gekeltert werden, z. B. die Muskate, die Strohweine u. s. w. Sie verdanken diesen Namen ihrem Reichthum an Alkohol und nicht zerlegtem Zucker.

Liquid (aus dem Lateinischen), d. i. flüssig, heißt eine erwiesene und verfügbare Schuld oder Forderung. Liquidiren heißt im Handel: das Abrechnen der gegenseitigen Forderungen, aber auch das Einstellen der Zahlungen, wozu jene Abrechnung erforderlich ist, die Aufgabe des Geschäfts, die Auflösung einer Handelsgesellschaft; im Gerichtsstile: das Berechnen der Kosten.

Die betreffende Abrechnung selbst, im Gerichtswesen die Kostenrechnung, heißt Liquidation. Liquidationstermin nennt man die gerichtliche Vorladung, auf welche eine Liquidation, besonders von den Gläubigern einer Concursmasse, einzureichen ist. Liquidant ist der Gläubiger, welcher seine Forderung sammt den Belegen einreicht, Liquidat dessen Schuldner. Liquidator heißt der Gerichtsbeamte, welcher die Richtigkeit einer bezüglichen Forderung prüft, ingleichen die von den Theilnehmern einer aufgelösten Gesellschaft oder vom Gericht erkannte Vertrauensperson, welche die völlige Auseinandersetzung besorgt. Ihr Name und ihre Befugnisse müssen in das Handelsregister eingetragen werden.

Liquor (genauer Liquor anodynus mineralis Hoffmanni) oder Schwefelíthergeist (spiritus sulfurico-aethereus) ist ein sehr gebräuchliches Arzneimittel, das aus Schwefeläther und höchst rectificirtem Weingeist besteht. Es ist sehr flüchtiger Natur, verbreitet sich daher auch rasch im Blute und wirkt hier dem Weingeist ähnlich, doch rascher, daher vorzüglich schnell belebend, erregend und erquickend auf das Nervensystem, weshalb es bei Ohnmachten, Schlagflüssen, Lähmungen, Schwindel und Krämpfen innerlich wie äußerlich, sowol allein als auch mit andern Arzneien verbunden angewendet wird. Die Bereitung desselben lehrte Friedr. Hoffmann (s. d.). Daher rührt auch der Name Hoffmann'sche Tropfen, welcher jedoch nicht mit den Hoffmann'schen Magentropfen (einer bittern Tinctur) und dem Hoffmann'schen Lebensbalsam (einer Auflösung feiner ätherischen Oele in Weingeist) verwechselt werden darf.

Lira, in der Mehrzahl Lire (aus dem lat. libra, Pfund), hieß vor 1860 die Rechnungs- und Münzeinheit in den nördl. italienischen Staaten, seitdem aber in dem neubegründeten Königreich Italien. Früher war der Werth einer L. in jedem einzelnen Staate ein verschiedener, seit 1860 ist jedoch die L. des ehemaligen Königreichs Sardinien zur Münzeinheit für das Königreich Italien erhoben worden. Infolge des Münzgesetzes vom 26. Oct. 1826 wurde seit Anfang 1827 die sardinische L. (damals Lira nuova genannt) genau im Werthe eines franz. Franken ausgeprägt und wie dieser in 100 Centesimi getheilt. Zur wirklichen Ausprägung gelangten seitdem in Silber einfache Lire, Stücke zu 2 Lire, zu 5 Lire (Scudi, d. h. Thaler), $^1/_2$- und $^1/_4$-Lire; in Gold Stücke zu 10 Lire, zu 20 Lire (Doppie), zu 40, 50, 80 und 100 Lire. Die unter der frühern franz. Herrschaft in Italien eingeführte Lira italiana war ebenfalls nur der franz. Frank; dieselbe erhielt sich in den Staaten Parma und Modena bis 1860 in Gebrauch. Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wurde bis zur Umgestaltung des österr. Münzwesens (Einführung des 45-Guldenfußes oder der «Oesterreichischen Währung» durch Patent vom 19. Sept. 1857) nach der Lira austriaca gerechnet, welche dem damaligen $^1/_3$-Conventionsgulden oder dem 20-Kreuzer entsprach und somit den Werth von etwa 7 Sgr. preußisch hatte. Man prägte in Silber einfache Lire, Stücke zu 3 Lire, zu 6 Lire (Scudi), $^1/_2$- und $^1/_4$-Lire; in Gold Stücke zu 40 Lire (Sovrani) und zu 20 Lire. Bei Einführung des Guldens (Fiorino) als Münzeinheit in den ital. Provinzen Oesterreichs wurden 100 bisherige Lire austriache zu 35 Fiorini oder neuen Gulden gerechnet (Patent vom 27. April 1858). Seit Einverleibung der Lombardei (1859) und Venetiens (1866) in das Königreich Italien hat diese Rechnungsweise der nach den frühern sardin. Lire (Franken) Platz gemacht. Im frühern Großherzogthum Toscana gingen 62 Lire auf die köln. Mark fein Silber, sodaß der Werth einer solchen L. $6^3/_4$ Sgr. preußisch betrug. Man prägte in Silber einfache Lire, $^1/_2$-Lire, Stücke zu 10 Lire (Dene), zu 5 Lire, zu $6^2/_3$ Lire (Francesconi), zu $3^1/_3$ Lire (Franceschini) und zu $1^2/_3$ Lire (Fiorini); in Gold Stücke zu $133^1/_3$ Lire.

Liriodendron, s. Tulpenbaum.

Liscow (Christian Ludw.), deutscher Satiriker, geb. im April 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen, studirte in Rostock, Jena und Halle die Rechte und war um 1729 Hauslehrer in Lübeck. 1734 verließ er Lübeck und wurde Privatsecretär bei dem Geheimrath von Clausenhain in Hamburg, wo er Hagedorn näher kennen lernte, 1735 Legationssecretär des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, der ihn 1736 nach Paris schickte. Dann privatisirte er wieder in Hamburg. Nachdem er 1739 Privatsecretär des Geheimraths von Blome zu Kloster-Preetz in Holstein und 1740 preuß. Legationssecretär beim Grafen von Danckelmann gewesen war, trat er 1741 als Privatsecretär des Ministers Brühl in sächs. Dienste, wurde hierauf als Secretär im Staatsdienste angestellt und 1745 Kriegsrath. Um dieselbe Zeit heirathete er eine Witwe, mit welcher er das Gut Berg vor Eilenburg erhielt. Wegen unvorsichtiger Aeußerungen über die Verwaltung Brühl's ward er 30. Dec. 1749 verhaftet, 18. April 1750 zwar wieder freigelassen, aber seines Amts enthoben und angewiesen, Dresden zu verlassen. Seitdem lebte er mit kurzer Unterbrechung still auf seinem Gute, wo er 30. Oct. 1760, vom Schlage getroffen, am Schreib-

tische starb. L. ließ seit 1732 verschiedene satirische Schriften erscheinen, die er 1739 ohne Nennung seines Namens in der «Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften» vereinigte; die neue, von Müchler besorgte Ausgabe derselben (3 Bde., Berl. 1806) ist mangelhaft. An der Echtheit der 1803 von Pott herausgegebenen Schrift «Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit» zweifelt man. Mehrere der echten Schriften sind gegen Literaten jener Zeit, namentlich gegen den Professor Philippi in Halle gerichtet; allgemeinern Inhalts ist seine Abhandlung «Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten». Alle Arbeiten von L. zeichnen sich durch seltene Reinheit der Sprache und Kraft der Darstellung aus, und er darf vielleicht als der beste deutsche Prosaist vor Lessing gelten. Vgl. die Biographien L.'s von Helbig (Dresd. 1844) und Lisch (Schwerin 1845).

Lissa (poln. Leszno), Stadt im Kreise Fraustadt des preuß. Regierungsbezirks Posen, unweit der schles. Grenze, liegt an der Breslau-Posener Bahn, in welche hier die Verbindungsbahn nach Glogau und Hansdorf einmündet, ist Sitz eines Kreis- und Schwurgerichts sowie eines Hauptsteueramts, und zählt 10898 E. (1864, einschließlich 895 Militärs), darunter 2500 Israeliten. Die Stadt besitzt zwei prot. und eine kath. Kirche. Das 1555 begründete Gymnasium wird von 330—40 Schülern besucht. In der nächsten Umgebung befinden sich viele Windmühlen. L. ist Stammort der Grafen von Lesczynski. Nachdem viele von den im 16. Jahrh. vom Kaiser Ferdinand I. vertriebenen Böhmischen Brüdern bei der Familie Lesczynski Schutz gefunden und sich in dem Gute derselben, Lesczynko, niedergelassen hatten, wurde dieses um 1548 mit dem Namen L. zur Stadt erhoben. Während des Dreißigjährigen Kriegs fanden sich zu L. viele neue böhm. und schles. Flüchtlinge ein, und nunmehr ward der Ort der Hauptsitz der böhm. Brüdergemeinden in Polen und einer der Haupthandelsplätze Polens. Hier hatten die Böhmischen Brüder ihre berühmteste Schule, an der Comenius (s. d.) eine Zeit lang Rector war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv; auch war L. der Sitz der Senioren. Später mannichfachen Bedrückungen, besonders von seiten der Jesuiten, ausgesetzt, traten die Einwohner von L. während des poln.-schwed. Kriegs auf die Seite Karl's X. Gustav. Bei dem Rückzuge desselben wurde 1656 die ganze Stadt von den Polen eingeäschert; ebenso wurde sie von den Russen 1707 gänzlich verbrannt, weil sie auf der Seite ihres Wohlthäters, Stanislaw Lesczynski, gewesen war. Außerdem verheerten wiederholte Feuersbrünste 1767 und 1790 die Stadt, und ihre Fabriken, unter denen früher besonders die Tuchfabriken bedeutend waren, verfielen; doch hob sie sich bald wieder und treibt noch gegenwärtig, vornehmlich durch Juden, einen nicht unbeträchtlichen Handel. — L., ein Pfarrdorf mit 985 E. und einem Schlosse des Grafen von Wylich und Lottum im Kreise Neumarkt des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, an der Weistritz, $1^1/_2$ M. westlich von Breslau und unweit des Dorfes Leuthen, ist deshalb bemerkenswerth, weil nach ihm nicht selten die Schlacht bei Leuthen benannt wird.

Lissa, die westlichste der an der dalmatischen Küste liegenden und unter österr. Herrschaft stehenden Inseln im Adriatischen Meere, ist 1,8 Q.-M. groß, zählt 6300 E. und erzeugt vortrefflichen Wein und gutes Oel. Hauptort ist der Marktflecken L. mit 3300 E. und einem starkbefestigten Kriegshafen, der zu den besten und geräumigsten des Adriatischen Meeres gehört. Ein anderer Hafenplatz der Insel ist Comisa, mit 2500 E., starkem Sardellenfang und Johannisbrotbau. Neuerdings ist die Insel besonders bekannt geworden durch die Seeschlacht, welche hier 20. Juli 1866 zwischen der österr. und der ital. Flotte stattfand. Schon 18. Juli hatte die ital. Flotte unter Admiral Persano mit ihren Panzerschiffen die Befestigungen von L. angegriffen, und das Bombardement wurde auch am folgenden Tage fortgesetzt. Am 20. Juli früh schickte sich Persano an, zu Comisa und Porto-Manico Truppen mit seinen hölzernen Schiffen ans Land zu setzen und den Hafen von L. mit den Panzerschiffen zu forciren, als die österr. Flotte unter Admiral Tegetthoff, von Fasana kommend, in Schlachtordnung heranrückte. Persano sah sich dadurch veranlaßt, die Operationen gegen L. auszusetzen, und fuhr den Oesterreichern entgegen. Die Oesterreicher hatten sieben, die Italiener zwölf Panzerschiffe. Die zweite Division Tegetthoff's bestand aus acht großen hölzernen Schraubenfregatten und Corvetten unter Führung des Linienschiffs Kaiser, die dritte aus acht Avisodampfern und Kanonenbooten. Die Holzschiffe der Italiener waren an Zahl und Größe den Oesterreichern ungefähr gleich, sodaß Persano's Flotte dem Gegner um fünf Panzerschiffe überlegen war. Tegetthoff hatte das Panzerschiff Erzherzog Max, Persano die Panzerfregatte Re d'Italia als Flaggschiff gewählt. Letzterer begab sich jedoch kurz vor Beginn der Schlacht auf das Widderschiff Affondatore. Der ital. Contreadmiral Vacca, auf dem Panzerschiffe Principe di Carignano, eröffnete das Feuer. Beide Flotten steuerten anfänglich unter spitzem Winkel aneinander vorüber; kurz darauf durchbrachen jedoch,

die österr. Panzer die feindliche Linie hinter deren drei ersten Panzerschiffen. Der Kampf wurde nun allgemein, und das österr. Linienschiff Kaiser sah sich von vier feindlichen Panzern gleichzeitig engagirt. Es kämpfte tapfer und schlug die Angreifer zurück, verlor jedoch dabei Fockmast und Bugspriet und gerieth in Brand. Zwar wurde das Feuer gelöscht, aber der Kaiser war so hart mitgenommen, daß er sich zurückziehen mußte. Tegetthoff's Flaggschiff rannte innerhalb einer halben Stunde drei feindliche Panzer an, beschädigte zwei stark und bohrte den Re d'Italia in den Grund. Binnen wenigen Minuten sank das stolze Schiff in die Tiefe, und von seiner 600 Mann starken Besatzung wurden nur wenige gerettet. Kurze Zeit danach gerieth auch der ital. Panzer Palestro in Brand. Der heroische Commandant desselben wollte mit dem brennenden Schiffe zwischen die österr. Schiffe fahren, um noch möglichsten Schaden zu thun; allein der Palestro flog in die Luft, ehe er so weit kam, und von der Besatzung wurde fast niemand gerettet. Hiermit hatte der Kampf sein Ende erreicht, und beide Flotten zogen sich zurück. Die Oesterreicher schlugen sich ausgezeichnet und errangen den Sieg; doch war derselbe keinenfalls entscheidend. Sie konnten die Italiener nicht verfolgen, weil sie selbst zu sehr gelitten. Die Italiener gingen zur Reparatur nach Ancona, die Oesterreicher nach Pola, und bei dem bald darauf eintretenden Waffenstillstande kam es zu keinem weitern Zusammenstoße zur See. Außer den Besatzungen des gesunkenen Re d'Italia und des in die Luft gesprengten Palestro hatten die Italiener einen Verlust von 8 Todten und 40 Verwundeten. Der Gesammtverlust der Oesterreicher betrug 34 Todte, 49 Schwer- und 83 Leichtverwundete. Davon kamen allein auf das Linienschiff Kaiser 18 Todte, 28 Schwer- und 35 Leichtverwundete. Die Schlacht von L. erhält dadurch großes Interesse, daß in ihr zuerst größere Panzerflotten miteinander und hölzerne Schiffe gegen Panzer kämpften. Die Resultate haben nicht sehr zu Gunsten der Panzerung gesprochen; die Frage, ob Holz oder Eisen zum Bau der Kriegsschiffe zu verwenden, ist dadurch wieder lebhaft in den Vordergrund getreten.

Lissabon (portug. und span. Lisbóa), die Haupt- und Residenzstadt von Portugal, ist Sitz der höchsten Reichscollegien, des obersten Gerichts- und eines Appellhofes, des Cardinal-Patriarchen, zugleich Kriegshafen und Centrum des portug. Handels und Colonialverkehrs, überhaupt eine der wichtigsten Handelsstädte Europas. Dieselbe liegt am nördl. Ufer der von der Mündung des Tejo gebildeten $2\frac{1}{2}$ M. langen und $1\frac{1}{4}$ M. breiten Bai von L. (Rada de Lisboa) amphitheatralisch auf und zwischen drei größern und vier kleinern, nordwärts zu majestätischem Hintergrund der gezackten Serra de Cintra ansteigenden Hügeln in einer ungemein reizenden, mit wohlhabenden Ortschaften, Klöstern, Fabriken, Landhäusern, Gärten und Orangenhainen besäeten Gegend und gewährt von der Seeseite einen großartig schönen Anblick, vergleichbar dem von Konstantinopel und Neapel. Die eigentliche Stadt zerfällt (seit 1852) nur in die vier Quartiere (Bairros) Alhama, die alte Stadt, Rocio, die niedere, am Tejo sich hinziehende neue Stadt, Bairro-Alto, die obere Stadt, und Alcántara, das westl. Viertel, steht aber mit der im SW. gelegenen Vorstadt Belém sowie mit den Ortschaften ihres Weichbildes (des Termo de Lisbóa) in Verbindung. Die Stadt ist, abgesehen von der Octroimauer, ganz offen und ohne Thore, erstreckt sich 1 M. an der Tejobai hin und hat $2\frac{1}{2}$ M. im Umfange. Sie enthält über 43000 Häuser, 750 theils gepflasterte, theils macadamisirte, fast durchweg mit Gas erleuchtete Straßen, 13 Hauptplätze (Praças) und 47 kleinere Plätze (Largos), 6 Promenaden, 7 Kirchhöfe, 41 Pfarr- und 23 andere Kirchen, gegen 200 Kapellen, 23 Nonnen- und viele ehemalige Mönchsklöster, 8 Spitäler, 14 Kasernen, 6 Theater, 2 Amphitheater für Stiergefechte und Kunstreiter, 58 öffentliche Brunnen, viele elegant eingerichtete Cafés und Kaufläden. Die Zahl der Einwohner wurde 1841 auf 241500, 1857 auf 275286, dagegen Ende 1863 (wol in einem engern Umfange, doch mit Einschluß der Vorstädte Belém und Olivaes) nur auf 224063 angegeben. Darunter befinden sich, außer vielen Fremden, zahlreiche Neger, Mulatten, Creolen und an 30000 Galegos aus dem span. Galicien, die als Last- und Wasserträger u. s. w. dienen. L. hat infolge des großen Erdbebens von 1755 eine ganz neue Physiognomie erhalten. Die alte Stadt, das östlich an den Abhängen des 347 F. hohen Monte do Castello sich ausbreitende Viertel Alhama, welches vom Erdbeben verschont geblieben, bildet ein Gewirr enger, krummer und finsterer Gassen, mit alten, vielstöckigen, gothisch verzierten Häusern, während die neuaufgebauten Stadttheile regelmäßig angelegte Straßen und schöne, zum Theil palastähnliche, aber im schlechten Stile des vorigen Jahrhunderts erbaute Häuser zeigen. Die schönsten Plätze sind der Praça do Commercio am Tejoufer, auf drei Seiten von den Gebäuden der Ministerien, des Zollhauses, des Stadthauses und der Börse umgeben, und der Praça do Rocio (Dom-Pedro-Platz), der Hauptmarktplatz. Von den öffentlichen Promenaden sind die besuchtesten der Passeio-Publico

und die Gärten von San-Pedro d'Alcántara und Estrella. Das Rendezvous der eleganten Welt ist die Straße Chiado, der Mittelpunkt der Modehandlungen und vornehmen Cafés. Von den nach dem Erdbeben erbauten Kirchen sind erwähnenswerth die Kirche des 1770 gestifteten Klosters Zum Herzen Jesu auf dem westl. Stadthügel, eine Nachahmung der Peterskirche zu Rom, und die aus Marmor erbaute, ehemals dem Jesuitenorden gehörige Rochuskirche, mit kostbaren Mosaikgemälden in der St.-Johanneskapelle. Aeltere Kirchen sind die umfangreiche Kathedrale Basilica de Sta.-Maria, die große Patriarchalkirche mit Kuppel, die alte goth. Kirche do Carmo, die Kirche da Graça mit dem Grabmale Albuquerque's, die Klosterkirche San-Vicente de Fora mit den Gräbern des Hauses Braganza, die Kirche Nossa-Senhora do Loretto. Unter den königl. Schlössern zeichnet sich keins durch imposantes Ansehen aus, außer dem auf einer Anhöhe bei Belém gelegenen Palaste Ajuda, einer gewaltigen, aber unvollendet gebliebenen Steinmasse, mit dem königl. Botanischen Garten, dem Naturaliencabinet und andern Sammlungen. Der gewöhnliche Residenzpalast Das Necessidades, im westl. Stadttheil, unweit der Mündung des Flüßchens Alcántara, ursprünglich ein Nonnenkloster, ist ein unscheinbares einstöckiges Backsteingebäude. Die zwei großartigsten Bauwerke L.s sind der unter Johann V. 1732—38 aus Marmorquadern aufgeführte Aquäduct von Alcántara, welcher der Stadt von dem über 1 M. entfernten Flecken Bellas Trinkwasser zuführt und das Alcántarathal auf 35 Bogen überschreitet, und das von Emmanuel d. Gr. 1499 gestiftete ehemalige Hieronymitenkloster Belém (Bethlehem) im gleichnamigen westl. Stadtviertel, ein gewaltiges Gebäude von halb maurisch-byzant., halb roman.-goth. Bauart, mit prachtvoll verziertem Kreuzgange und goth., die Grabmäler Emmanuel's d. Gr., Johann's III., Alphons' IV. und des Cardinals Heinrich enthaltender Kirche, jetzt Waisen- und Findelhaus. Merkwürdig ist auch unweit dieses Klosters die Torre de Belém, ein alter, dicker, schönverzierter Thurm von arab. Bauart auf einer Sandbank des Tejo, auf dessen Plattform eine den Strom beherrschende Batterie sich befindet. Ueberdies sind zu nennen das königl. Schloß Bemposta im NO. der Stadt, worin sich die Heerschule befindet, das Theater San-Carlos für die ital. Oper und das Theater Donna-Maria für das nationale Schauspiel, die Münze, die Getreidehalle, die Polytechnische Schule, das Armee-Arsenal, das vorzüglich eingerichtete Marine-Arsenal, die königl. Werfte und Docks. Zu den wichtigern Bildungsanstalten zählen das Lyceum, mehrere Lateinschulen, eine Anzahl öffentlicher und Privatschulen für den Elementarunterricht, darunter eine trefflich eingerichtete deutsche Schule, die mit der prot. Kirche verbunden ist, die Normalschule für Volksschullehrer, mehrere geistliche Seminarien, die königl. Polytechnische Schule, die Handelsschule, die medic.-chirurg. Akademie, das Militärcolleg (Cadettenhaus), die Heerschule hauptsächlich für Fortification und Artillerie, die Marineschule nebst der Sternwarte (38° 42′ 24″ nördl. Br. und 8° 31′ östl. L.) und dem meteorolog. Observatorium, das königl. Ackerbauinstitut mit Thierarzneischule, einer Versuchsanstalt zu Bemposta, einer großen Baumschule zu Campo-Grande u. s. w. Auch hat L. eine Akademie der schönen Künste, ein königl. Conservatorium für Musik, eine Akademie der Wissenschaften (1778 gegründet und 1851 reorganisirt) mit einer Bibliothek und einem Botanischen Garten, zwei öffentliche Bibliotheken, von denen die Nationalbibliothek 1852 über 132000 Bände und gegen 10000 Manuscripte enthielt. Mit ihr ist die sehr reiche königl. Münzsammlung verbunden. Ferner das berühmte königl. Staatsarchiv der Torre do Tombo, das sich mit der Pairs- und Deputirtenkammer im ehemaligen Benedictinerkloster San-Bento befindet und eine ungeheuere Menge von Documenten (davon 82902 auf Indien bezügliche) enthält. Die wichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten sind die Sta.-Casa da Misericordia, verbunden mit einem großartigen Findel- und Waisenhaus, das königl. Hospital San-José (die Klinik), die Casa-Pia in den Räumen des Klosters Belém, eine großartige Waisen- und Findelkinder-Erziehungsanstalt, die Irrenanstalt in dem ehemaligen Kloster Rilhafolles u. a. Bemerkenswerth sind außerdem mehrere Gefängnisse, die Limoeira oder das Detentions- und Correctionshaus, zwei Buß- und Besserungsanstalten für leichtsinnige Dirnen, die in L. überaus zahlreich.

L. war früher berüchtigt wegen seiner Unsicherheit, die jedoch seit Organisation der königl. Municipalgarde und Eröffnung der Gasbeleuchtung (1848) geschwunden ist. Doch gilt es noch immer als Sammelplatz des portug. Abschaums sowie fremden Gesindels, und auch die Wohlfahrtspolizei, namentlich in Reinlichkeit, steht noch immer zurück. Die Stromschiffahrt und die Eisenbahn nach Santarem, welche die fruchtbare Riba-Tejo durchschneidet, versorgen L. mit Lebensmitteln. Durch die jetzt nach Oporto, Badajoz u. s. w. gehenden Bahnen wird die Stadt mit dem großen Eisenbahnnetz Europas verknüpft, als dessen westlichster Ausgangspunkt sie einer noch großartigern Entwickelung des Handelsverkehrs entgegengeht. Außer der Fabrikation

von Schmucksachen, Filigran-, Gold- und Silberwaaren, einer hier uralten Industrie, blühen in der Stadt und ihren Umgebungen vorzüglich die Spinnerei und Weberei von Baumwolle, Hanf, Wolle und Seide. Ferner bestehen eine großartige (die einzige) königl. Tabacks- und Cigarrenfabrik, die königl. Porzellan-, Talg- und Seifenfabriken, Eisengießereien, Zuckerraffinerien, eine Maschinenfabrik, verschiedene Fabriken für Chemikalien, musikalische Instrumente, Waffen, Glas, Papier, Steingut u. s. w., sowie 68 Salinen am Tejo. Die technische und kaufmännische Leitung der Fabriken liegt fast ganz in Händen von Ausländern, darunter als Techniker und Ingenieure namentlich Deutsche, die hier seit 1831 auch eine evang. Gemeinde bilden. Auch unter den Handelshäusern sind mehrere hundert ausländische, vorzüglich englische. Unter den Creditanstalten nimmt die Bank von L. (gegründet 1822) den ersten Rang ein. Ferner bestehen ein Crédit mobilier (seit 1858), drei Assecuranzgesellschaften, Dampfschiffahrts- und Eisenbahngesellschaften, eine Börse, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und zahlreiche Consulate der auswärtigen Mächte. Directe Dampfschiffahrtsverbindungen ins Ausland bestehen nach Malaga über Cadix und Gibraltar, nach Madeira, nach St.-Nazaire über Vigo, nach Liverpool, Southampton, Rio-Janeiro, Montevideo, Buenos-Ayres u. s. w. Der Eingang zur Bai von L., die Entrada do Tejo, ist für die Passage ohne Lootsen gefährlich, indem sie in der Breite von etwa 600 Meter vo neiner submarinen Felsenbank, Dente do Cachopo, durchsetzt und dadurch in zwei Kanäle getheilt wird. Den Eingang vertheidigen die beiden Forts San-Julião am rechten Ufer und Bugio oder San-Lourenço auf dem Cachopo. Der Schiffahrtsverkehr L.s hat sich in dem letzten Jahrzehnt ungemein gehoben. In dem für den portug. Handel nicht günstigen Jahre 1862 liefen 637 Dampfer und 2069 Segelschiffe ein, dagegen 632 Dampfer und 1991 Segelschiffe aus.

L. hieß im Alterthum Olisippo oder Ulisippo, als röm. Municipium Felicitas Julia, bei den Sueven und Westgothen Olisippona und Ulyssipona, bei den Arabern Al-Oschbuna und Lischbuna. Den Arabern, denen die Stadt 716 in die Hände fiel, wurde sie im Laufe der Zeit wiederholt entrissen, bis sie 25. Oct. 1147 Alfons I. von Portugal mit Hülfe von deutschen, flandr., engl. und franz. Kreuzfahrern für immer zu einer christlichen machte. Unter den christl. Königen wuchs die Bedeutsamkeit der Stadt rasch. Im 14. Jahrh. wurde sie von Ferdinand I. mit festen Mauern und Thürmen umgeben, der untere offene Theil aber durch Heinrich II. von Castilien geplündert und in Brand gesteckt. Von König Johann I. von Portugal zur Residenz erhoben, später von Emmanuel d. Gr. zum Ausgangspunkt der portug. Seeexpeditionen gemacht, blühte L. zu dem bedeutendsten Handelsorte Europas, zu einem Weltmarkte empor, sank aber wieder seit der Einnahme und den Blutgerichten des Herzogs Alba (1580) unter der Herrschaft der Spanier, die erst 1640 vertrieben wurden. Die unter dem Hause Braganza wieder aufgeblühte und befestigte Stadt zählte mehr als 300000 E., als sie durch das Erdbeben vom 1. Nov. 1755 und die gleichzeitigen Ueberflutungen und Feuersbrünste zu zwei Drittheilen zerstört wurde. Nur durch die Energie des Ministers Pombal stieg sie rasch aus Schutt und Asche wieder empor. Vom 29. Nov. 1807 bis zu der 30. Aug. 1808 durch die Engländer erzwungenen Räumung schmachtete L. unter der von Junot befehligten franz. Occupation. 1810 versuchte Masséna mit einem Heere von 78000 Mann sich der Stadt abermals zu bemächtigen, mußte aber nach furchtbaren Kämpfen 10. Oct. davon abstehen. Seit 1815 bis jetzt ist L. als Hauptstadt häufig der Schauplatz von Parteikämpfen, Militäraufständen und Revolutionen gewesen, welche dem Wohlstande, namentlich der Entwickelung des Handels bedeutend geschadet haben. Die frühern Linien von L., welche Wellington 1809 und 1810 errichtete, eine Reihe großartiger Befestigungswerke, quer über das Gebirge von Cintra bis an den Tejo sich erstreckend, begannen einige Meilen nördlich vom Cap Roca, an der Mündung des Zizandro, zogen ostwärts nach Torres Vedras, daher auch die Linien von Torres Vedras genannt, und dann südostwärts nach Alhandra am Tejo, in einer Längenerstreckung von $5\frac{1}{2}$ M. Man benutzte die steilen Felsen, schnitt die noch zu erklimmenden Höhen senkrecht ab und legte sehr starke Werke an, sodaß die erste Linie von 32, die zweite von 65 Werken gebildet wurde.

List (Friedrich), deutscher Nationalökonom und Publicist, geb. 6. Aug. 1789 zu Reutlingen, widmete sich theils theoretisch, theils praktisch dem Verwaltungsfache, in welchem er auch mehrere Jahre angestellt war. Im Herbst 1817 ward er als Professor der Staatswirthschaft und Staatspraxis nach Tübingen versetzt, fühlte sich aber in dieser Stellung wenig behaglich, sodaß er 1819 seine Entlassung nahm. Schon vorher war er als Consulent des deutschen Handelsvereins thätig gewesen, für den er bis 1821 durch Reisen und schriftstellerische Arbeiten eifrig

wirkte. Inzwischen von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten in die würtemb. Kammer erwählt, sah er sich wegen einer lithographirten Petition, welche eine Reihe von Misständen der Verwaltung und Rechtspflege rügte, in Anklagestand versetzt. Auf Verlangen der Regierung erfolgte darum im Febr. 1821 seine Ausschließung aus der Ständeversammlung, und der Gerichtshof zu Eßlingen verurtheilte ihn 6. April 1822 zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe. L. begab sich nach dem Elsaß in der Hoffnung, eine Milderung oder Aufhebung dieses Urtheils zu erlangen, und nachdem er sich dritthalb Jahre hindurch im Elsaß und der Schweiz aufgehalten, kehrte er im Herbst 1824 in die Heimat zurück. Hier ward er aber auf den Asperg gesetzt, von dem man ihn im Jan. 1825 entließ, weil er beabsichtigte, nach Amerika auszuwandern. L. siedelte sich dort in Pennsylvanien an. Er nahm nun seine nationalökonomischen Studien wieder auf und schrieb die «Outlines of a new system of political economy» (Philad. 1827). Er griff darin die herrschende Theorie A. Smith's an, warf derselben irrthümliche Verwechselung von Tauschwerthen und productiven Kräften vor und setzte deren Kosmopolitismus die Grundzüge einer nationalen Volkswirthschaftslehre entgegen. Zugleich faßte er schon damals das erst im Entstehen begriffene Eisenbahnwesen im großen Stile auf und beschäftigte sich mit dem Gedanken, ein großes nationales Transportsystem zu gründen. In diesem Sinne setzte er sich auch brieflich mit deutschen Fachmännern in Verbindung. Eine glückliche Entdeckung von Kohlenflötzen gab ihm außerdem materiell eine ganz unabhängige Stellung, indem er einen Theil der Grundstücke an sich brachte und sich mit mehrern Kapitalisten zum Anbau der Gegend verband. Eine Eisenbahn und zwei Städte (Port-Clinton und Tamaqua) entstanden in dem vorher wüst liegenden Landstriche. Doch im Hintergrunde aller seiner Plane lag nur Deutschland, und er ergriff daher bereitwillig die Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren. Schon längere Zeit mit den bedeutendsten amerik. Staatsmännern in Verbindung, ward er 1830 zum Consul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt, welche Stelle er übrigens nie antrat. Er verweilte einige Zeit in bestimmten Aufträgen zu Paris, suchte auch in Frankreich für das Eisenbahnwesen und seine Handelsansichten Propaganda zu machen und kehrte dann, trotz mancher Widerwärtigkeiten, mit dem Entschlusse nach Amerika zurück, sich wieder dauernd in der Alten Welt anzusiedeln. Mit dem wenig einträglichen Ehrenamte des amerik. Consulats in Leipzig betraut, reiste er 1832 mit den Seinigen nach Europa und lebte erst eine Zeit lang in Hamburg, dann seit 1833 in Leipzig, unermüdlich beschäftigt mit den verschiedenartigsten Entwürfen. Mit Unglauben und Mistrauen angehört, bekämpfte er die kleinbürgerlichen Vorurtheile gegen das Eisenbahnwesen, regte nicht nur zum Bau der Bahn zwischen Leipzig und Dresden an, sondern verfolgte auch zuerst den großen Gedanken eines Eisenbahnnetzes, als Grundlage eines nationalen Transportsystems. Die Schrift «Ueber das sächs. Eisenbahnsystem, als Grundlage eines deutschen Eisenbahnsystems» (Lpz. 1833), das «Eisenbahn-Journal» (1835 und 1836) und das Buch «Ueber ein deutsches National-Transportsystem» (Altona 1838) verdanken diesem Bestreben ihre Entstehung. Obwol L. mannichfach angefeindet und für seine Bemühungen nur dürftig belohnt ward, während zugleich in Amerika ein Theil seines erworbenen Vermögens zu Grunde ging, verlor er doch Muth und Eifer nicht, in Deutschland für das Eisenbahnwesen zu agitiren, und sah seine Bestrebungen meistens auch mit praktischem Erfolge gekrönt. Zu Ende 1837 begab er sich nach Paris, wo er die nationalökonomischen Studien mit neuem Eifer aufnahm und die wichtigsten dahin einschlagenden Fragen in einer Reihe von größern Aufsätzen für die «Allgemeine Zeitung» behandelte. Aus diesen Arbeiten entstand das «Nationale System der polit. Oekonomie» (Bd. 1, Stuttg. 1841), womit er nach seiner Rückkehr nach Deutschland hervortrat. In lebhafter Polemik gegen das A. Smith'sche System, herausfordernd und im Ton eines beredten Agitators, führte er die Ansicht durch, daß eine jede Nation vor allem ihre eigenen Hülfsquellen zum höchsten Grade der Selbständigkeit und harmonischen Entwickelung bringen, die eingeborene Industrie durch Schutz nöthigenfalls unterstützen und den nationalen Zweck einer dauernden Entwickelung productiver Kräfte überall dem pecuniären Vortheil einzelner vorziehen müßte. Die Bewegung und das Interesse benutzend, welche die Schrift erregte, suchte L. die deutschen Industriellen zu einer größern Association und gemeinsamer Verfolgung ihrer Interessen anzuregen. Er nahm seinen Wohnsitz in Augsburg, gründete das «Zollvereinsblatt» (1843) und sprach und stritt nun für Erweiterung des Zollvereins, Aufrichtung eines nationalen Handelssystems, Gründung einer deutschen Flotte. Im Herbst 1844 ging er nach Oesterreich und Ungarn und fand dort bei den verschiedensten Parteien lebhafte Anerkennung. Zugleich schrieb er über die ökonomische und polit. Lage Ungarns einige Aufsätze, die als ein bleibendes Denkmal seiner praktischen Voraussicht gelten dürfen. In dieser Weise unablässig thätig, nicht

ohne Schroffheit und Einseitigkeit, aber anregend, frisch und von einer merkwürdigen geistigen Elasticität, wurde L. allmählich eine Macht im öffentlichen Leben Deutschlands, die durch Anfeindung der Gegner nicht mehr verdrängt werden konnte. 1846 machte er eine Reise nach England, um den in einer Denkschrift über eine Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland entwickelten Gedanken praktisch zu verfolgen, kehrte aber ohne Ergebniß nach Deutschland zurück. Tief verstimmt und körperlich leidend, suchte er in den Alpen Erholung, kam aber nur bis Kufstein, wo er, von Krankheit und Trübsinn überwältigt, 30. Nov. 1846 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete. Sein tragisches Ende erwarb ihm jetzt die häufig versagte Anerkennung. Man lernte den Werth eines Mannes kennen, der weder als Gelehrter noch als Systematiker, sondern eben nur als Agitator zu beurtheilen war, und den bei seinem Streben der uneigennützigste Patriotismus leitete. Seine «Gesammelten Schriften» nebst Biographie hat Häusser aus seinem Nachlasse herausgegeben (3 Bde., Stuttg. 1850—51).

Lista y Aragon (Don Alberto), ausgezeichneter span. Dichter und Mathematiker, geb. 15. Oct. 1775 in Triana, einer Vorstadt von Sevilla, studirte auf der Universität zu Sevilla und machte namentlich in der Mathematik so bedeutende Fortschritte, daß er in seinem 15. J. zum Professor der Mathematik an der Lehranstalt der Gesellschaft der Landesfreunde zu Sevilla ernannt wurde und in seinem 20. an dem nautischen Collegium von San-Elmo daselbst. 1803 erhielt er den Lehrstuhl der Philosophie an dem Collegium von San-Isidoro, 1806 den von der Gesellschaft der Landesfreunde gegründeten der schönen Wissenschaften und 1807 die Professur der Rhetorik und Poetik an der Universität zu Sevilla. Auch erhielt er zugleich mit der Priesterweihe eine kleine Pfründe. Sowol durch seinen mündlichen Unterricht als auch durch seine trefflichen Lehrbücher trug er wesentlich zur Bildung der Jugend bei. Infolge der franz. Invasion verlor er seine Stellung in Sevilla. Als Afrancesado mußte er 1813 das Vaterland verlassen, und erst 1817 durfte er dahin zurückkehren, wo er im folgenden Jahre eine Anstellung als Lehrer der Mathematik zu Bilbao fand. 1820 ging er nach Madrid, um die Redaction der Zeitschriften «El censor» und «El imparcial» zu übernehmen. 1821 gründete er ein Erziehungsinstitut zu Madrid, welches ihm aber durch Chicane verleidet wurde, sodaß er sich nach Bayonne begab. Sodann redigirte er 1828 die «Gazeta de Bayona» und 1830 die «Estafeta de San-Sebastian». Nachdem er sich nach Unterdrückung dieser Journale nach Paris und London begeben hatte, kehrte er endlich 1833 wieder ins Vaterland zurück und wurde zum Redacteur der «Gazeta de Madrid» ernannt. 1837 resignirte er jedoch auf diese Stelle und nahm eine Professur der höhern Mathematik zu Madrid an. Auch half er das Athenäum zu Madrid mit begründen. 1838 übersiedelte L. nach Cadiz, um die Direction des dort neuerrichteten Collegiums von San-Felipe Neri zu übernehmen, die er bis 1840 führte. Sodann lebte er in Sevilla, wo er auch 5. Oct. 1848 starb. Unter L.'s Werken sind hervorzuheben: «Poesías» (Madr. 1822; 2. Aufl., 2 Bde. 1837); «Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso» (2 Bde.), eine Mustersammlung der span. Poesie und Beredsamkeit; «Tratado de matemáticas puras y mixtas», das in Spanien verbreitetste Lehrbuch über alle Theile der mathem. Wissenschaften. Als lyrischem Dichter ist es ihm wie keinem gelungen, die altspan. Glut und Farbenpracht mit dem geläuterten Geschmack, der Reflexionstiefe und der eleganten Form der Modernen zu vereinen. Selbst in demjenigen Gebiete der altspan. Lyrik, worin sie unübertroffen dasteht, nämlich der geistlichen Gefühlspoesie, hat er des Alten Würdiges in seinen «Poesías sagradas» geleistet. In den «Poesías filosóficas» findet sich die echte Lebensweisheit und milde Humanität im Blütengewande der Dichtung. Seine Sonette sind nicht nur durch Vollendung in der Form und im Ausdruck, sondern auch durch Prägnanz des Gedankens und epigrammatische Pointe ausgezeichnet, und selbst seine «Poesías amorosas y anacreónticas» überraschen durch geistreiche Anmuth und durch den Reiz des Versbaues. Endlich ist er auch als Kritiker ausgezeichnet durch die für die Geschichte des span. Dramas wichtigen «Lecciones de literatura dramática española» (Madr. 1839) und «Ensayos literarios y críticos» (2 Bde., Sevilla 1844), eine Sammlung kleiner kritischer Aufsätze.

Liszt (Franz), der größte Klavierspieler und nächst Paganini wol der größte Virtuos der neuern Zeit, wurde 22. Oct. 1811 in dem ungar. Orte Raiding geboren. Sein Vater, ein Rechnungsofficiant des Fürsten Esterhazy, war selbst musikalisch genug gebildet, um die erste Entwickelung des jungen Talents zu leiten. Im neunten Jahre spielte L. zum ersten mal öffentlich und erregte allgemeines Staunen. Durch die Unterstützung der Grafen Amadé und Szapary wurde der Vater in Stand gesetzt, nach Wien zu gehen, wo Czerny den Unterricht des jungen L.

übernahm und auch Salieri sich für ihn interessirte und in der Tonsetzkunst unterwies. Nach 18 Monaten eifriger Studien trat er auch hier mit dem glänzendsten Erfolge auf. Darauf wandte sich der Vater mit ihm nach Paris, um ihn im Conservatorium seine Bildung vollenden zu lassen, wo er indeß von Cherubini als Ausländer abgewiesen wurde. Doch das Talent des jungen Künstlers brach sich selbst Bahn. Er spielte vor dem Herzog von Orleans, und bald war der geistreiche, kecke Knabe der Liebling der pariser Welt. Künstler, Gelehrte, hohe Personen, Damen huldigten ihm, und wol mag es nur der Strenge des Vaters, der auf unablässiges Ueben drang und ihn auch noch einen Compositionscursus bei Reicha durchmachen ließ, zuzuschreiben sein, wenn der Knabe nicht geistig unterging. Nachdem er zweimal nach England gereist, wo er ebenfalls viel Aufsehen erregte, wurde 1825 eine Oper, «Don Sancho», von ihm in der Akadémie-Royale aufgeführt, die jedoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte. Nach einem Ausfluge in die Schweiz 1827 unternahm L. eine dritte Reise nach England; doch seine wankend gewordene Gesundheit veranlaßte den Vater, ihn in die Bäder von Boulogne zurückzuführen. Hier starb der Vater. Obwol von diesem Schlage erschüttert, erhob sich L. doch bald zum vollsten Genusse der erlangten neuen Freiheit. Anfangs schwelgend in romantischen Phantasien, die in der excentrischen Romantik der franz. Literatur reiche Nahrung fanden, vertiefte er sich bald ganz in religiöse Schwärmereien; ebenso plötzlich in das Gegentheil umschlagend, gab er sich dem fortreißenden Strudel weltlicher Eindrücke hin. Offen allen Eindrücken der Außenwelt, entflammt von der Julirevolution, schrieb er eine «Symphonie révolutionnaire», die er aber nicht veröffentlichte. So von Gefühlen und Eindrücken umhergeworfen, ohne Ziel und Stützpunkt, hörte er 1831 Paganini, und der durch diesen erregte Eindruck scheint ihn endlich in eine feste Richtung geführt zu haben. Ein Paganini des Pianoforte zu werden, wurde die Aufgabe seines Lebens, die er auch, insofern ein solcher Vergleich zulässig, erfüllt hat. Nachdem er von 1833—35 in Genf in ziemlicher Zurückgezogenheit gelebt, kehrte er nach Paris zurück, wo er mit Thalberg in Rivalität trat, und 1837 begab er sich nach Italien, woselbst er bis gegen Ende 1839 verweilte, mit Unterbrechung jedoch durch einen Ausflug, den er nach Wien und Pesth machte. Von 1840—48 unternahm er jene großen Kunstreisen, die seinen Ruhm durch ganz Europa trugen und ihm Triumphe und Auszeichnungen einbrachten wie wol keinem ausübenden Künstler vor ihm. 1848 verließ er dann die Laufbahn als reisender Virtuos und wandte sich nach Weimar. Hier wirkte er fortan als Hofkapellmeister (nachdem er den Titel schon 1844 erhalten) und wurde der Mittelpunkt eines Kreises von Schülern und Anhängern, der für die Ideen und Erzeugnisse Richard Wagner's und Berlioz' sowie für die daraus hergeleiteten Bestrebungen eifrigste Propaganda machte und das musikalische Leben jener Residenz sehr anregend gestaltete. 1859 legte L. seine Stelle in Weimar nieder und wandte sich nach Rom, wo er in den geistlichen Stand trat und fortan als Abbé lebte. Was L. als Klavierspieler geleistet und noch leistet, ist nach allen Seiten hin eminent und wunderbar. Auf den höchsten, vor ihm für unerreichbar gehaltenen, ja nicht geahnten Gipfeln der Mechanik bewegt er sich mit verwegenster Sicherheit, und alles, was er vorträgt, führt den Stempel hinreißender Genialität. Doch darf ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er die Erzeugnisse fremder, namentlich der classischen Meister oft zu wenig objectiv behandelt und zu sehr mit seiner eigenen Individualität durchsetzt. An Gedächtnißkraft und an Fertigkeit des Primavista-Spielens hat er kaum seinesgleichen. Bei den Leistungen L.'s als Componisten hat man zu unterscheiden zwischen dem, was er während seiner Virtuosen-Laufbahn, und zwischen dem, was er nach 1848 geschaffen hat. Die Erzeugnisse jener frühern Periode sind zum allergrößten Theil Klavierstücke, die als Widerspiegelung seiner enormen Virtuosität und durch viele neuaufgeschlossene Klaviereffecte Interesse gewähren, wenn auch darin die eigene Erfindung nur Dürftiges und wenig Gesundes bietet. Die Arbeiten seiner spätern Zeit verfolgen indeß andere Zwecke. L. tritt darin als ein Componist auf, der die bestehenden Kunstsatzungen und Maximen negirt und die gesammte Tonkunst in neue Bahnen einlenken will, wobei er sich auf mancherlei stützt, was Wagner und Berlioz ihm vorgearbeitet haben. Das in diesem Sinne von ihm Geschaffene besteht hauptsächlich in Orchesterstücken, die er «symphonische Dichtungen» benannt hat («Tasso», «Die Hunnenschlacht», «Faust», «Die Ideale», «Orpheus», «Prometheus» u. s. w.), dann in einigen Instrumentalsachen und in kirchlichen Werken (eine große Messe, das Oratorium «Die heil. Elisabeth» u. s. w.). Der Streit, der sich über diese Productionen sowie über die Wagner-Berlioz-L.'schen Bestrebungen überhaupt in der musikalischen Welt entsponnen, hat zur Zeit seinen Abschluß noch nicht gefunden. Auch als geistvoller Schriftsteller bekundete sich L. sowol in mancherlei Arbeiten für Journale wie in den Schriften «De la Fondation-Goethe à Weimar» (Lpz. 1851), «Lohengrin et Tannhäuser de Richard

Wagner» (Lpz. 1851), «Fr. Chopin» (Par. 1852) und «Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie» (Par. 1859).

Lit de justice hieß ursprünglich der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht hielten. Nachdem sich die Parlamente (s. d.) zu stehenden Gerichtshöfen ausgebildet, erschien der König mit den Pairs in außergewöhnlichen Fällen, z. B. bei Rechtssachen der großen Vasallen, Mündigkeitserklärungen, Staatsangelegenheiten, und gab persönlich seinen Willen zu erkennen. Diese feierliche Sitzung behielt den Namen Lit de justice und hatte keine üble Bedeutung. Als jedoch die Parlamente eine polit. Gewalt geltend machten und nicht selten die Eintragung der Edicte des Hofs in ihre Protokolle verweigerten, so bedienten sich die Könige solcher Sitzungen auch, um das sog. Enregistrement, welches die übliche Form der Gesetzpromulgation war, zu erzwingen. In diesen Fällen hatten die Sitzungen den Charakter und die Bedeutung von Staatsstreichen. Der König erschien in der Sitzung mit seinen Hofbeamten und ließ sich unter einem Thronhimmel auf einem aus fünf Kissen gebildeten Sitze nieder. Der Kanzler hielt dabei den Vortrag, leitete die mündliche Abstimmung, die jedoch ohne Discussion vor sich ging, und befahl im Namen des Königs die Einregistrirung der beliebten Verordnungen. Besonders berühmt ist das Lit de justice von 1626, wo der Generaladvocat Servin zu den Füßen Ludwig's XIII. starb, indem er seine Vorstellungen anbrachte; das von 1663, in welchem Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche und in Sporen erschien, und das von 1787, in welchem der Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten (s. États-généraux) gemacht wurde.

Litanei hieß in der alten christl. Kirche das Bittgebet. Später aber bezeichnete man mit jenem Ausdrucke vorzugsweise feierliche, besonders an Buß- und Festtagen gebräuchliche Gebete, die mit Responsorien (s. d.) verbunden waren, namentlich mit dem Gesange: Herr erbarme dich! Seit dem 5. Jahrh. gebrauchte man die L. als Bußgebet zur Abwendung allgemeiner Uebel, z. B. bösartiger Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w. Als Verfasser berühmter L. werden in der alten Kirche Ambrosius, Mamertus, Gregor d. Gr. und andere genannt. Bei besondern Gelegenheiten wurden auch feierliche Buß- und Bittandachten mit Processionen gehalten, bei welchen das Volk barfuß ging und L. sang. Solche Processionen mit L. ordnete Mamertus, Bischof von Vienne, auf Veranlassung einer entstandenen Landplage für die drei Tage vor Himmelfahrt an. Seine L. heißt in der kath. Kirche die kleinere L. Gregor d. Gr. erweiterte diese Feierlichkeit durch neue Ceremonien und stellte aus den vorhandenen L. eine neue, die größere L. (litania septiformis oder major), zusammen, bestimmte für sie den 25. April und ordnete überhaupt die Stationen für den wöchentlichen Gebrauch der L. an. Seine größere L. wurde in der abendländ. Kirche das Muster für die Abfassung dieser Buß- und Bittgebete, die man aber auch schon zu seiner Zeit an die Engel, an die Maria und andere Heilige zu richten pflegte. Die Reformation hat die L. in der prot. Kirche beibehalten, aber ihnen eine evang. Einrichtung gegeben; hier werden sie in der Regel nur an Bußtagen, früher auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd vom Geistlichen gesprochen und von der Gemeinde gesungen. — Bei den Herrnhutern heißt die Sonntags vormittags der Predigt vorangehende Betstunde L.

Litauen, minder richtig auch Lithauen und Littauen, früher ein dem poln. Reiche unterworfenes Großherzogthum, bestand vor der Theilung Polens aus drei Ländermassen: 1) aus dem eigentlichen L. oder Litwa, welches die Wojwodschaften Wilna und Troki bildete; 2) aus dem Herzogthum Samogitien (s. d.), und 3) aus dem litauischen Rußland oder den Wojwodschaften, die L. in früherer Zeit den Russen abgenommen hatte, nämlich dem alten Polesien, Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder Minsk, Mcislaw, Witebsk, Smolensk, Polozk und poln. Livland. Durch die Theilung Polens ist jener beinahe 5000 Q.-M. umfassende Länderstrich zwischen Rußland und Preußen so getheilt worden, daß Rußland daraus die fünf Gouvernements Wilna, Grodno, Mohilew, Witebsk und Minsk bildete, während die preuß. Erwerbungen von L. gegenwärtig den Hauptbestandtheil des ostpreuß. Regierungsbezirks Gumbinnen ausmachen. Die Litauer kamen früh in Kämpfe mit Rußland, dem sie anfangs gehorchten, von dem sie sich jedoch schon im 12. Jahrh. losrissen. Um 1235 wird Ringold als erster Großherzog von L. genannt. Ein Jahrhundert später erlangte das Land eine hohe Bedeutung. Der Großfürst Gedimin nahm den Russen 1320 ganz Volhynien, Kijowien (Kiew), Sewerien (Nowgorod Sewersk) und Czerniechovien (Tschernigow) ab, und sein Nachfolger Olgerd stand sogar dreimal vor den Thoren Moskaus. Der Sohn des letztern, Jagello, das Haupt des Jagellonenstammes, vereinigte 1386 L. mit dem poln. Reiche, dessen Thron er bestieg, in der Art, daß das Wahlrecht der litauischen Großfürsten den poln. Königen zustehen solle, während

unter Sigismund August 1569 auf dem Reichstage zu Lublin von beiden Völkern einmüthig beschlossen wurde, daß beide Länder von nun an für immer Ein Land ausmachen sollten. Durch die Theilungen Polens, besonders durch die beiden letzten von 1793 und 1795, wurde jenes Verhältniß indeß wieder aufgehoben, worauf dann die Abtretungen an Rußland und Preußen erfolgten. Das Klima in L. ist gemäßigt und gesund, die Luft rein, das Land flach und von vielen Sümpfen, Heiden und Sanddünen durchzogen, doch auch mit ergiebigen Stellen für den Landbau. Die Düna, der Dnjepr, Niemen, der Przypiec und Bug sind fischreiche Ströme. Berühmt sind die kleinen, doch starken und muthigen litauischen Pferde, nicht minder die Elenthiere und Auerochsen, die es noch in den hiesigen Wäldern, besonders in der Bialowiczer Heide (s. d.) gibt, wo auch viele Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, wilde Schweine, Biber, Adler, Schildkröten u. s. w. hausen. Unter den Sümpfen zeichnen sich die Moräste von Pinsk und Rokitno aus, grauenvolle Wüsten, wo der Reisende auf einer Strecke von 130 Werst nur Himmel, Schlamm und Schilf zu sehen bekommt, indem fast keine menschliche Seele in dieser Wildniß wohnt. Getreide-, Flachs- und Hanfbau, Viehzucht, Bienenzucht und Jagd sind die Haupterwerbsquellen des Volks.

Die **Litauer** bilden mit den Samogitiern, den Letten sowie den seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. germanisirten alten Preußen eine eigene Völker- und Sprachenfamilie (die litauische, lettische oder baltische), welche mit der slawischen zunächst verwandt ist und mit dieser gemeinschaftlich einen der Hauptäste (den **litu-slawischen**) des großen indogerman. Stammes (s. **Indogermanen**) bildet. Man berechnet die Zahl der **eigentlichen Litauer** (im östl. Theile des Gouvernements Kowno, einigen Kreisen von Wilna und einzelnen Gebieten von Kurland und Grodno) auf 716900, die der **Samogitier** oder **Schamaiter** (poln. Zmudzin) im alten Samogitien (d. i. Theilen der Gouvernements Kowno und Augustowo) auf 439000, endlich die der Litauer in den preuß. Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen (1861) auf 137000 Köpfe, sodaß die Gesammtzahl aller Litauer etwa 1,293000 Köpfe beträgt. Die **Letten** in Kurland, Semgallen, dem Stifte Pilten und dem westl. Livland (Lettland) sowie in den angrenzenden Strichen der russ. Gouvernements Witebsk, Kowno und Pskow werden auf 872000 Köpfe angegeben. Die **litauische Sprache**, namentlich in ihrer südlichsten preuß.-litauischen Mundart (dem Hochlitauischen) übertrifft an Alterthümlichkeit der Laute alle noch lebenden Glieder des indogerman. Stammes. Weniger vollkommen hat sich das in den nördlichern Theilen des Sprachgebiets gesprochene Niederlitauische erhalten. Dem Litauischen sehr nahe verwandt war das **Preußische**, dessen Heimat der Küstenstrich zwischen Weichsel und Memel. Das **Lettische** ist eine in Laut und Form weit jüngere Sprache. Zur Schriftsprache sind sowol das Litauische als das Lettische erst nach Einführung der Reformation, ersteres seit Ende, letzteres seit der Mitte des 16. Jahrh. geworden. In beiden Sprachen erschienen zwar zahlreiche Schriften (in lettischer bis 1865 über 1900) im Druck, dieselben sind jedoch, gemäß ihrer Bestimmung für das Landvolk, meist nur religiösen, theilweise auch gemeinnützigen und unterhaltenden Inhalts, sodaß von einer eigentlichen nationalen Literatur weder bei Litauern noch bei Letten die Rede sein kann. Das litauische Volk besitzt einen großen Reichthum an Liedern (Dainos), von denen jedoch erst wenige (z. B. von Rhesa, Königsb. 1825) bekannt gemacht worden. Märchen, Sprichwörter, Räthsel und Sagen hat Schleicher (Weim. 1857) gesammelt. Letzterer veröffentlichte neuerdings auch die erste vollständige Ausgabe der Dichtungen des Christian Donaleitis (gest. 1780 als Pfarrer zu Tolminkemen), des bedeutendsten Nationaldichters der Litauer. Am besten bearbeitet wurde das Litauische lexikalisch von Nesselmann (Königsb. 1854) und grammatisch von Schleicher (Prag 1856), das Lettische grammatisch von Bielenstein (Bd. 1 u. 2, Berl. 1863—66) und die Reste des Altpreußischen von Nesselmann (Berl. 1846).

Liter, franz. Litre, heißt die Einheit der jetzigen franz. Hohlmaße für trockene und flüssige Dinge. Der L. hat den Inhalt eines Kubikdecimeter (Kubikzehntelmeter) und ist daher = $^1/_{1000}$ Kubikmeter = 50,4124378 alte par. Kubikzoll. Er entspricht somit 0,873 preuß. Quart oder 0,707 wiener Maß. Derselbe wird eingetheilt in 10 Deciliter zu 10 Centiliter à 10 Milliliter. Der Kiloliter hat 10 Hektoliter zu 10 Dekaliter à 10 L. Für Getreide dient besonders der **Hektoliter** von 100 L. = 1,8195 preuß. Scheffel oder hamburger Faß = 1,6259 wiener Metzen = 1,4556 preuß. Eimer = 1,7666 wiener Eimer.

Literarisches Eigenthum, die übliche, obwol nicht ganz richtige Bezeichnung derjenigen Rechte, welche der Verfasser eines Schriftwerks (analog beim künstlerischen Eigenthum der Urheber eines Kunstwerks) an demselben hat, und welche er, soweit es nutzbare Rechte sind, auf andere übertragen kann. (S. **Autor**.) Der Begriff des literarischen Eigenthums ist erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst entwickelt worden, um für den Urheber eines Geistesproducts oder den von

ihm erwählten Verleger (s. Verlagsrecht) die Befugniß zur ausschließenden Vervielfältigung festzustellen sowie das Unrechtmäßige des Nachdrucks (s. d.) und Plagiats (s. d.) darzuthun.

Literat (vom lat. literatus, d. i. Gelehrter) ist der Name, mit dem man in neuerer Zeit solche Schriftsteller zu bezeichnen pflegt, welche ohne amtliche Stellung oder sonstige bestimmte Lebensthätigkeit nur für und von literarischer Thätigkeit leben, namentlich wenn sich dieselbe auf Tagesschriftstellerei, Romane, publicistische Broschüren und Theilnahme an Zeitschriften beschränkt, nicht aber sich zu umfassenden wissenschaftlichen Werken erhebt. Derartige Schriftsteller gab es in Deutschland schon gegen Ende des 17. Jahrh. Der Name L. kam jedoch erst im 19. Jahrh. in Gebrauch, seitdem sich mit der Entwickelung der Tagespresse die Anzahl dieser Schriftsteller mehrte.

Literatur und **Literaturgeschichte.** Literatur bezeichnet im weitesten Sinne die Gesammtheit aller schriftlichen Denkmale, in welchen die geistige Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts niedergelegt ist. Bei dem unendlichen Umfange, welchen das Wort in diesem Sinne hat, wird die gesammte Literatur in zahlreiche Unterabtheilungen nach verschiedenen Zeiten oder verschiedenen Völkern, oder den verschiedenen Gattungen der Schriftwerke zerlegt. Man unterscheidet eine Literatur des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit; eine Literatur der Griechen, Römer, Deutschen u. s. w.; eine prosaische und poetische, eine wissenschaftliche Literatur u. s. w. Die literarischen Erzeugnisse eines einzelnen Volks, in welchen dessen Eigenthümlichkeit besonders klar hervortritt, also namentlich seine Dichtungen, umfaßt man mit dem Namen Nationalliteratur. Bei dem fortschreitenden Entwickelungsgange aller Zeiten und aller Völker muß jede Darstellung der Literatur, wie weit oder eng dieselbe sei, geschichtliche Form annehmen, und es entsteht so die Wissenschaft der Literaturgeschichte. In frühern Zeiten beschränkte sich dieselbe meist darauf, die einzelnen Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. So schrieb J. F. Reimmann seinen «Versuch einer Einleitung in die historiam literariam» (6 Bde., Halle 1713). Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man erkannt, daß eine wirkliche Geschichte der Literatur vor allen Dingen eine Darstellung des geistigen Lebens in seinem Fortschritte sein muß, an welche sich die Aufzählung von Schriftstellern und Schriften nur wie die nähern Belege anschließt. Werke von allgemeinem Umfange haben in diesem Sinne verfaßt: Joh. Gottfr. Eichhorn, «Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten» (2. Aufl., 12 Bde., Götting. 1818 fg.); Wachler, «Handbuch der Geschichte der Literatur» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1833), und Gräße, «Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit» (3 Bde., jeder in mehrern Abtheilungen, Lpz. 1837—58; Bd. 4, Register, 1859). Die jüngste Schule dieser Geschichtschreibung ist bestrebt, der Literaturgeschichte, ebenso wie der Kunstgeschichte (s. d.), eine culturgeschichtliche Grundlage zu geben, indem sie die jedesmalige Literaturentwickelung eines bestimmten Volks und Zeitalters auf die maßgebenden Grundlagen und Einwirkungen der jedesmaligen religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zurückzuführen sucht. Die Literaturgeschichte ist somit nicht etwa eine Geschichte der Bücher, wie die Bibliographie (s. d.), sondern eine Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen wie künstlerischen Formen. In dieser Weise hat z. B. Hettner die «Literaturgeschichte des 18. Jahrh.» (Bd. 1—3, Braunschw. 1856—64; 2. Aufl. 1865 fg.) behandelt und Gosche diesen Zweig der Geschichtschreibung in seinem «Jahrbuch für Literaturgeschichte» (Berl. 1865 fg.) aufgefaßt.

Lithium, ein metallisches Element, dessen Oxyd, das Lithion, an Kieselsäure gebunden, 1817 von Arfvedson in dem Mineral Petalit entdeckt wurde. Es findet sich in der Natur nicht häufig. Außer im Petalit kommt es vor im Spodumen, Amblygonit, Triphyllin, Lepidolith, Turmalin. In vielen Mineralwässern ist es in sehr geringer Menge gefunden worden, so in den von Karlsbad, Franzensbad, Pyrmont, Marienbad, Kissingen, Hofgeismar, Bilin, Hall in Oesterreich, Kreuznach, Klausen in Steiermark u. s. w. Das reine metallische L. wird am besten dargestellt durch Zersetzung des Chlorlithiums mit Hülfe eines starken elektrischen Stroms. Es gehört in die Klasse der Alkalimetalle (Kalium, Natrium, Rubidium, Cäsium), ist silberweiß, läuft aber schnell an der Luft gelblich an. L. zeigt sich bedeutend leichter als Wasser (specifisches Gewicht = $0{,}_{59}$), schmilzt bei 180° C. und verflüchtigt sich in der Rothgluth noch nicht. Es ist härter als Kalium und Natrium und weniger leicht oxydabel als diese, zersetzt jedoch Wasser energisch. Auch ist es dehnbar und zähe, sodaß man Draht aus ihm ziehen kann. An der Luft bis über seinen Schmelzpunkt erhitzt, verbrennt es mit intensivem Lichte zu Lithion, der einzigen Oxydationsstufe, die man genau kennt. Letzteres ist ein Alkali und dem Natron und Kali sehr ähnlich, in Wasser aber weniger leicht löslich. Es reagirt stark alkalisch, schmeckt scharf und

brennend und zerstört die Oberhaut der Zunge sogleich. Die Lithionsalze sind alle in Wasser löslich, zeichnen sich im allgemeinen durch leichte Schmelzbarkeit aus und färben die Flamme roth.

Lithochromie, die Kunst, mit Oelfarben auf Stein zu malen und dann auf Leinwand die Gemälde abzudrucken, wurde von Malapeau in Paris erfunden und fand seit 1823 in Frankreich viel Beifall, ohne jedoch Wesentliches zu leisten. Eine ähnliche Erfindung ist Senefelder's Mosaikdruck. Gegenwärtig wird die L. oder Chromolithographie in sehr ausgedehntem Grade namentlich zur Verzierung von Titelblättern sowie zur Darstellung architektonischen und decorativen Schmucks angewendet, ja man stellt durch dieselbe auch landschaftliche und Figurengemälde mit größter Vollkommenheit dar. Man benutzt dazu für dasselbe Bild mehrere Platten, für jede Farbe eine besondere, deren Anzahl bis zu 20 steigen kann. (S. Farbendruck.)

Lithographie, s. Steindruck.

Lithophanie heißt die 1827 in Frankreich erfundene Kunst, bildliche Darstellungen dergestalt in weiche Porzellanplatten hineinzupressen, daß sie, gegen das Licht gehalten, dieselben in ihren Schatten und Lichtwirkungen wiedergeben, wonach die Platten durch Brennen gehärtet werden. Die tiefen Stellen geben die Licht-, die erhöht stehenbleibenden wegen ihrer größern Dicke die Schattenstellen. Man pflegt diese Bilder, wie sie aus der Form hervorgehen, ans Fenster zu hängen, benutzt sie auch zu Lichtschirmen und wendet das Verfahren für Ampeln und dergleichen an. Neuerdings hat man auch (indeß wenig ansprechende) colorirte Darstellungen zu Stande gebracht sowie auch statt des Porzellans Papiermaché und Gutta-Percha von allen möglichen Farben genommen.

Litisdenunciation, Streitankündigung, ist diejenige processualische Handlung, durch welche die eine Partei, in der Regel der Beklagte, einen dritten, an den sie Regreßansprüche hat, von dem erhobenen Rechtsstreite in Kenntniß setzt und ihn zur Unterstützung in der Vertheidigung des ihr bestrittenen Rechts auffordert. Dies ist dann unbedingt nothwendig, wenn der betreffenden Partei eine Sache, welche sie von einem dritten erworben hat, durch einen vierten auf Grund von Rechten evincirt werden soll, die, wenn sie wirklich bestehen, schon vor der Erwerbung von seiten des Litisdenuncianten vorhanden sein mußten; hier kann der Besitzer nur Ersatz von seinem Vormanne fordern, wenn er ihm «litem denuncirt» hat.

Litoräle, d. i. Küstenland, heißt vorzugsweise das ehemals ungar., jetzt kroat. Küstenland, das sich in einer Länge von ungefähr 6 M. am Adriatischen Meere an der nördlichsten Küste Dalmatiens von Fiume im Norden bis Novi im Süden hinzieht. Die Hauptstadt ist Fiume (s. d.). Als Freihäfen sind zu erwähnen die Städte Buccari und Porto-Ré, erstere (1857) mit 5070 E., letztere mit 2912 E. und zwei Castellen, die den Hafen schützen. Das L. gehörte früher zu dem Militärdistricte von Kroatien. Kaiser Joseph II. schlug es 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel und den Abzug der ungar. Landeserzeugnisse zu befördern. Von 1809—14 stand es unter franz. Herrschaft und machte einen Theil der Illyrischen Provinzen aus. 1814 kam es wieder an Oesterreich, doch wurde es erst 1823 von neuem mit Ungarn vereinigt. Als die Reichsverfassung von 1849 die Trennung Kroatiens und Slawoniens von Ungarn aussprach und diese beiden Königreiche zu einem Kronlande vereinigte, wurde demselben auch das Küstenland und die Stadt Fiume mit ihrem Gebiete einverleibt als ein eigenes kroat. Comitat (als das Comitat Fiume), das jedoch bald darauf mit dem Bezirk Delnicze und andern Gebietstheilen auf 25 Q.-M. mit (1857, ohne Militär) 87992 E. erweitert wurde.

Litta (Pompeo, Graf), aus einer Seitenlinie (L.-Biumi) eines reichen mailänd. Geschlechts, dessen Chef den Herzogstitel führt, geb. in Mailand 27. Sept. 1781, trat, sorgfältig erzogen, 1804 in den ital. Militärdienst, in welchem er in den Kriegen in Deutschland bei der Artillerie thätig war. Mit dem Ende des Königreichs Italien kehrte er in seine Vaterstadt zurück und widmete sich ganz histor. Studien. Sein Werk «Famiglie celebri d'Italia» (Lief. 1—145, Mail. 1819—65), dessen Erscheinen 1819 mit der Geschichte der Sforza begann, ist ein großartiges Monument und ein Beweis, wie die eigentliche Genealogie mit der polit. allgemeinen und Specialgeschichte, mit Literatur- und Culturgeschichte zu einem schönen Ganzen verbunden werden kann. So viel anderwärts in diesem Fache gearbeitet worden, hat doch kein anderes Land eine Arbeit von ähnlicher Bedeutung aufzuweisen, während histor. Glaubwürdigkeit und treffliche Charakteristik hervorragender Personen durch den Reichthum an Material und die Fülle bildlicher Beilagen, Porträts, Denkmale u. s. w. unterstützt erscheinen. Bis zu L.'s Tode waren 53 Familien erschienen, denen seitdem durch Odorici in Parma, Passerini in Florenz u. a. noch mehrere hinzugefügt wurden. Nach dem lombard. Aufstand von 1848 von der Provisorischen Regierung in Mailand zum Kriegsminister ernannt, vermochte L. den Anforderungen der stürmischen, un-

klaren Zeit ebenso wenig wie andere Mitglieder dieser Regierung zu genügen. Er starb in Mailand 17. Aug. 1852, wegen seines biedern Charakters und seiner Herzensgüte allgemein geliebt.

Littré (Maximilien Paul Emile), ein ausgezeichneter franz. Gelehrter, geb. 1. Febr. 1801 zu Paris, erhielt daselbst seine Bildung und widmete sich dann dem Studium der Medicin. Nach Beendigung seines Cursus wandte er sich jedoch nicht der Praxis, sondern philol. und histor. Studien zunächst für die Geschichte der medic. Wissenschaften zu und machte sich mit den altclassischen, dann auch mit den orient. Sprachen, namentlich dem Arabischen und Sanskrit, vertraut. Seit 1828 betheiligte er sich am «Journal hebdomadaire de médecine», und 1837 begründete er selbst mit Dezeimeris die medic. Zeitschrift «L'espérance», in der er viele gelehrte Arbeiten niederlegte. Daneben gehörte L. seit 1831 zu den thätigsten Mitarbeitern des «National», dessen Redaction er auch nach Carrel's Tode bis ins J. 1851 angehörte. Nach der Februarrevolution, welche auf Verwirklichung seiner polit. und socialen Anschauungen hoffen ließ, übernahm er unentgeltlich das Amt eines Municipalraths der Stadt Paris. Als aber die bonapartistische Partei im Herbst 1848 in den Vordergrund trat, zog sich L. wieder von der Oeffentlichkeit zurück. Er widmete sich seitdem ausschließlich seinen gelehrten Arbeiten, theils medic.-geschichtlichen, theils philos., theils histor.-philol. Inhalts. Sein Hauptwerk in ersterer Beziehung ist die sehr geschätzte Ausgabe und Uebersetzung sämmtlicher Werke des Hippokrates (10 Bde., Par. 1839—61). Von seinen zahlreichen Artikeln für das «Dictionnaire de médecine» wurde der über die Cholera (1832) besonders abgedruckt. Als Comte (s. d.) mit seinem System des Positivismus auftrat, machte sich L. zu dessen eifrigem Vertreter und Förderer, besonders indem er Comte's Lehren populär darzustellen suchte. So veröffentlichte er «De la philosophie positive» (Par. 1845), «Application de la philosophie positive au gouvernement de sociétés» (Par. 1849), «Conservation, révolution et positivisme» (Par. 1852), «Sur la mort de Aug. Comte» (Par. 1857), «Paroles de philosophie positive» (Par. 1859) und «Comte et la philosophie positive» (Par. 1863). Unter L.'s histor.-philol. Arbeiten haben sich besonders die über die franz. Sprache in Frankreich wie im Auslande, namentlich auch in Deutschland, große Anerkennung erworben. Als Hauptresultat derselben ist das treffliche «Dictionnaire de la langue française» (seit 1863) zu betrachten, das ebenso sehr seinen kritischen Sammlerfleiß als seine gründliche histor. Kenntniß des ganzen roman. Sprachschatzes bekundet. Verwandte Arbeiten sind die «Histoire de la langue française» (2 Bde., Par. 1862), eine Reihe von Abhandlungen zur Geschichte der franz. Sprache und Literatur, die vorher einzeln in dem von ihm seit 1854 redigirten «Journal des savants» erschienen, und seine Beiträge zu dem 21., 22. und 23. Bande der großen «Histoire de la littérature française». Von L.'s übrigen Schriften sind noch die Uebersetzungen der Naturgeschichte des Plinius (2 Bde., Par. 1848) und das «Leben Jesu» von Strauß (4 Bde., Par. 1839—40; 2. Aufl. 1855) sowie die Ausgabe der Schriften Armand Carrel's (1857) zu nennen. Vgl. Sainte-Beuve, «Notice sur L., sa vie et ses travaux» (Par. 1863).

Littrow (Joseph Johann von), verdienter Astronom, geb. 13. März 1781 zu Bischof-Teinitz in Böhmen, besuchte seit 1794 das Gymnasium, seit 1799 die Universität zu Prag, wo er bereits 1801 als belletristischer Schriftsteller auftrat und sich nach und nach mit Jurisprudenz, Medicin und selbst Theologie befaßte, ohne jedoch an einem dieser Fächer bleibendes Behagen zu finden. 1803 wurde er Erzieher der beiden jungen Grafen Renard in Schlesien. Hier widmete er sich anfangs der schönen Literatur, später der Mathematik und Astronomie. Obschon er diese Wissenschaften beinahe nur als Autodidakt kennen lernte, erhielt er doch 1807 die Professur der Astronomie an der Universität zu Krakau. Durch die Kriegsereignisse vertrieben, folgte er 1810 einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Kasan, wo er die Sternwarte gründete. Klima und andere Verhältnisse bewogen ihn aber 1816, einen Ruf als Codirector der Sternwarte in Ofen anzunehmen. 1819 ward L. zum Director der wiener Sternwarte ernannt. Er reorganisirte sofort diese damals gänzlich veraltete Anstalt und sorgte, als er die Hoffnung aufgeben mußte, ein neues Gebäude zu erhalten, 1825 durch völligen Umbau des alten für möglichst zweckmäßige Unterbringung der angekauften Instrumente. Seine Vorlesungen, in denen er eine seltene Gabe des Vortrags bekundete, wurden von vielen, zum Theil der Schule längst entwachsenen Zuhörern des In- und Auslandes besucht. L. entfaltete in Wien eine vielseitige Thätigkeit. Durch seine Schriften über Versorgungsanstalten war er zu einer Autorität auch in diesem Fache geworden. Durch seine theoretischen Untersuchungen veranlaßte er den Optiker Plößl zur Ausführung der dialytischen Fernröhre und lieferte in vielen Zweigen der Wissenschaft originelle Arbeiten von dauerndem Werthe. 1837 wurde er in den

österr. Adelstand erhoben. Er starb 30. Nov. 1840. Unter L.'s Schriften ist die bekannteste «Die Wunder des Himmels» (5. Aufl., Stuttg. 1865), die zu den besten populären Darstellungen der Astronomie gehört und außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Außerdem sind besonders zu erwähnen: «Theoretische und praktische Astronomie» (3 Bde., Wien 1822—26); «Höhenmessungen durch Barometer» (Wien 1823); «Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Witwenpensionen» (Wien 1829); «Ueber Lebensversicherungen» (Wien 1832); «Gnomonik» (2. Aufl., Wien 1838); «Atlas des gestirnten Himmels» (2. Aufl., Stuttg. 1854); «Handbuch der vorzüglichsten Münzen, Maße und Gewichte» (3. Aufl., Wien 1865) u. s. w. L.'s umständliche Biographie findet man in seinen «Vermischten Schriften» (Stuttg. 1846), einer interessanten Sammlung schönwissenschaftlicher Aufsätze. — Karl von L., ältester Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1811 zu Kasan, stand seinem Vater seit 1831 als Gehilfe zur Seite und folgte ihm als Director der wiener Sternwarte 1842, nachdem er sich bereits durch mehrere gediegene Leistungen, namentlich durch eine Bearbeitung der Hell'schen Beobachtung des Venusdurchgangs von 1769 der gelehrten Welt bekannt gemacht hatte. Zur neuen Ausgabe des Gehler'schen «Physikalischen Wörterbuchs», an der auch sein Vater mitgearbeitet hatte, lieferte er das reichste Verzeichniß verlaßlicher geogr. Positionen (1844), welches wir bisher besitzen. Die «Annalen der wiener Sternwarte» sind unter seiner Leitung zu einem wichtigen astron. Jahrbuch geworden. 1847 wurden W. Struve und L. zu Beurtheilungscommissaren über den trigonometr. Anschluß von Rußland und Oesterreich ernannt. 1850 trug er als Dekan nach Kräften zur Gründung der damals in Oesterreich eingeführten Institutionen deutscher Hochschulen bei. Während der Jahre 1862—65 betheiligte er sich mit mehrern bedeutenden Arbeiten an der von Generallieutenant Bayer ins Leben gerufenen mitteleurop. Gradmessung. Zahlreiche Arbeiten von ihm sind in Zeitschriften sowie in den «Sitzungsberichten» und «Denkschriften» der wiener Akademie enthalten. Unter anderm verdankt man L. eine neue, sehr nützliche Methode der Längenbestimmung für die See. Neuerdings hat er mit Weiß die Bearbeitung der meteorolog. Beobachtungen der wiener Sternwarte (seit 1755) begonnen. — Sein Sohn, Otto von L., geb. 14. Febr. 1843, gest. 7. Nov. 1864, hat sich trotz seiner Jugend durch Arbeiten über Spectralapparate und Heliostaten einen geachteten Namen erworben. — Heinrich von L., der jüngere Bruder Karl von L.'s, geb. 26. Jan. 1820 zu Wien, Fregattenkapitän in der österr. Marine, hat sich als Dichter bekannt gemacht und auch mehrere Schriften aus dem Seefach (z. B. «Handbuch der Seemannschaft», Wien 1859) veröffentlicht.

Liturgie (griech. Leitourgia) nennt man überhaupt die Gesammtheit gottesdienstlicher Handlungen. Da dieselben frühzeitig feste Formen erhielten, so bezeichnete man damit das bei dem öffentlichen Gottesdienste zu befolgende Ritual. Die Verwalter dieses Rituals hießen Liturgen, ein Ausdruck, der von den Prytaneen in die Tempel überging, später aber ausschließlich im kirchlichen Sinne gebraucht wurde. In der praktischen Theologie dagegen heißt die Wissenschaft, welche sich mit der Behandlung und Verwaltung des öffentlichen Gottes- oder Kirchendienstes, dessen Anordnungen und Einrichtungen beschäftigt, Liturgik. Diese zerfällt ihrem Wesen nach in drei Theile: 1) in den dogmatischen Theil, der sich mit der allgemeinen Untersuchung über das Wesen des öffentlichen Cultus beschäftigt; 2) in den histor. Theil, der den christl. Cultus nach seiner Bildung unter den verschiedenen christl. Theilkirchen behandelt; 3) in den praktischen Theil, welcher die Anwendung der gefundenen Grundsätze nach der gegenwärtigen Beschaffenheit des christl. Cultus lehrt. In der ältesten Kirche stand den Bischöfen die Befugniß zu, die L. in ihren Diöcesen zu bestimmen, und Filialkirchen nahmen gewöhnlich die L. der Mutterkirchen an. Allmählich aber war man darauf bedacht, eine Gleichheit in der Form des Gottesdienstes zu erzielen, und so erließen auch Kirchenversammlungen die hierzu nöthigen Verordnungen. Die ersten Spuren dieser Einrichtung finden sich in den Kirchen von Spanien und Frankreich. War die Ordnung des Gottesdienstes mit einzelnen Formularen bis zum 4. Jahrh. schon lange feststehend geworden, so kamen nun bestimmte Gebetsformulare hinzu, und seit der Mitte des 4. Jahrh. bildeten sich vollständige L. aus, deren Ursprung man in den von Aposteln oder Apostelschülern gegründeten Kirchen von den Stiftern herleitete. Keine dieser L. hat sich unverändert erhalten. Die wichtigsten alten L. suchte neuerdings Bunsen in der Schrift «Hippolytus und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1853) in ihrer Urgestalt wiederherzustellen. Die Römer leiteten ihre L. von Petrus, die Mailänder von Barnabas und Ambrosius, der sie indeß nur vervollkommnete, die Alexandriner von Markus ab. Mit der Theilung des röm. Reichs bildeten sich Nationalliturgien, die in den einzelnen Reichen oder von bestimmten Nationen gebraucht wurden. Aus ältern L. entstanden neue, die der dogmatischen Entwickelung entsprachen. Im 5. Jahrh. war die L. von

Basilius d. Gr. fast im ganzen Oriente verbreitet. Neben ihr fand aber auch von Konstantinopel aus die L. des Chrysostomus Eingang, die noch in der griech. Kirche gebräuchlich ist. Seit dem 6. Jahrh. waren die Päpste unablässig bemüht, eine Gleichheit im Cultus der ihnen unterworfenen Kirchen herbeizuführen, und zu diesem Zwecke erschienen im Laufe der Zeit eine bedeutende Menge von Sacramentarien oder liturgischen Büchern. Hierher gehört namentlich die älteste Sammlung liturgischer Vorschriften in der röm. Kirche, aufgestellt von Leo I. in dessen «Sacramentarium»; ferner das Sacramentarium von Gelasius II. und der Meßkanon von Gregor I. Auch für einzelne kirchliche Handlungen verfaßte man liturgische Bücher, die man je nach ihrer Bestimmung mit den Namen Antiphonarium, Lectionarium, Baptisterium, Evangeliarium, Orationale, Psalterium, Sequentiale u. s. w. bezeichnete. Das Wort Sacramentarium im angegebenen Sinne vertauschte man auch mit dem Worte Officium, und den Ausdruck officialis liber gebrauchte man in gleicher Bedeutung mit unserm Ausdrucke Agende. In Klöstern wurde der Ausdruck Officien für die durch die Klosterregeln bestimmten Gebete und kirchlichen Uebungen gewöhnlich. Die allgemeine Einführung der römischen L. konnten die Päpste, die darin ein Band der Einheit für die ganze Kirche fanden, nicht völlig überall und nur allmählich erlangen, und selbst noch jetzt herrscht keine vollständige Uebereinstimmung in der L. der kath. Kirche, indem in den verschiedenen Ländern und geistlichen Orden noch mannichfache, zum Theil sehr bedeutende Abweichungen vorkommen. Die in der kath. Kirche noch gebräuchlichen liturgischen Bücher sind: das Missale, Brevier, Martyrologium, Ritual, das bischöfl. und päpstl. Ceremonial. In der prot. Kirche ward Luther auch Reformator der L., indem er den Gottesdienst vereinfachte. Dazu halfen auch die neuen Kirchenordnungen, welche in verschiedenen Ländern und Städten, z. B. in Braunschweig von Bugenhagen, in Hessen durch den Landgrafen Philipp, in Sachsen durch Herzog Heinrich u. s. w. erschienen. Eine Gleichheit in der L. ward aber auch hier nicht erzielt, wie die alten und neuen Agenden (s. d.) in der luth. wie in der reform. Kirche beweisen.

Liu-kiu, chines. Liéu-kiéu (japan. Riu-kiu, bei den Eingeborenen Liutschiu, danach bei den Europäern auch Lutschu, engl. Loochoo geschrieben), ist der Gesammtname einer zwischen Formosa und Japan in nordöstl. Richtung sich hinziehenden Reihe von 92 meist kleinen Inseln, welche 125,61 Q.-M. mit etwa 500000 E. umfassen und ein den Chinesen tributpflichtiges Königreich bilden. Die Inseln zerfallen in drei Gruppen: 1) im S. die 23 Sannan-Inseln, auch Miako- oder Maiako-sima genannt, 34,42 Q.-M. groß, darunter Ysikaki- oder Ligakisima mit 9,10, Neohio- oder Njufsjo-sima mit 9,09, Miako oder Kung-kutao mit 4,04 Q.-M.; 2) in der Mitte die 53 Zjusan- oder Tschusan-Inseln (nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen chines. Küsteninseln), 46,61 Q.-M. groß, darunter Ohinawa- oder Okinawa-sima, auch Groß-Liéu-kiéu genannt, mit 37,38 Q.-M.; 3) im N. die 16 Sanbok-Inseln, 44,58 Q.-M., darunter die größte Oho-sima mit 24,42 Q.-M. Die Hauptinsel des ganzen Archipels, Groß-L., ist bergig und hat mit ihren Thälern und Schluchten ein malerisches Aussehen. Die geol. Beschaffenheit der Inseln zeigt den gehobenen Meeresboden an. Nadelhölzer krönen die Hügel und Gärten, Kornfelder bedecken die Berggelände und Thäler, und im allgemeinen ist das Klima gemäßigt, gesund und dem Ackerbau günstig. Erdbeben sind häufig, ohne jedoch Schaden zu bringen. Es finden sich auf den L. Eisen, Kohlen und Schwefel. Haupterzeugniß ist der Reis, daneben baut man Hirse, Bataten, Zuckerrohr, Baumwolle, Taback, Indigo u. s. w. Reichlich gedeiht Bambus, in dessen Dickicht ganze Dörfer liegen. Die Bewohner, deren Zahl auf Groß-L. allein auf 150—200000 geschätzt wird, scheinen, wie in Japan, aus einer Mischung von Aino (s. d.) und Chinesen hervorgegangen zu sein. Im äußern Typus stehen sie den Japanern näher als den Chinesen. Sie werden als freundliches Volk geschildert, doch verweichlicht und abgeschlossen. Außer den Japanern können sich keine Fremden auf den Inseln ansiedeln und verheirathen. Der gemeine Mann befindet sich in gedrückter Lage, indem sein Erwerb meist nur dazu dient, den Müßiggang der herrschenden Klasse zu unterstützen. Die Insulaner verstehen sich gut auf Bewässerung und treiben den Ackerbau erfolgreich. Zum Handelsverkehr sind bisher nur Japaner zugelassen worden. Die Grundreligion ist der Confucianismus Chinas. Doch drang von dort auch der Buddhismus ein, dessen Priester große Verehrung genießen. Ueber die Verfassung ist wenig bekannt. Die Regierung scheint sich in den Händen einer wissenschaftlich gebildeten Aristokratie zu befinden. Ein König des Archipels wird dem Auslande gegenüber genannt, kommt aber niemals zum Vorschein; statt seiner tritt eine Art von Reichsverweser auf. Das Spionirwesen den Fremden wie der Landesbevölkerung gegenüber soll noch ausgedehnter sein als in China und Japan. Die Hauptstadt Schui oder Schudi, im SW. von Groß-L. gelegen und von einer Feste beherrscht, ist ein sauberer Ort und enthält

ein ummauertes königl. Residenzschloß. Eine ³/₄ M. lange Kunststraße führt zur Hafenstadt **Nawa**, dem eigentlichen Verkehrsplatz der Insel und dem wichtigsten Handelsort des Archipels, mit 4000 Häusern und 20000 E. Auch diese Stadt ist regelmäßig und freundlich gebaut. Von den Europäern werden die L. zuerst im 16. Jahrh. erwähnt, und seit dem ersten engl.-chines. Krieg erregten sie deren Aufmerksamkeit ihrer wichtigen Lage wegen. 1846 ließ sich auf der Hauptinsel der Arzt und prot. Missionar Dr. Bettelheim nieder, der die Kuhpockenimpfung einführte, aber, während seines neunjährigen Aufenthalts von den Einwohnern im Blokadezustand gehalten, ebenso wenig nähere Kenntniß der Inseln erlangen konnte wie vor ihm der franz. Pater Forcade (1844) und nach ihm der Bischof von Victoria. Der nordamerik. Commodore Perry, dem 1854 die japan. Regierung erklärte, daß sie keine Oberherrlichkeit über die L. beanspruche, schloß mit dem Scho-Fuping (d. h. Geschäftsführer) der Inseln 11. Juli 1854 einen Vertrag, zufolge dessen es den amerik. Schiffen gestattet sein sollte, in jedem Hafen Holz und Wasser einzunehmen und Handel zu treiben. Durch die Eröffnung der chines. und japan. Häfen verloren indeß die Inseln an Bedeutung.

Liutprand oder **Luitprand**, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Italiener, geb. um 922, bildete sich am Hofe König Hugo's zu Pavia und trat nach dessen Vertreibung 945 in die Dienste seines Nachfolgers Berengar, in dessen Auftrage er 949 als Gesandter nach Konstantinopel ging, bei dem er aber um 955 in Ungnade fiel, worauf er sich nach Deutschland wendete. Hier lebte er in Frankfurt a. M., bis er 961 Kaiser Otto I. auf dessen Zuge nach Italien folgte. Er wurde hierauf Bischof von Cremona und war 963 auf der großen Synode zu Rom. Am bekanntesten wurde er indeß durch seine abermalige Gesandtschaft an den Hof zu Konstantinopel 968 im Auftrage Kaiser Otto's I., die den Zweck hatte, dem Kaiser den Besitz von Unteritalien zu sichern und dessen Sohn mit Theophania, der Tochter des Kaisers Nicephorus, zu vermählen, aber erfolglos blieb. L. starb um 970. Seine «Antapodosis, i. e. retributio» in sechs Büchern, die er seit 958 schrieb, reicht von 886—948, abgesehen von dem von einigen für unecht gehaltenen Anhange. Nächstdem schrieb er «De rebus gestis Ottonis Magni imperatoris» und «De legatione Constantinopolitana». Einige andere ihm beigelegte Schriften scheinen unecht. Er schöpfte seine Nachrichten aus eigener Anschauung und den Berichten von Augenzeugen. Obschon seine Glaubwürdigkeit wiederholt in Zweifel gezogen worden, muß man ihm doch in Beziehung auf seine Nachrichten über deutsche Angelegenheiten das Lob der Treue und Zuverlässigkeit zugestehen; weniger aber kann man dies in Betreff seiner Mittheilungen über Italien. Sein Stil ist lebendig, die Sprache incorrect. Die beste Ausgabe seiner echten Werke besorgte Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3, Hannov. 1839), eine deutsche Uebersetzung der «Antapodosis» von der Osten-Sacken (Berl. 1855).

Livadien heißt jetzt nach der Stadt Livadia oder Lebadea im alten Böotien, am Fuße des Helikon, das alte Hellas (s. d.) oder Mittelgriechenland, welches den nördl., continentalen Theil des Königreichs Griechenland (s. d.) bildet.

Liverpool, nach London die größte Handelsstadt Großbritanniens, der Bevölkerung nach die zweite Stadt Englands, Parlamentsborough, Municipal- und Marktstadt in der Grafschaft Lancaster, am rechten Ufer des schiffbaren und hier nur ¹/₄ engl. M. breiten, aber oberhalb seeartig sich erweiternden Mersey, unweit von dessen Ausfluß in das Irische Meer, steigt, umgeben von Landhäusern, amphitheatralisch an dem sanften Abhange eines Sandsteinhügels empor. Die Stadt zählte mit der Bevölkerung der aus Dörfern zu Vorstädten gewordenen und mit ihr verbundenen Orte und den zum Hafen gehörigen Seeleuten 1851 bereits 375955, im J. 1861 dagegen 443938 und in der Mitte des J. 1865, nach einer Schätzung, 476368 E., die vorzüglich von Handel und Schiffahrt leben, aber auch Gewerbe aller Art betreiben. Es bestehen Schiffswerften, Uhren- und Chronometerfabriken, Reepschlägereien, Segelmachereien, Eisen- und Messinggießereien, Anker- und Kettenschmieden, Dampfschiff- und Dampfkesselfabriken, Glas-, Tabacks-, Bleiweiß-, Vitriol- und Seifenfabriken, Oelmühlen, Salz- und Zuckerraffinerien, Schiffbrotbäckereien, Bierbrauereien und viele andere industrielle Anstalten, die sich zunächst auf den Bedarf der Stadt und den Verbrauch des Handels und seiner Marine beziehen. Mit allen wichtigen Häfen Großbritanniens und des gegenüberliegenden Irland sowie mit dem continentalen Europa, mit Nord-, Süd- und Centralamerika, mit Madeira und der Westküste Afrikas, mit West- und Ostindien und China ist L. durch Dampf- und Packetbootverkehr, mit den großen Fabrikstädten des Inlandes durch Kanäle oder Eisenbahnen in Verbindung gebracht. Nach Manchester, dessen Hafen es gleichsam bildet, führt eine der fünf hier sich vereinigenden Eisenbahnen, ein höchst kunstreiches Werk, die erste Bahn, welche in England (seit

1830) zur Beförderung von Reisenden mit Dampfkraft verwendet wurde. Außerdem führt nach Manchester ein Seitenzweig des Bridgewaterkanals und nach Leeds der berühmte Leeds- und Liverpoolkanal, der großartigste und bewunderungswürdigste in England. Durch die ausgedehnten Verbindungen mit Amerika, auf welches L. seiner geogr. Lage nach mehr als London hingewiesen ist, und als Hafen der fabrikreichen Grafschaften Lancaster und York bildet es den Hauptplatz für die Einfuhr der Baumwolle und andere amerik. Erzeugnisse, und die Tonnenzahl der hier einlaufenden Schiffe ist stärker als in London. Zugleich hat L. nebst London den stärksten Verkehr mit China und ist daher noch ein Haupthafen für chines. Rohseide und Thee. Unter allen Häfen Großbritanniens hat es ferner den stärksten Seeverkehr mit Irland, dessen Schlachtvieh, Speck, Salzfleisch, Mehl, Butter und Leinwand größtentheils in den Mersey einlaufen. Der Handelsverkehr in L.s Hafen hat sich zwischen 1818—43 vervierfacht und ist seitdem in stetem Zunehmen begriffen, nur daß infolge des nordamerik. Kriegs (1861—65) die Baumwolleinfuhr einen bedeutenden Ausfall erlitt. Schon 1848 weist die Hafenbewegung nicht weniger als 12222 eingelaufene und 13626 ausgelaufene Schiffe, jene mit 2,706793, diese mit 2,779419 Tonnen, zusammen 25848 Schiffe mit 5,486212 Tonnen Gehalt und eine Rohzolleinnahme von 3,481796 Pfd. St. nach. 1860 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 5,672913 Tonnen im Verkehr mit dem Auslande und den Colonien (Vereinigte Staaten 2,568823, brit. Colonien 1,490551 Tonnen) und 2,953917 Tonnen im Küstenhandel; die Zolleinnahme 3,325422 Pfd. St. 1865 wies die Hafenbewegung 24806 ein- und ausgelaufene Schiffe nach. Es waren im auswärtigen Colonialhandel 4827 Schiffe (darunter 1121 Dampfer) von 2,644821 Tonnen eingelaufen und 4339 Schiffe (darunter 853 Dampfer) von 2,531757 Tonnen ausgelaufen, überdies im Küstenhandel 7780 Schiffe ein- und 7860 ausklarirt worden. Neuerdings ist auch für die Rhederei L.s die Ueberfahrt von Auswanderern sehr wichtig geworden, deren sich im J. 1852 nicht weniger als 229090, im J. 1865 dagegen nur 121046 (darunter 22876 Fremde) hier einschifften. Schon 1846 besaß die Stadt 1406 eigene Segelschiffe mit 380808 Tonnen und 55 Dampfschiffe mit 6200 Tonnen Gehalt; im J. 1860 dagegen bereits 2451 Seeschiffe (darunter 223 Dampfer) von 1,100608 Tonnen Gehalt. Der Hafen, d. i. die der Verschlammung und Versandung, dem Wechsel von Ebbe und Flut und der Gewalt der Winde ausgesetzte Mündung des Mersey, machte die Anlage von Docks nothwendig. Der 1710 eröffnete trockene Dock, zugleich der erste seiner Art in England, eröffnete die Reihe der bis in die neueste Zeit fortgesetzten künstlichen Hafenwerke, Meisterstücke der Wasserbaukunst, denen L. seinen massenhaften Seehandel, seine Macht und Stärke verdankt, und denen Gleiches kein Land der Erde aufzuweisen hat. Gegenwärtig zählt L. 36 Docks, die sich mit ihren Granitdämmen und kolossalen Mauern 4½ engl. M. weit am Flußufer hinabziehen, im ganzen aber eine Quailänge von 15 engl. M. haben und eine Fläche von 235 Acres einnehmen, ungerechnet die am linken Ufer des Mersey auf dem Gebiete von Cheshire erbauten großartigen Docks von Birkenhead (s. d.).

Der schönste Stadttheil L.s ist der östliche, mit dem Wallgarten auf dem Mount-Pleasant, einem der besuchtesten Spaziergänge, von welchem aus man die Stadt, den Hafen und die Landhäuser übersehen kann. Im Innern der Stadt befinden sich breite, luftige Straßen und große Plätze; doch münden auch finstere und schmuzige Seitengäßchen ein, wo sich der Kleinhandel bewegt. Ein großer Theil der Bevölkerung wohnt in dunkeln und feuchten Kellern oder in sog. Höfen (Courts), kleinen Plätzen, die, nach allen vier Seiten zugebaut, meist überwölbten Zugang haben. Fast immer von einer dichten Menschenmenge durchwogt ist die beinahe ¾ St. lange Schottlandsstraße (Scotland road), eine Doppelreihe von Kaufläden und Schenken. L. hat, abgesehen von kleinern Kapellen, Bethäusern und Synagogen, 109 größere kirchliche Gebäude, von denen 51 der Staatskirche, 11 den Katholiken gehören. Die Kirchen sind aber insgesammt einfach, schmucklos und neu. Am ausgezeichnetsten ist noch die St.-Paulskirche (von 1769) mit Säulenportal und Kuppel und die 1732 auf der Stelle einer alten Burg erbaute, aber 1821 völlig umgeformte St.-Georgskirche, deren Dach, Thüren, Fenster, Pfeiler, Kanzel, Galerie und Emporkirchen ganz aus Gußeisen bestehen. Die ansehnlichsten Gebäude sind außerdem: das Zollhaus (1839), das außer den andern, für das Zollwesen bestimmten Räumen noch die Post-, Dock-, Accise- und Stempelbureaux einschließt; das Stadt- oder Rathhaus (Townhall), ein stolzer Bau, 1797 im schönsten griech. Geschmack aus Quadern errichtet, mit einem Dom, auf dessen Spitze eine Britannia steht; die St.-Georges-Hall, mit einer Hauptfaçade von 420 F. Länge und 24 korinth. Säulen, mit Räumen für öffentliche Versammlungen, Concerte, Gerichte und städtische Aemter; die städtische Badeanstalt und die großen Wasserwerke, die täglich 11 Mill.

Gallonen Wasser liefern; die Börsenhalle, 1807 in demselben Baustile wie das Rathhaus erbaut; der Verkaufsbazar oder St.-Johnsmarkt mitten in der Stadt, die größte der zahlreichen Kaufhallen, für Fleisch, Fische, Gemüse, Butter u. s. w. bestimmt und 1822 erbaut. Andere dem Handel gewidmete großartige Gebäude sind: die Getreidebörse, die königl. Bank, die Unionsbank, die Nord- und Südwalesbank von 1841, die Zweigbank von England und die Sparkassenanstalt. Für die Unterbringung der Güter ist seit 1841 ein riesiges Waarenhaus oder vielmehr eine Reihe von Waarenhallen in der Waterloostraße erbaut, das größte in ganz England. Zu dem 1850 vollendeten imposanten Bahnhofe in der Tithebarnstraße, einem der größten der Welt, führen die Lancashire- und die Yorkshire-Bahn auf einem Viaduct über die Häuser hinweg, während drei andere Bahnen in Tunnels mitten durch die Stadt unter den Häusern weg nach den Docks und der Lime-Street-Station führen. Bemerkenswerth sind ferner der neue Assisengerichtshof von 1844, das im vorigen Jahrhundert nach Howard's System aufgeführte Stadtgefängniß und die beiden Strafanstalten Kirkdale und Bridwell. Von höhern Bildungsanstalten sind zu nennen das 1799 eröffnete Athenäum und das Lyceum, beide mit ansehnlichen Bibliotheken; das Museum mit reicher Sammlung alter Gemälde, seltener Thiere und Mineralien, Gipsabdrücken von Antiken u. s. w.; die immerwährende Gemäldeausstellung; das Königliche Institut, wo die schönen und die mathem. Wissenschaften gelehrt werden; die Mechanic Institution, die ein jährliches Einkommen von 70000 Pfd. St. hat, und viele andere gelehrte Vereine; das 1840 gegründete, mit einem Museum, Laboratorium und großen Concertsaal ausgestattete Collegiatinstitut zur Bildung der arbeitenden Klasse und dessen Versammlungslocale zu Vorträgen über alle Zweige des Wissens; eine Medicinische Schule; der Zoologische und Botanische Garten; die Sternwarte (53° 24′ 47,8″ nördl. Br. und 14° 39′ 49,5″ östl. L. von Ferro) und noch ein zweites Observatorium. Von Monumenten sind zu erwähnen der aus Sandstein ausgehauene St.-James-Kirchhof mit Mausoleum und Bildsäule des Staatsmanns Hutchinson, die eiserne Nelsonsäule auf dem Börsenplatze, das Standbild G. Stephenson's an der östl. Façade der St.-Georges-Hall und die Statue Canning's am Stadthause. Vergnügungsorte sind das Theater, die Rotunde und zwei große Musikhallen. Um den Pauperismus zu mildern, hat L. Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art gegründet. Es besitzt mehrere Armenhäuser, ein Arbeitshaus für 1250 Kinder, ein 1830 eröffnetes Nachtasyl für obdachlose Arme und Fremde, das erste in England, ein großes Kranken- und Irrenhaus, sieben kleinere Krankenhäuser, schwimmende Hospitäler für Seeleute, eine Taubstummenanstalt, ein Blindeninstitut u. s. w. L. ist in 16 Warte getheilt, deren jede einen Alderman und drei Räthe ernennt, welche mit dem Mayor an der Spitze den Stadtrath bilden. Die Stadt schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Ursprünglich ein kleines Fischerdorf, erhielt L. 1173, ein Jahr nach der Eroberung Irlands, den ersten Freibrief von Heinrich II., den zweiten 1207 von Johann, den dritten 1227 von Heinrich III., worin dieser den Ort «für ewige Zeiten» zu einem freien Flecken erklärte und die Errichtung einer Kaufmannsgilde verfügte. Noch 1561, unter Elisabeth, zählte L. nur 138 Haus- und Hüttenbesitzer, welche 12 Schiffe von zusammen 223 Tonnen Gehalt mit 75 Matrosen besaßen. 1644 wurde die kleine Stadt mit einer dicken, hohen Erdmauer und einem 12 F. breiten Graben umgeben und sonst nach Möglichkeit befestigt; aber 26. Juni ward «das Krähennest» von den Royalisten unter Prinz Ruprecht erobert, der alles, was sich widersetzte, über die Klinge springen ließ. Erst mit der Erhebung zum Kirchspiele 1699 und der Eröffnung des ersten Docks trat die Wichtigkeit des Platzes zu Tage, der sich nun nach allen Richtungen erweiterte. 1710 besaß L. 84, 1723 schon 131 Schiffe. Im J. 1700 zählte es 5000 E., 1730 schon 12000, 1760 bereits 26000, 1773 aber 34400, 1790 gegen 56000 E. Von 1801—21 stieg die Einwohnerzahl von 77700 auf 119000, von 1821—41 auf 225000 und mit Einschluß des ganzen Kirchspiels sowie von 13000 Seeleuten auf 309000 E. In diesem Verhältnisse schreitet auch die Bevölkerung noch fort, nur daß sich dieselbe jetzt mehr über die benachbarten Dörfer verbreitet und diese zu großen Flecken anschwellt. Die nächste Veranlassung zu solch kolossaler Entwickelung gab der Umstand, daß, als die span. Assiento-Compagnie durch den Spanischen Erbfolgekrieg verhindert wurde, den span. Colonien die benöthigten Negersklaven zu liefern, sich die liverpooler Kaufleute des Sklavenschleichhandels bemächtigten, der von Jamaica aus nach Cuba betrieben wurde. So war L. der erste Hafen Englands, welcher Sklavenschiffe ausrüstete. Daran knüpfte sich von selbst ein Schleichhandel mit Waaren nach dem span. Amerika, welches der von der span. Regierung um schweres Geld zum ausschließlichen Import privilegirten Sales-Compagnie alles und jedes mit einem Gewinn von 300 Proc. abkaufen mußte. Infolge dessen eröffneten die Negerschiffe L.s den engl. Manufacturen, namentlich denen von

Manchester, ungeheuere Märkte, führten Sklaven nach den Antillen und brachten den Ertrag in Rum, Zucker, Taback, Gold und Juwelen nach Europa. Die Blüte dieses Handels dauerte bis 1740, von welcher Zeit an die zunehmende Wachsamkeit der span. Regierung ihn erschwerte, ohne ihn vernichten zu können. Man berechnet, daß von 1730—70 gegen 2000 Negerschiffe den Hafen L.s verließen und im Verlaufe von 11 J. 304000 Sklaven nach den Antillen lieferten, die um 16 Mill. Pfd. St. verkauft wurden und den Rhedern die Hälfte als Ueberschuß gewährten. 1771 liefen nur 106 Schiffe, von zusammen 110000 Tonnen, auf den Negerhandel aus; die Concurrenz hatte bereits den Vortheil geschmälert. Als 1787 der Kreuzzug der Humanität gegen den Sklavenhandel begann, wurden die Kaufherren L.s bereits wenig davon betroffen. Ihre Speculationen hatten sich schon so entschieden einem andern Gegenstande zugewendet, daß 1806, wo Wilberforce im Parlamente die Abschaffung des Negerhandels auswirkte, der ganze Tonnengehalt der liverpooler Negerschiffe nicht über 25000 betrug. Von jetzt an richteten sich die großen Unternehmungen nur im Interesse der Manufacturen nach der Neuen Welt. Durch das Monopol einer mächtigen Compagnie vom ostind. und chines. Handel ausgeschlossen, concentrirte L. in seinen Docks den Handel Englands mit den Vereinigten Staaten, welcher durch die gleichzeitigen ungeahnten Erfolge von deren Baumwollcultur und von Manchesters Maschinen-Baumwollindustrie zu dem großartigsten Austausch des rohen Products gegen Fabrikate desselben Stoffs erwuchs.

Liverpool (Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von), brit. Staatsmann, geb. 10. Mai 1727 in der Grafschaft Oxford, der Sohn des Obersten Jenkinson, studirte auf der Universität zu Oxford, machte sich zeitig als Dichter und Publicist bekannt und erhielt bei Lord Bute, dem Günstlinge Georg's III., die Stelle eines Privatsecretärs. Da er das Vertrauen Bute's erwarb, erhob ihn derselbe nach dem Eintritt ins Ministerium 1761 zum Unterstaatssecretär. Zugleich trat Jenkinson für den Flecken Cockermouth ins Parlament, wo er mit lebhafter Beredsamkeit die Politik seines Gönners vertheidigte. Er wurde hierauf Schatzmeister der Artillerie, dann Secretär des Schatzes, legte aber dieses Amt nieder, als 1765 an Grenville's Stelle Rockingham die Leitung der Geschäfte übernahm. Als das wirksamste und gefürchtetste Mitglied der Camarilla, welche den König umgab, mußte er fortan den Haß und den Spott der patriotischen Partei erdulden. Unter der Verwaltung Grafton's wurde er 1766 wieder Schatzsecretär, 1767 Lord der Admiralität und 1772 unter dem Ministerium North Viceschatzmeister von Irland. Seinem geheimen Einfluß schrieb man ganz besonders das Verfahren und den Krieg gegen die nordamerik. Colonien bei, und 1778 übernahm er auch das Departement des Kriegs, das er unter heftigen Debatten bis 1782, wo sich das Cabinet auflöste, behielt. Unter der Verwaltung Pitt's wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster, 1786 Baron Hawkesbury und Präsident des Handelsamts, 1796 aber Graf von L. Kränklichkeit halber mußte er 1801 aus dem Ministerium scheiden. Er starb 17. Dec. 1808. Unter anderm gab er eine Sammlung der Friedensverträge von 1648—1783 heraus (3 Bde., Lond. 1785). — Robert Banks Jenkinson, Graf von L., des vorigen Sohn, geb. 7. Juni 1770, war gleich dem Vater durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnet. Nachdem er seine Studien zu Oxford vollendet, ging er auf Reisen und wohnte in Frankreich den ersten Ereignissen der Revolution bei. Nach der Rückkehr kam er 1791 ins Unterhaus und wurde 1796 Geheimrath und Mitglied des Handelsamts. Als solcher vertheidigte er mit großer Gewandtheit die Politik des Ministeriums Pitt. In dem Ministerium Addington übernahm Lord Hawkesbury, wie er damals hieß, die auswärtigen Angelegenheiten, nach der Unterzeichnung des Friedens von Amiens aber das Departement des Kriegs und der Colonien. Als Pitt 1804 wieder ans Staatsruder trat, übertrug ihm derselbe die Verwaltung des Innern, welche er auch bis zum Tode seines Freundes und Meisters 1806 führte. An dem Ministerium Grenville nahm er keinen Theil, wol aber fiel ihm 1807 unter Portland die Verwaltung des Innern nochmals zu, und 1809 wurde er nach dem Streite zwischen Castlereagh und Canning der Nachfolger des letztern im Departement des Auswärtigen. Noch bei Lebzeiten seines Vaters ward er (1808) Peer und folgte diesem bald darauf in dem Titel eines Grafen von L. Als nach Perceval's Ermordung 1812 die Reorganisation des Ministeriums vor sich ging, trat er als erster Lord des Schatzes an die Spitze der neuen Verwaltung. Während der langen ereignißvollen Zeit, in welcher L. die Regierung führte, zeigte er sich als Anhänger des Stabilismus und consequenter Gegner aller Reformen. Erst der Eintritt Canning's, 1822, veränderte, wenigstens nach außen hin, den polit. Charakter seines Cabinets. Ein Schlagfluß, der ihn im Febr. 1827 traf, machte ihn für die Geschäfte unfähig, sodaß er Canning das Staatsruder überlassen mußte. Er starb kinderlos

auf seinem Landgute Combewood 4. Dec. 1828. Die Würden gingen auf seinen Bruder Charles Cecil Cope Jenkinson über, geb. 29. Mai 1784, der unter Peel von 1841—46 das Amt eines königl. Oberhofmeisters (Lord Steward) bekleidete. Derselbe starb 3. Oct. 1851 ohne männliche Nachkommenschaft, sodaß sämmtliche Titel der Familie erloschen.

Livia Drusilla, die Gemahlin des Kaisers Augustus, war die Tochter des Lucius Livius Drusus Claudianus, eines Sohnes des Appius Claudius Pulcher, der durch Adoption aus dem Geschlecht der Claudier in das der Livier getreten war und, 43 geächtet, sich nach der Schlacht bei Philippi selbst den Tod gab. Augustus, von ihrer Schönheit gefesselt, heirathete sie, nachdem er seine eigene Gemahlin Scribonia verstoßen und den ersten Gemahl der L., Tiberius Claudius Nero, der mit ihr den nachmaligen Kaiser Tiberius (s. d.) und den Nero Claudius Drusus (s. d.) zeugte, gezwungen hatte, sich von ihr zu scheiden. Stolz, schlau und herrschsüchtig, übte sie auf Augustus großen Einfluß, der nach dem Tode der Octavia, des Agrippa und Mäcenas noch wuchs. Ihr Streben war, die Nachfolge ihren Söhnen, nach Drusus' Tode (9 v. Chr.) dem Tiberius, zu sichern, und sie scheute kein Mittel, um dies zu erreichen. Schon der Tod des Marcus Claudius Marcellus, des Eidams und Neffen des Augustus, 23 v. Chr., wurde ihr schuld gegeben; ferner betrachtete die öffentliche Meinung sie als die Urheberin des Todes der Söhne der Julia, Lucius und Cajus Cäsar (2 und 4 n. Chr.), nach welchem sie den mehr und mehr vereinsamten Augustus bewog, durch Adoption den Tiberius in das Julische Geschlecht aufzunehmen. Den Agrippa Postumus, den Sohn der Julia, der zugleich adoptirt worden war, traf im J. 7 Verbannung. Von Augustus, dessen Tod (im J. 14) sie, bis die nöthigen Vorkehrungen für Tiberius als Nachfolger getroffen waren, verheimlichte, wurde sie durch sein Testament, das sie und Tiberius zu Haupterben ernannte, in das Julische Geschlecht aufgenommen, und daher hieß sie nun Julia Augusta. Tiberius selbst wagte, obwol feindselig gegen sie gesinnt, nichts gegen sie zu unternehmen. Sie war höchst wahrscheinlich die intellectuelle Urheberin des Todes des Germanicus (s. d.), ihres Enkels von Drusus, 19 n. Chr., und blieb mächtig, bis sie, 86 J. alt, 29 n. Chr. starb. Vgl. Aschbach, «L., Gemahlin des Kaisers Augustus» (Wien 1864). — Ihre Enkelin Livia oder Livilla, eine Tochter des Drusus, war erst an Cajus Cäsar, dann an Drusus, des Tiberius Sohn, verheirathet, den sie, mit Sejanus verbunden, im J. 23 ermordete; später wurde sie in des Sejanus Sturz verwickelt und 31 n. Chr. hingerichtet.

Livingstone (David), berühmter Reisender, wurde 1817 zu Blantyre bei Glasgow geboren. Sein Vater, ein armer Krämer, schickte ihn schon in seinem 10. J. zur Arbeit in eine Fabrik. Von unwiderstehlichem Wissensdurst getrieben, kaufte er sich aus seinem kärglichen Wochenlohne Bücher, erlernte mit unsaglicher Mühe das Lateinische und hatte im Alter von 16 J. bereits Horaz und Virgil gelesen. Hierauf als Baumwollspinner angestellt, studirte er in den Wintermonaten zu Glasgow Griechisch, Medicin und Theologie, und entschloß sich endlich, Missionar zu werden, um dadurch die längst ersehnte Gelegenheit zur Bereisung fremder Welttheile zu erlangen. Nachdem er vorher 1838 als Licentiat der Medicin promovirt, bot er seine Dienste der londoner Missionsgesellschaft an, bei der er eine günstige Aufnahme fand. Zum Geistlichen ordinirt, ging L. 1840 nach Südafrika, wo er der Genosse seines Landmanns Robert Moffat wurde, der sich um die Verbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen so verdient gemacht hat, und dessen Tochter er nachher heirathete. Neun Jahre lebte er als Missionar meist in Tschokuane, der Hauptstadt des Bakuenastammes, und in den von ihm gegründeten Stationen Mabotsa und Kolobeng. Am 1. Juni 1849 unternahm er in Begleitung Oswell's und Murray's seinen ersten Ausflug ins Innere, auf dem er den großen See Ngami und den Saugafluß erreichte. Noch wichtiger waren seine 1851—53 ausgeführten Reisen, die zu der Entdeckung des mächtigen, mit dem Zambesi im Zusammenhange stehenden Leambye und zur Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den Bewohnern seines Stromsystems führten. Von 1854 an durchkreuzte L. den ganzen afrik. Continent von Loanda an der Westküste bis zum Zambesi, und gelangte von dort 20. Mai 1856 nach Quillimane, wo er sich über die Insel Mauritius und Aegypten nach England einschiffte. Den Bericht über seine Reisen und Entdeckungen legte er in dem Werke «Missionary travels and researches in South Africa» (2 Bde., Lond. 1857; deutsch von Lotze, 2 Bde., Lpz. 1858) nieder. L.'s Ansichten über die Ausbreitung des engl. Handels und des Christenthums unter den Negern, das Geschick und die Ausdauer, mit der er die Schwierigkeiten der Afrikareisen bestanden hatte, erwarben ihm in England so allgemeine Anerkennung, daß er nach seiner Rückkehr einer der populärsten und gefeiertsten Männer des Landes war. Zum brit. Consul in Quillimane ernannt, erhielt er von der Regierung den Auftrag, die von ihm erforschten Regionen von neuem zu besuchen, um die gewonnenen Resultate zu vervollständigen,

dem Sklavenhandel entgegenzuarbeiten und die Eingeborenen zu industriellen Beschäftigungen und zum Landbau, namentlich aber zur Erweiterung der Baumwollcultur anzuregen. Mit seinem Bruder Charles L. segelte er 10. März 1858 von Liverpool ab, fuhr auf einem kleinen, für ihn erbauten Dampfer durch den Zambesi in den Fluß Schire ein, den er bis zu seinem Ursprung aus dem See Nyassa verfolgte, und entdeckte unweit des erstern einen zweiten ausgedehnten See, den Schirwa, mit dessen Anwohnern er in freundschaftlichen Verkehr trat. Im ganzen aber erschienen die Ergebnisse dieser Expedition in praktischer Beziehung unbefriedigend, da weder der Zambesi noch seine Nebenflüsse für größere Fahrzeuge schiffbar sind und der Zustand des Landes die Anknüpfung von Handelsverhältnissen erschwert. Die engl. Regierung fand sich daher bewogen, das Unternehmen vorderhand aufzugeben, und L. kehrte 1864 nach England zurück, wo er die «Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries» (Lond. 1865; deutsch, Jena und Lpz. 1865) herausgab. Bei der Wichtigkeit, welche die Eröffnung neuer Handelsquellen und die Beschaffung der den Fabriken Englands unentbehrlichen Rohproducte für dasselbe hat, wurden jedoch seine Dienste sehr bald wieder in Anspruch genommen, und schon im März 1865 erfolgte seine Ernennung zum brit. Consul für das innere Afrika. Im Herbst desselben Jahres schiffte er sich zum dritten mal nach dem Schauplatze seiner vielseitigen Thätigkeit ein und landete Jan. 1866 in Zanguebar.

Livius (Titus), einer der vorzüglichsten röm. Geschichtschreiber, geb. zu Padua 59 v. Chr., kam unter Augustus, dessen beständigen Schutzes er sich später erfreute, nach Rom, wo er die Studien des spätern Kaisers Claudius leitete; im höhern Alter kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er 11 n. Chr. starb. Er besaß eine mannichfaltige Bildung und verfaßte verschiedene Schriften rhetorischen und philos. Inhalts; sein Hauptwerk aber ist seine röm. Geschichte, die den Zeitraum von der Erbauung der Stadt bis zum Tode des Drusus (9 v. Chr.) umfaßt und deren Ausarbeitung ihn über 20 J. beschäftigte. Dieses Geschichtswerk, wenn auch sein Verfasser an polit. Einsicht, an gründlicher Sachkenntniß, an kritischer Benutzung der Quellen andern Historikern des classischen Alterthums nachsteht, gehört doch rücksichtlich seiner anmuthigen und kunstvollen, von edler Humanität und gesundem Gefühl für das Sittliche durchdrungenen, in reiner und wohlklingender Sprache dahinfließenden Darstellung zu den Meisterwerken röm. Literatur, dessen Glanz einzelne Mäkeleien, wie schon im Alterthume des Asinius Pollio für uns kaum verständlicher Vorwurf der «Patavinität» (paduanischer Provinzialismen in der Sprache), nicht zu trüben vermögen. Das Werk bestand ursprünglich aus 140 Büchern, die man später nach Dekaden, d. h. Abtheilungen von zehn Büchern, bezeichnete, von denen aber nur im ganzen 35 Bücher, nämlich die 10 ersten und das 21. bis 45. sich erhalten haben, während von den übrigen Büchern außer zahlreichen Fragmenten nur kurze Inhaltsanzeigen oder Auszüge, die sog. «Argumenta» oder «Epitomae», vorhanden sind, die in neuerer Zeit von Freinsheim (s. d.) zur Verfertigung seiner Ergänzungen oder «Supplementa» benutzt worden sind. Von Ausgaben sind außer der großen Sammelausgabe von Drakenborch (neuer Abdruck, 15 Bde., Stuttg. 1820—28) zu nennen: die von Alschefski (Bd. 1—3, Berl. 1841—46) und Madvig (Kopenh. 1861 fg.), ferner die Handausgaben von Weissenborn (Lpz. 1850 fg.) und von Hertz (Lpz. 1857 fg.) und die Ausgaben mit deutschen Anmerkungen von Weissenborn (Berl. 1854 fg.) und von Frey (Bd. 1, Lpz. 1865). Gute deutsche Uebersetzungen lieferten Heusinger (5 Bde., Braunschw. 1821), Oertel (8 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1844) und Klaiber (27 Bdchn., Stuttg. 1826—34; neu bearbeitet von Teuffel, 1854 fg.).

Livius Andronicus, der Vater der dramatischen und epischen Poesie unter den Römern, ein geborener Grieche, wahrscheinlich aus Tarent, Sklave und später Freigelassener des Marcus Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtete, lebte in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. und verfaßte in einer noch ziemlich rauhen und ungebildeten Sprache eine Uebersetzung der Odyssee im altröm. saturninischen Versmaße und ebenfalls nach griech. Mustern eine große Anzahl von Trauerspielen sowie einige Komödien, welche in Rom auf die Bühne gebracht wurden. Die Bruchstücke, die wir noch besitzen, sind von Düntzer (Köln 1835) besonders herausgegeben worden; die der dramatischen Werke findet man in Ribbeck's «Tragicorum latinorum reliquiae» (Lpz. 1852) und dessen «Comicorum latinorum reliquiae» (Lpz. 1855).

Livland oder Liefland, von den Liven, den ursprünglichen Bewohnern und Beherrschern dieses Landes, so benannt, war ehemals ein selbständiges Herzogthum, welches jetzt das russ. Gouvernement L. bildet, während in früherer Zeit auch Estland (s. d.) und ein Theil von Kurland (s. d.) zum Bereich jenes Herzogthums gehörten. Der Rigaische Meerbusen, Estland, der

Peipussee, Pskow, Witebsk und Kurland begrenzen das heutige L. Die Bewohner sind gegenwärtig Livländer, d. h. Deutsche und Russen, als die Herren des Landes, welche sich in den Adel und die Bürgerschaft theilen, und Letten und Esten oder die auf den Dörfern wohnenden, zwar nicht mehr leibeigenen, aber doch noch zu schwerem Frondienst verpflichteten Bauern. Man unterscheidet in L. nach diesen beiden fortwährend in Streit lebenden Völkerschaften ein eigentliches Lett- und ein Estland, wovon jenes den südl. und westl., dieses den nördl. und östl. Theil L.s ausmacht. Die Esten sind finn. Stammes (s. Finnen); die Letten, mit den Litauern und Kuren eins, gehören dem preuß.-litauischen Zweige des slaw. Stammes an, dem sie sich freilich auch im Laufe der Zeit in Sitten und Sprache um ein Beträchtliches entfremdet haben. Von den Liven, den Urbewohnern des Landes, ebenfalls finn. Stammes, hat sich nur ein kleiner Rest (etwa 2100), hauptsächlich im nördl. Kurland in 14 Ortschaften erhalten, der noch seine eigene, von Sjögren trefflich bearbeitete (2 Bde., Petersb. 1861) Sprache spricht. Die herrschende Confession ist in L. die lutherische; außerdem zählt auch die reform., kath. und griech. Kirche einige Bekenner. L. umfaßt mit Einschluß der zusammen 56,68 Q.-M. bedeckenden Binnengewässer 883,04 Q.-M. und zählt (1. Jan. 1864) 925275 E., darunter 672015 Protestanten und 142833 Griechischkatholische. Es leben also auf der Quadratmeile nur 1119 Seelen, sodaß L. zu den sehr dünn bevölkerten Ländern Europas gehört. Das Gouvernement ist gegenwärtig in fünf Kreise getheilt: Riga, Wenden, Dorpat, Pernau und die Insel Oesell mit der Stadt Arensburg, und zählt elf Städte, nämlich die Hauptstadt Riga (s. d.) mit dem Hafen und der Festung Dünamünde (s. d.), Schlock, Wenden, Wolmar, Lemsal, Fellin, Walk, Werro, Pernau, Dorpat (s. d.) und Arensburg (s. d.). Das Land ist längs der Küste flach und sandig, im Innern höher, meistentheils fruchtbar und hat in der Gegend von Wenden und Dorpat freundliche, oft malerische Hügel. Der höchste Punkt des Landes ist der 997 F. hohe, schönbelaubte Munna-Mäggi (Eierberg) im Haanhofplateau, südlich von Werro, und der ausgedehnteste See nach dem Peipus (s. d.) der 4,96 Q.-M. große Wirzjärw, den die Embach durchströmt. An dem See von Burtneck im westl. Theile, südlich von Salisburg, findet man fossile Knochen und Korallen. Sein Spiegel liegt 130 F. über der Ostsee, und das nördl. Ufer ist 480 F. hoch und fällt steil wie eine Wand ab. Das Land hat beträchtliche Waldungen, Sägemühlen, Glashütten und Ziegeleien, erzeugt viel Getreide, besonders Roggen und Gerste, sowie Hanf und Flachs; besonders berühmt ist der rigaer Leinsamen. Das Mineralreich gewährt Kalk, Gips, Alabaster, Marmor, Flintensteine; auch an Torf ist kein Mangel. L. ist reich an schönen Ruinen, die aus der Zeit der livländ. Schwertritter stammen. Besonders zeichnet sich an solchen alten Baudenkmalen die Gegend von Wenden aus, die von den Deutschen im Lande die Livländische Schweiz genannt wird. Berühmt sind hier Wenden, Nurmis, das Aathal mit der Gutmannshöhle und die drei Rittersitze Kremon, Segewold und Treiden mit ihren herrlichen Ruinen und neuen Prachtbauten. Auch die am Dünastrom gelegenen Güter Ascheraden und Kokenhusen, der Festensee mit seinen malerischen Umgebungen, Schloß Hochrosen, Karkus und Heiligensee mitten im Lande und die Strandgegenden bei Neubad, Pernigel und Sophienruhe sind durch ihre herrliche Lage berühmt. L. wurde dem übrigen Europa erst durch bremer Kaufleute bekannt, die 1158 auf ihrer Fahrt nach Wisby auf Gothland an die livländ. Küste verschlagen wurden. 30 J. später war schon der Augustinermönch Meinhard zur Bekehrung der dasigen Bewohner thätig. Bischof Albrecht baute um 1200 die später so bedeutende Stadt Riga und gründete 1201 den Orden der Livländischen Schwertritter, der sich später mit dem Deutschen Orden verband (1237—1520) und nach kurzer Occupation des Landes von seiten Dänemarks ganz L., Kurland, Semgallen und Estland unterwarf. Die Kämpfe mit Iwan Wasiljewitsch II. brachen die Macht des Ordens, der 1561 nur noch Kurland nebst Semgallen als Lehn der poln. Krone behielt, während Estland schwedische und L. poln. Schutzprovinz wurde. Nach dem Tode des letzten Heermeisters des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, der schon als weltlicher Herzog regiert hatte, wurde L. wechselsweise von Rußland, Polen und Schweden beansprucht. 1660 verband der Friede zu Oliva L. mit Estland als schwed. Provinz, und 1721, im Frieden zu Nystadt, kamen beide Länder zu gleicher Zeit an das russ. Reich, welches später auch Kurland und Semgallen, die dritte der Ostseeprovinzen, mit sich zu vereinigen wußte. Vgl. de Bray, «Essai sur l'histoire de la L.» (3 Bde., Dorp. 1817); Merkel, «Die freien Letten und Esten» (Riga 1820); Bienenstamm, «Geogr. Abriß von Estland, L. und Kurland» (Riga 1826); Kohl, «Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen Kurland, Estland und L.» (Stuttg. 1840); Kruse, «Necrolivonica» (Dorp. 1842); derselbe, «Urgeschichte der Ostseeprovinzen» (Mosk. 1846); Schlözer, «L. und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden» (Berl. 1850).

Livorno, Stadt im ehemaligen Toscana, nach Genua der bedeutendste Handelsplatz des Königreichs Italien, ist der Hauptort der gleichnamigen Provinz, welche außer dem Gebiete der Stadt die Insel Elba umfaßt und 6 Q.-M. mit (1861) 116811 E. zählt. Die Stadt L. liegt am Mittelländischen Meere, in einer niedrigen, durch Kunst trocken gelegten Gegend, hat etwa $^3/_4$ St. im Umfange und wird zum Theil von Kanälen durchschnitten, auf denen die Waaren bis zu den Magazinen gelangen können. Die Straßen sind gerade und gutgepflastert, aber eng und durch die hohen Häuser dunkel. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinanda, welche, die kolossale Piazza d'Armi durchschneidend, sich mitten durch die Stadt bis zum Hafen zieht. Die Häuser sind von Stein gebaut; doch fehlt es, da die Blüte L.s erst aus neuerer Zeit datirt, den königl. Palast ausgenommen, an Palästen, wie man sie in andern ital. Städten findet. Zwischen der Stadt und den sie umgebenden Vorstädten zieht sich ein schöner Spaziergang, Gli Sparti; der beliebteste Spaziergang aber ist die Ardenza an der Meeresküste. Der Hafen, die Darsena, ist nicht groß, aber sicher, die Rhede sehr geräumig. Letztere wird durch zwei feste Thürme auf Felsenklippen im Meere und durch ein Castell geschützt und hat auch einen Leuchtthurm. Um den Hafen zieht sich ein gemauerter Molo von 600 Schritt Länge. Auf dem Platze vor dem Hafen steht die kolossale Marmorstatue des toscan. Großherzogs Ferdinand I. Den Hafen und die Rhede, wo die meisten Schiffe liegen, verbindet eine Brücke. Die Stadt hat außer ihren sieben Pfarrkirchen auch prot., griech. und armen. Bethäuser, eine Synagoge und eine Moschee sowie mehrere Theater, ein Arsenal und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantäneanstalt mit drei Lazarethen. Unter den Einwohnern, deren Gesammtzahl (31. Dec. 1861) 83543 und im ganzen Gemeindegebiete 96471 beträgt, befinden sich etwa 5000 Juden, ferner Griechen, Armenier und Türken. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten für die Provinz, eines Gerichtshofs erster Instanz und anderer Behörden und besitzt ein königl. Institut für die Handelsflotte, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine nautische und eine technische Schule, eine literarisch-scientifische Akademie (Academia Labronica) mit einer Bibliothek von 17000 Bänden u. s. w. L. hat große Salz- und schön eingerichtete Oelmagazine, sehr wichtige Korallenfabriken, Rosogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabacksfabriken. Der Handel geht besonders stark nach der Levante. 1862 liefen in den Hafen ein 7586 Schiffe mit 891464 Tonnen (à 2000 Zollpfd.), während 7616 Schiffe mit 968514 Tonnen ausliefen. Die Schiffswerfte liefern größtentheils nur Fahrzeuge für die Küstenschiffahrt. Mit gutem Trinkwasser wird die Stadt von Pisa aus versehen, wohin zu diesem Behufe täglich kleine Schiffe gehen. L. war gegen Ende des 13. Jahrh. noch ein offener Flecken; erst seit der Zerstörung des Hafens von Pisa fing es an sich zu heben, besonders nachdem es 1421 an Florenz gekommen. Alessandro von Medici befestigte den Ort und baute eine Citadelle; Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Seitdem hob sich die Stadt mehr und mehr, bis sie unter dem Großherzog Ferdinand I. zu Anfange des 17. Jahrh. sich zu einem bedeutenden Seeplatze emporschwang. Zur Zeit der franz. Herrschaft war L. die Hauptstadt des Departements des Mittelländischen Meeres. Mit dem übrigen Toscana wurde sie 1860 von Sardinien annectirt. In der Nähe liegt der Monte-Nero, ein reizender Hügel mit mehrern Villen und einem Kapuzinerkloster, dessen reichgeschmückte Kirche ein berühmter Wallfahrtsort ist.

Livre, eine franz. Silbermünze, welche ihren Ursprung zunächst aus der Libra Gallica der Karolingerzeit herleitet. Im Mittelalter berechnete man die letztere zu 20 Solidi. In dem neuern franz. Münzwesen wurde diese Rechnung beibehalten, und es gingen auf die L. 20 Sous (zu 12 Deniers), wie in Italien 20 Soldi auf die Lira. Die Livre Tournois (L. von Tours) war bis 1795 die Einheit des franz. Rechnungs- und Münzwesens, wurde aber dann durch den Franc verdrängt, welcher etwas besser ist, indem 80 Frs. = 81 Livres Tournois. Auf die kölnische Mark fein Silber gingen 54 Livres Tournois, und eine solche L. war = 7 Sgr. $9^7/_{10}$ Pf. preuß. Cour. oder $27^1/_3$ Kr. süddeutsche Währung. Die früher in Paris geprägte Livre Parisis war = $1^1/_4$ Livre Tournois. In den Provinzen hatte man noch einige abweichende Livresorten als bloße Rechnungseinheiten. — Außerdem ist L. der franz. Name des Gewichtspfundes. Es existirten in Frankreich verschiedene Gewichtspfunde; das wichtigste war die L. des pariser Markgewichts (Poids de marc) von 2 Marcs, welche = 489,5058 franz. Grammen = 0,9790 deutsche Zollpfund = 1,0466 preuß. Pfund = 0,8741 wiener Pfund. Bis Ende 1839 führte das halbe Kilogramm (dem deutschen Zollpfunde gleich) den Namen Livre usuelle.

Livree wurde in Frankreich zunächst die Kleidung genannt, welche der König bei großen Hoflagern seiner Dienerschaft sowie der der Königin und der Prinzen unentgeltlich liefern ließ.

33*

Da die Ausgabe dafür später zu großen Summen sich steigerte, so hörte die unentgeltliche Lieferung auf, der Name blieb aber für die Kleidung der Bedienten.

Llanos heißen in Spanien und den ehemals span. Ländern Amerikas Ebenen überhaupt. Insbesondere aber werden mit diesem Namen im nördl. Südamerika, im Staate Venezuela, diejenigen Theile der Ebenen des Orinocogebiets bezeichnet, welche sich durch ihren Steppencharakter von den angrenzenden Waldflächen (Selvas) und weide-, wasser- und humusreichern Savanas dieses Stromgebiets unterscheiden. Diese L. von Venezuela wurden berühmt durch die classische Schilderung in A. von Humboldt's «Ansichten der Natur». Dieselben sind nur spärlich bewohnt von einem kräftigen Hirtenvolke, den Llaneros, nehmen etwa 5000 Q.-M. (etwa den vierten Theil des ganzen Staatsgebiets) ein und dehnen sich von den Abfällen der Küstenkette von Carácas und der Andeskette von Mérida ununterbrochen südwärts bis an die Ufer des Orinoco und des Rio-Guaviare aus. Obgleich in ihrem allgemeinen Typus einander gleich, unterscheidet doch Codazzi dem Localcharakter nach vier Klassen. Die östlichen oder L. von Cumána zeichnen sich durch größern Wasserreichthum und die Frische der Vegetation aus, je näher sie den Küsten des Golfs von Paria und dem Delta des Orinoco liegen. Die südlichsten oder L. von Apure sind charakterisirt durch eine so gleichmäßige und horizontale Oberfläche, daß ihre Neigung sich kaum durch das Gefäll des Rio-Apure und Rio-Meta, welche sie durchfließen, wahrnehmen läßt. Die Fläche besteht ganz aus sandförmigen Bestandtheilen der Kreideformation und hat zeitweise, wie die südlichern Pampas (s. d.) und die nordamerik. Savannen (s. d.), das Ansehen eines Grasmeers, aus dem nur einzelne Baumgruppen (Matas) auftauchen. Die nördlichen oder L. von Carácas und Carabobo unterscheiden sich durch kleine Hügelreihen und Bänke (Mesas) von zerbrochenen Sand- und Kalksteinlagern. Die westlichen oder L. von Barinas zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich vom Fuß der Gebirge an sanft von NW. gegen SO. zum Rio-Portugueza und Rio-Apure neigen und, durch zahlreiche, von den Cordilleren kommende Wasserströme bewässert, von fast immer schiffbaren Flüssen begrenzt werden, die von fruchtbaren Alluvialebenen eingefaßt sind, sodaß diese Region gleich vorzüglich für den Ackerbau wie für die Viehzucht erscheint. Die L. von Venezuela sind so niedrig, daß sie das Meer, wenn es um 300 F. stiege, 5—600 M. weit bedecken würde. Im März sind sie öde, der Boden ist bis zu 40° R. erhitzt und zerrissen, der Horizont hat ein trübes Aussehen, die Lachen schwinden, Krokodile und Schlangen bergen sich in dem trockenen Boden, Pferde und Rinder schweifen von Durst gequält umher. Wenn mit der Regenzeit, vom April bis Oct., die Gewitter beginnen, bedeckt sich der Boden sogleich mit mannichfachen Gräsern und mit Mimosen, die Thierwelt kommt hervor, Pferde und Rinder weiden munter, die Flüsse und ein Theil der Steppe werden zum See. Nach Abfluß des Wassers schießen sodann Ananas und Gruppen von Fächerpalmen hervor und Mimosen besäumen die Flüsse. Besondere Erwähnung verdient auch der L. Estacádo (d. h. abgesteckte Ebene, engl. Staked Plain) in dem nordwestl. Theil des nordamerik. Staats Texas und dem angrenzenden Territorium Neu-Mexico, vom Canadian-River (Südzweig des Arkansas) südwärts bis zu den Quellen des Trinity, Brazos und Colorado und vom 83.° westlich bis zum Rio-Pecos (Zufluß des Rio-Grande del Norte) reichend. Es ist dies ein fast 2000 F. über den umliegenden Ebenen erhöhtes, 1400 Q.-M. umfassendes Tafelland mit sandiger Oberfläche und tiefeingeschnittenen Schluchtenthälern (Cañons) seiner Flüsse, welches drei Viertel des Jahres kein oder nur weniges brakiges Wasser hat. Die Richtung, in welcher diese Wüste in der trockenen Jahreszeit durchzogen werden kann (von Santa-Fé nach Texas) wurde früher mit Stangen bezeichnet, daher der Name.

Llorente (Don Juan Antonio), span. Geschichtschreiber, geb. 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra in Aragonien, machte seinen philos. Cursus zu Tarragona und trat 1770 in den geistlichen Stand. 1776 erhielt er die Würde eines Baccalaureus der Rechte, sehr bald aber eine geistliche Pfründe zu Calahorra und 1779 mit Dispensation die priesterliche Weihe. Trotz seiner zum Theil weltlichen Studien wurde er von dem Heiligen Gericht 1785 zum Geschäftsträger und 1789 zum ersten Secretär der Inquisition ernannt, jedoch als angeblicher Anhänger der franz. revolutionären Grundsätze 1791 in seinen Sprengel zurückgesendet, wo er sich namentlich emigrirter franz. Geistlicher annahm. Nachdem Don Manuel Abad la Sierra Großinquisitor geworden, hatte L. in dessen Auftrage den Plan zu einer Reform des Inquisitionstribunals auszuarbeiten, den er nach Abad la Sierra's baldigem Sturze, als Jovellanos Minister der Justiz geworden, diesem in Madrid vorlegte. Jovellanos unterstützte die Sache; man wollte das Verfahren vor den Inquisitionstribunalen öffentlich machen, und alles kam jetzt darauf an, den Herzog von Alcudia (s. d.) für das Unternehmen zu gewinnen. Plötzlich aber wurde Jovellanos

gestürzt, und die Inquisition blieb, wie sie war. Man fing Briefe von L. auf, legte den unschuldigsten Ausdrücken einen falschen Sinn unter, verurtheilte ihn zu einmonatlicher Einsperrung in ein Kloster und entsetzte ihn seiner Stelle als Bevollmächtigter des Heiligen Officiums. So lebte L. in Ungnade, bis man ihn 1805 nach Madrid zurückrief, worauf er 1806 Kanoniker an der Hauptkirche in Toledo und 1807, nachdem er seine adeliche Abkunft bewiesen, Ritter des Karlsordens wurde. 1808 ging er auf Murat's Befehl nach Bayonne, wo er an der Entwerfung der neuen Verfassungsurkunde für Spanien theilnahm. Deshalb von den Ultras verfolgt, mußte er nach der Restauration die Flucht ergreifen. Verbannt lebte er nun bis 1822 in Frankreich. Allein der Haß der Finsterlinge gegen den armen Greis, der einst franz. Emigrirte freigebig unterstützt hatte, ging zuletzt so weit, daß die pariser Universität ihm verbot, die Zöglinge einer Pensionsanstalt im Spanischen zu unterrichten. Nachdem endlich durch die von ihm herausgegebenen «Portraits politiques des papes» der Grimm der Curialisten gegen ihn sich aufs höchste gesteigert, mußte er im strengen Winter von 1822 binnen drei Tagen Paris und in kürzester Zeit Frankreich verlassen. Man gestattete ihm nicht einmal einen Rasttag. So starb er erschöpft kurz nach seiner Ankunft 5. Febr. 1823 in Madrid, wo er, da damals noch die Cortes von 1821 geboten, sehr ehrenvoll aufgenommen wurde. L.'s Hauptwerk ist die «Histoire critique de l'inquisition d'Espagne» (4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, Gmünd 1819—21). Nächstdem sind noch zu erwähnen seine «Noticias historicas de las tres provincias bascongadas» (5 Bde., Par. 1806—8), die «Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne, avec des pièces justificatives» (3 Bde., Par. 1815—19), unter dem Namen R. Nelleto (Anagramm von Llorente), ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung der Katastrophe in Spanien von 1808, und seine «Selbstbiographie» (Par. 1818). Auch gab er mehrere gedruckte und ungedruckte Werke des Las Casas in franz. Uebersetzung heraus (Par. 1822).

Lloyd (Henri), ein berühmter Parteigänger und Taktiker, geb. 1729 in der engl. Grafschaft Wales, wo sein Vater Landprediger war, trat sehr jung in brit. Militärdienste, nahm aber dann, da er sich keine Offizierstelle kaufen konnte, seine Entlassung und wurde Führer der Söhne des Herzogs von Drummond. Als Freiwilliger wohnte er mit diesen 1745 der Schlacht bei Fontenoi bei; dann machte er mit ihnen eine Reise durch Deutschland. Nach einem längern Aufenthalte in Oesterreich, wo ihm seine taktischen Kenntnisse und sein militärischer Blick bald Gönner erwarben, wurde er Adjutant des Generals Lascy. Er machte einen Theil des Siebenjährigen Kriegs mit und stieg bis zum Oberstlieutenant. Händel, die er sich durch seinen rauhen Charakter zuzog, hinderten seine weitere Beförderung. L. verließ die österr. Dienste, trat unter die preuß. Fahnen und wurde Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem Hubertusburger Frieden nahm er seinen Abschied und erhielt dann mehrere geheime diplomatische Sendungen. An der Verbindung König Georg's III. mit einer mecklenburg. Prinzessin hatte er großen Antheil und erhielt dafür eine jährliche Pension von 500 Pfd. St. Als später der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo ihm Katharina II. ein Commando übertrug. Insbesondere zeichnete er sich bei der Belagerung von Silistria 1774 aus. Plötzlich aber verließ er die russ. Dienste, da man wol der zweideutigen polit. Rolle, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte, auf die Spur kam. Er trieb sich nun wieder wie früher umher, besuchte Italien, Spanien und Portugal. In Gibraltar gab er dem Commandanten Elliot Rathschläge zur Vertheidigung dieses Platzes, deren Benutzung demselben so großen Ruhm erwarb. Hierauf beschäftigte er sich in England mit Ausarbeitung seiner Memoiren, die ihm jedoch von dem Ministerium im Manuscript um ziemlich hohen Preis abgekauft wurden. Kurz darauf verließ er sein Vaterland von neuem und lebte nun als Privatmann bei Huy an der Maas. Hier starb er 19. Juni 1783. Sogleich erschien ein engl. Commissar, der unter dem Vorwande einer Schuldforderung seine sämmtlichen Papiere in Beschlag nahm, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter Plan zu einer Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch ist dieses Werk (1798) gleich einigen andern von ihm später im Druck erschienen. Seine unvollendete «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Lond. 1781) diente Tempelhoff als Grundlage des größern Werks und wurde auch von Jomini in dem «Traité des grandes opérations militaires» benutzt.

Lloyd austriaco, Oesterreichischer Lloyd, eine für den österr. und deutschen Handel mit dem Oriente sehr wichtige Handelsgesellschaft in Triest. Dieser Verein wurde 1833 auf Anregung des damaligen Secretärs der Azienda-Assicuratrice, Karl Ludwig von Bruck (s. d.), aus Vertretern der Versicherungsgesellschaften und Kaufleuten nach dem Muster des ähnlichen Instituts in London gebildet, um durch Agenten auf fremden Plätzen und Correspondenzen interessante Nachrichten für Triests Handel und Schiffahrt zu sammeln, Register über die Schiffe

zu führen, vorzugsweise aber alle das Assecuranzwesen betreffenden Angelegenheiten wahrzunehmen und als gemeinsames Organ der triester Seeversicherungs-Kammern zu dienen. Seit 1836 wurde der Zweck des Instituts durch Errichtung einer Actiengesellschaft auch auf die Unterhaltung der Dampfschiffahrt nach der Levante ausgedehnt. Nach ihrer gegenwärtigen Organisation besteht die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd aus 3 Sectionen, nämlich aus der der 29 Assecuranz-Kammern, aus der für die Dampfschiffahrt und aus der literarisch-artistischen Section. Die erstgenannte zieht alle Zweige des Versicherungswesens in den Kreis ihrer Wirksamkeit; die zweite besorgt den Verkehr und den Postdienst längs der Küsten des Adriatischen Meeres bis Malta, des Griechischen und Schwarzen Meeres bis Braila, Trapezunt, am kleinasiat. und syr. Gestade und bis Alexandrien, wo sie sich der ostind. Suezlinie anschließt; die dritte Section endlich umfaßt die Redaction von Zeitschriften, eine große Buchdruckerei und Kunstanstalt und die Lesesäle. Der Oesterreichische Lloyd besitzt in Triest zwei Arsenale, von denen das neue (dessen Bau 1852 begonnen wurde) großartige Etablissements für den Schiffs- und Maschinenbau begreift. Nach dem Rechenschaftsberichte für das J. 1864 besaß der L. 63 Dampfschiffe mit 12530 Pferdekraft und 41140 Tonnen Gehalt (1836—37: 7 Schiffe mit 630 Pferdekraft und 1974 Tonnen Gehalt); es wurden auf 1490 Reisen 970677 M. zurückgelegt, 290579 Reisende, Geldsendungen im Betrage von 108,560262 Fl. und 2,023031 Ctr. Waaren befördert. Am 1. Jan. 1865 betrug das Vermögen der Dampfschiffahrts-Gesellschaft 22,960206 Fl., das Passivum 14,909236 Fl. und das Actienkapital 9,450000 Fl. österr. Währung.

Lloyd's, ursprünglich eine Restauration im Börsengebäude zu London, die schon zu Anfange des 18. Jahrh. der Versammlungsort der vornehmsten Kaufleute, Versicherer und Versicherungsmäkler war. Der lebhafte Verkehr und die Anstalten zur Unterstützung desselben machten später eine Theilung der Zimmer nöthig. Nur einige derselben sind dem Publikum geöffnet und dienen, wie früher, als Kaffeehaus; zu den andern haben nur die Abonnenten Zutritt. Die genauesten Listen über Ankunft und Abgang von Schiffen in allen Theilen der Welt werden daselbst gehalten; auch wird eine Klassifikation aller engl. Schiffe zum Behuf der Versicherung fortwährend geführt, nach welcher man sich in allen engl. Häfen in und außer Europa richtet. Die Gesellschaft hat Agenten in allen nur einigermaßen bedeutenden Häfen, welche ihr von jedem den Handel und die Schiffahrt betreffenden Ereignisse im Bereiche ihres Wirkungskreises Mittheilung machen, die sofort angeschlagen und, sofern sie wichtig ist, durch die «Lloyd's List» veröffentlicht wird. Dieselbe erschien anfangs wöchentlich, seit 1800 aber täglich. Durch die Feuersbrunst, welche 10. Jan. 1838 die londoner Börse verzehrte, wurden auch die von der L.'schen Anstalt benutzten Räume zerstört. In dem seit 28. Oct. 1844 eröffneten neuen Börsengebäude hat sie jedoch ihren frühern Platz wieder eingenommen.

Loanda, eigentlich São-Paulo de L., Hauptstadt der portug. Besitzungen an der Westküste von Südafrika, wurde 1575 von Paulo Diaz de Novaes gegenüber einer kleinen Sandinsel gegründet, die den einheimischen Namen L. hat und vorher eine portug. Niederlassung nebst Fort trug. Jetzt leben auf diesem Inselchen nur etwa 1300 Fischer, sie ist aber insofern von größter Bedeutung für die Stadt, als sie einen guten und geräumigen Hafen bildet. Dieser ist der beste an der Westküste von Afrika, doch versandet er in neuerer Zeit stark, ohne daß dem Uebel von der portug. Regierung gesteuert würde. Das Fort San-Pedro und die Citadellen von San-Francisco de Penedo und San-Michael beherrschen ihn. Die Stadt gewährt vom Meere aus einen stattlichen Anblick, da sie, amphitheatralisch am Gestade erbaut, in ihrem obern, mittels eines breiten Steinwegs zugänglichen Theile aus ansehnlichen öffentlichen Gebäuden besteht. Von ihrer alten Herrlichkeit ist sie freilich sehr herabgesunken. Die eine ihrer beiden Kathedralen ist nur noch Ruine, die andere ist in eine Werkstätte umgewandelt worden. Auch die Staatsgebäude läßt man zum Theil verfallen. Die Läden und Kaufmannshäuser sowie die aus Rohr und Lehm erbauten Wohnungen der Eingeborenen befinden sich in der untern Stadt. Unter den 12000 E. von L. sind nur etwa 800 Weiße, dagegen mehr als 5000 Sklaven. Obgleich der Sklavenhandel verboten und von der portug. Regierung seit 1847 zu verhindern gesucht wird, bleibt doch häusliche Sklaverei gestattet. Für die Europäer ist das Klima so ungesund, daß jeder Beamte, der nach L. bestimmt wird, vor der Reise sein Testament macht, und daß Frauen selten den Jahrestag ihrer Ankunft erleben. Dem entnervenden Einfluß des Klimas wird es auch zugeschrieben, daß man den Sträflingen, die von Portugal aus dahin deportirt werden, unbesorgt den Garnisonsdienst überlassen kann. Alle Waffen L.s nebst den Befestigungen sind in den Händen dieser Sträflinge, und es kommen selten Verbrechen unter ihnen vor. Der Handel ist nicht mehr sehr bedeutend, am lebhaftesten wird er von einigen amerik. Firmen betrieben,

die Calicot, Zwiebeln, Mehl, Butter u. s. w. einführen. Bei andauernder Beschränkung des Sklavenhandels droht die Stadt mehr und mehr zu verarmen.

Lobau (Georges Mouton, Graf von), s. Mouton.

Löbau (wend. Lubi), Stadt im Kreisdirectionsbezirk Budissin (Bautzen) des Königreichs Sachsen, die älteste unter den frühern Sechsstädten der Oberlausitz, am Löbauer Wasser und am Fuße des 1371 F. hohen Löbauer Bergs gelegen, zählt 5022 E. (1864, gegen nur 4413 im J. 1861) und ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts. Der Ort hat zwei deutsch-evang. und eine wend. Kirche, ein hübsches Rathhaus und eine gute Bürgerschule (1818 aus dem frühern Lyceum gebildet). Schon früher war L. der Mittelpunkt eines ansehnlichen Verkehrs, der sich seit Eröffnung der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahn, von welcher sich hier die Löbau-Zittau-Reichenberger abzweigt, um ein Bedeutendes vermehrt und so das ungewöhnlich rasche Aufblühen des Orts veranlaßt hat. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Stadt sind Färberei, der sehr bedeutende Handel mit Getreide, leinenen und baumwollenen Garnen, Farbewaaren und Strumpfartikeln (welche letztere jedoch größtentheils auswärts gefertigt werden) sowie Fabrikation landwirthschaftlicher Maschinen. Eine Mineralquelle in der Nähe der Stadt wird als Badeanstalt benutzt. Auf dem Löbauer Berge wurde 1854 durch einen Bürger der Stadt ein eiserner Thurm errichtet. Den Bergkrystallen, die bei L. gefunden werden, hat man den Namen Löbauer Diamanten gegeben.

Lobe (Johann Christian), Componist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu Weimar 30. Mai 1797, entwickelte sehr früh ein auffallendes Talent zur Tonkunst und erhielt Unterricht im Flöten- und Violinspiel, wobei er solche Fortschritte machte, daß er im 13. J. in die weimarische Hofkapelle als Flötist eintreten konnte. In seiner weitern Fortbildung widmete er sich mit Eifer dem Studium der neuern Sprachen und vervollkommnete sich in der Theorie der Tonkunst durch fleißiges Studium der besten Werke, während er als Mitglied des Orchesters der Instrumentirungskunst besondere Aufmerksamkeit widmete. Als ausgezeichneter Virtuos auf der Flöte ließ er sich auf diesem Instrumente 1819 in Wien, Berlin und andern Orten mit Beifall hören. Zahlreiche Versuche in der Composition führten ihn endlich der Oper zu. Es entstand zunächst die Oper «Wittekind», welche 1821 in Weimar aufgeführt wurde. Den Text zu derselben hatte er selbst verfaßt. Nachdem er mehrere Werke für die Kammer herausgegeben, führte er 1830 mit vielem Erfolg zu Weimar die von Gehe gedichtete Oper «Die Flibustier» auf. Noch größern Beifall fand 1833 daselbst eine dritte Oper: «Die Fürstin von Granada», welche auch in den folgenden Jahren in Leipzig, Kassel u. s. w. über die Bühne ging. Außer verschiedenen Orchesterwerken und Compositionen für Flöte und Pianoforte wurden von ihm noch die Opern «Der rothe Domino» (1837) und «Der König und Pächter» (1844) in Weimar mit Erfolg aufgeführt. 1842 legte L. seine Stelle als Mitglied der Kapelle zu Weimar nieder, erhielt den Professortitel und erweiterte ein schon früher errichtetes Institut für den höhern Musikunterricht. Sodann wandte er sich 1846 nach Leipzig, wo er die Redaction der von Fr. Rochlitz 1798 gegründeten «Musikalischen Zeitung» übernahm, die er bis 1848 fortführte, und als Schriftsteller, Componist und Lehrer der Theorie wirkte. Namentlich durch seine theoretischen Werke hat sich L. vielfache Verdienste um die Kunst erworben. Zu diesen gehört vor allem «Das Lehrbuch der musikalischen Composition» (Bd. 1—3, Lpz. 1850—60; Bd. 1, 3. Aufl. 1866; Bd. 2, 2. Aufl. 1863), dessen vierter und letzter Band die Technik der Operncomposition behandeln wird. Außerdem sind zu nennen die «Vereinfachte Harmonielehre» (Lpz. 1861), «Musikalische Briefe» (2. Aufl., Lpz. 1860), «Katechismus der Musik» (8. Aufl., Lpz. 1866), «Katechismus der Compositionslehre» (Lpz. 1862) und «Aus dem Leben eines Musikers» (Lpz. 1859).

Lobeck (Christian Aug.), Philolog und Alterthumsforscher, geb. 5. Juni 1781 zu Naumburg a. d. S., wurde auf der Domschule daselbst, deren Rectorat sein Vater bekleidete, vorgebildet und widmete sich dann seit 1797 auf den Universitäten zu Jena und zu Leipzig neben der Theologie mit Vorliebe den altclassischen Studien. 1802 habilitirte er sich zu Wittenberg, erhielt daselbst 1807 das Conrectorat und 1809 das Rectorat an dem Lyceum und bald darauf auch eine außerord. Professur an der Universität. Nach der Auflösung der letztern 1814 folgte er dem Rufe als ord. Professor der alten Literatur und Beredsamkeit nach Königsberg, wo er seitdem ununterbrochen wirkte und große Verdienste um die Belebung und den Anbau der Philologie in Ost- und Westpreußen sich erworben hat. Er starb daselbst 25. Aug. 1860. Von seinen Ausgaben und grammatischen Schriften, die für die tiefere Kenntniß der griech. Sprache dem Gehalte nach von höchster Bedeutung sind, sind zu erwähnen die in sprachlicher Hinsicht vor-

trefflichen Bearbeitungen des «Ajax» von Sophokles (Lpz. 1810; 2. Aufl. 1835) und des Phrynichus (Lpz. 1820); die «Paralipomena grammaticae Graecae» (2 Bde., Lpz. 1837), deren Inhalt vorzugsweise die griech. Wortbildung betrifft; «Rhematicon, sive verborum Graecorum et nominum verbalium technologia» (Königsb. 1846); «Pathologiae linguae Graecae elementa» (2 Bde., Königsb. 1853—62), welcher «Pathologiae sermonis Graeci prolegomena» (Lpz. 1843) vorausgingen. Viele andere Untersuchungen ähnlicher Art hat er in akademischen Gelegenheitsschriften niedergelegt. Auch vermehrte er den zweiten Band der zweiten Auflage von Buttmann's «Ausführlicher griech. Sprachlehre» (Berl. 1839) mit Zusätzen. Eine außerordentliche Belesenheit, die selbst die spätesten Zeiten der griech. Literatur umfaßt, erregt in diesen Werken ebenso sehr Bewunderung wie die kritische Schärfe und Feinheit, welche diese aufgehäuften Massen grammatischer Bemerkungen überall durchdringt. Auch auf dem Felde der griech. Mythologie, besonders in Erörterung der alten Mysterien, hat L. sorgfältige Untersuchungen angestellt in dem «Aglaophamus, seu de theologiae mysticae Graecorum causis» (2 Bde., Königsb. 1829), worin zugleich die Bruchstücke der Orphiker eine neue Würdigung erfuhren. Nach seinem Tode gab Lehnerdt eine Auswahl aus L.'s akademischen Reden (Königsb. 1865) heraus. Vgl. Friedländer, «Mittheilungen aus L.'s Briefwechsel» (Lpz. 1861).

Lobēlia, eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Pflanzengattung, welche die Hauptgattung einer mit den Glockenblütlern nahe verwandten Familie (Lobeliaceen) geworden ist, und deren Arten, theils Kräuter, theils Halbsträucher der wärmern Länder, durch einen scharfen Milchsaft und eine eigenthümlich geformte Blumenkrone ausgezeichnet sind. Dieselbe ist nämlich am Rücken ihrer walzigen oder trichterförmigen Röhre der Länge nach aufgeschlitzt und hat einen unregelmäßigen, in eine zweizipfelige Ober- und eine dreizipfelige Unterlippe getheilten Saum. Die Staubbeutel sind in einen Cylinder verwachsen, aus dem halbunterständigen Fruchtknoten entsteht eine vielsamige, vom Kelche gekrönte Kapsel. Einige Arten werden zur Zierde in unsern Gärten und Glashäusern cultivirt, so die schöne L. cardinalis L. aus Nordamerika, mit einseitswendiger Traube großer, scharlachrother Blumen. Wurzel und Kraut dieser Pflanze, noch mehr von L. syphilitica und inflata L., ebenfalls nordamerik. Arten, werden nicht allein in ihrer Heimat, sondern auch bei uns gegen syphilitische Krankheiten angewendet. Das wirksame Princip scheint ein in ihrem Milchsaft enthaltenes Alkaloid, Lobelin genannt, zu sein, welches dem Nikotin ähnlich ist. Außerdem enthält das Kraut eine eigenthümliche Säure, Lobelinsäure. Als Drogue kommt die L. in länglichviereckigen, zusammengepreßten Packeten von 1 Pfd. Gewicht in den Handel (Herba Lobeliae).

Loebell (Johann Wilhelm), deutscher Geschichtschreiber, geb. 15. Sept. 1786 zu Berlin, ging erst spät zu wissenschaftlichen Studien über, indem er sich zu Heidelberg, dann zu Berlin der Philologie und der Alterthumskunde widmete. Sodann nahm er im Gefolge York's an den Befreiungskriegen theil, privatisirte hierauf eine Reihe von Jahren in Breslau und wurde 1820 Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. Seitdem machte er die histor. Wissenschaft zum Hauptstudium, obschon er auch nebenbei seiner Neigung für die schöne Literatur Genüge zu leisten suchte. 1823 erfolgte seine Anstellung als Lehrer, dann als Professor der Geschichte am Cadettenhause zu Berlin. Diese Stellung vertauschte er 1829 mit einer Professur der Geschichte an der Universität zu Bonn, wo er fortan bis an seinen Tod als akademischer Lehrer mit Erfolg wirkte. 1852 ward ihm der Titel eines Geheimen Regierungsraths verliehen. Er starb 13. Juli 1863 zu Bonn. Als Geschichtschreiber gehörte L. der Richtung an, die aus der Berührung mit der romantischen Schule hervorging und in Friedrich von Raumer ihren Hauptvertreter hat. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen ist «Gregor von Tours und seine Zeit» (Lpz. 1839) in wissenschaftlicher Hinsicht die bedeutendste Arbeit. Die «Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen» (Bd. 1, Lpz. 1846) kam nicht über den ersten Band hinaus. Auch von seinem letzten, ebenfalls auf einen größern Umfang berechneten Werke, «Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode», erlebte L. nur das Erscheinen der beiden ersten Bände (Braunschw. 1856—58), die sich besonders mit Klopstock und Wieland beschäftigten. Den dritten Band, Lessing betreffend, gab später Koberstein (Braunschw. 1865) heraus. In weitesten Kreisen hat sich L. durch seine Umarbeitung der Becker'schen «Weltgeschichte» bekannt gemacht. Die fünfte, sechste und siebente Auflage dieses vielgelesenen Buchs sind wesentlich als sein Werk zu betrachten. Vgl. Bernhardt und Noorden, «Zur Würdigung L.'s» (Braunschw. 1864).

Lobenstein, Stadt im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie, früher Hauptort der Herrschaft und des Fürstenthums gleiches Namens sowie Residenz der fürstl. Linie Reuß-L., seit 1824 der Linie Reuß-L.-Ebersdorf, liegt in romantischer Gegend um und auf einer Berghöhe an der

Lomnitz, ist Sitz eines Justizamts und zählt 2851 E. (1864). Die Stadt hat ein fürstl. Schloß (worin das Justizamt) mit Garten, eine ansehnliche Pfarrkirche und das Landeszuchthaus. Die Gewerbthätigkeit der Bewohner erstreckt sich vornehmlich auf Leinweberei, Tuchweberei, Gerberei und Brauerei. Dicht über der Stadt erheben sich die Ruinen der alten Burg L. 1 St. entfernt liegt der Marktflecken Ebersdorf (s. d.).

Lobkowitz, ein altes böhm. Geschlecht, angeblich aus dem 9. Jahrh., benannt nach dem von ihm im Kaurzimer Kreise erbauten Schlosse Lobkowitz, theilte sich 1440 in die Peter-Popel'sche und die Hassensteinische Linie ab, welche letztere zu Anfang des 17. Jahrh. erlosch. Die erstere spaltete sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere Linie zu Bilin, welche 1722 ausstarb, und in die ältere Linie zu Chlumetz, deren Gründer Wladislaw I. war. Der Sohn des letztern, Wladislaw II., erhielt von Kaiser Maximilian II. die unmittelbare Reichsherrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau, die später 1641 unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben, 1807 aber an Baiern verkauft wurde. Wladislaw's II. Sohn, Zdenko Adalbert, erhielt 1624 die Reichsfürstenwürde und sein Sohn Wenzel Eusebius 1653 wegen Sternstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Das 1646 von Kaiser Ferdinand III. erkaufte Herzogthum Sagan in Schlesien wurde 1786 an den Herzog Peter Biron von Kurland veräußert, dagegen die Majoratsherrschaft Raudnitz im Rakonitzer Kreise in Böhmen von Kaiser Joseph II. zum Herzogthum erhoben. Durch die Enkel des erwähnten Wenzel Eusebius, Philipp und Georg, theilte sich das Geschlecht wieder in eine ältere Linie und eine jüngere Linie, die noch bestehen und beide, außer der Fürstenwürde, den Titel eines Herzogs von Raudnitz führen. Die ältere Linie besitzt das Herzogthum Raudnitz, das Majorat Bilin (2 Q.-M.), die Herrschaften Chlumetz, Liebshausen mit der Sommerresidenz Eisenberg, Mühlhausen, Enzowan, Eisenberg-Neundorf u. s. w., zusammen etwa 38 Q.-M., die jüngere, im Sommer zu Horzin residirende die Allodialherrschaft Melnik nebst den Gütern Schopka und Skuhrow (2,7 Q.-M.), die Herrschaften Drhowle, Cizowa und Sedlec (2,9 Q.-M.) u. s. w., zusammen etwa 10 Q.-M. Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist der Fürst Ferdinand von L., Oberst-Erblandschatzmeister in Böhmen, geb. 13. April 1797. Von seinen vier Brüdern ist Prinz Joseph von L., geb. 17. Febr. 1803, General der Cavalerie. Chef der jüngern Linie ist Fürst Georg Christian von L., geb. 14. Mai 1835, der 1842 seinem Vater, Aug. Longin, unter der Vormundschaft seiner Mutter folgte.

Die Familie zeichnete sich bis zur Schlacht am Weißen Berge ebenso durch feurige Vertheidigung der alten Verfassung und Freiheit Böhmens wie nachher durch Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder derselben sind: Bohuslaw L., aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 1510. Derselbe war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und machte sich um die böhm. Literatur und Cultur in hohem Grade verdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe gab Winaricky (Prag 1832) heraus. Vgl. Cornova, «Der große Böhme Bohuslaw L.» (Prag 1808). — Wenzel Eusebius, Fürst von L., that sich als einflußreicher, vielgeltender Minister Kaiser Leopold's I. hervor. Obgleich sein unmittelbarer Vorgänger, Fürst Auersperg, 1668 als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig aus seinem Amte entlassen wurde, so zeigte doch auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft sehr bald polit. Sympathien für Ludwig XIV. und namentlich, vielleicht im Bewußtsein der Schwäche des Kaisers und der hülflosen Schwerfälligkeit des Deutschen Reichs, Abneigung gegen jeden ernsten kriegerischen Zusammenstoß mit Frankreich. Da er sich durch rücksichtslose Freimüthigkeit und kühnen Witz und Spott viele Feinde am Hofe gemacht, ja die Kaiserin selbst beleidigt hatte, so benutzte man seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche Ludwig XIV. angegriffen hatte, zu mischen, um ihn bei dem Kaiser als einen im franz. Solde stehenden Verräther zu verdächtigen. Er wurde 1674 auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er 24. April 1677 starb. — Georg Christian, Fürst von L., geb. 1702, war frühzeitig Generalgouverneur in Siebenbürgen und focht glücklich gegen die Türken. Mit weniger Glück führte er zu Anfange des Oesterreichischen Erbfolgekriegs in Oberösterreich und Böhmen den Oberbefehl, doch siegte er später bei Braunau und schloß Belleisle in Prag ein. Bekannt ist sein Benehmen in der Schlacht bei Sorr im zweiten schles. Kriege, wo er im Augenblicke der um sich greifenden Muthlosigkeit den Fliehenden sich entgegenwarf und drei Hauptleute, die fliehend sich retten wollten, niederstieß. Er erhielt später ein Commando in Italien und starb 9. Oct. 1753 zu Wien. — August Longin, Fürst von L., geb. 15. März 1797, widmete sich unter der Leitung des damaligen böhm. Oberstburggrafen Kolowrat dem Staatsdienste und wurde, nachdem er seine Tüchtigkeit in mehrern Stellungen als Beamter in Böhmen bewährt hatte, Gouverneur

des Königreichs Galizien. Als solcher erwarb er sich durch seine milde und kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera und des poln. Kriegs, um diese Provinz große Verdienste. Da indeß die Diplomatie an der Humanität L.', mit welcher er die nach Galizien geflüchteten Polen behandelte, Anstoß nahm, so wurde er 1832 aus Galizien abgerufen. Hierauf ward er einige Zeit bei der Hofkammer verwendet, dann zum Hofkanzler der polit. Hofstelle ernannt und nach der Pensionirung des Finanzministers Grafen Klebelsberg, als man aus dem technischen Ressort des Finanzministeriums, dem Münz- und Bergwesen, eine selbständige, eigene Hofstelle gebildet hatte, ihm die Präsidentschaft derselben übertragen. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich, indem er nicht nur den in einzelnen Zweigen so sehr vernachlässigten Bergbau zu heben wußte, sondern auch das technische Ausmünzungsverfahren zweckmäßiger regelte. Ihm verdankt auch das neue Münzgebäude in Wien seine musterhafte Einrichtung. Er starb zu Wien 17. März 1842.

Lobositz, Stadt im böhm. Kreise Leitmeritz, am linken Ufer der Elbe und an der Sächsisch-Böhmischen Staatsbahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1857) 2209 E. Außer der schönen Pfarrkirche besitzt der Ort auch ein großes Schloß. Es bestehen daselbst Fabriken für Kaffeesurrogate und Champagner, außerdem eine Brauerei und eine Brennerei. Geschichtlich ist die Stadt geworden durch die Schlacht bei L. vom 1. Oct. 1756, im Siebenjährigen Kriege. Die Oesterreicher wollten die bei Pirna eingeschlossenen Sachsen befreien, und Friedrich d. Gr., nachdem er ihre Absicht erfahren, rückte ihnen entgegen. Bei L. trafen beide Armeen zusammen. Die preuß. Cavalerie attakirte sogleich, brach durch, gerieth aber in das Feuer der Infanterie und mußte umkehren. Dies wiederholte sich dreimal. Auf dem linken Flügel hatten die Preußen, was die Oesterreicher versäumt, den Loboschberg besetzt und vertheidigten denselben gegen wiederholte Angriffe 6 St. lang. Endlich, da sie sich verschossen hatten, gingen zwei Regimenter unter dem Prinzen von Bevern dem Feinde mit dem Bajonnet entgegen und warfen ihn nach L. zurück, in das sie mit ihm eindrangen. Der österr. Feldmarschall Browne trat hierauf den Rückzug an, obgleich nur seine Vortruppen im Kampfe gewesen waren.

Locarno, deutsch Luggarus, amphitheatralisch gebaute Stadt im schweiz. Canton Tessin, am nördl. Ende des Lago-Maggiore und am Ausflusse der Maggia gelegen, ist mit Lugano und Bellinzona abwechselnd der Sitz der Cantonalregierung und zählt (Dec. 1860) 2834 E. Früher eine bedeutende Handelsstadt, ist L. jetzt sehr herabgesunken. Die Lage ist reizend, aber ungesund. Von den Gebäuden sind am bemerkenswerthesten die Kirche San-Francesco mit einer kolossalen Steinstatue des heiligen Christophorus, das Kapuzinerkloster und das aus der Longobardenzeit herrührende Schloß. In der Nähe liegt auf steilem Felsen das ehemalige Kloster Madonna del Sasso mit einer Wallfahrtskirche.

Loccum, ein prot. Stift im Amte Stolzenau der Landdrostei Hannover des ehemaligen Königreichs Hannover, 3/4 M. im SW. von Rehburg, besteht aus dem Marktflecken Wiedensahe mit 850 E. und drei Dörfern. Unter letztern befindet sich das Pfarrdorf L. mit 1566 E., einer schönen alten Klosterkirche, werthvoller Bibliothek und einem Predigerseminar. Der Abt von L. war der erste Prälat auf dem kahlenbergischen Provinziallandtage und Mitglied der Ersten Kammer der Stände des Königreichs. Vgl. Weidemann, «Geschichte des Klosters L.», fortgesetzt und herausgegeben von Köster (Gött. 1822), und Hase, «Die mittelalterlichen Baudenkmale Niedersachsens» (Heft 10, Hannov. 1865).

Locke (John), einer der scharfsinnigsten engl. Denker, geb. 29. Aug. 1632 zu Wrington in der Grafschaft Somerset, studirte seit 1651 zu Oxford, wo er aber statt der scholastischen Philosophie, welche damals dort gelehrt wurde, sich mit dem Studium der Classiker beschäftigte. Nachdem er mehrere Reisen gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Durch ihn, der in der Folge Großkanzler von England wurde, erhielt er einen ansehnlichen Posten, den er aber verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Gesundheit wegen begab er sich 1677 nach Montpellier und von da nach Paris. Hier vollendete er seinen «Essay concerning human understanding» (Lond. 1690; franz. von Coste, 5. Aufl. 1750; deutsch von Tennemann, 3 Bde., Lpz. 1795—97), ein Werk, welches den Zweck hat, die Entstehung der menschlichen Begriffe zu untersuchen, um dadurch einen Haltepunkt für die Kritik der hergebrachten metaphysischen Lehren zu gewinnen. Indem er alle angeborenen Begriffe leugnete, suchte er nachzuweisen, daß die Quellen unserer Begriffe entweder Sensation, d. h. sinnliche Empfindung, oder Reflexion, d. h. die Fähigkeit des Geistes, seiner eigenen Thätigkeiten sich bewußt zu werden, also äußere oder innere Erfahrung seien, daher er kein demonstratives Wissen anerkennt, welches nicht auf Erfahrung und Induction beruht. Durch den Einfluß dieses Werks

wurde die empirische Richtung, welche schon durch Bacon unter den Engländern eingeschlagen worden war, in der engl. Philosophie herrschend, zugleich aber auch eine bessere empirische Psychologie begründet. In Frankreich nahm seine Ansicht vorzüglich Jean Leclerc an; 's Gravesande verbreitete sie durch Compendien in Holland; später wurde sie durch Condillac (s. d.) und andere im 18. Jahrh. in Frankreich allgemein herrschend. 1679 kehrte L. wieder in sein Vaterland zurück; als aber sein Gönner Shaftesbury von neuem in Ungnade fiel, begleitete er denselben 1683 nach Holland. Er hatte kaum ein Jahr England verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die engl. Regierung in den Druck gegeben zu haben, worauf er seine Stelle im Christ-Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Karl's II. wollten seine Freunde, unter andern der berühmte William Penn, sich für ihn verwenden; er aber antwortete: man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man kein Verbrechen begangen habe. Darauf wurde er in das gegen die Regierung gerichtete Unternehmen des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. König Jakob II. verlangte sogar von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten, sodaß L. nun genöthigt war, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt sein würde. Nach der Entthronung Jakob's II. kehrte L. 1689 in sein Vaterland zurück. Vermöge seines Rufs hätte er auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können; doch begnügte er sich mit einer untergeordneten, aber einträglichen Stelle im Ministerium der Colonien. Da indeß die Luft Londons seiner Gesundheit nachtheilig zu sein schien, so legte er 1700 seine Stelle nieder und begab sich auf die sechs Stunden von der Stadt entfernte Besitzung eines Freundes, wo er seine übrigen Tage verlebte. Er starb 28. Oct. 1704 und wurde zu Oates in der Grafschaft Essex begraben. L. stand in seinem Vaterlande ebenso wol wegen seines patriotischen Eifers als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Durch seine Schrift «Das vernünftige Christenthum» brach er dem Deismus die Bahn. Er behauptete darin unter anderm, in der geoffenbarten Religion sei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus und seine Apostel keinen andern Glaubensartikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben. Da L. eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so erhielt er schon 1670 den Auftrag, eine Constitution für die nordamerik. Colonie Carolina zu entwerfen, die sich aber als nicht brauchbar erwies. Außerdem sind bemerkenswerth seine drei Briefe «Ueber Religionsduldung», seine «Gedanken über die Erziehung» und sein Tractat «Ueber die bürgerliche Verfassung» («On civil government»). Da er in dem letztern als den Zweck einer jeden Staatseinrichtung den gegenseitigen und allgemeinen Schutz hinstellt, welchen die Personen einander gewähren in Betreff der ursprünglichen Befugnisse und Freiheiten eines jeden unter ihnen, so machte er damit den Anfang zu derjenigen Theorie, welche dem Staat den polit. Freiheitsbegriff zu Grunde legt, und welche seitdem durch Montesquieu, J. J. Rousseau, Kant, Fichte und Hegel unter sehr verschiedenartigen Modificationen ihre Weiterbildung erfahren hat. Ein Nachkomme seiner Schwester, Lord King, gab aus Familienpapieren L.'s Leben heraus (Lond. 1829). Die vollständigste und beste Gesammtausgabe seiner vielfach wieder aufgelegten Schriften ist die in 10 Bänden (Lond. 1801 u. 1812). Vgl. Schärer, «John L. Seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung» (Lpz. 1860); Fagart, «L.'s writings and philosophy» (Lond. 1855).

Lockhart (John Gibson), engl. Literat, geb. 1792 zu Glasgow, der Sohn eines schott. Geistlichen von guter Familie, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Oxford und ward hierauf Advocat in Edinburgh. Doch fühlte er sich mehr zur Literatur hingezogen, wozu seine Freundschaft mit John Wilson, dem Redacteur von «Blackwood's Magazine», viel beitrug. Die ersten Schriften, mit denen er hervortrat, waren überaus gelungene Uebersetzungen altspan. Balladen («Ancient Spanish ballads», 5. Aufl., Edinb. 1861), eine neue Ausgabe von Motteux' Uebertragung des «Don Quixote» und eine vorzüglich geschriebene Biographie des Cervantes. Besonderes Talent für die Satire zeigte er in «Peter's letters to his kinsfolk», einer Reihe von Personenschilderungen aus der edinburgher Gesellschaft, die nicht wenig Skandal verursachten. 1818 wurde L. bei Walter Scott eingeführt, mit dem er in seinen literarischen Neigungen und noch mehr in seinen polit. Grundsätzen übereinstimmte, und der ihm 1820 seine älteste Tochter zur Frau gab. Hierauf veröffentlichte er seinen «Valerius» (3 Bde., Lond. 1821), einen den ersten Zeiten des röm. Kaiserreichs entnommenen Roman, der sich durch reiche Erfindungsgabe und graphische Darstellung auszeichnet. Hierauf folgten «Adam Blair» (1822), ein schott. Sittengemälde, «Reginald Dalton» (3 Bde., 1823), eine Schilderung des socialen Lebens der Gegenwart, und «Matthew Wald» (1824), der schwächste von seinen Romanen. 1825 übernahm L. wegen Erkrankung Gifford's die Redaction der «Quarterly Review», die

seine Uebersiedelung nach London veranlaßte. Als Leiter dieser großartigen conservativen Zeitschrift übte er nicht allein literarischen, sondern auch bedeutenden polit. Einfluß aus, und seine Wirksamkeit wurde unter dem Ministerium Peel durch Verleihung der einträglichen Sinecure eines Auditeurs des Herzogthums Lancaster anerkannt. Von seinen eigenen Artikeln in der «Quarterly Review» verdient ein Nekrolog seines Mitarbeiters Theodor Hook (s. d.) Erwähnung, der 1852 für die «Railway Library» unter dem Titel «Life of Theodore Hook» abgedruckt ward. Außerdem schrieb L. ein sehr geschätztes «Life of Robert Burns» (Edinb. 1828; 5. Aufl., Lond. 1853). Das berühmteste Werk L.'s ist jedoch die Biographie seines Schwiegervaters: «Life of Sir Walter Scott» (7 Bde., Edinb. und Lond. 1838), in der er durch die ihm zu Gebote stehenden Materialien in den Stand gesetzt wurde, ein Charaktergemälde zu liefern, dem sich wenige Schriften dieser Art an Interesse und Vollständigkeit vergleichen können. Nachdem er sich in der letzten Zeit von der Redaction der «Quarterly» zurückgezogen, starb er 25. Nov. 1854 zu Abbotsford und wurde neben seinem Schwiegervater in Dryburgh-Abbey beigesetzt. Seine Gattin, Sophia, und sein einziger Sohn, Walter, der als Erbe des abbotsforder Majorats den Namen L.-Scott angenommen, waren schon vor ihm gestorben, jene 17. Mai 1837, dieser 10. Jan. 1853.

Locle, ein stadtähnliches großes Dorf im Schweizercanton Neuenburg, unweit Lachaux-de-Fonds (s. d.), in einem hohen und rauhen Gebirgsthale gelegen, zählt 9500 E., die sich vornehmlich mit Fertigung von Uhren, auch mit Herstellung anderer Metallwaaren beschäftigen. Die Frauen betreiben die Spitzenklöppelei. Der Bied, ein Bach, der das Thal durchfließt, verliert sich in einiger Entfernung vom Orte in einem Felsen. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde dieser Abfluß durch Treibung eines 800 F. langen Stollens geregelt, sodaß der Biedbach bequemern Abzug in den Doubs findet, der hier die Schweizergrenze gegen Frankreich bildet. Merkwürdig sind die in der Nähe des Felsenspaltes liegenden unterirdischen Mühlen von Cul-des-Roches, vier Mühlen, die in einer Felswand übereinander liegen und durch das über 100 F. fallende Wasser getrieben werden.

Locomotive oder Dampfwagen wird im Gegensatz zu den stehenden Dampfmaschinen, wie man sie in Fabriken, zum Wasserheben u. s. w. gebraucht, eine Dampfmaschine genannt, welche sich selbst fortbewegt und ihr angehängte belastete Wagen mit großer Geschwindigkeit zu ziehen im Stande ist. Man bedient sich bekanntlich der L. fast ausschließlich als Fortschaffungsmittel auf Eisenbahnen; nur ausnahmsweise und mit im ganzen ungenügendem Erfolge sind sie auf gewöhnlichen Straßen versucht worden (Straßen-L.). Damit eine Dampfmaschine als L. brauchbar werde, muß sie selbst auf einem Wagen angebracht sein und in dem möglich kleinsten Raume die erforderliche große Kraft (gewöhnlich der von 90—100 Pferden gleich) entwickeln. Daher wird sie mit zwei horizontal- oder schiefliegenden Dampfcylindern versehen, deren Kolben durch directe Verbindung ihrer Stangen mit den Treibrädern, unter Vermeidung des bei stehenden Dampfmaschinen so gewöhnlichen Balanciers, jene Räder umdrehen. Der Dampfkessel und seine Heizung sind auf rascheste Erhitzung des Wassers berechnet, namentlich mittels zahlreicher durch den Wasserraum gelegter Feuerröhren. Man läßt den Dampf mittels hoher Spannung arbeiten, ohne ihn nach ausgeübter Wirkung zu condensiren, indem man vielmehr den gebrauchten Dampf zur Beförderung des Zugs in den (wegen seiner geringen Höhe sonst nicht stark genug ziehenden) Schornstein leitet. Die ungeheuere Geschwindigkeit, mit welcher eine L. unter sehr beträchtlicher Belastung arbeiten muß, wirkt außerordentlich zerstörend auf deren Mechanismus, obschon dieser in möglichster Solidität ausgeführt wird. Man kann daher erfahrungsmäßig annehmen, daß bei starkem Eisenbahnbetriebe von je drei vorhandenen L. stets eine in der Reparaturwerkstätte steht. Streng genommen gehören zu den L. auch die Schiffsdampfmaschinen. (S. Dampfschiff). Dagegen unterscheidet sich die Locomobile sehr wesentlich dadurch, daß sie zwar ebenfalls eine auf einem Wagen befindliche Dampfmaschine ist, jedoch nicht den Zweck hat, sich selbst oder gar noch fremde Lasten fortzubewegen. Vielmehr wird die Locomobile durch Pferde gezogen und ist nichts weiter als eine transportable Dampfmaschine, welche man dort hinbringt, wo durch ihre Kraft Arbeitsmaschinen (gewöhnlich landwirthschaftliche, wie Dreschmaschinen u. s. w.; ferner Hebewerke, Pumpwerke u. dgl.) in Betrieb gesetzt werden sollen. Hierzu gehört auch die Dampffeuerspritze, eine Locomobile, welche die von ihr zu betreibende Spritze auf demselben Wagen mitführt.

Lodi, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Mailand (während der österr. Herrschaft Hauptort der Provinz Lodi), der Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, einer Unterpräfectur und Collegialprätur, einer Handels- und Gewerbe-

kammer, liegt 4 M. südöstlich von Mailand, am rechten Ufer der Adda, über welche eine 100 Klafter lange Brücke führt, auf einer Anhöhe in einer sehr fruchtbaren Gegend, ist gut gebaut, hat mehrere große Paläste und 19 meist reichverzierte Kirchen. Der große Marktplatz ist mit Bogengängen geziert. Neben dem Dom mit goth. Façade verdienen die angeblich von Bramante erbaute Kapelle Incoronata mit Fresken, schönen Gemälden von Castillo Piazza und einer neuerlich restaurirten Kuppel, sowie die von dem Welfenanführer Fissiraga 1287 erbaute Kirche San-Francesco Erwähnung. Außerdem sind zu nennen der bischöfl. Palast, das große und schöne Theater und das von Barnabo Visconti erbaute, jetzt in ein Hospital umgewandelte Castell. Die Stadt hat in ihrem Gemeindegebiete (31. Dec. 1861) 19562 E., ein bischöfl. Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein berühmtes Englisches Damenstift und andere Lehr- und Erziehungsanstalten, viele Seidenfilatorien und eine große Fabrik chem. Producte. Vor allem berühmt aber sind die Majolica-Arbeiten und die Parmesankäse, die nicht in Parma, sondern lediglich in und um L. verfertigt und weithin versendet werden. Die Viehzucht ist sehr bedeutend; wenigstens 30000 Kühe werden zur Käsebereitung in der Umgegend gehalten. Die in der Nähe bei San-Colombano gebauten Weine der Brianza gehören zu den besten der Lombardei. 3 Miglien westlich von der Stadt liegt Alt-L. oder L. vecchio, welches die Mailänder 1158 zerstörten. Dies war die alte Stadt Laus Pompeji, benannt vom Vater des großen Pompejus, der sie in ein röm. Municipium verwandelte. Das jetzige L. verdankt seine Entstehung einem vom Kaiser Friedrich Barbarossa nach der Zerstörung Mailands 1162 angelegten Castell. Der Ort wurde 1167 durch den lombard. Städtebund belagert und zum Beitritt gezwungen. Am 5. April 1454 ward daselbst ein Friede zwischen Mailand und Venedig geschlossen. In neuerer Zeit wurde L. geschichtlich denkwürdig durch den Sieg Bonaparte's vom 10. Mai 1796 über die Oesterreicher. Diese hatten L. geräumt und 7000 Mann mit 14 Geschützen unter Sebottendorf zur Vertheidigung des Uebergangs zurückgelassen, um alle noch rückwärts befindlichen Truppen aufzunehmen. In zwei Treffen hinter der Brücke aufgestellt, hatten sie diese nicht zum Abbrechen vorbereitet, erwarteten auch keinen Angriff. Bonaparte rückte in L. ein, führte überlegene Artillerie auf, warf Tirailleurs in die Vorstädte und auf die Inseln im Flusse und ließ die Brücke abends gegen 7 Uhr von den Grenadieren stürmen. Im heftigen Kartätschfeuer stutzte die Colonne einen Moment, aber mehrere Generale setzten sich an ihre Spitze, und in zwei Minuten war der Sieg entschieden. Die Division Masséna folgte im Laufe, die Oesterreicher leisteten noch einigen Widerstand, traten aber dann unter dem Schutze ihrer Cavalerie den Rückzug an.

Lodomerien ist der lat. Name des früher selbständigen Fürstenthums Wladimir mit der Hauptstadt gleiches Namens in Volhynien (s. d.). Der österr. Kaiser nahm nach der ersten Theilung Polens wieder den Titel König von Galizien und L. an, den schon Andreas II. von Ungarn im 13. Jahrh. geführt hatte.

Lodz (spr. Lodsch), russ. Lodsi, eine deutsche Stadt im russ.-poln. Gouvernement und 18,8 M. (131 Werst) im SW. von Warschau, nach diesem der volkreichste Ort im Königreich Polen, ist infolge des schwunghaften Industriebetriebs, namentlich der großartigen Fabrikation von Tuch und andern Wollstoffen sowie des lebhaften Handelsverkehrs, der durch den 19. Nov. 1865 eröffneten, $3^1/_2$ M. langen Seitenstrang der Warschau-Wiener Eisenbahn bedeutend gefördert wird, in rascher Zunahme begriffen. Vor 50 J. hatte der Ort nur wenige hundert Einwohner, 1854 belief sich deren Zahl bereits auf 23302, 1860 auf 31564, und 1866 auf 34—35000. Am 22. Aug. 1866 wurde daselbst ein Realgymnasium eröffnet.

Löffelente, Löffelgans (Rhynchaspis clypeata) heißt eine ziemlich große, in ganz Mitteleuropa und Asien verbreitete wilde Entenart, die sich übrigens leicht zähmen läßt und durch den vorn löffelartig verbreiterten weichen, am Rande mit gewimperten Blättchen besetzten Oberschnabel sich von allen andern Enten unterscheidet, übrigens in ihrer Lebensart mit denselben übereinstimmt. Sie ist oben braun, an Kopf und Hals tief metallgrün, am Bauche rothbraun, mit bläulichen Flügeldecken und grünem, schwarz- und weißgesäumtem Spiegel. Als Wildente wird sie sehr geschätzt.

Löffelkraut, s. Cochlearia.

Löffelreiher (Platalea) heißen ibisartige Reihervögel mit langem, plattem, vorn löffelartig verbreitertem, weichem Schnabel, die in wärmern Gegenden beider Welttheile von kleinen Fischen, Würmern, Sumpf- und Wasserthieren leben. Eine Art, der weiße L. (P. leucorodia), weiß, mit rostgelbem Halsband und ochergelbem aufrichtbarem Schopf, lebt in Europa und den Mittelmeerländern. Man trifft die leicht zähmbaren Vögel jetzt häufig in Thiergärten.

Lofoten, minder richtig Loffoden oder Lofodden, eine aus sechs größern und einigen kleinern Eilanden bestehende Inselgruppe, von der Küste des nördl. Norwegen zwischen 67½ und 69⅓° nördl. Br. durch den Westfjord getrennt, gebirgig und felsig wie das gegenüberliegende Festland, mit schneebedeckten Bergen, zum Theil mit etwas Hafer, Gerste und Kartoffeln bestellten Thälern und sommergrünen Matten, ohne Bäume und schwach bevölkert, sind durch gefährliche Meeresströmungen und starke, altberühmte Fischerei bekannt. Die südlichste Insel heißt Röst, dann folgen Varö, Moskenäs, Flagstad und die beiden größten: Ostvaagen und Westvaagen. Letztere hat 10 M. im Umfang, trägt die hohen Berge Himmeltind, Guratind und Siötind und ist eine der fruchtbarsten. Im weitern Sinn werden auch die drei nördlicher gelegenen großen Inseln Hindö (46 Q.-M. groß), Langö und Andö zu den L. gerechnet. Der Mittelpunkt des Fischfangs, dessen tausendfache Mühen und Gefahren eine sichere und unerschöpfliche Ausbeute belohnt, ist vor allen die Doppelinsel Vaagen, der beste Fischplatz in ganz Europa, wohin sich aus dem ganzen alten Halogalande, dem norweg. Norden, mehr als die Hälfte aller Männer zur Fischerei einfindet, wie schon zu Olaf's des Heiligen Zeit (1020), unter dem die Vaageflotte berühmt war, und wo der gute König Eystein (1120) eine Kirche und Hütten für Fischer erbauen ließ. Die wichtigsten Fischarten sind der Skrei (eine Art großer Dorsche), der Hering, der Lachs und der Amhios; außerdem fängt man viele Hummern und Austern. Die Zahl der zur Zeit des Fischfangs im Januar an den L. zusammenströmenden Leute beträgt 20—22000, die Zahl der Boote 4000—4500, die der Transportfahrzeuge über 200, und man rechnet, daß hier jährlich gegen 24 Mill. Stück Skrei gefangen und außerdem 20000 Tonnen Thran und ebenso viel Rogen gewonnen werden. Der Werth des Fangs für die Fischer selbst beträgt wenigstens 1 Mill. Speciesthaler. Die kalte, trockene Luft sichert diesen nördl. Gegenden das Privilegium des Fischtrocknens. Auf den L. soll man noch heute in den scharfen Gesichtszügen, hervorstehenden Backenknochen, schwarzen Haaren und dem untersetzten Wuchse der Einwohner einen fremdartigen Stempel erkennen, der auf Vermischung der skandinav. Einwanderer mit frühern lappischen Einwohnern hinweist. Administrativ bilden die Inseln mit Ausnahme des südöstl. Theils von Hindö, der zum Amte Finnmarken gehört, die Vogtei L. und Westeraalen im Amte Nordland. Sie zählen auf 90 Q.-M. etwa 17300 E. in 10 Pfarreien und 19 Kirchspielen. Fischfang ist die Hauptnahrungsquelle; Ackerbau und Viehzucht werden äußerst nachlässig betrieben. Städte sind nicht vorhanden, wol aber 55 Handelsplätze und mehrere bedeutende Fischerörter, die Mehrzahl auf den eigentlichen L. Vgl. Lessing, «Reise durch Norwegen nach den L.» (Berl. 1831).

Log nennt man den Wegmesser des Seemanns. Ein Quadrant von Holz, das Logscheit, mit einem Radius von etwa 7—8 Zoll beschrieben, wird auf seiner Peripherie mit einem so schweren Bleistreifen beschwert, daß er nicht schwimmt, aber auch nicht sinkt. Ausgehend von seinen drei Ecken, vereinigen sich drei Leinchen in eine einzige, auf eine Rolle gewickelte, die durch Knoten und Marken in eine solche Anzahl von Fußen getheilt ist, daß sich dieselben zu 15 Secunden so verhalten, wie eine Seemeile zu einer Stunde. Wirft man nun dieses Bretchen über Bord, so wird es, sich senkrecht stellend, ziemlich nahe an dem Orte verbleiben, an dem man es auswarf, um aber noch sicherer zu gehen, läßt man ein Ende der Leine, etwa der Schiffslänge gleich, auslaufen und wenn diese Marke durch die Hand geht, das 15 Secunden haltende Sandglas umkehren. Sobald dieses ausgelaufen, gibt der dasselbe Handhabende das Signal, und die Leine wird angehalten, worauf die Anzahl der Knoten den Lauf des Schiffs in einer Stunde ergibt, wenn man die Kraft des Windes als gleichmäßig wirkend annimmt. Bei veränderlichem Winde wird alle halbe, sonst nur alle Stunden gelogt. Man hat eine Menge anderer Instrumente zu Erreichung jenes Zwecks vorgeschlagen, aber dieselben meist zu complicirt befunden. Anerkennung verdient indeß Massey's Patent-L., dessen Uhrwerk von Windmühlenflügeln, die durch die Schnelligkeit des Schiffs bewegt werden, in Bewegung erhalten wird, während es dem Schiffe nachschwimmt. Das von Clement construirte Sillometer ist ein Stromquadrant oder hydrometrischer Pendel, dessen Wirkung auf einer Scala abgelesen wird. Für Dampfschiffe hat Russel ein besonderes L. erfunden. Der sog. Regeling-L. ist auf das Princip gegründet, daß, wenn ein schwimmender Körper eine bestimmte Zeit gebraucht, eine bestimmte Distanz neben dem segelnden Schiffe zu durchlaufen, diese Zeit sich zu einer Stunde, die durchlaufene Distanz aber zu einer Seemeile in Proportion setzen läßt. Das Grund-L. wird in flachen Gewässern, welche Strömung haben, benutzt, um die durch Strömung und Wind, resp. Maschinenkraft erzeugte Geschwindigkeit zu messen, indem man das Logscheit mit einem Senkblei verankert und dadurch verhindert, daß es von der Strömung mit fortgeführt wird.

Logarithmus bezeichnet in der Mathematik denjenigen Exponenten, welcher irgendeiner (absoluten) Zahl entspricht, sobald dieselbe als Potenz einer gewissen angenommenen Grundzahl betrachtet wird, was immer und bei jeder Zahl möglich ist, sobald nur die Grundzahl von 1 verschieden und der Begriff der Potenzen im weitesten Sinne (s. Potenz) genommen wird. Nimmt man z. B. 2 als Grundzahl, so ist 1 der L. von 2, 2 der L. von 4, 3 der L. von 8, 4 der L. von 16 u. s. w.; die Logarithmen aller dazwischenliegenden Zahlen, z. B. 3, 5, 6, 7, und überhaupt der meisten Zahlen sind gebrochene und zwar irrationale Zahlen. Sollen die Logarithmen mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, was für die bequeme Anwendbarkeit nöthig ist, so muß die Grundzahl größer als 1 sein; der L. von 1 ist stets 0, der L. der Grundzahl ist stets 1, und die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und der Grundzahl sind echte Brüche, die Logarithmen der echten Brüche aber sind negativ. Die Verbindung zwischen den Zahlen und den für eine gewisse Grundzahl ihnen entsprechenden Logarithmen heißt ein Logarithmensystem. Das gewöhnliche und unserm Zahlensystem genau entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das von dem Engländer Briggius ersonnene und nach ihm benannte Brigg'sche oder gemeine System, wo die Grundzahl 10 ist, folglich 1 der L. von 10, 2 der L. von 100, 3 der L. von 1000 u. s. w. Aus dem früher Gesagten erhellt, daß in diesem Systeme die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und 10 größer als 0, aber noch nicht 1 sein werden, also echte Brüche; so ist z. B. der L. von 6 = 0,7781513. Ebenso betragen die Logarithmen der Zahlen zwischen 10 und 100 mehr als 1, aber weniger als 2 u. s. w., und es ist z. B. der L. von 95 = 1,9777236. Im allgemeinen enthält der L. jeder Zahl nach diesem System ein Ganzes weniger, als die Zahl Ziffern hat, jedoch ohne Rücksicht auf die Decimalstellen, welche sie etwa enthält; umgekehrt kann man jedem L. sogleich ansehen, wie viel Stellen die zugehörige Zahl hat, nämlich eine Stelle mehr als der L. Ganze enthält. Aus diesem Grunde nennt man die ganze Zahl eines L. die Kennziffer oder Charakteristik; der beigefügte Decimalbruch heißt die Mantisse. Die Logarithmen aller zwischen 0, 10, 100, 1000 u. s. w. liegenden Zahlen sind in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Das Verfahren hierbei ist einfach und leicht. Soll man zwei oder mehrere Zahlen multipliciren, so sucht man ihre Logarithmen auf und addirt dieselben; hat man zwei Zahlen zu dividiren, so subtrahirt man ihre Logarithmen; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicirt man den L. der erstern mit dem Exponenten der Potenz; soll aus einer Zahl eine Wurzel gezogen werden, so dividirt man den L. jener Zahl durch den Wurzelexponenten; am Schlusse sucht man in allen Fällen in den Tafeln die dem erhaltenen L. entsprechende Zahl auf, welche die gesuchte sein wird. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathem. Rechnungen angewendet und bei Rechnungen im gemeinen Leben unbeachtet gelassen; allein sie sind ihrer großen Vortheile wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders auch Kaufleuten zu empfehlen. Schon bei jedem Regeladetri-Exempel sind sie anwendbar, z. B. bei folgendem: wenn 4607 Stück 12904 Thlr. kosten, so werden 8159 Stück $\left(\frac{8159 \times 12904}{4607}\right)$ Thlr. kosten. Um hier nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, addirt man den L. von 8159 zum L. von 12904 und zieht den L. von 4607 von der Summe ab. Sucht man nun die erhaltene Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, so ist die dazugehörige Zahl die gesuchte Zahl der Thaler. Als Erfinder der Logarithmen wird gewöhnlich der schott. Lord Joh. Napier, Baron von Merchiston, angesehen, welcher 1614 in Edinburgh logarithmische Tafeln (von ihm Kanon der Logarithmen genannt) herausgab. Um dieselbe Zeit und ohne von ihm zu wissen, berechnete übrigens auch Jobst Byrg in Deutschland eine Art von logarithmischen Tafeln («Arithmet. und geometr. Progreß-Tabulen», Prag 1620). Briggius gab 1618 eine Probe seines neuen logarithmischen Systems mit der Grundzahl 10 heraus. Außerdem haben sich besonders Ursinus und Kepler sowie später Vlacq, Sharp, Gardiner u. a. durch Berechnung genauer Logarithmentafeln verdient gemacht; die vollständigsten aber sind auf Anordnung der republikanischen Regierung Frankreichs unter Leitung von Prony berechnet worden. Unter den fast zahllosen Ausgaben logarithmischer Tafeln haben in Deutschland die von Vega die meiste Verbreitung. Außer den Logarithmen der Zahlen enthalten die logarithmischen Tafeln immer noch die der sog. trigonometrischen Linien.

Logau (Friedr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. aus altadelichem Geschlecht 1604 zu Brockgut in Schlesien, war Kanzleirath des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz und seit 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bei der er wegen seiner satirischen Gedichte den Namen der Verkleinernde führte. Er starb zu Liegnitz 25. Juli 1655. Jugendliche Liebesgedichte waren

ihm während des Dreißigjährigen Kriegs verloren gegangen; in späterm Alter ließen ihm seine Geschäfte nur Zeit zur Abfassung von Epigrammen, die er unter dem Namen Salomon von Golaw herausgab (Bresl. 1638). Eine zweite Sammlung führt den Titel «Deutscher Sinngetichte Drey Tausend» (Bresl. 1654) und gehört zu den größten bibliogr. Seltenheiten. Seine Gedichte kamen bald in gänzliche Vergessenheit; doch gab ein Ungenannter 1702 einen Theil derselben neu heraus. Bekannter wurden sie erst wieder, als Ramler und Lessing eine umfassende Auswahl derselben mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters veröffentlichten (Lpz. 1759), die dann Ramler mit Aenderungen nochmals herausgab (2 Bde., Lpz. 1791). Die erste dieser Ausgaben ist in Lessing's «Werken» (herausg. von Lachmann, Bd. 5) wiederholt. Unter der großen Anzahl von L.'s Epigrammen ist sehr vieles kaum mittelgut, anderes mehr Spruchgedicht als Epigramm; doch finden sich darunter auch viele treffliche echte Epigramme, besonders von vaterländischer Gesinnung belebt. Vers und Sprache sind ganz nach L.'s Vorbild, Opitz, gestaltet. Vgl. W. Müller, «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 6); Hoffmann von Fallersleben, «Polit. Gedichte aus der deutschen Vorzeit» (Lpz. 1843); «Friedrich von L. und sein Zeitalter» (Frankf. 1849). — Ein Sohn des Epigrammatikers, Balthasar Friedrich von L., geb. 1645, gest. 1702, war ebenfalls Dichter und wird als Gönner und Freund anderer Dichter gerühmt. — Georg von L., gest. 1533, gehört zu den besten lat. Dichtern seiner Zeit.

Loggia oder franz. Loge hat in der ital. Baukunst mehrere Bedeutungen. Zunächst bezeichnet es eine von mehrern Seiten freistehende offene Bogenhalle, wie z. B. die L. de' Lanzi in Florenz, von der die Feldherrenhalle in München eine Nachahmung, die L. de' Banchi in Genua u. s. w. Ferner versteht man darunter einen Bogengang längs der Seite eines Gebäudes, so am Vatican, der die von Rafael mit Gemälden geschmückten Logen besitzt. Dann führt diesen Namen das große, aus mehrern Abtheilungen bestehende mittlere Prachtfenster im Hauptstockwerk eines Gebäudes, wie solche besonders an den altvenetian. Palästen mit Vorliebe behandelt zu sein pflegen. Endlich heißt auch so die kleine luftige, meist auf allen Seiten freie Halle auf dem Dache eines Gebäudes. In den Schauspielhäusern nennt man L. die meist abtheilungsweise wie Gemächer abgeschlossenen, nach vorn offenen und mit einer Brüstung versehenen Sitzplätze, die sich in zwei bis vier Reihen übereinander im Halbkreise der Bühne gegenüber hinziehen. Ueberhaupt nennt man auch andere, vorzüglich zum Zu- oder Ausschauen bestimmte Gemächer Logen, von den Sitzen der Fürsten in den Kirchen herab bis zum Guckzimmerchen eines Thürwarts (Portier-Loge). Endlich pflegt man auch die Versammlungen sowie die Versammlungsörter der Freimaurer mit dem Worte Loge zu bezeichnen.

Logier (Joh. Bernhard), bekannt durch das von ihm erfundene und nach seinem Namen benannte Lehrsystem der Musik, stammte aus einer franz. Refugiéfamilie und wurde 9. Febr. 1777 zu Kassel (nicht 1780 zu Kaiserslautern) geboren. Von seinem Vater, der zuerst in der kasseler Hofkapelle und dann bei den Forkel'schen Concerten in Göttingen als Violinist angestellt war, erhielt er frühzeitig Geigen- und Klavierunterricht. Doch war sein Lieblingsinstrument die Flöte, und auf dieser ließ er sich schon in seinem 10. J. öffentlich hören. Bald nach diesem Auftreten wurde er zur Waise und erhielt einen Vormund, der ihn durchaus von der Musik abbringen und zum Kaufmannsstande hinlenken wollte. Der Knabe floh deshalb heimlich aus Göttingen und ging nach Marburg, wo er bei einem Oheim bis in sein 14. J. blieb. Um diese Zeit hörte ihn in einem Concert ein Engländer, der sich von seinen Leistungen so angezogen fühlte, daß er ihn mit nach England nahm und väterlich für seine weitere Erziehung und Ausbildung sorgte. L. erhielt eine Anstellung in dem Musikchore eines Regiments im nördl. Irland, für welches er mehreres componirte. Nebenbei beschäftigte er sich mit Musikunterricht, und dies führte ihn auf dessen Vereinfachung und Regelung, die seinem Systeme zu Grunde liegt. Später fand er als Organist eine Anstellung zu Westport. Bei dem Unterrichte seiner Tochter, deren unfügsame Hände allen Bemühungen zu trotzen schienen, kam er auf die Erfindung des Chiroplast, eines beweglichen Rahmens, in welchen die Finger beim Spiel gesteckt werden. Dieses Instrument leistete so wesentliche Dienste, daß nach sechs Monaten die Tochter den Vater an der Orgel vertreten konnte. L. ließ sich hierauf in Dublin nieder, um sein Lehrsystem öffentlich einzuführen. Er nahm eine Anzahl Schüler auf, die noch keinen Unterricht genossen, und stellte nach drei Monaten eine Prüfung mit diesen an, die so gut ausfiel, daß nun auch in Liverpool, Manchester, Glasgow und 1816 in London Akademien für diese Art des Klavierunterrichts eingerichtet wurden. 1822 folgte L. einer Einladung der preuß. Regierung nach Berlin, wo er ebenfalls eine Akademie errichtete und eine Anzahl Lehrer in seinem Systeme bildete, die dasselbe in dem preuß. Staate weiter verbreiteten. Drei Jahre darauf kehrte er nach London zurück; er

starb 27. Juli 1846 zu Dublin. Seine Lehrmethode geht hauptsächlich dahin, mehrere Schüler gleichzeitig im Klavierspiel zu unterrichten, womit zugleich Harmonielehre verbunden ist. Wie für jenes im Chiroplast, so hatte er auch für diese in einem gewissen schematischen Verfahren ähnliche mechan. Unterstützungsmittel gefunden. Daß diese Mittel vorzugsweise für die Elementar- und mechan. Bildung von Werth sind, bei einseitiger Anwendung aber mehr Dressur als wahre Bildung zu Wege bringen müssen, ist gewiß. Jedenfalls bleibt indessen L. das Verdienst, zur Förderung der Methodik durch Vereinfachung und systematische Planmäßigkeit einen bedeutenden Anstoß gegeben zu haben. Seine Lehrart hat er in dem «System der Musikwissenschaft» (Berl. 1827) niedergelegt. Außerdem haben über die Logier'sche Methode geschrieben Stöpel, Girschner, Wehner, Kollmann u. a.

Logik, Wissenschaft vom Denken, Denklehre, bezeichnet den Theil der Wissenschaft vom menschlichen Erkennen, welcher sich mit den Formen des Denkens beschäftigt. Die L. wird daher auch eine formale Wissenschaft genannt. Das Erkennen ist nämlich ein zusammengesetzter Proceß, welcher aus Eindrücken der Sinne seinen Anfang nimmt, aber sowol seine Vollendung als auch seine Sicherheit der hinzutretenden Function des Denkens als einer von innen heraus wirksamen oder spontanen Thätigkeit verdankt. Es ist für die Gründlichkeit einer exacten Naturerkenntniß ebenso wichtig, mit den Wirkungsformen dieser Thätigkeit im genauesten Detail vertraut zu sein als mit dem Bau und der Einrichtung der Sinnesorgane. Die strenge Handhabung der Gesetze des Denkens verleiht sämmtlichen Wissenschaften ihre Festigkeit, ihren systematischen Zusammenhang und ihre consequente Uebereinstimmung mit sich selbst. In diesem Gesichtspunkte hat die allgemeine Sitte ihren Ursprung, das Studium der L. als einer Vorbereitungswissenschaft oder wissenschaftlichen Methodenlehre dem Studium der einzelnen Fächer des Wissens vorhergehen zu lassen. Ein äußerlicher Nutzen der L. liegt außerdem in ihrer Anwendung auf jede Art von Controverse, sowol in Beziehung auf die Widerlegung eines Gegners als auf die Beweisführung für eigene Behauptungen. Eine gewandte Orientirung in den Denkformen läßt uns die Schwächen des zu widerlegenden Raisonnements theils rascher entdecken, theils schärfer formuliren und auf einen schlagenden Ausdruck bringen, sowie sie im Aufbau der eigenen Beweisgründe die Vorsicht schärft. Wird die L. nach dieser Seite hin als eine geistige Angriffs- und Vertheidigungskunst ausgebildet, so ist sie Dialektik (s. d.). Von dieser Art war ihr Ursprung im Alterthume bei den Sophisten (s. d.), Megarikern, Plato und selbst noch zum Theil bei Aristoteles, welcher der heutigen logischen Wissenschaft ihre Begründung und in einem wesentlichen Theile ihre Vollendung gegeben hat, weshalb der letztere nach ihm den Namen der Aristotelischen L. trägt. In den heutigen Bearbeitungen der L. ist die dialektische Rücksicht als ein sich von selbst verstehender Nutzen mehr zurückgetreten, theils gegen metaphysische Rücksichten, theils gegen das Bedürfniß, den Inhalt der Aristotelischen Wissenschaft durch ein Eindringen in den psychol. Mechanismus des Denkprocesses tiefer zu begründen und so die Aristotelische Anatomie der Denkformen durch eine Physiologie der Denkkraft zu ergänzen und zu unterstützen. Daher behandeln viele von den Neuern die L. im engsten Zusammenhange mit der Psychologie und nach psychol. Methode, während andere ihren Zusammenhang mit der Psychologie vernachlässigen und dagegen ihr enges Verhältniß zur Metaphysik als die wichtigste Seite ihres Studiums hervorheben. Die Verwandtschaft der L. mit der Metaphysik machte sich besonders infolge der Kant'schen Reform in den philos. Wissenschaften geltend. Nachdem man nämlich seit Kant und durch Kant zur Erkenntniß gelangt war, daß der Mensch in den Gesetzen des eigenen Denkens ein getreues Vorbild der Grundverhältnisse der Erfahrungswelt von vorn herein besitze, so erhöhte dieser Umstand den Werth der L. um ein Bedeutendes. Man konnte nicht umhin, den Formen des Denkens fortan auch eine gewisse inhaltsvolle Bedeutung zuzugestehen, zwar nicht in Beziehung auf den speciellen Stoff der Erfahrungswelt, wol aber in Beziehung auf die allgemeinen Gesetze, denen dieser Stoff unterworfen ist. Die L. blieb daher in dieser Hinsicht nicht mehr eine blos formale oder subjective, sondern wurde zu einer zugleich in den Inhalt der Erfahrung eingreifenden oder objectiven Wissenschaft. Hegel ist in dieser Richtung so weit gegangen, die L. mit der Metaphysik gänzlich in Eins zu schmelzen. Die Hegel'sche L. ist eine Wissenschaft des Universums, unter welche alle Dinge ohne Ausnahme fallen, inwiefern sie gemäß den allgemeinen und nothwendigen Gesetzen des Daseins, welche eben die allgemeinen Denkgesetze selbst sind, leben und existiren. Der Begriff bewegt sich nach Hegel wesentlich in den schon von Aristoteles festgesetzten Formen des Urtheils und des Schlusses, aber die Art seiner Bewegung oder des Uebergangs seiner Momente ineinander ist eine eigenthümliche, von Hegel zuerst erfundene

und wird mit Beziehung auf Platonische Dialoge (namentlich den «Parmenides») eine Dialektik der Begriffe oder ein Umschlagen derselben ineinander genannt. Hegel's L. zerfällt in drei Theile: in die Lehre vom Sein, vom Wesen und vom Begriff, und die letztere wieder in die Lehre vom subjectiven Begriff, dem objectiven Begriff und der absoluten Idee. Hegel's «Wissenschaft der L.» erschien 1812—16. Unter den zum Theil sehr modificirten spätern Bearbeitungen desselben Systems sind auszuzeichnen die von Werder (1841), Erdmann (1841 und 1864), Rosenkranz (1858), Kuno Fischer (1852 und 1865). Aehnliche Versuche einer Verschmelzung der L. mit der Metaphysik wurden bereits früher angebahnt durch J. G. Fichte («Wissenschaftslehre» 1794), Bardili, Krause, J. J. Wagner («Organon» 1830), Schleiermacher, Franz v. Baader u. a. Eindringende Kritiken der Hegel'schen L., verbunden mit Versuchen zur Fortbildung und Umgestaltung derselben, sind enthalten in den Arbeiten von Trendelenburg («Logische Untersuchungen», 1840; 2. Aufl. 1864), Lotze, J. H. Fichte, Weiße, Ulrici («System der L.» 1852) u. a. Dabei wurde durch Trendelenburg's «Geschichte der Lehre von den Kategorien» und Prantl's «Geschichte der L. im Abendlande» das Auge der Forscher in Beziehung auf die Errungenschaften dieser Wissenschaft in der Vergangenheit wesentlich geschärft. Mitten in diesen Schwankungen der Wissenschaft hat sich als unveränderter und unzerstörbarer Kern die Aristotelische Grundlehre von den Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse erhalten. Der wichtigste Theil derselben ist die in der ersten Analytik vorgetragene und dort zugleich mit einer bewunderungswürdigen Denkgewandtheit in Ausübung gesetzte Lehre von den Schlußfiguren. (S. Syllogismus.) Dieselbe wurde das Mittelalter hindurch von den Scholastikern (s. d.) aufs fleißigste gepflegt und geübt und blieb auch in neuer Zeit in einem Ansehen, welches durch Kant's berühmten Angriff («Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren», 1763) nur vorübergehend erschüttert wurde. Um die L. als wissenschaftliche Methodenlehre haben sich in den letztverflossenen Jahrhunderten besonders Baco, Locke, Leibniz, Wolf, Lambert und Ploucquet verdient gemacht. Was Kant in seiner Vernunftkritik unter dem Namen einer transscendentalen L. vortrug, enthält den ersten Keim von der durch Hegel ins Große ausgeführten metaphysischen Anwendung der Denkgesetze. Unter den neuesten Bearbeitungen der L. im alten oder Aristotelischen Sinne verdienen Bachmann, Beneke, Lotze, Drobisch hervorgehoben zu werden. In England hat die L. durch Whewell als eine «Philosophy of the inductive sciences» (2. Aufl., Lond. 1852) eine neue Bearbeitung erfahren, und in ähnlicher Art durch Mill («System der deductiven und inductiven L.», deutsch von Schiel, 2. Aufl., Braunschw. 1862—63).

Logographen heißen die ältesten griech. Geschichtschreiber, insofern sie die Sagen, besonders über die Gründung einzelner Städte, zuerst in Prosa aufsetzten, im Gegensatz der epischen Dichter. Fast alle, unter ihnen die vorzüglichsten, wie Kadmos, Dionysios und Hekatäos aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthos der Lydier, Pherekydes von Syros und Hellanikos von Mitylene, gehören nach Jonien und lebten am Ende des 6. und zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr., sodaß Herodot dann gleichsam von ihnen den Uebergang zu den eigentlichen Geschichtschreibern bildet. Die Bruchstücke derselben gab Creuzer in den «Historicorum Graecorum fragmenta» (Heidelb. 1806), vollständiger unter demselben Titel Müller (Par. 1841) heraus.

Logogriph heißt seiner griech. Ableitung nach ein Buchstaben- oder Worträthsel, wobei ein Wort durch das Hinzusetzen oder das Wegnehmen eines oder mehrerer Buchstaben jedesmal eine andere Bedeutung erhält, z. B. Greis, Reis, Eis u. s. w. Bei den alten Griechen war schon der Griphos beliebt, d. h. eine künstlich verschlungene und schwer aufzulösende Rede oder Frage, dergleichen man zum Scherz und zur Unterhaltung bei Tafel vorlegte, worauf gewöhnlich derjenige, der die richtige Deutung gab, mit einem Kranze belohnt wurde, während er im Gegentheile ein mit einem salzigen Getränke angefülltes Gefäß ohne abzusetzen austrinken mußte.

Logos, das griech. λόγος, eigentlich «Wort», bedeutet in der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie den von Ewigkeit her gedachten Gedanken Gottes von sich selbst, der zum Zwecke der Weltschöpfung aus Gott herausgetreten sei, Gottes schöpferische Weisheit und Vernunft, das Princip aller Gottesoffenbarung im Endlichen. Um die Mitte des 2. Jahrh. begannen philosophisch gebildete Kirchenlehrer, diese Vorstellung zur Apologie des Christenthums vor der griech. Philosophie zu benutzen und die christl. Religion als die vollkommene Offenbarung des schon in der heidnischen Welt wirksam gewesenen göttlichen, in Jesus Christus aber Fleisch gewordenen L. zu betrachten. Das vierte Evangelium führte dann die Logosidee immer allgemeiner in den kirchlichen Vorstellungskreis ein. Einer Zeit, welche in Christus nicht mehr einen bloßen Menschen sah, dennoch aber Bedenken trug, den ewigen Gott selbst in Menschengestalt erscheinen zu lassen, mußte eine Lehrform willkommen sein, welche, zwischen diesen beiden An-

schauungen mitteninne stehend, in Christus ein göttliches, aber Gott untergeordnetes Mittelwesen sah. Doch fand die Logoslehre erst sehr allmählich allgemeine Anerkennung und wurde noch zu Ende des 2. Jahrh. in Rom als Zweigötterei verworfen.

Lohe nennen die Landwirthe und Gärtner eine bei den Pflanzen, besonders bei Feld- und Gartengewächsen, namentlich bei Obstbäumen vorkommende Krankheit, bei welcher die Blätter zusammenschrumpfen und absterben. Da dieselben wie vom Feuer versengt aussehen, so bezeichnet man die Krankheit auch als das Versengen der Blätter. Besonders ist die L. dem Weinstocke sehr schädlich, indem die befallenen Stöcke die Trauben nicht zur Reife bringen. Die Ursachen der Erscheinung sind jedenfalls sehr verschiedener Art, denn daß die L. «vom Himmel falle», glaubt gegenwärtig wenigstens kein gebildeter Landwirth oder Gärtner mehr. Beim Weinstock soll die L. eine Folge anhaltender Trockenheit oder austrocknender Winde (besonders Ostwinde) sein. Bei andern Pflanzen hat man sehr häufig durch parasitische Pilze hervorgebrachte Blattkrankheiten als L. bezeichnet. Oft dürfte sie auch von Frost oder Erkältung nach heißem Wetter herrühren. Offenbar werden unter L. sehr verschiedenartige Krankheiten der Pflanzen zusammengeworfen, und es wäre zweckmäßig, diesen Ausdruck als Krankheitsbezeichnung ganz zu verbannen.

Lohengrin heißt nach dem Namen des Hauptbelden ein mittelhochdeutsches Gedicht, das in zehnzeiligen Strophen um 1300 von einem unbekannten Dichter verfaßt, aber nur spätere Bearbeitung und ungeschickte Erweiterung eines ältern Werks ist. Es schließt sich an den zweiten Theil des Gedichts vom Wartburgkrieg (s. d.) an, und der mythisch gewordene Wolfram von Eschenbach, der in diesem gegen Klingsor auftritt, ist als Erzähler der Geschichte dargestellt. Dem Inhalt nach ist in ihm die Sage vom Schwanenritter, die auch Konrad von Würzburg zum Gegenstand eines Gedichts machte, und deren verschiedene Fassungen in den «Deutschen Sagen» von den Brüdern Grimm (Bd. 2) zusammengestellt sind, mit der vom Gral (s. d.) und mit sagenhaften Erzählungen von des deutschen Königs Heinrich I. Thaten verbunden. Der Schluß enthält noch eine Uebersicht der Begebenheiten von Heinrich's I. bis auf Heinrich's II. Zeit. L. selbst oder Loherangrin (gebildet aus dem Namen des Helden eines franz., zum karolingischen Sagenkreis gehörigen Gedichts, Garin le Loherain) ist Parzival's (s. d.) Sohn, wird durch Gott von dem Gral der Herzogin Elsan von Brabant als Kämpe gegen Friedrich von Telramunt zugesendet, der sie wider ihren Willen freien wollte, und auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Nachdem Friedrich durch ihn gefallen, wird Elsan sein Weib. Er hilft dem Kaiser Heinrich die Ungarn schlagen, zieht mit ihm nach Italien und siegt dort, von Petrus und Paulus im Kampf begleitet, vor Rom über die Sarazenen, die den Papst bedrängen. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Elsan wider sein Verbot ihn um seine Herkunft; vergebens weigert er die Antwort. Als sie zum dritten mal in ihn dringt, erklärt er sich, zugleich aber, daß er sie nun verlassen müsse. Der Schwan erscheint wieder, und mit Kummer scheidet er von ihr und seinen Knaben Lohengrin und Johann, um zum Gral nach Indien zurückzukehren. Die frühere, sehr mangelhafte Ausgabe von Glöckle, mit einer Einleitung von Görres (Heidelb. 1813), wurde neuerdings durch eine bessere kritische von Rückert (Quedlinb. 1858) ersetzt. Eine zweite, noch ungedruckte Bearbeitung derselben Sage im nämlichen Versmaß befindet sich in der Piaristen-Handschrift des Heldenbuchs in Wien. Sie ist zwar erst im 15. Jahrh. verfaßt, der Inhalt zeigt sich aber hier weit einfacher, ohne den unpassenden zweiten Theil, und schließt sich dem ursprünglichen verlorenen Gedicht, aus dem auch sie geflossen, offenbar genauer an. R. Wagner benutzte den Stoff zu einer Oper.

Lohenstein (Kasp. Dan. von), eins der Häupter der zweiten Schlesischen Dichterschule, geb. 25. Jan. 1635 zu Nimptsch, studirte nach dem Besuch eines breslauer Gymnasiums seit 1652 in Leipzig und Tübingen die Rechte und bereiste dann Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. 1666 wurde er würtemb.-ölsnischer Regierungsrath und später kaiserl. Rath und erster Syndikus in Breslau, wo er 28. April 1683 starb. Seine dichterischen Werke sind sechs Trauerspiele und «Blumen», d. h. lyrische Gedichte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, großentheils Gelegenheitsgedichte. L. hatte das Bestreben, der Phantasie ihre Rechte in der Dichtung wieder einzuräumen, nachdem sie von Opitz und dessen Anhängern allzu sehr beschränkt worden war. Aber ohne einen gründlich gebildeten Geschmack, auf den namentlich die schwülstigen Italiener, wie Marino, gewirkt hatten, wußte er nicht Maß zu halten. Wenn auch nicht so lüstern wie sein Zeitgenosse Hofmannswaldau (s. d.), geht er doch, namentlich in seinen Trauerspielen, mit Vorliebe auf Darstellung des Schauderhaften und sogar des Widerlichen ein. Er häuft in ihnen Beweise einer ganz unstatthaften Gelehrsamkeit auf, während dieselben auf der andern

Seite ein bedeutendes Talent beweisen. Ohne hervortretende Eigenthümlichkeit sind seine lyrischen Gedichte. L. fand bis in den Anfang des 18. Jahrh. so viele Nachahmer, daß der Name Lohensteinianer zum literarischen Parteinamen wurde. Gesammelt sind seine Dichtungen in den «Trauer- und Lustgedichten» (Bresl. 1680; Lpz. 1733). Von seinen prosaischen Schriften ist zu nennen «Arminius und Thusnelda, ein Heldenroman» (2 Bde., Lpz. 1689; umgeänderte Ausg., 4 Bde., Lpz. 1731). In der Anlage höchst mangelhaft, enthält dieser Roman neben theils schwülstigen, theils faden Partien manche werthvolle Einzelheiten, die ihn unter den Kunstromanen des 17. Jahrh. obenanstellen. Das Werk wurde von L. unvollendet hinterlassen und erst von dessen Bruder, dann vom Pfarrer Wagner in Leipzig fortgeführt. Vgl. Passow, «Kaspar Daniel von L.» (Meining. 1852).

Löher (Franz von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 15. Oct. 1818 zu Paderborn, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst und studirte dann zu Halle, München, Freiburg und Berlin die Rechte, beschäftigte sich aber zugleich vielfach mit Geschichte, Naturwissenschaft und Kunst. Seit 1841 arbeitete er fünf Jahre hindurch an den Unter- und Obergerichten seiner Vaterstadt. Neben Gedichten, Festspielen u. s. w. veröffentlichte L. während dieser Zeit auch verschiedene jurist., rechtshistor. und geschichtliche Arbeiten, von denen besonders die Schrift «Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen» (Halle 1846) sehr beifällig aufgenommen wurde. Nachdem er bereits einen großen Theil Europas besucht, trat er im Juli 1846 über England und Wales eine größere Reise nach Amerika an, wo er von Neuyork aus Canada und die Vereinigten Staaten durchstreifte. Während des Winters hielt er sich in Cincinnati auf. Hier vervollständigte er die von ihm gesammelten Materialien zur Geschichte der Deutschen in Amerika, von denen er einen Theil in den Schriften «Des deutschen Volks Bedeutung in der Weltgeschichte» (Cinc. 1847) und «Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika» (Cinc. 1848) verarbeitete. Gegen Weihnachten 1847 kehrte L. über das nördl. Frankreich nach Paderborn zurück, wo er in der Bewegung von 1848 Stadtverordneter wurde und durch die von ihm begründete «Westfälische Zeitung» nicht geringen Einfluß übte. Weil er das Recht der preuß. Nationalversammlung gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel vertrat, verhaftete man ihn im Dec. 1848 mit mehrern andern und verwickelte ihn in einen polit. Proceß, der jedoch mit seiner Freisprechung endete. Im Frühjahr 1849 in die preuß. Zweite Kammer gewählt, hielt er sich hier zur gemäßigten Linken. Bald darauf trat er als Assessor bei dem Appellationsgericht in Paderborn ein, während er zugleich als Vorsteher der Stadtverordneten sich lebhaft an den städtischen Angelegenheiten betheiligte. In dieser Zeit verfaßte er die epische Dichtung «General Spork» (Gött. 1854), die zu den besten neuern Werken dieser Gattung gehört, und eine gediegene jurist. Arbeit, «Das System des preuß. Landrechts» (Paderb. 1852). Ohne Aussicht auf rasche Beförderung, ging er indeß nach Göttingen, wo er sich 1853 an der Universität habilitirte und bald einen ansehnlichen Zuhörerkreis um sich versammelte. Neben rechtshistor. Studien veröffentlichte er in dieser Stellung «Aussichten für gebildete Deutsche in Nordamerika» (Berl. 1853) und die trefflichen Reiseskizzen: «Land und Leute in der Alten und Neuen Welt» (3 Bde., Gött. 1854—58). Im Herbst 1855 berief ihn König Maximilian II. von Baiern als Secretär für den literarisch-wissenschaftlichen Dienst nach München in seine unmittelbare Nähe und verlieh ihm bald darauf auch eine Professur an der Universität. L. erwarb sich rasch das Vertrauen des Königs, an dessen Unternehmungen für Wissenschaft und Literatur er einen bedeutenden Antheil hatte. Nach dem Tode Maximilian's (März 1864) wurde L. von dessen Nachfolger zum Director des Reichsarchivs ernannt und seine Thätigkeit in diesem Amte 1866 mit dem Orden der bair. Krone anerkannt. Seine Studien waren in München vorzugsweise der Geschichte gewidmet. Außer zahlreichen kleinern Schriften veröffentlichte er das Werk «Jakobäa von Baiern und ihre Zeit» (Bd. 1, Nördl. 1861), eine treffliche Leistung auf dem Gebiete moderner Geschichtschreibung. Einen Theil seiner archivalischen Forschungen in Belgien, Frankreich und den Niederlanden legte er in den «Beiträgen zur Geschichte der Jakobäa von Baiern» (2 Thle., Münch. 1865—66) nieder. Im Sommer 1863 unternahm L. im Auftrage des Königs eine Reise nach Rom und Unteritalien, über die er in dem Werke «Neapel und Sicilien» (2 Bde., Münch. 1864) berichtete.

Lohgerberei oder Rothgerberei ist die Kunst, rohe Thierhäute mittels gerbstoffhaltiger Vegetabilien, namentlich Lohe (Eichen-, Fichten- und andere Rinden), Knoppern, Galläpfel, Catechu, zu gerben, d. h. in Leder zu verwandeln, welches loh- oder rothgares Leder genannt wird. (S. Gerben und Leder.)

Lohmann (Friederike), geb. Ritter, bekannt durch ihre zahlreichen Romane, wurde 25. März

1749 in Wittenberg, wo ihr Vater als Professor der Rechte lebte, geboren. Ihre erste Ehe mit dem Accisinspector Häbler in Zwickau wurde getrennt; sodann verheirathete sie sich mit dem Auditeur L. in Schönebeck bei Magdeburg. Sie starb in Leipzig 21. Dec. 1811. Ihre zahlreichen Romane und Novellen, z. B. «Gedichte und Aufsätze» (Dessau 1793) und «Klara von Wallburg» (2 Bde., Lpz. 1796), sind nicht ohne Geschick geschrieben und auf den Zeitgeschmack berechnete Rittergeschichten und Familiengemälde in Lafontaine's Art. — Noch zahlreicher sind die gleichartigen Arbeiten ihrer Tochter, Emilie Friederike Sophie L., welche 1784 in Schönebeck geboren ward und 15. Sept. 1830 in Leipzig starb. Ein Theil ihrer Schriften erschien gesammelt unter dem Titel «Neueste gesammelte Erzählungen» (16 Bde., Lpz. 1828—32), mit einer Lebensbeschreibung der Verfasserin von Fr. Kind, und «Sämmtliche Erzählungen», mit einem Vorwort von Frau von Paalzow (18 Bde., Lpz. 1844).

Loir (Lidericus), ein Fluß im nordwestl. Frankreich, hat seinen Ursprung im Depart. Eure-Loir, durchfließt in südwestl. Richtung das ebenfalls nach ihm benannte Depart. Loir-Cher sowie Sarthe und Maine-Loire und mündet links in die Sarthe nahe vor deren Vereinigung mit der Mayenne, einem Nebenflusse der Loire, 1 M. nördlich von Angers, nach einem Laufe von $41^3/_4$ M., auf welchem er rechts die Ozanne und Braye, links die Conie, den Long und die Meaulne aufnimmt, die Städte Bonneval, Châteaudun, Fréteval, Vendôme, Les-Roches, Château du Loir, Le-Lude, La-Flèche und Durtal berührt und von Château du Loir an $15^1/_2$ M. weit mittels 40 Schleusen schiffbar ist. — Das Departement Loir-Cher, aus Theilen von Orleannais und einem kleinen Stücke von Touraine gebildet, hat ein Areal von 115,34 Q.-M., zerfällt in die drei Arrondissements Blois, Romorantin und Vendôme, hat zur Hauptstadt Blois (s. d.) und zählt nur 269029 E. in 24 Cantonen mit 298 Gemeinden. Fast durchweg flach und gegen Südwesten abgedacht, gehört es zum Bassin der Loire, welche als Hauptstrom das Innere durchfließt und hier den Cosson und Beuvron aufnimmt, während der Norden durch den L. mit der Braye, der Süden durch den Cher mit der Sauldre bewässert wird. Loire, L. und Cher sind schiffbar. Der südöstl. Landstrich, ein Theil der durch ihre Unfruchtbarkeit berüchtigten Sologne, bietet eine unabsehbare Ebene dar, die theils mit Moorgründen und zahlreichen Teichen, theils mit Sandschichten auf thoniger Unterlage bedeckt ist. An den Ufern des Cher ist der Boden kreidig, strichweise aus 40—50 F. tiefen Feuersteinbänken bestehend; der Nordosten, ein Theil der Landschaft Beauce, hat fette, schwarze Fruchterde. Das Klima ist mild und, wo keine Moräste sind, gesund. Man gewinnt Buchweizen und Getreide über den Bedarf, eine große Menge Wein, der zum Theil in Branntwein (Orleans genannt) verwandelt wird, außerdem viel Garten- und Hülsenfrüchte, Obst, Hanf und Runkelrüben. Die Ackerfelder nehmen 70, die Waldungen $12^1/_2$ Q.-M. (ein Theil des großen Forstes von Orleannais) ein. Die ausgedehnten Wiesen und Weiden werden zur Zucht von Rindvieh, Schafen und besonders auch von Pferden (Solognottes und Percheronnes) benutzt. An Geflügel, Kleinwild und Fischen ist Ueberfluß; die Goldkarpfen des L. haben einen gewissen Ruf. Das Mineralreich liefert Eisen, etwas Blei, Kalk, Töpfererde und vorzüglich Feuersteine, die bei St.-Aignan in großer Menge gebrochen werden. Obgleich das Departement ein ackerbauendes ist, so zeigt doch auch die Industrie Lebhaftigkeit. Man findet, außer dem Bergbau auf Eisen (24 Bergwerke, 5 Hütten und Hohöfen), Glashütten, Kalköfen, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Runkelrübenzucker-, Tuch-, Droguet-, Leder-, Handschuh- und Papierfabriken. Der Handel führt theils landwirthschaftliche, theils Industrieproducte aus, namentlich Wein, Branntwein, Hanf und Holz. Die Einwohner sind in der Bildung ziemlich zurück, doch gutmüthig und treu. Sie sprechen indessen besser französisch als andere, am reinsten in Blois, und wohnen ärmlich in weit voneinanderliegenden Dörfern.

Loire (lat. Liger), der größte Fluß in Frankreich, der das Herz des Landes mit dem Ocean in Verbindung setzt, umfaßt ein Stromgebiet von 2120 Q.-M. und hat eine Stromlänge von 135 M. Der Fluß entsteht in der Centralmasse der Cevennen, in dem Hochlande von Velay, und zwar in einer Höhe von 4418 F., an dem 4808 F. hohen Gerbier de Jonc im Depart. Ardèche. Die Hälfte seines Laufs fließt der von S. gegen N., in einem anfangs wildromantischen und felsigen, weiterhin lieblichen Gebirgsthale, welches rechts von den Gebirgszügen des Mont-Pilat, Mont-Tarare, von Lyonnais, Charollais und Morvan, links von dem Forezgebirge und den Magdalenenkuppen begrenzt und von einigen Querketten derselben, die der Strom zu durchbrechen hat, durchsetzt wird. Sodann wendet sich der Lauf des Flusses von Nevers nordwestwärts über La Charité, Cosne, Gien nach Orleans, darauf in sanften Biegungen gegen W. über Blois, Amboise, Tours, Saumur, Angers, Ancenis und Nantes und mündet, buchtenartig erweitert,

bei St.-Nazaire in das Atlantische Meer. Die L. nimmt 41 Flüsse auf, darunter 13 schiffbare. Die bedeutendsten sind links der Allier, Cher, Indre, die Vienne mit der Creuse, der Thoué und die Sèvre-Nantaise; rechts nur der Arroux und die Mayenne mit der durch den Loir verstärkten Sarthe. Die L. selbst ist von Retournac im Departement Ober-L. bis Noirie im Departement L. $6\frac{1}{2}$ M. weit flößbar, von da an aber für Flußschiffe 105 M. und bei Nantes noch 7 M. für Seeschiffe, im ganzen 112 M. weit schiffbar. Aber ihre Tiefe ist nicht überall und zu jeder Jahreszeit für die Schiffahrt genügend, vermindert sich sogar von Jahr zu Jahr. Der Fluß arbeitet fortwährend an der Erhöhung seines Bettes und der Bildung neuer Inseln und Bänke, indem er das durch sein bedeutendes Gefälle thalabwärts getragene Gerölle fallen läßt. Infolge dessen tritt die L. häufig über ihr Bett mit verheerenden Ueberschwemmungen. Wegen der Wichtigkeit der Wasserstraße, welche die L. darbietet, hat man seit 1822 den Seitenkanal (Canal latéral à la L.) angelegt, der von Digoin an auf dem linken Ufer bis Briare, nahe unterhalb Chatillon, $26\frac{1}{2}$ M. weit durch fünf Departements geführt ist. Außerdem, daß die L. den gemeinsamen Ausgangsweg für eine große Zahl von längern und kürzern natürlichen Schiffahrtslinien bildet, welche sich nord- und südwärts des Stroms mannichfach verzweigen, ist sie auch durch die Kanäle von Berri und Montluçon mit dem obern Cher verbunden sowie mit der Saône durch den Central- oder Kanal von Charollais, mit der Seine durch die Kanäle von Briare und Orleans, welche die L. bei den gleichnamigen Städten verlassen, sich bei Montargis vereinigen und unter dem Namen des Loingkanals längs des Loing zur Seine führen. Mittelbar ist sie durch diese Kanäle zugleich mit dem Rhône und dem Rhein in Verbindung gesetzt. Außerdem führt eine sehr wichtige, mehrfach verzweigte Wasserstraße aus der L. zu den Nordküsten: der über 50 M. lange Kanal von Nantes nach Brest. Die Wichtigkeit der L. für Frankreich ergibt sich zugleich daraus, daß sie in der Geschichte des Landes oft als Grenzfluß erscheint: erst zwischen Aquitania und Gallia Lugdunensis, dann zwischen den Westgothen und Franken bis 507, dann in den Kriegen des Mittelalters gegen die Araber (Schlacht bei Tours 732) und gegen die Engländer (Belagerung von Orleans, 1429), in den Hugenottenkriegen und in der neuern Zeit bei dem Einfalle der Alliirten. Auch waren Gien, Orleans, Blois, Tours, Amboise und mehrere Schlösser an der L. zu verschiedenen Zeiten die Residenz fränk. und franz. Könige. Das Tiefland der L., welches vom Atlantischen Ocean golfähnlich sich ostwärts bis Nevers erstreckt, bildet eine wellenförmige, fruchtbare, blühende Ebene, die sehr sanft im S. zu den Terrassen von Limousin und Bourbonnais, im N. zu den Bergländern der Normandie und Bretagne aufsteigt, dort in Hügellandschaften von 4—600 F., hier in flachen Ebenen von 2—300 F. Höhe. Die L. durchströmt 12 Departements, und 6 sind entweder ganz oder zum Theil nach ihr benannt, nämlich: die Departements L., Ober.-L., Unter-L., Saône-L. (s. Saone), Maine-L. (s. Maine) und Indre-L. (s. Indre).

Das Departement L., die alten Grafschaften Forez und Beaujolais und Theile von Lyonnais umfassend, 86,44 Q.-M. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Montbrison, Roanne und St.-Etienne, mit 30 Cantonen und 320 Gemeinden, zählt 517603 E. und hat seit 1852 nicht mehr Montbrison, sondern St.-Etienne (s. d.) zur Hauptstadt. Mit Ausnahme des südöstl. Theils, der zum Bassin des Rhône gehört und diesem Strome den Gier und die Diaume zusendet, bildet es ein weites Hochthal zu beiden Seiten der L., das im O. durch die Gebirge von Mont-Pilat, Mont-Tarare und Charollais, im W. durch das Forez- und Magdalenengebirge begrenzt, außer dem Hauptstrome von dessen Nebenflüßchen Furand, Coise, Gand und Sornin rechts, Bouson, Mare, Lignon, Aix und Tessonne links bewässert wird und außer den Ebenen Enfeurs, von Montbrison und Roanne ganz aus Bergland besteht. Ein steiniger Boden lagert auf und an den Bergen, ein nur theilweise fruchtbarer in den Thälern. Im Thale der L. ist das Klima mild und außer einer mit Teichen bedeckten Ebene im Mittelpunkte des Departements gesund, rauher dagegen in den Gebirgsgegenden. Weder Getreide noch Wein (darunter Côte rôtie am Rhône) decken den Bedarf, dagegen werden in Fülle vortreffliches Obst, besonders aber Kastanien (unter dem Namen Lyoner Maronen bekannt) und Welsche Nüsse sowie Hanf gewonnen. Auf den guten Wiesenwachs stützt sich die mit großer Sorgfalt betriebene Rindviehzucht und die Bereitung von geschätzten Käsen (La Roche, Barassin). Ansehnliche Fichtenwälder liefern Holz, Kohlen, Terpentin und andere Forstproducte, das Mineralreich Granit, Porphyr, Marmor und Flintensteine, wenig Metall, aber außerordentlich viel Steinkohlen. Auch Mineralquellen finden sich zu St.-Galmier und im Dorfe St.-Alban. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Bergbau, Eisengießerei, Verfertigung von Eisen-, Stahl-, Blech-, Quincailleriewaaren aller Art und Waffen, wofür der Hauptort St.-Etienne ist, sodann auch

mit Baumwoll-, Leinen-, Batist-, Seidenbandmanufacturen, Gerberei, Papier-, Tapeten- und Glasfabrikation. Die Production dieser Industrie bildet die Grundlage des beträchtlichen Handels, zu dessen Förderung die Eisenbahnen dienen.

Das Departement Ober-L. (Haute-L.), fast im Mittelpunkte Frankreichs, aus Bestandtheilen von Languedoc, hauptsächlich aus Velay, und des Herzogthums Auvergne sowie der Landschaft Forez gebildet, ist 90,12 Q.-M. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Le-Puy, Yssengeaux und Brioude, mit 28 Cantonen und 260 Gemeinden, zählt 305521 E. und hat zur Hauptstadt Le-Puy. Von Zweigen der Cevennen und des Auvergnegebirgs durchzogen, bietet es einen großartigen Wechsel von Bergen und Thälern dar und ist durch seine geologisch-vulkanischen Formationen und malerischen Naturschönheiten höchst ausgezeichnet. Weit und breit sind dürre Flächen, bedeckt mit vulkanischen Auswürfen, namentlich mit großen Lavamassen, die bedeutende Hügel und zum Theil 80 F. hohe Felsen und bei Denise einen 200 F. hohen Obelisken mit einer Kapelle auf der Spitze bilden, durchzogen von merkwürdigen Basaltbildungen, die z. B. bei dem Dorfe Espaille unweit Le-Puy, wo auch Geschiebe von Edelsteinen, Hyacinthen, Granaten und Saphire sich finden, eine der herrlichsten Basaltcolonnaden, zum Theil von 60 F. hohen Säulen, darstellen. Auch zwei deutliche Krater sind nachweisbar im S. und N. von Le-Puy; der 80 F. tiefe See von Bouchet von ovaler Form und mit Lava- und Puzzolanufern, und der Krater von Bars, welcher trocken oder nur sumpfig ist. Die L. im O. und der Allier im W. fließen nordwärts, jene mit der Borne, dem Auzon und Lignon, dieser mit der Dège, der Senouire und dem Alagnon. Der Sommer ist heiß, der Winter kalt und stürmisch; fast sechs Monate deckt Schnee die unfreundlichen Gebirgsgipfel. Die Temperaturdifferenz ist bei den bedeutenden Niveauunterschieden so groß, daß die Ernten in den verschiedenen Cantonen zwei Monate auseinanderfallen, daß in den untern Wein, in den obern kaum Roggen gedeiht. Der Boden ist in den Thälern und auf dem Hügellande sehr fruchtbar, im ganzen aber deckt er nicht den Bedarf an Getreide und Wein, erzeugt jedoch hinlänglich Gartengewächse, Obst und namentlich viel Kastanien. Der Ackerbau hat indeß nur wenig Fortschritte gemacht; der Hauptreichthum des Landes ist die eifrig betriebene Viehzucht, besonders die Rindvieh-, Schaf- und Maulthierzucht. Das Mineralreich liefert nur etwas silberhaltiges Blei, ziemlich viel Steinkohlen und vortreffliche Bausteine, Marmor, Wetz- und Mühlsteine. Die Industrie ist im ganzen nicht bedeutend; doch sind mehrere Städte sehr gewerbfleißig, besonders in Seiden-, Spitzen- und Blondenmanufactur, in Papier-, Tuch- und Hutfabrikation u. s. w. Der Handel führt Fabrikate, hauptsächlich aber Maronen, Hülsenfrüchte, Schafe, Maulthiere und Breter aus. Jährlich wandern Tausende der Bewohner nach dem übrigen Frankreich, um als Bretschneider, Schornsteinfeger, Erdarbeiter u. s. w. ihr Leben zu fristen.

Das Departement Unter- oder Nieder-L. (L. inférieure), im westl. Frankreich, aus dem südlichsten Theile der Bretagne gebildet, ist 124,83 Q.-M. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Nantes, Ancenis, Châteaubriant, Paimboeuf und Savenay, mit 45 Cantonen und 208 Gemeinden, zählt 580207 E. und hat zur Hauptstadt Nantes (s. d.). Die atlantische Küste hat eine Länge von 25 St., ist ganz flach, sandig oder moorig, erweitert sich durch Anschwemmung mehr und mehr, bietet im N. die Baien von Pennebe und Pembron zu beiden Seiten der Landspitze von Piriac, in der Mitte den Mündungsbusen der L. und im S. die Bai von Bourgneuf dar. Die Oberfläche des Departements ist sehr einförmig, besonders im NW. und S.; einige Hügel erheben sich im N., ziehen bis in die Nähe der Mündung der L. und scheiden deren Bassin von dem der Vilaine. Die L. durchströmt es von O. nach W., nimmt rechts den Erdre und Brivé, links die Sèvre-Nantaise und den Acheneau auf, d. i. den Abfluß des 1½ Q.-M. großen Sees Grand-Lieu. In die Vilaine fließen der Don und Isac. Das Klima ist mild, aber bei den vorherrschenden Seewinden feucht. Der Boden, theils aus Granit oder Schiefer, theils aus Alluvionen bestehend, ist fast überall mit fruchtbarer Erde bedeckt. Getreide, Gartenfrüchte, Kirschen und Kastanien werden in Menge gewonnen. Weinpflanzungen bedecken das ganze linke Ufer der L. und die Seeküste, liefern aber nur ein mittelmäßiges Getränk, welches durch Obstwein ergänzt wird. Die Eichenwälder nähren mit ihren Eicheln eine große Menge Schweine, außer welchen viel Rindvieh, namentlich auch die geschätzten nantaiser Ochsen sowie Pferde, Schafe, Geflügel und Bienen gezogen werden. Der Herings-, Sardellen- und Stockfischfang, die Fischerei auf der L., dem Grand-Lieu und den Teichen sowie an den Küsten, wo noch der Hummern- und Austernfang hinzutritt, ist von Bedeutung. Eisenlager sind weit verbreitet, Steinkohlen werden in Menge unter anderm bei Montrelais, schöner Granit, grauer Marmor, Schiefer und Kalkstein an verschiedenen Orten gebrochen und Seesalz in großer Menge gewonnen.

Die Industrie beschäftigt sich mit Verfertigung von Eisenwaaren, Glas, Fayence, Baumwollwaaren, Leinwand, Zwillich, Flanell, Tauen, Leder, Hüten, Papier, Korkpfropfen, Bürsten, Branntwein, Liqueur, und die Schiffswerfte liefern eine Menge Fluß- und Seeschiffe. Hinsichtlich des Handels ist das Departement eins der wichtigsten; seine Hauptstadt Nantes (s. d.) ist einer der bedeutendsten Handelsplätze in Frankreich.

Loiret, ein Departement im innern Frankreich, zu beiden Seiten der Loire, benannt nach dem ganz kleinen aber schiffbaren Flüßchen L., welches nahe unterhalb Orleans links in die Loire sich ergießt, umfaßt den östl. Theil von Orleannais oder das eigentliche Orleannais, die östl. Sologne, Dunois und fast ganz Gâtinais orleannais. Es ist 122,97 Q.-M. groß, zerfällt in die vier Arrondissements Orleans, Gien, Montargis und Pithiviers, in 31 Cantone und 349 Gemeinden, zählt 352757 E. und hat zur Hauptstadt Orleans (s. d.). Die Oberfläche ist im ganzen einförmig flach. Die Höhen des Waldes von Orleans trennen das Bassin der Loire von dem der Seine, werden aber durch die in den Kanal des Loing sich vereinigenden Kanäle von Orleans und Briare überschritten, wodurch sich eine künstliche Verbindung beider Stromgebiete und Wasserstraßen herstellt. Der Boden ist strichweise schwer und fett, anderwärts leicht und sandig, überall mit Sorgfalt bebaut. Das Klima ist mild und angenehm. Der Landbau zeigt sich sehr vorgeschritten. Man baut Getreide, namentlich Hafer, weit über den Bedarf, gewinnt viel Wein, besonders am Loireufer ziemlich guten rothen Tischwein, während der Weißwein größtentheils zu dem geschätzten Orleansessig verwendet wird, außerdem Gartengewächse, sehr gutes Obst, Raps, Hanf, Flachs und in Gâtinais den besten franz. Safran. Die Waldungen, unter denen der Forst von Orleans in der Mitte, der Wald von Montargis im O. die bedeutendsten sind, nehmen 11¼, das Heideland 8 Q.-M. ein. Schöne Weideplätze und der starke Anbau von Futterkräutern begünstigen die Rinder- und Schafzucht. Mit großen Mengen von Geflügel versorgt man Paris, und die Flüsse und Teiche liefern Fische im Ueberfluß. Das Mineralreich bietet nur Bausteine und Töpferthon dar; Mineralquellen finden sich zu Segray. Neben der Landwirthschaft widmet man auch der Industrie große Aufmerksamkeit. Seit langer Zeit stehen die Zuckerraffinerien, Weinessig- und Branntweinfabriken von L. in Ruf. Dazu kommen Manufacturen in ordinärem Tuch, Wolldecken, Sersche, Papier, Papiertapeten, Leder, Fayence, Thonpfeifen, Stärke u. s. w. Der Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Stabholz, Thonpfeifen, Zucker und andern Fabrikaten ist lebhaft und wird durch die Loire, die Kanäle und Eisenbahnen befördert.

Loki heißt ein Gott der skandinav. Mythologie, der ursprünglich Feuergott war (daher seine alten Namen Logi und Lodr), später aber bei dem Zutritt ethischer zu den elementaren Motiven der Gott der Vernichtung ward und das böse Princip vertrat. Er arbeitet deshalb vorzugsweise dahin, den Untergang der bestehenden Welt und Götter herbeizuführen, und veranlaßt den Tod Baldur's, an dessen Leben die Existenz der Asen hing. In dem großen Kampfe, welcher dem Untergange der Götter und Weltbrande vorausgeht, steht er gegen Freya. Beide fallen. Zahlreiche Mythen entwickeln die Natur dieser bedeutenden Gottheit. Vgl. Weinhold, «Die Sagen von L.» in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 7).

Lokmân, ein arab. Weiser, dessen Zeitalter sich nicht genau angeben läßt, der aber schon in den ältesten Sagen der Araber und im Koran erwähnt wird. Er ist berühmt wegen seiner großen Weisheit und seines langen Lebens. Uebrigens macht ihn die Sage bald zum König von Jemen, bald zum frommen Propheten unter den Aditen, bald zum misgestalteten abyssin. Sklaven. Seinen Namen führt eine kleine Sammlung arab. Fabeln, die sicher griech. Ursprungs sind und, wahrscheinlich durch eine syr. Uebersetzung vermittelt, gegen das Ende des Mittelalters bei den Arabern bekannt wurden. Sie sind geistlos und dabei in einer vernachlässigten Sprache abgefaßt. Zur Uebung der Anfänger im Arabischen wurden sie häufig gedruckt, obwol sie sich wegen ihrer schlechten Sprache dazu wenig eignen. Unter den neuern Ausgaben sind die von Freytag (Bonn 1823), Rödiger (Halle 1830) und Schier (Dresd. 1831; 2. Aufl. 1839) zu erwähnen.

Lokri, eine griech. Stadt auf der Ostküste des südlichsten Theiles Unteritaliens, in der Landschaft Bruttium am Vorgebirge Zephyrion, daher gewöhnlich Lokri Epizephyrii genannt, wurde um 700 v. Chr. von den westlichen oder Ozolischen Lokrern in Hellas (s. Lokris) gegründet und ist besonders bekannt als Heimat des Gesetzgebers Zaleukos (s. d.) und des Pythagoräers Timäos, des Lehrers des Platon.

Lokris nannten die Alten zwei räumlich getrennte Landschaften des mittlern Griechenland, welche beide von dem zum lelegischen Stamme gehörigen Volke der Lokrer bewohnt wurden. Die westlichere Landschaft, am Korinthischen Meerbusen zwischen Aetolien, Doris und Phokis ge-

legen, wird ganz von rauhen und wilden Gebirgen, die zum Gebirgssystem des Parnassos und des Korax gehören, eingenommen; nur im östlichsten Theile, an der Grenze von Phokis, findet man eine größere fruchtbare Ebene, das Gebiet der Stadt Amphissa (s. d.). Die Bewohner der Landschaft, die hesperischen (westlichen) oder ozolischen (Stink-)Lokrer genannt, lebten hauptsächlich von Viehzucht und Jagd und waren als roh und räuberisch verrufen. Ihr in alten Zeiten blühender Seehandel wurde durch die Korinther und durch die Athener, die sich im westlichsten Theile des Landes, besonders in Naupaktos festsetzten, bedeutend beeinträchtigt. Das östliche L. ist ein etwas über 10 M. langes und durchschnittlich $1^1/_2$ M. breites, anmuthiges und größtentheils fruchtbares Küstenland, welches sich nördlich von Phokis und der westl. Hälfte Böotiens am Euböischen Meere hinzieht. Seine Bewohner, die ein nicht unansehnliches Gemeinwesen bildeten, werden eöische (östliche) oder auch, nach der im östlichern Theile der Landschaft gelegenen Hauptstadt Opus, opuntische Lokrer genannt. Die Bewohner des nordwestlichern, unterhalb des Berges Knemis (einer Fortsetzung des Oeta und Kallidromon) gelegenen Theiles der Landschaft wurden auch mit dem besondern Namen der epiknemidischen oder hypoknemidischen Lokrer bezeichnet. Der Nationalheld der östl. Lokrer, dessen Bild auch auf ihren Münzen erscheint, war der in der Ilias öfters erwähnte Aias, Sohn des Oileus. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Lola Montez, s. Montez.

Lolch (Lolium L.) ist der Name einer Grasgattung, die sich durch eine zweizeilige, platt zusammengedrückte Aehre auszeichnet, deren vielblütige Aehrchen mit dem schmalen Rande an die Spindel der Aehre angelehnt und blos mit einer Kelchspelze versehen sind. Der bei uns überall an Wegen, auf Wiesen und Triften wachsende ausdauernde L. (L. perenne) oder englisches Raigras, dessen Aehrchen grannenlos und die Halme platt sind, wird ausschließlich zum Anlegen schöner Rasenplätze angesäet, da er aus der Wurzel neben dem 1—2 F. hohen Halme auch zahlreiche lange Blätterbüschel treibt und so einen schönen, gleichförmigen und sehr dichten Rasen bildet. Als Futtergras ist er nur den Pferden angenehm, doch auch insofern der Beachtung werth, als er auch in dem schlechtesten Boden gedeiht. Der italienische L. (L. Italicum Rob. Br.) oder italienisches Raigras ist nur dadurch unterschieden, daß die jungen Blätter der Blätterbüschel zusammengerollt, dagegen bei dem erstern nur zusammengefaltet und die Blüten begrannt sind. Von ihm gilt übrigens ganz dasselbe, was von dem vorigen gesagt wurde. Der Taumel-L. (L. temulentum), auch Tollgerste oder Twalch genannt, der sich unter den Saaten, besonders Hafer und Gerste, häufig findet, ist nur einjährig, ohne Blätterbüschel auf der Wurzel, am Halme unter der Aehre scharf und die Blüten der Aehrchen sind begrannt. Dieses Gras ist seit alten Zeiten durch seine für narkotisch-giftig gehaltenen Samen berüchtigt, welche Ekel, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Dunkelsehen, Delirien, Schlaftrunkenheit und Convulsionen bei Vieh und Menschen hervorzubringen vermögen. Besonders nachtheilig soll der Genuß warmen Brotes, welches Lolchmehl enthält, sein. Die Behauptung, daß die Giftigkeit des L. eine Fabel sei, welche auf neuere, aber ungenaue Untersuchungen gestützt war, hat sich leider als unrichtig herausgestellt. Man muß daher darauf bedacht sein, dieses Gras auszurotten, bevor es seine Körner reift.

Lollharden oder Lollarden war ursprünglich der Name einer religiösen Genossenschaft, welche den Kranken und Todten ihre Dienste widmete. Sie bildete sich um 1300 zuerst in Antwerpen, wo einige fromme Leute zur Leichenbestattung sich verbanden, die wegen ihres mäßigen Lebens und ihres dürftigen Ansehens Matemans, nach ihrem Schutzheiligen Alexiusbrüder oder, weil sie in Zellen wohnten, Zelliten (fratres cellitae) und von dem niederdeutschen Worte Lollen oder Lullen, d. i. leise singen, L. genannt wurden, indem sie bei Leichenbegängnissen einen traurigen, dumpfen Gesang hören ließen und überhaupt bei einsamen Andachtsübungen viel sangen. Sie verbreiteten sich in den Niederlanden und in Deutschland und waren in dem damaligen, namentlich durch herrschende Seuchen hervorgerufenen Zeitelende in allen Städten willkommen. Indeß wurden sie bald von der Geistlichkeit und den Bettelmönchen, deren Einkünfte sie schmälerten, mit den ketzerischen Begharden (s. d.) in eine Klasse geworfen und als solche verfolgt, bis ihnen Gregor XI. 1374 und 1377 eine bedingte Duldung gewährte. Obgleich die L. ursprünglich nur einen Männerverein bildeten, so organisirten sich doch auch, wie namentlich in Köln, weibliche Genossenschaften, die gleichen Gesetzen folgten. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Köln fromme Brüderschaften, die von den L. abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben ganz abgewichen waren. Wie in den Niederlanden und in Deutschland die Namen L. und Begharden durch die Anhänger des Kirchenthums

zu Spott- und Ketzernamen gestempelt worden waren, mit welchen man die verschiedenartigsten Leute, mildthätige Fromme und frömmelnde Heuchler, gemeinnützige Männer, wie die von Gerhard Groote aus Deventer gestifteten Kleriker des gemeinschaftlichen Lebens, und müßige Bettler belegte, so wurde auch in England den Anhängern Wicliffe's (s. d.), weil sie gegen die Päpste und die Geistlichkeit auftraten, der gebrandmarkte Name L. (Lollards) gegeben.

Lombard (franz.) oder Leihhaus, Pfandhaus, nennt man diejenigen öffentlichen (staatlichen oder Gemeinde-) Anstalten, bei welchen jedermann gegen ausreichendes Pfand Geldsummen auf kurze Zeit gegen billige Zinsen vorgestreckt erhalten kann. Diese Anstalten bestehen meist nur in mittlern und großen Städten und sollen verhüten, daß die Geldbedürftigen in wucherische Hände fallen, zu hohe Zinsen zahlen müssen und wol gar um ihr Pfand kommen. Deshalb gelten sie auch eigentlich als wohlthätige Institute und führen hier und da den Namen Mons pietatis, namentlich in Italien Monte di pietà. Der Werth der Pfänder wird in den Leihhäusern durch vereidete Taxatoren festgestellt, und das Darlehn einschließlich der Zinsen muß meist wenigstens 20—25 Proc. weniger betragen als dieser Taxwerth. Gegeben wird das Darlehn meist auf höchstens sechs Monate. Ueber Pfand und Darlehn gibt das Leihhaus Scheine aus, welche den Tag der Verpfändung, das Verzeichniß und die Werthangabe der Pfänder, den Betrag des Darlehns, den (freilich oft fingirten) Namen des Verpfänders und die Nummer, unter welcher das Darlehnsgeschäft bei dem Leihhause eingetragen ist, enthalten. Dem Präsentanten des Scheins händigt man die Pfänder gegen Rückzahlung des Darlehns jederzeit aus, ohne daß jedoch im Falle der früher als bedungen erfolgten Rückzahlung ein Theil der bereits berichtigten Zinsen erstattet wird. Erfolgt die Rückzahlung nicht im festgesetzten Termine, so werden die Pfänder öffentlich versteigert, und den etwaigen Ueberschuß erhält, nach Abzug der aufgelaufenen Kosten und Zinsen, der Pfandschuldner zurück. Meldet sich auf Grund eines öffentlichen Aufrufes dieser Schuldner in einer bestimmten Zeit nicht, so wird der Ueberschuß einer öffentlichen Anstalt überwiesen. Das erste öffentliche Leihhaus (Privat-Leihhäuser gab es viel früher) soll der Minorit Barnabas zu Perugia in Italien 1464 eingerichtet haben; in Deutschland kam das erste Leihhaus 1498 zu Nürnberg zu Stande. Der Nutzen der Leihhäuser ist sehr bestritten worden. Sie verhindern freilich in vielen Fällen, daß die Darlehnssucher in die Hände wucherischer Pfandleiher fallen, aber sie erleichtern auch der zahlreichen Klasse der ärmern Bevölkerung und der kleinern Handwerker das Darlehnsnehmen, was bei solchen, welche unordentlich haushalten, schlechte Folgen haben und sie gänzlicher Verarmung entgegenführen kann. Es ist bekannt, daß Pfandleiher und Leihhäuser nicht nur zur Zeit großer Nothstände, sondern auch kurz vor Volksfesten u. dgl. außerordentlich benutzt werden. Jedenfalls liegt kein zureichender Grund für Staat und Gemeinde vor, sich mit Credit-Instituten wie die Leihhäuser zu befassen. Es läßt sich auch erwarten, daß diese durch Private in geeigneter Weise und in völlig ausreichender Zahl überall, wo sie nöthig erscheinen, begründet werden, sobald die Wuchergesetze aufgehoben sind und dadurch das Geschäft der Pfandleiher von dem Makel befreit wird, der jetzt noch in den Augen des Publikums auf ihm haftet. Neben den Juden beschäftigten sich im Mittelalter namentlich Lombarden (aus Oberitalien) in den größern Städten Frankreichs und anderwärts mit dem durch bürgerliche und kirchliche Gesetze für andere oft streng verpönten Darleihen von Geld gegen Zins und Unterpfand (edle Metalle, Pretiosen, Schmucksachen). Daher geschah es, daß man später die Leihhäuser und Leihbänke überhaupt mit dem Namen L. und die Darlehnsgeschäfte auf bewegliche Pfänder (nicht Immobilien) Lombardgeschäfte nannte. Gegenwärtig bezeichnet man in der Regel als Lombardgeschäfte nur diejenigen, bei welchen Bankiers und Bank-Institute die Darlehnsgeber sind und das Unterpfand (Faustpfand) in Werthpapieren und edelm Metall, weniger häufig schon in Rohproducten (Wolle u. dgl.) und Waaren besteht. Der Zinsfuß für Lombardgeschäfte ist wechselnd und richtet sich in der Regel nach dem Wechsel-Disconto des betreffenden Platzes, ist aber höher als dieser.

Lombardei hieß derjenige Theil Oberitaliens, der 568 von den Longobarden (s. d.) erobert und bis zum Untergange ihrer Herrschaft in Italien 774 besessen wurde. In den frühesten Zeiten bewohnten dieses Land die alten Gallier, die zur Zeit des Tarquinius Priscus sich hier festsetzten; dann eroberten es die Römer, die es unter dem Namen Gallia Cisalpina bis zur Auflösung des weström. Kaiserreichs besaßen. Von diesen kam es unter die Herrschaft erst des Odoaker 476—493, dann der Ostgothen 493—553, hernach der griech. Kaiser 553—568, ferner der Longobarden 568—774, die es zuletzt Karl d. Gr. überlassen mußten. Seit 843 entstand ein besonderes Königreich Italien, aus welchem sich aber bald unabhängige Herzogthümer und Markgrafschaften, wie Friaul, Mantua, Susa u. s. w., oder Republiken, wie Venedig, Genua und

Mailand, bildeten. An Deutschland durch den Lehnsnexus gekettet, suchten sie im Mittelalter in heftigem Kampfe mit den röm. Kaisern, wiewol zum Theil vergebens, ihre Unabhängigkeit sich zu erringen. Unter sich uneinig, zerstückelt, ein Spielball der österr.-span. und der franz. Politik, gewannen die meisten ihre Selbständigkeit niemals. Seit Oesterreich die Herzogthümer Mailand und Mantua erworben, nannte man diese Provinzen die Oesterreichische L. Dieser Name verschwand, nachdem Napoleon aus diesen und andern Ländern 1797 die Cisalpinische, dann die Italienische Republik, endlich 1805 das Königreich Italien, dessen Beherrscher er selbst war, gebildet hatte. Durch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 und die Wiener-Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 erhielt Oesterreich nicht nur seine alten lombard. Besitzungen zurück, sondern es wurde auch hiermit zugleich das oberital. Gebiet der ehemaligen Republik Venedig vereinigt, und diese Länder bildeten seitdem unter dem Namen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs (s. d.) einen Bestandtheil der österr. Monarchie, bis neuerdings infolge des Züricher Friedens von 1859 zunächst die L., dann durch den Wiener Frieden von 1866 auch das Venetianische an das neue Königreich Italien kam.

Lombardisch-Venetianisches Königreich hieß nordöstl. Theil Italiens, welcher bis zum Wiener Frieden vom 3. Oct. 1866 ein österr. Kronland, seitdem aber einen Theil des neubegründeten Königreichs Italien bildet. Bereits im Züricher Frieden vom 10. Nov. 1859 hatte Oesterreich, mit Ausnahme der kleinern Hälfte einer einzigen Provinz, die eigentliche Lombardei (s. d.), nämlich die Provinzen Mailand, Pavia, Lodi, Cremona, Brescia, Bergamo, Como, Sondrio und sechs Districte der Provinz Mantua, an Sardinien überlassen müssen, sodaß das ganze Kronland seitdem nur noch aus den venet. Provinzen (Venedig, Udine, Belluno, Vicenza, Verona, Rovigo, Padua, Treviso) und dem Reste der lombard. Provinz Mantua bestand. Das Land war in diesem beschränkten Umfange vom Königreich Italien, von Tirol, Kärnten, Görz-Gradiska und dem Adriatischen Meere begrenzt und hatte einen Flächeninhalt von 456,6 Q.-M. mit der sehr dichten Bevölkerung von 2,452618 E. (1857, ohne Militär; vor der Abtretung der Lombardei 826 Q.-M. mit 5,136854 E.). Für den Beginn des J. 1864 berechnete man die Civilbevölkerung mit 2,576185 Individuen (1,288349 männliche und 1,287836 weibliche). Die Bewohner des ehemaligen Königreichs leben in 32 Städten, 164 Marktflecken und 2620 Dörfern. Sie sind größtentheils Italiener; nur in der Provinz Udine (in Friaul) leben etwa 370000 Friauler, die eine der italienischen verwandte Mundart sprechen, und gegen 30000 Slowenen. Auch sind in den verschiedenen Städten sowie in den sog. Sieben Gemeinden (Setti comuni) des Gebiets von Vicenza und den Dreizehn Gemeinden (Tredeci comuni) des Veronesischen etwa 14000 Deutsche einheimisch, desgleichen 6700 Israeliten, mehrere hundert Griechen, Armenier und Türken. Die röm.-kath. Religion ist die vorherrschende; Andersgläubige (Protestanten, Griechen, Israeliten u. s. w.) finden sich nur wenige. Es gibt im Lande 2 Erzbischöfe (zu Venedig und Udine), 10 Bischöfe, 7641 Weltgeistliche und 107 Klöster mit 1253 Mönchen und 1398 Nonnen (1863). Der Norden ist von Zweigen der Tridentinischen, Karnischen und Julischen Alpen erfüllt, deren höchste Spitze, der Monte-Antelao, über 10000 F. erreicht. Außerdem erheben sich zwei isolirte Berggruppen, die Vericischen Hügel im S. von Vicenza bis 1200 F. und die Euganeen (s. d.) im SW. von Padua bis 1830 F. Höhe, die meist vulkanischen Ursprungs sind. Das übrige Land ist eine Ebene, die sich von dem Fuße der Alpen bis zum Po und an das Adriatische Meer erstreckt, ohne alle Unterbrechung als die der genannten zwei Berggruppen, auch ohne andere landschaftliche Schönheit als die, welche die Mannichfaltigkeit einer ausgedehnten Culturfläche darbietet, aber eben als solche eins der fruchtbarsten, gesegnetsten Gefilde Europas und reicher mit belebenden Wasseradern ausgestattet als irgendein Land der Erde. Der durch Menschenhand beherrschte und vertheilte Flußreichthum des Landes spannt über dasselbe ein dichtes Netz von Wasseradern aus, welche, theils zu Schiffahrts-, theils zu Landwirthschaftszwecken benutzt, als Quellen des Segens und Wohlstandes von unendlichem Werthe sind. Die Hauptflüsse sind der Po (s. d.) mit dem Grenzflusse Mincio, die Etsch oder Adige und die ebenfalls schiffbaren Küstenflüsse Brenta mit dem Bacchiglione, Piave, Livenza und Tagliamento. Alle münden in das Adriatische Meer, welches hier den Meerbusen von Venedig, flache Ufer und daher viele Moräste und Sümpfe (Lagunen), aber auch viele kleine Buchten, Häfen und Rheden bildet. Von Seen gehörte ein Theil des Lago di Garda dem Lande an.

Das Klima ist, mit Ausnahme der höchsten Gebirgsgegenden, sehr gemäßigt, im ganzen weit angenehmer und gesünder als in den südlichern Theilen Italiens, jedoch nicht frei von empfindlicher Kälte und von Frösten. In Padua und Venedig wird die mittlere Jahrestemperatur zu 10½° R. angegeben, während sie im Gebirge auf 8 und 7° herabsinkt. Einzelne Gegenden,

früher besonders die Sumpfstrecken bei Mantua und auch jetzt noch jene um Venedig, sind der Gesundheit nachtheilig und erzeugen Fieber. Was die Producte betrifft, so besitzt das Land aus dem Mineralreiche einen großen Reichthum an Steinen und Erden, besonders an den herrlichsten Marmorarten, deren allein in der Nähe von Verona 45 an Farbe verschiedene gebrochen werden; nur an Metallen ist das Land arm. 1864 ergab der Bergbau $^{6}/_{10}$ Pfd. Silber, 370 Zollctr. Quecksilber, 4418 Kupfer, 842 Zink, 429 Blei, 1195 Schwefel, 211315 Zollctr. Stein- und Braunkohlen. Ferner wird Seesalz gewonnen, 1864 90700 Zollctr. Von Mineralquellen sind berühmt die heißen Bäder der Euganeen, besonders zu Abano, und der Sauerbrunnen von Recoaro. Hinsichtlich des Pflanzenlebens gehört das Königreich zu den gesegnetsten Ländern. Die Landwirthschaft steht auf einer hohen Stufe. Es werden alle Getreidearten, besonders aber Mais, Weizen, sehr viel Reis, der ungeachtet des starken Verbrauchs zum Theil nach Deutschland ausgeführt wird, sowie Hülsenfrüchte und in den Berggegenden auch Kartoffeln gebaut. Ferner werden die mannichfaltigsten und besten Gemüse, Melonen, Kürbisse u. s. w., etwas Tabacк, Flachs und Hanf gezogen. Der Wiesenbau ist ausgezeichnet, und die Alpentriften mit ihren saftreichen Kräutern und Gräsern nähren milchreiches Vieh. Die sehr ausgedehnte Obstcultur liefert Orangen, Citronen, Feigen, Granatäpfel, Pfirsiche, Mandeln, Kastanien, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen u. s. w. Auch trifft man ansehnliche Oliven- und Maulbeerpflanzungen. Von großer Bedeutung ist der Weinbau, welcher jährlich über 3½ Mill. wiener Eimer liefert. Die besten Weinsorten sind der bei Verona gebaute Vino-Santo, eine Art weißen Ausbruchweins, der sich mehrere Jahre hält, und der Val-Policella, der süße Weißwein von Breganza u. s. w. Waldungen findet man nur im Gebirge in größerer Ausdehnung. Aus dem Thierreiche hat das Land viel Rindvieh, das den reichsten Gewinn abwirft, weil hier die Käsebereitung in großem Umfang betrieben wird. Bienenzucht besteht in mehrern Gegenden. Eine sehr wichtige Erwerbsquelle aber ist die Seidenraupenzucht, welche allenthalben eine einträgliche Beschäftigung des Landmanns bildet. Die Jagd ist von keinem großen Belange, desto ergiebiger dagegen die Fischerei, insbesondere im Adriatischen Meere. Die Industrie ist sehr ansehnlich, besonders die Seidenspinnerei und Weberei, die Strohhutfabrikation, die Fabrikation von Glas (namentlich von Perlen, in Venedig und Murano), von Goldwaaren (in Venedig), von Thonwaaren (in der Provinz Vicenza) und Papier, die Gerberei, die Bereitung von Olivenöl, die Bearbeitung des Marmors und der Schiffbau (in Venedig). Der Handel vertreibt theils die Landesproducte, theils ist er Speditionshandel und wird durch vorzügliche Straßen, durch die Eisenbahnen, welche zum Anschlusse an Wien von Triest über Udine und Venedig nach Verona und von da einerseits nach Tirol, andererseits nach Mailand und Mantua führen, durch den Po, die Etsch und andere schiffbare Gewässer sowie durch das Adriatische Meer und seine guten Häfen (Venedig und Chioggia) wesentlich gefördert. Die Ausfuhr ist stärker als die Einfuhr. Der Handel der Stadt Venedig (s. d.), der einstens die ganze früher bekannte Welt umfaßte, ist freilich von seinem Glanze gänzlich herabgekommen; aber die vortheilhafte Lage und die 1851 erneute Erklärung der Stadt zu einem Freihafen haben ihm bis auf die Gegenwart eine gewisse Bedeutung gesichert. Für den Volksunterricht wie auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung war in diesem Lande durch die österr. Regierung viel gethan worden. Es bestanden die Universität zu Padua (mit 5 Facultäten: für Theologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Medicin, Philosophie, Mathematik), 18 theol. Lehranstalten, 23 Gymnasien, 1 Oberreal- und nautische Schule in Venedig und (1863) 2044 öffentliche Volksschulen; ferner das k. k. Institut der Wissenschaften und Künste und die k. k. Akademie der schönen Künste in Venedig, die Akademien der Wissenschaften und Künste in Padua und Mantua, die Akademie für Handel, Ackerbau und Gewerbe, und die Maler- und Bildhauerakademie in Verona u. s. w. Die Landesverfassung beruhte auf den kaiserl. Patenten vom 7. und 24. April 1815 und mehrern nachträglichen Verordnungen. Danach bestand in der Central-Congregation eine allgemeine Landesvertretung und fungirte in jeder Provinz eine Provinzial-Congregation als Provinzial-Repräsentanz. Diese Vertretungen wurden aus den Deputirten der adelichen und nichtadelichen Grundbesitzer und der königl. Städte gebildet, welche über Vorschlag der Gemeinden und der Congregationen selbst vom Landesfürsten auf sechs Jahre gewählt wurden. Jeder Deputirter der Central-Congregation mußte ein Vermögen von 8000 Fl., jedes Mitglied der Provinzial-Congregation dagegen ein solches von 4000 Fl. österr. Währung nachweisen. Als Gemeindevertretungen waren (nach der Gemeindeordnung vom J. 1816) die Gemeinderäthe in den größern Gemeinden und die General-Convocationen auf dem Lande bestellt. An der Spitze der Administration befand sich die Statthalterei in der Landeshauptstadt Venedig; dieser waren

untergeordnet die Delegationen, als die polit. Behörden in den 9 Provinzen, von denen wieder die Districtscommissariate, als die Verwaltungsämter in den 83 Districten, dependirten. Die Justizbehörden waren, und zwar in dritter Instanz, der oberste Gerichtshof in Wien, in zweiter Instanz das Oberlandesgericht in Venedig und in erster Instanz 9 Landesgerichte, 10 Stadt- und 73 Landpräturen. Die Finanzverwaltung wurde von der Finanzpräfectur in Venedig, die Militärverwaltung vom Landes-Generalcommando in Udine geleitet. Zur österr. Armee stellte das Königreich 7 Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone und 4 Ulanenregimenter. Vgl. L. von Simony, «Das Lombardisch-Venetianische Königreich» (3 Bde., Mail. 1844—47); Fabi, «I comuni della Lombardia e del Veneto» (Mail. 1855 fg.).

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker, stammte aus einem Flecken bei Novara in der Lombardei, woher er seinen Zunamen erhielt. Er war Abälard's Schüler, dann Lehrer der Theologie und seit 1159 Bischof zu Paris, wo er 1164 starb. In dem Werke «Sententiarum libri IV», welches unzählige male commentirt wurde und bis auf die Reformation ein fast classisches Ansehen unter den Theologen hatte, stellte er die Aussprüche der Kirchenväter, besonders des Augustinus, über Dogmen unter gewissen Titeln zusammen, unter Hinzufügung der Einwendungen gegen dieselben und der Widerlegungen dieser Einwendungen durch kirchliche Autoritäten, jedoch ohne sich dabei ein Urtheil zu erlauben. Diese dogmatische Methode, welcher die Schule der Sententiarier folgte, konnte nicht verhindern, daß L. später in einzelnen aufgenommenen Sätzen der Kirche misfiel. Er stellte unter anderm die Theorie von den sieben Sakramenten auf und erhielt von seinem Hauptwerke den Namen «Magister sententiarum». Seine Schriften gab Aleaume (Löw. 1546) heraus.

Loménie de Brienne (Etienne Charles de), Cardinal und franz. Minister, stammte aus dem nicht unberühmten Grafengeschlechte Brienne und wurde 1727 zu Paris geboren. Nachdem er seinem Bruder das Erstgeburtsrecht abgetreten, widmete er sich dem geistlichen Stande und erwarb sich eine hohe wissenschaftliche Bildung. Obschon er der Aufklärungsphilosophie anhing, wurde er doch 1760 Bischof zu Condom und 1763 Erzbischof zu Toulouse. Als solcher schien er sich mehr mit dem irdischen als dem himmlischen Wohlergehen seiner Untergebenen zu beschäftigen. Er baute den Kanal, der den Kanal Caraman bei Toulouse mit der Garonne verbindet, gründete Hospitäler, Arbeitsanstalten, Schulen und Klöster, deren Bewohner ein freies und nützliches Leben führten. In den Versammlungen des Klerus war er bemüht, den Eifer seiner Collegen eher zu hemmen als anzutreiben. 1766 ernannte ihn der Hof zum Mitglied der Commission, die mit der Reform der religiösen Orden beauftragt war. In dieser Eigenschaft hob er viele Klöster und ganze Orden auf und zeigte sich überhaupt dem Mönchswesen so abgeneigt, daß Klerus und Parlamente deshalb Klagen gegen ihn erhoben. Dabei bewährte er ein tüchtiges Verwaltungstalent. In der Versammlung der Notabeln von 1787 beklagte er sich heftig über die Verschleuderungen Calonne's (s. d.). Daher ernannte ihn der König bei der Verabschiedung dieses Ministers, obschon zögernd, an dessen Stelle zum Generalcontroleur der Finanzen. L. zeigte indeß sehr bald, daß er für dieses schwierige Amt weder die nöthigen Kenntnisse, noch Charakterfestigkeit, noch Gesundheit genug besaß. Er compromittirte die Krone nach allen Seiten und vermehrte durch Willkür und Leichtsinn die Unzufriedenheit und Gärung der Gemüther. Auf seine Veranlassung überwarf sich der König mit den Parlamenten und errichtete an deren Stelle die Cour plénière. Während dieser Wirren ließ sich L. 1788 noch zum Premierminister und zugleich zum Erzbischof von Sens ernennen. Seine unkluge Verwaltung unterlag endlich dem Hasse des Volks wie des Adels und der Geistlichkeit. Einige Tage nach dem Erlasse, zufolge dessen der Schatz keine Baarzahlungen mehr machen sollte, mußte er 24. Aug. 1788 das Ministerium an Necker (s. d.) überlassen. Der König entschädigte ihn durch Verleihung mehrerer Abteien und wirkte ihm bei Pius VI. den Cardinalshut aus. L. lebte nun zu Nizza und kehrte erst 1790 nach Paris zurück, um seine Schulden zu ordnen, die trotz seiner Einkünfte sehr groß waren. Bei dieser Gelegenheit leistete er den Eid als constitutioneller Priester, nahm aber keinen höhern Rang an als den eines Bischofs im Depart. Yonne. Die Streitigkeiten, in die er sich durch diesen Schritt mit dem päpstl. Stuhle verwickelte, veranlaßten ihn 1791, den Cardinalshut zurückzuschicken. Der Papst entsetzte ihn hierauf auch seiner übrigen Würden und strafte ihn durch eine harte Allocution. Dessenungeachtet entging L. nicht den Verfolgungen der Revolutionsmänner und wurde 1793 zu Sens verhaftet, indeß wieder freigelassen. Nachdem er 15. Febr. 1794 nochmals eingezogen worden, fand man ihn am folgenden Morgen todt im Gefängnisse. Man glaubte, er habe selbst Hand an sich gelegt; doch, wie sich später ergab, hatten ihn die wachthaltenden Soldaten während der Nacht gemishandelt und eine

Menge Speisen und Getränke zu verschlingen genöthigt, sodaß er wahrscheinlich an einer Indigestion starb. — Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne, franz. Generallieutenant, geb. 1730, wurde zur Zeit, als sein älterer Bruder die Finanzen übernahm, Kriegsminister und trat mit demselben zugleich wieder zurück. Er starb 1794 unter der Guillotine.

Lommatzsch, Stadt im Kreisdirectionsbezirk Dresden des Königreichs Sachsen, liegt 3 St. nordwestlich von Meißen am Kepperitzbach, ist Sitz eines Gerichtsamts und zählt 3027 E., welche beträchtlichen Getreide- und Flachshandel treiben. In der Umgebung werden viel Tuchmacherkarden gebaut. L. ist eine der ältesten Städte Sachsens, die schon zur Zeit der Eroberung dieser slaw. Gegend durch König Heinrich I. erwähnt wird. Von ihr hat die Lommatzscher Pflege den Namen, die, etwa 10 Q.-M. umfassend und schon in der frühesten Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen, im Mittelalter des Landes Meißen große Korntenne genannt ward und noch gegenwärtig den fruchtbarsten Strich Sachsens bildet, dessen Bewohner sich auch deshalb eines hohen Wohlstandes zu erfreuen haben.

Lomonössow (Michail Wassiljewitsch), der Schöpfer der neuern Dichtersprache Rußlands und der Vater der neuern russ. Literatur, geb. 1711 in dem Dorfe Denissowka bei Cholmogory im Gouvernement Archangel, war der Sohn eines Kronbauern und mußte als Knabe seinem Vater beim Fischfang helfen. In der Winterzeit, wo es keine Arbeit gab, lernte er bei einem Kirchendiener lesen. Simeon's Uebersetzung der Psalmen und die Bibel überhaupt erweckten in ihm zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften. Als er hörte, in Moskau könne man Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch lernen, verließ er 1730 mit einem Fischwagen heimlich das väterliche Haus und kam nach der Hauptstadt. Hier trat er in die Saikonospaskische Schule und erwarb sich durch seinen Fleiß und die Fortschritte, die er machte, Gönner, mit deren Unterstützung er zuerst Kiew und 1734 die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg besuchen konnte. Zwei Jahre später ging er nach Deutschland, wo er in Marburg Mathematik und zu Freiberg den Bergbau studirte. Zugleich machte er sich mit den deutschen Dichtern vertraut. Durch eine Ode auf die Eroberung von Choczim (1739) lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin Anna auf sich. Schulden halber flüchtig geworden, gerieth er in Braunschweig unter preuß. Werber und mußte den Militärdienst antreten. Indeß gelang es ihm, zu entfliehen, und über Holland kehrte er 1741 nach Petersburg zurück, wo er Adjunct der Akademie und Director des Mineralogischen Cabinets wurde. 1745 zum Professor der Chemie und 1751 zum Collegienrath ernannt, übernahm er 1760 die Leitung der Gymnasien und Universität, wurde 1764 Staatsrath und starb 15. April 1765. Seine Leiche ließ die Kaiserin Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander Newskij beisetzen. Ueber seinem Grabe errichtete der Kanzler Graf Michail Woronzow ein marmornes Denkmal. Man hat von L. zwei Bücher Oden und außerdem geistliche und weltliche Lieder, die «Petriade», ein unvollendet gebliebenes Heldengedicht auf Peter I. in zwei Gesängen, und Trauerspiele in franz. classischem Stile. Am wichtigsten wurde seine russ. Grammatik (deutsch, Lpz. 1764), in der er der neuruss. Sprache zuerst das Uebergewicht über die Kirchensprache verschaffte. Auch schrieb er mehrere Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie und führte in Rußland die Mosaikmalerei ein. Die neueste Gesammtausgabe seiner Schriften veranstaltete Smirdin (3 Bde., Petersb. 1847); die vollständigsten Materialien zu seiner Biographie lieferte Bilärskij (Petersb. 1865). Ein Denkmal wurde ihm 1838 in Archangel errichtet.

London, die Hauptstadt Großbritanniens, an beiden Ufern der Themse, 10,1 M. von deren Mündung in die Nordsee gelegen, die größte und bedeutendste Stadt der Erde, welche als Herz des gesammten Verkehrs die entlegensten Völker durch denselben miteinander verbindet. Die Riesenstadt liegt in vier Grafschaften Englands: Middlesex, Essex, Kent, Surrey, und bildet außerdem in ihrer City (s. Cité) noch eine eigene selbständige Grafschaft. Ursprünglich bestand L. nur aus der City, dem jetzigen Mittelpunkte, die sich in einer Ausdehnung von kaum ⅓ M. am nördl. Ufer der Themse zusammendrängt. Durch die eigenthümliche, über ein Jahrtausend lang wirksame Energie dieses Kerns und den Welthandel, der hier den günstigsten Punkt für sein Hauptcontor fand, dehnte es sich zu seinem beispiellosen Umfange aus und wächst noch fortwährend mit ungemeiner Schnelligkeit. L. hat bereits über 100 benachbarte und entferntere Dörfer und Städte verschlungen und benimmt so jedes Jahr in allen Richtungen mehrern Ortschaften ihre örtliche Selbständigkeit, Dörfer in Städte, Städte in grüne Landschaften, Parks und Gärten verwandelnd. Dabei blieb jedem in den großen Körper aufgenommenen Gliede seine communale Selbständigkeit, sodaß sich in dem einen Worte London bereits nicht weniger als 147 besondere Communen zusammenfassen. Neben dem gemeinsamen Namen behielten die einzelnen

Theile auch ihre besondern Ortsnamen bei, die man noch heute in der Regel auf Briefen (z. B. «Paddington, London» oder «Kentish-Town, London» u. s. w.) anwendet; die neuerdings eingeführten Postbezirks-Initialen haben jedoch die Nothwendigkeit einer solchen Bezeichnung beseitigt.

Die City ist die Kerngemeinde und eine wahre Mustersammlung von alten Gerechtigkeiten, Privilegien und Sonderbarkeiten aus den verschiedensten Zeiten. Sie wird von einem Gemeinderath regiert und verwaltet: einem jährlich gewählten Lord-Mayor, zwei Sheriffs, 26 Aldermen und 268 Common Councilmen, wozu auch die 91 Innungen, Gilden und Corporationen das Ihrige beitragen. Der Lord-Mayor ist das Haupt dieser merkwürdigen Corporation und übt in seinem Reiche eine der des Staatsoberhauptes fast gleiche Gewalt aus. Ohne vorgängige Anzeige kann der Souverain, sobald er die City mit königl. Gepränge betreten will, dies nicht thun; dieses City-Privilegium findet auch auf officiell marschirendes Militär Anwendung, jedoch keineswegs, wie vielfach irrthümlich geglaubt wird, auf einen unceremoniellen Privatbesuch der City seitens des Staatsoberhaupts. In der City sind Häuser, Menschen, Geschäfte und Fuhrwerke aller Art am dichtesten zusammengedrängt. Doch ist die City, so befremdend es auch scheint, trotzdem einer der gesündesten Theile L.s, und das ganze L. wiederum die gesündeste unter allen großen Städten der Welt. Die City ist der Sitz des Welt- und Großhandels und das Herz des Geldumsatzes aller Nationen. Kein großer Kaufmann im ganzen brit. Reiche ist ohne ein Contor oder eine Agentur in der City; aber es gibt auch nicht einen großen Kaufmann, der in der City wohnt. Zwischen 9—11 Uhr bringen Omnibus, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Privatequipagen die Kaufleute von ihren Villen und Familiensitzen, die sich in Gruppen, gleich Trauben, besonders an Eisenbahnstationen, angesetzt haben und immerfort an Zahl, Größe und Schönheit wachsen, in die City und zwischen 4—6 Uhr wieder hinaus ins Grüne zu ihren Familien. Durch die fortwährende Ebbe und Flut zwischen Stadt und Land stellt sich deren Einheit stets lebendig dar und wird durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Organisation des Transports (season-tickets, Fahrbillets, die für längere Perioden immerwährend gelten und, wie beim Postverkehr zwischen Staaten, hier zwischen verschiedenen Compagnien zu gelten angefangen haben) immer weiter ausgebildet. In den letzten 40 J. ist viel zur Verschönerung der City gethan worden; namentlich seit 1852 hat der Gemeinderath angefangen, großartige Pläne auszuführen. Die engsten Straßen werden erweitert, da der fabelhaft theuere Grund und Boden immer noch billiger ist als die Zeit, die bei Stauung des Verkehrs verloren geht.

Der zweite Haupttheil L.s ist Westminster, westlich von Temple-Bar (einem übriggebliebenen Thore der einst befestigten City), der Sitz der regierenden und obersten amtlichen Behörden, vornehmer Familien und das Hauptquartier von Wissenschaft und Kunst. Die Straßen sind hier größtentheils breit, palastreich und gerade, doch selten schön, da die Architektur bei aller Pracht nicht viel von Geschmack weiß. Als Gemeinde hat Westminster ebenfalls viel Eigenthümliches, locale Gesetze und besondere Gerichtsbarkeit (High Steward, High Bailiff, 16 Burgesses), doch nicht so viel Freiheiten als die City. Der dritte Haupttheil L.s, aus verschiedenen einzelnen Ortschaften zusammengewachsen, ist Southwark; er liegt gleichsam zwischen drei Ufern der Themse südlich, da dieselbe ihn in drei Richtungen, welche beinahe drei Seiten eines Vierecks bilden, umschließt. Southwark ist eine tiefe, ewig in Dampf und Rauch gehüllte Ebene und mit Dampfschloten und großartigen Fabriken und Manufacturen überfüllt, zwischen denen in großen Haupt- und engen Nebenstraßen hauptsächlich die arbeitende Klasse wohnt und in den Volkstheatern, auf Nachtmärkten und in öffentlichen Vergnügungsorten ein selbständiges Volksleben entfaltet. Es wird mit den Stadttheilen auf dem andern Ufer durch sieben großartige Brücken verbunden, die in großen breiten Straßen alle auf einen Hauptpunkt (den Obelisk) zusammenlaufen, von da in verschiedenen Richtungen wieder auseinandergehen und in prächtige Gruppen von Villen und Landhäusern führen; so in südl. Richtung nach dem prächtigen Parke von Sydenham (s. d.), wo der in einen Volkscultustempel verwandelte Krystallpalast schon vor seiner Vollendung eine neue, heitere, große Stadt hervorgerufen hatte. Der westl. Theil Southwarks heißt Lambeth. An Southwark und Lambeth schließen sich Newington, Bermondsey, Kennington, Walworth, Rotherhithe, Stockwell, Camberwell, Peckham und Peckham-Newtown, Hatcham, Deptford, Greenwich, Wandsworth, Clapham, Brixton u. s. w. in ziemlich ununterbrochenen großen Hauptstraßen (roads) an, welche je weiter, desto grüner, park- und palastreicher werden, besonders in und jenseit Camberwell, wo viele deutsche Citykaufleute ihre Familienwohnungen haben. Auf der andern Seite der Themse reihen sich an die City und Westminster durch Thäler, Hügel, Wiesen und Parks hin folgende Städte als Stadttheile L.s an. Vom äußersten Westen und der Themse her: Pimlico, Brompton und Chelsea, weiter nördlich Kensington; dann

oberhalb des Hydepark Bayswater, Paddington, Portland-Town, Kilburn und Hampstead; südlich vom Regentspark Marylebone; von hier aus nördlich und östlich Highgate und Holloway, Kentish-Town, Camden-Town, Pancras, Somers-Town, Pentonville und Lower-Holloway; Islington, Hoxton, Haggerstone, Dalston und Shacklewell in einer großen Nordlinie von der City; im Osten derselben, von der Themse her, Whitechapel mit viel armen Deutschen, besonders Zuckersiedern, Limehouse, Poplar, Blackwall, Bethnal-Green, Stepney, Globe-Town, Bow, Stratford, Bromley, West-Ham, Hackney, Homerton und Clapton.

Da L. keine künstlichen Schranken hat, sondern sich immerwährend nach allen Seiten weiter ausdehnt, so kann der Umfang des Ganzen durchaus nicht bestimmt angegeben werden. Man beschränkt sich daher am besten auf die Angabe, daß die meisten Pläne L.s eine Länge von 12, von Bow bis Hammersmith, und eine Breite von 9—10 engl. M. umfassen. Engl. Autoritäten berechnen den Flächenraum der Stadt auf 5,72 Q.-M. Nach dem Census von 1861 hatte dieselbe 369222 bewohnte Häuser und 2,803989 E. Für den 8. April 1866 wurde die letztere Ziffer auf 3,054940 berechnet. Im allgemeinen haben die fabrikmäßig und einförmig aus Backsteinen gebauten und nicht mit Stuck überzogenen Häuser und Straßen mit ihren schmalen Schiebefenstern ein trauriges, geschmackloses Aussehen. Ueberdies ist jedes Haus sorgfältig verschlossen gehalten und mit dem unvermeidlichen Klopfer versehen, in der Regel auch noch durch ein eisernes Gitter und einen dahinter belegenen offenen Kellerraum, auf den die im Souterrain belegene Küche einen Ausgang hat, von der Straße getrennt, unter deren Trottoirs sich die Kohlenkeller der Wohnhäuser befinden. Nur in den neuesten Stadttheilen haben sich Spiegelscheiben und gefälligere architektonische Formen Bahn gebrochen. Das heiterste Grün, der üppigste Epheu und der weißeste Sandstein oder Marmor vor den Thüren lassen auf einen Reichthum und eine Fülle im Innern schließen, die um so größer sein müssen, da der Engländer es nicht liebt, nach außen hin zu prunken. Die große Menge öffentlicher Gebäude und Prachtpaläste hat mehr histor. als architektonische Berühmtheit. Zu erwähnen sind hier besonders: der Buckinghampalast, zwischen dem Green- und St.-Jamespark, die nur wenig benutzte londoner Residenz der Königin Victoria, für welche derselbe mit ungeheuern Kosten ausgeschmückt und vergrößert ward, ohne dadurch besonders an Geschmack zu gewinnen, und in dem die Königin nie viel und seit dem Tode ihres Gemahls nie gewohnt hat, ein in Wahrheit nutzloses Gebäude; der St.-Jamespalast, im Norden des St.-Jamesparks, ungemein zimmer-, hallen- und winkelreich, im Innern jedoch ebenfalls durch Pracht Zeugniß gebend von der Herrlichkeit der Könige, die hier (seit 1695) zu residiren pflegten; Whitehall, nördlich von St.-Jamespark, ein kolossales langes Viereck, bis zu Karl I., der vor demselben enthauptet ward, und auch später Residenz der Könige; das Quartier des Oberbefehlshabers der Armee (Horse Guards), am südl. Ende (Downing-Street) mit den Bureaux des Ministeriums; westlich davon der 1866 fast vollendete Prachtbau des Ministeriums des Auswärtigen; der Kensingtonpalast, früher Residenz des Herzogs und der Herzogin von Kent, Aeltern der Königin Victoria, die daselbst geboren ward; Marlborough-House, jetzt die Residenz des Prinzen und der Prinzessin von Wales, einst Wohnung des berühmten Feldherrn Marlborough, dann ein Museum für Gemälde (Hogarth) und allerhand Raritäten und Sitz einer königl. Zeichenschule, neben St.-Jamespalast in der Straße Pall-Mall, die mit ihrer Nachbarschaft überhaupt so viel merkwürdige Häuser und Paläste, besonders prächtige Clubhäuser vereinigt, daß man hier herum den classischen Boden der londoner Geschichte, Aristokratie, Architektur und Kunst suchen muß; die Halle und Abtei von Westminster mit dem neuen, 1840—52 von Barry (s. d.) aufgeführten Parlamentsgebäude, die großartigste, wenn auch nicht gelungenste Schöpfung goth. Stils, neben der neuen Westminsterbrücke sich an die Themse anlehnend; das (nur dem Namen nach) königl. Opernhaus, die Nationalgalerie und das Haus des Staatsschatzes (Treasury). In der City ist der merkwürdigste Punkt vor der königl. Bank und der 1838 nach dem Brande im modernen Geschmacke erbauten Börse (Exchange) mit Lloyd's (s. d.) Kaffeehaus, wo zehn der Hauptverkehrsadern zusammenlaufen. Gegenüber der Bank steht das Mansion-House, die officielle Residenz des Lord-Mayor, nicht weit davon Guildhall, das Rathhaus der City, mit einem ungeheuern, 1864—66 restaurirten Saale, dessen Festbankete zum Theil historisch berühmt wurden. Sodann die Münze, das Generalpostamt, das Hauptzollhaus (Customhouse) an der Themse, der seit 1866 in Ausführung begriffene prachtvolle Neubau an der Stelle des Hauses der frühern Ostindischen Compagnie (East-India-House), welches auch das in diesem befindlich gewesene Museum asiat. Merkwürdigkeiten und die Bibliothek aufnehmen wird; ferner der Temple, am Eingange der City rechts von Temple-Bar, ehemals Sitz der Tempelritter, jetzt jurist. Innungen. Am Ostende der City und der Themse erhebt sich

breit aus seiner Tiefe der Tower (s. d.). Von der Themse aus fallen noch das ungeheuere Somerset-House auf der Westminsterseite, jetzt besonders Sitz der Direction der indirecten Steuern, und weiter oben auf der Surreyseite der alterthümliche Palast des Erzbischofs von Canterbury, Lambeth-House, in die Augen. Wesentlich zur Verschönerung der Stadt werden die großartigen Uferbauten (embankments) an der Süd- und Nordseite der Themse mit ihren Quaistraßen und Landungstreppen beitragen, welche bis Ende 1866 schon weit vorgeschritten waren. Auf dieselben hatte man bis zum 12. Febr. 1866 bereits die Summe von 472991 Pfd. St. verwendet.

Der Erziehungs-, Schul-, Armen-, Arbeits- und Gefängnißhäuser gibt es eine nicht mehr zu übersehende Menge. Von letztern sind zu erwähnen: Old-Bailey zur Aufbewahrung verurtheilter schwerster Verbrecher, gewöhnlich Newgate-Gefängniß genannt (zugleich der Ort für die öffentlichen Hinrichtungen in der Grafschaft Middlesex); das ungeheuere Millbank-Gefängniß (Penitentiary) mit sechs Flügeln in Strahlenform für die zur Deportation verurtheilten Verbrecher, an der Themse, in Pimlico; das neue riesige Mustergefängniß (Model-prison) in Caledonian-Road, Islington, für einsame Haft, innerhalb eines Halbkreises in fünf Reihen auseinanderlaufend, und das Correctionshaus für die Grafschaft Middlesex. Die Armenpflege in L. bildet allein einen großen Staat mit mehr als 5000 Beamten und zahllosen Hospitälern, Arbeitshäusern, Almosen- und Lebensmittelvertheilungs-Anstalten (Suppe, Brot, Kohlen, Geld), milden Stiftungen nach allen Richtungen und für alle möglichen Bedürfnisse, Armenschulen u. s. w. Die hierher gehörigen Häuser, Anstalten und Gesellschaften werden auf mehr denn 6000 geschätzt. Unter mehr als 250 größern Hospitälern stehen die großen Prachtschlösser für invalide See- und Landsoldaten (in Greenwich und Chelsea) und das große, auf der Themse liegende, zu einem Hospital für kranke Seeleute aller Nationen eingerichtete Kriegsschiff Dreadnought obenan. Zu den berühmtesten Anstalten dieser Art gehören außerdem: Bartholomäus-, Thomas-, Guy's-, St.-Georg's-, Middlesex-, Charing-Croß-, King's College-, Universitäts-, Grey's-Inn-Road-, Great-Northern-Hospital und (außer noch vielen andern) das Deutsche Hospital (German Hospital) in Dalston (kürzlich ganz neu aufgeführt und 1865 eingeweiht); ferner Bedlam (Bethlehem) und St.-Luke's für Geisteskranke und das Fieberhospital in Islington. In mehr als 40 Instituten werden Arzneien unentgeltlich vertheilt. Die Zahl der Almosen- und Arbeitshäuser entspricht den Kirchsprengeln (parishes), deren jeder seine Armen erhalten muß, wodurch der Uebelstand entsteht, daß arme Stadttheile das meiste, reiche das wenigste Armengeld zahlen. Die Arbeitshäuser sind neuerdings so erweitert worden, daß sie an 300000 Personen aufnehmen können; doch wird der Zudrang mit jedem Jahre größer. Sehr bedeutend sind in neuerer Zeit die Schulhäuser und die Erziehungshäuser für arme Kinder geworden, in welchen die Kinder unentgeltlich wohnen, gekleidet und unterrichtet, bei Entlassung in ein bestimmtes Gewerbe noch einmal besonders neu gekleidet und mit Geld versehen werden. Führen sich diese Zöglinge eine bestimmte Zeit untadelhaft auf, so erfolgen nicht unbedeutende Geldunterstützungen, namentlich für etwaige Etablirung. Alle diese Anstalten, zum Theil ungemein umfangreich und mit bedeutenden Fonds, sind Schöpfungen energischer Privathumanität und erklären allein die überraschende sittliche und sociale Hebung der untersten Volksklassen. Als eine großartige antiquarische Curiosität ist das Christhospital (Blue-coat-school) zu nennen, wo 600 Söhne größtentheils wohlhabender Bürger erzogen und unterrichtet werden. Die Zöglinge der Anstalt gehen noch geistlich gekleidet, wie zur Zeit der Gründung der Schule durch Eduard VI. (1553). Die gebildetern Arbeiterklassen helfen sich meistens selbst durch Association, Spar- und Pennybanken, zahlreiche Institute, die sich durch Organisation und Tüchtigkeit der Verwaltung fast alle auszeichnen. Neuerdings jedoch haben die sich vorzüglich bewährenden Post-Sparkassen insbesondere die Betheiligung der arbeitenden Klasse gewonnen. Freilich beweisen auch die etwa 6000 Pfandleihanstalten (Häuser, die als Schild drei gelbe Kugeln aushängen) immer noch, welche Massen sich hier nicht zur Regelung ihrer Häuslichkeit erheben können. Unter den mehr als 1000 Kirchen und Kapellen für gottesdienstliche Zwecke aller Confessionen, Secten und Conventikel (die zum Theil auch auf freien Plätzen ihre Andacht verrichten) steht obenan die Paulskirche, auf einem der höchsten Punkte in der City, 514 F. lang, 286 F. breit und von einer 375 F. hohen und 145 F. im Durchmesser haltenden Kuppel überwölbt, durch deren Glasdach das Licht auf eine Fülle von Monumenten aus der Geschichte Englands herabfällt. Die Kirche ist ohne Zweifel das Meisterstück Wren's (s. d.), welchem Baumeister das neuere L. überhaupt seine Physiognomie zum Theil verdankt. Demnächst sind zu erwähnen: die Westminsterabtei (s. d.), St.-Martin, St.-James, St.-George, St.-Mary-le-Bow

(Bow-Church in Cheapside) mit einem berühmten Glockenwerke. Wer innerhalb des Bereichs des Glockenschalles dieser Kirche geboren ist, heißt ein Cockney, londoner Stadtkind. Ferner: die Cripplegate-Kirche (City), mit einem Kunstwerk, das alle drei Stunden zweistimmig Arien und Choräle spielt, und St.-Saviour (Southwark), schon vor Wilhelm dem Eroberer gegründet, eine der merkwürdigsten Bauten; endlich die Kirche im Temple, eine interessante architektonische Curiosität. Eine prächtige kath. Kathedrale im Basilikenstil wurde kürzlich vollendet.

Die anglikanische Kirche steht mit ungeheuerm Kapital überall an der Spitze unzähliger frommer Gesellschaften, meist auch von Hospitälern, Schulen u. s. w. Die Gesellschaft zur Verbreitung der christl. Religion (seit 1795) hat ihre Arme über die ganze Erde ausgestreckt. Die Bibelgesellschaft hat die Bibel in fast allen lebenden und todten Sprachen drucken lassen. Auch die Anstalten und Associationen L.s für Wissenschaft, Kunst, Literatur, Gewerbe und Handel sind unzählbar geworden. Viele sind weltberühmt und haben sich über die ganze Erde verbreitet. An der Spitze der Wissenschaft steht das 1827 durch Privatassociationen gegründete University-College mit dem Zwecke, die in Hochkirchlichkeit verkommenen Universitäten zu Oxford und Cambridge zu überholen. Diese Universität schließt die Theologie aus ihrem Kreise aus, damit jedem die wirkliche Wissenschaft zugänglich werde. Die Gegenpartei gründete 1828 für den alten anglikanischen Cultus das King's-College, welche Anstalt indessen bisher wenig Erfolg hatte. Auch Sion- und Gresham-College ruhen auf orthodoxer Grundlage, ersteres ganz ausschließlich. Unter den Gymnasien stehen Charterhouse-, Westminster-, Merchant-Tailor's- und die St.-Pauls-School obenan. Charakteristisch sind die zunftartigen Institute für bestimmte Wissenschaften: so die Inn's und Temple's (s. Inns of Court) für Jurisprudenz und zugleich jurist. Praxis; die Anstalten für Apotheker, Aerzte und Chirurgen, worin Zunft- und Monopolzwang seit Jahren mit dem Bedürfnisse freier Entwickelung kämpfen. Die praktische Medicin und Chirurgie ist durch die Menge Hospitäler, die nirgends so reichlich und mannichfaltig versehen werden als hier, zu der höchsten Ausbildung und Virtuosität gekommen. Dasselbe gilt von allen Wissenschaften für das praktische Leben, namentlich allen Zweigen der Naturwissenschaften, für die es so viele Associationen, öffentliche Lehranstalten, Vorlesungen, Sammlungen, Modellkammern, Experimente, Journale und Ausstellungen gibt, daß man die Zahl derselben nicht mehr ermitteln kann. Es seien nur erwähnt: die Staatsanstalten für Land- und See-Militärwissenschaften in Greenwich, Chelsea und Sandhurst; sodann die London-Institution, die Mechanic's-Institution, die Russell-Institution, die Königliche Schule für Zeichenkünste (Government school of design). Unter den gelehrten Gesellschaften und Instituten: die Königliche Gesellschaft für exacte Wissenschaften, eine der ältesten Gesellschaften derart in Europa; das Victoria-Institut, eine philos.-theol. Gesellschaft, erst 1866 gegründet; die Königliche und die Neue Malerakademie; die Linné'sche Gesellschaft mit dem großartigsten Herbarium und einer Bibliothek mit den seltensten Werken; das Königliche Institut Großbritanniens, 1799 gegründet, um die abstracte Wissenschaft praktisch zu machen, mit berühmten Modellen, physik. Cabinet und chem. Laboratorium; die Zoologische Gesellschaft mit dem reichsten Zoologischen Garten der Welt in Regentspark; die Gesellschaft zur Hebung der Künste, des Handels und der Manufacturen mit mehr als 10000 Mitgliedern, reichen Sammlungen von Modellen und physik. Instrumenten, durch jährliche Preisvertheilungen besonders förderlich; die Gesellschaft für Entdeckungen im Innern Afrikas; die Geographische Gesellschaft; die Gartenbaugesellschaft mit prächtigem Garten in Regentspark, mehr als 18 Acres groß, worin die Acclimatisirung exotischer Gewächse mit großem Erfolge versucht wird; verschiedene andere botan. Associationen mit jährlichen Ausstellungen; die Geologische Gesellschaft, berühmt wegen ihrer Mineraliensammlung, mit einer kostbaren Bibliothek; die Königliche astron. Gesellschaft mit ihrer berühmten Mustersternwarte zu Greenwich und ihrer Organisation magneto-elektrischer Uhren über das ganze Königreich; die Asiatische Gesellschaft (s. d.); die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch Vertheilung von Schriften (unter Lord Brougham); das Athenäum, die berühmtesten Gelehrten Englands in mehr als 1500 Mitgliedern zu einem Club vereinigend; das Polytechnische Institut mit seinen Vorlesungen von besonders praktischer Wirksamkeit.

Von den zahllosen Museen und Kunstsammlungen, deren sich hier mehr als irgendwo im Privatbesitz befinden, steht das Britische Museum (s. d.) als das großartigste und reichhaltigste auf der ganzen Erde da. Außerdem sind von Instituten dieser Art noch besonders berühmt: das Museum für ökonomische Geologie; die United Service Institution, eine Sammlung von Gegenständen für praktische Kunst und Wissenschaft, besonders merkwürdig wegen der hier aufgehäuften Raritäten aus der Schlacht bei Waterloo und einer vollständig in Figuren ausgeführten Dar-

stellung derselben; das Soane'sche Museum in 24 Sälen (Alterthümer aller Art mit dem berühmten Alabastersarkophag aus den Ruinen von Theben); das Museum der Künstlergesellschaft mit der vollständigsten Sammlung von Kunstwerken, welche die Entwickelung aller Künste im letzten Jahrhundert versinnlichen; das South-Kensington-Museum (begründet und eröffnet 1857 durch den verstorbenen Prinzen Albert, Gemahl der Königin; mit Sammlungen von Sculpturen, architektonischen Modellen, Gemälden, Kunstbibliothek, Sammlungen von Producten aus dem Thierreiche, von Nahrungsmittelstoffen, von Modellen für Marine-Constructionen, von merkwürdigen Maschinen, von Rohstoffen nach deren verschiedenen Transformationsphasen u. s. w.), für welches 1866 ein Neubau projectirt war, der zu den schönsten Bauwerken L.s zählen wird; ferner das Museum der Wundärzte; das Medicinische Museum; das Geologische Museum; das Museum londoner Alterthümer (besonders Münzen bis in die röm. Zeit); das Entomologische Museum; das Museum des königl. Instituts (Mineralien); das Zoologische Museum; das Museum der königl. Akademie (Rafael'sche Cartons, Rubens u. s. w.); die Nationalgalerie; die Vernon'sche Galerie (Werke engl. Künstler). Endlich eine Menge von Künstlergesellschaften, größtentheils in Pall-Mall. Noch sind anzuführen: das Colosseum (Regentspark), beinahe die Größe des Pantheons in Rom erreichend; das Cyklorama, das Diorama, Burford's Panorama, die Aegyptische Halle und viele andere beliebte und große Schaustellungen derart. Der Hauptsitz der Literatur ist in der City, wo alle große Zeitungen (in und um Fleetstreet) erscheinen und die größten Buchhändler des Reichs (besonders in Paternoster-Row hinter dem Paulskirchplatze) wohnen. Die Zahl der Buchhandlungen steigt über 1000, die der kleinen und Zeitungshandlungen über 6000. An Buchdruckereien gibt es über 700, wobei die Kunst- und lithographischen Officinen mitgezählt sind. Von den Theatern, deren es 21 Haupt- und nennenswerthe Bühnen gibt, sind zu erwähnen: Her Majesty's für 2500—3000 Zuschauer; das königl. ital. Opernhaus (Covent-Garden); Drury-Lane für 3600 Zuschauer; Haymarket; Prinzeß'; Adelphi; Lyceum; Strand; St.-James; Olympic; das (1. Oct. 1866 eröffnete) Holborn-Theater und Sadler's Well's. Unter den Musikvereinen und Concertsälen nehmen zwei Singakademien, die Musikhalle für 3000 Personen (Hanover-Square-Rooms), wo Mozart, Beethoven u. s. w. ihre Verehrung finden, und die Philharmonische Gesellschaft, die erste Stelle ein; ferner sind der Erwähnung als Volks-Musikhallen werth: die täglichen Promenaden-Concerte von Alfred Mellon im Covent-Garden-Theater (solange dasselbe ohne ital. Oper ist), die Alhambra, der London-Pavillon und die Oxford-Halle.

L. verdankt dem sorgfältigen Cultus von Parks und Squares (umgitterten und mit schönen Häusern umbauten Gärten und kleinen Parks), die sich zu Hunderten durch die Stadt vertheilen, ein gutes Theil seiner gesunden Luft und die Erquickung im Grünen, da namentlich die prächtigen, zum Theil meilengroßen Parks stets ohne Umstände zugänglich sind und sonnigen Rasen zum Spielen und schattige Ruhestellen unter den schönsten Bäumen bieten. Berühmt sind St.-James-, Green- und Hydepark, an deren 3 engl. M. lange, zusammenhängende Ausdehnung sich die meisten Staatsgebäude und Paläste der Großen andrängen; Kensington-Gardens, Regentspark und im Ostende Victoriapark; ebenso der große Batterseapark im Westen der Surreyseite. Die Gärten für öffentliche Vergnügungen, unter denen hauptsächlich Cremorne-Gardens und Highbury-Barn zu erwähnen sind, übertreffen an Größe, Pracht und Vielseitigkeit von Lustbarkeiten alle derartigen Institute auf der Erde. In vielen Squares, aber auch auf besondern freien Plätzen sind Monumente aufgestellt. So Fishstreet-Hill mit einer von Chr. Wren (1671—77) zum Andenken an das große Feuer (1666) errichteten dorischen Säule von 202 F. Höhe, innerhalb welcher 345 Marmorstufen auf einen großen eisernen Balcon führen, von welchem man den großartigsten Anblick des Lebens und Treibens in der City und auf der Themse genießt; die Yorksäule vor St.-Jamespark, 124 F., die Statue 13 F. 6 Zoll hoch; Trafalgar-Square mit der Nelsonsäule. Die übrigen Plätze nehmen Könige, Königinnen, Minister und Generale ein, besonders oft und geschmacklos aber Wellington. Auf der Nordseite des Hydepark ist man seit 1865 mit der Errichtung des großartigen Nationaldenkmals für den verstorbenen Prinzen Albert beschäftigt. Der Smithfield-Market in der City war jahrhundertelang historisch und als Viehmarkt berüchtigt. Seitdem letzterer nach Islington verlegt, sind auf dem Platze eine große Markthalle für den Verkauf von Fleisch sowie die Bauten der meist unterirdischen Metropolitan-Eisenbahn (1863—66 gebaut) errichtet worden. An sonstigen großen Plätzen für Märkte fehlt es sehr, sodaß sich deshalb der Verkehr größentheils in besondere große Hallen und in mehrere Straßen geflüchtet hat. Wegen Entwickelung großartigen Volkslebens

sind die «Nachtmärkte» von New-Cut (Southwark), Leather-Lane und Seven-Dials (Holborn) u. s. w. berühmt, und die Jahrmärkte (fairs) von Greenwich, Stepney, Chalk-Farm, Blackwall u. s. w.; ebenso der riesige Fischmarkt von Billingsgate, der Fleischmarkt von Newgate, besonders der Blumen-, Früchte- und Gemüsemarkt von Covent-Garden, täglich mit den Früchten aller Jahreszeiten und Zonen versehen (besonders von den londoner Kunstgärtnerstädten Kew und Chelsea), und der Kohlenmarkt mit der Kohlenbörse. An den Tunnel (s. d.) und die Docks (s. d.), die jedenfalls zu den größten Weltwundern gehören, schließen sich Magazine, Waarenlager und Weinkeller an, in denen zum Theil eine kleine Stadt Platz haben würde. Der Portweinkeller mit etwa 80000 Oxhoft ist von Eisenbahnen durchzogen. Ueber ihm befindet sich die sog. Queen's pipe (Tabackspfeife der Königin), ein ungeheuerer Ofen, in dessen nie verlöschendem Feuer alle geschmuggelten und nicht zu rechter Zeit abgeholten Waaren, selbst Schinken, Handschuhe, Uhren u. s. w., Millionen an Werth, verbrannt werden, um die «inländischen» Preise nicht zu drücken. Die Süd- und Nordseite L.s werden durch neun prächtige Themsebrücken, größtentheils Meisterwerke der Wasserbaukunst, verbunden: London-, Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Westminster-, Vauxhall-, Battersea- und die neuen Hängebrücken in Lambeth und Chelsea. Außer diesen Brücken für den allgemeinen öffentlichen Verkehr, von denen nur drei, die London, die Southwark und die Westminster, zollfrei sind, indem auf den übrigen ein Brückengeld von ½ Penny erhoben wird, zählt L. noch folgende Eisenbahnbrücken: 1) eine zwischen London- und Southwarkbrücke; 2) eine zwischen Southwark- und Blackfriarsbrücke; 3) eine zwischen Waterloo- und Westminsterbrücke; 4) eine zwischen Battersea- und Chelseabrücke. Die Zahl der Themsebrücken in L. stellt sich sonach auf 13, unter denen namentlich die vier (sämmtlich aus der neuesten Zeit datirenden) Eisenbahnbrücken als Meisterstücke der Baukunst dastehen. Die unbedingt schönste und breiteste aller Brücken jedoch ist die 1861 fertig gewordene neue Westminsterbrücke, unmittelbar neben dem Parlamentsgebäude. L. wird mit jedem Jahre reicher an Privatpalästen und Clubhäusern. Letztere sind in Zahl und Pracht eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Stadt. Es seien nur genannt: Union-, United-Service-, Athenäum-, Travellers-, Reform-, Carlton-, Army- and Navy-Club (alle in Pall-Mall); Conservative-, Free-Trade-, University-, Guards-, Oriental-, Alfred-, Wyndham-, Boodle's-, White's-, Brooks-, Arthur's-, Garrick-, Oxford- and Cambridge-Club und die Club-Chambers von fabelhafter Pracht und Bequemlichkeit im Innern. Hunderte von Clubs bleiben ungenannt. Jeder Mann von Stand und Bildung in L. und im ganzen Lande ist Mitglied eines londoner Clubs. Zu den bekanntesten Privatpalästen gehören: Apsleyhouse, für mehr als 200000 Pfd. St. zur londoner Residenz Wellington's eingerichtet; die Paläste der Herzoge von Northumberland, Bedford, Sutherland, des Grafen Spencer, der Marquis von Westminster und Lansdowne, Bridgewater- und Burlington-House; viele Paläste um die Parks herum, in den Extremitäten, und ziemlich ganz Westbourne-Terrace, wo die Aristokratie der City-Kaufleute wohnt; auch viele «Hallen» der City-Innungen. Diese Paläste, allerdings im Stil nur in griech. und andern Formen umherirrend, verdrängen doch mehr und mehr den altengl. nüchternen Typus, wozu die Menge Baugesellschaften für Verbesserung der Wohnung und Heimat der Armen und «Arbeitenden» das Ihrige beitragen.

Mit den 18 Haupteisenbahnhöfen und mehr als 100 Stationen innerhalb L.s und über (die Metropolitanbahn unter) dessen Häuser und Straßen hin, den mehr als 25000 Omnibus, Cabs und Hackneys (zwei- und vierräderigen Miethwagen), den 300 Dampfböten, welche blos innerhalb der Stadt auf der Themse ununterbrochen hin- und herschießen, den Tausenden von Lastfuhrwerken, die sich stets in den Straßen drängen, den 15000 Booten, Fähren, Lastkähnen zum Laden, Löschen und Ueberfahren, den zahllosen großen Seeschiffen und Küstenfahrern, die jährlich im Hafen von L. und in den Docks aus- und einlaufen, den unzähligen Dampfschiffen, die sie aufs Meer und aus demselben schleppen: gewährt L. ein Bild des Weltverkehrs, wie es auf dem ganzen Erdenrund nicht wiederkehrt. L. ist eben der Brennpunkt des Handels aller Nationen der Erde geworden, die auch größtentheils in einer Menge von Cityhäusern persönlich vertreten sind. Die Industrie, obgleich in riesigen Dampfanstalten vollständig vertreten und sich auf alle Zweige ausdehnend, tritt doch gegen den Handel zurück. Am bedeutendsten sind Bier- und Zuckerfabrikation, erstere weltberühmt und für die halbe Welt producirend, letztere besonders von deutschen Händen bedient. Es gibt 110 der größten Bierbrauereien, unter denen die Riesenanstalt von Barclay, Perkins und Comp., welche jährlich ziemlich 1 Mill. Fässer producirt. Die jährliche Ausfuhr und Spedition, im ganzen mit der Einfuhr gleich, ward in den Jahren bis 1850 auf 60—65 Mill. Pfd. St. geschätzt und übersteigt jetzt den Werth von 200 Mill.

Allein an Producten des vereinigten Königreichs kamen in L. 1860 für fast 31 Mill. Pfd. St. zur Ausfuhr. Die Zahl der zum Hafen gehörigen Schiffe betrug 2943 (einschließlich 527 Dampfer) mit 869591 Tonnen (also weniger als Liverpool). Der Tonnengehalt der zu L. eingelaufenen Seeschiffe im Colonial- und Fremdhandel betrug 1860: 2,981410 (11177 Schiffe), 1863: 3,441519 (11608 Schiffe), 1864: 3,359782 (11206 Schiffe) und 1865: 3,501749 (11690 Schiffe). Dazu kamen jährlich etwa 18—19000 Küstenfahrer mit 3—3½ Mill. Tonnen. Die von den Seeschiffen gezahlte Eingangssteuer betrug 1864: 11,491412, 1865: 10,942913 Pfd. St. Das Vermögen der City-Kaufleute, deren Wechsel, Waaren und Grundstücke sich in allen Theilen der Erde befinden, ist nicht anzugeben. Ihre Baarschaft ist auf 500 Mill. Pfd. St. ungefähr geschätzt worden. Der Geld- und Creditverkehr der Erde finden in der Bank von England, in der Börse und in mehr als 100 Privatbanken ihren Mittelpunkt. Die unzähligen Handels- und Actiengesellschaften, die Stock- und Kornbörse, Lloyds, die Verkaufshalle, über 80 Assecuranzcompagnien gehören zu den bedeutendsten Organen des innern Verkehrs und des Handels nach außen. Die Gas- und Wasserlieferungs-Compagnien sind die großartigsten und segensreichsten Institute für L. als Stadt. Die Gascompagnien, 14 an der Zahl, liefern für mehr als 150000 öffentliche und 1 Mill. Privatflammen jahraus jahrein, ohne Berücksichtigung des Mondscheins, und für den Privatbedarf Tag und Nacht, die Brennluft. Neben den Gasröhren, mit welchen L. unten dicht durchzogen ist, und den elektrischen Drähten, die es unterirdisch und auch hoch über den Dächern hinweg durchziehen, laufen noch Hunderte von meilenlangen, dicken und dünnen eisernen Aquäducten der zehn Compagnien, welche jedes Haus stets mit reinem Wasser versorgen und das schmuzige unter der Erde davontreiben. In Bezug auf das Kloakensystem hat L. das beste, was Genialität an Conception und Solidität in der Ausführung zu schaffen vermochte. Während bis 1859 die Kloakenröhren der Stadt innerhalb derselben unmittelbar in die Themse geleitet waren, sind seitdem mit einem Kostenaufwand von 4,200000 Pfd. St. zu jeder Seite des Stroms drei Haupttracte auf verschiedenem Niveau angelegt worden, in welche sich die kleinern entleeren. Vor der Stadt vereinigen sich die je drei Hauptleitungen, um nun gemeinschaftlich auf dem Norduser 11¼ engl. M. unterhalb London-Bridge und auf dem Süduser 14 M. unter jener in die Themse zu münden. Die Dampfpumpwerke an diesen beiden Ausfallspunkten bei Barking-Creek und Croßneß-Point arbeiten mit 2380 Pferdekräften. Zur 82 M. langen Hauptleitung waren 318 Mill. Ziegel, 880000 Kubikyards Cement verwendet und 3½ Mill. Kubikyards Erde aus der Tiefe heraufgeschafft worden. Auch in Bezug auf Straßenpflaster und dessen Reinlichkeit ist L. musterhaft. Die Polizei wird von den Engländern selbst weniger gerühmt als von den Ausländern. Zu öffentlichen Vergnügungen dienen besonders die Parks und freien Plätze, innerhalb aber die charakteristisch-engl. Public-Houses, Coffee-Rooms und Hotels sowie allerhand Speiseanstalten und gelegentliche Schaustellungen. Die Discussion-Rooms (freie Versammlungen in öffentlichen Localen, welche in aller parlamentarischer Form über bestimmte Themata disputiren) machen dem Erholungstriebe der gebildeten Mittelklasse alle Ehre. Durch den Krystallpalast in Sydenham haben Erholung, Bildung und Genuß des Volks eine Richtung und einen Brennpunkt gewonnen, um welchen man L. beneiden muß.

L. war schon zur Römerzeit vor Christi Geburt eine bedeutende Stadt, als welche es von den röm. Schriftstellern unter verschiedenen Namen (Augusta Trinobantum, Legio secunda Augusti, Lundinium, Londinium) erwähnt wird. Konstantin d. Gr. umgab es mit Mauern, die einen Raum von etwa 2 M. im Umfang in sich schlossen. Nach Einführung des Christenthums ward es Sitz eines Bischofs und unter Alfred d. Gr. Hauptstadt von dessen Reich. Als der Normanne Wilhelm England eroberte, fand er bereits viele Privilegien in L. (der City) vor, die er bestätigte, und welche Jahrhunderte hindurch entweder freiwillig oder nach siegreichem Kampfe der Stadt aufrecht erhalten wurden. König Johann brachte 1210 die Freiheiten der Stadt in eine Verfassung, die noch jetzt die Grundlage bildet. Seuchen, Pestilenzen, Empörungen, Feuersbrünste haben L. mehr denn zwanzigmal verwüstet und entvölkert; aber jedesmal ging es gewaltiger und größer aus Asche und Tod hervor, wobei sich die City stets in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten verstand. Gegen die span. Armada (1588) konnte sie schon 20000 Mann und 38 Schiffe stellen. Obwol unter Elisabeth L. und Westminster noch weit voneinander getrennte Städte waren, fühlte sich die Königin doch bereits durch die Größe der Stadt beunruhigt und suchte deren Vergrößerung durch Verbote zu verhüten. Sie ist seitdem zu einer wenigstens zehnfachen Ausdehnung angewachsen, ohne daß man sie fürchtet. Ihre Größe hebt sich eben dadurch wieder auf, daß sie Stadt und Land enger verbindet und mit den

entferntesten Städten immer mehr zusammenwächst. Sie wird dadurch ein ganz neuer Lebensorganismus. Nachdem L. die große Pest von 1665, welche über 68000 Menschen wegraffte, und das große Feuer des folgenden Jahres, das 13200 Häuser zerstörte, überstanden hatte, gelangte es zu fortwährend steigender Entwickelung. Doch seine neueste Bedeutung, seine erstaunliche Ausdehnung als Stadt, Handelsplatz und Weltcontor gewann es erst und gewinnt es immer mehr, seitdem Dampf, Elektricität, Reichthum und Unternehmungsgeist, praktische Wissenschaft und Massenbildung den Weltverkehr immer mehr zur Wahrheit machen. Die geogr. Lage Englands und seiner Hauptstadt gaben letzterer von jeher eine natürliche Prädisposition dazu. Als Herz des Weltverkehrs steht L. bereits durch elektrische und eiserne Verkehrsadern mit allen Hauptplätzen der Erde in organischer Verbindung. Eisenbahnen und Dampfschiffe wetteifern beinahe in Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Kommens und Gehens mit dem Herzschlage lebendiger Organismen. Vgl. Allen, «History of L.» (4 Bde., Lond. 1829); Timbs, «Curiosities of L.» (Lond. 1855); Cruchley's «Picture of L.» (21. Aufl., Lond. 1857); Seyffarth, «Führer durch L. und Umgegend» (Lpz. 1851), und die Fremdenführer von Murray Bradshaw, Grieben, Baedeker u. a.

Londonderry oder Derry, eine Grafschaft in der irländ. Provinz Ulster, grenzt im NW. an den 2 M. tief eingebuchteten Laugh-Foyle, im N. ans offene Meer, im O. an Antrim, im S. an den Landsee Neagh und an Tyrone, im SW. an letzteres, im NW. an Donegal und hat ein Areal von 38,47 Q.-M. Eine Bergkette, welche von Magilligan-Point an der Einfahrt des Lough-Foyle südwärts zieht und im Donalds-Hill 1233, im White-Mountain 1872, im Slieve-Gallion 1623 par. F. aufsteigt, theilt die Grafschaft in zwei Theile, den östlichen, mit dem Thale des Bann, und den westlichen, mit den Thälern des Roe, Faughan und Foyle. Das Sperrin-Gebirge an der Südwestgrenze erreicht im Sawel 2090 F. Höhe. Zwei Fünftel des Landes bestehen aus Ebenen und Thälern und sind im ganzen fruchtbar. Etwa 33 Proc. des ganzen Areals kommen auf Ackerland, 5 auf Kleefelder und Wiesen, 20 auf Weiden, 1½ auf Wald, 2 auf Gewässer. Die Berggegenden sind größtentheils wild und unfruchtbar, voll sumpfiger, unzugänglicher Schluchten. Die Haupterzeugnisse sind Hafer, Kartoffeln und Flachs sowie Gerste und neuerdings auch Weizen. Die Viehzucht ist nicht bedeutend. Mineralien finden sich hier und da, aber der Bergbau fehlt. Die Industrie beschränkt sich auf Leinwandweberei und etwas Baumwollfabrikation. Die Einwohnerzahl belief sich 1841 auf 222174, 1851 auf 192022 und 1861 nur noch auf 184209 Seelen, wovon 45 Proc. katholisch. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, zwei andere die zwei wichtigsten Städte. — Die Hauptstadt L., Municipalstadt und Parlamentsborough, an der Eisenbahn, am linken Ufer und ½ M. von der Mündung des für Schiffe von 300 Tons fahrbaren Foyle in den gleichnamigen Meerbusen gelegen und durch eine 1068 engl. F. lange, in Amerika gebaute schöne Holzbrücke mit der Vorstadt Waterside verbunden, ist der Sitz eines kath. und eines prot. Bischofs und nächst Belfast der bedeutendste und wohlhabendste Hafenplatz im nördl. Irland. Die Stadt hat seit 1614 bastionirte Mauern, die zu öffentlichen Spaziergängen dienen, und vier breite Hauptstraßen. Ein Triumphbogen und eine 90 F. hohe dorische Säule mit der Statue des Bischofs Walker erinnern an die Belagerung von 1689. Die schöne goth. Kathedrale, mit einem hohen Thurme und einem Denkmal für Knox, steht auf einem Hügel. Außer mehrern andern Kirchen und Kapellen und einem großen bischöfl. Palast hat L. eine schöne Gerichtshalle mit einem Porticus, ein Stadthaus, ein großartiges Grafschaftsgefängniß, eine Kaserne, ein Kranken-, ein Irren- und ein gutes Armenhaus sowie eine Lateinschule und ein Handwerkerinstitut. Die Stadt zählt 20153 E., welche Brennerei, Brauerei, Gerberei, eine Eisengießerei und eine Flachsspinnerei unterhalten sowie Salmfischfang und Schiffahrt treiben. 1860 gehörten zu dem tiefen, breiten und sichern Flußhafen 39 Schiffe von 10188 Tons. Der Hauptverkehr findet mit Liverpool und Canada statt. L. ist eine uralte Stadt, die oft von Eroberung und Verheerung heimgesucht ward. Namentlich ist die Belagerung von 1689 denkwürdig, welche sie sieben Monate lang (bis zum 10. Juni) unter dem Bischof Walker und dem Major Baker gegen die ganze Streitmacht Jakob's II. aushielt. — Nur 5,8 M. gegen Nordosten entfernt liegt Coleraine (einst Culraithin), Municipalstadt und Parlamentsborough, an der Eisenbahn, am linken Ufer und kaum 1 M. oberhalb der Mündung des Bann, der Schiffe von 200 Tons bis zur Stadt trägt, die außerdem durch Eisenbahn mit den kleinen Außenhäfen Port-Rush und Port-Stewart (Seebad) verbunden ist. Die Stadt hat ein altes Schloß, 10 Kirchen und Kapellen und zählt 5628 E., welche namentlich Fischfang und einigen Seehandel treiben.

Londonderry (Charles William Vane, Marquis von), früher Sir Charles Stewart,

brit. Staatsmann, wurde 17. Mai 1778 geboren, trat früh in das brit. Heer, durchlief schnell die untern Grade und zeichnete sich unter dem General Moore an der Spitze einer Husarenbrigade in Spanien aus. Später diente er unter Wellington, dessen Freundschaft er sich in hohem Grade erwarb, und ward seit 1813 oft in diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So schloß er als brit. Bevollmächtigter die Convention von Reichenbach, folgte dann dem Heere der Verbündeten als Militärcommissar und unterzeichnete 1814 den Frieden von Paris. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er mit dem Titel Lord Stewart in den Peersstand erhoben. Zugleich erhielt er den Rang als Generallieutenant. 1819 heirathete er die schöne Lady Fanny Vane, eine reiche Erbin, und vertauschte infolge dessen seinen Familiennamen Stewart mit dem ihrigen. Nach dem Tode seines Halbbruders Castlereagh (s. d.) wurde er Marquis von L. und ging bald darauf als außerordentlicher Gesandter nach Wien, zerfiel aber wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Heilige Allianz mit Canning und wurde zurückgerufen. Dem starrsten Toryismus ergeben, erklärte er sich im Oberhause 1829 gegen die Emancipation der Katholiken, sprach seit 1830 eifrig gegen die polit. Bewegungen, welche die franz. Julirevolution nach sich zog, zugleich aber auch für den span. Prätendenten Don Carlos. Ganz besonders machte er sich den Liberalen verhaßt durch die Bekämpfung der Reformbill. Als 1834 das Toryministerium Peel-Wellington das Staatsruder ergriff, ernannte ihn dasselbe zum brit. Gesandten von Petersburg. Die Opposition erhob sich indessen so energisch gegen diese Ernennung, daß sie stillschweigend zurückgenommen wurde. 1837 erhielt er jedoch den Titel eines Generals der Cavalerie und trat dann eine Reise über Petersburg, wo ihn der Kaiser Nikolaus sehr freundlich aufnahm, nach Konstantinopel und dem Orient an. Später machte er sich hauptsächlich durch seine Bemühungen, die Freiheit Abd-el-Kader's, den er auf dem Schlosse Amboise besucht hatte, zu erlangen, bekannt, und der Briefwechsel, den er darüber mit Ludwig Napoleon führte, ist wol nicht ohne Einfluß auf die endliche Freilassung des Gefangenen geblieben. Ende 1852 wurde ihm der durch den Tod Wellington's erledigte Hosenbandorden verliehen. Von seinen Schriften ist die «History of the war in Spain» (Lond. 1829) für die Kriegsgeschichte nicht ohne Interesse, leidet jedoch an polit. Parteisucht. Derselbe Vorwurf trifft das sonst für die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen nicht unwichtige Werk «Narrative of the late war in Germany and France» (Lond. 1833; deutsch, 2 Bde., Weim. 1836). Seine «Recollections of a tour in the north of Europe» (Lond. 1838) sowie die «Steam voyage to Constantinople» (Lond. 1842) enthalten viele anziehende Details. Er starb zu London 6. März 1854 und hatte in dem Titel eines Marquis von L. seinen Sohn erster Ehe, **Frederick William Robert Stewart**, bisherigen Viscount Castlereagh, geb. 7. Juli 1805, in dem eines Grafen Vane den ältesten Sohn zweiter Ehe, **George Henry Robert Charles Vane-Tempest**, bisherigen Viscount Seaham, geb. 26. April 1821, zum Nachfolger.

Longchamp, vormals ein Nonnenkloster auf der südwestl. Seite von Paris, an der äußersten Ecke des Boulogner Gehölzes, wurde in der ersten franz. Revolution zerstört bis auf wenige Ueberreste, welche in das gegenwärtig an der Stelle der alten Abtei stehende Landhaus des Seine-Präfecten verbaut sind. In diesem Kloster war es üblich, an den drei letzten Tagen der Charwoche die sog. Finstermetten (weil alle Lichter ausgelöscht wurden) von den berühmtesten Sängerinnen der pariser Oper vortragen zu lassen. Um sie zu hören, drängte man sich in Masse in die Kirche. Obschon jene Musikfeste, vom Erzbischof von Paris verboten, seit 1780 nicht mehr stattfanden, fuhr man doch noch immer an denselben Tagen nach dem Boulogner Gehölz, und der Zweck dieser Spazierfahrt war, dabei schöne Equipagen, Pferde und zierlichen Putz zu sehen oder sehen zu lassen. In der Revolution wurde die Promenade de Longchamp eingestellt, kam aber unter dem Directorium wieder in Aufnahme. Seitdem besteht sie als eine Art Modefest fort, das sehr viel von seinem frühern Glanze eingebüßt hat, doch immer noch manches herbeizieht, was mit Wagen, Pferden, Toiletten und sonstigen Luxusartikeln Parade oder Geschäfte machen will. Die Fahrt hat ihren alten Namen behalten, geht jedoch nicht mehr bis nach dem Platze, wo einst die alte Abtei lag, sondern blos die große Avenue der Elyseischen Felder entlang.

Longfellow (Henry Wadsworth), amerik. Dichter, ward 27. Febr. 1807 zu Portland im Staate Maine geboren und studirte in Bowdoin-College zu Brunswick, wo er 1825 promovirte. Schon als Student schrieb er einige Gedichte für die «United States' Literary Gazette», die ihm solchen Ruf erwarben, daß ihm 1826 trotz seiner Jugend die Professur der neuern Sprachen am Bowdoin-College angeboten wurde. Ehe er dieselbe jedoch antrat, unternahm er eine Reise nach Europa, auf der er drei Jahre zubrachte und Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, Holland und England besuchte. 1829 kehrte er nach Amerika zurück, wo er mit Eifer den

Pflichten seines Berufs oblag und die Mußestunden der Dichtkunst widmete. 1833 veröffentlichte er eine treffliche Uebersetzung der Coplas des Don José Manrique, mit einer einleitenden Abhandlung über die span. Poesie, und 1835 den Roman «Outremer», der von allen poetischen Gemüthern Amerikas mit Begeisterung aufgenommen wurde und den Namen L.'s schnell berühmt machte. Als daher Ticknor den Lehrstuhl der neuern Sprachen und schönen Literatur in Cambridge, der ältesten und geachtetsten der amerik. Universitäten, aufgab, ward L. zu dem erledigten Posten berufen, wodurch er zu einer abermaligen Reise nach der Alten Welt veranlaßt wurde, um die Sprachen und die Literatur des nördl. Europa zu studiren. Er verbrachte seit 1835 über ein Jahr in Dänemark, Schweden, Deutschland und der Schweiz und begab sich dann zur Uebernahme seiner Professur nach Cambridge, wo er sich jetzt dauernd niederließ. 1842 machte er jedoch zur Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit einen neuen Ausflug nach Europa, namentlich nach Frankreich, Deutschland und England, und 1854 legte er seine Professur nieder. Unterdessen hatte er seinen «Hyperion» (Cambr. 1839; deutsch von Ad. Böttger) geschrieben, einen auf deutschem Boden spielenden und in deutscher Manier gedichteten Künstlerroman. Hierauf folgten: «Voices of the night», eine Sammlung von Gedichten (1840); «Ballads and other poems» (1841), worunter das von Freiligrath vortrefflich ins Deutsche übersetzte «Skeleton in armour» und eine Uebertragung von Tegnér's «Kindern des Abendmahls»; ferner «The Spanish student», ein Drama (1842); «Poems on slavery» (Cambr. 1843); «Poets and poetry of Europe» (Phil. 1845), in welchen er gelungene Bearbeitungen namentlich deutscher Gedichte gab, und die Novelle «Kavanagh» (1849). Ueberhaupt ist in seinen Werken die Einwirkung europ. Muster nicht zu verkennen; so in der «Evangeline» (1847), einem idyllischen Epos, das sich durch seine wohlklingenden Hexameter auszeichnet, und in der «Golden legend» (Bost. 1851), deren Stoff dem «Armen Heinrich» Hartmann's von Aue entlehnt ist. Die glänzendsten Erfolge errang L. mit dem «Song of Hiawatha», der, zuerst im Oct. 1855 erschienen, binnen eines halben Jahres allein in der bostoner Originalausgabe 30 Auflagen erlebte. Seitdem wurde von ihm noch die poetische Erzählung «Miles Standish» (Bost. 1858) und eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel «Tales of a wayside inn» (Lond. 1863) veröffentlicht. Große Zartheit, malerischer und dramatischer Stil und eine tiefe Empfindung alles Edeln und Guten sind Eigenschaften, die man den Poesien L.'s nicht absprechen kann, welche allerdings mehr durch Anmuth und schwärmerische Romantik als durch kräftigen Schwung der Gedanken und frische Originalität fesseln.

Longford, die nordwestlichste Grafschaft in der irländ. Provinz Leinster, liegt zwischen Cavan, Leitrim, Roscommon und West-Meath und hat ein Areal von 19,8 Q.-M. Der südl. Theil besteht aus einer Fläche, die sich gegen W. und S. nach dem Shannon, dem Lough-Ree und dem Inney hinneigt und vom Königskanal durchzogen ist. Der im N. von dem wohlangebauten Thale des Camlin gelegene Theil ist hügelig, im Carn-Clanhugh 855 F. hoch und senkt sich gegen NO. zum Lough-Gowna. Von der Oberfläche kommen 21 Proc. auf Ackerland, 10 auf Kleefelder und Wiesen, 40 auf Weide, 2 auf Wald und 6 auf die Seen und andere Gewässer. Außer den jährlich überschwemmten Sumpfniederungen am Shannon ist der Boden fruchtbar. Man erntet vorzüglich Hafer; doch ist Viehzucht die Hauptnahrungsquelle. Die Industrie beschränkt sich auf Verfertigung von Leinwand und Wollstoffen. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament. Ihre Einwohnerzahl belief sich 1841 auf 115491, 1851 auf 82348 und 1861 nur noch auf 71694 Seelen (wovon 91 Proc. katholisch). Die Hauptstadt L., in schöner Gegend am Camlin, an der Eisenbahn und einem Zweig des Königskanals gelegen, ist ein freundlicher Ort und Sitz eines kath. Bischofs. Sie hat eine Kathedrale, eine Gerichtshalle, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus und eine Markthalle und zählt 4536 E., welche Gerbereien und Brauereien unterhalten, auch ausgedehnten Korn- und Butterhandel treiben. Nur 1 M. im SO. von L. liegt das Dörfchen Ardagh, nach welchem ein Bisthum benannt wird.

Longhi (Jos.), berühmter ital. Kupferstecher, geb. 13. Oct. 1766 zu Monza, der Sohn eines Seidenhändlers, bildete sich in der Kupferstecherschule des Florentiners Vicenzo Vangelisti zu Mailand und trieb zugleich die Malerei. Später ging er nach Rom, wo Morghen sein Freund wurde. Als er 1797 nach Mailand zurückgekehrt war, gab ihm Bonaparte den Auftrag, sein Bildniß, von Gros gemalt, in Kupfer zu stechen. Der Vicekönig von Italien ernannte ihn zum Professor an der Kunstakademie. L. starb zu Mailand 2. Jan. 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er war Meister in jeder Art des Stichs, ordnete aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzweck unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, über-

traf er selbst die frühern großen Meister; so in den Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandolo nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit außerordentlicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit der Tinten des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich ist die nach Albani gestochene Galatea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt, die Vision des Hesekiel nach Rafael und dessen «Sposalizio», d. i. die Vermählung der Heiligen Jungfrau. Seine letzte Arbeit, das Jüngste Gericht nach Michel Angelo in zwei Blättern nach des röm. Malers Minardi Zeichnung, blieb unvollendet. Durch seine «Teoria della calcografia» (Bd. 1, Mail. 1830), die aber ebenfalls unvollendet blieb, machte er sich auch als Schriftsteller rühmlich bekannt. Unter seine Schüler gehören P. Anderloni, Garavaglia, Felsing, Krüger, Gruner und Steinla.

Longinus (Dionysius Cassius), ein platonischer Philosoph und berühmter Rhetor aus der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., nach einigen aus Emesa in Syrien, nach andern aus Athen gebürtig, beschäftigte sich zu Alexandrien und Athen unter der Leitung der ausgezeichnetsten Gelehrten mit der griech. Literatur. In seinen spätern Jahren folgte er dem Rufe der Zenobia als Lehrer ihrer Kinder nach Palmyra, wurde zugleich in das Schicksal dieser aufrührerischen Königin mit verwickelt und auf Befehl des Kaisers Aurelianus als Hochverräther 273 n. Chr. enthauptet. Von seinen vielen Schriften ist nur noch die «Vom Erhabenen» vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühle das Wesen des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele erläutert. Dieselbe wurde von Toup mit Ruhnken's Anmerkungen (Orf. 1778; zuletzt 1806), von Weiske (Lpz. 1809), Egger (Par. 1837), Bake (Orf. 1849) und Spengel (in den «Rhetores Graeci», Bd. 1, Lpz. 1853) am besten bearbeitet, von Schlosser ins Deutsche (Lpz. 1781), von Boileau ins Französische übersetzt (Par. 1694 u. öfter).

Long-Island (d. i. Lange Insel) heißen mehrere Inseln. Außer der nördlichsten Abtheilung der Hebriden (s. d.), die diesen Namen führt, ist die bedeutendste die an der Südküste des nordamerik. Staats Neuyork gelegene Insel L., zugleich die größte atlantische Insel der Union, 26 M. lang, 48 Q.-M. groß, reich an Häfen und Buchten. Sie bildet mit der gegenüberliegenden Küste den Connecticut- oder Long-Island-Sund, einen Golf, der eine sichere und bequeme Schiffahrt gewährt, an der Ostseite einen kaum 2 M. breiten Eingang hat und an der Südwestseite nur durch eine schmale, wegen ihrer Felsmassen und Stromschnellen gefährliche Durchfahrt, das sog. Höllenthor (Hellgate) mit dem East-River oder dem östl. Mündungsarme des Hudson in Verbindung steht. Durch den letztern wird die Insel L. von der Stadt Neuyork (s. d.), durch die Narrows, die enge Haupteinfahrt und Ausfahrt zum Meere, von der kleinern Insel Staten-Island, wie diese durch die Raritonbai vom Festlande getrennt. Beide Inseln haben eine Menge Ortschaften und eine sehr bedeutende Bevölkerung, die reißend wächst. Die Stadt Brooklyn (s. d.) auf L. ist nach Neuyork die größte Stadt des Staats und wird nebst dem benachbarten Williamsburg mit Neuyork zusammen als Ein Ort betrachtet. Die Südküste von L., wo die Bai von Jamaica sich befindet, ist flach, sandig und mit Salzsümpfen bedeckt, doch strichweise auch ergiebig an Getreide, besonders Mais. Die Nordküste ist bergig und hat fetten Boden, welcher Getreide und Futterkräuter trägt. Der östl. Theil spaltet sich in zwei große Landzungen, welche die Gardner's Bai umfließt, an deren Südküste der Hafen Sag-Harbour liegt. Außer Getreide wird viel Flachs und Hanf gewonnen, Rindvieh, Schafe und Pferde gezogen, Fische, Austern und Hummern gefangen. Der Garten- und Obstbau wird sehr gepflegt und die Baum- und Samenschulen auf L. sind im Stande, alle Staaten der Union zu versehen. Auch werden auf L. im Sommer viele Plätze als Seebäder benutzt.

Longman, berühmte engl. Buchhändlerfamilie, stammt von Thomas L., geb. zu Bristol 1699, welcher 1716 zu Osborn in London in die Lehre kam und mit ihm 1725 ein Verlagsgeschäft in demselben Hause in Paternoster-Row begründete, das noch jetzt von seinen Nachkommen bewohnt wird. Bei ihm erschienen unter anderm die erste Auflage der «Cyclopædia of arts and sciences» von Ephraim Chambers und Johnson's «Dictionary». Er starb zu London 18. Juni 1755. — Sein Neffe, Thomas L., geb. 1731, gest. zu Hampstead 5. Febr. 1797, trat 1754 in das Geschäft seines Oheims und verband sich später mit Rees, mit dem er die neue Auflage von Chambers' «Cyclopædia» (5 Bde., Lond. 1786) herausgab. — Thomas Norton L., Sohn des vorigen, geb. 1771, setzte das Geschäft fort und hob es durch seine Thätigkeit und Umsicht zu dem ersten Rang unter den londoner Verlagshandlungen. Die Werke der namhaftesten engl. Schriftsteller, Wordsworth, Scott, Mackintosh, Macaulay u. a., wurden von ihm veröffentlicht. Zu seinen großartigsten Unternehmungen gehörten die umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von Chambers' «Cyclopædia» in 39 Quartbänden (1802—19) und die

«Cabinet Cyclopædia» von Lardner in 133 Bänden (1829—46). Seit 1826 besorgte er auch die Herausgabe der «Edinburgh Review». Er starb 28. Aug. 1842 zu Hampstead und hatte seine Söhne Thomas und William zu Nachfolgern, welche das Geschäft unter der Firma Longmans, Green and Comp. fortführen.

Longobarden, in latinisirter, seit dem 12. Jahrh. üblicher Namensform, eigentlich aber Langobarden, eine wenig zahlreiche, aber sehr tapfere deutsche Völkerschaft suevischen Stammes, wohnte nach den ältesten Nachrichten um die Zeit von Christi Geburt an der Niederelbe und höchst wahrscheinlich an deren linkem Ufer, im heutigen Lüneburgischen, da, wo noch später der Bardangau, die Stadt Bardanwik (Bardowiek) und andere verwandte Ortsbenennungen als Erinnerung an sie gelten. Ihr Name selbst aber wird von der eigenen Volkssage mit einer schönen und uralten, in der Vorrede zu König Rothari's Gesetzen (im Juli 668) zuerst aufgezeichneten Dichtung auf ihre langen Bärte bezogen, was weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Daneben ist unter allen andern versuchten Deutungen sprachlich zulässig nur noch die Ableitung von dem althochdeutschen parta, barte, Streitaxt. In ihren alten Sitzen, wo ihnen östlich die Semnonen und vielleicht auch andere Sueven, südlich die Hermunduren, westlich die Cherusker, nördlich die Haruden und Chauken gewohnt zu haben scheinen, wurden sie heimgesucht und geschädigt durch Tiber auf dessen Zuge im J. 5 n. Chr. Darauf, im J. 17, wandten sie sich von Marbod zu Armin und den Cheruskern und setzten wenig später den vertriebenen Italicus wieder als König bei den Cheruskern ein. Danach geschweigt die Geschichte ihrer auf lange Zeit.

Etwa im Laufe des 4. Jahrh. mag ihre Auswanderung begonnen haben, welche sie nach langen Fahrten und vielfachen Kämpfen mit den deutschen Oststämmen und den benachbarten slaw. und hunnischen Völkerschaften ins Donauland führte, wo sie mit dem oström. Reiche in nähere Berührung traten, das Christenthum nach dem arianischen Bekenntnisse annahmen und, lange bedrängt von mächtigen Nachbarstämmen, sich endlich durch Zertrümmerung des Reichs der Heruler (s. d.) um 512, dem sie zuvor zinspflichtig gewesen waren, und des Reichs der Gepiden (s. d.), 566 oder 567, zu Herren Pannoniens und zum mächtigsten und reichsten Volke jener Gegenden erhoben. Ihr König Alboin (s. d.), ein unternehmender, lange und weithin in Liedern gefeierter und, wie Chlodwig und Theodorich, zugleich auch mit polit. Einsicht begabter Heerführer, warf nun seinen Blick auf Italien, das durch den langen goth. Krieg, durch Pest und Hungersnoth erschöpft und jetzt vom bedrängten Byzanz her kaum der Hülfe gewärtig, den L. aber bereits bekannt war, da sie schon dem Narses ein Hülfsheer gegen die Gothen gesendet hatten. 569 drang Alboin in Italien ein, und seine zuchtlosen Scharen überflutheten rasch den nördlichen, seitdem die Lombardei (s. d.) genannten Theil, bis in die Nähe von Rom, während er selbst mit großer Umsicht langsamer vorzudringen und vor allem die Nordgrenze mit den Alpenpässen zu gewinnen und zu sichern gedachte. So blieb die Eroberung von vornherein lückenhaft, und die Küstenstriche wie die festen Städte Padua, Cremona, Mantua, Ravenna, Rom, Genua, Venetia u. s. w. widerstanden noch, theils mehrere, theils viele Jahre, theils gänzlich. Das Hemmniß aber entsprang neben der Widerspenstigkeit der Großen aus dem durchgreifenden Mangel an innerer Einheit, da es namentlich an der Abgeschlossenheit des Stammes gebrach. Denn die Eroberung war den noch immer nicht sehr zahlreichen L. überhaupt nur möglich geworden durch den Anschluß bedeutender Scharen aus verschiedenen Völkern: Bulgaren, Sarmaten, Pannoniern, Norikern, Alemannen, Sueven, Gepiden und Sachsen, die theils untereinander beständig haderten, theils von den L. so zurücksetzend behandelt wurden, daß unter andern die 20000 Sachsen, weil ihnen versagt ward, nach eigenem Rechte zu leben, wieder heimzogen, ein alemann. Herzog aber sogar in die Reihen des Feindes überging. Ja Alboin selbst unterlag diesem Zwiespalte, indem er durch sein gepidisches Gefolge ermordet wurde. Dasselbe Schicksal hatte nach 18monatlicher Regierung (575) sein aus einem der angesehensten Geschlechter durch Wahl auf den Thron erhobener Nachfolger Kleph; und noch höher stieg die Verwirrung, als nun die 35 Herzoge aus Habsucht die königl. Güter an sich rissen und den Thron erledigt ließen. 10 J. lang (575—585) schwärmten die L. plündernd hinab nach Unteritalien und hinüber nach Gallien, obgleich selbst Oberitaliens Unterwerfung noch nicht vollendet war, bis empfindliche Niederlagen und drohende Gefahren von gallischer und byzant. Seite her sie zwangen, wiederum einen König zu wählen und denselben mit der Hälfte ihrer Güter auszustatten. Der neue König, Kleph's Sohn, Authari (585—590), wandte sich nach vergeblichen Unterhandlungen mit den Franken und Byzantinern an die nordöstlich wohnenden Baiwarier und gewann in ihres Fürsten Tochter, der kath. Theodelinde, eine Frau, deren Einfluß von tief und heilsam wirkenden Folgen für das Reich ward.

Erst von jetzt ab, im 18. J. nach der Eroberung, beginnt die Bildung eines polit. Rechtszustandes. Es war zwar bei der Besitznahme des Landes der Grundsatz der Dreitheilung zur Anwendung gekommen, allein die L. waren trotz ihres Christenthums noch so wild und unbändig, daß bei der Eroberung viele Orte und Gegenden verwüstet und der Raub nicht gescheut wurde. Ja selbst nach der erfolgten Unterwerfung und Niederlassung herrschten noch vielfach drückendste Willkür und Gewaltthätigkeit. Jetzt aber, bei dem so schwer und drohend gefährdeten Zustande des Reichs, ward es für König Authari ein Gebot der Selbsterhaltung, sich mit den alten röm. Bewohnern des Landes in rechtlicher Form und Festsetzung zu vergleichen. Deshalb ordnete er die Verhältnisse durch eine neue Dreitheilung, die natürlich wiederum, wie die ursprüngliche, auf Kosten der Besitzenden erfolgte, d. h. der alten senatorischen Familien oder des hohen und reichsten Grundadels, der städtischen Corporationen (zu denen namentlich die Curialen oder Decurionen gehörten) und der Kirche; während die Possessores oder die kleinern freien Grundeigenthümer, deren Anzahl schon unter der röm. Herrschaft sehr zusammengeschmolzen war, sich, wie in allen andern Staaten jener Zeit, immer mehr verminderten, bis sie zuletzt gänzlich unter den Colonen oder Hörigen verschwanden, für deren ökonomische Lage es gleichgültig war, ob sie einem röm. oder einem longobard. Herrn zinsten. Ferner nahm Authari den von der konstantinischen Familie und den spätern Kaisern geführten Titel Flavius an, wodurch er in die Ansprüche und Rechtsverhältnisse des röm. Herrschers eintrat, also den legitimen Besitz aller fiscalischen Rechte und alles herrenlosen Landes erlangte und Schutzherr seiner röm. Unterthanen wurde, während er als longobard. König nur der erste seines Adels blieb. Demzufolge bildete sich nun auch ein königl. Hof mit den für diese neuen Verhältnisse erforderlichen Beamten. Leicht wurden die longobard. Behörden den Bedürfnissen beider Bevölkerungen angepaßt. Die Gastalden waren die unmittelbaren königl. Beamten, welche die Rechte des Fiscus wahrten, die Domänen verwalteten, auf diesen das Richteramt übten und die eigentlichen Vertreter der röm. Bevölkerung bildeten. Neben ihnen standen Herzoge (duces), die obersten Würdenträger der longobard. Staatsangehörigen, vom Könige auf Lebenszeit ernannt, als Heerführer, Richter (judices) und Verwalter. Beiden untergeordnet waren die sculdasii (Schultheißen) als Richter der einzelnen Bezirke und endlich diesen letztern wiederum mit blos polizeilicher Befugniß die decani und saltarii (Zehnt- und Holzgrafen). Die Verfassung der Städte blieb zunächst im wesentlichen bestehen, indem aus der Aneignung des röm. Herrscherbegriffs auch die Oberhoheit und Schutzherrlichkeit über die Städte folgte, welche nun durch die Gastalden im Namen des Königs ausgeübt wurde, woneben jedoch auch die Bestrebungen der Herzoge und der Bischöfe einen sehr bedeutenden und wachsenden Einfluß übten. Aber die altröm. municipale Freiheit der Selbstverwaltung war vorlängst schon erloschen, bis auf geringe Trümmer, welche nebst den noch bestehenden Corporationen die schwachen Keime erhielten, aus denen sich später mit dem Wiedererwachen der städtischen Lebensbedingungen, mit dem Handel und Verkehre unter den verschiedenartigsten, schon gegen das Ende der longobard. Zeit erkennbaren Anregungen und Einflüssen ein neues, frisches Leben entwickelte, welches gerade in den oberital. Städten so frühe, so kräftige und so mannichfaltige Blüten trieb.

Die kirchlichen Verhältnisse waren durch den Einbruch der L. in die größte Verwirrung gerathen, indem die kath. Bischöfe vor diesen arianischen Ketzern flüchteten, obschon die L. keinen Unterschied machten in der Verheerung und Ausplünderung weltlicher und geistlicher Güter, aber doch keine Religionsverfolgung übten. Gleichwol ward gerade eben diese Noth die Ursache einer einheitlichen festen Gestaltung der Kirche Italiens und das Hauptbeförderungsmittel für die Entwickelung des Papstthums, dessen Grund durch Authari's Zeitgenossen, Gregor d. Gr. (s. d.), für alle Zukunft gelegt wurde. Vorzugsweise auf die Ausbreitung der kath. Kirche und deren einheitliche Unterordnung unter den röm. Stuhl bedacht, gewann dieser staatskluge Papst eine eifrige Bundesgenossin an Theodelinde, die bereits ihren zweiten Gemahl Agilulf (gest. 615) vermochte, der kath. Geistlichkeit einen Theil ihres Vermögens und Ansehens zurückzugeben und seinen eigenen Sohn katholisch taufen zu lassen. Sie erbaute auch die prachtvolle Basilika Johannes' des Täufers zu Monza bei Mailand, in welcher später die longobard. Königskrone, von einem darin befindlichen Nagel des Kreuzes Christi die Eiserne Krone genannt, aufbewahrt wurde. Seitdem machte die Katholisirung der L. rasche Fortschritte, zumal selbst ein Theil der longobard. Hülfsvölker, die Noriker und Pannonier, sich von Anfang zum Katholicismus bekannte und das Connubium oder die mit voller Gleichberechtigung gesetzlich erlaubte Verehelichung zwischen L. und Römern förderlich entwickelte. Schon mit Aribert (gest. 663), einem Bruderssohne Theodelindens, der auf die beiden, mit ihrer Tochter Gundiberge vermählten Kö-

nige Ariowald (gest. 636) und Rothari (gest. 652) folgte, beginnt die Reihe der kath. Herrscher. Theodelindens Familie erhielt sich zwar durch Zustimmung des Volks auf dem Throne bis 702, indem nur Grimoald, Herzog von Benevent (662—671), als Usurpator die Reihe unterbrach; allein Parteiungen, Widerspenstigkeit und Auflehnungen der Herzoge ließen das Reich weder im Innern zu fester Einheit erstarken, noch auch nach außen hin seine Grenzen erheblich erweitern. Nur Agilulf eroberte einige bisher noch unbezwungene Städte innerhalb des Reichsgebiets, darunter Padua, Cremona und Mantua, und Rothari unterwarf den Küstenstrich von Tuscien bis an die fränk. Grenze. Desto wichtiger dagegen ward durch ihre weitreichenden Folgen eine andere Unternehmung Rothari's, die Aufzeichnung des Longobardischen Volksrechts, welche in lat. Sprache erfolgte und 22. Nov. 643 unter dem Namen Edictum promulgirt wurde. Später durch die Könige Grimoald (668), Liutprant (713—744), Ratchis (746), Aistulf (748—756) und Desiderius (756—768) revidirt, erweitert und fortgebildet, überlebte diese Gesetzgebung nicht nur den Untergang des longobard. Reichs um mehrere Jahrhunderte, sondern es erwuchsen auch gerade aus dieser german. Grundlage und wiederum unter den Händen deutscher Männer die Anfänge des Rechtsstudiums und der Rechtswissenschaft im Mittelalter. Bis hinauf ins 10. Jahrh., in Otto's I. Zeit, lassen sich zu Pavia, dem Sitze des kaiserl. Pfalzgerichts, die deutlichen Spuren einer in ihren Anfängen meist deutsche Namen darbietenden Rechtsschule verfolgen, welche zu den Edicten der longobard. Könige die spätern Gesetze der Karolinger, der Herzoge Wido und Lantpert von Spoleto und der sächs. und salischen Kaiser sammelte und mit Hinzuziehung des durch die Entscheidungen des Pfalzgerichts gebotenen Materials revidirte, ordnete, ergänzte und erläuterte. Aus diesen Arbeiten entnahm sodann die Rechtsschule zu Bologna eine gegen Ende des 11. Jahrh. verfaßte systematische Sammlung (Liber Longobardae oder Lombardae) als Grundlage für einen Theil ihrer Vorlesungen. Nicht aber zu jenem Kreise gehört natürlich das im 12. Jahrh. aufgezeichnete Longobardische Lehnrecht, welches unter dem Namen Consuetudines oder Liber feudorum ebenfalls zu Bologna im Gebrauche war und durch das hohe Ansehen der bologneser Schule später auch in Deutschland Eingang und Geltung gewann. Vgl. Merkel, «Die Geschichte des Longobardenrechts» (Berl. 1850). Rotharis' für die deutsche Rechtsgeschichte und namentlich für die Kenntniß des german. Familienrechts höchst wichtige Gesetzgebung war im wesentlichen nach Inhalt und Form durchaus germanisch und galt zunächst auch nur für die deutschen Bewohner des Landes, aber für diese ohne allen Unterschied der Abstammung, als ein longobard. Reichsrecht. Für die Staatsangehörigen röm. Abkunft blieb daneben wenigstens in civilrechtlichen Angelegenheiten und namentlich in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit das röm. Recht in Geltung. Erst im weitern Verlaufe der longobard. Gesetzgebung gewann mit der zunehmenden Verschmelzung beider Völkerschaften und mit der fortschreitenden Romanisirung des deutschen Theils auch das röm. und das kanonische Recht immer größern Eingang und einen umbildenden Einfluß auf die Bestimmungen des Volksrechts. Der Romanisirung aber mußten die L. trotz ihrer Kernhaftigkeit mit beschleunigter Bewegung verfallen, weil mehrere mächtige Ursachen zusammenwirkten: die verhältnißmäßig geringe Anzahl des Volks, das Connubium, die Annahme des kath. Bekenntnisses, die erhöhte polit. Bedeutung, welche aus den fortwährenden Unruhen der röm. Bevölkerung erwuchs, weil auf sie zumeist wegen ihrer überlegenen Anzahl die kämpfenden Großen sich stützen mußten, die unter solchen Verhältnissen obsiegende lat. Sprache, vor welcher die deutsche schon im 10. Jahrh. vollständig verschwunden war, und endlich die überlegene röm. Bildung, der die L. bald so weit nachgaben, daß sie selbst Kunst und Wissenschaft förderten und übten, wie schon allein Theodelindens Prachtbauten und die schriftstellerische Thätigkeit des Paulus Diaconus statt aller andern Beispiele zur Genüge beweisen. Von einer Literatur in ihrer deutschen Muttersprache ist nichts bekannt, da selbst ihre herrlichen, einst in Lieder gekleideten Sagen uns nur in lat. Fassung überliefert sind. Wir müssen deshalb auch unsere Kenntniß ihrer Sprache lediglich aus den vereinzelten deutschen Worten und Namen schöpfen, welche in den Gesetzen, Urkunden und Chroniken erscheinen, aus denen sich nur so viel ergibt, daß die longobard. Sprache zu den hochdeutschen gehörte und bereits Brechungen und Lautverschiebung, aber noch keinen Umlaut entwickelt hatte.

Nach einer 10jährigen Zerrüttung, die auf das Erlöschen der Familie Theodelindens gefolgt war, erhielten die L. wieder einen kräftigen König in Liutprant (713—744), der das Reich auf den Gipfel seiner Macht erhob, mit starker Hand die Empörungen im Innern niederdrückte und entschieden auf die Eroberung des gesammten Italien hinarbeitete. Allein ihm gegenüber begann auch die seitdem getreulich festgehaltene macchiavellistische Politik der Päpste

mit allen Mitteln die staatliche Einigung Italiens zu hintertreiben und in Italien die Interessen mächtiger Fremdlinge einander gegenüberzustellen. Durch diese Politik und durch den Mangel eines festen Thronfolgerechts ging kaum ein Menschenalter nach seiner höchsten Blüte das longobard. Reich zu Grunde. Eben erst hatte Papst Gregor II. (715—731) mit Hülfe der L. bei Gelegenheit des Bilderstreits thatsächlich die langerstrebte Unabhängigkeit vom oström. Kaiser gewonnen, als er sich mit den Herzogen von Spoleto und Benevent gegen ihren König verband, um diesen in seinen Eroberungen aufzuhalten. Liutprant überwältigte die Herzoge und gewährte dennoch dem Papste auf dessen polit. und geistliche Vorstellungen sofort Frieden. Gregor III. (731—741) wiederholte 740 dasselbe Verfahren und wandte sich dann vor dem Zorne des gerüstet heranziehenden Königs an den fränk. Hausmeier Karl Martel, indem er diesem mit den Schlüsseln zum Grabe des heil. Petrus die Schutzherrschaft über Rom antrug. Beide, Gregor wie Karl, starben vor der Entscheidung, und Papst Zacharias (741—752) erlangte durch Unterhandlungen wiederum einen sogar vortheilhaften Frieden. Liutprant's Nachfolger, einen Herzog von Friaul, Ratchis (744—749), wußte er gar so weit zu bewegen, daß dieser nicht nur den wiederbegonnenen Eroberungskrieg, sondern selbst die Krone aufgab und als Mönch nach Monte-Casino ging. Dagegen befestigte er bald darauf die angemaßte fränk. Krone auf dem Haupte des Hausmeiers Pipin, indem er diesen durch den engl. Missionar Bonifacius, den Apostel der Deutschen, zum Könige salben ließ. Als dann des Ratchis unternehmender Bruder und Nachfolger Aistulf (749—756) den Gedanken der Eroberung von ganz Italien wieder aufnahm und auch die Oberherrschaft über Rom und Tribut von den Römern verlangte, ging Papst Stephan II. (III.), 752—757, selbst zu Pipin, salbte ihn nochmals nebst seinen Söhnen Karl und Karlmann und ernannte sie zu Patriciern der Römer, d. h. nach der damaligen Bedeutung des Worts: er übertrug ihnen die Statthalterschaft im Herzogthume von Rom, welche seit einiger Zeit nur vom Papste abhängig war und durch ihn besetzt wurde. Pipin folgte der Bitte des Papstes und zwang den König Aistulf durch einen Heereszug (754), von weitern Eroberungen abzustehen, und durch einen zweiten (755) auch zur Herausgabe der bereits gewonnenen Städte, die er sodann mit unbestimmtem Ausdrucke dem Papste als Schenkung an die röm. Kirche und das Römische Reich (respublica) überließ: die sog. Pipin'sche Schenkung, aus welcher allmählich der Kirchenstaat erwachsen ist. Gegen Aistulf's Nachfolger, den Herzog von Tuscien, Desiderius (756—774), verband sich dann Papst Paulus I. (757—767) wiederum mit den Herzogen von Spoleto und Benevent und erlangte nach Besiegung dieser den Frieden aufs neue durch fränk. Vermittelung. Papst Stephan III. (IV.), 768—772, ward durch Desiderius von seinen innern Feinden befreit und auf dem Stuhle Petri befestigt, vergalt jedoch dem Könige diesen Dienst dadurch, daß er Feindschaft zu schüren suchte zwischen ihm und dem fränk. Königshause. Als nun wirklich unerwartet ein bitterer Haß zwischen beiden Königsfamilien ausbrach, weil Karl d. Gr. seine Gemahlin, des Desiderius Tochter, verstieß und heimsandte, letzterer dagegen die Witwe und die von der Regierung ausgeschlossenen Kinder von Karl's verstorbenem Bruder Karlmann aufnahm, weigerte sich Papst Hadrian I. (772—795) zunächst, die Kinder Karlmann's auf Begehren des Desiderius zu krönen, und rief dann gegen den mit Heeresmacht heranziehenden Desiderius den König Karl selbst zu Hülfe, der auch im Herbste 773 in Italien erschien und im Mai des folgenden Jahres dem longobard. Reiche nach 205jährigem Bestande durch die Eroberung Pavias ein Ende machte. Desiderius beschloß seine Tage in einem fränk. Kloster. Ein Aufstandsversuch einiger longobard. Herzoge veranlaßte 776 einen neuen Heereszug Karl's, infolge dessen nun auch die longobard. Reichsverfassung aufgehoben, die Herzogthümer eingezogen und in Grafschaften zerschlagen und das fränk. Verwaltungssystem eingeführt wurde. Endlich (803) ward auch formell die Eroberung legitimirt durch einen Vertrag des abendländ. Kaisers Karl mit dem morgenländischen Nicephorus, in welchem sie sich über die Herrschaft Italiens dahin verglichen, daß alle einst longobard. Gebiete nebst Rom, dem Exarchate mit Ravenna, ferner Istrien und einem Theile von Dalmatien zum abendländ., dagegen die Inseln von Venetien, die Seestädte von Dalmatien, Neapel, Sicilien und ein Theil Calabriens zum morgenländ. Kaiserreiche gehören sollten. Vgl. Türk, «Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte» (4. Heft: «Die L. und ihr Volksrecht», Rost. 1835); K. Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von Italien» (Bd. 1, Lpz. 1847); Flegler, «Das Königreich der L. in Italien» (Lpz. 1851); Abel, «Der Untergang des Longobardenreichs in Italien» (Gött. 1858).

Longolius (Christoph), eigentlich Longueil, einer der thätigsten Beförderer der classischen Literatur zu Anfang des 16. Jahrh., geb. 1488 zu Mecheln, wurde nach Vollendung seiner jurist. und philol. Studien Parlamentsrath in Paris und bereiste mehrere Länder, starb aber schon 1522

zu Padua. In seinen Schriften, besonders in seinen «Briefen» und «Reden» (Flor. 1524 und Par. 1533), die auch in der Gesammtausgabe seiner Werke (Par. 1530) enthalten sind, zeigte er eine übertriebene Nachahmung der Ciceronianischen Schreibart. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist Paul Daniel L., ein um Wissenschaft und Schule verdienter Gelehrter des 18. Jahrh., geb. 1. Nov. 1704 zu Kesselsdorf in Sachsen, gest. 24. Febr. 1779 als Rector des Gymnasiums in Hof, der sich durch mehrere Ausgaben alter Classiker, noch mehr aber durch seine «Sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach» (10 Bde., Hof 1731—62) und andere Werke auch als Geschichtsforscher einen Namen erwarb.

Longomontan (Christian Severin), ein bekannter Astronom, geb. 4. Oct. 1564 in dem dän. Dorfe Longberg, von welchem er auch den Namen erhielt, studirte in Wiborg und Kopenhagen und begab sich dann zu Tycho de Brahe, bei welchem er acht Jahre in der Uranienburg als dessen Gehülfe zubrachte. Auch begleitete er diesen nach Prag, verweilte aber hier nur kurze Zeit und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um die Professur der höhern Mathematik in Kopenhagen zu übernehmen, wo er 8. Oct. 1647 starb. Sein vorzüglichstes Werk ist die «Astronomia Danica» (Kopenh. 1622), in der er das ganze damals bekannte Gebiet der Wissenschaft zu umfassen suchte; doch ist dasselbe gleich seinen Planeten- und Mondstafeln vergessen. Obwol keineswegs ein Mann von gewöhnlichen Talenten, war er doch nicht im Stande, sich von den einmal hergebrachten Irrthümern auch nur im mindesten loszureißen. Namentlich huldigte er der Astrologie und hielt z. B. die Kometen für Vorboten großer Unglücksfälle.

Longueville, s. Dunois und Longueville.

Longus, ein griech. Sophist und Erotiker, vielleicht aus dem 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser eines Schäferromans: «Poimenica» oder «Pastoralia», in vier Büchern, welcher in einer anziehenden Darstellung und für jene Zeit noch ziemlich guten Sprache die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt. Derselbe wurde von Villoison (2 Bde., Par. 1778), Courier (Rom 1810; 2. Aufl., von Sinner, Par. 1830) und Seiler (Lpz. 1835), am besten jedoch von Hercher in den «Scriptores erotici graeci» (Bd. 1, Lpz. 1858) herausgegeben und ins Deutsche von Passow (mit Text, Lpz. 1811) und Jacobs (Stuttg. 1833) übertragen.

Longwy, eine alte Stadt und starke Grenzfestung des franz. Depart. Mosel, am rechten Ufer des Chiers in den Ardennen, 8,6 M. im NNW. von Metz, ist Kriegsplatz vierter Klasse mit 2530 E., welche eine Kupferhütte unterhalten, Goldarbeiter- und Juwelierwaaren, Bratspieße, Uhrenbestandtheile, Fayence, Thonpfeifen, wollene und baumwollene Teppiche, Posamentierwaaren, pariser Spitzen und Leder fabriciren sowie lebhaften Handel mit berühmten Schinken, Speck und Würsten nach Paris treiben. Die Stadt wurde im 13. Jahrh. mit der Grafschaft Bar vereinigt, bildete später den Hauptort der Grafschaft L., die man nachmals zum Herzogthum Lothringen schlug, und ward in der Mitte des 17. Jahrh. von den Franzosen erobert und ihrer Werke beraubt. Im Nimweger Frieden fiel L. 1679 an Frankreich und wurde seit 1680 von Vauban (als Gegenplatz gegen Luxemburg) in Form eines bastionirten Sechsecks befestigt, mit Ravelins, einem Hornwerk und zwei großen Lunetten als Außenwerken versehen. L. ward 23. Aug. 1792 durch Capitulation von den Preußen eingenommen, aber schon 23. Oct. wieder geräumt. 1815 schlossen es die Preußen unter Prinz Ludwig von Hessen-Homburg seit Ende Juni ein, mußten aber, durch die Ausfälle der Festungen Metz und Thionville genöthigt, wieder abziehen. Erst nach erhaltener Verstärkung kehrten die Preußen zurück und erzwangen 15. Sept. die Capitulation an den Prinzen August von Preußen, worauf 18. Sept. die Räumung der Festung erfolgte.

Lonicēra, zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörige Hauptgattung der nach ihr benannten Familie der Lonicereen (oder Caprifoliaceen), deren Arten, lauter Sträucher der gemäßigten und warmen Zone der nördl. Halbkugel, in zwei Gruppen zerfallen, in solche von aufrechtem Wuchs und in schlingende Sträucher. Erstere, bei uns Heckenkirschen genannt, haben paarweise gestellte Blüten, welche auf einem gemeinschaftlichen Stiele in den Blattwinkeln stehen, letztere, die Geißblatte oder Jelängerjelieber, am Ende der Zweige in quirlige Trugdolden gestellte Blüten. Bei diesen ist die Blumenkrone langröhrig mit deutlich zweilippigem Saume, bei jenen trichterförmig, undeutlich zweilippig oder fast regelmäßig. Bei allen Arten ist der Fruchtknoten unterständig, der Kelch kurz fünfzähnig, die Frucht eine Beere. Bei den Heckenkirschen sind die Fruchtknoten und Beeren der paarweise nebeneinander stehenden Blüten oft verwachsen. Dagegen erscheinen bei den Geißblatten die obersten, unter den Blütenquirlen befindlichen Blattpaare (bei allen Loniceren stehen die Blätter einander gegenüber) mitunter zusammengewachsen (so bei L. Caprifolium und sempervirens). Die Beeren der meisten Loniceren schmecken bitter und enthalten einen brechenerregenden Stoff. Von Heckenkirschen

wachsen in Deutschland: L. Xylosteum, unter dem Namen **Bein-** oder **Knochenholz** bekannt (wegen der Härte seines, deshalb zu Schuhzwecken, Weberkämmen und Ladestöcken gesuchten Holzes), mit rothen Beeren; L. nigra L. mit schwarzen, L. coerulea L. mit blauen Beeren, und **L. alpigena**, ein schöner Strauch der Alpengegenden mit purpurrothen Blüten und Beeren. Der erste und letzte werden häufig als Ziersträucher angebaut, noch häufiger die aus Asien stammende **L. tatarica**, welche mit rothen und weißen Blumen vorkommt und auf keiner Promenade, in keinem Garten zu fehlen pflegt. Aus der Gruppe der Geißblatte wächst L. Periclymenum in Deutschland (wo es in Laubwäldern bisweilen als verdämmende Schlingpflanze auftritt) wild. Allgemein angebaut (als Laubenpflanze und zu Wandbekleidungen) wird L. Caprifolium, das bekannte wohlriechende **Gartengeißblatt**, dessen Heimat das südlichste Europa ist, seltener die nordamerik. **L. sempervirens** mit glänzend dunkelgrünen Blättern und prachtvoll scharlachrothen Blumen.

Lönnrot (Elias), der namhafteste und thätigste unter den Begründern der neuern finn. Literatur, geb. 9. April 1802 zu Sammatti in Nyland, der Sohn eines Schneiders, erlernte von früher Jugend auf das väterliche Handwerk und arbeitete als Schneiderbursche vielfach auf den Bauerdörfern seiner Heimatsgegend. Nachdem er 1820 einige Monate das Gymnasium zu Borgo besucht, kam er als Lehrling in die Apotheke zu Tawastehuus, wo er zwei Jahre verblieb. Durch Selbststudium und Privatunterricht hatte er es während dieser Zeit so weit gebracht, daß er 1822 die Universität zu Åbo beziehen konnte. Auf derselben widmete sich L. fünf Jahre hindurch mit Eifer und Erfolg philol., philos. und naturwissenschaftlichen Studien, bis er sich 1827 zu Helsingfors der Medicin zuwandte. 1832 erwarb er sich die medic. Doctorwürde, worauf er 1833 als Kreisarzt zu Kajana angestellt wurde. Dieses Amt bekleidete er, bis er 1853 an Castren's Stelle zum Professor der finn. Sprache und Literatur an die Universität Helsingfors berufen ward. An die Arbeiten L.'s knüpft sich vorzugsweise der neue Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten die nationale Literatur des finn. Volks genommen hat. Schon als Knabe und Jüngling wandte er den Liedern und Märchen, wie sie vom niedern Volke gesungen und erzählt wurden, seine Aufmerksamkeit zu. Seit 1828 unternahm L. behufs sprachlicher Forschung sowie der Sammlung von Runen, Sprichwörtern, Liedern, Räthseln, Märchen u. dgl. wiederholte Reisen, meistentheils allein und zu Fuß, in Finland, Lappland, Estland, Livland, Ingermanland und den nordwestl. Gouvernements Rußlands. Als erste und bedeutendste Frucht dieser Wanderungen erschien «**Kalevala**» (s. d.), das Nationalepos der Finnen, das in seiner ersten Ausgabe (Helsingf. 1835) in 32 Gesängen etwas über 12000 Verse, in der zweiten sehr vermehrten und gänzlich umgearbeiteten (Helsingf. 1849) bereits 50 Gesänge mit 22790 Versen umfaßt. In seinem zweiten Hauptwerke, den «**Kanteletar**» (3 Bde., Helsingf. 1840), stellte L. 592 alte lyrische Lieder und 60 balladenartige Dichtungen zusammen. Diesen folgten seitdem noch «**Suomen kansan sanalaskaja**» (Helsingf. 1842), eine Sammlung von 7077 finn. Sprichwörtern, und «**Suomen kansan arvoituksia**» (Helsingf. 1844; 2., sehr vermehrte Aufl. 1861), eine solche von 2188 finn. und 189 estnischen Räthseln. Sonst sind von L.'s Sammelwerken noch «**Kantele**» (4 Hefte, Helsingf. 1829—31), ältere und neuere finn. Lieder enthaltend, und eine Ausgabe von Poesien des Bauerdichters Paavo Korhonen (Helsingf. 1848) zu nennen. An «**Suomen kansan satuja ja tarinoita**» (4 Bde., Helsingf. 1854—62), der von Eero Salmelainen besorgten Sammlung finn. Sagen und Märchen, hat L. bedeutenden Antheil. Außerdem hat er durch seine eigene ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit wesentlich zur Ausbildung der finn. Sprache sowie zu deren Entwickelung zur Schriftsprache mitgewirkt. Viele Beiträge zur Kunde des Vaterlandes, seiner Natur und seines Volks hat er theils in einzelnen kleinern Schriften, theils in Beiträgen zu Zeitschriften, wie besonders seit 1841 zu dem Jahrbuch «**Suomi**» in schwed. und finn. Sprache veröffentlicht. Für Hebung der Volksbildung suchte L. durch die Monatsschrift «**Mehiläinen**» (Uleab. 1836—37; Helsingf. 1839—40) und das Wochenblatt «**Oulun Wükko-sanomia**» (Uleab. 1852 fg.) zu wirken. Als Sprachforscher hat er sich in einem schwed.-deutsch-finn. Wörterbuch (1847) sowie vorzüglichen monographischen Arbeiten über das Lappische, das Tschudische u. s. w. bekundet.

Loos (Dan. Friedr.), Medailleur, geb. zu Altenburg in Sachsen 15. Jan. 1735, kam als Waise zu dem Hofgraveur Stieler in Altenburg, der aber aus Besorgniß, sich von dem talentvollen Jünglinge übertroffen zu sehen, diesen absichtlich zurückhielt. L. ging deshalb im Alter von 16 J. davon und nach Leipzig, wo der Münzstempelschneider Ludwig ihn in Arbeit nahm. Sehr bald jedoch verriethen die neuen Stempel die kunstfertigere Hand des neuen Arbeiters, und die Behörden trugen L. die Stelle Ludwig's an, der sich aber weigerte, sie zu übernehmen, wenn

Ludwig nicht beibehalten würde. Man gewährte seine Bitte, aber der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs machte den Arbeiten in der leipziger Münze überhaupt ein Ende. L. ging nach Göttingen, um nach England zu gelangen, wo er sein Glück zu finden hoffte. Eine Bande Falschmünzer, die ihn unter Drohungen in ihre Verbindung zu ziehen beabsichtigten, bewog ihn, nach Helmstedt zu flüchten, wo er am Professor Häberlin einen Freund fand. Infolge eines Auftrags desselben gelangte er nach Magdeburg, wo er 1756 die Münzgraveurstelle erhielt. Als die magdeburger Münze aufgehoben wurde, kam er mit einem geringen Wartegelde nach Berlin. Hier rückte er zwar später in die Stelle eines Medailleurs wieder ein, aber seine Lage blieb drückend, bis er sich durch seine Geschicklichkeit in der Mechanik selbst emporbrachte. Berliner Fabrikanten wünschten franz. Modebänder nachzuahmen, und L. erfand eine Maschine, die alle franz. Arbeit durch Schärfe und Dauer der Muster übertraf. Bald verschaffte ihm diese Industrie die Fonds für das kräftigere Betreiben des Medaillengeschäfts, sodaß er sich nunmehr ausschließlich in seiner Kunst bewegen konnte. L. wurde 1787 Mitglied des Senats der Akademie der Künste und starb 1. Oct. 1819. Seine Arbeiten trugen wesentlich dazu bei, die Medailleurkunst zu höherm Ansehen unter den Deutschen zu bringen. — Sein Sohn, Gottfried Bernhard L., geb. zu Berlin 6. Aug. 1774, von 1806—12 Münzmeister, gest. als Münzrath und Generalwardein in Berlin 29. Juli 1843, begründete daselbst eine Medaillenmünzanstalt, die zahlreiche Medaillen lieferte, welche in Hinsicht ihres Kunstwerths mit den gerühmtesten Kunstwerken des Auslandes wetteifern. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die «Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Gold- und Silbermünzen» (Berl. 1821), die «Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens und der Münzkunde» (3 Hefte, Berl. 1822) und «Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen» (Berl. 1828).

Lootse heißt an den Seeküsten ein der Gegend und der Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Seemann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, sodaß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen. Das Lootsen erfordert große Erfahrung und Kenntnisse, weshalb die L. von Staats wegen einer Prüfung unterworfen werden. Dieselben erspähen entweder von den Hafenplätzen aus mit Fernröhren die einkommenden Schiffe, um sich alsdann mit besonders stark und seefest gebauten Lootsenbooten an deren Bord zu begeben, oder kreuzen in der Nähe der Häfen in größern Lootsenfahrzeugen in See umher, um die ihrer bedürftigen Schiffe aufzusuchen. Die L. stehen unter Controle der Seebehörden. In einigen Ländern, wie z. B. in Preußen, sind es königl. Beamte, welche einen festen Gehalt beziehen, während die nach einer festen Taxe normirten Lootsengelder der Schiffe in die Staatskasse fließen. Meistens sind die L. jedoch unbesoldet, und sie einigen sich in diesem Falle mit den Schiffen um die Höhe des Lootsengeldes, das je nach der Größe des Schiffes und der Gefahr größer oder geringer ist. Eine solche freie Concurrenz im Lootsenwesen erscheint vortheilhafter für die Sicherheit der Schiffahrt als jenes System, weil bei letzterm der Sporn fehlt, die L. zu außergewöhnlichen Anstrengungen anzutreiben, wenn Schiffe sich in Gefahr befinden.

Lope de Vega, s. Vega (Lope Felix de Vega Carpio).

Lorber (Laurus) ist der Name einer zur 9. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung, die gegenwärtig nur eine einzige Art enthält, den edeln L. (L. nobilis L.), einen immergrünen, 20—30 F. hohen Baum oder zuweilen nur 15 F. hohen Strauch, der in Kleinasien einheimisch, jetzt aber über alle Länder am Mittelländischen Meere verbreitet ist und auch bei uns häufig im Kalthause gezogen wird. Er trägt lanzettige, lederige, netzigaderige, glänzende Blätter, blattwinkelständige Büschel von unansehnlichen Blüten, deren Blütenhülle gelblichweiß und viertheilig ist und in den männlichen und Zwitterblüten zwölf Staubgefäße enthält, und bringt ovale, etwa ½ Zoll lange, blauschwarze Beeren. Blätter und Beeren sind seit den ältesten Zeiten in der Heilkunde gebräuchlich. Die Blätter riechen und schmecken aromatisch, etwas bitter und adstringirend, enthalten ätherisches Oel und bittern Extractivstoff und waren früher als magenstärkendes und blähungtreibendes Mittel viel im Gebrauche, sind aber jetzt mehr als Küchengewürz allgemein benutzt. Die Beeren enthalten einen braunen, aus den beiden dicken Samenlappen bestehenden Kern, der außer ätherischem Oele einen eigenthümlichen flüchtigen, scharf- und bitterschmeckenden, kleberig-harzartigen Stoff (Laurin) und ein doppeltes fettes Oel enthält und stark reizend, erhitzend und zugleich tonisch wirkt. Am häufigsten wird noch das ausgepreßte butterartige, grüne, zugleich die ätherischen Stoffe enthaltende Oel (Lorberöl), das jedoch meistentheils verfälscht ist, äußerlich angewendet. Bei den alten Griechen hieß der Lorber Daphne und war dem Apollo geheiligt. Beerentragende Zweige desselben

wurden um die Stirn der siegenden Helden und Dichter gewunden, später auch um die der jungen Doctoren, woher der Name Baccalaureus (s. d.), und noch jetzt ist ein Lorberkranz, wenigstens sinnbildlich, das Ziel des Strebens für Dichter, Künstler und Krieger. Die Lorbergattung ist der Typus der Familie der Laurineen, zu denen unter andern der echte Zimmtbaum, der Kampherbaum und der Sassafrasbaum gehören, welche alle von Linné zur Gattung Laurus gezogen worden waren.

Lorch, ein ansehnliches und schöngelegenes Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im Oberamte Welzheim des würtemb. Jaxtkreises, 1 M. von Gmünd, an der Rems und der Stuttgart-Nürnberger Eisenbahn, hat 2329 E. und ist Sitz eines Kameral- und Forstamts sowie vormals eines Oberamts. Der Ort war, wie noch Denksteine zeigen, ein röm. Grenzposten, durch welchen der Grenzwall (Pfahlgraben) gegen den Hohenstaufen hinlief. Er gehörte zu den ersten Besitzungen der Hohenstaufen und kam 1251 an Würtemberg. Nordöstlich liegt auf dem Marienberge, einem schöngeformten Vorhügel der rechten Remsthalgehänge, das ehemals berühmte Benedictinerkloster L., welches von Friedrich von Hohenstaufen 1102 gestiftet, 1525 bis auf die Kirche und einen Thurm von den Bauern zerstört, 1531—57 aber wiederhergestellt wurde. Die schöne, ursprünglich im roman. Stil erbaute, in neuester Zeit ausgebesserte Kirche war die Begräbnißstätte des hohenstaufischen Hauses und bewahrt die irdischen Reste von 21 Gliedern desselben, darunter die des Stifters, seiner Gemahlin Agnes und der nächsten Angehörigen. In L. verlebte Schiller einige für seine Entwickelung wichtige Jugendjahre. — Den Namen L. führt ferner ein alter, früher zu Kurmainz, später zum Herzogthum Nassau gehöriger Marktflecken, 1½ M. im NW. von Rüdesheim, an der Eisenbahn und an der Mündung der Wisper in den Rhein gelegen. Der Ort hat eine schöne alte Kirche aus dem 12. Jahrh. mit dem schönsten Geläute des Rheingaues und mehrern Denkmälern rheingauischer Adelsgeschlechter; ferner vier Mühlen, einen Sauerbrunnen und 1960 E., welche guten Wein bauen. Urkundlich schon 832 genannt, war der Ort im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste und später Sitz des rheingauischen Adels mit eigenem Land- und Saalgericht. Gegenüber am rechten Ufer der Wisper ragen 565 F. über den Rhein die Trümmer der Burg Nollicht oder Nollingen empor, und ¾ M. im NO. liegen im Sauerthal, welches in das schöne Wisperthal ausmündet, die ansehnlichen Ruinen der 1689 von den Franzosen gesprengten, einst starken Sickingen'schen Feste Sauerburg. — L. heißt auch ein historisch wichtiges Dörfchen im Traunkreise des Erzherzogthums Oberösterreich, bei der Stadt Enns, nahe dem rechten Ufer der Donau und der Mündung der Enns. Das Oertchen hat eine von Maximilian I. erbaute Kirche des heil. Laurentius mit sehr vielen Denksteinen und röm. Alterthümern. Es ist die röm. Colonie Laureacum, welche eine Station der Donauflotte, Hauptquartier der Legio II Italica mit Waffen- und Schildfabrik und wahrscheinlich Hauptstadt von Noricum ripense war. Im 5. Jahrh. sollen L. die Hunnen, 738 die Avaren zerstört haben. Es scheint dieses L. die Wiege des Christenthums für ganz Oesterreich zu sein. Bereits in der Mitte des 3. Jahrh. war hier ein Bisthum, das später in ein Erzbisthum verwandelt, 738 aber nach Passau verlegt ward.

Lord (entstanden aus dem angelsächs. hlâford, Brotherr), d. h. Herr, ist in England der allgemeine Titel der Peers, im engern Sinn aber nur der niedrigsten Rangstufe derselben, der Barone; auch führen ihn im gewöhnlichen Leben die Söhne der Herzoge und Marquis und die ältesten Söhne der Grafen. In Schottland heißen alle Richter an den höhern Tribunalen Lords; in England und Irland ist dies zwar nicht der Fall, doch werden sie während der Ausübung ihrer Functionen mit diesem Titel angeredet. — Lords der Admiralität und des Schatzes nennt man die Mitglieder des Marine- und des obersten Finanzconseils. — Lord-Mayor ist der Titel für die jährlich neu zu wählenden Stadthäupter oder Bürgermeister von London, Dublin und York.

Lorelei oder Lurlei ist der Name eines zwischen St.-Goar und Oberwesel senkrecht aus dem Rhein aufsteigenden, den Schiffern gefährlichen, echoberühmten Felsens (lei, altsächs. leia, ist Fels). Die personificirende Sage hat denselben zum Sitze einer Nixe gemacht, welche die Vorüberfahrenden durch ihren zauberischen Gesang anlockt, bis sie an dem Felsen scheitern und versinken. Man hat das Alter und die Echtheit dieser schönen Sage schon bestritten, wol aber mit Unrecht. Gewiß ist, daß der Berg bereits in der deutschen Heldensage eine Rolle spielt. Beim Lurlen-(Lorle-)Berg glaubte man im 13. Jahrh. den Nibelungenhort versenkt und im 16. und 17. Jahrh. hielt man ihn von Geistern bewohnt. Unter vielen poetischen Bearbeitungen, die diese Sage gefunden, muß als die vollendetste das Lied von H. Heine gelten. Die

Aehnlichkeit mit der griech. Sage von den Sirenen ist unverkennbar, aber zugleich auch der echt deutsche Charakter der Lurleisage.

Lorenzstrom oder St.-Lorenzstrom (engl. St.-Lawrence, franz. St.-Laurent), der wasserreichste Strom Nordamerikas und einer der größten Ströme überhaupt, führt die ungeheuere Wassermasse der fünf großen Seen von Canada in nordöstl. Richtung dem Atlantischen Ocean zu und hat, wenn man den 35 M. langen St.-Louis, den größten der in den Obern See fallenden Flüsse, als Quellstrom annimmt und jene Seen als Stromerweiterungen ansieht, eine directe Länge von 250, mit den Krümmungen aber von 460 M. und ein Gebiet von 25000 (nach andern 41100 oder gar 62300) Q.-M., wovon gegen 5000 Q.-M. mit Wasser bedeckt sind. Die Südwasserflächen jener Seen, an Ausdehnung nur vom Kaspischen Meere übertroffen, liegen treppenförmig übereinander, der Obere See 580, der Huron und Michigan 552, der Erie 522, der Ontario 212 F. über dem Meere. Das Bett des Obern Sees reicht 162 F., das des Ontario durchschnittlich 500 F. unter den Spiegel des Atlantischen Ocean. Mit Stromschnellen und Wasserfällen stürzen die Wassermassen des einen in den andern, und unter diesen ist der Fall des Niagara (s. d.), mittels dessen die Gewässer des Erie in den Ontario sich ergießen, der berühmteste und der großartigste der Erde. Der eigentliche L., der Abfluß des Ontariosees, bis zur Mündung 152 M. lang, 75 M. von derselben schon 2 M. breit, wetteifert an Breite und Tiefe mit dem Amazonenstrom und trägt Kriegsschiffe 70, große Kauffahrteischiffe 80 M. stromaufwärts. Bei seinem Austritt aus dem Ontario ist sein Bett so breit, daß man ihn den See der Tausend Inseln nennt, nach einer Gruppe von 1692 zum Theil mit Hochwald bestandenen Eilanden. Weiter abwärts liegen abermals Eilande im Strom, der hier die Stromschnellen Long-Sault und Big-Pitch bildet, über welche die Schiffe pfeilschnell hinwegfliegen. Unterhalb Cornwall und St.-Regis, bis wohin das rechte Ufer des L. zu den Vereinigten Staaten gehört, und wo der Strom ganz in das Gebiet von Britisch-Canada tritt, erweitert sich derselbe zu dem fast 3 St. breiten St.-Francissee, an dessen Ende eine Reihe von Stromschnellen die Schiffahrt für große Fahrzeuge auf eine Strecke von 4—5 St. unterbrechen, während weiter unterhalb der Wasserfall des St.-Louissees durch den Kanal La Chine umgangen wird. Bald darauf mündet von Norden her der 151 M. lange Ottawa (s. d.) und bildet mit dem L. mehrere Inseln, auf deren einer die Stadt Montreal (s. d.) liegt. Von hier an erscheint der Strom als ein majestätisches und freies Wasser, das auch für Schiffe von 600 Tonnen Gehalt fahrbar ist und jener Stadt, obwol sie 122 M. vom Ocean liegt, alle Vortheile eines Seeplatzes gewährt. 10 M. abwärts bildet er den $6^1/_2$ M. langen, $2^2/_3$ M. breiten St.-Peterssee mit Spuren von Ebbe und Flut. Bei Quebec (s. d.) theilt er sich dann in zwei Arme, wodurch die Insel Orleans entsteht, 20 M. weiter aber die letzte, ungefährliche Stromschnelle Richelieu. 5 M. unterhalb dieser wird das Wasser des Stroms durch Mischung mit der Meeresflut schon brakig, und nach weitern 18 M. seines Laufs, bei Kamouraska, durchaus salzig. Als äußerste Endpunkte des L. bezeichnet man Cap Rosier im Süden und die Ansiedelung Mingan auf der Nordseite, oder auch Cap Chat und Monts Pelés. Hier geht er, nachdem er gegen 60 Nebenflüsse aufgenommen, unter welchen links der Ottawa und Saguenay, rechts der Richelieu oder Chambly (auch Sorel oder St.-John genannt) die wichtigsten sind, in einer 20 M. breiten Mündung in den St.-Lorenzbusen, das größte Aestuarium der Erde, das, im N. und W. vom Festlande, im O. von Neufundland, im S. von der Insel Cap Breton begrenzt, in seiner Haupterstreckung von Südwesten gegen Nordosten 110 M. lang und 50 M. breit ist, viele Inseln (wie Anticosti im N., Prinz Eduard oder St.-John im S., die Magdaleneninseln in der Mitte, die Phippiganinseln im W.) umschließt und durch drei Meerengen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht. Diese Engen sind: die Straße von Belle-Isle im Nordosten, zwischen Labrador und Neufundland, nach einer vor derselben liegenden Insel benannt, die Südstraße zwischen Neufundland und Cap Breton, und Canso zwischen Cap Breton und Neuschottland. Die hydrographischen Verhältnisse des L. sind ganz eigenthümlicher Art. Die undeutliche Wasserscheide zwischen canadischen Seen und dem Mississippi erinnert an unausgebildete Wassernetze Südamerikas. Nur stellenweise ist die Wasserscheide durch niedrige Hügelzüge bezeichnet. Einige Zuflüsse des Mississippi entspringen fast auf dem niedrigen Uferrande des Michigansees, mit welchem der Illinois sogar periodisch in Verbindung steht. Man hat behauptet, dem L. fehle eine eigentliche Stromform, und erst wenn die Hemmungen, welche jetzt die Seespiegel seines großen Laufes aufstauen, durch die abspülende Kraft des Wassers hinweggeräumt und so deren bedeutende Niveauunterschiede ausgeglichen sein würden, könne der Strom eine normale Gestalt gewinnen.

Loreto, ein freundliches Städtchen in der Provinz Ancona des Königreichs Italien, auf einem anmuthigen, baumreichen Hügel, in sehr fruchtbarer Gegend unweit vom Adriatischen Meere, 4 M. südlich von Ancona, an der Eisenbahn, der Sitz eines Bischofs, besteht aus einer einzigen langen Straße und hat (1861) 4721 E. (im ganzen Gemeindegebiete 8328 E.), die meist ihren Unterhalt von den Fremden gewinnen, welche jährlich zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen Heiligen Hause (La casa santa) wallfahrten. Dasselbe hat angeblich Maria, die Mutter Jesu, bewohnt und soll von Engeln 1291 aus Nazareth in Galiläa nach Tersate in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in einen Lorberhain (Laureto) bei Recanati, endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht worden sein. Das Heilige Haus steht mitten in der von Paul II. 1464 begonnenen und von Sixtus V. 1587 vollendeten prächtigen Kirche. Es ist von außen mit Marmor überzogen und aus Ebenholz und Backsteinen gebaut, 32 F. lang, 13 breit und 19 F. hoch und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Seine Thür und ein Gitter ist von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet. Dasselbe war früher im Besitze eines ungeheuern Schatzes, der allmählich durch die Freigebigkeit der Pilgrime entstanden. Die Einkünfte des Hauses wurden ohne die Geschenke auf 30000 Scudi, die Zahl der jährlich herbeiströmenden Pilgrime wird auf 100000 berechnet. Unter andern Seltenheiten zeigt man in diesem Hause auch das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger ist das Bild Rafael's, die Heilige Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Der Einfall der Franzosen in Italien 1797 gab Veranlassung, sowol die Schätze als auch das Heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind größtentheils verschwunden, das Gnadenbild aber wurde 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Vgl. Turselino, «Historia Lauretana» (Vened. 1727); Martonelli, «Teatro istorico della santa casa Nazarena della santa vergine Maria» (2 Bde., Rom 1732).

Lorette oder, nach dem neuesten Sprachgebrauch, Cocotte heißt in Paris ein Frauenzimmer, das, frei auf eigene Hand lebend, den Männern seine Gunst verkauft, zuweilen auch mit einem bevorzugten Liebhaber eine engere Verbindung eingeht auf so lange, als dies beiden Theilen convenirt. Die L. ist weder die griech. Hetäre, noch die röm. Courtisane, noch die altfranz. Maitresse, noch das unterhaltene Frauenzimmer des ersten Kaiserreichs, noch die Grisette der Restaurationsperiode, sondern ein specielles Product der in den letzten drei Jahrzehnten aufgekommenen vielgeschäftigen Lebensweise, die umstandslose, gelegentliche Maitresse eines Zeitalters, das zu einem andern Umgange keine Zeit und zu Hause viel Langeweile hat. Bei ihr raucht man, macht sich's bequem, sagt alles, was einem in den Sinn kommt, und geht nach Belieben weg. Gewöhnlich sind diese Mädchen ursprünglich Statistinnen, Schauspielerinnen, Künstlermodelle, Musiklehrerinnen. Sie reden geläufig die Hippodrom-, Atelier- und Coulissensprache, tanzen bewundernswürdig, machen geschickt Cigaretten, singen ein wenig, verrathen einige Lektüre, und manche versteigen sich sogar bis zur Orthographie. Ihr Haupttalent indeß ist das Kartenlegen. Daß alle, von der ersten bis zur untersten, die kosmetischen Künste in einem ausgezeichneten Grade besitzen, versteht sich von selbst. Wenigstens malen sie sich mit Weiß, Roth, Blau und Schwarz einen Pastellteint (se maquiller), der sogar für die gute Gesellschaft Mode geworden. Was ihren Anzug betrifft, so sind nur feine Kenneraugen im Stande, diesen an irgendeiner Kleinigkeit von demjenigen der ehrbaren Frauen zu unterscheiden, die sich mit unbegreiflicher Gefälligkeit in Putzsachen an jene eleganten Sünderinnen anschließen. Mit Gavarni, der ihr Signalement in seinen Meisterwerken festgehalten, wird die L. auf die Nachwelt gelangen.

Lori (Stenops) oder Gespenstaffen heißen kleine, träge Halbaffen mit dünnem Leibe, rundem Kopfe, großen Augen, langen, dünnen Gliedern und stummelhaftem Schwanze, deren verschiedene Arten in Bengalen, auf Ceylon und den Sunda-Inseln in den dichtesten Urwäldern auf Bäumen leben. Sie schlafen tags über und klettern nachts nach Nahrung umher, die aus kleinen Vögeln, Eiern, Insekten und Früchten besteht.

Lorient oder L'Orient, eine große, schöne und befestigte Seestadt mit 35462 E. im franz. Depart. Morbihan an der Südküste der Bretagne, 7½ M. im WNW. von Vannes, an der Eisenbahn und der Mündung des Scorff in die Bai von L. oder dem bei Port-Louis mit dem Atlantischen Meere in Verbindung stehenden Mündungsbusen des Blavet gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements, Kriegshafen und Flottenstation, Festung zweiter Klasse, erster Schiffbauplatz der Staatsmarine, Sitz einer Seepräfectur, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels-, eines Seegerichts sowie zweier Friedensgerichte. Die Stadt hat breite, schnurgerade Straßen, sehr

große, schöne Plätze, angenehme Promenaden, eine herrliche, sichere Rhede und einen guten Hafen, welchen prächtige Kais und das schönste Stadtviertel umgeben, ein kaiserl. Lyceum, eine Marineartillerie-, eine hydrographische und andere Schulen, ein Observatorium und große Werfte und Docks für Kriegs- und Handelsschiffe. Außerdem bestehen hier ein Marinearsenal, ein Artilleriepark, große Artilleriekasernen, ein Seehospital, ein Gefängniß, eine Handelsbörse, mehrere Versicherungsanstalten, eine landwirthschaftliche und eine Handelskammer, ein Theater, eine philotechnische, eine Industrie- und andere Gesellschaften. Der Bagno ward aufgehoben, die sehr beträchtliche Marinebibliothek brannte 1842 ab. L. besitzt eine Dampfmaschinen-Bauanstalt, Eisengießereien, Hammerwerke und Schmieden, Leder- und Conservenfabriken, große Depots für die nach überseeischen Häfen gesandten Waaren. Es rüstet Schiffe für die große Fischerei aus, treibt Sardinenfang im großen sowie lebhaften Handel, welcher Getreide, Wein, Branntwein, Vieh, Wachs, Honig, Butter, Fische, Tuch, Quincaillerie- und Krämerwaaren zur Ausfuhr bringt, dagegen Baumaterialien für die Marine, Taue, Anker, Harz, Waffen und andere Fabrikate, Colonialwaaren u. s. w. importirt. 1861 liefen 92 Seeschiffe von 15773 Tonnen ein und 134 franz. Schiffe von 19665 Tonnen aus. Die Handelsmarine zählte 68 Schiffe von 3671 Tonnen. Im Küstenhandel kamen 1066 Fahrzeuge mit 34484 Tonnen Ladung und 217 im Ballast an, 1266 Schiffe mit 60031 Tonnen Ladung und 470 im Ballast gingen ab. L. verdankt seinen Ursprung der Ostindischen Handelscompagnie, die hier 1664 ein Etablissement errichtete. Der Ort ward 1719 zum Kirchspiel, 1738 mit einer Bevölkerung von bereits 14000 Seelen zur Stadt erhoben und 1744 befestigt, von den Engländern aber 1746 angegriffen. Nach Auflösung der Compagnie ging der Hafen mit seinen Anstalten gegen Entschädigung an den Staat über. Während der Revolution ging der bedeutende Handel der Stadt zu Grunde. Am 23. Juni 1795 trugen bei der im S. der Rhede gelegenen Insel Groix die franz. Emigranten unter dem engl. Commodore Warren über die franz. Flotte von Brest unter Villaret de Joyeuse einen Seesieg davon. Seit Napoleon I. geschah viel für die Hebung L.s, namentlich wurden seit 1815 großartige Hafenarbeiten ausgeführt. Die Promenade Cours-Chazelles führt von L. nach Kerantrec am Scorff, einem Orte von 3500 E., mit großem alten Schlosse, einer schönen 1847—54 erbauten Kirche, einer Hängebrücke von 180 Meter Spannung und einem großartigen über den Scorff führenden Eisenbahnviaduct von 324 Meter Länge. Im Süden 1 M. von L. liegt östlich am Eingange der Rhede die feste Hafenstadt Port-Louis mit 2937 E., starkem Sardinenfang, Seebädern, Seilerbahnen und beträchtlichem Küstenhandel. Der Ort ist eine Festung zweiter Klasse. Auf der Citadelle (aus dem 17. Jahrh.) saß Ludwig Napoleon nach der Straßburger Affaire 1836 kurze Zeit gefangen.

Lorinser (Karl Ignaz), ein besonders durch seine Arbeiten über die epidemischen Krankheiten bekannter Arzt, geb. 24. Juli 1796 zu Nimes im böhm. Mittelgebirge, besuchte das Gymnasium zu Prag und begann daselbst auch seine medic. Studien, die er seit 1814 zu Berlin fortsetzte. Nachdem er hier 1817 promovirt, erhielt er im folgenden Jahre die Stelle eines Repetenten an der Thierarzneischule zu Berlin. Bald darauf habilitirte er sich an der Universität daselbst und ging 1822 als Mitglied des Medicinalcollegiums nach Stettin. 1824 kam er als Regierungs- und Medicinalrath nach Köslin, 1825 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln. Seit 1841 Geh. Medicinalrath, nahm er 1850 seine Entlassung aus dem Staatsdienst und beschäftigte sich nun ganz mit wissenschaftlichen Arbeiten. Er starb 2. Oct. 1853 zu Patschkau in Schlesien, wo er die letzten Jahre zugebracht hatte. L.'s Thätigkeit war vorzüglich auf das Studium der Epidemien gerichtet, und in dieser Richtung hat er sich zweifellose Verdienste erworben. Zu seinen frühern erfolgreichen Arbeiten gehören die «Encyklopädie der Thierheilkunde» (Berl. 1820) und die «Lehre von den Lungenkrankheiten» (Berl. 1823). Als seine Hauptwerke sind zu betrachten die «Untersuchungen über die Rinderpest» (Berl. 1831) und «Die Pest des Orients» (Berl. 1837). Das erstere Werk hat Schlesien und andere deutsche Länder nachweislich wiederholt vor jener, den Wohlstand des Landmanns gefährdenden Seuche bewahrt. Großes Aufsehen und einen langen Federkrieg unter den Aerzten erregte 1831 eine Abhandlung L.'s über die Cholera in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», welche die Aufhebung des Militärcordons zur Folge hatte. Ebenso veranlaßte seine kleine Schrift «Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen» (Berl. 1836) den sog. Lorinser'schen Schulstreit, der in mehr als 70 Schriften geführt wurde und wenigstens zu dem Ergebniß führte, daß man auf den preuß. Gymnasien wieder Turnanstalten errichtete. L.'s Selbstbiographie (Regensb. 1864) gab sein Sohn Franz L. heraus.

Lorinser (Franz), kath. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 12. März 1821 zu Berlin, studirte in Breslau, München und Rom Theologie und erwarb 1844 zu München die theol.

Doctorwürde. Er wandte sich hierauf nach Breslau zurück, wo er erst als Kaplan an der Sandkirche, seit 1858 aber als Pfarrer zu St.-Matthias und fürstbischöfl. Consistorialrath wirkte. Von 1852—64 war L. Herausgeber des «Schlesischen Kirchenblatts». Literarisch machte er sich zuerst durch die kleine Schrift: «Entwickelung und Fortschritt in der Kirchenlehre» (Bresl. 1847) bekannt, welche die Aufmerksamkeit des Cardinals Diepenbrock auf ihn lenkte, von dem er als Spiritual in das Priesterseminar berufen wurde. Dieses Amt veranlaßte ihn zu den Schriften «Geist und Beruf des kath. Priesterthums» (Regensb. 1858) und «Die Lehre von der Verwaltung des heil. Bußsakraments» (Bresl. 1860). Inzwischen übertrug er auch aus dem Spanischen das «Lehrbuch der Elemente der Philosophie» (4 Bde., Regensb. 1852—53) und die «Fundamente der Philosophie» (4 Bde., Regensb. 1855—56) des Philosophen Balmes (s. d.), von dessen übrigen Werken er schon vorher die «Briefe an einen Zweifler» (3. Aufl., Regensb. 1864) ins Deutsche übersetzt hatte. In den J. 1854 und 1857 machte L. zwei Reisen nach Spanien», die er in den «Reiseskizzen aus Spanien» (Regensb. 1855) und «Neue Reiseskizzen aus Spanien» (Regensb. 1858) geschildert hat. Als gründlicher Kenner der span. Sprache und Literatur bekundete er sich in der von Einleitung und Commentar begleiteten Uebertragung der «Geistlichen Festspiele» des Calderon (Bd. 1—9, Regensb. und Bresl. 1856—66). Neuerdings begann er die Veröffentlichung einer größern Predigtsammlung unter dem Titel: «Kath. Predigten» (Schaffh. 1866 fg.).

Lornsen (Uwe Jens), der erste Anreger der schleswig-holstein. Bewegung, geb. zu Keitum auf der Insel Sylt 18. Nov. 1793, wo sein Vater Schiffskapitän und später Rathmann war, erhielt seit 1811 in Tondern und Schleswig höhern Unterricht. Er studirte sodann die Rechte auf den Universitäten Kiel (1816—17) und Jena (1817—19) und bestand 1820 das Staatsexamen. Im Herbst 1821 trat er als Volontär in die schleswig-holstein.-lauenburg. Kanzlei zu Kopenhagen. 1826 wurde er daselbst zum Contor-Chef befördert, im Oct. 1830 aber auf sein Ansuchen zum Landvogt der Insel Sylt ernannt. Inzwischen hatte die franz. Julirevolution auch in Schleswig-Holstein einige polit. Bewegung veranlaßt, woran L. den lebhaftesten Antheil nahm. Unmittelbar nach seiner Ernennung reiste er von Kopenhagen nach Kiel, und hier im Verkehr mit seinen polit. Freunden verfaßte er die Schrift «Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein», von der binnen wenig Tagen über 10000 Exemplare verkauft wurden. L. forderte darin eine gemeinsame ständische Verfassung für beide Herzogthümer, Einsetzung eines besondern schleswig-holstein. Staatsraths, Verlegung der Landesbehörden von Kopenhagen nach dem Inlande u. s. w. Es war die Absicht, eine Petitionsbewegung in diesem Sinne zu organisiren, wobei die Communalvertretungen vorangehen sollten, aber diese Hoffnung schlug fehl. Die städtischen Collegien von Kiel faßten zuerst den Beschluß, nicht zu petitioniren, da derartige Bitten einer ruhigern Zeit vorbehalten bleiben müßten, und dies Beispiel fand allgemeine Nachahmung. So blieb L. allein dem Zorn des Königs Friedrich VI. preisgegeben, der die Sache als eine persönliche Kränkung auffaßte. Wenige Tage nachdem L. sein Amt auf Sylt angetreten, wurde er 23. Nov. 1830 verhaftet, nach Rendsburg abgeführt und endlich vom schleswig. Obergericht zur Amtsentsetzung und einjähriger Festungsstrafe verurtheilt, welche er vom 1. Juni 1831 ab theils in Rendsburg, theils in Friedrichsort bei Kiel verbüßte. Hierauf zog er sich nach Sylt zurück; aber seine schwache Gesundheit war durch die Aufregung der letzten Jahre tief erschüttert, sodaß er in einem tropischen Klima Heilung suchen mußte. Im Oct. 1833 reiste er über Amsterdam nach Rio-de-Janeiro, wo er mehrere Jahre verweilte. Hier entstand sein größeres Werk: «Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins», welches nach seinem Tode von Georg Beseler (Jena 1841) herausgegeben wurde. Im April 1837 ging L. von Rio-de-Janeiro nach Marseille, und Mitte Sept. traf er in Genf ein. Schwer erkrankt, verlebte er hier einsam den Winter in düsterster Stimmung, bis er zu Pressy am Genfersee 10. März 1838 starb. Vgl. «Notizen zu einer Lebensbeschreibung des Kanzleiraths L., gesammelt von U. L. N.» (Hamburg, ohne Jahr).

Lorrain, s. Claude Lorrain.

Lortzing (Gustav Albert), deutscher Operncomponist, geb. zu Berlin 23. Oct. 1803, wurde von seinen Aeltern, die aus bürgerlichen Verhältnissen zum Schauspielerstande übergetreten waren, frühzeitig für die Bühne bestimmt, erhielt aber dabei eine sorgfältigere Erziehung, in der auch die Musik mit einbegriffen war. 1812 verließ er mit seinen Aeltern Berlin, trat neben diesen auf Bühnen süddeutscher Städte in Kinderrollen auf, blieb jedoch auch seiner Neigung zur Musik treu. 1819—22 war er für jugendliche Liebhaberrollen und Tenorbuffo-Partien bei den Bühnen von Düsseldorf und Aachen engagirt, wirkte dann bis 1826 in gleicher Eigenschaft in Köln, wo

er 1824 seine erste Oper, «Ali-Pascha von Janina», schrieb, und kam hierauf an das Hoftheater nach Detmold. Hier erschienen 1832 zwei Liederspiele von ihm: «Scenen aus Mozart's Leben» und «Der Pole und sein Kind», von welchen das letztere L.'s Namen zuerst allgemeiner bekannt machte. Von Detmold gelangte er 1833 an das Stadttheater nach Leipzig, wo er sich als darstellender Künstler wie als Mensch die Neigung des Publikums gewann und sein musikalisches Talent reiche Anregung fand. Seiner ersten Oper, «Die beiden Schützen», die 1837 zur Aufführung kam und durch ihre gesunde Heiterkeit Glück machte, folgte noch in demselben Jahre die Oper «Zar und Zimmermann», welche sich seit ihrer Aufführung in Berlin rasch auf den deutschen Bühnen einbürgerte. Zu beiden Opern hatte L. selbst auch das Libretto abgefaßt, was er wenigstens der Hauptsache nach auch bei den übrigen that. Dem schlossen sich an «Casramo, oder das Fischerstechen» (1839), «Hans Sachs» (1840 bei der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zuerst in Leipzig aufgeführt), «Casanova» (1841), «Der Wildschütz» (1842). Letztere Oper machte das meiste Glück und ist nächst «Zar und Zimmermann» als L.'s gelungenstes Werk zu bezeichnen. 1844 übernahm L. die Kapellmeisterstelle am leipziger Stadttheater, legte dieselbe aber nach einem Jahre wieder nieder. Inzwischen war seine Oper «Undine» mit Erfolg an verschiedenen Theatern zur Aufführung gekommen. Anfang 1846 brachte er zu Wien auf dem Theater an der Wien sein Werk «Der Waffenschmied» in Scene und übernahm dann an dieser Bühne die Kapellmeisterstelle. Als sich 1848 jenes Theaterunternehmen auflöste, wandte sich L. wieder nach Leipzig. Schon Ende 1847 war hier seine Oper «Zum Großadmiral» aufgeführt worden, und im Mai 1849 folgte die Inscenisirung seiner «Rolandsknappen» sowie die Anstellung als Kapellmeister, der er jedoch schon nach einigen Wochen entsagte. Er sah sich nun genöthigt, wieder als Schauspieler aufzutreten und selbst an kleinen Theatern Gastspiele zu geben, bis er Anfang 1850 die Kapellmeisterstelle am neuerrichteten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin erhielt. L. eröffnete diese Bühne mit einer selbstcomponirten Festouverture, die ohne Bedeutung und Erfolg war. Schon seine letzten größern Opern hatten auf den deutschen Bühnen geringe Verbreitung gefunden, und gleiches Schicksal erlitten einige kleine Arbeiten, die er noch in Berlin zu Stande brachte. Dies sowie äußerer Druck brachen ihm Lebensmuth und Gesundheit. Er starb 21. Jan. 1851. L.'s musikalische Production entbehrt des Idealen, Tiefen und Eigenthümlichen. Wo es aber darauf ankommt, Scenen des wirklichen Lebens zu schildern, da gelingt ihm das Anmuthige und Heitere und noch mehr das Humoristische und Gemüthlichkomische; da versteht er auch, mit voller Wahrheit Charaktere anzulegen, festzuhalten und objectiv zu zeichnen. Vgl. Düringer, «Albert L.'s Leben und Wirken» (Lpz. 1851).

Löschdosen oder Feuerlöschpatronen, eine Erfindung des sächs. Oberbergraths Kühn, welche durch den Director Bucher in Leipzig verbreitet wird, sind Büchsen von Pappe, gefüllt mit einer Mengung aus acht Theilen Salpeter, vier Theilen Schwefel und einem Theil Kohle, welche, in ein Feuer geworfen, dasselbe auslöschen sollen. Die Wirkung, die sich jedoch nur in geschlossenen Räumen ohne bedeutende Oeffnungen geltend machen kann, beruht auf der Entwickelung von schwefeligsaurem Gas, kohlensaurem Gas und Stickgas beim Abbrennen der Füllung, da diese Gasarten dem Brennen entzündeter Gegenstände hinderlich sind.

Lostage heißen diejenigen Tage des Jahres, an welche sich, namentlich in der Kunde und Voraussagung der Witterung, der Volks- und Aberglaube bindet. Diesen Tagen wird demnach eine höhere Bedeutung als den übrigen zugeschrieben. Es sind deren im ganzen 84, von welchen der Jan. die meisten mit 11, der Mai die wenigsten mit 5 hat. Die wichtigsten und berühmtesten sind darunter: Neujahr, Lichtmeß, St.-Matthias, St.-Markus, Philipp-Jakobi (1. Mai), Johannistag, St.-Jakob, Matthäus, St.-Michael, St.-Andreas und Weihnachtsabend. Außerdem sind alle Kirchenfeste L., ebenso die sog. Zwölf Tage und Nächte. Es ist unschwer, die den L. beigelegte Bedeutung zum Theil auf altgerman. heidnische Gebräuche, zum Theil auf überkommene Erfahrungen von öfters sehr zweifelhaftem Werthe zurückzuführen.

Losung, s. Feldgeschrei.

Lot, bei den Alten Oltis genannt, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Garonne, entspringt 2500 F. hoch im Depart. und auf dem Gebirge Lozère im Ländchen Gevaudan, durchfließt, indem er anfangs den Namen Olt führt, in westl. Richtung die Depart. Lozère, Aveyron, Lot und Lot-Garonne und mündet in dem letztern bei Aiguillon rechts in die Garonne nach einem Laufe von 64 M., auf welchem er rechts die Colagne, Truyère und Selle, links den Dourdou und die Diège aufnimmt und die Städte Mende, Espalion, Entraigues, Cahors und Villeneuve d'Agen berührt. Schiffbar ist er 42 M. weit, und zwar von Entraigues an, wo er durch

die Truyère verstärkt wird; aber bis Cahors, wo er aus dem Berglande von Rouergue in die Hügelebene von Guyenne tritt, ist die Schiffahrt wegen des felsigen Bettes sehr schwierig und gefahrvoll. Erst unterhalb Cahors wird die Fahrt mittels Schleusen erleichtert. Nach dem L. sind zwei Departements benannt. — Das Departement L., die Landschaft Quercy der alten Provinz Guyenne umfassend, ist 94,65 Q.-M. groß und zerfällt in die drei Arrondissements Cahors, Figeac und Gourdon, in 29 Cantone und 317 Gemeinden. Es zählt 295544 E. und hat zur Hauptstadt Cahors (s. d.). Hügelreihen, die sich von den Cevennen abzweigen, erfüllen den östl. Theil, ein Ausläufer des Gebirgs von Auvergne reicht in den nordwestl. Theil und bildet die Wasserscheide zwischen der Dordogne im N. und dem L. mit der Selle im S. Der Boden, größtentheils auf Kalksteinunterlage, ist im ganzen fruchtbar und ergiebig an Getreide, Obst, Hanf, Tabacl, Safran und Trüffeln. An den Hügelgeländen wird viel Wein gebaut, dessen geschätzteste Sorten der Cahors und Grand-Constant sind. Die Weiden sind mit zahlreichen Schafheerden bedeckt. Kleines Wildpret und Geflügel ist im Ueberfluß vorhanden, und der überall cultivirte Maulbeerbaum unterstützt die Seidenzucht. Die Berge liefern etwas Eisen und Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Kalkspat, Mühl- und Lithographirsteine; Mineralquellen gibt es an vielen Orten. Die Industrie beschäftigt sich mit Anfertigung von Wollzeugen (Ratin), Tuch, Strumpfwaaren. Auch gibt es Papierfabriken, Eisengießereien, Gerbereien, Leinwandmanufacturen, viele Töpfereien, Ziegel- und Kalkbrennereien. Doch sind die Getreidemühlen die zahlreichsten und wichtigsten Anstalten des Departements. Der Handel ist beträchtlich und führt besonders Getreide, Mehl, Wein, Nußöl, Hanf und Leinwand aus. — Das Departement L.-Garonne, aus Bestandtheilen der alten Provinzen Guyenne und Gascogne (Agénois und Bazadois, Condomois und Lemagne) zusammengesetzt, ist 97,25 Q.-M. groß, zerfällt in die vier Arrondissements Agen, Marmande, Villeneuve und Nérac, mit 35 Cantonen und 316 Gemeinden. Es zählt (1861) 332065 E. (dagegen 347073 im J. 1841), darunter viele reformirte, und hat zur Hauptstadt Agen (s. d.). Das Land bildet eine wellenförmige Ebene, die nur im Süden durch einige Ausläufer der Pyrenäen ein hügeliges Ansehen erhält, ist in westl. Richtung abgedacht und von der schiffbaren Garonne durchströmt, welche hier rechts den L., links den Gers und die schiffbare Baise aufnimmt. Die Fruchtbarkeit des Bodens zeigt sich sehr verschieden. In den Thälern und an den Hügelgeländen der Garonne und des L. (über $1/3$ des Landes) ist sie außerordentlich groß. Ober-Agénois aber hat einen undankbaren eisenhaltigen Thonboden, und im Südwesten nehmen etwa 12 Q.-M. die Landes (s. d.) oder dürre Sandflächen ein. Im ganzen übersteigt die Getreideernte bei weitem den Bedarf. Man gewinnt überdies guten Hanf, der dem nordischen vorgezogen wird, Obst, namentlich Pflaumen (die berühmten Backpflaumen von Agen), viel Wein (von dem man zwei Drittheile ausführt), wie den rothen La Rocal, Buzet u. a., den weißen Clairac und Aiguillon, Taback, der, namentlich in der kaiserl. Fabrik zu Tonneins verarbeitet, für den besten Frankreichs gilt. Der Anbau von Anis und Koriander wird im großen betrieben. Die Waldungen bestehen hauptsächlich aus Fichten, Korkeichen und Kastanien. Die Weiden sind mit Rinder- und Schafheerden bedeckt; auch zieht man viele Esel, Maulthiere, Schweine und Geflügel, namentlich Truthähne und Gänse, die in Menge ausgeführt werden. An Mineralien findet man Eisen, verschieden krystallisirten Kalkspat, Gips, Mergel und viel Töpfererde. Die Industrie producirt, außer dem Eisen, Branntwein, Korkpfropfen, Segeltuch, leichte Wollzeuge, Taback, irdenes Geschirr, Fayence, Handschuhe, Glas, Tapeten und Papier. Man treibt gewinnreichen Handel mit Wein, Branntwein, Mehl, Hanf, Harz, Theer und Backpflaumen.

Lot, nach der hebr. Stammsage ein Enkel Tharah's, Sohn Haran's und Bruder der Sara, soll mit seinem Großvater und mit seinem Oheim Abraham, da sein Vater gestorben war, aus Ur in Chaldäa nach Kanaan, von da nach Aegypten, weiter von Mittag bis gen Bethel gezogen sein und endlich zu Sodom gewohnt haben, wo er nach der Ueberlieferung von Kedor-Laomer, König von Elam, gefangen genommen, doch von Abraham wieder befreit worden sein soll. Engel, so erzählt die Sage weiter, ermahnten ihn, aus Sodom, dem der Untergang drohe, mit seinem Weibe und seinen Töchtern wegzugehen. Der Herr gebot ihm und den Seinigen hierbei, sich nicht umzusehen. Sein Weib aber sah hinter sich und ward zur Salzsäule. L. zog dann nach Zoar, vollzog in der Trunkenheit Blutschande an seinen Töchtern und zeugte die Söhne Moab und Ammi, von welchen die Moabiter und Ammoniter abstammen. Die Tendenz der Erzählung ist diese, den Ursprung der den Israeliten stammverwandten, aber meist in Feindschaft mit ihnen befindlichen Völker der Moabiter und Ammoniter in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen, zugleich aber den eigenen Stammvater Abraham zu verherrlichen.

Loth bedeutet ursprünglich ein metallenes Gewicht, ist aber zur Bezeichnung eines bestimmten

kleinen Handelsgewichts geworden, welches bis auf neuere Zeit herab in den verschiedenen deutschen Staaten $^{1}/_{32}$ des jedesmaligen landesüblichen Pfundes betrug. Gegenwärtig bildet das L. in Preußen, Sachsen, Mecklenburg und den meisten andern deutschen Staaten sowie überhaupt beim Zoll im ganzen Zollverein $^{1}/_{30}$ des Landespfundes (welches dem Zollpfund oder 500 franz. Grammen entspricht); es ist somit ein Gewicht von $16^{2}/_{3}$ Grammen. In einigen Staaten (Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt sowie bisher in Nassau und Frankfurt a. M.) hat man zwar das Zollpfund als Landespfund angenommen, aber die alte Eintheilung desselben in 32 L. beibehalten, sodaß hier dem einzelnen L. nur ein Gewicht von $15^{5}/_{8}$ Grammen zukommt. In Oesterreich und Baiern ist das L. noch $^{1}/_{32}$ des Landespfundes dieser Länder (100 österr. und bair. Pfund = 112 Zollpfund), entspricht somit $17^{1}/_{2}$ Grammen. In Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Bremen, Hamburg und Lübeck sowie bisher auch in Hannover theilt man das zum Landesgewicht erhobene Zollpfund in 10 L. (Neuloth) zu je 50 franz. Grammen. Als Postgewicht wird das L. gegenwärtig überall zu $^{1}/_{30}$ des Postpfundes (Zollpfundes) angenommen. Eingetheilt wurde bis vor kurzem das L. allgemein in 4 Quentchen (Quint, Quintel) oder Drachmen, das Quentchen gewöhnlich wieder in 4 Pfennige zu 2 Heller. Die neuern deutschen Gewichtssysteme haben jedoch diese Eintheilung beseitigt. In den deutschen Staaten, in welchen jetzt das L. $^{1}/_{30}$ Pfd. ist, zerfällt dasselbe in 10 Quentchen (Quent, Quint) zu 10 Cent, dieses zu 10 Korn; in Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt hingegen in 4 Quentchen zu 4 Richtpfennigen. Das Neuloth der vorhin genannten Staaten theilt sich weiter in 10 Quint zu 10 Halbgrammen. Oesterreich und Baiern befolgen noch die alte Eintheilung in 4 Quentchen. Als Gold-, Silber- und Münzgewicht ist das L. $^{1}/_{16}$ der Mark. Im deutschen Münzverein (seit 1857) ist jedoch das L. wie die Mark als Münzgewicht abgeschafft, in Preußen und Frankfurt auch als Gold- und Silbergewicht im gewöhnlichen Verkehr. Außerdem war früher das L. das hauptsächlichste Probirgewicht (s. d.) für verarbeitetes Silber. Die in L. und Grän ausgedrückte Feinheit einer Silberlegirung hieß daher auch ihre Löthigkeit. — Das an einem Faden befestigte Blei der Maurer und Zimmerleute, mit dem sie sich der senkrechten Richtung zu vergewissern pflegen, nennt man ebenfalls L. oder Bleiloth, sowie auch das Senkblei der Schiffer. Lothrecht heißt daher so viel als senkrecht. Ferner bezeichnet man mit L. ein Metallgemisch, welches zum Löthen (s. d.) dient.

Lothar I., röm. Kaiser, 840—55, ältester Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 795, erhielt, als sein Vater 817 zum ersten mal das Reich Karl's d. Gr. unter seine drei Söhne L., Pipin und Ludwig theilte, statt des bisher von ihm regierten Baiern die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserl. Titel und bald darauf, 820, nach seines Vetters Bernhard Tode, auch Italien, zu dessen Könige er 822 vom Bischof zu Mailand gekrönt wurde. Nach des Vaters Tode wollte er als Kaiser die ganze Monarchie in Besitz nehmen. Da verbanden sich die beiden Brüder Ludwig und Karl, und bei Fontenai in Burgund kam es zur Schlacht, in der L. geschlagen wurde. Indem er aber treulos die zu seiner Hülfe aufgestandenen Sachsen aufopferte und dadurch seine Brüder wieder versöhnte, erhielt er durch den Vertrag zu Verdun 11. Aug. 843 außer der Kaiserwürde auch Italien wieder, nebst einem schmalen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, der die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde bis an die Nordsee und vom Ursprung der Maas bis zum Einflusse der Saône in den Rhône, dann längs diesen bis zum Mittelländischen Meere umfaßte und von L. seitdem den Namen Lothringen (s. d.) erhielt. Während jenes Kriegs und der Unterhandlungen kamen die Normänner zur See und plünderten ungestört die Küsten der Nordsee; die Araber landeten ebenfalls von Süden her und verheerten L.'s ital. Provinzen. Ebenso hatte der hohe, bisher der Königsgewalt unterworfene Klerus eine selbständige Stellung erlangt. Die großen Vasallen aber sorgten nur für Erweiterung ihrer Macht und ihrer Besitzungen und übten, nach L.'s Beispiel, Ungerechtigkeit, Treubruch, Willkür und Gewaltherrschaft. Von innern Vorwürfen gequält, an Geist und Körper krank, suchte der Kaiser, nachdem er vorher seine Staaten unter seine drei Söhne getheilt, Trost und Beruhigung als Mönch im Kloster Prüm, wo er 28. Sept. 855 starb. Sein ältester Sohn, Ludwig II. (s. d.), erhielt Italien, der mittlere, Lothar II., das sog. Lothringische Reich, und der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon. (S. Karolinger.)

Lothar der Sachse, Graf von Supplinburg, Herzog der Sachsen und 1125—37 König der Deutschen und röm. Kaiser, war in Beziehung auf seine karolingischen Vorgänger der dritte, als Kaiser der zweite dieses Namens. Von Kaiser Heinrich V. nach des Herzogs Magnus Tode 1106 mit dem Herzogthum Sachsen beliehen, schloß er sich später an die mit den Gewaltschritten dieses Kaisers unzufriedenen Fürsten an, erhielt nach der Schlacht bei Warenstädt Verzeihung,

nahm aber aufs neue an dem Kampfe gegen Heinrich V. beim Welfesholze theil und verbreitete hierauf seine siegreichen Waffen über ganz Westfalen bis an den Rhein. Nach Heinrich's V. (s. d.) Tode wurde er, ungeachtet der Ansprüche, die Herzog Friedrich von Schwaben durch Verdienste, Macht und Ansehen auf die Krone hatte, infolge der arglistigen Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, welcher das hohenstaufische Haus haßte, 1125 zum Kaiser gewählt, mußte aber diese Erhebung durch Bedingungen erkaufen, welche die Selbständigkeit des Reichs und die Kaiserrechte sehr schmälerten. Er verzichtete nicht nur auf den Heimfall aller eingezogenen Lehen an die Kaiserkrone, sondern gelobte auch, die kirchlichen Wahlen völlig frei zu lassen, die Belehnung mit dem Scepter erst nach der Wahl unentgeltlich vornehmen und den Lehnseid nur mit Vorbehalt seiner anderweitigen kirchlichen Verhältnisse von dem Belehnten fordern zu wollen. Nach dem Antritte seiner Regierung schien es ihm vor allem nöthig, zur Hebung seines eigenen Ansehens die Macht der Hohenstaufen, seiner gefährlichsten Nebenbuhler, zu schwächen. In dieser Absicht forderte er die durch die Erbschaft Heinrich's V. an sie übergegangenen Reichsgüter zurück, welche das salische Kaiserhaus mit seinen Hausgütern vereinigt hatte. Herzog Friedrich weigerte sich und wurde deshalb 1126 mit Krieg überzogen. Zugleich suchte sich L. durch eine Verbindung mit dem welfischen Hause zu stärken, indem er seine 11jährige Tochter Gertrude, die einzige Erbin der suplinburg., nordheim. und altbraunschweig. Allodialgüter, mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, vermählte und demselben das Herzogthum Sachsen verlieh. Seitdem begann der verderbliche Kampf zwischen den Welfen und den Hohenstaufen (s. d.). Glücklicher noch als gegen die Hohenstaufen war L. in seinen andern Unternehmungen. Er machte bei Gelegenheit des böhm. Erbfolgestreits nach Wladislaw's I. Tode 1126 den Herzog von Böhmen sowie den Herzog von Polen zu Vasallen, belehnte den Grafen Konrad von Wettin mit der Markgrafschaft Meißen und setzte den Herzog Konrad von Zähringen in die erledigte Grafschaft Burgund ein. Auch nahm er dem Landgrafen Hermann Thüringen und gab es einem seiner Anhänger, dem Grafen Ludwig. Zudem verlieh er das obotritische Königreich nach dem Tode des Wendenkönigs Heinrich an den Dänenfürsten Knut und zwang dessen Vetter Magnus, der nach Knut's Ermordung sich des Reichs bemächtigt hatte, zur Lehnsunterwerfung. Bei der streitigen Papstwahl zwischen Innocenz II. und Anaklet II. entschied sich L. für den erstern und wurde zum Danke dafür erst auf einer Kirchenversammlung zu Lüttich (22. März 1131), dann, als er im folgenden Jahre nach Italien zog, mit seiner Gemahlin Richenza, der Tochter Heinrich's des Fetten, Grafen von Nordheim (30. April 1133) zu Rom gekrönt. Auch empfing er aus der Hand des Papstes die Mathildischen Erbgüter zu Lehn, ein Act, dem die Kirche später die Deutung gab, als ob L. von dem Papste mit dem Kaiserthume belehnt worden sei. Indeß schon auf diesem Zuge trat er diese Güter nebst den ehemaligen Mathildischen Reichslehen mit Genehmigung des Papstes seinem Eidam, Heinrich von Baiern, ab, und im Lager von Monza belehnte er 1132 Albrecht den Bären mit der Markgrafschaft Nordsachsen, dem nachmaligen Brandenburg. Nach der Rückkehr nach Deutschland vollendete er die Besiegung der Hohenstaufen, worauf ihnen L. die streitigen Güter als Lehen zurückgab. Unterdessen hatte Roger von Sicilien, Anaklet's Beschützer, den Papst Innocenz zur Flucht genöthigt und die Städte Salerno, Melfi, Troja, Capua und Benevent bezwungen. Auf des Papstes Bitten unternahm L. zu dessen Schutze im Aug. 1136 einen zweiten Zug nach Italien, auf welchem ihn auch Konrad der Hohenstaufe begleitete. Ohne große Mühe vertrieb er Roger aus Neapel nach Sicilien, belieh mit Innocenz gemeinschaftlich den Fürsten Rainulf mit dem Herzogthum Calabrien und Apulien und kehrte dann nach Deutschland zurück. Unterwegs übereilte ihn der Tod unweit Trient in einer Alpenhütte 3. Dec. 1137. Er wurde zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. L. besaß persönliche Tapferkeit und männlichen Ehrgeiz, aber keinen Muth, der Kirche gegenüber das kaiserl. Ansehen und die Würde des Reichs aufrecht zu erhalten. Durch das Gesetz, das er seinem Eidam zu Liebe gab, daß größere, durch Aussterben erledigte Lehen nicht ferner an Kaiser und Reich zurückfallen sollten, wurden dieselben unter den Verwandten erblich, dadurch aber der Grund zu der Staatenzersplitterung Deutschlands gelegt. L.'s Nachfolger war Konrad III. (s. d.). Vgl. Gervais, «Polit. Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.» (2 Bde., Lpz. 1841—42); Jaffé, «Geschichte des Deutschen Reichs unter L. dem Sachsen» (Berl. 1843).

Löthen nennt man das Verfahren, mittels dessen man zwei Stücke Metall, ohne sie zu schmelzen, mit Hülfe eines dritten Metalls, des **Lothes**, so verbindet, daß ihre Vereinigung sowol luft- als wasserdicht ist und einen gewissen Hitzegrad auszuhalten vermag. Für größere Hitzegrade bedient man sich des Nietens, oft aber auch des Zusammenschraubens. Damit das

L. ungehindert vor sich gehe, muß dem Loth eine blanke Oberfläche dargeboten werden, indem es außerdem nicht haftet. Den während des L. nöthigen Ausschluß der Luft erreicht man durch Ueberstreuen der zu löthenden Stelle mit Salmiak, Kolophonium oder Borax. Das Loth darf zu seinem Schmelzen in keinem Falle einen größern Hitzegrad verlangen als das leichtflüssigste der zu löthenden Metallstücke. Es muß dünnflüssig sein, um in die feinste Fuge zu dringen, und nicht zu schnell erstarren, um die nöthige Zeit zu inniger Verbindung zu gestatten, und endlich muß es in seiner Farbe mit den zu löthenden Metallen thunlichst nahe übereinstimmen. Die Haltbarkeit der Löthung hängt von der Festigkeit des Lothes ab. Das zum L. dienende Metallgemisch findet entweder in Form von dünnen Stangen oder kleinen Körnern Anwendung. Man hat leichtflüssiges, weiches Loth, Schnelloth, und strengflüssiges, Hartloth oder Schlagloth. Ersteres ist gewöhnlich eine Mischung aus Zinn und Blei. Zu den Hartlothen gehören Kupfer, Messingschlagloth, Argentanschlagloth, Silberschlagloth, fein Gold, Goldschlagloth. Das L. selbst zerfällt nach der Art des Lothes in Weichlöthen und Hartlöthen. Als Erwärmungsmittel dienen entweder Holzkohlen, die Flamme vor dem Löthrohre (s. d.) oder der erhitzte Löthkolben.

Lothian heißt die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Landschaft Schottlands zwischen dem Bentlandgebirge im S. und dem Forthbusen im N. Sie wird in die drei Grafschaften Ost-, West- und Mittel-L. (Mid-L.) oder Haddington-, Linlithgow- und Edinburghshire getheilt.

Lothringen (franz. Lorraine), ehemals ein deutsches Herzogthum, bildet seit 1766 eine Provinz Frankreichs und die gegenwärtigen Departements der Maas, Mosel, Meurthe, Vogesen und einige Cantone von Niederrhein. Als es an Frankreich kam, war es im N. vom Herzogthum Luxemburg und dem Kurfürstenthum Trier, im O. vom Elsaß, im S. von der Franche-Comté, im W. von der Champagne begrenzt. Es umfaßte 479 □.-M. mit 1,200000 E. Die Vogesen schließen das Land im O. ein und verzweigen sich über den südl. Theil. Die Hauptflüsse sind Mosel, Maas, Meurthe, Saar, Seille und Ornain; die Saône berührt nur die Grenze. Die Bevölkerung, deutschen Ursprungs, spricht gegenwärtig französisch, mit Ausnahme des Strichs von den Vogesen bis Metz, der Deutschlothringen heißt. Das Land gewährt einen sehr malerischen Anblick, ist reich an Holz, Eisen, Steinbrüchen, Salinen und Mineralwässern, besitzt Weinbau, eignet sich aber mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Nächst dem Elsaß liefert es der franz. Armee die besten Pferde. Die industrielle Production der Bevölkerung beschränkt sich meist auf Eisen- und Glaswaaren und Fayence. Außer der alten Hauptstadt Nancy (s. d.) hat Luneville (s. d.) geschichtliche Berühmtheit. Uebrigens ist das Land mit Denkmälern des Mittelalters bedeckt. Seine selbständige Geschichte beginnt mit dem Karolinger Lothar II., dem Sohne Kaiser Lothar's I., der 855 in der Theilung mit seinen Brüdern Karl und Ludwig (s. Karolinger) die Länder zwischen Schelde, Rhein, Maas und Saône, das sog. Lotharingische Reich (Lotharii regnum), erhielt. Nachdem dasselbe fortgesetzt der Zankapfel des karolingischen Geschlechts gewesen und mehrmals zu Frankreich geschlagen worden, blieb es dem Haupttheile nach ein deutsches Lehn. Kaiser Otto I. gab das Herzogthum L. 953 seinem Bruder, dem Erzbischof Bruno von Köln. Um aber die Macht dieses großen Besitzes für immer zu brechen, mußte derselbe 959 das Land in zwei Herzogthümer theilen, über welche er mit sehr beschränkten Rechten als Erzherzog die Oberaufsicht führte. Niederlothringen, das Land zwischen Rhein, Maas und Schelde (Lotharingia Mosana oder Ripuaria), erhielt als Lehn ein Herzog Gottfried; Oberlothringen, das Land zwischen Rhein und Mosel bis an die Maas (Lotharingia Mosellana), bekam der Graf Friedrich von Bar als Herzogthum. Ueberdies löste man die großen Territorien Trier, Metz, Toul und Verdun ganz aus dem Feudalverbande, und dieselben gingen fortan nur von dem Kaiser zu Lehn.

Niederlothringen oder Ostlothringen wurde im Laufe der Jahrhunderte an sehr verschiedene Häuser verliehen. Seit Heinrich II. (gest. 1248) nannten sich die Herzoge von Niederlothringen nach dem Haupttheile ihres Landes Herzoge von Brabant (s. d.), und nach Philipp's I. Tode, der 1429 ohne Erben starb, fiel das Land an Burgund (s. d.). Die Nachkommen Herzog Friedrich's von Oberlothringen starben 1046 aus, und der Kaiser verlieh hierauf das Land an den Grafen Albrecht von Elsaß, dem 1048 sein Bruder Gerhard folgte. Letzterer wird als der Stammvater der ganzen lothring. Dynastie betrachtet. Der letzte unmittelbare Sprößling seines gewaltigen und kriegerischen Geschlechts, Karl II., starb 1431 als Connetable von Frankreich und hinterließ eine Tochter Isabella, die mit Renatus von Anjou, dem Titularkönig von Neapel, vermählt war. Wiewol ein Neffe Karl's II., Anton Graf von Vaudemont, die weibliche Nachfolge streitig machte, verlieh doch der Kaiser Sigismund das Herzogthum an Isabella und Renatus von Anjou, und Anton wurde endlich zufrieden gestellt,

indem sein Sohn Friedrich die Tochter Isabella's und Anjou's, Jolantha, heirathete. Dem Herzog von Anjou folgte 1453 dessen Sohn Johann II. und diesem 1470 sein Sohn Nikolaus, mit welchem 1473 das Geschlecht Anjou erlosch. Oberlothringen kam nun an die eigentliche Dynastie, an Renatus II., den Sohn Friedrich's von Vaudemont und Jolantha's, zurück, der darum als der Stifter des neuern lothring. Geschlechts angesehen wird. Unter ihm wurde das Land von Karl dem Kühnen von Burgund schrecklich verheert und Nancy 1475 erobert. Renatus mußte nach Lyon entfliehen, verband sich aber von dort aus mit den Schweizern, eroberte sein Land wieder und schlug 1477 Karl den Kühnen vor Nancy, wo derselbe auch blieb. Während Renatus dessen ältester Sohn, Anton, 1508 in Oberlothringen folgte, stiftete der jüngste, Claudius, in Frankreich eine ausgebreitete Nebenlinie, zu welcher die Herzoge von Guise, von Aumale, Elboeuf und Harcourt gehörten, und die 1751 mit dem Prinzen Lambesc erlosch. Der Herzog Anton suchte die Ausbreitung der Reformation auf die drei Bisthümer einzuschränken und vernichtete bei Zabern das große Bauernheer, das vom Elsaß ins Land drang. Ihm folgte 1544 sein Sohn Franz I., der schon 1545 das Land seinem zweijährigen Sohne, Karl III., hinterließ. Während des letztern Minderjährigkeit riß Heinrich II. von Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich. Der Sohn Karl's III., Heinrich II., folgte dem Vater 1608. Derselbe vermählte seine Tochter Nicola mit seinem Neffen, der ihm 1624 in der Regierung als Karl IV. folgte. Unter diesem schwachen Fürsten wurde das Land von den Franzosen furchtbar heimgesucht. Weil Karl IV. den Herzog Gaston von Orleans, den Bruder König Ludwig's XIII., unterstützte, eroberte der Cardinal Richelieu 1634 Oberlothringen, gab es zwar zurück, vertrieb aber 1642 den Herzog nochmals. Karl starb 1670, und Frankreich verwüstete und behielt das Land. Sein Sohn Karl V., berühmt als kaiserl. General durch seine Thaten gegen die Türken, versuchte 1666 und 1667 sein Erbe von Ludwig XIV. ohne Erfolg wieder zu erlangen. Erst im Frieden zu Ryswijk 1697 erhielt Karl's V. ältester Sohn, Leopold Joseph Karl, das Land wieder zurück; doch mußte er die Festungswerke von Nancy und Bitsch schleifen und andere drückende Bedingungen eingehen. Ihn beerbte 1729 sein Sohn Franz Stephan IV., dessen Mutter, Charlotte von Orleans, die Bevölkerung als Vormünderin hart bedrückte. Im poln. Erbfolgekriege nahm Frankreich 1733 das Land nochmals in Beschlag und behielt es mit dem Herzogthume Bar, doch mit Ausnahme der Grafschaft Falkenstein, zufolge des Wiener Friedens von 1735 einstweilen für den König Stanislaus (s. d.) von Polen, der seine Regierung 1737 antrat. Franz Stephan aber, der sich mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählte, erhielt von seinem Schwiegervater, Kaiser Karl VI., zur Entschädigung das Großherzogthum Toscana. Nach des Königs Stanislaus Tode, 22. Febr. 1766, wurde Oberlothringen für immer dem franz. Reiche einverleibt. Doch war den Großen Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten, welches Verhältniß erst der Friede zu Luneville 1801 aufhob. Vgl. Digot, «Histoire de Lorraine» (Nancy 1856 fg.).

Löthrohr. Die Metallarbeiter haben sich schon seit Jahrhunderten des L. bedient, um das Loth (s. Löthen) durch verstärkte Hitze in Fluß zu bringen. Das einfachste und noch jetzt allgemein gebräuchliche L. ist ein konisches Metallrohr, das an seinem dünnern Ende rechtwinkelig gebogen. Beim Gebrauche wird das weitere Ende desselben in den Mund genommen und in eine Lampenflamme ein Luftstrom eingeblasen, welcher, zur Spitzenöffnung ausströmend, ganz wie der Wind eines Gebläses wirkt. Das L. kann also als eine durch den Mund gespeiste Gebläsevorrichtung im kleinen betrachtet werden, und seine erhitzende Wirkung beruht auf ganz ähnlichen Principien wie die eines gewöhnlichen Gebläses. Wichtigkeit für die Wissenschaft erhielt das L., als es dem Beobachtungsgeiste des schwed. Mineralogen Gahn gelang, es zu einem für den Chemiker und Mineralogen sowie für den Berg- und Hüttenmann überaus nützlichen Instrument zu machen. Die Anwendung des L. erhielt seine Vollendung durch Berzelius, Harkort und Plattner. Der Ausdauer und Geschicklichkeit des letztern ist es gelungen, die quantitative Löthrohrprobirkunst zu einer Vollkommenheit zu bringen, welche man früher für nicht möglich gehalten hatte. Zweck und Vortheil des L. beruhen hauptsächlich darauf, daß es gestattet, selbst an sehr kleinen Proben eines Minerals, die oft nicht größer als ein Stecknadelkopf sind, entscheidende Versuche bezüglich der Eigenschaften und Bestandtheile schnell und auf einfache Weise ausführen zu können. Ein Löthrohrbesteck enthält außer dem L. noch eine kleine Oel- oder Weingeistlampe, einige kleine Zangen, Platinbleche und Platindrähte, ein paar Glasröhren, ein Stück Kohle, einen kleinen Achatmörser und einige Schächtelchen, in denen sich gewisse Salze, wie Borax, Phosphorsalz und Soda, befinden. Die Methode der Löthrohrprüfung ist wesentlich auf die Veränderung gegründet, welche die Körper beim Erhitzen für

sich erleiden, sodann auf den Einfluß des dazutretenden Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, die oxydirend wirkt, ferner auf die Einwirkung von Kohle, mit welcher der erhitzte Körper umgeben wird, und die eine Sauerstoff entziehende, reducirende oder desoxydirende ist, sowie endlich auf das Verhalten der Probe gegen Soda, Borax und Phosphorsalz.

Lotichius (Petrus), zum Unterschied von seinem Oheim gleiches Namens auch Secundus genannt, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, der Sohn eines Landmannes, geb. zu Schlüchtern im Hanauischen 2. Nov. 1528, studirte zu Marburg Medicin und dann in Wittenberg Philosophie, alte Sprachen, Beredsamkeit und Poesie. Hierauf diente er unter den Truppen des Schmalkaldischen Bundes und machte dann als Führer einiger reicher Jünglinge Reisen durch Frankreich und Italien. In Padua promovirte er als Doctor der Medicin. Nachdem er 1557 zurückgekehrt, wurde er Professor der Medicin zu Heidelberg, wo er aber schon 7. Nov. 1560 starb, wie man sagt, an einem Liebestranke, der ihm in Bologna credenzt worden war. Seine lat. Gedichte, namentlich die Elegien, in denen er an Leichtigkeit und Anmuth mit seinem Vorbilde Ovid wetteifert, geben ihm einen Platz unter den größten lat. Dichtern der neuern Zeit. Die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe derselben von 1551 ist sehr selten; später wurden sie von P. Burmann (2 Bde., Amsterd. 1754) und Kretschmar (Dresd. 1773) herausgegeben und von Kößlin ins Deutsche übersetzt (herausg. von Blume, Halle 1826). — Nicht minder berühmt als lat. Dichter ist ein Brudersohn von ihm, Johann Peter L., geb. 8. März 1598 zu Nauheim, der in mehrern Städten Deutschlands theils als praktischer Arzt, theils als Lehrer der Medicin rühmlichst wirkte und zuletzt als kaiserl. Rath und Historiograph 1669 zu Frankfurt a. M. starb. Von ihm ist eine nicht unbedeutende Anzahl von Gedichten erhalten, die unter dem Titel «Vade mecum, sive epigrammatum novorum centuriae duae» (Frankf. 1625) und «Poemata» (Marb. 1640) erschienen, ferner eine «Bibliotheca poetarum» (4 Bde., Marb. 1625) und histor. und medic. Schriften.

Lotophägen (griech.), d. h. Lotosesser, nannten die Alten einen im Norden von Afrika an der Küste von Cyrenaica wohnenden friedlichen und gastfreien Volksstamm, der von den olivengroßen, honigsüßen Früchten des dort einheimischen Lotosbaums, von denen er hauptsächlich lebte, den Namen erhielt. Aus diesen Früchten bereiteten die L. auch Wein. Nach Homer's Dichtung nahmen sie den Odysseus, als er auf seinen Irrfahrten zu ihnen kam, mit seinen Gefährten gastfrei auf, auf welche letztere die Süßigkeit der Lotosfrucht eine solche Wirkung äußerte, daß sie ihr Vaterland darüber vergaßen. Gewiß ist dieser Lotos nichts anderes als die Frucht des Lotus-Judendorns (s. Lotos), die bei den Juden ebenfalls sehr berühmt war, sodaß sie selbst im Paradiese gegessen werden sollte. Auch bei den Türken steht diese Frucht noch in Ansehen. Gleiches ist bei den Arabern der Fall, welche diese Frucht das «Obst des Schicksals» nennen, weil die Verstorbenen gleich nach dem Tode von den Huris damit bewirthet werden.

Lotos nannten die Griechen verschiedene Fruchtpflanzen, deren Früchte als Speise dienten, und vorzüglich unterschieden sie den ägyptischen und cyrenischen L. Der von Theophrast erwähnte L. ist der Lotus-Judendorn (Zizyphus Lotus L.), der im nördl. Afrika, jetzt auch im südl. Europa wächst, zur Familie der Rhamneen gehört und Steinfrüchte von der Größe der wilden Pflaumen mit fast kugeligem Kerne trägt. Diese wohlschmeckenden, süß-schleimigen Früchte, welche von den Arabern Nabk oder Nabka genannt werden, dienten schon in den ältesten Zeiten den Bewohnern Nordafrikas zur Speise und bilden noch jetzt dort zum Theil die Hauptnahrung der Armen. Wahrscheinlich lebten von diesen Früchten Homer's Lotophagen (s. d.). Bei den Indiern und Aegyptern sowie bei Dioskorides bezieht sich der Name L. auf mehrere schöne Wasserrosen, namentlich bei den Aegyptern auf die blaue (Nymphaea caerulea Sav.) und die Aegyptische Seerose (Nymphaea Lotus L.) und bei den Indiern (wie jedoch auch bei den Aegyptern) auf die prächtige Nelumbo (Nelumbium speciosum Willd.), welche in stehendem und langsam fließendem Wasser, besonders im Nil und Ganges wachsen und bei diesen Völkern einen hohen Grad der Verehrung genossen. Die Nelumbo, welche in der That, nach der Victoria regia, zu den imposantesten Wassergewächsen gehört, trägt sehr große, schön rosenrothe, aber auch weiß, gelb und selbst blau abändernde Blumen und einen sehr dicken, kreiselförmigen Blütenboden, in dessen Höhlungen die Früchte (im Alterthum Aegyptische Bohnen genannt) eingesteckt liegen. Von ihr sowol als von der Aegyptischen Seerose wurden und werden noch die Wurzeln, Blatt- und Blütenstiele und die Früchte, aus denen zu Herodot's Zeiten, wie noch jetzt zuweilen, Brot bereitet ward, als wohlschmeckende Speise häufig gegessen. Als die schönste und heiligste Abart galt die rothblühende Nelumbo. Bei den Indiern ruht der Weltenschöpfer auf einem L., und die Blume ist ihnen ein Sinnbild der Erde, insofern die Pistille auf den Berg

Meru, die Staubfäden auf die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelchs auf die Cardinalpunkte deuten und die übrigen Blätter gleichsam die Erdtheile darstellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind. Auch bei den Aegyptern diente der L. als Sinnbild des Universums, und Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor. — Mit diesem L. der Alten ist nicht zu verwechseln die zu der Familie der Schmetterlingsblütler gehörige Kräutergattung Lotus L., deren in Deutschland wachsende Arten unter dem Namen Hornklee (auch Stein- und Zweigklee) bekannt sind. Dieselben besitzen dreizählige Blätter, welche wegen der großen Nebenblätter fünfzählig erscheinen, und langgestielte, einfache Dolden meist gelber Blumen. Außerdem unterscheidet sich diese Gattung von den Kleegattungen Trifolium und Medicago durch die langen, geraden, mehrsamigen Hülsen. L. corniculatus L. ist die in Deutschland und in ganz Europa häufigste Art, eine gute Futterpflanze, welche überall auf Wiesen und Grasplätzen, auch in Steinbrüchen und an felsigen Orten wächst und noch auf dem Gerölle der Schneeregion in den Alpen und andern Hochgebirgen vorkommt.

Lotterie. Unter den verschiedenen Arten von Glücksspielen ist die L. (auch Klassenlotterie genannt) eins der wichtigsten und bedeutendsten, nicht nur weil sich bei ihr stets viele Personen betheiligen, sondern auch, weil sie in der Regel unter Leitung und sog. Verwaltung des Staats steht. Dieses Glücksspiel kam gegen Ende des Mittelalters in Gebrauch, wurde aber anfangs und noch während des 16. Jahrh. gewöhnlich für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eingerichtet. So fand in London die erste Lotterieziehung 1569 statt, deren Ueberschuß zur Unterhaltung der Seehäfen bestimmt war, und drei Jahre nachher veranstaltete man eine L. zu Paris zur Ausstattung armer Jungfrauen. Später, als die Regierungen immer mehr Geld brauchten, bemächtigten sie sich auch der L. und machten sie zum Staatsmonopol, indem sie zugleich das Spielen in ausländischen L. mit Strafen bedrohten. Nur ausnahmsweise zu bestimmten wohlthätigen Zwecken werden noch von Zeit zu Zeit L. von seiten des Staats und unter seiner Aufsicht gestattet; doch in der Regel nur für beschränkte Kreise und derart, daß die Gewinne sämmtlich oder doch zum größern Theil nicht in baarem Gelde, sondern in Grundstücken, Werthgegenständen, Mobilien und andern Dingen bestehen. Bei jeder L. gibt es eine bestimmte Anzahl Lose, für welche eine Anzahl größerer oder kleinerer Gewinne durch den Plan, der den Vertrag zwischen Unternehmer und Spieler bildet, festgesetzt ist. Ausschließlich der Zufall bestimmt, auf welches Los ein Gewinn fallen und welches eine Niete erhalten soll. Der Preis des Loses, der Einsatz, ist gewöhnlich nicht gering, sondern eher hoch; die Lose werden aber meist in halbe, Viertel- und auch Achtellose getheilt. Außerdem finden mehrere Ziehungen (Klassen) statt, und es wird nur ein Theil des Preises vor der ersten Ziehung, der Rest erst bei den folgenden gezahlt. Die Gesammtsumme der Einsätze ist gleich der Gesammtsumme der Gewinne. Niemand ist gezwungen, ein Los durch alle Klassen zu spielen. Die meisten und größten Gewinne finden sich aber erst in der letzten Klasse, weshalb auch diejenigen, welche erst, nachdem mehrere Ziehungen stattgefunden haben, ein Los erwerben, dennoch den vollen Preis bezahlen müssen. Die Losnummern fangen von Eins an. Werden nicht alle Lose verkauft, so muß die Lotterieanstalt die übrigbleibenden selbst spielen. Der Gewinn der Anstalt besteht hauptsächlich in den Abzügen von den Gewinnen, welche sie für sich und die Losverkäufer (Lotterie-Einnehmer) macht, und die bis zu 20 Proc. anzusteigen pflegen, außerdem aber auch in den Gewinnen auf einen Theil derjenigen Lose, welche sie in den ersten Klassen selbst spielt, um sie in den spätern zu verkaufen oder als Freilose zu geben. In manchen Lotterien, z. B. auch der preußischen, empfangen nämlich diejenigen, deren Los in einer der ersten Klassen herauskommt, ein sog. Freilos, für welches sie die nächste Klasse nicht zu bezahlen haben. Alle L. sind als verwerflich zu bezeichnen und sollten deshalb um so eher abgeschafft werden, als der Staat selbst, der über dem Wohl seiner Glieder zu wachen hat, bei ihnen betheiligt ist. Sie täuschen die ärmern Staatsbürger durch das trügerische Bild eines schnell und mühelos ihnen zufallenden Reichthums und ziehen sie dadurch von dem ab, was ihnen allein forthelfen kann, von Fleiß und Sparsamkeit. Zugleich veranlassen sie zu Ausgaben, welche bei einer verhältnißmäßig geringen Einnahme immer ins Gewicht fallen. Thatsächlich spielen die schlechtesten Arbeiter stets am meisten, und in den ärmern und weniger gebildeten Landstrichen finden sich in der Regel mehr Lotteriespieler als in reichern und höher stehenden. Daß Spielsucht ein Laster ist, welches sich nicht leicht austilgen läßt, ist richtig, und daß manche Spieler, wenn es keine einheimische L. mehr gibt, sich an eine ausländische wenden, läßt sich ebenfalls nicht bestreiten; beides rechtfertigt aber nicht die L. als staatliches Institut. Der allerdings nicht unbeträchtliche, oft Millionen betragende Ausfall an den Staatseinnahmen, welchen die Aufhebung der L. verursacht,

läßt sich ohne Zweifel in einer Weise decken, ohne daß der Staat sich den Vorwurf zu machen hat, daß er gegen seine eigene Grundlage verstößt. Eigenthümlich ist die Verbindung der L. mit Anleihen (s. d.) in den sog. Lotterie-Anleihen, welche den Zweck hat, die Kapitalisten zur Hergabe ihrer Kapitalien durch das Versprechen einer Prämie von mehr oder weniger hohem Betrage neben der Verzinsung anzulocken.

Lotto nennt man eine Art Glücksspiel, welches darin besteht, daß jemand aus den Zahlen von 1 bis 90 eine oder mehrere (höchstens fünf) auswählt und nun unter Einzahlung einer Summe darauf wettet, daß die gewählte Zahl oder, wenn mehrere gewählt sind, alle gewählten Zahlen sich unter denjenigen fünf Zahlen befinden werden, welche bei der nächsten Ziehung gezogen werden. Das L. ward in Genua zuerst erfunden. Es soll hier entstanden sein, indem man bei der Ergänzung des großen Raths aus 90 aufgezeichneten Namen 5 ausloste, wobei es nicht wenige gab, welche auf die herauskommenden fünf Namen wetteten. Leicht ließen sich an die Stelle der Namen Zahlen setzen. Wer nur auf eine Nummer wettet, besetzt einen sog. Auszug. Zwei, drei, vier und fünf Nummern heißen eine Ambe, Terne, Quaterne und Quinterne. Wird die Wette, welche die Lottoanstalt acceptirt hat, verloren, so geht auch der Einsatz verloren, wird die Wette dagegen gewonnen, so erhält der Spielende so vielfach seinen Einsatz, als es der Lottoplan für den vorliegenden Fall verspricht. Für alle Fälle läßt sich die Wahrscheinlichkeit des Herauskommens der Nummern mathematisch unschwer berechnen. Da indeß die Lottoanstalt die entstehenden Kosten tragen und decken muß und außerdem einen sehr erheblichen Gewinn bringen soll, so empfängt der Gewinner in allen Fällen weniger, als er erhalten müßte. Besetzt er einen Auszug und gewinnt, so sollte er achtzehnfach seinen Einsatz erhalten; in der Regel erhält er ihn aber nur sechzehnfach. Noch ungünstiger ist das Verhältniß bei der Ambe, Terne, Quaterne. Bei der letztern wird gemeinhin etwa nur der achte Theil derjenigen Summe von der Anstalt gezahlt, welche gezahlt werden sollte. Man rechnet, daß in der Regel der dritte Theil des Einsatzes von vornherein Gewinn des Unternehmers, der Anstalt ist. Wie die Klassenlotterie gelangte auch das L. fast überall in die Hände des Staats, der durch dasselbe einen nicht unwesentlichen Theil seiner Einnahmen erzielte. Was gegen die Lotterie (s. d.) einzuwenden ist, gilt in erhöhtem Maße vom L., welches selbst den Allerärmsten die Theilnahme gestattet. Es gehört daher das L. zu den verderblichsten Einrichtungen und sollte deshalb vom Staat ebenso wenig als andere Glücksspiele geduldet, noch weniger aber von ihm eingerichtet und als Geldquelle benutzt werden. Weil das L. dem einzelnen Theilnehmer gestattet, sich ganz nach Gefallen zu betheiligen, und weil es im günstigsten Fall fast ungeheuere Gewinne in Aussicht stellt, lockt es ungemein an, regt die Phantasie auf, zieht, indem es trügerische Hoffnungen nährt, von der Arbeit ab und führt so Tausende und ihre Familien langsam aber sicher der Armuth und dem Elend, aus dem sie sich nicht mehr zu retten vermögen, entgegen. Es ist eine Thatsache, welche sich nicht ablengnen läßt, daß diejenigen Länder, in denen das L. noch besteht, in Wohlstand und Cultur fast durchweg den übrigen weit nachstehen.

Lotze (Rudolf Hermann), namhafter deutscher Philosoph, geb. 21. Mai 1817 zu Bautzen, besuchte das Gymnasium zu Zittau und widmete sich dann seit 1834 zu Leipzig dem Studium der Medicin sowie zugleich auch dem der Philosophie. Nachdem er 1838 in beiden Facultäten promovirt und sich 1839 sowol auf dem medic. wie auch auf dem philos. Katheder habilitirt, ward er 1842 zum außerord. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig ernannt. 1844 folgte er dem Rufe zu einer ord. Professur der Philosophie nach Göttingen, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Obgleich L. als Philosoph an das System Herbart's anknüpfte, nahm er doch bald dessen Schule gegenüber eine selbständige Stellung ein. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er mit der «Metaphysik» (Lpz. 1841), welcher die «Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften» (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1848) folgte. Von seinen spätern Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Logik» (Lpz. 1843), «Ueber den Begriff der Schönheit» (Gött. 1845), «Ueber Bedingungen der Kunstschönheit» (Gött. 1847), «Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens» (Gött. 1851), «Medic. Psychologie» (Gött. 1852) und «Mikrokosmus» (3 Bde., Lpz. 1856—64), der Versuch einer Anthropologie.

Loudon (Gideon Ernst, Freiherr von), s. Laudon.

Loudon (John Claudius), ausgezeichneter Botaniker, wurde 8. April 1783 zu Cambuslang in Lanarkshire geboren und bestimmte sich zum Kunstgärtner. Schon 1803 machte er sich durch seine «Observations on laying out public squares» bekannt, denen 1805 eine «Treatise on hothouses» folgte. 1809 pachtete er eine Farm in Oxfordshire, die er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Nach Veröffentlichung der «Treatise on the culture of wheat» (1812) unter-

nahm er eine Reise durch Europa, namentlich nach Polen und Rußland. Nach der Rückkehr nach England widmete er sich ganz der Botanik und trug durch seine zahlreichen Schriften nicht wenig zur Popularisirung dieser Wissenschaft bei. Besonders nennenswerth sind die «Encyclopaedia of gardening» (1822; neue Aufl., Lond. 1865), «The greenhouse companion», «Encyclopaedia of agriculture» (1825), «Encyclopaedia of plants» (1829), «Arboretum Britannicum» (8 Bde., 1838) und «Encyclopaedia of trees and shrubs» (1842). Durch die kostspielige Herausgabe des «Arboretum» verwickelte sich L. in pecuniäre Verlegenheiten, die, in Verbindung mit einer schmerzhaften Krankheit, seine letzten Jahre trübten. Er starb zu Bayswater 14. Dec. 1843. — Jane Webb L., die Gattin des vorigen, geb. 1800, trat als Schriftstellerin zuerst mit einem in der Zukunft spielenden phantastischen Roman «The mummy» (3 Bde., Lond. 1827) auf, wandte sich jedoch nach ihrer Verheirathung (1830) gleichfalls botan. Studien zu und veröffentlichte in diesem Fache eine Reihe hauptsächlich für das weibliche Publikum bestimmter Schriften, welche großen Anklang fanden. Darunter gehören «Botany for ladies» (1842), «Glimpses of nature» (1844), «Year-book of natural history for young persons» (1842), «British wild flowers» (1846), «Gardening for ladies» (8. Aufl., 1851) und besonders «The ladies' flower garden» (4 Bde., 1849—50), ein Werk, das sich sowol durch zweckmäßige Anordnung als durch schöne Illustrationen empfiehlt. Nach dem Tode ihres Gatten von der engl. Regierung mit einer Pension bedacht, starb sie 13. Juli 1858 zu Bayswater.

Louisdor (franz., d. i. Gold-Ludwig), eine seit Ludwig (Louis) XIII. in Frankreich übliche Goldmünze, welche ihren Ursprung dem Unwesen, das Gold zu verfälschen, zu beschneiden u. s. w., verdankt. Die cursirenden Goldmünzen wurden damals eingewechselt und dagegen eine geänderte Goldmünze mit des Königs Brustbild ausgegeben. Ursprünglich trug der Revers ein aus vier oder acht Lilien zusammengesetztes Kreuz, unter Ludwig XV. aber meist ovale Schilde und seit Ludwig XVI. eckige Schilde. Die Münzen der beiden letzten Könige nennt man daher auch Schildlouisdor. Die Louisdor Ludwig's XVI., welche im Revers die Schilde mit den Lilien und den Ketten von Navarra führen, nennt man gewöhnlich Louis neufs. Von allen diesen Sorten gibt es auch doppelte Stücke, doubles Louis oder Doublons. Die vier- und zehnfachen L. dagegen sind als Medaillen zu betrachten (quadruples Louis oder pièces de dix Louis). Auch führen einzelne Louisdor Ludwig's XV. noch besondere Namen. Dahin gehören die Noailles, welche während der Minderjährigkeit des Königs vom Herzog von Noailles, dem Finanzdirector, ausgeprägt wurden; ferner der von 1723—26 geprägte Mirleton oder Mirliton, so genannt von der Farbe, welche der einer Pfirsichart ganz gleich gehalten wurde; der Chevalier oder das Malteserkreuz (croix de Malte), das von dem Kreuze des durch Ludwig XIV. 1693 gestifteten Ludwigordens den Namen hat; der L. L. (Louis aux deux Louis). Die Sonnenlouisdor (Louis au soleil) sind eine unter Ludwig XIV. geprägte Sorte. Seit 1795 traten mit der neuen Frankenwährung an die Stelle der frühern franz. Goldmünzen die 20- und 40-Francsstücke. — In Deutschland nennt man L. unpassend die verschiedenen deutschen und dän. Pistolensorten oder goldenen Fünfthalerstücke. (S. Pistole.)

Louisiana, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, umfaßt 2192 Q.-M., grenzt im S. an den Golf von Mexico, wird im W. durch den Sabine von Texas, im N. durch den 33.° nördl. Br. von Arkansas, im O. durch den Mississippi und weiterhin durch den Pearlstrom vom Staate Mississippi getrennt. Von dem Hauptstrome Mississippi, vor dessen Mündung eine ungeheuere Sand- und Schlammbarre liegt, zweigen sich auf der Westseite, unterhalb des Red-River, viele Nebenarme, Bayous genannt, ab (Atchafalaya, La-Fourche u. a.), welche den südwestl. Theil von L. in eine Anzahl großer strom- und meerumflossener Inseln zertheilen. Der bedeutendste Nebenarm auf der Ostseite ist der Iberville, welcher durch die Seen Maurepas, Pontchartrain und Borgne mit dem Mexicanischen Golf in Verbindung steht und mit dem Atchafalaya das große Mississippi-Delta begrenzt. Ein großer Theil dieses Deltas ist jährlich den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das angeschwemmte Uferland zu beiden Seiten des Stroms, auf eine weite Strecke durch Uferdämme, die sog. Levees, eingedeicht, ist überaus fruchtbar, mit vielen blühenden Pflanzungen, besonders Zuckerplantagen, bedeckt, welche der Gegend einen freundlichen Anblick verleihen und vor dem Bürgerkriege jährlich für mehr als 10 Mill. Dollars Zucker lieferten. Der südwestl. Landestheil ist, soweit er am Golf liegt, Seemarsch; weiter landeinwärts breiten sich schon die Prairien aus, die zum Theil bis 50 F. über die Flutmarke sich erheben. Der Boden zwischen dem Mississippi, Iberville und Pearl ist flach und liefert neben Zuckerrohr auch Baumwolle. Der Norden ist wellenförmig und bewaldet. Im

Nordwesten tritt der Red-River in L. ein, der viele Seitenarme, Seen, Inseln und Sümpfe bildet, den Washita aufnimmt und ein fruchtbares Bottomland hat. Spätsommer und Herbst sind in L. heiß und ungesund; an der Küste und im Stromdelta erscheint fast alljährlich das Gelbe Fieber. Der Winter ist mild und angenehm, aber veränderlich, zuweilen sogar sehr rauh. Die Landwirthschaft ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, und der Plantagenbau allgemein. Der Zucker, seit 1751 hier angebaut, bildet das Hauptstapelproduct des Landes, das zweite die Baumwolle. 1860 wurden 297816 Hogsheads Zucker und 14,535157 Gallonen Melasse gewonnen, während die Baumwollernte sich auf 722218 Ballen belief. Außerdem werden Reis, Mais, Südfrüchte, Wein und Tabak in Menge gezogen. Die dichten Waldungen im obern Theile des Landes liefern viel Holz, namentlich auch Kunsthölzer. Die Viehzucht ist nur in einzelnen Landstrichen bedeutend; die ausgedehnten Prairien des Binnenlandes ernähren große Heerden von Hornvieh, Pferden und Schweinen. Wilde Thiere, wie Bären, Wölfe, Damhirsche, Alligatoren und Stachelschweine, gibt es in Menge. Das Mineralreich liefert Eisen, Silber, Steinkohlen, Alaun, Salz, Mühlsteine, Kalk, Töpferthon. Lebhaft ist der Binnen- und namentlich großartig der Seehandel. Dieser wird fast lediglich von Neuorleans (s. d.) betrieben, welche Stadt für den Südwesten und Westen der Union das ist, was Neuyork für den Osten. Die Ausfuhr, welche zwischen 1851 und 1860 die Höhe von 75,534610 Dollars erreichte, besteht in Zucker, Baumwolle, Tabak, Reis, Mais, Mehl, Pech, Theer, Terpentin, Hanf, Seilerwaaren, Stabholz, Schindeln, gesalzenem Schweinefleisch, Schinken, Fett, Talg und Häuten. Durch Eisenbahnen und Kanäle wird der Handelsverkehr bedeutend unterstützt. Die Bewohner L.s sind eine Mischlingsrasse aller Nationen, größtentheils aber Franzosen und deren Nachkommen, Spanier, Anglo-Amerikaner, Schotten, Irländer und Deutsche. Ihre Anzahl betrug 1810 erst 76556, 1840 bereits 352411, darunter 25502 freie Farbige und 168452 Sklaven; 1860 dagegen 708002, darunter 357629 Weiße, 331726 Sklaven und 18647 freie Farbige. Die Mehrzahl bekennt sich zur kath. Kirche. Die Anzahl der Bildungsanstalten ist noch gering und genügt kaum den bescheidensten Ansprüchen. Nach der Constitution von 1812 und deren Revision von 1845 üben die gesetzgebende Gewalt ein Senat von 32 auf vier Jahre gewählten und alle zwei Jahre zur Hälfte ergänzten Senatoren und eine Kammer von wenigstens 70, höchstens 100 auf zwei Jahre gewählten Volksrepräsentanten. Die Legislatur versammelt sich, höchstens auf 90 Tage, alle zwei Jahre zu Baton-Rouge (s. d.), der Hauptstadt des Landes. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, welcher auf vier Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 6000 Dollars bezieht. Stimmrecht hat jeder Weiße von 21 J., der zwei Jahre Bürger in den Vereinigten Staaten ist, zwei Jahre vor der Wahl im Staate und ein Jahr im Wahlbezirke, wo er stimmt, wohnhaft war. Das Land wurde 1541 von den Spaniern entdeckt, dann von den Briten besucht und seit 1682 von den Franzosen colonisirt und zu Ehren Ludwig's XIV. Louisiana benannt. Doch diese franz. Colonien in der Nähe des Mississippi gingen infolge des ungesunden Klimas bald wieder ein. Hierauf erhielt 1712 Crozart, ein reicher franz. Kaufmann, für den Handel nach L. einen ausschließenden Freibrief auf 50 J., den er 1717 an Law (s. d.) abtrat, der nun eine Gesellschaft für den Handel am Mississippi errichtete, an deren Spitze er sich stellte. 1764 trat Frankreich L. bis an den Mississippi an Spanien ab, erhielt es jedoch 1802 zurück. Da aber das Land vermöge seiner Lage, seines Klimas und Bodens unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die Vereinigten Staaten werden konnte, so widersetzte sich der Congreß der Abtretung und erhielt, infolge eines 30. April 1803 mit Frankreich durch Barbé-Marbois mit Livingston abgeschlossenen Vertrags, für eine Summe von 15 Mill. Dollars sowol die Souveränetät des Stadtgebiets Neuorleans als überhaupt des ganzen Landes auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens.

Louisville, größte Stadt im nordamerik. Staate Kentucky und Hauptstadt von Jefferson-County, liegt am südl. Ufer des Ohio, unmittelbar unter den dortigen Stromschnellen, und hatte 1850 43194, 1860 aber 68003 E. Als Hauptstapelplatz für den Kentuckyschen Hanf und Tabak ist es bedeutend durch seinen Handel, welcher demjenigen von Cincinnati sogar gleichkommt, besonders unterhält die Stadt lebhaften Verkehr mit Neuorleans und den am Mississippi gelegenen Ortschaften, wohin es jährlich Hunderte von Dampfern schickt. Mit dem Innern des Staats steht L. durch zwei Eisenbahnen, die Lexington-und-Louisville- und Louisville-und-Nashville-Bahn, in Verbindung. Das nördlich von L. am rechten Ohioufer gelegene Jeffersonville im Staate Indiana ist der Endpunkt der Eisenbahnen von Indiana und Illinois und vermittelt den Verkehr L.s mit dem Norden. Die Stadt liegt sehr schön und ist gut gebaut.

Loulé (Marquis von), Günstling Johann's VI. von Portugal, geb. zu Lissabon 1785, der älteste Sohn des Grafen Val de Reis, war von Jugend auf mit seinem nachherigen Gönner durch die engste Freundschaft verbunden. 1807 zum Marquis von L. erhoben, warb er als ein eifriger Anhänger Napoleon's ein Corps von 8000 Mann, das er dem Kaiser zuführte, der es zur Lusitanischen Legion erhob. Mit Auszeichnung focht er namentlich in den Schlachten bei Wagram und bei Smolensk. Während der Hundert Tage war er bei dem Könige Ludwig XVIII. in Gent. Später ging er nach Brasilien, wo ihn Johann VI. zu seinem Großstallmeister machte. Mit diesem kehrte er sodann 1821 nach Portugal zurück, wo er in des Königs Gunst immer höher stieg, wegen seiner constitutionellen Gesinnungen aber den Haß der Absolutistenpartei, namentlich Dom Miguel's, in hohem Grade auf sich lenkte. Da er sich dem Projecte, den König unter die Controle des Familienraths zu stellen, aufs heftigste widersetzte, wurde er 1. März 1824 in seiner Wohnung ermordet.

Loupe. Bringt man einen kleinen Gegenstand sehr nahe vor das Auge, so vermag man denselben nicht deutlich zu sehen, weil das Auge allein die von dem nahen Körper ausgehenden sehr divergirenden Lichtstrahlen nicht so weit brechen und so stark convergirend machen kann, daß das durch diese Brechung entstehende Bild deutlich auf der Netzhaut des Auges erscheint; es würde das Bild vielmehr erst weit hinter der Netzhaut entstehen. Stellt man nun zwischen den Gegenstand und das Auge eine convexe Glaslinse (s. Linse), die bekanntlich die Eigenschaft hat, alle auf sie fallenden, sehr stark divergirenden Lichtstrahlen weniger divergirend zu machen, so muß es geschehen, daß die Glaslinse dem Auge durch die Hinzufügung ihrer brechenden Kraft zu Hülfe kommt und bei passender Stellung gerade so weit, daß das Bild des betrachteten, dicht vor dem Auge befindlichen Gegenstandes durch die vereinte Wirkung der Brechung in der L. und im Auge wieder in voller Deutlichkeit auf der Netzhaut und außerdem auch noch vergrößert erscheint. Die Vergrößerung einer Linse hängt von ihrer Substanz und von der Krümmung ihrer Flächen ab; je stärker diese Krümmungen (d. h. je kleiner die Halbmesser der Kugelflächen, von denen sie Theile sind) und je stärker die Substanz das Licht bricht, desto stärker erscheint ein Gegenstand bei der Betrachtung durch die Linse vergrößert. Man kann, um eine stärkere Vergrößerung zu erhalten, auch mehrere Linsen dicht hintereinander gelegen anwenden. Eine auf zuvor beschriebene Weise zur Vergrößerung kleiner, nahe vor dem Auge befindlicher Gegenstände benutzte Linse nennt man eine L. Die durch die L. erzielte Vergrößerung des Gesichtswinkels einen kleines Objects kann man dadurch ungefähr berechnen, daß man mit der Brennweite der Linse in die deutliche Sehweite des Auges dividirt. So würde bei einer deutlichen Sehweite von 10 Zoll eine Linse von 1 Zoll Brennweite zehnfach vergrößernd wirken. (S. Mikroskop.)

Louth, die kleinste Grafschaft Irlands und die nördlichste der Provinz Leinster, an der Ostküste gelegen und durch die Dundalkbai eingebuchtet, im NO. durch die Carlingfordbai von Down getrennt, hat ein Areal von 14,8 Q.-M. Mit Ausnahme der zwischen den beiden genannten Baien gelegenen Halbinsel, welche die Höhe von 1850 F. erreicht, und einer bis über 700 F. hohen Hügelkette im W. von Clogher-Head, ist das Land flach, im ganzen fruchtbar, vom Creaghan, Fane, Dee und an der Südgrenze vom Boyne bewässert. Von der Oberfläche sind 43 Proc. Ackerland, 11 Kleefelder und Wiesen, 34 Weiden, $2\frac{1}{2}$ Wald, $\frac{1}{2}$ Gewässer. Der Ackerbau hat bedeutende Fortschritte gemacht und liefert hauptsächlich Weizen, Hafer und Kartoffeln, auch Flachs, Turnips und viele Futterkräuter, deren Anbau die Viehzucht unterstützt. An Mineralien wird nur etwas Blei gewonnen. Die Leinwandindustrie hat nicht mehr die große Ausdehnung wie früher; dagegen sind Whiskybrennerei, Fisch- und Austernfang sowie Produktenhandel von Bedeutung. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, die Hauptstadt ein drittes. Dieselbe zählte 1841 eine Bevölkerung von 111979, 1851 von 90815 und 1861 nur noch von 75973 E., ungerechnet die Seestadt und City Drogheda (s. d.), welche mit ihren 14730 E. eine eigene Grafschaft bildet. Die Hauptstadt ist der Parlamentsborough und prot. Bischofssitz Dundalk, in schöner und trefflich angebauter Gegend $11\frac{3}{4}$ M. im N. von Dublin, an der Eisenbahn und an der Mündung des hier durch eine Steinbrücke überspannten Creaghan oder Castletown in die Dundalkbai gelegen. Sie hat einige gerade, breite Straßen, größtentheils aber ein ärmliches Ansehen, besitzt eine alte Pfarrkirche und drei Kapellen, eine schöne Gerichtshalle, ein Zuchthaus, Kasernen und ein Krankenhaus und zählt 10071 E., welche hauptsächlich Taback, Seife, Lichte, Leder und Stecknadeln fabriciren und starken Ausfuhrhandel mit Hafer und Weizen, Vieh und Butter meist nach Liverpool treiben. Früher blühten die Manufacturen in Leinwand, Batist und Musselin. 1737 war hier die

erste Fabrik für feine Leinwand (Cambrics) von einem Franzosen errichtet, die älteste Irlands; aber neuerdings ist seit dem Aufschwung von Belfast dieser Industriezweig in Abnahme gekommen. Etwa $1\frac{1}{2}$ M. im SW. liegt der alte, verfallene Ort Louth, mit etwa 500 E. und der Ruine einer ehemals berühmten Abtei. Im Hintergrunde der Carlingfordbai oder des Carlingford-Lough, einer schönen, tiefen und breiten Bucht der Irischen See, in welcher 1000 Schiffe mit Sicherheit ankern können, die aber an ihrem 2 engl. M. breiten Eingang eine Sandbarre mit nur 9 F. Wasser während der Ebbe hat, liegt der Marktflecken und Fischerhafen Carlingford mit einer Schloßruine, 800 E. und erheblicher Austernfischerei.

Loutherbourg oder genauer Lutherburg (Phil. Jakob), ein vorzüglicher Landschafts-, Schlachten- und Seemaler, geb. 31. Oct. 1740 zu Strasburg, war ein Schüler seines Vaters und Casanova's. Seine Hauptbilder sind der Sturm auf Valenciennes im Juli 1793, bei welchem er, indem er die brit. Armee begleitete, selbst gegenwärtig war, Howe's Sieg im Juni 1794 und die Schlacht am Nil. Er wurde 1768 Mitglied der Akademie der Künste und Hofmaler des Königs von Frankreich, lebte aber später bis zu seinem Tode, 1814, in London, wo auch ein Theil seiner Gemälde in Kupferstichen erschien. Seine geätzten Arbeiten, sechs Blatt Bauern, sechs Blatt Soldaten, vier Blatt Tageszeiten, Landschaften u. s. w., sind sehr geschätzt.

Louvel (Pierre Louis), der Mörder des Herzogs von Berri (s. d.), geb. zu Versailles 7. Oct. 1783, war der Sohn eines Krämers. Er lernte das Sattlerhandwerk, trat aber später unter Napoleon in die Cavalerie. Von Jugend auf zeigte er eine finstere Gemüthsart; er war fleißig, einsam und sparsam, konnte aber keinen Widerspruch erdulden und wechselte oft den Aufenthaltsort. Schon 1814, als die Verbündeten Frankreich überzogen, stieg in ihm der Gedanke auf, zur Errettung seines Vaterlandes die Bourbons aus der Welt zu schaffen. L. reiste nach Elba, um den Kaiser zu sprechen, kehrte aber unverrichteter Sache zurück und trat nach Napoleon's Rückkehr als Sattlergesell in die Hofställe, welche Stellung er auch unter den Bourbons behielt. Die polit. Vorgänge der Restauration steigerten seinen Haß gegen die Dynastie, und er entschloß sich endlich, die Ausrottung des Geschlechts mit dem Herzog von Berri zu beginnen, weil auf diesem die Nachkommenschaft beruhte. Als der Prinz 13. Febr. 1820 gegen 11 Uhr abends seine Gemahlin aus der Oper nach dem Wagen führte, drängte sich L. heran, faßte denselben bei der linken Schulter und stieß ihm ein Messer in die rechte Seite. Der Mörder wurde ergriffen und in der Wache des Opernhauses sogleich vom Minister Decazes verhört, wobei er erklärte, daß er die That nicht aus persönlichem Haß, sondern zur Vertilgung der ärgsten Feinde Frankreichs unternommen habe. Dasselbe behauptete er auch während des Processes, der drei Monate hindurch vor der Pairskammer verhandelt wurde. Ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen konnte man keine Mitschuldigen entdecken. Der Vertheidiger L.'s schützte Wahnsinn vor und berief sich auf die letzte Bitte des Prinzen, den Mörder zu begnadigen. L. selbst verlas eine trotzige Vertheidigung. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zur Todesstrafe, die 7. Juni 1820 vollzogen wurde. Vgl. «Histoire du procès de L.» (2 Bde., Par. 1820).

Louvet de Couvray (Jean Baptiste), franz. Schriftsteller und Conventsmitglied, wurde 11. Juni 1760 zu Paris in niedrigem Stande geboren. Er erhielt eine mangelhafte Schulbildung, besaß aber um so mehr Geist und Phantasie, und übernahm bei dem Akademiker Dietrich im Alter von 17 J. eine Secretärstelle. Später trat er als Commis bei einem Buchhändler ein. In dieser Stellung schrieb und veröffentlichte er von 1787—89 seinen vielgelesenen schlüpfrigen Roman «Les aventures du chevalier Faublas» (13 Bde., Par. 1791; 4 Bde., mit dem Leben des Verfassers von Chasles, Par. 1822), durch den er große Aufmerksamkeit erregte. Im Beginn der Revolution vertheidigte er die Vorfälle vom 5. und 6. Oct. 1789 und wurde dafür in den Jakobinerclub aufgenommen. Um seinen Eifer zu beweisen, ließ er 1790 den Roman «Emilie de Varmont, ou le divorce nécessaire» erscheinen, in welchem er die Priesterehe und die Ehescheidung vertheidigte. In der Gesetzgebenden Versammlung verband er sich mit den Girondisten, und als Roland Minister wurde, trat er für denselben als Publicist auf. Er gab die Zeitschrift «La sentinelle» heraus, in welcher er täglich über die Verschwörungen des Hofs sprach. Durch Roland's Verwendung in den Convent gewählt, forderte er die Bestrafung der Septembermörder und hatte 29. Oct. 1792 den Muth, Robespierre des Strebens nach der Dictatur förmlich anzuklagen. Im Processe des Königs stimmte er, um denselben zu retten, für den Tod mit Aufschub. Nach der Niederlage der Girondisten entfloh er aus Paris, irrte mit Pétion, Valady und einigen andern in der Bretagne, in Limousin herum und kehrte endlich in der Verzweiflung nach Paris zurück, wo er bis zur Revolution vom 9. Thermidor verborgen blieb. Die Geschichte seiner Kreuzfahrt gab er unter dem Titel «Quelques notices pour l'hi-

stoire et le récit de mes périls» (Par. 1795 u. öfter) heraus. Erst 8. März 1795 nahm er seinen Sitz im Convent wieder ein, wo er die Reaction mit dem größten Eifer bekämpfte. Mit Einführung der Directorialregierung trat er in den Rath der Fünfhundert, und nachdem er 1797 ausgeschieden, legte er einen Buchhandel an, dessen Geschäfte seine Frau führte. Zum Mitgliede des Instituts ernannt und in die Section für Grammatik verwiesen, konnte er den Mangel an classischer Bildung nicht verbergen und erlitt dafür die ärgsten Angriffe. Als er vollends die Beschränkung der Preßfreiheit forderte, wurde er mit Schimpf und Spott überschüttet. Er unterlag diesem Kampfe und starb 25. Aug. 1797. Seine Frau, die ihn zärtlich liebte, versuchte sich durch Gift zu tödten, wurde aber gerettet. L. war einer der ausgezeichnetsten Redner der Revolutionsepoche.

Louviers, Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement und am Flusse Eure (Normandie), $3^1/_4$ M. im N. von Evreux in einem freundlichen und fruchtbaren Thale, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Gewerberaths, einer landwirthschaftlichen und Manufacturenkammer, und hat einen schönen Dom, dessen älteste Theile aus dem 13. Jahrh. stammen, eine Zeichenschule, ein Gefängniß, ein großes Hospital und schöne Promenaden an Stelle der frühern Festungswerke. Die Stadt zählt (1861) 10841 E. und unterhält zahlreiche und altberühmte Tuchfabriken, welche vor 50 J. etwa 2000, jetzt 9000 Arbeiter beschäftigen und jährlich gegen 40000 Stück feines Tuch im Werth von 4 Mill. Frs. liefern. Außerdem bestehen zahlreiche Woll- und Twistspinnereien, Walkmühlen, Bleichen, Gerbereien, Fabriken für Maschinen, Kardätschen, Nägel u. s. w. An der schiffbaren Eure, in der Nähe der Seine und der Eisenbahn von Paris nach Rouen gelegen, treibt L. lebhaften Handel mit seinen Manufacturen sowie mit Getreide, Schiefer, Quincaillerie- und Rouenwaaren, Leinwand u. s. w. Die Stadt tritt geschichtlich erst im 12. Jahrh. hervor; 1196 schlossen daselbst Richard Löwenherz und Philipp II. August einen Grenztractat ab. Im 14. Jahrh. wird L. schon als bedeutender Handelsplatz erwähnt, hatte aber viel von den Engländern, namentlich durch Heinrich V. zu leiden, der es wiederholt einnahm und verlor. 1466 wurde die Stadt durch den Herzog von Bourbon für Ludwig XI. und 1591 durch den Marschall Biron eingenommen. 1681 errichtete man hier die erste Tuchfabrik und 1789 die erste Baumwollspinnerei Frankreichs.

Louvois (François Michel Letellier, Marquis de), Kriegsminister Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 18. Jan. 1639 zu Paris geboren. Sein Vater, welcher Kanzler und Staatssecretär im Kriegsdepartement war, kaufte ihm 1654 das Recht der Nachfolge im Amte und weihte ihn zeitig in die Geschäfte ein. Nachdem er 1662 die reiche Marquise von Courtanvaux geheirathet, entschlug er sich allen Zerstreuungen und verschaffte sich durch rastlose Thätigkeit und Willenskraft eine tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung. Schon 1666 überließ ihm der Vater die ganze Last der Geschäfte, und L. erlangte bald um so mehr Macht und Einfluß, als Ludwig XIV. glaubte, er habe sich seinen Minister erzogen. Während Colbert, mit dem er in Feindschaft lebte, die Finanzquellen eröffnete, schuf L. ein großartiges Heer und hob das Genie- und Artilleriewesen unter der Beihülfe Vauban's (s. d.) auf eine außerordentliche Stufe. Zugleich wurde er aber auch aus Ehrgeiz und Sucht, sich unentbehrlich zu machen, der Dämon des Kriegs. Er verwickelte den König in kühne, weitgreifende Plane und entflammte dessen Leidenschaft nach Eroberung. Als der Friede zu Aachen 1668 den Krieg mit Spanien geendet, regte er den König gegen die Niederländer auf. Der Krieg begann im Vertrauen auf ein wohlausgerüstetes Heer von 180000 Mann. Turenne und Condé hatten vorgeschlagen, einen vortheilhaften Frieden durch den schnellen Marsch auf Amsterdam zu erzwingen; allein L. wußte dies zu hintertreiben. Nachdem bereits im Mai 1672 die Hälfte der Niederlande dem König in die Hände gefallen war, hielt ihn L. zurück, und die Holländer erzwangen nun den Rückzug der Franzosen durch die Oeffnung der Schleusen. Ebenso benahm sich L. im Feldzuge von 1674, dem er beiwohnte; Turenne griff gegen die Befehle des Ministers an, befolgte aber dagegen die Anweisung desselben, die Pfalz mit Raub und Brand zu verheeren. Nach dem Frieden von Nimwegen, den er verhandelte, war L. nächst dem Könige der mächtigste Mann in Frankreich. Er sorgte nun mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heeres, bewog den König zu den berüchtigten Reunions (s. d.) und überfiel und nahm 30. Sept. 1681 Strasburg. Zum Unglück starb Colbert 1683, worauf sich L. auch in die Finanzen mischte und ein System der Erpressung und des Borgens begründete, das Frankreich allmählich an den Abgrund brachte. Da er dem Könige von der Verbindung mit der Maintenon abgerathen und wenigstens erzwungen hatte, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde, so mußte er bei dem

steigenden Einflusse derselben alles aufbieten, um sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Er bewog zunächst den König, die müßigen Truppen zur Bekehrung der Protestanten zu verwenden, und wurde hiermit der Urheber der Greuel, welche folgten. Als dennoch seine Stellung zu wanken begann, verwickelte er den König 1688 in den Krieg mit dem Deutschen Reiche. Die nächste Veranlassung dazu war, wie erzählt wird, ein Streit des Königs mit dem Minister über ein zu groß angelegtes Fenster im Lustschlosse zu Trianon, welches unter der Aufsicht L.', der nach Colbert's Tode auch Intendant der königl. Bauten war, errichtet wurde. «Ich bin verloren», rief L. zornig aus, «wenn ich mir nicht den Mann durch einen Krieg vom Leibe halte.» So begann der lange, muthwillige Krieg, der Frankreich entkräftete, in Europa verhaßt machte und erst 1697 mit dem Frieden von Ryswijk endete. Der Seeminister Seignelay schlug nach der Kriegserklärung Wilhelm's III. vor, England zur See anzugreifen. Aber L. widersetzte sich diesem Plane heftig, indem er so Einfluß und Gewalt verlieren mußte. Unter dem Vorwande, die Grenzen des Reichs sicher zu stellen, ließ er 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte und Orte wurden geplündert und verbrannt. Frau von Maintenon machte den König auf diese Greuel aufmerksam, der hierauf dem Minister untersagte, Trier, wie bereits beschlossen war, zu verbrennen. Als L. jedoch die Maßregel wiederholt vorschlug und vorgab, daß er, um dem Könige Gewissensunruhe zu ersparen, den Befehl zur Einäscherung der Stadt schon habe abgehen lassen, griff der König nach der Feuerzange im Kamin und würde den Minister gemishandelt haben, hätte sich nicht die Maintenon dazwischen gelegt. Solche Auftritte wiederholten sich und untergruben die Gesundheit des ehrgeizigen Ministers, der seinen Fall über alles fürchtete. Nach einem bei der Maintenon 16. Juli 1691 gehaltenen Staatsrathe, in welchem das Benehmen des Königs besonders hart und drohend gewesen war, starb L. plötzlich während eines Aderlasses. Einige behaupteten, der Aerger habe ihn getödtet, andere, er sei durch einen Diener seines Hauses auf Anstiften des Herzogs von Savoyen vergiftet worden. Obschon Ludwig in L. das größte Verwaltungsgenie verlor, schien er sich doch über den Tod dieses Mannes zu freuen.

Louvre, gegenwärtig das kaiserl. Hauptmuseum in Paris, war seit seiner Entstehung unter den Capetingern abwechselnd Königspfalz, Jagdhaus und Hofburg. König Karl V. verwandelte die Hofburg in ein goth. Residenzschloß, welches unter Franz I. und Heinrich II. durch Pierre Lescot zu einem Palast im Renaissancestil umgebaut wurde. Dieser Neubau, der gegenwärtige Alte L., nämlich die beiden halben Façaden in der südwestl. Ecke, war noch unvollendet, als Katharina von Medici die Ueberreste des alten Schlosses, so gut es ging, damit vereinigte und ihre Residenz dahin verlegte. Aus ihrer Zeit stammt auch der mit Lescot's südl. Façade im rechten Winkel gegen die Seine vorspringende Anbau, wo Karl IX. aus dem Fenster seines Zimmers auf die Hugenotten, die, um dem Blutbade der Bartholomäusnacht zu entrinnen, durch den Fluß schwammen oder in Kähnen überfuhren, geschossen haben soll. Heinrich IV. ließ jenen Anbau um ein Stockwerk erhöhen und durch eine an der Wasserseite hinlaufende Gebäudereihe mit den Tuilerien verbinden. Diese Bauten, die sog. Apollogalerie und Große Galerie, waren bei seinem Tode beendigt und nach verschiedenen Plänen von Ducerceau, Dupérac und Métézeau ausgeführt. Der eigentliche L. aber blieb immer ein wunderlich zusammengestückter Bau, bis der Architekt Lemercier, im Auftrage Richelieu's, an Lescot's westl. Façade die andere Hälfte mit dem großen Pavillon in der Mitte (Pavillon de l'Horloge) ansetzte und den nördl. Flügel so weit brachte, daß der L. gerade halb fertig war. Die andere Hälfte, der sog. Neue L., wurde unter Ludwig XIV. hinzugebaut, nämlich die an der Süd- und Nordseite fehlenden Façadenenden von Louis Levau, und die noch ganz offene Ostseite von dem Arzt Claude Perrault, der daselbst nach seinen Rissen die berühmte Colonnade aufführte. Vier Flügel, jeder mit einem in der Mitte hindurchführenden großen Eingange, schlossen nun den Hof des Palastes in ein gleichseitiges Viereck ein. Mit dem neuen Louvrebau ging es indeß sehr langsam. Ludwig XIV. interessirte sich nicht mehr dafür, und nach seinem Tode wurde der L. vollends vernachlässigt. Seitdem Paris als königl. Residenz für Versailles und Fontainebleau beinahe ganz aufgegeben war, wurde dieser Palast zuerst von zurückgebliebenen Hofleuten und Beamten, sodann nur von Künstlern und Gelehrten aller Art bewohnt. Eine «Wohnung im L.» galt für eine besondere Ehre und gewöhnlich als eine Belohnung. Die meisten großen Maler, Bildhauer, Kupferstecher hatten darin weitläufige Werkstätten. Auch waren im obern Stock die Sitzungssäle der verschiedenen Akademien nebst den dazugehörenden Lehrsälen, und im Erdgeschoß wurden die berühmten königl. Druckereien betrieben. Der Convent verlegte während der Revolution dahin das Nationalmuseum, sorgte aber wenig für die gehörige Aufstellung desselben, noch

weniger für die Instandhaltung des Palastes, von dem einzelne Theile ganz verfielen. Erst 1803 erhielten die Architekten Percier und Fontaine von Napoleon I. den Auftrag, den L. völlig auszubessern und auszubauen. Sehr bedeutend und vielumfassend war das, was unter dem ersten Kaiserreich, außer der Herstellung des zum Theil verfallenen, zum Theil unfertigen Palastes, für die größere und stattlichere Einrichtung des Museums (Musée Napoléon) geschah. Die Galerie hingegen, die längs der Rivolistraße den L. mit den Tuilerien verbinden sollte und auf beiden Enden zugleich angefangen wurde, kam über die ersten Ansätze nicht hinaus. Unter der Restauration und unter Ludwig Philipp that man nichts am L., wenigstens nichts für seinen Ausbau. Erst Napoleon III. begann 1852 die großen Arbeiten zum Ausbau des L. unter der Leitung und nach dem Plan des Architekten Visconti, bei dessen Tode sie von Lefuel fortgeführt und 1857 beendigt wurden. Die hinzugefügten Neubauten, von welchen die nach Visconti's Rissen von R. Pfnor gestochenen Blätter die deutlichste Anschauung geben, schließen sich in den einfachen Linien und im Baustil den Gebäuden an, die sie vervollständigen, und bestehen in Folgendem: Die unter Napoleon I. angefangene Galerie der Rivolistraße ist durch einen vortretenden Flügel, von ähnlicher Art wie die Apollogalerie an der Flußseite, mit der westl. Louvrefaçade verbunden; die nördl. und südl. Façade des alten Palastes wurden bis in die Mitte des Carrouselhofes verlängert, wo sie, im rechten Winkel umbiegend, sich an die beiden großen Verbindungsgalerien anlehnen, mit denen sie parallellaufen, und auf dem freien Platze zwischen jenen verlängerten Façaden (Place Napoléon III) sind zwei Squares angelegt, welche die Verschiedenheit der Axen zwischen dem L. und den Tuilerien verdecken. Auf solche Weise sind jetzt die beiden, seit 300 J. beständig umgeänderten und erweiterten Königspaläste zu einem Riesenbau vereinigt, der an die altröm. Kaiserresidenzen erinnert und Hofwohnungen, Kasernen, Ministerien, Museen, Bibliotheken, Gärten, Paradeplätze, Reitschulen, Pferdeställe u. s. w. in seinem Umfange einschließt. Nachdem der L. lange Zeit Wohnstätte der Könige von Frankreich, Staatsgefängniß für die großen Kronvasallen und Schauplatz blutiger Auftritte gewesen, ist er nunmehr der friedliche Ruhesitz der Künste. Derselbe enthält die schönsten und vollständigsten Kunstsammlungen der verschiedensten Art, die sog. Musées Impériaux, unter welchen folgende die wichtigsten sind: die Antikengalerie; das Museum der großen ägypt. und assyr. Monumente; das Museum der modernen Sculpturen; die Sammlung der kleinen ägypt., griech. und röm. Alterthümer; das Musée Napoléon III (ehemalige Antiquitätensammlung des Marquis Campana in Rom); die Sammlung von Kunstgegenständen des Mittelalters und der Renaissance; das Musée des Souverains (Sammlung authentischer Eigenthumsgegenstände franz. Herrscher und Prinzen); die Gemäldegalerie; die Sammlung der Handzeichnungen; die Sammlung alter Kupferplatten mit der dazugehörenden Kupferdruckerei (Chalcographie). Vgl. Clarac, «Musée de sculpture antique et moderne» (6 Octavbände; Atlas, 6 Bde. in Fol., Par. 1826—53).

Lowe (Sir Hudson), der Hüter Napoleon's auf St.-Helena, geb. 28. Juli 1769 in Irland, trat 1785 als Volontär in das 50. engl. Linieninfanterieregiment und wurde 1791 Lieutenant. Er wohnte der Expedition gegen Toulon und dem Feldzuge in Corsica bei, diente zwei Jahre in Portugal, dann in Aegypten und erhielt 1800 das Majorspatent im Regiment corsischer Jäger, ward aber 1802 auf Halbsold gesetzt. 1803 wieder zum activen Dienst berufen, wurde er von Lord Hobart mit geheimen Aufträgen nach Portugal und Sardinien geschickt. Im nächsten Jahre completirte er das Regiment corsischer Jäger und erhielt dabei Oberstlieutenantsrang. Seit 1806 Commandant der Insel Capri, mußte er dieselbe nach tapferer Gegenwehr 1808 den Franzosen übergeben, worauf er zufolge der Capitulation mit Waffen und Gepäck nach Sicilien zog. Beim Angriff auf Neapel führte er die erste Schlachtordnung. Auch wirkte er mit zur Eroberung von Ischia, war bei der Besetzung von Zante und Cephalonia gegenwärtig und wurde auf letzterer Insel Chef des provisorischen Gouvernements. 1812 zum Obersten ernannt, kam er 1813 als engl. Commissar in Blücher's Hauptquartier, begleitete diesen 1814 nach Frankreich, wurde in demselben Jahre Generalmajor, 1815 aber Gouverneur auf St.-Helena und somit Aufseher Napoleon's. Nach seiner Rückkehr ward er 1825 Oberbefehlshaber in Ceylon, 1830 Generallieutenant und 1842 Inhaber des 50. Linieninfanterieregiments. Er starb 10. Jan. 1844. Als Napoleon's Hüter überbot er durch Härte und finstern Argwohn die zur sichern Aufbewahrung des gefürchteten Gefangenen ihm von seiner Regierung gegebenen strengen Instructionen, wodurch er dessen bittern Haß auf sich zog und sich überhaupt sehr verrufen machte. Zu seiner Vertheidigung schrieb er «Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Ste.-Hélène» (2 Bde., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1830). Nach den von ihm hinterlassenen Memoiren gab Forsyth die «History of the captivity of Napoleon» (Lond. 1853) heraus.

Lowe (Robert), engl. Parlamentsmitglied, ist der Sohn eines Pfarrers zu Bingham in Nottinghamshire, wo er 1811 geboren wurde. In der Schule zu Winchester und auf der Universität Oxford empfing er eine tüchtige classische Bildung, promovirte 1833 und wurde bald nachher zum Fellow des Magdalenen-College erwählt, welche einträgliche, aber zugleich zum Cölibat verdammende Stellung er bei seiner Verheirathung 1836 aufgeben mußte. Er wirkte hierauf noch eine Zeit lang als Privattutor in Oxford und widmete sich dann mit Eifer dem Studium der Rechte. Im Jan. 1842 als Barrister in Lincoln's-Inn aufgenommen, wanderte er noch in demselben Jahre nach Australien aus und ließ sich in Sidney nieder, wo er bald eine ausgebreitete Praxis erlangte. Schon im Oct. 1843 wurde er Mitglied der legislativen Versammlung von Neu-Süd-Wales, in der er sich als Führer der Volkspartei zeigte und auch den Unterrichtsplan entwarf, der als Grundlage zu dem jetzt allgemein in Australien eingeführten Erziehungssystem diente. Unterdessen hatte er sich durch seine Praxis sowie durch glückliche Landspeculationen ein bedeutendes Vermögen erworben, und da er Australien stets nur als die Vorschule zu einem größern Wirkungskreise betrachtete, so kehrte er 1850 nach England zurück. Hier knüpfte er eine Verbindung mit der «Times» an, die ihm sehr förderlich wurde, und bei Auflösung des Parlaments durch das Ministerium Derby meldete er sich im Juni 1852 als Candidat der liberalen Partei für die Stadt Kidderminster, die ihn auch mit großer Majorität zu ihrem Vertreter wählte. Im Unterhause führte er sich durch eine glänzende Rede gegen das von D'Israeli vorgelegte Budget ein, die ihm sogleich einen Platz unter den hervorragendsten Mitgliedern der Versammlung errang. Das neue Ministerium Aberdeen bot ihm demzufolge die Stelle eines Secretärs beim Indischen Amte an, die er bis zum Jan. 1855 bekleidete. Bei Antritt Palmerston's legte er seinen Posten nieder und stimmte bei mehrern Gelegenheiten gegen die Regierung, bis er sich im Aug. desselben Jahres dazu verstand, die Ernennung zum Vicepräsidenten des Handelsamts mit einem Sitz im Geh. Staatsrath anzunehmen. Bei den Neuwahlen im März 1857 bewarb sich L. abermals um die Vertretung von Kidderminster, stieß jedoch auf heftigen Widerstand, indem man ihm vorwarf, daß er sein Versprechen, für Ausdehnung des Stimmrechts und andere populäre Maßregeln zu wirken, nicht gehalten habe. Mit Hülfe der Conservativen setzte er zwar seine Wahl durch, ward aber vom Volke so arg mishandelt, daß er kaum mit dem Leben davonkam. Durch den Sturz Palmerston's im Febr. 1858 verlor auch L. sein Amt und schloß sich nun der Opposition an, welche das Torycabinet bekämpfte und eine Parlamentsreform verlangte. Nach der Auflösung des Parlaments im April 1859 ließ er, da er nicht wieder in Kidderminster erscheinen mochte, sich von dem Marquis von Lansdowne zum Abgeordneten für den von demselben abhängigen Flecken Calne ernennen, und bald darauf trat er als Vicepräsident des Unterrichts-Comité (Unterrichtsminister) in das von Palmerston neugebildete Ministerium. Da seine zur Besserung des engl. Schulwesens getroffenen Anordnungen Widerspruch erregten und er mit einigen seiner Collegen in ein gespanntes Verhältniß gerieth, so legte er 1864 sein Amt nieder und näherte sich von nun an den Tories, die er in der Bekämpfung der von Gladstone 1866 eingebrachten Reformbill mit allen Mitteln seiner kräftigen und schneidenden Beredsamkeit unterstützte. Doch lehnte er es ab, an dem von Lord Derby im Juli 1866 gebildeten conservativen Ministerium theilzunehmen.

Löwe (Felis Leo), die größte Art der Katzen, ist ein seit den ältesten Zeiten sehr bekanntes, gegenwärtig in allen Menagerien anzutreffendes Thier, welches einst viel weiter verbreitet, selbst in Griechenland vorkam, jetzt aber nur noch von der Sahara bis zum Cap und in einigen Gegenden Arabiens und Indiens einheimisch ist. Der L. wird bis 8 F. lang, 3 F. hoch, hat einen 4 F. langen Schwanz mit Endquaste, eine ungefleckt-braungelbe Färbung, und das Männchen ist mit großer Mähne versehen. Von den Spielarten kann man vier bestimmter unterscheiden: 1) der L. vom Senegal, mittelgroß, lebhaft-gelb mit gleichfarbiger Mähne; 2) der L. aus der Berberei, der größte unter allen, dunkelbraungelb, mit sehr langer, dichter und dunkler Mähne; 3) der asiatische oder persische L., hell isabell- oder rehfarbig, mit nicht sehr dichten, aber aus langen dunkelbraunen Haaren bestehender Mähne; 4) der L. von Guzerate oder sog. mähnenlose L., der schon von Plinius erwähnt wird, von ziemlich niedriger Statur, mit etwas kurzem, aber an der Spitze starkbuschigem Schwanze und sehr kurzer und dünner, aus gekrümmten Haaren bestehender Mähne. Viel hat man von dem bei allen Varietäten vorkommenden sog. Schwanzstachel gefabelt, der aber nur ein kurzer, leichtabfallender, nagelartiger Anhang der Schwanzspitze ist. Der L. geht nur nachts auf Raub aus, überfällt seine Beute im Sprunge, kämpft mit großer Unerschrockenheit gegen angreifende Feinde, ist besonders furchtbar, wenn er verwundet, aber immerhin eine heimtückische Katze. Felsige Gegenden sind sein Lieblings-

aufenthalt. Er läßt sich leicht zähmen und wird, gut gehalten, in Menagerien bis 70 J. alt. Ueber seine Lebensart und Gewohnheiten haben besonders die Löwenjäger der Neuzeit, Jules Gérard im Atlas und Gordon Cumming am Cap, vieles Licht verbreitet. Wie häufig er ehedem gewesen sein muß, ergibt sich aus den Nachrichten classischer Schriftsteller über die Zahl der L., welche bei großen Festen den Römern vorgeführt wurden. Als Pompejus sein Theater einweihte, zeigte er auf einmal 600 lebende L., Cäsar 400 männliche, mit Mähnen versehene. Die Häute von L. kommen häufig vom Cap, haben aber im Handel nur geringen Werth.

Löwe ist der Name einer Künstlerfamilie, welche eine bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Bühne einnimmt. — Johann Karl L., um die Mitte des 18. Jahrh., spielte bei seinem Auftreten alle ersten Rollen, wurde aber später ein vortrefflicher Darsteller komischer Partien. Seine Frau glänzte als Soubrette. Beide wurden unter Engel in Berlin angestellt. — Friedrich August Leopold L., des vorigen Sohn, geb. zu Schwedt 1767, war Director einer herumziehenden Gesellschaft. Derselbe sang die ersten Tenorpartien, componirte auch eine Oper: «Die Insel der Verführung», die großen Beifall fand, und starb in Lübeck 1816. Seine Schwester, Dorothea Friederike Amalia L., geb. 1779 zu Schwedt, rühmte man als Sängerin. Mit seinem Sohne Ferdinand L., geb. 1787 zu Rathenow, gest. zu Wien 1832, begann indessen erst der Name berühmt zu werden. Anfänglich wirkte auch er bei der Truppe seines Vaters in komischen Partien. 1810 ging er zu Magdeburg in das Fach der Liebhaber und Helden über, in welchem er bis zu seinem Tode als einer der ersten glänzte. Er besaß sehr schöne Mittel, wußte sie trefflich anzuwenden und zeigte sich überall edel, feurig und ausdrucksvoll. Seine eigentliche Sphäre war das höhere Trauerspiel. Ein Sohn und zwei Töchter betraten nach ihm dieselbe Laufbahn. — Sophie L., die Tochter des vorigen, geb. zu Oldenburg 24. März 1815, begann in Manheim und Frankfurt ihre bedeutenden Anlagen zu entfalten und bildete sich dann unter Ciccimarra in Wien zu einer vorzüglichen Sängerin aus. 1832 trat sie im Theater des Kärntnerthors auf. Nach sechs Jahren kam sie nach Berlin, wo sie bald als Stern erster Größe glänzte. Mit vollendeter Gesangskunst und einem fein nuancirten, geistreichen Spiel gelangen ihr die Prinzessin von Navarra, Susanna im «Figaro», der schwarze Domino und ähnliche Partien in höchster Vollkommenheit. 1840 ging sie nach Paris und London, hierauf nach Italien und vermählte sich hier 1848 mit dem österr. Feldmarschallieutenant Fürsten Friedrich von Liechtenstein. — Franz Ludwig Feodor L., Bruder des vorigen, geb. 1816 zu Kassel, besuchte das Lyceum zu Manheim und betrat nach dem Tode seines Vaters die dramatische Laufbahn. Seit 1841 entfaltete er als Schauspieler und Regisseur am Hoftheater zu Stuttgart sein künstlerisches Talent und erwarb sich den Ruf eines der besten Schauspieler der Gegenwart. Sein Leicester in «Maria Stuart», Posa, Faust, Tasso und vor allem Hamlet beweisen dies. Im Conversationsstücke sind es die tiefer angelegten Charaktere, sowol im Ernst als Humor, die ihm besonders gelingen. Seine Darstellungen sind reich an originellen Zügen, die von schöpferischer Kraft zeugen, sein Vortrag ist getragen und edel, sein Feuer ohne Ueberschwall, stets innerlich und wahr, das Organ männlich und angenehm. Einige seiner Leistungen erinnern unwillkürlich an P. A. Wolff. Auch als Dichter hat er sich durch die «Dichterweihe», «Frankfurter Lieder», «Venetianische Sonette» u. s. w. (gesammelt in «Gedichte», Stuttg. 1854; 2. Aufl. 1860) einen geachteten Namen erworben. Seine Gabe, sich in poetische Naturen zu vertiefen, bekunden unter anderm die Festrede zum Schillerfest in Stuttgart (1860) und die trefflichen Prologe zum Schillerjubiläum (1859) und zur Uhlandfeier (1863). — Lilla L., Schwester des vorigen, geb. 1817, zeigte als jugendliche Liebhaberin ein schönes Talent, verließ aber bald die Bühne und vermählte sich mit einem livländ. Freiherrn von Küster. — Julie L., die Tante der vorigen, geb. 1790, war eine Zierde des wiener Hofburgtheaters. Besonders glänzte sie im höhern Lustspiel und Conversationsstück. Ihr Spiel war immer fein und ausdrucksvoll, ihr Anstand der einer Salondame, ihr Vortrag präcis und gemessen, ihr ganzes Wesen von Anmuth erfüllt. Sie starb um 1850. — Ludwig L., Bruder der letztgenannten, geb. zu Rinteln 1795, spielte seit 1811 zu Prag, dann seit 1821 zu Kassel. 1826 erhielt er ein Engagement am Hofburgtheater in Wien, wo er auch 1838 die Stelle eines Regisseurs des Schauspiels übernahm und zu den Zierden dieser Bühne gehört. In seiner Darstellungsweise hält er sich in den bemessenen Grenzen einer frühern Schule, die in Beyer und Polawski in Prag ihre Muster fand. In großen Momenten aber, wo seine angeborene Genialität durchbricht, entfaltet er ein Feuer und eine Kraft, die bewältigend wirken. Daneben zeigt er höchst sorgsames psychol. Studium, und Hamlet, Macbeth und ähnliche Rollen waren Meisterstücke seiner Kunst. Auch im Lustspiel glänzt er durch feinen, ungezwungenen Ton,

liebenswürdigen Humor und gesellschaftlichen Anstand. Auch als lyrischer Dichter hat er sich vielfach versucht. Seine Tochter, Anna L., geb. 1821 zu Kassel, zeichnete sich ebenfalls als Schauspielerin aus, besonders im Fache des Lustspiels. — Julius L., ein jüngerer Bruder von Feodor L., geb. 8. Aug. 1823 zu Manheim, widmete sich landwirthschaftlichen und chem. Studien und begründete 1852 zu Frankfurt a. M. ein großes chemisch-analytisches Laboratorium. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in Fachzeitschriften, vor allem in Poggendorff's «Annalen» enthalten.

Löwe (Joh. Karl Gottfr.), deutscher Componist, geb. 30. Nov. 1796 zu Löbejün unweit Halle, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dem dasigen Cantor, und besuchte dann die Schule in Köthen, hierauf das Gymnasium des Waisenhauses zu Halle, wo ihn zur Fortbildung seines musikalischen Talents der Universitäts-Musikdirector Türk im Gesange und in der Theorie unterrichtete. Außer den Kunststudien widmete sich L. auf der Universität zugleich der Theologie und Philosophie und vereinte so die höhere wissenschaftliche Bildung mit der künstlerischen. Von 1819—20 hielt er sich in Dresden auf, wo er in hohem Maße K. M. von Weber's Wohlwollen und späterhin dessen dauernde Freundschaft gewann. Ende 1820 ging L. nach Stettin als Cantor an St.-Jakob und Lehrer der Tonkunst am Gymnasium, und im folgenden Jahre erfolgte seine Beförderung zum Musikdirector an derselben Kirche, am Gymnasium und am Schullehrerseminar. In dieser Stellung wirkte er mit Energie auf die Verbesserung des städtischen Musikwesens, vorzüglich durch die Begründung eines Gesangvereins. Auch machte er sich durch Bildung tüchtiger Schüler im Seminar um die ganze Provinz verdient. Als Vocalcomponist nimmt L. eine bedeutende Stelle ein. Viele seiner Balladen und Lieder sind ungemein verbreitet, ja manche fast volksthümlich geworden. Gegen 125 Werke, die nach und nach von ihm erschienen, beweisen seine Vielseitigkeit, und keine Gattung ist vorhanden, die nicht von ihm mit Erfolg versucht worden wäre. Seine Gesänge für eine Stimme werden zwar seinen Namen am längsten erhalten, aber auch seine mehrstimmigen Lieder, mehrere Oratorien («Die Zerstörung von Jerusalem», «Die Siebenschläfer», «Die eherne Schlange», «Gutenberg», «Johann Huß», «Die festlichen Zeiten» u. a.), desgleichen mehrere Sonaten für Klavier, Quartetten für Saiteninstrumente u. s. w. bieten Züge eines erfinderischen Geistes. Minder glücklich als in jenen Tonwerken war L. mit mehrern von ihm verfaßten Opern (z. B. «Rudolf», 1832; «Die drei Wünsche», 1834; «Malek-Adhel») sowie in den in Verbindung mit dem verstorbenen Dichter Raupach unternommenen anderweitigen Arbeiten für die Bühne.

Löwen (franz. Louvain), Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Dyle, welche einen Theil der Stadt durchfließt, und an einem Kanal aus derselben in den Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht, hat gegen 2 St. im Umfange, ist aber ein sehr stiller Ort, indem ein großer Theil ihres Umfangs landwirthschaftlichen Zwecken dient. Größeres Leben herrscht nur an und bei dem Markte, wo sich auch die Hauptgebäude befinden. Dahin gehören das Rathhaus, eins der schönsten Gebäude im spätern goth. Stile, vollendet 1493, mit reicher Bildhauerarbeit, im Innern aber sehr modern, und die Peterskirche, im schönsten goth. Stil 1358—1460 erbaut, mit in Holz geschnitztem Hauptportal und herrlichen Gemälden und andern Kunstsachen. Merkwürdig sind noch das alte Zunfthaus der Brauer (Maison des brasseurs), im Renaissancestil, und in einer Seitenstraße am Markte die Hallen, die, 1317 von der Weberzunft erbaut, 1679 aber der Universität überlassen, noch gegenwärtig von dem Reichthum und Geschmack ihrer Gründer zeugen. Auch die übrigen Kirchen in L. sind im Besitze werthvoller Bilder. Die Zahl der Einwohner belief sich Anfang 1864 auf 32,783. Die von Herzog Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität mit einer beträchtlichen Bibliothek, einer der bedeutendsten des Landes, in einem reich mit Holzschnitzwerk gezierten Saale der Hallen, einem Botanischen Garten und einem Anatomischen Theater, galt im 16. Jahrh. für die erste in Europa, besonders in Beziehung auf die kath.-theol. Facultät, und zählte über 6000 Studenten. Nachdem sie unter Kaiser Joseph II. einige Zeit gehemmt gewesen und infolge des franz. Revolutionskriegs eingegangen war, wurde sie unter der holländ. Regierung 1817 wiederhergestellt. Sie zählte vor der Revolution von 1830 gegen 700 Studirende, sank aber dann sehr schnell in ihrer Frequenz herab. Das philos. Collegium an derselben, welches der König Wilhelm I. für die Bildung kath. Geistlichen errichtet hatte, und das zum Widerstande der belg. Geistlichkeit gegen die holländ. Regierung den Hauptanlaß bot, mußte 1830 wieder aufgehoben werden, da die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge in ihre Seminarien aufzunehmen oder sie als Priester anzustellen. Vom Staate wurde die Universität 1834 aufgegeben, von der Geistlichkeit jedoch wieder 1835 aus eigenen Mitteln errichtet. Sie ist sonach eine freie Universität, wie die

zu Brüssel bestehende, wird aber im Gegensatze zu dieser gewöhnlich die katholische genannt. Sie zählte 1864 an 49 Professoren und 768 Studirende. Außerdem besitzt L. ein städtisches Gymnasium, eine Kunstakademie nebst Museum und mehrere Privaterziehungsanstalten. Um das J. 942 ward L. mit Inbegriff von Brüssel, Vilvorde, Nivelles und andern Ortschaften unter Lambert I. zu einer Grafschaft erhoben; 1165 wurde die Stadt mit Mauern umgeben und gegen 1361 bedeutend vergrößert. Der Graf von L., Heinrich IV., nahm den Titel Graf von Brabant an, der 1190 in den eines Herzogs verwandelt wurde. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo L. als Hauptstadt des Herzogthums Brabant und als Residenz 150000 E. zählte, hatte es gegen 4000 Tuchmanufacturen. Eifersüchtig gegen den Adel, erhoben sich 1382, wie in andern Städten Flanderns, die Tuchweber zu offenem Aufstande und warfen 17 adeliche Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus, wo sie mit Lanzenspitzen aufgefangen wurden. Durch den Herzog Wenzel überwältigt, wanderten viele der Arbeiter aus der nun hartbedrängten Stadt nach England aus, wohin sie ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit verpflanzten. Von dieser Zeit an begann der Verfall L.s. Als besonders wichtig sind gegenwärtig noch hervorzuheben die Bierbrauereien, deren Erzeugnisse jedoch in Abnahme begriffen, zahlreiche Getreidemühlen, einige Tabacks- und Spitzenfabriken, Töpfereien, Branntweinbrennereien und Salzsiedereien. Auch wird noch beträchtlicher Getreidehandel getrieben. Vgl. Molani, «**Historia Lovaniensis**» (herausg. von de Ram, 2 Bde., Brüss. 1861).

Löwen (Joh. Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1729 zu Klausthal,, studirte die Rechte, wirkte dann eine Zeit lang als Secretär in Schwerin und war 1767 bei den vergeblichen Versuchen betheiligt, die hamburger Bühne zu heben. Er starb 23. Dec. 1771 als Registrator in Rostock. L. hat sich als Dichter in den verschiedensten Gattungen der Poesie versucht. Man hat von ihm Lehrgedichte, Epigramme, Oden, Lieder, Cantaten, Romanzen, Erzählungen, poetische Episteln, Trauerspiele und Lustspiele. Das meiste Talent bekundete er in den zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommenen «Romanzen», welche als Vorläufer von Bürger's komischen Dichtungen zu betrachten sind; andere satirische Gedichte und Lustspiele von ihm haben wenigstens höhern Werth als die ernstern Inhalts. Anerkennenswerth ist sein Eifer für die Hebung der deutschen Bühne, den er auch durch theoretische Schriften bethätigte. Seine «Schriften» erschienen gesammelt in vier Bänden (Hamb. 1765—66).

Löwenberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, mitten im hügeligen Vorlande des Isargebirgs, anmuthig am Bober gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 5893 E. Der Ort besitzt zwei kath. und eine evang. Kirche, ein Hospital, ein Waisenhaus und ein Krankenhaus (letzteres ein Gebäude der ehemaligen Malthteser-Commende). Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner sind Tuch-, Leinen- und Baumwollweberei, Spitzenklöppelei, Kattun- und Leinwanddruckerei, die Anfertigung von metallenen und Horndrechslerwaaren, Bleicherei sowie Mehl-, Gips- und Lohmühlen. Die Getreidemärkte zu L. sind von Bedeutung. Außerdem erstreckt sich der Handel auf mineralische Producte, besonders auf Gips zur Düngung, Sandsteine und Steinkohlen. L. ist die Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dessen vorzügliche Kapelle für die Pflege der Tonkunst in Niederschlesien sehr vortheilhaft gewirkt hat. Der Ort war einer der ältesten befestigten Plätze Schlesiens. Die ehemalige Burg, auf welcher Herzog Bolko I. 1292 residirte, und welcher die Stadt ihren Ursprung und ihren Namen verdanken soll, ist spurlos verschwunden. Die Stadt hatte einen von Herzog Heinrich I. 1309 errichteten Schöppenstuhl, der lange Zeit eine gewisse Berühmtheit besaß, und erhielt 1317 von demselben Herzoge das Münzrecht für Prägung von Pfennigen, welches im Anfange des 16. Jahrh. bis auf Groschen ausgedehnt wurde. Durch den Dreißigjährigen Krieg kam der ehemals blühende Tuchhandel und die Wollweberei sehr in Verfall. Am 19. Aug. 1813 schlugen hier die Russen unter Scherbatow und Sacken die Franzosen unter Macdonald und 21. Aug. bei dem $1/4$ M. östlich gelegenen Dorfe Plagwitz abermals unter Puthod, der gefangen wurde. Die Umgebungen der Stadt sind reich an Schönheiten. Etwa $3/4$ M. nordwärts liegt der Hohl- oder Holenstein mit einem schönen, 1513 an der Stelle einer alten Burg auf der Spitze eines Bergs und nahe einem großen hohlen Felsen erbauten Schlosse mit reizenden Anlagen. — Im Kreise L., der auf 13,8 Q.-M. 69540 E. zählt, liegen noch die Städte Greiffenberg, am Queis, mit 2721 E. und viel Weberei, Friedeberg, ebenfalls am Queis, mit 2363 E., Lähn, am Bober, mit 1202 E., und Liebenthal, am Queis, mit 1818 E. und einem Schullehrerseminar. Der letztere, reizend gelegene Ort, dessen Bewohner viel Leinen- und Baumwollweberei sowie Strumpfstrickerei betreiben, besitzt einen schon seit dem 16. Jahrh. bestehenden Taubenmarkt, auf welchem jährlich 4—5000 Paar Tauben

zum Verkauf gestellt werden. Das Ursulinerinnen- (früher Benedictinerinnen-)Kloster daselbst wurde 1278 begründet und ist mit einer höhern Töchterschule, Pensionat, Waisenhaus, Mädchenschule und Kindergarten verbunden. Vgl. Görlich, «Das Kloster Liebenthal» (Bresl. 1864).

Löwenbund oder Gesellschaft vom Leuen nannte sich der Ritterbund, welcher 1379 zu Wiesbaden zu dem Zwecke zusammentrat, den Fehden untereinander zu entsagen, den mit andern möglichst zu steuern und, wo solches nicht möglich, sich einander beizustehen. Er vereinigte sich nachmals mit den gleiche Zwecke verfolgenden Gesellschaften von St.-Wilhelm und St.-George, trat auch mit einigen schwäb. Städten in Verbindung und scheint sich dann gleichzeitig mit dem Städtebunde aufgelöst zu haben. — L. oder Gesellschaft von dem Leon hieß ferner der von Kaiser Friedrich III. 1489 bestätigte Ritterverein gegen die Herzoge Albrecht VI. und Georg von Baiern, der sich später ebenfalls mit der Gesellschaft von St.-George und dem Schwäbischen Städtebunde vereinigte.

Löwendal (Ulrich Friedr. Woldemar, Graf von), der Urenkel König Friedrich's III. von Dänemark, geb. 1. April 1700 zu Hamburg, der Sohn des Freiherrn Woldemar von L., der 1704 als Oberhofmarschall und Cabinetsminister zu Dresden starb, begann 1713 als kaiserl. Soldat in Polen seine kriegerische Laufbahn und wurde 1714 Kapitän. Als Freiwilliger trat er später in dänische, 1716 aber wieder in kaiserl. Dienste, in denen er sich in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temesvar und Belgrad auszeichnete. Dann nahm er in Sardinien und Sicilien an allen Schlachten des Kriegs von 1718—21 Antheil. Während des Friedens studirte er das Artillerie- und Geniewesen. Hierauf trat er in die Dienste des Königs August von Polen, der ihn zum Feldmarschall und Generalinspector der sächs. Infanterie ernannte. Der Tod dieses Monarchen 1733 gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Krakaus auszuzeichnen. In den J. 1734 und 1735 befehligte er die sächs. Truppen am Rhein. Nachdem er sodann in die Dienste der Kaiserin von Rußland getreten, erwarb er sich durch sein Benehmen in der Krim und Ukraine solche Anerkennung, daß ihm ein Commando übertragen wurde. Indeß sehr bald zog ihn Ludwig XV. in seine Dienste. Er wurde 1743 Generallieutenant und zeichnete sich 1744 bei der Belagerung von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit aus. 1745 befehligte er das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenoi, an deren glücklichem Ausgang er Antheil hatte. Dann eroberte er Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport. Im folgenden Jahre nahm er L'Ecluse, Sas-de-Gand und die übrigen Festungen im holländ. Flandern; zugleich traf er Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen. Die Festung Bergen-op-Zoom, welche bis dahin für uneinnehmbar gehalten worden, eroberte er nach kaum eröffneten Laufgräben 16. Sept. 1747 mit Sturm und empfing dafür den Marschallsstab. Er starb 27. Mai 1755. L. besaß im Geniewesen, in der Geographie und Taktik gründliche Kenntnisse, sprach außer dem Lateinischen fast sämmtliche moderne Sprachen und verband mit diesen Vorzügen Bescheidenheit und Herzensgüte. Gleich Moritz, dem Marschall von Sachsen, seinem Freunde, wußte er das Studium der Kriegswissenschaften mit dem Genusse rauschender Vergnügungen zu vereinigen.

Löwenhaupt (Adam Ludw.), schwed. General, geb. 15. April 1659 auf der Insel Seeland im Lager von Kopenhagen, studirte in Lund und Upsala und später in Wittenberg und Rostock. Da er nach beendigten Studien eine entsprechende Anstellung im Vaterlande nicht erhalten konnte, trat er in bair. Kriegsdienste, in denen er als Rittmeister gegen die Türken in Ungarn focht. Erst 1697 kehrte er nach Schweden zurück, wo ihn Karl XII. zum Chef eines neugeworbenen Regiments machte. In dem Nordischen Kriege focht er sehr glücklich gegen die Russen und stieg zum General der Infanterie auf. Doch 1708, als er dem Könige ein Hülfscorps von 16000 Mann zuführen wollte, erlitt er bei Slop am Dnjepr durch Peter d. Gr. eine Niederlage. Zwar schlug er sich zum Könige durch, allein nach der Schlacht bei Pultawa mußte er 1709 eine Capitulation abschließen, welche den Rest der schwed. Armee in russ. Gefangenschaft brachte. Er selbst blieb gegen 10 J. als Gefangener in Rußland, wurde von Ulrike Eleonore bei ihrer Thronbesteigung zum Reichsrath ernannt, starb aber, ohne sein Vaterland wieder betreten zu haben, 12. Febr. 1719. — Karl Emil, Graf von L., geb. 1692, wurde wegen der Capitulation von Helsingfors, die er 1742 als General und Oberbefehlshaber über die Truppen in Finland abschloß, vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und, nachdem ein Fluchtversuch mislungen, 1743 enthauptet.

Löwenmaul, s. Antirrhinum.

Löwenstein, eine Grafschaft mit dem gleichnamigen Bergschloß im Oberamte Weinsberg des würtemb. Neckarkreises, $2\frac{1}{2}$ Q.-M. umfassend, hatte bis in die Mitte des 15. Jahrh. ihre

eigenen Grafen. Der letzte Graf Ludwig verkaufte sie 1441 an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der sie hierauf an Ludwig, den natürlichen Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, überließ, welcher den Titel eines Grafen von L. annahm und von Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Sein Enkel Ludwig II. nannte sich, nachdem er die Grafschaften Wertheim und Rochefort erworben, Graf von L.-Wertheim. Ludwig's II. Söhne, Christoph Ludwig (gest. 1618) und Joh. Theodor, stifteten die beiden noch blühenden Linien, jener L.-Virneburg oder die evang. Linie, jetzt L.-Freudenberg, dieser L.-Rochefort oder die kath. Linie, jetzt L.-Rosenberg. Beide Linien hatten bis 1806 Sitz und Stimme im fränk., die ältere auch im hess. Grafencollegium. Auch steht ihnen das Oberst-Erbkämmereramt in Würtemberg zu, welches jedesmal der Senior der beiden Hauptlinien verwaltet. Die ältere Linie, L.-Freudenberg, wie sie sich nach den im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 ihr als Entschädigung zugewiesenen Besitzungen nannte, besitzt gegenwärtig in Würtemberg fünf Sechstel der Grafschaft L. ($2\frac{1}{2}$ Q.-M.), in Baden die Hälfte der Grafschaft Wertheim, das Amt Freudenberg u. s. w. ($3\frac{1}{2}$ Q.-M.) und in Baiern das Herrschaftsgericht Triefenstein ($1\frac{1}{4}$ Q.-M.). Sie theilte sich von 1721—1852 durch die beiden Söhne Heinrich Friedrich's in die Vollrath'sche und Karl'sche Speciallinie, welche beide 1812 vom Könige von Baiern und 1813 vom Könige von Würtemberg in den Fürstenstand erhoben wurden. Standesherr der Linie L.-Wertheim-Freudenberg ist Fürst Wilhelm von L., geb. 19. März 1817, der zu Wertheim residirt. Die Privatbesitzungen derselben sind die Herrschaft Michelbach nebst einem Drittel von Limpurg-Sontheim-Obersontheim in Würtemberg, die gefürstete Grafschaft Umpfenbach in Baiern, die Güter Lukawetz und Slawietin in Böhmen. Die jüngere Linie L.-Rosenberg hieß sonst L.-Rochefort wegen der ererbten Grafschaft dieses Namens in den Niederlanden. Der Graf Maxim. Karl erhielt 1711 die reichsfürstl. Würde, die im folgenden Jahre auch auf seinen Nachfolger ausgedehnt wurde, und 1713 Sitz und Stimme auf der schwäb. Reichsfürstenbank. Für seine verlorenen Besitzungen jenseit des Rhein wurde das Haus 1803 durch Besitzungen im Würzburgischen, Mainzischen und einige Abteien entschädigt. Auch hat es Theil an der Grafschaft L.-Wertheim u. s. w. Ueberhaupt betragen die Besitzungen dieser Linie in Baiern (die Herrschaften Heubach, Rothenfels und Neustadt mit Wörth und Trennfurt u. s. w., zusammen 5 Q.-M.), Würtemberg (ein Sechstel der Grafschaft L., $\frac{1}{3}$ Q.-M.), Baden (die Hälfte der Grafschaft Wertheim, die Herrschaft Bronnbach und Rosenberg u. s. w., zusammen $3\frac{1}{2}$ Q.-M.), im Großherzogthum Hessen (die Herrschaften Habizheim und Nausetz, die Hälfte von Breuberg, 3 Q.-M.), in welchen Staaten sie standesherrliche Rechte besitzt, und in Böhmen (die Herrschaften Weseritz und Schwannberg, 3,13 Q.-M., die Herrschaften Hayd und Pernatitz, 2,62 Q.-M.) zusammen gegen 18 Q.-M. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Karl von L., geb. 21. Mai 1834, der zu Klein-Heubach am Main residirt. Die Schwester desselben, Prinzessin Adelheid, geb. 3. April 1831, ist seit 24. Sept. 1851 mit Dom Miguel (s. d.), Infanten von Portugal, vermählt, der seinen Wohnsitz auf Schloß Bronnbach bei Wertheim hat.

Löwenzahn, s. Taraxacum.

Loxodromische Linie, d. i. Linie des schiefen Laufs, nennt man eine auf einer Kugelfläche oder auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroids gezogene Curve von doppelter Krümmung, welche die Eigenschaft hat, daß sie alle aus einem Pole gezogenen größten Kreise (Meridiane) unter demselben Winkel schneidet. Sie wird in der Schiffahrt gebraucht, denn offenbar ist sie die Linie, welche ein Schiff durchlaufen würde, wenn es immer nach demselben Windstriche fortginge, ohne jedoch einem der vier Hauptstriche des Kompasses zu folgen, in welchem Falle es entweder einen Meridian oder einen Parallelkreis durchlaufen würde. Ist der Winkel des Windstrichs gegen den Meridian ein spitzer oder stumpfer, so läuft die Linie in unzähligen Windungen um den Pol herum. Auf den Landkarten nach Mercator's Projection erscheint jede loxodromische Linie als gerade Linie.

Loyŏla (Ignaz von), eigentlich Inigo Lopez de Recalde, der Stifter des Ordens der Jesuiten (s. d.), geb. 1491 auf dem Schlosse L. in der span. Provinz Guipuzcoa, das jüngste von elf Kindern, verlebte seine Jugend als Page an dem Hofe Ferdinand's des Katholischen, diente dann bis in sein 20. J. im Militär und war bei geringen Geistesgaben ritterlich, eitel und phantastisch. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen 1521 an beiden Beinen schwer verwundet, ließ er, nachdem die Heilung schon vollendet, aus Eitelkeit den einen Fuß, welcher nicht gerade geworden war, noch einmal brechen. Während der zweiten Heilung wurde durch Lesen einer Lebensbeschreibung Christi und mehrerer Heiligenlegenden aus dem Weltmanne ein Heiliger. Sobald er hergestellt, vertheilte er seine Güter unter die Armen und

pilgerte nach dem Montserrat, wo er dem wunderthätigen Marienbilde seine Waffen weihte, sich zum Ritter der Heiligen Jungfrau erklärte und im Hospitale zu Manresa (einem benachbarten kleinen Orte) einquartierte. Theils hier, theils in einer nahen Felsenhöhle marterte er seinen Leib so ab, daß man ihn eines Tags bewußtlos fand. Zehn Monate später schiffte er sich in Barcelona nach Palästina ein. Doch sein Plan, hier sich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen, wurde von dem Wächter des Heiligen Grabes, dem Provinzial der Franciscaner, gemisbilligt, und er kehrte daher 1524 über Venedig nach Barcelona zurück und begann nun die lat. Grammatik zu studiren. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst ging er auf die hohe Schule zu Complutum, wo er anfing, andere zu geistlichen Uebungen anzuleiten und dem Volke Religionsunterricht zu ertheilen. Die Inquisition aber ließ ihn seines seltsamen Benehmens wegen, als der Zauberei verdächtig, festnehmen und gab ihn erst 1528 wieder frei, worauf er nach Paris ging, um Theologie zu studiren. Hier wurde er mit mehrern theils gleich ihm überspannten, theils ehrsüchtigen Landsleuten und Franzosen, wie Laynez, Bobadilla, Rodriguez, Pierre Lefèvre u. a., bekannt, die mit ihm 1534 den Plan entwarfen, einen Orden für den kath. Glauben zu stiften. Da indeß einige derselben ihre Studien noch nicht beendet, so begab sich L. bis zu diesem Zeitpunkte wieder nach Spanien. 1537 trafen sie aufs neue in Venedig zusammen und gingen von hier nach Rom, wo sie vom Papste Paul III. 27. Sept. 1540 die vorläufige und 1543 die volle Bestätigung des Ordens erhielten und nun das vierfache Gelübde in die Hände des Nuntius Veralli zu Venedig ablegten. L. wurde 1541 zum ersten Ordensgeneral ernannt, obgleich eigentlich Laynez, sein Nachfolger im Amte, schon damals die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen war. Auch als General verrichtete L. in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obwol der ital. Sprache nicht einmal mächtig, zum Unterrichte kleiner Kinder her und sammelte Almosen zur Versorgung der Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich besonders angelegen sein ließ. Er starb 31. Juli 1556, wurde 1599 von Paul V. selig und 1622 von Gregor XV. heilig gesprochen. Sein Fest in der kath. Kirche fällt auf den 31. Juli. Man hat von ihm zwei Werke in span. Sprache, die «Ordensconstitution» und «Geistliche Uebungen» (Rom 1548). Sein Leben beschrieben Ribadeneira, Maffei und Bouhours.

Lozère, ein Departement in Südfrankreich, welches das vormalige Ländchen Gevaudan sowie Theile von Velai und der Diöcese Uzès umfaßt, hat seinen Namen von dem zur Centralmasse der Cevennen gehörigen Lozèregebirge, welches dasselbe im O. und SO. erfüllt und zwischen den Quellen des Lot und Tarn in der schon den Alten unter dem Namen Lesora bekannten Lozère im Mittel 4270, im granitischen Mont-Crucinas 5288 F. hoch aufsteigt. Ein durchgängig rauhes Gebirgsland von 3000 F. mittlerer Höhe, zählt es auf 93,89 Q.-M. (1861) nur 137367 E. (gegen 144705 im J. 1851), darunter viele Reformirte. Von der Lozère zieht gegen NW. die 4000 F. hohe Margeridenkette, und im W. erhebt sich die Aubrackette, welche beide nach dem Hochlande von Auvergne hinüberziehen. Das ganze Departement zerfällt in drei Zonen. Die nördliche gehört der Granitformation und zum kleinsten Theile den vulkanischen Bildungen an; die mittlere hat Kalkstein-, die südliche Schiefergebirge. In hydrographischer Beziehung gehört der nordöstlichste Theil zum Loiregebiet, indem er von dem hier in einer Höhe von 4380 F. entspringenden Allier und mehrern seiner Zuflüsse durchfurcht wird; der bei weitem größte westl. Theil zum Bassin der Garonne, welcher der Tarn und der Lot zufließen. Die südöstl. Abdachung gehört zum Gebiet des Rhône. Das Gebirge ist einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Der Westen und Nordosten hat feuchtes, regnerisches Klima; weit trockener ist die Südostabdachung, wo sogar der Maulbeerbaum, der Weinstock und die Olive gedeihen. Anderwärts tragen einige der Kalksteinebenen, hier Causses genannt, Getreide, Hanf, Flachs und etwas Obst. Die Berggelände haben aber nur wenige und kleine Getreidefelder, sodaß Kartoffeln, vorzüglich aber Kastanien, die Hauptnahrung des Landvolks bilden. Desto ausgedehnter sind die Wiesen und Weideflächen, daher hier viel Rindvieh, Maulthiere und besonders Schafe gezogen werden. Die Waldungen, welche $9\frac{1}{3}$ Q.-M. einnehmen, bestehen hauptsächlich aus Buchen und bergen neben Wildpret auch viele Wölfe. Der Hauptreichthum des Departements besteht in seinen Metallen; man beutet Eisen, Antimonium und viel Blei aus, letzteres besonders in den Gruben zu Villefort, die auch Kupfer und Silber liefern. Unter den Mineralquellen sind die bekanntesten die des Dorfes Bagnols-les-Bains (s. d.). Die Industrie beschränkt sich auf Hüttenbetrieb und Wollmanufactur, der Handel, den kein einziger schiffbarer Fluß begünstigt und die Gebirgsnatur des Landes erschwert, auf die Ausfuhr von Vieh, Kastanien und Wollzeugen. Viele der Einwohner wandern in die südlichern Gegenden aus, um als Mäher, Maurer

u. s. w. zu arbeiten. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Mende, Florac und Marvejols und hat zur Hauptstadt Mende mit 6370 E. Es ist ein alter, schlechtgebauter Ort in öder Gegend am Lot, 2275 F. über dem Meere, Sitz eines Bischofs, mit einer goth. Kathedrale, einem Gerichtshof erster Instanz, einer Manufacturenkammer, einem Priester-, einem Lehrer- und Lehrerinnenseminar, einer Gesellschaft des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften, einer öffentlichen Bibliothek und Bildergalerie. Die Stadt ist der Mittelpunkt des Handels mit Sergen und dem wollenen Zeuge, welches Cadis genannt und unter dem Namen Serge de Mende ins innere Frankreich, nach Spanien, Italien und Deutschland versendet wird. Auch in und um Marvejols, einer Stadt von 4848 E., gibt es ansehnliche Sergewebereien, außerdem Färbereien und Gerbereien, Fabriken für Filzhüte, Töpferwaaren, Ziegel- und Backsteine.

Lübben, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, vormals Hauptstadt der Niederlausitz, liegt auf einer Insel der Spree, in die hier die Berste mündet, ist Station der Berlin-Görlitzer Eisenbahn sowie Sitz eines Landrathamts und Kreisgerichts und hat (1864) 5514 E. (ohne 749 Mann Militär). Unter den Bauwerken sind das Schloß, das schöne Landschaftshaus und die zwei Kirchen hervorzuheben. Von Lehranstalten bestehen eine Realschule und ein Hebammeninstitut, von gemeinnützigen Anstalten die Hauptsparkasse des Markgrafthums Niederlausitz und ein Vorschußverein. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Tuch-, Leinwand- und Tabakfabrikation, daneben auf Gartenbau, Brauerei und Brennerei. Die Jahrmärkte sind sehr stark besucht. Im Kreise L., der auf 18,94 Q.-M. nur 33946 E. zählt, liegen noch die Städte Lieberose mit 1552, und Friedland mit 1155 E.

Lübeck, ein zum Großherzogthum Oldenburg gehöriges Fürstenthum, längs der Trave und um den Eutinersee, in der holstein. Landschaft Wagrien, wurde als Bisthum von Kaiser Otto I. in Holstein gegründet, 1162 aber die Residenz des Bischofs nach Eutin verlegt. 1530 traten Bischof und Stift der Reformation bei, und es blieb ersterer Reichsfürst. Da das fürstl. Haus Holstein dem Bisthum manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten sechs aufeinanderfolgenden Bischöfe aus dem holstein. Hause erwählt werden sollten. Hierüber entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, das jedoch 1667 im Frieden zu Glückstadt jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. Ein neuer Streit erhob sich infolge einer Bischofswahl 1701, bei der 12 Stimmen auf den dän. Prinzen Karl, 9 aber auf den holstein. Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Durch Vermittelung Englands und Hollands kam indeß doch endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitze des Bisthums verbleiben, der Prinz Karl von Dänemark aber durch eine Summe Geldes abgefunden werden sollte. Nachdem dem Vertrage von 1647 schließlich durch die Wahl des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp volle Genüge geschehen, wählte das Domkapitel 1756 den dän. Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrich's V., zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 seiner Ansprüche zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des erwähnten Bischofs Friedrich August, der sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, welcher 1785 die bischöfl. Regierung antrat und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. 1802 wurde nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast ebenso beträchtliche Domkapitel dem Herzoge von Oldenburg für gebrachte Opfer als Fürstenthum zur Entschädigung gegeben, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck (s. d.) einen Theil der Kapitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Vermöge des 14. Febr. 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Vertrags hat zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Ländertausch stattgefunden, wonach das Kirchspiel Ratekau an das Herzogthum Holstein, das Kirchspiel Gleschendorf aber an das Fürstenthum L. überging. Das Fürstenthum L. oder Eutin zählt auf 6,68 Q.-M. 22134 E. und besteht aus zwei Theilen, von denen der größere nördlichere ganz vom holstein. Gebiete, der kleinere südlichere nur im N. und W. von Holstein, sonst im S. vom Gebiete der Stadt L. und im O. von der Ostsee (Lübische Bucht) umgrenzt wird. Außer der Stadt Eutin (s. d.) enthält dasselbe noch 2 Flecken und 140 andere Wohnplätze. Es zerfällt in die Stadtgemeinde Eutin und die beiden Aemter Eutin (mit 5) und Schwartau (mit 6 Gemeinden). Das Fürstenthum betheiligt sich zwar an dem allgemeinen Landtage für das Großherzogthum Oldenburg, besitzt aber daneben noch seinen besondern Provinziallandtag. Durch Vertrag vom 15. Oct. 1866 erhielt Oldenburg gegen Verzicht auf dessen Erbansprüche an Holstein von Preußen das zwischen beiden Theilen des Fürstenthums L. liegende holstein. Amt Ahrensböck ($2^1/_8$ Q.-M. mit 8963 E. und dem gleichnamigen Marktflecken mit 2050 E.) nebst einigen kleinen angrenzenden Districten abgetreten.

Lübeck, eine der freien Hansestädte Deutschlands, 2 M. von der Ostsee an der schiffbaren Trave belegen, wurde 1143 durch den Grafen Adolf II. von Holstein-Schaumburg an seiner jetzigen Stelle gegründet, nachdem das alte, etwas weiter nördlich gelegene L., dessen zuerst unter dem Wendenkönige Gottschalk (1043—66) Erwähnung geschieht, 1138 von den Rugianern zerstört worden war. Der Ort, wo jene alte Stadt stand, heißt noch jetzt Alt-L., und man hat 1852 daselbst die Fundamente der Kirche und die Reste der Umwallung wieder aufgefunden. Graf Adolf mußte 1158 die Stadt an Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen, abtreten, der sie mehr städtisch einrichtete und 1163 das oldenb. Bisthum hierher verlegte. Infolge der Achterklärung des Herzogs wurde sie 1181 kaiserlich und mit ansehnlichen Privilegien begabt, welche die Dänen, in deren Gewalt sie 1201 fiel, bestätigten. Als aber die nordalbingischen Lande sich befreiten, unterstellte sich die Stadt dem Kaiser Friedrich II., der sie 1226 für alle Zeiten zu einer Freien Reichsstadt erklärte. Als solche behauptete sie sich gegen die Dänen in der Schlacht bei Bornhöved 22. Juli 1227. Der blühende Handel vereinigte die Stadt bald mit andern Städten Norddeutschlands zu der großen Hansa (s. d.) deutscher Kaufleute, deren Angelegenheiten sie seit dem Anfange des 14. Jahrh. mit vieler Umsicht und großem Erfolge leitete. Ihre Flotten beherrschten die Ostsee, und ihre Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Länger als zwei Jahrhunderte erhielt sich L. auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. Nach Auflösung der Kalmarischen Union (1524), wobei L. unter der Leitung seines thatkräftigen und kühnen Bürgermeisters Nikolaus Bröms einen wesentlichen Antheil an der Neugestaltung der Dinge im europ. Norden nahm, begann der Verfall der Hansa und damit der Rückschritt L.s, zu welchem die schweren innern Kämpfe der protestantisch-demokratischen Partei unter Jürgen Wullenweber gegen die katholisch-aristokratische unter dem obengenannten Bürgermeister Bröms einen fernern Grund legten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, während dessen 22. Mai 1629 der Friede des Kaisers mit dem König Christian von Dänemark zu L. abgeschlossen wurde, verlor die Stadt den letzten Rest ihrer frühern polit. Bedeutung, doch bewahrte sie sich die wichtigen Handelsbeziehungen mit Rußland und dem skandinav. Norden sowie ihren soliden Wohlstand im Innern. 1801 wurde L. auf kurze Zeit mit dän. Truppen besetzt, erhielt aber durch den Receß vom 25. Febr. 1803 seine volle Freiheit und Selbständigkeit zurück. Am 5. Nov. 1806 warf sich Blücher mit etwa 22000 Mann Preußen in die Stadt, allein schon am folgenden Tage wurde dieselbe von den Franzosen genommen und einer dreitägigen Plünderung preisgegeben. L. blieb seitdem von den Franzosen besetzt und wurde im Dec. 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Handel und Verkehr waren inzwischen gänzlich gelähmt, der frühere Wohlstand auf das tiefste erschüttert worden. Im Frühjahr 1813, als die Franzosen beim Anrücken eines russ. Corps die Stadt verlassen hatten, erhob sie die Waffen gegen Frankreich, und ihre Streiter fochten rühmlich im Kriege an der Niederelbe. Nachdem sie vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal in die Hände der Franzosen gefallen war, welche sie durch auferlegte Contributionen und Requisitionen vollends erschöpften, wurde sie 5. Dec. 1813 durch das Anrücken der Schweden befreit. Mit dem Frieden sah sie ihre Selbständigkeit gesichert und wurde Mitglied des Deutschen Bundes. An den polit. Bewegungen des J. 1848 nahm L. sehr regen Antheil. Es sandte Deputirte zur Deutschen Nationalversammlung, und das lübecksche Contingent fand als Theil der oldenburgisch-hanseatischen Brigade bei den Kämpfen in Schleswig-Holstein bis zum Juni 1849 Verwendung. Bei Wiederherstellung des Deutschen Bundes trat L. 1851 wieder in das frühere Verhältniß zu demselben. Am 2. Juli 1866 erklärte die Stadt ihre Bereitwilligkeit zum Beitritt zu dem von Preußen projectirten Norddeutschen Bunde, nachdem sie zuvor aus dem Deutschen Bunde geschieden war. Die vom Könige von Preußen verlangte Heeresfolge leistete L. mit einem Bataillon leichter Infanterie, welches (wiederum als ein Theil der oldenburgisch-hanseatischen Brigade) der Mainarmee zugetheilt war und an deren Operationen theilnahm.

Die Stadt L. liegt auf einer von S. nach N. gestreckten Anhöhe, deren westl. Seite von der Trave bespült wird, während an der Ostseite die Wacknitz, der Abfluß des Ratzeburgersees, hinfließt. Die Straßen verlaufen ziemlich regelmäßig von S. nach N. und von O. nach W.; die Häuser, 7110 an der Zahl, sind massiv und zeigen zum großen Theile alterthümliche Bauart. Mehrere Privathäuser sowie fast sämmtliche Kirchen und öffentlichen Gebäude sind schöne Denkmäler des mittelalterlichen Baustils. Die Marienkirche, fast in der Mitte der Stadt gelegen, mit zwei 430 F. hohen Thürmen und einem 134 F. hohen Mittelschiff, im letzten Jahrzehnt des 13. und den ersten des 14. Jahrh. im reinsten goth. Stile aufgebaut, ist als Ziegelbau fast einzig in ihrer Art. Sie enthält viele Sehenswürdigkeiten an Kunstschätzen der Malerei alter

und neuer Zeit sowie an Bildwerken in Holz, Metall und Stein (Todtentanz). Der Dom, am südl. Ende der Stadt, ebenfalls mit zwei 414 F. hohen Thürmen, ist die älteste der fünf Kirchen L.s und schon 1170 gegründet. Sie besitzt unter andern Sehenswürdigkeiten ein berühmtes Altargemälde von Hans Memling aus dem J. 1491. Die Katharinenkirche gehörte zu dem ehemaligen, 1225 gegründeten Minoritenkloster, in dessen Gebäuden sich jetzt das Katharineum (Gymnasium und Realschule) und die öffentliche Bibliothek (etwa 50000 Bände, worunter 1200 Incunabeln und mehrere hundert Manuscripte) befinden. Ein merkwürdiges Gebäude ist das alte Rathhaus mit der Börse, welches sich an dem fast quadratischen Marktplatze erhebt, aber aus sehr verschiedenen Zeiten stammt. Der schönste Theil desselben ist der südl., 1442—44 erbaute Flügel. Das alte Holstenthor in der Nähe des Bahnhofs, ein Ueberrest der ältesten Befestigungen, ist ein 1477 vollendeter Ziegelbau, der neuerdings restaurirt wurde. Die Umgebung der Stadt ist freundlich und bietet in nächster Nähe anmuthige Promenaden und schon in geringer Entfernung herrliche Eichen- und Buchenwaldungen. Die Zahl der Bewohner betrug 1862 in Stadt und Vorstädten 31898, mit Ausnahme weniger Reformirter, Katholiken und Juden durchgängig der evang.-luth. Confession angehörig. Für Unterricht und Bildung ist trefflich gesorgt. Außer dem Gymnasium und der Realschule sowie zahlreichen Privatinstituten und den nöthigen Volksschulen bestehen zwei Handelsschulen, eine Gewerbschule, eine Schiffahrtsschule und ein Seminar. Ein für die lübecker Verhältnisse wichtiges und einflußreiches Institut ist die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Vereinigung einer großen Anzahl patriotischer Männer entstand und sich die Aufgabe stellte, zur Verbreitung allgemeinen Bürgerwohls zu wirken. Unter der großen Anzahl der durch dieselbe begründeten Institute sind, außer der eben erwähnten Gewerbschule und der später vom Staate übernommenen Schiffahrtsschule, hervorzuheben: eine Sparkasse, ein Verein für lübeckische Statistik, ein Verein für die Geschichte und Alterthumskunde L.s, ein Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene u. s. w. Die Gesellschaft verfügt für ihre Zwecke über eine Jahreseinnahme von ungefähr 20000 Mark. Die Stadt L. besitzt viele und reichdotirte Wohlthätigkeitsanstalten, deren Kapitalvermögen, ungerechnet den bedeutenden Grundbesitz, sich auf 5 Mill. Mark beläuft. Die beiden größten dieser Stifungen sind das St.-Johannes-Jungfrauenkloster, schon 1177 gegründet und seit 1569 Versorgungsanstalt für unbemittelte Bürgerstöchter, und das Heilige-Geist-Hospital (1286 gegründet), welches schuldlos verarmte Bürger und Bürgerfrauen versorgt. Beide Stiftungen haben ausgedehnten Besitz an Landgütern und Waldungen. Ebenfalls mit ansehnlichem Grundbesitz ausgestattet und auch im übrigen reich dotirt ist die städtische Armenanstalt, welche eine Jahreseinnahme von 80000 Mark hat.

Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen L.s sind Handel und Schiffahrt. Der Handelsverkehr ist besonders mit Dänemark, Schweden, Finland und Rußland bedeutend. Im Interesse desselben hat der Staat in den letzten Jahrzehnten große Opfer gebracht durch Regulirung des Strombettes der Trave, Erweiterung des Hafens sowie durch Erbauung der Eisenbahn nach Büchen zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn und die Exportanstalt zu Lauenburg und der directen Bahn nach Hamburg (eröffnet 1. Aug. 1865). Eine Bahn von L. nach Kleinen am Schwerinersee war 1866 als Unternehmen einer engl. Actiengesellschaft im Bau begriffen, und Bahnen nach Travemünde, nach Eutin und Tönningen in Aussicht gestellt. Dampfboote, theils unter lübecker, theils unter fremder Flagge unterhalten eine regelmäßige Verbindung mit Petersburg, Riga, Helsingfors, Stockholm, Kolmar, Norrköping und andern schwed. Häfen sowie mit Kopenhagen. 1863 liefen im Hafen 1306 Seeschiffe mit 93873 Last ein und aus; für 1864 stellten sich diese Ziffern auf 1484 Schiffe mit 115500 Last. Gleichzeitig gingen in der Küstenfahrt 154 Fahrzeuge mit 549 Last ein und aus. Die Gesammtwaareneinfuhr gewährte 1864 mit Ausschluß der Contanten einen Werth von 73,094014 Mark (davon seewärts: 21,792140 Mark). Die Rhederei L.s bestand 1865 aus 45 Seeschiffen (darunter 14 Dampfer) mit 5190 Last. Die Kaufmannschaft, die Genossenschaft sämmtlicher Handeltreibender, besitzt ein sehr ansehnliches Vermögen an Grundstücken und Kapitalien, welches durch die Handelskammer verwaltet wird und eine jährliche Einnahme von etwa 40000 Mark gewährt. Es bestehen zu L. drei Seeversicherungsgesellschaften und zwei Banken (die Lübecker Privatbank mit 1 Mill. und die Commerzbank in L. mit 2 Mill. Mark Grundkapital). Die eigentliche Fabrikthätigkeit ist in L. nur unbedeutend, obschon die Bewohner der Stadt sehr gewerbfleißig sind. Vom Schiffbau leben 4—500 Menschen. Sonst sind der Maschinenbau, die Brauerei und die Cigarrenfabrikation von Bedeutung. Auch wird die Fischerei ziemlich stark betrieben. Die alte Zunftverfassung wird 1. Jan. 1867 der völligen Gewerbefreiheit weichen. Der eigentliche See-

hafen L.s ist Travemünde (s. d.); indeß ist neuerdings die Trave so weit ausgetieft worden, daß die größten Seeschiffe jetzt nach der Stadt selbst gelangen können.

Die Verfassung L.s war in ältesten Zeiten rein aristokratisch, und die innern Kämpfe der Stadt bis zum 16. Jahrh. hatten ihren Anlaß fast ausnahmslos in dem Streben der Bürgerschaft, die Rechte des Senats einzuschränken und auch ihrerseits eine Theilnahme an der Administration zu gewinnen. Erst durch den Hauptreceß vom 9. Jan. 1669, welcher dann 179 Jahre hindurch das allein gültige Grundgesetz des Staats war, gelangten diese Bemühungen so weit, daß der Bürgerschaft neben dem Senate, welchem die Hoheits- und Jurisdictionsrechte ausschließlich verblieben, eine Theilnahme an der gesammten Staatsverwaltung und namentlich das Steuerbewilligungsrecht eingeräumt wurde. Nach mehrjähriger Vorbereitung einigten sich Senat und Bürgerschaft 1848 zu einer Revision der Verfassung, welche 1851 völlig abgeschlossen wurde. Nach dem jetzt gültigen Staatsgrundgesetz, der Verfassungsurkunde vom 29. Dec. 1851, bilden Senat und Bürgerschaft die beiden höchsten Staatskörper. Der Senat besteht aus 14 auf lebenslänglich gewählten Mitgliedern, nämlich 8 Gelehrten, unter denen mindestens 6 Rechtsgelehrte, und 6 Nichtgelehrten, unter denen mindestens 5 Kaufleute sein müssen. Die Wahl geschieht nach einem etwas complicirten Modus durch Delegirte des Senats und der Bürgerschaft; der Gewählte ist der Wahl Folge zu leisten verpflichtet bei Verlust des Bürgerrechts und des zehnten Theils seines Vermögens. Der Vorsitzende des Senats wird von diesem auf je zwei Jahre gewählt und führt während dieser Zeit den Titel Bürgermeister. Der Senat repräsentirt die Souveränetät des Staats, ihm und der Stadt leisten die Bürger den Eid der Treue. Er bewahrt Siegel, Schlüssel und Archive der Stadt, ernennt Gesandte und Handelsconsuln, empfängt fremde Gesandte und ertheilt den Handelsconsuln das Exequatur, ernennt und beeidigt die Richter sowie den größten Theil der Staatsbeamten, besitzt das Begnadigungsrecht in Criminalsachen, führt die Aufsicht über die Verwaltung des Staatsvermögens, ist in geistlichen Angelegenheiten summus episcopus und übt unter Mitwirkung der Bürgerschaft das Recht der Gesetzgebung. Der officielle Titel des Senats ist «Hoher Senat». Die Bürgerschaft besteht aus 120 Mitgliedern, welche die Gesammtheit aller Staatsangehörigen vertreten. Wähler und wählbar ist ohne Ansehen der Religion und Confession jeder im vollen Genuß seiner bürgerlichen Rechte stehende Staatsbürger; die Mitglieder der Bürgerschaft bekleiden ihr Amt auf sechs Jahre. Die Mitgenehmigung der Bürgerschaft ist erforderlich zu Aenderungen in der Staatsverfassung, Veräußerung von Hoheitsrechten, Aenderung oder Aufhebung von Gesetzen, zur Einführung, Aufhebung und Abänderung jeglicher Steuern, zum Erlaß von Verordnungen über Maß, Münze und Gewicht sowie im Postwesen, zur Ertheilung ausschließlicher Privilegien, zur Gestattung der Anwendung des Expropriationsgesetzes bei jedem einzelnen Falle, zur Bestimmung über Stärke, Aushebung und Verwendung der bewaffneten Macht sowie bezüglich Aufnahme fremder Truppen in das Staatsgebiet, endlich zum Abschluß von Staatsverträgen. Bei der Verwaltung des Staatsvermögens steht der Bürgerschaft eine Mitwirkung zu und namentlich gehört zu ihrer Competenz die Mitbewilligung des jährlichen Staatsbudgets und des Abschlusses von Staatsanleihen. Ein von der Bürgerschaft auf je zwei Jahre gewählter ständiger Ausschuß übt die Befugnisse der Bürgerschaft für Bewilligungen aus, welche die Höhe von 3000 Mark auf einmal oder von 150 Mark jährlich nicht überschreiten; außerdem muß jeder an die Bürgerschaft zu richtende Antrag vom Senat dem Bürgerausschusse zur vorgängigen gutachtlichen Erklärung vorgelegt werden. Sämmtliche Administrativbehörden des Staats bestehen aus Mitgliedern des Senats, welche den Vorsitz führen, und sog. bürgerlichen Deputirten, welche letztere auf Vorschlag des Bürgerausschusses vom Senate für eine bestimmte Reihe von Jahren gewählt werden. Die Rechtspflege, welche bis zur Einführung der jetzigen Verfassung fast ausschließlich in den Händen des Senats war, ist jetzt gänzlich von der Administration getrennt. Das Untergericht, mit einem rechtsgelehrten Director und drei rechtsgelehrten Richtern besetzt, ist als Stadt- und Landgericht erste Instanz für die Strafrechtspflege und für alle Civilstreitigkeiten, mit Ausnahme der Handelssachen. Für letztere, im vollen Umfange des durch das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch festgestellten Begriffs, ist die erste Instanz das Handelsgericht, gebildet aus einem rechtsgelehrten Mitgliede des Untergerichts als Vorsitzenden und zwei kaufmännischen stimmführenden Beisitzern. Das Obergericht ist die Appellationsinstanz für Civil- und Criminalsachen; es besteht aus einem rechtsgelehrten Director und vier rechtsgelehrten Richtern; für Handelssachen treten noch zwei kaufmännische stimmführende Beisitzer hinzu. Die Verhandlungen der Gerichte beider Instanzen sind öffentlich und mündlich; in der Strafrechtspflege besteht das Anklageverfahren. Dem Staatsanwalt steht dabei die Erhebung und

Verfolgung der Anklage zu, welcher in der Regel eine Voruntersuchung vorausgeht, die von einem als Untersuchungsrichter fungirenden Mitgliede des Untergerichts geführt wird. Die dritte Instanz für alle Civilstreitigkeiten (einschließlich der Handelssachen) und zugleich Cassationshof im Strafproceß ist das Ober-Appellationsgericht der Freien Städte; es ist mit einem Präsidenten und sechs Räthen besetzt und hat seinen Sitz ebenfalls in L. Die jährlichen Einkünfte des Freistaats belaufen sich etwa auf 1½ Mill. Mark. Die Finanzverwaltung ist wohlgeordnet und trotz der bedeutenden Höhe der Staatsschulden, deren Verzinsung und Amortisation jährlich ½ Mill. Mark erfordert, schließt die Finanzverwaltung in der Regel mit einem Jahresüberschuß.

Das Gebiet der freien Hansestadt L. bildet theils ein geschlossenes Ganzes zwischen der Ostsee, Holstein, dem Fürstenthum Lübeck, Lauenburg und Mecklenburg, theils besteht es aus einzelnen Enclaven in Holstein und Lauenburg, zusammen mit 5,25 Q.-M. und 44357 E. Dasselbe wird eingetheilt in die Stadt L. mit den Vorstädten, das Amt Travemünde und die vier Landbezirke. Außerdem gehört zu L. die Hälfte des mit Hamburg gemeinschaftlichen Amts Bergedorf (s. d.). Im gesammten lübeckschen Staatsgebiete befinden sich 2 Städte, 4 Kirchdörfer, 48 andere Dörfer, 34 Höfe und Gehöfte und ebenso viele einzeln gelegene Häuser, Mühlen u. s. w. mit eigenen Namen. Vgl. Becker, «Geschichte der Stadt L.» (3 Bde., Lüb. 1782—1805); Behrens, «Topographie und Statistik von L. und dem Amte Bergedorf» (2 Bde., Lüb. 1829—39; 2. Aufl. 1856); Deecke, «Geschichte der Stadt L.» (Lüb. 1844); derselbe, «Die freie und Hansestadt L.» (2. Aufl., Lüb. 1854); Waitz, «L. unter Jürgen Wullenweber» (3 Bde., Berl. 1855—59); Klug, «Geschichte L.s während der Vereinigung mit dem franz. Kaiserreiche» (Lüb. 1857); die Schriften der Vereine für die Statistik und die Geschichte L.s.

Lübisches Recht ist eins der wichtigsten unter den durch Autonomie entstandenen Stadtrechten des deutschen Mittelalters. Das älteste noch vorhandene deutsche lübische Rechtsbuch ist vom J. 1235, die letzte publicirte Revision des Lübischen Rechts vom J. 1586.

Lübke (Wilhelm), einer der namhaftesten deutschen Kunsthistoriker, geb. 17. Jan. 1826 zu Dortmund in Westfalen, Sohn eines Lehrers, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte in der Absicht, sich ebenfalls dem Lehrfach zu widmen, erst zu Bonn, dann zu Berlin Philologie. Er war eben im Begriff, eine Lehrerstelle an einem Gymnasium in letzterer Stadt anzunehmen, als ihn die Vorliebe für das Studium der Kunst, das er bis dahin neben seinen philol. Studien mit dem größten Eifer betrieben, bewog, die beabsichtigte Laufbahn aufzugeben und sich ausschließlich der Kunstforschung zuzuwenden. Einige seiner Aufsätze in dem «Deutschen Kunstblatt» (seit 1850) brachten ihn in nähere Beziehungen zu Schnaase, Kugler und Waagen, die ihn in seinem Streben wesentlich förderten. Vorwiegend beschäftigte sich L. damals mit der Architektur und suchte die hauptsächlichsten Bauwerke in Nord- und Mitteldeutschland durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Seinen literarischen Ruf begründete er mit der «Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters» (Dortm. 1852; 5., vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., Lpz. 1865) und dem Werke «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853), einer Monographie, die als mustergültig betrachtet werden kann. Seine «Geschichte der Architektur» (Lpz. 1855; 3. Aufl. 1866) veranlaßte Ostern 1857 seine Berufung zur Professur der Baugeschichte an der Bauakademie zu Berlin. Während der folgenden Jahre unternahm L. im Interesse seiner Studien größere Reisen durch Italien (1858—59) sowie durch Belgien und Frankreich (1860). Ostern 1861 siedelte er als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an das Polytechnicum nach Zürich über, wo er seitdem mit dem günstigsten Erfolge wirkte, bis er Ostern 1866 einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnicum und die Kunstschule sowie als Mitglied der Kunstschuldirection nach Stuttgart Folge leistete. Außer den genannten sind von L.'s Arbeiten, die sich sämmtlich durch Klarheit, Faßlichkeit und edle Darstellungsweise auszeichnen, noch besonders hervorzuheben: der treffliche «Grundriß der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1861; 3. Aufl. 1866), der «Abriß der Geschichte der Baukunst» (Lpz. 1861) und die «Geschichte der Plastik» (Lpz. 1863). Letzteres Werk ist der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des gesammten Entwickelungsganges dieser Kunst. Auch besorgte L. die vierte Auflage von Kugler's «Handbuch der Kunstgeschichte» (1861) sowie die zweite Ausgabe der zu demselben gehörigen «Denkmäler der Kunst» (mit Kasper, 4 Bde., Stuttg. 1857—58), deren erste Ausgabe er bereits durch den vierten Band (die Denkmäler des 19. Jahrh. enthaltend) 1856 vervollständigt hatte. Neuerdings begann er mit Burckhardt zum Abschluß von Kugler's «Geschichte der Baukunst» die Geschichte der Architektur des 19. Jahrh. (Stuttg. 1866 fg.). Von L.'s kleinern Schriften verdienen noch besondere Erwähnung: «Die

Frauen in der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1862), «Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin» (Berl. 1861), «Die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen» (2. Aufl., Zür. 1863), «Ueber alte Oefen in der Schweiz» (2. Aufl., Zür. 1865) und «Ueber die alten Glasgemälde der Schweiz» (Zür. 1866). Auch lieferte er den Text zu dem von G. Schauer in Berlin herausgegebenen «Madonnen-Album» (1860), «Tizian-Album» (1861), dem Album von Paul Veronese (1862) und Michel Angelo (1863).

Lublin, Ljublin, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements von 563 Q.-M. mit (1860) 967205 E., im Königreiche Polen, an der Bistrzyca und auf einer Anhöhe gelegen, in einer fruchtbaren und reizenden Gegend, von Hügeln und Seen umgeben, nach Warschau und Lodz die größte und schönste Stadt des Königreichs, ist der Sitz der Gouvernementsbehörde und eines röm.-kath. Bischofs und zählt 20747 E. (1866), darunter fast die Hälfte Juden. L. hat lange, breite Straßen, sechs öffentliche Plätze, eine große Brücke von Quadersteinen, ein altes festes Bergschloß (Rest ihrer früher starken Befestigungen), viele große und schöne Gebäude, eine schöne Kathedrale, elf andere Kirchen, unter andern auch eine evangelische und griechisch-russische, mehrere Mönchs- und Nonnenklöster, eine große Synagoge und ein schönes Rathhaus. Es bestehen hier ein Priesterseminar, ein Gymnasium und mehrere andere Schulen, zwei Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Musikverein, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und ein Theater. Wollweberei ist der Hauptindustriezweig. Starker Handel wird mit Tuch und besonders mit Getreide und Ungarwein getrieben. Diesen Verkehr beleben drei jährlich abgehaltene Messen, wovon jede einen Monat dauert. Bedeutender war die Stadt unter den Jagellonen, wo sie den ganzen Handel von Podolien, Volhynien und Rothrußland hatte und 70000 E. gezählt haben soll. 1205 wurde ihre Citadelle durch Roman von Rothrußland belagert, 1240 die Stadt von den Mongolen verbrannt, 1655 von den Russen und Kosacken belagert, 1656 von den Schweden eingeäschert. 1569 ward zu L. unter König Sigismund August der ein Jahr dauernde Reichstag gehalten, auf welchem man die Vereinigung Polens und Litauens beschloß. Im Aug. 1702 bildete sich daselbst eine Conföderation für König August II. gegen Karl XII. von Schweden, der im Jan. 1703 die Stadt durch Meyerfeld brandschatzen ließ und sechs Wochen lang in Jacobowice, einem 1/2 M. von der Stadt gelegenen Gute des Fürsten Lubomirski, sein Hauptquartier hatte. Im Juni 1703 erklärte sich in L. der Reichstag gegen die Entthronung August's II. Am 11. Nov. 1831 wurde die Stadt von den Russen unter Kreutz erobert.

Lucanien, eine ziemlich gebirgige Landschaft in Unteritalien, wurde östlich von dem Tarentinischen Meerbusen, nördlich von Apulien, westlich von Campanien und dem Tyrrhenischen Meere, südlich von Bruttium begrenzt und in frühesten Zeiten von den Oenotrern bewohnt, zu denen sich griech. Colonisten gesellten, welche längs der Küste die Städte Päftum, Herallea, Sybaris und Elea oder Velia gründeten.

Lucānus (Marcus Annäus), ein röm. Dichter, geb. um 38 n. Chr. zu Corduba in Spanien, kam in frühester Jugend nach Rom, wo er in der Philosophie, Grammatik und Rhetorik gründlich unterrichtet und durch seinen Oheim väterlicherseits, den Philosophen Seneca, ins öffentliche Leben eingeführt wurde. Noch vor dem gesetzlichen Alter erhielt er die Quästur und trat hierauf in das Collegium der Augurn. Bereits hatte er durch mehrere Gedichte einen Ruf erlangt, als er die Eifersucht und den Haß Nero's sich zuzog, der ebenfalls als Dichter glänzen wollte. Als Nero ihm ferner öffentlich aufzutreten untersagte und von seinen Werken mit Hohn und Verachtung sprach, verband sich L. mit mehrern ausgezeichneten Personen, an deren Spitze Piso stand, zu einer Verschwörung gegen den Kaiser. Nach Entdeckung derselben zum Tode verurtheilt, kam L. der Vollziehung dieser Strafe dadurch zuvor, daß er, wie Seneca, die Adern sich öffnen ließ und so 65 nach Chr. sein Leben endete. Von seinen poetischen Erzeugnissen hat sich nur die «Pharsalia» in zehn Büchern erhalten, in welcher er die Ereignisse des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus und die denselben entscheidende pharsalische Schlacht erzählt. Das Gedicht befindet sich in unvollendetem Zustande und ist überdies durch Härte und Dunkelheit im Ausdrucke, durch rhetorischen Schwulst und übertriebene Bilder entstellt, obgleich es von Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe zeugt und einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen gehören die von Oudendorp (Leyd. 1728), Burmann (Leyd. 1740) und die zwei größern Ausgaben von Weber, von denen die eine mit den Anmerkungen von Grotius, Bentley und den Scholien (3 Bde., Lpz. 1821—31), die andere mit denen Corte's, Martyni-Laguna's u. a. (2 Bde., Lpz. 1828—29) versehen ist. Deutsche Uebersetzungen lieferten Haus (Manh. 1792) und Bothe (Stuttg. 1853 fg.).

Lucas, s. Lukas.

Lucca, bis 1847 ein souveränes Fürstenthum, seitdem mit Toscana vereinigt, mit welchem es 1860 an das Königreich Italien kam, ist begrenzt vom Mittelländischen Meere und der Provinz Modena und bildet gegenwärtig eine ital. Provinz von 27 Q.-M. mit (1861) 256161 E. An den Grenzen streichen die Apenninen hin; der einzige Fluß ist der Serchio, der aber nicht schiffbar. Der Boden ist zwar nicht durchgängig fruchtbar, aber sehr fleißig angebaut. Die Hauptproducte sind Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen und Feigen, auch wird der Maulbeerbaum eifrig gezogen; das Getreide dagegen reicht nicht zum Bedarf aus. Außerdem zieht man guten Wein, und das lucchesische Oel ist das vorzüglichste in Italien. Ebenso sind der Seidenbau und die Viehzucht von Wichtigkeit. Im allgemeinen kann man das Land wohlhabend nennen. Die Staatsverfassung zur Zeit der Selbständigkeit war monarchisch, jedoch durch die Constitution von 1805 durch einen Senat beschränkt. Die Staatseinkünfte beliefen sich auf etwa 3,700000 luches. Lire oder 2,775000 Frs.; die Civilliste betrug 540000 Lire und die Staatsschuld gegen 600000 Scudi. Das Gebiet von L. war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobard. Reichs 774 durch Karl d. Gr. unter fränk. und durch Otto d. Gr. 962 unter deutsche Hoheit kam. Seitdem wurde es von verschiedenen Familien beherrscht. Ludwig der Baier ernannte 1327 den tapfern Castruccio Castracani zum Herzoge von L., der die Stadt zu großer Macht erhob. Nach manchem Herrscherwechsel an Florenz verkauft, erlangte es endlich 1370 vom Kaiser Karl IV. für Geld seine Freiheit, welche es, oft mit Florenz im Kriege, bis 1797 behauptete, wo es, von den Franzosen erobert, sich eine neue Verfassung aufdringen lassen mußte. 1805 wurde es als Fürstenthum, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Napoleon's, Bacciochi, zugetheilt, 1815 aber durch den Wiener Congreß der Infantin Marie Luise (s. d.), der Tochter König Karl's IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien (s. d.), und deren Kindern unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränetät bis dahin überlassen, wo diese mit ihrer Familie wieder zum Besitze Parmas, das auf Lebenszeit die Witwe Napoleon's, Marie Luise, erhielt, gelangen würde. In diesem Falle sollte L. an Toscana gelangen. Doch erst 1818, nachdem der Infantin der Rückfall von Parma völlig zugesichert worden, trat sie die Regierung an. Ihr folgte 13. März 1824 der Sohn Karl II. (s. d.), welcher in den Unruhen von 1847 das Land 15. Sept. verließ und 7. Oct. abdankte, worauf Toscana 11. Oct. von L. Besitz nahm. Doch erst 18. Dec., nach dem Tode der Witwe Napoleon's, Marie Luise, trat Herzog Karl, den Verträgen gemäß, die Regierung in Parma (s. d.) an. 1860 wurde L. gleich den übrigen Staaten von Sardinien annectirt. — Die Stadt L., früher die Hauptstadt des Fürstenthums, jetzt der Provinz, Sitz eines Erzbischofs, der Präfectur, eines Appellhofs und eines Tribunals erster Instanz, liegt am Serchio in einer von Bergen umgebenen fruchtbaren Ebene und zählt (Ende 1861) 21966 E. (mit dem Stadtgebiet 65435). Der Ort, von Wällen umschlossen, die angenehme Spaziergänge bilden, hat krumme und enge Straßen sowie unansehnliche Häuser, und auch die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind ohne Bedeutung. Die Domkirche San-Marino, zwar groß und alt, ist ohne künstlerischen Werth, der frühere Residenzpalast unansehnlich, dagegen das Lustschloß Villa di Marlia ein prächtiges Gebäude. Es bestehen eine königl. Akademie für Wissenschaften, Literatur und Künste (1684 begründet), eine andere, den ähnlichen Zweck verfolgende Akademie (Accademia dei filomati), eine königl. Kunstakademie, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine öffentliche Bibliothek von 58000 Bänden. Eine schöne Wasserleitung ward von der Fürstin Bacciochi begonnen und später fortgeführt. Die Stadt hat Seiden-, Woll-, Baumwoll- und Tuchfabriken und treibt starken Handel mit Seide und Oel und fleißigen Feldbau. Von Alterthümern der ursprünglich ligurischen, zur Zeit des zweiten Punischen Kriegs unter die Herrschaft der Römer gekommenen Stadt L. sieht man die Reste eines großen, in gutem Stile erbauten Amphitheaters von 54 Arcaden für jedes Stockwerk. Aus dem Hafen Viareggio werden die meisten Marmorblöcke aus Carrara zur See verführt. In der Nähe der Stadt gibt es viele herrliche Villen und einige Stunden davon die berühmten heißen Mineralbäder von L., 10 Quellen von 35—40° R. Die Hauptquelle ist die von Ponte-Seraglio, durch welche unter anderm auch das elegante Bagno alla villa (Bad des Hofs) versorgt wird.

Lucchesini (Girolamo, Marchese), preuß. Staatsminister, aus einer lucchesischen Patricierfamilie, geb. in Lucca 1752, wurde durch den Abbé Fontana dem Könige Friedrich II. von Preußen vorgestellt, der ihn zu seinem Bibliothekar und Vorleser mit dem Titel eines Kammerherrn ernannte. Im Auftrage Friedrich Wilhelm's II. und des Kurfürsten von Mainz ging er 1787 nach Rom, um die päpstl. Bestätigung der Wahl des Coadjutors von Dalberg einzu-

holen, und dann nach Warschau, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths mit vieler Gewandtheit benahm, die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland aufreizte und im März 1790 ein Bündniß zwischen Preußen und Polen zu Stande brachte. 1791 wohnte er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers dem Congreß in Reichenbach bei, und im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er sich zum Bruche des Bündnisses, das er selbst unterzeichnet hatte, hinreißen ließ. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien; doch begleitete er den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 von Wien zurückberufen, wurde er im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt, von wo er sich später zu Bonaparte nach Mailand begab. Er begleitete dann den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete hierauf zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm infolge dessen seine Entlassung. Später wurde er bei Napoleon's Schwester, der Fürstin von Lucca, Kammerherr. Er starb zu Florenz 19. Oct. 1825. Unter seinen Schriften ist sein Werk über den Rheinbund: «Sulle cause e gli effetti della confederazione Renana etc.» (deutsch von Halem, 3 Bde., Lpz. 1821—25), zu erwähnen. — Sein jüngerer Bruder, Cesare L., geb. 2. Juli 1756, gest. als Staatsrath in Lucca 17. Mai 1832, machte sich als Gelehrter durch die Schrift «Dell' illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente dell' Italiana, procurata nel secolo XVIII. dagl' Italiani» (2 Bde., Lucca 1819), die Fortsetzung des Werks von Denina: «Della storia letteraria di Lucca» und die «Congietture intorno al primitivo alfabeto Greco» (1829) einen Namen. Eine Gesammtausgabe seiner «Opere edite ed inedite» erschien (22 Bde., Lucca 1832—34) nach seinem Tode.

Luchs ist der Name einer Gruppe von Katzen, die sich durch hochbeinige Statur, einen sehr kurzen, die Fersen kaum berührenden Schwanz und einen langen, auf der Spitze des Ohres stehenden Haarpinsel auszeichnet. Die L. bewohnen kalte und warme Länder. Die Grundfarbe ihres gar nicht oder sehr undeutlich gefleckten Pelzes ist röthlich, und ihre Ohren sind in der Mitte weißgrau und am Ende schwarz. Der europäische oder gemeine L. (Felis Lynx) gehört zu den am weitesten verbreiteten Katzen und stellt das verderblichste Raubthier des Nordens dar. Er ist ohne den 7 Zoll langen Schwanz $3\frac{1}{2}$ F. lang und an den Schultern 1 F. 7 Zoll hoch. Seine Färbung ist ungemein großer Veränderung unterworfen, wonach mehrere unechte Arten unterschieden worden sind. Die Schweden unterscheiden drei Abarten, den Wolfluchs, der auf röthlichem Grunde wieder deutliche, kleinere Flecken trägt, den Katzenluchs oder Silberluchs, welcher röthlichgrau ist, mit silberweißen, auf den Flecken schwarzen Spitzen des Grannenhaars, und den Fuchsluchs oder Polarluchs, der sich in Nordamerika von Canada bis an die Felsenberge findet und den kürzesten und allein an der Spitze schwarzen Schwanz hat. Dazu kommt dann noch der im wärmern Europa lebende Pardelluchs, der sich durch glänzend rothbraunes, mit schwarzen gleichförmigen Flecken gezeichnetes Fell unterscheidet. Einst ein sehr gewöhnliches und gefährliches Raubthier in Deutschland, ist der L. daselbst und in Frankreich sehr selten und in England ganz ausgerottet. Im östl. Europa, den Alpen und in Nordamerika kommt er noch häufig vor. Die Bälge sind als Pelzwerk geschätzt, besonders der des Silberluchs; die schönsten kommen aus Sibirien. Von dem Polarluchse liefert die Hudsonsbai-Compagnie zahlreiche Pelze nach Europa. Auf den Caracal (Felis Caracal), der über ganz Afrika, Arabien und einen großen Theil Asiens verbreitet ist, beziehen sich die wunderlichen Fabeln, welche bei den alten Schriftstellern über den L. vorkommen. Dieser zeichnet sich durch zwei weiße, über den Augen stehende Flecken aus, ist wild und unzähmbar und sein Fell von keinem besondern Werthe. Aus der Sage von der ungemeinen Scharfsichtigkeit dieses Raubthiers entsprang der Ausdruck «Luchsaugen». In Afrika finden sich noch einige andere Arten des L., so der gestiefelte L. (Felis caligata) und der Sumpfluchs (Felis Chaus).

Luchtmans ist der Name einer 1683 in Leyden gegründeten Buchhandlung, die sich fortwährend hauptsächlich mit dem Verlage von Ausgaben griech. und röm. Classiker und andern mit der classischen Literatur verwandten Werken befaßt hat. Sie wurde begründet von Jordan L., geb. 27. Aug. 1652 zu Wondrichen, gest. 18. Juni 1708, und fortgeführt von Samuel L., geb. 20. Nov. 1685, der nach des Vaters Tode als dessen einziger Sohn 1708 die Buchhandlung übernahm und seit 1730 Stadt- und Universitätsbuchdrucker war. Er starb 13. Jan. 1757. Zwei Jahre vorher hatte er sein Geschäft seinen Söhnen, Samuel L., geb. 1724, und Johannes L., geb. 1726, überlassen, die, wie der Vater, eine wissenschaftliche Bildung erhalten hatten. Nach dem Tode Samuel's setzte Johannes das Geschäft seit 1780 allein fort, bis 1786 des verstorbenen Bruders Sohn, Samuel L., geb. 15. Juni 1766, mit in das-

selbe eintrat. Johannes starb 25. Sept. 1809, Samuel 15. Mai 1812. Hierauf wurde die Buchhandlung nach wiederhergestelltem Frieden seit 1814 mit glücklichem Erfolge durch die Sorgfalt des Buchdruckers J. Brill in Leyden fortgeführt. Ein Enkel des Johannes L., J. T. Bodel Nyenhuis, geb. 1797, trat 1819 in die Handlung, nachdem er vorher zu Leyden Doctor der Rechte geworden. Derselbe führte in Gemeinschaft mit dem genannten J. Brill und dessen Sohn E. J. Brill, gleichfalls Buchdrucker, die Geschäfte, bis die Buchhandlung endlich 1850, nach einer Dauer von 167 J., gänzlich aufgehoben ward. E. J. Brill hat seitdem eine eigene Handlung von gleicher Art in Leyden errichtet. Vgl. Lempertz, «Bilderhefte zur Geschichte des Buchhandels» (Jahrg. 1856).

Luciānus, der geistreichste unter den spätern griech. Schriftstellern, wurde zu Samosata, der Hauptstadt der syr. Provinz Kommagene am Euphrat, wahrscheinlich zwischen 120—130 n. Chr. geboren und sollte in seinem 15. Lebensjahre bei einem Oheim mütterlicherseits die Bildhauerkunst erlernen, entlief aber wieder, als ihm sein erster mislungener Versuch eine harte Züchtigung zugezogen hatte, und führte nun den frühern Lieblingsplan, den Wissenschaften, insbesondere der Redekunst sich zu widmen, trotz Armuth und Dürftigkeit glücklich aus. Nachdem er einige Jahre in Ionien und Griechenland Philosophie und Rhetorik mit Eifer betrieben hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und trat als Sachwalter in Antiochia auf. Bald aber begab er sich mehrere Jahre hindurch auf Reisen, um sich nach der Sitte der Zeit mit epideiktischen Vorträgen und Vorlesungen öffentlich hören zu lassen. Nachdem er auf diese Weise sich in Asien, Griechenland, Italien und Gallien Ehre und Geld erworben hatte, ließ er sich dauernd in Athen nieder, wo er sich besonders dem Philosophen Demonax anschloß. Allein im vorgerückten Alter scheint er sein Vermögen verloren zu haben und übernahm deshalb eine vom Kaiser Severus ihm übertragene öffentliche Anstellung als Procurator der Provinz Aegypten, die er noch unter Commodus bis an seinen Tod behauptete. In seinen zahlreichen Schriften, die erzählender, philosophischer, rhetorischer und satirischer Art, in einer leichten, gefälligen Gesprächsform, einer einfachen, reinen und dem besten Atticismus glücklich nachgebildeten Sprache verfaßt sind, sucht L. frei und unbefangen, mit unerschöpflicher Laune und Witz, die Gebrechen und Verkehrtheiten seiner Zeit, besonders die sittliche Versunkenheit und den Aberglauben des Volks sowie die Hoffart und Gaukelei der damaligen Philosophen zu enthüllen und mit herbem Spotte zu geiseln, wobei selbst hervorstechende Charaktere nicht verschont bleiben und namentlich auch das von L. freilich sehr äußerlich aufgefaßte Christenthum bittere Angriffe erfährt. Es spiegeln sich in ihm die Zerrissenheit seiner Zeit und der Gemüthszustand eines Heiden, der die Größe der Alten Welt erkennt, aber die Stützen derselben ungläubig bekämpfen muß und ihren Untergang nahen sieht. Als Gesammtausgaben seiner Werke sind, abgesehen von den sehr zahlreichen Bearbeitungen einzelner Schriften, zu nennen die von Reitz (3 Bde., Amsterd. 1743—46; neuer Abdruck, 10 Bde., Zweibr. 1789—93; dazu «Lexicon Lucianeum», Utr. 1740), von Lehmann (9 Bde., Lpz. 1822—31), Jacobitz (4 Bde., Lpz. 1836—41; Textausgabe, 3 Bde., Lpz. 1852—54), W. Dindorf (Par. 1840 und Lpz. 1858), Bekker (2 Bde., 1853) und Fr. V. Fritzsche (Lpz. 1863 fg.). Unter den deutschen Uebersetzungen verdient die von Wieland (6 Bde., Lpz. 1788—89), welche ganz den Lucianischen Geist wiedergibt, den Vorzug; außerdem ist die von Pauly (15 Bde., Stuttg. 1827—32; Auswahl, überarbeitet von Teuffel, Stuttg. 1854) zu erwähnen. Vgl. Jacob, «Charakteristik L.'» (Hamb. 1832); K. Fr. Hermann, «Charakteristik L.' und seiner Schriften», in dessen «Gesammelte Abhandlungen» (Gött. 1849).

Lucifer, d. i. der Lichtbringer, bei den Griechen Phosphoros, heißt der Planet Venus, wenn er des Morgens vor der Sonne aufgeht; dagegen Hesperus (s. d.) als Abendstern. Er gilt in der griech. Mythologie für einen Sohn des Jupiter und der Aurora. Ihm nebst den Horen lag die Besorgung der Sonnenrosse und des Sonnenwagens ob. In der bildenden Kunst fällt er mit dem Helios zusammen. — L. heißt auch der Fürst der Finsterniß. Durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter nämlich wird eine Stelle des Jesaias, 9, 22, in welcher der König von Babylon mit dem Morgenstern verglichen wird, vom Teufel verstanden.

Lucilius (Cajus Ennius), ein röm. Ritter, geb. 149 v. Chr. zu Suessa in Campanien, gest. um 103 v. Chr. zu Neapel, war der Großoheim Pompejus' d. Gr. von mütterlicher Seite, ein vertrauter Freund des Lälius und Scipio, unter welchem er seinen ersten Feldzug nach Numantia machte. Er kann insofern für den Begründer der röm. Satire gehalten werden, als er ihr zuerst diejenige Form gab, unter welcher diese Dichtung nachher von Horaz (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenal (s. d.) weiter ausgebildet wurde, während seine Satiren die ersten rohen Erzeugnisse eines Ennius (s. d.) und Pacuvius (s. d.) übertrafen. Die Bruchstücke seiner im Alter-

thum hochgeschätzten Satiren hat am besten Gerlach (Bas. 1846) zusammengestellt. Vgl. Gerlach, «Cajus L. und die röm. Satura» (Bas. 1844). — Einem jüngern L., einem Freunde des Seneca, welcher mehrere Schriften an ihn richtete und Procurator von Sicilien war, wird ein didaktisches Gedicht «Aetna» zugeschrieben, welches die Ausbrüche dieses Vulkans erklärt und nach andern den Cornel. Severus oder Manilius zum Verfasser haben soll. Ausgaben besorgten Jacob (Lpz. 1826) und zugleich mit deutscher Uebersetzung Meinecke (Quedlinb. 1818).

Lucina, die Lichtgöttin, besonders die an das Lebenslicht fördernde Geburtsgöttin, war der röm. Name der Geburtsgöttin, als welche Juno oder Diana erscheinen. Ihr zu Ehren wurde 1. März ein Fest gefeiert, bei dem sich die Mütter in ihren Tempel begaben, denselben mit Blumen schmückten und sich hierbei eine zahlreiche Nachkommenschaft erflehten.

Lucius ist der Name dreier Päpste. L. I., Inhaber des röm. Stuhls von 252—253, starb angeblich unter Gallus den Märtyrertod. Damals bewegte das Novatianische Schisma die Kirche. — L. II., Papst von 1144—45, hieß vorher Gerhard da Caccianimi, stammte aus Bologna, war Kanzler der röm. Kirche, Cardinal und fungirte mehrmals als päpstl. Legat. Als Papst mußte auch er die Stürme ertragen, welche Arnold von Brescia gegen die weltliche Macht des Papstthums heraufbeschworen hatte. Indem er Truppen gegen das Volk führte, starb er bei der Erstürmung des Capitoliums infolge eines Steinwurfs. Von ihm sind noch einige Briefe vorhanden. — L. III., Papst von 1181—85, aus Lucca gebürtig, hieß vorher Ubaldo Allincigoli und regierte zur Zeit, als Rom noch immer durch heftige innere Stürme heimgesucht wurde, sodaß er oft flüchtig in Italien herumirren mußte, während Friedrich I. seine Macht hier befestigte. Eine streitige Bischofswahl zu Trier erhöhte die Conflicte zwischen L. und Friedrich. Eine Zusammenkunft zur gegenseitigen Verständigung in Verona (1184) blieb ohne Erfolg, und L. steigerte noch die Bewegung in der Kirche, indem er gleichzeitig den Bann über die Waldenser aussprach, die nun aus der röm. Kirche ausschieden.

Luckau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, früher Hauptstadt der Niederlausitz, in sumpfiger Gegend an der Berste gelegen, ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts und zählt (1864) 5102 E. Unter den Bauwerken ist die schöne evang. Kirche im goth. Stil, unter den Unterrichtsanstalten das Gymnasium hervorzuheben. Auch besteht daselbst eine Strafanstalt. Von größern gewerblichen Etablissements befinden sich zu L. eine Teppichfabrik und einige Cigarrenfabriken; die Bürgerschaft betreibt ziemlich bedeutenden Ackerbau. Am 4. Juni 1813 kam es hier zwischen den Franzosen unter Oudinot und den Preußen und Russen zu einem Gefecht, in welchem Bülow die Franzosen zurückschlug. Hierauf von den Franzosen während des Waffenstillstandes befestigt, wurde die Stadt im Aug. 1813 beschossen und die Besatzung zur Uebergabe genöthigt. Bei beiden Affairen erlitt L. bedeutenden Brandschaden. Mit der Niederlausitz wurde die Stadt 1815 von Sachsen an Preußen abgetreten. Im Kreise L., der auf 23,86 Q.-M. 59519 E. zählt, liegen noch die Städte Finsterwalde, mit 7003 E. und ansehnlichem Fabrikbetrieb, Kirchhain an der Kleinen Elster, mit 2729 E., Dobrilugk, ebenfalls an der Kleinen Elster, mit 1355 E. und einem königl. Schlosse, Golssen, mit 1312 E., und Sonnewalde, mit 1199 E. und Schloß. Letztere Stadt ist der Hauptort der Standesherrschaft der Grafen zu Solms-Sonnewalde.

Lücke (Gottfried Christian Friedrich), gelehrter deutscher Theolog, geb. 23. Aug. 1792 zu Egeln im Magdeburgischen, widmete sich seit Ostern 1810 erst zu Halle, dann zu Göttingen theol. Studien und betrat Ostern 1813 an letzterer Universität als Repetent die akademische Laufbahn. 1816 wandte er sich nach Berlin, wo er sich alsbald habilitirte. Er schloß sich daselbst vorzugsweise Schleiermacher an, ohne im eigentlichen Sinne dessen Schüler zu sein. Schon in seinem «Grundriß der neutestamentlichen Hermeneutik» (Gött. 1817) zeigte er das Bestreben, die philol. Forschung mit dem positiven Grunde der Schrift und dem kirchlichen Lehrbegriffe zu verbinden. Nachdem er im Frühjahr 1818 zum außerord. Professor in Berlin, im Herbst desselben Jahres zum ord. Professor an der neuerrichteten Universität in Bonn ernannt worden, widmete er sich vorzugsweise exegetischen und kirchenhistor. Studien und Vorlesungen. In dieser Zeit gab er mit Schleiermacher und De Wette die berliner «Theol. Zeitschrift» und darauf mit Gieseler die bonner «Christl. Zeitschrift» heraus. Auch veröffentlichte er während seines Wirkens in Bonn mit Nitzsch und Sack die «Trilogie» und das Sendschreiben an Delbrück «Ueber das Ansehen der Heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel» (Bonn 1827). 1827 folgte L. einem Rufe nach Göttingen, wo er vorzugsweise das Gebiet der systematischen Theologie zu vertreten hatte. Mit dem Titel eines Consistorialraths starb er daselbst 14. Febr. 1855. Als sein Hauptwerk ist der «Commentar über die Schriften des Evan-

gelisten Johannes» (4 Bde., Bonn 1820—32; 3. Aufl., Bd. 1 und 2, 1842—52; Bd. 3, besorgt von Bertheau, 1856) zu betrachten. In dieser bedeutenden Arbeit auf dem Gebiete der neutestamentlichen Exegese war er bemüht, eine strengere philol. und lebendigere theol. Auslegung der Bibel gegenüber der damals herrschenden rationalistischen und supranaturalistischen Exegese geltend zu machen. Außer zahlreichen akademischen Gelegenheitsschriften und Abhandlungen in Zeitschriften, namentlich in den «Theol. Studien und Kritiken», der «Deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben», den «Göttinger gelehrten Anzeigen» u. s. w., veröffentlichte L. unter anderm noch biographische Versuche über Planck (1835), Schleiermacher (1834) und De Wette (1850) sowie anonym «Strauß und die züricher Kirche» (Bas. 1839).

Luckenwalde, Fabrikstadt im Kreise Jüterbogk-Luckenwalde im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Nuthe und der Berlin-Leipziger Eisenbahn, 6,6 M. im S. von Berlin, zählt mit ihren drei Vorstädten (1864) 11621 E. Der Ort hat 5 Tuchfabriken, darunter eine der größten des preuß. Staats, die ganz ausgezeichnete Waare liefert, 18 Wollspinnereien mit Dampfmaschinen, von denen 12 mit Tuchfabriken, 3 Färbereien, 5 Appreturanstalten und 4 Walken verbunden sind; außerdem noch 4 Dampfwalken, ferner 1 Dampf-Farbeholzraspelei und Malzquetsche, 1 Oel-, 3 Säge- und 16 Getreidemühlen. Auch bestehen 5 Brauereien, 2 Destillationen und eine Anzahl Ziegeleien.

Luckner (Nikolaus), Marschall von Frankreich, geb. 1722 zu Kampen in Baiern von armen Aeltern, trat aus einem hannov. Husarenregiment in preuß. Dienste und schwang sich durch Tapferkeit bald zum Husarenoberst empor. Im Siebenjährigen Kriege führte er ein kleines Parteigängercorps und that an dessen Spitze 1757 den Franzosen, besonders in der Schlacht bei Roßbach großen Schaden. Als der König von Frankreich nach beendigtem Kriege ihm Anerbietungen machte, ging L., im Verdruß, daß er entlassen worden, mit dem Grade eines Generallieutenants 20. Juni 1763 in dessen Dienste. Doch gegen 30 J. mußte er vergebens auf eine Gelegenheit warten, sich auszuzeichnen. Obschon ohne polit. Ueberzeugung, wendete er sich 1790 misvergnügt der Revolution zu, behielt aber seine Pension und wurde 28. Dec. 1791 sogar zum Marschall erhoben. Nach der Kriegserklärung an Oesterreich vertraute man ihm, auf des Ministers Narbonne Empfehlung, den Oberbefehl über das Heer an der Nordgrenze. Seine ersten Unternehmungen waren nicht ohne Erfolg. Er nahm Menin und Courtray, mußte aber, nachdem letztere Stadt 30. Juni 1792 wieder verloren gegangen, die Vertheidigung des Rhein mit Lafayette theilen. Letzterer verwickelte ihn in seine contrerevolutionären Plane zur Rettung des Königs. Der alte und schwache L., der sich leicht unter Thränen alles entlocken ließ, wenn er aus der Hand der einen Partei in die andere überging, wurde zu Anfange des Monats Aug. vor die Nationalversammlung geladen und compromittirte hier seinen Collegen aufs ärgste. Nach dem 10. Aug. und der Flucht Lafayette's mußte er den Befehl über sein 20000 Mann starkes Corps, mit dem er bei Metz stand, an Kellermann abgeben und erhielt dafür den Titel eines Generalissimus mit dem Auftrage, in der Gegend von Châlons-sur-Marne ein neues Reserveheer zu bilden. Beschimpft und bedroht von allen Seiten, entschloß er sich gegen Ende des Sept., nach Paris zu gehen und sich zu vertheidigen. Der Convent nahm ihn nicht übel auf; doch erhielt er Stadtarrest bis zur Entscheidung seiner Sache. Ruhig hätte L. den Sturz der Schreckensmänner abwarten können; allein er machte sich bemerkbar, indem er seine zurückgehaltene Pension forderte. Sofort deshalb verhaftet, wurde er von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, den er 4. Jan. 1794 unter der Guillotine erlitt.

Lucretia, eine wegen ihrer Schönheit und Tugend gefeierte Römerin, war nach den Berichten der röm. Geschichtschreiber die Tochter des Spurius Lucretius Tricipitinus, der sie mit Lucius Tarquinius Collatinus, einem Verwandten des Königshauses der Tarquinier, vermählt hatte. Als treffliche Hausfrau widmete sie sich, während ihr Gatte der Belagerung von Ardea beiwohnte, nicht, wie die Frauen anderer vornehmer Römer, dem Vergnügen, sondern nur ihren häuslichen Pflichten. Als sie einst von ihrem Gatten und Sextus Tarquinius, einem Sohne des Königs Tarquinius Superbus, mit einem Besuche in Rom überrascht wurde, traf man sie noch des Nachts am Spinnrocken. Sextus Tarquinius entbrannte bei dieser Gelegenheit in Leidenschaft für die schöne Hausfrau und dachte auf Mittel, seine Begierde zu befriedigen. Nach wenigen Tagen kehrte er heimlich zurück und wurde als Verwandter des Hausherrn von L. freundlich aufgenommen. Während der Nacht drang nun Sextus in das Schlafgemach der L. und suchte dieselbe zu seinem Willen zu bewegen, vermochte sie aber selbst nicht durch die Bedrohung ihres Lebens in ihrer Pflicht zu erschüttern. Erst als er erklärte, er werde neben ihren Leichnam den eines Sklaven legen und dann aussagen, daß er die verletzte Ehre des Collatinus

durch den Tod beider gerächt habe, gab sie, um solcher für eine Römerin furchtbaren Schande zu entgehen, ihren Widerstand gegen den Sextus Tarquinius auf. Doch konnte L. diese ihre Entwürdigung nicht ertragen. Schon am andern Morgen ließ sie eiligst ihren Gemahl nebst ihrem Vater zu sich rufen, entdeckte ihnen das Geschehene und beschwor sie, den Verlust ihrer Ehre zu rächen. Nachdem sie die Zusicherung erhalten, stieß sie sich den Dolch in den Busen. Brutus (s. d.), der nebst andern vornehmen Römern ebenfalls hinzugerufen worden, zog den blutigen Dolch aus der Wunde, schwur mit den Anwesenden dem ganzen Geschlecht der Tarquinier Rache und benutzte den Vorgang zum Sturze des Königthums in Rom.

Lucretius (Titus Lucr. Carus), einer der bedeutendsten unter den ältern röm. Dichtern, war 99 v. Chr. geboren und machte, nachdem er angeblich infolge eines Liebestranks in Raserei verfallen war, im 44. J. seines Alters seinem Leben freiwillig ein Ende (15. Oct. 55). Er verfaßte in sechs Büchern ein hexametrisches Lehrgedicht «De rerum natura», worin er die Grundlehren der Physik, Physiologie, Theologie und Meteorologie nach dem System des Epikur, dem er mit voller Ueberzeugung und Begeisterung anhing, darlegt. Den so spröden und unpoetischen Stoff hat er mit großer Kunst behandelt und ihm gar manche dichterische Seite abzugewinnen, hier und da auch ihn durch Digressionen zu beleben gewußt; auch ist das ganze Werk durchdrungen von einer wohlthuenden Wärme der Ueberzeugung und heiligem Eifer gegen Aberglauben und Priestertrug. Der Versbau ist noch etwas schwerfällig, aber kräftig und volltönend, besonders durch die nach altröm. Geschmack häufig angewandte Alliteration und Paronomasie. Gewidmet ist das Gedicht, dem der Verfasser selbst die letzte Feile nicht mehr hat geben können, und das nach seinem Tode durch Quintus Cicero, den Bruder des Redners, veröffentlicht worden ist, dem Gaius Memmius Gemellus, Prätor 58 v. Chr., der sich als Redner und Dichter, freilich ohne besondern Erfolg, versucht hat. Unter den Ausgaben sind nur die mit kritischem Commentar von Lachmann (2 Bde., Berl. 1850; 3. Aufl. 1866) und die Textausgabe von Bernays (Lpz. 1852), unter den deutschen Uebersetzungen die freilich noch nach dem alten, von Lachmann vielfach umgestalteten Texte verfaßte von Knebel (2. Aufl., Lpz. 1831) zu erwähnen.

Lucullus (Lucius Licinius), röm. Feldherr gegen Mithridates (s. d.), that seine ersten Kriegsdienste 90 v. Chr. im Marsischen Kriege und zeichnete sich hierauf als Legat des Sulla im ersten Mithridatischen Kriege namentlich als Befehlshaber der Flotte aus. Aus Feindschaft gegen den marianisch gesinnten Fimbria ließ er jedoch den Mithridates aus einer Seestadt, in welche ihn jener eingeschlossen, entfliehen. Nach seiner Rückkehr bekleidete er mit seinem Bruder Marcus die curulische Aedilität (79). Sulla, der ihn liebte, übertrug ihm vor seinem Tode 78 die Vormundschaft über seinen Sohn Faustus und beauftragte ihn, seine Denkwürdigkeiten vor der Bekanntmachung auszufeilen. Nachdem er 77 Prätor gewesen und hierauf die Provinz Afrika verwaltet hatte, wurde er 74 mit Marcus Aurelius Cotta Consul und ihm selbst Cilicien, dem Cotta Bithynien als Provinz übertragen. Mithridates, der in Bithynien eingefallen war und so den Krieg (den dritten Mithridatischen) wieder eröffnete, schlug den Cotta zu Wasser und zu Lande bei Chalcedon und schloß ihn selbst in diese Stadt ein, aber L. eilte herbei und zwang den Mithridates, die Belagerung aufzuheben. Dieser wendete sich nun gegen Cyzikus, das den Römern treu geblieben. Doch die kluge Kriegführung L.' vereitelte des Mithridates Vorhaben, und nachdem dieser den größten Theil seines Heeres und viele Schiffe verloren, mußte er, von L. verfolgt, 73 und 72 nach Pontus fliehen, wo er ein neues Heer bei Cabira sammelte. Hier suchte ihn L., der indeß eine Flotte des Königs bei Tenedos vernichtet hatte, 71 auf, schlug ihn und nöthigte ihn zur Flucht zu seinem Eidam Tigranes von Armenien. L. nahm Cabira ein und kehrte darauf nach Pontus zurück; das Land aber wurde 70 durch die Einnahme von Eupatoria, Amisus und Sinope den Römern unterworfen. Auch Heraklea in Bithynien fiel endlich, nachdem es durch Cotta über zwei Jahre belagert worden war. Bei der Ordnung der innern Verhältnisse der Provinz Asien, die L. hierauf vornahm, verletzte er durch den Schutz, den er den Provinzialen gegen die röm. Pächter und Wucherer erwies, die Interessen des röm. Ritterstandes, der alsbald in Rom feindlich gegen ihn wirkte. Auch die eigenen Truppen, die er unter strenger Zucht hielt, waren unwillig, folgten indeß noch seinem Befehle, als er sie 69 gegen Tigranes führte, der die Auslieferung des Mithridates verweigerte. Mit 12000 Mann erfocht L. 6. Oct. einen völligen Sieg über die 220000 des Tigranes und eroberte dann dessen Stadt Tigranocerta. Ein neuer Sieg wurde am Flusse Arsanias 68 über das Heer, welches Mithridates und Tigranes vereint führten, erfochten. Nunmehr weigerten sich aber die Legionen, die Publius Clodius insgeheim aufwiegelte, die Stadt Artaxata zu belagern oder weiter vorzudringen. L. mußte sie südlich nach Mesopotamien führen und nach

Eroberung der Stadt Nisibis hier die Winterquartiere nehmen. Inzwischen drang Mithridates wieder in Pontus ein, schlug die röm. Legaten, namentlich bei Zela 67 den Triarius, und eroberte mit Tigranes einen großen Theil des Landes, das ihm L. abgenommen hatte. L. wollte ihnen von Kappadocien aus entgegenziehen, doch vergebens beschwor er seine Soldaten, ihm zu folgen. Dieselben verließen ihn, als der von Rom aus nach Bithynien geschickte Manius Acilius Glabrio sie ihrer Pflicht gegen L. entband. L. verließ 66 Asien, um Pompejus (s. d.) die Früchte seiner achtjährigen Kriegführung ernten zu lassen, und fast drei Jahre mußte er vor Rom verweilen, ehe er den Triumph gegen die Cabalen seiner Feinde durchsetzte. Er lebte von nun an bis zu seinem Tode, der vermuthlich 57 v. Chr. erfolgte, von Geschäften zurückgezogen, dem Vergnügen, das er, der ungeheuere Reichthümer erworben hatte, in verschwenderischer Ueppigkeit fand. Luculliſche Gastmähler sind sprichwörtlich geworden, und die Gärten des L. bei Rom und seine Villen, namentlich die bei Tusculum und bei Bajä, waren wegen der Pracht und Großartigkeit ihrer Anlagen berühmt. Doch gewährte ihm auch die Beschäftigung mit der Wissenschaft, namentlich das Studium der griech. Philosophie, in der ihn Antiochus für die ältere Akademie gewonnen hatte, und die Arbeit an einer Geschichte des Marsischen Kriegs Erheiterung. Mit Gelehrten und Dichtern, wie mit dem Archias, verkehrte er gern und ließ sie seine Bibliothek, die jedoch keine öffentliche war, benutzen; ebenso mit Malern und Bildhauern, durch die er die reichen Sammlungen, die er aus Asien mitgebracht hatte, erweitern ließ. Von Cerasus in Pontus hat er den Kirschbaum nach Europa verpflanzt. — Sein Sohn gleiches Namens, geb. nach 65 v. Chr. von Servilia, wurde unter Vormundschaft seines Oheims Marcus Cato und des Cicero, der seinem Vater eng befreundet gewesen war, erzogen und fand den Tod bei Philippi 42 v. Chr. — Marcus Licinius L., der jüngere Bruder des berühmten Lucius, war 73 Consul und zeichnete sich 72 bei Verwaltung der Provinz Macedonien durch seine Kriege in Thrazien aus; er besiegte die gefürchteten Bessier auf dem Hämus und drang bis zum Ister und Pontus Euxinus vor, an dessen Küste er Apollonia und andere griech. Colonien einnahm.

Luden (Heinr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Loxstedt im Herzogthum Bremen 10. April 1780, besuchte seit 1796 die Domschule zu Bremen und studirte 1799—1803 in Göttingen Theologie, Geschichte und Philosophie. Hierauf lebte er auf dem Lande, in Berlin und zuletzt wieder in Göttingen. 1806 als außerord. Professor der Philosophie nach Jena berufen, las er daselbst vorzüglich über Geschichte und erhielt 1810 die ord. Professur in dieser Wissenschaft. Hier starb er auch 23. Mai 1847. Durch seine Vorträge trug L. wesentlich bei zur Hebung des Studiums der Geschichte und Politik unter den Studirenden. Seine Schriften haben ihm den Ruf eines geistvollen histor.-polit. Schriftstellers erworben. Abgesehen von einzelnen Abhandlungen, namentlich gelungenen Biographien, z. B. des Christ. Thomasius (Berl. 1805), des Hugo Grotius (Berl. 1806) und des Sir Will. Temple (Gött. 1808), sind zu erwähnen: die «Ansichten des Rheinbunds» (Gött. 1808; 2. Aufl. 1809), das erste kräftige Wort über diese Verbindung, auf eigene Verantwortung des Verfassers in Jena, wo die Professoren damals censurfrei waren, gedruckt, weil der göttinger Censor Schlözer das Imprimatur verweigerte; sodann «Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte» (Jena 1809; neue Aufl. 1828); «Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik» (Jena 1811), dem er wegen der darüber gefällten seltsamen Urtheile die Abhandlung «Ueber den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit» (Jena 1811) folgen ließ; die neue Ausgabe von Herder's «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (Lpz. 1812; 3. Aufl. 1828); «Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums» (Jena 1814; 3. Aufl. 1824) und «Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters» (Jena 1821—22; 2. Aufl. 1824), welche beide Werke bei ihrem Erscheinen hochgepriesen, später aber sehr abweichend beurtheilt wurden; «Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte» (12 Bde., Weim. 1814—18), worin ein großer Theil der Aufsätze über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit von ihm selbst herrührt; «Allgemeines Staatsverfassungsarchiv» (3 Bde., Weim. 1816). Sein bedeutendstes Werk war «Die Geschichte des deutschen Volks» (Bd. 1—12, Gotha 1825—37), nur bis 1237 reichend, das von einigen als Nationalwerk gepriesen, von andern im einzelnen, in der Forschung wie in der Auffassung, vielfältig getadelt wurde. Nach L.'s Tode erschienen aus seinem Nachlasse «Rückblicke in mein Leben» (Jena 1847), welche manches Interessante über Zeitereignisse und Zeitgenossen bieten. L. gehört zu den Geschichtschreibern, durch deren Werke die geistvollere Behandlung der Geschichte das Uebergewicht über die durch keine Grundidee belebte geschichtliche Form gewann. Wie im allgemeinen durch Tiefe des Wissens, so zeichnen sich seine Schriften durch freimüthige Sprache und Gesinnung sehr rühmlich aus. — Heinrich L., Sohn des

vorigen, ord. Professor der Rechte und Ober-Appellationsgerichtsrath zu Jena, seit 1861 auch Ordinarius der beiden daselbst bestehenden Spruchcollegien, geb. 9. März 1810 zu Jena, wo er auch seine Bildung erhielt, machte sich zuerst bekannt durch die Uebersetzung von Romagnosi's «Genesi del diritto penale» (2 Bde., Jena 1833), welcher die Monographien «Ueber den Versuch des Verbrechens» (Gött. 1836) und «Ueber den Thatbestand des Verbrechens» (Gött. 1840) folgten. Außer zahlreichen Aufsätzen für Zeitschriften veröffentlichte er noch «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Jena 1844).

Lüders (Graf Alexander Nikolajewitsch), russ. General, geb. 1790 aus einer ursprünglich deutschen, aber längst in Rußland ansässigen Familie, trat 1807 in die Armee, wohnte dem Kriege in Finland 1808 und den Feldzügen von 1812—14 bei und stieg 1826 zum Generalmajor. Im poln. Feldzuge von 1831 machte er sich namentlich beim Sturme von Warschau durch Umsicht und Tapferkeit bemerklich, wurde dafür zum Generallieutenant befördert und stand hierauf mehrere Jahre hindurch als Stabschef beim 2. Infanteriecorps, bis er 1838 an der Stelle Murawjew's das Commando über das 5. Corps erhielt. Als 1843 eine Division desselben nach dem Kaukasus beordert wurde, führte L., der um dieselbe Zeit zum General der Infanterie avancirte, sie persönlich dahin und nahm an allen Kämpfen der beiden folgenden Jahre, wie an dem Zuge nach Dargo 1845, mit Auszeichnung theil. Von einer längern, zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit unternommenen Reise nach dem südl. Europa zurückgekehrt, trat er wieder an die Spitze seines nunmehr in Bessarabien stationirenden Corps, mit welchem er im Juli 1848 über den Pruth ging und in Verbindung mit Omer-Pascha den Aufstand in den Donaufürstenthümern unterdrückte. Nachdem die Intervention Rußlands in Ungarn beschlossen worden, drang L. 19. Juni 1849 durch den Rothenthurmpaß in Siebenbürgen ein, eroberte Hermannstadt, schlug den General Bem 31. Juli bei Schäßburg und zwang in Dewa und Szibo 20000 Ungarn zur Capitulation. Seine Dienste wurden von dem Kaiser von Oesterreich mit dem Comthurkreuz des Maria-Theresiaordens, von seinem eigenen Monarchen mit dem Georgenorden zweiter Klasse und dem Titel eines kaiserl. Generaladjutanten belohnt. Beim Ausbruch des Orientkriegs stand er mit seinem Corps bei der Armee des Fürsten Gortschakow, ging 24. März 1854 über die Donau, besetzte den Trajanswall und langte nach einem schwierigen Marsche 16. Mai vor Silistria an, mußte aber bald darauf krankheitshalber die Armee verlassen. Nach seiner Genesung ward er im März 1855 zum Befehlshaber der Truppen in Odessa und Nikolajew und im Jan. 1856 zum Höchstcommandirenden in der Krim ernannt, wo er den Waffenstillstand mit den Alliirten schloß, dem bald der Friede folgte. Alsdann verbrachte er zwei Jahre auf Reisen in Frankreich und Italien und erhielt im Oct. 1861 den Posten eines Oberbefehlshabers der Ersten Armee und Statthalters in Polen. Er trat hier mit großer Strenge auf und ward daher, als die russ. Regierung es für rathsam hielt, ein milderes System zu versuchen, im Juni 1862 abberufen, zugleich aber in den Grafenstand erhoben. Noch vor seiner Abreise von Warschau wurde (27. Juni) ein Attentat gegen ihn unternommen, bei dem er eine schwere Wunde davontrug, zu deren Heilung er sich nach Deutschland begab. Seitdem lebt er zurückgezogen theils in Odessa, theils auf seinen Gütern in Bessarabien.

Ludewig (Joh. Peter von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Aug. 1670 auf dem Schlosse Hohenhard bei Schwäbisch-Hall von bürgerlichen Aeltern, studirte in Tübingen, Wittenberg und Halle, wo er 1695 Professor der Philosophie wurde. Zu seiner weitern Ausbildung ging er dann nach Holland, wo er 1697 den Verhandlungen des Ryswijker Friedens beiwohnte und durch die von hohen Fremden für seine Dienste erhaltenen Geldgeschenke sich in den Stand gesetzt sah, den Grund zu seiner später so bedeutenden Bibliothek zu legen. Nach seiner Rückkehr nach Halle hatte er auch für Kurbrandenburg mehrere Schriften zu fertigen und erhielt deshalb den Titel als Rath. 1703 wurde er in Halle Professor der Geschichte, 1704 Doctor der Rechte und königl. Historiograph, 1705 ord. Professor der Rechte, 1709 königl. Heroldsrath, dann Regierungsrath, 1718 Geheimrath, und im folgenden Jahre erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. 1722 ward er Kanzler der Universität. Als solcher starb er 7. Sept. 1743. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die «Scriptores rerum Germanicarum» (2 Bde., Halle 1718); «Reliquiae manuscriptae omnis aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum» (12 Bde., Halle 1740—41); «Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg» (Frankf. 1713); «Opuscula miscellanea» (2 Bde., Halle 1720); «Vita Justiniani etc.» (Halle 1731).

Ludmila, die Gemahlin des ersten christl. Herzogs von Böhmen, Boriwoj, und mit ihm zugleich wahrscheinlich durch Method selbst in Mähren getauft, war eine außerordentlich eifrige Christin und erzog auch ihren Enkel, den heil. Wenzel, zu großer Liebe für das Christenthum.

Als nach dem Tode Wratislaw's (des Vaters Wenzel's) dessen noch heidnische Witwe Drahomira sich der Regierung bemächtigte und das Heidenthum wieder emporhob, entspann sich Streit zwischen den Anhängern desselben und den Christen, in welchem L. auf Befehl Drahomira's in ihrer Burg Tetin, wohin sie sich zurückgezogen, 15. Sept. 927 erdrosselt wurde. Später wurde sie unter die Zahl der Heiligen und der böhm. Landespatrone erhoben.

Ludolf (Hiob), einer der größten Orientalisten seiner Zeit und erster Begründer des Studiums der äthiop. Sprache und Literatur in Deutschland, geb. 15. Jan. 1624 zu Erfurt, bezog 1639 die Akademie seiner Vaterstadt, wo er sich anfangs mit der griech. Sprache und der Musik beschäftigte, dann Französisch, Italienisch und Spanisch lernte und nachher dem Studium der orient. Sprachen sich zuwendete. Auch betrieb er trotz geringer Hülfsmittel mit Eifer die damals noch vernachlässigte äthiop. Sprache. Seit 1645 setzte er seine orient. Studien in Leyden fort. Mit dem Engländer Thys bereiste er 1647 Frankreich und 1648 England, und im Auftrage der Königin Christina von Schweden ging er 1649 nach Rom. Hier machte er Bekanntschaft mit mehrern Abyssiniern, besonders mit einem gewissen Gregorius, von welchem er sich im Aethiopischen unterrichten ließ. Nachdem er noch bis 1651 Reisen in Schweden und Dänemark gemacht, wurde er in Gotha 1652 bei der Regierung angestellt, bei welcher er später als Geheimrath einen sehr bedeutenden Einfluß gewann. Von Wichtigkeit für L.'s äthiop. Studien war ein halbjähriger Besuch des erwähnten Gregorius, der ihn bei Ausarbeitung seines Lexikons und der Grammatik der äthiop. und der amhar. Sprache sehr unterstützte. Trotz der großen Arbeiten und Mühen, welche ihm seine Stellung auferlegte, trieb er mit unablässigem Eifer die orient. Sprachen. Er starb 8. April 1704 in Frankfurt a. M. Seine erste bedeutende Schrift war die «Historia Aethiopica» (Frankf. 1681), der er einen «Commentarius ad historiam Aethiopicam» (Frankf. 1691; «Appendix», 1693) beigab. Er war der erste, welcher eine «Grammatica Amharicae linguae» (Frankf. 1698) und ein «Lexicon Amharico-Latinum» (Frankf. 1698) herausgab. Sein «Lexicon Aethiopicum» wurde zuerst von Wansleben herausgegeben (Frankf. 1661), ebenso seine äthiop. Grammatik; er selbst besorgte die zweite Ausgabe sowol des Lexikons (Frankf. 1699) wie der Grammatik (Frankf. 1702).

Ludwig I. oder der Fromme (le débonnaire, d. h. der gutherzige Schwache), röm. Kaiser von 814—840, der dritte Sohn Karl's d. Gr., geb. 778 von dessen dritter Gemahlin Hildegard, einer alemann. Fürstin, wurde schon frühzeitig von seinem Vater zum König von Aquitanien und 813 nach dem Tode seiner ältern Brüder, Karl's und Pipin's, auf einer Reichsversammlung zu Aachen zum Mitregenten des Frankenreichs ernannt, das er als Alleinherrscher 28. Jan. 814 erbte. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch einen Hoffnung verheißenden Aufschwung zu rüstiger Thatkraft. Er verbannte die am Hofe eingerissene Zügellosigkeit, strafte die Unterdrücker des Volks, steuerte dem Gewaltmisbrauche der Grafen in den Provinzen, drang auf eine Reformation der Weltgeistlichen und der Mönche und verpflichtete sich mit kluger Milde die sächs. und fries. Herren und Freien, indem er diesen die Erbgüter wiedergab oder ihnen aus den Pflanzorten die Rückkehr in ihr Vaterland verstattete. Diesen weisen Maßregeln folgten aber bald gefährliche Misgriffe. Die Diener und Rathgeber Karl's wurden nicht blos zurückgesetzt, sondern verfolgt. L. ertheilte unzählige Befreiungen, that die königl. Güter massenweise als Lehen aus und räumte der Geistlichkeit immer mehr Einfluß und Macht ein. Die unglücklichste Maßregel aber war die bereits 817 ausgeführte Theilung des ganzen Reichs unter seine drei Söhne, welche die Ursache aller Unruhen und Streitigkeiten während seiner Regierung wurde. Lothar, der älteste, erhielt Austrasien und Deutschland und die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserl. Titel; Pipin wurde in Aquitanien bestätigt; Ludwig erhielt Baiern, Böhmen, Kärnten und die dazugehörigen avarischen und wendischen Länder. Gleich anfangs reizte diese Theilung, bei der sein Neffe, der König Bernhard von Italien, sich zurückgesetzt und bedroht sah, diesen zur Empörung. Unter arglistigen Versprechungen ließ L. ihn 818 nach Châlons locken und ihm die Augen ausstechen, sodaß er nach wenigen Tagen starb, worauf Italien an Lothar gegeben wurde. Als der Kaiser so seine Rache gestillt, reute ihn die Missethat. Dazu kam der Tod seiner Gemahlin. Er wollte seine Würde niederlegen und ins Kloster gehen. Seine geistlichen Räthe aber, die den Nachfolger fürchteten, hielten ihn davon zurück, beredeten ihn 819 zu einer zweiten Ehe mit der schönen Tochter des Grafen Welf, Judith, ließen ihn zu Attigny öffentlich Kirchenbuße thun und brachten es dahin, daß er ohne ihren Rath nichts mehr unternahm. Als ihm hierauf Judith 823 einen Sohn, Karl, gebar, schritt er, durch die Bitten seiner Gemahlin bestürmt, 829 zu einer neuen Theilung des Reichs, in welcher Karl, nachher der Kahle genannt, unter dem Titel eines Königs von Alemannien mit

Lothar's Zustimmung das Land zwischen Rhein, Main, Donau und Neckar nebst Rhätien und Helvetien erhielt. Bald darauf aber einigten sich die Brüder gegen den Vater, griffen zu den Waffen, nahmen ihn, unterstützt von den misvergnügten Großen, welche den Kaiser verließen, zu Compiègne gefangen, beschuldigten ihre Stiefmutter Judith des Ehebruchs mit dem Grafen Bernhard von Septimanien und verurtheilten sie zum Kloster. Schon hatte auch der Kaiser erklärt, die Krone nach dem Wunsche seiner Söhne niederlegen zu wollen, als die beiden andern Brüder und die Geistlichen Lothar's Absicht merkten, allein zu herrschen. Von jetzt arbeiteten sie nun selbst an L.'s Wiedereinsetzung, die auf dem Reichstage zu Nimwegen erfolgte, wo die Deutschen sich gegen Lothar erklärten, der sich hierauf unterwarf und um Gnade bat. L. verzieh ihm zwar, nahm ihm aber die Mitregentschaft, holte Judith wieder aus dem Kloster und gab ihrem Sohne Karl das zeither von seinem treulosen Sohne Pipin besessene Aquitanien. Dies veranlaßte einen neuen Aufstand Ludwig's und Pipin's, welchem sich bald darauf auch Lothar und sogar der damalige Papst Gregor IV., der zur Schlichtung des Streits über die Alpen gekommen war, anschlossen. Beide Theile lagerten 833 mit ihren Heeren im Elsaß unweit Kolmar. L. verlor den günstigen Augenblick des Kampfs, und während der Papst mit ihm unterhandelte, wurden seine Truppen verführt und gingen zu den Empörern über, sodaß er selbst auf dem Rothfeld bei Kolmar, nachher Lügenfeld genannt, den Söhnen sich gefangen geben mußte. Sogleich wurde er nun von seiner Gemahlin, die man nach Italien, und von seinem Sohne Karl, den man nach Prüm führte, getrennt und nach Soissons ins Kloster gebracht, wo er auf Lothar's Betrieb, um ihm die Rückkehr auf den Thron für immer zu verschließen, kniend auf einem härenen Bußsacke öffentliche Kirchenbuße thun und ein Verzeichniß seiner Sünden ablesen mußte. Doch war L. schlau genug, trotz aller Drohungen noch nicht das Gelübde eines Mönchs abzulegen, weil er auf eine abermalige Rettung hoffte. Diese blieb auch nicht aus. Die Brüder, durch die Herrschsucht Lothar's beleidigt, einigten sich bald zum Kampfe gegen diesen, nahmen die ihrem Vater widerfahrene Mishandlung zum Vorwand, verjagten Lothar und setzten L., nachdem er von den Bischöfen vollkommene Absolution erhalten, wieder auf den Thron. Judith und Karl kehrten zurück, L. ließ sich von neuem huldigen und krönen, ertheilte den abgefallenen Großen Amnestie und verwies Lothar, der sich endlich gleichfalls unterwarf, nach Italien. Zugleich machte er 837 zu Gunsten Karl's eine neue Theilung, in welcher dieser außer Aquitanien auch Neustrien erhielt. Die Söhne schwiegen zwar, als aber L. nach Pipin's Tode (838) mit Ausschließung der Kinder desselben Westfranken an Karl und Italien nebst ganz Austrasien oder Deutschland an Lothar austheilte, griff Ludwig, dem auf diese Weise nur Baiern verblieb, tief gekränkt zu den Waffen, während zugleich die Aquitanier zu Gunsten der Söhne Pipin's kämpfend sich erhoben. Der Kaiser wollte die Streitigkeiten auf einem Reichstage zu Worms ausmachen, starb aber, von Kummer und Mühseligkeiten erschöpft, auf einer Rheininsel unterhalb Mainz 20. Juni 840 und wurde zu Metz beerdigt. L. besaß bei manchen Vorzügen des Charakters und bei nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Erfahrungen doch gerade die Eigenschaften nicht, die ihn allein zum Regenten eines so großen Reichs befähigen konnten, nämlich den Blick des Staatsmanns und die feste Thatkraft. Seine Milde artete in Schwäche, sein Frommsinn in Bigoterie und blinde Unterwürfigkeit gegen die Kirche aus. Er hatte allein in Aquitanien 26 Klöster gestiftet. Deutschland verdankt ihm die Stiftung des Klosters Korvei und die Gründung des Erzbisthums Hamburg. Drei Jahre nach seinem Tode theilten seine drei Söhne, Lothar, Ludwig und Karl, das väterliche Reich aufs neue unter sich in dem Vertrage zu Verdun (s. d.). Als Kaiser folgte ihm Lothar I. (s. d.), dem er noch kurz vor seinem Tode mit der Bitte um die Beschützung seines Lieblingssohns Karl die Reichsinsignien übergeben hatte. Vgl. Funck, «L. der Fromme» (Frankf. 1832).

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 805, König der Deutschen von 843—876, der Gründer eines selbständigen Deutschen Reichs, erhielt in der ersten Theilung seines Vaters 817 Baiern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber in den beiden neuen, zu Gunsten des spät geborenen Karl gemachten Theilungen, 823 und 838, so verkürzt und zurückgesetzt, daß er dem langwierigen, immer wieder sich erneuernden Kriege seiner Brüder Lothar und Pipin gegen den Vater sich anschloß. Sogleich nach des Vaters Tode (840) begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches Lothar gern allein sich zugeeignet hätte. Aber L. und Karl vereinigten sich gegen denselben, schlugen ihn in der Schlacht bei Fontenai 841 und nöthigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen hatte, 843 zum Theilungsvertrag zu Verdun (s. d.), durch welchen L. Deutschland bis zum Rhein und überdies Mainz, Speier und Worms

als künftiges Besitzthum zuerkannt wurden. Wenn L. schon während seiner Statthalterschaft in Baiern wiederholte Kämpfe mit den von Südost heranbringenden Bulgaren und mit einzelnen slaw. Völkerschaften zu bestehen hatte, so machten ihm nach seinem Regierungsantritte vor allem die Einfälle der Normänner viel zu schaffen, die, jährlich im Rhein- und Frieslande sich wiederholend, nach der Einäscherung Hamburgs ihn endlich zwangen, 858 das Erzbisthum Hamburg mit dem Bisthum von Bremen zu vereinigen. Auf die Einladung einer mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Partei brach er 858 mit drei Heeren von Worms auf, setzte sich in den Besitz Frankreichs und glaubte einen Augenblick, Ost- und Westfranken unter seinem Scepter vereinigen zu können. Aber die Großen, durch seine kräftige Regierungsweise geschreckt, und das Volk, durch die deutschen Besatzungen bedrückt, fingen an, wieder zu Karl, der indeß Anhänger in Burgundien gesammelt hatte, sich zu neigen, und L., im entscheidenden Momente vom franz. Heere verlassen, sah sich genöthigt, Frankreich zu räumen. Einen Aufruhr seines Sohns Karlmann 862 dämpfte er sehr bald. Auch gelang es ihm, als Lothar von Lothringen gestorben war, von Karl dem Kahlen die Hälfte des von ihm in Besitz genommenen Landes auf friedlichem Wege zu erlangen. Dagegen betrog ihn Karl nach Ludwig's II. Tode durch listige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder dafür zu bestrafen, starb er 28. Aug. 876 zu Frankfurt. Seine drei Söhne theilten, nachdem sie erst einen Eroberungsversuch ihres Oheims, Karl's des Kahlen, auf Deutschland durch die siegreiche Schlacht bei Andernach 876 zurückgewiesen, zu Hohenaltheim ihres Vaters Erbe so unter sich, daß Karlmann Baiern, Kärnten und die angrenzenden zinsbaren Länder der Slawen (Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn), Ludwig der Jüngere Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, Karl der Dicke Schwaben vom Main bis in die Alpen erhielt. Ludwig der Jüngere erwarb zu seinen Besitzungen nach Ludwig's des Stammlers von Frankreich Tode 879 noch die westl. Hälfte von Lothringen und, als sein Bruder Karlmann 880 starb, auch Baiern, welche Länder sämmtlich nach seinem Hinscheiden 882 an Karl den Dicken (gest. 887) fielen, der, obgleich schwach und unfähig, Karl's d. Gr. Reich in seiner Hand noch einmal vereinigte. Vgl. Meyer von Knonau, «Ueber Nithard's Vier Bücher Geschichte» (Lpz. 1866).

Ludwig II., röm. Kaiser von 855—875, ältester Sohn Lothar's I., geb. um 822, wurde von seinem Vater 844 nach Rom gesendet, um den Zwiespalt zwischen den Päpsten Sergius und Johannes zu schlichten, setzte den erstern als rechtmäßigen Papst ein und ließ sich von ihm zum Könige der Longobarden krönen. Bereits 850 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen, folgte er diesem 855 im Besitze Italiens und des Kaiserthums, während der zweite Bruder, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde nebst einem Theile von Helvetien und Burgund, der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. In der Zeit des Bruderkriegs in Deutschland hatten die Sarazenen in Italien bedeutende Eroberungen und viele ital. Große sich unabhängig gemacht. Aber L. schlug nicht nur die erstern 848 bei Benevent und entriß ihnen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari, sondern demüthigte auch die letztern. Ebenso behauptete er gegen die Griechen das Kaiserthum, das diese im Einverständniß mit einer Partei in Rom wieder mit dem Throne von Konstantinopel zu vereinigen strebten. Nach dem kinderlosen Tode Karl's von Burgundien, 863, theilten die beiden andern Brüder dessen Reich unter sich, und als bald darauf, 869, auch Lothar starb, benutzten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche L.'s Bedrängnisse in Italien und bemächtigten sich, ohne Rücksicht auf das Näherrecht desselben, Lothringens. Die beiden Brüder theilten auch das Land 9. Aug. 870 zu Marsan. Doch gab Ludwig der Deutsche bald darauf 872 seinem Neffen L., an den auch seine Tochter Ingelberg vermählt war, seinen Antheil heraus und nahm diesen erst wieder, als L. 13. Aug. 875 ohne männliche Erben starb. Seines übrigen Reichs bemächtigte sich Karl der Kahle.

Ludwig III. oder das Kind, der Sohn des deutschen Königs Arnulf (s. d.), geb. 893, erhielt 900, obgleich erst sechs Jahre alt, auf Betrieb des Sachsenherzogs Otto, des Markgrafen Luitpold von Oesterreich und des Erzbischofs Hatto von Mainz die deutsche Königskrone, weil diese Männer unter dem Namen dieses Kindes als Obervormünder des Reichs selbst regieren wollten, und nahm 908 den Kaisertitel an. Außer der Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland, bezeichnet kein glückliches Ereigniß die kurze Zeit seiner Regierung. Unaufhörliche Fehden, von denen die babenbergische (902—905) am berühmtesten geworden, machten die Vasallen immer übermüthiger und trotziger, und wiederholte Einfälle der Ungarn verödeten und verwüsteten aufs furchtbarste die Provinzen des Landes. Schon 907 waren die Ungarn in Baiern eingedrungen, hatten den ihnen entgegengesendeten Herzog Luitpold überfallen und mit seinem ganzen Heere aufgerieben. Im nächsten Jahre zogen sie verheerend durch Thüringen,

wo Herzog Burkhard, und in den J. 909 und 910 durch Schwaben und Franken, wo Graf Gebhard im Kampfe gegen sie nutzlos den Tod fand. Nur die Zahlung eines jährlichen Tributs verschaffte Deutschland vor ihnen Ruhe. Unter solchem Misgeschick starb L. 911 unvermählt, und mit ihm erlosch der karolingische Stamm in Deutschland. (S. Karolinger.) Das Bedürfniß eines kräftigen Regenten veranlaßte die Fürsten, zu L.'s Nachfolger den Herzog Konrad I. (s. d.) von Franken zu wählen.

Ludwig IV. oder der Baier, deutscher Kaiser, 1314—47, der Sohn Ludwig's des Strengen, Herzogs von Baiern, geb. 1286, wurde nach Heinrich's VII. Tode 1314 von fünf Kurfürsten zum Kaiser erwählt, während die übrigen für den Herzog Friedrich von Oesterreich stimmten. Zu Wien mit seinen Verwandten, des Herzogs Albrecht von Oesterreich Söhnen, erzogen, folgte er 1294 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter, Mathilde von Habsburg, wurde 1300 Mitregent seines ältern Bruders Rudolf und erhielt 1310 bei der Theilung den Landstrich am linken Ufer der Isar. Infolge der zwiespältigen Wahl der Fürsten brach sehr bald zwischen den beiden Gegenkaisern L. und Friedrich ein Bürgerkrieg aus, der acht Jahre lang Deutschland verheerte. Selbst die bei Mühldorf in Baiern 1322 durch den kriegserfahrenen Seifried Schweppermann glorreich gewonnene Schlacht und die Gefangennehmung Friedrich's bei dieser Gelegenheit vermochten den Krieg nicht zu beendigen, weil Friedrich's Bruder Leopold und der Papst für sich den Kampf gegen L. eifrig fortsetzten. L. hatte inzwischen seinen Bruder Rudolf von der Pfalz, der aus Neid über dessen Erhebung sich an Oesterreich anschloß, 1317 vertrieben und dessen Länder in Besitz genommen. Nach dem Tode desselben fand er sich jedoch bewogen, mit dessen Söhnen 1329 einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Erbe wieder erhielten und die Kurwürde zwischen Baiern und der Pfalz künftig wechseln sollte. Zugleich verlieh er, seine Hausmacht zu verstärken, seinem ältesten Sohne Ludwig 1322 die erledigte Mark Brandenburg und unterstützte, um den siegreichen Fortschritten des Papstes in Oberitalien Einhalt zu thun, die hartbedrängten Visconti in Italien, die dadurch den Sieg über die guelfische Partei errangen. Der Papst Johann XXII., hierdurch zu noch heftigerm Hasse gegen L. aufgeregt, schleuderte nicht nur 1324 den Bannstrahl gegen ihn, sondern wiegelte auch die Polen und Russen auf, die in Brandenburg einfallen mußten, und knüpfte zwischen Oesterreich und Frankreich gegen den Kaiser ein heimliches Bündniß. Dies bewog L., sich mit Friedrich auszusöhnen und diesen unter der Bedingung der Thronentsagung und Ausantwortung der besetzten Städte und Reichsgüter in Schwaben freizulassen; andererseits verpflichtete er den König Johann von Böhmen durch ein Bündniß, daß er die ihm ohnehin verhaßten Polen bekämpfen sollte. Da aber Friedrich, durch seinen Bruder Leopold verhindert, die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen konnte, kehrte er zu L. zurück, der, durch solche edle Treue gerührt, mit ihm die Herrschaft zu theilen beschloß, eine Absicht, die jedoch an der Weigerung der Kurfürsten scheiterte. Bald darauf, 1327, machte L. einen Zug nach Italien, ließ sich zu Mailand zum König von Italien, zu Rom zum Kaiser krönen, bestrafte den verrätherischen Galeazzo Visconti, setzte an Johann's XXII. Stelle Nikolaus V. als Papst ein und begann in Verbindung mit einer sicil. Flotte die Florentiner und den König von Neapel zu bekriegen. Eine Empörung der Römer und andere gefahrdrohende Bewegungen in Italien nöthigten ihn aber, bei der Schwäche seines durch Krankheiten zusammengeschmolzenen Heeres, zuerst 1329 nach Oberitalien, dann 1330 nach Deutschland zurückzueilen. Die Kunde, die er hier von seines Nebenbuhlers Friedrich Tode erhielt, bewog ihn, nunmehr eine Aussöhnung mit den andern Herzogen von Oesterreich zu suchen, zu welcher diese, da L.'s zeitheriger ärgster Feind, Herzog Leopold, 1326 gestorben war, gegen eine bestimmte Entschädigung für die Kriegskosten auch bald sich bereitwillig finden ließen. Durch die Vermittelung Johann's von Böhmen, der sich L. für Uebertragung des Reichsvicariats in Italien gern dankbar erweisen wollte, war dieser Vertrag zu Stande gekommen. Minder glücklich wirkte indeß Johann für eine Aussöhnung zwischen dem Papste Johann XXII. und dem Kaiser, so sehnlich der letztere eine solche auch wünschte. Der Einfluß der franz. Staatskunst auf die jetzt zu Avignon residirenden Päpste machte alle Versuche einer friedlichen Ausgleichung mit Benedict XII. fruchtlos, sodaß, als selbst die demüthigsten Anerbietungen des Kaisers zu keinem Ziele führten, die deutschen Fürsten sich ermannten, den Kaiser eigenmächtig vom Banne lossprachen und auf dem Kurvereine zu Rense am Rhein, 15. Juli 1338, einmüthig den zum Reichsgesetz erhobenen Beschluß faßten, «daß, wer auf rechtmäßige Weise von der Mehrheit der Kurfürsten auf den deutschen Thron erhoben worden, für einen wahren und rechtmäßigen Kaiser und König zu halten sei, ohne erst der Einwilligung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen». Hierdurch gesichert, benutzte L., wenn auch nicht

ohne Willkür und Machtstreiche, die nächste Zeit zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Außer Brandenburg nahm er 1341 ohne Rücksicht auf seine Vettern die Länder Heinrich's von Niederbaiern in Besitz, vermählte hierauf die berühmte Margarethe Maultasche, die er eigenmächtig von ihrem Gemahl Johann Heinrich von Böhmen schied, mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, brachte mit ihr Tirol an sein Haus und erwarb endlich durch seine Gemahlin Margaretha, die Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland, auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Aber wennschon die unrechtliche Erwerbung Tirols das durch Böhmen so mächtige Haus Luxemburg ihm zu unversöhnlichem Haß verfeindete, so führte der Tod Benedict's XII. in Clemens VI. ihm noch besonders einen Gegner zu, der an Feindseligkeit Johann XXII. weit übertraf. Nicht genug, daß dieser am Gründonnerstage 1346 aufs neue feierlich den Bann über ihn aussprach, so forderte er auch die deutschen Fürsten zu einer neuen Kaiserwahl auf, entsetzte den L. befreundeten Erzbischof von Mainz, vergab den erzbischöfl. Stuhl an den Grafen Gerlach von Nassau und wußte durch diesen einen Theil der übrigen deutschen Fürsten so zu gewinnen, daß sie 11. Juli 1346 zu Rense an L.'s Stelle den Markgrafen Karl von Mähren als Karl IV. (s. d.) zum Kaiser wählten. Zwar konnte es Karl nicht zur Anerkennung bringen, und Ludwig von Brandenburg schlug ihn sogar aus Tirol, welches er zu erobern kam, heraus; doch L. starb, als er sich zu einem neuen Römerzuge rüstete, plötzlich auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld, unfern München, 11. Oct. 1347. Er wurde in der Frauenkirche zu München begraben, wo ihm 1622 Kurfürst Maximilian I. ein Denkmal errichtete. Die Stelle, wo er starb, hat Maximilian Joseph von Baiern durch eine marmorne Spitzsäule ausgezeichnet. Vgl. Mannert, «Kaiser L. IV.» (Landsh. 1812); Dönniges, «Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrh.» (Berl. 1841).

Ludwig IX. oder der Heilige, König von Frankreich, 1226—70, der Sohn Ludwig's VIII. und Blanca's von Castilien, geb. 25. April 1215, folgte 1226 seinem Vater unter der Vormundschaft der Mutter, die auch die Regentschaft führte. Die Großen versuchten zwar gegen die Ausländerin Widerstand und wollten sich 1228 durch Gewalt des Königs bemächtigen, wurden aber von Blanca bezwungen. Auf Andringen des Papstes und des berüchtigten Legaten Romanus unterdrückte Blanca auch die Albigenser (s. d.), richtete den Grafen Raymund VII. von Toulouse zu Grunde und nahm demselben den größten Theil seiner Länder. Als der König volljährig geworden, weigerte sich Hugo de la Marche, den Vasalleneid zu leisten, und rief seinen Schwager Heinrich III. von England zu Hülfe; doch L. schlug letztern 1242 bei Taillebourg und Saintes. Die Bedrängnisse der Christen im Orient erweckten damals aufs neue die Schwärmerei der abendländ. Welt. Auch L. that 1244 in einer schweren Krankheit das Gelübde, als Kreuzfahrer in Person aufzutreten. Nachdem er seine Mutter zur Regentin eingesetzt, segelte er im Aug. 1248 mit einem Heere von 40000 Mann nebst seinen Brüdern Robert und Karl und seiner Gemahlin nach Cypern, von wo er im nächsten Frühjahre nach Aegypten übersetzte, um nach Eroberung dieses Landes Palästina leichter behaupten zu können. Er landete 4. Juni 1249 zu Damiette, schlug das mohammed. Heer und nahm die Stadt, rückte aber erst im Nov. den Nil bis Mansura hinauf, wo sich der Feind am andern Ufer befand. Nachdem das Kreuzheer zwei Monate mit Ableitung des Nil verloren, zeigte ein Araber eine Furt, durch welche endlich der größte Theil der Franzosen über den Fluß gelangte. Des Königs Bruder Robert drang jedoch blindlings in den schon fliehenden Feind und wurde mit seinem Corps gänzlich niedergehauen. L. sah sich deshalb mit der geschwächten Hauptmacht zum Rückzuge genöthigt und alsbald von allen Seiten so hart bedrängt, daß er sich 5. April 1250 mit seinen Brüdern Karl und Alfons, welcher letztere ihm Verstärkungen gebracht hatte, gefangen geben mußte. Obschon in schrecklicher Lage, wußte er sich doch die Hochachtung der Mohammedaner zu erwerben und wurde mit den Seinigen 7. Mai gegen ein Lösegeld von 100000 Mark Silber wieder freigelassen. Mit dem Reste von kaum 6000 Mann schiffte er sich nach Acre ein und blieb, von religiösem Eifer beseelt, noch vier Jahre im Heiligen Lande, bis ihn der Tod seiner Mutter 1254 zur Rückkehr nöthigte. Er gab zwar den Gedanken an einen zweiten Kreuzzug nicht auf, widmete sich aber doch mit Ernst den Angelegenheiten des Reichs. Nachdem er durch Vertrag und Heimfall viele Provinzen mit der Krone vereinigt, schloß er 1259 mit Heinrich III. von England einen Vergleich, in welchem er den Engländern freiwillig einige franz. Besitzungen bewilligte. Höchst wichtig waren die Reformen, die er im Justizwesen vornahm. (S. Frankreich.) Er schaffte die Gottesurtheile ab, gewöhnte die Großen an die Appellationsinstanzen seiner Dominialländer und brachte selbst ein Gesetzbuch, die «Établissements de St.-Louis», zu Stande. Freilich wurde dabei das Volksrecht unterdrückt und der Grund zum königl. Despotismus gelegt.

Nach dreijähriger Vorbereitung entschloß er sich endlich, obschon ihm selbst der Papst abrieth, zu einem neuen Kreuzzuge. Nachdem er eine Regentschaft eingesetzt und die kirchliche Ordnung durch eine Pragmatische Sanction gesichert hatte, ging er 1. Juli 1270 mit 30000 Mann und in Begleitung seiner Söhne Philipp, Tristam und Peter nach Sardinien unter Segel. Hier erst offenbarte er, daß der Zug gegen Tunis gerichtet sei, und sein Bruder Karl von Anjou, der seit 1266 das Königreich Sicilien usurpirt hatte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse und versprach ihm Unterstützung. Die Absicht dabei war, dem Sultan von Aegypten die wichtigste Hülfsquelle zu entziehen, das Mittelmeer frei zu machen und durch die Eroberung des reichen Tunis die Schätze für weitere Expeditionen zu gewinnen. Nach der Landung des Kreuzheers an der afrik. Küste und der Einnahme von Karthago machte L. auch sogleich Anstalt zur Belagerung von Tunis. Doch im franz. Lager brach eine verheerende Seuche aus, welcher der größte Theil des Heeres und 25. Aug. 1270 auch der König selbst unterlag. Sein Sohn und Nachfolger Philipp III. (s. Capetinger) schloß mit dem König von Tunis eiligst Frieden und kehrte mit der Leiche des Vaters nach Frankreich zurück. L. besaß einen hohen, kühnen Geist, der freilich durch die Schwärmerei seiner Zeit verdunkelt war. In seinem Privatleben folgte er nur zu häufig seiner Mutter und seinen Umgebungen; gegen den Papst und den Klerus aber erwies er sich stets fest. Ungeachtet der unglücklichen Kreuzzüge erhob sich Frankreich unter ihm außerordentlich. Bonifaz VIII. sprach ihn 1297 heilig. Vgl. Sieur de Joinville, «Histoire de St.-Louis» (beste Ausgabe von Michel, Par. 1858); Beugnot, «Essai sur les institutions de St.-Louis» (Par. 1821); Villeneuve-Trans, «Histoire de St.-Louis» (3 Bde., Par. 1839); Faure, «Histoire de Saint-Louis» (2 Bde., Par. 1866).

Ludwig XI., König von Frankreich, 1461—83, der älteste Sohn Karl's VII. (s. d.) und der Marie von Anjou, geb. 3. Juli 1423, wurde schon 1436 mit Margarethe von Schottland verheirathet. Von Jugend auf zeigte er einen harten, herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter; er verfolgte die Räthe seines Vaters und behandelte die achtbare Agnes Sorel (s. d.) in gemeiner Weise. Von den unzufriedenen Großen ließ er sich 1440 zur Theilnahme an der offenen Empörung, der Praguerie, verleiten. Der König schickte ihn hierauf mit den unbeschäftigten Söldnern gegen die Schweizer, wobei er sich klug und tapfer benahm. 1451 vermählte er sich eigenmächtig mit der neunjährigen Charlotte von Savoyen, um gegen den Hof einen Rückhalt zu haben. Seine Erpressungen in der Dauphiné, die er als Kronprinz regierte, verbunden mit neuen Anschlägen gegen den Thron, bewogen endlich den König, ein Truppencorps zur Gefangennehmung des Sohnes abzuschicken. Der Dauphin entwich jedoch nach Brabant und lebte hier unter dem Schutze des Herzogs von Burgund bis zum Tode des Vaters. Als ihm 1461 die Krone zufiel, begann er sogleich eine harte Verfolgung der alten Räthe und die Unterdrückung der Großen, namentlich der Häuser Burgund und Bretagne, was zu einer Coalition des Adels (la ligue du bien public) führte, an deren Spitze Karl der Kühne (s. d.), der spätere Herzog von Burgund, stand. Ungeachtet L. ein starkes Heer sammelte und die Städte gewann, würde er doch unterlegen sein, hätte er nicht seine Feinde durch List zu trennen gewußt. Als der Krieg wieder auszubrechen drohte, weil er seinem Bruder, dem Herzog von Berri, gegen die Verträge von Conflans und St.-Maur die Normandie entriß, lud er Karl den Kühnen im Oct. 1468 zu einer friedlichen Ausgleichung nach Péronne. Da der Herzog mit der Ankunft zögerte, wiegelte er gegen denselben die Lütticher auf, wurde aber dafür von Karl gefangen genommen und hart behandelt. Sobald sich L. frei sah, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis in den Dec. 1472 dauerten. In diesem Jahre trat auch Comines (s. d.) in des Königs Dienste und wurde fortan das Hauptwerkzeug von dessen Politik. Während Karl der Kühne mit Eduard IV. von England eine Bündniß zur Eroberung Frankreichs schloß, verband sich L. mit den Schweizern und dem Herzog Renatus von Lothringen. Eduard IV. erschien 1475 in der That mit einem Heere in Frankreich, ließ sich aber, da ihn der Herzog von Burgund nicht unterstützte, 29. Aug. den Frieden von L. für 75000 Goldthaler und ein Jahrgeld abkaufen. Fortan sah L. den Kämpfen und dem Untergange seines Erbfeindes aus der Ferne zu. Nach dem Tode Karl's des Kühnen (1477) suchte er dessen Erbtochter, Maria, so viel als möglich an Land zu entreißen. Er nahm die burgund. Städte in der Picardie, Artois, Flandern, Hennegau und das ganze Herzogthum Burgund als eröffnetes Mannslehn. Der Franche-Comté bemächtigte er sich, um die Provinz für die Herzogin Maria, die sich mit dem Dauphin vermählen würde, in Verwahrung zu nehmen. Als jedoch Maria nicht den siebenjährigen Dauphin, sondern den Erzherzog Maximilian heirathete, griff er zu den Waffen und brachte es endlich 23. Dec. 1482 zum Frieden von Arras. Vermöge desselben sollte Maximilian's Tochter, Mar-

garethe, mit dem Dauphin, dem spätern Karl VIII. (s. d.), vermählt werden und unter anderm die Grafschaften Burgund und Artois als Heirathsgut mitbringen. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme wurde im Vertrage nicht mehr gedacht. Eine andere wichtige Erwerbung machte L., indem er durch Ränke den alten Titularkönig von Neapel und Grafen von Provence, Renatus von Anjou, bewog, den kinderlosen und ihm ergebenen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481, und nun nahm L. die Grafschaften Provence und Forcalquier sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. Uebrigens blieb seit L.'s Regierung auch die Dauphiné mit der Krone vereinigt. In den letzten Jahren litt L. an Krämpfen, Wuthausbrüchen und schrecklicher Furcht vor dem Tode. Weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Plessis-les-Tours ein, die von zahlreichen Bogenschützen bewacht und mit spitzen Eisengittern und Fußangeln umgeben war. Seine Gesellschaft bestand aus einigen alten Dienern und dem Leibarzte Coctier, der ihn furchtbar knechtete und vor dem er oft in der Angst auf die Knie fiel. Als keine Arznei half, wendete er sich an Wunderthäter und ließ aus allen Ländern Reliquien herbeischaffen. In diesem Zustande hielt er überall seine Spione, setzte Beamte ab und ein und ließ die bestrafen, welche nicht an sein Wohlbefinden glauben wollten. Er starb 30. Aug. 1483. Mehr als 4000 Personen soll er, und zwar meist heimlich und ohne Form, haben hinrichten lassen. Doch hinterließ er, durch Unterdrückung des Feudaladels und Begünstigung des Bürgerthums, die königl. Macht gestärkt und das Reich geordnet. Unter ihm hoben sich die Steuern von 2 auf beinahe 5 Mill. Livres. Mit dem Papste suchte er durch Aufhebung der von seinem Vater hergestellten Pragmatischen Sanction in gutem Vernehmen zu bleiben. Als Freund der Wissenschaften vermehrte er die Bibliothek, reformirte die Universität zu Paris und zog gelehrte Griechen ins Land. Für den Staatsdienst richtete er auch zuerst regelmäßige Posten ein. Auch gilt er für den Verfasser der «Cent Nouvelles nouvelles», einer Nachahmung des «Decamerone», und des «Rosier des guerres», einer Instruction für seinen Sohn. Vgl. Comines' «Mémoires», die Lenglot-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) vollständig herausgab; Duclos, «Histoire de Louis XI» (Par. 1745).

Ludwig XII., König von Frankreich, 1498—1515, geb. 27. Juni 1462, war der Urenkel Karl's V. und der Sohn des Herzogs von Orleans (s. Valois) und der Maria von Kleve. Nach dem Willen Ludwig's XI. hatte er absichtlich eine schlechte Erziehung genossen und zeigte sich als Jüngling gewaltthätig und verschwenderisch. Unter Karl VIII. (s. d.) stritt er mit dessen Schwester Anne de Beaujeu um die Regierungsgewalt und mußte dafür dreijähriges Gefängniß erdulden. Als er nach des erbelosen Karl Tode 1498 als erster Prinz von Geblüt den Thron bestieg, zeigte er sich hingegen mild und gerecht. Er mäßigte die Auflagen und verbesserte die Rechtspflege, gerieth aber wegen Abkürzung der Processe mit der pariser Universität in heftigen Streit. Zum Minister wählte er den spätern Cardinal und Erzbischof von Rouen, Georg von Amboise. Nachdem er sich von Jeanne, der Tochter Ludwig's XI., hatte scheiden lassen, heirathete er 1499 aus Neigung und Politik die schöne Witwe seines Vorgängers, Anna von Bretagne, die ihn mit dem Minister beherrschte. Als Enkel der mailänd. Prinzessin Valentine, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti, machte er Ansprüche auf Mailand, die sich jedoch nur auf den Ehevertrag der Großältern gründeten. Er zog den Papst Alexander VI., die Schweizer, die Venetianer und den Herzog von Savoyen in sein Interesse und sendete im Aug. 1499 unter dem Italiener Trivulzio ein Heer über die Alpen, welches ohne Widerstand den Herzog Ludwig Sforza vertrieb und Mailand in Besitz nahm. Als der Herzog im Jan. 1500 mit einem Corps von Schweizern zurückkehrte, nahm er denselben durch Verrath gefangen und ließ ihn zu Loches in einen engen Kerker sperren, wo der Unglückliche nach zehnjähriger Gefangenschaft starb. Sodann verband er sich mit Ferdinand von Aragonien zur Eroberung des Königreichs Neapel, auf das er von seinem Vorgänger Ansprüche ererbt zu haben glaubte. Das Land wurde von span. und franz. Truppen besetzt, und der entthronte König Friedrich begab sich nach Frankreich und begnügte sich hier mit der Landschaft Anjou und einem Jahrgehalte. Ueber die Theilung von Neapel brach aber unter den Siegern selbst Krieg aus, der erst im Oct. 1505 beigelegt wurde, indem sich Ferdinand mit L.'s Schwestertochter, Germaine de Foix, unter der Bedingung vermählte, daß die Kinder dieser Ehe Neapel erhalten sollten. Inzwischen hatte L. auch den röm. König Maximilian, den Oberlehnsherrn von Mailand, gewonnen, mit dessen Sohn, dem Erzherzog Philipp, er einen Vertrag einging, nach welchem dieser L.'s älteste Tochter, Claudia, heirathen und die Bretagne als Mitgift erhalten sollte. Diesen unpolit. Vertrag mußten jedoch 1506 die Stände zu Blois für ungültig erklären, worauf der König die Tochter mit seinem

Vetter, dem Herzoge von Angoulême, dem spätern Könige Franz I. (s. d.), verlobte. Um den Papst Julius II. und den nunmehrigen Kaiser Maximilian zu beschwichtigen, trat L. der berühmten, zur Demüthigung Venedigs im Dec. 1508 geschlossenen Ligue von Cambray (s. Liga) bei. Doch trennte sich der Papst, nachdem er seine Städte zurückerhalten, von der Ligue und suchte zugleich die andern Verbündeten zum Rücktritt zu bewegen, weil er die Franzosen mehr als die Venetianer fürchtete. In dieser schwierigen Lage starb 25. Mai 1510 der Cardinal von Amboise, und L. mußte nun seine Angelegenheiten selbst führen. Er erneuerte mit dem Kaiser 17. Nov. 1510 zu Blois die Ligue und berief 1511 ein Concil nach Pisa, das der päpstl. Macht entgegentreten sollte, das aber nur von der franz. Geistlichkeit besucht war. Der Papst eröffnete dagegen ein Concil im Lateran, dem nur Italiener beiwohnten, und schloß 4. Oct. 1511 zur Vertreibung der Franzosen aus Italien mit Ferdinand von Aragonien und den Venetianern eine Heilige Ligue, der auch Heinrich VIII. von England beitrat. L. befahl nun seinem Neffen, dem jungen Gaston de Foix, Herzog von Nemours, der damals Statthalter zu Mailand war, mit den verbündeten Franzosen und Deutschen den Feldzug zu eröffnen. Derselbe nahm Bologna und schlug die Venetianer zu Brescia, sowie 1512 die päpstl. Truppen bei Ravenna, wobei er umkam. Diese Fortschritte L.'s in Italien erregten allgemeinen Schrecken, und der Papst brachte es endlich dahin, daß sich die Schweizer wie die kaiserl. Truppen von den Franzosen trennten. Vor einem Corps Schweizer, das auf Befehl des Papstes der Cardinal-Bischof von Sitten, Matthias Schinner, anführte, mußten die geschwächten Franzosen im Juni 1512 über die Alpen zurückkehren, und Mailand wurde von dem Kaiser an Maximilian Sforza verliehen. L. befand sich jetzt in großer Verlegenheit, zumal da ihn der Papst in den Bann that. Er verband sich 23. März 1513 mit den Venetianern und schickte ein neues Heer nach Italien, das Mailand bis auf einige feste Plätze besetzte, aber schon im Juni von den mit Sforza verbundenen Schweizertruppen wieder vertrieben wurde. Unterdeß war Heinrich VIII. von England mit 45000 Mann in Frankreich angekommen und belagerte Terouenne, wobei auch der Kaiser mit einem Corps Niederländer erschien. L. schickte den Verbündeten ein zusammengerafftes Heer unter Longueville entgegen, das 17. Aug. 1513 bei Guinegate geschlagen wurde. Weil die Franzosen dabei mehr die Sporen als die Waffen gebrauchten, so nannte man das Treffen die Sporenschlacht (la journée des éperons). Zu gleicher Zeit brach ein starkes Corps von Schweizern und Deutschen unter dem Herzoge Ulrich von Würtemberg in Burgund ein und belagerte Dijon. Indeß gewann Latremouille, der in der Festung lag, die Schweizer durch Geld und Versprechungen, sodaß das Corps auseinanderging. Auch der übrigen Feinde wußte sich L. durch seine große Unterhandlungskunst zu entledigen. Er stellte den neuen Papst Leo X. durch die Vereinigung des pisanischen mit dem lateranischen Concil, den König Ferdinand von Aragonien aber durch Aufgeben der Ansprüche auf Neapel zufrieden. Nachdem er mit dem Kaiser im März 1514 Waffenstillstand geschlossen, schloß er auch 7. Aug. mit Heinrich VIII. Frieden, dem er die Stadt Tournay überließ und 1 Mill. Goldkronen zahlte. Da er 9. Jan. 1513 seine Gemahlin verloren, vermählte er sich zugleich mit Heinrich's VIII. Schwester, Maria, sodaß ihm rücksichtlich seiner Plane auf Italien der mächtigste Fürst nicht mehr entgegenstand. L. vergaß an der Seite seiner jungen Gemahlin Alter und Schwachheit und starb, zwölf Wochen nach der Hochzeit, 1. Jan. 1515 unter Vorbereitungen zur Wiedereroberung Mailands. Ungeachtet seiner unglücklichen Unternehmungen wurde er von dem Volke geliebt und seines Eifers wegen, die öffentliche Noth zu lindern, der Vater des Volks genannt. Um keine neuen Steuern aufzulegen, machte er die Civilämter käuflich, was große Uebelstände hervorrief. L.'s Nachfolger war Franz I. (s. d.). Vgl. «Histoire de Louis XII» (Par. 1615) von Auton, Seyssel u. a.; «Histoire de la ligue faite à Cambray» (Haag 1729); Baudier, «Histoire de l'administration du cardinal d'Amboise» (2 Bde., Par. 1634); Röderer, «Louis XII et François I» (2 Bde., Par. 1825).

Ludwig XIII., König von Frankreich, 1610—43, der Sohn Heinrich's IV. (s. d.) und der Maria von Medici (s. d.), wurde 27. Sept. 1601 geboren und bestieg nach der Ermordung des Vaters 14. Mai 1610 den Thron. Seine Mutter, die mit der Vormundschaft auch die Regentschaft an sich riß, verließ sogleich das polit. System ihres Gemahls, verband sich mit Spanien und verlobte den König mit der Infantin Anna und ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien. Diese dem Interesse Frankreichs zuwiderlaufende Politik erregte die Besorgnisse der Hugenotten (s. d.) und machte die Regentin zumal als Ausländerin verhaßt. Die Prinzen und Großen, die sich überdies von der Regierung verdrängt sahen, verließen den Hof und rüsteten sich unter dem Vorwande des Staatswohls zum Kriege. Nachdem der Hof 5. Mai 1614 zu St.-Menehould mit den Großen Frieden geschlossen, bestätigte der König bei seiner Mündig-

keitserklärung im Sept. das Edict von Nantes und berief im Oct. die versprochene Reichsversammlung, die allen Beschwerden abhelfen sollte. Indeß wußte der Hof die Wirksamkeit der Stände zu lähmen und entließ dieselben, als sie die schmähliche Finanzverwaltung der Königin-Mutter untersuchen wollten, für immer. Die Großen waren besonders empört, daß der Florentiner Concini, den Maria zum Marquis d'Ancre und zum Marschall erhoben hatte, Staat und Hof unumschränkt beherrschte. Der Prinz Heinrich II. von Condé (s. d.) verließ deshalb die Hauptstadt und zog wieder Truppen zusammen. Da auch die Hugenotten auf die Seite der Großen traten, so suchte der Hof, nachdem sich der König 25. Nov. 1615 zu Bordeaux mit Anna von Oesterreich vermählt hatte, die Parteien durch den 4. Mai 1616 zu Loudun geschlossenen Vertrag zu beschwichtigen. Dessenungeachtet blieb der Hof der Schauplatz von Cabalen, die das öffentliche Wesen zerrütteten. Am 1. Sept. 1616 ließ sogar Concini den Prinzen Condé in die Bastille bringen und hob dadurch sich und seine Gönnerin, die Königin-Mutter, auf den Gipfel der Macht. Ein Edelmann, de Luynes, hatte jedoch die Freundschaft des Königs gewonnen und beschloß, Concini zu stürzen. Mit Vorwissen des Königs wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, die Königin-Mutter aber in Haft genommen. Die Großen kehrten nach der Palastrevolution an den Hof zurück, fanden aber die Allgewalt des neuen Günstlings de Luynes, der sogleich zum Pair und Herzog stieg, so unerträglich, daß viele an den Hof der nach Angers geflüchteten Königin-Mutter gingen und Anstalten zum Kriege trafen. Doch der König zwang die Unzufriedenen an der Spitze eines Heeres zur Unterwerfung. Hierauf überzog er auf Anstiften de Luynes' die meist von Protestanten bewohnte Landschaft Béarn und unterdrückte die Privilegien der Provinz. Die Protestanten begannen deshalb den ersten Religionskrieg, in welchem sie fast sämmtliche Sicherheitsplätze verloren und der im Nov. 1622 endete. Nach dem Tode de Luynes' trat 1624 der spätere Cardinal-Herzog von Richelieu (s. d.) in den Staatsrath. Dieser überlegene Geist unterjochte alsbald den schwachen König, riß als Minister die Staatsgewalt an sich und gab der Regierung eine feste Richtung. Nach seinem polit. System, welches die Monarchie Ludwig's XIV. vorbereitete, sollte durch Unterjochung der Großen, der Protestanten und Parlamente die königl. Gewalt unumschränkt gemacht werden. Nach außen nahm Frankreich die Demüthigung des Hauses Habsburg wieder auf. Auf Betrieb des Ministers wurden noch im Winter 1624 die Spanier aus dem Veltlin vertrieben und dieser Schlüssel von Italien den Graubündtnern zugesichert. Die Protestanten aber benutzten die Händel im Veltlin und griffen, von der Stadt Larochelle aufgefordert, nochmals zu den Waffen. Der Herzog von Soubise richtete die königl. Flotte zu Grunde, und Rohan zog die prot. Streitkräfte in Languedoc zusammen. Obschon der Marschall Montmorency im Sept. 1625 die Larocheller besiegte, schloß doch der Hof vorläufig 25. Febr. 1626 Frieden. Der König rief im Dec. 1626 die Notablen zusammen und erhielt dadurch die Mittel zur Ausrüstung einer Flotte und eines bedeutenden Landheeres. Während die große engl., den Protestanten zu Hülfe geschickte Expedition wegen Unfähigkeit des Herzogs von Buckingham fast wirkungslos blieb, eröffnete nun L. im Oct. 1627 in Person die Belagerung von La-Rochelle (s. d.). Die unglückliche Stadt mußte sich endlich 28. Oct. 1628 ergeben. Die Protestanten verloren hiermit ihr letztes Bollwerk und waren fortan der Gnade des Hofs anheimgegeben, der ihnen jedoch freie Religionsübung ließ. Durch den Tod Vincent's II. aus dem Hause Gonzaga war seit 1627 das Herzogthum Mantua erledigt worden, und unter andern machte darauf ein franz. Vasall, der Herzog von Nevers, aus einer jüngern Linie der Gonzaga, Ansprüche. Da indeß der Kaiser auf Anstiften Spaniens die Belehnung verweigerte, so brach L. im Febr. 1629 mit einem starken Heere über die Alpen, schlug den Kaiser, nahm Mantua im Interesse seines Vasallen in Besitz und wirkte demselben in einem 6. April 1631 zu Chierasco geschlossenen Vertrage die Belehnung aus. Bei dieser Gelegenheit blieben die zwei wichtigen Festungen Casale in Mantua und Pignerol in Savoyen in den Händen der Franzosen. Wiewol L. dieses Glück nur Richelieu verdankte, haßte er doch insgeheim den Minister und war den Einflüsterungen seiner Günstlinge, der Königin-Mutter und seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, des Herzogs Gaston von Orleans, nicht unzugänglich. Richelieu wußte jedoch alle gegen ihn gerichteten Anschläge zum Verderben seiner Feinde zu wenden, indem er den argwöhnischen König überredete, seine Umgebung wolle ihn vom Throne stoßen. Im Febr. 1631 entwich der Herzog von Orleans mit mehrern Großen vom Hofe, um durch Empörung di Entlassung des Ministers zu erzwingen. Das Parlament weigerte sich, die Unzufriedenen für Majestätsverbrecher zu erklären, und Richelieu benutzte die Gelegenheit und ließ die Parlamentsglieder vom Könige in brutaler Weise bedrohen und der Cor-

poration das Recht zu Vorstellungen absprechen. Unterdessen zog der Herzog von Orleans, nachdem ihn der Hof aus Lothringen vertrieben, in den Niederlanden ein Corps von Spaniern zusammen, fiel damit in Frankreich ein, wurde aber 1. Sept. 1632 vom Marschall Schomberg bei Castelnaudary völlig geschlagen. Weil der Herzog Karl von Lothringen den Herzog von Orleans vielfach unterstützt hatte, ließ L. im Herbste 1633 ganz Lothringen erobern und behielt einstweilen das Land. Schon längst hatte der franz. Hof die Niederländer gegen Spanien und Gustav Adolf gegen den Kaiser unterstützt; jetzt aber, nachdem die Unterdrückung im Innern vollendet, bewog Richelieu den König zur offenen Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege. Die span.-österr. Truppen hatten das von den Protestanten an Frankreich ausgelieferte Philippsburg genommen und den unter franz. Schutz gestellten Kurfürsten von Trier angegriffen. Dieses mußte zum Vorwande dienen. Die Marschälle von Chatillon und Brezé führten dem Prinzen von Oranien ein starkes Heer in den Niederlanden zu, und am Rhein verband sich der Cardinal Lavalette mit dem Herzog Bernhard (s. d.) von Sachsen-Weimar. Beide Heere konnten jedoch im Feldzuge von 1635 wegen Krankheit und Proviantmangel wenig ausrichten. Dagegen setzten 1636 die Kaiserlichen unter Gallas bei Breisach über den Rhein, wendeten sich in die Franche-Comté und nöthigten Condé zur Aufhebung der Belagerung von Dole, während die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen und der bair. General von Werth unter Mord und Brand bis in die Nähe von Paris streifte. Doch misglückte der Plan, den Krieg in das Herz von Frankreich zu verlegen. L. schloß, in der Absicht, das linke Rheinufer zu gewinnen, 26. Oct. 1635 mit dem Herzog Bernhard ein enges Bündniß, den er in der Eroberung des Elsaß unterstützen wollte. Als jedoch der Herzog seinem Ziele durch Waffenglück nahe rückte, entzog ihm L. die Unterstützung und benutzte den vielleicht beförderten Tod Bernhard's, um sogleich dessen Eroberungen in Beschlag zu nehmen. Noch glücklicher war L. an der span. Grenze. Während sich 1641 die aufgestandenen Catalonier an Frankreich ergaben, unterwarf ein franz. Heer, zu welchem der schon kranke König abging, die Grafschaft Roussillon. Richelieu starb mitten unter Siegen und Verschwörungen 4. Dec. 1642, und Mazarin (s. d.) trat an seine Stelle. Der König starb 14. Mai 1643. Er hinterließ die Nation von Lasten und Despotismus erdrückt, die Großen aber immer noch mächtig genug, daß sie die Unruhen der Fronde (s. d.) beginnen konnten. L. war von Körper schwächlich, von Charakter unentschlossen, finster, argwöhnisch und der Einsamkeit ergeben; Begnadigung sprach er ungern aus. Obschon ohne alle Phantasie, besaß er doch gesundes Urtheil. In seinen Kriegen zeigte er kalte Tapferkeit. Seine Gemahlin gebar nach 23jähriger Unfruchtbarkeit 1638 den Dauphin, der als Ludwig XIV. (s. d.) auf dem Throne folgte, und 1640 den Herzog Philipp von Orleans, Stammvater des jüngern Hauses Orleans (s. d.). Vgl. Bazin, «Histoire de Louis XIII» (4 Bde., 2. Aufl., Par. 1846).

Ludwig XIV., König von Frankreich, 1643—1715, der Sohn Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich, wurde 5. Sept. 1638 geboren. Mit dem Tode seines Vaters, 14. Mai 1643, riß die Mutter die Regentschaft an sich und erhob Mazarin (s. d.) zu ihrem Minister. Ungeachtet der glänzenden Erfolge der franz. Waffen gegen Spanien und Oesterreich konnten die Machthaber das Ansehen der Krone nicht wie unter der vorigen Regierung behaupten. Noch während der Unterhandlung des Westfälischen Friedens begannen die mit dem Parlamente verbundenen, von Spanien unterstützten Großen die Unruhen der Fronde (s. d.), welche erst mit der Unterwerfung Condé's und dem Pyrenäischen Frieden 1659 völlig endeten. Der Gewinn, den Frankreich anscheinend aus diesem Vertrage zog, war die 9. Juni 1660 vollzogene Vermählung L.'s mit der reizlosen, beschränkten Infantin Maria Theresia, der Tochter Philipp's IV. Damals erregte der junge, den Frauen und üppigen Festen ergebene, in Erziehung, besonders in Bildung verwahrloste König sehr geringe Erwartungen. Erst als Mazarin 9. März 1661 starb, griff er plötzlich nach dem Staatsruder und machte mit seltener Energie eine polit. Theorie geltend, die verhängnißvoll auf die Geschichte Frankreichs und der europ. Welt wirken sollte. L. war mit dem Instincte zum Despotismus geboren und in dem Hasse gegen polit. Autoritäten aufgewachsen. Schon 1655 trat er nach Anleitung Mazarin's mit Reiterstiefeln und mit der Peitsche in der Hand in die Parlamentsversammlung, um seine angeblichen Vormünder auszuschelten. Jetzt, wo er wirklich die Regierung antrat, verwarf er jedes Recht und Herkommen und gründete sein Herrscherthum auf den berüchtigten Grundsatz: «L'état c'est moi» («Der Staat bin ich»). Mit dieser Fiction verband er sehr bald die Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Person als Individuum wie als König. Wiewol nur ein gewöhnlicher Kopf, ohne Phantasie und Gemüth, besaß er doch ein imponirendes Aeußere, natürliche Würde und Anmuth, viel Thätigkeitstrieb und Ausdauer. Die Nation kam ihm bei seinen Bestrebungen entgegen. Die

Religions- und Bürgerkriege hatten beim Volke die Sehnsucht nach innerer Ruhe erweckt, aber auch eine Menge fähiger Geister erzogen. L. machte von diesen Elementen Gebrauch, um seinen Thron mit Macht und Glanz zu umgeben. Er fand in Colbert (s. d.) ein großes Verwaltungstalent, das zunächst den Staatshaushalt ordnete und durch die rasche Entfaltung des Kunstfleißes, des Handels und der Schiffahrt die Nation und den königl. Schatz bereicherte. Auch gründete der Minister die Akademien und rief eine Reihe von Künstlern, Dichtern und geistreichen Köpfen hervor, welche den Volksgeist weckten und vor allem den Glanz des Hofs erhöhten. Dagegen war der königl. Despotismus dem Volksunterricht und der strengen Wissenschaft höchst ungünstig. Die franz. Schulen konnten und durften damals nicht einen Publicisten bilden, der die Staatsschriften und Pamphlete des Hofs verfaßte, sondern L. nahm die ganze Zeit seiner Regierung hindurch seine Zuflucht zu deutschen Schriftstellern. Während Colbert die Hülfsquellen eröffnete, schuf Louvois (s. d.) ein neues Heer, das bestimmt war, den König auf die Bahn des Eroberers zu führen.

Schon hatte sich L. in Etikettenstreitigkeiten gegen Spanien und den Papst hochfahrend benommen. Nach dem Tode Philipp's IV. erhob er als dessen Schwiegersohn, im Vertrauen auf sein Heer, unter dem Vorwande des Rechts der Devolution (s. d.), Ansprüche auf einen Theil der span. Niederlande. Er brach im Mai 1667 in Begleitung Turenne's (s. d.) mit starker Kriegsmacht über die Grenze, eroberte viele Plätze und im Winter die ganze Franche-Comté, und würde sich der ganzen Niederlande bemächtigt haben, hätte ihm nicht die Tripleallianz zwischen England, den Generalstaaten und Schweden Einhalt gethan. Der 2. Mai 1668 zu Aachen (s. d.) geschlossene Friede ließ wenigstens eine Menge Grenzplätze in seinen Händen. L. schwor den Generalstaaten Rache und suchte dieselben vor der Hand zu isoliren. Er gewann Karl II. (s. d.) von England durch Geld, schloß Bündnisse mit den deutschen Reichsfürsten und 1672 selbst mit dem Kaiser Leopold. Nachdem er 1670 dem Verbündeten der Generalstaaten, dem Herzog Karl IV. von Lothringen, das Land entrissen, drang er im Mai 1672 in Gemeinschaft mit Condé und Turenne in die Niederlande ein, eroberte binnen sechs Wochen die Hälfte der Provinzen und überließ dann dem Herzog von Luxembourg (s. d.) die Verheerung derselben. Zugleich mußte eine von Colbert geschaffene, mit der englischen vereinigte Flotte die Niederländer unter Ruyter (s. d.) zur See bekämpfen. Im folgenden Jahre führte er eine neue Truppenmacht in Person auf den Kriegsschauplatz und begann mit Vauban die Belagerung von Mastricht. Die Generalstaaten verbanden sich indeß mit Spanien und dem Kaiser, und auch das Reich trat endlich bei, weil zugleich eine franz. Armee am Rhein das Erzstift Trier überfallen und die zehn Reichsstädte des Elsaß weggenommen hatte. L. stellte seinen Feinden im Frühjahre 1674 drei große Armeen entgegen. Mit der einen besetzte er selbst die Franche-Comté. Die andere unter Condé machte die Niederlande zum Schauplatze des Kriegs und siegte bei Senef. Eine dritte unter Turenne verheerte die Pfalz und schlug die Kaiserlichen nebst dem Kurfürsten von Brandenburg bei Mühlhausen und Türkheim. Nach einer kurzen Pause, welche der Tod Turenne's und der Abgang Condé's verursachte, erschien L. zu Anfang von 1676 mit Verstärkungen in den Niederlanden und eroberte mit dem Herzog von Orleans viele Plätze, während Luxembourg den Breisgau schrecklich verheerte und den Prinzen von Oranien bei Mont-Cassel schlug. Alles Land zwischen Saar, Mosel und Rhein war auf Louvois' und des Königs Befehl zur Wüste gemacht worden. Endlich fand sich L. mit dem Auftreten Englands gegen ihn zur Einstellung dieses muthwilligen und wüsten Kampfes bereit. Nach langen Verhandlungen schloß er im Laufe von 1678 den Frieden zu Nimwegen (s. d.) und erhielt von den Generalstaaten eine Menge Plätze, von Spanien aber die ganze Franche-Comté. Dem Kaiser gab er Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg und blieb zum Erstaunen der Reichsstände in dem stillschweigenden Besitz aller Eroberungen im Elsaß. Nachdem er die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft zur Huldigung gezwungen, errichtete er zu Metz, Breisach, Besançon die berüchtigten Reunionskammern. Diese Gerichte, in denen er Kläger, Zeuge, Richter und Executor in einer Person war, mußten ihm alle Ortschaften, Districte, Grafschaften zusprechen, die nur jemals zu seinen gemachten Eroberungen gehört hatten. Er lud dann die Besitzer wegen verweigerter Huldigung vor und confiscirte die Territorien, weil dieselben nicht erschienen, als verwirkte Lehen. Strasburg wurde sogar 30. Sept. 1681 im Frieden durch Ueberfall genommen. Ein gleiches Verfahren beobachtete L. auch an den niederländ. Grenzen. Endlich verbanden sich die Generalstaaten, Spanien und der Kaiser und vermochten L. 15. Aug. 1684 zu Nimwegen zu einem 20jährigen Waffenstillstande, in welchem derselbe die Einstellung der Reunions (s. d.) versprach. Nach Kriegsruhm dürstend, schickte L. 1681 eine franz. Flotte ins Mittelmeer,

die unter Duquesne Tripolis beschoß und 1684 dasselbe an Algier wiederholte. Weil die Genueser den Seeräubern Munition verkauft, mußte der Admiral im Mai auch Genua einäschern, bis der Doge nach Versailles reiste und dort den König kniend um Verzeihung bat.

L. befand sich jetzt auf der Höhe seiner Laufbahn. Er war von Europa als der mächtigste Fürst gefürchtet und hatte seine Nation durch Druck, Klugheit und Waffenruhm zu anbetender Bewunderung und asiat. Gehorsam gewöhnt. Alle Reste polit. Selbständigkeit, die er von seinen Vorfahren überkommen, lagen zertreten. Nie wurden unter seiner Regierung die Reichsstände, die Notabeln oder, mit Ausnahme der Bretagne, die Provinzialstände versammelt. Der Adel verlor entweder bei Hofe oder in der Armee Lust und Fähigkeit, polit. Macht geltend zu machen. Den städtischen Corporationen war die Wahl ihrer Beamten genommen; sie erhielten ihre Obrigkeit vom Hofe. Die Provinzen wurden geräuschlos durch Intendanten verwaltet, die unter den Ministern standen, und diese empfingen wiederum unmittelbar ihre Befehle vom Könige selbst; nie besaß L. einen ersten Minister. Der Civilproceß blieb, da derselbe nur dem Volke dienen konnte, mit den ärgsten Misbräuchen behaftet; dagegen wandte der König seine Aufmerksamkeit dem Strafrechte zu und gab demselben harte, blutige Formen. Wollte der König in den Rechtsgang eingreifen, so setzte er Commissionen ohne Umstände nieder oder entzog die Betheiligten durch Lettres de cachet (s. d.), deren er gegen 9000 erließ. Er meinte sogar, nach Art orient. Despotie, das Verfügungsrecht über alle Privatgüter in seinem Reiche zu besitzen, und hielt seine Mäßigung nur für Wohlthat und Gnade. Das Herz des Staats- und Nationallebens war nach dieser Theorie der Hof. Hier vereinigte sich alles, was das Land an Glänzendem aufzuweisen hatte; hier sprach man die reinste Sprache und übte jene äußerlichen Sitten, in welchen der König selbst Meister war. Eine Hauptsache hierbei war die Etikette, die L. bis ins Lächerliche ausbildete. Sie war gleichsam der Cultus, der dem Monarchen in jedem Augenblicke gespendet wurde, und gab das Mittel zu tausendfachen Gnaden. Schon in der Mitte der Regierungslaufbahn des Königs trat indeß eine Lähmung des Organs ein, das für ein ganzes Volk denken, handeln und genießen wollte, und damit die Lähmung und Zerrüttung von ganz Frankreich. War es physische oder moralische Erschöpfung, L. wurde aus einem Selbstherrscher der verliebte Frömmling seiner Maitresse, der Marquise von Maintenon (s. d.), die er 1685 sogar heimlich heirathete. Der Einfluß dieser Frau, hinter der die Hofgeistlichkeit und die Jesuiten standen, gab sich zuvörderst in der Verfolgung gegen die Hugenotten kund. Zwar war der König weder religiöser Fanatiker noch Dogmatiker, sondern mehr der despotische Gedanke an Einheit und Gehorsam, selbst im Glauben seiner Unterthanen, mochte ihn hierbei leiten. Nach dem Tode Colbert's, 1683, begann sogar die Bekehrung und Unterdrückung der Protestanten durch Truppen. Nachdem man dem Könige vorgespiegelt, daß seine Soldaten alle Ketzer bekehrt, hob er 1685 das Edict von Nantes auf. Diese mit blutigen Strafen verbundene Maßregel verbreitete Jammer und Entrüstung. Ungeachtet Louvois die Grenzen besetzte, flohen mehr als eine halbe Million der Bürger aus dem Lande. Wie sehr L. trotz seiner Bigoterie die Kirche nur als Stütze seiner polit. Gewalt achtete, bewies sein Betragen gegen Papst und Klerus. Schon 1675 eignete er sich die sog. Regalien oder die Einkünfte der Prälaturen während der Vacanz zu und berief 1682, als dies der Papst nicht dulden wollte, den franz. Klerus zu einem Concil, auf welchem die Gewalt des Papstes nur auf Glaubenssachen eingeschränkt, überdies von Conciliensbeschlüssen abhängig gemacht wurde. In dem darauffolgenden Streite mit Innocenz XI. um das absurde Asylrecht des franz. Gesandten zu Rom nahm er 1688 sogar vorübergehend Avignon weg und belegte den päpstl. Nuntius mit Hausarrest.

Noch war dieser Zwist mit dem Papste nicht geschlichtet, als die Anmaßung L.'s einen neuen europ. Krieg hervorrief. Der Kurfürst Karl von der Pfalz war im Mai 1685 gestorben und hinterließ seine Schwester, Elisabeth Charlotte (s. d.) von Orleans, als Mobiliarerbin. Auf Anstiften des Königs mußte die Herzogin gegen deutsches Recht auch die Auslieferung aller Allodialländer aus der Hinterlassenschaft fordern. Dieser Umstand und mehrere arge Verletzungen des Reichs bewogen die angesehensten Stände und den Kaiser im Juli 1686 zu Augsburg zur Abschließung eines Bündnisses. Zur Sicherung seines Einflusses in Deutschland suchte dagegen L. die Wahl des ihm ergebenen Cardinals Wilhelm Egon von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln zu bewirken. Als dies nicht glückte, besetzte er Bonn und überzog im Sept. 1688 die Pfalz, Baden, Würtemberg und Trier. Zugleich brach er mit den Generalstaaten unter dem Vorwande, daß die Republik den Prinzen von Oranien auf den brit. Thron befördert. Zu Anfange 1689 verwandelten hierauf, als eben die Reichsarmee im Anzuge, die franz. Truppen die Unterpfalz mit der Umgegend durch Mord und Brand in eine Wüste. Diese schreckliche That

brachte endlich die Allianz der Seemächte mit Kaiser und Reich zu Stande. L. sandte Luxembourg mit einem starken Heere nach den Niederlanden, der die Verbündeten 1. Juli 1690 bei Fleurus schlug, während Catinat Savoyen eroberte. Am 10. Juli schlug sogar der Admiral Tourville die vereinigte brit.-niederländ. Flotte auf der Höhe von Dieppe, sodaß die Franzosen kurze Zeit zur See das Uebergewicht erhielten. Auch in den folgenden Jahren blieb das Kriegsglück auf seiten L.'s, der 1692 in Person Namur belagerte, worauf Luxembourg die Schlacht von Steenkerken gewann. Dagegen wurde 29. Mai die franz. Flotte, welche die Landung des Prätendenten Jakob II. (s. d.) an der brit. Küste versuchen sollte, von Russell und Almonde bei Lahogue fast gänzlich vernichtet. Als zudem der Herzog von Savoyen in die Dauphiné einbrach, ließ L. Friedensvorschläge machen, die jedoch zum Vortheile des Königs die Kriegsoperationen nicht hinderten. In der zweiten Hälfte 1693 verwüstete de Lorges die deutschen Rheingebiete, Bouflers durchzog die Niederlande, und Luxembourg trug 29. Juli den großen Sieg bei Neerwinden davon. Dessenungeachtet war L. an Mitteln so erschöpft, daß er 1694 und 1695 kaum im offenen Felde operiren konnte; seine Generale beschränkten sich auf Einäscherung von Städten. Auf den wiederholten Versuch, den Prätendenten Jakob mit bedeutender Macht an die schott. Küste zu werfen, rächten sich die Engländer durch die Beschießung von Calais und die Verheerung der franz. Küsten. Im Aug. 1697 gelang es endlich L., den Herzog von Savoyen in einen Verbündeten zu verwandeln, und in demselben Monate eroberte der Herzog von Vendôme Barcelona. Diese Vortheile erleichterten den Abschluß der zu Ryswijk (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen. In einem Vertrage vom 20. Sept. 1697 mit den Generalstaaten machten sich beide Theile zur Herausgabe der Eroberungen verbindlich, und ein Gleiches geschah mit England und Spanien. Dem Hause Oesterreich trat L. Freiburg und Breisach ab; die lothring. Dynastie aber erhielt unter Beschränkungen ihre Länder zurück. Auch sollten dem Reiche alle reunirten Stücke zurückgegeben werden. Allein Strasburg blieb mit allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte, in den Händen Frankreichs, und der Elsaß war hiermit für Deutschland auf immer verloren. L. hatte diese Vortheile nur der Kunst seiner Unterhandlungsweise zu verdanken. Die Segnungen der Verwaltung Colbert's waren dem Kampfe zum Opfer gefallen. Die Marine war vernichtet, die Finanzen zerrüttet, im Volke herrschte Noth und Unwille. In solcher Gefahr stellte L. den Grafen d'Argenson an die Spitze des Polizeiwesens, der dieses «Auge des Throns» vollständig organisirte und das Volk durch Spionage bewachte. Milde Censoren warf man in die Bastille. Dabei gestaltete sich der Einfluß der Maintenon täglich schädlicher. Dieselbe erhob ihre Creaturen zu Ministern und Generalen, entschied im Staatsrathe und machte den Hof zum Schauplatze der Heuchelei und Bigoterie. Trotz der großen Noth versammelte der König im Sept. 1698 ein glänzendes Lustlager zu Compiègne und faßte hierbei den Entschluß zu neuen Unternehmungen.

Alle Mächte erwarteten mit Spannung den Tod des kinderlosen Karl II. von Spanien und hatten sich mit Abschließung des Friedens beeilt, um ihre Kräfte für den Ausbruch der Katastrophe zu sparen. L. hatte längst durchblicken lassen, daß er im Rechte seiner 1683 gestorbenen Gemahlin, die als die Tochter Philipp's IV. die Schwester Karl's II. war, für seine rechtmäßigen Descendenten dem Hause Habsburg gegenüber Ansprüche erheben würde. Um die Seemächte ungerüstet zu erhalten, schloß er seit 1698, noch bei Lebzeiten Karl's II., mehrere Verträge zur Theilung der span. Monarchie, in welchen auch der hauptsächlichste Prätendent, der Sohn des Kaisers Leopold, der spätere Kaiser Karl VI. (s. d.), bedacht war. Indeß hinterließ Karl II., als er 1. Nov. 1700 starb, ein Testament, in welchem er zufolge einer Reihe von Zufällen und Intriguen Philipp V. (s. d.), den zweiten Enkel L.'s, zum Erben der span. Gesammtmonarchie einsetzte. Der Kaiser eröffnete sogleich 1701 den Krieg in Italien, und bald erklärten sich auch die Seemächte und das Reich gegen Frankreich. Der Ausbruch des Kampfs wurde noch beschleunigt, indem L. die Engländer durch die Anerkennung des Prätendenten Jakob III. aufs heftigste erbitterte. Nur unter großen Anstrengungen brachte der König diesmal ein genügendes Heer auf. In die Niederlande schickte er den Marschall Bouflers, gegen welchen Marlborough die feindliche Hauptmacht befehligte; in Italien dagegen kämpfte der schwache Marschall Villeroi, später aber Vendôme gegen den Prinzen Eugen von Savoyen. Zu Anfange von 1703 drang Villars durch den Schwarzwald und das Kinzigthal bis nach Duttlingen, vereinigte sich hier mit dem Verbündeten des Königs, dem Kurfürsten von Baiern, und brach dann nach Tirol ein, um gegen Italien vorzudringen. Die Verluste der Franzosen in den Niederlanden lähmten diesen überaus kühnen Plan. Im Dec. 1703 verließ auch der Herzog von Savoyen die franz. Sache, und L. befand sich ohne Bundesgenossen. Dennoch eröffnete er im eigenen Lande den

mehrjährigen Krieg in den Cevennen (s. d.), in welchem er die Reste der Protestanten hinzuschlachten suchte. Mit dem Feldzuge von 1704 zeigte es sich deutlich, daß weder seine Generale noch seine Armeen im Stande waren, Eugen und Marlborough zu widerstehen; ein blutiger Verlust folgte dem andern. Die Niederlage Tallard's bei Hochstädt oder Blenheim, 13. Aug. 1704, die Villeroi's, 23. Mai 1706 bei Ramillies, die Eroberung Turins 7. Sept. 1706 durch Eugen nöthigten L., Neapel und Italien überhaupt preiszugeben. Auch die Siege des Marschalls Berwick im Feldzuge von 1707 in Spanien konnten dem Waffengeschick keine glücklichere Wendung geben. Am 11. Juli wurde dafür der Herzog von Bourgogne, des Königs Enkel, bei Oudenarde und 28. Sept. ein zweites mal bei Wynnendal geschlagen. Der strenge Winter von 1708, der darauffolgende Miswachs und eine Hungersnoth beraubten den König vollends seiner Hülfsquellen und vermehrten die Gärung im Volke. L. zeigte sich in dieser verzweifelten Lage gemessen; er bat die Sieger um Frieden und war bereit, große Opfer zu bringen. Da ihm jedoch die Verbündeten die Verpflichtung auflegen wollten, seinen Enkel mit den eigenen Waffen aus Spanien zu vertreiben, trat er zurück und suchte die Fortsetzung des Kriegs zum ersten mal auch bei seinen Unterthanen zu rechtfertigen. Am 28. Juli 1709 erlitt hierauf Villars die furchtbare Niederlage bei Malplaquet. Im März 1710 gelang es endlich dem Marquis von Torcy unter allerlei Versprechungen die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Der Tod des Kaisers Joseph I., der nun 1711 den span. Kronprätendenten als Karl VI. auf den Kaiserthron hob, der Sturz der Whigs am Hofe der Königin Anna und die Entfernung Marlborough's waren Zufälle, die L. trefflich zu benutzen wußte. Der Friede kam 11. April 1713 zu Utrecht zu Stande, der Frankreich im allgemeinen seiner Colonien beraubte. Der Kaiser indeß führte den Krieg fort und schloß erst, nachdem er die deutschen Gebiete am Rhein nochmals den Verheerungen Villars' ausgesetzt, mit dem Könige 6. März 1714 den Separatfrieden zu Rastadt, in welchem die frühern Verträge anerkannt wurden.

Frankreich ging aus dem Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) gänzlich zerrüttet hervor, und nur der angewöhnte Gehorsam gegen den Machthaber hielt die Empörung zurück. Wie sehr L. jede selbständige Meinung haßte, zeigte er noch in den Streitigkeiten der Jansenisten (s. d.), die seine letzten Regierungsjahre erfüllten. Ohne die wahre Ursache des Zwistes zu kennen, befahl er 1714 die Geltung der Bulle Unigenitus und ließ die Widerspenstigen verfolgen. Er starb in diesen Bewegungen 1. Sept. 1715 nach kurzer Krankheit und empfand zuletzt bittere Reue, daß er die Wohlfahrt seines Volks seinem Ehrgeize geopfert. Vielleicht starb nie ein Mensch, der eine größere Lücke als L. zurückließ, indem er bis zuletzt sein Reich bis ins Geringste durch persönliche Befehle regierte. Die Nation hielt sich bei seinem Scheiden von drückender Last befreit und ging unbewußt der Auflösung ihres polit. Lebens entgegen, zu welcher der Ehrgeiz, die Prunksucht und der kalte Despotismus des Monarchen den Grund bereits gelegt hatten. L. erfuhr das Unglück, daß fast sein ganzes Geschlecht vor ihm in das Grab stieg. Seine Gemahlin Maria Theresia hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen die fünf jüngern in früher Kindheit starben. Mit der Lavallière (s. d.) zeugte er drei, mit der Montespan (s. d.) vier natürliche Kinder. Noch 13. April 1711 starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, im Alter von 50 J. Im Febr. 1712 folgte die Herzogin von Bourgogne, die der König sehr liebte, und einige Tage darauf (18. Febr.) ihr Gemahl (s. Bourgogne), welcher als der älteste Enkel L.'s der Thronerbe war. Endlich starb auch 8. März L.'s ältester Urenkel, der Herzog von Bretagne. Obschon man diese gehäuften Todesfälle dem Gifte des Herzogs von Orleans zuschrieb, war es wahrscheinlich nur eine Frieselkrankheit, welche den Hof und die Dynastie hinraffte. Ueberdies kam ein Bruder des Herzogs von Bourgogne, der Herzog von Berri, durch einen Sturz vom Pferde 4. März 1714 um, sodaß, außer Philipp V. von Spanien, nur der zweite Sohn des Herzogs von Bourgogne übrigblieb, der dem Urgroßvater im Alter von fünf Jahren als Ludwig XV. (s. d.) folgte. Schon früher hatte L. seine beiden mit der Montespan erzeugten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, legitimirt und denselben den Namen Bourbon beigelegt. 1714 brachte es jedoch die Maintenon dahin, daß der König dieselben den Prinzen von Geblüt völlig gleichsetzte und die Bastarde zur Thronfolge fähig erklärte. Das Parlament gab dem Edict ohne Widerrede Gesetzeskraft, hob es jedoch ebenso leicht unter der folgenden Regierung wieder auf. Die besten Aufklärungen über den Charakter und die Denkungsart L.'s geben seine «Oeuvres» (6 Bde., Par. 1806), welche die Instructionen für den Dauphin und für Philipp V. sowie mehrere Briefe enthalten. Vgl. Voltaire, «Siècle de Louis XIV.»; Lemontey, «Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV» (Par. 1818; deutsch, Lpz. 1830); Saint-Simon, «Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence» (16 Bde.,

Par. 1829 u. öfter); Cosnac, «Souvenirs du règne de Louis XIV.» (Par. 1866 fg.); Krohn, «Die letzten Lebensjahre L.'s XIV.» (Jena 1865).

Ludwig XV., König von Frankreich, 1715—74, Urenkel und Nachfolger Ludwig's XIV. und Sohn des Dauphin Louis, Herzogs von Bourgogne, wurde 15. Febr. 1710 geboren. Als ihm 1. Sept. 1715 die Krone zufiel, übernahm der Herzog von Orleans (s. d.) als erster Prinz von Geblüt die Regentschaft. Der junge König war äußerst schwächlich und erhielt den unfähigen Marschall Villeroi zum Erzieher, den Cardinal Fleury (s. d.) zum Lehrer. Während der Leichtsinn des Regenten und die Creditoperation des Schotten Law (s. d.) die Monarchie vollends dem Abgrunde zuführten, erzogen diese Männer den König, der gute Anlagen besaß, zum bigoten und folgsamen Werkzeuge. Auf Fleury's Rath erhielt nach Orleans' Tode, 2. Dec. 1723, der Herzog von Bourbon die Leitung der Geschäfte. Derselbe schickte die achtjährige, mit dem König verlobte Infantin Maria Anna nach Madrid zurück und vermählte ihn zur Sicherung baldiger Nachkommenschaft 16. Aug. 1725 mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen. Schon 1726 vertrieb Fleury den Herzog von Bourbon vom Staatsruder, um es selbst zu ergreifen. Er hob durch Sparsamkeit die Finanzen, verfolgte nach außen die Friedenspolitik, sah sich aber doch in den Kampf um die Krone Polens verwickelt. Im Interesse seines Schwiegervaters verband sich L. mit Spanien und Savoyen gegen den Kaiser und sandte im Oct. 1733 Berwick mit einem starken Corps über den Rhein, während de Silly Lothringen nahm und Villars nach Italien aufbrach. Ungeachtet des Waffenglücks blieb jedoch die Sache Stanislaus' verloren, und Frankreich schloß 31. Dec. 1738 mit dem Kaiser den Frieden zu Wien. L. gab die Eroberungen am Rhein, Philippsburg, Kehl, Trier zurück, erhielt dagegen für den Schwiegervater Lothringen (s. d.), welches nach dessen Tode für immer an Frankreich fallen mußte. Der junge König, von dem man so große Erwartungen gehegt, war bereits trotz der Siege nach außen beim Volke Gegenstand der Verachtung geworden. Er bewies sich stumpf, faul, umgab sich mit verworfener Gesellschaft, verließ seine Gemahlin und nahm hintereinander die vier Schwestern Mailly zu Maitressen. Unter den Anstrengungen Fleury's, den europ. Frieden aufrecht zu erhalten, starb 1740 Kaiser Karl VI., und der Oesterreichische Erbfolgekrieg (s. d.) brach aus. Auch Frankreich hatte die Pragmatische Sanction (s. d.) garantirt. Allein der Marschall Belleisle machte bei Hofe den Plan geltend, die Lage des Hauses Habsburg zu dessen Zertrümmerung zu benutzen und statt Maria Theresia den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zur Erlangung des Kaiserthrons zu unterstützen. Dieser Plan fand so großen Anklang, daß endlich auch Fleury darein willigte. Belleisle schloß im Mai 1741 mit Spanien und Baiern ein geheimes Bündniß, dem bald Köln, Pfalz, Sicilien und Preußen beitraten. Schon im Juli führte hierauf Belleisle ein Corps über den Rhein, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern, der den Titel eines franz. Generallieutenants annahm, und drang durch Oberösterreich nach Böhmen ein, während sich ein zweites Heer unter dem Marschall Maillebois nach Westfalen wandte. Obschon der Kurfürst als Karl VII. (s. d.) zum Kaiser erwählt wurde, sah doch Frankreich bald seine Erwartungen scheitern. Friedrich II. von Preußen söhnte sich mit Maria Theresia aus, und die Franzosen in Böhmen wurden von dem Herzoge Karl von Lothringen so hart bedrängt, daß sie nach der Auslieferung von Prag das Land im Sept. 1743 räumen mußten.

Unter den Unfällen war Fleury im Jan. 1743 gestorben, der durch zu große Sparsamkeit dabei viel verschuldet hatte. L. nahm Orry zum Finanzminister, und Maurepas erhielt das Seewesen, Amelot das Auswärtige, d'Argenson das Kriegsdepartement. Im März mußte der Herzog von Noailles mit einem neuen Heere über den Rhein gehen, der aber 24. Juni bei Dettingen von der pragmatischen Armee geschlagen wurde. Frankreich, das den Krieg bisher im Namen Karl's VII. geführt, trat nun selbständig auf und erklärte den Krieg gegen England, dessen Verbündeten, Sardinien, und Maria Theresia. Sogleich fiel der Prinz Conti in Piemont ein, trat aber im Herbste mit großem Verluste den Rückzug an. Der König selbst, den die Minister aus der Schwelgerei und Faulheit ziehen wollten, mußte in Begleitung Noailles' mit 100000 Mann in die Niederlande eindringen. Er eroberte ohne Blutvergießen die Barrierenplätze und wandte sich im Juni 1744 mit einem Theile des Heeres nach dem Elsaß, um die Oesterreicher abzuhalten. Nach des Königs von Preußen Plan im Begriff, über den Rhein zu gehen, erkrankte jedoch L. 8. Aug. zu Metz gefährlich, wobei er Besserung gelobte und die Maitressen entließ. In seiner Gegenwart unternahm hierauf Coigny im November mit der Hauptmacht die Eroberung von Freiburg, und der Bruder Belleisle's drang mit einem Streifcorps nach Schwaben und nahm Konstanz und die vier Waldstädte. Der Tod Karl's VII. ent-

zog Frankreich 1745 die Unterstützung Baierns. Da die Gegenwart des Königs den Muth des Heeres hob, mußte sich L. auch im Feldzuge von 1745 nach den Niederlanden begeben, wo der Marschall Moritz von Sachsen die Belagerung von Tournay eröffnet hatte. Der große Sieg über die Verbündeten bei Fontenoi, 11. Mai, wobei L. Muth zeigte und auf dem Schlachtfelde erschien, hatte die Einnahme der wichtigsten Plätze zur Folge. Auch in Italien eroberte Maillebois Mailand und Parma, während jedoch in Deutschland Conti mit seinem schwachen Corps die Wahl des Herzogs Franz zum Kaiser nicht verhindern konnte. Obschon Frankreich im Frieden zu Dresden zum zweiten mal seinen Verbündeten, den König von Preußen, verlor, beschloß doch L. mit seinen Ministern, den Krieg gegen Oesterreich und England fortzusetzen. Von Frankreich unterstützt, mußte der engl. Prätendent Eduard (s. d.) im Juli 1745 in Schottland landen. Die franz. Armee unter Moritz von Sachsen machte hierauf so außerordentliche Fortschritte, daß der Kaiserin im Herbst von den Niederlanden nichts blieb als Luxemburg und Limburg. Dennoch stimmten die Unfälle der bourbonischen Truppen in Italien den König für den Frieden, und er willigte im Oct. 1746 in die Eröffnung des Congresses zu Breda. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, mußte der General Löwendal im April 1747 in Holländisch-Flandern einbrechen, was jedoch zur Erneuerung des Kampfes führte. Die Franzosen schlugen die Verbündeten 2. Juli beim Dorfe Laffeld unweit Mastricht und eroberten nach harter Belagerung 16. Sept. das starke Bergen-op-Zoom. Dagegen gefährdete die brit. Flotte die franz. Colonien in Ost- und Westindien. Als überdies Elisabeth von Rußland die österr. Partei ergriff, beeilte sich endlich L., sowol von dem Verlangen des Volks wie auch von seiner durch die Kaiserin gewonnenen Maitresse, der Pompadour (s. d.), getrieben, den Frieden zu Aachen (s. d.) 18. Oct. 1748 zu unterzeichnen. Der lange Krieg, der den Wohlstand noch tiefer zerrüttet, die Seemacht zu Grunde gerichtet, endete ohne den geringsten Vortheil.

Während das Parlament seinen langen Streit mit dem Klerus zu Gunsten des Jansenismus führte, versank L. unter der Herrschaft der Pompadour, welche die Geliebte und Kupplerin zugleich spielte, in das tiefste Serailleben. Diese Frau entzog dem Schatze durch königl. Handbillets (acquits de comptant) Hunderte von Millionen und legte 1753 unter anderm auch den berüchtigten Hirschpark an. Bald nach dem Frieden zu Aachen brach indeß der Kampf zwischen England und Frankreich ohne Kriegserklärung um die Grenzen Acadiens wieder aus, und L. entschloß sich zu Rüstungen für eine Landung an den brit. Küsten. Am 20. April 1756 landete der Herzog von Richelieu auf Minorca und eroberte 29. Juni Port-Mahon. Allein auch an dem Landkriege in Deutschland sollte Frankreich theilnehmen. Nach dem Sturze Maurepas' im April 1749, an dessen Stelle der unfähige Rouillier trat, arbeitete die durch die Schmeicheleien der Kaiserin gewonnene und durch den König von Preußen gekränkte Pompadour, an einem Bündnisse Frankreichs mit Oesterreich. Dieser Vertrag, welcher das polit. System Frankreichs seit Jahrhunderten änderte, kam bei der Schwäche L.'s 1. Mai 1756 wirklich zu Stande. Während er wenige Jahre vorher Geld und Blut seines Volks auf Bitten der Mailly zur Demüthigung des Hauses Habsburg verschleudert, sollte er jetzt die Kräfte des Reichs zur Erhebung desselben opfern. Doch erst nach dem Einbruche Friedrich's II. in Sachsen ließ sich L. durch die Pompadour und die dem sächs. Hause entstammte Dauphine bewegen, dem Kriege in Deutschland offen beizutreten. Im Febr. 1757 vereinigte sich ein franz. Corps unter dem Marschall d'Estrées in den Niederlanden mit den Oesterreichern, ging über die Weser und lieferte 26. Juli der brit.-hannov. Armee das Treffen bei Hastenbeck. Mitten im Siegeslaufe mußte d'Estrées den Oberbefehl auf Verlangen der Pompadour an den Herzog von Richelieu abtreten, der nun in die brandenb. Staaten einfiel. Ein anderes Corps unter Soubise vereinigte sich im August bei Erfurt mit der Reichsarmee, wurde aber 5. Nov. 1757 von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen. Auf Betrieb der Maitresse übergab jetzt der König den Oberbefehl in Deutschland dem Grafen Clermont, einem Abbé, der nie eine Armee gesehen. Derselbe erlitt sogleich durch Prinz Ferdinand von Braunschweig 23. Juni 1758 die Niederlage bei Krefeld und mußte das Commando dem Marschall Contades abtreten. Das Volk und selbst der Hof verlangten stürmisch den Frieden, aber der von seiner Maitresse unterjochte König bestand auf der Fortsetzung des Kampfes. L. erhob im Aug. 1758 den Herzog von Choiseul (s. d.), der bisher zu Wien Gesandter gewesen, zum ersten Minister und erneuerte 30. Dec. das Bündniß mit Oesterreich. Obschon man alles aufbot, die Armee in Verfassung zu setzen, erlitt doch Contades 1. Aug. 1759 die entscheidende Niederlage bei Minden. Außerdem bemächtigten sich die Engländer der Colonien, und 20. Nov. wurde die Flotte unter dem Marschall Conflans auf der Höhe von Quiberon geschlagen. Der König gab für den Feldzug von 1760 den Ober-

befehl in Deutschland dem Marschall Broglie, der indeß erst 15. Juli 1761 wagte, in Verbindung mit Soubise den Herzog von Braunschweig bei Villingshausen anzugreifen, aber wieder mit großem Verluste zurückweichen mußte. Am 7. Juli 1761 gelang es einer brit. Expedition, Belleisle an der Küste von Bretagne zu nehmen. Obschon die Pompadour neue Anstrengungen verlangte, ließ L. zu Anfange 1761 Oesterreich und Rußland erklären, daß er nicht mehr im Stande sei, den Krieg fortzusetzen. Um England zu mildern Bestimmungen zu bewegen, brachte Choiseul den bourbonischen Hausvertrag im Aug. 1761 zu Stande, durch welchen sich sämmtliche Bourbons zu gegenseitiger Hülfe für immer verpflichteten. Der Bund hatte aber keine andern Folgen, als daß sich zuletzt noch Spanien im Kampfe gegen Portugal und England abschwächte. Nachdem das Heer im Feldzuge von 1762 noch eine Menge Unfälle erlitten, gelang es endlich Choiseul, 10. Febr. 1763 den Definitivvertrag mit Großbritannien zu schließen. L. gab Minorca und empfing Belleisle zurück; ferner mußte er Canada, die meisten westind. Inseln und in Ostindien alles bis auf Pondichery und Mahé abtreten. In vier Jahren hatte die Flotte 30 große Schiffe verloren, und der Verlust an Geld und Menschen war unberechenbar.

Der König blieb bei alledem in Trägheit und Gleichgültigkeit versunken. Selbst ein Mordversuch, den 1757 ein Fanatiker, Damiens (s. d.) auf ihn machte, konnte ihn nicht emporreißen. Mehr bewegte ihn der Kampf, den die Pompadour und Choiseul nach dem Frieden mit den Jesuiten begannen. Die Jesuiten haßten die Maitresse wie deren Minister und hatten sich mit dem Dauphin verbunden, ihre gemeinsamen Feinde zu stürzen. Der König, auf der einen Seite von der Geistlichkeit und dem Dauphin, auf der andern von Choiseul, der Maitresse und dem Parlament bedrängt, wandte sich 1762 an den Jesuitengeneral Ricci selbst, von dem er die Beilegung des Streits verlangte, sah sich aber in seinen Forderungen abgewiesen. Er ließ deshalb nunmehr der eingeleiteten Untersuchung des Parlaments freien Lauf und bestätigte endlich mit ungewohnter Festigkeit durch ein Edict vom Nov. 1764 die Aufhebung des Ordens in Frankreich. Dieser Sieg des Parlaments ermuthigte jedoch dasselbe, auch dem Hofe entgegenzutreten. Das Parlament zu Paris verweigerte im April 1763 die Einregistrirung der Steueredicte, und als es durch ein Lit de justice dazu gezwungen wurde, erhoben sich als gemeinsamer polit. Körper die übrigen Parlamente. Der König bezeichnete dies als Rebellion und setzte die Parlamente in einem zweiten Lit de justice 3. März 1766 zu bloßen Gerichtshöfen herab, deren Ehre es sei, dem Könige zu gehorchen. Als man ihn an den Krönungseid erinnerte, gab er die Antwort: «Ich habe meinen Eid Gott und nicht dem Volke geschworen.» Die Parlamente schwiegen, aber 1769 brach der Streit über die Verfolgung, welche das Parlament zu Rennes von dem Herzoge von Aiguillon, dem Gouverneur von Bretagne, erfuhr, wieder aus. Nach heftigen Verhandlungen kam es im Nov. 1770 zum völligen Bruch mit dem Hofe, und sämmtliche Magistrate stellten ihre Amtsverrichtungen ein. Die Parlamente hatten auf ihren Freund Choiseul gerechnet, der aber im Dec. 1770 durch die neue Maitresse Dubarri (s. d.), hinter welche sich die Geistlichkeit und die Höflinge steckten, gestürzt wurde. Auf Veranlassung der Dubarri erhob der König den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister; der verhaßte Maupeou blieb aber Kanzler; der unwürdige Abbé Terray erhielt die Finanzen. Auf das Drängen dieser schickte der König in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. 1771 gemeine Soldaten an die Parlamentsräthe und forderte von denselben bestimmte Antwort, ob sie sich unterwerfen wollten. In der nächsten Nacht erschienen sodann die nämlichen Musketiere und verkündigten den Räthen ihre Absetzung und Verbannung. Der König setzte hierauf ein Interimsparlament und sechs Obergerichte ein, welche die Justiz verwalten sollten. Diese Gewaltstreiche brachten das Volk in die heftigste Bewegung und steigerten die Verachtung gegen den Hof. L. hingegen schloß sich stumpfsinnig in seinen Park ein und widmete sich in der letzten Zeit gänzlich der Jagd und seinen Beischläferinnen. Die Dubarri griff nach Belieben in den Schatz und soll in fünf Jahren 180 Mill. Livres vergeudet haben. Da der König sein ganzes Leben hindurch ernste Beschäftigung scheute, griff er oft aus Langeweile zu den seltsamsten Zerstreuungen. Er druckte nicht nur Bücher, sondern wollte auch als der beste Koch in seinem Reiche gelten und fand sich geschmeichelt, wenn die Höflinge begierig seine Speisen verschlangen. Aus kindischer Neugierde unterhielt er an allen Höfen Agenten, die ihm die Intriguen und den Skandal berichten mußten. Auch mischte er sich gern in die Händel seiner Umgebung und spielte in Liebesverhältnissen den Vertrauten. Nächst den Weibern war das Spiel seine Leidenschaft. Er hielt zu dem Zwecke eine eigene Kasse, die er durch Speculation und sogar durch Kornwucher bereicherte. Wenn man ihm die Auflösung des Staats und das Elend des Volks vorhielt, pflegte er zu antworten:

«Die Monarchie wird schon halten, solange wir leben.» Schon lange war er zufolge seiner Ausschweifungen mit einer geheimen Krankheit behaftet. In diesem Zustande bekam er durch ein junges Mädchen die Kinderblattern, an welchen er 10. Mai 1774 starb. Die Nation freute sich über diese Erlösung, und der Pöbel feierte sein Begräbniß durch Pasquille und Gassenlieder. Sein einziger Sohn, der Dauphin, war 20. Dec. 1765, seine Gemahlin 24. Juni 1768 gestorben. Ihm folgte sein Enkel, Ludwig XVI. (s. d.), auf dem Throne. Vgl. Barbier, «Chronique de la régence et du règne de Louis XV» (zuletzt, 8 Bde., Par. 1866); Boutaric, «Correspondance inédite de Louis XV sur la politique étrangère» (2 Bde., Par. 1866); Voltaire, «Siècle de Louis XV» (2 Bde., Par. 1796); Desodoards, «Histoire de Louis XV» (3 Bde., Par. 1798); Lemontey, «Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV» (2 Bde., Par. 1832); Capefigue, «Louis XV et la société du 18me siècle» (4 Bde., Par. 1842); Tocqueville, «Histoire philosophique du règne de Louis XV» (2 Bde., Par. 1847); Michelet, «Louis XV, 1724—57» (Par. 1866); Jobez, «La France sous Louis XV» (Bd. 1 u. 2, Par. 1864—65).

Ludwig XVI. (August), König von Frankreich, 1774—93, der dritte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohns Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen, wurde 23. Aug. 1754 geboren und empfing den Titel eines Herzogs von Berri. Nach dem Tode seiner ältern Brüder verlor er 1765 den Vater, bald darauf die Mutter, wodurch er zum Dauphin und Thronfolger stieg. Der Prinz besaß von Natur einen starken Körper, viel Herzensgüte, aber geringen Verstand und noch weniger Willen. Der Herzog von Vauguyon, der seine und seiner jüngern Brüder, der Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.) und Artois (Karl's X.), Erziehung leitete, war unfähig, etwas für die Ausgleichung dieser einseitigen Natur zu thun; er erzog den Prinzen in Frömmigkeit und blinder Ergebenheit. Die Thätigkeit und die Neigungen L.'s waren seinem beschränkten Wesen ebenfalls angemessen. Er lernte mit Fleiß Geometrie und ein wenig Geschichte, vernachlässigte aber philos. und polit. Wissenschaft. Die größte Vorliebe zeigte er für mechan. Arbeiten; mit Geschick führte er Hammer und Feile und druckte Bücher; auch liebte er die Jagd. Obschon in der Atmosphäre des verdorbensten Hofs erzogen, übte er einfache, reine Sitten, zeigte Rechts- und Pflichtgefühl, haßte den Luxus und neigte sich zu den arbeitenden Klassen. Die Vermählung L.'s mit Marie Antoinette (s. d.), der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, 10. Mai 1770, war von einem furchtbaren Zufalle begleitet. Bei einem Feuerwerke, welches die Hauptstadt am 16. zur Feier der Vermählung abbrannte, fuhr ein panischer Schrecken unter die Volksmassen, wobei im Gedränge Tausende beschädigt, 300 getödtet wurden. Der Prinz gab alles hin, was er besaß, und wies viele Monate seine Apanage an, um die Verunglückten zu unterstützen. Bei dem geringen Zutrauen, das er zu sich selbst besaß, erfüllte ihn die Aussicht auf den Thron mit Bangigkeit. Als man ihm 10. Mai 1774 die Nachricht von dem Tode des Großvaters überbrachte, rief er unter Thränen aus: «O mein Gott, welches Unglück für mich!» In der That erforderte die Lage des Staats und der Nation einen freien, starken Charakter. Die Verschwendung und der Despotismus der Vorfahren hatten das öffentliche Wesen zerrüttet, das Volk in Elend versenkt, jede reformatorische Entwickelung verhindert. Die üble Finanzlage verlangte gebieterisch Abhülfe. Durch den Einfluß der Tante des Königs wurde Maurepas, ein alter, verbrauchter Hofmann, erster Minister. Dennoch erweckte die neue Regierung große Hoffnungen, indem patriotische Männer, Vergennes, St.-Germain, Malesherbes und Turgot, die Geschäfte übernahmen. Die beiden letztern begannen, eigentlich an der Spitze der Finanzen, sogleich eine Reihe trefflicher Veränderungen. Unter anderem hob man die Tortur, die Reste der Leibeigenschaft, die willkürlichen Gnadenspenden und Sinecuren auf und schränkte den Hofhalt ein. Der König gründete zu Paris im Interesse der arbeitenden Klassen Leihhaus und Discontokasse und suchte das Elend in jeder Weise zu lindern. Tiefere Reformen scheiterten indeß an dem Widerstande der Aristokratie und der Parlamente, die man, nach ihrer Verweisung unter der vorigen Regierung, wieder in den vorigen Stand gesetzt hatte.

Nach der Krönung zu Rheims, 11. Juni 1775, sah der König schon die Schwierigkeiten seiner Stellung wachsen. Ein Edict, das die Wegebaufronen, ein anderes, das den Zunftzwang abschaffte, konnten nur durch ein Lit de justice durchgesetzt werden, und Turgot, der Urheber dieser Reformen, mußte bald darauf mit Malesherbes aus der Verwaltung scheiden. Zu dieser Zeit begann die durch Jugend und Schönheit ausgezeichnete Königin ihren Einfluß auf den Gang der Staatssachen zu äußern. Der König, der sich verspottet und hart beurtheilt sah, verlor hiermit vollends das Vertrauen zu den eigenen Kräften. Nach der kurzen, aber abscheulichen Finanzverwaltung Clugny's ließ sich die Königin im Juni 1777 die Wahl Necker's (s. d.) zum

Generaldirector gefallen, der vielleicht ohne Grundveränderungen einen leidlichen Finanzzustand hergestellt hätte, wäre die Theilnahme Frankreichs am Freiheitskampfe Nordamerikas nicht dazwischen getreten. Die nächsten Folgen dieses Schritts waren unermeßliche Geldopfer, sodaß Necker an Herbeiziehung der Privilegirten und an größere Einschränkungen denken mußte. Ersteres empörte das Parlament, letzteres den Hof, und 19. Mai 1781 legte der Minister sein Amt nieder, während der unfähige Joly de Fleury die Finanzverwaltung erhielt, dessen Erpressungen Frankreich in höchsten Unwillen versetzten. Nach dem Friedensschlusse von 1783 rief das Volk, dessen Selbstgefühl durch den nordamerik. Freiheitskrieg gesteigert war, laut und drohend um Abhülfe. Nachdem der rechtschaffene d'Ormesson sieben Monate hindurch vergeblich zu helfen versucht hatte, ließ sich endlich der König 3. Oct. 1783 Calonne (s. d.) zum Generalcontroleur aufdrängen. Die Leichtfertigkeit, womit dieser dem Hofe Geld verschaffte, machte ihn beliebt und täuschte selbst den König, während das Volk zornig zusah und in Haß gegen die Königin entbrannte. Calonne, nachdem er so viel als möglich aufgeborgt, dachte zuletzt, gleich seinen Vorgängern, an die Herbeiziehung der Privilegirten und bewog den König zur Versammlung der Notabeln (Febr. 1787), die aber nicht halfen, sondern ihre Bewilligungen von dem Rücktritte des Ministers abhängig machten. Der König übergab nun die Finanzen 1. Mai 1787 dem unfähigen Loménie de Brienne, der von den Notabeln die Einwilligung zu einer allgemeinen Grundsteuer, zur Stempeltaxe und zur Einführung von Provinzialversammlungen erhielt.

Das Parlament verweigerte indeß unter dem Vorwande, die Stempeltaxe werde das Volk drücken, die Bestätigung der Reform-Edicte, und zwar nicht ohne Zuthun derer, die sie bewilligt hatten. In diesen Discussionen wurde im Parlament die Verschwendung des Hofs und der Königin frei aufgedeckt und zum ersten mal auf Reichsstände (États-généraux) hingewiesen, welches Wort alsbald in ganz Frankreich widerhallte. Der König ging indeß auf die Berufung der Stände nicht ein, sondern erzwang durch ein Lit de justice vom 6. Aug. 1787 die Einregistrirung der Edicte und verbannte das Parlament nach Troyes. Eigentlich war die Maßregel das Werk des Ministers; der König selbst zeigte sich unthätig, gleichgültig, unentschlossen. In kurzem jedoch gab er dem Parlamente das Versprechen, daß er die Reichsstände binnen fünf Jahren zusammenberufen wolle, verlangte aber für die Zwischenzeit die Bewilligung einer bedeutenden Anleihe und rief auch das Parlament unter dieser Bedingung zurück. Das Parlament verweigerte dagegen in blindem Widerstande seine Zustimmung zur Anleihe, und der Herzog Philipp von Orleans (s. d.), der persönliche Feind des Hofs, protestirte in einem Lit de justice 19. Nov. 1787 gegen die erzwungene Einregistrirung des Edicts. Der König, aufs höchste erbittert, verbannte den Prinzen und ließ mehrere Parlamentsglieder verhaften. Auf Veranlassung Brienne's erschien endlich das Edict vom 8. Mai 1788, welches die Parlamente auflöste und an deren Stelle eine Art Hofrath (Cour plénière) anordnete. Diese Willkür machte den König zum ersten mal verhaßt und setzte das ganze Reich in Flammen. Der Aufruhr wuchs, als 16. Aug. ein Edict erschien, nach welchem der Schatz alle Baarzahlungen, mit Ausnahme des Truppensoldes, einstellen wollte. Brienne mußte die Finanzverwaltung sofort an Necker überlassen, und der König stellte 25. Aug. die Parlamente her und versprach die schleunige Berufung der Reichsstände, berief aber zunächst 6. Nov. 1788 die Notabeln, die über die Form des Reichstags entscheiden sollten. Diese Versammlung erklärte sich für die Form der alten Generalstände, worüber der dritte Stand (das Bürgerthum), der am meisten litt und hoffte, in die höchste Aufregung gerieth. Die Finanznoth, eine Erscheinung der Krankheit, aber nicht das tiefe Uebel selbst, an dem Frankreich litt, trat nun in den Hintergrund. Auf Necker's Rath, der eines Gewichts gegen Adel, Geistlichkeit und Hof bedurfte, entschloß sich endlich der König, den dritten Stand in doppelter Anzahl zu berufen. Weder L. noch der Minister begriffen die Bedeutung dieses Schritts.

Während L., von der Last seiner Krone erdrückt, bald in Bekümmerniß, bald in Apathie versunken, unthätig verharrte, zogen die Stände gleich zwei feindlich gerüsteten Colonnen nach Versailles, wo der Monarch 5. Mai 1789 die Reichsversammlung eröffnete, die unter dem Widerstreite der Parteien, der Schwäche und dem Schwanken des Königs sich alsbald in die Nationalversammlung (s. d.) verwandelte. (S. Frankreich.) Dem Könige blieb jetzt nur übrig, sich an die Spitze der polit. Revolution selbst zu stellen oder dieselbe mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Zum erstern fehlte ihm Energie und Ueberzeugung; gegen die Gewalt empörte sich sein Herz. Doch ließ er sich zur Zusammenziehung eines starken Truppencorps unter Broglie in der Nähe von Paris bewegen, was die Versammlung wie das Volk in Zorn versetzte und über den Gang der Revolution entschied. Die Abdankung Necker's, 12. Juli, und der Angriff des Prinzen Lambesc im Palais-Royal auf die friedliche Menge schienen die feindselige

Stimmung des Hofs zu bestätigen. Während der König in der Mitte seines Hofs zu Versailles rathlos träumte, trat 13. Juli die Hauptstadt unter die Waffen und eroberte am 14. die Bastille. Die Nachricht von dem Aufstande setzte den König in Schrecken; doch erblickte er darin nur eine Revolte. Erst der Herzog Larochefoucauld (s. d.) klärte ihn freimüthig über seine Lage, über die Stimmung der Nation und über die Absichten des Herzogs von Orleans auf. Der Marschall Broglie rieth dem Monarchen, sich in die Mitte der Truppen zu begeben und nach Metz abzuziehen. Der König schlug dies furchtsam aus und begab sich 15. Juli in die Nationalversammlung, wo er erklärte, daß er mit der Nation eins sei, und daß er die Truppen zurückziehen werde. Die Harmonie zwischen Volk und Thron schien jetzt hergestellt; der König war in der That für den Augenblick der Hofpartei entzogen. Er unternahm 17. Juli die gefährliche Reise nach Paris und bestätigte die Errichtung der revolutionären Autoritäten und der Nationalgarde. Auch wurde Necker zurückgerufen, und 18. Sept. bestätigte der König, mit geringer Ausnahme, die Decrete der Nationalversammlung, welche an die Stelle des Feudalstaats die constitutionelle Regierung setzten. Erst mit dem Beschluß der Versammlung (21. Sept.), der Krone ein nur suspensives Veto zu verleihen, gelang es der Hofpartei, den König zum Widerstande zu reizen. Ueber diesem Streite gerieth namentlich Paris in neue Bewegung, und ein zufälliger Umstand trug dazu bei, daß endlich der Vulkan der Revolution mit voller Wuth ausbrach und das Schicksal des Throns und des Königs die schnellste Wendung nahm. Neben der Bürgermiliz und der Leibgarde hatte der Hof zur Sicherung des Schlosses das Regiment Flandern nach Versailles rufen lassen, bei welcher Gelegenheit die Miliz wie die Gardisten den Offizieren des Regiments ein Fest gaben. Zu Ende des Mahls trank man auf das Wohl der königl. Familie, nicht aber auf das der Nation. Diese unpatriotische Stimmung stieg bis zur Beschimpfung der Nationalfarben, als auch die Königin, ihre Kinder und ihren Gemahl mit sich führend, bei dem Gastmahl erschien. Im Volk erregte dieser Vorfall den höchsten Unwillen, und Geldspenden an den Pöbel von Paris brachten diesen zum Aufstande. Am Morgen des 5. Oct. rotteten sich in der Hauptstadt wüthende Haufen, darunter viele Weiber, zusammen und zwangen Lafayette (s. d.), an der Spitze von 40000 Nationalgarden und abgefallenen königl. Garden mit nach Versailles zu ziehen. Gegen Abend des 6. traf der Zug ein. Man forderte von der Nationalversammlung Brot und die Bestrafung der Offiziere, welche die Nationalfarben beschimpft. Eine Deputation der Versammlung, begleitet von zwölf Weibern aus dem Volke, begab sich zum Könige, der den Weibern die möglichste Abstellung der Hungersnoth versprechen, der Deputation aber die Bestätigung des suspensiven Vetos bewilligen mußte. Schon schien jede Gefahr beseitigt, als am Morgen des 7. eine von Wein erhitzte und aufgereizte Menge sich auf das Schloß stürzte, einzelne Gardisten ermordete und sogar in das Zimmer der Königin drang, die kaum aus dem Bett zu ihrem Gemahl entfliehen konnte. In der Wuth durchstach man das Bett und drang dann gegen das Zimmer des Königs vor; allein die Soldaten Lafayette's vereinigten sich mit der Leibgarde und trieben den Haufen aus dem Schlosse. Als hierauf der Pöbel Anstalten traf, die gefangenen Gardisten an dem Gitterwerk des Schlosses aufzuknüpfen, erschien der König auf dem Balkon und bat für seine Gardisten um Gnade. Auf dieses Wort und die Versicherung L.'s, daß er mit nach Paris ziehen werde, ließen die Wüthenden den König leben, und auch die Königin mußte vortreten und empfing zitternd Zeichen des Beifalls. Um 1 Uhr nachmittags fuhr der König mit seiner Familie, begleitet von der pariser Nationalgarde und den Pöbelhaufen, welche die gefangenen Gardisten und die Köpfe der Ermordeten auf Piken mit sich führten, der Hauptstadt zu; die Nationalversammlung folgte.

Der König bezog die Tuilerien und verfiel in gänzliche Apathie. Die Nationalversammlung decretirte, der König bestätigte und beschwor auch 14. Juli 1790 öffentlich die neue Constitution. Der Enthusiasmus, der sich dabei auch für die Dynastie zeigte, war der letzte freundliche Strahl, der auf den schwachen Monarchen fiel. Aufs innigste sich an seine Familie schließend und unthätig, schien er den Kampf der Parteien, die Wuth und den Fanatismus der Jakobiner, die Intriguen des Herzogs von Orleans nicht zu beachten. Als er sich 18. April 1791 mit seiner Familie zur Osterfeier nach St.-Cloud begeben wollte, hielt ihn eine wüthende Menge zurück, weil man wußte, daß die Anhänger des Hofs mancherlei Fluchtplane hegten. Bisher hatte L. aus Furcht vor dem Bürgerkriege diese Anträge abgelehnt; aber jetzt dachte er ernstlich daran, sich mit seiner Familie zu retten. Längst schon schwebte ihm das Schicksal Karl's I. von England vor. Der Marschall Bouillé traf Anstalten, die königl. Familie zu seinen Truppen an die lothring. Grenze zu bringen, wo man die Contrerevolution beginnen wollte. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni reiste demnach L. mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen beiden

Kindern heimlich aus Paris ab und schlug die Straße nach Montmedy ein. Zugleich ließ er eine Erklärung zurück, worin er gegen die Constitution und alle Acte der Nationalversammlung protestirte. Erst früh gegen 9 Uhr wurde die Abreise bekannt. Der Wagen war bis nach St.-Menehould gelangt, wo der Postmeister Drouet (s. d.) den sich herausneigenden König zufällig erkannte und ihn hierauf zu Varennes anhalten ließ. Ein Detachement Husaren, das zugegen, hätte ihn vielleicht aus den Händen des Volks und der Behörde befreien können; allein L. verabscheute das Blutvergießen. In der Begleitung von 6000 wüthenden Menschen trat er die Rückreise nach Paris an. Nachdem ihm hier die Nationalversammlung die Krone wieder zugesprochen, beschwor er 14. Sept. 1791 ohne Widerrede abermals eine neue Verfassung. Mit einem Stoicismus, der nur Schwäche und Hülflosigkeit war, ergab er sich jetzt gänzlich in sein Schicksal. Er ließ sich die Unterstützung der Girondisten gefallen, nahm aus dieser Partei seine Minister, willigte in die Maßregeln gegen seine emigrirten Brüder und erklärte sogar an Oesterreich den Krieg. Endlich gelang es der Königin, ihren Gemahl dieser Lethargie zu entreißen. Nach ihrem Wunsche mußte er sich an die feindlichen Mächte wenden und von diesen seine Rettung erbitten. L. schickte den Publicisten Mallet-du-Pan an die Verbündeten ab und verlangte, daß dieselben Frankreich mit Vorsicht und Schonung überziehen, ein friedliches Manifest veröffentlichen und durch ihre Gegenwart die Herstellung des Throns und der Ordnung unterstützen sollten. Als auf die Nachricht von der Niederlage der Franzosen und dem Eindringen der Verbündeten die Nationalversammlung die Zusammenziehung eines Heeres von 20000 Föderirten (Contingente der einzelnen Departements) zum Schutze der Hauptstadt beschloß, verweigerte der König, die Ankunft der Fremden herbeiwünschend, die Vollziehung dieses Decrets. Diese Weigerung erschien als Verrath und gab Anlaß zum Aufstande vom 20. Juni 1792, wobei die bewaffneten Vorstädter in die Tuilerien drangen und vom Könige die Vollziehung dieses sowie der Decrete gegen die Emigranten und widerspenstigen Priester forderten. L., nur von einigen Dienern umgeben, ließ die Thüren selbst öffnen und ertrug mit Ruhe und Klugheit die Beschimpfungen des Pöbels. Er setzte die dargereichte rothe Mütze auf und trank sogar aus der Hand eines schmuzigen Kerls ein Glas Wein. Erst nach vierstündiger Pein erschien der Maire Pétion und machte der Scene ein Ende. Der von den Jakobinern sodann förmlich organisirte Aufstand vom 10. Aug. traf auch Hof und König nicht ohne Vorbereitung. Das Schloß war mit Linientruppen und Nationalgarden umgeben; das Innere vertheidigten 1600 Schweizer. Noch ehe der eigentliche Angriff geschah, erklärten die Truppen und Nationalgarden, daß sie gegen das Volk nicht schießen würden, und der König sah sich auf den Rath des Gemeindeprocurators Röderer genöthigt, mit seiner Familie Schutz in dem Schose der Nationalversammlung zu suchen. Hier vernahm er alsbald die Stürmung der Tuilerien und schickte den Schweizern den Befehl, die Vertheidigung des Schlosses aufzugeben. Da seine Gegenwart angeblich die Berathung hemmte, mußte er sich in die Loge der Geschwindschreiber zurückziehen, wo er 15 St. verweilte, den Beschluß seiner Suspension als constitutionelle Gewalt anhörte und zusah, wie die Zerstörer des Schlosses ihre Beute vor der Versammlung niederlegten. Am 11., um 1 Uhr des Morgens, brachte man endlich den König als Gefangenen mit seiner Familie nach dem Palast Luxembourg und von hier nach einigen Tagen in den festen Thurm des Temple. Die eigentliche Absetzung und das Gericht über den Unglücklichen überließ die Versammlung dem 21. Sept. zusammentretenden Nationalconvent (s. d.). Die Behandlung, welche die unter die Aufsicht des revolutionären Gemeinderaths gestellte königl. Familie erfuhr, war nicht eben großmüthig. Man trennte von ihr sämmtliche Diener, bis auf den Kammerdiener Clery, und übertrug die Bewachung rohen Handwerkern. Der König zeigte in dieser Lage die Ruhe und Ergebenheit eines Märtyrers. Er beschäftigte sich mit dem Unterrichte seines Sohnes und las während der Gefangenschaft 250 Bände. Nachdem der Convent Frankreich zur Republik umgewandelt, begann er die Verhandlungen über das Schicksal des Königs. Die Jakobiner wollten ihn ohne Umstände verurtheilen und hinrichten; die Girondisten drangen auf eine förmliche Procedur, um das Haupt des Königs zu retten. Am 11. Dec. erschien L. vor den Schranken der Versammlung. Er benahm sich mit Würde, vertheidigte sich, auf sein constitutionelles Recht hinweisend, und erhielt Tronchet, Malesherbes und Deseze zu Vertheidigern. Bei dem Uebergewichte, welches die Partei des Schreckens bereits über alle Gemüther besaß, war der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft. Am 26. Dec. erschien L. zum zweiten mal vor den Schranken und nahm, nachdem ihn Deseze vertheidigt, selbst das Wort, um seine Unschuld im allgemeinen zu betheuern und die Blutschuld vom 10. von sich abzuweisen. Ungeachtet man die positiven Beweise der Unterhandlungen des Hofs mit dem Auslande bei Erstürmung des Schlosses gefunden, glaubte der König

doch jene Thatsache ableugnen zu müssen, was einen sehr widrigen Eindruck hervorbrachte. Der Convent erhob hierauf unter furchtbaren Kämpfen die einfache Stimmenmehrheit bei der Fällung des Urtheils zur Regel und erklärte Ludwig Capet, wie man den König hieß, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation schuldig. Auch bestimmte man, daß das Urtheil, wie es auch ausfallen möge, dem Volke nicht zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Seit dem 16. Jan. wurde unter dem Zudrange wüthender Volksmassen über die Strafe selbst entschieden und am 19. das Todesurtheil ohne Aufschub und Appellation mit 383 gegen 310 Stimmen ausgesprochen. L. vernahm sein Schicksal mit Fassung, bat aber um drei Tage Aufschub, um eine freie Zusammenkunft mit seiner Familie, von der man ihn während des Processes getrennt hatte, und um den Beistand seines Beichtvaters Edgeworth. Nur der Aufschub wurde ihm versagt. Nachdem er die Nacht vom 20. ruhig geschlafen und die Tröstung der Religion empfangen, bestieg er 21. Jan. 1793 den Wagen des Maire und wurde unter großen Sicherheitsanstalten auf den Revolutionsplatz gefahren. Um 10 Uhr betrat er muthig das Schaffot. Als ihn die Henker gebunden, riß er sich los und rief dem Volke zu: «Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme.» Trommelwirbel erstickten seine Stimme, und unter dem Ausrufe Edgeworth's: «Sohn des heil. Ludwig, steige zum Himmel empor!» fiel sein Haupt unter der Guillotine. L. starb als Opfer eines durch Absolutismus ausgearteten Staats- und Hoflebens und trug dabei als Individuum keine andere Schuld, als daß ihm die Natur die Eigenschaften des großen Herrschers versagt hatte, der wol im Stande gewesen wäre, Staat und Gesellschaft durch entscheidende Reformen auf eine neue Bahn zu leiten. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe Ste.-Madelaine neben den Gräbern der bei seiner Vermählung Verunglückten und der 10. Aug. gefallenen Schweizer bestattet. Nach den Bestimmungen seines Testaments, eines würdigen Zeugnisses christl. Ergebung und humaner Gesinnung, erklärte sein Bruder, der Graf von Provence, den Dauphin als Ludwig XVII. (s. d.) zum Könige, den die fremden Mächte auch anerkannten. Vgl. Soulavie, «Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI» (6 Bde., Par. 1801); Girtanner, «Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung L.'s XVI.» (Berl. 1793); Moleville, «Histoire de la révolution de France, pendant les dernières années du règne de Louis XVI» (10 Bde., Par. 1801); Bournisseaux, «Histoire de Louis XVI» (4 Bde., Par. 1829); Droz, «Histoire du règne de Louis XVI» (3 Bde., Par. 1839—40); Capefigue, «Louis XVI» (4 Bde., Par. 1844); Tocqueville, «Coup d'oeil sur le règne de Louis XVI» (Par. 1850); Feuillet de Conches, «Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme. Elisabeth» (Par. 1865 fg.).

Ludwig XVII. (Karl), zweiter Sohn König Ludwig's XVI. (s. d.) von Frankreich und der Marie Antoinette (s. d.) von Oesterreich, wurde 27. März 1785 zu Versailles geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie, nach dem Tode seines Bruders aber, 4. Juni 1789, die Würde des Dauphin. Er war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen und hatte die Marquise von Tourzel zur Gouvernante, den Abbé Davoux zum Lehrer. In der ersten Zeit der Revolution besänftigte man das Volk mehrmals, indem man der Menge den Prinzen in der Uniform eines Nationalgardisten und mit den Nationalfarben geschmückt zeigte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. 1789 bezog er mit seiner Familie die Tuilerien, wohnte der unglücklichen Flucht nach der lothring. Grenze bei und folgte auch mit seiner Schwester, der Herzogin von Angoulême (s. d.), nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 seinen Aeltern in den Templethurm. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Jan. 1793) wurde der Prinz von seinem Oheim, dem spätern Ludwig XVIII., der sich damals in Westfalen befand, zum Könige von Frankreich erklärt. Er theilte noch mehrere Monate hindurch die Gefangenschaft mit seiner Mutter. Im Juni jedoch berichtete Saint-Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwig's XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen Jakobiner, dem Schuster Simon, zur Pflege und Erziehung übergeben, der ihn aber in Gemeinschaft mit seiner Frau durch grausame Behandlung und Anleitung zu Ausschweifungen physisch und geistig zu Grunde richtete. Hébert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Mutter. Nach dem Sturze der Schreckensmänner vergaß man den Prinzen vielleicht absichtlich, und seine Lage änderte sich wenig. Man hielt ihn jetzt in einem Zimmer ohne Pflege und Unterricht eingesperrt; niemand kam zu ihm als die Inspectoren des Temple. In diesem Zustande erloschen vollends seine Geisteskräfte und die Sprache, und sein Körper verkümmerte. Im Febr. 1795 setzte man endlich den Gemeinderath von Paris von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß. Der berühmte

Arzt Dussault mußte ihn besuchen, erklärte aber, daß jede Hülfe zu spät komme. Wirklich starb der Prinz 8. Juni 1795. Auf das Gerücht von einer Vergiftung schickte der Convent eine Commission von Aerzten, welche erklärte, daß kein gewaltsamer Tod vorliege. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhofe Ste.-Marguerite in die gemeinschaftliche Grube bestattet und wie gewöhnlich mit Kalk bedeckt, sodaß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. Vgl. Eckard, «Mémoires historiques sur Louis XVII» (Par. 1817); Beauchesne, «Louis XVII, sa vie, son agonie, sa mort» (2 Bde., Par. 1852 u. öfter).

Ungeachtet damals und auch später alle dabei betheiligten Personen unzweifelhaft dargethan, daß der Prinz wirklich gestorben, verbreitete sich, besonders unter der royalistischen Partei, der Glaube, daß derselbe zur Zeit seines angeblichen Todes aus dem Gefängnisse errettet worden sei und noch lebe. Namentlich stützte man sich auf den ermittelten Umstand, daß 9. Juni 1795 ein von einem 10jährigen Knaben begleiteter Mann, Namens Aujardies, auf der Straße von Paris nach Fontainebleau angehalten, den andern Tag aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, ohne daß man in dem über das Ereigniß aufgenommenen Protokoll bemerkt hatte, wo das Kind hingekommen sei. Bald erstand eine ganze Reihe von Abenteurern, die das Gerücht von der Flucht des Prinzen ausbeuteten und die Rolle L.'s XVII. mit mehr oder weniger Geschick übernahmen. Der erste dieser angeblichen Prinzen war Jean Marie Hervagault, der Sohn eines Schneiders zu St.-Lô, der 1812 als Landstreicher im Gefängnisse starb. Ein anderer, Mathurin Bruneau, geb. 1784 zu Vezins bei Cholet in Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte, erlitt während der Restauration mehrfache Bestrafungen und verscholl nach der Julirevolution. Größeres Aufsehen erregte in den J. 1833 und 1834 der sog. Herzog von Richmont, der sich auch Ludwig Hector Alfred, Baron von Richmont, Herzog von der Normandie, nannte. Dieser Abenteurer hieß eigentlich Henri Hébert, war aus der Gegend von Rouen gebürtig und richtete seit 1828 mehrfach Bittschriften an die franz. Kammern, in welchen er seine Titel und Rechte verlangte. Hébert wurde 1834 zu 12jähriger Einsperrung verurtheilt, floh aber aus St.-Pelagie nach London, wo er nach mancherlei Abenteuern 1845 starb. Während Hébert zu Paris vor den Assisen stand, trat ein gewisser Morel de Saint-Didier vor, der im Namen des «wahren, echten Ludwig XVII.» gegen die Anmaßungen des Abenteurers protestirte. Dieser Prinz war ein Deutscher, Karl Wilhelm Naundorf, gebürtig aus der Niederlausitz. Derselbe lebte früher als Uhrmacher und Vater einer zahlreichen Familie zu Krossen und stand bei seinen Bekannten im Rufe eines rechtlichen und arbeitsamen Mannes. Schon längst hielt er sich oder gab sich für den Herzog von der Normandie aus, erzählte seine romantische Flucht aus dem Temple und wandte sich an die Regierungen und die Herzogin von Angoulême. Nach der Julirevolution ging er mit seiner Familie nach Frankreich, wo er wegen seines bourbonischen Gesichtsschnitts und der Aehnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette viele Anhänger fand. Er wandte sich an die Kammern, resignirte aber auf die Krone zu Gunsten der Dynastie Orleans unter der Bedingung, daß man ihn standesmäßig unterhielte. Die Gründung eines eigenen Blattes, das seine Ansprüche vertreten sollte, brachte ihn jedoch bald in Geldverlegenheit, und im Febr. 1836 wurde er beim Zuchtpolizeigericht zu Paris als Intriguant und Betrüger verklagt. Das Gericht entschied, daß Naundorf nichts sei, nicht einmal ein Betrüger, und sprach ihn von der Anklage völlig frei. Seitdem lebte Naundorf mit seiner Familie in ziemlich leidlichen Verhältnissen bald in Belgien, bald in England, wo er Ausgang der vierziger Jahre starb. Sein Sohn, der das Prätendententhum fortsetzte, suchte als Herzog von der Normandie bei der niederländ. Regierung 1853 um eine Anstellung in der Armee nach. Außerdem traten bis in die neuere Zeit noch viele andere Abenteurer mit den Ansprüchen Ludwig's XVII. auf, wenn auch mit weniger Geräusch. So 1853 noch zu Paris und in demselben Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), König von Frankreich, 1814—24, geb. zu Versailles 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen. Er erhielt den Titel eines Grafen von Provence und hatte mit seinen Brüdern, dem Herzog von Berri (Ludwig XVI.) und dem Grafen von Artois (Karl X.), den Herzog de la Vauguyon, einen beschränkten Mann, zum Erzieher. Seinen Brüdern an Geist überlegen, umgab er sich mit Gelehrten, las die röm. Dichter und philos. Schriftsteller und machte selbst Verse. 1771 verheirathete er sich mit Marie Josephine Luise, der Tochter Victor Amadeus' III. von Sardinien. Nach dem Regierungsantritt Ludwig's XVI. nahm er den Titel Monsieur an und wurde, eigentlich nur aus Eitelkeit, der Gegner der Regie-

rung, zog sich aber doch beim Hereinbruche der Revolution gänzlich zurück. In den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. wurde er nicht bemerkt. Dagegen beschuldigte man ihn später, daß er damals heimlich nach der Regentschaft gestrebt habe. Inwiefern er bei dem Complot des Favras (s. d.) betheiligt war, ist nicht klar geworden. Der Prinz hielt es jedoch für nothwendig, sich persönlich auf dem Stadthause zu vertheidigen, wodurch er beim Volke viel gewann. Einen Stoß erlitt seine Popularität durch die Veröffentlichung des sog. Rothen Buchs, nach dem er unter Calonne 13,824000 Livres an Benefizien empfangen und außerdem auf seine Ställe jährlich 800000 Livres verwendet hatte. Obschon er sein Wort gegeben, Frankreich nicht zu verlassen, begab er sich in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 zugleich mit dem Könige auf die Flucht und gelangte, den Weg über Lille nach der belg. Grenze einschlagend, unangefochten nach Brüssel. Jetzt erklärte er sich offen gegen die Nationalversammlung, rief die Hülfe der fremden Mächte zur Herstellung der alten Monarchie an und machte mit seinem Bruder Artois die Declaration von Pillnitz bekannt, wobei dem Könige das Recht, die Constitution anzunehmen, abgesprochen wurde. Diese feindseligen Schritte der Prinzen, um die sich zu Koblenz ein förmlicher Hof bildete, ihr Eifer in der Bildung eines Emigrantenheers richteten den König Ludwig XVI. vollends zu Grunde. Nachdem die Brüder der Aufforderung des Königs zur Rückkehr nicht gefolgt, erklärte die Nationalversammlung durch Decret vom 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence des Rechts auf die Regentschaft und Thronfolge verlustig. Im Juli 1792 vereinigte der Prinz ein Emigrantencorps von 6000 Mann mit dem preuß. Invasionscorps und erließ ein Manifest ähnlich dem des Herzogs von Braunschweig. Nach dem Rückzuge aus der Champagne wandte er sich nach Hamm in Westfalen. Auf die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. veröffentlichte er ein Manifest, in welchem er den Dauphin als Ludwig XVII. ausrief, sich selbst aber zum Regenten und den Grafen Artois zum Generallieutenant ernannte. Er verlegte nun seinen Hof nach Verona im Venetianischen und nannte sich Graf von Lille. Nach dem Tode seines Neffen, des sog. Ludwig XVII. (s. d.), nahm er 1795 den Königstitel an und erließ eine Proclamation, in welcher er die Herstellung der alten Monarchie verkündigte. Die Drohungen, welche Bonaparte an die venet. Republik richtete, hatten die Ausweisung des Prinzen zur Folge. Er ging im April 1796 über den St.-Gotthard und vereinigte sich mit dem Corps des Prinzen Condé, das mit der österr. Armee verbunden war. Da ihm jedoch das Cabinet zu Wien, weil er angeblich nicht in die Vermählung der Tochter Ludwig's XVI. mit dem Erzherzog Karl willigte, die Anerkennung als König verweigerte, mußte er sich aus dem Hauptquartier Condé's zu Mühlheim wieder entfernen. Er ging nach Dillingen in Schwaben, wo er von einem franz. Meuchelmörder einen Streifschuß am Scheitel erhielt, und begab sich von hier nach Blankenburg im Braunschweigischen. Als er nach den Ereignissen vom 18. Fructidor (1797) in Frankreich (s. d.) seine Hoffnungen vernichtet sah, hielt er es gerathen, sich weiter zurückzuziehen. Der Kaiser Paul gewährte ihm ein Asyl zu Mitau in Kurland, wo er im März 1798 eintraf. Hier bildete sich bald aus den Emigranten ein kleiner Hof, an welchem nach achtjähriger Trennung auch die Gemahlin des Prinzen erschien. Die Verhandlung Paul's mit der franz. Consularregierung hatte jedoch zur Folge, daß der Graf Lille Mitau 1801 verlassen mußte, worauf er sich mit Bewilligung Preußens nach Warschau wandte. Bonaparte ließ ihm hier 1803 den Antrag machen, er möge seinen und seiner Familie Ansprüchen auf den franz. Thron entsagen, aber der Prinz wies dies zurück, protestirte auch gegen die Thronbesteigung Napoleon's. Mit Genehmigung des Kaisers Alexander kehrte er 1805 nach Mitau zurück, aber der Friede zu Tilsit nöthigte ihn 1807 Zuflucht in England zu suchen, wo sich auch der Graf Artois seit 1796 aufhielt. Hier kaufte er 1809 das Schloß Hartwell (Grafschaft Buckingham), das er fortan bewohnte und wo 1810 seine Gemahlin starb. Als der Sturz Napoleon's hereindrohte, suchte er sich der franz. Nation zu nähern. Mit dem Grafen von Artois und dem Herzoge von Angoulême erließ er eine vom 1. Febr. 1814 datirte Proclamation, in welcher er liberale, der Zeit angemessene Institutionen versprach. Indeß wandte sich die öffentliche Meinung in Frankreich theilweise erst den Bourbons zu, als die verbündeten Monarchen erklärten, daß man nicht mit Napoleon unterhandeln wolle. Talleyrand und noch einige andere einflußreiche Persönlichkeiten besorgten hierauf das übrige. Der Senat ernannte zunächst eine Provisorische Regierung, an deren Spitze Talleyrand stand. Diese veröffentlichte einen vom Senat in Eile abgefaßten und 5. April 1814 angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückgerufen wurden. Ein anderes Senatsdecret vom 4. April übertrug dem Grafen von Artois die Statthalterschaft, bis sein Bruder durch die Annahme der Constitutionsacte den Thron bestiegen haben würde. Der bisherige Graf von Lille landete 26. April zu Calais

und verweilte einige Tage zu Compiègne, wo er die franz. Marschälle, dann zu St.-Ouen, wo er die Deputationen der Behörden der Hauptstadt empfing. Von St.-Ouen aus erklärte er, daß er der Nation kraft seines Herrscherrechts eine Constitution verleihen werde, den Entwurf des Senats aber im besondern nicht annehme. Am 3. Mai hielt er hierauf, nach 24jährigem Exil, als König von Frankreich seinen Einzug in die Hauptstadt; einen Monat später, 4. Juni, empfing die Nation aus seinen Händen die constitutionelle Charte. (S. Frankreich.)

Wiewol L. den Charakter der Revolution und die Stimmung der Nation gänzlich verkannte, würde er sich doch bei der Milde seiner Gesinnung mit dem neuen Zustande versöhnt haben, hätte sich nicht sofort die alte Adels- und Priesterpartei, an ihrer Spitze der Graf Artois, zwischen das Volk und den schwachen Monarchen gestellt. Die wichtigsten Bestimmungen der Charte, Preßfreiheit, Eigenthumsrecht, Rechtsschutz, wurden sogleich mit Füßen getreten und die Anhänger des Kaisers, die Republikaner und die Protestanten mit Wuth verfolgt. Erst auf die Nachricht von der Landung Napoleon's lenkte der König selbst um, beschwor aufs neue die Charte und erließ vergeblich freisinnige Proclamationen. Bei der Annäherung Napoleon's verließ er mit seiner Familie in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 Paris und floh nach Lille, von wo aus er sich 23. März über Ostende nach Gent begab. Hier fanden sich auch alsbald alle die sog. Getreuen ein, deren Wuth er eigentlich dieses zweite Exil zu verdanken hatte. Noch der Schlacht von Waterloo erließ L. zu Cambray eine Proclamation vom 25. Juni, in welcher er vor der Nation seine Fehler eingestand und eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und die Sicherung der Charte durch neue Bürgschaften versprach. Unter dem Schutze des Herzogs von Wellington hielt er hierauf 9. Juli 1815 seinen Einzug in Paris, seine Versprechungen erneuernd. Dennoch ließ er sich sogleich von der alten Partei unterjochen und gab die Staatsgewalt dem maßlosesten Fanatismus preis. Durch eine Ordonnanz vom 16. Juli wurde die Armee aufgelöst, und an die Stelle der alten Offiziere traten Männer, die oft nie die Waffen geführt. Eine andere Ordonnanz vom 24. Juli bezeichnete die Verräther: 19 Generale und Offiziere wurden auf den ersten Griff vor ein Kriegsgericht gestellt; 38 wurden verbannt, darunter mehrere Civilbeamte; 29 wurden der Pairschaft entsetzt. Gegen seinen Charakter zeigte sich der König bei der Verurtheilung Ney's (s. d.), Labedoyère's (s. d.), Lavalette's (s. d.) u. a. unerbittlich. Die 7. Oct. eröffnete Kammer (Chambre introuvable) war durch die Regellosigkeit bei den Wahlen so mit ultraroyalistischen Fanatikern angefüllt, daß der Herzog von Richelieu dem Könige rieth, dieselbe (5. Sept. 1816) aufzulösen. Dieser Maßregel folgten royalistische Complote, welche den Umsturz der Charte und die Entthronung L.'s zum Zwecke hatten. In den Provinzen scharten sich von Adelichen oder Priestern geführte Mörderbanden zusammen, die ungestraft die Anhänger der Revolution oder auch die Protestanten mordeten. Die Gefängnisse waren mit polit. Angeklagten angefüllt, die Tribunale mit Processen überhäuft. Kaum war es dem Ministerium Decazes gelungen, den Sturm zur Freude des Königs etwas zu besänftigen, als die Ermordung des Herzogs von Berri (s. d.), 13. Febr. 1820, der ultraroyalistischen Partei aufs neue ihre Stärke verlieh. Die nächste Folge davon äußerte sich in der Abschaffung des freisinnigen Wahlgesetzes im Juni 1820 und in dem verstärkten Einflusse des Grafen von Artois, der Villèle ins Ministerium brachte. Zur Stärkung der Legitimität und Befestigung des monarchischen Princips ließ sich auch der geistig und körperlich schwache König 1823 noch zu dem ruhmlosen Feldzuge nach Spanien verleiten. Nach diesem letzten Triumphe starb er, schon längst an Gicht und Fettsucht leidend, 16. Sept. 1824. In seinem Privatleben war L. liebenswürdig, nur besaß er die Schwachheit, als Dichter und Gelehrter gelten zu wollen. Er selbst schrieb anonym in Zeitschriften und gab Schriften und Gedichte heraus, die ohne Bedeutung sind. Vgl. «Mémoires de Louis XVIII» (Par. 1822), die großes Interesse besitzen, wenn auch der Herzog von Doudeauville die Autorschaft abgelehnt hat.

Ludwig Philipp, König der Franzosen seit der Julirevolution von 1830 bis zur Februarrevolution von 1848, geb. zu Paris 6. Oct. 1773, war der älteste Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orleans (s. d.) und der Prinzessin Louise Marie Adélaide von Penthièvre. Bei der Geburt erhielt er den Titel eines Herzogs von Valois, 1785 den eines Herzogs von Chartres. 1782 übertrug sein Vater die Erziehung dieses Sohns und seiner übrigen Kinder seiner Freundin, der Frau von Genlis (s. d.). Das Erziehungssystem, welches die berühmte Frau verfolgte, war den Grundsätzen jener Zeit entsprechend. Der Prinz erlernte die neuern Sprachen, stählte Geist und Körper durch physische Abhärtung und empfing statt religiöser eine tüchtige Verstandesbildung. Beim Ausbruch der Revolution trat er in die Nationalgarde und

nach dem Beispiele seines Vaters 1. Nov. 1790 sogar in den Club der Jakobiner, die sich damals noch die Constitutionsfreunde nannten. Nachdem er 1791 den Befehl über sein Regiment zu Vendôme übernommen, wurde er im August mit demselben nach Valenciennes versetzt, wo er den Befehl über den Platz übernahm. Am 7. Mai 1792 zum Maréchal-de-Camp ernannt, befehligte er in der Armee Luckner's eine Cavaleriebrigade, stieg dann unter Kellermann 7. Sept. zum Generallieutenant und wohnte als solcher 20. Sept. der Kanonade von Valmy bei. Hierauf trat er in die Armee Dumouriez' über und gewann mit diesem gemeinschaftlich 6. Nov. die Schlacht bei Jemappes (s. d.). Zufolge der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 hatte der Prinz längst seine Titel abgelegt und gleich seinem Vater den Namen Egalité angenommen. Als der Convent die Verbannung über alle Bourbons verhing, erlangten Vater und Sohn ein Ausnahmegesetz. Dennoch wurde nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), wo der Prinz das Centrum befehligte, die Lage desselben höchst mislich. Dumouriez (s. d.) soll damals den Plan gehegt haben, den Herzog von Chartres auf den constitutionellen Thron zu heben; ob letzterer davon wußte, ist nicht bekannt. Doch wurde er in den Verhaftsbefehl gegen seinen Obergeneral eingeschlossen und trat mit demselben 4. April 1793 auf das österr. Gebiet. Er suchte hierauf in der Schweiz seine Schwester Adélaide auf, die er mit Frau von Genlis bereits in Sicherheit gebracht hatte. Zu Zürich, zu Zug und an andern Orten fehlte es indeß den Behörden an Muth, ihm eine Freistätte zu gewähren. Der Prinz ließ darum seine Schwester in einem Kloster in Aargau und irrte vier Monate in den Bergen umher. Endlich verschaffte ihm der ebenfalls ausgewanderte General Montesquiou die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik an der Schule zu Reichenau bei Chur, in welcher Stellung er unter dem Namen Chabaud-Latour acht Monate verblieb. Als er die Hinrichtung seines Vaters erfuhr, begab er sich jedoch nach Bremgarten zu Montesquiou, als dessen Adjutant er unter dem Namen Corby galt. Endlich faßte er den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, und begab sich deshalb nach Hamburg. Aus Mangel an Mitteln verschob er aber diesen Plan und machte eine Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis ans Nordcap hinauf. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg, zu Anfang 1796, lebte er einige Zeit in sehr dürftigen Verhältnissen. Seine Mutter sowie seine beiden Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf Beaujolais, waren inzwischen in Frankreich freigelassen worden. Doch stellte das Directorium die Bedingung, daß der älteste Prinz Europa verlassen sollte. Der Herzog von Orleans, wie er nach dem Tode seines Vaters hieß, schiffte sich demnach ein und kam 21. Oct. 1796 in Philadelphia an. Mit den Ereignissen vom 18. Fructidor wurden indessen die Güter der Familie Orleans wieder eingezogen und die Bourbons vom Boden der Republik nochmals verbannt. Die Herzogin-Witwe mußte mit einer Rente nach Spanien auswandern, die jüngern Brüder folgten dem ältesten und landeten im Febr. 1797 in Amerika. Die drei Prinzen bereisten nun die Vereinigten Staaten und schifften sich Anfang 1800 nach England ein, wo sie länger als sieben Jahre im Dorfe Twickenham bei London von den Ersparnissen der Mutter lebten. 1807 starb der Herzog von Montpensier an einem Brustübel, und da der Graf von Beaujolais auch erkrankte, brachte ihn sein Bruder nach Malta, wo er ebenfalls starb. Der Herzog von Orleans reiste nun nach Sicilien, wo der König Ferdinand I., der Hälfte seines Reichs beraubt, zu Palermo Hof hielt. Er faßte hier Neigung zu der zweiten Tochter des Königs, der Prinzessin Marie Amélie. Ehe die Vermählung stattfand, schickte ihn jedoch Ferdinand mit dem Prinzen Leopold von Salerno nach der span. Küste, um hier die Sache der Bourbons gegen Joseph Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Prinzen landeten zu Gibraltar; aber auf Betrieb Englands wurde Leopold festgehalten und der Herzog von Orleans im Sept. 1808 nach London gebracht, wo er mit Mühe die Erlaubniß zur Rückkehr nach Palermo erhielt. Nach seiner Vermählung 25. Nov. 1809 zu Palermo wurde er von der Junta zu Sevilla nach Spanien berufen, wo er an der Spitze eines Heeres Catalonien zum Aufstande bringen sollte. Auf einer span. Fregatte schiffte er sich 21. Mai 1810 ein, kam zu Tarragona an, fand aber keine Armee. Er begab sich nach Cadiz, wohin die Junta geflohen; allein die Spanier hatten den Muth verloren und fürchteten die Einmischung Englands. Nachdem die Versammlung der Cortes den Prinzen zur Abreise aufgefordert, kehrte er 3. Oct. nach Sicilien zurück, wo er Jahre häuslichen Glücks verlebte. Auf die Nachricht von dem Sturze Napoleon's reiste der Herzog von Orleans nach Paris. Hier ward er von Ludwig XVIII. nicht ohne Mistrauen aufgenommen und 15. Mai 1814 zum Generaloberst der Husaren ernannt. Nach einigen Wochen holte er von Palermo seine Familie und bezog endlich das Palais-Royal, die Wohnung seiner Väter. Auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr mußte er nach Lyon zur

Unterstützung der Operationen des Grafen Artois abgehen, kehrte aber, da alle Anstrengungen vergebens, nach Paris zurück und beschwor in der Kammersitzung vom 16. März 1815 mit dem königl. Hause die constitutionelle Charte. Am 24. März ging er von Lille aus wieder nach England in das Dorf Twickenham, wohin ihm seine Familie vorausgegangen war. Nach seiner Rückkehr im Juli 1815 empfing ihn Ludwig XVIII. kalt und mistrauisch, indem die liberalen Parteien im Laufe der Ereignisse den Herzog von Orleans als Thronfolger vorgeschlagen hatten. Auch misfiel die Mäßigung, die er dem Hofe anrieth, und die er offen in der Pairskammer geltend machte. Je mehr dadurch seine Popularität stieg, desto heftiger brach der Haß des Hofs und der Prinzen gegen ihn los. Der Herzog von Orleans entfernte sich darum freiwillig und reiste 23. Oct. 1815 wieder nach Twickenham, wo sich noch seine Familie befand.

Erst als der Hof Ende 1816 eine gemäßigtere Richtung einschlug, kehrte er zurück und genoß nun in Ruhe sein immer noch sehr großes Vermögen, das ihm die Revolution zurückgelassen. Sein Hof wurde ein Sammelplatz freisinniger und wissenschaftlicher Geister, und allmählich erwuchs eine Stimmung für das Haus Orleans, welche dessen künftige Erhöhung vorbereitete. Auch die Söhne des Herzogs, die in öffentlichen Anstalten ihre Bildung erhielten, genossen einer großen Popularität. Nach der Thronbesteigung Karl's X. gestaltete sich das Verhältniß des Herzogs zum Hofe freundlicher. An den Ereignissen, welche der Revolution von 1830 vorangingen, nahm er in kluger Weise weder auf seiten des Hofs noch des Volks irgendeinen Antheil. Während der blutigen Tage vom 27., 28. und 29. Juli 1830 hatte ihn der zu St.-Cloud residirende Hof ganz vergessen und jede Maßregel gegen den Prinzen, der jetzt polit. Wichtigkeit erlangte, verabsäumt. Auch zu Paris wurde sein Name während des Kampfes nicht genannt. Nur Laffitte (s. d.) hatte ihn seit dem 28. Juli ermuntert, die Gelegenheit zu ergreifen. Als am 29. auf dem Stadthause die Absetzung Karl's X. ausgesprochen worden, beschloß die Kammer auf Laffitte's Vorschlag am 30., dem Herzog von Orleans die Regentschaft als Generallieutenant des Reichs anzutragen. Der Herzog kam hierauf in der Nacht vom 30. zum 31. Juli von seinem Schlosse Neuilly nach Paris, nahm die Würde an und trat auf dem Stadthause, wo die republikanische Partei unter Lafayette ihren Sitz hatte, dem sog. Juliprogramm bei, welches einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron versprach. Zugleich hatte auch Karl X. (s. d.) mit seiner und des Dauphins Abdankung den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Reichs ernannt, schließlich jedoch demselben aufgetragen, den Herzog von Bordeaux (Grafen Chambord) als König proclamiren zu lassen. Der Herzog von Orleans unterließ dies, während seine Freunde seine eigene Erhebung vorbereiteten. Ludwig Philipp entschuldigte sein Verfahren gegen die ältern Bourbons wiederholt damit, daß er nicht aus Selbstsucht, sondern nur aus Liebe zu Frankreich gehandelt, und es bleibt allerdings zweifelhaft, ob seine eigene Resignation der ältern Linie die Herrschaft gerettet hätte. Nachdem er als Regent die Kammern 3. Aug. berufen, erhielt der Deputirte Bérard den Auftrag, die Charte umzuarbeiten. Doch wußten der Regent und die Partei der sog. Doctrinaires zu bewirken, daß sich die Umgestaltung über wenig mehr als die einleitenden Grundsätze erstreckte. In einer Sitzung der Kammer vom 9. Aug. beschwor hierauf der bisherige Herzog Ludwig Philipp von Orleans die reform. Charte und bestieg kraft des Beschlusses und der Aufforderung der Kammer vom 7. Aug., der auch die Pairs beigetreten waren, als König der Franzosen den Thron. Obwol er seine Krone durch die Kammer gleichsam aus den Händen der Nation empfangen, war er doch der Ansicht, daß ihm nach dem Sturze der ältern Bourbons, als dem Haupte des jüngern Zweigs, die Thronfolge gebühre. Unter dieser Form machte er den fremden Mächten seine Erhebung bekannt, verpflichtete sich zu den Verträgen von 1814 und 1815 und empfing auch seine Anerkennung. Während der König nach außen den Frieden mit Eifer zu erhalten strebte, suchte er sich inmitten des innern Parteigewirrs auf die Mittelklasse, deren Repräsentanten in der Kammer ihn auf den Thron berufen, zu stützen, die andern Parteien dagegen durch die Politik des sog. Juste-Milieu (s. d.) niederzuhalten und abzuschwächen. Wie groß aber auch seine Klugheit und sein persönlicher Einfluß war, den er stets unter dem Wechsel seiner Minister und deren Ansichten zu bewahren wußte, so vermochte doch Ludwig Philipp keineswegs die mit der Julirevolution aufgeweckten und erstarkten Ansprüche der großen demokratischen Partei durch seine Taktik zu beseitigen. Vielmehr sah er sich sehr bald durch eine Reihe blutiger Emeuten, Verschwörungen und Attentate gegen sein Leben, denen er aber stets auf wundersame Weise entging, auf die Politik einer offenern Repression und Reaction mehr und mehr hingeführt.

Wiewol unter solchen Verhältnissen jede wahrhafte polit. Entwickelung unterblieb, nahm

doch Frankreich während dieser Zeit einen unermeßlichen materiellen Aufschwung, und der Bestand des Julithrons schien sich schon darum zu consolidiren. Die äußere Politik des Königs in den orient. Wirren von 1840, in welcher die öffentliche Meinung nur Ohnmacht und Täuschung sah, noch mehr aber der durch einen unglücklichen Zufall erfolgte Tod des Thronerben (des Herzogs von Orleans, gest. 13. Juli 1842), der die Nachfolge eines damals vierjährigen Kindes in Aussicht stellte, machten indessen seit dem Beginn der vierziger Jahre die Lage des Julithrons unsicherer als je und verliehen den feindlichen Parteien, namentlich aber der Demokratie in Verbindung mit den sich mächtig entfaltenden socialistischen Richtungen, neue Ausbreitung und Stärke. Dazu kam noch die gänzlich unfruchtbare, mit Hartnäckigkeit jede Reform zurückweisende Verwaltung des Ministeriums Guizot (seit 29. Oct. 1840), die den Anschein von Dauer trug und gerade deshalb den Hof und den König sicher und sorglos machte. Es trat immer offener zu Tage, daß die Regierung, um die parlamentarische Majorität festzuhalten, die Wahlen durch jede Art von Concession und Bestechung leitete, die Kammer mit ergebenen Beamten füllte und durch das System der Käuflichkeit eine Art von Deputirten-Oligarchie schuf, der die allgemeinen Interessen der Nation preisgegeben waren. Außerdem offenbarte sich in einer Reihe skandalöser Processe eine unerhörte Corruption der Verwaltung selbst, die sogar bis in die Ministerien hinaufreichte. Die öffentliche Meinung forderte zur Abhülfe dieses Zustandes eine gründliche Wahlreform; aber sowol Guizot wie der König verweigerten diese ihre Selbstherrschaft bedrohende Reform und machten sich hierdurch auch die große Masse der Gemäßigten abwendig. Die Niederlage der äußern Politik Ludwig Philipp's in Italien und in den schweiz. Wirren von 1847 verstärkte nur den Ruf aller Parteien nach einer gründlichen Reform des Wahlgesetzes und führte, als der König bei der Kammereröffnung vom 28. Dec. 1847 die Reformbewegung geradezu verdammte, zur Demonstration der sog. Reformbankete, gegen welche die Regierung mit Gewalt einzuschreiten suchte. Die demokratisch-socialistische Partei benutzte endlich die volle Vereinzelung des Hofs und der Regierung und begann 22. Febr. 1848 in den Straßen von Paris den Aufstand, wobei der König mit Schrecken wahrnehmen mußte, wie auch die Nationalgarde wenig Neigung zeigte, für die Regierung die Waffen zu führen. Bereits um Mittag des 23. Febr. legte Guizot sein Ministerium nieder, und der König beging den Misgriff, die Entlassung anzunehmen, ehe er sich der festen Bildung eines neuen Cabinets versichert hatte. Während an seinem Hofe Rathlosigkeit herrschte, gewann der Aufstand rasch an Ausdehnung und Intensivität, und weder der Befehl zum Einstellen des Feuers von seiten der Truppen am Morgen des 24. Febr., noch die einige Stunden später erfolgte Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, noch endlich der muthvolle Versuch der zur Regentin ernannten Herzogin von Orleans, die Rechte ihres Sohnes in der Kammer zur Anerkennung zu bringen, waren im Stande, den Sturm zu beschwören. Ludwig Philipp, entmuthigt, ohne feste Regierungsstütze, selbst von den Höflingen verlassen, verließ im Tumult um die Mittagszeit des 24. Febr. mit seiner Familie heimlich die Tuilerien und floh aus Paris. (S. Frankreich.) Er ging über St.-Cloud nach Dreux, wo er übernachtete, und wandte sich dann der normann. Küste zu, wo er sich mit seiner Gemahlin unter mancherlei Gefahren mehrere Tage verbarg, bis es ihm 2. März gelang, von Trouville aus das von der brit. Regierung zugeschickte Dampfboot Expreß zu besteigen, das ihn mit der Königin 3. März an der engl. Küste zu Newhaven landete. Seine Familie, von der er sich der Sicherheit wegen getrennt, hatte zum Theil den Boden Englands schon erreicht. Ludwig Philipp nahm unter dem Titel eines Grafen von Neuilly seine Residenz auf Claremont, einer Besitzung der Königs der Belgier unweit Windsor, und ertrug den Wechsel seines Geschicks mit großer Ruhe und Würde. Im Winter 1849 ging er aus Gesundheitsrücksichten nach Richmond, kehrte aber schon im März 1850 wieder nach Claremont zurück, wo er, von anhaltender Schwäche befallen, am Morgen des 26. Aug. starb. Seine Ueberreste wurden 2. Sept. in der kath. Kapelle zu Weybridge beigesetzt. Ludwig Philipp besaß eine kräftige Constitution, große Klarheit und Schärfe sowie Festigkeit und Kühnheit des Geistes, reine Sitten, umfassende Bildung und reiche Erfahrung und war bis zum letzten Augenblicke ein strenger Haushalter und der beste Familienvater. Man hat gefragt, warum er sich den Februarereignissen gegenüber so auffallend unthätig, rath- und muthlos, selbst zaghaft bewies, und mag den Grund dafür wol im Alter des Greises und in der Ermüdung und Enttäuschung eines langjährigen, fruchtlosen Kampfes suchen. Aus seiner Ehe mit Marie Amalie von Sicilien (gest. 24. März 1866 zu Claremont) ging eine zahlreiche Familie hervor, deren Glieder sich durch Charakter, Fähigkeit und Bildung auszeichneten. Der Repräsentant der Rechte seines Hauses

ist sein Enkel, der Prinz Ludwig Philipp Albert von Orleans, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838. (Ueber die einzelnen Glieder der Familie Ludwig Philipp's s. den Art. Orléans). Vgl. Birch, «Ludwig Philipp, König der Franzosen» (3 Bde., Stuttg. 1841—44); Douglas, «Life and times of Louis Philippe» (Lond. 1848); Montalivet, «Le roi Louis-Philippe, etc.» (Par. 1851); Lemoine, «Abdication du roi Louis-Philippe, racontée par lui-même» (Par. 1851); Blanc, «Histoire de dix ans, 1830—40» (5 Bde., Par. 1841—42); Regnault, «Histoire de huit ans, 1840—48» (3 Bde., Par. 1849); Guizot, «Mémoires» (Bd. 1—7, Par. 1858—64; Lpz. 1858—65).

Ludwig I. (Dom Luis Felippo), seit 1861 König von Portugal und Algarbien, geb. 31. Oct. 1838 zu Lissabon als der zweite Sohn der Königin Maria II. da Gloria (s. d.) aus deren Ehe mit dem Könige Ferdinand (Herzog von Sachsen-Koburg-Kohary), erhielt gemeinsam mit seinem ältern Bruder, dem spätern Könige Dom Pedro II. (s. d.), unter der Leitung seines Vaters eine sorgfältige Erziehung von deutschen Lehrern und trat alsdann in die Marine ein. 1854 und 1855 besuchten die beiden Infanten die europ. Höfe, wo sie durch ihre Bescheidenheit und wissenschaftliche Bildung den besten Eindruck machten. Nach der Vermählung der Prinzessin Donna Antonia mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen im Sept. 1861 begleiteten der Prinz L. (Herzog von Oporto) und dessen jüngerer Bruder Dom João die Schwester zu Schiffe nach Deutschland. Inzwischen brach in die portug. Königsfamilie ein hitziges Fieber ein, das erst den Infanten Dom Fernando, dann einige Tage später, 11. Nov. 1861, den jungen König Dom Pedro selbst dahinraffte. Bei seiner Rückkehr, kurze Zeit darauf, fand Prinz L. den Thron erledigt, den er nun als nächster Bruder des verstorbenen Königs bestieg, während der Infant Dom João 27. Dec. ebenfalls noch der tödlichen Krankheit erlag. Die Regierung des jungen Königs begann unter großer Volksaufregung über die Schicksale der königl. Familie. (S. Portugal.) Am 6. Oct. 1862 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria Pia (geb. 16. Oct. 1847), der zweiten Tochter des Königs Victor Emanuel von Italien. Aus dieser Ehe gingen hervor der Kronprinz Karl (Herzog von Braganza), geb. 28. Sept. 1863, und der Infant Dom Alfonso (Herzog von Oporto), geb. 31. Juli 1865.

Ludwig I. (Karl August), König von Baiern von 1825—48, der erstgeborene Sohn und Nachfolger des Königs Maximilian Joseph aus dessen erster Ehe mit Marie Wilh. Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, wurde 25. Aug. 1786 zu Strasburg geboren. Er besuchte die Universitäten zu Landshut und Göttingen, machte dann den Krieg gegen Oesterreich und in Tirol mit und vermählte sich 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen. Als Kronprinz nahm er an den Regierungsgeschäften sehr wenig Antheil, lebte abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich mit Ernst den Wissenschaften und Künsten. Sparsam in seinem Privatleben, konnte er schon zu jener Zeit beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und die Erbauung eines prachtvollen Museums (der Glyptothek) zur Aufnahme der Meisterwerke der Sculptur verwenden. Nachdem er 13. Oct. 1825 den Thron bestiegen, traten einige auf Ersparniß gerichtete Reformen im Staatshaushalte ein. Auch wurde der Geschäftsgang vereinfacht und die Presse der drückendsten Fesseln entledigt. Bei seiner Liebe für Wissenschaften und Künste, für Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst, nahmen dieselben, namentlich die Baukunst, einen bedeutenden Aufschwung. König L. zog ausgezeichnete Gelehrte und Künstler in seine Nähe, verlegte die Universität von Landshut nach München, reorganisirte die Akademie der Künste und ließ die prachtvollsten Bauten ausführen, unter denen das Odeon, der königl. Palast, der Wittelsbacher Palast, die Basilika, die Allerheiligen-, die Ludwigskirche, die Ruhmeshalle, die Feldherrnhalle, das Siegesthor, die Bibliothek, das Universitätsgebäude, die neue Pinakothek in München (s. d.), die Walhalla (s. d.) bei Regensburg, die Villa bei Edenkoben, die Verschönerungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speier u. s. w. besonders hervorzuheben sind. Außer der Förderung, die er allen Zweigen der Kunst gewährte, ward er zugleich der Schöpfer des Ludwigskanals (s. d.) und der Gründer der Stadt Ludwigshafen (s. d.). Auch als Dichter trat er auf. Seine «Gedichte» (Münch. 1829; 3. Aufl., 4 Bde., 1839) wie seine Prosa («Walhalla's Genossen», Münch. 1843) tragen das Gepräge einer eigenthümlichen Originalität der Form. War diese Seite von L.'s Regierung glänzend, so trat dagegen in den dreißiger Jahren eine starke Reaction in kirchlicher und polit. Richtung ein. Die Herstellung zahlreicher Klöster, die Begünstigung des ultramontanen Einflusses, die Unduldsamkeit gegen Akatholiken, das rührige Treiben der Priesterpartei gingen zusammen mit der Unterdrückung des freiern polit. Geistes und dem Misachten des Constitutionalismus. Zwar fiel im Anfang des J. 1847 die ultramontane Partei; aber die Auf-

regung wuchs, da der anstößige Einfluß der span. Tänzerin Lola Montez (s. d.) folgte. So kam es schon im Febr. 1848 in München zu jenen unruhigen Auftritten, denen jene weichen mußte. Wenige Wochen nachher ward dann auch Baiern von der Bewegung ergriffen, die ganz Deutschland mit sich fortriß. Nur mit Widerstreben entschloß sich L. zu den begehrten Concessionen und zog es vor, 20. März 1848 die Regierung in die Hände seines ältesten Sohnes Maximilian II. niederzulegen. Seitdem lebte er als Privatmann, mit seinen künstlerischen Neigungen beschäftigt und im Lande einer großen Popularität sich erfreuend. Aus seiner Ehe mit der Königin Therese, die 26. Oct. 1854 starb, entsprangen vier Töchter und vier Söhne: 1) sein Nachfolger König Maximilian II. (s. d.), der 10. März 1864 starb; 2) Otto (s. d.), König von Griechenland; 3) Luitpold, geb. 12. März 1821, bair. Feldzeugmeister, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguste (gest. 1864), der Tochter Leopold's von Toscana; 4) Adalbert, geb. 19. Juli 1828, bair. Generallieutenant, vermählt 1856 mit Amalie, Tochter des span. Infanten Franz de Paula.

Ludwig II. (Otto Friedrich Wilhelm), seit 10. März 1864 König von Baiern, geb. 25. Aug. 1845 zu Nymphenburg, ist der Sohn des Königs Maximilian II. (s. d.) und der Königin Maria, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen. Von Natur mit Körperschönheit und edeln Geistesgaben ausgestattet, wuchs L. unter seiner durch Herzensgüte ausgezeichneten Mutter in Einsamkeit auf und erhielt eine Erziehung, die hauptsächlich darauf gerichtet war, alles Schädliche von dem gutgearteten Prinzen fern zu halten. Nachdem er seine erste Bildung durch eine Gouvernante erhalten, wurde er der Obhut des Grafen La Rosée, eines ehemaligen Offiziers, anvertraut, unter dem noch ein jüngerer Gouverneur, der Lieutenant von Wülffen, stand, während den Unterricht im Lateinischen, in der Geschichte u. s. w. der Gymnasialprofessor Dr. Steininger besorgte. Vor zu großen geistigen Anstrengungen bewahrte man den Prinzen geflissentlich, um seine Gesundheit zu schonen. Mit dem 18. Lebensjahre majorenn, sollte der Prinz demnächst die Universität besuchen, um Staatswissenschaften zu studiren, als der 10. März 1864 überraschend schnell erfolgte Tod seines Vaters ihn plötzlich auf den Thron berief, bevor er körperlich und geistig die nöthige Reife erlangt hatte. In der Politik und dem Geschäftsgange trat damit keine Aenderung ein. Der Minister von Schrenck blieb am Staatsruder, und als später von der Pfordten ihn ablöste, war dies kein Wechsel des Systems, sondern nur der Person. Die erste selbständige Aeußerung des jungen Königs gab sich kund in der Berufung des Componisten Richard Wagner nach München. Die Oper «Lohengrin» soll das erste Werk Wagner's gewesen sein, welches der jugendliche Kronprinz kennen gelernt. Sicher ist, daß die Oper einen tiefen Eindruck auf ihn machte, wozu wol auch der Umstand beigetragen haben mag, daß die Sage vom Schwanenritter in Beziehung steht mit der romantischen Burg Hohenschwangau, wo der Prinz seine Kinderjahre verlebte. Wagner gewann nach seiner Ankunft sofort nachhaltigen Einfluß auf König L., der seitdem fortwährend stieg, obgleich ernste Demonstrationen eines Theils der müncheuer Bevölkerung in den ersten Monaten 1866 den Fürsten bewogen, sich von seinem Lieblinge zu trennen. Die Regententhätigkeit L.'s beschränkte sich in den ersten beiden Jahren seiner Regierung auf die Abfertigung der nothwendigsten Geschäfte, wiewol ihm die Minister, die mit ihm arbeiteten, eine ungemeine Leichtigkeit der Auffassung nachrühmten. Seinen Genuß fand der König bis dahin in der Einsamkeit, in der sog. Zukunftsmusik und in romantischer Lektüre. Niemand konnte sich seines nähern Umgangs rühmen. Auch wollte es der Adels- und ultramontanen Partei nicht gelingen, irgendwelche Fortschritte in seiner Gunst zu machen. In seinen polit. Neigungen bewies er sich freisinnig, und während die ultramontane Presse ihn einzuschüchtern und sein Ansehen zu schädigen suchte, hielten die Blätter der Fortschritts- und Volkspartei zu ihm. Für die Politik, welche Baiern 1866 im Conflicte zwischen Oesterreich und Preußen befolgte und mit den Waffen vertrat, und die in dem für das Land ungünstigen bair.-preuß. Friedensvertrage vom 22. Aug. 1866 ihren Abschluß fand, ist der junge König L. wol kaum verantwortlich zu machen.

Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, 1790—1830, geb. 14. Juni 1753 zu Prenzlow in der Ukermark, wo damals sein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig IX., als preuß. Generalmajor in Garnison stand, wurde hauptsächlich unter der Aufsicht seiner Mutter Henriette Karoline, Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, erzogen. Er besuchte 1769 die Universität zu Leyden, machte dann eine Reise und trat 1773 in russ. Dienste, die er aber bald wieder verließ. Nachdem er sich 1777 mit Luise Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, vermählt, lebte er in Zurückgezogenheit, bis ihn der Tod seines Vaters 4. April 1790 unter dem Namen Ludwig X. zur Regierung berief. Bald nachher verlor

er seine hanau-lichtenbergischen Besitzungen. Seine Truppen kämpften am Rhein, im Elsaß und in den Niederlanden; er selbst wohnte der Belagerung von Mainz bei. Endlich sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen und sich erst nach Gießen, später nach Sachsen zu begeben. Erst im März 1799 kam es zu einem Separatfrieden zwischen Hessen-Darmstadt und Frankreich. Für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer wurde er im Reichsdeputationshauptschluß unter anderm durch das Herzogthum Westfalen entschädigt. Nur nach langem Kampfe trat er 1. Aug. 1806 dem Rheinbunde bei und wurde souveräner Großherzog. Als solcher nannte er sich nun Ludwig I. Bereits 1806 hob er die in einem Theile des Landes bestehenden alten Landstände auf. Die Verbindung mit Frankreich kostete ihm große Opfer, und Hessen fochten bei Badajoz, bei Wagram und in Rußland. Dennoch schloß er sich erst im Nov. 1813 durch die Convention zu Frankfurt den Verbündeten an. Auf dem Wiener Congresse erwarb er für Westfalen die Provinz Rheinhessen. Sein Land, das beim Antritte seiner Regierung auf 100 Q.-M. 300000 E. umfaßte, bestand jetzt aus einem Areal von 185 Q.-M. mit 680000 E. Indessen herrschte in seinem Lande Gärung; Streben nach Freiheit und Aristokratenumtriebe mischten sich durcheinander. Erst die Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 löste die Spannung friedlich. Nachdem er 24. Oct. 1829 seine Gemahlin durch den Tod verloren, starb er selbst 6. April 1830. L. war freisinnig und hochherzig in seinen Ansichten. Der Redefreiheit trat er niemals, selbst unter Napoleon nicht in den Weg; geheime Polizei war bei ihm nicht geduldet. Auch hatte das Großherzogthum bis zum Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse von 1819 volle Preßfreiheit und selbst nachher eine gelinde Censur. Er war religiös und zugleich tolerant, Künstlerfreund und eifriger Förderer der Wissenschaft. Wegen seiner Vorliebe für das Theater mußte er häufig lauten Tadel erdulden. Seine Abneigung gegen Rheinhessen, das er nie besuchte, blieb Ursache, das manches Gute nicht zu Stande kam. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig II. (s. d.). Ein großartiges Denkmal wurde ihm in Darmstadt auf dem Luisenplatze 1844 errichtet.

Ludwig II., Großherzog von Hessen, 1830—48, des vorigen Sohn, geb. 26. Dec. 1777 zu Darmstadt, machte seine Studien zu Leipzig unter Leitung des nachherigen Geheimraths von Petersen. 1804 vermählte er sich mit Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Bis zu seinem Regierungsantritte, der 6. April 1830 erfolgte, lebte er in Darmstadt, ohne daß er an den Regierungsgeschäften thätigern Antheil nehmen durfte. Doch trat er nach Einführung der Verfassung in die Erste Kammer ein, und seit 1823 war er Mitglied des Staatsraths. Mit den Ständen gerieth er nach seinem Regierungsantritt sofort in Conflict, weil diese, obschon sie die Civilliste erhöhten, doch seine Privatschulden nicht auf die Staatskasse übernehmen wollten. Als sich die Nachwirkungen der franz. Julirevolution auch in Hessen geltend machten, ging die Regierung des persönlich wohlwollenden Großherzogs L. in eine polit. Reaction über, welche, trotz mancher materieller Verbesserungen, das Land drückte und eine Harmonie zwischen Fürst und Volk nicht aufkommen ließ. Im Beginn der Märzbewegung von 1848 nahm der Großherzog, seit lange schon körperlich leidend, seinen ältesten Sohn zum Mitregenten an. L. starb bald darauf 16. Juni 1848. Aus seiner Ehe mit Wilhelmine von Baden (gest. 1836) hinterließ er außer dem Nachfolger noch zwei Söhne und eine Tochter: 1) Prinz Karl, geb. 23. April 1809, hess. General der Infanterie, vermählt seit 1815 mit Elisabeth, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, aus welcher Ehe drei Söhne hervorgingen, von denen der älteste, Prinz Ludwig (geb. 12. Sept. 1837), seit 1862 Gemahl der engl. Prinzessin Alice ist; 2) Prinz Alexander (s. d.), österr. Feldmarschallieutenant, war im Kriege von 1866 gegen Preußen Oberbefehlshaber über das süddeutsche Armeecorps; 3) Prinzessin Marie (Maria Alexandrowna), geb. 8. Aug. 1824, vermählt mit dem Kaiser Alexander II. von Rußland.

Ludwig III., Großherzog von Hessen seit 1848, des vorigen Sohn, geb. 9. Juni 1806, hatte früher wenig Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, bis er infolge der polit. Bewegung durch Edict vom 5. März 1848 von seinem Vater, der einige Wochen darauf starb, zum Mitregenten ernannt wurde. Der Prinz entließ das bisherige Ministerium Du Thil und ernannte Heinrich von Gagern zum Minister, unter dem und dessen Nachfolger Jaup eine völlige Umwandlung der Regierungspolitik und der öffentlichen Zustände erfolgte. Im Juni 1849 trat der Großherzog dem sog. Dreikönigsbündnisse bei. Als 1850 die Zeit der Restauration begann, wandte sich jedoch L. der österr. Politik zu und ernannte Herrn von Dalwigk zum Minister, mit dem sofort nach außen wie nach innen eine vollständige Wendung der Dinge eintrat. Die Regierung des Großherzogs hat sich seitdem fast unausgesetzt im Zwiespalt mit den Ständen des Landes befunden. (S. Hessen-Darmstadt.) Im Streite zwischen Preußen

und Oesterreich 1866 erklärte sich L. für letzteres, und die hess. Truppen kämpften als Theil des 8. Bundesarmeecorps unter dem Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen gegen Preußen. Im Friedensschlusse vom 3. Sept. mußte deshalb der Großherzog L., außer den Kriegskosten, die ihm kurz vorher zugefallene Landgrafschaft Hessen-Homburg sowie einige Gebietstheile von Oberhessen an den Sieger abtreten und für letztere Provinz dem Norddeutschen Bunde beitreten. 1833 vermählte er sich mit Mathilde, einer Tochter König Ludwig's von Baiern, die 1862 kinderlos starb.

Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwig's des Bärtigen, geb. 1042, ist aus den mittelalterlichen Ueberlieferungen durch seine merkwürdigen Erlebnisse bekannt. Es hatte sich, so wird berichtet, die Pfalzgräfin Adelheid, die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, in den ritterlichen und tapfern Landgrafen verliebt, und diese Neigung blieb nicht unerwidert. Um sich des lästigen Gemahls zu entledigen, veranlaßte die Pfalzgräfin den Geliebten, mit ihrem Manne auf der Jagd Streit zu suchen, und bei diesem Anlaß fand der Pfalzgraf den Tod, entweder durch Anstiften L.'s oder durch dessen eigene Hand. L. heirathete nun Adelheid; aber die Rache der Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen bewirkte, daß der Kaiser die Blutschuld strafte und den Landgrafen auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle gefangen setzte. Von hier aus erlangte L. durch einen kühnen Sprung in die Saale seine Freiheit, ward zwar wieder gefangen, aber später losgelassen und sühnte seine That durch fromme Stiftungen. Er ward der Gründer der Klöster Sangerhausen, Weißenburg und Reinhardsbrunn und trat in das letztgenannte selbst als Mönch ein. Dort starb er 1123. So die alte Ueberlieferung, deren Wahrheit namentlich, was den Sprung anbelangt, vielfach angezweifelt worden ist. Man hat z. B. den Beinamen Saliens, d. i. Springer, auf die angebliche Abstammung L.'s von dem salischen Geschlecht beziehen wollen und den Sprung für eine Fabel erklärt, die erst in spätern Quellen auftauche. Als Landgraf nahm L. eine nicht unbedeutende Stellung ein, war in die thüring. Fehden unter Heinrich IV. verflochten, stand in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst meist auf der Seite des erstern und ließ sich erst unter Heinrich V. zur sächs. Partei hinüberziehen, was ihm eine vorübergehende Gefangenschaft durch den Kaiser zuzog. Auch ist er der Gründer der Wartburg.

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Prinzessin Luise Christiane von Carignan und der Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, wurde in Paris 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Mutter wollte ihn in Paris, wo sie getrennt von ihrem Gatten lebte, erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er unter dem Volke aufwachse, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß. Auch als der Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle getreten war, behielt er unter diesem ein Commando. Nach dem Frieden von Nimwegen kehrte er 1678 nach Baden zurück und übernahm, da sein Vater bereits 1669 verstorben, an seines 1677 verstorbenen Großvaters Stelle die Regierung. Als 1683 der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, und als die Stadt durch den Herzog von Lothringen und durch den König von Polen, Sobieski, entsetzt war, errang er mehrfache Vortheile über die geschlagenen Türken. Er behielt hierauf den Oberbefehl an der Donau und schlug die Türken 24. Sept. 1689 bei Nissa und 19. Aug. 1691 bei Salankemen. 1693 wurde ihm der Oberbefehl über die Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übertragen; er nahm Heidelberg wieder und ging sodann nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Nach Eröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1694 fiel er in den Elsaß ein, wo er die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges täuschte und die größte Thätigkeit bewies, ungeachtet er an der heftigsten Gicht litt. Nach Sobieski's Tode bewarb er sich 1697 um den erledigten poln. Thron; doch der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen trug den Preis davon. Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er die kaiserl. und Reichsarmee und eroberte 1702 ungeachtet des tapfern Widerstandes Landau. Sein Talent in der Befestigungskunst bewährte er durch die Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm in der letzten Zeit das Kriegsglück weniger günstig. Er starb zu Rastadt 4. Jan. 1707.

Ludwig (Jos. Ant.), Erzherzog von Oesterreich, jüngster Bruder des Kaisers Franz I., geb. zu Florenz 13. Dec. 1784, widmete sich frühzeitig dem Militärdienste und stand schon in dem Feldzuge von 1809 an der Spitze eines österr. Truppencorps, mit welchem er aber in der

Schlacht bei Abensberg 20. April von Napoleon geschlagen wurde. Als er hierauf das Commando verlor, wendete er sich mit Eifer dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu und machte zur Erweiterung seiner Kenntnisse Reisen durch England und einen großen Theil des Continents. Nach dem Tode des Feldzeugmeisters Colloredo-Mansfeld wurde er 1822 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Obwol im Charakter ganz verschieden, hatte er sich doch des besondern Vertrauens seines Bruders, des Kaisers, zu erfreuen, der ihm sogar die Erledigung eines Theils der Regierungsgeschäfte übertrug und sich auch anderweitig von ihm oft vertreten ließ. Noch größern Einfluß gewann L., als er nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand I., 1835 Chef der aus dem Erzherzoge Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten Geheimen Staatsconferenz wurde. In dieser Stellung bewies sich der Erzherzog als zäher Vertreter des Stabilitätssystems, und obwol es ihm weder an Herzensgüte noch an Gerechtigkeitsliebe fehlte, wuchs doch seine Unpopularität in dem Verhältnisse, als die Opposition gegen das alte System zunahm. Gegen ihn, der mit dem Fürsten Metternich als der verantwortlichste Träger der alten Politik galt, wandte sich deshalb auch hauptsächlich die Erhebung in den Märztagen von 1848. Damals aus seinem polit. Einflusse verdrängt, kehrte er auch nachher nicht wieder zu den Geschäften zurück. Er lebte seitdem ohne alle Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten und starb 21. Dec. 1864 zu Wien.

Ludwig (Friedr. Christian), gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Prinz von Preußen, wurde 18. Nov. 1772 geboren als der Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's d. Gr. Bei vortrefflicher Ausbildung seines Geistes durch franz. Erzieher und Lehrer vernachlässigte man ganz die Bildung seines Charakters, weshalb er sehr oft eine Beute der Leidenschaftlichkeit wurde und sich gern in genialen Extremen bewegte. Für den Krieg entflammt, folgte er 1792 mit den überspanntesten Hoffnungen dem Heere an den Rhein, wo ihn sein Ungestüm wiederholt in Verlegenheit brachte, allein auch sein Feldherrntalent sich unverkennbar zeigte. Nach dem Frieden von 1795 zum Generallieutenant ernannt, beschäftigte er sich wieder daheim mit der Kunst, aber auch mit galanten Abenteuern. Insbesondere liebte er die Musik, weshalb er sich auch den bekannten Componisten Dussek zu seinem Vertrauten erwählte. Wegen voreiliger Einmischung in die Politik zog er sich wiederholte ernste Rügen des Königs zu. Bei seiner entschiedenen Abneigung gegen Frankreich konnte es nicht fehlen, daß die kriegerisch gesinnte Partei 1806 ihn zu ihrem Wortführer wählte, und daß der Prinz, gestützt auf dieselbe, nicht ohne großen Einfluß auf die Kriegserklärung blieb. Er erhielt den Befehl über die 8000 Mann starke Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps, mit welcher er vorsichtig über den Thüringerwald vorrücken, jedoch jedes Gefecht vermeiden sollte. Als ihm jedoch ein zweimal überlegener Feind 10. Oct. bei Saalfeld entgegenrückte, nahm er, statt sich zurückzuziehen, den Kampf an, der mit der fast gänzlichen Vernichtung seines Corps endete. Von Feinden umringt und den Tod der Gefangenschaft vorziehend, fiel er nach tapferer Gegenwehr ganz von Wunden bedeckt. Ein Denkmal wurde ihm 10. Oct. 1823 durch seine Schwester, die Fürstin Radziwill, auf dem Kampfplatze bei dem kleinen Orte Wölsdorf errichtet.

Ludwig (Karl Friedr. Wilh.), einer der namhaftesten deutschen Physiologen, geb. 29. Dec. 1816 zu Witzenhausen im Hessischen, besuchte das Gymnasium in Hanau und widmete sich dann zu Marburg und Erlangen medic. Studien. 1842 habilitirte er sich als Privatdocent zu Marburg, wo er zugleich auch Prosector wurde und 1846 die außerord. Professur für vergleichende Anatomie erhielt. 1849 folgte L. einem Rufe als ord. Professor der Physiologie und Anatomie nach Zürich; doch verließ er bereits 1855 diese Universität, um die Professur für Physiologie und physiol. Physik am Josephinum in Wien zu übernehmen. Von Wien siedelte er Ostern 1865 nach Leipzig über, wo er seitdem als Professor der Physiologie mit bestem Erfolge wirkt. L.'s zahlreiche anatom.-physiol. Untersuchungen sind ausgezeichnet durch Originalität der Idee und eine streng folgerechte Durchführung derselben. Einige seiner Arbeiten haben epochemachend gewirkt. Nachdem die Gebrüder Weber den hemmenden Einfluß der Vagus auf die Herzthätigkeit dargethan hatten, wies L. den Einfluß der Nerven auf die Speichelsecretion nach. Er faßte ferner die Harnsecretion als eine Filtration von Blutflüssigkeit in den Nieren auf und suchte dies durch viele Beobachtungen zu erweisen. L.'s Untersuchungen über die Blutgase und über die Lymphwege und die Lymphbildung haben ebenfalls sehr anregend gewirkt. Sein Hauptwerk ist das sehr beifällig aufgenommene «Lehrbuch der Physiologie des Menschen» (2 Bde., Heidelb. 1852—56). Zahlreiche Arbeiten von ihm sind in der «Zeitschrift für rationelle Medicin» und den Schriften der Wiener Akademie und der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig enthalten.

Ludwig (Otto), deutscher Dichter, geb. 11. Febr. 1813 zu Eisfeld im Meiningischen, zeigte frühzeitig Neigung für Musik und erhielt durch den Herzog von Meiningen die Mittel, um sich in Leipzig unter Mendelssohn-Bartholdy künstlerisch zu bilden. Krankhafte Zufälle machten ihm jedoch die Ausübung der musikalischen Kunst unmöglich, sodaß er sich genöthigt sah, der Tonkunst zu entsagen. L. widmete sich hierauf erst in seiner Heimat, dann zu Meißen, seit 1855 zu Dresden, wo er sich häuslich niederließ, poetischen Arbeiten und eingehenden ästhetischen Studien, besonders über Shakspeare. Nach einem fast lebenslänglichen Siechthum starb er 25. Febr. 1865 zu Dresden. Seinen Ruf als Dichter begründete L. mit den beiden Trauerspielen «Der Erbförster» (Lpz. 1853) und «Die Makkabäer» (Lpz. 1854), die namentlich auf dem wiener Hofburgtheater vielen Beifall fanden und sich auf dem Repertoire erhielten. Hierzu kamen in den folgenden Jahren die Erzählungen «Zwischen Himmel und Erde» (Frankf. 1856; 3. Aufl., Berl. 1862) und «Thüringer Naturen», von denen jedoch nur der erste Theil, «Die Heiterethei und ihr Widerspiel» (Frankf. 1857), eine thüringer Dorfgeschichte, erschien. Als Dramatiker gehört L. der Richtung Hebbel's an. Er neigt zum Großen und Wilden und hat namentlich im «Erbförster» ein Familiengemälde geschaffen, in welchem das Behagen der Iffland'schen Idylle einer grellen und erschütternden Tragik weicht. Die Charakteristik in beiden Dramen ist markig und scharf, mit Hinneigung zum Paradoxen, die Sprache von kräftiger, oft grandioser Bildlichkeit, doch ohne Anmuth und classische Schönheit. Von seinen Erzählungen bekundet «Zwischen Himmel und Erde» zwar eine große Gewalt der Phantasie und erhält den Leser in einer fortwährenden, fast unheimlichen Spannung; allein sie zeigt auch die Vorliebe des Dichters für das Gesuchte und Abnorme.

Ludwigsburg, die zweite Residenz des Königreichs Würtemberg, im Neckarkreise, wurde 1706 vom Herzog Eberhard Ludwig infolge eines Haders mit den Stuttgartern erbaut. Städte und Dörfer mußten auf seinen Befehl den großartigen Plan ausführen helfen, und aus dem ehemaligen Jagdschlosse wurde eine umfangreiche Stadt, freilich ohne Nahrungsquellen. Die Zahl der Bevölkerung sank oder stieg mit jedem Regenten. 1864 hatte die Stadt 11620 E. und eine große Masse Militär. L. besitzt zwei Kirchen, sieben öffentliche Plätze, acht Thore und das prachtvolle königl. Schloß, welches mit reizenden Gartenanlagen umgeben ist, in denen sich die Ruinen der Emichsburg befinden. Das Schloß selbst enthält 400 Zimmer, die schöne Familiengalerie (eine Bildersammlung aller würtemb. Regenten nebst einem großen Theile ihrer Gemahlinnen), den Ritter- oder Ordenssaal, die Ordenskapelle, die Gemäldegalerie, das Theater, den ehemaligen Festinsaal (jetzt Schwurgerichtssaal) und die fürstl. Gruft. In der Stadt befinden sich das Arsenal und die Stückgießerei. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind Tuch-, Goldrahmen-, Uhren-, Corsett- und Blechwaarenfabrikation. Berühmt ist die Welker'sche Orgelfabrik. Unter den Unterrichtsanstalten sind hervorzuheben: die Kriegsschule, das Lyceum und der sog. Salon (eine sehr besuchte Erziehungsanstalt). Sonst bestehen zu L. das Mathildenstift für verwahrloste Kinder, eine Kinder- und eine Augenheilanstalt sowie ein Zuchthaus. In den Umgebungen sind die Lustschlösser Monrepos, an einem künstlich geschaffenen See mit Gartenanlagen und zwei Inseln, das Favorite-Schloß an der Straße nach dem benachbarten Geburtsorte Schiller's, mit großem Park, und die Solitude mit schönem, vom Herzog Karl 1763 angelegten, im Innern unverändert erhaltenen Lustschlosse auf einem Berge am Walde. Vgl. Henle, «Würtemb. Lustschlösser» (Würzb. 1846).

Ludwigshafen, Stadt in der bair. Rheinpfalz, am linken Ufer des Rheins gegenüber Manheim gelegen, hieß früher «Die Rheinschanze» und diente der ehemaligen Festung Manheim als Brückenkopf. Die günstige Lage am Rhein gegenüber der Neckarmündung veranlaßte den König Ludwig I. von Baiern, dem Orte im April 1843 den Namen L. zu ertheilen und den Aufbau einer Stadt zu beginnen. Dieselbe besteht gegenwärtig zwar erst aus einigen Straßen, zählte 1864 aber bereits 3911 E. und läßt ein noch rascheres Aufblühen erwarten. Die Haupterwerbsquellen sind fast ausschließlich Schiffahrt und Handel. Schöne Bauwerke sind die kath. und die prot. Kirche, erstere nach dem Entwurfe von Hübsch, letztere in modificirt goth. Stile nach den Plänen Voit's ausgeführt, beide aber Ende 1866 noch nicht ganz vollendet. Eine steinerne Eisenbahnbrücke über den Rhein war um dieselbe Zeit im Bau begriffen. Von großer Bedeutung für den Verkehr sind die directen Eisenbahnverbindungen L.s einestheils durch die Berbacher Bahn mit Frankreich und Paris, anderntheils mit Mainz und Frankfurt a. M.

Ludwigskanal heißt der großartige Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Rhein. Schon Karl d. Gr. hatte die Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau zu verbinden, aber die geringen technischen Kenntnisse jener Zeit hinderten die Ausführung. In neuerer Zeit

faßte König Ludwig I. von Baiern den Entschluß, diesen Plan zu verwirklichen. Nach den nöthigen Vorarbeiten lieferte der Oberbaurath von Pechmann einen Entwurf, der 1834 genehmigt wurde. Damals waren die Kosten auf 8,350000 Fl. veranschlagt. Dieses Kapital wurde durch Actien aufgebracht, deren vierten Theil der bair. Staat übernahm. Die jährlichen Unterhaltungskosten wurden auf 556200 Fl. berechnet, aber zu niedrig. Der eigentliche Bau des Kanals begann bei Nürnberg 1836 und gedieh in den ersten sieben Jahren so weit, daß man die Strecke von Wendelstein bis Nürnberg und von da nach Bamberg fahrbar machen konnte. Der Kanal nimmt seinen Anfang bei Kelheim an der Donau, führt aus der schiffbar gemachten Altmühl aufwärts bis Dietfurt, dann gegen Norden über Nürnberg und längs der Regnitz nach Bamberg, von wo die Schiffahrt in den Main geht. Er erreicht seinen höchsten Punkt, 630½ F. über dem Mainspiegel und 270¾ F. über dem Donauspiegel, bei Neumarkt. Auf seiner Länge von 23½ M. zählt der Kanal 103 Kammerschleusen, deren jede 120 F. lang und 16 F. breit ist und auf 90 F. ein Zwischenthor hat, da die ganze Länge nur für die Bauholzschiffe benutzt werden soll. Die Breite der Schiffe ist an der Oberfläche 14½, im Boden 14 F., und voll beladen gehen dieselben 4 F. im Wasser. Bei günstigem Winde kann ein Pferd bis zu 2000 Ctr. ziehen. Die Leinpfade sind mit Obstbäumen bepflanzt. Der Kanal selbst ist oben 54, in der Sohle 34 F. breit; die Tiefe ist 5 F., doch kann sie auf 7 F. gebracht werden. Der Kanal durchschneidet die Nürnberg-Fürther Eisenbahn und wird durch eine 150 F. lange Brücke über die Pegnitz geleitet. Gegen Anschwellungen der Wassermasse ist der Kanal durch Durchlässe geschützt, deren Zahl sich auf 103 beläuft; 12 Brücken führen ihn über Flüsse und Bäche. 114 theils hölzerne, theils steinerne Brücken führen über ihn, und 4 Durchfahrten gehen unter ihm weg. Er hat 22 Häfen und Landungsplätze mit Lagerhäusern, Krahnen, Wagen u. s. w. Die ganzen Bauten vom ersten Spatenstich bei Nürnberg an bis zur Eröffnung in seiner ganzen Länge 25. Aug. 1845 haben neun Jahre gedauert. Wenn auch mancher Misgriff gemacht wurde und man bei der Ausführung bemerkte, daß vieles auf dem Plane leicht erschien, dem sich in der Praxis fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, so ist doch der Kanal von Wichtigkeit für Baiern, indem er die Versendung von Marmor, Bau- und Lithographiesteinen, Holz und Getreide aus den Gegenden der Donau und des Fränkischen Jura nach Nürnberg, dem Mittelpunkte der Wasserstraße, erleichtert. Die Concurrenz der sich an ihn anschließenden Landstraßen und Eisenbahnen, die großen Krümmungen des Main, die Zölle und Polizeimaßregeln auf dem Rhein und der Donau, mitunter auch Wassermangel im Kanale sind die Haupthindernisse, welche einem bedeutenden Verkehr auf dem Kanale entgegenstehen. Am wenigsten haben sich die Hoffnungen erfüllt, daß er einen beträchtlichen Theil des Handels zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee dem Mittelländischen Meere entziehen werde. Die gesammten Kosten des Baues betrugen an 10 Mill. Fl. Am 30. Juni 1846 ward der Kanal an die Actiengesellschaft überwiesen. Die Betheiligung des Staats, ursprünglich auf 2½ Mill. Fl. beschränkt, wuchs allmählich bis auf beinahe 8 Mill. heran, sodaß im Nov. 1851 nur noch ein Betrag von 2,671500 Fl. in Privathänden war, der seit 1852 ebenfalls an den Staat überging.

Ludwigslied, eins der wichtigsten und poetisch werthvollsten Gedichte aus der althochdeutschen Zeit, eine Verherrlichung des Sieges, den der westfränk. König Ludwig III., ein Sohn Ludwig's des Stammlers, bei Saucourt in der Picardie 3. Aug. 881 über die Normannen erfocht. Wiewol in volksmäßigem Tone gedichtet, war doch der Verfasser jedenfalls ein Geistlicher, ob der gelehrte Hucbald in St.-Amand, ist ungewiß. Herausgegeben wurde das Gedicht zuerst von Schilter (Strasb. 1696) in sehr verderbtem Text nach einer Abschrift, die Mabillon von der Handschrift genommen hatte. Diese galt lange für verloren, bis Hoffmann von Fallersleben sie zu Valenciennes wieder auffand und aus ihr das Gedicht in den von ihm und Willems herausgegebenen «Elnonensia» (Gent 1837) in treuem Abdruck bekannt machte, aus dem sich auch ergibt, daß es nicht durchgehends aus Strophen von vier Zeilen besteht, sondern daß sich neben diesen auch Strophen von sechs Zeilen finden. Dieser Umstand macht aber das Lied noch zu keinem Leich (s. d.), denn da die Handschrift nicht erste Aufzeichnung ist, so können leicht einige Zeilen ausgefallen sein. Das Lied ist fast in allen altdeutschen Lesebüchern, z. B. von Wackernagel, Schade, Kurz u. s. w., abgedruckt.

Ludwigslust, freundlicher Flecken und Garnisonsplatz im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 4¾ M. südlich von Schwerin, an der Berlin-Hamburger Eisenbahn und dem von der Elde abgeleiteten Ludwigsluster Kanal. Der Flecken zählt (1864) 5385 E., hat schnurgerade Straßen, meist massive Häuser, die fast alle gleichhoch sind, mehrere Fabriken, eine Real-, eine Orts- und vier Privatschulen, ein Taubstummeninstitut und ist die zweite oder Sommer-

residenz des Großherzogs. Herzog Ludwig II. (1747—56) legte den Ort an Stelle des Dörfchens Kleinow an, erhob ihn 1756 zur Residenz und erklärte ihn 1792 zum Marktflecken mit besonderer Gerichtsbarkeit. Der Glanzpunkt von L. ist das 1772—79 in edelm Stil erbaute Residenzschloß mit reizenden Garten- und Parkanlagen und einer von dem Kanal gebildeten Cascade von 8—10 F. breiten Doppelfällen. Der Palast bildet ein längliches Viereck von 250 F. Länge, ist drei-, im Mittelgebäude vierstöckig, ganz mit pirnaer Sandstein verkleidet, im Innern geschmackvoll und besonders im Goldenen Saal prächtig eingerichtet, mit einer Gemäldegalerie, Sammlungen von slaw. Alterthümern u. s. w. ausgestattet. Der Schloßgarten enthält viele Kiosks, künstliche Ruinen, ein Schweizerhaus, ein Mausoleum, das kolossale Denkmal des Herzogs Friedrich und auf einer Insel die kath. Kirche in goth. Stil von glasirten Ziegeln erbaut, mit schöner Glasmalerei. Außerdem sind bemerkenswerth das Prinzenpalais und der sog. Prinzengarten mit der Begräbnißkapelle des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig und seiner ersten Gemahlin, der Großfürstin Helena Karlowna (gest. 1803), die luth. Hofkirche in Form eines griech. Tempels, mit dem großen Granitsarkophag des Herzogs Friedrich und einem Riesenaltarblatt, die großherzogl. Villa Gustavia in einem großen Garten, und das Stift Bethlehem (Krankenhaus und Diakonissenanstalt).

Lufft (Hans), Buchdrucker und Buchhändler zu Wittenberg von 1525—84, hat sich vorzugsweise durch den Druck der verschiedenen Erstlingsausgaben der Luther'schen Bibelübersetzung berühmt gemacht, weshalb man ihn schon zu seiner Zeit vorzugsweise den Bibeldrucker nannte. Geboren war er 1495, doch weiß man nicht wo. Er starb zu Wittenberg 2. Sept. 1584 als ein auch in seiner bürgerlichen Stellung geehrter Mann; denn er hatte in Wittenberg von 1550 an das Amt eines Rathsherrn und von 1563 an das des Bürgermeisters bekleidet. Aus einigen Briefen Luther's sieht man, daß er früher als wandernder Buchdruckergehülfe von dem Prior des Augustinerklosters zu Wittenberg, Eberhard Brißger, bald hier, bald dorthin, wahrscheinlich zur Ausführung kleiner Drucke, geschickt wurde. In Wittenberg, wo im 16. Jahrh. die Buchdruckerkunst lebhaft betrieben wurde, und wo er schon Johannes Grunenberg, Melchior Lotther den Jüngern und Georg Rhau zu Vorgängern hatte, gründete er 1525 eine Druckerei, nachdem er wahrscheinlich bei dem zweiten der genannten Druckerherren eine Zeit lang gearbeitet hatte. Sein Geschäft betrieb er anfangs mit weniger Glück; von 1529 an erhielt dasselbe einen sehr bedeutenden Aufschwung durch den Druck der Bibelübersetzung Luther's sowie der Haus- und Kirchenpostille und anderer Schriften desselben. Während Luther für die Bibelübersetzung nicht einmal Honorar bekam und suchte, erwarb sich der von Luther begünstigte und bevorzugte Drucker des mühsamen Werks Ansehen und Reichthum. Die Bibel erschien, nachdem einzelne Bücher derselben schon vorher gedruckt worden waren, vollständig 1534, sodann 1541, 1545 und 1546. In einem Zeitraume von 50 J. gingen gegen 100000 Bibeln aus L.'s Officin hervor.

Luft heißt im allgemeinen jeder elastisch-flüssige oder gasförmige Körper, daher man auch von Luftarten spricht. Im engern und gewöhnlichern Sinne versteht man darunter nur das aus 79 Theilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff, etwas Kohlensäure und Wasserdünsten bestehende Gasgemenge, welches die Atmosphäre der Erde bildet. (S. Atmosphäre und Gas.)

Luftballon oder Aërostat. Da die Luft dem Wasser in Hinsicht der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen gleicht und auch wie dieses schwer ist, so muß ein in der Luft befindlicher Körper sich ähnlich wie ein in Wasser untergetauchter verhalten. Dieser Körper muß also stets ebenso viel an seinem Gewichte verlieren, als die von ihm verdrängte Luftmasse wiegt, gerade wie der in Wasser getauchte so viel an seinem Gewichte verliert, als die von ihm verdrängte Wassermasse wiegt. Wenn ein unter Wasser getauchter Körper weniger wiegt als die von ihm verdrängte Wassermasse, so treibt ihn bekanntlich das Wasser aufwärts, und ebenso muß ein Körper, der weniger wiegt als die von ihm verdrängte Luft, in der Luft aufwärts steigen, und zwar mit einer Kraft, welche dem Unterschiede zwischen dem Gewichte der verdrängten Luftmasse und seinem eigenen entspricht. Die Papierfabrikanten Gebrüder Stephan und Joseph Montgolfier (s. d.) zu Annonay in Frankreich stellten 1782 zum ersten mal eine vollkommenere Vorrichtung (Ballon) her, welche leichter als die von ihr verdrängte Luft war und daher in dieser aufsteigen mußte. Sie füllten nämlich einen großen, aus Papier verfertigten Ballon mit erhitzter Luft, welche wegen ihrer größern Ausdehnung leichter als die kalte ist. Charles in Paris benutzte bald darauf das Wasserstoffgas, das ungefähr 14mal leichter ist als die atmosphärische Luft, um einen L. damit zu füllen. Neuerdings hat man in Städten, wo Gasbeleuchtung eingeführt, des billigern Preises wegen meistens das Leuchtgas, welches ebenfalls leichter als die atmosphärische Luft ist, zur Füllung der L. angewendet. Da ein Ballon erst steigt, wenn

seine Hülle und sein Inhalt zusammen weniger wiegen als die verdrängte Luft, so muß ein solcher, der mit einer gewissen Kraft aufsteigen soll, um so größer gemacht werden, je schwerer das Zeug seiner Hülle und je weniger leicht das zu seiner Füllung verwandte Gas ist. Ein ganz dünner Ballon von Collodium steigt, mit Wasserstoffgas gefüllt, schon bei einem Durchmesser von 1 Zoll, ein Ballon aus einem dünnen Goldschlägerhäutchen bei einem Durchmesser von 6 Zoll. Ein Ballon aus feinem Briefpapier steigt bei einem Durchmesser von 10 Zoll, während ein Ballon aus Wachstaffet einen Durchmesser von mehr als 3½ F. erfordert. — Luftschifffahrt oder (griech.) Aëronautik nennt man die Kunst, sich vermittels eines L. in die Höhe zu erheben. Man fertigt zu diesem Zwecke den Ballon aus seidenem Zeuge, das mit einer Auflösung von Kautschuk luftdicht gemacht wird, und füllt denselben mit Wasserstoff- oder Leuchtgas. Außerdem wird der Ballon mit einem meist seidenen Netzwerk umgeben, an welches unterhalb eine kleine Gondel befestigt ist, in welcher der Luftschiffer und die ihn etwa begleitenden Personen Platz nehmen. Man kann bis zu einer gewissen Grenze beliebig die Höhe bestimmen, bis zu welcher der Ballon aufsteigen soll. Sich selbst überlassen, würde der Ballon so hoch steigen, bis das Gewicht seiner Hülle, seines Inhalts und seines Anhangs zusammengenommen genau so viel wiegt als die von ihnen verdrängte Luft, was stets, weil die Luft nach oben sich immer mehr verdünnt, in einer gewissen Höhe eintreten muß. Will der Luftschiffer noch weiter steigen, so muß er das Gewicht des Anhangs am Ballon dadurch vermindern, daß er mitgenommenen Ballast (z. B. Sand) auswirft. Um niederzusinken, läßt er durch ein Ventil einen Theil des Wasserstoffgases aus dem Ballon austreten, wodurch derselbe verhältnißmäßig schwerer wird. Um den L. in horizontaler Richtung zu lenken, sind vielfache Vorschläge gemacht worden, die aber bisjetzt sämmtlich den Zweck nicht erreicht haben. Das einzige Mittel, um einigermaßen die Richtung zu bestimmen, ist die Benutzung der verschiedenen Luftströmungen in verschiedenen Höhen, wenn dieselben gerade vorhanden sind, indem man durch Steigen oder Sinken die geeignete zu erreichen sucht. Die Höhe, bis auf welche der Ballon gestiegen ist, läßt sich aus dem Stande eines mitgenommenen Barometers berechnen. Zur Sicherung gegen mögliche Gefahren nimmt der Luftschiffer einen sog. Fallschirm (s. d.) mit.

Luftheizung nennt man jene Methode künstlicher Erwärmung von Gebäuden und Zimmern, wobei die Erwärmung nicht direct durch die Strahlung oder Mittheilung von den heißen Wänden eines Ofens aus, sondern dadurch geschieht, daß man in einem besondern Ofen erhitzte Luft in die zu erwärmenden Räume ein- und dafür wieder kalte Luft austreten läßt. Viele neuere Constructionen von Zimmeröfen stellen durch Anwendung von Röhren oder Röhrensystemen, in denen die Luft durch den Feuerraum streicht, eine Combination der Ofen- und Luftheizung dar. Meist versteht man indeß unter L. nur die Anwendung auf ganze Gebäude, in deren tiefsten Theilen dann ein besonderer Ofen errichtet wird, welchen die Luft in vielfacher, immer aber nur durch eiserne Wände vermittelter Berührung mit der Hitze durchströmt, um sich dann in einem Kanalsysteme durch alle zu heizenden Räume zu vertheilen. Man hat die L. vielfach für öffentliche Gebäude angewendet, und Ersparnisse werden dabei allerdings gemacht; allein man tadelt dabei theils die Unmöglichkeit einer leichten Regulirung der Hitze, theils die große Austrocknung der Luft. Zwar hat man zu zeigen gesucht, daß jene Nachtheile meist nur von fehlerhafter Anwendung der Methode herrühren. Doch scheint die L. neuerdings von der in manchen Beziehungen vorzüglichern Wasserheizung verdrängt werden zu wollen.

Luftpumpe ist eine von Otto von Guericke (s. d.) erfundene Vorrichtung, um die Luft in einem abgeschlossenen Raume zu verdünnen. Sie besteht ihren Haupttheilen nach aus einem messingenen hohlen, am untern oder hintern Ende verschlossenen und inwendig sehr sorgfältig ausgeschliffenen Cylinder (Stiefel genannt), in welchem ein aus mit Talg getränkten und zwischen Messingplatten stark zusammengepreßten Lederscheiben verfertigter Kolben, der völlig luftdicht an die Wände des Cylinders anschließt, sich hin- und herbewegen läßt. Um die Bewegung zu erleichtern, sitzt bei größern L. an dem Kolben eine gezahnte Stange, in welche ein kleines gezahntes, mit einer Kurbel versehenes Rad eingreift. Vom hintern (oder untern) verschlossenen Ende des Cylinders geht eine Röhre aus und mündet in der Mitte eines horizontalen, vollkommen eben geschliffenen messingenen oder auch noch mit einer Glasplatte belegten Tellers. Auf diesen Teller werden die Glasglocken (Recipienten), welche an ihrem untern Rande eben abgeschliffen sind, mit etwas Talg luftdicht aufgesetzt, oder, wie z. B. die bekannten Magdeburger Halbkugeln mittels einer Schraube in seiner Mitte befestigt. Um in den auf dem Teller befindlichen Recipienten die Luft zu verdünnen, stellt man zunächst den Kolben an das verschlossene hintere Ende des Cylinders und setzt die Glasglocke auf den Teller luftdicht auf. Wird dann der

Kolben vorwärts bewegt, so entsteht hinter ihm ein leerer Raum, in welchen die Luft aus der Glasglocke infolge ihrer Spannkraft durch die vorhin erwähnte Verbindungsröhre eintritt. Die Luft unter dem Recipienten hat dadurch an Dichtigkeit abgenommen. Wird jetzt die Oeffnung der Verbindungsröhre nahe an der Stelle, wo sie in den Cylinder mündet, geschlossen, so kann beim Zurückbewegen des Kolbens gegen das hintere Ende des Cylinders die in diesen letztern eingetretene Luft nicht wieder in die Glasglocke zurücksteigen; man öffnet ihr deshalb einen neuen Weg, um in die äußere Atmosphäre entweichen zu können. Ist der Kolben wieder am hintern Ende des Cylinders angelangt und die in den Cylinder eingetretene Luft ausgetrieben, so unterbricht man die Verbindung zwischen dem Cylinder und der äußern Luft und stellt die frühere Verbindung desselben mit dem Recipienten wieder her. Sobald nun der Kolben in dem Cylinder von neuem vorwärts bewegt wird, dringt die Luft aus dem Recipienten in den frei werdenden Raum des Cylinders ein; diese in den Cylinder eingetretene Luft wird durch Abschluß des Cylinders gegen den Recipienten und der Verbindung desselben mit der äußern Luft beim Rückwärtsbewegen des Kolbens in diese hinausgetrieben u. s. w. Man sieht, daß bei jedem Vorwärtsbewegen des Kolbens ein Theil der Luft aus dem Recipienten in den Cylinder übergeht und dann aus diesem auf einem andern Wege entfernt wird; die Luft unter dem Recipienten muß sich daher immer mehr verdünnen. Die Größe dieser Verdünnung wird gemessen durch ein Barometer, welches unter dem Recipienten oder in Verbindung mit demselben sich befindet und durch die Höhe des Quecksilbers in seinem oben verschlossenen Schenkel über dem Niveau desselben im andern, offenen Schenkel den Druck der noch vorhandenen Luft angibt. Um die vorher erwähnten Verbindungen zwischen dem untern Ende des Cylinders und dem Recipienten oder der äußern Luft herzustellen, dienen entweder zwei Ventile, von denen das eine im Boden am hintern Ende des Cylinders und das andere im Kolben liegt (das erstere erlaubt der Luft, aus dem Recipienten in den Cylinder, aber durchaus nicht rückwärts zu gehen, das zweite gibt der in den Cylinder übergegangenen Luft einen Ausweg nach außen, ohne daß jedoch Luft von außen eindringen kann), oder ein auf eigenthümliche Weise zweimal durchbohrter Hahn, der gewöhnlich mit der Hand in die passende Stellung zur Herstellung der nöthigen Verbindung gedreht wird. Je nachdem ein solcher Hahn oder Ventile vorhanden sind, heißt die L. eine Hahn- oder Ventilluftpumpe. Um die Luft schneller zu verdünnen, wendet man anstatt eines Cylinders (Stiefels) auch zwei an, sodaß der Kolben in dem einen vorwärts geht, wenn er in dem andern rückwärts geht und umgekehrt. Eine Hahnluftpumpe kann ohne weiteres auch zur Verdichtung der Luft gebraucht werden, wenn man nur dem Hahne bei den Bewegungen des Kolbens gerade die umgekehrten Stellungen gibt als zuvor.

Luftröhre (Trachea, Arteria aspera) ist ein häutiger Schlauch, welcher von der Rachenhöhle in die Lunge führt. Sie geht in der Mittellinie des Halses vor der Speiseröhre und hinter der Schilddrüse am Halse herab, gelangt hinter dem Brustbein in die Brusthöhle, verläuft hier mehr links und theilt sich in der Höhe des dritten Brustwirbels gabelförmig in zwei Aeste (bronchi), den weitern rechten und den engern linken. Diese Bronchien (s. d.) theilen sich in immer feinere Zweige und enden schließlich in den Lungenbläschen, welche an ihnen ansitzen etwa wie die Beeren an den Stielen der Traube. Oben ist die L. durch den Kehlkopf (s. d.) begrenzt, der gewissermaßen als das Mundstück derselben zu betrachten. Die L. ist nicht ganz rund, sondern nur vorn gewölbt, hinten eben und wird, wie auch Zweige der Bronchien, durch bogenförmige Knorpelringe ausgespannt gehalten. Ausgekleidet wird sie bis in ihre feinsten Verzweigungen durch Schleimhaut. Beim Erwachsenen ist die L. etwa 4 Zoll lang und ¾ Zoll weit. Unter den Krankheiten der L. sind hervorzuheben: die Verengerung der L. (tracheostenosis) durch Druck der Schilddrüse, von Geschwülsten, durch Narbenbildung; ferner die Luftröhrenfistel, welche oft nach Verwundungen (Halsabschneiden) zurückbleibt. Künstlich eröffnet wird die L., wenn bei Verstopfung des Kehlkopfs (durch fremde Körper, bei Croup) Erstickung droht (Luftröhrenschnitt). Bei Aufhäufung von viel Schleim in den größern Luftwegen hört man schon aus der Ferne ein lautes helles Rasseln, das Trachealrasseln.

Luftspiegelung. Wenn ein Lichtstrahl aus einem optisch dichtern Mittel in ein optisch dünneres übergeht, so wird er in der Weise von seiner Richtung abgelenkt, daß der Brechungswinkel größer ist als der Einfallswinkel. Wenn jedoch der Einfallswinkel sehr groß ist, so kann dieser Uebergang aus dem dichtern Mittel in das dünnere nicht mehr statthaben; der Strahl wird vielmehr an der Grenze beider Mittel zurückgeworfen, erleidet eine totale Reflexion und kehrt daher in das dichtere Mittel wieder zurück. Eine solche Zurückwerfung eines Lichtstrahls kann nun auch auf der Grenze einer kältern und einer wärmern Luftschicht (von welchen die

erstere bekanntlich dichter ist als die zweite), selbst bei dem geringen Temperaturunterschiede von zwei Graden, eintreten, wenn nur der Lichtstrahl unter einem sehr großen Einfallswinkel die Grenzfläche trifft (also sehr schief gegen sie einfällt). Diese Erscheinung wird in der That in manchen Gegenden sehr häufig beobachtet. Wenn z. B. ein Beobachter und ein entfernter Gegenstand sich auf nur sehr wenig erhöhten Punkten befinden und zwischen ihnen ein von der Sonne stark erhitzter sandiger Boden liegt, der seine Wärme den ihm zunächst anliegenden Luftschichten mittheilt und diese dadurch stärker erhitzt als die etwas höher gelegenen, in welchen sich der Beobachter und der Gegenstand befinden, so muß der Beobachter den entfernten Gegenstand zweimal wahrnehmen. Erstens nimmt er ihn wahr aufrecht mittels der Strahlen, welche von dem Gegenstande direct zu ihm kommen, und zweitens gespiegelt (und daher umgekehrt) durch Lichtstrahlen, welche von dem Gegenstande aus ursprünglich nach unten hin gesendet wurden, die aber, da sie in ihrem Wege auf durch die größere Wärme immer dünner werdende Luftschichten treffen, nach dem anfangs angeführten Gesetze gebrochen und immer mehr einer horizontalen Richtung genähert werden, bis sie zuletzt ganz zurückgeworfen werden und aufwärts zu dem Auge des Beobachters gehen, der durch sie den Gegenstand wie in einer Wasserfläche gespiegelt sieht. Wenn die stark erhitzte dünnere Luftschicht nicht (wie vorhin) unterhalb, sondern oberhalb des Beobachters und Gegenstandes, welche beide in der dichtern kältern sich befinden, liegt, so kann eine L., aber nach obenhin, statthaben. Der Beobachter sieht dann erstens den Gegenstand direct und zweitens durch Strahlen, welche von dem Gegenstande aus nach oben gehend an der wärmern Luftschicht zurück in das Auge des Beobachters geworfen werden, ein umgekehrtes Bild oberhalb desselben. Man nennt diese Erscheinung Fata-Morgana (vom mittellat. und ital. Fata, Fee, also Fee Morgana, d. i. figürlich Traum- oder Zauberbilder, Gesichtstäuschung). Den Bildern, die man so umgekehrt am Horizont (z. B. Schiffe, Thürme, Schlösser u. s. w.) sieht, liegen hiernach wirkliche, wenn auch der Spiegelung nur ähnliche Gegenstände zu Grunde. Gewisse Gegenden sind dergleichen Erscheinung besonders günstig, so die Küste der sicil. Meerenge, die großen Sandflächen in Persien, in der Tatarei, in Aegypten. Die Erscheinung der L. läßt sich auch durch einen Versuch im Zimmer nachbilden, wenn man die Lichtstrahlen nahe an einem erhitzten Körper vorbeigehen läßt, wobei ein Gegenstand ebenfalls doppelt (und zwar das eine Bild umgekehrt) erscheint.

Lugano, Stadt im schweiz. Canton Tessin, am nördl. Ufer des Luganersee, zählt (1860) 5397 E. und ist mit Locarno und Bellinzona abwechselnd der Sitz der Cantonsregierung von Tessin. Sie hat ein Lyceum und rege Industrie, insbesondere in Seide. Besonders sehenswerth ist die Kirche Sta.-Maria degli Angioli, in welcher sich das berühmte Frescogemälde des Bernardino Luini, die Leidensgeschichte Christi darstellend, und ein Madonnenbild von demselben Meister befinden. Nach der Stadt L. benannt ist der Luganersee (Lago di Lugano), der theils dem schweiz. Canton Tessin, theils den angrenzenden Theilen Italiens angehört. Derselbe ist etwa 8 St. lang, durchschnittlich ½ St. breit, 882 F. über dem Meere gelegen und reich an Fischen, besonders an Forellen. Ringsum steil aus dem Wasser sich erhebende Felsenmassen geben ihm ein höchst romantisches Ansehen, und eine Menge Buchten gewähren die abwechselndsten Aussichten.

Luganskij (Kosak), s. Dahl (Wladimir Iwanowitsch).

Lüge ist die mit der Absicht zu täuschen verbundene Unwahrheit. Unter diesen Begriff gehören daher auch absichtliche Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, Zurückhaltung, wo der andere einen Anspruch auf Mittheilung hat, ebenso alle Formen der Verleitung zum Irrthum, die Verstellung, Wortbrüchigkeit und Verrätherei. Daß die L. als Gegentheil der Wahrhaftigkeit dem sittlichen Tadel unterliegt und als solche verwerflich und pflichtwidrig sei, ist selten oder nie bezweifelt worden; dennoch hat die Rücksicht auf die verschiedenen Motive der L. sowie auf die vielfachen Abstufungen von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen und von der unbedachten und leichtsinnigen, oft an der Grenze des bloßen Scherzes stehenden bis zur boshaften, arglistigen und ränkesüchtigen L. das Urtheil der Moralisten über die absolute Verwerflichkeit jeder absichtlichen Unwahrheit sehr verschieden modificirt. Besondere Schwierigkeiten macht dabei die sog. edle oder fromme L. (pia fraus), d. h. die, welche durch eine absichtliche Unwahrheit einen einerseits guten Zweck erreichen will, andererseits die sog. Nothlüge, d. i. diejenige, bei welcher man durch die L. entweder sich selbst oder andern ein Unheil oder ein Verbrechen ersparen zu können und folglich die Wahrheit verletzen zu müssen glaubt. Um über die verwickelten Collisionsfälle, die hier in der Wirklichkeit sehr wohl eintreten können, zu entscheiden, ist eine Sonderung der verschiedenen Gründe, auf denen die Verwerflichkeit der L. beruht, sammt

deren Anwendung auf den individuellen Fall nöthig; am wenigsten lassen sich solche L. sittlich rechtfertigen, die dem Lügenden blos eine persönliche Verlegenheit ersparen sollen, wie die sehr gewöhnlichen Dienstlügen und Höflichkeitslügen. Jede L. ist der Ausdruck eines heimlichen feindseligen Verhaltens meiner Person gegen den andern. Von diesem Gesichtspunkte aus vertheidigte Schopenhauer die Erlaubniß zur L. in allen den Fällen, wo der Gegner durch feindseliges Handeln gegen mich sein Recht auf Mittheilung der Wahrheit in einer gewissen Beziehung verwirkt, ähnlich wie derjenige, welcher mich unhöflich anredet, dadurch seinen Anspruch auf eine höfliche Antwort von meiner Seite einbüßt. Kant verhielt sich in diesem Punkte strenger, indem er sogar behauptete, daß die L. gegen einen Mörder, der uns fragt, ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus geflüchtet habe, zum Verbrechen ausschlagen könne. Vgl. Kant, «Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen» (1797); Böhme, «Ueber die Moralität der Nothlüge» (Neust. 1828); Heinroth, «Die L.» (Lpz. 1834).

Lugos, ansehnlicher Marktflecken in Ungarn und Hauptort des Krassóer Comitats, zerfällt in Deutsch- und Romanisch-Lugos, die durch den Temesfluß geschieden und mittels einer 50 Klafter langen Brücke verbunden sind. Die Bevölkerung beträgt (1857, ohne Militär) 10385 Seelen, wovon ein Fünftel Deutsche, die übrigen Walachen sind. Sie beschäftigt sich größtentheils mit dem Handel, namentlich von Wein, den die umliegenden Gebirge in vorzüglicher Qualität liefern. Die sehr lebhaften Wochen- und Jahrmärkte zu L. sind die bedeutendsten in jener Gegend. L. ist der Sitz der Comitatsverwaltung und eines griech.-kath. Bisthums und hat ein Gymnasium, ein Minoritenkloster und eine schöne Kaserne. L. war einst ein sehr mächtiger und reicher Ort und eine ansehnliche Festung, hat aber durch die Türken viel gelitten. 1849 wurde L. als letzter Zufluchtsort und Sammelplatz der ungar. Armee und Regierung viel genannt.

Luini oder Luvino (Bernardino), der vorzüglichste Maler der mailänd. Schule, ist wahrscheinlich in dem gleichnamigen Flecken am Lago-Maggiore in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. geboren. Man weiß von ihm nur, daß seine Arbeiten meist in die Zeit von 1500—30 fallen, und daß er wahrscheinlich nie in Rom war. Zu der milden und weichen Darstellungsweise der ältern mailänd. Schule kam bei ihm die Einwirkung Leonardo da Vinci's, dessen vorzüglichster Schüler er wurde. L.'s Verdienst ist erst in neuerer Zeit nach Gebühr anerkannt worden. Er vereinigt noch die zarteste Naivetät und Innigkeit mit der höchsten Schönheit. Sein Colorit ist warm und reich, auch in den Frescobildern, seine Composition und Zeichnung untadelhaft, der Ausdruck oft hinreißend und großartig. L. war einer der fleißigsten Maler seiner Zeit. Zu seinen frühesten Leistungen gehört eine Anzahl von Fresken zu Saronno im Mailändischen und einige Bilder in der Brera zu Mailand. Die höchste Vollendung der Technik zeigen sein mit dem Lamme spielender Johannesknabe (in der Ambrosia zu Mailand) und seine Herodias (in der Tribuna zu Florenz), die beide lange Zeit als Meisterwerke Leonardo's galten. Seine Fresken finden sich sämmtlich in Mailand und in der Umgegend; seine Hauptarbeiten sind Christi Geiselung in San-Giorgio, eine Dornenkrönung in San-Sepolcro (in 38 Tagen vollendet), eine Anbetung der Weisen in San-Eustorgio, eine Madonna in San-Maria delle Grazie, endlich eine Anzahl von ausgesägten Fresken in der Brera, vor allem aber eine Madonna und eine kolossale Kreuzigung in San-Maria degli Angeli zu Lugano. Sein Sohn, Aurelio L., war ebenfalls ein tüchtiger Maler, aber minder bedeutend als der Vater.

Luise (Auguste Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's III., geb. 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Commandant war, verlor im sechsten Jahre ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und blieb hierauf der Aufsicht eines Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Später wurde sie ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, zur fernern Bildung übergeben, unter deren Aufsicht Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, als Hofmeisterin der Prinzessin ihr Erziehungstalent bewährte. Infolge der Unruhen des franz. Revolutionskriegs begab sie sich mit ihrer ältern Schwester Charlotte, die 1818 als Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen starb, nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise lernte sie in Frankfurt a. M. der nachherige König Friedrich Wilhelm III. (s. d.) von Preußen als Kronprinz kennen, auf den ihre Schönheit, Anmuth und der Adel ihres innern Wesens einen tiefen Eindruck machten. Der Prinz verlobte sich mit ihr in Darmstadt 24. April 1793, aber die Vermählung erfolgte wegen des Kriegs erst 24. Dec. Als ihr Gemahl 1797 den Thron bestiegen, empfing sie bei der Huldigung überall die unzweideutigsten Beweise der Zuneigung und des Vertrauens des Volks. Auch als Königin wußte sie das Glück eines musterhaften Familienlebens zu bewahren. Die Unglücklichen fanden an ihr eine Wohl-

thäterin, welche still und anspruchslos half, und vertrauensvoll nahte sich ihr das ungekannte Verdienst. Als der Krieg den König 1806 ins Feld rief, folgte sie ihm nach Thüringen. Nach der Schlacht bei Jena begab sie sich mit ihm nach Königsberg. Nachdem in den Schlachten von Eylau und Friedland der letzte Hoffnungsstrahl für Preußen erloschen, ging sie in das feindliche Hauptquartier nach Tilsit, um durch persönliche Dazwischenkunft von dem Sieger gelindere Bedingungen für Preußen zu gewinnen. Allein der Zweck ihrer Reise war verfehlt. Später wandte sie sich mit ihrem Gemahl nach Memel. Alle Leiden, welche der unglückliche Krieg über sie und ihr Haus brachte, trug sie mit einer Ergebung, die nur ein reines Bewußtsein verleiht. Am 16. Jan. 1808 ging sie mit ihrem Gemahl von Memel nach Königsberg, unternahm von hier aus gegen Ende des Jahres eine Reise nach Petersburg und kehrte mit dem Könige 23. Dec. 1809 nach Berlin zurück. Während eines Besuchs bei ihrem Vater in Strelitz erkrankte sie auf dem Lustschlosse Hohenzieritz und starb daselbst in den Armen ihres herbeigeeilten Gemahls 19. Juli 1810. Der allgemeine Schmerz sprach laut für den Werth der Hingeschiedenen. Ihre Ueberreste wurden in dem Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo ihr von ihrem seit 1840 neben ihr ruhenden Gemahl ein schönes Mausoleum mit der von Rauch's Meisterhand geschaffenen edeln Gestalt der Königin auf einem Sarkophag errichtet wurde. Ihrem Andenken ist das Luisenstift in Berlin, eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, und der 3. Aug. 1814 gestiftete Luisenorden gewidmet.

Luise Ulrike, Königin von Schweden, eine Schwester Friedrich's d. Gr. von Preußen, geb. 24. Juli 1720, erhielt von Jugend auf eine sehr gute Erziehung und entwickelte allmählich im Umgange mit ausgezeichneten Männern ihre nicht geringen Talente, sodaß sie ihr Bruder Friedrich für eine Zierde seiner Familie erklärte. 1744 vermählte sie sich mit dem Kronprinzen und nachmaligen Könige Adolf Friedrich von Schweden. Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls 1751 fing sie an, den regsten Eifer für Förderung von Kunst und Wissenschaft zu entfalten. Sie stiftete 1753 aus eigenen Mitteln die Akademie der schönen Literatur und Geschichte zu Stockholm, ebenso die Bibliothek und das Kunstcabinet im Schlosse zu Drottningholm, welches ihr Schützling Linné beschrieb, und das Museum zu Stockholm. Sie verwendete große Summen auf die Verschönerung ihrer Paläste; auch unterstützte sie Industrie und Arme. Eine stolze, hochherzige Frau, suchte sie ihren Gemahl vom Reichsrathe unabhängiger zu machen, was ihr unter den Großen des Landes viele Feindschaft zuzog. Nach dem Tode ihres Gemahls 1771 wollte sie auf ihre Söhne, Gustav III. und Karl XIII., denselben Einfluß üben, den sie auf erstern geübt hatte. Allein da der neue König dagegen sich entschieden wehrte, so entstand zwischen ihm und der Mutter eine solche Spannung, daß diese bis zu ihrem Tode nur selten noch am Hofe erschien. Sie starb 16. Juli 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredsamkeit, Liebe zu den Wissenschaften und unerschütterliche Geistesstärke charakterisiren diese Fürstin.

Luitprand, s. Liutprand.

Lukas, nach der kirchlichen Ueberlieferung der Verfasser des dritten kanonischen Evangeliums und der Apostelgeschichte, war ein Missionsgefährte des Paulus, der sich dem Apostel in Troas anschloß und ihn auf einem großen Theile seiner Reisen begleitete. Sein über diese Reisen verfaßter Bericht liegt, freilich stark überarbeitet und theilweise verkürzt, dem zweiten Theile der Apostelgeschichte (s. d.) zu Grunde, deren Verfasser die erste Person des Berichterstatters öfters beibehalten und dadurch den Schein erweckt hat, mit L. eine Person zu sein. Infolge dessen wurde auch das mit der Apostelgeschichte ein größeres Ganzes bildende dritte Evangelium als ein Werk des L. betrachtet. Erst die neuere Kritik hat gegen diese Annahme gegründete Zweifel erhoben und beide Schriften dem Anfange des 2. Jahrh. zugewiesen. Das Evangelium rührt von einem paulinischen Christen vermittelnder Richtung her und beruht auf einer Verarbeitung älterer Quellen, über deren Beschaffenheit jedoch die kritischen Ansichten noch ziemlich auseinandergehen. Wahrscheinlich liegen namentlich ein älteres judenchristl. Evangelium (die Grundschrift unsers Matthäus) und außerdem kleinere Aufzeichnungen von Sprüchen Jesu zu Grunde; der Stoff selbst ist aber frei bearbeitet und theilweise aufs geistvollste weitergebildet. Nach Kol. 4, 14 war L. Arzt. Die spätere Tradition läßt ihn zu Antiochia in Syrien geboren sein, zählt ihn zu den 70 Jüngern und macht ihn zum Maler. Er soll 80 oder 84 J. alt geworden, nach einigen in Thebais, nach andern in Ephesus gestorben, sein Leichnam aber auf Befehl des Kaisers Konstantius nach Konstantinopel gebracht worden sein. In den Kirchen von Padua, Venedig und Rom bewahrt man angebliche Reliquien von L., und in der Sancta Sanctorum bei der Kirche St.-Johannes a Laterano zu Rom zeigt man noch jetzt ein Bild des 13jährigen Jesus, das L.

gemalt haben soll. Auch in Griechenland zeigt man noch einige angeblich von ihm herrührende Christusbilder. Die kath. Kirche hat dem L. den 18. Oct. geweiht.

Lukas von Leyden, eigentlich Lukas Dameß oder Dommetz, einer der größten niederländ. Maler des 16. Jahrh. und Zeitgenosse Dürer's, Hans Holbein's und Cranach's, geb. zu Leyden 1494, genoß anfangs den Unterricht seines Vaters und später des Cornelius Engelbrechtsen, eines vorzüglichen Malers aus der Schule der van Eyck. Schon im neunten Jahre fing er an in Kupfer zu stechen, und in seinem zwölften setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemalten heil. Hubertus in Erstaunen. Im funfzehnten trat er mit mehrern selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht auf Composition, charakteristischen Ausdruck, Gewandung und Behandlung des Grabstichels meisterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er viele Gemälde in Oel, Wasserfarben und auf Glas sowie eine Menge Kupferstiche, die seinen Ruhm allgemein verbreiteten und ihn neben Marc Anton und A. Dürer als den größten Kupferstecher seiner Zeit charakterisiren. In freundschaftlichen Verhältnissen stand er mit Mabuse und Albr. Dürer, den er in Antwerpen besuchte. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit machte er eine Reise durch die Niederlande, auf welcher ihn Mabuse begleitete. Aber auch dadurch wurde seine Hypochondrie nicht beschwichtigt. Er bildete sich ein, von neidischen Malern vergiftet zu sein, hütete fast sechs Jahre lang das Bett, arbeitete aber ununterbrochen fort. Er starb 1533. Man könnte L. einen verweltlichten Dürer nennen. Nicht nur behauptet das Genrebild, das er zuerst mit Absicht und Bewußtsein behandelt hat, eine wesentliche Stelle unter seinen Schöpfungen, sondern es sind auch seine heiligen Scenen durchaus mit einem genreartigen, oft possenhaften Wesen durchdrungen. Die Richtungen des damaligen Lebens, insbesondere des Lebens seines Volks, das scharf Verständige und das Phantastische, sind in ihm verschmolzen. Groß ist er in der Mannichfaltigkeit der Charaktere, obschon er sich selten bis zur Würde emporschwingt. Seine Technik in den Gemälden ist fein und sorgfältig. In seinen letzten Gemälden, z. B. dem Jüngsten Gericht auf dem Stadthause zu Leyden, sieht man das Bestreben, sich den Italienern zu nähern. Seine Kupferstiche zeugen von der sorgfältigsten Handhabung des Grabstichels; sie sind sehr hoch geschätzt und zum Theil sehr selten. Vorzüglich anziehend sind die Blätter, in deren Ausarbeitung L. mit A. Dürer wetteiferte. Die schönsten Sammlungen seiner Kupferstiche finden sich auf der Bibliothek zu Wien und im Cabinet des verstorbenen Erzherzogs Karl. Die seltensten und theuersten seiner Blätter sind die große Ruhe der Heiligen Familie, die Hagar, der Eulenspiegel. Auch zu einigen Holzschnitten lieferte er Zeichnungen. Die vorzüglichsten seiner Gemälde findet man in Leyden, Wien, Dresden, München und Florenz. Seine Zeichnungen sind fast ebenso selten als seine Gemälde.

Lukaszewitsch (Joseph von), ausgezeichneter poln. Historiker, geb. 1797 zu Kromplewo, einem Dorfe unweit Posen, ist der Sohn eines Rittergutsbesitzers. Der Verlust des väterlichen Vermögens, der ihn als Schüler des Mariengymnasiums in Posen traf, legte ihm zwar vielfache Hindernisse zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung in den Weg, trieb ihn aber auch an, seine Kräfte anzuspannen und sich durch tüchtiges Streben als Schriftsteller und Mensch Anerkennung zu verschaffen. Nachdem er nach beendigten Studien einige Zeit als Hauslehrer gelebt, erhielt er in den zwanziger Jahren das Amt als Bibliothekar der gräflich Raczynski'schen Bibliothek in Posen, in welcher Stellung er bis 1852 verblieb. Hier standen ihm die reichhaltigsten Quellen für die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte zu Gebote. Außerdem war er während dieser Zeit viele Jahre Lehrer der poln. Sprache an dem evang. Gymnasium in Posen, gründete daselbst in Gemeinschaft mit dem Professor Poplinski eine poln. Buchhandlung und Buchdruckerei, desgleichen eine literarische Zeitschrift: «Orędownik», und redigirte außerdem eine andere literarische Volkszeitschrift: «Przyjaciel ludu», welche beide 1846 eingegangen sind. L.'s größere Werke behandeln vorwiegend die innere geistige Entwickelung Polens. Die Darstellung der so wichtigen Epoche der Reformationsgeschichte ist bisjetzt von niemand in so weiten Umrissen, mit so großer Gelehrsamkeit, umfassender Kritik und so seltener Unparteilichkeit in poln. Sprache ausgeführt worden. Die Frucht dieser Studien waren die drei Werke: «Histor. Nachricht über die Dissidenten in der Stadt Posen im 16. und 17. Jahrh., nach Jahren geordnet» (Pos. 1832); «Ueber die Kirchen der Böhmischen Brüder im ehemaligen Großpolen» (Pos. 1835); «Die Geschichte der Kirchen des helvetischen Glaubensbekenntnisses in Litauen» (2 Bde., Pos. 1842). Hieran schlossen sich seitdem «Die Geschichte der Unterrichtsanstalten in Polen und Litauen» (4 Bde., Pos. 1849—51), die «Geschichtlich-statist. Beschreibung der Stadt Posen in ältern Zeiten» (2 Bde., Pos. 1838)

und die «Geschichte aller Kirchen in der ehemaligen posenschen Diöcese» (3 Bde., Pos. 1858—63). Alle diese Werke sind für das Studium der ältern innern Geschichte Polens als Quellen zu betrachten, obschon die gewissenhafte Darstellung der Reformationsepoche und der spätern Reaction von den heutigen politisch-religiösen Parteigängern mit Misgunst angesehen wird. L. hat sich seit 1852 nach dem Dorfe Targoszyce bei Kobylin zurückgezogen, um die Verwaltung von Gütern, die seiner Familie im Posenschen unerwartet zugefallen, zu übernehmen.

Lukmanier, ein Bergpaß in der Schweiz, an der Grenze Graubündtens und des nördl. Tessin. Zwischen noch nie oder selten bestiegenen Hochgebirgen führt der Paß in einer Höhe von 5901 F. aus dem bündtnerischen Medelser Thale mit dem prachtvollen Medelser Gletscher in das Blegnothal und von da in das Thal des Tessin und zur Gotthardsstraße. Schon früher wurde dieser Paß als einer der bequemsten Alpenübergänge benutzt. Im 7. und 8. Jahrh. sollen ihn fränk. Heerscharen überschritten haben; im Mittelalter war er einer der begangensten Alpenwege, und im 14. Jahrh. wurden zwei Hospitien zur Erleichterung seines Gebrauchs errichtet. Unter den verschiedenen Projecten zu Eisenbahnen über die Alpen, die in neuerer Zeit lebhaft besprochen wurden, hatte 1866 neben der Gotthardbahn die über den L. die meiste Aussicht auf baldige Ausführung.

Luknow (auch Lucknow, Lacknau, Laknow, richtiger jedoch Lakhnô geschrieben), eine der größten Städte Hindostans, Hauptort des 1856 dem indobrit. Reiche einverleibten Königreichs Audh oder Oude (s. d.), zieht sich am rechten Ufer des schiffbaren Gangeszuflusses Gumti hin, über welchen eine Stein-, eine Schiff-, seit 1842 auch eine Eisenbrücke führen, und gewährt mit ihren vielen Moscheen, Minarets, Mausoleen, Pagoden, Palästen, Gärten u. s. w. einen imposanten Anblick, dem jedoch das Innere nicht entspricht. Die Altstadt im Süden, von den untersten Klassen dicht bewohnt, enthält meist nur Lehmhäuser und Hütten sowie krumme, enge, schmuzige Gassen. Die Neustadt, längs des Gumti, umfaßt dagegen viele Prachtgebäude und Parkanlagen, hauptsächlich aus der Zeit des verschwenderischen Asof-ed-Daulah (1775—97), eine ununterbrochene Reihe weitläufiger, ehemals königl. Paläste, sämmtlich im pers.-ind. Spitzbogenstil aufgeführt. Die meisten dieser Paläste und Gärten sind jedoch, namentlich seit Entthronung der Dynastie, im Verfall, und infolge der Kriegsereignisse von 1857 und 1858 hat die Stadt viele Gebäude und ganze Straßen verloren, darunter auch die brit. Residentschaft. Besonders bemerkenswerth sind: die Imâmbârah, eine Moschee mit dem Mausoleum Asof-ed-Daulah's, 1780—84 aus weißem Marmor erbaut, eins der schönsten Denkmäler moslem. Architektur in Indien; der Mottie-Mahal (Perlenpalast), berühmt durch seine Sammlungen orient. Handschriften; die imposante Moschee Schah-Nadschif, der umfangreiche Kaiserbagh (Fürstengarten), der Sekandrabagh (Alexandergarten). Auch die Umgebungen der Stadt bekunden die Prachtliebe der frühern Fürsten und Großen von Oude. So befinden sich im Süden die Tscharbagh (Vier Gärten) und weiterhin der Alumbagh oder Alambagh (Weltgarten) mit einer geschmackvollen Moschee. Am linken Ufer des Gumti liegen die frühere Menagerie mit dem Schauplatz für Thiergefechte, der große Padischahbagh oder Königsgarten; dann etwa 1 M. im Südosten der Stadt, diesseit des Lustschlosses und Jagdparks Dilkuscha, der Palast Constantia, ein umfangreicher, mit einem Aufwande von 150000 Pf. St. aufgeführter, die verschiedensten Baustile in sich vereinigender Bau, der das Grab des Gründers, Claude Martin, enthält, eines excentrischen Franzosen aus Lyon, der sich zum Generalmajor und Residenten der Ostindischen Compagnie emporschwang und einen Theil seiner Reichthümer zu milden Stiftungen verwendete, darunter die Erziehungsanstalt La Martinière. Schon zu Akbar's d. Gr. Zeit war L. eine große Stadt, aber erst, nachdem es 1775 statt Faisabad Residenz geworden, erhielt es seine Prachtbauten. Bereits gegen Ende des 18. Jahrh. galt es nächst Delhi als die reichste Stadt des moslem. Indien, und als nach dem Falle der Moguldynastie der Glanz Delhis erlosch, konnte keine Stadt Hindostans mit L. rivalisiren. Noch in der Mitte des 19. Jahrh., wo sich bereits der Verfall zeigte, zählte es 300000 E., fast zur Hälfte Mohammedaner, daneben aber auch viele Christen, theils Europäer, theils Mischlinge, welche im Dienste des Hofs standen oder Handel trieben. Die Prachtliebe der Fürsten, Reichen und Vornehmen übte bedeutenden Einfluß auf die Industrie und den Handel, die ohnehin die Lage der Stadt begünstigte. Die Production feiner Baumwoll- und Wollwaaren stand in hoher Blüte, die Gold- und Silberarbeiten von L. waren in Indien berühmt. Als Hauptsitz des Islam in Hindostan vereinigte die Stadt zur Zeit des höchsten Glanzes der entthronten Dynastie auch eine große Anzahl mohammed. Dichter, Theologen und Gelehrten. Wie früher Delhi, war sie zu Anfang des 19. Jahrh. der Musenhof des islamit. Indien, und die Literatur des Hindustani zählte hier

ihre namhaftesten Vertreter. Die Katastrophe von 1857 und 1858 versetzte indeß dem Glanze und dem Wohlstande der Stadt einen harten Schlag. Die Meuterei der Seapoys begann hier 10. und 11. Juni 1857. General Lawrence (s. d.), bei einer Recognoscirung 30. Juni zurückgeworfen, verwandelte die Residentschaft mit Umgebung in Eile in eine Art Festung, in welche sich die Engländer in geringer Zahl mit Frauen und Kindern verschlossen. Nachdem schon 2. Juli Lawrence, 21. Juli sein Nachfolger Banks gefallen, setzten die Belagerten unter Brigadier Sir John Inglis mit heldenmüthiger Ausdauer, unter Verlusten und Entbehrungen, die Vertheidigung fort und schlugen drei Sturmangriffe (20. Juli, 10. Aug. und 5. Sept.) zurück. Nach dem Falle von Delhi wurde L. sogar Centralpunkt der indischen Insurrection. Die Generale Outram und Havelock zogen nun mit einigen tausend Mann heran, und letzterer erzwang sich, nach dem Sieg bei Alumbagh, unter mörderischen Kämpfen 26. Sept. den Weg nach der Residentschaft, von wo aus man die brit. Positionen erweiterte und den Vertheidigungskampf mit Eifer fortsetzte. Am 12. Nov. rückte sodann der Obergeneral Sir Colin Campbell von Cawnpore her mit 32 Geschützen und 3400 Mann gegen die Martinière und Dilkuscha vor, nahm diese befestigten Punkte mit Sturm und vereinigte sich 17. Nov. mit Havelock. Dennoch konnten sich die Briten nicht gegen die auf 50000 Mann angewachsenen Insurgenten halten, und es erfolgte in der Nacht vom 22. Nov. der Abzug der Belagerten und ihrer Befreier nach Cawnpore zu. Bei Alumbagh, wo am 25. Havelock (s. d.) starb, blieb General Outram mit einer Division zur Beobachtung des Feindes zurück und hatte, bald völlig eingeschlossen, heftige Angriffe abzuweisen. Die Insurgenten verwandelten L. in ein großartiges Bollwerk. Aber schon 19. März 1858 fiel die Stadt nach sechstägigem Kampfe in die Hände der Briten unter Campbell und Outram. Vgl. Rees, «Die Belagerung von L.» (Lpz. 1858).

Luksor, ein ägypt. Dorf in dem alten Stadtbezirk von Theben, eine starke halbe Stunde südlich von Karnak, hart am östl. Nilufer gelegen. Der Name kommt von dem lateinischen, in kopt. Städteverzeichnissen noch erhaltenen **castrum** her, woraus die Araber el **qasr**, el **aqsêr** machten. Das Dorf ist berühmt durch seinen stattlichen, von Amenophis III. erbauten, von Ramses II. fortgesetzten Tempel, welcher durch eine lange Widderreihe mit den Tempeln von Karnak in Verbindung stand. Vor den Pylonen des Ramses wurden von demselben Könige die beiden Obelisken errichtet, von denen der eine kleinere, 62 F. hohe 1831 nach Paris gebracht und daselbst auf der Place de la Concorde aufgestellt worden.

Lullus (Raimundus), einer der seltsamsten und ausgezeichnetsten Geister des 13. Jahrh., ein großer Alchemist, geb. in Palma auf der Insel Mallorca 1234, widmete sich anfangs dem Kriegshandwerke, wie sein Vater, und führte ein sehr wüstes Leben. Von seinen Ausschweifungen führte ihn, wie erzählt wird, der gräßliche Anblick der Folgen des Lasters zurück, und er ergab sich nun dem strengen Leben und der Einsamkeit. Hier erschien ihm Christus, der ihn zur Nachfolge aufforderte. L. vertheilte sein Vermögen unter die Armen und bereitete sich durch anhaltendes Studium zum Missionar vor. Von einem Sklaven lernte er Arabisch. Dann bat er den König Jakob um die Errichtung eines Minoritenklosters in Mallorca. Gleichzeitig scheint er seine «große Kunst», wie er sie selbst nannte, erfunden zu haben, welche ihm angeblich eine himmlische Erscheinung niederzuschreiben und bekannt zu machen befahl. Er reiste nun nach Rom, Paris und wieder nach Italien, um sein Reformationswerk wieder in den Gang zu bringen, und von da nach Asien und Afrika. In Tunis kam er durch sein Disputiren mit einem Moslem, den er bekehren wollte, in Lebensgefahr und verließ Afrika wieder. Bei einem zweiten Bekehrungsversuche gerieth er in Afrika ins Gefängniß, aus welchem ihn ein genuesischer Kaufmann errettete. Nachdem er noch einmal nach Italien zurückgegangen war und dort von neuem zur Bekehrung der Ungläubigen vergebens aufgemuntert hatte, ging er zum dritten mal nach Afrika und starb an den Folgen der dort erlittenen Mishandlungen auf seiner Rückfahrt 1315. Einen großen Theil der zahllosen Schriften L.' hat Salzinger («Opera omnia», 10 Bde., Mainz 1721—42) herausgegeben. Die Ars magna Lulli oder Lullische Kunst, welche später von Bruno (s. d.) wieder aufgenommen und bearbeitet wurde, ist ein Versuch zu schematischer Anordnung der Begriffe zum Behuf einer übersichtlichen Erkenntniß und einer leichten Mittheilung. Die Mittel dieser Logik sind Buchstaben (**alphabetum artis**) zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Vierecke, Kreise), womit die Beziehungen derselben bezeichnet werden, und Abtheilungen (**camerae**), welche durch Zusammensetzung dieser Figuren entstehen. Sowol die ausgewählten Begriffe als die Verbindung und Anordnung derselben haben viel Willkürliches, und der Gebrauch dieses Schematismus, um aus solcher mechanischen Combination zu finden, was sich über einen Gegenstand sagen lasse, konnte nur ein oberflächliches Denken

beförd...n. Indessen lag doch dieser Erfindung das Bedürfniß einer logisch bessern Behandlung der Gegenstände zum Grunde, als bis dahin in der scholastischen Dialektik zu finden war. L. hat auch Gedichte in catalanischer Sprache hinterlassen, die erst neuerdings von Rosello («Obras rimadas», Palma 1859) veröffentlicht worden sind. Vgl. Helfferich, «Raymund L. und die Anfänge der catalanischen Literatur» (Berl. 1858).

Lully (Giovanni Battista), berühmter Componist und Schöpfer der franz. Großen Oper, geb. zu Florenz 1633 als der Sprößling eines verarmten Edelmannes, kam mit 13 J. nach Paris in den Haushalt der Prinzessin von Montpensier, und zwar als Küchenjunge. In seinen Mußestunden sich mit Geigenspiel beschäftigend, hörte ihn einst der Graf von Nogent, der, von den Anlagen des Knaben überrascht, ihn der Prinzessin empfahl. Er ward nun einem ordentlichen Lehrer übergeben und alsbald unter die Hofmusiker der Prinzessin aufgenommen. Nachdem L. noch bei einigen pariser Organisten die Composition studirt, trat er mit gelungenen Tonschöpfungen hervor, sowie er sich auch durch sein Spiel bekannt machte. Infolge einer Unbesonnenheit des Dienstes bei der Prinzessin verlustig, erhielt er eine Stelle bei den Vingt-quatre Violons oder der Grande Bande (Hofkapelle) Ludwig's XIV. In dieser Stellung erwarb er sich die Gunst dieses Monarchen durch verschiedene Compositionen, und 1652 wurde ihm die Leitung einer neuen Musiktruppe, zum Unterschied von der Grande Bande die Petits Violons genannt, übertragen. Diese übte er tüchtig ein, schrieb ansprechende Sachen für sie und brachte es bald dahin, den Ruhm der alten Vierundzwanziger zu verdunkeln. Dann wendete er seine Thätigkeit in der Composition den sog. Ballets oder Mascarades bei Hofe zu, die aus Tänzen mit eingestreuten Versen bestanden. Der König selbst und viele der Hofleute tanzten darin mit, und auch L. trat als Tänzer auf. 1664 verband er sich mit Molière und schrieb zu mehrern von dessen Stücken die Musik, verschmähte es sogar nicht, selbst auf Molière's Theater als Possenreißer aufzutreten. Ludwig XIV., der endlich keine andere Musik als die L.'s hören wollte, übertrug ihm die Oberleitung des gesammten Hofmusikwesens und verlieh ihm zugleich noch verschiedene andere Hofämter. Dabei wurden seine Arbeiten reichlichst honorirt. 1672 erhielt L. das Privilegium zur Errichtung eines Operntheaters (einer sog. Académie royale de musique), ein Unternehmen, welches schon früher durch den Abbé Perrin und den Componisten Cambert versucht worden war, doch ohne sonderlichen Erfolg. L. war es vorbehalten, vermöge seiner einflußreichen Stellung und seiner in der That auch größern Fähigkeiten den Franzosen eine eigene nationale Oper zu geben, und seine Wirksamkeit erhielt eigentlich hiermit erst eine kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit. Obschon bereits 40 J. alt, widmete er sich dem Unternehmen mit größtem Eifer. Er war nicht nur als Componist thätig, sondern schuf sich auch selbst sein Orchester, übte seine Operisten in der Action und im Gesang, fungirte als Maschinist wie als Ballet- und Kapellmeister. Die erste Oper, welche er zur Aufführung brachte, war «Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus» (1672). Dieser folgten von 1683—87 noch 14 andere, so «Cadmus», «Alceste», «Thésée», «Atys», «Bellérophon», «Psyché», «Phaëton», «Armide», nebst verschiedenen größern Balleten. Diese Opern, mit ihren meist von Quinault verfaßten trefflichen Textbüchern, behaupteten ein Jahrhundert hindurch, bis auf Gluck, in Frankreich den ersten Rang und fanden nur in denen Rameau's gewichtige Nebenbuhler. Auch ist ihnen, trotz manchem Spröden und Unbehülflichen gegenüber unserer heutigen Technik, ein tüchtiger dramatischer Kern nicht abzusprechen. L.'s Kirchenstücke genossen ebenfalls in Frankreich großes Ansehen, und eine derartige Composition sollte auch seltsamerweise zu seinem Tode führen. Er hatte im Jan. 1687 zur Feier der Genesung Ludwig's XIV. von einer Krankheit ein Tedeum geschrieben, bei dessen Aufführung er sich im Feuer des Taktirens mit seinem Stocke heftig an die Fußzehe schlug. Eine dadurch verursachte kleine Verwundung, anfangs nicht beachtet, bildete sich allmählich zu einem bösartigen Uebel aus, an dem er 22. März 1687 starb.

Lumme (Uria) nennt man eine Gattung nordischer Tauchvögel mit geradem, glattem, scharfem und spitzem Schnabel, dreizehigen, scharfbekrallten Schwimmfüßen, weißem Bauche, schwarzem Rücken und einem weißen Flecke auf den Flügeln, die zu Millionen auf den Vogelbergen der nordischen Küsten hausen und nur von Meerthieren leben. Das Weibchen legt nur ein Ei, welches es auf dem Felsen ohne Nest bebrütet. Die fetten Jungen werden im ganzen Norden gern gegessen; die alten Vögel liefern Federn und Dunen geringer Sorte.

Luna, die Mondgöttin, s. Selene.

Lund (lat. Londinum Gothorum), eine der ältesten Städte des skandinav. Nordens, in der Provinz Schonen, im südl. Theile von Schweden, auf einer fruchtbaren Ebene gelegen, zählt (1865) 9437 E. und ist Sitz eines Bischofs und einer Universität. Schon 920 wurde der Ort

von einer Vikingerschar, durch Hoffnung auf reiche Beute herbeigelockt, nach tapferer Gegenwehr erobert und geplündert. Der Name selbst (soviel als Hain) deutet darauf hin, daß L. von alters her ein religiöser Mittelpunkt für ganz Schonen gewesen, das bis zu seiner Abtretung an Schweden als die herrlichste Provinz des dän. Reichs angesehen wurde. Nach Einführung des Christenthums in Dänemark ward die Stadt der Sitz eines Bischofs, der später (1104) seine erzbischöfl. Macht über Dänemark, Schweden und Norwegen ausdehnte. Nicht selten Sitz der dän. Könige und als Hauptstadt des dän. Reichs bezeichnet, war L. eine lange Zeit hindurch die größte und reichste Stadt Dänemarks und ganz Skandinaviens. Man zählte außer der Domkirche 22 Parochialkirchen und 7 reichdotirte Klöster. 1452 jedoch wurde L. von dem schwed. Könige Karl VIII. Knutsson erobert und abgebrannt; nur die Domkirche und die Residenz des Erzbischofs blieben verschont. Hierdurch gerieth die Stadt in großen Verfall, zumal auch 1536 das Erzbisthum aufgehoben und der größte Theil der kirchlichen Reichthümer in Beschlag genommen wurde. Kurz nachher ließ der König die Kirchen und Klostergebäude schleifen. Von den 22 Kirchen ist gegenwärtig keine einzige mehr vorhanden. Nachdem 1658 Dänemark die Provinzen Schonen, Blekingen und Halland an Schweden abgetreten, errichtete die schwed. Regierung, vorzüglich um die neueroberten Provinzen mit den übrigen Theilen des Landes zu verschmelzen, 1668 eine Universität zu L., hauptsächlich auf die noch übrigen Einkünfte des Domkapitels und der alten Domschule begründet. Die Universität, die in der That wesentlich zur Verlöschung jeder Spur der dän. Herrschaft beitrug, ward in neuerer Zeit mit zweckmäßigen Gebäuden versehen. Sie zählt 30 Professoren und gewöhnlich 500 Studirende. In Verbindung mit der Universität steht eine Bibliothek von 100000 Bänden und einigen tausend Handschriften, ein guteingerichtetes Zoologisches Museum, ein Botanischer Garten, Observatorium, Chemisches Laboratorium, Anatomisches Theater, Krankenhaus, Historisches und Archäologisches Museum, Münzcabinet und Sammlungen von physik. wie auch mathem. Instrumenten. Die 1773 begründete Physiographische Gesellschaft hat in neuester Zeit große Thätigkeit entwickelt. 1830 wurde zwischen den Studirenden und den jüngern Lehrern ein akademischer Verein gestiftet, der viel Gutes bewirkt hat, und 1851 von diesem Vereine sogar ein eigenes Gebäude gegründet, das sowol durch Größe als schönes Aeußeres und zweckmäßige Einrichtung seinen Urhebern Ehre macht. Der offene Platz vor diesem Gebäude ist mit einem Denkmal des Dichters Esaias Tegnér, der als Professor der griech. Literatur an der Universität seine schönsten Dichtungen schuf, geziert worden. Die Domkirche der Stadt, gegen Ende des 11. Jahrh. begründet und 1145 vollendet, ist als die merkwürdigste Probe christl. Baukunst in Skandinavien zu betrachten. Sie hatte durch Feuersbrünste und unpassende Neuerungen viel gelitten, ist aber neuerdings in ihrer ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt worden. Außer der Universität hat L. ein Missionsinstitut, eine sehr besuchte Domschule und ein Volksschullehrer-Seminar für das Bischofsstift L., das volkreichste und größte Schwedens. Durch die seit 1856 bewerkstelligte Eisenbahnverbindung L.s einerseits mit der naheliegenden Stadt Malmö, andererseits mit den innern Theilen Schonens und dem obern Schweden hat die Stadt Aussicht, einen Theil ihrer alten Größe wieder zu erlangen. 1525 wurden die schonischen Bauern, die Sache des vertriebenen Königs Christian II. vertheidigend, von den Anhängern des dän. Königs Friedrich I. in einer Schlacht bei L. besiegt, und 1676 verhinderte hier ein blutiger Sieg des jungen schwed. Königs Karl XI. den von den Dänen gemachten Versuch, die im Roeskilder Frieden verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Der darauffolgende Friede wurde 1679 zu L. geschlossen, wo auch Karl XII. nach seiner Wiederkunft aus der Türkei bis zu seinem Zuge nach Norwegen sein Hauptquartier hatte.

Lüneburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Landdrosteibezirks des bisherigen Königreichs Hannover sowie des frühern Fürstenthums L., liegt an der bis hierher schiffbaren Ilmenau, 3 M. vom Ausflusse derselben in die Elbe, und ist von alten, jetzt zu Promenaden eingerichteten Stadtmauern und Wällen umgeben. Sechs Thore führen durch die Wälle aus der eng, aber regelmäßig gebauten innern Stadt zu den zahlreichen neuern Anbauten außerhalb derselben. Außer vielen alterthümlichen Privathäusern sind von öffentlichen Gebäuden bemerkenswerth: das am großen und schönen Marktplatze gelegene, 1695 erbaute königl. Schloß; das alte Rathhaus mit vielen Alterthümern, Kunstsachen und andern Sehenswürdigkeiten; die Michaeliskirche mit den Grabmälern früherer Fürsten; die alte, 1857 restaurirte Johanneskirche im reinsten goth. Stil, mit 360 F. hohem Thurme. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen das Johanneum, welches Gymnasium und Realschule begreift, und das Seminar in den Gebäuden des frühern Michaelisklosters. Die Stadtbibliothek (30000 Bände) und das Rathsarchiv enthalten viel Merkwürdiges. Bei der Besitzergreifung Hannovers durch Preußen (1866) war L. Sitz des Landdrosten

und eines Obergerichts sowie eines Amts und eines Amtsgerichts. Die Stadt zählt (1864) 15691 E. (1858: 13918, 1861: 14411), die nicht unbedeutenden Handel und Verkehr unterhalten. Die Grundlagen hierzu gewähren die sehr ergiebigen Kalk- und Gipsbrüche, welche sich in der Nähe bei einem 180 F. hohen, langgestreckten Felsen befinden, ferner die altberühmte Saline, die eine Sole von 25—26 Proc. versiedet, jährlich an 300000 Ctr. Salz liefert und neuerdings mit einer Sodafabrik verbunden ist. Auch besteht eine Anzahl größerer gewerblicher Etablissements, darunter eine Eisengießerei, eine Cementfabrik, mehrere Tabackfabriken u. s. w. Der Handel, durch zwei Messen und die Hauptlinnenlegge unterstützt, ist in neuerer Zeit durch die Eisenbahnverbindungen einerseits mit Hannover, andererseits mit Lauenburg (Lübeck) und Harburg (Hamburg) rasch aufgeblüht und hat zum Aufschwunge der Stadt nicht wenig beigetragen. Die Anfänge der Stadt L. lassen sich auf das Michaeliskloster zurückführen, das bereits 904 von Otto dem Erlauchten auf dem Kalkberge bei der Stadt gegründet wurde. Auf demselben Berge erbaute Hermann Billung 961 zum Schutze gegen die Einfälle heidnischer Wenden eine Burg, neben der allmählich die Stadt entstand. Letztere blühte infolge der Zerstörung von Bardewik (1189) rasch auf und trat frühzeitig zur Hansa. Oft war L. Residenz Heinrich's des Löwen und bis 1369 Sitz der Herzoge von L. Der Erbstreit welfischer Fürsten, in den sich die Stadt fortwährend verwickelt sah, führte zur Blutnacht des 21. Oct. 1371, an welche die Erinnerung in Geschichte und Sage der Bewohner noch fortlebt. Das Michaeliskloster wurde 1382 in die Stadt gelegt und 1655 in eine höhere Bildungsanstalt, die Ritterakademie, umgewandelt, die man 1850 aufhob. Durch das Treffen bei L. gegen den franz. General Morand wurde 2. April 1813 der Befreiungskrieg in Deutschland eröffnet. Der sehr thätige Alterthumsverein in L. hat eine Beschreibung der «Alterthümer der Stadt L. und des Klosters Lüne» (Lüneb. 1857 fg.) begonnen.

Das ehemalige **Fürstenthum L.** ist ein Theil des norddeutschen Flachlandes, welches in seiner nordwestl. Hälfte dem Gebiet der Elbe, in seiner südöstlichen dem der Weser angehört. Die südwestl. Gegenden des Landes bilden weitgedehnte Flächen, während die nordöstlichen von zahlreichen Höhen durchzogen sind. Letztere erheben sich im Wilseder Berge bis 585, im Falkenberge bis 516, im Holkerberge bis 446 F. über die Nordsee. Die Elbe, welche meist die Nordgrenze gegen Hamburg, Lauenburg, Mecklenburg und Brandenburg bildet, nimmt im Lüneburgischen die Jeetzel, die Ilmenau mit der Luhe und die Seeve auf. Der schiffbaren Aller, welche den ganzen Süden des Landes durchfließt, gehen von Norden her Ise, Lachte, Oerze und Böhme, von Süden her Ocker, Fuse und, bei Hudemühlen, die ebenfalls schiffbare Leine zu. Während in den südl. Strichen des Landes stehende Wasser weitgestreckte Moore bilden, breitet sich in den nördl. Theilen die **Lüneburger Heide** aus. Der Boden dieser Heide, aus einem von gelblichem Sand und Lehm, Granit- und Feuersteingeröll zusammengesetzten Diluvialgebilde bestehend, fördert zum Theil einen dürftigen Pflanzenwuchs, zeigt aber nur an wenigen Stellen völlige Sandblößen. Mitten in den eigentlichen Heidestrichen finden sich große geschlossene Waldungen, wie die 20000 Morgen haltende wildreiche Göhrde, der 23000 Morgen bedeckende Lüß u. a. Ueberhaupt berechnet man den Forstgrund der ganzen Landdrostei L. auf 603790 Morgen, also etwa auf 14 Proc. des ganzen Areals. Der schwerere Marschboden an Elbe, Aller und Leine wird zu 200000 Morgen angegeben, auf ebenso viel auch der ergiebige «Niederungsboden» der kleinern Flüsse. Forst-, Acker- und Wiesenwirthschaft sind in raschem Aufschwunge begriffen und haben der Gegend, besonders in den Umgebungen der Städte und gewerbreichen Orte, ein ganz verändertes Aussehen verliehen. Holz, Torf, Korn, Buchweizen, Flachs, Hopfen, Honig, Wolle, Pferde sind die hauptsächlichen Erzeugnisse des Landes, zugleich die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Allein auf der Eisenbahn wurden 1862 nach Harburg 1563 Ctr. Heidelbeeren, 2753 Ctr. Kronsbeeren und 206 Ctr. Wachholderbeeren aus der Lüneburger Heide verführt. Die ganze Provinz hatte 1861 42114 Pferde, 669114 Schafe, 81785 Bienenstöcke. Die Pferde sind durchweg tüchtig, besonders in den Marschen. Die unter dem Namen der Heidschnucken bekannte Schafgattung wird gegenwärtig nur noch in den dürftigsten Gegenden der Heide gezüchtet. Die Bewohner des Landes sprechen einen niedersächs. Dialekt und zeigen im allgemeinen einen einfachen, gutmüthigen und treuen Sinn. Durchschnittlich herrscht Wohlhabenheit. Den nordöstlichen, von der Jeetzel durchflossenen Theil des Fürstenthums, der noch gegenwärtig **Wendland** genannt wird, bewohnten früher Slawen (Drevjaner und Glinjaner), an welche noch jetzt viele Spuren in Sitte und Sprache erinnern. Das Fürstenthum L. ist das alte Erbe des Welfenstammes. (S. **Hannover** und **Braunschweig**.) Dasselbe bildete bisher (einschließlich des 1816 an Hannover abgetretenen Theils von Lauen-

burg) die Landdrostei L., welche auf einem Areal von 211,03 Q.-M. nur 376560 (1864), somit auf die Quadratmeile nur 1784 E. zählt. Diese sind fast ausschließlich Katholiken und vertheilen sich unter 9 selbständige Städte und 22 Amtsbezirke. Vgl. von Lenthe, «Archiv für Geschichte und Verfassung des Fürstenthums L.» (Celle 1854 fg.); Manecke, «Topogr.-histor. Beschreibung der Städte u. s. w. im Fürstenthum L.» (2 Bde., Celle 1858).

Lunel, eine alte Stadt des franz. Depart. Hérault, im Arrondissement und 3¼ M. von Montpellier, an der Eisenbahn und an dem Kanal von L. gelegen, welcher den Ort mit dem Rhône, dem Mittelmeere und dem Südkanal in Verbindung setzt. Der Ort hat 6737 E., mehrere Spiritus-, Liqueur- und Branntweinfabriken und treibt bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, mit trockenen Rosinen, Getreide und Mehl, besonders aber mit dem nach ihm benannten guten Muskatwein, der in der fruchtbaren Umgebung gebaut wird. Bei dem 1 St. westlich gelegenen Flecken Vieil-L., in dessen Umgebung ebenfalls treffliche Muskatweine gewonnen werden, befinden sich merkwürdige Grotten mit fossilen Knochen. — Der Muscat de L. ist nächst dem Rivesaltes und Frontignan der berühmteste Liqueurwein. Er wird aus der weißen Muskatellertraube gewonnen, gilt als einer der edelsten aller Süßweine und vereinigt gleichsam in sich alle Wohlgerüche. Dieser Wein wird in außerordentlichem Maße verfälscht.

Lünetten oder Brillen nennt man alle einer Festung im Hauptgraben vor dem Ravelin (s. d.) auf oder vor dem Glacis des Gedeckten Wegs vorgelegte Werke, aus zwei Facen bestehend, zuweilen auch mit Flanken versehen. Die Facen sind gewöhnlich 150—200 F., die Flanken 50—60 F. lang, sodaß sie 2—400 Mann und einige Geschütze fassen können. Dient die Lünette zur Verschanzung einer Vorstadt oder offenen Stadt, wo dann ihre offene Kehle durch Palissaden oder eine crenelirte Mauer verschlossen wird, so nennen sie die Franzosen auch Redoute. Die L. gehören zu den Außenwerken.

Lunéville (deutsch Lünstadt), eine offene, regelmäßig und schön gebaute Stadt des ehemaligen Lothringen, Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Meurthe, an der Eisenbahn und am Zusammenfluß der Meurthe und Vezouze, in einer weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene gelegen, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein Communal-Collége, eine Ackerbaugesellschaft und zählt 15528 E., welche bedeutende Handschuh- und Fayencefabriken, Woll- und Baumwollspinnereien, Manufacturen in Leinwand, Tüllstickerei und Bonneterie, Roth- und Weißgerbereien, Brauereien, Eisenhütten, Gips- und Kalköfen u. s. w. unterhalten sowie bedeutenden Handel mit ihren Fabrikaten, mit Korn, Mehl, Hanf, Lein, Branntwein und Holz treiben. Es ist L. das Entrepot der Weine und der Leinwand des Departements. Die Stadt hat mehrere Prachtgebäude, eine schöne Pfarrkirche und einen ausgezeichneten Hauptplatz mit prächtigem Springbrunnen. Das große, vom Herzog Leopold erbaute, von König Stanislaus verschönerte Schloß brannte 1755 ab, wurde aber wieder aufgebaut und dient jetzt zum Theil als Cavaleriekaserne, sein Park zu Promenaden. Am 23. Nov. 1849 brannte dasselbe abermals ab. Als 1735 der König von Polen, Stanislaus Leszczynski, zum Besitz von Lothringen gelangte, wählte er L. zu seiner Residenz, welches dadurch sehr gewann. Geschichtlich denkwürdig wurde die Stadt durch den Luneviller Frieden, der daselbst 9. Febr. 1801 zwischen dem Deutschen Reiche und der Französischen Republik auf der Grundlage des Friedens von Campo-Formio (s. d.) abgeschlossen wurde. Belgien und das linke Rheinufer wurden in demselben an Frankreich, Mailand und Mantua an die Cisalpinische Republik, Venedig aber und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro an Oesterreich abgetreten. Für den Verlust ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten die deutschen Reichsfürsten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. Auch trat Oesterreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel und Zurzach an Frankreich ab, von dem beides 1802 an Helvetien überlassen wurde. Den Breisgau gab Oesterreich dem Herzog von Modena; auch willigte es in die Errichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Der Thalweg des Rhein machte die Grenze gegen Frankreich; die Schiffahrt auf dem Rhein sollte frei sein. Diese war es auch bis 1804, wo für die vollständige Entschädigung mehrerer Reichsstände eine Rheinschiffahrtsabgabe festgesetzt wurde.

Lunge (Pulmo) ist das Athmungsorgan der höhern Thiere. Dieselbe bildet die Endigung der Luftröhre und ihrer Zweige und liegt mit dem Herzen in der Brusthöhle, und zwar drei Abschnitte derselben (Lappen, lobi) rechts, zwei (und das Herz) links. Das Organ steckt in einer sackförmigen, glatten (serösen) Haut (Pleura), welche auch die innere Brustwand und das Zwerchfell auskleidet, und die nach ihrer Lage in eine Rippen-Pleura und eine Lungen-Pleura unterschieden wird. In der Mittelebene des Körpers berühren sich die beiden Lungensäcke und bilden so

zwischen beiden Lungen eine von der Wirbelsäule nach dem Brustbein verlaufende Scheidewand (Mittelfell, Mediastinum), die oben und hinten einen dreieckigen Raum freilassen, von welchem der hintere die Speiseröhre und die große Brustschlagader, der vordere das Herz und seine großen Gefäßstämme, die Luftröhre und die Thymusdrüse aufnimmt. Die L. ist ein schwammiges, unter dem Fingerdruck knisterndes Organ, das eine große Elasticität besitzt und bei Eröffnung der Brusthöhle zusammensinkt. Ebenso nimmt sie einen kleinern Raum ein beim Ausathmen; spannt sich aber beim Einathmen das Zwerchfell und hebt sich der Brustkasten, so wird die L. von der nachrückenden Luft ausgedehnt. Eine aus dem Körper genommene L. läßt sich leicht aufblasen und verändert ihre bläulichrothe Farbe in eine hellrosenrothe. Die letzten Zweige der Luftröhre (s. d.) tragen eine große Anzahl halbkugelförmiger Bläschen, welche in einem Lungenlappen alle miteinander in offener Verbindung stehen, die Lungenbläschen. Auf denselben ist ein feines Haargefäßnetz ausgebreitet, in welchem die Lungenarterien endigen, und das sich zu den Lungenvenen sammelt. Das Blut der Lungenarterien ist dunkelroth, gibt in den Lungenbläschen Kohlensäure ab, nimmt dafür Sauerstoff auf und wird so zum hellrothen Blute der Lungenvenen. Die Fläche, auf der dieser Austausch (beim erwachsenen Menschen etwa 16mal in der Minute) stattfindet, ist auf einen Quadratmeter berechnet worden. Ernährt wird die L. durch das Blut der Bronchialarterie.

Wird die Brusthöhle eröffnet und bleibt das Loch offen, so sinkt die L. zusammen, und die Athmung hört auf dieser Seite auf, wodurch das Leben in hohem Grade gefährdet ist. Ueberdies füllt sich die Pleurahöhle auch mit Blut. Bei der sog. Brustfellentzündung (Pleuritis) kann sich in der Brusthöhle eine wässerige Flüssigkeit ansammeln, welche die L. gleichfalls zusammendrückt. Bei den Krankheiten des Brustfells betheiligt sich übrigens fast ausnahmslos auch das Lungenfell, und es ist der Ausdruck Brustfellerkrankung gleichbedeutend mit dem der Lungenfellerkrankung. Außer **Lungenschwindsucht** (s. d.) ist eine der wichtigsten Krankheiten der L. selbst die **Lungenentzündung** oder **Brustentzündung** (Pneumonia, Pneumonitis). Bei dieser, mit starkem Fieber und mit großer Gefahr verbundenen Krankheit füllt sich ein Theil der L. mit fester, aus dem Blute stammender Substanz an, wie bei Croup (croupöse Pneumonie), welche indeß in den meisten Fällen wieder aufgesaugt wird. Die Krankheit kann einen oder mehrere ganze Lappen befallen oder einzelne kleine Läppchen. Erstere Form kommt namentlich bei Erwachsenen, letztere bei Kindern vor und bei dem Zustande, den man chronische Pneumonie nennt, und der oft mit Lungentuberkulose verwechselt wird. Ein starker, sehr anhaltender Katarrh kann zu Verstopfung der Luftröhrenzweige führen und so eine besondere Art der Brustentzündung (katarrhalische, bronchiale Pneumonie) vorstellen. Die **Lungenseuche** ist gleichfalls eine Lungenentzündung, bei welcher sich aber der krankhafte Proceß auf das zwischen den Lungenläppchen gelegene Bindegewebe bezieht. Verlust der Elasticität des Lungengewebes führt zu dem Zustand der Athemnoth, den man als Asthma, Brustwassersucht, bezeichnet, wobei indeß diese Brustwassersucht nicht zu verwechseln ist mit der bei Lungenfellentzündung vorhandenen wirklichen. Krampfhafter Verschluß der Luftröhrenzweige bedingt das nervöse Asthma (s. d.) Beim Fötus ist die Brust noch nicht gewölbt, sondern es liegen die Rippen flach niedergedrückt, und die L. ist noch nicht mit Luft erfüllt. Bleibt dieser Zustand theilweise auch nach der Geburt noch bestehen, so fühlt sich das betroffene Lungenstück derb an und ist luftleer. Diesen Zustand, der auch durch Krankheit im spätern Lebensalter eintreten kann, nennt man Atelektasie. **Lungenschlag**, **Lungenlähmung**, Oedem der L., ist der Zustand, bei welchem das ganze Lungengewebe mit wässeriger Flüssigkeit durchtränkt wird. Diese Erscheinung tritt häufig in den letzten Stunden des Lebens ein und wird so zur letzten Todesursache. In hohem Alter nimmt die blaurothe L. eine dunkle, schwarze Färbung an. Krebs und dergleichen mehr allgemeine Krankheiten können die L. gleichfalls befallen. Von den niedern Thieren besitzen nur wenige ein der L. entsprechendes Organ. Bei Gliederthieren (Spinnen, Insekten, Krebsen) verzweigen sich die Luftwege (Tracheen) durch den ganzen Körper. Die meisten im Wasser lebenden Thiere haben Kiemen statt der Lungen.

Lungenkraut (Pulmonaria L.), Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Borragineen gehörenden Pflanzengattung, deren wenige über die gemäßigte Zone der nördl. Halbkugel zerstreute Arten sich durch einen glockig-fünfkantigen Kelch, trichterförmige Blumenkrone mit fünflappigem Saume und durch über ihrem Grunde eingeschnürte Nüßchen mit von unten eingedrücktem Hofe auszeichnen. Die verbreitetste Art ist das **gemeine** L. (P. officinalis L.), eine der ersten Frühlingsblumen, welche in Deutschland allerwärts in Laubgehölzen, Wäldern, an Bächen wild wächst und dadurch merkwürdig ist, daß ihre Blumen erst hellroth, dann violett, zuletzt dunkelblau sind. Das saftige, behaarte Kraut war ehedem als Herba Pulmonariae maculosae (die Blätter sind meist weißlich-gefleckt) als Mittel gegen Blut-

speien, Heiserkeit und Halsentzündung officinell und wird noch jetzt sammt den Blumen in der Volksheilkunde zu Brustthee benutzt.

Lungenprobe (docimasia pulmonum hydrostatica, Pneumobiomantik) nennt man den mit der Lunge eines todten neugeborenen Kindes angestellten Versuch, welcher die Beantwortung der Frage, ob das Kind geathmet habe oder nicht, begründen soll. Bei diesem Versuche werden die Lungen in Verbindung mit dem Herzen nach vorgängiger Unterbindung der großen Blutgefäße und der Luftröhre aus der Brusthöhle entfernt und vorsichtig in ein mit reinem kalten Wasser angefülltes Gefäß gebracht, wobei man beobachtet, ob sie untersinken oder schwimmen, und ob sie bei Druck unter Wasser Luft entwickeln. Auf diese Weise werden dann auch einzelne Lungenstücke untersucht. Schwimmt die Lunge, so ist sie lufthaltig, und das Kind hat geathmet, nach der Geburt gelebt. Die Gewißheit hierüber ist besonders in Fällen von Verdacht auf Kindesmord von höchster Wichtigkeit, weshalb die L. in solchen jedesmal angestellt wird, wenn sie anders nicht durch zu große Fortschritte der Fäulniß sich als unzweckmäßig herausstellt. Die Probe zeigt sich indeß nicht ganz zuverlässig, denn ein Kind kann nach der Geburt eine kurze Zeit leben ohne zu athmen, und schon athmen, selbst schreien, ohne daß es ganz geboren ist. Auch können die Lungen selbst unter gewissen Umständen auch nach vorgängigem Athmen im Wasser untersinken (wenn z. B. in ihnen eine Ausscheidung fester Substanz, wie bei der Lungenentzündung, statt hatte), oder, ohne durch Einathmen Luft aufgenommen zu haben, schwimmen (z. B. wenn durch Fäulniß in ihnen Gase entwickelt wurden). Endlich kann ein Kind sofort aus den Geburtswegen, ohne erst Luft geathmet zu haben, in Flüssigkeit gelangen. Die Lunge füllt sich dann mit dieser statt mit Luft und schwimmt auf Wasser nicht mehr.

Lungenschwindsucht, Tuberkulose (tuberculosis, phthisis pulmonum), ist eine besondere Lungenkrankheit, welcher ein entzündlicher Zustand zu Grunde liegt. Mann kann mehrere Formen derselben unterscheiden, von welchen die eine als chronische Lungenentzündung zu betrachten ist. Im ganzen sind die Erscheinungen bei beiden gleich, nur ist die chronische Lungenentzündung nicht so gefährlich wie die eigentliche Tuberkulose. Die L. beginnt meist mit einem Katarrh der Bronchien, der sich durch schleimigen, oft blutigen oder eiterigen Auswurf, Husten, Brennen und Schmerz auf der Brust u. s. w. kundgibt. Im Laufe der Zeit, während sich der entzündliche Zustand in den Lungen immer weiter ausbreitet, tritt Fieber hinzu, das mit einem (Nacht-) Schweiße endet. Es stellt sich Abmagerung, Ermattung ein, das Gesicht und die Schleimhäute werden blaß, der Athem, namentlich bei Anstrengungen (Treppensteigen), kurz. Der Auswurf wird immer reichlicher, eiteriger, enthält oft Blut; es kommt selbst zu stärkern Blutungen aus den Lungen. Die L. ist eine überaus häufige Krankheit, und fast in der Hälfte der Leichen findet man Spuren derselben. Wenn auch nicht in dem hohen Grade gefährlich, wie sich viele vorstellen, bedarf sie doch der umsichtigsten, sorgfältigsten Behandlung, soll sie sich nicht gefährlich gestalten. Die L. kann jahrelang andauern und endlich erlöschen oder zum Tode führen, oder auch in einigen Monaten ablaufen (galopirende Schwindsucht). Maßgebend zeigt sich bei der Beurtheilung der Schwere des Falles vor allem die Körpertemperatur, insofern selbst geringe Steigerung der Temperatur über die natürliche Höhe (s. Fieber), wenn sie monatelang anhält, von der übelsten Vorbedeutung ist. Man kann die L., welcher so viele Menschen zum Opfer fallen, leichter verhüten als heilen. Eine der mächtigsten Ursachen derselben ist die schlechte Ernährung des Körpers, und es zählen hierher alle die Verhältnisse, welche eine solche herbeiführen: schlechte, unzureichende Nahrung, übergroße Anstrengung (namentlich geistige), erschöpfende Umstände aller Art, wie zahlreiche Wochenbetten, langes Säugen der Kinder, geschlechtliche Ausschweifungen (Onanie), schwerer Kummer, Gram und Sorge; daher bricht die L. so oft mit großer Heftigkeit im Wochenbett aus, und es sterben Tuberkulöse so bald nach der Verheirathung. Auch der Tod an «gebrochenem Herzen» ist der Tod an Tuberkulose. Oft bricht sie aus nach erschöpfenden Krankheiten, wie Typhus, Syphilis, Bleichsucht u. s. w. Endlich gehören zu den Ursachen der L. chronische Magen- und Darmkatarrhe, weil diese der Verdauung und somit der Ernährung hinderlich sind. Der kalte Trunk auf die Hitze wird nicht an sich Ursache der L., sondern durch Einleitung eines Magenkatarrhs oder durch starke Abkühlung der Lunge bei schon bestehenden Lungenleiden. Weitere Ursachen liegen in Schädlichkeiten, welche direct auf die Lungen einwirken. Der Leichtsinn, welcher Lungenkatarrhe vernachlässigen läßt, wird oft mit der Gesundheit oder mit dem Leben bezahlt. Gewisse Gewerbe fördern aus denselben Gründen die L., und man trifft die Krankheit z. B. häufig bei Steinhauern, Schleifern, Cigarrenmachern u. dgl. wegen fortwährender Einwirkung des Staubes. Das Tabackrauchen ist bei bestehendem Lungenkatarrh gleichfalls schädlich. Vom Klima ist die L. nicht so sehr abhängig, als man zu glauben

geneigt. Sie zeigt sich in kalten Gegenden nicht eben häufiger als in warmen, aber das Vertauschen einer warmen Gegend mit einer kalten kann bedenklich werden. In hochgelegenen Gegenden (Gebirgen) soll sie nicht so häufig vorkommen als in Niederungen. Eine der wichtigsten Ursachen der L. ist endlich die Erblichkeit, und die Kinder schwindsüchtiger Aeltern bekommen die L. leichter als die gesunder. Ist die Krankheit einmal im vollen Gange, besteht schon seit Monaten hohes Fieber, so bleibt kaum noch Aussicht auf Herstellung vorhanden. Bemerkenswerth ist aber, daß Tuberkulöse mit den ausgedehntesten Zerstörungen der Lungen bis kurze Zeit vor dem Tode einigermaßen arbeitsfähig bleiben und von einer Hoffnung getragen werden, die fast erst mit dem letzten Athemzuge erlischt. Viel läßt sich thun und sollte gethan werden, ehe die Krankheit so weite Fortschritte gemacht hat. Befindet sich die Verdauung nur noch einigermaßen in gutem Zustande, so müssen durch reichlichsten Nahrungszufluß die Kräfte erhalten werden. Die Kranken sollen Milch, Eier, Fleisch, fette Nahrungsmittel genießen, aber keine Milchcuren oder sonstige Badecur gebrauchen, bei der sie der rauhen Morgenluft und andern Schädlichkeiten ausgesetzt sind. Die Arbeit sei sehr mäßig und werde nicht bis zur Erschöpfung getrieben. Der Patient nehme Aufenthalt in reiner, warmer Luft (nicht in Kuhställen), daher Winteraufenthalt im Süden, Tragen eines Respirators. Arzneimittel sind machtlos und können nur gebraucht werden zur Linderung von Nebenerscheinungen, wie Husten, Durchfall.

Lungenseuche heißt die gefährlichste Krankheit des Rindviehs in gemäßigten und nördl. Gegenden. Sie offenbart sich zuerst durch trockenen Husten und führt mit fieberhaften Symptomen rasch zum Tode. Bei der Section zeigen sich die Lungen sehr krankhaft verändert. Ueber die Ursachen ist bisjetzt kaum etwas Sicheres ermittelt. Schlechtes Futter und Getränk, nasse Weiden, Erkältung, übermäßige Anstrengung scheinen die Gelegenheitsursachen zu sein. In den meisten Fällen aber, in denen die L. in einer Heerde sich zeigt, dürfte sie durch Ansteckung entstanden sein. Diese erfolgt durch die Luft und wahrscheinlich auf ziemlich weite Entfernungen hin. Die Heilung der L. ist immer unsicher; die meisten Stücke fallen dem Tode anheim. Zeigt sich die Krankheit in einer Heerde, so muß sofort ein angemessenes Verfahren eintreten, wenn einem großen Verluste vorgebeugt werden soll. Zunächst ermittelt man alle Stücke der Heerde, welche schon Husten und andere Zeichen der Krankheit an sich entdecken lassen. Alle mehr oder weniger kranken werden von den gesunden Stücken getrennt und in möglichst entfernter Absonderung gehalten. Am besten ist es, die gesunden zu entfernen und die kranken in dem bisherigen, doch schon angesteckten Locale zu lassen. Das Local muß nach Aufhören der Krankheit neu getüncht, selbst frisch gepflastert, die alten Krippen, Raufen u. s. w. müssen daraus entfernt werden. Innerlich wendet man Glaubersalz, äußerlich Eiterbänder an der Brust an. In einzelnen Fällen bewährte sich das Auspinseln des Mauls der Thiere mit Steinöl als Präservativ gegen Ansteckung. Neuerdings hat die von zwei belg. Thierärzten, Willems und De Saive, vorgeschlagene Impfung des Rindviehs mit der Lymphe lungenfauler Thiere, am besten am Schwanz, das größte Aufsehen erregt, und man hat namentlich in Deutschland sorgfältige Prüfungen dieses Verfahrens angestellt, deren Resultate im ganzen befriedigend ausfielen. Vgl. die Schriften von Ulrich (Berl. 1852), De Saive (Köln 1852) und Kreutzer (Erl. 1854).

Lünig (Joh. Christian), ein verdienter publicistischer Schriftsteller, geb. zu Schwalenberg in der Grafschaft Lippe 14. Oct. 1662, studirte in Helmstedt und Jena und machte dann als Führer eines jungen Mannes Reisen nach Italien, England, Holland, einem großen Theil Deutschlands, Dänemark und Schweden. In Diensten eines kaiserl. Generals machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, in welchem ihn der General Flemming kennen lernte, durch dessen Empfehlung er dann Amtmann in Eilenburg wurde. Fünf Jahre später kam er als Stadtschreiber nach Leipzig und starb als solcher daselbst 14. Aug. 1740. Er war ein überaus fleißiger Arbeiter. Seine Hauptwerke sind: «Das deutsche Reichsarchiv» (20 Bde., Lpz. 1710—22); «Deutsche Reichskanzlei» (8 Bde., Lpz. 1714); «Europ. Staatsconsilia» (2 Bde., Lpz. 1715); «Theatrum caeremoniale historico-politicum» (2 Bde., Lpz. 1719—20); «Codex juris militaris» (Lpz. 1723); «Codex Augusteus» (2 Bde., Lpz. 1724); «Codex Italiae diplomaticus» (4 Bde., Lpz. 1725—35); «Corpus juris feudalis Germanici» (3 Bde., Lpz. 1727; Fortsetzung, 2 Bde., Lpz. 1730); «Codex Germaniae diplomaticus» (2 Bde., Lpz. 1732—33).

Lunte nennt man einen Strick von Flachswerch, der, in einer Auflösung von Bleizucker in Flußwasser getränkt und dann getrocknet, beim Anzünden eine fortglimmende Kohle bildet. Die L. dient zum Entzünden der (Lunten-) Schlagröhren und der Stoppinen bei Festungsgeschützen, auch der Frictionsschlagröhren, wenn der Reiber nicht gezündet hat. Zum Gebrauch wird sie auf einen Luntenstock gewickelt, dessen obere Klemme das glimmende Ende der L. festhält. Um

ihr Auslöschen bei Regenwetter zu verhindern, ist sie mit einem pfundledernen Luntenverberger umgeben. Die L. wurde in ältern Zeiten bei allen Geschützen wie bei Handfeuerwaffen gebraucht, bis sie bei jenen durch neuere Zündungen auf die angegebenen Fälle beschränkt, bei den Gewehren durch das Steinschloß ganz verdrängt wurde.

Lupine oder Wolfsbohne (Lupinus Tourn.) ist der Name einer zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörenden Pflanzengattung, die sich durch gefingerte Blätter, einen zweilippigen Kelch, zehn einbrüderige Staubgefäße und das geschnäbelte Schiffchen der Schmetterlingsblume auszeichnet. Ihre Arten, einjährige oder perennirende Kräuter, sind namentlich im Gebiete des Mittelländischen Meeres und in der gemäßigten und warmen Zone Nordamerikas zu Hause. Die weiße L. oder Feigbohne (L. albus L.), mit weißen, deckblättchenlosen Blüten, im Oriente einheimisch, wird im südl Europa seit alten Zeiten angebaut und war bei den Alten berühmt. Man baute sie theils zur Vertilgung des Unkrauts, theils zur Düngung der Aecker und Weinberge an; auch um die Wurzeln kranker Bäume pflanzte man sie, weil jene dadurch wieder gesund wurden. Die sehr mehlreichen, aber bittern Samen dienten den Römern und Griechen nach Art der Bohnen zur Speise, stehen jedoch, auch wenn man ihnen durch Einweichen in Wasser den bittern Geschmack benommen hat, unsern gewöhnlichen Hülsenfrüchten nach. Sie werden daher jetzt meistens nur zur Fütterung für die Hausthiere und zwar vorzugsweise für die Zugochsen und zur Vertreibung der Würmer bei Rind- und Schafvieh verwendet. Doch dienen sie bei Mangel an Getreide auch dem Menschen zur Nahrung. Auch hat man sie geröstet als Kaffeesurrogat vorgeschlagen. Außerdem wird die Pflanze nicht nur zu Grünfutter angebaut, sondern ist auch die passendste Pflanze zur Gründüngung und kommt in ihrer Wirkung dem Schafmist gleich. Ehedem wurden die Samen auch zu kosmetischen Salben und Pflastern verwendet. Dasselbe gilt auch von der sehr ähnlichen ägyptischen L. (L. Termis L.), welche im südl. Europa fast noch häufiger angebaut wird. Bei uns dagegen baut man vorzüglich die gelbe L. (L. luteus L.) an, welche auch aus Südeuropa stammt. Namentlich benutzt man dieselbe als Gründünger, um schlechten Sandboden zu verbessern. Zu diesem Behufe ist sie schon seit langer Zeit im westl. Frankreich cultivirt worden. In Deutschland wird ihr Anbau gegenwärtig namentlich in der Lüneburger Heide, in der Mark Brandenburg und in der Niederlausitz betrieben. Außer zu Gründünger benutzt man die gelbe L. (desgleichen in Südeuropa die weiße, in Frankreich die neuerdings auch in Deutschland beliebt gewordene blaue L., verschiedenen südeurop. Arten angehörend) auch sowol grün wie getrocknet als Viehfutter, doch muß das Vieh erst an den Geschmack gewöhnt werden. Merkwürdig ist es, daß die deutschen Rinder den gelben L. entschieden den Vorzug geben, während dem franz. Vieh die blauen lieber sind. Außer diesen im großen angebauten Arten werden bei uns noch viele Lupinenarten als Zierpflanzen in Gärten gezogen wegen der Schönheit ihrer zum Theil wohlriechenden Blütentrauben. Besonders dankbar ist die amerikanische L. perennis, welche alljährlich aus ihrem Wurzelstocke kräftige, reichbeblätterte Stengel treibt, die in oft fußlange Trauben prächtig-blauer Blumen endigen.

Lupulin, s. Hopfen.

Lurche, s. Batrachier.

Lusignan, s. Guido von Lusignan.

Lust bezeichnet den dem Schmerz entgegengesetzten Zustand des Gefühlslebens, welcher zusammen mit jenem den äußersten Gegensatz bildet, innerhalb dessen die meisten andern Gefühle in die Mitte fallen. L. entsteht theils durch einen lusterregenden Gegenstand, theils kann sie auch durch einen bloßen Wechsel in den Gemüthszuständen hervorgebracht werden, indem z. B. das plötzliche Aufhören eines heftigen Schmerzes als L. empfunden wird. Ueber die Gründe und das Wesen der L. herrscht unter den Psychologen noch keine Uebereinstimmung. Nach Herbart entsteht L. dann, wenn sich mehrere verschiedene Vorstellungsreihen gegenseitig begünstigen und fördern, nach Beneke dann, wenn ein Empfindungsreiz in ausgezeichneter Fülle oder überfließend gegeben ist, ohne doch ein übermäßiger zu sein, sodaß die L. zwischen das durch Reizmangel entstehende Verlangen und die durch Ueberreiz entstehende Schmerzempfindung in die Mitte tritt. Lustspur ist die von einer Lustempfindung in der Seele bleibende Gedächtnißspur, welche theils zur Wiederholung derselben L. treibt, theils eine Erinnerung an die vergangene L. vermittelt. Die Fülle solcher Spuren heißt die Lustsumme oder der Lustraum. Das Anwachsen der Lustspuren zu immer größern Summen heißt die Luststeigerung. Ihre Elemente kommen entweder von außen, z. B. bei sinnlichen Genüssen, oder von innen, z. B. bei moralischen Gefühlen. Ein Lustgefühl, welches sich zu ungewöhnlicher Höhe steigert, z. B. bei einem unerwarteten Glücksfall, heißt ein Lustaffect, welcher eines solchen Grades fähig ist, daß man öfters den

Tod hat erfolgen sehen. Die von einem Gegenstande erregte L. bewirkt ein Streben nach dem Gegenstande, welches Liebe oder Zuneigung heißt und sich sowol als ein Trieb, dem Gegenstande der L. nahe zu sein, als auch denselben in seinem Zustande als Lustmittel zu erhalten oder zu steigern, äußert. Die L., welche einem Eindruck oder einer Beschäftigung dergestalt beigemischt ist, daß sie sich nicht aus demselben sondern läßt, heißt das Angenehme (s. d.). Das Angenehme der sinnlichen Eindrücke ist die sinnliche L. Sobald die Anlage zu ihr ermattet, sodaß das Angenehme uns nicht mehr als angenehm anspricht, so ist dies immer ein Zeichen von einer Störung der Gesundheit. Nur insofern das Wohlsein des Leibes eine vorherrschende Disposition zu Lustempfindungen und ein leichtes Ansprechen ihrer Reize zur Folge hat, darf man die L. ein Gefühl des Wohlseins nennen. Denn nicht als eine L. wird das Wohlsein empfunden, sondern als ein Zustand, welcher der Erzeugung aller Arten von Lustempfindung am günstigsten ist, wahrgenommen. Dagegen kann die wirkliche Lustempfindung, besonders im Uebermaß, ebenso leicht eine feindliche Stellung gegen das leibliche Wohlsein einnehmen. Unter den geistigen Lustgefühlen, welche sich durch eine Reaction unsers Innern gegen die Eindrücke erzeugen, sind die subjectiven von den objectiven zu unterscheiden. Die subjectiven erzeugen sich in jeder Seele auf verschiedene Art je nach ihren individuellen Neigungen, Stimmungen und Temperamentsbeschaffenheiten, in den verschiedenen Graden der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Lustigkeit und Ausgelassenheit; die objectiven erzeugen sich in allen Seelen auf gleiche Weise nach der Beschaffenheit der Objecte. Zu letztern gehören die moralischen, ästhetischen, religiösen und intellectuellen Lustgefühle.

Lustrum (von luere, d. i. reinigen oder sühnen) hieß in Rom das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das nach Beendigung des Census (s. d.) durch einen der Censoren im Namen des röm. Volks dargebracht wurde. Die Opferthiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis) und Stier (taurus) (daher die Benennung Suovetaurilia), wurden vor der Schlachtung um das auf dem Marsfelde centurienweise versammelte Volk herumgeführt und dieses dadurch gleichsam gereinigt oder entsühnt. Weil das L. mit dem Census in der Regel alle fünf Jahre wiederkehrte, wurde mit dem Wort L. auch ein fünfjähriger Zeitraum bezeichnet.

Lustspiel oder Komödie (griech.) ist die Kehrseite der Tragödie (s. d.). Während sich in letzterer die innere Vernunft und Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung darstellt, erweist sich die Welt der Komödie als die des Zufalls und der Willkür, aber doch so, daß auch diese zuletzt der Vernunft die Ehre geben müssen. Zufall und Willkür spreizen sich auf, gleich als seien sie die treibenden Weltmächte, endlich aber verfangen sie sich in ihren eigenen Widersprüchen. Hettner hat in seiner Schrift «Das moderne Drama» (Braunschw. 1852) die Komödie wesentlich in zwei verschiedene Gattungen gesondert, in die phantastische und in die realistische. Jene ist die Komödie des Aristophanes (s. d.) und die romantische Märchenkomödie, diese die sog. neuere Komödie der Griechen und das L. der modernen Völker. Die phantastische Komödie baut sich eine eigene tolle Welt für sich, die allen Gesetzen und Möglichkeiten der Wirklichkeit widerspricht, und die die Wirklichkeit nur benutzt, um sie sofort als eine kolossal lächerliche zu parodiren. Die realistische Komödie dagegen tritt als wirkliche Welt auf und beansprucht überall den Schein der unbezweifelten Wahrheit. Sie zerfällt in Posse, Charakter- und Intriguenlustspiel. Die Posse bleibt im Niedrig-Komischen (s. Komisch) stehen. Das Charakterlustspiel nimmt irgendeinen komischen Kauz, der sich in eine einseitige Grille und Thorheit festgerannt hat, zum Ausgangspunkt und bringt diesen zuletzt durch allerlei Prellerei und Hänselung zur Besinnung. Das Intriguenlustspiel aber sucht mehr das Komische der Situationen; es kommt dabei vor allem auf die feine Schürzung des Knotens an. Beide Arten dieses L. sind bereits von der neuern Komödie der Griechen, von der uns Plautus und Terenz schätzbare Muster erhalten haben, ausgebildet worden. Unter den Neuern ist Molière Meister des Charakterlustspiels; Meister des Intriguenspiels sind die Spanier, unter den Franzosen besonders Scribe. Auch die Italiener und Engländer sind reich an Komödien aller Gattungen. Die mustergültigste deutsche Komödie ist noch immer Lessing's «Minna von Barnhelm». Bauernfeld, Freytag, Gutzkow sind, wenigstens soweit das deutsche L. bühnengerecht ist, die bessern deutschen Lustspieldichter. Vgl. Bohtz, «Ueber das Komische und die Komödie» (Gött. 1844); Mähly, «Wesen und Geschichte des L.» (Lpz. 1862).

Luthardt (Christoph Ernst), namhafter deutscher Theolog, geb. 22. März 1823 zu Maroldsweisach in Unterfranken, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und widmete sich 1841—45 auf den Universitäten zu Erlangen und Berlin theol. Studien. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang im Predigerseminar zu München gebildet, erhielt er 1847 am Gymnasium daselbst die Stelle eines Lehrers der Religion und Geschichte. 1851 wandte er sich wiederum nach Er-

langen, wo er sich habilitirte. 1854 siedelte er als außerord. Professor der Theologie nach Marburg über, von wo er Ostern 1856 einem Rufe als ord. Professor der systematischen Theologie und neutestamentlichen Exegese nach Leipzig folgte. 1865 erhielt er den Titel eines Consistorialraths. L. gehört seiner theologischen und kirchlichen Richtung nach im wesentlichen der sog. Erlanger Schule an. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind außer verschiedenen akademischen Gelegenheitsschriften besonders hervorzuheben: «Das Johanneische Evangelium» (2 Bde., Nürnb. 1852—53); «Die Lehre von den letzten Dingen» (Lpz. 1861); «Die Lehre vom freien Willen» (Lpz. 1863) und das «Compendium der Dogmatik» (Lpz. 1865; 2. Aufl., Lpz. 1866). Für ein größeres Publikum berechnet sind, außer einigen Vorträgen kunstgeschichtlichen Inhalts, die «Apologetischen Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums» (Lpz. 1864; 4. Aufl. 1865) und «Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart» (mit Kahnis und Brückner, Lpz. 1865; 2. Aufl. 1866). Eine Reihe von Abhandlungen L.'s finden sich in der erlanger «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche». Auch hat er mehrere Predigtsammlungen veröffentlicht, wie «Zehn Predigten» (Erl. 1855); «Ein Zeugniß von Jesu Christo» (Lpz. 1861); «Das Heil in Jesu Christo» (Lpz. 1864); «Das Wort der Wahrheit» (Lpz. 1866).

Luther (Martin), das Haupt der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrh., wurde 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren, wohin sein Vater, der Bergmann Hans L. aus dem Dorfe Möhra bei Eisenach, und seine Mutter Margarethe, geb. Lindemann, gezogen waren. Etwa ein halbes Jahr später siedelte sein Vater, wahrscheinlich weil er ein besseres Auskommen bei dem mansfelder Bergbau fand oder zu finden hoffte, nach Mansfeld über und kam daselbst später in den Rath. L. wurde mit seinen Brüdern (von denen nur einer, Jakob, namentlich angeführt wird; die beiden andern starben an der Pest, als L. in Erfurt war) und Schwestern (Barbara, Dorothea, Katharina und Marie) streng erzogen. Bis zu seinem 14. J. besuchte er die mansfelder Schule, dann aber kam er (1497) zum Zwecke weiterer Ausbildung nach Magdeburg, wo er zu den Barfüßern in die Schule ging und schon durch Currendsingen seinen Unterhalt mit erwerben mußte. Weil aber seine Aeltern nicht hinreichend für sein Auskommen sorgen konnten und er keine andere Unterstützung fand, ging er nach Eisenach (1498), wo mehrere Verwandte von ihm lebten und ein leichteres Fortkommen sich ihm in Aussicht stellte. Er besuchte hier die Lateinische Schule unter dem Rector Trebonius, ward auch hier Currendschüler, fand aber dann Aufnahme bei einer frommen Frau, Namens Ursula Cotta, die eine Anverwandte von ihm war. 1501 bezog er die Universität zu Erfurt, wo er nach dem Willen seines Vaters den Rechtsstudien sich widmen sollte. Ehe er aber die hierzu vorzugsweise nöthigen Wissenschaften studirte, wandte er sich nach damaliger Sitte den Humanitätsstudien wie dem Studium der scholastischen Philosophie und Theologie zu. Zu seinen Lehrern gehörten vornehmlich Trutvetter, Usingen, Greffenstein, Hecker, Ostermeyer, Göde. 1503 wurde er Magister, und jetzt begann er selbst Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles zu halten. Da wurde aber theils durch die Bekanntschaft mit einer Bibel, die er auf der Universitätsbibliothek fand, theils durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius, vor allem aber durch eine heftige Krankheit die Vorstellung der menschlichen Unheiligkeit und der göttlichen Strafgerechtigkeit so lebendig in ihm angeregt, daß er der heil. Anna das Gelübde that, Mönch zu werden. Am 17. Juli 1505 trat er, aller Abmahnung ungeachtet, in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Allein selbst die strengste Ascese befreite ihn nicht von seiner Seelenangst, bis ihn, den Schwererkrankten, ein alter Ordensbruder auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über dem Dringen auf sog. gute Werke beinahe vergessene Lehre brachte Trost und Licht in L.'s Seele, und die Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, ihn behandelte, wirkte ermunternd auf sein Herz. Staupitz befreite ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster und ermahnte ihn zur Fortsetzung seiner theol. Studien. 1507 (2. Mai) erhielt L. die Priesterweihe und 1508 durch Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie an die neue Universität zu Wittenberg. Hier las er über aristotelische Dialektik und Physik, doch schon mit innerlicher Unlust, da ihn das fortgesetzte Studium der Bibel, vornehmlich der Paulinischen Briefe, sowie die Lektüre des Augustinus und mancher Mystiker, besonders des Tauler, der Scholastik immer mehr entfreundeten. Indeß durfte er schon 1509 theol. Vorlesungen halten, indem er 9. Mai desselben Jahres das theol. Baccalaureat erhielt. Hiermit war ein sehnlicher Wunsch erfüllt, und jetzt begann er auch zu predigen. Seine Studien und Vorträge wurden indeß eine Zeit lang unterbrochen, weil er 1510 zur Erfüllung eines frühern Gelübdes eine Wallfahrt nach Rom unternahm. In Rom enthüllte sich ihm zwar die damalige

Versunkenheit der röm. Geistlichkeit, doch schwächte dies seine Ehrfurcht gegen den Papst noch nicht. Nach seiner Zurückkunft nahm er seine Studien und Vorlesungen wieder auf, und mit Beifall erneuerte er seine Predigerthätigkeit. Auf die Anregung von Staupitz erlangte er die höchste theol. Würde, indem er unter dem Dekanate Karlstadt's 18. Oct. 1512 zum Licentiaten, 19. Oct. zum Doctor der Theologie promovirte; 22. Oct. wurde er in den akademischen Senat eingeführt. Durch jene Würde erachtete er sich nun zur freien Darlegung seiner Ansicht über die Heilige Schrift verpflichtet. Vom akademischen Lehrstuhle wie von der Kanzel aus, als geistlicher Visitator und als Schriftsteller verkündigte er das Bibelwort, das er im streng Augustinischen Sinne auffaßte. Hiermit trat er in offene Feindschaft gegen die Scholastik, und fußend auf die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Opfertod Jesu, rüttelte er schon, wenn auch unbewußt, mit an den Grundsäulen der alten Kirche. Die seit Jahrhunderten geheiligten Autoritäten eines Thomas von Aquino, Petrus Lombardus, Bonaventura und anderer Stützen der Scholastik sanken in seinen Augen von Tag zu Tag. Oft predigte L. bei den Augustinern, oft hörte er Beichte und warnte vor dem bestehenden Misbrauche des Ablasses. Auf seine Ordensbrüder konnte er um so mehr einwirken, als er 1516 das Generalvicariat des Ordens für Staupitz verwaltete, indem dieser im Auftrage des Kurfürsten eine Reise nach den Niederlanden unternommen hatte. In die Zeit nach der Rückkehr von seiner ersten Visitationsreise als Ordensvicar fällt auch seine Berufung als Prediger an die Stadtkirche zu Wittenberg (Oct. 1516); doch verwaltete er dieses Amt zuerst nur als Vicar für den damals noch lebenden, aber kränklichen Stadtpfarrer Simon Heynß aus Brück, einen Bruder des berühmten Kanzlers Brück. Die Fehde der Reuchlinisten (s. **Reuchlin**), die eben im Gange war, zerstörte den letzten Rest seiner Hochachtung für die scholastische Theologie. Zugleich trat er selbst mit einer Reihe theils volksmäßiger, theils gelehrter Schriften auf. Zu jenen gehörte seine Auslegung der Zehn Gebote, zu diesen seine Auslegung des Römerbriefs, der Psalmen, des Vaterunsers, die Disputationen über die Freiheit des Willens, über die Liebe, Gnade, Rechtfertigung, Buße (1516), die Herausgabe der «Deutschen Theologie», der Sermon von Ablaß und Gnade (1517). Auch hatte L. schon begonnen, biblische Bücher zu übersetzen, und seine theol. Richtung hatte bereits an der Universität den Sieg über die Scholastik gewonnen. Zugleich war er durch seine gründliche Gelehrsamkeit sowie durch den Ruf seiner geistvollen Vorträge den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und werth geworden. Großes Aufsehen machte es daher in ganz Deutschland, als er 31. Oct. 1517 die berühmten 95 Sätze gegen Tetzel's Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, um zu einer öffentlichen Disputation über den wichtigen Gegenstand einzuladen. Weder Ehrgeiz noch Ordensneid gegen die Dominicaner, sondern der Eifer für seine Ueberzeugung hatten ihn zu diesem Schritte bewogen, und so konnten auch weder die Streitschriften des Dominicaners Hogstraaten, des röm. Beamten Prierias und des Dr. Eck (s. d.), noch die Vorladung des Papstes nach Rom ihn zum Widerrufe bewegen. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen, unterblieb zwar seine Reise nach Rom; doch mußte er vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg erscheinen (Oct. 1518). Da dieser aber nur auf Widerruf von seiten L.'s drang, zugleich ihn heimlich gefangen nehmen und nach Rom bringen lassen wollte, floh L. (20. Oct.), mit Einlegung einer Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst, nach Wittenberg zurück. Er verwandelte hier bald darauf diese Appellation in die Appellation an ein allgemeines Concil (28. Nov.), als Papst Leo X. die bisherige Theorie des Ablasses von neuem (9. Nov.) bestätigt hatte. Jetzt sandte Leo den Kammerherrn Karl von Miltitz nach Deutschland, und diesem gelang es durch schmeichelnde Güte bei einer Zusammenkunft in Altenburg (Jan. 1519), L. zum Versprechen des Schweigens zu bewegen, wenn seine Feinde schweigen würden, und seinen Gehorsam gegen den Papst öffentlich zu erklären. Ja in einem demüthigen Briefe bezeugte Luther noch einmal dem frommen Papst Leo seine Ergebenheit (3. März 1519). Da regte aber Eck den Streit von neuem auf, indem er Karlstadt (s. d.) zur Disputation in Leipzig (27. Juni bis 16. Juli 1519) aufforderte und auch L. in diese verwickelte. Diese Disputation hatte nur die Folge, daß L. von der Unstatthaftigkeit des röm. Primats fester überzeugt wurde. In Rom, Köln und Löwen wurden Luther's Schriften öffentlich verbrannt, und im Nov. 1520 erschien die vom 15. Juni datirte päpstl. Bannbulle gegen ihn, den Erzketzer, in Deutschland. Die Kraft dieser Bulle hatte L. schon im voraus gebrochen, indem er (Juni 1520) in kühner Sprache seine Erkenntniß über den Zustand der Kirche in der Schrift: «An den christl. Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung», in Beziehung auf die äußern Kirchenanordnungen, und (Oct. 1520) in

dem «Praeludium de captivitate Babylonica ecclesiae» in Beziehung auf die Lehre von den sieben Sakramenten darlegte. Miltitz hatte in Lichtenberg nochmals L. zu beschwichtigen gesucht, und in seinem köstlichen «Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen» hatte dieser wirklich noch einmal die Hand zum Frieden geboten. Aber die Publication der Bannbulle durch Eck machte allen Verhandlungen ein Ende. Zur Antwort erklärte L. die Bulle für ein Werk des Antichrists, erneuerte seine Appellation an ein allgemeines Concil und verbrannte die Bulle mit den päpstl. Decretalen, zum Zeichen seiner Lossagung von Rom, 10. Dec. 1520 vor dem Elsterthore in Wittenberg. Eine neue Bulle des Papstes (3. Jan. 1521) sprach den Bann nochmals über ihn aus und belegte jeden Ort seines Aufenthalts mit dem Interdicte.

L. hatte den Adel deutscher Nation für die Vertheidigung der neuen Sache angerufen. Auch waren es besonders viele tüchtige Männer dieses Standes, wie Hutten, Sickingen u. s. w., die ihn in seinem Streben ermunterten und, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle, ihm ihre Festen und Schwerter anboten. Doch L., von einem innern, gewaltigen Geiste angetrieben, den er selbst nicht hemmen konnte, lehnte diesen weltlichen Schutz ab und achtete auch nicht der Ermahnungen seiner Freunde, die ihn zum Nachgeben anhielten. Mit Staunen vernahm das Volk die Reden und Thaten des Mönchs, der sich allein gegen Papst und Priesterthum, gegen Kaiser und Fürsten stellte. Das that er nämlich, als er 5. April 1521, von Justus Jonas, Amsdorf, Suavenius, Cordus, Sturciades und dem berühmten Juristen Hieron. Schurf begleitet, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Achtung und Theilnahme kam ihm überall entgegen, und die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, vor dem Einzuge in Worms antwortete: «Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein.» Am 17. April erschien L. in der Reichsversammlung, bekannte sich zu den ihm vorgelegten Schriften und schloß am folgenden Tage seine Vertheidigungsrede mit den Worten: «Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde: so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.» Er verließ (26. April) Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Untergangs, den seine Feinde ihm bereiteten, daß der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ihn unterwegs nach zuvor mit ihm getroffener Verabredung, von der außer ihm nur noch Amsdorf wußte, 4. Mai hinter dem Schlosse Altenstein gefangen nehmen und heimlich nach der Wartburg bringen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserl. Achtserklärung (vom 26. Mai) noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zum tiefern Studium des Griechischen und Hebräischen, zu polemischen Schriften und vor allem zur Verdeutschung des Neuen Testaments anwendete. Doch dauerte diese Zeit der Ruhe nur zehn Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's Bilderstürmerei eilte er trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, trotz der drohenden Ungnade des Kurfürsten mitten durch das Land des gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg zurück, wo er 7. März 1522 eintraf. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich gerechtfertigt, gab gleichfalls einen Beweis seiner Seelengröße. Die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr ununterbrochen vom 9. bis 16. März den Aufstand der fanatischen Neuerer in Wittenberg stillte, zeigten von seiner Abneigung gegen kirchlichen Radicalismus, von seiner Menschenkenntniß und Sanftmuth gegen blos Irrende. Nur wo unlautere Gesinnung sich ihm entgegenstellte, oder wo er die evang. Wahrheit in Gefahr sah, erschien er selbst stürmisch. Daher seine harte Antwort auf die kleinliche Schmähschrift König Heinrich's VIII. von England, seine Schärfe gegen die Wiedertäufer und zwickauer Propheten, seine Erbitterung gegen Herzog Georg von Sachsen und in seinen Streitigkeiten gegen Karlstadt und Erasmus.

Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war L.'s Entschluß gereift, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation allerdings laut verlangte, hinzuarbeiten. Zunächst begann er mit vieler Mäßigung 1523 in Wittenberg die Liturgie von manchen Gebräuchen zu befreien; doch kam er bei dem Widerstande, den das Kapitel an der Stiftskirche ihm entgegenstellte, erst am Schlusse des J. 1524 zum Ziele. Er selbst legte 9. Oct. desselben Jahres die Mönchskutte ab und verheirathete sich 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora (s. d.), ein Schritt, den der jetzt 42jährige L. erst nach vielem Bedenken, aber gewiß ebenso wol aus Grundsatz als aus Neigung that. Hiermit hatte er auch das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zu anderer

Verwendung der Kirchengüter gegeben. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte er die neue Form des kirchlichen Lebens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich um so nachdrücklicher gegen die aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, je größere Gefahr seiner eigenen Sache durch schwärmerische Ueberspannung drohte. Um die «reine Lehre des Evangeliums» fester zu gründen, gab er von 1527—29 unter Autorität des Kurfürsten, dem er auf dem Reichstage zu Speier (1529) zur Protestation rieth, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde, der Kirche in Sachsen eine neue Ordnung und arbeitete zugleich zur Unterweisung der Pfarrherren und der Jugend seinen Großen und Kleinen Katechismus (s. d.) aus. Während des Reichstags zu Augsburg blieb er als Geächteter des Reichs in Koburg zurück, feuerte aber den sinkenden Muth der Seinen durch heldenmüthige Briefe an und betheiligte sich an der Feststellung der Augsburgischen Confession, die Melanchthon zur Revision und Begutachtung ihm zusandte. Weniger erfreulich erscheint vom heutigen Standpunkte die Unduldsamkeit, die L. gegen die schweiz. Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Lehre vom Abendmahle (s. d.) übte. Aber im Streite mit Karlstadt war L., um festen Boden unter den Füßen zu behalten, zum engern Anschlusse an den Bibelbuchstaben gedrängt worden, und dieselbe Festigkeit, welche im Streite mit den «Reformirten» zur Hartnäckigkeit wurde, hat auch die Versuche Kleinmüthiger vereitelt, durch übelangebrachte Nachgiebigkeit gegen das Papstthum die neugewonnene Freiheit aufs Spiel zu setzen. Ganz in diesem Geiste schrieb er 1537 die Schmalkaldischen Artikel (s. d.); aus denselben Gründen gab er den brandenb. und anhalt. Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort. Auch verweigerte er 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trient und schrieb in heftigem Tone die Schrift: «Das Papstthum in Rom, vom Teufel gestiftet.» Die Heftigkeit des Tons in seinen Streitschriften findet Entschuldigung in der herrschenden Denk- und Sprechart seines Zeitalters, in der Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von statten gehen konnte, in der Kränklichkeit, die ihn mit Steinschmerzen, Ohrenbrausen und Dysenterie oft heimsuchte, mehrmals selbst dem Tode nahe brachte und nicht selten verstimmte, in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie. Er selbst entschuldigte seine Rauheit mit dem Ausspruche: «Meine Schale mag ziemlich hart sein; aber mein Kern ist weich und süß.» Aus den Ansichten seiner Zeit und seinen durch übermäßige Anstrengungen entstandenen hypochondrischen Leiden erklären sich auch die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft beunruhigten. «Ich bin dazu geboren,» sagte er selbst, «daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind.» Daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke ging, mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Den Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, legte nicht leicht jemand offener dar als L. Er scheute sich ebenso wenig, seine Schwächen zu gestehen, als die Fehler anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften vereinigt.

Man muß erstaunen über die unermüdete Thätigkeit, mit der L. nach allen Seiten hin wirkte; das große Werk der Bibelübersetzung brachte er von 1521—34 zu Stande. Zuerst erschien 1522 das Neue Testament, dieses mit dem Alten Testamente 1534 und die ganze Bibel überarbeitet 1541. Zugleich bewährte er sich durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens als einen der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten, und die meisten seiner Arbeiten überragen an Geist und Gehalt bei weitem die Schriften seiner Zeitgenossen. Er predigte in jeder Woche mehreremale, zu gewissen Zeiten täglich, verwaltete mit Eifer sein geistliches Amt und führte einen ausgebreiteten lat. und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Fürsten und andern Großen, mit Gelehrten und Freunden. Für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte er sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich gern selbst den Freuden der Geselligkeit hin, wobei er, wie seine Tischreden zeigen, eine körnige und geistreiche Unterhaltung führte. Auch blieb er der Kunst nicht fremd; bekannt ist seine Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und durch Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Seine geistlichen Lieder, wie «Ein' feste Burg», «Wir glauben all' an einen Gott», «Aus tiefer Noth» u. a., von denen zuerst 8 zu Wittenberg 1524, später 89 zu Leipzig 1545 erschienen, zeichnen sich durch Innigkeit und Kraft aus. Seine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache zeigt sich in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Bibelübersetzung. Mit

ihm begann für die Geschichte der deutschen Sprache ein neuer Zeitraum. (Vgl. Deutsche Sprache.) Nur eine seltene Geisteskraft konnte so gehäuften Arbeiten gewachsen sein und längere Zeit harte körperliche Leiden ertragen. Selbst das Licht eines Auges war ihm verkümmert. Vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er im Jan. 1546 seinen Zustand in einem Briefe folgendermaßen: «Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner; wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr.» Er starb 18. Febr. 1546 zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. Seine Gattin und vier Kinder überlebten ihn. L. war ein liebevoller Gatte und Vater und seine Ehe, aus der drei Söhne und drei Töchter hervorgingen, höchst glücklich. Sein Sohn Johann, geb. 7. Juni 1526, erhielt seine Schulbildung in Torgau, studirte die Rechte in Wittenberg, ward Rath bei den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich, trat dann in die Dienste des Herzogs Albrecht von Preußen und starb 28. Oct. 1575 in Königsberg. Seine Tochter Elisabeth, geb. 10. Dec. 1527, starb schon 3. Aug. 1528; seine zweite Tochter Magdalena, geb. 4. Mai 1529, starb bereits 20. Oct. 1542. Sein zweiter Sohn Martin, geb. 7. Nov. 1531, studirte Theologie, nahm aber kein Amt an und starb kinderlos 3. Mai 1565. Der dritte Sohn L.'s, Paul, der Stammhalter der Familie, geb. 28. Jan. 1533, studirte Medicin. Er ward Leibarzt bei Johann Friedrich II., dann bei Joachim II., nach dessen Tode bei den Kurfürsten August und Christian von Sachsen, zog sich aber dann zurück, privatisirte in Leipzig und starb hier 8. März 1593. L.'s dritte Tochter, Margarethe, geb. 17. Dec. 1534, starb 1570. Die männliche Nachkommenschaft L.'s erlosch mit Mart. Gottlob L., der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb. L. war allmählich zu einiger Wohlhabenheit gelangt. Er besaß das Große oder ehemalige Augustinerkloster in Wittenberg, das ihm Johann der Beständige schenkte, und welches von seinen Erben (1564) für 3700 Fl. an die Universität verkauft wurde; ferner das Kleine Kloster, das L. 1541 für 430 Fl. gekauft hatte, seine Erben aber 1557 für 300 Thlr. verkauften; einen Baum- und Hopfengarten, den man auf 500 Fl. schätzte; sodann das Vorwerk Wachsdorf, ein Mannlehn, auf 1500 Fl. geschätzt, und das Gut Zeilsdorf, das für 956 Fl. von den Erben verkauft wurde.

Wider L.'s Willen wurde seine Partei nach ihm die Lutherische genannt; wider seinen Willen hat sie auch die Kriege geführt, die Deutschland verwüsteten. L. rieth, solange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn. (S. über den Standpunkt L.'s in der kirchlichen Bewegung des 16. Jahrh. den Art. Reformation.) Von den durch die Literarische Gesellschaft in Mansfeld seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale L.'s, zusammen 34000 Thlr., wurde 31. Oct. 1821 das Denkmal zu Wittenberg aufgestellt, wozu der König von Preußen 1. Nov. 1817 den Grundstein gelegt. Friedrich Wilhelm IV. ordnete an, das Wohnhaus L.'s in Wittenberg auf Staatskosten anzukaufen und eine Schule darin einzurichten. Die Aufstellung eines großartigen Lutherdenkmals zu Worms ist durch den Tod Rietschel's (1861) verzögert worden. Die dritte Säcularfeier von L.'s Tode (18. Febr. 1846) veranlaßte unter dem Namen Lutherstiftung mehrere Stiftungen für Waisen, arme und verwahrloste Kinder. Hierher gehört besonders die Lutherstiftung in Leipzig, welche auch die Herausgabe und Verbreitung von L.'s Schriften, vornehmlich dessen Bibelübersetzung, zum Zwecke hat. Auch eine Menge neuer Werke erschienen, welche genauere Untersuchungen über L.'s Nachkommen gaben, bisher noch ungedruckte Briefe und Predigten veröffentlichten, Sammlungen seiner Lieder und Schriften von ihm in einer Auswahl enthielten. Zu den wichtigsten Ausgaben der Werke L.'s gehören die wittenberger (deutsch und lateinisch), die jenaer (8 deutsche und 4 lat. Bände, ergänzt von Aurifaber), die altenburger von Sagittarius, die leipziger. Die hallesche von Walch (24 Bde., Halle 1740—51) ist die vollständigste. Die neue erlanger Ausgabe ist noch unvollendet (deutsche Werke, 67 Bde., 1826—57; Bd. 1—6 in 2. Aufl. 1862—65; lat. Werke, Bd. 1—28, 1829—65). Ausgaben von «L.'s Werken, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl» wurden in Hamburg (10 Bde., 1826; 3. Aufl. 1844), von Gerlach in Berlin und von Zimmermann in Darmstadt veranstaltet. Seine «Briefe, Sendschreiben und Bedenken» gab De Wette (5 Bde., Berl. 1825—28; 6. Bd. von Seidemann, Berl. 1856) heraus. Vgl. die Lebensbeschreibungen L.'s von Mathesius (herausg. von Rust, Berl. 1842), Ukert (2 Bde., Gotha 1817), Pfizer (Stuttg. 1836), Jäkel (Lpz. 1840—46), Geuthe (Lpz. 1841—45), Jürgens («L.'s Leben», Abth. 1:

«L. von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite», 3 Bde., Lpz. 1846—47), Meurer (2. Aufl., 2 Bde., Dresd. 1851—52; dasselbe im Auszuge, Lpz. und Dresd. 1861).

Lutheraner wurden zuerst von Eck (s. d.) und Papst Hadrian IV. die Anhänger der von Luther unternommenen Kirchenreformation genannt. Als letztere den Ketzernamen als Ehrennamen aufnehmen wollten, wehrte Luther selbst dem ab, doch wurde im Streite mit den reform. Kirchen der Schweiz, welche dem Lehrbegriffe Calvin's (s. d.) sich anschlossen, und im Gegensatze zu der Schule Melanchthon's (s. d.) der Name Lutherische allmählich zur stehenden Bezeichnung für die aus der deutschen Reformation hervorgegangenen Kirchen, welche in der «ungeänderten» Augsburgischen Confession und in Luther's Schmalkaldischen Artikeln die reine evangelische Lehre ausgedrückt fanden. Daneben blieb als officieller Name die Benennung Evangelische Augsburgischen Bekenntnisses oder Augsburgische Confessionsverwandte bestehen. Als staatsrechtliche Grundlage der den L. im Augsburgischen (1555) und Westfälischen Frieden (1648) zutheil gewordenen öffentlichen Anerkennung im Deutschen Reiche galt nur die ungeänderte Augsburgische Confession, daher diese in manchen luth. Landeskirchen die einzige «zu Recht bestehende» Bekenntnißschrift ist; dagegen wurden anderwärts eigene corpora doctrinae aufgestellt, unter denen das kursächs. Concordienbuch von 1580 (s. Concordienformel) das verbreitetste ist. Der ursprüngliche Sinn der kirchlichen Verpflichtung, sei es auf die «ungeänderte» Augsburgische Confession allein, sei es auf die übrigen Bekenntnißschriften der evang.-luth. Kirche, war die Aufrechthaltung der eigenthümlichen Lehre Luther's im Unterschiede von der calvinischen nicht nur, sondern auch von der melanchthonschen. Ihre schärfste Zusammenfassung hat dieselbe in der Concordienformel erhalten, deren Aufstellung vornehmlich den Zweck hatte, die melanchthonsche Schule auszuschließen. Der Gegensatz beider Richtungen geht in seinen Anfängen noch in Luther's Lebzeiten zurück, gewann aber erst geraume Zeit nach seinem Tode kirchliche Bedeutung. Die strengen L., anfangs Flacianer (s. Flacius) genannt, hielten nicht nur in der Sakramentslehre, sondern auch in den Stücken vom freien Willen, der Bekehrung, Rechtfertigung, den guten Werken an Luther's ursprünglicher Strenge gegen die Melanchthon'schen Milderungen fest und prägten die eigenthümlich Luther'sche Lehrweise im Eifer des Streits noch schroffer aus. Auch über die Christologie kam es zu heftigen Kämpfen beider Schulen. Die streng luth. Auffassung, bis 1560 fast überall, höchstens mit Ausnahme der Abendmahlslehre, durch Melanchthon's Ansehen niedergehalten, gewann zuerst 1557 durch die Stiftung der Universität Jena einen festen theol. Mittelpunkt, von wo aus sie nach und nach in den meisten Landeskirchen Eingang fand. In Kursachsen wurden die Melanchthonianer als Kryptocalvinisten (s. d.) gestürzt, in Schwaben und Niedersachsen wandten sich die Führer der theol. Bewegung allmählich von Melanchthon zu Luther. Die wenigen Landeskirchen, welche sich, wie Hessen, Nassau, Anhalt, der streng luth. Strömung erwehrten, vereinigten sich mit den Calvinisten. Seitdem war die luth. Kirche zum äußern Abschlusse gekommen. Der Lehrbegriff der Concordienformel liegt der luth. Dogmatik des ganzen 17. Jahrh. ohne Ausnahme zu Grunde. Am Ende des Jahrhunderts bereitet der Pietismus (s. d.) eine innere Bewegung vor, welche zur allmählichen Erweichung des strengen luth. Dogma und zu einer Annäherung an die reform. Kirche führte. Aber erst mit dem Aufklärungszeitalter beginnt die innere Auflösung der kirchlichen Orthodoxie, welche von der neuern Philosophie trotz zeitweiliger Friedensversuche nur noch vollständiger durchgeführt wurde. Sowenig auch die Zeit den religiösen Kern der Kirchenlehre tiefer zu würdigen wußte, so unwiederbringlich waren doch die Vorstellungsformen des 16. Jahrh. abhanden gekommen, und die äußere Aufrechthaltung der luth. Bekenntnisse als bindender Norm des Glaubens und der Lehre mußten einer andersgewordenen Zeit nothwendig als drückende Fessel erscheinen. Zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zählte die luth. Orthodoxie fast gar keine Vertreter mehr. Auch als unter dem geistigen Einflusse der Romantik und der Befreiungskriege eine innigere, phantasiereichere und mit warmer Pietät gegen eine große Vergangenheit erfüllte Frömmigkeit sich Geltung verschaffte, wollte man von den confessionellen Gegensätzen unter den Evangelischen selbst noch nichts hören.

So konnte Friedrich Wilhelm III. von Preußen das 300jährige Jubelfest der deutschen Reformation mit einem Aufrufe zur Vereinigung beider evang. Schwesterkirchen begrüßen und bald darauf das Unionswerk durch Einführung der neuen Agende (1822) zum vorläufigen Abschluß bringen. Aber die geistige Strömung der Restaurationszeit war dem Unionswerke nicht günstig. Dieselbe Vorliebe für das historisch Gewesene, welche sich in dem von oben her begünstigten Pietismus zeigte und in Schleiermacher und Hegel nach wissenschaftlicher Reconstruction des kirchlichen Dogma rang, drückte sich in andern, weniger von einem wissenschaftlichen als

von einem praktischen Bedürfnisse geleiteten Gemüthern durch die Rückkehr zu dem alten Lutherthum aus. In jener autoritätsbedürftigen Zeit fand ebenso wie die Autorität des Papstes auch die der altluth. Bekenntnisse neue Gläubige. Hatte schon die königl. Aufforderung zur Vereinigung der beiden getrennten Confessionskirchen zu einer einzigen evang. Kirche vereinzelten Widerspruch gefunden, so gab die Einführung der neuen Agende den Anlaß zu unruhigen Bewegungen in verschiedenen Theilen von Preußen. Eine bereits todtgeglaubte luth. Orthodoxie erhob von neuem ihr Haupt und verdammte die neue Agende als einen Versuch zur Ausrottung des luth. Bekenntnisses. Als die Staatsgewalt ihre Maßregeln aufrecht erhielt, schritten diese Altlutheraner zur Separation. Der Professor der Theologie Scheibel in Breslau stiftete 1830 eine Gemeinde, welche in der Union geradezu die Aufhebung der luth. Kirche sah. In gleicher Weise erklärten sich andere Prediger in Schlesien, wie Berger in Herrmannsdorf, Wehrhahn in Kunitz und Kellner in Hönigern, wobei man sogar so weit ging, den Besuch unirter Schulen und den Gehorsam gegen unirte Kirchenobere für seelengefährlich zu erklären. Die Oeffnung der Kirche zu Hönigern mußte durch Militär erzwungen werden, während Kellner verhaftet und suspendirt (1834) ward. Mit gleicher Strenge wurde auch gegen die andern Prediger eingeschritten, die als Altlutheraner mit ihren Anhängern zu Separatisten geworden waren. Die Maßregeln des Staats vermehrten jedoch nur den separatistischen Eifer der Partei, die durch Reiseprediger neue Gemeinden zu bilden suchte, welche mit der Annahme der alten Wittenberger Agende von der Staatskirche sich trennten. Es entstanden solche Gemeinden in Erfurt, Naumburg, Berlin und anderwärts. Eine von den Wortführern in Breslau (1835) gehaltene Synode förderte diesen Separatismus, und Scheibel, der sich nach seiner Vertreibung aus Schlesien in Sachsen und Franken aufhielt, leitete das Werk durch seine Rathschläge. Derselbe bewog endlich mehrere Gemeinden in der Mark und in Schlesien, eine apostolische Kirchenverfassung mit strenger Kirchenzucht anzunehmen. Indem der Staat die Gesetze gegen Conventikel zur Anwendung brachte, wanderten viele nach Nordamerika und Australien aus (1837), um hier eine Freistätte für die allein wahre luth. Kirche zu finden. Durch die Art und Weise, wie die Altlutheraner gegen den Staat auftraten, hatten sie sich aber allmählich selbst viele entfremdet, welche gleich ihnen an dem streng symbolischen Lehrbegriffe festhielten. Ja die Altlutheraner zerfielen selbst untereinander, indem eine streng exclusive Partei, die das Ausscheiden aus der Landeskirche betrieb, und eine gemäßigte sich bildete, die ihre Bestrebungen innerhalb der Landeskirche fortsetzte.

Während in Preußen die Zwangsmaßregeln gegen die Altlutheraner seit 1838 milder wurden und die Regierung ihnen nur verbot, Proselytenmacherei zu treiben, constituirten sich zwar auf einer Generalsynode zu Breslau (1841) 14 Pfarrbezirke in strenger Abgeschlossenheit gegen die Staatskirche und Staatsregierung zur wahren luth. Kirche unter der Leitung eines Oberkirchencollegiums, doch dauerte daneben der innere Zwiespalt und die Auswanderung unter ihnen fort. Die königl. Generalconcession vom 23. Juli 1845 gab jenen Kirchengemeinden, die bis zum J. 1847 auf 27 gestiegen waren, Corporationsrechte, und nun bildete sich das Oberkirchencollegium unter der Leitung des Professors Huschke, eines Juristen, zum Centralsitze und zur obersten Kirchenbehörde der Altlutheraner in Preußen. Unterdessen waren durch sie auch anderwärts große Bewegungen hervorgerufen, so in Kurhessen durch Vickell, in Altenburg durch Hesekiel, in Bremen durch den jüngern Krummacher, in Hamburg, Magdeburg, Würtemberg, in Nassau, in der Pfalz und anderwärts. Tractätchenvertheilungen und Reiseprediger förderten die Bestrebungen der exclusiven Richtung, und die Innere Mission (s. d.), gelehrte und populäre Blätter, zeitweilige Versammlungen und besonders die luth. Conferenzen in Leipzig (seit 1843), erst unter Rudelbach, dann unter Harleß, dienten dazu, das Band unter ihnen innerlich und äußerlich fester zu ziehen. Eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete das Altlutherthum 1848 mit andern Separatisten, um alle die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche der freien Entwickelung der Kirche dem Staate gegenüber sich in Aussicht stellten. Dazu forderte Guericke schon im April 1848 auf, während anderwärts in Preußen und andern Ländern auch die Forderung laut wurde, die Union mit den Reformirten zu beseitigen und wirklich luth. Consistorien herzustellen. Während die luth. Conferenz vorher Geistlichen und Laien von den separirten und unirten L. den Zutritt verstattete, ließ sie jetzt (Aug. 1848) nur diejenigen noch zu, welche sich zu den Symbolischen Büchern und der Herstellung der altluth. Kirche durch Namensunterschrift bekannten, setzte zur Einleitung der dazu nöthigen Schritte eine aus Harleß, Kliefoth, Huschke, Elvers, Thomasius und Petri bestehende Commission nieder, forderte aber (1849) von ihren Anhängern sofort den Austritt aus einer Landeskirche, sobald in derselben die Aufrechthaltung des altluth. Lehrbegriffs nicht gewahrt werde. In Provinzialvereinen, die in mehrern

Ländern, z. B. in Sachsen, Pommern, Schlesien und anderwärts, hervortraten, scharten sich die in der Landeskirche zurückgebliebenen L. zum Umsturze der Union zusammen. Die Vereine consolidirten sich auf einem Kirchentage zu Wittenberg (10. Sept. 1849) zu einem Centralvereine, in welchem Stahl und Göschel besonders thätig waren und letzterer als Vorstand gewählt wurde. Dieser Centralverein nun erhob sich auf dem Kirchentage in Wittenberg (10. Sept. 1851) unter Göschel mit Eifer gegen die neue evang. Kirchenordnung und forderte eine selbständige Leitung und die gesetzliche Vertretung der rechten luth. Kirche in der obersten Kirchenbehörde. Auch diese Forderung ward erreicht, indem durch königl. Cabinetsordre vom 6. März 1852 der Oberkirchenrath und die Consistorien in Mitglieder des luth. und des reform. Bekenntnisses zertheilt wurden. Die Union schien zu Grabe getragen, als eine neue Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 die Absicht, ihren Bestand zu stören, in Abrede stellte. Aber die nachgelassenen, an bestimmte beschränkende Bedingungen gebundenen Abweichungen vom Unionsritus wurden überall, wo die «evang. Prediger» sich wieder als «luth. Pastoren» zu fühlen begannen, zur Regel, und der Widerspruch der Gemeinden fand sich durch strafende Consistorialerlasse zum Schweigen gebracht. Während die separirten L. über das «göttliche Recht des Kirchenregiments» untereinander in Haß und Hader zerfielen, erhob der luth. Confessionalismus überall in der unirten Landeskirche siegreich sein Haupt. Der Regierungsantritt König Wilhelm's I. brachte nur einen kurzen Stillstand in diese Bestrebungen. Freilich war auch der Widerstand der sog. conservativen Unionsmänner von Jahr zu Jahr schwächer geworden, während die liberale Partei nur an wenigen Orten beim prot. Volke kräftige Unterstützung fand.

Auch außerhalb Preußens erhob in den Jahren polit. Reaction die luth.-orthodoxe Partei von neuem ihr Haupt und schuf sich auf den jährlichen Pfingstconferenzen zu Leipzig eine Art von Vertretung für ganz Deutschland. In Baiern, wo die Partei schon seit den vierziger Jahren die unbestrittene Herrschaft besaß, wollten der Professor Thomasius und der Pfarrer Löhe auf der Generalsynode zu Ansbach (1849) sogar den Namen Evangelische Kirche mit dem Namen Lutherische Kirche vertauscht wissen. Doch sprach sich eine andere Conferenz zu Kulmbach (1851), die dogmatisch auf ganz gleichem Boden stand, aber doch keine Scheidung von der Landeskirche wollte, entschieden gegen die Sektirerei aus. In Mecklenburg, Hannover und dem Königreich Sachsen gelangte die streng luth. Partei zum Kirchenregiment und hielt die andern Regungen nieder. In beiden letztern Ländern traten zwar seitdem einige Milderungen ein, doch ward in Sachsen der rigorose Eid auf die Bekenntnisse einschließlich der Concordienformel festgehalten. Auch in Hessen-Darmstadt hatten sich altluth. Conferenzen gebildet, die zu offener Opposition gegen die Landeskirchenbehörde übergingen. In Baden fand die separatistische Richtung in dem Pfarrer Eichhorn einen eifrigen Führer; in Thüringen förderten sie besonders altlutherisch gesinnte Pfarrer aus Preußisch-Sachsen durch Conferenzen, die sie in Rudolstadt und in Dietendorf bei Gotha veranstalteten. In der Conferenz in letzterm Orte (1852) trug man nicht blos auf die Schärfung der kirchlichen Disciplin an, sondern Ackermann in Meiningen beantragte selbst die Einführung einer Beichte in kath. Weise. In Kurhessen endlich suchten Hassenpflug und Vilmar eine ursprünglich reform. Landeskirche mit Erfolg zu lutheranisiren. Bei aller Ausbreitung und allem Einfluß, den das sog. Altlutherthum in neuerer Zeit erlangt hat, erscheint es doch unmöglich, daß diese Richtung durchdringt und zur allgemeinen Herrschaft gelangt, da innerlich Erstorbenes und von der entwickelten Bildung der Zeit Abgeworfenes sich niemals wieder lebendig machen läßt.

Lütke (Friedrich, russ. Fedor Petrowitsch), russ. Admiral, geb. 1797, wurde im Seecadettencorps erzogen, begleitete 1817—19 den Kapitän Golownin auf der Reise um die Welt und unternahm dann eine Reihe von Expeditionen nach Nowaja-Semlja, die zur Kenntniß dieser Insel wesentlich beitrugen, und die er unter dem Titel «Viermalige Reise durch das nördl. Eismeer in den J. 1821—24» (Petersb. 1828; deutsch von Erman, Berl. 1835) beschrieben hat. Besonders machte er sich einen Namen durch seine von 1826—29 auf der Kriegssloop Senjawin gemeinschaftlich mit dem Kapitänlieutenant Stanjukowitsch, der ihm auf der Kriegssloop Moller beigegeben wurde, ausgeführte Weltumsegelung. Er entdeckte drei Inselgruppen, die er nach seinem Schiffe die Senjawininseln benannte, durchforschte das Beringsmeer, nahm die bisher unbekannten Korjaginsinseln, die Insel des heil. Matthias und die Küste von Tschukotien von dem Ostcap bis nahe zur Anadyrmündung auf und bestimmte die Lage der Pribylowsinseln. Ferner untersuchte er den großen Archipel der Carolineninseln von der Insel Yualan bis zur Gruppe Uluty sowie die Bonin-Simainseln, während Stanjukowitsch einen Theil der Küsten der Halbinsel Alaschka, die Inseln Lito und Lasarew aufnahm und die Insel Moller entdeckte. Der

Reisebericht L.'s erschien in russ. Sprache (3 Bde., Petersb. 1834—36, mit Atlas) und wurde auch ins Französische übersetzt (3 Bde., Par. 1835—36). Zur Fortsetzung der auf dieser Expedition gemachten Beobachtungen über Pendelschwingungen trat er 1830 eine neue Reise in die Gewässer Islands an. Hierauf zum Erzieher des Großfürsten Konstantin ernannt und in dieser Stellung 1835 zum Contreadmiral, 1843 zum Viceadmiral befördert, führte er 1846 eine Escadre nach dem Mittelländischen Meere, auf der sein Zögling als Midshipman diente. Ende 1850 ward er Militärgouverneur und Flottencommandeur von Reval, 1853 Militärgouverneur von Kronstadt und 1855 mit dem Range eines wirklichen Admirals in den Reichsrath versetzt. Ihm verdankt man hauptsächlich die Gründung der russ. Geographischen Gesellschaft (1845), zu deren Präsidenten der Großfürst Konstantin und zu deren Vicepräsidenten L. erwählt wurde, welches Amt er 1857 zum zweiten mal übernahm. Nach dem Tode Bludow's ward er 6. März 1864 zum Präsidenten der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt.

Lutschu-Inseln, s. Liu-kiu.

Lutter am Barenberge, ein Pfarrdorf im Kreise Gandersheim des Herzogthums Braunschweig, 2¾ M. nordöstlich der Kreisstadt, Sitz eines Amtsgerichts mit 1514 E., ist bekannt durch die Schlacht im Dreißigjährigen Kriege, 27. Aug. 1626, in welcher Tilly den König Christian IV. von Dänemark vollständig schlug.

Lüttich, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Belgien, liegt in einem herrlichen Thale an der Maas, in welche oberhalb die Ourthe mündet, zwischen zwei Bergen, von denen der höchste auf der Nordseite, der St.-Walburgisberg, die nach einem neuen Plane wiederhergestellte Citadelle trägt. Der ältere Stadttheil hat meist enge und finstere Straßen, während die in den letzten Jahren neuangelegten Straßen mit ihren großentheils schön gebauten Häusern, mehrern öffentlichen Plätzen, hübschen Boulevards und Quais einen viel freundlichern Eindruck machen. Die Maas theilt L., das außerdem noch neun Vorstädte besitzt, in die alte oder obere und in die neue oder untere Stadt. Ueber den Strom führen vier Brücken: die alte Brücke (Pont des arches), von 1648—57 erbaut, die 1843 eingeweihte, von einer Actiengesellschaft errichtete Boveriebrücke, die 1865—66 erbaute, nach dem auf der Boverie neuangelegten Zoologischen Garten führende Brücke, endlich die schöne Eisenbahnbrücke (Pont du Val-Benoît). Den Universitätsplatz ziert seit Anfang Juli 1866 die Statue des berühmten Geologen Dumont. Das früher auf diesem Platze errichtete Standbild Gretry's von Geefs befindet sich seitdem am Theaterplatz. Unter den zahlreichen Kirchen sind hervorzuheben: die Jakobskirche, gegründet 1016, vollendet 1538, mit prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chors; die St.-Paulskirche, zum Theil aus dem 13. Jahrh., vollendet in der Mitte des 16. Jahrh., mit einer unter Geefs' Leitung in Holz geschnitzten herrlichen Kanzel; die Bartholomäuskirche, eine Basilika aus dem 12. Jahrh., mit zwei byzant. Thürmen und einem merkwürdigen ehernen Taufbecken aus dem 11. Jahrh.; die Martinskirche (um Mitte des 16. Jahrh. neu erbaut), mit guten Glasgemälden und herrlicher Aussicht auf die Stadt (in ihr wurde 1250 zum ersten mal das Fronleichnamsfest gefeiert); die Kirche des heil. Kreuzes. Das sehenswürdigste öffentliche Gebäude ist der Justizpalast, zum Theil aus dem 16. Jahrh., früher die Residenz der Fürstbischöfe; die schöne Vorderseite wurde erst 1734 aufgerichtet. L. ist Sitz eines Bischofs, eines Gouverneurs, eines Appellhofs und einer Staatsuniversität und zählt 105903 E. Die Universität, die 1817 von der niederländ. Regierung gegründet wurde, und mit welcher die Bergbauschule (École des mines) und die Polytechnische Schule (École des arts et manufactures) in Verbindung steht, zählt über 800 Studirende und ist im Besitz eines schönen Gebäudes, welches nebst den Hörsälen sämmtliche akademische Sammlungen umfaßt. Auch hat die Universität einen Botanischen Garten. Außerdem bestehen für Wissenschaften und Künste mehrere Vereine, eine Malerakademie, ein musikalisches Conservatorium, ein Theologisches Seminar, ein königl. Gymnasium und eine Taubstummenanstalt. Unter den Fabriken sind die Tuch- und Wollzeugfabriken und die Gewehrfabriken die ansehnlichsten. Nächstdem hat L. eine große königl. Geschützgießerei und Bohrerei, eine Zinkfabrik, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik und viele Nägelfabriken. Der durch die Maasschiffahrt und die Eisenbahnverbindungen mit Brüssel, Antwerpen und Namur besonders begünstigte Handel mit Fabrikerzeugnissen und der Speditionshandel sind ansehnlich. Denselben unterstützen eine Börse, eine Handelskammer und ein Handelsgericht. Sehenswerth ist die Passage Lemonnier, ein großartiger Bazar mit Kaufläden. Die Stadt kommt bereits im 8. Jahrh. vor, wo die Bischöfe von Tongern ihren Sitz von Mastricht dahin verlegten. Frühzeitig zu bedeutender Größe angewachsen, reich und freiheitsliebend, führte die Bevölkerung wiederholte Kriege mit den Bischöfen, wobei das benachbarte Frankreich sie gern unterstützte. Karl der Kühne, im

Einverständniß mit dem Bischofe, eroberte die Stadt 1467, schleifte ihre Mauern und führte ihr Geschütz fort; auch Maximilian I. mußte als Erzherzog zweimal sie mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Von den Franzosen wurde sie 1675, 1684 und 1691, von Marlborough im Spanischen Erbfolgekriege 1702 erobert. Schon im Nov. 1792 wurde L. von den Franzosen besetzt, im März 1793 aber wieder geräumt und erst 27. Juli 1794 unter Pichegru und Jourdan von neuem erobert. In der Revolution von 1830 gehörte es zu den ersten Städten des Landes, die von Holland abfielen; auch hat es sich stets politisch auf der Seite des antikath. Liberalismus gehalten. Das ehemals zum Westfälischen Kreise gehörige Bisthum L., dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren, wurde 1794 von den Franzosen besetzt, im Frieden von Luneville förmlich an Frankreich abgetreten und dann unter die Depart. Ourthe, Untere Maas, Sambre und Maas vertheilt. Durch den Beschluß des Wiener Congresses und einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde es mit den übrigen südlichen niederländ. Provinzen als souveränes Fürstenthum L. dem Könige der Niederlande überlassen und bildete, nachdem einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen und dafür andere von Limburg, Luxemburg und Namur dazugeschlagen worden, eine Provinz des Königreichs der Niederlande, die infolge der Revolution von 1830 an Belgien kam. — Die gegenwärtige Provinz L. des Königreichs Belgien hat ein Areal von 52,556 Q.-M. und zählt (1864) 554739 E. Letztere sind fast ausschließlich Wallonen und bekennen sich zur kath. Kirche. Die Maas durchströmt die Provinz von S. nach N. und ist beinahe gänzlich kanalisirt. Letzteres ist theilweise auch mit der Ourthe der Fall. Der Boden ist im südl. und östl. Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig und hügelig, im westl. Theile eine fruchtbare Ebene. Getreide wird, besonders im Süden, nicht ausreichend gewonnen und durch den Kartoffelbau ersetzt; dagegen sind die Schaf- und Rindviehzucht nebst der Käsebereitung sehr ausgebreitet. Die Provinz ist reich an Kalk-, Bau-, Wetz- und Flintensteinen und gutem Marmor sowie an Mineralquellen, von denen Chaudfontaine und besonders Spaa als Bäder berühmt sind. Wichtig sind ferner die Baumwollzeug-, Tuch-, Strohhut- und Holzwaarenfabriken, nächstdem die Verfertigung von Glas-, Stahl- und Eisenwaaren aller Art, Nadeln, Messern, chirurg. Instrumenten, Nägeln, Eisenbahnschienen, Dampfbooten, Dampfmaschinen, Locomotiven und besonders von Kanonen und Schießgewehren. Die Provinz zählte 1864 100 Kohlenbergwerke (17413 Arbeiter; Ausbeute: 2,221729 Tonnen im Werthe von 20,533899 Frs.). 71 Etablissements producirten 1864 136100 Tonnen Eisen (873966 Frs.), 13707 Tonnen Blei (2,134190 Frs.) und 57532 Tonnen Zink (3,289581 Frs.). Der Gesammtertrag der Hohöfen, Eisen-, Blei-, und Zinkgießereien wurde auf mehr als 72,500000 Frs. veranschlagt.

Lützelburger, auch Leutzelburger (Hans), genannt Franck, einer der ausgezeichnetsten Formschneider zur Blütezeit der ältern deutschen Kunst, von dessen Lebensumständen man nur weiß, daß er um 1522 thätig war und wahrscheinlich die vorzüglichsten, mit besonders feinem Messer ausgeführten Holzschnitte des jüngern H. Holbein (s. d.) gefertigt hat. Sein voller Name und die angegebene Jahreszahl stehen auf einem trefflichen Blatte: einem Kampfe im Walde zwischen Bauern und nackten Räubern. Außerdem werden ihm zugeschrieben die Bilder des Alten Testaments und der große Todtentanz auf der Bibliothek zu Basel, das Bildniß des Erasmus von Rotterdam mit dem Terminus, zwei Dolchscheiden, mehrere Alphabete u. a. Der an seinen Namen sich knüpfende Streit über die Eigenhändigkeit der Holzschnitte kann als dahin entschieden betrachtet werden, daß die alten Künstler eine ausgebildete Schule von Formschneidern vorfanden und ihrer im allgemeinen sich gerade so bedienten wie die heutigen.

Lützen, kleine Stadt mit 2796 E. im Kreise und Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, ist denkwürdig durch zwei Schlachten, die hier im Dreißigjährigen Kriege und im Befreiungskriege gegen Napoleon geschlagen wurden. Die erstere war die Schlacht bei L. vom 6. (16. neuen Stils) Nov. 1632. Nach der Aufhebung des Lagers von Nürnberg hatte sich Gustav Adolf nach Baiern, Wallenstein aber gegen Sachsen gewendet, wodurch der König bewogen wurde, dem Kurfürsten zu Hülfe zu kommen. Er vereinigte sich bei Arnstadt mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, ging dann über Erfurt nach Naumburg und verschanzte sich hier in einem festen Lager. Sogleich rückte ihm Wallenstein bis L. entgegen, wurde durch die Lagerbefestigung, die bei der späten Jahreszeit auf Beendigung des Feldzugs zu deuten schien, sicher gemacht, entsendete Pappenheim nach Niedersachsen und legte seine Truppen in Quartiere bei L. Kaum erfuhr Gustav Adolf Pappenheim's Abmarsch, als er, um Wallenstein anzugreifen, gegen L. aufbrach, in dessen Nähe er 5. Nov. abends anlangte. Ueberrascht dadurch, zog Wallenstein eiligst sein Heer zusammen und entsendete Eilboten an Pappenheim,

unverzüglich von Halle zurückzukommen. Dann ordnete er sein Heer so, daß der rechte Flügel unter Holk an das Städtchen L. sich anlehnte, der linke unter Gallas bis zu dem die Ebene durchschneidenden Floßgraben sich ausdehnte. Die Fronte war nach der Straße zu gekehrt, deren Gräben Wallenstein vertiefen und mit Musketieren besetzen ließ. Dahinter stand das Fußvolk in vier großen Tercien, davon eine vorgeschoben und eine zurückgehalten war, vor der Front eine Batterie von 7 Kanonen, und eine andere von 14 Kanonen auf dem höchsten Punkte der Gegend an den Windmühlen bei L. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei; zwischen den Geschwadern des rechten Reiterflügels waren Musketierpelotons vertheilt; ein fünftes Viereck von Infanterie stand in der Mitte. Die Schlachtordnung der Schweden war in zwei Treffen; der linke Flügel reichte bis L., der rechte über den Floßgraben hinaus; in jedem Treffen standen vier Brigaden Fußvolk und zwölf Regimenter Reiterei getrennt auf den Flügeln. Der König selbst führte den rechten, der Herzog Bernhard den linken Flügel, Brahe das erste, Kniphausen das zweite Treffen des Fußvolks. Das Geschütz war in Batterien vor der Fronte aufgestellt. So geordnet standen sich beim Anbruche des 6. Nov. beide Heere gegenüber. Ein dichter Nebel verzögerte den Angriff; erst, als derselbe gegen Mittag allmählich fiel, gab der König das Zeichen. «Gott mit uns» war das Losungswort der Schweden, «Jesus Maria» das der Kaiserlichen. Der rechte Flügel rückte gegen den Graben vor, stutzte jedoch vor dem furchtbaren Feuer; da ergriff der König eine Partisane und stellte sich selbst an die Spitze. Die Kaiserlichen wurden aus den Gräben vertrieben, drei Brigaden gingen über dieselben, eroberten die hier aufgestellte Batterie und warfen das vorderste Viereck, ebenso nach heftigem Kampfe das zweite. Da kam diesen das dritte zu Hülfe. Von Piccolomini's Kürassieren angegriffen, durch die große Batterie bei L. enfilirt, wurden die Schweden mit großem Verluste zurückgeworfen. Unterdeß hatte der König die schweren Geschütze in eine Batterie zusammengezogen und war dann mit der Reiterei über den Graben gesetzt. Die kaiserliche wurde hier geworfen; Schrecken und Verwirrung verbreitete sich über den ganzen linken Flügel des kaiserl. Heeres, und die Batterie der sieben Kanonen wurde aufs neue erobert. Ebenso hatte Bernhard von Weimar auf dem andern Flügel zweimal, wiewol mit weniger Erfolg angegriffen. Da erhielt der König die Nachricht vom Weichen seiner Infanterie. Dem General Horn die Verfolgung seines Siegs anvertrauend, eilte er sogleich an der Spitze des Regiments Smäland seinen bedrängten Truppen zu Hülfe. Von nur wenigen Reitern, darunter der Herzog Franz von Lauenburg, begleitet, sprengte er im Nebel weit voraus und wurde hier zuerst von einem kaiserl. Musketier durch einen Schuß in den Arm, dann, als er umkehrte, durch einen zweiten in den Rücken verwundet, sodaß er ohnmächtig vom Pferde sank und später von kaiserl. Reitern getödtet wurde. (S. Gustav II. Adolf.) Herzog Bernhard hatte auf dem linken Flügel eben einen dritten Angriff vorbereitet, als die Kunde von dem Tode des Königs seine Reihen erreichte. Augenblicklich ergriff er selbst den Oberbefehl und eilte von Schar zu Schar, die bestürzten Truppen zu ermuthigen. Im wüthenden Ansturz den Graben überschreitend, warfen nun die Schweden alles vor sich nieder, eroberten die verlorene Batterie und die bei den Windmühlen und stürzten sich auf die kaiserl. Vierecke. Schon wendeten sich die Kaiserlichen, nach dem Verluste beinahe der ganzen, besonders der schweren Reiterei, zur Flucht, da erschien im entscheidenden Augenblicke Pappenheim mit vier frischen Reiterregimentern, mit denen er von Halle her der Infanterie vorausgeeilt war, auf dem Wahlplatze und stellte die Schlacht wieder her. Der rechte Flügel der Schweden wich seinem heftigen Angriffe; nacheinander auch das Centrum und der linke Flügel; die genommenen Batterien wurden wieder erobert und die Schweden über die Gräben zurückgedrängt, wobei die gelbe Brigade beinahe vernichtet wurde. Hier aber hemmte das zweite schwed. Treffen unter Kniphausen den Andrang der Kaiserlichen. In demselben Augenblicke wurde Pappenheim tödlich verwundet. Seine bestürzte Reiterei ergriff die Flucht, riß zugleich einen Theil des rechten Flügels mit fort, und als jetzt der Herzog Bernhard, das erste und zweite Treffen in eine Linie sammelnd, aufs neue vordrang, wurden nach blutigem Gemetzel zum dritten mal die Gräben und die dahinter aufgepflanzten Batterien genommen. Unentschieden dauerte noch lange der furchtbare Kampf, bis endlich die Dunkelheit demselben ein Ziel setzte. Kein Theil schien Sieger zu sein; doch Wallenstein, vielleicht den Anmarsch der Sachsen befürchtend, hatte mit Zurücklassung seines Geschützes das Schlachtfeld verlassen und sich in der Nacht nach Leipzig zurückgezogen, von wo er sein Heer nach Böhmen führte. Beide Theile zählten über 9000 Todte und schwer Verwundete; unter den erstern waren Gustav Adolf und Pappenheim. Letzterer starb an seinen Wunden zu Leipzig. Gustav Adolf's Leichnam wurde unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen von Todten entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten gefunden.

Lange Zeit erhielt blos dieser sog. Schwedenstein, den man später mit Pappeln umkränzte und mit steinernen Bänken umgab, das Andenken an den tapfern König. Seit 1837 erhebt sich über dem Stein ein goth. Denkmal von Gußeisen. Vgl. Vincke, «Die Schlacht bei L. 6. Nov. 1632» (Berl. 1832).

Die Schlacht bei L. vom 2. Mai 1813, die man richtiger nach einem südlich von L. gelegenen Dorfe die Schlacht von Großgörschen genannt hat, war nach dem russ. Feldzuge von 1812 der erste gewaltige Zusammenstoß der jetzt vereinigten russ.-preuß. Streitkräfte mit Napoleon's neugeschaffenen Heeresmassen. Schon gegen Ende April drangen letztere über den Thüringerwald herein und erreichten am 28. Naumburg; gleichzeitig marschirte der Vicekönig von der magdeburger Gegend aus die Saale aufwärts und stand am 29. bei Merseburg. Als nun nach dem bei Rippach 1. Mai zwischen der franz. Avantgarde und dem General Winzingerode gelieferten Gefechte, in welchem Bessières (s. d.) getödtet wurde, die Franzosen L. und den Floßgraben besetzten, zeigte es sich immer deutlicher, daß es Napoleon's Absicht sei, auf Leipzig vorzugehen. Die im Anmarsch begriffene franz. Armee war 124000 Mann stark, die russisch-preußische dagegen zählte nur 85000 Mann. Dennoch faßten die Verbündeten, der muthvollen Stimmung ihrer Truppen nachgebend und mit Rücksicht auf Oesterreich, das man gewinnen wollte, den Entschluß, Napoleon anzugreifen. Zu diesem Zwecke wurde 1. Mai die gesammte, unter Wittgenstein's Befehlen stehende Heeresmacht bei Pegau und den nächsten Uebergängen über die Elster zusammengezogen; sie sollte sich im Süden L.s entwickeln und sodann die rechte Flanke des Feindes mit Energie angreifen. Der Schlachtplan war von Scharnhorst meisterhaft entworfen, scheiterte aber an der Unfähigkeit des Oberfeldherrn, ihn auszuführen. Napoleon, die Nähe der Verbündeten nicht ahnend, ließ am 2. seine Hauptmasse, gedeckt durch das Ney'sche Corps, das rechts abbiegend zurückblieb, auf der Straße nach L. vorwärts marschiren. Das Kleist'sche Corps, das bei Lindenau stand, wurde von Lauriston mit Nachdruck angegriffen; der Kanonendonner bestärkte den Kaiser in der Meinung, die Verbündeten hinter Leipzig zu treffen. Ney hatte die im verschobenen Viereck gegeneinander liegenden Dörfer Großgörschen, Rahna, Kaja und Kleingörschen besetzt. Hier wurde um 12 Uhr (6 St. später als Scharnhorst wollte) angegriffen, und die Schlacht begann. Gleich anfangs wurde Großgörschen genommen und später, gegen 2 Uhr, im wüthenden Kampfe auch die übrigen Dörfer. Da erschien Napoleon auf dem Schlachtfelde, durch den von rückwärts immer stärker herschallenden Kanonendonner gerufen. Er hatte Ney schon befohlen, sich um jeden Preis zu behaupten, und alle im Marsch auf Leipzig begriffenen Colonnen umkehren lassen. Nur Lauriston blieb gegen Kleist stehen. Der Vicekönig wurde auf den linken Flügel, die Garden und Latour Maubourg's Cavalerie als Reserve nach L., Marmont, der noch zurück war, nach dem rechten Flügel dirigirt; Bertrand, erst bei Rippach, sollte des Feindes Flanke und Rücken bedrohen. Es war ein Meisterstück der Schlachtenlenkung. Marmont's vorderste Division besetzte sogleich das von den Verbündeten unbeachtete Starsiedel, und der furchtbare Kampf um die vier Dörfer entbrannte von neuem. Durch ein Vordringen der noch intacten Massen in der rechten Flanke wären die Franzosen früher gezwungen worden, die Dörfer zu räumen; nun war es zu spät. York wurde in den Kampf verwickelt, Blücher zog seine Reserve vor, die preuß. Gardebrigade erstürmte Kleingörschen, Eisdorf, selbst Kaja, den Schlüssel der ganzen Position; ein Angriff der auf dem linken Flügel jetzt vereinigten Cavalerie (um 20000 Pferde der französischen überlegen) hätte noch den Sieg gesichert; aber er unterblieb. Die Colonnen des Vicekönigs und die folgenden Divisionen Marmont's trafen ein; Napoleon in der unmittelbaren Nähe des entscheidenden Punkts beherrschte die mit erneuter Heftigkeit tobende Schlacht, während Wittgenstein alle Leitung verloren hatte. Die russ. Garden und Grenadiere, das Corps des Prinzen Eugen von Würtemberg wurden gar nicht gebraucht, die Cavalerie, ohne etwas zu unternehmen, ging zurück, Miloradowitsch mit 12000 Mann wurde von Zeitz nicht herangezogen. Dagegen warf Napoleon jetzt seine Garde in die Schlacht, welche Kaja, als schon die Dunkelheit einbrach, den Preußen wieder entriß. Auch ein Offensivstoß des Prinzen von Würtemberg auf dem rechten Flügel mislang. Ebenso wenig hatte ein in der Dunkelheit durch Erscheinen einer franz. Colonne bei Rahna veranlaßtes Vorgehen Blücher's mit neun Escadrons, bei welcher Gelegenheit Napoleon beinahe gefangen worden wäre, Erfolg. Beim Einbruch der Nacht verließen beide Theile das Schlachtfeld, mit anbrechendem Morgen sollte die Schlacht erneuert werden. Indeß bewog Wittgenstein seinen Kaiser und dieser den König von Preußen, bei der Ueberlegenheit Napoleon's und dem Verluste von Leipzig, den Rückzug anzutreten. Der Verlust der Verbündeten betrug gegen 10000 Mann, darunter 2000 Russen; todt war der Prinz von Hessen-Homburg, tödlich verwundet Scharn-

horst. Die Franzosen verloren 12000 Mann, unter ihnen fünf Generale, hatten aber dieser Schlacht den Wiederbesitz Sachsens und der Elbe zu danken.

Lützow (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von), der Führer der nach ihm benannten Freischar im deutschen Befreiungskriege, geb. 18. Mai 1782 in der Mittelmark, trat 1795 in das erste Bataillon Garde, wurde bald Offizier und wohnte, zu einem Kürassierregiment versetzt, dem Kriege von 1806 bei. Der Kriegsgefangenschaft glücklich entgangen, schloß er sich 1807 dem Schill'schen Freicorps in Kolberg an und organisirte dessen Cavalerie. 1807 zum Stabsrittmeister befördert, nahm er 1808 als Major seine Entlassung, betheiligte sich aber 1809 an dem Schill'schen Zuge bis zum Gefecht bei Dodendorf, wo er verwundet wurde. Erst 1811 trat er wieder als Major bei der Cavalerie ein und wurde 1813 ermächtigt, ein Freicorps zu errichten, zu welchem sich bald eine Anzahl ausgezeichneter Männer meldete. Er commandirte dasselbe als Chef und unter ihm der Major von Petersdorff. Das Corps hatte die Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen und in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände zu erregen. Es bestand schon Ende März aus 900 Mann Infanterie und 260 Reitern, und verstärkte sich allmählich auf 2000 Mann Infanterie und 4 Escadrons Cavalerie; auch war eine Abtheilung tiroler Scharfschützen dabei, geführt von Riedl und Ennemoser. Beim Rückzuge der Heere nach der Schlacht von Lützen war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden hatte, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von L. getrennt, welcher, durch Friesen und den alles begeisternden Körner (s. d.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während die Infanterie unter dem Major von Petersdorff an der Elbe blieb. Die Hoffnung, 7. Juni 1813 vereinigt mit Woronzow und Tschernitschew Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet, von welchem L. erst am 9. Kenntniß erhielt. Der sächs. Kriegsminister von Gersdorff, an den er sich wandte, schickte ihm einen Offizier, der ihn nach der Elbe, über welche alle Parteigänger zurückzukehren hatten, geleiten sollte. Aber Napoleon hatte befohlen, sie zu vernichten, und so wurde das Freicorps L.'s, arglos marschirend, auf General Fournier's Anordnung 17. Juni bei Kitzen unweit Leipzig durch den würtemb. General Normann im Halbdunkel überfallen und fast ganz aufgerieben. Nach dem Waffenstillstande neu organisirt, gab man das Lützow'sche Freicorps dem Corps von Tettenborn unter Walmoden an der untern Elbe bei. Ruhm erwarb es sich in dem Treffen an der Göhrde 16. Sept., wo L. abermals schwer verwundet wurde, und in vielen Vorpostengefechten; aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im Dec. wieder gesammelt, ging es mit dem preuß. Kronprinzen gegen die Dänen, darauf unter Helmenstreit nach dem Rhein, wo es vor Jülich lag, endlich nach Frankreich, zu spät, um noch mitzukämpfen. Daß es nicht mehr geleistet bei so trefflichen Elementen, lag an der Führung und Verwendung. Als L., von schweren Wunden kaum genesen, im März 1814 bei der schles. Armee in Châlons angekommen war, sandte ihn Blücher mit Depeschen an den General St.-Priest nach Rheims; auf dem Rückwege wurde er vom franz. Landsturm gefangen. Nach dem Frieden zum Oberstlieutenant befördert, erhielt er im März 1815 das Commando des 6. Ulanenregiments. In der Schlacht von Ligny bei der Attake auf ein franz. Quarré wurde ihm das Pferd erschossen und er selbst gefangen. Der Sieg bei Belle-Alliance brachte ihn wieder in Freiheit. Im Oct. 1815 wurde er Oberst, 1817 Commandeur der 13. Cavaleriebrigade, 1822 Generalmajor, im April 1830 aber zur Disposition gestellt. Er starb in Berlin in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1834. Sein Freicorps war nach dem ersten Pariser Frieden aufgelöst und theilweise zu Stämmen für neue Linienregimenter verwendet worden. L.'s Gattin war Elisa, Gräfin von Ahlefeldt (s. d.). Vgl. «Geschichte des L.'schen Freicorps» (Berl. 1827); «Ein Streifzug der L.'schen Reiterschar» (Berl. 1863).

Lützow (Therese von), geb. von Struve, bekannte deutsche Schriftstellerin, war 4. Juli 1804 in Stuttgart geboren, wo ihr Vater damals als Angestellter bei der russ. Gesandtschaft lebte. Nachdem sie mit ihren Aeltern den Aufenthalt in Braunschweig, Kassel, Berlin und Dresden getheilt, wurde ihr seit 1814 Hamburg eine zweite Heimat, indem ihr Vater dort als russ. Gesandter in Function trat. 1825 verheirathete sie sich mit dem russ. Gesandtschaftssecretär und Generalconsul von Bacharacht; das einzige Kind aus dieser Ehe verlor sie schon früh. Ueber 20 J. lebte sie nun theils in Hamburg und Petersburg, theils auf Reisen, welche sich bis in den Orient ausdehnten und den ersten Anlaß zu ihrer schriftstellerischen Thätigkeit gaben. Nachdem 1849 ihre Ehe getrennt worden, verheirathete sie sich bald wieder mit einem Verwandten, dem niederländ. Oberst von Lützow. Mit diesem langte sie im Jan. 1850 in Batavia an, ging im Mai nach Surabaya, wo sie eine Tochter gebar, und unternahm von hier Reisen

in das Innere des Landes. Schon war ihre Rückreise nach Europa festgesetzt, doch wollte sie vorher den westl. Theil von Java kennen lernen. Auf dieser Reise steigerte sich ein unbedeutendes Unwohlsein rasch zu tödlicher Dysenterie, welcher sie 16. Sept. 1852 erlag. In Tjelatjap an der Südküste von Java wurde sie beerdigt. Ihre unter dem Namen Therese 1841 begonnene schriftstellerische Thätigkeit war theils dem Roman, theils der Reiseliteratur gewidmet. In feiner und gewählter Darstellung bewährte sie eine scharfe Beobachtungsgabe und ein gesundes Urtheil. Von ihren Reisewerken sind zu nennen: die «Briefe aus dem Süden» (Braunschw. 1841), «Menschen und Gegenden» (Braunschw. 1845), «Paris und die Alpenwelt» (Lpz. 1846), «Eine Reise nach Wien» (Lpz. 1848). Ihre Romane behandeln durchweg innere Conflicte in den künstlichen Verhältnissen der vornehmen Welt, und sie ist als entschiedene Vertreterin des Salonromans zu betrachten. Dahin gehören: «Ein Tagebuch» (Braunschw. 1842); «Falkenberg» (Braunschw. 1843); «Lydia» (Braunschw. 1843); «Am Theetisch» (Braunschw. 1844); «Weltglück» (Braunschw. 1845); «Heinrich Bukart» (Braunschw. 1846); «Alma» (Braunschw. 1848); «Novellen» (2 Bde., Lpz. 1849).

Luv ist in der Sprache der Seeleute der Gegensatz von Lee (s. d.), folglich die Seite eines Schiffs, die den Wind zuerst empfängt; daher L. das Commando an den Steuernden, das Vorderende mehr gegen den Wind zu drehen.

Luxembourg heißt ein Palast in Paris, der 1615 auf Befehl der Maria von Medici an der Stelle des von ihr angekauften Hotels des Herzogs von Piney-Luxembourg (wovon der Name) gebaut wurde, nicht, wie die gewöhnliche Angabe lautet, nach dem Muster des Palazzo Pitti in Florenz, sondern, wie der erste Blick auf die Façade erkennen läßt, nach dem Grundplan der zur Zeit der Renaissance in Frankreich errichteten Schlösser, bei welchen die in der Mitte und auf den Ecken einer um einen viereckigen Hof herumlaufenden Gebäudereihe angebrachten Pavillons noch an die Periode der Feudalsitze erinnerten. Das ursprüngliche Aussehen, das der Baumeister Jacques Desbrosses dem Palaste gegeben, ward jedoch durch schönere Um- und Anbauten vielfach geändert. Maria von Medici, der Herzog Gaston von Orleans, die Herzogin von Montpensier und der Graf von der Provence (der nachherige Ludwig XVIII.) bewohnten abwechselnd den Palast, aus welchem die Revolution ein Gefängniß machte. Das Directorium verlegte dahin den Sitz der Regierung, und deshalb erhielt er damals den Namen «Directorialpalast». Nach dem 18. Brumaire war er kurze Zeit Consulatspalast. Unter dem ersten Kaiserreich wurde er Palast des Senats, später der Pairie, in deren Versammlungssaal, unter dem Vorsitze von Louis Blanc, nach der Februarrevolution von 1848 die stürmischen Sitzungen der Revolutionscommission für die Arbeiter stattfanden. 1852 wurde der L. wieder dem Senat an der Stelle der Pairie zugewiesen. In einem Theile des Palastes ist das Museum des L., eine Sammlung von Gemälden und Sculpturen lebender Meister, die hier so lange bleiben, bis 10 J. nach dem Tode des Künstlers vergangen und die öffentliche Stimme entschieden hat, ob seine Arbeiten würdig sind, den Ehrenplatz bei den alten Meisterwerken im Louvre zu erhalten. An der Mittagsseite hat der Palast Aussicht auf einen schönen, geräumigen Garten, hauptsächlich Sammel- und Spielplatz der Spaziergänger und Kinder des Stadttheils links der Seine. Dieser schöne Garten soll ein Drittel seines Umfanges aus der lieblichsten und beliebtesten Partie, der sog. Baumschule, für Häuser- und Straßenbau hergeben.

Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, ein berühmter Feldherr Ludwig's XIV., geb. 8. Jan. 1628, war der nachgeborene Sohn des wegen eines Duells enthaupteten Grafen Bouteville. Seine Tante, die Mutter des großen Condé, brachte ihn an den Hof und gesellte ihn ihrem Sohne bei, unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte. In der Schlacht bei Lens 1648 zeichnete er sich so aus, daß ihn Anna von Oesterreich sogleich zum Maréchal-de-Camp erhob. In den Unruhen der Fronde hielt er zu Condé und kämpfte dann unter Turenne bei Rethel, wo er verwundet und gefangen wurde. Als Condé 1652 an der Spitze eines span. Heeres den Krieg von neuem eröffnete, trat er demselben wieder bei, wurde 1658 von Turenne gefangen, aber bald gegen den Marschall d'Aumont ausgewechselt. Nach dem Frieden von 1659 erhielt er von Ludwig XIV. Verzeihung und heirathete durch Condé's Vermittelung die Erbin des Hauses Luxembourg, dessen Namen er annahm. Im Feldzuge von 1667 in Flandern diente er unter Turenne als Freiwilliger, 1668 unter Condé als Generallieutenant in der Franche-Comté, die er erobern half. Beim folgenden Kriege 1672 in den Niederlanden erhielt L., nachdem der König im Juli das Heer verlassen, den Oberbefehl, konnte aber nichts Wichtiges mehr unternehmen, weil die Holländer das Land unter Wasser gesetzt hatten. Erst 27. Dec. unternahm er auf dem Eise mit 8000 Mann den

bekannten Marsch von Utrecht nach Woerden und von da nach Swammerdam, das er in Brand steckte. Da plötzlich Thauwetter einfiel, mußte er mit großem Verlust den Rückweg nach Utrecht antreten, wobei er nach Louvois' Befehl und aus eigener Grausamkeit die Gegend verwüstete. Im Feldzuge von 1674 führte er unter Condé den rechten Flügel des Heeres in Flandern und wohnte 11. Aug. der Schlacht bei Senef bei. Nach Turenne's Tode wurde er 1675 zum Marschall erhoben und erhielt den Oberbefehl über einen Theil des Heeres. Nachdem er 11. Sept. 1676 die Eroberung von Philippsburg durch Karl von Lothringen nicht hatte hindern können, verwüstete er den Breisgau auf die unerhörteste Weise, um die Kaiserlichen von der Franche-Comté abzuhalten, und nöthigte den Herzog von Würtemberg, ihm die Stadt Mömpelgard einzuräumen, die er plündern ließ. Im Feldzuge von 1677 schlug er den Prinzen von Oranien 11. April bei Mont-Cassel, eroberte 20. St.-Omer und nöthigte den Prinzen 14. Aug. die Belagerung von Charleroi aufzuheben. Nach dem Frieden von Nimwegen suchte ihn Louvois durch ein fast unglaubliches Mittel ins Verderben zu stürzen. Derselbe wußte sich einen Contract zu verschaffen, den der Marschall mit einem Holzhändler geschlossen hatte, und ließ das Document in ein Bündniß mit dem Teufel verwandeln. L. wurde demnach vor die sog. Chambre ardente gefordert, wo er unter anderm auch eines Vergiftungsversuchs seiner Frau und des Marschalls Créqui angeklagt ward. Seine Freunde wollten ihn zwar außer Landes schaffen, allein L. ging im Vertrauen auf seine Unschuld freiwillig in die Bastille, wo man ihn in einen finstern Kerker steckte. Erst nach 14 Monaten wurde er 1680 freigesprochen, jedoch auf eins seiner Güter verbannt. Erst 1690 gab ihm der König wieder den Oberbefehl in Flandern. L. schlug 1. Juli 1690 den Fürsten von Waldeck bei Fleurus, 4. Aug. 1692 den König Wilhelm III. von England, der ihn überfiel, bei Steenkerken und 29. Juni 1693 nochmals entscheidend bei Neerwinden. Den Feldzug endete er hierauf 12. Oct. durch die Eroberung von Charleroi. Im folgenden Jahre vermochte er in den Niederlanden wenig auszurichten. Er erkrankte bei der Armee und starb sehr bußfertig 4. Jan. 1695. L. besaß einen schwächlichen, schiefen Körper, war aber an Geist durchdringend und thatkräftig. Vgl. Beaurain, «Histoire militaire du duc de L.» (Haag 1756); «Mémoire pour servir à l'histoire du maréchal de L., écrite par lui-même» (Haag 1758); «Campagne de Hollande en 1672» (Haag 1759).

Luxemburg, ein altes deutsches Dynastenland, als Grafschaft, später als Herzogthum jahrhundertelang ein Bestandtheil des Deutschen Reichs, gehörte seit 1815 als Großherzogthum zum Deutschen Bunde, ward aber durch den Londoner Vertrag von 1839 zwischen Belgien und den Niederlanden getheilt und zur größern Hälfte zu Gunsten Belgiens von Deutschland getrennt. Der dem letztern verbliebene, dem Areal nach kleinere Theil bildet das gegenwärtige Großherzogthum L., welches auf 46,60 Q.-M. 206140 E. zählt und die ehemalige deutsche Bundesfestung Luxemburg zur Hauptstadt hat. An der westlichsten Grenze Deutschlands gelegen, bildet das Land ein nach N. zugespitztes Dreieck, das im S. das franz. Mosel-Departement, im O. die preuß. Rheinprovinz und im W. die belg. Provinz L. umschließen. Zwei Drittheile des Ganzen, das sog. Gutland, gehören dem Plateau von Lothringen an und bilden, wie dieses, ein reiches Getreideland, während die breiten, fruchtbaren Thäler beträchtliche Viehzucht gestatten und die bedeutenden Waldungen viel Nutzholz liefern. An der Mosel, besonders auf deren linkem Ufer zwischen Schingen und Wasserbillig, wird auch Wein gebaut, darunter der Wormeldinger. Das nördl. Drittel L.s, der Oesling, ist größtentheils von den Ardennen (deren höchste Gipfel hier bis 1850 F. aufsteigen) erfüllt und eignet sich weniger zum Ackerbau, dagegen gewähren die vorzügliche Schaf- und Schweinezucht auf dem Roodtland, besonders aber auch die trefflichen Lohhecken einen reichlichen Ertrag. Von Mineralproducten besitzt L. einen großen Reichthum an Eisenerz und Bausteinen, deren Export ein verhältnißmäßig bedeutendes Eisenbahnnetz ins Leben gerufen hat. Vier Hauptbahnen (23 M.) verbinden das Land mit Frankreich, Belgien und Deutschland und senden mehrere Zweigbahnen ins Innere. Infolge dieser günstigen Verhältnisse haben Handel und Verkehr in jüngster Zeit einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Die Industrie liefert hauptsächlich Eisen und Eisenwaaren, vorzügliches Leder, Tücher, Handschuhe, Leinwand, Papier und Papiertapeten, Fayence. Die Einwohner sind ausschließlich Deutsche; nur in zwei Dörfern an der belg. Grenze wohnen Wallonen. Sie bekennen sich fast durchgängig zum Katholicismus. Die Sprache der Luxemburger ist die deutsche, doch herrscht in den höhern Kreisen das Französische vor. Die amtlichen Schriftstücke werden in beiden Sprachen abgefaßt. Für die Volksbildung ist in neuerer Zeit mancherlei geschehen. Den Mittelpunkt des Unterrichtswesens bildet das Athenäum in der Hauptstadt mit philos. Facultät, Gewerb- und Zeichenschule. Seit 1815 wurde das Land als holländ. Provinz

behandelt; seit 1841 bildet es jedoch einen selbständigen Staat mit eigener Verfassung und Verwaltung. L. zerfällt in die Stadt L. und vier Districte (L., Diekirch, Grevenmacher, Mersch) und 126 Gemeinden. Die Verfassung ist eine eingeschränkt-monarchische. Die Constitution vom 9. Juli 1848 wurde durch die Verordnung vom 27. Nov. 1856 «revidirt»; das Gesetz vom 1. Dec. 1860 bestimmte die Wahlen zur Ständeversammlung. Die Krone ist erblich in den Familien Nassau, und zwar in Gemäßheit des Vertrags vom 30. Juni 1783 und des Wiener Tractats vom 9. Juni 1815. Danach regiert in L. der Mannsstamm des Hauses Nassau-Oranien (der auch den niederländ. Thron innehat), nach dessen Aussterben die Walram'sche Linie (bis 1866 im Herzogthum Nassau) succedirt. Die gesammte Staatsgewalt ist in der Person des König-Großherzogs vereinigt; doch ist für jedes Gesetz die Zustimmung der Ständeversammlung erforderlich. Diese besteht aus 31 Abgeordneten, die in den 13 Wahlcantonen (mit der Stadt L.) auf 6 J. gewählt werden. Jeder Wähler oder Wählbare muß Luxemburger, 25 J. alt, im Großherzogthum ansässig und im Genuß der bürgerlichen und polit. Rechte sein; außerdem muß der Wähler an den Staat wenigstens 30 Frs. directe Steuern zahlen. Die Stände werden jedes Jahr zum ordentlichen Landtage versammelt. Die oberste Staatsbehörde des Großherzogthums, die Regierung, ist aus einem Präsidenten (mit dem Titel Staatsminister) und drei Mitgliedern (Generaldirectoren) zusammengesetzt. Neben derselben besteht ein Staatsrath und am Sitze des König-Großherzogs im Haag ein Secretariat für die Angelegenheiten des Großherzogthums. Der König läßt das Land durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich der Niederlande, als Statthalter regieren. In der deutschen Bundesversammlung trat L. nur im Verein mit Limburg (s. d.) auf; es hatte im Engern Rathe die elfte Stelle, im Plenum eine Stimme und stellte ein Contingent von 2400 Mann, die zum 9. Bundesarmeecorps gehörten. — Die größere westl. Hälfte des gesammten Landes, das als Großherzogthum vor der Theilung gegen 127 Q.-M. mit 315000 E. umfaßte, bildet die jetzige Provinz L. des Königreichs Belgien, mit 80,23 Q.-M., 206291 E. und der Hauptstadt Arlon (s. d.). Dieselbe ist gänzlich von den Ardennen durchzogen, sodaß nur etwa der vierte Theil der Bodenfläche in Getreideland, alles übrige in Waldungen und Heide besteht, die jedoch eine umfassende Viehzucht gestatten. Vgl. von König, «Das Luxemburger Land» (Dirkirch 1850); Blaise, «Elementarunterricht in der Geographie» (Luxemb. 1857); Fischer, «Notice historique sur la situation agricole de Luxembourg» (2. Aufl., Luxemb. 1860); Sivering, «Statistique du Grand-Duché de Luxembourg» (Luxemb. 1865).

Das Dynastenland L. hat seinen Namen von der alten Burg Lützelburg (lat. Luciliburgum), aus welcher die jetzige Stadt L. entstand. Diese Burg brachte Graf Siegfried von den Ardennen 963 durch Tausch von dem Abt Wicker zu St.-Maximin in Trier an sich und vereinigte sie mit seinen ausgedehnten Besitzungen im Wawer-, Mosel- und Ardennengau. Derselbe ist hiernach der Stammvater des ardennisch-luxemb. Hauses. Von seinen Nachkommen wurde Hermann, Graf von Salm und Bruder des Grafen Konrad I. von L., als Gegenkönig (1081) des Kaisers Heinrich IV. gewählt. Mit Konrad II., dem achten Grafen von L., erlosch 1136 die männliche Linie des ardennisch-luxemb. Hauses, und die Grafschaft ging an die Nachkommen der Ermesinde, der Tochter Konrad's I. (gest. 1086), über, welche mit dem Grafen Gottfried von Namur verheirathet war. Ihr Sohn, Heinrich IV., der Blinde, wurde nun Graf von L.-Namur. Bei dessen Tode (1196) ging die Grafschaft Namur an Balduin IV. von Hennegau über, während die Grafschaft L. der einzigen Tochter Heinrich's, Ermesinde, überlassen ward. Letztere vermählte sich in zweiter Ehe mit Walram III., Herzog von Limburg und Marquis von Arlon, mit der Bestimmung, daß ihre Nachkommen die Grafschaft L. getrennt von Limburg erhalten sollten. So wurde ihr Sohn, Heinrich V., der Blonde, Stifter der Dynastie L.-Limburg, während die Nachkommen Walram's aus dessen erster Ehe über Limburg herrschten, bis 1288 infolge der Schlacht von Wöringen das Herzogthum Limburg an Brabant fiel. Heinrich's V. Enkel, Heinrich VII. (s. d.), wurde nach des Kaisers Albrecht I. Ermordung im Nov. 1308 zum deutschen Kaiser erwählt und 1309 zu Aachen gekrönt. Er brachte durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit Elisabeth, der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen, 1311 dieses Königreich an sein Haus und starb in Italien 1313. Johann der Blinde, König von Böhmen und Graf von L., fiel in der Schlacht bei Crecy 1346. Sein ältester Sohn, Karl, der 1346 zum röm. König und 1347 als Karl IV. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt ward, erhob 1354 die Grafschaft L. zu einem Herzogthume (1364 wurde die Grafschaft Chiny damit vereinigt) und überließ es seinem Stiefbruder Wenzeslaw, dem Sohne Johann's mit seiner zweiten Gemahlin, Beatrix von Bourbon. Da aber Wenzeslaw keine Leibeserben hinter-

ließ, so vermachte er das Herzogthum bei seinem Tode 1383 seinem Neffen, Karl's IV. ältesten Sohne, dem Könige Wenzel (s. d.) von Böhmen, der 1378 zum Kaiser erwählt wurde. Letzterer übergab das Herzogthum unterpfändlich seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johann's, Herzogs von Görlitz und L., statt des ihr versprochenen Brautschatzes von 120000 Fl. Elisabeth war in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit dem Grafen Johann von Holland vermählt. Die Luxemburger aber empörten sich gegen die neuen Regenten und erwählten den Markgrafen Wilhelm III. von Meißen, als Gemahl der Enkeltochter des Kaisers Sigismund, der das von seinem Bruder Wenzel verpfändete Herzogthum L. einzulösen berechtigt war, zu ihrem Herzog. In dieser Verlegenheit trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf das Herzogthum an den Herzog Philipp den Gütigen von Burgund ab, der den Herzog Wilhelm III. vertrieb und diesem 1462 mit 120000 Fl. alle Rechte und Ansprüche auf L. abkaufte. So war das Herzogthum seit 1444 ein Theil des Herzogthums Burgund, welches die Niederlande umfaßte. Durch die Vermählung Maria's, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzoge Maximilian 1477 kam L. an das Haus Habsburg-Oesterreich und wurde, gleich den gesammten Niederlanden, ein Bestandtheil des Burgundischen Kreises. Als in der Folge Maximilian's Enkel, Karl V., die Niederlande 1555 an seinen Sohn, Philipp II., König von Spanien, abtrat, gehörte L. zwar auch zu der span. Monarchie, blieb aber als ein Theil des Burgundischen Kreises bei dem Deutschen Reiche. In dem Pyrenäischen Frieden von 1659 mußte jedoch Spanien von L. einen kleinen Theil, Thionville, Montmedy, Danvillers, Ivoy, Chavancy und Marville, an Frankreich abtreten. Infolge des Utrechter Friedens von 1713 kam L., mit Ausnahme jenes an Frankreich abgetretenen Theils, wieder an das Haus Habsburg und gehörte nach wie vor nebst den österr. Niederlanden zu dem Burgundischen Kreise des Deutschen Reichs, bis es 1795 von Frankreich erobert wurde und hierauf nebst den österr. Niederlanden im Frieden zu Campo-Formio von 1797 zugleich mit dem Burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten werden mußte. Unter franz. Herrschaft bildete es das Depart. Forêts.

Durch den Wiener Congreß wurde L. als ein besonderer deutscher Bundesstaat unter dem Namen eines Großherzogthums dem Deutschen Bunde einverleibt und dem Könige der Niederlande, Wilhelm I., als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zugetheilt. Doch sollte die Stadt und Festung L. eine deutsche Bundesfestung und das ganze Großherzogthum dem nassauischen Hausfideicommisse einverleibt sein. Auch sollten für die wechselseitige Succession der beiden Linien des Hauses Nassau in L. die nassauischen Erbvereine von 1783 gültig bleiben. Zugleich wurde, infolge der Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreich der Niederlande, ein kleiner Theil des alten Herzogthums L., nämlich St.-Veit oder Vith am Our, Bittburg, Neuenburg und die bisher unter luxemburg. Hoheit gestandene Grafschaft Schleiden, an Preußen abgetreten und die östl. Grenzlinie des Großherzogthums L. so bestimmt, daß sie dem Laufe der Mosel bis zur Mündung der Sure, dann dem Laufe der Sure aufwärts bis zum Einströmen der Our, hierauf dem Laufe der Our aufwärts bis zu der Grenze des ehemaligen franz. Cantons St.-Veit, welcher an Preußen kam, folgte. Dagegen kam an der südwestl. Grenze der größte Theil des Herzogthums Bouillon als Standesherrschaft unter die Souveränetät des Großherzogs von L., auch wurde ein Theil von Lüttich mit L. vereinigt. 1830 schloß sich L., mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons, der Revolution an und wurde zu Belgien (s. d.) gezogen. Dieser für Belgien äußerst vortheilhafte Zustand dauerte, ungeachtet der Beschlüsse der Londoner Conferenz, bis 1839, wo man endlich von seiten Hollands und Belgiens sich dazu verstand, die Bestimmung, daß für den an Belgien abgetretenen wallon. Theil von L. ein gleichgroßer Theil von Limburg mit L. als deutsches Bundesland vereinigt würde, anzunehmen und in Ausführung zu bringen. Die gleichzeitig ausgesprochene Selbständigkeit des Großherzogthums legte dem König-Großherzog die Verpflichtung auf, dem Lande nach Vorschrift der Deutschen-Bundes-Acte eine landständische Verfassung zu gewähren. Die Octroyirung einer solchen erfolgte erst 12. Oct. 1841 durch Wilhelm II., der inzwischen den Thron der Niederlande bestiegen hatte. Da dieselbe den Ansprüchen der Zeit nicht genügte, sah sich der König-Großherzog infolge der Märzbewegungen des J. 1848 im April zur Einberufung des Landtags genöthigt, der eine neue, im allgemeinen der belgischen nachgebildete Constitution berieth, die auch 9. Juli im Haag sanctionirt und 10. Juli beschworen wurde. Wilhelm's II. Nachfolger, der König-Großherzog Wilhelm III., verweigerte jedoch den Eid auf dieselbe und ernannte 1850 seinen Bruder Heinrich zum Statthalter von L. Seitdem entspann sich ein fortdauernder Kampf zwischen Volksvertretung und Regierung. Letztere behauptete, die Verfassung stelle revolutionäre Principien auf und stehe mit der deutschen Bundesgesetzgebung, insbesondere

den Beschlüssen vom 25. Aug. 1851 in Widerspruch, und octroyirte 29. Nov. 1856 rücksichtslos eine neue Verfassung, in welcher das Einkammersystem zwar beibehalten, dem Wirken der Kammer selbst aber sehr enge Grenzen gesetzt wurden. Die Verhältnisse der Presse, die Wahlen und andere Gegenstände der Gesetzgebung wurden von der Regierung durch Ordonnanzen willkürlich festgestellt. Zwar gelang es der Opposition, das Gesetz vom 15. Juli 1859 zu erwirken, in welchem sich die Regierung zu verschiedenen Modificationen in Bezug auf das Preßgesetz, das Wahlgesetz, die Geschäftsordnung für die Ständeversammlung u. s. w. herbeiließ. Doch vermochten dieselben nicht, den seitdem in jeder Kammersitzung von neuem hervortretenden Zwiespalt zwischen Volk und Regierung zu beschwichtigen. Bei den Abstimmungen, welche am Deutschen Bundestage 1866 dem Ausbruche des Kriegs vorausgingen, erklärte sich L. neutral.

Luxemburg, eigentlich Lützelburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogthums, zugleich Festung von strategischer und polit. Wichtigkeit, liegt theils auf einem steilen Felsberge, theils in dem von der Alzette durchflossenen Grunde und zerfällt demnach in die Oberstadt und die Unterstädte Pfaffenthal, Grund und Klausen. Die Stadt ist Sitz der obersten Behörden für das Großherzogthum und hat ohne die Garnison 13800 E. Unter den Bauwerken sind nur das Rathhaus und die neue Liebfrauenkirche hervorzuheben. Natur und Kunst haben L. zu einem der festesten und zugleich interessantesten Punkte gemacht. Zu dem merkwürdigen Gemisch von imposanten Festungswerken und überraschenden Naturschönheiten sind neuerdings noch vier großartige Viaducte gekommen, welche über die 130 F. tiefer liegenden Unterstädte hinwegführen. L. wurde zufolge der Wiener-Congreß-Acte deutsche Bundesfestung, deren Besatzung in Friedenszeiten 4000 Mann Preußen, in Kriegszeiten außerdem noch die Contingente des Großherzogthums L., Waldecks, Lippes, Schaumburg-Lippes zu bilden hatten. Auch der Gouverneur und der Commandant wurden von Preußen ernannt. Nach Auflösung des Deutschen Bundes (1866) behielten preuß. Truppen die Festung besetzt. Die Stadt L. entstand allmählich um die alte Burg Lützelburg, deren Name in L. überging. Schon frühzeitig befestigt, wurde die Feste nach Erfindung des Schießpulvers mehr und mehr verstärkt. 1443 eroberte sie der Herzog Philipp von Burgund, und 1479 nahmen sie die Franzosen, die aber noch in demselben Jahre von dem Markgrafen von Baden vertrieben wurden. 1542 eroberte sie der Herzog von Orleans für Franz I., und nachdem dieser sie bald darauf wieder aufgegeben, bemächtigten sich ihrer 1543 die Franzosen abermals. 1544, 1558 und 1597 widerstand sie jedoch den Angriffen der Franzosen. Dagegen wurde L. 1684 von den Franzosen unter dem Marschall Créqui binnen vier Wochen zur Uebergabe gezwungen. Den Angriff hatte Vauban geleitet, der nun, da die Festung in den Händen der Franzosen blieb, auch ihre Werke bedeutend verstärkte. 1697 wurde sie durch den Ryswijker Frieden den Spaniern wieder eingeräumt. Auch im franz. Revolutionskriege mußte sie 1795 nach achtmonatlicher enger Einschließung sich an die Oesterreicher übergeben. Beim Einmarsch der Verbündeten in Frankreich wurde L. 14. Jan. 1814 eingeschlossen und blieb es bis zur Uebergabe an den König der Niederlande 1815. 1830—39 war L. die einzige Stadt des Großherzogthums, welche dem König der Niederlande treu geblieben.

Luxus ist streng genommen jeder Aufwand, der über das gewöhnliche Bedürfniß hinausgeht. In der Regel pflegt man aber, indem man das Bedürfniß festzustellen sucht, die Persönlichkeiten und ihre Stellung, die Sitten und Standesgewohnheiten u. s. w. in Betracht zu ziehen, und insofern ist für den Handwerker vieles L., was für den großen Fabrikherrn, den reichen Bankier, den großen Gutsbesitzer nicht als solcher gilt. Vom strengsten wirthschaftlichen Standpunkt erscheint aller und jeder L. unbedingt verwerflich, insofern Güter in keiner Weise mehr consumirt werden sollen, als zum Leben der Menschen und zur Production erforderlich sind. Man kann sich indeß auf diesen Standpunkt nicht stellen, ohne damit Nachtheile zu übersehen, welche diese Beschränkung der Menschen auf das Nothwendigste mit sich führt. Nicht die Production der Güter in großer Menge und mit möglichst geringem Aufwande ist Lebenszweck der Menschen, sondern das Wohlergehen derselben, und zu diesem gehört mehr als die Befriedigung der nothwendigsten und gewöhnlichsten Bedürfnisse, gehört die Herstellung eines gewissen Wohllebens, in dem sich der Mensch geistig und körperlich voll entwickeln kann. Der L. an sich ist daher nicht zu tadeln, sondern nur sein Uebermaß, obwol man selbst dieses in gewisser Hinsicht, da der übermäßige L. Arbeitern Arbeit und Verdienst gibt, hat entschuldigen wollen, aber mit Unrecht. L. ist die Folge des Reichthums. Nur wo Reichthum vorhanden, kann dauernd L. existiren, und somit tritt der L. als ein günstiges Zeichen für den Wohlstand eines Landes auf, den er freilich auch, wenn er zu weit geht, ruiniren kann. Schon frühzeitig hat man sich gegen den L. erklärt, und

namentlich ist das von den Staatsverwaltungen geschehen, welche aber in ihren Verboten meist die untern und mittlern Klassen der Bevölkerung ins Auge faßten. Schon bei den Römern gab es Luxusgesetze. Am zahlreichsten finden sie sich indeß am und nach dem Ende des Mittelalters, im 17. und 18. Jahrh. Es wurde durch diese Gesetze fast alles, was Aufwand zuläßt, zu regeln versucht; in jedem Falle aber fruchtlos. Fast gibt es kein Beispiel, daß ein Luxusgesetz von irgend nennenswerther Wirkung gewesen, und ebenso wenig haben Luxussteuern gewirkt. Mit Recht hat sich deshalb die neuere Zeit von allen Luxusgesetzen fern gehalten, zumal das Princip der Freiheit die Einmischung in die innern wirthschaftlichen Angelegenheiten der einzelnen Familien nicht zuläßt. Nur die Sitte vermag dem übermäßigen L. zu steuern. Allerdings ist es aber sehr zu tadeln, wenn von seiten derjenigen, welche an der Spitze des Staats stehen, der übermäßige L., wie es z. B. in Frankreich geschehen, hervorgerufen sowie absichtlich gefördert und damit der Keim zum wirthschaftlichen und sittlichen Elend des Volks gelegt wird.

Luynes (Charles d'Albert, Herzog von), der Günstling Ludwig's XIII. (s. d.) von Frankreich, wurde 5. Aug. 1578 zu Pont-St.-Esprit im Gard-Departement geboren. Seine Familie wanderte 1415 aus dem Florentinischen ein, hieß eigentlich Alberti und erwarb durch Kauf die Besitzung Luynes oder Maillé im frühern Touraine, mit welcher der Grafentitel verknüpft war. Mit seinem Bruder kam L. als Page an den Hof Heinrich's IV., wo er durch seine Schönheit Aufsehen machte. Er erwarb sich als Gespiele die Gunst des Dauphin besonders dadurch, daß er dem Prinzen Dohlen abrichtete, die gleich Falken auf Sperlinge stießen. Als Ludwig König geworden, blieb er dessen Gesellschafter, weil er weder der Königin-Mutter noch deren mächtigem Günstlinge, dem zum Marschall d'Ancre erhobenen Florentiner Concini, gefährlich schien. Indeß untergrub L. aus Ehrgeiz, vielleicht auch von den misvergnügten Großen bewogen, das Ansehen der Mutter und des Marschalls beim Könige und brachte es dahin, daß Ludwig den Entschluß faßte, sich des Florentiners, und wäre es auch durch Mord, zu entledigen. Der Marschall d'Ancre (s. d.) wurde hierauf 14. April 1617 bei seiner Verhaftung niedergeschossen, Maria de' Medici aber in Gefangenschaft gehalten. L. erhielt sogleich die Güter des Ermordeten und bemächtigte sich auch, obschon er ohne alle Erfahrung war, des Staatsruders. Alsbald heirathete er auch die Tochter des Herzogs von Montbazon, und 1619 erhob ihn der König zum Herzog und Pair von Frankreich. Diese Erhebung erregte den Unwillen der Großen, die sich jetzt mit der nach Angers entflohenen Königin-Mutter zum Sturze des Günstlings verbanden. Indeß wußte L. den Streit beizulegen und erhielt sogar 1621 während des von ihm betriebenen Feldzugs gegen die Protestanten das Schwert als Connetable und kurze Zeit darauf das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch seine gänzliche Unfähigkeit. Es war ein Glück für ihn, daß er schon 15. Dec. 1621 starb, ehe der König Zeit erhielt, den herrschsüchtigen, habgierigen Günstling dem Unwillen der Großen und des Volks preiszugeben. — Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert, Herzog von L., ein Nachkomme des vorigen, Archäolog und Kunstfreund, geb. 15. Dec. 1802 in Paris, vertrat nach der Februarrevolution von 1848 das Seine- und Oise-Departement in der constituirenden wie der gesetzgebenden Nationalversammlung, wo er mit der Majorität zu stimmen pflegte. Bekannter wurde er indeß durch seinen Geschmack an Kunst und Wissenschaft sowie durch die Art, wie er sein anderthalb Millionen betragendes Einkommen verwendete. Er lernte die meisten todten und lebenden Sprachen, studirte Chemie und Metallurgie, trieb Malerei und leitete die Wiederherstellung von mehrern seiner Schlösser. Vorzüglich ist sein durch den Architekten Dubon restaurirtes Stammschloß Dampierre anzuführen, wo er Kunstschätze und Prachtstücke sammelte. Dabei beschäftigte er sich mit gelehrten Arbeiten, und unter andern geschätzten archäol. Schriften verfaßte und veröffentlichte er «Métaponte» (Par. 1836), eine «Description de quelques vases peints» (Par. 1840, mit 44 Kupfertafeln) und «Essai sur la numismatique des satrapies et de la Phénicie» (2 Bde., Par. 1846). Seine auserlesene Antiquitätensammlung stiftete er 1865 der großen pariser Bibliothek, wo sie gegenwärtig eine besondere Abtheilung des Antikencabinets bildet.

Luzan (Don Ignacio de), span. Dichter, geb. 28. März 1702 zu Saragossa, wo sein Vater als Gouverneur von Aragonien residirte, wurde durch den frühen Tod seiner Aeltern und durch die Unruhen des Erbfolgekriegs aller Vortheile seiner Geburt verlustig. Verwaist kam er zu seiner Großmutter nach Barcelona und machte dann seine Studien zu Mallorca und Palermo, worauf er auf der Universität zu Catania 1727 Doctor der Rechte wurde. Doch Anlage und Neigung zogen ihn stets mehr zum Studium der Poesie und Sprachen. Nachdem er 1729 seinen Oheim durch den Tod verloren, begab er sich nach Neapel in den Schutz seines Bruders, des Grafen von L. und Gouverneurs von St.-Elmo. Dieser sendete ihn vier Jahre

später nach Spanien, um seine Güter zu verwalten, und nun lebte er zurückgezogen in Monzon. Um sich ein unabhängiges Los zu verschaffen, ging er jedoch nach Madrid, wo seine Talente und Kenntnisse sehr bald Anerkennung fanden, sodaß er Mitglied der königl. Akademie und darauf auch Mitglied der Akademie der Geschichte wurde. 1747 erfolgte seine Ernennung zum Botschaftssecretär in Paris, im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst und nach seiner Rückberufung nach Spanien 1750 zum Finanz- und Commerzienrathe, Oberaufseher der Münze von Madrid und zum Schatzmeister der königl. Bibliothek. Der Minister Don José de Carvajal führte ihn in die Cirkel der Akademie del buen gusto ein, wo er viele von seinen poetischen Compositionen mit Beifall vortrug. Auch hatte er mit Carvajal bedeutenden Antheil an der Errichtung der Akademie von San-Fernando. Der König wollte ihn zu einem der ersten Staatsposten erheben, als L. 19. März 1754 starb. Auf die Umgestaltung der span. Poesie übte L. durch seine kritische «Poetica» (Sarag. 1737; 2 Bde., Madr. 1783 und 1789) den entscheidendsten Einfluß, indem er durch diese Einführer des franz.-classischen Geschmacks wurde. Weniger bedeutend ist er durch seine eigenen Dichtungen geworden, in denen er nie die Grenzen geschickter Nachahmung überschritt. Sie bestehen auch nur aus Uebersetzungen, Nachbildungen und Gelegenheitsgedichten, die sich hauptsächlich durch Correctheit, Eleganz und technische Fertigkeit auszeichnen. Außerdem besitzt man von ihm einige gelehrte und gutgeschriebene Abhandlungen über Politik und vaterländische Geschichte und «Memorias literarias de Paris» (1751).

Luzern, ein in der Mitte der Schweiz gelegener und schon 1332 dem Bunde der drei Länder beigetretener Canton, hat auf einem Flächenraume von 22,59 Q.-M. in fünf Amtsbezirken eine Bevölkerung von (1860) 130504 E. Das Land ist fruchtbar an Getreide und Obst, hat bedeutende Viehzucht, und im Entlibuch sowie in einigen andern höhern Gegenden wird Alpenwirthschaft getrieben. Auch einige größere industrielle Unternehmungen sind in neuerer Zeit zu Stande gekommen. Die Bewohner sind Deutsche und bekennen sich zur kath. Kirche, bis auf 2619 Protestanten, die erst 1826 freie Religionsübung erhielten. L. gehörte zu den sog. regenerirten Cantonen, und seine Staatsverfassung von 1831 hatte den Charakter einer Repräsentativdemokratie, mit Ausschluß des eigentlich ochlokratischen Elements. Als später mehr und mehr die ultramontane Partei das Uebergewicht erhielt, setzte sie unter Beibehaltung mancher Hauptformen der frühern Constitution die Verfassung vom 1. Mai 1841 durch, welche durch Einführung des Veto, durch Beschränkung der frühern städtischen Repräsentation, durch blos nominelle Beibehaltung der Preßfreiheit und durch einseitige Begünstigung des Klerus zu den theokratisch-ochlokratischen gehörte. Die Berufung der Jesuiten 1844 stürzte den Canton sowie die ganze Schweiz in eine Reihe von Zerwürfnissen (s. Schweiz) und machte L. zum Haupte der Sonderbundscantone. Nach Beendigung des Sonderbundskriegs 1847 und dem Sturze der jesuitischen Regierung wurde zwar die Verfassung von 1841 mit ihrem Volksveto in der Hauptsache beibehalten, dagegen die Gesetzgebung dieser Periode über die Presse und das Erziehungswesen einer Revision unterworfen und die theokratischen Artikel ausgeschieden. Der Sonderbundskrieg brachte dem Canton eine außerordentliche Schuld von nahe 2,300000 Frs. Zur theilweisen Tilgung derselben wurde durch einen dem Volksveto unterworfenen Beschluß theils die Auflösung, theils die unverzügliche Aufhebung sämmtlicher Klöster, darunter die des reichen Klosters St.-Urban, angeordnet und zur Ausführung gebracht. — Die Hauptstadt L., am Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstättersee, dessen sich nach L. erstreckender Busen der Luzernersee heißt, hat wegen der vielen Gärten einen bedeutenden Umfang und gehört mit ihren breiten und gutgepflasterten Straßen zu den schönern Städten der Schweiz. Der Fluß theilt die Stadt in zwei ungleiche, durch drei Brücken (darunter die alte Kapellbrücke) verbundene Hälften. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: die Hof- oder Stiftskirche (St.-Leodegar), im 17. Jahrh. neu erbaut, mit zwei schlanken Thürmen aus dem Anfang des 16. Jahrh.; die Jesuitenkirche, um 1667 im sog. Jesuitenstil aufgeführt; das Rathhaus mit schönem Schnitzwerk und einer Reihe von Bildnissen luzerner Schultheißen; das Zeughaus, eins der ansehnlichsten der Schweiz. Von dem neuangelegten Hofquai mit einer Reihe neuer großartiger Gasthöfe hat man eine herrliche Aussicht auf den See und die Alpen. Vor dem Wäggiser Thore steht der berühmte Löwe von L., ein 1821 auf Anregung des Obersten Pfyffer zum Gedächtniß der 10. Aug. 1792 in den Tuilerien gefallenen Schweizergarden nach Thorwaldsen's Modell in eine Felswand eingehauener kolossaler Löwe, der sterbend die Lilien Frankreichs schirmt. Zu L. residirt gewöhnlich der päpstl. Nuntius für die Schweiz. Von Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Priesterseminar, ein Gymnasium, eine Realschule, eine

Taubstummenanstalt u. s. w. Sonst finden sich zu L. eine ansehnliche öffentliche Bibliothek (90000 Bände), ein Naturaliencabinet, das Staatsarchiv mit Münzsammlung. Die städtische Industrie erstreckt sich vorzüglich auf Seiden-, Baumwoll-, Flachs- und Handspinnerei, auf Fabrikation von Handschuhen, Band, Wagen, Eisenwaaren u. s. w. Auch ist der Speditionshandel nicht ohne Bedeutung. Die Stadt liegt an der schweiz. Centralbahn, ist aber außerdem auch mit Zürich und Zug durch Eisenbahnen verbunden. Während des Sommers nehmen viele Fremde zu L. ihren Aufenthalt. Vgl. Pfyffer, «Der Canton L.» (2 Thle., St.-Gallen 1857—59).

Luzerne ist der Name einer sehr schätzbaren Futterpflanze, welche eine Art der Gattung Schneckenklee (Medicago) ausmacht und im Systeme den Namen gebauter Schneckenklee (M. sativa L.) führt. Sie wird auch Ewiger Klee, Monatsklee, Spargelklee, Burgundisches Heu genannt. Sie stammt angeblich aus Spanien und dem Orient (Persien, Kleinasien, Griechenland) und kam erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nach Deutschland; jetzt wird sie im südl. Frankreich, in Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Nordafrika und in Süddeutschland und Thüringen in großer Ausdehnung angebaut. Sie trägt dreifingerige Blätter, violettblaue Schmetterlingsblumen und in zwei bis drei Windungen gedrehte Hülsen. Die Pflanze verträgt Hitze und Trockenheit, da sie tiefgehende Wurzeln hat, liefert das zeitigste Grünfutter im Frühjahre, gibt 4—5, in Südeuropa bei gehöriger Bewässerung sogar bis 10 Schnitte und ist dem Acker sehr zuträglich, gedeiht aber nicht überall, da sie zu ihrem Fortkommen einen tiefen, trockenen, humosen oder mergelhaltenden Lehm- oder Thonboden verlangt. Auf passendem Boden und in einem milden Klima hält die L., da sie eine perennirende Pflanze ist, eine Reihe von Jahren aus. Doch soll man sie nicht vor dem dritten Jahre Frucht tragen lassen. Im Frühling wird das Feld mit einer eisernen Egge aufgekratzt und mit Gips oder Asche gedüngt. Hinsichtlich ihres Futterwerths steht sie dem Kopfklee und der Esparsette nach; doch wird die geringere Nahrhaftigkeit durch die größern Futtermassen ausgeglichen, welche sie gibt. Mit Häckfel vermengt bietet sie übrigens ein ganz vorzügliches Futter. Bisweilen wurde auch das unangenehm-salzig, bitter und etwas herbe schmeckende Kraut als Heilmittel benutzt.

Lyceum (griech. Lykeion) hieß ursprünglich ein dem Apollon Lykeios (d. h. Wolfstödter) geheiligter Ort in der nächsten Umgebung von Athen, berühmt durch die schattigen Haine und herrlichen Gartenanlagen, besonders aber durch das Gymnasium, worin Aristoteles und nach ihm die Peripatetiker lehrten, und wonach auch die Römer ähnliche Anstalten, z. B. auf dem Tusculanum Cicero's und in der Villa Hadrian's zu Tibur, so benannten. Im Mittelalter bezeichnete man mit dem Namen L. Anstalten, in welchen die Aristotelische Philosophie in scholastischer Form gelehrt ward. In neuerer Zeit ist es der officielle und feierliche Titel für die Lateinischen oder Gelehrtenschulen geworden, dessen man sich in amtlichen Documenten, namentlich lat. Ausfertigungen, bediente. Anderswo, vorzüglich in Süddeutschland, wurde es der stehende Ausdruck für die höhern Bildungsanstalten, ist aber in Baiern, wo die Obergymnasien so bezeichnet wurden, gänzlich wieder verschwunden und hat den Namen Gymnasium und Studienanstalt Platz gemacht. In Würtemberg und Baden besteht der Name noch, aber in Würtemberg stehen die Lyceen unter den Gymnasien (einer Quarta bis Sexta der norddeutschen entsprechend), wie in Baiern die Lateinischen Schulen. In Baden dagegen sind die sechsklassigen Lyceen die Obergymnasien, während die Gymnasien nur fünf Klassen haben.

Lychnis, eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Nelkengewächse gehörende Pflanzengattung, deren Arten, lauter schönblühende Kräuter der gemäßigten Zone Europas und Asiens, von den deutschen Botanikern Lichtnelken genannt werden. Sie zeichnen sich durch einen röhrigen, fünfzähnigen Kelch, fünf langgenagelte, am Schlunde mit einem Krönchen versehene Blumenblätter, fünf fadenförmige, an der Innenseite mit Papillen besetzte Narben und eine mit fünf Klappen aufspringende vielsamige Kapsel aus. Ihre Blüten sind trugdoldig oder büschelig angeordnet, die Kelche ohne Hüllschuppen, die Blätter breit, gegenständig. Zu dieser Gattung gehören mehrere bekannte Wiesen-, Wald- und Zierblumen, nämlich die Pechnelke (L. Viscaria L.), mit kleberigen Stengeln und unzertheilten, purpurrothen Blumenblättern, die Feuernelke, Fleischerblume oder Kukuksblume (L. Flos cuculi L.), mit nichtkleberigen Stengeln und zierlich zerschlitzten rothen Blumenblättern, eine Zierde unserer Wiesen im Mai und Juni, die Mariennelke oder das Marienröschen (L. diurna Sibth.), eine starke und braunbehaarte Staude mit großen, rothen, geruchlosen Blumen, häufig an feuchten Orten unter Gebüsch, die weiße Lichtnelke (L. vespertina Sibth.), der vorigen ähnlich, aber weißblühend, welche ihre Blüten erst gegen Abend öffnet und häufig auf bebautem Boden, Schutt, an Wegen wächst; ferner von Zierpflanzen die Brennende Liebe (L. chalcedonica L.), eine

asiat. Art mit schirmförmig beisammenstehenden, scharlachrothen Blumen, u. a. m. Auch unsere gemeine Pechnelke wird mit gefüllten Blumen als Zierpflanze häufig gezogen. Beide Arten lassen sich durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht vermehren.

Lycien (griech. Lykia), die südlichste Landschaft Kleinasiens, im N. und NO. an Karien, Phrygien (Kabalia), Pisidien und Pamphylien grenzend, an den übrigen Seiten vom Meere bespült, wird von mehrern zum System des Taurus gehörigen mächtigen Gebirgen (dem Kragos im W., dem Massikytos im Innern und den Solymerbergen im O.) durchzogen, die sich bis zu einer Höhe von 8000 F. erheben und mehrfach in hohen Vorgebirgen gegen das Meer abfallen. Zwischen denselben ziehen sich die tiefeingeschnittenen Thäler der Flüsse Xanthos, Andriakos, Arykandos und Limyros mit zahlreichen kürzern Seitenthälern hin, die mit ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit einen reizenden Contrast zu der majestätischen Erhabenheit der schneebedeckten Gebirgsgipfel und zu dem einförmigen Ernst des Hochplateau, welches den nördlichern Theil der mittlern Landschaft einnimmt, bilden. Dieses von der Natur so reich ausgestattete Land wurde zuerst von semit. Stämmen, den Milyern und Solymern, bewohnt, die aber frühzeitig durch ein von Norden her eingewandertes indogerman. Volk, das sich selbst Tremiler nannte, von den Griechen aber (angeblich nach einem von Attika her eingewanderten Lykos) Lycier genannt wurde, theils vertrieben, theils unterworfen wurden. Von diesem lykischen Volke sind in frühen Zeiten mannichfache Culturelemente zu den Griechen gelangt, wie namentlich der Cult des Apollon, der mit seiner Mutter Leto (lykisch Lada = Frau) die Hauptgottheit L.s war und besonders in der Hauptstadt Xanthos (an dem gleichnamigen Flusse nahe der Südküste) ein hochberühmtes Heiligthum und Orakel hatte. Andererseits haben auch die Lycier, immerhin unter Bewahrung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit und ihrer dem indogerman. Stamme zugehörigen Sprache, von welcher uns noch zahlreiche Denkmäler in den (in einem dem griechischen verwandten, aber eigenthümlichen Alphabet geschriebenen) leider noch nicht vollständig entzifferten lykischen Inschriften erhalten sind, vieles von der griech. Cultur aufgenommen, wie besonders die vielen bildlichen und Baudenkmäler beweisen. Diese, fast ohne Ausnahme Grabdenkmäler, zu einem bedeutenden Theile aus dem natürlichen Felsen herausgearbeitet, zeigen in architektonischer Hinsicht theils die Formen der griech., speciell der ionischen Baukunst, theils Nachbildungen eines den Lyciern eigenthümlichen Holzbaues; die Sculpturwerke sind durchaus von dem Geiste echt griech. Kunst durchdrungen. In polit. Hinsicht hat L. selten eine bedeutendere Rolle gespielt. Nachdem es trotz heldenmüthigen Widerstandes von Harpagos, dem Feldherrn des Kyros, unterworfen worden war, bildete es eine Provinz des großen pers. Reichs und wurde durch pers. Satrapen, die factisch eine ziemlich unabhängige Stellung einnahmen, regiert. Bei der Auflösung des pers. Reichs nach dem Tode Alexander's d. Gr. kam es zuerst in die Gewalt der Ptolemäer und wurde dann dem syr. Reiche einverleibt, bis es von den Römern nach Besiegung Antiochos' d. Gr. den Rhodiern zum Eigenthum gegeben wurde. Aber der Unabhängigkeitssinn der Lycier sträubte sich gegen die wahrscheinlich ziemlich drückende Herrschaft des Inselvolks, und nach tapfern Kämpfen gelang es ihnen, das verhaßte Joch abzuwerfen und auch von den Römern die Anerkennung ihrer Selbständigkeit zu erlangen. Die einzelnen Städte, 23 an Zahl, wovon neben Xanthos Cadyanda, Tlos, Pinara, Patara, Phellos, Antiphellos, Myra, Limyra und Olympos die bedeutendern waren, traten zu einem Bunde (Koinon) zusammen, an dessen Spitze mehrere Bundesbeamte, darunter einer mit dem Titel Lykiarches, standen. Diese Zeit der Selbständigkeit L.s, eine Periode der Blüte und ruhiger Entwickelung, welche durch den Angriff des Brutus auf verschiedene lykische Städte (41 v. Chr.) nur vorübergehend gehemmt wurde, dauerte bis in die Regierung des Kaisers Claudius, welcher dem Lande wegen innerer Zwistigkeiten die Autonomie entzog. Nero gab sie ihm zwar zurück, aber Vespasian nahm sie ihm wieder für immer, indem er L. mit Pamphylien vereint zur röm. Provinz machte. Heutzutage ist die schwachbevölkerte und zum Theil verödete Landschaft ein Bestandtheil des türk. Reichs; in der Bevölkerung überwiegt im Innern des Landes das türk., an den Küsten das griech. Element. Vgl. Fellows, «A journal written during an excursion in Asia Minor» (Lond. 1839); derselbe, «An account of discoveries in Lycia» (Lond. 1841); Spratt und Forbes, «Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis» (2 Bde., Lond. 1847); Bachofen, «Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwickelung des Alterthums» (Freiburg 1862).

Lycopodium, s. Bärlapp.

Lydien, eine Landschaft an der Westküste Kleinasiens, welche südlich durch den Mäander an Karien, östlich an Phrygien und nördlich an Mysien grenzte, wurde in frühester Zeit Mäonien genannt, bis die ursprünglichen Bewohner, die indogerman. Mäoner, von den eingewan-

derten Lydiern, einem semit., den Karern nahe verwandten Völkerstamme, unterworfen wurden. Obgleich mehrfach von Gebirgen durchzogen (unter denen der Tmolos und Messogis, beide reich an trefflichen Weinen, die bedeutendsten sind) hat sie einen meist fruchtbaren, ja üppigen Boden; auch war sie im Alterthum reich an Gold, das man aus dem Flusse Paktolos und den ergiebigen Bergwerken gewann. Die bedeutendsten Städte waren, abgesehen von den ionischen Pflanzstädten an der Küste, Sardes, Magnesia, Thyatira, Apollonia und Philadelphia. Die Geschichte des Landes gliedert sich nach den drei einander folgenden Dynastien der Atyaden, Herakliden und Mermnaden (letztere von 718—546 v. Chr.), deren beide erste völlig der Mythe angehören. Unter den Mermnaden, durch welche L. zur höchsten Macht gelangte, zeichneten sich Gyges, Alyattes, welcher 623 v. Chr. gegen die Meder kämpfte, und dessen Sohn Krösus (s. d.) aus, der zwar ganz Vorderasien bis zum Halys eroberte, dann aber, als er auch diesen Fluß überschritt und das benachbarte pers. Reich angriff, durch den ältern Cyrus (s. d.) 546 v. Chr. seiner Herrschaft verlustig wurde. Die pers. Herrscher vernichteten systematisch den alten kriegerischen Geist des Volks, das nun bei dem Reichthum des Landes bald in arge Ueppigkeit und unmännliche Weichlichkeit verfiel; doch blieb Handel und Industrie noch lange in hoher Blüte, besonders die Kunst, kostbare Kleider und Teppiche zu fertigen, Wolle zu färben, Erze zu schmelzen, wie auch die Einführung von Gold- und Silbermünzen und der Gebrauch des sog. Lydischen Steins, d. h. des Kiesel- oder Wetzschiefers, als Probirstein von L. ausgegangen ist. Auch trug eine der Haupttonarten der griech. Musik, die den Charakter der Weichlichkeit ausdrückte, den Namen der Lydischen Tonart. Von Denkmälern lydischer Kunst aus den Zeiten, wo griech. Geschmack ihre Formen noch nicht bestimmte, sind nur Grabdenkmäler, meist lydischer Könige, erhalten. Vgl. Steuart, «Description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia» (Lond. 1843); Texier, «Description de l'Asie mineure» (Par. 1838 fg.); Olfers, «Ueber die lydischen Königsgräber bei Sardes» (Berl. 1859).

Lyell (Sir Charles), ausgezeichneter engl. Geolog, Sohn des Botanikers Charles L. (gest. 1849), nach welchem R. Brown eine Pflanzengattung Lyellia genannt hat, wurde 14. Nov. 1797 zu Kinnardy in Forfarshire geboren, besuchte die Schule zu Midhurst in Sussex und bezog 1816 die Universität zu Oxford, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Gleichzeitig beschäftigte er sich viel mit den Naturwissenschaften, mit Entomologie, Botanik und besonders mit Geologie, für welche ihm Buckland eine entschiedene Neigung einflößte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Oxford begann er die gewöhnliche praktische Laufbahn der engl. Juristen; doch setzte er auch jetzt seine geol. Studien fort, denen er sich endlich ganz widmete. Nachdem er seinen Wohnsitz in London genommen, wurde er ein thätiges Mitglied der Geologischen Gesellschaft und 1831 Professor der Geologie am King's-College. Hierauf bereiste er mehrere Theile von Deutschland, Frankreich und Italien. Seine geognostischen Beobachtungen veröffentlichte er seit 1824 in den «Transactions of the Geological Society» und den «Annales des sciences naturelles». Alsdann trat er mit einem größern Werke, den «Principles of geology» (3 Bde., Lond. 1830—33; 9. Aufl. 1853; deutsch von K. Hartmann, Weim. 1842) hervor, die eine Epoche in der Wissenschaft bezeichnen. Der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die Veränderungen der Erdoberfläche aus noch jetzt wirksamen Ursachen, ohne Annahme ganz besonderer, qualitativ und quantitativ wunderbarer Umwälzungen, zu erklären. Trotz aller Einwürfe, die Conybeare, Sedgwick u. a. gegen seine Ansichten erhoben, gebührt ihm doch das große Verdienst, auf sehr wichtige Gesichtspunkte für geol. Betrachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht und ein consequentes geol. System aufgestellt zu haben. Auch gab er «Elements of geology» (Lond. 1838; 6. Aufl. 1865; deutsch von Hartmann, Weim. 1850) heraus. In den J. 1841—42 machte er eine Reise nach Amerika, wo er in mehrern Hauptstädten der Vereinigten Staaten sehr besuchte Vorlesungen über Geologie hielt, und über welche er in «Travels in North America, with geological observations, etc.» (2 Bde., Lond. 1845; deutsch von Dieffenbach, 2 Bde., Braunschw. 1851) berichtete. Eine zweite Reise, 1845—46, ist in «A second visit to the United States» (2 Bde., Lond. 1849; 3. Aufl. 1855) beschrieben. Im Herbst 1852 schiffte er sich zum dritten mal nach den Vereinigten Staaten ein, kehrte aber schon nach einigen Monaten zurück und wurde zum Mitgliede der Commission unter dem Präsidium des Grafen Ellesmere ernannt, welche im Auftrage der brit. Regierung der Eröffnung der großen neuyorker Industrieausstellung 1853 beiwohnte. Außerordentliches Interesse erregten seine Untersuchungen über Anfang und Alter des Menschengeschlechts, die er in den «Geological evidences of the antiquity of man» (3. Aufl., Lond. 1863) niederlegte, und in denen er das Vorhandensein menschlicher Ueberreste in Erdschichten nachwies, deren Bildung lange vor der allgemein ange-

nommenen Schöpfungsperiode stattgefunden haben muß. Im Juli 1864 wurde L. zum Baronet erhoben. Während den Zwischenpausen seiner wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt er sich auch mit der Poesie und hat die lyrischen Gedichte Dante's ins Englische übersetzt («Lyrical poems of Dante Alighieri» Lond. 1845).

Lykanthropie, s. Werwolf.

Lykäon, der Sohn des Pelasgos und der Meliböa, der Tochter des Okeanos, oder der Kyllene, war ein König in Arkadien, welcher Lykosura erbaute und den Dienst des Zeus Lykäos gründete. Dionysius erwähnt einen ältern und einen jüngern L. Er war Vater von 50 Söhnen, von denen mehrere als Erbauer arkadischer Städte genannt werden. Der Sage nach erscheint er bald als Frevler gegen die Götter, bald als der erste Civilisator Arkadiens. Nach Pausanias opferte er auf dem Altar des Zeus ein Kind, wurde aber noch während des Opfers vom Gotte in einen Wolf verwandelt. Dieses und anderes gab wahrscheinlich Veranlassung zu der von Ovid und andern ausgeschmückten Fabel. Nach dieser stieg Zeus, der von der Verdorbenheit des Menschengeschlechts gehört, in Menschengestalt auf die Erde herab und ging nach Arkadien. Hier wurde er von dem Volke erkannt und verehrt, nur L. zweifelte und setzte ihm, um ihn zu versuchen, mit Menschenfleisch vermischte Speisen vor. Sogleich stürzte Zeus im Zorn darüber die Tafel um, brannte den Palast des L. nieder und verwandelte ihn mit seinen ebenfalls ruchlosen Söhnen in Wölfe oder erschlug sie mit dem Blitzstrahl. Nur einer von den Söhnen, Nyktimos (den aber nach andern der Vater zu jener Mahlzeit schlachtete), wurde durch Vermittelung der Gäa gerettet. Unter der Regierung desselben kam dann die deukalionische Flut, die durch die Gottlosigkeit der Lykaoniden herbeigeführt worden sein soll.

Lykaonien, eine Landschaft in Kleinasien, mit der Hauptstadt Iconium (s. d.), wurde östlich von Kappadocien, nördlich von Galatien, westlich von Pisidien, südlich von Isaurien und Cilicien begrenzt und erhielt der Sage nach den Namen von dem Könige der Arkadier, Lykaon (s. d.).

Lykophron, ein griech. Grammatiker und Trauerspieldichter, um 270 v. Chr., aus Chalcis in Euböa gebürtig, der aber den größten Theil seines Lebens an dem Hofe des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria zubrachte und an einer bei einem Wortwechsel über die Vorzüge der alten Dichter von seinem Gegner ihm beigebrachten Wunde gestorben sein soll, ist der Verfasser eines unter dem Namen «Kassandra» oder «Alexandra» bekannten Melodramas in Jamben, worin jene Seherin den Untergang Trojas und die Schicksale aller darein verflochtenen Helden in fortlaufender Rede weissagt. Dieses wegen seiner vielen dunkeln Anspielungen schwerverständliche und von mytholog. Gelehrsamkeit strotzende Gedicht charakterisirt am deutlichsten die Richtung der sog. Alexandrinischen Schule. Ausgaben, zugleich mit dem griech. Commentar von Isaak und Johannes Tzetzes, besorgten Potter (Oxf. 1697; 2. Aufl. 1702), Sebastiani (Rom 1803) und Müller (3 Bde., Lpz. 1811), eine neue Textrecension Bachmann (Lpz. 1830).

Lykurgos, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, dessen Zeit (nach der gewöhnlichen Chronologie setzt man ihn um 880 v. Chr.) wie seine ganze Persönlichkeit so sehr in das Dunkel der Sage eingehüllt ist, daß es sogar zweifelhaft erscheint, ob wir in ihm überhaupt eine histor. Persönlichkeit oder eine rein mythische Figur (wofür sein Name, der zugleich ein Beiname des Apollon ist, und die göttlichen Ehren, die ihm in Sparta erwiesen wurden, sprechen) zu erkennen haben. Nach der gangbarsten Ueberlieferung war er der Sohn des Königs Eunomos aus der Familie der Eurypontiden, führte die Regierung eine Zeit lang als Vormund des unmündigen Königs Charilaos, seines Neffen, und wurde durch eine Gegenpartei auszuwandern veranlaßt. Später kehrte er, nachdem er Kreta, Kleinasien (woher er die Homerischen Gesänge mitgebracht haben soll) und sogar Aegypten besucht hatte, in sein Vaterland zurück und ertheilte hier auf Veranlassung seiner Mitbürger und mit Genehmigung des delphischen Orakels seiner Vaterstadt eine Verfassung, die außer einigen neuen Einrichtungen größtentheils nur altes Herkommen als Gesetz bestätigte, und deren einzelne Satzungen mündlich in Sprüchen (Rhetren) fortgepflanzt wurden. Die Grundzüge dieser Verfassung, bei welcher namentlich alle Privatinteressen dem gemeinsamen Staatsinteresse untergeordnet waren, bestanden darin, daß mit Beibehaltung der zwei erblichen Könige diesen ein Rath von 28 durch Erfahrung und höheres Alter erprobten Mitgliedern oder Geronten (s. d.), welche die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten hatten, zur Seite gesetzt und in den Volksversammlungen, an denen jeder Spartaner vom 30. Lebensjahre an theilnehmen konnte, durch Bejahung oder Verneinung über Gesetze, Beamtenwahl, Krieg und Frieden entschieden wurde. Bei den Bestimmungen über die Erziehung und das Privatleben der Spartiaten sah er besonders auf Abhärtung des Körpers und Tauglichkeit zum Kriegsdienste, daher er außer großer Einfachheit in Kleidung und Wohnung auch öffentliche Männermahle

anordnete, bei denen die bekannte schwarze Suppe einen Hauptbestandtheil ausmachte. Um alle Abweichung von der einheimischen Sitte zu verhüten, verbot er das Reisen ins Ausland ebenso wie den Aufenthalt der Fremden in Sparta. (S. Sparta.) Unwahrscheinlich ist die Annahme, daß Gleichheit des Grundbesitzes durch Zutheilung von gleichen unveräußerlichen Ackerlosen an alle Spartiaten einen Bestandtheil der Lykurgischen Gesetzgebung ausgemacht habe; entschieden irrig die Ansicht, welche auch die Einsetzung der Ephoren (s. d.) auf dieselbe zurückführt. Nachdem L. die Könige, den Rath und die Bürger einen feierlichen Eid hatte schwören lassen, daß sie während seiner Abwesenheit nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, verließ er die Stadt und kehrte nie wieder zurück, sondern machte, wie es heißt, seinem Leben durch freiwilligen Hungertod ein Ende. Gleichzeitig mit seiner Gesetzgebung in Sparta soll er auch durch einen Vertrag mit Iphitos von Elis die Olympischen Spiele eingesetzt oder erneuert haben. Vgl. außer den allgemeinern Werken über griech. Geschichte: Lachmann, «Spartanische Staatsverfassung» (Bresl. 1836); Kopstadt, «De rerum Laconicarum constitutionis Lycurgeae origine et indole» (Greifsw. 1849). Aus dem Alterthume haben wir eine Biographie des L. von Plutarch.

Lykurgos, ein bedeutender athenischer Staatsmann und Redner, der Sohn des Lykophron, aus dem alten Geschlechte der Eteobutaden, war um 390 v. Chr. in Athen geboren. Vorgebildet durch rhetorische und philos. Studien unter Leitung des Isokrates und Platon, widmete er sich mit dem ganzen Eifer glühender Vaterlandsliebe dem Dienste des Staats und gehörte bald zu den angesehensten Vertretern der antimacedon. Partei. Nach der Schlacht bei Chäroneia (338) trat er als Vorsteher der öffentlichen Einkünfte an die Spitze der athenischen Finanzverwaltung und verwaltete dieses Amt während dreier Finanzperioden (12 J. lang), zuerst unter seinem eigenen Namen, dann, indem er einen seiner Freunde vorschob, mit ausgezeichnetem Erfolg. Er brachte die zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung und Blüte und sorgte zugleich durch bedeutende Bauunternehmungen sowol für die Sicherheit als für den Glanz seiner Vaterstadt. So ließ er durch den berühmten Architekten Philon in Piräeus ein großartiges Seezeughaus, für das Geräthe von 1000 Schiffen bestimmt, erbauen, vollendete den Bau des athenischen Theaters und schmückte dasselbe mit Bildwerken, errichtete das Stadion für die Feier der Panathenäischen Festspiele und ein Gymnasion im Lykeion (Heiligthum des Apollon Lykeios); auch sorgte er für die glänzende Ausstattung der Feier öffentlicher Feste durch Anschaffung von Goldschmuck und kostbaren Gefäßen. Wie im Staatsdienste, so bewährte er sich auch vor den Gerichten als Redner als ein Mann von strengstem Rechtsgefühl und unbeugsamem Charakter, daher er auch besonders als Ankläger gefürchtet war. Er starb 323. Von den 15 Reden, welche man im Alterthum von ihm besaß, ist uns nur eine (gegen Leokrates wegen Vaterlandsverrath, gehalten 330) erhalten, die bei tiefem sittlichen Ernst der Gedanken einen entschiedenen Mangel an Glätte und Anmuth des Ausdrucks zeigt. Sie ist, außer in den Gesammtausgaben der griech. Redner von Bekker, Baiter und Sauppe und Müller, sehr häufig besonders herausgegeben, am besten von Baiter und Sauppe (Zür. 1834), Mätzner (Berl. 1856) und Scheibe (Lpz. 1853); übersetzt von Nüßlin (Manh. 1840) und (mit griech. Text) von Jenicke (Lpz. 1856). Die Bruchstücke der verlorenen Reden sind gesammelt von Kießling (Halle 1847, nebst Abhandlung über L.' Leben von Meier).

Lymphe (Milchsaft). Aus dem Blute ergießt sich durch die Wände der Haargefäße hindurch eine Flüssigkeit, welche die feinern Gewebsbestandtheile aller Organe umspült und aus der die Gewebe ernährt werden. Die L. enthält also Bestandtheile des Bluts und die Umsatzproducte der Gewebe. Die die Gewebe durchtränkende Parenchymflüssigkeit ist eine farblose, klare Flüssigkeit, welche je nach den verschiedenen Geweben eine andere Zusammensetzung hat. Eine Anhäufung derselben in den Geweben stellt die Wassersucht (Oedem) dieser dar. Die L. fließt aus den Geweben wieder ab, und zwar so, das sich die Gewebslücken in der äußern, scheidenähnlichen Haut des Organs zu mehrern Kanälen ansammeln, welche sich endlich als isolirte Stämmchen von den Organen loslösen. Diese Lymphgefäße (Saugadern), die einen den Blutgefäßen ähnlichen Bau haben und wie die Venen mit Klappen versehen sind, welche den Rückfluß ihres Inhalts hindern, treten zu immer größern Stämmchen zusammen, die an einzelnen Stellen ihres Verlaufs zu den Lymphdrüsen anschwellen. Letztere sind plattrundliche, linsen- bis haselnußgroße Körperchen, in denen sich die Lymphgefäße vielfach verzweigen und mit Bluthaargefäßen in innige Berührung treten. In ihnen erleidet die L. eine chemische und morphotische Veränderung. Zuletzt treten die Lymphgefäße zu zwei großen Stämmen zusammen, von denen sich der größere, rabenfederkieldicke, welcher die Lymphgefäße des Bauchs und der Beine aufnimmt, vom zweiten oder dritten Lendenwirbel auf der linken Seite der Wirbelsäule bis zum Halse erstreckt, wo er sich in die linke Schlüsselbeinvene (Vena subclavia) ergießt (Brustmilchgang). Die

andere sammelt die Lymphgefäße des rechten Arms, der rechten Seite des Halses, des Kopfs und der Brust auf und mündet in die rechte Schlüsselbeinvene. Die L. wird durch den Druck der aus den Haargefäßen ausgepreßten Flüssigkeit bewegt, und ihr Rücktritt in das Blut ist dadurch möglich, daß an den Mündungsstellen das Blut wegen der ansaugenden Wirkung der Athmung unter geringerm Drucke steht. Auf ihrem Wege zum Blut wird die L. insofern verändert, als in den Lymphdrüsen gallige Bestandtheile, die mit den farblosen Blutkörperchen identischen Lymphkörperchen, entstehen, welche sich der Lymphflüssigkeit beimischen; dadurch und durch große Mengen feinzertheilten Fettes bekommt die L. ein milchähnliches Ansehen. Diese L. ist chemisch dem Blutserum sehr ähnlich und unterscheidet sich von diesem fast nur dadurch, daß sie nur halb so viel Eiweiß enthält als jenes. Auch gerinnt die L. wie das Blut. Eine besondere Art der L. ist der aus der Darmwand gebildete Chylus (s. d.), der auch die verdaute Nahrung theilweise aufnimmt. L. nennt man auch die in den Kuhpockenbläschen enthaltene Flüssigkeit. Die **Lymphdrüsen** sind verschiedenen krankhaften Veränderungen unterworfen. Dieselben schwellen an bei gewissen Erkrankungen des ganzen Körpers (Skrophulose, Syphilis) oder bei Erkrankungen einzelner Körpertheile, dann aber blos die, welche die Lymphgefäße des kranken Körpertheils aufnehmen. Entzündungen und Vereiterungen der Lymphdrüsen nennt man Bubonen (s. d.). Bei der orient. Pest trifft die Erkrankung die Lymphdrüsen des ganzen Körpers (Bubonenpest).

Lynchjustiz, **Lynchen** (Lynch law) nennt man in Nordamerika die sog. Volksjustiz, wonach das Volk selbst über gewisse wirkliche oder vermeintliche Verbrechen und gemeinschädliche Handlungen, die das Strafgesetz gar nicht oder nach der öffentlichen Meinung nicht hart und schnell genug zu treffen vermag, eigenmächtig verhängt. Beispiele solchen verbrecherischen Verfahrens finden sich in allen Ländern, wo die Civilisation und das Recht weniger befestigt sind, sowie zu Zeiten der Revolution, wo die polit. Leidenschaften das Volk zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Die L. wird in Nordamerika gewöhnlich ausgeübt gegen Pferdediebe, Gauner, Bankhalter, Kuppler, in den Sklavenstaaten ehedem auch gegen diejenigen, welche den flüchtigen Sklaven Vorschub leisteten oder sich gegen die Sklaverei überhaupt erklärten (Abolitionisten). Zerstörung des Eigenthums, körperliche Mishandlung, darunter das Bestreichen mit Theer und nachheriges Wälzen in Federn, selbst Ermordung, gewöhnlich durch Aufknüpfen, sind die Acte dieser barbarischen Justiz. Der Name soll von einem gewissen **John Lynch** herstammen, der gegen das Ende des 16. Jahrh., als der regelmäßige Gang der Colonialgesetze keinen genügenden Schutz gegen die Verwüstungen gewährte, welche flüchtige Sklaven und Verbrecher, die in der Nähe des Dismal-Swamp in Nordcarolina sich sammelten, an den benachbarten Pflanzungen verübten, von den Bewohnern erwählt und mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber, Richter und ausführende Gewalt in Civil- und Criminalsachen bekleidet wurde.

Lyndhurst (John Singleton Copley, Baron), ausgezeichneter brit. Staatsmann, geb. 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika, kam mit seinem Vater, einem talentvollen Maler, 1775 beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfs nach England. Für den geistlichen Stand bestimmt, zeichnete er sich auf der Universität zu Cambridge durch Fleiß und Talent so aus, daß er 1794 ein Reisestipendium erhielt, welches er dazu benutzte, das Land seiner Geburt zu besuchen. Nach der Rückkehr widmete er sich dem Rechtsstudium, gewann bald als Sachwalter eine ausgebreitete Praxis und erwarb sich durch die Vertheidigung der einer Verschwörung angeklagten Radicalen Watson und Thistlewood einen großen Ruf als Rechtsgelehrter und Wortführer der Volkspartei. Aus Ehrgeiz verließ er jedoch seine volksthümliche Laufbahn, ließ sich 1818 von der Stadt Yarmouth ins Unterhaus wählen und nahm im Juli 1819 von der Regierung das Amt als Generalprocurator der Krone an. In dieser Eigenschaft mußte er im Oberhause gegen die Königin Karoline (s. d.) auftreten, deren Angelegenheit Brougham führte. Die Vorsicht und Zurückhaltung, die er im Angesichte seines gefürchteten Gegners bewies, zog ihm damals mit Unrecht die Vorwürfe der Höflinge zu. 1823 stieg er zum Attorney-General oder Generalanwalt; 1826 aber erhielt er die Stelle des Master of the rolls oder Chefs der Archive beim Kanzleihofe. In derselben Zeit wurde er auch nach einem harten Wahlkampfe von der Universität Cambridge zu ihrem Vertreter gewählt. Von der Torypartei emporgehoben, hatte er in kurzer Zeit seine Ansichten so gänzlich geändert, daß er sich mit Eifer der Emancipation der Katholiken widersetzte und mit den Hochtories stimmte. Als jedoch Canning 1827 an die Spitze der Verwaltung trat, mäßigte sich L. und wurde zum Lordkanzler sowie zum Baron L. und Peer von England erhoben. Diese Stellung behielt er nicht nur unter Goderich's Verwaltung, sondern auch unter dem Ministerium Wellington. Erst 1830, als die Whigs ans Ruder kamen, trat er sein Amt an Brougham ab. Während des Kampfs um die Parlaments-

reform spielte nun L., der sich einige Jahre zuvor mit Canning zu freisinnigen Reformen verbunden hatte, wieder den hitzigsten Wortführer der Hochtories, obwol er es nicht verschmähte, von den Whigs nebenbei den Posten eines Lord-Chief-Baron des Schatzkammergerichts anzunehmen. Er behauptete, daß die Veränderung des Wahlgesetzes den Untergang der brit. Größe nach sich ziehen würde. In der vorübergehenden Verwaltung, die Peel und Wellington im Nov. 1834 bildeten, bekleidete er abermals das Kanzleramt. Seit deren Rücktritte machte er den Whigs im Parlamente besonders viel zu schaffen, indem er seine Angriffe unter anscheinender Mäßigung versteckte. In der Session von 1837 veranlaßte er das Haus, den Tadel gegen Lord Durham (s. d.) auszusprechen, der eigentlich auf die Minister zurückfallen mußte. 1839 brachte er in den Angelegenheiten der Colonie Jamaica die Verbindung der Radicalen mit den Tories zu Stande, was die augenblickliche Auflösung des Ministeriums mit sich führte. Die maßlose Leidenschaftlichkeit, die er in den Discussionen über Irland entwickelte, zog ihm besonders den Zorn der Irländer zu. Als endlich im Aug. 1841 das Ministerium Melbourne unterlag, übernahm L. unter Peel zum dritten mal das Amt des Lord-Kanzlers, welches er auch nach dem Abfall Lord Stanley's und der Protectionisten beibehielt. Der Rücktritt Peel's im Juli 1846 nöthigte indeß auch ihn, seinen Posten niederzulegen. Seitdem nahm er trotz eines Augenleidens, das jedoch durch eine glückliche Operation beseitigt wurde, an den Debatten des Oberhauses thätigen Antheil; namentlich ließ er seine Stimme bei jurist. Fragen hören, wo er für eine große Autorität galt. Seine Anträge gegen die ausländischen Flüchtlinge 1851 und 1853, zu deren Ueberwachung er die Alienacte wieder eingeführt wissen wollte, wurden von dem Ministerium abgelehnt. Dagegen machten seine Reden über die Politik der Regierung im Orientkriege und über den Frieden von 1856 seinen Namen wieder ebenso populär, wie er es in den Tagen gewesen war, wo er den absolutistischen Maßregeln Castlereagh's entgegentrat. Während des ital. Feldzugs donnerte er gegen die Eroberungsgelüste Ludwig Napoleon's, und noch in seinem 90. Lebensjahre setzte er das Haus der Lords durch glänzende Ausbrüche einer fast jugendlichen Beredsamkeit in Erstaunen. Bis ins höchste Alter im Vollgenuß seiner geistigen Kräfte, starb er nach kurzer Krankheit zu London 12. Oct. 1863.

Lyon, die Hauptstadt des Depart. Rhône, nach Paris die größte und wichtigste Stadt Frankreichs, Sitz eines Erzbischofs, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und mehrerer Friedensgerichte, einer Handels- und Ackerbaukammer, eines Gewerberaths, zugleich Münzstätte, Hauptort der achten Militärdivision und bedeutendste Fabrikstadt des Reichs, liegt am Zusammenflusse des Rhône und der Saône malerisch theils auf der südwärts langgestreckten Halbinsel zwischen beiden Flüssen, theils auf den gegenüberliegenden, meist hügeligen Ufern in einer reizenden, von Gärten, Weinpflanzungen und Landhäusern erfüllten Gegend. Die Stadt ist, gleich Paris, einer besondern Gesetzgebung unterworfen, hat einen vom Kaiser ernannten Stadtrath und zerfällt in 5 Arrondissements mit 27 Parochien. Sie zählte 1856 mit den Vorstädten, von denen Vaise im W., La-Croix-rousse im N. und La-Guillotière im O. durch ein Decret vom 24. März 1852 erst definitiv ihr einverleibt wurden, 292721, im J. 1861 bereits 318803 E., wovon 31647 auf die drei genannten Vorstädte (auf La-Guillotière allein 18290) entfielen. Wie es eine Armee von Paris gibt, so auch eine Armee von L. Die Stadt ist ein Kasernenplatz, Festung ersten Ranges, seit der Revolte von 1834 durch eine Festungslinie im Osten, durch mehrere detachirte Forts auf dem rechten Saône- und linken Rhôneufer vertheidigt. Doch scheinen die Werke mehr gegen die Stadt selbst als gegen einen äußern Feind angelegt. Wegen des unebenen Bodens ist L. unregelmäßig, auch im ganzen keineswegs schön gebaut. Die Straßen sind meist eng, winkelig, die Häuser zwar massiv, aber oft von übergroßer Höhe, zum Theil bis sieben Stockwerke hoch. Indeß hat die Stadt auch mehrere lange, breite und regelmäßige Straßen (z. B. die erst 1855—56 gebrochene Rue Impériale von 22 Meter Breite und 1200 Meter Länge), 56 meist schöne Plätze, 28 ausgezeichnete Quais, von denen der Rhônequai St.-Clair besonders berühmt ist, 7 Rhône- und 10 Saônebrücken, 18 Thore, verschiedene Bahnhöfe, viele einzelne herrliche Gebäude, im pariser Glanz schimmernde Läden und Hôtels und macht einen großstädtisch-opulenten Eindruck.

Der Platz Bellecour, einer der größten Europas, von stattlichen Gebäuden umgeben, enthält schöne Kastanienalleen und Gartenanlagen, Bassins, Springbrunnen, zwei Pavillons (seit 1856) und die Reiterstatue Ludwig's XIV. (seit 1825). Sodann sind hervorzuheben La Place des Terreaux, berüchtigt durch die Hinrichtungen in der ersten Revolution, der Platz Louis-Napoleon (früher Place de Louis XVIII.) mit der Reiterstatue Napoleon's I. (seit 1852), der Platz Sathonay mit Kastanienpflanzungen, einer Fontaine und der Statue Jacquard's, der Platz Tholozan

mit der Bronzestatue des Marschalls Suchet (seit 1858). Unter den Brücken zeichnen sich aus der Pont de Tilsit oder d'Archevêché, der Pont Lafayette, der Pont de la Guillotière (1560 F. lang, mit 20 Bogen). Von den sehr zahlreichen Gotteshäusern (darunter zwei prot. Kirchen und eine Synagoge) sind die bedeutendsten: die alte Kathedrale St.-Jean, ein 1476 vollendeter Bau in gemischtem byzant.-goth. Stil, mit vier Thürmen, prachtvollem Portal, der größten Glocke Frankreichs (20000 Pfd.), einer merkwürdigen astron. Uhr und vielen Gemälden, welche ihr der Cardinal Fesch als Erzbischof schenkte; die Kirchen Ainay (auf der Stelle eines röm. Tempels), St.-Irénée, St.-Nizier, St.-Polycarpe (mit der größten Orgel), St.-Paul, Notre-Dame. Letztere ist eine uralte Cultusstätte mit einem wunderthätigen Marienbilde auf der Höhe von Fourvières, die eine großartige Aussicht bis zu den Schneegipfeln des Montblanc bietet. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das Stadthaus, eins der größten Europas (1646—55 von Simon Maupin erbaut, 1674 durch Feuersbrunst zerstört, 1702 von Mansart und neuerdings besser von Desjardins restaurirt), seit 1858 Sitz der im Präfecten vereinigten Departemental- und Municipaladministrationen, mit dem Stadtarchiv, den kühnen Bronzegruppen des Rhône und der Saône, einem Glockenthurm, Kuppeln und einer Reiterstatue Heinrich's IV. an der Façade; gegenüber das Massiv des Terreaux, ein großer, schöner Bau mit den kolossalen Statuen Simon Maupin's und Philibert Delorme's; der Palast St.-Pierre oder der schönen Künste, ursprünglich ein großes Benedictinerkloster von schönem Baustil, mit den Räumen der Kunstschule und den reichsten Museen der Stadt; der Handels- und Börsenpalast (1860 inaugurirt) mit zwei prächtigen Façaden; der Justizpalast (früher Palais de Roanne) mit einer Colonnade von 24 korinth. Säulen. Noch sind zu erwähnen: das große Theater (1827—30 von Soufflot aufgeführt), neben welchem noch das 1858 umgebaute Théâtre des Célestins und das Théâtre de la Galerie de l'Argue bestehen; ferner die Bank, das Münzgebäude, die kaiserl. Tabacksfabrik, das Hotel der Militärdivision, das Artilleriearsenal, mehrere der Kasernen, Gefängnisse und Hospitäler. Eine Wasserleitung besitzt die Stadt erst seit 1856. L. ist reich an wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten. Von jenen sind zu nennen: die kaiserl. Akademie, bestehend aus der Facultät der Theologie mit vier, der Wissenschaften mit sieben und der Literatur mit fünf Lehrstühlen; die Mittelschule für Mediciner und Pharmaceuten mit acht Lehrstühlen; ein Lehrstuhl für Handelsrecht; die Thierarzneischule mit drei Lehrstühlen; die Artillerieschule; ferner das kaiserl. Lyceum, das große und kleine Pfarrerseminar, das Lehrerinnenseminar, die Taubstummenlehranstalt, die kaiserl. Schule der schönen Künste, die Acker- und Gartenbauschule, die Gewerbeschule, die centrale Handels- und Industrieschule. Sodann sind zu bemerken die Stadtbibliothek von 150000 Bänden und 2400 Handschriften in den herrlichen Räumen des ehemaligen Jesuitencollegiums, in welchem sich auch das Lyceum befindet; die Bibliothek des erwähnten Palais des Beaux-Arts von 160000 Bänden, nebst 40000 Kupferstichen und Zeichnungen, und die zu demselben gehörigen Museen für Gemälde, Sculpturen, Antiquitäten, Naturalien; der botan. Acclimatisationsgarten; die Sternwarte; eine Menge gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, wie die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, die kaiserl. Societät für Ackerbau, Naturgeschichte und nützliche Künste u. s. w. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten gehören das großartige Hôtel-Dieu (schon im 6. Jahrh. von Childebert gegründet), das Hospice de la Charité (im 16. Jahrh. von dem Deutschen Kleeberger gestiftet) und das Krankenhaus Antiquaille auf Fourvières.

Trotz aller Concurrenz des In- und Auslandes nimmt die Vaterstadt Jacquard's in der Seidenmanufactur noch immer den ersten Rang auf der Erde ein, hinsichtlich der Ausdehnung sowol als auch der hohen künstlerischen Entfaltung, namentlich in den gemusterten Stoffen. Zwar bestehen keine eigentlichen Seidenfabriken, aber viele große Unternehmer, auf deren Bestellung die Arbeiten à façon (stückweise) in kleinen selbständigen Werkstätten, denen man die Seide und die Muster liefert, ausgeführt werden. Man rechnet die Zahl der also beschäftigten Webstühle in der Stadt und ihren weitern Umgebungen innerhalb des Rhône- und der benachbarten Departements auf 70000, die der dabei beschäftigten Arbeiter auf 140000, wovon die Hälfte auf L. selbst kommen. Der Werth der jährlich erzeugten Fabrikate wird auf 300 Mill. Frs. angeschlagen. An diese Textilindustrie schließen sich 80 Färbereien mit 1500 Arbeitern, die Gold- und Silberwirkerei mit 800 Arbeitern, die Fabrikation von Jacquard'schen Stühlen und andern zur Weberei gehörigen Utensilien. Außerdem hat L. 80 Werkstätten für die einst blühendere Hutmacherei, die immer noch jährlich 450000 Hüte liefern, 12 große Maschinenbauanstalten, 10 Kesselschmieden, bedeutende Etablissements für Eisenindustrie mit 9000 Arbeitern, Kupfer-, Glocken- und Bronzegießereien, zahlreiche Fabriken für Gold- und Silbergeräthe,

Tressen, Bijouterie- und Quincaillericwaaren, für Draht, Knöpfe, Nadeln, künstliche Blumen. Auch bestehen hier nächst Paris die bedeutendsten Buntpapier- und Tapetenfabriken sowie die angesehensten Buchdruckereien, Buch- und Kunsthandlungen, viele Fabriken für Chemikalien, Liqueure, Oel, Kerzen, Seifen, Parfumerien, Chocolade, Wachstuch, für Kunsttischlerarbeiten, Fayence- und Töpferwaaren u. s. w. Man zählt auch 15 Bierbrauereien. Bei so großartiger und vielseitiger Fabrikthätigkeit ist ebenso der Handel von großer Bedeutung. Derselbe wird auch gefördert durch die günstige Lage der Stadt an dem Zusammenfluß zweier von Schiffahrt jeder Art belebten Flüsse und im Mittelpunkte wichtiger, sich hier kreuzender Straßen (zwischen dem Mittelmeer, dem Innern Frankreichs, der benachbarten Schweiz und Italien), neuerdings auch durch die Eisenbahnen nach St.-Etienne, Paris, dem Mittelmeer (Marseille), Genf und über Grenoble nach Chambéry. L. kauft jährlich für 180 Mill. Frs. Seide aus Frankreich, Italien, der Levante, Indien, China und Japan auf und exportirt für 210—220 Mill. Fr. Seidenstoffe, etwa $^3/_4$ seiner Production. Bedeutend ist auch der Handel mit Wein und Branntwein, den 280 Großhändler betreiben, mit Baumwolle und Schafwolle (10—12 Mill. Zollpfd. jährlich), mit Tüchern und Zeugen, Würsten, Stein- und Holzkohlen, Kastanien, Käse, Epicerien und Droguen, Korn, Mehl, Oel, Seife und ital. Strohhüten. 1861 wurden beim Zollamt zur Ausfuhr für $40^1/_2$, zur Einfuhr für $72^1/_2$ Mill. Frs. angemeldet. Die Bankfiliale machte 1862 für 461,381233 Frs. Geschäfte, und zwar 312 Mill. Disconto und 149 Mill. Vorschüsse.

L. war schon zur Zeit der alten Gallier eine bedeutende Stadt und der große Markt Galliens. Sie lag im Gebiet der Segusianer im lugdunensischen Gallien und wurde Lugdunum genannt. 43 v. Chr. führte Munatius Plancus eine röm. Colonie dahin, und bald gewann die Stadt unter der röm. Herrschaft Ansehen und große Blüte. Augustus residirte mehrere Jahre daselbst; Kaiser Claudius wurde (wie Germanicus und Caracalla) hier geboren und verschönerte die Stadt. Sie hatte einen prächtigen kaiserl. Palast und eine Münzstätte. Unter Nero brannte L. ab und erhielt nach der Wiederaufbauung den Rang vor allen gallischen Städten. Noch finden sich aus der Römerzeit die Reste von drei Aquäducten, einer Naumachie, zwei Theatern u. s. w. Das Christenthum fand in L. zuerst in Gallien festen Boden. Das Blut vieler Märtyrer floß hier, aber auch die erste christl. Kirche Galliens wurde hier gegründet. In der Völkerwanderung erlitt L. harte Schläge. Stilicho überließ es 407 den Burgundern, die es zu einer der vier Hauptstädte ihres Reichs in Gallien machten. Unter Chlotar I. eroberten es 534 die Franken. Von nun an theilte L. die Schicksale des fränk. und neuburgund. Reichs und erhob sich während dieser Zeit, trotz der Plünderung durch die Sarazenen im 8. Jahrh., immer mehr, besonders unter Karl d. Gr. Mit der umliegenden Landschaft bildete es die unter eigenen Grafen stehende und zum Arelatischen Reiche gehörende Grafschaft Lyonnais, und unter Kaiser Konrad II. kam es mit Arelat zu dem Deutschen Reiche. 1173 ging die Stadt mit der Grafschaft Lyonnais aus der Gerichtsbarkeit und Gewalt der Grafen unter die der Erzbischöfe von L., die von jeher große Macht und Einfluß besessen hatten. 1247 und 1254 wurden daselbst zwei wichtige Kirchenversammlungen gehalten. Die Erzbischöfe von L. begaben sich jedoch 1274 unter franz. Schutz, und 1363 wurde Lyonnais förmlich mit dem Königreich Frankreich vereinigt, dessen Schicksale es von nun an theilte. Mehr als jede andere Stadt Frankreichs litt L. in der ersten Revolution. Obschon das Volk 1789 das feste Schloß Pierre-en-Cise zerstörte, bewies sich die Stadt im ganzen doch sehr lau für die Revolution und trat endlich offen gegen das Schreckensregiment auf, indem sie 29. Mai 1793 die Fahne des Aufstandes erhob und die jakobinische Municipalität vertrieb. Doch schon 7. Aug. 1793 begann ein Heer des Convents die Belagerung der Stadt, die sich 10. Oct. auf Gnade ergeben mußte. Die für schuldig Erachteten wurden zu Hunderten von den Siegern mit Kartätschen niedergeschossen, und der Convent sprach über die Stadt, die den Namen Commune affranchie erhielt, die Vernichtung aus, deren Vollziehung Collot d'Herbois, Fouché und Couthon übertragen ward. Gegen 6000 Menschen wurden hingeopfert, und fünf Monate lang riß man die schönsten Gebäude nieder. Auch der 9. Thermidor war nicht ohne blutige Reactionen für L. Nur langsam erholte sich die Stadt von diesen Schlägen. Erst seit 1815 nahmen Handel und Seidenfabrikation großen Aufschwung, der aber in neuerer Zeit durch die polit. Revolutionen wieder in Abnahme kam. Außer der Concurrenz, auf die L. in andern Ländern stieß, schadeten ihr namentlich die drei blutigen Aufstände von 1831, 1834 und 1849. Der erste, der 21. Nov. 1831 ausbrach, ging von den Seidenwebern (canuts) in der Vorstadt La-Croix-rousse aus, die, vom größten Elende gedrückt, bessere Bezahlung von den Fabrikherren forderten und, als diese ihnen nicht gewährt wurde, die Nationalgarden schlugen, Barrikaden errichteten, die Garnison vertrieben, die Häuser mehrerer

Fabrikanten demolirten und Geräthschaften und Waaren verbrannten. Erst die Ankunft des Marschalls Soult mit 20000 Mann, in Begleitung des Herzogs von Orleans, vermochte durch Entwaffnung der Aufrührer die Ruhe herzustellen. Trotz der Auflösung der Nationalgarde und einer starken Garnison brach die Emeute im April 1834 um so stärker wieder hervor. Diesmal hatte der Aufstand einen mehr polit. Charakter. Die Republikaner verbanden sich mit den Arbeitern zum Sturze der Regierung, und geheime Gesellschaften gaben der Sache Zusammenhang mit den gleichzeitigen Aufständen in Paris, im Elsaß und im Süden. Fünf Tage lang wurde in den Straßen aufs erbittertste gefochten. Die Truppen unter General Aymar, welche sich im Besitz der strategisch wichtigen Punkte behaupteten, mußten Häuser und Straßen mit Sturm nehmen, wobei sie häufig nur durch Zerstörung der Gebäude zum Ziele gelangten. Man schätzte den Verlust auf mehrere Millionen Francs. Statt des Republikanismus gewann hierauf der Ultramontanismus in L. einen Herd, von dem aus dieser den geistlichen Krieg gegen den Staat und alle nicht hierarchischen geistigen Gewalten unterhielt. Im Oct. und Nov. des J. 1840 richteten die Ueberschwemmungen der Saône ungeheuern Schaden an. Der Tumult vom 24. Febr. 1848 auf die Nachricht von der Revolution in Paris hatte keinen erheblichen Erfolg. Dagegen brach 15. Juni 1849 ein Volksaufstand aus, der mit dem pariser Tumult in Verbindung stand und durch die Truppen unter General Magnan niedergeworfen wurde. Vgl. Clerjon, «Histoire de L.» (4 Bde., Lyon 1829—35); Beaulieu, «Histoire du commerce de l'industrie et des fabriques de L.» (Lyon 1838); Ogier, «La France, par cantons et par communes» («Département Rhône», 3 Bde., Lyon und Par. 1856); Monfalcon, «Histoire monumentale de L.» (8 Bde., Par. 1866).

Lyons (Sir Edward), Lord Lyons of Christchurch, brit. Admiral, der Sohn eines reichen westind. Pflanzers, wurde 21. Nov. 1790 geboren. Schon in seinem 11. J. in den Marinedienst aufgenommen, machte er 1807 die Expedition Duckworth's nach den Dardanellen mit und zeichnete sich 1811 bei der Erstürmung des Fort Marrack auf Java aus. 1813 wurde er Befehlshaber der Corvette Rinaldo, 1814 Postkapitän und blieb dann eine Reihe von Jahren hindurch ohne Anstellung, bis er 1828 das Commando der nach dem Mittelländischen Meere bestimmten Fregatte Blonde erhielt, mit der er den Hafen von Navarin blokirte und das Schloß von Morea zur Uebergabe zwang. Im folgenden Jahre brachte er den engl. Botschafter Sir Robert Gordon nach Konstantinopel, commandirte 1831 das Schiff Madagaskar und war 1832 Augenzeuge des Bombardements von Acre durch Ibrahim Pascha. Nach der Erhebung König Otto's auf den griech. Thron ward L. mit dem Posten eines Gesandten am Hofe von Athen betraut, wo er eine höchst bedeutende Rolle spielte. Obgleich früher Philhellene, zeigte er sich jedoch den Griechen so ungünstig und lebte mit den verschiedenen Ministerien in so beständigem Conflict, daß Lord Palmerston sich 1849 bewogen fand, ihn abzurufen. Indeß ward L. mit dem Gesandtschaftsposten in Stockholm entschädigt und avancirte zugleich 14. Jan. 1850 durch Anciennetät zum Contreadmiral. Als die orient. Krisis sich zu steigern begann, wurde er dem Oberbefehlshaber der brit. Flotte im Mittelländischen Meere, Admiral Dundas, als Zweitcommandirender zur Seite gestellt. Im Jan. 1854 segelte er in das Schwarze Meer ein, kreuzte mit einem Geschwader an der tscherkess. Küste und besetzte 9. Mai Redut-Kale. Ausgezeichnete Dienste leistete er bei dem Transport der alliirten Armee nach der Krim sowie bei dem ersten Bombardement von Sewastopol und erhielt nach der Abberufung des Admirals Dundas den Oberbefehl über die engl. Flotte. Er leitete die Expedition nach Kertsch, welches er 24. Mai 1855 einnahm, ließ alsdann seine leichten Fahrzeuge in das Asowsche Meer einlaufen und wirkte bei dem Angriff auf Sewastopol 18. Juni mit, wobei sein zweiter Sohn, der Marinekapitän Edmund Mowbray L., durch eine Kanonenkugel tödlich verwundet wurde. Seine letzte That in diesem Feldzuge war die Eroberung von Kinburn (17. Oct.). Als Anerkennung seiner während des Kriegs geleisteten Dienste ward er im Juni 1856 in den Peersstand erhoben und 19. März 1857 zum Viceadmiral befördert. Er starb auf Arundel-Castle, dem Schlosse seines Schwiegersohns, des Herzogs von Norfolk, 23. Nov. 1858. — **Richard Bickerton Pemell, Lord L.**, ältester Sohn des vorigen, geb. 26. April 1817, erhielt seine Bildung in der Schule zu Winchester und auf der Universität Oxford, und widmete sich dann unter seinem Vater der diplomatischen Laufbahn. Er wurde 1839 Gesandtschafts-Attaché in Athen, ging 1852 nach Dresden und 1853 nach Florenz über, wo er erst als Legationssecretär und dann als Gesandter fungirte. Im Dec. 1858 ward ihm der Gesandtschaftsposten bei den Vereinigten Staaten übertragen, in welchem er während des bald darauf ausbrechenden Bürgerkriegs großen Takt und diplomatische Umsicht entwickelte und nicht wenig dazu beitrug, ein Zerwürfniß zwischen

England und Amerika zu verhüten. Endlich auf seinen Wunsch abberufen, wurde er 10. Aug. 1865 zum Botschafter in der Türkei ernannt.

Lyra, das älteste Saiteninstrument, dessen Ursprung auf den ägypt. Hermes oder Mercur zurückgeführt wird, hatte anfangs nur drei Saiten, obwol die des Anubis auf einem Mumienkasten in Wien bereits fünf enthält. Bei den Griechen fügte Hermes, dem man auch die Erfindung der L. selbst zuschrieb, eine vierte Saite hinzu, was nach andern Apollo that. Infolge der Veränderungen, welche Linus, Orpheus, Amphion und Terpander mit der L. vornahmen, vermehrte sich die Zahl der Saiten auf sieben und zuletzt auf elf. Von der Kithara oder Zither (s. d.) unterschied sich die L. dadurch, daß sie einen schildkrötenförmigen, tiefern Schallboden und eine weniger gekrümmte Gestalt hatte, daher sie beim Spiele nicht aufrecht gestellt, sondern zwischen den Knien gehalten wurde, und daß sie wegen ihres stärkern und schärfern Tons überhaupt als das männliche unter den Saiteninstrumenten galt. Uebrigens wurde die ursprüngliche L. des Mercur der Sage nach zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete, andern Erzählungen zufolge nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie von Apollo erhalten hatte, von Zeus unter die Gestirne versetzt.

Lyrik oder Lyrische Poesie heißt diejenige Hauptgattung der Poesie, die das innere Gefühlsleben zum Gegenstande ihrer Darstellung hat. Sie ist das subjective Aussprechen subjectiver Gefühle und zeigt sich daher in ihrer geschichtlichen Entstehung immer und überall später als das Epos, das an äußere Gegenstände und Begebenheiten anknüpft. Natürlich muß die wahre lyrische Poesie zunächst alle Erfordernisse der Poesie überhaupt erfüllen; sie muß dem innern Gefühle mittels der Phantasie eine klare, anschauliche Gestalt geben und die innere Wahrheit ihres Inhalts mit idealer Auffassung verbinden. Von der Lyra (s. d.), als dem Instrumente, mit dem die Griechen derartige Gedichte begleiteten, hat sie ihren Namen. Ferner kann das lyrische Gedicht im Vergleich mit Epos und Drama immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Umfang haben, und endlich stimmt zu dem Inhalte dieser Gedichte die strophische, mehr oder weniger regelmäßige Form, die noch durch manche besondere Kunstmittel, z. B. den Refrain, gehoben wird. Der Form nach kann man die lyrischen Gedichte eintheilen in solche, die großartige Gefühle in ihrer tiefsten Erregung und Kraft in entsprechender, erhabener Form ausdrücken und vorzugsweise Hymnen (s. d.), Oden (s. d.) und Dithyramben (s. d.) genannt werden, und in solche, die innigere, aber ruhigere Gefühle in einfacherer Form aussprechen, wie das eigentliche Lied (s. d.). Dem Inhalte nach theilt man sie ein in geistliche und weltliche Lieder, welche letztere wieder in eine Menge Unterabtheilungen, wie Liebes-, Natur-, Trink-, Kriegs-, Volkslieder u. s. w., zerfallen. Häufig nimmt das lyrische Gedicht eine lehrhafte Wendung, was jedoch schon ein Abirren von seiner vollen Reinheit ist. Wie die dämmernde Gefühlswelt des Menschen mehr im Orient und im Christenthum ihre wahre Entwickelung und Bedeutung erlangt hat, so hat sich auch die lyrische Poesie in der jüd. und christl. Anschauung vollständiger und allseitiger entwickelt als in der plastischen Anschauungsweise der Griechen und Römer. Die lyrischen Gedichte des Alterthums haben entweder starke epische Beimischungen, wie bei Pindar, dem berühmtesten griech. Lyriker, oder sie gehen in das Lehrhafte über. Fast nur das Liebeslied erlangte bei den Griechen durch Sappho und Anakreon und bei den Römern durch Catull, Tibull, Properz und Horaz eine höhere Stufe der Vollendung. Aus den ersten christl. Jahrhunderten sind uns besonders herrliche lat. Kirchenhymnen erhalten. Einen überaus reichen Aufschwung nahm die weltliche L. seit dem 12. Jahrh. in Südfrankreich und Spanien, etwas später in Italien, wo sie sich in die künstlichen Formen des Sonetts, der Canzone, Sestine u. s. w. kleidete. In Deutschland trat eine reiche Blütezeit mit dem Minnegesange des 13. Jahrh. ein, der an Mannichfaltigkeit der Form und des Inhalts noch unübertroffen ist. Während hier in den folgenden Jahrhunderten die weltliche L. durch handwerksmäßige, später durch gelehrte Künsteleien und Spielereien verfiel, erhob sich desto glänzender seit der Reformation das Kirchenlied (s. d.). In die weltliche L. kam erst mit der Mitte des 18. Jahrh. ein neues Leben, das in der frischen Liederlyrik Goethe's seine schönsten Blüten trieb.

Lys oder Leye, ein Frankreich und Belgien angehöriger Fluß, merkwürdig namentlich als ehemalige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, entspringt bei dem Städtchen Lysbourg im franz. Depart. Pas-de-Calais, fließt über Thérouanne und Aire und tritt in das Nord-Departement ein, welches er in eine nördl. und südöstl. Hälfte theilt. Hier geht er über Merville, Estaires, Armentières und Deulement, berührt, auf eine Strecke von etwa 4 M. die Grenze gegen Belgien bildend, die Städte Warneton und Warwick und geht dann bei Menin ganz nach Belgien über. Hier nimmt er seinen Weg über Courtray und Deynze und fällt bei Gent in die

Schelde nach einem Laufe von $27\frac{1}{2}$ M., wovon $15\frac{1}{2}$ auf Belgien und dessen Grenze kommen. Der L. ist von Aire an schiffbar, nimmt die Clarence mit der Nave, die Lawe und Deule, in Belgien die Mandelle, den Grootebeek oder Slype und die Douve auf und vermittelt mehrere Kanalverbindungen, unter denen der von Deynze nach Heyst führende Kanal $7\frac{1}{4}$ M. lang ist. Am L. ließ Ludwig XIV. 1695 beim Ausbruche des Coalitionskriegs durch 20000 Bauern in acht Tagen seine ersten Linien anlegen, die aber wegen ihrer zu weiten Ausdehnung sich als unhaltbar erwiesen. Im Revolutionskriege fand am L. 13. Sept. 1793 zwischen den Holländern unter dem Erbprinzen von Oranien und den Franzosen unter dem General Houchard ein Gefecht statt, in welchem die erstern siegten.

Lysander (griech. Lysandros), ein berühmter spartan. Feldherr, der mit einer außerordentlichen Thätigkeit und einem durchdringenden Verstande zugleich große Schlauheit, Gewissenlosigkeit und maßlosen Ehrgeiz verband, war der Sohn des Aristokleitos aus einer angesehenen spartiatischen Familie; seine Mutter dagegen soll eine Leibeigene (Helotin) gewesen sein. Er erhielt 407 v. Chr. den Befehl über die spartan. Flotte, zu einer Zeit, wo durch die glänzenden Siege des Alkibiades der Krieg eine ungünstige Wendung für Sparta genommen hatte. Mit Hülfe des jüngern Kyros vergrößerte er schnell seine Macht und schlug noch in demselben Jahre die athen. Flotte in Abwesenheit des Alkibiades bei dem Vorgebirge Notion. Nach der Niederlage und dem Untergange des an seine Stelle gewählten Kallikratidas in der Schlacht bei den Arginusen (Sept. 406) trat er, gegen die in Sparta herrschende Gewohnheit, zum zweiten mal an die Spitze der Flotte als Adjutant des nominellen Admirals Arakos. Er eroberte Lampsakos, nahm 405 v. Chr. auf der Rhede von Aegos-Potamoi die größte Zahl der feindlichen Schiffe weg und beendete im darauffolgenden Jahre mit der Eroberung Athens, welches Agis und Pausanias zu Lande eingeschlossen hatten, den Peloponnesischen Krieg. Schon den frühern Sieg benutzte er zur Unterwerfung aller Bundesgenossen der Athener in Kleinasien und auf den Inseln und führte überall aristokratische Verfassungen unter Aufsicht spartan. Harmosten (Statthalter) ein. Nach seiner Rückkehr nach Sparta, das nun schnell infolge der unermeßlichen, im Kriege gewonnenen Schätze in Weichlichkeit und Zuchtlosigkeit verfiel, war er der mächtigste und gefeiertste Mann in Griechenland, wurde aber eben deshalb von den Regierenden in Sparta mit Neid und Mistrauen betrachtet, daher er auch längere Zeit außerhalb Spartas lebte. Seinen Plan, das erbliche Königthum in Sparta umzustürzen und ein Wahlkönigthum an dessen Stelle zu setzen, gab er, da er keine Hoffnung auf Gelingen hatte, selbst auf und lebte zurückgezogen, bis er, an der Spitze eines spartan. Heeres nach Böotien gesandt, in der Schlacht bei Haliartus (394 v. Chr.) umkam. Sein Leben haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Lysias, ausgezeichneter attischer Redner, Sohn des Kephalos, aus einer syrakusanischen Familie, geb. 458 v. Chr. zu Athen, begab sich 443 nach Thurii in Unteritalien, wo er bei dem Syrakusaner Tisias Unterricht in der Rhetorik erhielt und 32 J. lang in Achtung und Wohlstand lebte. Im J. 411 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte dieselbe aber während der Herrschaft der Dreißig Tyrannen infolge polit. Verdächtigung wieder verlassen und flüchtete sich, des größten Theils seiner Habe beraubt, nach Megara. Nachdem Thrasybulus zum Freiheitskampfe sich gerüstet und L. selbst den Rest seines Vermögens zum Besten des Staats freiwillig hingegeben hatte, kehrte er abermals nach Athen zurück und lebte daselbst als Isotele (bevorrechtigter Schutzverwandter) bis 378 v. Chr. Sehr groß war seine rednerische Thätigkeit, da die Alten 425 Reden unter seinem Namen erwähnen, von denen aber nur 230 als echt anerkannt wurden. Von diesen sind nur 35, darunter einige unvollständig, andere verdächtig, auf uns gekommen. Diese Reden, die L. mit Ausnahme einer einzigen, der gegen Eratosthenes, nicht selbst gehalten, sondern meist zum Gebrauch für andere, einige wol auch nur zur Uebung verfaßt hat, zeichnen sich durch Reinheit, Einfachheit und Würde der Sprache ebenso sehr wie durch Abrundung und Anmuth des Vortrags aus, daher L. bei den Spätern als das Muster des sog. attischen Stils in der Beredsamkeit betrachtet wurde. Herausgegeben sind die Reden, außer in den Gesammtausgaben der attischen Redner von Bekker, Baiter und Sauppe und Müller, von Förtsch (Lpz. 1829), Franz (Münch. 1831), Scheibe (Lpz. 1852) und in einer Auswahl von Rauchenstein (Lpz. 1848; 4. Aufl. 1865) und von Frohberger (Bd. 1, Lpz. 1866), übersetzt von Falk (Bresl. 1843) und von Baur (Stuttg. 1856).

Lysimachus, ein Feldherr Alexander's d. Gr., erhielt nach dessen Tode bei der Ländervertheilung das macedonische Thrazien, das er aber wegen der Hartnäckigkeit der Bewohner erst erobern mußte, nahm später, um 308 v. Chr., nach dem Beispiele der übrigen Heerführer, den Königstitel an und schloß mit den Satrapen Kassander, Ptolemäus Lagi und dem aus Babylon

vertriebenen Seleukus ein Bündniß gegen Antigonus (s. d.), der in der Schlacht bei Ipsus 301 v. Chr. Leben und Reich verlor, worauf L. von ganz Vorderasien diesseit des Taurus Besitz ergriff. Unglücklich dagegen war sein Feldzug gegen die jenseit der Donau wohnenden Geten, da er hier durch Verrätherei mit dem größten Theile seines Heeres in Gefangenschaft gerieth. Doch wurde er von dem Könige der Geten, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, wieder freigelassen und in seine frühern Rechte vollständig eingesetzt. Hierauf suchte L. seine Macht immer weiter auszudehnen, wurde aber infolge der Ermordung seines trefflichen Sohnes Agathokles, der bei dem Volke in großer Liebe und Achtung stand, von dem gegen ihn aufgereizten Seleukus Nikator bei Kurupedion in Phrygien 282 v. Chr. gänzlich geschlagen und fiel selbst kämpfend im Getümmel der Schlacht.

Lysippus, einer der thätigsten und berühmtesten griech. Bildhauer in Erz, um 330 v. Chr., aus Sikyon im Peloponnes gebürtig, wußte die Beobachtung der Natur und das Studium der frühern Meister, namentlich des Polykletos, glücklich zu verbinden, indem er der körperlichen Wohlgestalt und dem Ausdrucke echt heroischer Kraft eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. Daher wählte er auch zum Gegenstand seiner schöpferischen Kunst meist Heldengestalten aus der mythischen und histor. Zeit, besonders den Hercules in seinen Kämpfen und Athletenfiguren. Den höchsten Ruhm aber erlangten seine Darstellungen Alexander's d. Gr., bei denen man das Weiche in der Haltung des Nackens, das Verschmelzen der Milde in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, das in den Mienen dieses Helden lag, und das strahlenförmig wallende Haupthaar bewunderte. Außerdem verfertigte er eine ganze Gruppe von Feldherren und Kriegern aus Alexander's Umgebung, welche täuschende Aehnlichkeit mit den Originalen verriethen.

Lysistrătus, griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sikyon im Peloponnes, ein Bruder des Lysippus (s. d.), scheint sich blos die getreue Nachahmung der äußerlich vorhandenen Gestalt zum Ziele seiner Kunst gesetzt zu haben, war aber der erste, der Gesichter in Gips abformte.

Lyttelton (George, Lord), engl. Dichter und Geschichtschreiber, ein Sohn des Sir Thomas L. und Nachkomme des Richters Lyttelton (gest. 1481), dessen «Treatise on tenures» eine der Hauptgrundlagen der engl. Rechtswissenschaft bildet, wurde 17. Jan. 1709 zu Hagley in der Grafschaft Worcester geboren, trat, nachdem er den Continent bereist, unter dem Ministerium Walpole ins Unterhaus und zeigte sich hier sofort als den heftigsten Gegner der Verwaltung. Besonders weil er auf die Entfernung Walpole's antrug, wählte ihn der mit dem Hofe zerfallene Prinz Friedrich von Wales 1737 zu seinem Secretär. Durch des Prinzen Einfluß wurde L. 1744 Lord der Schatzkammer und Geheimrath, mußte jedoch bald darauf wieder aus der Regierung treten. Erst nach dem Tode Pelham's erhielt er 1755 das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer und wurde 1757 als Lord L. von Frankley in den Peersstand erhoben. Er lebte fortan in Zurückgezogenheit, ganz literarischen Arbeiten gewidmet, und starb 22. Aug. 1773. Sein Hauptwerk «History of the life of Henry II.» (5 Bde., Lond. 1755—71; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791) ist zwar weitschweifig, aber auf gründliche Forschung gestützt. Großes Aufsehen machte er durch die «Dialogues of the dead» (Lond. 1767), dichterische Betrachtungen, die er in seinen Mußestunden niederschrieb. Seine «Poetical works», die zugleich mit denen von Hammond (Glasg. 1787) erschienen, zeichnen sich übrigens weniger durch Schwung der Phantasie als durch correcte Versification aus. Sein literarischer Nachlaß kam unter dem Titel «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1776) heraus. — Sein einziger Sohn, Thomas, zweiter Lord L., geb. 1744, ein berüchtigter Wüstling, dem man neuerdings, wiewol ganz ohne Grund, die Verfasserschaft der «Juniusbriefe» zugeschrieben hat, starb kinderlos, wahrscheinlich durch Selbstmord, 1779. Auch die unter seinem Namen erschienenen «Letters of Thomas, Lord L.» (3 Bde., Lond. 1780—82) sind von einer andern Hand. — Der jüngere Bruder George L.'s, William Henry, war von 1755—60 Gouverneur von Süd-Carolina, dann von Jamaica und 1766 Gesandter in Lissabon. Im Juli 1776 mit dem Titel Lord Westcote zum Peer von Irland erhoben, erhielt er im Aug. 1794 als Lord L. von Frankley auch die engl. Peerschaft und starb 14. Sept. 1808. — Sein Enkel, George William Lord L., geb. 31. März 1817, studirte mit Auszeichnung in Cambridge und wurde 1840 zum Lord-Lieutenant von Worcestershire ernannt. Er war 1846 im Ministerium Peel Unter-Staatssecretär für die Colonien und hat sich namentlich durch seine hochkirchlichen Bestrebungen bemerklich gemacht. Seiner Unterstützung verdankt hauptsächlich die theokratische Mustercolonie Canterbury auf Neuseeland ihr Entstehen, deren Hauptstadt ihm zu Ehren den Namen L. erhielt. 1861 wurde er Mitglied der Commission, die zur Untersuchung des Zustandes der engl. Universitäten zusammentrat.

M.

M, in unserm Alphabet der 13., in dem griechischen und lateinischen der 12. Buchstabe, gehört zu den Lippenlauten sowie zu der Lautklasse der Liquidä. Im hebr. Alphabet führt der Buchstabe den Namen Mem, d. i. Wasser, wie denn auch das Schriftzeichen in seiner ursprünglichen Gestalt das rohe Bild einer in Wellenbewegung begriffenen Wassermasse darstellt. Der griech. Name Mῦ, in ionischer Form Mῶ, schließt sich zunächst an die phöniz. Namensform an, welche mit dem Buchstaben selbst in das griech. Alphabet Aufnahme fand. Das Griechische duldet den Buchstaben m nur im Anlaut und Inlaut, nie aber im Auslaut. Im Lateinischen findet er sich nicht selten in Flexionsendungen geschrieben, wurde aber beim Sprechen wie auch beim Versbau übergangen. In den german. Sprachen kann m ebenfalls im Auslaut stehen, wie z. B. im Neuhochdeutschen im Dativ des Singular; doch hat sich hier mehrfach ein ursprüngliches m allmählich in n abgeschwächt. Als Abkürzung bedeutet M im Lateinischen den Vornamen Marcus und mit einem Häkchen zur Rechten versehen (M') den Vornamen Manlius. Das röm. Zahlzeichen M für 1000 ist keineswegs Abkürzung von Mille (d. i. Tausend), überhaupt gar nicht der Buchstabe M, sondern das allmählich in die Form des Buchstabens M übergegangene Zahlzeichen I. — M' in schott. Eigennamen ist Abkürzung von Mac, d. i. Sohn. Es rührt gleich dem hebr. Ben und dem irländ. O' aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren.

Mäander, jetzt Meïnder, ein Fluß Kleinasiens, welcher bei Kelänä in Phrygien entspringt, hierauf Karien und Lydien, wo er die Grenze bildet, durchströmt und bei Miletos ins Ikarische Meer fällt, war im Alterthum seiner vielen Krümmungen wegen bekannt, daher man auch in der Stickerei die künstlichen Windungen, besonders die ineinander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern, wol auch ähnliche Verzierungen an Bauwerken, auf Urnen und Gefäßen, mit dem Namen M. bezeichnete.

Maanen (Cornelis Felix van), niederländ. Staatsmann, geb. im Haag 9. Sept. 1769, studirte die Rechte in Leyden und wurde, nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt prakticirt, 1795 Generalprocurator. Er gehörte damals, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, zur ultraliberalen Partei und war ein entschiedener Anhänger der Volkssouveränetät. König Ludwig von Holland ernannte ihn 1806 zum Justizminister, entließ ihn aber 1809. Nach der Vereinigung Hollands mit dem franz. Reiche wurde er 1810 Staatsrath und später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. Obschon er an der Wiederherstellung seines Vaterlandes 1814 keinen Antheil genommen, ernannte ihn doch der König Wilhelm zum Mitglied der mit der Revision des Grundgesetzes beauftragten Commission und zum Präsidenten der Versammlung der Notabeln. In dieser sprach er sich sehr nachdrücklich für die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde hierauf im Sept. 1815 Justizminister, wozu ihn seine Talente wie seine Thätigkeit befähigten. Allein sofort änderte sich seine polit. Gesinnung und mit Eifer trat er nunmehr den liberal Gesinnten entgegen. Den Belgiern machte er sich noch besonders verhaßt durch die Strenge, mit der er die Verordnung über den Gebrauch der holländ. Sprache in Belgien durchführte, durch den Proceß gegen Ducpétiaux und Potter und durch den Antheil, den man ihm beimaß an der Erklärung des Königs in Ansehung der Verantwortlichkeit der Minister, sodaß man ihm einen großen Theil der Schuld zuschreiben muß, welche die belg. Revolution hervorrief. Nachdem das erbitterte Volk seine Wohnung in Brüssel verwüstet und die Revolution begonnen hatte, wurde er infolge seines dringenden Ansuchens 3. Sept. 1830 entlassen, nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens aber sofort wieder als niederländ. Justizminister angestellt. So blieb M., dem man große Erfahrung, Klugheit, Charakterfestigkeit und Beredsamkeit nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze der Regierung König Wilhelm's. Allein nach der Abdankung desselben sah auch M. schnell sein Gestirn erbleichen, sodaß er sich veranlaßt fand, 1842 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 14. Febr. 1849.

Maas (lat. Mosa, franz. Meuse), der bedeutendste Nebenfluß des Rhein, welcher in Frankreich im Depart. Obermarne bei dem Dorfe Meuse, auf dem Plateau und $2^1/_2$ M. nordöstlich von der Stadt Langres in einer Seehöhe von 1166 F. aus zwei Bächen entspringt, ist besonders dadurch merkwürdig, daß er das Gebiet des Rhein so weit gegen Westen erweitert, und daß er

es eigentlich ist, welcher dessen Hauptwassermasse in die Nordsee führt. Er wird bereits bei Verdun in dem nach ihm benannten Departement nach einem Laufe von etwa 20 M. schiffbar, nimmt in Frankreich rechts den Chiers auf, fließt dann bei Givet nach Belgien, wo die Sambre links und die Ourthe rechts sich mit ihm vereinigen, hierauf nach Holland, wo er rechts die Niers und Roer, links die Dommel aufnimmt, berührt mittels des St.-Andrieskanals von der linken Seite den Rheinarm Waal, mit welchem er den 3½ M. langen Werder von Bommel (s. d.) umschließt, vereinigt sich dann bei dem Schlosse Loevestein aufs neue mit der Waal, heißt dann Merwe oder Merwede, ergießt sich in den Biesbosch und theilt sich bei Dordrecht wieder in zwei Arme, welche beide, der linke in mehrern Mündungen, der rechte, nachdem er vorher durch den Kanal Merwe den zweiten Rheinarm Leck zum Theil aufgenommen hat, sich in die Nordsee ergießen. Von den drei Hauptmündungsarmen ist der nördliche, welcher unter dem Namen M. unterhalb Briel auf der Insel Voorn die Nordsee erreicht, der Hauptarm für die Schiffahrt; der mittlere, anfangs Hollandsdeep, dann Haringvliet, zuletzt Flakkefluß genannt, mündet unterhalb Helvoetsluis zwischen den Inseln Voorn und Over-Flakke; der südliche oder der Krammer dringt zwischen diesen und der Insel Schouven ins Meer und steht durch den Arm Keeten mit der Oster-Schelde in Verbindung. Auf ihrem im ganzen langsamen Laufe von 97 M., bei einem Stromgebiete von 864 Q.-M., berührt die M. die Städte Neufchâteau, Vaucouleurs, Commercy, Verdun, Stenay, Sédan, Mézières, Charleville, Charlemont und Givet in Frankreich, Dinant, Namur, Huy und Lüttich in Belgien, Mastricht, Roermonde, Venlo, Gorkum, Dordrecht und Rotterdam in Holland. Ihre Breite, die bei Verdun 200 F. beträgt, wächst bei Namur auf 400, bei Lüttich auf 600, bei Gorkum auf 1000 F. Sie hat in ihrem obern Laufe, auf dem Plateau von Lothringen, ein ziemlich breites Muldenthal mit 1000—1500 F. hohen, bald steilen, bald sanftern Rändern; der Boden ist zerklüftet und höhlenreich, wie denn auch der Strom nahe oberhalb Neufchâteau, bei Bazoilles, im Depart. der Vogesen, plötzlich verschwindet (la perte de la Meuse) und erst ¾ M. weiter, bei Nonancourt, wieder zum Vorschein kommt. In den Ardennen, welche sie bei Namur verläßt, und bis Lüttich sind an beiden Ufern hohe steile Felsen. Bei Mastricht tritt die M. in die Tiefebene, durchfließt von hier an dürres Heideland oder Moorgründe, wie den großen Torfmoor Peel, ist daher hier, obgleich breit und schiffbar, von nicht großer Bedeutung, wird aber wichtiger, wo sie in das Rheindelta eintritt und fette Marschgegenden durchflutet. Von den bemerkenswerthesten Kanälen des Maasgebiets führt der Süd-Wilhelmskanal von Mastricht durch den Peel in die Dommel bei Herzogenbusch, der Kanal von Brabant in die Rupel bei Boom und durch diese in die Schelde, der Ardennenkanal (s. Ardennen) in die Aisne, der Oise-Sambrekanal aus der Sambre bei Landrecies ebenfalls in die Aisne, beide also in das Seinegebiet, der Maas-Moselkanal aus der M. bei Lüttich in die Mosel bei Wasserbillig.

Das franz. Departement M. (Meuse), aus dem norwestl. Theile des lothring. Plateau, namentlich dem Herzogthum Bar und den Landschaften Verdunois und Clermontois zusammengesetzt, im N. von Luxemburg, im übrigen von den Depart. Mosel, Meurthe, Vogesen, Obermarne, Marne und Ardennen begrenzt, zählt (1861) auf 113,11 Q.-M. 305540 E. (1841 dagegen 326372 E.), zerfällt in die vier Arrondissements Bar-le-Duc, Commercy, Montmedy und Verdun mit 28 Cantonen und 587 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Bar-le-Duc (s. d.). Längs der M., die das ganze Departement in nördl. Richtung, 18 M. weit, in ziemlich breitem Thal durchströmt, läuft ein Bergzug, der in seinem nördl. Theile unter dem Namen der Argonnen (s. d.) bekannt ist. Die M. mit dem Chiers, die Aisne und Aire, der Ornain und die Saux im Seinegebiet, der Longeau und die Orne, Zuflüsse der Mosel, nebst vielen kleinen Seen geben hinreichende Bewässerung in breitern und engern Thälern, welche die überraschendsten Abwechselungen und Aussichten darbieten. Der Boden ist in dem nördl. Theile steinig und dürr, fruchtbarer in dem südl. Theile, namentlich in den Thälern und an den Berggeländen, die mit der schönsten Vegetation bedeckt sind. Das Klima ist etwas kühl und feucht; eine scharfe Bergluft weht im Lande, ist aber gesund und gestattet selbst noch Weinbau. Letzterer, welcher in guten Jahren über 421000 Hektoliter Wein liefert, sowie die im großen betriebene Cultur von Johannisbeeren, der Anbau von Obst und Gemüse, von Getreide, Hülsenfrüchten und Oelpflanzen, die Zucht von Schweinen, Pferden, Schafen und Rindern, verbunden mit bedeutender Butter- und Käsebereitung, sowie auch die Bienenzucht sind die Hauptzweige der Landwirthschaft; doch steht der Ackerbau der Viehzucht nach. Diese letztere bildet mit dem reichen Vorrath an Eisen den Hauptreichthum des Landes. Im J. 1858 lieferten 160 Erzgruben 198900 Ctr. Eisen, und 1859 wurden in 28 Hütten und Hohöfen 2,256000 Ctr. Gußeisen und 28400 Ctr.

Eisen verhüttet. Außer diesem Metall liefern aber die meist starkbewaldeten Berge auch viel Schiefer und treffliche Bausteine, und in den Kalkbergen unweit Verdun wird ein schöner Marmor, der sog. Marbre des Argonnes, gebrochen, aus welchem Tische, Platten u. s. w. mit herrlicher Politur verfertigt werden. Bedeutend ist auch die Ergiebigkeit an Gips, Mergel und Töpferthon. Sehr lebhaften Industriebetrieb zeigen außer den zahlreichen Eisenhämmern auch die Oelmühlen, Gerbereien, Glashütten, Fayence-, Kattun-, Strumpf-, Woll-, Leder-, Papier- und Stahlfabriken und die Branntweinbrennereien. Berühmt sind die Confituren von Bar und Verdun. Auch der Handel mit Wein, Getreide, Oel, Stabholz, Eisen u. s. w. ist nicht unansehnlich.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, geb. 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont in der Champagne, trat 1654 in den Orden. Indem er im Interesse desselben die Echtheit mehrerer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezichtigter Urkunden zu beweisen strebte, wurde er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke «De re diplomatica» (Par. 1681, nebst Supplement, 1704; herausg. von Ruinart, 1709, und von Adimari, Neap. 1789) mit Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Colbert bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. aber schlug sie aus und erbat sich nur des Ministers Schutz für seinen Orden. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Die Resultate dieser Reise, die zum Theil im vierten Bande seiner «Vetera analecta» (4 Bde., Par. 1675—85) niedergelegt sind, bewogen den König, M. 1685 auch nach Italien zu senden. Wie dort, so entdeckte er auch hier viele wichtige Documente, die er zum Theil in seinem «Musaeum Italicum, seu collectio veterum scriptorum ex bibliothecis Italicis eruta» (2 Bde., Par. 1687—89; neue Ausg. 1724) veröffentlichte. Für die königl. Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb in Paris 27. Dec. 1707. Zu der großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des heil. Maurus veranstaltete, lieferte er die Werke des heil. Bernhard (2 Bde., Par. 1667). Sein «Traité des études monastiques» (2 Bde., Par. 1692), eine kurze Methodologie des theol. Studiums, war eine Gelegenheitsschrift und gegen Dominique Rancé, Abt von Latrappe, gerichtet, welcher in einer seiner Schriften behauptet hatte, daß den Mönchen die Studien mehr schadeten als nützten. Der Kirchengeschichte nützte er durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffs. Auch gab er «Acta sanctorum ordinis S.-Benedicti» (9 Bde., Par. 1668—1702) und «Annales ordinis S.-Benedicti» (6 Bde., Par. 1703—39) heraus, die erste kritische Geschichte seines Ordens, die von Ruinart fortgesetzt und von Massent und Martene beendet wurde. In den «Oeuvres posthumes de M. et de Ruinart» (3 Bde., Par. 1724) ist ein Theil seiner nachgelassenen Schriften nebst einigen selten gewordenen Abhandlungen zusammengestellt.

Mably (Gabr. Bonnot de), franz. Publicist, geb. zu Grenoble 14. März 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, in welchem er es zu glänzenden Ehrenstellen hätte bringen können, wenn nicht seine Neigung für ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften, noch mehr aber seine scharf ausgesprochene Verachtung moderner Zustände ihn von öffentlichen Geschäften fern gehalten hätte. Zwar arbeitete er seit 1742 mehrere Denkschriften für die Minister, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und entwarf den Tractat, den Voltaire dem König Friedrich II. überbrachte. Auch verfaßte er die Schriften, welche den Verhandlungen des Congresses zu Breda zur Grundlage dienen sollten. Doch kehrte er bald wieder ganz zu seinen Studien zurück und mischte sich erst in spätern Jahren nochmals in die Politik, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. Er verweilte 1771 ein Jahr in Polen, wo er sich die ungetheilte Liebe erwarb. Seine Ansichten über die poln. Verhältnisse enthält die Schrift «Du gouvernement et des lois de la Pologne» (Par. 1781). Weniger günstig nahmen die Amerikaner seine «Observations sur les États-Unis de l'Amérique» (Par. 1784) auf. Er starb zu Paris 23. April 1785. Seine literarische Laufbahn hatte M. mit der «Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement» (2 Bde., Par. 1740) begonnen. Obgleich diese Schrift allgemeinen Beifall fand, so genügte sie doch dem Verfasser bald so wenig, daß er sie ganz verwarf und zu zwei neuen Werken «Observations sur les Romains» (Genf 1751) und «Observations sur l'histoire de France» (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben und mit einem «Essai sur l'histoire de France» bereichert wurden (4 Bde., Par. 1823—24; neue Aufl.

1840). Ihnen schließen sich seine gründlichen «Observations sur les Grecs» (Genf 1749) an, die er in die «Observations sur l'histoire de la Grèce» umarbeitete. Vorher war sein «Droit public de l'Europe fondé sur les traités» (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Großen Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der «Entretiens de Phocion» (Amsterd. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und namentlich die Nothwendigkeit nachweisen, die Politik mit den Forderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite seine Schrift «De la législation, ou principes des lois» (Amsterd. 1776). Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Arnoux (15 Bde., Par. 1795). Vgl. über M. die Schriften von Barthélemy (Par. 1791) und Rocherg (Par. 1849).

Mabuse (Joh. von), ein berühmter Maler, der Zeitgenosse des Lukas von Leyden, geb. um 1470 im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach andern Gossaert. Nach längerer Ausübung seiner Kunst in den Niederlanden ging er nach Italien, ohne daß man jedoch weder den Zeitpunkt noch die Schule, welcher er sich anschloß, genauer zu bezeichnen wüßte; doch läßt sich auf ein besonderes Studium der Werke Leonardo's und Michel Angelo's schließen. Nach der Heimat zurückgekehrt, fand er Ruhm und Beschäftigung genug; allein stets riß ihn sein wilder Sinn zu Verirrungen hin, sodaß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang sich aufgehalten hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte, das aber, als der Blitz später die Kirche anzündete, verbrannte. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich in Middelburg Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber großentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er das Bild: Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York und die Kinder des Königs malte. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Hier lernte ihn Karl V. kennen und beschenkte ihn mit einem neuen Gewande von weißem Damast mit herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinden. Allein M. verkaufte den Damast heimlich und verschwelgte den Ertrag, suchte jedoch den Kaiser, als er vor diesem erschien, durch ein von Papier gefertigtes, täuschend übermaltes Kleid zu hintergehen, bis dieser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen. Sein Tod erfolgte 1532 zu Antwerpen. M. ist durchgängig in seinen frühern, vor der Reise nach Italien gemalten Bildern am ansprechendsten. In Italien ging es ihm wie den meisten niederländ. Malern: er büßte die Naivetät, den derben Natursinn und die leuchtende Farbe der van Eyck'schen Schule ein und eignete sich dagegen die Freiheit der Form, die er an der Antike lernte, äußerlich an. M. war es übrigens, der als der erste die Art, nackte Figuren in historischen oder allegorischen Darstellungen anzubringen, über die Alpen nach Flandern brachte und damit der heimischen Kunst das ganze weite Gebiet der Mythologie eröffnete. Gemälde von ihm finden sich nicht selten in Sammlungen; so eine berühmte Anbetung der Könige auf Howardcastle in England, derselbe Gegenstand im Louvre zu Paris, eine Kreuzigung und eine Goldwägerin im königl. Museum zu Berlin; aus seiner zweiten Periode eine Danae die den goldenen Regen empfängt, und andere in der Pinakothek zu München.

Macadamisiren nennt man eine besondere Art des Chausseebaues. Der Erfinder dieses Systems, ein Amerikaner, John Loudon M'Adam, geb. 1755, gest. 26. Nov. 1836, veröffentlichte die Grundsätze desselben in zwei Schriften: «A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads» (Lond. 1819) und «Remarks on the present state of road-making» (Lond. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825). Das System hat von vielen Seiten Anfechtung gefunden, wird indeß seiner vielen Vortheile wegen noch häufig angewandt. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung, dieselbe beträgt nicht mehr als 1¼ Zoll auf 10 F. Breite der Straße. Der Untergrund besteht, statt wie bei gewöhnlichen Chausseen aus einer Lage größerer Steine, aus einer 6—10 Zoll hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von 1½—3 Zoll ins Quadrat zerschlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa 1 Zoll im Quadrat zerkleinert sind und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiesels, Granits oder Porphyrs womöglich Kalkstein, da dieser, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere, undurchdringliche Schicht gibt. Dagegen hat Kalkstein den Nachtheil, daß die Straßen bei trockenem Wetter sehr staubig, bei nassem Wetter aber sehr schmuzig sind und sehr sorgfältig vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt werden müssen. Die Reparatur solcher Chausseen ist leicht. Doch muß man dafür sorgen, daß die reparirten Stellen mit den alten in guten Verband kommen,

was man dadurch bewirkt, daß man schwere gußeiserne Walzen darüber hinzieht, mit welchen man überhaupt öfters die aufgefahrenen Gleise einebnen muß.

Macáo, eine kleine, nur 0,56 Q.-M. große portug. Niederlassung auf einer südöstl. Landzunge der großen Insel Hiang-schang an der Mündung des Tiger- oder Perlflusses unterhalb Kanton in China, gehörte früher nebst den Inseln Solor und Timor im Ostindischen Archipel zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber seit 1844 ein eigenes portug. Gouvernement. Das kleine Gebiet, dessen Landgrenze eine quer über den Isthmus laufende und von chines. Truppen bewachte Barrièremauer bildet, hat eine sehr angenehme Lage, bietet eine schöne Mannichfaltigkeit von Hügel und Ebene dar und ist einer der gesündesten Wohnplätze im südöstl. Asien. Die Bevölkerung beträgt gegen 30000 Seelen, von denen etwa 5000 Portugiesen und andere Ausländer sind, die unter der Controle der portug. Behörde leben, während die Chinesen unter der Regierung ihrer eigenen Obrigkeiten stehen. M. ist einer der merkwürdigsten Punkte Asiens, indem es während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des orient. Handels war, und weil man es als die Wiege des unermeßlichen Handels betrachten muß, der gegenwärtig sich in Kanton und auf Hongkong concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Landzunge liegende Stadt M., außerhalb welcher die Portugiesen und andere Ausländer keine Wohnhäuser bauen dürfen, ist der Sitz des portug. Gouverneurs und eines kath. Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung übt, hat geräumige, gutgepflasterte Straßen, fünf christl. Kirchen, mehrere Kapellen, Klöster und Pagoden, wird von einer portug., meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung der drei Forts innerhalb und einiger andern außerhalb der Mauern vertheidigt und bietet von der Meeresseite her wegen des ansteigenden Terrains, worauf die meist großen und geräumigen Gebäude der Ausländer stehen, einen imposanten Anblick dar. In allem jedoch, was die Vorzüge eines Handelsplatzes und Hafens der Neuzeit betrifft, entspricht M. den Bedürfnissen nur unvollkommen. Des seichten Wassers wegen müssen selbst kleine Schiffe weit vom Lande anlegen, die Güter in leichten Dschonken verladen werden. Aber auch dieser entfernte Ankergrund ist gegen Winde nicht gesichert. Vor dem Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war M. von großer commercieller Bedeutung, weil es den Vermittelungspunkt zwischen dem europ. Handel und Kanton bildete, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europ. Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chines. Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit dem Frieden zwischen China und England vom 26. Aug. 1842, insbesondere seit der Gründung der engl. Niederlassung auf der 8½ M. östlicher gelegenen Insel Hongkong (s. d.) und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehr haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit verloren, obschon der daselbst getriebene Zwischenverkehr, besonders in Betreff des Opiumschmuggels, noch immer von großer Bedeutung ist. Die Engländer besaßen bis zum Erwerb von Hongkong in M. eine Factorei, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistor. und ethnolog., besonders auf China bezüglicher Gegenstände; außerdem war M. der Sitz der engl. prot. Mission für China nebst einer chines. Buchdruckerei. Um den gesunkenen Handel zu heben, erklärte die portug. Regierung 28. Febr. 1846 M. zum Freihafen, legte zugleich aber auch eine Steuer von 1 Thlr. monatlich für die zwischen M., Hongkong und Kanton fahrenden Handelsboote auf. Wegen dieser drückenden Auflage machten die chines. Schiffer im Oct. einen Angriff auf M., wurden aber mit einem Verluste von 17 Booten und ungefähr 30 Mann zurückgetrieben. Auch 1849 kamen die Portugiesen mit den Chinesen in Conflict, indem einige der letztern deren Gouverneur Amaral ermordeten. Auf einer Anhöhe bei der Stadt M. findet man die Grotte des Camoens, in welcher dieser seine «Lusiaden» gedichtet haben soll.

Macartney (George, Graf), bekannt durch seine Gesandtschaftsreise nach China, geb. 14. Mai 1737 zu Lissanourne in Irland, erhielt seine erste Bildung auf der Universität Dublin und studirte dann zu London die Rechte, wo er mit Burke und andern ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit Freundschaft schloß. Nach einer Reise auf dem Festlande trat er durch Lord Holland's und Sandwich's Einfluß für Midhurst ins Parlament. 1765 sendete ihn die Regierung nach Rußland, wo er einen Handelsvertrag abschloß. In der Folge wurde er Secretär des Lord-Lieutenants von Irland und irländ. Baron, 1775 aber Gouverneur von Granada und Tabago. Bei der Eroberung von Granada fiel er 1779 in franz. Gefangenschaft. Die Regierung ernannte ihn 1781 zum Gouverneur von Madras, wo er sich im Kriege gegen Frankreich große Verdienste erwarb. 1785 zurückgerufen, erhielt er nach längerer Muße als brit. Gesandter

eine außerordentliche Mission nach China. Um nämlich die großen Baarzahlungen, die jährlich für Thee dahin gingen, einzuschränken, wollte die Regierung versuchen, den brit. Fabrikaten Eingang in China zu verschaffen. M. trat die Reise 26. Sept. 1792 an und erreichte unter großen Anstrengungen Peking. Man erkannte jedoch am dortigen Hofe weder den Werth der Geschenke, die er mit sich führte, noch gestattete man ihm, längere Zeit zu verweilen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr 1794 wurde er zum Grafen erhoben und im folgenden Jahre als Unterhändler zu Ludwig XVIII., der damals in Verona residirte, gesendet. Er erhielt hierauf die brit. Peerswürde und ging als Generalgouverneur nach dem Cap der guten Hoffnung. Seiner geschwächten Gesundheit wegen kehrte er indeß schon 1798 zurück und starb zu London 31. März 1806. Die Beschreibung jener Reise, welche umfassende und gründliche Aufklärungen über China enthält, gab M.'s Secretär, Staunton, heraus. Vgl. auch Barrow, «Public life and writings of the late Earl of M.» (2 Bde., Lond. 1807).

Macassar, eigentlich Mangkassar oder Mangkesser, ein hauptsächlich die südl. Halbinsel der Insel Celebes (s. d.) umfassendes niederländ. Gouvernement in Ostindien, welches Ende 1863 auf 2150 Q.-M. 294413 E. zählte, ist aus dem frühern Reiche der Macassaren hervorgegangen. Letzteres wurde 1512 durch die Portugiesen bekannt und war bis ins 17. Jahrh. die erste Seemacht aller malaiischen Staaten im Ostindischen Archipel, gerieth aber allmählich vertragsweise in Lehnsverhältniß, 1668 sodann fast ganz in die unmittelbare Gewalt der Holländer, sodaß das jetzt noch sog. Reich M. unter eigenen Beherrschern nur noch aus einem kleinen Theil des ehemaligen besteht. Die Hauptstadt M., sonst auch wol Vlaardingen genannt, in flacher, an Reisfluren und Dörfern reicher Umgebung nicht weit nördlich von der Mündung des Goa gelegen, ist regelmäßig gebaut und macht mit ihren steinernen Mauern, gewölbten Thoren und niedrigen massiven Häusern im allgemeinen den Eindruck einer alten europ. Stadt. Sie zählt 21000 E., hat drei Außenwerke, von denen Fort Vredenberg und Rotterdam die sichere Rhede schützen und das letztere die Gouvernementsgebäude, Kasernen u. s. w. enthält. Der Ort betreibt Tripangfischerei und lebhaften Handel, der hauptsächlich Pferde, macassarische Baumwollzeuge und große Massen von Kokosnüssen zur Ausführung bringt. Seit dem 1. Jan. 1847 ist M. durch Erlaß des niederländ. Gouverneurs ein Freihafen. Etwa 4 M. oberhalb der Mündung des Goa liegt an dessen rechtem Ufer die Stadt Goa, das Hoflager des macassarischen Landeskönigs. In der Straße von M., welche die Inseln Borneo und Celebes trennt, und durch welche eine mächtige Strömung zwischen der Celebes- und Sunda- oder Javasee hindurchführt, liegen mehrere Inselgruppen, namentlich in der Mitte die Balabalagan-Inseln.

Macassaröl, so genannt nach dem Königreich Macassar auf Celebes, von wo es ausgeführt wird, ist eine Art Pflanzenbutter von aschgrauer Farbe und ranzigem Geruch. Denselben Namen führt jedoch auch ein engl. Geheimmittel, welches zur Beförderung des Haarwuchses dienen soll und aus mit Alkannawurzel roth gefärbtem und mit wohlriechenden Oelen versetztem Oliven- oder Mandelöl besteht.

Macaulay (Thomas Babington, Lord), berühmter engl. Geschichtschreiber und Kritiker, geb. 25. Oct. 1800 zu Rothley-Temple in Leicestershire, kam 1818 in das Trinity-College in Cambridge, wo er seine Studien mit glänzendem Erfolge beendigte und 1822 zum Fellow erwählt ward. Er widmete sich hierauf in Lincoln's-Inn der Jurisprudenz und trat 1826 als Barrister auf. Schon auf der Universität hatte er sich durch seine Preisgedichte «Pompeji» (Cambridge 1819) und «Evening» (Camb. 1821) ausgezeichnet, denen andere poetische Versuche folgten. 1825 lieferte er der «Edinburgh Review» eine Abhandlung über Milton, womit er den Anfang zu einer Reihe von ebenso geistreichen als gründlichen literarisch-kritischen Aufsätzen machte, die zuerst ohne seine Autorisation unter dem Titel «Critical and miscellaneous essays» (Philad. 1841) und dann von ihm selbst als «Critical and historical essays, contributed to the Edinburgh Review» (3 Bde., Lond. 1843 u. öfter) gesammelt erschienen. Unterdeß war er 1830 für Calne ins Unterhaus gewählt worden, wo er eifrig zur Reform des Parlaments mitwirkte, und 1832 erhielt er eine Stelle im Ministerium als Secretär des Indischen Amts, während zugleich die Stadt Leeds ihn zu ihrem Repräsentanten ernannte. Schon 1834 gab er jedoch seinen Parlamentssitz auf, um als Mitglied des obersten Raths von Kalkutta und Gouverneur von Agra nach Indien zu gehen. Hier sammelte er das Material zu seinen berühmten «Essays» über Clive und Warren Hastings und entwarf ein treffliches Gesetzbuch, das den Eingeborenen gleiche Berechtigung mit den Engländern zugestand, aber eben deshalb von der Ostindischen Compagnie nicht eingeführt wurde. 1838 kehrte er nach Europa zurück und trat wieder ins Unterhaus als Abgeordneter der Stadt Edinburgh. Vom Sept. 1839 bis

zum Sturz des Ministeriums Melbourne bekleidete er den Posten eines Kriegssecretärs und vom Juli 1846 bis zum Mai 1848 den eines Kriegszahlmeisters mit Sitz und Stimme im Cabinetsrath. Bei den Wahlen von 1847 wurde er indeß wegen des von ihm zu Gunsten der Dotirung des kath. Seminars in Maynooth gegebenen Votums von den streng protestantisch gesinnten Wählern von Edinburgh seines Mandats enthoben, was ihn veranlaßte, sich ganz von der polit. Laufbahn zurückzuziehen. Bereits 1842 hatte er, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die «Lays of ancient Rome» veröffentlicht, welche durch dramatische Handlung, kräftige Sprache und pittoreske Schilderungen fesseln. Er fand jetzt Muße, sich ungestört der großen histor. Arbeit hinzugeben, mit der er sich schon seit Jahren getragen, und die ihm einen europ. Ruf verschaffen sollte. 1848 erschienen die beiden ersten Bände seiner «History of England from the accession of James II.», die mit Begeisterung aufgenommen und sogleich in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Es zeigten sich hier im stärksten Licht die Eigenschaften, die seine frühern Schriften bezeichnet hatten: die genaueste Kenntniß der Thatsachen, unübertroffenes Darstellungstalent in der Schilderung von Charakteren und geschichtlichen Begebenheiten, eine Fülle glücklich gewählter Citate und studirte Eleganz des Stils, wobei freilich der polit. Standpunkt des Verfassers die Objectivität seiner Darstellung zuweilen beeinträchtigt. Theils wegen der Kränklichkeit M.'s, theils wegen der dazu nöthigen umfassenden Studien konnten der dritte und vierte Band des Werks erst 1855 zum Druck gelangen; der fünfte erschien nach seinem Tode (Lond. 1861). Dazwischen war er im Juli 1852 von der schott. Hauptstadt abermals mit großer Stimmenmehrheit zum Vertreter im Unterhause berufen worden, und zwar ohne irgendeine Bewerbung von seiner Seite und die mindeste Abweichung von seinen früher ausgesprochenen Ueberzeugungen. Doch verhinderte ihn sein Gesundheitszustand an den Verhandlungen des Parlaments thätigen Antheil zu nehmen, und 1856 legte er sein Mandat nieder, worauf er 1857 unter dem Titel Baron M. von Rothley in den Peersstand erhoben wurde. Seine polit. Reden gab er 1854 in zwei Bänden heraus; übrigens hat M. als Redner nie den hervorragenden Einfluß ausgeübt, den man von seinem glänzenden Talent erwarten durfte. Seine letzten Jahre widmete er der Vollendung seines Geschichtswerks, die er aber nicht erleben sollte. Er starb 28. Dec. 1859 zu Kensington. Seine Leiche wurde 9. Jan. 1860 mit großer Feierlichkeit im «Poetenwinkel» der Westminster-Abtei beigesetzt. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften, die meist mehrfach ins Deutsche übertragen wurden, hat seine Schwester, Lady Trevelyan, veranstaltet (8 Bde., Lond. 1866). Vgl. Arnold, «Public life of Lord M.» (Lond. 1863).

Macbeth, König von Schottland um die Mitte des 11. Jahrh. und Nachfolger des von ihm ermordeten Duncan VII., ist als der Held des Shakspeare'schen Trauerspiels bekannt, dessen der Sage entnommener Stoff aber mit den Ergebnissen der kritischen Geschichtsforschung nicht übereinstimmt. In Wahrheit war M. wie sein Vorgänger von mütterlicher Seite ein Enkel des 1033 verstorbenen Malcolm II. und hatte durch seine Gemahlin Graoch, die Enkelin des 1003 von Malcolm in der Schlacht erlegten Kenneth IV., ein besseres Anrecht auf den Thron als Duncan. Diesen letztern überfiel und tödtete er 1039 zu Bothgowan bei Elgin, und nicht, wie bei Shakspeare, in seinem eigenen Schlosse Inverneß. Nach seiner Thronbesteigung zeigte sich M. als löblicher Regent, erregte aber durch seine Strenge die Unzufriedenheit der Großen und namentlich des mächtigen Than von Fife, Macduff, der nach England floh und Malcolm, des ermordeten Duncan Sohn, zur Rache aufforderte. Unterstützt von Siward, dem Grafen von Northumberland, kamen beide 1054 zurück, griffen M. an und eroberten sein Schloß Dunsinan. M. entkam und setzte den Krieg noch zwei Jahre fort, bis er 1056 bei Lumphanan getödtet wurde.

Maccaroni oder Maccheroni sind eine Art ital. Nudeln, welche aus dem feinsten Weizenmehle durch Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise aller Volksklassen Italiens und werden vielfach ausgeführt. Die besten kommen aus Amalfi bei Neapel; ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. In Deutschland fertigt man deren zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden u. s. w. — M. heißt in Italien auch der Hanswurst (s. d.).

Maccaronische Poesie, auch Maccheronische Poesie, nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind, dann eine auf Vermischung der Sprachen gestützte Art der komischen Poesie. Irrigerweise hat man Teofilo Folengo, genannt Merlino Coccajo, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, gest. 1544 in einem Kloster bei Bassano, einen Freund und Zeitgenossen Sannazar's, für den Urheber der Maccaronischen Poesie gehalten;

wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er «Maccaronea» (Tusculanum 1521 u. öfter; neue Ausg., 2 Bde., Amsterd., eigentlich Mantua, 1768—71), weil er, gleichwie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, darin Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines an satirischen Schilderungen reichen Gedichts führt er durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Außer den «Maccaronea» hat man von ihm zu derselben Gattung gehörig ein kleineres komisches Gedicht «Moschea» oder «Der Krieg der Mücken und Ameisen» (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Eisl. 1833) sowie Eklogen und Episteln. Für das älteste deutsche maccaronische Gedicht hält man die «Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia», welche seit 1593 sehr oft gedruckt worden ist. Französische maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's «Le malade imaginaire» gehörenden dritten Zwischenspiele. Vgl. Genthe, «Geschichte der Maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale» (Halle 1829).

McClellan (George Brinton), amerik. General, geb. zu Philadelphia 3. Dec. 1826, verließ 1846 die Militärschule von Westpoint als Ingenieur-Offizier und betheiligte sich sofort an dem Feldzuge in Mexico, in dem er sich vielfach auszeichnete, sodaß er zum Kapitän befördert und gemeinschaftlich mit seinem spätern Gegner, dem damaligen Lieutenant Beauregard, vom Obergeneral Scott besonders belobt wurde. Nach seiner Rückkehr aus Mexico ward er zunächst Lehrer in Westpoint. Im Sommer 1851 baute er das Fort Delaware, und 1852 unternahm er unter Kapitän Marcy, seinem spätern Schwiegervater, eine Erforschungsreise an den Red-River. Von dort ging er nach Texas, wo er die Häfen und Flüsse vermaß, und dann nach dem Territorium Washington, um die nördl. Pacific-Bahn zu traciren. Sodann ward er 1855 Mitglied der außer ihm aus Oberst Delafield und Major Mordecai bestehenden Commission, die Europa zu dem Zweck besuchte, um über die Veränderungen im europ. Kriegswesen zu berichten. M. wohnte dem Feldzug in der Krim bei und bereiste außerdem England, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Sardinien. Seine übrigens oberflächlichen Beobachtungen wurden zuerst 1858 vom Congresse und 1861 von ihm selbst («Die Armeen Europas u. s. w.») veröffentlicht. Der Ausbruch des Bürgerkriegs traf M., der 1857 seinen Abschied genommen hatte, als Präsidenten der Ohio- und Mississippi-Eisenbahn. Vom General Scott besonders empfohlen, wurde er schon 14. Mai 1862 zum Generalmajor der Vereinigten-Staaten-Armee ernannt und mit dem Departement des Ohio betraut. Er organisirte rasch seine Streitkräfte und griff den Feind in West-Virginien an. Sein Untergeneral Rosecranz siegte 11. Juli 1861 bei Rich-Mountain. M. selbst erntete das Verdienst dieses Siegs, indem er nach der Niederlage von Bull-Run zum Obergeneral der Potomac-Armee und nach dem Rücktritt des Generals Scott zum Oberbefehlshaber der Vereinigten-Staaten-Armee befördert wurde. Als solcher organisirte er während des Herbstes und Winters 1861 die Armee, rückte aber erst im März 1862 von der Seeseite aus gegen Richmond, die Hauptstadt der Südlichen, vor. Bei dieser und seinen spätern Bewegungen bewies er sich jedoch als ein zu vorsichtiger, zögernder und leicht einzuschüchternder General. Eine geringe feindliche Macht hielt ihn vier Wochen vor Yorktown auf, worauf er langsam über den Yorkfluß an den Chickahominy in die Nähe von Richmond zog. Am 31. Mai bei Seven-Pines geschlagen, warf er am andern Tage den Feind bei Fair-Oaks zurück, beschloß aber, um der den Truppen schädlichen Sumpfluft auszuweichen, seine Operationsbasis an den James-River zu verlegen. Vom 24. Juni bis 1. Juli 1862 wurden die Gefechte um den Besitz von Richmond geliefert, die den ruhmredigen Namen der Siebentageschlacht erhielten. Statt in Richmond einzurücken, was er wohl gekonnt hätte, floh M. vor dem durch seine Truppen 1. Juli am Malvern-Hill erkämpften Siege auf seine Schiffe im James-River. Hier erhielt er indeß die verlangten Verstärkungen nicht und wurde zunächst zur Vertheidigung von Washington zurückbeordert. Nach Pope's Niederlage folgte er dem in Maryland eingedrungenen General Lee und brachte diesem 16. und 17. Sept. 1862 bei Antietam (s. d.) eine empfindliche Niederlage bei. Lee zog sich über den Potomac nach Virginien zurück, aber M. verfolgte ihn nicht und verscherzte dadurch die Früchte seines Siegs. Am 7. Nov. 1862 wurde er infolge dieser Unthätigkeit des Commandos enthoben. Er ging hierauf nach Neu-Jersey, von wo aus er 1864 als Präsidentschafts-Candidat der demokratischen Partei auftrat, aber von Lincoln glänzend geschlagen wurde.

Am 8. Nov. 1864 reichte M. seine Entlassung ein und ging nach Europa, wo er sich längere Zeit in Dresden aufhielt.

Macclesfield, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Cheshire, $7^2/_5$ M. im W. östlich von Chester, schön an einem Forst und am Abhange steiler Hügel sowie an dem in den Weaver fallenden Flüßchen Bollin und an der Eisenbahn gelegen, zählt (1861) 36101 E. und ist ein alter Ort, der seinen großen Wohlstand hauptsächlich der in neuerer Zeit zu bedeutendem Aufschwunge gelangten Seidenmanufactur (Bänder, Borten, Schärpen, Taschentücher, Taffete und andere leichte Stoffe) verdankt. Doch blühen auch außerdem Baumwoll-, Zwirn-, Kamelgarn- und Knopffabriken, Färberei, Maschinenbau, Gießerei, Brauerei u. s. w. In der Nähe befinden sich Schiefer- und andere Steinbrüche sowie Kohlengruben. Die Stadt hat 15 Kirchen und Kapellen, ein Stadthaus, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Lateinische Freischule, eine Handels- und eine Zeichenschule, eine ansehnliche Bibliothek, ein Museum und eine Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse, ebenfalls mit Bibliothek. An der Textilindustrie M.s betheiligt sich das $^2/_3$ M. entfernte Städtchen Bollington mit 3845 E. und die $1^1/_2$ M. im SW. an der Eisenbahn und im tiefen Thale des Dane gelegene Municipalstadt Congleton mit 12344 E., die gegenwärtig Seidenstoffe, besonders Bänder, sowie Baumwollwaaren massenweise fabriciren, wie früherhin Spitzen und Schuhriemen.

M'Clintock (Sir Francis Leopold), brit. Seemann, geb. 1819 zu Dundalk in Irland, trat als 12jähriger Knabe in die Marine, machte mit dem Kriegsdampfer Gorgon eine Reise nach Südamerika und ward 1845 Lieutenant. Hierauf diente er zwei Jahre auf der Escadre im Stillen Meere und begleitete 1848—49 den Kapitän James Roß auf seiner Expedition zur Aufsuchung Franklin's. Kaum zurückgekehrt, wurde er zum ältesten Lieutenant des zu gleichem Zwecke ausgerüsteten Schiffes Assistance unter Kapitän Ommaney ernannt, welches im Aug. 1850 am Cap Riley die ersten Spuren des Verlorengegangenen entdeckte. Während sein Schiff im Eise festsaß, führte M. unter unsaglichen Beschwerden eine Schlittenreise längs der Nordküste des Parrysundes aus, auf der er 80 Tage zubrachte und bis zu dem westlichsten Punkte vordrang, den man bis dahin von Osten aus in den arktischen Regionen erreicht hatte. Bei seiner Rückkehr zum Commandeur befördert, betheiligte er sich 1852 wieder an der unglücklichen Nordpolexpedition Sir E. Belcher's, in welcher seine neuen kühnen Schlittenzüge bis zu dem nach ihm genannten Cap M'Clintock, der Nordspitze des Prinz-Patrick-Eilands, und den Polyniainseln, unter 77° 45′ Br. und 116° L., die Lichtpunkte bilden. Am 21. Oct. 1854 erhielt er den Rang eines Postkapitäns. Als Lady Franklin einen letzten Versuch zur Auffindung ihres Gatten zu unternehmen beschloß, vertraute sie dem bewährten M. das Commando der von ihr ausgerüsteten Schraubenjacht Fox an. Am 1. Juli 1857 ging er von Aberdeen unter Segel, durchstreifte das Polarmeer nach allen Richtungen hin und fand endlich im Mai 1859 beim Cap Victory die Urkunden auf, die über das traurige Schicksal Franklin's und seiner Gefährten Auskunft ertheilten. Nach zweijähriger Abwesenheit traf er 21. Sept. 1859 wieder in London ein und wurde in Anerkennung seiner Leistungen 23. Febr. 1860 in den Ritterstand erhoben. Seine Reise beschrieb er in der «Voyage of the Fox in the Arctic Seas» (Lond. 1860). Seitdem war er bei den Tiefenvermessungen im Atlantischen Ocean zum Zwecke der Legung des submarinen Kabels thätig.

M'Clure (Sir Robert John Le Mesurier), der Entdecker der nordwestl. Durchfahrt, wurde 28. Jan. 1807 zu Wexford in Irland als der Sohn des bei Abukir gefallenen Kapitän M. geboren. Zum Militär bestimmt, erhielt er seine Erziehung in der Cadettenschule zu Sandhurst, aus der er jedoch entlief, um sich dem Seedienste zu widmen. Er trat 1826 als Midshipman ein, besuchte Nordamerika und Westindien und schloß sich 1836 als Freiwilliger der Nordpolexpedition des Kapitäns Back an. Seit 1837 Lieutenant, fungirte er als Inspector der Werften in Canada und bei der Küstenwache und begleitete 1848 Sir James Roß auf seiner Reise zur Aufsuchung Franklin's. Nach seiner Rückkehr ward er zum Commandeur des Schiffes Investigator ernannt, welches von der Beringsstraße aus die Durchfahrt nach der Hudsonsbai versuchen sollte. Er segelte 20. Jan. 1850 von Plymouth ab, kam 5. Aug. in der Beringsstraße an und erreichte 7. Sept. die Südspitze von Banksland, von wo er, auf dem Eise vordringend, 26. Oct. nach der Mündung der Prince-of-Wales-Straße in den Melville-Sund gelangte und somit die Existenz einer nordwestl. Durchfahrt bestätigte, die freilich von Eis versperrt und für die Schifffahrt untauglich ist. Der Investigator mußte im Eise zurückgelassen werden, und erst 1854 gelangte M. mit der Expedition Belcher's nach England zurück, wo er mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, zum Postkapitän mit Anciennetät vom 18. Dec. 1850 befördert und von der Königin

zum Ritter geschlagen wurde. Das Parlament erkannte ihm die Hälfte des auf die Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt gesetzten Preises von 20000 Pfd. St. zu, und die Geographische Gesellschaft in Paris ertheilte ihm 1855 ihre große goldene Jahresmedaille. Vgl. Osborn, «The discovery of the North-West Passage by H. M. ship Investigator» (Lond. 1856).

M'Culloch (John), verdienter Naturforscher und Arzt, geb. 6. Oct. 1773 auf Guernsey, aus einer angesehenen schott. Familie, studirte in Edinburgh, wo er sich, erst 18 J. alt, die medic. Doctorwürde erwarb, und übernahm hierauf die Stelle eines Assistenzchirurgen bei einem Artillerieregiment. Seit 1803 als Chemiker des Artilleriecollegiums angestellt, prakticirte er zugleich als Arzt in der Nähe von London; 1811 aber gab er Stelle und Praxis auf, um an den damals von der Regierung angeordneten geogr. und naturwissenschaftlichen Untersuchungen Schottlands theilzunehmen. 1820 wurde er Leibarzt des damaligen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, und in den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er die Professur für Chemie und Geologie an der Militärschule der Ostindischen Compagnie zu Addiscombe. Er starb infolge einer durch Beinbruch nothwendig gewordenen Amputation 21. Aug. 1835. Von seinen naturwissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen: «Description of the Western islands of Scotland» (3 Bde., Lond. und Edinb. 1819); «Geological classification of rocks, with descriptive synopses» (Lond. 1821); «The Highlands and Western isles of Scotland» (Lond. 1824); «A system of geology with a theory of the earth» (Lond. 1831). Auch redigirte er die Beschreibung der zweiten Reise des Sir John Roß nach den Arktischen Meeren. Die medic. Literatur bereicherte er durch die beiden Werke: «Malaria, an essay on the production and propagation of this poison» (Lond. 1827) und «Essay on the remittent and intermittent diseases» (2 Bde., Lond. 1828).

M'Culloch (John Ramsay), engl. Nationalökonom, wurde 1. März 1789 auf der Insel Whithorn in Wigtonshire geboren und in Edinburgh gebildet, wo er zuerst 1817 als Mitarbeiter an dem «Scotsman» auftrat, in welchem er polit. und commercielle Grundsätze entwickelte, deren Freisinnigkeit in damaliger Zeit Aufsehen erregte. 1820 siedelte er nach London über, wo er 1828 Professor der Nationalökonomie am University-College wurde und 1838 das Amt eines Controleurs beim Stationery-Office erhielt, welches er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb 11. Nov. 1864. M. hat sich durch sein «Dictionary of commerce and commercial navigation» (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl., Augsb. 1842, und von Schmidt, Stuttg. 1836—37) in Deutschland einen bekanntern Namen gemacht als durch seine wichtigern Werke, unter denen wir nur an «Principles and practical influence of taxation» (Lond. 1855), «Principles of political economy» (5. Aufl., Edinb. 1864), die Ausgabe von A. Smith's «Theory of moral sentiments» (2 Bde., Lond. 1828) und von dessen «Nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1828) erinnern. Sehr werthvolle Compilationen sind auch sein «Dictionary geographical, statistical and historical» (2 Bde., Lond. 1846; neue Aufl. mit Zusätzen von Martin, 4 Bde., Lond. 1866) und «Descriptive and statistical account of the British Empire» (2 Bde., Lond. 1847). Verschiedene in Reviews und Journalen zerstreute Aufsätze sammelte er unter dem Titel «Treatises and essays on subjects connected with economical policy» (Edinb. 1853).

Macdonald (Etienne Jacques Joseph Alexandre), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde 17. Nov. 1765 zu Sancerre im Depart. Cher geboren. Sein Vater, aus einem hochschott. Clangeschlechte, hatte 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war als Jakobit nach Frankreich ausgewandert. M. trat als Lieutenant in das irische Regiment Dillon und 1784 in die Legion Maillebois, welche die patriotische Partei in Holland unterstützen sollte. Nach Auflösung der Legion kam er zur Linie, wendete sich der Revolution zu, focht bereits 1792 als Oberst bei Jemappes, wurde bald Brigadegeneral und für seine ausgezeichneten Dienste unter Pichegru 1795 Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft befehligte er 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militärischen Ruf begründete. 1798 erhielt er das Gouvernement in den röm. Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50000 Neapolitanern vordrang, auf das Heer des Obergenerals Championnet zurückziehen, an dessen Operationen er nun theilnahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahre 1799 den Oberbefehl in Neapel. Die Unfälle Scherer's (s. d.) zwangen jedoch auch ihn, das Land aufzugeben. Er warf die Oesterreicher 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber von dem weit überlegenen österr.-russ. Heere unter Suworow und Melas 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur unter dem Schutze Mo-

reau's, mit dem er sich endlich im Genuesischen vereinigte, gelang es ihm, die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzugs von 1800 den Befehl über ein Reservecorps, mit dem M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Doch der Waffenstillstand von Treviso setzte dieser kühnen Operation ein Ziel. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als franz. Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Processe Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder nach Italien entsendet, wo er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste in der Schlacht bei Wagram brachten ihm den Marschallsstab und die Würde eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das 7. Armeecorps in Spanien, mit welchem er nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Cervera schlug. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er das 10. Armeecorps, das gegen Riga operirte. Unter ihm standen die Preußen unter York (s. d.), welche sich auf dem Rückzuge von ihm trennten. Bei der neugebildeten Armee 1813 wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei, befehligte nach dem Waffenstillstande das 11. Armeecorps und wurde an der Katzbach von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er im Centrum am 16. und 18. Oct., hatte am 19. den Rückzug des Heeres zu decken und konnte sich nach Sprengung der Elsterbrücke nur dadurch retten, daß er den Fluß durchschwamm. In dem Feldzuge von 1814 machte auch M. noch verzweifelte Anstrengungen. Nach der Capitulation von Paris rieth er Napoleon zur Abdankung und hatte zu dem Zwecke mehrere Conferenzen mit dem Kaiser Alexander. Die Bourbons erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine sämmtlichen Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweigerte er aber während der Hundert Tage jede Dienstleistung. Nach der zweiten Restauration übertrug ihm der König die Auflösung des franz. Heeres an der Loire. 1816 wurde er Kanzler der Ehrenlegion, 1819 Majorgeneral der Garden. Fortwährend mit Ehren aller Art überhäuft, vertheidigte er dessenungeachtet in der Pairskammer die Grundsätze constitutioneller Freiheit. Nach der Julirevolution zog er sich, vom Alter gebeugt, von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise, wo er 25. Sept. 1840 starb.

Macedo (Joaquim Manoel de), einer der namhaftesten brasil. Dichter, geb. 24. Juni 1820 zu San-João de Itaborahy in der Provinz Rio-de-Janeiro, studirte zu Rio-Janeiro Medicin, erlangte daselbst die Doctorwürde und wurde später Professor der vaterländischen Geschichte. Seit 1854 saß er als Abgeordneter seiner Heimatprovinz in der brasil. Kammer. Auch wirkt er als Vicepräsident des histor.-geogr. Instituts. M. hat sich als Dichter auf dem romantischen, dramatischen und lyrischen Gebiete versucht. Das Bedeutendste jedoch hat er als Romanschriftsteller geleistet. Schon in seinem 18. J. hatte er den Roman «O forasteiro» verfaßt, der erst später (Rio-de-Janeiro 1855) erschien; den meisten Beifall fanden jedoch seine beiden Sitten- und Herzensromane «Moreninha» (Rio 1844 und 1849) und «O moço louro» (Rio 1845; 2. Aufl., 2 Bde., 1854). Außer mehrern Lustspielen dichtete M. auch das nationale Trauerspiel «Cobé», das mit bestem Erfolge zur Aufführung gelangte. Eine große Anzahl kleinerer lyrischer Dichtungen erschien in Zeitschriften zerstreut. Eine umfangreichere episch-lyrische Dichtung: «A Nebulosa» (Rio 1857) erregte bei ihrem Erscheinen in Brasilien ungewöhnliches Aufsehen. Einen besondern Reiz verleihen diesem aus sechs Gesängen und einem Epiloge bestehenden Werke die descriptiven Partien, in denen der Dichter die großartig-wilde oder üppig-schöne Natur seines Vaterlandes in glühenden Bildern schildert und hierdurch dem Gedichte eine nationale Färbung verleiht. Dabei ist die Sprache blühend und der Versbau melodisch. Vgl. Wolf, «Le Brésil littéraire» (Berl. 1863).

Macedonien, eine außerhalb des eigentlichen Hellas gelegene, wenn auch allmählich ganz hellenisirte Landschaft, wurde im S. durch den Olympos (s. d.) und die kambunischen Berge von Thessalien, im W. durch das Böongebirge von Epirus und Illyrien geschieden. Im N. grenzte sie an das Land der Pelagonen und Päonier, im O. bildete ursprünglich der Fluß Axios und der Thermäische Meerbusen ihre Grenze, die aber frühzeitig durch Eroberung der eigentlich thrazischen Landschaft Mygdonia bis zum Flusse Strymon vorgeschoben wurde. Durch Philipp II. kamen noch die ganze Landschaft Päonien und der westlichste Theil Thraziens bis zum Flusse

Nestos hinzu. Das eigentliche M., von den Flüssen Haliakmon und Lydias durchflossen, vom Lynkos- und Bermiosgebirge und den nördl. Vorbergen des Olympos durchzogen, zerfiel in die Districte Pieria, Elymia, Orestis, Lynkestis, Eordäa, Almopia und Emathia. Gegenwärtig, als türk. Provinz (auch unter dem Namen Filibe Vilajeti bekannt), mit der wichtigen Handelsstadt Salonichi (s. d.), umfaßt M. etwa 720 O.-M. mit einer Bevölkerung von 700000 Seelen. Das Land selbst war bei den Alten berühmt durch seine Gold- und Silbergruben, durch Reichthum an Oel, Wein und andern Früchten, die besonders auf den Küstenstrichen trefflich gediehen, und besaß eine große Anzahl blühender Städte, wie, außer der Haupt- und Residenzstadt Pella, Pydna, Thessalonike, Aegä, Herakleia, Philippi, Amphipolis u. a. Die Geschichte des politisch wichtigen Reichs M. zerfällt in drei Perioden, von denen die erste von der Gründung bis auf Philipp (360 v. Chr.), die zweite bis zur Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.), die dritte bis zur Unterjochung durch die Römer (168 v. Chr.) reicht. Die Macedonier, ein illyrischer Volksstamm, aber mit starker Beimischung von thrazisch-phrygischen, auch wol von pelasgischen Elementen, wurden von den Griechen nie als Stammverwandte anerkannt, während die Sage bald den Herakliden Karanos (um 813 v. Chr.) aus Argos eine Colonie hierher führen, bald den Herakliden Perdikkas aus Argos mit seinen Brüdern das Land erobern und so den Grund zur spätern Größe und Macht legen läßt. Eine zusammenhängendere Geschichte des Landes beginnt erst seit der Unterwerfung unter die Perser durch Mardonius (490 v. Chr.), indem der damalige König Alexander I. sich gezwungen sah, an dem Heereszuge des Xerxes gegen Griechenland theilzunehmen. Erst mit dem Rückzuge des pers. Oberbefehlshabers nach der Schlacht bei Platää (479) wurde auch M. wieder frei. Der nach der kurzen Regierung Alketas' II. folgende König, der unbeständige Perdikkas II. (454—413) wurde in den Peloponnesischen Krieg verwickelt, in welchem er es abwechselnd mit Sparta und mit Athen hielt. Die dadurch herbeigeführte schwankende Stellung des Staats hob sich erst mit seinem Sohne und Nachfolger Archelaus, der Ackerbau, Künste und Wissenschaften förderte, Städte befestigte, das Heerwesen besser ordnete und so dem Staate neue Kraft und Haltung zu geben wußte. Nach der Ermordung desselben (399 v. Chr.) folgte eine lange Zeit von Verwirrungen und blutigen Thronstreitigkeiten, die damit endigten, daß Philipp II. (s. d.) die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas benutzte, nach Beseitigung Perdikkas' III. sich selbst 359 auf den Thron zu schwingen. Philipp verstand es, die Kräfte seines Landes und den Muth der kriegerischen Bewohner desselben außerordentlich zu steigern, daher er sogar durch die Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) das unter sich uneinige Griechenland unter seine Herrschaft brachte. Noch weit mehr aber erweiterte die bereits begonnenen Eroberungen sein Sohn Alexander d. Gr. (s. d.), welcher M. auf kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt erhob. Nach seinem Tode (323 v. Chr.) folgte eine lange Reihe von Kriegen, aus welchen allmählich ein neuer Zustand der Dinge hervorging, indem die große macedon. Monarchie in mehrere kleine Reiche zerstückelt wurde, welche die vornehmsten Heerführer Alexander's (die sog. Diadochen) verwalteten. Von diesen erhielt M. Antipater. Nach dem Tode (318 v. Chr.) desselben stritten sich Kassander und Polysperchon um den Thron, dessen sich nach dem Tode Kassander's (296) Demetrios Poliorketes bemächtigte, welcher 287 durch Pyrrhos von Epirus gestürzt wurde. Letzterer ward schon 286 durch Lysimachos wieder aus M. vertrieben. Lysimachos selbst fiel in der Schlacht bei Kurupedion (281) gegen Seleukos; dieser wurde bald darauf von Ptolemäos Keraunos ermordet, der selbst schon im folgenden Jahre beim Einfalle der Gallier in M. seinen Tod fand. Endlich errang Antigonus Gonatas, ein Sohn des vorher erwähnten Demetrios, die Herrschaft und vererbte sie in einem ziemlich ruhigen und glücklichen Zustande auf seine Familie. In dieser Zeit aber regte sich in Griechenland die letzte nationale Kraft in dem Achäischen und dem Aetolischen Bunde, und die Politik der Könige von M. mußte nun dem einen dieser Bündnisse durch Verbindung mit dem andern entgegenwirken oder gegen beide sich vertheidigen, wie dies bei Demetrios II., 243—233 v. Chr., und dessen Bruder Antigonus, mit dem Beinamen Doson, 233—221, der Fall war. Inzwischen hatten die Römer ihre Blicke auf Griechenland gerichtet. Als nun Philipp III. (s. d.) sich in die innern Angelegenheiten der Griechen mischte und sogar Athen belagerte, rief letzteres die Römer gegen ihn zu Hülfe, worauf er bei Kynoskephalä 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Schon von jetzt an stand M. gleichsam unter dem Schutze der Römer, und Perseus, der Nachfolger Philipp's III. 179, vermochte sich bei aller Thätigkeit und Schlauheit nicht zu halten und mußte 11 J. später, nach der unglücklichen Schlacht bei Pydna, 168 v. Chr., den Triumph des röm. Feldherrn Aemilius Paullus schmücken. Als nun die Römer von jetzt an das Land besetzt hielten, stand später, durch die Bedrückungen derselben gereizt, der macedon. Adel und die

gesammte Nation unter Führung des Andriskos (Pseudo-Philippos), der sich für einen natürlichen Sohn des Königs Perseus ausgab, nochmals auf. Allein durch Quintus Cäcilius Macedonicus gänzlich geschlagen, sah sich der Adel genöthigt auszuwandern, und das Land wurde 148 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht, mit der man noch Thessalien und einen Theil von Illyrien verband. Vgl. O. Müller, «Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volks» (Berl. 1825); Flathe, «Geschichte M.s» (2 Bde., Lpz. 1832—34); Abel, «M. vor König Philipp» (Lpz. 1847); ferner die Reisewerke von Cousinéry, Leake, Grisebach; endlich Desdevises-du-Dezert, «Géographie ancienne de la Macédoine» (Par. 1863); Heuzey, «Exploration archéologique de la Macédoine» (Par. 1864 fg.).

Mäcēnas (Cajus Cilnius), ein röm. Ritter, aus einer alten Herrscherfamilie Etruriens entsprossen, der Günstling des Augustus (s. d.) und Gönner des Horatius (s. d.) und Virgilius (s. d.), gelangte, obgleich er kein öffentliches Amt bekleidete, in Rom zu großem Ansehen und wußte dasselbe bis an seinen Tod, 9 v. Chr., zu behaupten, indem er seine vom Glück begünstigte persönliche Lage trefflich zu benutzen verstand. Namentlich suchte er Männer von Talent und feiner Bildung, unter diesen besonders die damaligen ausgezeichnetsten Dichter, auf jede Weise zu unterstützen, und zwar theils aus eigenen Mitteln, theils dadurch, daß er sie dem Augustus empfahl, dessen Vertrauen und Zuneigung er besaß. Doch sind seine Verdienste um Beschützung und Förderung der Künste und Wissenschaften, abgesehen von den zuweilen eigennützigen Beweggründen, in früherer und späterer Zeit sehr übertrieben worden. Ohne mit hohen Eigenschaften ausgestattet zu sein, besaß er große Lebensklugheit, viel Feinheit, Gewandtheit und Gefälligkeit im Umgange, zeigte aber auch Gefallsucht und übertriebene Neigung zu Putz und Luxus. In dieser Beziehung mußte er von Augustus oft spöttische Bemerkungen sich gefallen lassen. Dagegen erlaubte sich M. auch, seinem Gönner manch freies und selbst ernstes Wort zu sagen. Als z. B. Augustus noch während des Triumvirats vor Gericht mehrere Todesurtheile fällte, ließ ihm M. seine Schreibtafel hinreichen, welche die Worte enthielt: «Surge tandem, carnifex!» (Steh endlich auf, du Henker!), welche Weisung Augustus ohne Groll befolgte. Nach Beendigung der Bürgerkriege überließ sich M. im Alter von 40 J. in seinem prachtvollen, mit Gärten umgebenen Palaste auf dem esquilinischen Hügel einer völlig schwelgerischen Lebensweise und führte unter anderm auch die pantomimischen Tänze in Rom ein. Seine durch den Müßiggang erzeugte Schlaffheit des Geistes findet man in seinen Schriften ausgeprägt, von denen sich einige Bruchstücke erhalten haben. Vgl. unter den vielen Schriften über M. besonders: Weber, «Ueber den Charakter des M.» in Jahn's «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik» (Supplementbd. 9, Lpz. 1843); Frandsen, «M., eine histor. Untersuchung über dessen Leben und Wirken» (Altona 1843).

Macer (Aemilius), ein röm. Dichter aus Verona, der 17 v. Chr. in Asien starb, wird gewöhnlich als Verfasser eines Gedichts über die Vögel: «Ornithogonia», und über die Schlangen: «Theriaca», genannt, in welchem letztern er wahrscheinlich den Nikander zum Vorbild hatte. Doch ist von seinen Gedichten keine Spur mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht «De viribus herbarum», herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), ist ein Machwerk des Mittelalters. — Zu unterscheiden ist vom vorigen ein anderer Aemilius M., ein Freund des Ovidius, der unter dem Titel «Bellum Trojanum» oder «Antehomerica» und «Posthomerica» eine Nachahmung des Homerischen und cyklischen Epos verfertigte.

Macerāta, eine gutgebaute Stadt im Königreiche Italien (bis 1860 zum Kirchenstaate gehörig), Hauptort der gleichnamigen Provinz (49 Q.-M. mit 229626 E. am 31. Dec. 1861), Sitz der Präfectur, eines Appellhofs und eines Bischofs, an der Hauptstraße nach Rom, zwischen Tolentino und Loreto, auf dem Gipfel eines Bergs gelegen, an dessen Fuße der Chienti fließt, und welcher eine herrliche Aussicht bis an das Adriatische Meer darbietet, hat gerade, breite und gutgepflasterte Straßen, schöne Gebäude, eine Kathedrale, sechs andere Kirchen, mehrere Klöster, eine (1824 gestiftete) Universität, welche aber nur eine einzige Facultät, für Jurisprudenz, nebst Specialcursen für Chirurgie, Pharmacie, Hebammen- und Feldmeßkunst begreift, ferner ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule und verschiedene schöne Sammlungen, unter welchen die der Familie Compagnoni gehörige Sammlung alter Inschriften die interessanteste ist. Die 10065 E. (31. Dec. 1861, mit dem Stadtgebiete 19283 E.) treiben wenig Industrie und Handel, zeichnen sich aber durch eine gewisse Regsamkeit des Geistes aus. Die Gegend von M. gehört zu den fruchtbarsten Mittelitaliens. Die Felder sind mit lebendigen Hecken eingefaßt und gewähren einen freundlichen Anblick, bis man sich dem Apennin nähert, wo die Gegend öde und unfruchtbarer wird.

Maceration nennt man die Behandlung einer festen Substanz mit einer Flüssigkeit (gewöhnlich mit Wasser, Alkohol oder Aether) in der Weise, daß man die Flüssigkeit ohne Erhöhung der Temperatur über die Substanz gießt und damit, gewöhnlich unter öfterm Umrühren, mehr oder minder lange in Berührung läßt. Sie hat entweder zum Zweck, die macerirte Substanz zu erweichen und aufzulockern, oder ihr irgendeinen Bestandtheil zu entziehen, oder endlich auf diese Weise gerade den nutzbaren Bestandtheil auszuziehen. In letzterm Falle ist die von der Substanz getrennte gesättigte Flüssigkeit als das Product anzusehen, so z. B. bei Bereitung der Tincturen durch M., bei Ausziehung der Runkelrübenschnitte mit kaltem Wasser nach der sog. Macerationsmethode der franz. Rübenzuckerfabriken. Die durch M. erhaltene Flüssigkeit selbst bezeichnet man in der Pharmacie mit dem Namen eines kalten Aufgusses.

Machiavelli (Niccolo di Bernardo dei), berühmter ital. Staatsmann, geb. 1469 aus einem edeln, aber armen Geschlechte zu Florenz, wurde im ersten Mannesalter dem berühmten Gelehrten und Staatsmann Marcello Virgilio Adriani zum Gehülfen gegeben, dem er später als Staatssecretär nachfolgte. Als solcher brauchte man ihn, nachdem die Florentiner 1494 die Mediceer vertrieben, zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen, die ihn unter andern mit Cesare Borgia in genaue Beziehung brachten. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber sehr kärglich. Als Papst Julius II. die Mediceer in Florenz wieder eingesetzt hatte, sah sich M. seines Amtes beraubt. Nachher kam er in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Cardinal Giovanni dei Medici und wurde deshalb eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er sowie die darauffolgende Verbannung mit Standhaftigkeit ertrug. Erst nachdem Giovanni dei Medici als Leo X. den päpstl. Stuhl bestiegen, durfte M. in seine Vaterstadt zurückkehren. Von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, bediente sich nun Cardinal Giulio Medici, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, seiner bei den beabsichtigten Reformen als Rathgeber. Der Verdacht, in welchen M. bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn abermals, ins Privatleben zurückzukehren, und erst nachdem Giulio Medici als Clemens VII. Papst geworden, erhielt er wieder öffentliche, jedoch nur unbedeutende Aufträge. Allein dieses ihm von den Mediceern bewiesene Zutrauen und der Umstand, daß er von denselben für die Abfassung seines Werks über die florent. Geschichte ein Jahrgeld von 100 Ducati erhielt, hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht. Verkannt und geschmäht starb er zu Florenz 22. Juni 1527. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten kommen zunächst seine Gesandtschaftsberichte in Betracht, die von vielem Scharfblick und logischem Sinn zeugen und zu den wichtigsten diplomatischen Actenstücken gehören. Hieran schließen sich seine in freier Muße verfaßten Werke, die sich auch durch eine kunstvolle Schreibart auszeichnen. Zu diesen gehören: die Komödien, wie es der Zeitgeschmack forderte, der Antike nachgeahmt und ohne sonderliche Eigenthümlichkeit; ferner die «Istorie fiorentine 1215—1492» (Flor. 1532; deutsch von Neumann, Berl. 1809, und Reumont, Lpz. 1844), sein Hauptwerk, eins der vorzüglichsten Muster edler ital. Prosa; endlich die Arbeiten, durch welche er am berühmtesten geworden, seine polit. Schriften, die «Discorsi», die «Arte della guerra» und der «Principe». Die beiden erstern sind innerhalb eines Kreises junger Edeln, die sich um den Cardinal Medici in den Gärten Cosimo Rucellai's sammelten, verfaßt. In den «Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio», zwischen 1518 und 1522 geschrieben, beschränkt sich M. nicht auf den Inhalt der im Titel genannten Geschichtsbücher, sondern zieht allerlei geschichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Maßregeln und Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden müßte; die europ. Staaten seien verderbt, besonders die italienischen, nur durch unbeschränkte Gewalt eines tüchtigen Fürsten sei noch Rettung möglich. Dieser Meinung waren damals viele ausgezeichnete Männer. In der «Arte della guerra» hat M. das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Nachahmung anempfohlen. «Il Principe» (Vened. 1515 u. öfter; deutsch unter andern von Rehberg, Hannov. 1810; 2. Aufl. 1824) ist an Lorenzo dei Medici gerichtet, den Neffen Leo's X. und Vater Katharinens, auf welchen eine Partei, die eine Wiedergeburt Italiens durch einen starken Fürsten wünschte, damals ihre bald wieder schwindende Hoffnung setzte. An den Beispielen eines Cesare Borgia, eines Ludwig XII., die er etwas idealisirt, sucht M. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und erhalten werden könne. Dieser Zweck müsse verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln; denn die Schlechtigkeit der Menschen rechtfertige jedes Mittel, wenn nur Italien, welches darauf harre, von seinen Wunden geheilt und aus der Hand der Barbaren gerettet zu werden, endlich wieder stark und groß werde. Dies ist der wahre Sinn des «Principe», des so oft miskannten Buchs, das Friedrich II. eins der gefährlichsten, die je geschrieben worden, nannte

und in seinem «Antimachiavell» bekämpfte. Neuere, z. B. Herder, nahmen M. in Schutz, am besten Ranke in dem Anhange seiner Schrift: «Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber» (Berl. und Lpz. 1824). «M.», sagt Ranke, «suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.» Sammlungen von M.'s Werken erschienen zuerst 1550 und öfter; dann zu Florenz 1813 (8 Bde.), 1826 (10 Bde.) und in Einem Bande 1843; deutsch wurden sie übersetzt von Ziegler (8 Bde., Stuttg. 1832—41). Ein Band amtlicher Schriften, herausgegeben von Canestrini, erschien zu Florenz 1858. M.'s Denkmal befindet sich in seiner Vaterstadt in der Kirche Sta.-Croce.

Macias, ein galic. Troubadour, der durch seine Liebe und deren tragisches Ende zum Sprichwort geworden, stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. als Page im Dienste des Marques Enrique de Villena und lebte mit demselben im Königreich Jaen an der Grenze des maurischen Reichs in Spanien. Hier gewann er heimlich die Liebe eines Edelfräuleins aus dem Hofhalte des Marques, die jedoch durch diesen gezwungen wurde, sich mit einem Edelmanne aus Porcuna zu vermählen. Trotz der Ermahnungen und Drohungen des Marques ließ sich M. auch nach der Vermählung der Dame nicht bewegen, seiner Liebe zu entsagen, und er wurde deshalb als widerspenstiger Diener von seinem Herrn in das Schloß von Arjonilla gefangen gesetzt. Doch auch hier besang er die Geliebte und sandte ihr seine Lieder zu. Eins dieser Gedichte fiel indeß dem Gemahl der Gefeierten in die Hände, der, von Rache entflammt, nach Arjonilla eilt. Hier sieht er den verhaßten Nebenbuhler am Fenster des Gefängnisses stehen, schleudert seine Lanze nach ihm und durchbohrt ihn. M. starb, aber durch sein Geschick und seine Lieder lebt er im Munde des Volks und der Dichter fort, und noch jetzt sagt man von einem Liebekranken: «Er ist verliebt wie M.» Nur wenige seiner Liebeslieder, theils in galic., theils in castil. Mundart gedichtet, sind noch (im «Cancionero de Baena») vorhanden. Vollständig ist nur ein einziges bisjetzt im Druck erschienen (deutsch bei Bellermann, «Die alten Liederbücher der Portugiesen», Berl. 1840).

Maciejowice, eine Besitzung des Grafen Zamoyski im Gouvernement Lublin, 10 M. von Warschau, unweit der Weichsel, ist durch die Schlacht vom 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit erlag. Kosciuszko's Plan war, dem russ. General Fersen, obgleich dieser 16000 Mann befehligte, vor dessen bevorstehender Vereinigung mit Suworow eine Schlacht zu liefern; er selbst hatte nur 6000 Mann. General Poninski sollte während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen. Ein Ueberläufer aber verrieth den Plan, und Fersen griff, mit Denisow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verschanzung an. Auf beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und größtem Muthe gefochten, doch Poninski mit der ersehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, suchte sich Bahn zu brechen, fiel aber nebst Niemcewicz und den Generalen Sierakowski, Kniaziewicz, Kaminski und Kopec in russ. Gefangenschaft.

Maciejowski (Waclaw Alexander), poln. Geschichtsforscher, geb. 1792 in Kalvarien, erhielt seine erste Ausbildung bei den Piaristen in Piotrkow und begab sich dann 1812 nach Krakau, wo er sich unter Bandtke dem Studium der poln. Quellengeschichte und des poln. Rechts zuwandte. Von 1814—18 studirte er die Rechte und Philologie in Breslau, dann in Berlin und in Göttingen. Nachdem er kurze Zeit als Professor der alten Literatur an dem Lyceum zu Warschau gewirkt, erhielt er 1819 die Professur des röm. Rechts an der dortigen Universität. Er schloß sich besonders an die deutsche histor. Rechtsschule an und lehrte mit großem Beifall. Bei Aufhebung der Universität 1831 verlor auch er sein Amt, fand aber bald wieder Anstellung als Professor der alten Literatur an der geistlichen röm.-kath. Akademie und der Geschichte des röm. Rechts in den obersten Klassen des warschauer Gymnasiums sowie als Tribunalrichter am Civilgericht zu Warschau. Früher war er Mitglied der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuchs für das Königreich Polen gewesen, und diese Stellung hatte ihn zum genauern Studium des frühern slaw. und insbesondere poln. Rechtszustandes geführt. Als Ergebniß dieser Studien erschien seine «Slaw. Rechtsgeschichte» («Historya prawodawstw slowianskich», 4 Bde., Warsch. 1832—35; deutsch von Buß und Nawrocki, 4 Bde., Stuttg. 1835—39). Unter seinen übrigen Werken sind die bedeutendsten: «Pamiętniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie slowian» (2 Bde., Warsch. 1839), Beiträge zur Geschichte der Slawen, ihres Schriftwesens und ihres Rechts; ferner eine poln. Literaturgeschichte des 17. Jahrh.; dann «Polska pod względem obyczajow i zwyczajow» (4 Bde., Petersb. 1842), Sittenschilderungen der Polen bis ins 17. Jahrh. enthaltend; endlich «Dzieje pierwotne Polski i Litwy» (Warsch.

1846), die Urgeschichte Polens und Litauens, in einer selbständigen, auf tiefe Alterthumsforschungen gestützten Anschauung behandelt. M. reiht sich in seinen Forschungen über Rechtswissenschaft, Literatur und Geschichte zunächst Lelewel an und vervollständigt diesen insofern, als er nicht nur Polen, sondern auch das übrige Slawenthum in seine Forschungen hineinzieht.

Macis, s. Muskatnuß.

Mack von Leiberich (Karl, Freiherr), österr. Feldmarschallieutenant, geb. 25. Aug. 1752 zu Neuslingen in Franken, aus niederm Stande, zog als Fourier in kaiserl. Diensten durch seine Talente sehr bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, wurde Offizier, dann Regimentsadjutant und war 1778, dem Feldmarschall Lascy empfohlen, in dessen Gefolge, wo ihm die Bearbeitung mancher Entwürfe übertragen wurde. Als Hauptmann 1781 in den Generalstab versetzt, 1785 in den Adelstand erhoben, half er beim Ausbruch des Türkenkrieges den Operationsplan entwerfen und wurde in Ungarn Lascy's Adjutant. Als Laudon (s. d.) den Oberbefehl übernahm, war er anfangs nicht mit M. einverstanden, nahm aber dann seine Entwürfe an. M. wurde nach der Einnahme von Belgrad Oberst und später, als der Kaiser kurz vor seinem Tode ein Heer an der schles. Grenze zusammenziehen ließ, zum Chef des Generalstabs ernannt. Für den Prinzen von Koburg in den Niederlanden entwarf er 1793 die Pläne zur Ueberrumpelung der franz. Cantonnirungen an der Roer, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Der von ihm entworfene Plan zu dem Feldzuge von 1794 ist verschieden beurtheilt worden. Inzwischen zum Feldmarschallieutenant ernannt und bei der Rheinarmee angestellt, begab er sich nach dem Frieden von Campo-Formio im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolit. Heeres gegen die Franzosen zu übernehmen. Hier siegte er anfangs in mehrern Gefechten; er besetzte 27. Nov. das tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom und gemeinschaftlich mit den Engländern Civita-Vecchia, bald aber nöthigte der demoralisirte Zustand der Truppen ihn zum Rückzuge. Zugleich brach in Neapel eine Meuterei der Lazzaroni aus, die ihm und seinem deutschen Generalstabe Gefahr drohte, sodaß er sich veranlaßt sah, zu dem feindlichen General Championnet zu fliehen. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. 1804 erhielt er das Generalcommando in Tirol, Dalmatien und Italien und 1805 stand er an der Spitze des österr. Heeres in Deutschland. Er wurde an der Iller 14. und 15. Oct. geschlagen, warf sich mit der Absicht, sich hartnäckig zu vertheidigen, in die Stadt Ulm, ergab sich aber mit der 20000 Mann starken Besatzung schon 17. Oct. den Franzosen kriegsgefangen. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Oesterreich zurück, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurde. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil auf Cassation und 20jährige Festungshaft, von der ihm später ein Theil erlassen wurde. Seitdem lebte er zu St.-Pölten, bis er 1819 auf Verwendung des Erzherzogs Karl begnadigt und nun normalmäßig als Feldmarschallieutenant pensionirt wurde. Er starb zu St.-Pölten 22. Oct. 1828 M. war mehr Theoretiker als praktischer Strateg, zum Oberbefehlshaber aber fehlte ihm die nöthige Ruhe und Entschlossenheit.

Mackeldey (Ferd.), berühmter deutscher Rechtslehrer, geb. 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater herzogl. Stallmeister war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, theils im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundeiker zu Lafferde, theils im Carolinum zu Braunschweig und studirte von 1802 an auf der Universität zu Helmstedt, wo er 1806 die jurist. Doctorwürde erlangte und dann in die praktische Laufbahn eintrat. Dabei habilitirte er sich Ostern 1807 als Privatdocent, doch nicht in der Absicht, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Für dieses entschied er sich erst, als er im Nov. 1807 plötzlich das Gehör verlor, und zwar nothgedrungen, da um jene Zeit das öffentliche und mündliche Verfahren in Westfalen eingeführt wurde. 1808 zum außerord. Professor der Rechtswissenschaft ernannt, kam er nach der Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ord. Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1818 den Ruf dahin zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 Geh. Justizrath, legte jedoch 1828, durch collegialische Verhältnisse bewogen, das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebte hierauf nur seinem Lehramte bis zu seinem Tode, 20. Oct. 1834. Als Lehrer wie als Schriftsteller richtete M. seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts, und seine Bemühungen fanden allgemeine Anerkennung. Seine Hauptschriften sind die «Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche» (Marb. 1811) und das «Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts» (Gieß. 1814), welches in der zweiten Ausgabe

den Titel «Lehrbuch des heutigen röm. Rechts» (Gieß. 1818; 12. Aufl. von Roßhirt, 1842; 13. verm. Aufl. von Fritz, 2 Bde., Wien 1851) erhielt und in verschiedene Sprachen übersetzt sowie auf Hochschulen als Leitfaden gebraucht wurde.

Mackenzie (Henry), engl. Romanschreiber, geb. zu Edinburgh im Aug. 1745, widmete sich nach einer sorgfältigen Vorbildung dem Sachwalterberufe daselbst. Großen Beifall fand gleich sein erster Roman «The man of feeling» (1771), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück «The man of the world» und später «Julia de Roubigné» sich anschlossen. Sie sind alle drei durch Anmuth des Stils ausgezeichnet, ohne auf höhere Verdienste in Erfindung und Ausführung Anspruch machen zu können. Auch zu der von ihm seit 1778 herausgegebenen Zeitschrift «The Mirror», an deren Stelle er später «The Lounger» treten ließ, lieferte er zahlreiche Beiträge, die sich außer den Vorzügen des Stils durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, die man in seinen Romanen vermißt. Er war es, der in der letztgenannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf Rob. Burns (s. d.) leitete; auch schrieb er den an die Hochländische Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805 besonders gedruckten Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Zugleich empfahl er sich der Verwaltung Pitt's durch mehrere zu dessen Gunsten geschriebene Flugschriften und erhielt 1804 den Posten eines Generalcontroleurs der Abgaben in Schottland. Er starb 14. Jan. 1831. M. war der glücklichste Nachahmer Sterne's, den er zwar an Geschmack und Feinheit übertraf, aber an Witz und Humor nicht erreichte. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 (8 Bde., Lond.). Sein Leben beschrieb Walter Scott in den «Lives of the novelists». — Joshua Henry, Lord M., Sohn des vorigen, geb. 1777, wurde gleichfalls Rechtsgelehrter und erhielt 1824 das Amt eines Richters an der Court of Justitiary zu Edinburgh, mit welchem der persönliche Lordstitel verbunden ist. Er zeichnete sich in dieser Stellung durch tiefe Gesetzkenntniß und hohe Unparteilichkeit aus und starb zu Belmont bei Edinburgh 17. Nov. 1851. — William Forbes M., geb. 18. April 1807, machte sich früh durch seine Anhänglichkeit an die Grundsätze des Conservatismus bemerklich und war, nachdem er 1837 für die Grafschaft Peebles ins Unterhaus getreten, eins der thätigsten Mitglieder der Protectionistenpartei. Im April 1845 wurde er zum Lord des Schatzes ernannt; als jedoch Peel seinen Entschluß kundgab, die Korngesetze aufzuheben, nahm er seine Entlassung und schloß sich der Opposition an, welche den Sturz des Ministeriums herbeiführte. Im Febr. 1852 ernannte ihn Lord Derby zum Secretär des Schatzamts, und bei den allgemeinen Wahlen gelang es ihm, den Peeliten Cardwell in Liverpool aus dem Felde zu schlagen. Doch ward er später wegen Wahlbestechung seines Sitzes verlustig erklärt. Auf seinem Betrieb kam die nach ihm genannte Parlamentsacte zu Stande, welche der in Schottland eingerissenen Trunksucht steuern sollte, aber ihren Zweck nur sehr unvollständig erreichte. Der Rücktritt des Derby-Cabinets im Dec. 1852 nöthigte ihn, seine amtliche Stellung zu verlassen. Er starb zu Glen 24. Sept. 1862. — Die Familie M. gehört zu den zahlreichsten und berühmtesten Clans der Hochlande. Das Haupt derselben führte bis in die Mitte des 18. Jahrh. den Titel eines Grafen von Cromarty, der 1861 zu Gunsten der Herzogin von Sutherland, einer geborenen M., erneuert wurde.

Mackintosh (Charles), schott. Chemiker, geb. 1766 zu Glasgow, hat sich um mehrere Zweige der technischen Chemie Verdienste erworben. So unternahm er in seiner chem. Fabrik zu Croßbasket unweit Glasgow um 1820 zuerst die Darstellung des Bleizuckers im großen, welche bis dahin in Großbritannien nicht ausgeübt wurde, verbesserte 1825 die Berliner-Blaufabrikation und erfand in demselben Jahre die Stahlbereitung durch Glühen des Eisens in Kohlenwasserstoffgas. Was aber seinem Namen am meisten Verbreitung verschaffte, war die 1823 gemachte Erfindung der wasserdichten Stoffe, welche aus zwei aufeinanderliegenden, durch dazwischengebrachte Kautschukauflösung verbundenen Zeugschichten bestehen, und aus denen die nach ihm benannten Ueberziehröcke gemacht wurden. Er starb 25. Juli 1843 zu Dumhattan bei Glasgow.

Mackintosh (Sir James), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. 24. Oct. 1765 zu Aldouriehouse in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte ursprünglich Medicin und wurde 1787 in Edinburgh Doctor. Hierauf machte er eine Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland. Nach seiner Rückkehr schrieb er die «Vindiciae Gallicae, or defence of the French revolution» (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der Französischen Revolution, für die ihm die Gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincolns-Inn aufnehmen und wurde 1795 Sachwalter. Noch wenig beschäftigt, hielt er inzwischen Vorlesungen über

Natur- und Völkerrecht in Lincolns-Inn, bekam aber die Erlaubniß, dieses Local zu benutzen, erst nachdem er seinen «Discourse on the law of nature and nations» (Lond. 1799) hatte erscheinen lassen, welcher von beiden Parteien mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seine Rede für die Preßfreiheit zur Vertheidigung Peltier's, welcher wegen Verleumdung des Ersten Consuls von Frankreich vor Gericht gezogen war, erregte allgemeine Bewunderung. Bald darauf (1803) wurde er unter Verleihung der Ritterwürde Recorder (Director des Ober-Criminalgerichts) in Bombay, wo er sich die größten Verdienste und den Ruhm eines menschenfreundlichen Richters erwarb. Seine Gesundheit nöthigte ihn 1811 nach Europa zurückzukehren. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Theilnehmer an der Reform der Criminalgesetze und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Auch in allen andern Angelegenheiten der Zeit stand er stets in der vordersten Reihe der Streiter für Recht, Licht und Menschenwohl. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Von 1818—24 bekleidete er das Amt eines Professors der Politik und Gesetzgebung am Ostindischen Collegium zu Haileybury und 1822—23 das Rectorat an der Universität zu Glasgow. 1827 ernannte ihn Canning zum Geheimrath, und 1830 wurde er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Er starb 30. Mai 1832. Unter seinen frühern schriftstellerischen Arbeiten ist die «Dissertation on the progress of ethical philosophy» in der «Encyclopaedia Britannica» auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (3. Aufl. mit Vorrede von Whewell, Edinb. 1864). Die kurz vor seinem Tode erschienene «History of England» (3 Bde., Lond. 1830) in Lardner's «Cyclopaedia» befriedigte nicht die früher von seinen histor. Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine «History of the revolution in England in 1688», die (nebst Memoiren, Lond. 1834), ebenso wie die Ausgabe seiner «Miscellaneous works» (3 Bde., Lond. 1849) erst nach seinem Tode erschien.

Mac-Mahon (Marie Edme Patrice Maurice, Graf von), Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich, aus einer irischen Familie stammend, die nach dem Sturze der Stuarts nach Frankreich geflohen, wurde 13. Juni 1808 auf dem Familiengute Sully bei Autun geboren. Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, trat er jedoch bald in die militärische Vorbereitungsschule zu Versailles, 1825 in die Militärschule von St.-Cyr und aus dieser als Unterlieutenant in die Generalstabsschule, welche er 1830 verließ. Er zeichnete sich bei der Expedition nach Algier aus, wohnte als Adjutant des Generals Achard 1832 der Belagerung von Antwerpen bei und war dann meist Adjutant, so 1837 beim General Damremont in Algerien, wo er beim Sturm von Konstantine verwundet wurde, 1840 bei Changarnier. Zur Belohnung seiner Tapferkeit stieg er zum Escadronchef (Stabsoffizier) auf, und im Oct. 1840 erhielt er das Commando über das 10. Bataillon der neuerrichteten Chasseurs d'Orléans, seit welcher Zeit er die afrik. Armee bis 1855 nicht mehr verließ. 1842 wurde er Oberstlieutenant des 2. Regiments der Fremdenlegion, 1845 Oberst eines Linienregiments und im Juni 1848, unter der Republik, Brigadegeneral zur Verfügung des Generalgouverneurs von Algerien. In dieser Stellung erwarb sich M. vielfach Ruhm und wurde bei einer siegreichen Expedition als Commandant der Division von Konstantine 1852 zum Divisionsgeneral und dann zum Generalinspector der Infanterie ernannt. 1855 erhielt er den Befehl über die 1. Infanteriedivision im 1. Corps der Nordarmee und bald darauf im 2. Corps der orient. Armee an Canrobert's Stelle. Er traf im Lager von Sewastopol gerade zu rechter Zeit ein, um den Sturm auf den Malakow glücklich auszuführen. Nachdem er noch den Befehl über das Reservecorps der orient. Armee geführt, kehrte er 1856 nach Frankreich zurück, wo ihn der Kaiser zum Senator ernannte. Schon 1857 kämpfte er wieder in Algerien bei der Expedition Randon's gegen die Kabylen und trat dann eine kurze Zeit in Disponibilität, während welcher er im Senat, von allen Senatoren ganz allein, gegen die sog. Sicherheitsgesetze stimmte. Dennoch erhielt er darauf den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Lande und zu Meer in Algerien, in welcher Stellung er mit dem Prinzen Napoleon, der damals Minister Algeriens und der Colonien war und die Provinz decentralisiren wollte, in Conflict gerieth. Der Prinz gab seine Entlassung, und M. wurde 1859 zum Befehlshaber des 2. Armeecorps bei der ital. Armee ernannt. In diesem Kriege entschied er, nachdem er bei Turbigo das linke Ufer des Ticino gewonnen und behauptet hatte, 4. Juni die Schlacht von Magenta (s. d.), indem er sich auf eigene Verantwortung in die Flanke und auf die Communicationen des Feindes warf, wofür er zum Marschall und Herzog

von Magenta erhoben wurde. In der Schlacht von Solferino kämpfte M. bei Cavriana. Nach dem Frieden erhielt er das 7. Territorial-Armeecorps zu Lille, 1864, nachdem er das Lager zu Châlons commandirt, als Pelissier's Nachfolger das Generalgouvernement von Algerien.

Mâcon, die Hauptstadt des franz. Depart. Saône-Loire, in einer fruchtbaren, angenehmen und mit Landhäusern bedeckten Gegend, am Abhange einer Anhöhe und an der Lyoner Eisenbahn, von welcher hier die Bahn nach Genf und Chambéry abgeht, sowie am rechten Ufer der Saône gelegen, über welche eine alte, 300 Schritt lange Steinbrücke mit 13 Bogen und schönen Bildhauerarbeiten führt, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und zweier Friedensgerichte. Obschon der Ort im ganzen unregelmäßig und eng gebaut, hat er doch seit Beseitigung der Festungswälle schöne Promenaden, sehr schöne Quais und einen Flußhafen. Es befinden sich hier Reste eines Triumphbogens und Janustempels aus der Römerzeit und die Ruinen der alten Kathedrale St.-Vincent. Die neuern Kirchen St.-Vincent und St.-Pierre sind unbedeutend, dagegen bemerkenswerth die Präfectur (ehemals der bischöfliche Palast), der Justizpalast, das Stadthaus mit der Mairie, einer öffentlichen Bibliothek, einem kleinen Museum und einem Schauspielsaal. Die Stadt besitzt ein kaiserl. Lyceum (in dem ehemaligen Jesuitencollegium), ein Lehrerseminar, einen Curs für Lehrerinnen, eine Zeichen- und eine theoretisch-praktische Uhrmacherschule, eine Ackerbau-, eine Gartenbau- und eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, ein Hôtel-Dieu, drei Hospize, ein Departementalgefängniß und Correctionshaus. M. zählt (1861) 18006 E., welche Kupferschmelzhütten unterhalten, Uhren, Eisen-, Kupfer- und Messinggeräthe, Wollzeuge, Sammt, Plüsch, Leder und Riemen, Leinwand und Fayence fabriciren, auch Confituren, namentlich berühmte Marmelade aus Weinbeeren (Cotignac de M.) bereiten und umfangreichen, durch die Lage an der Saône, an der Hauptstraße zwischen Paris und Lyon sowie durch die Eisenbahnverbindungen geförderten Handel mit dem in südwestl. Hügelgelände wachsenden Mâconweine (s. Burgunderwein) sowie mit Getreide, Stabholz und Vieh treiben. M., das schon zu Cäsar's Zeit bekannte Matisco im Lande der Aeduer, im Mittelalter Mascon genannt, wurde frühzeitig der Sitz eines Bisthums, welches seit der ersten Revolution aufgehoben ist. Früher nebst seinem Gebiete, der Landschaft Maconnais, eine eigene Grafschaft bildend, kam es 1238 unter Ludwig IX. an die Krone Frankreich, wurde 1435 von Karl VII. an den Herzog von Burgund abgetreten, 1477 aber von Ludwig XI. wieder mit Frankreich vereinigt.

Macpherson (James), der Herausgeber des sog. Ossian, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburgh Theologie, wurde dann Lehrer in Ruthven und 1759 Hauslehrer in der Familie Graham von Balgowan. Schon 1758 hatte er ein höchst mittelmäßiges erzählendes Gedicht, «The Highlander», herausgegeben, auf welches er nun die «Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language» folgen ließ. Das Aufsehen und der Beifall, den diese Dichtungen hervorriefen, veranlaßten ihn, mit andern angeblich Ossianischen Gedichten («Fingal», 1762; «Temora», 1763) hervorzutreten. (S. Ossian.) Eine Secretärstelle bei dem Gouverneur in Florida gab er bald wieder auf und schrieb nun in London Flugschriften zur Vertheidigung der Regierung, die ihm den Posten eines Geschäftsträgers des Nabob von Arcot eintrugen. 1780 kam er in das Unterhaus, wo er jedoch nur eine stumme Rolle spielte. Seine geschichtlichen Werke, allenfalls mit Ausnahme der «History of Great-Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover» (2 Bde., Edinb. 1775), und die Uebersetzung des Homer (1773) sind ohne Werth. Er starb 17. Febr. 1796 auf seinem Landgute Belleville bei Inverneß. Von seinem Nachlasse bestimmte er 1000 Pfd. St., um die von ihm handschriftlich hinterlassene Urschrift des Ossian herauszugeben, und 300 Pfd. St. zur Errichtung eines Denkmals für sich selbst in Belleville.

Macready (William Charles), berühmter engl. Schauspieler, wurde 3. März 1793 in London geboren. Sein Vater war Director eines Provinzialtheaters, bestimmte aber den Sohn zum Rechtsgelehrten und schickte ihn auf das Gymnasium zu Rugby, wo derselbe mit Eifer den classischen Studien oblag und rasche Fortschritte machte. Der junge M. sollte eben die Universität Oxford beziehen, als sein Vater in so bedrängte Umstände gerieth, daß er sich außer Stande sah, ihm die nöthigen Mittel zur Verfolgung seiner akademischen Laufbahn zu gewähren. Seine Freunde erboten sich zwar, ihn zu unterstützen; doch M. entschloß sich, das ausgezeichnete mimische Talent, welches man an ihm bemerkte, dem Unterhalt seiner Familie zu widmen. Im Juni 1810 trat er zum ersten mal in Birmingham als Romeo auf, wurde beifällig empfangen und

sah bald seine Bemühungen zu Gunsten seines Vaters mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Bis 1814 spielte er in der Truppe desselben in den Hauptorten des mittlern und nördl. Englands, ging dann nach Dublin und Edinburgh und bildete sich allmählich so weit aus, daß er es wagen konnte, vor dem Publikum Londons aufzutreten. Am 16. Sept. 1816 erschien er in Coventgarden als Orestes in einer engl. Uebersetzung von Racine's «Andromache». Obwol sein Debut in der Theaterwelt bedeutendes Aufsehen erregte, dauerte es doch mehrere Jahre, ehe M. es dahin brachte, daß man ihm die Shakspeare'schen Charaktere anvertraute; dagegen glänzte er in den Schauspielen Sheridan Knowles'. 1826 besuchte er Amerika und 1828 Paris, wo er verdienten Beifall erntete. Er übernahm hierauf die Leitung des Drurylane-Theaters, in der Absicht, das in Verfall gerathene classische Drama wieder zu beleben. Hier spielte er mit Vorliebe alle Hauptrollen der ältern Meisterwerke; namentlich war er als Macbeth, Hamlet, Richard, Sir Giles Overreach unübertroffen. Allein bei der zunehmenden Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen das vaterländische Schauspiel mußten seine Unternehmungen in pecuniärer Hinsicht scheitern. 1843 ging er zum zweiten und 1849 zum dritten mal nach Neuyork, wo die Eifersucht des amerik. Tragöden Forrest zu einem Volksauflauf führte; das Astortheater, auf welchem M. spielte, ward vom Pöbel gestürmt, das Militär mußte einschreiten, und mehr als 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet. M. kehrte eiligst nach England zurück und begann im Oct. 1849 eine Reihe von Gastrollen auf dem Haymarket-Theater, die er aber krankheitshalber nicht vollenden konnte. Im Herbst 1850 kündigte er einen neuen Cyklus an, und nachdem er diesen unter allgemeinem Beifall geschlossen, betrat er 26. Febr. 1851 in Drurylane zum letzten mal die Bühne. Seitdem lebte er in der Zurückgezogenheit zu Cheltenham, wo er seine Muße hauptsächlich mit Planen zur Hebung des Volksunterrichts in England ausfüllt.

Macrobius (Aurelius Ambrosius Theodosius), ein röm. Grammatiker in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., unter der Regierung Theodosius' des Jüngern, war von Geburt wahrscheinlich ein Grieche und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) aus den Schriften der griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken «Commentariorum in somnium Scipionis libri duo» und «Saturnalium conviviorum libri septem» enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl histor., mytholog. und antiquarischer Bemerkungen. Eine dritte Schrift, «De differentiis et societatibus Graeci Latinique verbi», besitzen wir nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser, Johannes Scotus, im 9. Jahrh. lebte. Sämmtliche Schriften sind am besten von Jan (2 Bde., Par. 1848—52) herausgegeben worden.

Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, im Indischen Ocean, von der ihr fast parallellaufenden Ostküste Südafrikas durch den 56—140 M. breiten Kanal von Mozambique getrennt, erstreckt sich von Cap Amber (Ambra) 11° 57′ bis Cap Ste.-Marie 25° 45′ südl. Br. in einer Länge von 230 und einer Breite bis zu 80 M. und hat (nach Engelhardt) ein Areal von 10927 (nach andern nur von 10000 oder gar 8900) Q.-M. Die Küste zeigt, namentlich im NW., zahlreiche tiefeingeschnittene Baien, wie die Passandavabai, hinter der franz. Insel Nossi-Bé, die Nariba-, die Madjambo- und die Bembatuka- oder Bombetokbai, an welcher Boina (Boëni), die alte Hauptstadt der Sakalawas, liegt. Im SW. sind die Bai St.-Augustin unter dem Wendekreise, an der Nordostecke die herrlichen Baien Diego-Suarez und Port-Luke, weiter südlich an der Ostküste die Antongil- oder Antão-Gonçalvesbai (an welcher 1786 Graf von Benjowsky getödtet wurde) und jenseit der franz. Insel Ste.-Marie die Rhede von Foule-Pointe und Tamatave die besuchtesten Punkte. Mit Ausnahme des nördl. sowie des südöstl. Theils bei dem ruinirten Fort Dauphin (25° südl. Br.) ist der Küstensaum flach, durch eine 2—15 M. breite, sehr niedrige, sumpfige, stellenweise überaus seereiche Zone gebildet. Im übrigen zeigt sich die Oberflächenbildung der Insel durchweg gebirgig. Von der Küstenebene steigt das Land nach dem Innern terrassenförmig, allmählicher im W., viel rascher und sogar fast mauerartig im O. zu waldlosen, aber grasreichen, 3—4000 F. hohen Hochebenen und bis 7400 F. hohen Gebirgen empor. Den südl. Theil des centralen Hochlandes bildet das früher auf 8—12000 F. Höhe geschätzte Ambohitsmena- oder Rothe Gebirge. Als höchster Gipfel der Insel wird der 12000 F. hoch geschätzte Ankaratra (20° südl. Br.) im SSW. der Hauptstadt genannt. Derselbe scheint am Rande des 7 M. langen Centralplateau Emirne oder Imerna zu liegen, welches die 6—1200 F. hohen Granithügel des Ankowagebirgs einschließt. Es besteht dies Plateau aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer und wird hin und wieder von engen, nicht sehr tiefen Thälern durchschnitten, zwischen Hügeln, die auf ihrer Höhe mächtige Granitmassen tragen. Im übrigen sind die geognostischen Verhältnisse der Insel noch wenig erforscht. Merkwürdig ist das

Vorkommen riesiger Exemplare des reinsten Bergkrystalls und häufiger Turmaline. Es finden sich Eisen, angeblich auch Kupfer und im Norden Kohlen. Ausgedehnte Ablagerungen von Laven, Schlacken und Basalten deuten auf einstige vulkanische Thätigkeit. Erdbeben kommen ziemlich häufig vor, auch fehlt es nicht an warmen und kalten Mineral- sowie an salzigen Quellen. Die Insel ist gut bewässert durch sehr zahlreiche Bäche, Flüsse und Seen. Es gibt Flüsse von 20—40 M. Länge, deren Mündung aber meist durch Sandbänke gesperrt ist. Bei der großen Erhebung und Zerrissenheit des Terrains, welche die Verbindung der beiden Küsten außerordentlich erschweren, bilden die aus dem Innern abfließenden Gewässer fast ohne Ausnahme Wasserfälle, dagegen keine Communicationswege. Das Klima zeigt bedeutende Unterschiede. Tropische Hitze erzeugt in den Sumpfniederungen der Küstenstriche, besonders im Osten, Miasmen und die den Europäern selbst bei kürzerm Aufenthalt fast absolut tödlichen, unter dem Namen der Madagassischen Fieber bekannten Gallenkrankheiten, welche der Insel den Namen des europ. Kirchhofs verschafft haben. Gesund dagegen sind die Hochebenen. Hier steigt die Temperatur selten über 23° R., und auf den Berggipfeln findet sich zuweilen Eis. Das tropische Klima in Gemeinschaft mit dem Wasserreichthum und dem größtentheils ausgezeichnet fruchtbaren Boden bewirken eine erstaunliche Ueppigkeit und Pracht der Vegetation. Die Pflanzen- sowie Thierwelt M.s bilden eine besondere physische Region. Die Vegetation, obschon vielfach der südafrikanischen und indischen ähnlich, zeigt sich gleichwol eigenthümlich und im ganzen selbst von der Flora der Inseln Bourbon und Mauritius verschieden. Besonders in den Küstengegenden ist der Pflanzenwuchs von wunderbarer Mannichfaltigkeit, und noch erfüllen die dichtesten Urwaldungen den größten Theil der Insel. Ungemein reich ist M. an Handelsproducten, an Schiffbauholz, Farbe- und feinen Tischlerhölzern, Gewürz-, Arznei-, Oel-, Balsam- und Gummipflanzen, an Reis (das Hauptnahrungsmittel der Bewohner) und zahlreichen tropischen Nahrungspflanzen, an Taback, Baumwolle u. s. w. Von den eingeführten Gewächsen gedeihen Wein und europ. Südfrüchte sowie die Kartoffel und der Kaffeebaum, dessen Frucht dem Bourbonkaffee gleichgeschätzt wird. Die ganz eigenthümliche Fauna der Insel zeigt nur in einigen Thierformen Verwandtschaft mit der ostindischen. M. besitzt keine Wiederkäuer, Dickhäuter und großen Raubthiere, von Nagern nur das Aye-Aye. Die Affen sind durch mehr als 20 Arten Halbaffen vertreten. Eine von Früchten lebende Fledermaus von der Größe einer Henne dient als beliebte Speise. In den Wäldern leben wilde Schweine in großer Menge, wilde Hunde und Füchse. Es gibt zahlreiche Vögelarten mit dem schönsten Gefieder, viele Bienen, prachtvolle Schmetterlinge, zahlreiche Krokodile, große, aber wenig giftige Schlangen. Geflügel zieht man überall, sowie eingeführte Schafe, Ziegen und besonders viele Rinder, die zum Theil verwildert sind.

Die Bewohner der Insel, die sich selbst Malagasi oder Malagasch nennen, woraus die Europäer Madegassen, Madekassen oder Malgaschen gebildet, und deren Zahl (Ellis) auf 4,450000, richtiger wol (Barbié de Bocage) auf nur 3 Mill. geschätzt wird, gehören, obschon sie in viele größere und kleinere Stämme zerfallen, doch nur zwei Hauptvölkern an, aber in vielfachen Mischungen. Abgesehen von wenigen eingewanderten Arabern und Suahilis, wohnt auf der Ostseite und im Innern ein oliven-, zum Theil ziemlich hellfarbiges, schöngebildetes Volk, mit schlichtem oder krausem Haar, den Malaien nahe verwandt, auf der Westseite ein schwarzes, viel kräftigeres Volk, unter dem Namen der Sakalawas zusammengefaßt, mit Wollhaar, aber nicht mit dem Negertypus der Mozambiquer, sondern vom Kafferncharakter. Jener hellere Theil der Bevölkerung, der vorherrschende auf der Insel, zeigt sich civilisirter als der dunkle, aber auch schlau, stolz, rachsüchtig und habgierig. Alle Bewohner M.s sprechen dieselbe Sprache, das Malgasi, welche zum malayischen Sprachstamme gehört und zunächst mit dem Tobadialekt des Batta verwandt ist. Die Madegassen sind im ganzen träge, gastfrei, sorglos und rachsüchtig, aber meist sehr tapfer und freiheitsliebend. Die Criminaljustiz wird auf der ganzen Insel durch Ordalien, hauptsächlich durch das erfolgende oder ausbleibende Erbrechen nach dem Genusse einer bestimmten Dosis Gift, ausgeübt. Die Religion ist ein Götzendienst, der vorzüglich auf den Ideen von einem guten und einem bösen Geist beruht. Den guten Geist beten sie in der Regel nicht an; dem bösen bringen sie Menschenopfer, besonders an Kindern. Priester und Tempel gibt es nicht, dagegen spielen Wahrsager und Zauberer eine große Rolle. Die Madegassen sind meist Landbauern oder Hirten, Jäger und Fischer; nur die Howas und ihre Stammverwandten, die Betsiléos, treiben infolge ihres unfruchtbaren Bodens auch technische Industrie und sind ziemlich geschickt in Anfertigung von Gold- und Silberarbeiten, Holz- und Eisenwaaren, Seiden- und Wollgeweben, namentlich von kostbaren Teppichen. Früher betrieb M. einen sehr bedeutenden Sklavenhandel und zugleich einen ansehnlichen Export in Reis, indi-

schem Korn, Schlachtvieh und groben Stoffen nach Bourbon und Mauritius, wogegen man Waffen, Munition, Luxusartikel u. s. w. eintauschte. Die einzelnen Stämme der Madegassen stehen unter der völlig despotischen Herrschaft eigener Häuptlinge. Unter diesen ist der Stamm der Howas oder Owas, deren Sprache auch die ausgebildetste, der bedeutendste, civilisirteste und herrschende. Von ihrer Heimat, dem Lande Ankowa, einer sehr großen, fast im Centrum der Insel gelegenen Hochebene, stiegen die Howas 1813 herab und vereinigten die übrigen Stämme zu einem Reiche, von dem sich nur die Sakalawas neuerdings mit Erfolg loszureißen versuchten. Die Howas haben M. in 20—22 Provinzen eingetheilt, von denen jede unter einem Oberbefehlshaber steht und verschiedene Unterabtheilungen umfaßt. Die Centralprovinz Ankowa, besonders mit ihrem Districte Imerna der Kern ihres Reichs, hat eine sehr starke Bevölkerung, die gewerbfleißigste von ganz M. Mitten auf dem Plateau liegt in 3600 F. Seehöhe auf einem 500 F. über die Ebene emporragenden Hügel die Hauptstadt des Reiches, Tananarivo oder Antananarivo, die Residenz und Grabstätte der Howasbeherrscher, mit 25000 E., einem großen Residenzpalast und andern Gebäuden der königl. Familie, welche Radama I. im europ. Stil von einem franz. Architekten erbauen ließ. Außerdem ist nur noch bemerkenswerth der Haupthandelsplatz Tamatave, an der mittlern Ostküste, ein Dorf von etwa 1000 Hütten, mit einigen Consulatsgebäuden und einer aus Sand und Korallen erbauten Festung.

Die Insel M., bei den Eingeborenen Nossi-Ndambo (Insel der Wildschweine), von den Arabern Dschesira-el-Komr (Mondinsel) genannt, führt schon Marco Polo im 13. Jahrh. unter dem Namen Magastar oder Madaigascar an; sie wurde aber erst 1505 am Laurentiustage von dem Portugiesen Antão Gonçalves entdeckt und seitdem lange Zeit als St.-Lorenzinsel, von den ältern franz. Ansiedlern auch als Dauphine bezeichnet. Holländer und Engländer machten seitdem vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen, noch mehr aber die Franzosen. Diese gründeten 1642 unter den Auspicien einer Handelsgesellschaft und der Société d'Orient eine Niederlassung zu St.-Luke, nahmen 1643 Besitz von der Insel Ste.-Marie und der Antongilbai und errichteten 1644 Stationen zu Tenerifa und Manahar, sowie auf der Halbinsel Tholangar ein Fort, das später Fort Dauphin genannt wurde. Der Minister Colbert bildete sodann 1664 eine neue Handelsgesellschaft, welche in die Rechte der bisherigen trat, und Ludwig XIV. selbst mit den Prinzen betheiligten sich durch Kapitalien an dem Unternehmen. 1665 schickte man De Baume als Generalgouverneur des Gebiets ab, das nun den Namen Ostfrankreich erhielt. Inzwischen geriethen aber die Colonisten in unglückliche Kriege mit den Eingeborenen, und wiewol sich Ludwig XIV. 1670 die Rechte der Gesellschaft abtreten ließ, kam es doch dahin, daß 1672 die Colonisten nach Bourbon übersiedelten. Seit 1719 erneuerte Frankreich seine Ansprüche und Versuche, auf M. festen Fuß zu fassen, aber ohne Resultat. Endlich schickte man 1774 den Grafen Benjowsky (s. d.) als Generalgouverneur ab, der an der Antongilbai Louisbourg sowie sieben Forts zu Foule-Pointe, Tamatave und andern Punkten gründete. Doch diese Bemühungen sowie auch die spätern Versuche Frankreichs und Englands führten zu keinem dauernden Erfolge. Erst 1841 gewannen die Franzosen durch Verträge mit einheimischen Häuptlingen Nossi-Bé und einige benachbarte Eilande, die seitdem als Zufluchtsstätten der dem Joche der Howas sich entziehenden Sakalawas und als Dependenzen der Colonie Mayotte oder Mayotta in den Comoren (s. d.) wichtig geworden sind. Eine kleine Niederlassung an der Wawatabebucht, wo ein ehemaliger Consul auf Mauritius für Rechnung einer franz. Gesellschaft eine Kohlengrube betrieb, wurde 19. Oct. 1855 von den Howas gänzlich zerstört und die dortigen Franzosen ermordet. Dies gab Frankreich, wo man sich überhaupt mit dem Projecte einer Eroberung M.s beschäftigte, den Anlaß zu einer neuen Expedition. Der Erfolg war die Gründung der Missionsstation Baly im Lande der Sakalawas (16° südl. Br.), deren Häuptlinge sich 1859 unter den Schutz Frankreichs stellten.

Das Haupthinderniß gegen die Festsetzung der Europäer auf M. war bisher das Reich der Howas, welches König Radama I. begründete. Dieser Herrscher wurde zugleich der Civilisator des Volks, errichtete Schulen und schöne Gebäude, ließ auch tüchtige Leute auf der Insel Mauritius, zu London und Paris in den europ. Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichten. In wenigen Jahren gelang es ihm, eine so starke Armee herzustellen, daß er die Häuptlinge der übrigen Stämme zu Vasallen machen konnte. Dabei lieh er den Anträgen der Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels, die ihm dafür jährlich 8000 Pfd. St. zahlten, und der Menschenopfer, sowie auf Einführung des Christenthums ein williges Ohr. Missionare gründeten die Anstalten in Tananarivo, sodaß das Christenthum Wurzel zu fassen anfing. Aber sein Tod machte allen Fortschritten ein Ende. Er wurde von seiner Frau, Ranavalo-Man-

dschoka, 27. Juli 1828 vergiftet, die sich, nachdem sie auch die Verwandten Radama's umgebracht, auf den Thron schwang, auf dem sie mit blutigem Despotismus herrschte. Sie ward unterstützt von einem Staatsrathe und ihrem Minister De Lasatelle, einem ehemaligen franz. Commis, der seit 1830 großen Einfluß auf die commerziellen und industriellen Angelegenheiten des Landes ausübte und die Neigung der Königin und der Großen für unbekannte Dinge und Genüsse weckte. Im übrigen rottete Ranavalo alle Keime europ. Civilisation aus und verfeindete sich darüber immer mehr mit den Engländern und Franzosen, sodaß es im Laufe von 1845 zu einem blutigen Conflict zwischen ihren Truppen und den Streitkräften der beiden Nationen kam. Die engl. und franz. Schiffe mußten die ausgewiesenen Europäer an Bord nehmen und diese nach Bourbon und Mauritius übersetzen, wohin nun auch die Ausfuhr von Vieh und Reis verboten wurde. Erst 1853 gelang es den Kaufleuten von Bourbon und Mauritius, gegen Erlegung von 15000 Dollars die Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen. Der engl. Missionar Ellis bereiste die Insel seit 1853 und fand 1856 sogar freundliche Aufnahme in Tananarivo. Zugleich erhielt der Franzose Lambert von der Königin die Erlaubniß, nach der Hauptstadt zu kommen. Derselbe empfing hierauf zu Paris vom Kaiser Napoleon Instructionen und begab sich sodann nach Tananarivo, um der Königin Geschenke zu überreichen. Im Einverständniß mit einer Oppositionspartei unter dem Adel der Howas benutzte jedoch Lambert seine Mission zu einer Intrigue, welche auf Beseitigung der Königin und Erhebung eines neuen Herrschers ausging, der einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich abschließen sollte. Die vermuthlich durch engl. Einfluß erfolgte Entdeckung des Planes kostete den einheimischen Verschworenen das Leben, und eine Christenverfolgung zog den Untergang vieler Menschen nach sich. 1860 folgte der alten Königin deren Sohn Radama II., welcher ganz in die Fußstapfen seines Vaters trat. Sein Freund Lambert schloß einen für sich und Frankreich sehr vortheilhaften Vertrag, und der Sohn des franz. Consuls Laborde ward Minister des Auswärtigen. Obwol auch der Vorsteher der engl. Mission, Ellis, nebst seinen Gefährten und der engl. Consul Packenham sich der freundlichsten Begegnung erfreuten, stieg doch fortwährend der franz. Einfluß. Dies und die Toleranz sowie die Civilisationsbestrebungen des Königs, noch mehr aber verschiedene vom Volk gemisbilligte Maßregeln und Gesetzerlasse brachten bei der alten Howaspartei und zurückgesetzten Offizieren und Großen, an deren Spitze der Premierminister und der Obercommandeur der Truppen standen, den Plan einer Thronumwälzung zur Reife. Infolge einer viertägigen Revolution wurde Radama II. 12. Mai 1863 erdrosselt und seine Witwe Rabodo unter dem Namen Rosaherina oder eigentlich Rosoa-heri-Mandschoka, zur Königin ausgerufen nach Unterzeichnung einer Constitution, durch welche die Krone die Legislative nur in Gemeinschaft mit dem Adel und den Häuptern des Volks übt. Zugleich gewährt dieses Gesetz den Fremden gleichmäßigen Schutz und den eingeborenen Christen wie den Nichtchristen Religionsfreiheit. Die Königin zeigte ihre Thronbesteigung den Höfen von Frankreich und Großbritannien an und versprach freundschaftliche Beziehungen zu beiden Nationen. Indeß gelang es der engl. Diplomatie, die französische zu überflügeln. Am 27. Juni 1865 schloß Packenham zu Tananarivo einen sehr vortheilhaften Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag ab, in welchem die Königin auch die Abschaffung der Giftprobe und die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels verspricht. Sämmtliche Rechte, die der Vertrag den Engländern gewährt, sollen sich auch auf alle andern Nationen erstrecken. Vgl. Ellis, «History of M.» (Lond. 1838); Ellis, «Three visits to M.» (Lond. 1858); Barbié du Bocage, «M., possession française depuis 1642» (Par. 1859); Lacaille, «Connaissance de M.» (Par. 1863); MacLeod, «M. and its people» (Lond. 1865); Oliver, «M. and the Malagasy» (Lond. 1866).

Madame, s. Dame.

Madeira (portug.), Madēra (span.), eine den Portugiesen gehörige westafrik. Insel, 150 M. südwestlich von Lissabon, mit dem nur $7\frac{1}{2}$ M. nordöstlicher gelegenen kleinen Eilande Porto-Santo und den noch kleinern Wüsten Inseln (Ilhas desertas) zusammen auch die Madeiragruppe oder Nördliche Canarien genannt und mit denselben $15\frac{3}{4}$ Q.-M. groß, wird schon auf der mediceischen Hafenkarte 1351 unter dem Namen Isola di Legname (Holzinsel) aufgeführt, wurde aber erst 1420 von den Portugiesen João Gonçalves Zargo und Tristão Vaz besucht und colonisirt. Den Namen (Madeira, d. i. Holz) veranlaßten die Waldungen, die zu dieser Zeit die Insel bedeckten, jetzt aber längst verschwunden sind. Die Insel M. ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen höchste Spitze, der Pico-Ruivo, 5682 F. über das Meer sich erhebt. Mehr als die Hälfte der Insel hat eine absolute Erhebung von 2500 F. Die Uferränder bilden überall furchtbar steile, nackte Felswände mit einigen Häfen und Lan-

dungsbuchten. Durch diesen Gebirgscharakter, den Wechsel von Plateauflächen, von hohen, schroffen und durch tiefe Thalschluchten getrennten Felsmassen gewährt M. überall einen höchst mannichfaltigen und wunderbar pittoresken Anblick. Der vorherrschend basaltische Boden ist jedoch an zwei Punkten trachytisch und besteht stellenweise aus Trachyttuff, losen Schlacken und vulkanischen, auf tertiärem Kalk ruhenden Tuffen. Ueberaus merkwürdig gestaltete Basaltfelsen bilden besonders die senkrechten Ränder des in der Mitte der Insel gelegenen, 1600—1900 F. tief eingeschnittenen schönen Thales Curral das Freiras (d. h. Park der Nonnen). Deutliche Krater und neuere Lavaströme fehlen dagegen; doch nimmt man zuweilen Erdbeben wahr. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühling; die Luft ist sehr warm, aber gleichmäßig und äußerst gesund. Im Sommer ersetzt der Thau den Regen; im Winter verursacht der Regen häufige Ueberschwemmungen der zahlreichen fließenden Gewässer. Eine lästige Erscheinung ist mitunter der Leste, ein trockener, heißer Ostwind aus Afrika. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich und das Haupterzeugniß Wein. Die von der Insel Kreta 1421 hier angepflanzten Reben lieferten früher jährlich 20000 Pipen oder etwa 60000 Ohm Wein, wovon mehr als die Hälfte ausgeführt wurde. Die besten Sorten sind der Malvasier und der Dry-Madera (d. h. trockener Madera), so genannt, weil er den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter enttträufelt. In neuerer Zeit sank jedoch der Weinertrag fortwährend und betrug 1855 nur noch 2085 Pipen, da die Traubenkrankheit und der zunehmende Anbau des Zuckerrohrs die Rebencultur verdrängen. Außerdem gibt es viele Dattel-, Kastanien-, Aprikosen- und Pfirsichbäume sowie Südfrüchte aller Art. In den Gärten zieht man neben den gewöhnlichen Küchengewächsen auch Ananas und andere tropische Gewächse. Getreide wird nicht hinreichend erbaut und muß deshalb eingeführt werden. Neben Zuckerrohr wird in neuerer Zeit auch viel Kaffee der besten Art cultivirt, der bereits ein Ausfuhrartikel geworden. Wildlebende Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; Rindvieh, Schafe und Pferde hat man aus Europa eingeführt. Die Einwohner sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten, Neger und mehrere hundert angesiedelte Engländer. 1767 betrug ihre Zahl auf M. nur 64000, 1847 schon 115000 E. Neuerdings hat sich aber die Bevölkerung infolge bedeutender Auswanderungen ganzer Familien nach Westindien und Brasilien vermindert. Sie belief sich 1854 nur noch auf 102088 Seelen, im J. 1857, nachdem im Vorjahre gegen 9000 Menschen an der Cholera gestorben, nur auf 98320, war jedoch 1863 wieder auf 112164 gestiegen. Die Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Intelligenz und leichte Acclimatisirung der Madeirer hat dieselben, namentlich in dem brit. Westindien, zu einem ungemein schätzbaren Ersatz der Neger gemacht. Die Verwaltung der Inselgruppe hängt seit 1836 unmittebar von der des Königreichs Portugal ab und bildet einen eigenen Verwaltungsbezirk mit acht Districten, der unter keinem Generalgouverneur mehr steht. Man könnte leicht noch manchen wüstliegenden Theil der Insel, von deren Oberfläche nur ein Viertel benutzt wird, der Cultur gewinnen und so der sehr angewachsenen und deshalb armen Bevölkerung zu Hülfe kommen, wenn die portug. Regierung durch zweckmäßige Gesetze und Verwaltung eingreifen wollte. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt Funchal (s. d.) ist eine vielbesuchte Gesundheitsstation für Brustleidende, namentlich Engländer, daher die engl. Sprache unter den Gebildeten sich mehr und mehr ausbreitet, während die Mehrzahl der Eingeborenen portugiesisch spricht. Die nur $1\frac{1}{2}$ M. lange Insel Porto-Santo ist hügelig, theils von ähnlicher Beschaffenheit wie M., theils aus Sandstein bestehend, baumlos, sehr reich an Rebhühnern und Orseille und zählt 1800 E., welche sich früher ebenfalls vorzugsweise vom Weinbau nährten, der jährlich 1500 Pipen lieferte. Die drei Wüsten Inseln oder Desertas, im O. von M. gelegen, sind unbewohnt. Die weit im SSO. abgelegenen Waldinseln oder Las-Salpages sind nur von wilden Kaninchen bevölkert und liefern gute Orseille. Vgl. Hartung, «Geol. Beschreibung von M.» (Lpz. 1864); Mittermaier, «M. und seine Bedeutung als Heilungsort» (Heidelb. 1855); Schultze, «Die Insel M.» (Stuttg. 1864).

Mademoiselle, s. Dame.

Maden nennt man die beinlosen Larven der Insekten, wie sie bei den meisten Fliegen angetroffen werden. Selten können diese springen, wie die M. der Käsefliege. Viele von ihnen werden den Menschen lästig durch Zerstörung nützlicher Pflanzen, wie die M. der Radieschenfliege, der Zwiebelfliege, der Narcissen-Schenkelfliege u. s. w. Andere sind eine große Plage der Hausthiere, wie die M. der Schafbremse, die sich in dem Nasenkanal und in den Stirnhöhlen des Schafs öfters in großer Menge finden; die M. der Rinderbremse, welche in Beulen der Rückenhaut des Rindviehs leben; die M. der Pferdebremse, die sich im Magen des Pferdes auf-

halten; die M. der Mastdarmbremse, welche in dem Mastdarm der Pferde angetroffen werden, und andere. Ja in mehrern Gegenden Südamerikas wird selbst der Mensch zuweilen durch die M. der Bremsen geplagt. Die früher berüchtigten Leichenwürmer sind die M. einer Fleischfliege (Sarcophaga mortuorum), welche ihre Eier gern an menschliche Leichname legt, wenn sie in offenen Gewölben beigesetzt werden. Die M. der Schmeißfliege (Musca vomitoria) kriechen in wenigen Stunden aus den auf das Fleisch gelegten Eiern aus und sind eine ekelhafte Plage. Man benutzt verschiedene M. als Köder zum Fischfange und als Fasanenfutter.

Madia oder Madikraut (Madia) ist der Name einer zur Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, gehörenden Gattung amerik. Pflanzen, von der die Früchte ohne Pappus und die äußern derselben zwischen die Hüllblätter des Blütenkorbs gestellt, die Blüten gelb, und zwar die randständigen ziemlich kurz einlippig und die scheibenständigen röhrenförmig sind. Die hierhergehörigen Pflanzen sind einjährig, aufrecht, drüsig-zottig behaart und sehr kleberig. Von ihnen wird die ölgebende M. (M. sativa Mol.) in Chile, wo die Pflanze einheimisch ist und Madi oder Melosa genannt wird, häufig als Oelpflanze angebaut, weshalb sie auch Chilenische Oelpflanze heißt. Auch bei uns wurde sie vielfach als nützliche Oelpflanze empfohlen und angebaut. Sie ist 3—5 F. hoch, ihre Blätter sind ei-lanzettig, ganzrandig und die Blütenkörbe endständig und auf beblätterten Aestchen gehäuft. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts ist sie in Deutschland bekannt, aber als Feldölgewächs erst seit 1839 cultivirt worden. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch in den meisten Fällen nicht so günstig gewesen, wie man erwartet hatte. Gleichwol verdient die M. alle Beachtung, da sie nur einjährig ist, nichts von Frost und Ungeziefer zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf Bodengüte macht und ein vortreffliches Oel liefert. Sie ist besonders da zum Anbau im großen zu empfehlen, wo Raps und Rübsen keine sichern Ernten erwarten lassen. Das Oel der M. ist fetter als das Mohnöl, fast ganz geruchlos und von mildem, angenehmem Geschmack, auch zum Einschmieren der Maschinen sehr tauglich, indem es bei einer Kälte von 19° R. noch nicht gefriert. Die Oelkuchen gewähren ein gutes Viehfutter. Stroh und Spreu sollen giftige Eigenschaften haben, doch gibt ersteres einen guten Brennstoff. Ein großer Uebelstand ist nur, daß die Blütenkörbe der Pflanze allmählich nacheinander reifen, sodaß die ersten schon ausfallen, wenn die letzten noch nicht reif sind. Eine andere Art, die zierliche M. (M. elegans Don.) aus Californien, wird bei uns als Zierpflanze gezogen.

Madison (James), vierter Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1809—17, wurde 16. März 1751 in Montpelier, Orange-County, in Virginien geboren und widmete sich nach sorgfältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Kaum 22 J. alt, erhielt er schon eine öffentliche Anstellung. Er erwarb sich bald das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congresses wählten, in dem er zu den fleißigsten und einflußreichsten Mitgliedern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beitrug, verband er sich mit einigen Patrioten, um durch Flugschriften (später unter dem Titel «The Federalist» gesammelt) das Volk für das Grundgesetz zu gewinnen. Unter Jefferson's Verwaltung wurde er 1808 Staatssecretär. Nachdem er im folgenden Jahre Präsident geworden, erklärte er seinen Entschluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen und die Partei der Föderalisten, die man einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste dieses Grundsatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, solange diese Staaten die seit 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig sich zeigte und durch Anmaßungen zur See, besonders durch das Pressen der Matrosen auf amerik. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich störte. Die Fehler, welche mehrere amerik. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben, und das Misvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten, welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. Indeß wurde M. nach Ablauf seiner ersten Amtsperiode dennoch wieder gewählt. Er benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muthe, besonders bei der schmählichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, besonders durch

einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerik. Seemacht erhielten. Die Folge war, daß der 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Hierauf bemühte sich M. mit Erfolg, den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder. Er starb als Friedensrichter in Virginien 28. Juni 1836. Sein Nachfolger war James Monroe (s. d.). Vgl. Rives, «History of the life and times of James M.» (3 Bde., Boston 1859).

Mädler (Joh. Heinr. von), namhafter deutscher Astronom, geb. 29. Mai 1794 zu Berlin, widmete sich dem Lehrfache und nahm 1817—28 theil an der Leitung des städtischen Schullehrerseminars. Daneben studirte er seit 1822 auf der Universität Naturwissenschaften, insbesondere Astronomie. 1830 erhielt er eine Anstellung als Lehrer am neuerrichteten königl. Lehrerseminar zu Berlin. Seit 1828 stellte er mit seinem Schüler W. Beer (s. d.) fleißige Beobachtungen auf der von letzterm bei Berlin errichteten Sternwarte an, als deren erste Frucht Zeichnungen der Oberfläche des Mars während dessen Opposition (1830) erschienen. Von besonderer Bedeutung für die Himmelskunde war jedoch die von M. gezeichnete große Mondkarte (4 Blatt, Berl. 1834—36) und die ihr zur Erläuterung dienende «Allgemeine Selenographie» (2 Bde., Berl. 1837). Bald darauf erschien von M. eine Generalkarte des Mondes (1837) sowie eine kurzgefaßte Beschreibung desselben. Inzwischen beschäftigten ihn Beobachtungen und Bahnberechnungen mehrerer Doppelsterne, der beiden nächsten Trabanten des Saturn sowie der Sonnen- und Mondfinsternisse. Im Sommer 1833 besorgte er auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die russ. Chronometer-Expedition in der Ostsee. Nachdem M. 1836 eine Stellung an der neuerbauten Sternwarte zu Berlin erhalten, ward er 1837 zum Professor ernannt. 1840 folgte er einem Rufe als Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat. 1858 zum Wirkl. Staatsrath ernannt, nahm er infolge eines Augenübels 1865 seine Entlassung und kehrte nach Deutschland zurück. Während seines 25jährigen Wirkens in Dorpat hatte M. verschiedene Reisen nach Deutschland und andern Ländern, darunter auch 1860 eine solche behufs der Beobachtung der totalen Finsterniß nach Spanien, gemacht. 1840 vermählte er sich mit Minna, der ältesten Tochter des hannov. Hof- und Consistorialraths Witte, die sich mehrfach als Dichterin bekannt gemacht hat. Von M.'s Schriften sind, außer den bereits genannten und den «Beobachtungen auf der Sternwarte zu Dorpat» (Bd. 9—16, Dorp. 1842—65), zu nennen: «Populäre Astronomie» (Berl. 1841; 6. Aufl. 1866); «Leitfaden zur mathem. und allgemeinen physik. Geographie» (Stuttg. 1844); «Fragments sur les corps célestes du système solaire» (Par. 1841); «Beiträge zur Fixsternkunde» (Harlem 1855), eine gekrönte Preisschrift; «Der Fixsternhimmel» (Lpz. 1858); «Ueber totale Sonnenfinsternisse» (Jena 1861). In den Schriften «Die Centralsonne» (1. u. 2. Aufl., Dorp. 1846), «Untersuchungen über das Fixsternsystem» (2 Bde., Mitau 1847—48) und «Die Eigenbewegungen der Fixsterne» (Dorp. 1854) legte M. seine Forschungen über den Fixsterncomplex und dessen Centralpunkt nieder.

Madonna (ital.), d. h. meine Herrin, wird vorzugsweise nur die Jungfrau Maria genannt, und zwar auch außerhalb Italien, insofern dieselbe Gegenstand der bildenden Kunst ist. Die urchristl. Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Christi. Erst seitdem dieselbe im 5. Jahrh. als Mutter Gottes anerkannt ward, treten vereinzelte Marienbilder auf. Das Antlitz der Mutter ist meist völlig oval und von mildem Ausdruck; ein Schleier bedeckt ihr Haar. Ursprünglich waren die Gesichtszüge der Jungfrau aus den ältern Christusbildern abgezogen, einer Tradition zufolge, nach welcher Christus in allem seiner Mutter ähnlich gewesen. Auch das Kind ist fast immer völlig bekleidet. Mit Cimabue tritt die Ausbildung der Madonnenbilder in ein zweites Stadium, und eine Zusammenstellung der Marienbilder von da ab in chronol. Folge würde eine Geschichte der Entwickelung des kath. Glaubens sein. Alle großen Meister der spätern nordischen und ital. Kunst haben die M. zu einem Hauptgegenstand ihrer Darstellungen gemacht und sich in den verschiedensten Auffassungsweisen, man kann wol sagen, erschöpft. Am tiefsinnigsten und herrlichsten faßte sie Rafael auf, in dessen Madonnenbildern bald mehr die liebende Mutter, bald das Ideal weiblicher Schönheit vorherrscht, bis er in der M. des heil. Sixtus die höchste Darstellung der Königin der Heiligen erreichte. Von symbolischen Darstellungen kommt am häufigsten vor Maria mit einem weiten Mantel, dem Mantel der Liebe, unter welchen sie die Gläubigen nimmt. Dann wird sie auch auf dem Halbmonde oder der Erdkugel stehend gebildet nach Offenb. Joh. 12. In dieser Weise finden sich besonders viele Statuen in kath. Kirchen. Eine M. ohne das Kind gehört erst der neuern Kunst an und hat ihre edelste Darstellungsweise in Murillo's «Empfängniß» gefunden.

Madras, eine Präsidentschaft des indobrit. Reichs, umfaßt den südl. Theil der vorderind. Halbinsel mit den Küstenländern Malabar und Südkanara nebst den Lakediven im W. und der ganzen Ostküste (Koromandel) bis 20° 18′ nördl. Br. Das unmittelbare Gebiet der Briten zählt auf 6628,26 geogr. Q.-M. 23,180322 E., wovon wol 11/12 Hindu, der Rest Mohammedaner. Das Gebiet der Vasallenstaaten Mysore, Cochin und Travancore, Pudokotta und Dschajapur nebst den Berg-Zemindars umfaßt 2437 Q.-M. mit etwa 5¼ Mill. E. Abgesehen von den franz. Besitzungen Mahé, Pondichéry, Karikal und Yannaon, die auf 8—9 Q.-M. nur etwa 200000 E. zählen, umfaßt demnach das Gesammtgebiet der Präsidentschaft 9065 Q.-M. mit einer Bevölkerung von etwa 28⅖ Mill. Seelen. Das unmittelbare Gebiet besteht geographisch und historisch aus den alten Provinzen Karnatik, den Nördlichen Cirkars, Balaghat, Salem, Seringapatam, Coimbatore, Malabar und (Süd-) Kanara, welche administrativ in 22 Districte zerfallen. — Die Hauptstadt M., auf der Küste Koromandel am Bengalischen Meerbusen in flacher, sandiger Gegend gelegen, ist Sitz der Regierung für die Präsidentschaft, eines höchsten Gerichtshofs, eines anglikan. Bischofs und eines röm.-apostolischen Vicars, sowie auch Münzstätte und ein bedeutender Handelsplatz, und erstreckt sich gegen 2 M. weit längs des Meeres hin. Im allgemeinen trägt die Stadt den bizarren orient. Charakter, indem Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen und Bethäuser, palastartige Gebäude, Waarenspeicher, Häuser mit platten Dächern zwischen Bäumen und Gärten gemischt liegen, und besteht aus dem Fort St.-George (eine kleine Stadt für sich), der sog. Schwarzen Stadt und acht Vorstädten, die ausgedehnte Ortschaften bilden. Im Norden wird das Fort von der Schwarzen Stadt durch eine breite, von einem Steindamme geschützte Esplanade geschieden, welche nur ½ F. über der Springfluthöhe liegt und den 1844 erbauten neuen Leuchtthurm trägt. Die Schwarze Stadt ist durch drei breite, von S. gegen N. laufende Straßen in vier Abschnitte getheilt, hat ein gutes Ansehen und enthält die hauptsächlichsten europ. Läden. Längs dem Strande stehen in gleichlaufenden Linien öffentliche Gebäude, der höchste Gerichtshof, das Zollhaus, die Admiralität, daneben ungeheuere Waarenspeicher und Kaufmannsgewölbe. Andere hervortretende Gebäude sind die Waisenhäuser für Soldatenkinder, das Gefängniß, die Münze, das allgemeine Krankenhaus, die Medicinalschule, die röm.-kath. Kathedrale, die Missions- und die Dreifaltigkeitskapelle, die armen. Kirche und das Museum. Daran schließt sich ein Labyrinth enger, krummer Gassen mit Lehmhäusern. Gutes Brunnenwasser wird täglich in ein Bassin auf der Esplanade und ins Fort geleitet. Im Norden der Schwarzen Stadt zieht sich am Strande Royapuram hin, von Fischern und Schiffsleuten bewohnt, im Westen liegt Vepery nebst Pursewakum mit der schönen schott. St.-Andreaskirche und der St.-Andreasbrücke über den Kûm (Coom). Jenseit dieses Flusses liegt Tschintadrapettah, westlicher die volkreichen Vorstädte Pudupettah und Egmore. Südlich vom Fort St.-George (jenseit des Kûm) zieht sich längs dem Strande Triplicane hin, mit den Governments-Gardens und dem großen Governments-House, daneben der Tschipâk-Garten, die Residenz des pensionirten Nabobs von Karnatik. Westlich von Triplicane befindet sich die Vorstadt Royapetta mit der schönen St.-Georgskirche. Etwa ¾ M. südlich vom Fort liegt, hart am Strande, Sanct-Thomas oder Meliapur (Mailapur), weitläufig gebaut, aber sauber, zum Theil von Mischlingsnachkommen ehemals (seit 1547) hier angesiedelter Portugiesen bewohnt. Es ist dies der Hauptsitz der Thomaschristen (s. Nestorianer), das Calamina der Legende. Der isolirte und befestigte St.-Thomasberg, mit einem brit. Militärcantonnement, ist der Wallfahrtsort für eine Menge syr. Christen, die aus Persien, Syrien und Armenien nach der heil. Stätte pilgern, wo ihr Apostel Thomas den Märtyrertod erlitten haben soll. Die Bevölkerung von M., auf 720000 geschätzt, besteht aus Hindu und Mohammedanern, einigen portug. Christen und nur einigen tausend Europäern, welche meist Villen in den Vorstädten und der Umgegend bewohnen. Die verschiedenen brit. Kirchengemeinschaften treiben hier ihr Bekehrungswerk, neben ihnen Amerikaner und deutsche Lutheraner. Aus den Einheimischen gehen die berühmten Gaukler und Taschenspieler hervor, welche ganz Indien durchziehen. Außer der Medicinalschule für Heranbildung eingeborener Aerzte hat die Stadt eine Polytechnische Schule, eine Sternwarte (13° 4′ 8″ nördl. Br., 97° 45′ 19,5″ östl. L. von Ferro), seit 1812 ein Collegium für indische Sprachen, eine Asiatische und mehrere andere gelehrte Gesellschaften, ein 1851 gegründetes Centralmuseum mit zoolog. Garten, einen Botanischen Garten, Buchdruckereien und verschiedene wohlthätige Anstalten und Vereine. Industrie und Handel sind minder bedeutend als zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo M. das «Manchester des Orients» genannt ward. Die früher blühende Baumwollfabrikation ist durch die Ueberlegenheit der englischen sehr gesunken, obschon die Weberei von Musselinen, weißen, blauen und rothen Madrastüchern zu Turbanen noch

von Bedeutung. Auch gibt es Fabriken für Indigo, Zucker, Opium, ansehnliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Großartig ist die Glasfabrikation, die namentlich viele Gegenstände zum Putz für die Hindufrauen liefert. Neben europ. und amerik. Handelshäusern bestehen Banken und Assecuranzen, und regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung ist mit Kalkutta, Pondichéry, Point-de-Galle (Ceylon), Bombay und der Capstadt im Gange. Durch die 1862 eröffnete Eisenbahn, welche über Nellore, Salem u. s. w. in einem großen Bogen 87,8 M. weit nach Baipur in Malabar führt, wird wenigstens der Reise- und Briefverkehr zwischen Bombay und M. erleichtert und erhöht. M. ist ein Hauptsitz des indischen Perlen- und Edelsteinhandels, überhaupt der Mittelpunkt des Handels auf der ganzen Ostküste der vorderind. Halbinsel. Dennoch hat der Platz keinen Hafen und keinen Schutz für die Schiffe. Der flache Verlauf der Küste und die starke Brandung nöthigen die Schiffe, in der Entfernung von $1\frac{1}{2}$ M. auf offener und schwerbewegter Rhede mit ungünstigem Grunde zu ankern. 1860 belief sich der Import auf $2\frac{1}{2}$, der Export auf $1\frac{1}{9}$ Mill. Pfd. St. M. ist die erste feste Niederlassung der Engländer in Ostindien. 1639 gestattete ihnen der Rajah von Bisnagor, hier ein Fort zu bauen, das den Namen St.-George erhielt, und um welches bald die Stadt entstand. 1653 wurde die dortige Agentschaft der Ostindischen Compagnie und ihr Rath zum Range einer Präsidentschaft erhoben, und gegen das Ende des 17. Jahrh. zählte die Ansiedelung schon 300000 E. Seitdem stand M. still, während sich Kalkutta hob; aber in der neuesten Zeit dehnte es dafür seine Herrschaft um so weiter aus. Am 21. Sept. 1746 capitulirte M. an die Franzosen unter Labourdonnaye, gelangte aber im Aachener Frieden wieder an England zurück. 1767 vom Sultan Hyder-Ali überfallen, wurde es vom General Smith entsetzt. Am 23. Febr. 1768 ward daselbst ein Frieden mit dem Subah von Dekan und 3. April 1769 mit Hyder-Ali ein Frieden in dessen Lager am St.-Thomasberge abgeschlossen. Vgl. Wheeler, «M. in the olden time» (3 Bde., Madr. 1861—62).

Madrazo (Don José de), span. Maler, geb. 1781 in Santander, bildete sich für die Kunst zu Madrid bei Gregorio Ferro, sodann zu Paris bei David und zuletzt in Rom. Dann von Karl IV. zum königl. Kammermaler ernannt, machte er sich in der Historienmalerei und im Porträtfache einen angesehenen Namen und wurde 1818 zu Madrid Director der Akademie von San-Ferdinando, in welcher Stellung er einen bedeutenden Einfluß als Lehrer übte. Um die franz. Steindruckereien kennen zu lernen, ging er 1825 nach Paris. Nach seiner Rückkehr ließ er in der von ihm errichteten lithographischen Anstalt zu Madrid die «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826) erscheinen. Er starb 1859. — Sein Sohn, Don Federico M., ebenfalls Maler, geb. 12. Febr. 1815 zu Rom, machte seine Kunststudien unter des Vaters Leitung und in Paris bei Winterhalter. Er wurde dann zu Madrid Hofmaler und erwarb sich seitdem einen Namen vorzüglich als Porträtist. Man hat von ihm eine Menge Bildnisse vornehmer span. Personen aus der Höhe der Tagesgeschichte.

Madrid, die Haupt- und Residenzstadt Spaniens, Hauptort der gleichnamigen Provinz in Neucastilien, am linken Ufer des Manzanares, über welchen zwei große steinerne Brücken führen, in einer öden Hochebene auf einer Menge Hügel, 2450 F. über der Meeresfläche, fast im Mittelpunkt des Reichs gelegen, bildet ein unregelmäßiges Viereck mit 10 Thoren, unter denen das die Form eines Triumphbogens tragende Thor von Alcala das schönste ist. Obgleich die größte und bevölkertste Stadt Spaniens, wird sie doch dem Range nach nicht als Ciudad (Stadt), sondern als Villa betrachtet. Sie zerfällt nach der neuesten Eintheilung in zwei nördl. und zwei südl. Theile, von denen jeder fünf Bezirke enthält, die zusammen 271254 E. zählen. Der ältere Theil der Stadt hat niedrige Häuser und enge, krumme Gassen, der neuere, bei weitem größere, ist in gutem Geschmack, hat schöne, hohe, jedoch etwas einförmige Häuser und breite, gerade, gutgepflasterte Straßen, unter denen die von Alcala, San-Bernardo und Fuencarral sich besonders auszeichnen. Von den vielen öffentlichen Plätzen ist vor allem zu nennen: die Plaza Mayor (der ehemalige Verbrennungsplatz der von der Inquisition verurtheilten Ketzer), um welche sich sehr hohe Häuser erheben, deren unterer Stock, unter Arcaden, zu Läden benutzt wird und in dessen Mitte ein vor kurzem angelegter blühender Garten sich befindet. Die Puerta del Sol, die den Mittelpunkt der Stadt bildet und der Sammelplatz der geschäftelosen Welt ist, dabei aber auch während der Mittagsstunde den Stockjobbers zu einer Art von Vorbörse dient, ist früh und spät der belebteste Punkt von ganz M. Schöne öffentliche Spaziergänge sind der Prado, Recoletos, Fuente-Castellana, Buen-Retiro, Las-Delicias, Montaña del Principe Pio. Die beiden letztern sind die weniger besuchten, die erstern aber gewähren bei dem gewöhnlich schönen Wetter und heitern Himmel M.s fast täglich einen glänzenden, den Ausländer besonders

überraschenden Anblick. Unter den 77 Kirchen, die weder durch Größe noch durch besondere Schönheit auffallen, aber reich sind an Meisterwerken berühmter span., ital. und niederländ. Maler, verdienen Erwähnung: die von Philipp IV. gegründete prächtige St.-Isidorskapelle, die Kirche der Saleserinnen, die Kirche von Atocha, in welcher letztern die dem Feinde in Kriegen abgenommenen Fahnen in glänzenden Reihen aufgehängt sind. Das seit dem Brande von 1734 neu aufgeführte königl. Residenzschloß, auf einer Anhöhe der Westseite der Stadt, ist unstreitig das vorzüglichste der öffentlichen Gebäude M.s; es bildet ein regelmäßiges Viereck, 470 F. lang, ebenso breit und 100 F. hoch, mit plattem Dache, im Innern aufs kostbarste, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Tizian, Murillo u. a. bis zur Ueberladung ausgeschmückt. Andere erwähnenswerthe öffentliche Gebäude sind der alte königl. Palast Buen-Retiro an der Ostseite, der jetzt als Zeughaus dient, der Palast Buena-Vista (jetzt Sitz des Kriegsministeriums), der neuerbaute Palast der Deputirtenkammern, das Gebäude, worin der Staatsrath sich versammelt, die ehemalige Aduana (das Zollhaus), jetzt das Finanzministerium, die Panaderie, in der die Akademie der Geschichte ihre Sitzungen hält, das große Posthaus (jetzt Ministerium des Innern), die neue Münze im Spaziergang Recoletos, u. a. m. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören die Nationalbibliothek mit 200000 Bänden und einer Medaillensammlung von 150000 Stück, für welche jetzt ein neues Local neben der Münze errichtet wird, und die Bibliothek zu San-Isidro mit 50000 Bänden; das königl. Museum, welches eine der reichsten und vorzüglichsten Gemäldesammlungen der Welt enthält; das königl. Naturaliencabinet, welches sehr reichhaltig, besonders an inländischen Mineralien ist; die Sternwarte; der Botanische und Zoologische Garten und die Bibliotheken und Kunstsammlungen der Herzoge von Osuna, Medina-Celi u. a. An Unterrichtsanstalten besitzt M. die Central-Universität, das Institut von San-Isidro mit seiner schon erwähnten eigenen Bibliothek, die ebenfalls zur Universität gehörenden besondern Facultäts-Hochschulen der Heilkunde und der Pharmacie, eine Ingenieurschule, eine Bergbauschule, ein industrielles Institut, eine Thierarzneischule, eine Architekturschule u. s. w. Hierzu kommen 13 königl. Akademien, unter welchen letztern die der schönen Künste von St.-Fernando, die der Rechtsgelehrsamkeit, der span. Sprache, der Geschichte, der exacten Wissenschaften und der Medicin besonders hervorragen. Außerdem hat M. 20 Hospitäler, darunter das allgemeine für 1400 Kranke und das neue der Prinzessin, sowie 4 Findelhäuser. Unter den 6 Theatern nimmt das königl. Opernhaus den ersten Rang ein. Sonst sind noch zu erwähnen ein Amphitheater für Stiergefechte, eine große und eine kleinere Wasserleitung, die das Wasser nach der Stadt leiten und 32 Brunnen und viele der Häuser damit versehen. In den letzten Jahren haben mehrere Stadtviertel bedeutend gewonnen, neue Straßen, besonders neben der Puerta del Sol, sind eröffnet sowie außerhalb der Stadt neue Anbaue, wie Arguelles, Pozos, Salamanca und Peñuelas, entstanden. Eisenbahnhöfe, Lustgärten u. s. w. haben ebenfalls dazu beigetragen, die öde Umgegend zu beleben und zu verschönern. Die Industrie und der Handel sind unbedeutend und die wenigen vorhandenen kleinen Fabriken kaum der Erwähnung werth. Banken, Assecuranz-, Minen- und sonstige industrielle Gesellschaften sind noch erst im Entstehen und haben bisher noch wenig Ersprießliches geleistet, während das Börsengeschäft hauptsächlich auf Staatspapier-Speculationen beschränkt ist. Die Einwohner der span. Hauptstadt ergeben sich dem Luxus und den Belustigungen außerhalb des Hauses und finden ihr größtes Vergnügen an Stiergefechten, demnächst am Theater, an Kaffeehäusern, Bällen u. s. w. In der traurigen, wüsten Umgegend von Madrid liegen einige königl. Lust- und Jagdschlösser, namentlich Casa del Campo, mit schönem Park, El-Pardo, mit Eichenwald und Thiergarten, Villa-viciosa, wo Ferdinand VI. 1759 starb, und La Moncloa.

M. ist seit Philipp's II. Zeiten die Residenz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San-Ildefonso aufhielten, und wurde durch eine Menge Verträge und Friedensschlüsse, von denen wir nur den zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich 1526, zwischen Spanien und Venedig 1617 und zwischen Portugal und Spanien 1800 erwähnen, merkwürdig. Im Spanischen Erbfolgekriege huldigte es der franz. Partei, und in dem Freiheitskriege gegen Frankreich gab es durch den Volksaufstand 2. Mai 1808 gegen Murat, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Empörung. Die polit. Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes 1834 nach der Hauptstadt regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sie sich fortdauernd auf der Seite der Königin. Eine 18. Jan. 1835 von dem größten Theile des zweiten leichten Infanterieregiments unter Anführung des Lieutenants José Cardero unternommene Militärrevolution, wobei der Generalkapitän von Neu-

castilien, General Canterac, ermordet wurde, scheiterte ebenso wie der vom General Leon 1842 gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabella zu entführen. Dagegen nahm M. 1843 mit großem Eifer für Espartero Partei und ergab sich erst, als dessen Sache völlig verloren war. Die Februarstürme des J. 1848 fanden auch in M. ihren Widerhall, doch wurden zwei Aufstände, die 26. März und 7. Mai das Volk gegen die Regierung versuchte, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, von Narvaez niedergeworfen. Die im Juli 1854 von General O'Donnell geleitete Revolution führte nach zweitägigem siegreichem Kampfe zur Zurückberufung Espartero's. Ein Aufstand, den die Bürgermiliz zu Gunsten des letztern 14. Juli 1856 unternahm, wurde 15. und 16. Juli durch O'Donnell unterdrückt. Dasselbe Schicksal hatten auch die Revolutionen vom Jan. und Juni 1866. (S. Spanien.) Vgl. Mesonero Romanos, «El antiguo M.» (Madr. 1861).

Madrigal heißt eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, geeignet, einen anmuthigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Das eigentliche M. besteht aus drei meist durch Reime verbundenen Absätzen; doch wurde die Form nicht immer festgehalten und oft jedes zarte kleine Liebesgedicht so genannt. Unter den Italienern hat man M. von Petrarca und Tasso; unter den Franzosen von Montreuil, Lainez und Moncrif; unter den Deutschen, wo Kasp. Ziegler sich zuerst in dieser Dichtform versuchte, von Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Goethe, A. W. Schlegel u. s. w. Auch wurde der Name M. um die Mitte des 16. Jahrh. auf Gesangsstücke sowie auf Instrumentalstücke, z. B. für die Orgel, übertragen. Als der ausgezeichnetste Componist weltlicher M. gilt Luca Marenzio, gest. 1599. Palestrina componirte geistliche M.

Madura (sanskrit. Mathura, bei den Alten Modura), die Hauptstadt eines gleichnamigen Districts in der indobrit. Präsidentschaft Madras, am Flusse Waiga gelegen, Sitz einer kath. und einer prot. Mission, hat gegenwärtig breite und reinliche Straßen, große Marktplätze, zum Theil zweistöckige Häuser, die einen angenehmen und wohlhäbigen Eindruck machen, und zählt 36000 E., die bedeutenden Baumwollhandel treiben. Einst war M. Hauptstadt eines mächtigen Königreichs (s. Karnatik) sowie Mittelpunkt südind. Gelehrsamkeit und übte vor dem Eindringen des Islam, sieben Jahrhunderte hindurch, großen Einfluß auf die Hindu. Noch sind die großartigen Trümmer des alten Königspalastes vorhanden und ein besonders heil. Tempel des Siwa, der mit den dazugehörigen Gebäuden 20 Morgen deckt. Unter seinen Rasthäusern für Pilger zeichnet sich besonders eine Prachthalle aus, von grauem Granit, 312 F. lang und 125 F. breit. Das Dach derselben wird von sechs Reihen Säulen getragen, die mit Bildhauerarbeiten geschmückt sind. Auf dem heil. Teiche werden jährlich Siwa und seine Gemahlin auf einem Flosse abends bei großer Erleuchtung umhergefahren. — Ueber die niederländ. Insel M. (holländ. Madoera) in Hinterindien, s. Java.

Madvig (Joh. Nikolai), einer der ausgezeichnetsten Philologen und Kritiker der Gegenwart, zugleich bekannt als dän. Staatsmann, geb. 7. Aug. 1804 zu Svaneke auf Bornholm, legte seit 1817 auf der gelehrten Schule zu Frederiksborg den Grund zu einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung und bezog 1820 die Universität zu Kopenhagen, wo er sich mit großem Eifer histor., besonders aber philol. Studien widmete. Er wurde daselbst 1826 Docent, 1828 nach Thorlacius' Tode Lector und 1829 Professor der lat. Sprache und Literatur. Schon seine ersten Schriften, wie «De Asconii Pediani commentariis in Ciceronis orationes» (Kopenh. 1826), «Emendationes in Ciceronis libros philosophicos» (Kopenh. 1826) und «Epistola critica ad Orellium de orationibus Verrinis» (Kopenh. 1828), fanden auch bei den Gelehrten des Auslandes, namentlich Deutschlands, ungetheilten Beifall und erwarben ihrem Verfasser den Ruf eines Kritikers von ebenso eminentem Scharfsinn wie gründlichem und umfassendem Wissen. Besonders widmete er den Reden und philos. Schriften Cicero's seine Aufmerksamkeit. Die allgemeinste Anerkennung fanden seine kritischen Ausgaben von Cicero's Schrift «De finibus bonorum et malorum» (Kopenh. 1839) und von dessen «Cato maior et Laelius» (Kopenh. 1835); zwölf ausgewählte Reden desselben gab er in drei Recensionen (Kopenh. 1830, 1841 und 1848) heraus. Außerdem veröffentlichte er noch kritische und exegetische Arbeiten über Lucrez, Livius und Juvenal. Später wandte M. seine Studien besonders dem Livius zu und begann die Veröffentlichung einer neuen Recension dieses Geschichtschreibers (Kopenh. 1861 fg.). Kurz vorher hatte er einen Band «Emendationes Livianae» (Kopenh. 1860) erscheinen lassen. In mehrern seiner akademischen Gelegenheitsschriften, die er selbst in «Opuscula academica» (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1834—42) in verbesserter Gestalt zusammenstellte, behandelte er gründlich und scharfsinnig Fragen und Gegenstände aus der Geschichte und den Antiquitäten der Römer. Ueberhaupt nehmen unter seinen kleinern Arbeiten manche, wie z. B. «Blick auf die

Staatsverfassungen des Alterthums» (1840), «Von dem Wesen, der Entwickelung und dem Leben der Sprache» (1842), «Om sprogenes Forhold og Stilling i Culturudviklingen» (1843), «Ueber den gelehrten Schulunterricht», «Ueber die Grundbegriffe der alten Metrik» u. s. w., einen hohen Rang ein und begründen zum Theil neue Standpunkte. Ganz vorzüglich gilt letzteres von M.'s «Latinsk Sproglaere til Skolebrug» (Kopenh. 1841; 3. Aufl. 1852), die er auch in deutscher Bearbeitung (Braunschw. 1844; 3. Aufl. 1857) herausgab, sowie der «Graesk Ordföiningslaere» (Kopenh. 1846; 2. Aufl. 1857; deutsche Bearbeitung, Braunschw. 1847). Wie sich M. durch seine wissenschaftlichen Arbeiten den Ruf eines der genialsten Philologen und Kritiker der Neuzeit erwarb, so machte er sich zugleich durch seine Thätigkeit für Reform des höhern Unterrichtswesens in Dänemark als ein Mann von klarem Blick bekannt. Seit 1848 erhielt er auch Gelegenheit, sich an den polit. Verhältnissen seines Vaterlandes zu betheiligen. Er trat im Oct. dieses Jahres in den dän. Reichstag, in dem er sich dem Centrum anschloß und als entschiedener, doch besonnener Eiderdäne bewies. Eine einflußreichere polit. Stellung gewann er, als er im Nov. 1848 bei der Bildung des Ministeriums das Portefeuille des Cultus übernahm. Als im Juli 1851 ein neues Ministerium ans Ruder gelangte, behielt er seine Function, bis er bei dem abermaligen Wechsel vom 28. Jan. 1852 ausschied und die Stellung eines Unterrichtsdirectors antrat. Seit 1854 übte M. sowol als Mitglied des Reichsraths als auch des Reichstags einen großen Einfluß auf die Gestaltung der dän. Verhältnisse.

Maerlant (Jakob), der einflußreichste niederländ. Dichter des 13. Jahrh., über dessen Lebensschicksale jedoch wenig bekannt ist, war von Geburt ein Vläming, doch im eigentlichen Holland wohl bekannt und viel befreundet und starb um 1300 zu Damm bei Brügge. Er war ein Laie aus bürgerlichem Stande und besaß bei nüchternem Verstande und erstaunlichem Fleiße eine ausgedehnte Gelehrsamkeit und eine stark hervortretende, sehr entschieden bürgerliche Gesinnung, Eigenschaften, die sowol den Charakter seiner Dichtungen als deren mächtige Nachwirkungen wesentlich bedingten. Seine frühesten Gedichte, der nur in Bruchstücken erhaltene «Trojanische Krieg», nach dem Französischen des Bénoît de Ste.-Maure, und der 1246 abgefaßte «Alexander» (Brüss. 1860 fg.), nach dem Lateinischen des Gualterus de Castellione, stehen zwar dem Stoffe nach noch ganz in dem Kreise der ritterlichen Epik, aber sie zeigen bereits eine beständige Einmischung einer wenngleich noch unbeholfenen histor. Kritik und ein Vorwiegen des lehrhaften Elements. Später wandte M. sich so gänzlich von diesen Stoffen ab, daß er sie und sogar seine eigenen Bearbeitungen derselben ausdrücklich als unziemlich verwarf und dagegen nur historisch glaubhafte biblische, geistliche oder weltliche Erzählungen und rein lehrhafte Darstellungen empfahl, von denen er auch selbst sehr umfängliche Muster aufstellte. Der große Beifall, welchen diese Richtung und Thätigkeit bei dem eben aufblühenden, zwar kräftigen, aber mit nüchternem Sinne auf das Praktische gerichteten Bürgerthume fand, trug viel bei zum beschleunigten Untergange der bereits abwelkenden ritterlichen Sagendichtung und zur Vernichtung der Handschriften, in denen die an poetischem Gehalte den pedantischen Ausarbeitungen M.'s doch meist weit überlegenen Erzeugnisse jenes Kreises aufgezeichnet waren. Ja so vollständig gerieth alles Frühere in Verachtung und Vergessenheit über der mit und durch M. anhebenden, dem niederländischen Charakter so sehr zusagenden reflectirenden Poesie, daß M. unbedingt als Urheber und Vater der niederländ. Dichtung überhaupt galt, bis erst die neueste Forschung jene verschütteten ältern Reichthümer wieder aufdeckte. Zu den Gedichten aus M.'s zweiter Periode gehören ein «Leben des heil. Franciscus» nach dem Lateinischen des Bonaventura (herausg. von Tideman, Leyd. 1848); die «Heimelijkheid der heimelijkheden», nach dem bekannten lat., fälschlich den Namen des Aristoteles tragenden Buche «Secreta secretorum» (herausg. von Clarisse, Dordr. 1838); verschiedene strophische, zum Theil geistliche Gedichte, unter denen sich auszeichnet ein Gespräch in drei Büchern zwischen Jakob, dem Dichter, und seinem Freunde Martin über den Lauf der Welt und verschiedene wichtige Fragen, nach seinem Anfange «Wapene Martijn» genannt (Antw. 1496; herausg. von Verwys, Leyd. 1857); sodann «Van den lande van overzee», in 19 Strophen, ein Aufruf, die Fortschritte der Sarazenen im Heiligen Lande zu hemmen (gedruckt im 2. Theile von van Wyn's «Huiszittend leven»). 1270 vollendete M. eine «Rymbybel» (herausg. von David, 2 Bde., Brüss. 1858—60), deren Altes Testament der «Historia scholastica» des Petrus Comestor folgt, während das Neue eine synoptische Darstellung der Evangelien enthält. In seinem «Bestiaris» oder «Der naturen bloeme» (herausg. von Bormans, Brüss. 1857), einer gereimten, vom Menschen anhebenden und mit den Metallen schließenden Naturgeschichte in 13 Büchern, folgte er dem «Liber de rerum natura» des Thomas Cantipratensis. Endlich begann M. 1283 sein umfänglichstes und in keiner Handschrift vollständig

erhaltenes Werk, den «Spieghel historiael» (herausg. von der Maatschapij voor nederlandsche letterkunde, Bd. 1—3, Leyd. 1857—59), eine gereimte Weltchronik nach dem «Speculum historiale» des Vincentius Bellovacensis, vor deren Vollendung ihn der Tod überrascht zu haben scheint. Fortgesetzt ward es bald darauf unter demselben Namen in acht Büchern durch den brabanter Priester Lodewijk van Velthem (schlechte Gesammtausgabe der ganzen Velthem'schen Chronik durch Le Long, Amsterd. 1717; sorgsame Separatausgabe des dritten Buchs durch Jonckbloet, Haag 1840). Wol mit Unrecht, wenigstens ohne Beweis, wird dem M. zugeschrieben eine gereimte Bearbeitung der sehr verbreiteten Geschichte von dem Stamme, der aus einem Zweige des im Paradiese gepflanzten Lebensbaums erwachsen war und das Holz zum Kreuze Christi hergab (als M.'s Werk herausg. von Tideman in den «Werken uitgegeben door de vereeniging ter bevordering der oude nederlandsche letterkunde», Leyd. 1844).

Maffei (Francesco Scipione, Marchese), einer der besten ital. Lust- und Trauerspieldichter, geb. zu Verona 1. Juni 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und in die Akademie der Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alessandro im Spanischen Erbfolgekrieg mehrere Feldzüge in Italien und Deutschland mit und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streits, in den sein Bruder Alessandro verwickelt war, «Della scienza chiamata cavalleresca» (Rom 1710), Untersuchungen über die Bräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen. Mit Apostolo Zeno und Valisnieri vereinigte er sich zur Herausgabe einer kritischen Zeitschrift, welche zugleich den Zweck hatte, die Bekanntschaft der Italiener mit der ausländischen Literatur zu befördern. Gleichzeitig wendete er seine Aufmerksamkeit dem Theater zu. Großen Beifall fand seine Tragödie «Merope» (Modena 1713), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel «La ceremonia» wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten wieder zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn auf das Studium der Diplomatik, dem sein gelehrtes Werk «Verona illustrata» (Verona 1731—32; neue Ausg., 8 Bde., Verona 1792—93) zu verdanken ist. Nach Beendigung desselben bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland, wo er in Wien von Kaiser Karl VI. auf das ehrenvollste aufgenommen wurde. Er starb 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm auch ein Denkmal errichtete. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (21 Bde., 1790). — Sein Bruder, Alessandro, Marchese M., geb. zu Verona 1662, gest. zu München 1730, machte unter dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im Spanischen Erbfolgekriege und wurde 1717 in Anerkenntniß seiner Verdienste bei der Belagerung von Belgrad zum Feldmarschall ernannt.

Maffei (Giovanni Pietro), einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, geb. zu Bergamo 1535, erhielt seine Bildung in Rom, wo er sich mit Annibale Caro und andern gelehrten Männern verband. 1563 wurde er Professor der Beredsamkeit in Genua und sehr bald auch Secretär der Republik. Doch schon nach zwei Jahren kehrte er nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Die hier von ihm 1570 herausgegebene lat. Uebersetzung von Jos. Acosta's «Historia de las Indias» gefiel dem Cardinal Heinrich von Portugal so wohl, daß er ihn nach Lissabon berief und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien übertrug, die unter dem Titel «Historiarum Indicarum libri XVI» (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593) erschien. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 1603 zu Tivoli. Eine Sammlung seiner lateinisch abgefaßten Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747).

Mafra, ein Flecken mit 3497 E. in der portug. Provinz Estremadura, 3⅗ M. nordwestlich von Lissabon, unfern und 714 F. über dem Meere, in dürrer Gegend, ist wegen des prächtigen Klostergebäudes berühmt, das König Johann V. infolge eines Gelübdes 1717—31 mit einem Aufwande von 20 Mill. Cruzados aufführen ließ. Der Baumeister desselben war ein Deutscher, Namens Friedr. Ludwig. In seiner viereckigen Form dem Escurial ähnlich, aber bei weitem umfangreicher (760 F. lang und 670 F. breit), ist es doch mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe. Es soll 866 Gemächer und 5200 Fenster enthalten. Die das Centrum einnehmende, aus Marmor erbaute Kirche ist 186 F. lang, im Kreuze 135 F. breit, mit 58 Statuen von carrarischem Marmor und vielen Kunst-

schätzen geschmückt, von einer imposanten Kuppel überwölbt und an der Hauptfaçade mit zwei 216 F. hohen Glockenthürmen versehen. Das eigentliche, früher dem Franciscanerorden gehörende Kloster, in welchem 1772 Joseph I. eine Klosterschule gegründet, enthält 300 gewölbte Zellen. Bei dem prachtvoll ausgestatteten königl. Palast (dem rechten Flügel) befinden sich große Gärten, Parkanlagen und Jagdgehege, im Park eine durch König Ferdinand gegründete Musterwirthschaft und in einem Theile des kolossalen Gebäudes selbst das Collegio militar für Heranbildung von Offizieren. Bekannt wurde das Kloster besonders durch Murphy's Prachtwerk (Lond. 1791) mit Luis de Sousa's Text.

Magalhaens (Domingo José Gonçalves de), der bedeutendste brasil. Dichter der Gegenwart, geb. zu Rio-de-Janeiro aus einer adelichen portug. Familie, studirte in seiner Vaterstadt Medicin und erwarb sich hier auch den Doctorgrad. 1833 unternahm er seine erste Reise nach Europa, und 1836 wurde er der brasil. Gesandtschaft in Paris attachirt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland war M. 1838 kurze Zeit Professor der Philosophie in Rio-de-Janeiro, trat dann in die Administration ein und wurde Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Er wandte sich dann wieder der diplomatischen Laufbahn zu und wirkte als brasil. Geschäftsträger an den Höfen von Neapel und Turin, seit 1859 als Gesandter in Wien. M. hat sich in allen Hauptgattungen der Dichtkunst versucht und ist für die Literatur seines Vaterlandes der Begründer einer neuen Periode, das Haupt der nationalen Dichterschule geworden. Zuerst trat er als lyrischer Dichter auf. Schon 1832 erschien eine Sammlung seiner Jugendversuche, die «Poesias» (Rio-de-Janeiro 1832), in denen er sich von den Banden des falschen Classicismus noch nicht ganz frei zeigte. In seinen spätern Gedichten hatte er diese Fesseln abgeworfen, indem er seitdem mehr der romantischen neufranz. Richtung huldigte. Am berühmtesten sind seine «Mysterios», in denen sich, wie in den meisten seiner Gedichte, sein Hang zu philos. Speculation zeigt. In neuester Zeit veröffentlichte er einen Band Liebeslieder unter dem Titel «Urania» (Wien 1862). Seine Trauerspiele «Antonio José» und «Olgiato» wurden 1838 und 1839 zuerst aufgeführt und sind die ersten von einem brasil. Dichter geschriebenen Tragödien. In der ersten derselben behandelt er einen ganz nationalen Stoff. M.' Einfluß auf die Bühne seines Vaterlandes ist ein großer und wohlthätiger. Am berühmtesten wurde er aber durch das Epos «A Confederação dos Tamoyos» (Rio 1857; Coimbra 1864), das mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. In diesem Epos besingt er den Kampf der noch freien indian. Stämme Brasiliens, namentlich der Tamoyos gegen die Portugiesen, und die Gründung Rios in echt national-brasil. Weise. Besonders ist die treue Localfärbung ein Vorzug dieses Epos, in dem er überdies allen rhetorischen Schwulst glücklich vermeidet. Eine Gesammtausgabe seiner Werke hat begonnen.

Magazin (zunächst franz., ursprünglich aus dem arab. machsan, Scheune, Vorrathshaus, gebildet) bezeichnet eigentlich jedes Vorrathshaus, gewöhnlich aber nur das öffentliche Vorrathshaus, mag dasselbe dem Staate gehören oder von Bezirken, Kreisen und Communen unterhalten werden. Die M. des Staats sind entweder für die Staatsverwaltung unmittelbar bestimmt, wie die M. und Proviantthäuser für das Militär, oder der Staat will durch Begründung und Unterhaltung von dergleichen Anstalten dafür sorgen, daß der Staatsbürger an gewissen unentbehrlichen Gütern auch dann nicht Mangel leide, wenn infolge unglücklicher Verhältnisse die Production dieser Güter nicht im Verhältniß zum Consumtionsbedürfniß steht. Die wichtigsten M. letzterer Art sind die öffentlichen Getreide- und Mehlmagazine, welche in guten Erntejahren gefüllt werden, damit in Zeiten des Miswachses der Theuerung und der Hungersnoth mit Hülfe der vorhandenen Vorräthe, die man dann zu billigen Preisen abgibt, entgegengewirkt werden kann. Derartige Anstalten, die schon das frühe Alterthum kannte, haben überall bis in die neuere Zeit fortbestanden, und erst seit einigen Jahrzehnten hat sich die Wissenschaft und die öffentliche Meinung in den auf höherer Culturstufe stehenden Staaten mit immer größerer Entschiedenheit gegen sie ausgesprochen. In der That sind die M. gegenwärtig für die meisten Länder Europas weder mehr zweckmäßig noch nothwendig. In Ländern, in welchen kein Kornhandel besteht, und die überhaupt keinen regen, umfangreichern Verkehr unterhalten, kann es allerdings zweckmäßig sein, wenn der Staat dafür Sorge trägt, daß an Lebensmitteln kein Mangel eintritt. Da hier nur so viel für die Consumtion vorhanden, als das Land oder die Provinz producirt, so bringt jede schlechte Ernte Noth und Theuerung hervor, und es muß also bei guten Ernten für die Zeit der schlechten vorgespart werden. Dieses Aufsparen kann und wird aber der einzelne nicht leicht thun, und so hat dies die Gesammtheit zu bewerkstelligen. Ganz anders stellt sich jedoch die Sache, wenn der Kornhandel sich ausgebildet hat, große Pro-

ductions- und Consumtionsgebiete umfaßt, sich sogar auf mehrere Welttheile auszudehnen vermag. Es ist Thatsache, daß die wirklichen Misernten niemals allgemeine, nicht einmal europäische sind, sondern daß sie sich stets nur auf einzelne Länder beziehen. Zeigt es sich nun, daß irgendwo eine Misernte erfolgte, so ziehen sich dorthin mit dem Augenblicke der Steigerung der Getreidepreise diejenigen Getreidemassen, welche anderswo nicht nöthig sind. Hohe Preise finden also wol statt und beschränken in etwas die Consumtion, aber eine eigentliche Hungersnoth tritt nicht ein. So viel als im Wege des Kornhandels herbeigeschafft wird, könnten meistentheils die Kornmagazine des Staats bei weitem nicht aufnehmen. Abgesehen davon, daß also die Magazinirung des Getreides durch Staat und Corporationen nicht mehr erforderlich, bietet sie auch große Schwierigkeit und Nachtheile. Sollen die M. zweckmäßig eingerichtet sein, so müssen zur Herstellung derselben in allen Theilen des Landes sehr bedeutende Kapitalien beschafft werden, welche zu verzinsen sind. Dazu kommt noch, daß man die Gebäude unterhalten und verwalten muß, was wieder beträchtliche Kosten verursacht. Will der Staat die M. füllen, so bedarf er zum Ankauf des Getreides wiederum großer, ja ungeheuerer Kapitalien, welche Zinsen kosten. Denn er ist nicht mehr in der frühern Lage, in der er sich noch befand, als er Zehnten und Abgaben in natura empfing und große Massen an Korn auf den Domänen gewann. Getreide verdirbt leicht, muß also in den M. sehr sorgfältig gehalten werden, was nicht nur kostspielig, sondern auch sehr schwierig ist. Folgt eine Reihe guter Jahre aufeinander, so hat man das ältere Getreide durch jüngeres zu ersetzen, wodurch wieder Verluste entstehen. Fällt die Ernte schlecht aus und steigen dadurch die Preise, so wird sofort von der Regierung verlangt, daß sie ihre M. öffne und die Preise herabdrücke, und das kann sie nur, indem sie große Mengen zu niedrigem Preise auf den Markt wirft. Hält die Regierung eine solche Maßregel noch nicht für nothwendig, und weigert sie sich, dieselbe zu ergreifen, so erregt sie dadurch allgemeine Unzufriedenheit und ruft vielleicht sogar Unruhen hervor. Geht aber die Regierung auf den zu frühzeitigen Antrag ein, so verhindert sie das sparsame Umgehen mit dem Getreide, die nothwendige Einschränkung der Consumtion und veranlaßt die Privatbesitzer, ihren Vorrath dahin zu führen, wo die bessern Preise zu erzielen sind, schädigt den Landmann, der bei schlechter Ernte höhere Preise mit Recht verlangt, erschöpft zu schnell ihre Vorräthe, verschuldet also vielleicht erst die Noth, welche bei richtigerm Verfahren gar nicht eingetreten wäre, und die ihr selbst verderblich werden kann. Außerdem sind auch noch die Preissteigerungen bei den Einkäufen für die Magazinirung, die Vermehrung der Arbeiten der schon überhäuften Staatsverwaltung, die möglichen Betrügereien, Unterschleife, Begünstigungen der Beamten u. s. w., die nachtheiligen Folgen für die Entwickelung des Kornhandels in Betracht zu ziehen. Wenn einmal, wie z. B. zur Zeit und unter der Verwaltung Friedrich's d. Gr., die Kornmagazine sich nützlich gezeigt, während der Hungersnoth von 1771 und 1772 niedrige Kornpreise in Preußen erhalten und sogar die Ernährung von 40000 nach Preußen von außen her geflüchteter Bauern möglich gemacht haben, so mag dieses Resultat nicht verkleinert werden. Damals lagen aber die Verhältnisse jedenfalls ganz anders als jetzt, und daß jenes von Friedrich d. Gr. erzielte Resultat ein seltenes ist, wird ebenfalls nicht bestritten werden können. Noch unzulässiger als staatliche M. und überdies unausführbar ist das von Graf Soden vorgeschlagene sog. ideale Kornmagazin, nämlich der Erlaß einer Verordnung, durch welche man die Grundbesitzer verpflichtet, allezeit eine gewisse Quantität Korn aufzubewahren, damit dieselbe im Fall der Theuerung zu einem von der Obrigkeit festgesetzten Preis auf den Markt geworfen werden kann. Damit wird nicht nur in die Rechte der Eigenthümer ungerechtfertigterweise eingegriffen, sondern die Kornproducenten werden auch gezwungen, ausschließlich zu ihrem Nachtheil die Preise ihrer Producte herabzudrücken. Auch die Verpflichtung der Bäcker großer Städte zur Haltung von kleinern Privatmagazinen führt auf die Dauer nicht zum Ziel, und ebenso wenig empfiehlt sich die in Frankreich gebräuchlich gewordene Gewährung von Zuschüssen an die Bäcker, sobald der Preis des Getreides eine gewisse Höhe erreicht hat. Denn diese Zuschüsse können doch nur für die größern Städte bewilligt werden, und es ist unbillig, das ganze Land für einen Theil der Bevölkerung zahlen zu lassen, zumal der Zweck doch nur höchst unvollkommen zu erreichen. Das einzige, was die Regierung thun kann, um Theuerung und Hungersnoth zu verhüten, ist die Förderung der Landwirthschaft und des Kornhandels, die Verbesserung der Verkehrsmittel und die Beseitigung der Ein- und Ausfuhrzölle auf Cerealien, da in dieser Weise nicht nur die Kornproduction gehoben, sondern auch die Möglichkeit geschaffen wird, im Fall der Misernte große Getreidemassen schnell und billig herbeizuschaffen.

Die M. für die Verpflegung der Truppen zerfallen in Proviant- und Fourragemagazine und in M. für Kriegsmaterial aller Art (Pulverhäuser, Zeughäuser u. s. w.). Vorzüglich

wichtig sind die Pulvermagazine, die meist in Festungen angelegt werden. Man unterscheidet hier Friedens-, Kriegs-, und Verbrauchs-Pulvermagazine. Die erstern sind in der Regel Reduits der Außenwerke, massiv, mit Schießscharten, Ziegeldach und einem Vorhaus zur Abhaltung von Regen oder Schnee erbaut. Die Pulvertonnen liegen in Lagern bis zu fünf Tonnen hoch. Auf oder neben dem M. stehen Blitzableiter, neuerdings mit gußeisernem Gestell. Die Kriegs-Pulvermagazine sind freistehende Gebäude hinter den Wällen, mit bombensicherer Eindeckung; die Verbrauchsmagazine liegen unter den Wällen und sind in der ganzen Enceinte vertheilt. Im Belagerungspark befinden sich die Hauptmagazine meilenweit von der Festung, die Nebenmagazine näher. Fourrage- oder Proviantmagazine werden in der Regel in befestigten Plätzen angelegt, wenigstens muß der Ort provisorisch verstärkt sein und nicht zu viel Zugänge haben. Die Vorräthe sind in sichern, feuerfesten Räumen unterzubringen, Löschanstalten und Transportmittel in Bereitschaft zu halten, im Fall das M. gefährdet wird. In frühern Zeiten, besonders im vorigen Jahrhundert, waren die M. vom größten Einfluß auf die Kriegführung, weil man kein anderes System der Verpflegung als die Magazinverpflegung hatte. Getreide wurde dazu aufgekauft, vermahlen, verbacken und den Truppen durch Wagenzüge das Brot nachgeführt. Die Anlage und Sicherung der M. war deshalb eine Hauptsorge, und die Operationen wurden dadurch sehr gehemmt, indem die Heere sich nicht weiter von den M. entfernen konnten, als die Nachfuhr möglich oder gesichert war. Seit den franz. Revolutionskriegen wurde diese Art der Verpflegung aber durch das Requisitionssystem verdrängt, obwol man immer noch dazu schreiten muß, wenn Truppenmassen längere Zeit in einer Gegend verweilen, da sie nicht allein die regelmäßigste Verpflegung, sondern auch zur Schonung des Landes die beste ist.

Magdalena oder Maria von Magdala, so genannt nach einer Stadt am Galiläischen See in Palästina, eine Begleiterin Jesu, wird nach alter Tradition für die Luk. 7, 36—50 erwähnte Sünderin gehalten, die Jesum salbte und Vergebung ihrer Sünden von ihm erhielt. Den sagenhaften Stoff, welcher aus dieser Combination entstand, ergriffen Andacht und religiöse Kunst, um daraus das Bild der Heiligen Magdalene zu schaffen. Auch entstand um 1215 in Deutschland ein Orden der Klosterfrauen von der Buße der heiligen M., der sich in Frankreich, Spanien, Italien und selbst bis nach Indien verbreitete, anfangs nur Buhldirnen, später aber auch ehrbare Jungfrauen aufnahm und bis in die neuern Zeiten sich erhalten hat. Die in prot. Ländern noch übrigen kath. Magdalenenstifte haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, so z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. — In neuerer Zeit sind auch protestantischerseits in Deutschland, England und Nordamerika Magdalenenstifte und Magdalenengesellschaften gegründet worden, welche die Besserung gefallener Mädchen zu bewirken suchen.

Magdalenenstrom (span. Rio-Magdalena), der Hauptstrom der vereinigten Staaten von Columbia (Neugranada) in Südamerika, entspringt 8 M. im SO. von Popayan (1° 30′ nördl. Br.) aus der Laguna del Buey, einem Alpensee auf dem Gebirgsknoten Las-Papas, der sich unter 2° 5′ nördl. Br. in die Central- und die Ostcordillera von Neugranada spaltet. Der Strom bricht zwischen beiden, im obern Laufe Wasserfälle und Stromschnellen bildend, gegen NO. hindurch und betritt bei Neyva (3° 23′ nördl. Br. und in 2366 F. Seehöhe) ein ziemlich breites und oberes Stufenland, durch welches er ruhiger nordwärts über Ambalema fließt und an 40 M. weit schiffbar ist, bis er unterhalb Honda (5° 11′ nördl. Br. und in 636 F. Seehöhe), wo die letzten Katarakte der Schiffahrt ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellen, zwischen Armen beider Cordilleren in die große, nach ihm benannte feuchtheiße, theils waldige, theils cultivirte Tiefebene eintritt und 140 M. nördlich von der Quelle, nach einem Laufe von 207 M., mehrarmig in das Antillenmeer mündet. Sein Delta besteht aus niedrigen, sumpfigen Inseln zwischen den Stromarmen und zahlreichen kleinen Verbindungsarmen (Caños) derselben. Für die Schiffahrt ist gegenwärtig der gegen Norden laufende Arm der wichtigste, an dessen Mündung, 4 M. unterhalb der schnell aufblühenden Stadt Baranquilla, der Hafen von Sabanilla dem auswärtigen Handel geöffnet ist, ein guter Hafenplatz, in den jedoch wegen der in der Flußmündung liegenden Barre bisjetzt nur Schiffe bis zu 12 F. Tiefgang ein- und auslaufen können. Der untere M. wird von Dampfbooten mehrerer Compagnien regelmäßig befahren, von Baranquilla aufwärts bis Conejo, häufig jedoch auch bis La-Vuelta, etwa 3 M. unterhalb Honda. Zwischen Baranquilla und Sabanilla müssen die Waaren in kleinern Flußbooten (Bongos und Champanes) transportirt werden. Ueberdies wird die ganze Schiffahrt auf dem M. durch die furchtbare Hitze, die Menge von Alligatoren und Wolken von Insekten höchst schwierig und gefahrvoll gemacht. Mit dem Hafen von Cartagena steht der M. durch einen zur span. Zeit mit Be-

nutzung vorhandener Wasserläufe angelegten Kanal, El-Dique genannt, in Verbindung, der bei Calomar, etwa 19 M. von Cartagena und 120 M. von Honda, in den M. mündet, aber zur Zeit in schlechtem Stande sich befindet. Auch mit dem Hafen von Sta.-Marta findet von Baranquilla aus vermittels der verschiedenen Kanäle (Caños) ein Wasserverkehr statt, durch welchen die Lagune von Sta.-Marta mit dem M. in Verbindung steht. Unter den zahlreichen Nebenflüssen des M. ist nur ein bedeutender: der links ihm zugehende, 147 M. lange Cauca. Dieser entsteht, kaum $1\frac{1}{2}$ M. von dem Quellsee des M. entfernt, aus der Laguna-Santiago und durchfließt zunächst ein vulkanisches Gebiet, in welchem er eine solche Menge von schwefel- und salzsauren Salzen aufnimmt, daß einer seiner Hauptquellflüsse, der vom Vulkan Purace kommt, danach Rio-Vinagre (Essigfluß) genannt wird und der Cauca selbst noch weithin sauer und ohne Fische ist. Das ganze Stromgebiet des M. umfaßt etwa 4500 Q.-M., die Tiefebene des M. aber, welche längs der Küste westwärts bis zum Meerbusen von Darien, ostwärts bis zum Ufer des Golfs und Sees von Maracaybo reicht, 6800 Q.-M. Letztere umschließt im Westen dieses Sees die Sierra-Nevada von Sta.-Marta, ein pyramidalisches Massengebirge mit drei steilen, 17000 F. hohen Zackengipfeln, das um so höher erscheint, da es inselartig unmittelbar aus der Tiefebene, nur 5 M. von der Küste, aufsteigt. — Der zu den Föderativstaaten von Columbia gehörige Staat Magdalena nimmt den nordöstlichsten Theil des Staatenbundes ein und wird, in Dreiecksform, im N. vom Antillenmeer, im O. von Venezuela, im W. vom Staate Bolivar begrenzt. Mit Ausnahme der Sierra-Nevada von Sta.-Marta und der gegen NO. vorspringenden Halbinsel Goajira besteht das Land aus Tiefebenen, die größtentheils mit Urwald bedeckt sind. Der Staat zählte 1864 auf 1267,6 Q.-M. 100284 E., mit Einschluß der unabhängigen Indianer auf der Halbinsel Goajira, deren Zahl auf 18—30000 geschätzt wird. Die civilisirten Landesbewohner beschäftigen sich zum Theil mit Handel und Schiffahrt, im ganzen jedoch sind sie indolent, und Ackerbau wie Manufacturen liegen gänzlich darnieder. Hauptausfuhrartikel sind, außer den aus dem Innern auf dem M. herunterkommenden Landesproducten, Gelbholz und andere Hölzer, Häute, Mehl und andere Lebensmittel. Die Hauptstadt Santa-Marta, an der Laguna oder Bai von Santa-Marta schön gelegen und 1525 von Rodrigo Bastidas gegründet, ist ein dem auswärtigen Handel geöffneter Seehafen, der sich im Verfall begriffen zeigt und nur noch 4000 E. zählt. Auf der benachbarten Kaffeeplantage San-Petro starb 17. Dec. 1830 Bolivar. An derselben Bai, 4 M. südlicher, liegt Cienaga, die aufblühende Rivalin der Hauptstadt, mit 6000 E., welche Schiffahrt, Fischerei und Ackerbau treiben. Rio-Hacha oder La-Hacha, an der Mündung des Rio-Hacha ins Antillenmeer, ist der äußerste Vorposten der Civilisation gegen die Goajiros, mit einem Fort und 5000 E., von denen sich nur noch wenige mit der einst blühenden Perlenfischerei beschäftigen.

Magdeburg, die Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen und des gleichnamigen Regierungsbezirks, zugleich eine der wichtigsten Festungen des preuß. Staats, liegt am linken Ufer der hier in drei Arme getheilten Elbe und besteht aus vier verschiedenen Städten: der eigentlichen Stadt M., auch wol von ältern Zeiten her Altstadt M. genannt, und den drei wesentlich mit ihr zusammenhängenden, aber durch Festungswerke von ihr getrennten Städten Neustadt (im N.), Sudenburg (im SW.) und Buckau (im S.). Die Neustadt und Sudenburg haben in früherer Zeit infolge der Kriege und zuletzt noch während der franz. Besitznahme (1806—14) mehrmals ihre Stätte geändert, sodaß sie sich von der Altstadt immer weiter entfernten und bis vor wenigen Jahren mit dieser nur in losem Verbande standen. Neuerdings hoben sich sämmtliche Vorstädte durch das Aufblühen von Industrie und Handel mehr und mehr, insbesondere Buckau, das noch vor kurzem ein Dorf mit geringem Ackerbesitz war. Jede der vier Städte, obschon zusammen einen landräthlichen Kreis bildend, hat ihren selbständigen Magistrat und besondere Ortseinrichtungen, und zur Verhandlung gemeinschaftlicher Angelegenheiten treten nach Bedürfniß Commissionen aus allen vier Communen unter der Leitung des Oberbürgermeisters der Altstadt zusammen. Von der Altstadt aus führt eine Brücke über den westlichsten, breitesten der Elbarme (die Neue Elbe) nach der Insel, auf welcher die Citadelle liegt. Letztere ist ein bastionirtes Fünfeck mit hohem, gemauertem und kasemattirtem Walle ohne bedeutende Außenwerke und wurde von Kurfürst Friedrich III. 1683—1702 erbaut. Jenseit der beiden andern Elbarme, über die eine feste Brücke führt, auf dem rechten Ufer des Stroms, liegt die Friedrichsstadt oder die Thurmschanzen, ein Ort, der unmittelbar zu M. gerechnet und als Theil der Stadt angesehen wird. Seit 1866 hat der ganze Städtecomplex durch zahlreiche größere und kleinere Schanzen und Forts auf beiden Seiten der Elbe eine gemeinschaftliche Umschließung und militärische Sicherung erhalten.

M. hat zwar meist enge, krumme Straßen, wovon nur der die ganze Stadt der Länge nach von S. nach N. durchschneidende Breite Weg eine Ausnahme macht, ist aber im ganzen gut gebaut. Oeffentliche Plätze sind der Domplatz (Neuer Markt) und der Marktplatz (Alter Markt), auf welchem die schon im Mittelalter errichtete, mehrmals geänderte, 1859 stilgemäß erneuerte Bildsäule Otto's d. Gr. steht. Zu den öffentlichen Spaziergängen und Gärten gehören der schöne Fürstenwall, welcher 600 Schritt längs der Elbe und den Eisenbahnen sich hinzieht, der Werder am linken Ufer der alten Elbe, mit vielen schönen Gärten, der Friedrich-Wilhelms-Garten, der auf der Stelle des abgebrochenen Kloster-Bergen angelegt ist, vor allem aber der im großartigsten Stile angelegte Park, der Herrenkrug, auf der rechten Seite der Strom-Elbe, ein sehr besuchter Garten, nach welchem stündlich Dampfschiffe abgehen. Unter den 10 evang. Kirchen zeichnet sich besonders die aus dem Anfange des 13. Jahrh. herstammende prächtige goth. Domkirche aus, um deren Restauration Friedrich Wilhelm III. sich großes Verdienst erwarb, mit zwei schönen, 332 F. hohen steinernen Thürmen, einem 110 F. hohen, von 12 Pfeilern getragenen Gewölbe, dem Hochaltar aus Marmor, 22 (ehedem an 50) kleinern Altären, dem schönen, 1495 von Peter Vischer zu Nürnberg gegossenen Denkmale des Erzbischofs Ernst und dem Grabe Kaiser Otto's d. Gr. Merkwürdig sind auch die Liebfrauenkirche, die älteste in M. (jetzt als kath. Kirche benutzt), die französisch-, deutsch- und wallonisch-reform. Kirchen, denen sich die Synagoge anschließt. Unter den andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das 1691 erbaute, 1866 bedeutend erweiterte Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die Dompropstei, die vormalige Domdechanei, jetzt königl. Palais; ferner das Appellationsgericht, das Regierungsgebäude, das Oberpräsidium am Fürstenwall, das Theater, mehrere Kasernen u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt M. ein Pädagogium im Kloster Unser lieben Frauen, ein Domgymnasium mit werthvoller Bibliothek, eine höhere Gewerb- und Handelsschule, eine Realschule erster Ordnung, eine Kunst- und Baugewerkschule und eine Hebammenlehranstalt. Außerdem bestehen in der Stadt ein Arbeitshaus, ein Armenkrankenhaus, ein Siechenhaus, fünf Hospitäler, ferner ein Bürgerrettungsinstitut, eine Sparkasse u. s. w.

M. ist Sitz eines Oberpräsidenten, einer Regierung, eines Appellationsgerichts, eines Stadt- und Kreisgerichts, eines Consistoriums und eines evang. Generalsuperintendenten, ferner des Generalcommandos des 4. Armeecorps und zahlreicher anderer Behörden. Am 3. Dec. 1864 zählte man außer 7473 Mann Militär in ganz M. 98501 E., darunter nur 1795 Katholiken. Von dieser Gesammtzahl entfallen auf das eigentliche M. 70147, auf die Neustadt 15159, auf Buckau 7248 und auf Sudenburg 5947. Industrie und Handel sind die hauptsächlichsten Erwerbsquellen M.s. Wiewol der Transito- und Speditionshandel gegen früher infolge der Aufhebung des Stapelrechts an Bedeutung verloren, ist doch der Handel einestheils mit den Landesproducten und den Erzeugnissen der Fabrikthätigkeit aus der Umgegend, anderntheils mit Colonialwaaren und Wein von Wichtigkeit. Der Verkehr wird durch einen Wollmarkt und eine Messe, seit einigen Jahrzehnten aber durch die vereinigte M.-Hamburger Dampfschiffahrt sowie durch vier Eisenbahnen, die M.-Leipziger (seit 1840), die M.-Braunschweiger, die M.-Potsdam-Berliner und die M.-Wittenberg-Hamburger (mit mehrern Zweigbahnen) wesentlich befördert. Auch gibt es zahlreiche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Handschuhen, Band, Leder, Taback sowie Rübenzucker-, Chocolade-, Cichorien-, chemische und Bleiweißfabriken, Zuckerraffinerien, Essig- und Bierbrauereien. Unter den Eisengießereien und Maschinenfabriken ist die zu Buckau die bedeutendste.

Schon zur Zeit Karl's d. Gr. (805) wird M. als Handelsort genannt. Kaiser Otto I., dessen Lieblingsaufenthalt es war, legte hier 937 ein Benedictinerkloster zu Ehren des heil. Mauritius an und verwandelte dasselbe 967 in ein Erzbisthum, dem vom Papste Johann XIII. das Primat von Deutschland ertheilt und die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Naumburg (Zeitz), Brandenburg und Havelberg untergeordnet wurden. Die Erzbischöfe führten im Mittelalter wiederholte Kriege nicht nur gegen die häufig einfallenden Slawen, sondern auch gegen Kaiser Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg sowie gegen die Bürger von M. selbst, die sich mehrmals wider ihre geistlichen Herren empörten. Seit 1476 wurden die Erzbischöfe aus dem brandenburg. oder sächs. Fürstenhause gewählt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das Magdeburger Recht, eine Mischung von altsächs. Gewohnheits- und magdeburg. Localrechten, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt sehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für diese großen Eifer und wurde, als sie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und infolge dessen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moritz von Sachsen

belagert, nach der endlichen Uebergabe jedoch schonend behandelt. Doch gingen ihr das Stapelrecht, der Schöppenstuhl und andere Gerechtsame verloren. 1554 erhielt sie unter dem Administrator Christian Wilhelm aus dem brandenburg. Hause das Stapelrecht zurück, das ihr Kaiser Maximilian auf ewige Zeiten bestätigte. Im Dreißigjährigen Kriege schlossen die Kaiserlichen 1629 M. 28 Wochen lang vergeblich ein, und 1631 belagerte es Tilly aufs neue, weil es seinen geächteten Administrator wieder aufgenommen hatte. In der Hoffnung baldigen Entsatzes leisteten zwar die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung eine Zeit lang tapfern Widerstand, sahen sich aber endlich doch genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag und von dem langen beschwerlichen Kriegsdienst ermüdet, verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß 10. Mai (alten Stils) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord, Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Ueber 30000 E. jedes Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger, und um Mishandlungen zu entgehen, stürzten Hunderte von Jungfrauen, einander an den Händen fassend, sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein heftiger Sturm verbreitete das Feuer der angezündeten Häuser über die ganze Stadt, und nur der Dom, das Kloster Unser Lieben Frauen mit seiner schönen Kirche und etwa 130 meistens kleine Häuser blieben von der Vernichtung verschont. Von den Kaiserlichen im folgenden Jahre wieder verlassen, wurde M. nun von den Schweden besetzt, 1636 aber von den Kaiserlichen und Sachsen wieder belagert und mit Capitulation übergeben, worauf 1638 der durch den Prager Frieden bestimmte neue Administrator, Herzog August von Sachsen, das Erzstift in Besitz nahm. Durch den Westfälischen Frieden kam 1648 das Erzstift als weltliches Herzogthum zur Entschädigung für Pommern an das Haus Brandenburg, bei dem es, die Dauer des Königreichs Westfalen von 1807—13 abgerechnet, auch blieb. In dem Kriege Preußens mit Frankreich 1806 gehörte M. unter die Zahl der preuß. Festungen, die dem Feinde ohne Widerstand übergeben wurden. Mit einer starken Besatzung versehen, hielt sich die Festung 1813 und 1814 gegen das sie einschließende Tauenzien'sche Corps, bis sie infolge des Pariser Friedens 1814 an Preußen zurückgegeben wurde. Vgl. Rathmann, «Geschichte der Stadt M.» (4 Bde., Magdeb. 1800—17); Hoffmann, «Chronik der Stadt M.» (3 Bde., Magdeb. 1843—47); Brandt, «Der Dom zu M.» (Magdeb. 1863). — Das frühere Herzogthum M. gehörte zum Niedersächsischen Kreise, bestand aus einem von Halberstadt, Braunschweig, der Alt- und Mittelmark, Kursachsen und Anhalt umgrenzten Haupttheile und dem von diesem durch das Anhaltische getrennten Saalkreise und umfaßte (ohne den 1780 dazugeschlagenen preuß. Antheil von Mansfeld) etwa 98 Q.-M. Jetzt bildet dasselbe einen Hauptbestandtheil des preuß. Regierungsbezirks M., der 210,13 Q.-M. groß ist, 813348 E. zählt und in 15 Kreise zerfällt. Vgl. Hermes und Weigelt, «Histor.-geogr.-statist.-topogr. Handbuch des Regierungsbezirks M.» (2 Bde., Magdeb. 1842—43).

Magdeburger Centurien, s. Centurien.

Mägdekrieg, s. Böhmischer Mägdekrieg.

Mägdesprung heißt eine schroffe Felsenklippe im Kreise Bernburg des Herzogthums Anhalt, die den Mittelpunkt des reizenden Selkethals im Harze bildet. Am Fuße derselben liegt das gleichnamige Hüttenwerk, wo zu Ehren des Fürsten Friedrich Albert (gest. 1796) ein schöner gußeiserner Obelisk, 58 F. hoch, errichtet ist.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer, von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich 1510 bei der Eroberung von Malakka hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, nach andern Angaben wegen Veruntreuung, begab er sich 1517 nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan beider, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, wurde von Kaiser Karl V. wohl aufgenommen. Am 20. Sept. 1519 segelte M. mit fünf Schiffen und 236 Mann von San-Lucar ab und erreichte 12. Jan. 1520 die Mündung des La-Plata. Schon an der Küste Patagoniens hatte er eine Meuterei seiner Mannschaft, welche dem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen wollte, zu unterdrücken. Gegen Ende Oct. 1520 gelangte er an das Vorgebirge, das er de las Virgines nannte, am Eingange der mit ihren Krümmungen 80 M. langen Meerenge, die nachher den Namen der Magellansstraße erhielt. Als er hierauf eins seiner Schiffe nach Europa zurücksendete, bedurfte es seines ganzen Ansehens, die übrige Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen. Nachdem ihm solches gelungen, entdeckte er 27. Nov. die Südsee,

der er wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des Stillen Ocean gab. Am 6. März 1521 wurde er der Ladronen ansichtig, dann kam er zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf Zebu, einer dieser Inseln, bewirkte er die Bekehrung des Königs zum Christenthum. Er blieb in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan 26. April 1521. Ohne dieses unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers sich erworben haben, den nun Sebastian del Cano sich zueignete, der M.'s Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und 6. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche findet sich in Ramusio's Sammlung; vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst von Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). Vgl. Bürck, «M., oder die erste Reise um die Welt» (Lpz. 1844). — Ein Urenkel M.'s, der Naturforscher Johann Hyacinth M., früher Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London 7. Febr. 1790, ist der Erfinder der Bereitung mineralischer Wässer.

Magelone oder Maguelonne war nach der Sage die Tochter eines Königs von Neapel. Von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt, begibt sich Peter, der Sohn des Grafen von Provence, an den Hof ihres Vaters und gewinnt als der unbekannte Ritter mit dem silbernen Schlüssel alle Preise im Turnier und das Herz der schönen Prinzessin M. Die Amme derselben vermittelt ihr geheimes Einverständniß. Als sie einen andern heirathen soll, entführt er sie. Aber indem sie unterwegs ausruhen und sie vor Müdigkeit im Schose des Ritters einschläft, lüftet sich ihr Gewand und ein Raubvogel entführt von ihrem Busen den rothen Zindel, worin sie die drei ihr von Peter geschenkten Ringe verborgen hatte. Peter eilt ihm nach und besteigt einen Kahn, als der Vogel übers Meer fliegt. Dadurch entfernt er sich immer weiter von seiner Geliebten, fällt den Türken in die Hände und wird des Sultans Sklave. Als M. beim Erwachen ihren Geliebten nicht findet, geht sie nach der Provence, wo sie auf einer kleinen Insel von ihren Schätzen ein Spital baut und Kranke pflegt. In eben dieses Spital gelangt Peter, nachdem er wieder frei geworden, und nun erst werden die Liebenden vermählt. Die Insel, auf der M. die Kirche und das Spital erbaut, erhielt von ihr den Namen Maguelonne; sie und ihr Gemahl wurden in der Kirche begraben, welche noch steht, aber auch fast den einzigen Rest der ganzen Insel ausmacht. Diese Sage hat zuerst ein Stiftsherr jener Kirche, Bernard de Treviers, um 1178 in einem provençal. Gedichte aufgezeichnet. Dasselbe wurde in einem franz. Prosaroman überarbeitet, der zuerst 1457 im Druck erschien und fast in alle europ. Sprachen übersetzt und zum eigentlichen Volksbuche ward. Das deutsche Volksbuch «Von der schönen Magelona», durch Magister Veit Warbeck bearbeitet, erschien zuerst zu Augsburg 1536 und wurde in Marbach's und am besten in Simrock's und Schwab's «Deutschen Volksbüchern» wieder abgedruckt; dramatisirt wurde die Sage von Hans Sachs und in neuerer Zeit von Tieck in «Leberecht's Volksmärchen» bearbeitet.

Magen (ventriculus, stomachus) heißt die sackartige Erweiterung des Darmkanals zwischen der Speiseröhre und dem Dünndarm. Derselbe liegt quer im obern Theile der Bauchhöhle unmittelbar unter dem Zwerchfelle und wird auf der rechten Seite zum Theil vom linken Leberlappen bedeckt. Unter ihm liegt das mittlere Stück des Quergrimmdarms (colon transversum), links die Milz. Die in der Mittelebene des Körpers gelegene Speiseröhre mündet nicht in das äußere linke Ende des M., sondern mehr rechts, sodaß links vom Magenmunde (cardia) noch ein blindsackförmiges Stück des M. liegt, der Magengrund (fundus, saccus coecus). An der in den Dünndarm (Zwölffingerdarm) führenden Oeffnung des M. befindet sich ein starker, ringförmiger Muskel, welcher die Oeffnung zu verschließen im Stande ist; diese Mündung des M. heißt daher der Pförtner (pylorus). In natürlicher Lage hat der M. des Menschen annähernd eine halbmondförmige Gestalt, mit nach unten gerichteter Krümmung. Der untere Magenrand ist länger als der obere und wird die längere Krümmung (curvatura major) genannt, der obere Rand heißt die kürzere Krümmung (curvatura minor). Die Häute des M. sind die des ganzen übrigen Darms (s. d.). Die verschluckten Speisen verweilen im M. längere Zeit (nach einer vollen Mahlzeit mehrere Stunden) und erleiden hier diejenige wichtige Veränderung, welche man als Magenverdauung bezeichnet. Das Stärkemehl der pflanzlichen Nahrungsmittel wird, wenn hinlänglich Speichel mit verschluckt worden, in Zucker übergeführt, die Eiweißkörper aber durch die von der Magenschleimhaut abgesonderte Flüssigkeit, den Magensaft (succus gastricus), in die lösliche Form übergeführt, in welcher allein sie in das Blut gelangen können. Diese eigenthümliche Wirkung verdankt der Magensaft einem sog. Gärungserreger, dem Pepsin, welches seine Thätigkeit unter Mitwirkung der im Magensaft zugleich vorhandenen freien Säure (Milchsäure, Salzsäure) entfaltet. Die Verdauungsproducte der Eiweißkörper heißen Peptone. Merkwürdig und noch nicht hinlänglich erklärt ist der Umstand, daß sich der M. des lebenden Thiers nicht

selbst verdaut; in den Leichen findet sich indeß der M. öfters durch seine eigene Thätigkeit zerstört (sog. Magenerweichung). Von der beschriebenen Form ist der M. bei allen Thieren, mit Ausnahme der Zweihufer (Wiederkäuer), welche vier hintereinander gelegene M. besitzen. Nur der erste, größte M. der Wiederkäuer, der Pansen (Wanst, rumen), hat die Beschaffenheit des M. der andern Thiere. Der zweite, kleine Netzmagen (Haube, reticulum) sieht auf der Innenfläche aus, als ob er mit einem Netze belegt wäre. An ihn schließt sich der ebenfalls kleine, unten mit zahlreichen bücherblattförmigen Fältchen ausgekleidete Blättermagen (das Buch, der Psalter, omasus), und zuletzt kommt der vierte und eigentliche, der Labmagen (abomasus). Die Speisen gelangen zunächst in den Pansen, von da in den Netzmagen, hier werden sie mehr eingeweicht, dann wieder nach oben geschluckt, wiedergekäut und aus der Mundhöhle sofort in den Blättermagen befördert, wo eine Aufsaugung der gelösten Nahrungsbestandtheile statt hat. Im Labmagen findet die Eiweißverdauung statt. Die häufigste Krankheit des M. ist der Magenkatarrh (verdorbener M.), den man sich leicht durch Genuß schwerverdaulicher Speisen, Ueberfüllung desselben, Genuß reizender Substanzen (scharfe Gewürze, Alkohol) zuziehen kann, und der bei Vernachlässigung und fortgesetzten Diätfehlern leicht dauernd (chronisch) wird. Er gibt sich zu erkennen durch Appetitlosigkeit, Uebelkeit, Aufstoßen, selbst Erbrechen, Schmerz in der Magengegend und in der Speiseröhre (Magenkrampf, Sodbrennen); auch kann Fieber mit demselben verbunden sein. Der Katarrh beschränkt sich selten auf den M. allein, sondern erstreckt sich meist auch auf den übrigen Darm. Am besten wird er beseitigt durch Diät. Eine eigenthümliche, nicht ungefährliche Krankheit des M. ist das runde Magengeschwür (ulcus ventriculi chronicum, rotundum, perforans), welches auf dem brandigen Zerfall eines kreisrunden Stücks der Magenhäute beruht und durch Blutung aus den angenagten Gefäßen, besonders aber durch Durchbruch in die Bauchhöhle zum Tode führen, bei strenger Schonung desselben (Genuß leichtverdaulicher, lockerer Speisen, vor allem der Milch) aber heilen kann. Es findet sich dieses Geschwür vorzüglich bei Frauen. Der Magenkrebs (carcinoma ventriculi) hat am häufigsten seinen Sitz in der Gegend des Pförtners und ist unheilbar. Kleine Kinder erbrechen leicht nach starker Anfüllung des M., weil bei ihnen der Magengrund noch nicht so stark ausgebildet ist als bei Erwachsenen, und der M. mehr eine directe Fortsetzung der Speiseröhre bildet.

Magendie (François), berühmter franz. Physiolog, geb. 15. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater Arzt war, studirte in Paris und widmete sich vorzugsweise der Anatomie und Physiologie. Anfangs Prosector bei der Facultät, wurde er dann Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collége de France. Auch war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Medicin. Er starb 7. Oct. 1855 zu Paris. Unbestreitbar sind M.'s Verdienste um die Experimentalphysiologie, namentlich hat er eine Menge Versuche mit lebenden Thieren angestellt. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Précis élémentaire de physiologie» (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl. 1836, deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisenach 1834—36, und von Elsäßer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36); «Formulaire pour l'emploi et la préparation de plusieurs nouveaux médicaments» (Par. 1821; 9. Aufl. 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); «Leçons sur les phénomènes de la vie» (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Baswitz, 2 Bde., Elberf. und Köln 1837); «Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux» (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841); «Recherches philosophiques et cliniques sur le liquide céphalo-rachidien ou cérébro-spinal» (Par. 1842).

Magenta, ein Flecken im Kreise Abbiategrasso der ital. Provinz Mailand, an der Straße und der Eisenbahn von Novara nach Mailand und etwa 2 St. im O. des Ticino am Naviglio-grande (Schiffahrtskanal) gelegen, zählt 6044 E. und hat jährlich drei starkbesuchte Messen. Neuerdings erlangte der Ort histor. Berühmtheit durch die Schlacht vom 4. Juni 1859. Die franz. Armee hatte sich Ende Mai 1859 durch einen kühnen Flankenmarsch auf ihrem linken Flügel, wo bisher die Sardinier gekämpft, concentrirt und dadurch die nächste Straße nach Mailand gewonnen. Der österr. Feldherr Gyulay (s. d.) war deshalb gezwungen worden, seine ganze Armee über den Ticino zurückzuführen. Am 3. Juni hatte das 2. franz. Corps (Mac-Mahon) bereits durch das Gefecht bei Turbigo Fuß auf dem linken Ufer dieses Flusses gefaßt, und 4. Juni ließ Kaiser Napoleon III. seine andern Corps, die Garde an der Spitze, gegen Buffalora und M. vorgehen, um hier den Uebergang zu erzwingen. Die österr. Armee war nicht vereinigt; nur drei Corps konnten zunächst die Schlacht aufnehmen, die um Mittag begann. Doch hatte die franz. Garde einen schweren Stand, sich im mörderischen Kampfe diesseit des Ticino zu behaupten, bis Mac-Mahon (s. d.) den Feind in der rechten Flanke angriff und

dadurch den Sieg entschied. Gegen Abend erst traf ein frisches österr. Corps ein. Gyulay beschloß aber für diesen Tag den Rückzug in eine Flankenstellung, um die Schlacht mit diesem und dem Benedek'schen Corps, das nicht im Gefecht gewesen war, am folgenden Tage zu erneuern, wozu er aber seine Streitkräfte auch nicht vereinigen konnte. Der weitere Rückzug der Oesterreicher und das rasche Vordringen der Franco-Sarden hatte den Verlust der ganzen Lombardei zur Folge.

Mager (Karl), verdienter deutscher Pädagog, geb. 1. Juni 1810 zu Gräfrath bei Solingen, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Düsseldorf und studirte seit 1828 zu Bonn Philosophie und Philologie. 1830 ging er nach Paris, wo er naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, sich daneben aber auch mit besonderer Vorliebe mit dem Studium der franz. Geschichte, Sprache und Literatur beschäftigte. Nachdem er einige Jahre in der franz. Hauptstadt unter den anregendsten Verhältnissen verlebt, wandte sich M. nach Berlin, wo er besonders naturwissenschaftlichen und philos. Studien oblag. 1837 übernahm er die Lehrerstelle für deutsche Literatur zu Genf, entsagte derselben aber aus Gesundheitsrücksichten schon nach einigen Semestern und lebte nun als Privatmann erst zu Cannstadt, dann zu Stuttgart. Inzwischen hatte er sich ganz der Pädagogik zugewandt. 1841 übernahm er die Professur der franz. Sprache an der Cantonsschule zu Aarau, legte dieselbe aber nach dreijähriger Amtsthätigkeit wieder nieder und lebte seit 1844 in Zürich, bis er Ostern 1848 einem Rufe als Director des Realgymnasiums zu Eisenach Folge leistete. Kränklichkeit veranlaßte ihn jedoch 1852 abermals zur Aufgabe der praktischen Lehrthätigkeit. Er blieb indeß in Eisenach bis 1854, wandte sich dann nach Dresden, 1856 nach Wiesbaden, wo er 10. Juni 1858 einem langjährigen Siechthum erlag. Durch M. hat die Erziehungswissenschaft nach den mannichfachsten Richtungen hin die kräftigsten Antriebe erhalten. Vor allem erwarb er sich um die Entwickelung des höhern Bürgerschulwesens in Deutschland die größten Verdienste. Seine Ansichten über diesen Gegenstand vertrat er besonders in der Schrift «Die deutsche Bürgerschule» (Stuttg. 1840) sowie in der von ihm seit Juli 1840 herausgegebenen «Pädagogischen Revue», welche Zeitschrift er überhaupt zum Organ der reformatorischen Bestrebungen in der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft bestimmte. Unter M.'s methodologischen Arbeiten sind besonders «Die modernen Humanitätsstudien» (3 Hefte, Zür. 1840—46) von Bedeutung, wenn auch die von ihm entwickelte genetische Methode des Schulunterrichts in fremden Sprachen und Literaturen von seiten der classischen Philologen viele Widersprüche erfuhr. Von seinen Schulbüchern haben namentlich das «Deutsche Elementarwerk» (2 Thle., Stuttg. 1841—42 u. öfter) und das «Franz. Elementarwerk» (2 Thle., Stuttg. 1840 u. öfter) Anerkennung und Verbreitung gefunden. Ebenfalls für die Zwecke des Unterrichts bestimmt sind die «Franz. Chrestomathie» (2 Bde., Stuttg. 1842) und «Encyklopädie» (2 Thle., Zür. 1846). In dem «Versuch einer Geschichte und Charakteristik der franz. Nationalliteratur» (5 Bde., Berl. 1834—39) bekundete M. eingehende Kenntniß dieses Gegenstandes.

Magerkeit (macies) nennt man denjenigen Zustand, in welchem der Fettgehalt, also der Umfang des Körpers geringer ist, als er entweder bei demselben Individuum gewöhnlich zu sein pflegt, oder an andern Menschen von derselben Größe, demselben Alter u. s. w. bemerkt wird. Dieser Zustand kann Folge einer mit starkem Substanzverlust (Fieber) oder mangelhafter Ernährung verbundenen Krankheit oder auch ein gesunder Zustand sein. In letzterm Falle hat die M. ihren Grund bald in klimatischen, socialen, gemüthlichen und andern Verhältnissen, welche der Fetterzeugung hinderlich werden, wie man bei gewissen Bevölkerungen, Ständen und Temperamenten beobachtet, bald in Anstrengungen des Körpers, fortwährender lebhafter Geistesthätigkeit, bald in einer natürlichen Anlage dazu, wo gewisse Personen trotz eines ruhigen Lebens und guter Nahrung dennoch nie fett werden. Im allgemeinen sind übrigens gesunde magere (hagere) Personen dem Erkranken weniger ausgesetzt als Fettleibige.

Magie bezeichnet die Kunst, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und bedeutet im allgemeinen so viel wie Zauberei. Der Name ist von den pers. Priestern, den Magiern (s. d.), zu den Griechen und von da zu uns gekommen. Eine der ältesten ihrer Formen beruht auf Astrologie und auf der Meinung, daß die Gestirne, von Dämonen beherrscht, Einfluß auf den Gang menschlicher Schicksale haben, und daß es möglich sei, mittels dieser Dämonen auf die unter ihrem Einflusse stehenden Dinge und Begebenheiten zu wirken. Damit verband sich vielfach die Annahme, daß man sich durch gewisse Formeln, Ceremonien, eine bestimmte Art der Lebensweise u. s. w. auch noch anderer geheimnißvoll wirkender Kräfte bemächtigen und dieselben zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne. Die Herrschaft über die Witterung, das Hervorrufen der Todten und die Beschwörung abgeschiedener

Seelen, das Wahrsagen aus den Linien der Hand, das Bezaubern durch den Blick (die Jettatura der Italiener), das Versprechen des Bluts und der Blutflüsse, die Kunst, sich unsichtbar zu machen oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulete, die Kunst unedle Metalle in Gold zu verwandeln, die Macht der Liebestränke und des Liebeszaubers, das Versprechen des Feuers, die Gewalt über andere Menschen, deren wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, die Kenntniß der sog. signatura rerum und ähnliches, bis herab zu den vielen, im gewöhnlichen Leben noch jetzt gebräuchlichen sympathetischen Mitteln fallen in den Umkreis dessen, was die M., die oft auch die geheime Wissenschaft genannt wurde, vollbringen zu können glaubte. Fast bei allen Völkern, nicht blos bei den rohen und uncultivirten, sondern auch bei sehr gebildeten, findet sich der Glaube an magische Künste. Im Mittelalter bildete sich sogar die M. in einer Art Systematik aus. Man unterschied höhere und niedere, weiße und schwarze M. (oder **schwarze Kunst**, daher der Ausdruck **Schwarzkünstler**), je nachdem man den beabsichtigten Zauber durch himmlische oder irdische Kräfte zu erreichen, gute oder böse Geister dazu verwenden zu müssen glaubte. Von großem Einflusse darauf war der Glaube an den Teufel und die ihm untergegebenen Geister; daher der Teufelsbann und Höllenzwang sowie der Wahn, daß gewisse Personen Bündnisse mit den bösen Geistern schließen oder wenigstens einen unerlaubten Umgang mit ihnen pflegen. Die wichtigste und traurigste Folge dieses Wahnglaubens waren die Verfolgungen der sog. Hexen. Vieles andere, das man in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und M. zog, erschien nur deshalb als unbegreiflich und wunderbar, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und der Volksglaube stempelte manchen (z. B. den Albertus Magnus und Roger Baco) zum Zauberer und Wunderthäter, der über den Zusammenhang der Naturerscheinungen etwas mehr ahnte oder wußte als sein Zeitalter. Oft ward auch die wundersüchtige Menge von schlauen Betrügern gemisbraucht. Seitdem die Naturwissenschaft den Begriff des streng Uebernatürlichen wenigstens aus der Auffassung der Natur selbst vertrieben hat, spricht man von **natürlicher** M. als der Kunst und Geschicklichkeit, durch physik., mechan. und chem. Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. Kleuker, «Magikon» (2 Bde., Frankf. und Lpz. 1784); Tiedemann, «De artium magicarum origine» (Marb. 1787); Horst, «Zauberbibliothek» (6 Bde., Mainz 1820—26); derselbe, «Von der alten und neuen M. Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte» (Mainz 1820), und über die sehr zahlreiche Literatur Grässe, «Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke» (Lpz. 1843).

Magier (magi) hießen bei den Medern und Persern die Mitglieder der Priesterkaste, die wie die Leviten der Israeliten einem bestimmten Stamme angehörten. Sie waren im Besitze der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heil. Gebräuche der Religion, arteten aber sehr bald aus. Ihre Lehren nannte man Magismus und ihre Weisheit die Magie. (S. **Zoroaster**.)

Magister, vollständig **Magister artium liberalium**, eine akademische Würde der philos. Facultät, die sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten herschreibt, wo man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht kannte und am wenigsten an die drei Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin dachte. Den Kreis der akademischen Thätigkeit auf die sieben Freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) beschränkend, nannte man die Lehrer derselben **Artisten**, die ganze Lehrerversammlung artistische Facultät und diejenigen, welche nach Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten und bereits den Grad eines Baccalaureus (s. d.) erlangt hatten, Magistri artium, d. h. Lehrer oder Meister der Freien Künste. Das Jahr der Entstehung dieser Würde läßt sich nicht bestimmen. Sie entwickelte sich jedoch aus dem Organismus der Dom- und Klosterschulen, und schon im 12. und 13. Jahrh. stand die Magisterwürde in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um sie bewarben. Später sank sie in ihrem Ansehen durch Einführung der Facultätsverhältnisse, durch die große Vermehrung der Universitäten und durch manche dabei eingerissene Misbräuche. Dennoch behauptete sie auf den meisten Universitäten als die ältere Würde den Vorrang unter den akademischen Würden und wird als eine Grundbedingung gefordert von dem, der akademische Vorlesungen halten (Magister legens), akademische Aemter und Würden bekleiden und erlangen will. Auf einigen Universitäten ist der Magistertitel mit dem Titel Doctor (s. d.) der Philosophie verbunden, während andere den Doctortitel allein verleihen. Als zu Ende des 18. Jahrh. in der allgemeinen Meinung der Doctortitel höher gestellt wurde als der Magistertitel, der namentlich durch die Promotionen in Wittenberg und Erfurt sich zu häufig machte, fing ein Theil der zugleich zu Doctoren der Philosophie creirten M. an,

sich des erstern Titels zu bedienen, worüber viel Streit entstand. — In der Kirchensprache hieß **M. disciplinae** derjenige Geistliche eines Klosters, welcher vom Bischof gewählt und bestellt ward, um die für das Klosterleben bestimmten Kinder zu beaufsichtigen und zu unterrichten. Von ihm verschieden war der **M. scholarum**, der die oberste Aufsicht über die zu einer Hauptkirche gehörige Schule führte, dabei aber auch gewöhnlich als Vorsänger (Praecentor, Primicerius) Chorvorsteher war. In seinem obersten Aufseheramt für die Schulen lag der Ursprung zu der an Universitäten noch bestehenden Kanzlerwürde. — **M. sancti palatii** heißt der vom Papste gewählte Dominicaner in Rom, welcher alle Druckschriften darüber zu prüfen hat, ob sie ketzerischen Inhalts oder für den röm. Glauben gefahrlos seien. Er ist ein Glied der vom Tridentinum verordneten, von Pius V. eingesetzten und bestätigten, von Sixtus V. aber mit erhöhter Vollmacht versehenen Congregation zur Prüfung der Bücher.

Magister matheseos, s. Pythagoräischer Lehrsatz.

Magistrātus bezeichnete bei den Römern ebenso wol das obrigkeitliche Amt als die Person, welche dasselbe bekleidete. Die Macht, welche jedem Magistrat dem Wesen seines Amtes gemäß zukam, hieß potestas; ein Imperium als höchste befehlende und ausführende Gewalt war nur mit den höchsten Aemtern verbunden. (S. Imperium.) Wie schon in der ältesten Zeit, 754—509 v. Chr., die Wahl des höchsten Magistrats, des Königs oder Rex (s. d.), durch das Volk vollzogen wurde, so galt auch während des Freistaats, 509—31 v. Chr., als Grundsatz, daß die Wahl und die Gewalt aller wirklichen Magistrate von der Volksversammlung (s. Comitien) ausgehe, welcher auch das selten geübte Recht zustand, auf Antrag des Senats die Absetzung zu verfügen. Von jenem Grundsatze ward nur hinsichtlich des Dictators (s. d.) und seines Magister equitum eine Ausnahme gemacht. Die Königswahl erfolgte auf Lebenszeit; in Abwesenheitsfällen vertrat den König ein Custos oder Praefectus urbi und nach dem Tode ein bis zur Wahl des Nachfolgers ernannter Interrex. Neben dem Könige finden sich Quästores für einzelne Criminalfälle sowie Tribunen, Curionen und Decurionen als Vorsteher der Unterabtheilungen des Volks. Nach Vertreibung des Tarquinius Superbus traten zwei für ein Jahr gewählte Consuln (s. d.) an die Stelle der Könige. Sie standen an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung, und ihre Reihe wurde nur in der ältern Zeit, da die Republik noch in dem Streit der Stände schwankte, das eine mal, 451—449, durch die für Gesetzgebung erwählten Decemviri (s. d.), sodann durch die Kriegstribunen mit consularischer Gewalt unterbrochen, die in den J. 444—376 häufig statt der Consuln eintraten. Mit der Entwickelung des Staats mehrte sich die Anzahl der Magistrate; schon 509 wurden Quästoren (s. d.) des Staatsschatzes erwählt, 493 plebejische Tribunen (s. d.) und Aedilen (s. d.), 443 Censoren (s. d.), 367 der erste Prätor (s. d.) und die ersten curulischen Aedilen. Noch gehörten zu den ordentlichen Magistraten die Triumviri capitales und monetales, die Decemviri litibus judicandis, die Quatuorviri zur Sorge für die städtischen, die Duumviri für die außerstädtischen Straßen, und die vier Präfecti, die in campanische Städte für die Rechtspflege geschickt wurden, sämmtlich unter dem Namen Vigintisexviri, später, als die beiden letztgenannten Arten wegfielen, Vigintiviri begriffen. Außerordentliche Magistrate, wie sie besondere Verhältnisse des Staats oder die Sorge für vorübergehende Bedürfnisse nöthig machten, waren die aus der Königszeit herübergenommenen Interreges, der Dictator und Magister equitum, zuerst 501 gewählt, die Triumviri reipublicae constituendae nach Cäsar's Tode, der Praefectus urbi feriarum Latinarum causa, die Duumviri navales u. a. Die Römer unterschieden zwischen M. populi und plebis, von dem alten Gegensatz zwischen Populus und Plebs (s. d.) her, und zu den letztern, den Tribunen und plebejischen Aedilen, blieb plebejischer Stand Erforderniß, auch nachdem die erstern längst aufgehört hatten, patricisches Vorrecht zu sein; ferner zwischen M. majores und minores nach der Bedeutung, welche die Auspicien hatten, zu deren Anstellung sie berechtigt waren, sodaß zu den erstern, abgesehen von den höhern außerordentlichen Magistraten, nur die Consuln, Censoren und Prätoren gehörten; endlich waren durch das Ehrenrecht des elfenbeinernen (curulischen) Stuhls die M. curules ausgezeichnet, zu denen die plebejischen Magistrate, die Quästoren u. s. w. nicht gehörten. Die Dauer der Amtsführung war bei allen ordentlichen Magistraten auf ein Jahr, nur bei den Censoren erst auf fünf, dann auf anderthalb beschränkt. Sicherheit gegen einen Misbrauch der Amtsgewalt gewährten: der nach Niederlegung des Amts vor dem Volke zu leistende Schwur, die Gesetze erfüllt zu haben, ingleichen die dem Senat abzulegende Rechenschaft und die Möglichkeit, den abgegangenen Magistrat vor dem Volke anzuklagen. Ebendahin wirkte die Einrichtung, daß die Verwaltung einer und derselben Magistratur immer zu gleicher Zeit mehrern Personen zugetheilt war, und daß diese Collegen ein gegenseitiges hemmendes Einspruchsrecht (jus intercedendi) hatten, welches

auch, obwol jeder Magistrat unabhängig von den andern in seinem Amte verfuhr, dem höhern Magistrat gegen den niedern, den Tribunen der Plebs aber gegen alle Magistrate zustand. Dem einzelnen Bürger gab die Appellation an jene Tribunen und die durch diese leichter zu vermittelnde Provocation an das Volk einen Schutz gegen die Magistrate, der durch Gesetze, wie die Valerischen, die Porcischen, durch welche den Magistraten die Anwendung von Leibes- und Lebensstrafen verboten war, und das Sempronische, befestigt wurde und nur gegen das imperium militare nicht galt. Eine Reihenfolge der Ehrenstellen oder honores, wonach man erst nach dem niedern das höhere Amt bekleiden konnte, war von alter Zeit herkömmlich, aber erst durch Sulla gesetzlich; auch das für die Bekleidung der einzelnen Ehrenstellen erforderliche Alter wurde erst spät durch die Lex Villia vom J. 180, die daher annalis genannt wird, festgestellt. Sie verlangte für die Quästur die Erreichung des 31., für die Aedilität des 37., für die Prätur des 40., für das Consulat des 43. Lebensjahrs; in beiden Hinsichten fanden aber Ausnahmen wie vom Herkommen, so vom Gesetz häufig statt. Das plebejische Tribunat lag zwischen der Quästur und Prätur; die Censur pflegte gewöhnlich gewesenen Consuln übertragen zu werden. Besoldungen der Magistrate gab es nicht, aber der Staat sorgte für die Ausstattung des Magistrats mit dem gebührenden Glanz, desgleichen für die Besoldung der Diener (Apparitores), zu welchen die Scribae als Expeditionspersonal, die Lictoren (s. d.), die Viatores oder Boten, die Praecones oder Ausrufer u. s. w. gehörten, und die Verwaltung der Provinzen bot in der spätern Zeit den abgegangenen höhern Magistraten, denen sie übertragen wurde, die Mittel reichlicher Entschädigung. In der Kaiserzeit war die höchste Staatsgewalt factisch bei dem Kaiser (Princeps), der jedoch selbst zunächst als oberster, lebenslänglicher Magistrat zu betrachten ist, indem theils in seiner Person die Gewalten der republikanischen Magistrate, das Imperium der Consuln und Proconsuln und die Macht der Censoren und Tribunen, anfangs kraft einzelner Gesetze, dann durch ein Senatusconsult in Form eines Volksbeschlusses (die sog. Lex de imperio oder Lex regia) vereinigt, theils die Kaiserwahlen dem Senat übertragen wurden, welcher darin freilich sowol die dem Kaiser überlassene Designation seines Nachfolgers als auch sehr bald den Nachdruck beschränkte, mit dem das Heer sein Verlangen nach einem bestimmten Herrscher zu unterstützen vermochte. Die übrigen Magistrate der Kaiserzeit schied man, da jetzt neben dem Princeps doch auch noch immer das eigentlich durch den Senat vertretene röm. Volk (populus Romanus) als theilnehmend an der Regierungsgewalt angesehen wurde, zwischen M. des röm. Volks (populi Romani) und M. des Kaisers (Principis). Für die erstern blieben die altrepublikanischen Namen, doch hörten die Censoren bald auf, und zu den niedern kamen neue hinzu; ihre Wahl wurde, sodaß dem Volke nur ein Schein der Mitwirkung blieb, dem Senat zugetheilt, der jedoch die vom Kaiser vorgeschlagenen Candidaten nicht unberücksichtigt lassen durfte und offenbarer Eingriffe des Kaisers sich nicht erwehren konnte. Die Magistrate des Kaisers, die Praefecti praetorio, urbi, vigilum, annonae, aerarii wurden von dem Kaiser unmittelbar ernannt. Seit Diocletian und Konstantin war der Kaiser auch der Form nach nicht mehr Magistrat, sondern unbeschränkter Herr, von dem eine große Anzahl von Beamten abhing; die alten republikanischen Magistrate erhielten sich jedoch als leere Titel zum Theil noch lange, ohne eine eigentliche Bedeutung für den Staat. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet. In Frankreich hingegen versteht man unter magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwälte. Häufig werden jedoch auch höhere Verwaltungsbeamte, wie die Präfecten, selbst auch die Maires als Magistrate bezeichnet.

Magliabechi (Antonio), einer der größten Literaten seiner Zeit, geb. zu Florenz 28. Oct. 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, was aber seiner angeborenen Neigung für die Literatur keinen Eintrag zu thun vermochte. Seit 1673 widmete er sich ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur, wobei ihn vorzüglich Michael Ermini unterstützte, dessen Amtsnachfolger als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosmus III. errichteten Bibliothek er wurde. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse, von dem man wahre Wunder erzählt, hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben. Der Pater Finardi brachte nicht ohne Wahrheit der Beziehung aus seinem Namen das Anagramm heraus: Is unus bibliotheca magna. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen, unter letztern auch Leibniz, mit den Schätzen sowol seiner eigenen als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Unter den Büchern gleichsam vergraben starb er 4. Juli 1714. Seine ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein

ganzes Vermögen, welches er zu deren Vermehrung bestimmte, vermachte er dem Großherzoge. Die M.'sche Bibliothek wurde später durch andere Sammlungen bereichert und zum öffentlichen Gebrauche bestimmt und ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt. M. hat nichts unter seinem Namen drucken lassen, aber zu vielen Büchern, z. B. den «Actis sanctorum», dem Werke des Cardinal Bona: «De liturgiis», die wichtigsten Beiträge geliefert, auch mehrere seltene Werke wieder drucken lassen. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen gab Targioni eine Sammlung (Flor. 1745) heraus. Sein Leben hat Marmi beschrieben.

Magna Charta (the Great Charter) heißt in England der 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwickelung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundvertrag. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung eines Freiheitsbriefs, der Charta libertatum, zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächsischen, angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute (Common Law) mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephan und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzudringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runnymede bei Windsor mußte er 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna Charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum und bewilligte überdies zeitgemäße Erweiterungen und Reformen. Die Geistlichkeit war darin am besten bedacht und erhielt unter anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnsverhältnisse wurden bedeutend gemildert. Die Barone sollten nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sog. Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Lehnshülfen und außerordentlichen Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wären bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna Charta auch allgemeine Vortheile. Kein Freier sollte mehr ohne Urtheil bestraft und verfolgt werden; auch verzichtete der König auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich versprach der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Sämmtliche Zugeständnisse gingen im Grunde nicht über die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats hinaus, und doch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen Freiheiten des Landes. König Johann schon trachtete den Vertrag kraft der Lossprechung des Papstes zu brechen und starb darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in der Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna Charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königl. Forstrechte beschränkt wurden. Seit Wilhelm I. waren nämlich zum Nachtheile der Landescultur ganze Districte zu königl. Bannforsten umgewandelt und die härtesten Strafen auf Jagd- und Forstfrevel gesetzt worden. Der Freiheitsbrief gab nun jedem Lehnsbesitzer ohne Unterschied das Recht, auf seinem Gebiete zu jagen, schränkte die Gewalt der königl. Forstbeamten ein und verwandelte die Strafe der Blendung und Entmannung, welche bisher auf Wilddieberei stand, in Geld- und Gefängnißstrafe. Heinrich III. brach die Freiheitsbriefe öfters und mußte dieselben zur Erlangung von Subsidien siebenmal bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaats zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, führte sehr bald zu noch bedeutendern Erweiterungen der Nationalfreiheiten. Eduard I. ertheilte den Grafschaften und Städten, in deren Händen die Reichthümer des Landes lagen, das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen oder Parlamente zu schicken. Diese sog. Gemeinen, deren Bedeutung und Macht mit dem Reichthume ihrer Committenten stieg, erzwangen schon 1297 zur Magna Charta den Zusatz, daß zur Erhebung von Steuern ganz besonders auch ihre Einwilligung gehöre. Die Ausbildung der Deputation des Dritten Standes zum förmlichen Unterhause während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften

Nationalrechten nun vollends Bestand und Wirksamkeit. Eduard III. mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlamente die Magna Charta ungefähr zwanzigmal bestätigen. Wenn auch im Laufe der Zeit alle übrigen Bestimmungen derselben ihren Werth verloren, so blieb sie doch als das älteste, unzweideutigste Zeugniß des Steuerbewilligungsrechts die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfassung. Selbst die despotischen Fürsten des Hauses Tudor wagten nicht, dieses Recht und die Autorität, auf die es sich stützte, in Zweifel zu ziehen. Aus diesem Grunde war der Unwille der Nation so tief, als später die Stuarts in ihrem Dünkel von der Schrankenlosigkeit königl. Gewalt das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und so den Grundvertrag brachen. Die Magna Charta ist ursprünglich lateinisch abgefaßt; sie wurde 1507 zum ersten mal und seitdem sehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geschichtswerke mittheilen, sind sehr fehlerhaft und interpolirt. Die beste Ausgabe lieferte Blackstone in «The Great Charter and Charter of the forest» (Oxf. 1753) und in seinen «Tracts chiefly relating to antiquities and laws of England» (2 Bde., Oxf. 1762).

Magnaten (lat. magno-nati) heißen in Ungarn die vornehmsten adelichen Geschlechter, die Reichsbarone, die nach der Verfassung von Geburts wegen an der Vertretung des Landes theilhaben und sich zu diesem Behufe in Person in einer besondern Kammer (Magnatentafel) versammeln. Es gehören dazu der Palatin, der Reichs- und Hofrichter (judex curiae), der Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, der Schatzmeister, die höchsten Hofbeamten und die Obergespane der ungar. Comitate, ferner alle Grafen und Freiherren. In Polen begriff man unter M. die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und den hohen Adel.

Magnesia ist in reinem Zustande ein feines, weißes, geschmack- und geruchloses Pulver, welches in Wasser unauflöslich ist, in Säuren jedoch sich auflöst und Salze darstellt, welche einen auffallend bittern Geschmack haben. Aus letzterm Grunde nennt man die M. auch Bittererde, sowie sie auch Talkerde heißt, weil sie sich im Talk findet. Sie besteht aus dem 1808 von Davy entdeckten Metall, Magnesium oder Magnium (einem silberweißen, hämmerbaren, starkglänzenden Körper, der, bis zum Glühen erhitzt, sich an der Luft entzündet und mit außerordentlich intensivem, blendendweißem Lichte zu M. verbrennt) und aus Sauerstoff, wird in der Natur nie rein, sondern nur mit Wasser verbunden in dem Mineral Brucit oder in verschiedenen Salzverbindungen gefunden und aus diesen auf verschiedene Art dargestellt. Die M. wird als Arzneimittel, namentlich zur Vertilgung der Säure im Magen benutzt und führt den Namen gebrannte M. (Magnesia usta oder M. calcinata). Von den Verbindungen der M. mit Säuren sind wichtig die kohlensaure M. (M. carbonica), die sich schon in der Natur in dem Magnesit, einem dem Kalkspat ähnlichen Mineral, findet und künstlich dargestellt als schön weißes, geruch- und geschmackloses, in Wasser fast unlösliches Pulver erscheint; ferner die schwefelsaure M. oder Bittersalz (s. d.) und die in der Natur vorkommenden Verbindungen der M. mit Kalk: der Speckstein, der Meerschaum, der Serpentin und der Asbest. Eine Verbindung des Magnesiums mit Chlor, das Chlormagnesium, findet sich neben dem ähnlichen Brom- und Jodmagnesium im Meerwasser und in der Mutterlauge einiger Salinen. Die Krystalle des Chlormagnesium ziehen aus der Luft schnell Feuchtigkeit an und zerfließen. Dies ist der Grund davon, daß das gewöhnliche Kochsalz auch zuweilen an der Luft feucht wird. Es enthält dann als Verunreinigung eine Spur Chlormagnesium. Die erwähnte Eigenschaft des in der M. enthaltenen Metalls Magnesium, mit äußerst blendendem Lichte zu verbrennen, wird neuerdings technisch verwerthet zur Herstellung eines sehr intensiven Lichts, welches man entweder zu photographischen Aufnahmen in dunklen Räumen, oder zu nautischen Signalen, oder auch zu Feuerwerkszwecken anwendet. Es wird jetzt zu diesem Zwecke das Magnesiummetall besonders in England durch Reduction des Magnesits in größern Quantitäten dargestellt und kommt in Form von Draht oder dünnen Bandstreifen in den Handel. Man kann das Magnesiumlicht einfach dadurch herstellen, daß man ein Stück Draht in der Hand hält und mit dem einen Ende an einer Kerzen- oder Spiritusflamme erhitzt. Es sind aber auch besondere sog. Magnesiumlampen construirt worden, in denen der Draht, durch zwei von einem Uhrwerk getriebene Walzen gefaßt, fortwährend zum Brenner herausgeschoben wird. Die Magnesiumlampen sind gewöhnlich noch zur größern Concentrirung des Licht mit einem parabolischen Reflector versehen. Ein brennendes Stück Magnesiumdraht besitzt bei gleichem scheinbaren Durchmesser den 500sten Theil der Leuchtkraft der Sonne.

Magnesia am Sipylus (M. ad Sipylum), eine altgriech. Stadt Kleinasiens, 5 M. im NO. von Smyrna, nördlich vom Fuße des Berges Sipylus (jetzt Manissa-Dagh) und am linken Ufer des Hermus (jetzt Gedis-Tschai oder Sarabat) gelegen, ist berühmt durch den Sieg der Römer

unter Lucius Scipio (Asiaticus) über Antiochus III. (s. d.) von Syrien 190 v. Chr., sowie die Umgegend durch die Sage von der Niobe (s. d.). Etwa 3/4 M. südlich von der Stadt sieht man noch jetzt am Sipylus an einer Felsenwand von gelbem, magnesiahaltigem Kalkstein in einer 6 F. tief eingehauenen Nische eine 19 1/2 F. hohe, unten 9 F. breite Gestalt im Hautrelief, welche einer sitzenden trauernden Frau gleicht. Ursprünglich ein Spiel der Natur, wurde das Ganze durch Nachhülfe der Kunst zum Bilde einer vorderasiat. Gottheit gemacht. Quellwasser träufelte unaufhörlich darüber hin. Das Felsbild galt für die versteinerte, ewig weinende Niobe. Ueber das heutige M. s. Manissa. — Eine andere altgriech. Stadt gleiches Namens, M. am Mäander (M. ad Maeandrum), lag etwa 12 M. südlicher als das M. am Sipylus, nördlich vom Mäander und westlich von Tralles, dem jetzigen Aidin-Güselhissar, der Hauptstadt des Ejalets Aidin (s. d.). Nur wenige Ruinen bei dem Dorfe Inekbazar, darunter einige Ueberreste eines im Alterthume hochberühmten Artemistempels, bezeichnen die Lage der einst blühenden Stadt, die viele berühmte Männer hervorgebracht hat und einst die Zufluchtsstätte des Themistokles war. — M. hieß auch die östl. Küstenlandschaft Thessaliens, welche vom Gebirge des Ossa und Pelion durchzogen ist. Ihre gleichnamige Hauptstadt M., später Demetrias genannt, lag am Pagasäischen Meerbusen, dem jetzigen Golf von Volo (Jolkos).

Magnesium oder Magnium, s. Magnesia.

Magnet bezeichnet eine eisenhaltige Masse, welche die Eigenschaft besitzt (Magnetismus), andere eisenhaltige Massen anzuziehen. Man unterscheidet natürliche M. (die in der Natur vorkommenden Magneteisensteine), welche oft diese Eigenschaft (wahrscheinlich durch atmosphärische Einflüsse hervorgerufen) in ziemlich hohem Grade zeigen, und künstliche M. Die letztern, in denen der Magnetismus erst durch Einwirkungen anderer M. oder elektrischer Ströme erzeugt ist, behalten entweder fortdauernd, auch nach dem Aufhören jener äußern Einwirkungen, diese Eigenschaft (wie die Stahlmagnete), oder sie behalten sie nur so lange, als jener Einfluß andauert (wie z. B. weiches Eisen). Sehr starke M. lassen sich aus Eisenstäben verfertigen, welche mit zahlreichen Windungen eines mit Seide übersponnenen Kupferdrahts, durch welche ein kräftiger elektrischer Strom fließt, umwunden sind; man nennt sie Elektromagnete. (S. Elektromagnetismus.) Der Form nach unterscheidet man stabförmige und hufeisenförmig gebogene M.

Magnetische Curen. Der Magnet oder Mineralmagnet übt nach der Meinung älterer Aerzte auf den menschlichen Körper, wenigstens gewisser Personen, eine Wirkung aus, welche sich besonders durch Beschwichtigung von Nervenschmerzen (z. B. Kopf- oder Zahnschmerz) oder von Krämpfen (besonders den sog. hysterischen) kundgeben soll. Indeß ist durch die neuere Wissenschaft zweifellos festgestellt, daß der Magnet keinerlei Wirkung auf Organismen ausübt, und daß die Curen, welche durch Anwendung des Magnetismus gemacht worden sein sollen, durchaus auf Irrthum oder Betrug beruhen. Anders verhält es sich mit der Magnetelektricität, dem Galvanismus, der in seinen verschiedenen Modificationen (als directer und als indirecter, als ab- und aufsteigender Strom) mit den besten Erfolgen bei Nerven- und Muskelkrankheiten, namentlich Lähmungen, zur Anwendung gekommen ist und jetzt eine Specialität der praktischen Medicin ausmacht. Ueber den sog. Lebensmagnetismus s. Thierischer Magnetismus.

Magnetismus. An dem als Mineral vorkommenden Magneteisensteine, der aus nahe 72 Theilen Eisen und 28 Theilen Sauerstoff besteht, kannte man schon im Alterthum die Eigenschaft, kleinere Stücke Eisen anzuziehen. Später entdeckte man auch, daß sich diese Eigenschaft einem Stahlstabe durch Bestreichen mit einem Magnetsteine dauernd mittheilen ließ. Man nennt die Magnetsteine und die Stahlstäbe, welche diese Eigenschaft besitzen, Magnete (s. d.). Eine genauere Untersuchung lehrt nun, daß die von einem solchen Magnete auf das Eisen ausgeübte Anziehung an zwei Punkten desselben besonders stark ist, und man bezeichnet dieselben als Pole. Hängt man einen Magnet (Magnetstein oder magnetischen Stahlstab) an einem Faden in der Weise auf, daß die Linie, welche die beiden Pole miteinander verbindet, horizontal liegt, so kommt derselbe nur in einer bestimmten Richtung zur Ruhe, so nämlich, daß die beide Pole verbindende Linie ungefähr die Richtung von Norden nach Süden einnimmt. Den bei dieser Stellung des Magnets nach Norden liegenden Pol nennt man den Nordpol, den nach Süden gelegenen den Südpol. Hat man an einem zweiten Magnet diese beiden Pole ebenfalls bestimmt, so zeigt sich zwischen beiden Magneten, wenn sie einander genähert werden, ein sehr verschiedenes Verhalten, je nachdem die einen oder andern Pole einander zunächst liegen. Um dieses Verhalten zu beobachten, hängt man den einen Magnet auf die zuvor angegebene Weise an einem Faden auf, oder man stellt ihn auf einer Spitze drehbar auf und nähert die Pole des zweiten in der Hand gehaltenen Magnets den Polen des ersten langsam aus der Ferne. Man

erkennt dann sehr bald, daß die beiden Nordpole einander abstoßen, und ebenso die beiden Südpole, während der Nordpol des einen Magnets den Südpol des andern und ebenso umgekehrt anzieht, sodaß man das Gesetz kurz so aussprechen kann: gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige Pole ziehen sich an. Die Richtung, welche eine beweglich aufgehangene Magnetnadel annimmt, kann also nur eine Folge der magnetischen Wirkung der Erde sein. (S. Magnetismus der Erde.) Ein in die Nähe des Poles eines Magnets gebrachtes Stück weichen Eisens wird, solange es sich in dem Wirkungskreise dieses Poles befindet, ebenfalls magnetisch, zeigt auch zwei Pole, und zwar so, daß das dem Pole des Magnets zugewandte Ende des Eisens einen ungleichnamigen, das abgewandte dagegen einen gleichnamigen Pol erhält. Die Anziehung, welche ein Stück Eisen von einem Magnetpole erfährt, ist überhaupt nur eine Folge des im Eisen durch den Magnetpol erregten M., indem, wie eben angeführt, das nächste Ende des Eisens einen dem Magnetpole ungleichnamigen Pol erhält, weshalb zwischen beiden Polen eine Anziehung eintreten muß. Seit 1820 hat man auch gelernt, durch elektrische Ströme magnetische Wirkungen hervorzubringen und selbst Magnete aus weichem Eisen zu erzeugen, welche, solange der elektrische Strom dieselben umkreist, viele tausend Pfund tragen können. (S. Elektromagnetismus.) Wenn man ein magnetisches Stahlstäbchen genauer untersucht, so findet man, daß, geht man z. B. vom Nordpole desselben aus, die magnetische Kraft nach der Mitte zu immer mehr abnimmt, in der Mitte selbst Null ist (Indifferenzpunkt), dann aber von hier aus in entgegengesetzter Weise bis zum Südpole wieder zunimmt: die ganze erste Hälfte zeigt sich nordpolarisch, die ganze zweite Hälfte südpolarisch. Zerbricht man jedoch einen solchen Stab in der Mitte, so stellt jede Hälfte sofort wieder einen vollständigen Magnet dar, der an dem einen Ende einen Nord-, an dem andern einen Südpol und in der Mitte einen Indifferenzpunkt besitzt. An den Bruchflächen, welche, solange sie im ganzen Stabe vereinigt waren, keine magnetische Anziehung äußerten, zeigt sich in dem einen Stück ein Süd-, in dem zweiten ein Nordpol. Coulomb nahm zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen zwei magnetische Flüssigkeiten (eine nördliche und eine südliche) an, welche im Eisen und Stahl, solange sie nicht magnetisch, in jedem Theilchen in gleicher Menge miteinander verbunden wären. Beim Magnetisiren derselben sollten dann diese beiden Flüssigkeiten in jedem Theilchen so geschieden werden, daß die nordmagnetischen Flüssigkeiten in allen Theilchen nach der einen, die südmagnetischen aber nach der entgegengesetzten gewandt wären; ein Uebergang dieser Flüssigkeiten aus einem Eisen- oder Stahltheilchen in die andern benachbarten darf, wie der erwähnte Versuch über das Zerbrechen eines Magnetstabs zeigt, nicht stattfinden. Nur durch das Zusammenwirken aller nach einer Seite gerichteten nordmagnetischen Flüssigkeiten erhält das an dieser Seite gelegene Ende des Stabs einen Nordpol und durch das Zusammenwirken aller nach der entgegengesetzten Seite gerichteten südmagnetischen Flüssigkeiten dieses letztern Endes einen Südpol. Im weichen Eisen steht dieser Scheidung der beiden Flüssigkeiten kein Hinderniß entgegen, aber auch ebenso wenig ihrer Vereinigung, wenn sie geschieden waren. Daher nimmt das Eisen in der Nähe eines Magnets sogleich einen starken M. an, verliert ihn aber augenblicklich wieder, sobald es von ihm entfernt wird. Im Stahle dagegen tritt dieser Scheidung und ebenso der Wiedervereinigung der beiden Flüssigkeiten ein um so größeres Hinderniß entgegen, je härter derselbe ist; man nennt dies Coërcitivkraft. Um einen harten Stahlstab zu magnetisiren, bedarf man daher der Einwirkung eines starken Magnets; aber auch nach der Entfernung des letztern bleibt im erstern noch ein Theil der beiden Flüssigkeiten getrennt zurück, d. h. der Stahlstab bleibt magnetisch. Als durch Oersted 1820 ein Zusammenhang zwischen der magnetischen und elektrischen Kraft nachgewiesen war, ging schon im folgenden Jahre Ampère noch einen Schritt weiter und wies nach, wie alle magnetischen Erscheinungen sich vollständig erklären lassen, wenn man anstatt einer Scheidung der beiden magnetischen Flüssigkeiten in jedem kleinsten Theilchen eines Magnets einen elektrischen Strom annimmt, welcher jedes Theilchen in einer Ebene, die auf der Richtung, nach welcher zufolge der Coulomb'schen Theorie die beiden magnetischen Flüssigkeiten geschieden werden müßten, senkrecht steht, umkreist. Ein solches System von elektrischen Strömen an die Stelle der einzelnen Theilchen eines Magnets gesetzt, wirkt in allen Beziehungen genau dasselbe wie dieser Magnet. Alle neuern Untersuchungen haben nur zur Stütze dieser Ampère'schen Ansicht gedient, wonach also der M. als selbständige und von allen übrigen Kräften verschiedene Kraft nicht existirt, sondern nur in der Wirkung elektrischer Ströme, welche alle kleinsten Theilchen eines Magnets umkreisen, besteht. Die unter dem Namen M. zusammengefaßten Wirkungen übt aber ein Magnet nicht nur auf Eisen und Stahl, sondern auch auf einige andere Metalle, wie Nickel, Kobalt, Mangan u. s. w., aus, und man nennt diese Metalle,

welche von einem Magnet zufolge des in ihnen hervorgerufenen M. angezogen werden, magnetische Metalle. Ein Magnet übt außerdem auch auf alle übrigen Körper eine Wirkung aus, die jedoch nicht als Anziehung, sondern gerade entgegengesetzt als eine Abstoßung auftritt; man bezeichnet dieselbe mit dem Namen des Diamagnetismus (s. d.). Diese diamagnetische Einwirkung wird auch noch sichtbar durch die Drehung, welche ein polarisirter Lichtstrahl bei seinem Gange durch einen vor den Polen eines Magnets angebrachten durchsichtigen Körper erleidet.

Magnetismus der Erde. Die Beobachtung, daß ein an einem Faden beweglich aufgehangener Magnet eine bestimmte Richtung annimmt, weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß unsere Erde selbst magnetisch ist, und zwar muß, weil der nach Norden hinweisende Pol des Magnets der Nordpol, der nach Süden hinweisende ein Südpol heißt, zufolge des bekannten Gesetzes, daß nur die ungleichnamigen Magnetpole sich anziehen, der in der Nähe des geogr. Nordpols liegende magnetische Pol ein Südpol und der in der Nähe des geogr. Südpols liegende ein Nordpol sein. Die beiden magnetischen Pole fallen aber nicht mit den geogr. Polen zusammen. Der magnetische Südpol der Erde liegt im nördl. Amerika, ungefähr unter 73° 25′ nördl. Br. und 264° 21′ L. (östlich von Greenwich), und der magnetische Nordpol südlich von Vandiemensland, ungefähr unter 72° 35′ südl. Br. und 152° 30′ L. östlich von Greenwich. Der Winkel, um welchen die Richtung eines in horizontaler Ebene beweglichen Magnetstabs von dem geogr. Meridian abweicht, heißt Declination; der Winkel, um welchen ein in seinem Schwerpunkte aufgehangener Magnetstab unter den Horizont sinkt, heißt Inclination. Declination und Inclination sowie auch die Stärke der Wirkung des Erdmagnetismus sind an den verschiedenen Orten der Erde verschieden. Wenn die magnetische Wirkung überhaupt nur in der Wirkung elektrischer Ströme besteht (s. Magnetismus), so ist auch der Erdmagnetismus nur die Folge von elektrischen Strömen, die in der Erde auf eine ganz bestimmte Weise vertheilt sind.

Magnetnadel heißt ein dünnes, an einem Coconfaden aufgehangenes oder auf einer feinen Spitze schwebendes Magnetstäbchen, das durch die Einwirkung des Erdmagnetismus an jedem Orte eine bestimmte Lage annimmt. (S. Compaß.)

Magnetoelektricität bezeichnet die unter dem Einflusse eines bewegten oder in seiner Stärke sich verändernden Magnets in einem Leiter erregten elektrischen Ströme. Man nennt diesen Vorgang auch Magnetinduction. (S. Induction.)

Magnetometer heißt ein Magnetstab, welcher an Coconfäden oder an einem sehr feinen Drahte in horizontaler Lage aufgehangen ist und zur genauern Bestimmung der Declination, d. h. der Abweichung der magnetischen Achse des Stabes (der Linie, die seine beiden Pole verbindet) von dem geogr. Meridian sowie durch Combination geeigneter Versuche zur Messung der Intensität des Erdmagnetismus dient. Der Magnetstab trägt einen Planspiegel, und seine Stellung gegen den Meridian wird mittels eines Fernrohrs durch das gespiegelte Bild eines vor dem Spiegel in der Entfernung von mehrern Fuß aufgestellten eingetheilten Maßstabs bestimmt.

Magnificat nennt man in der kirchlichen Sprache nach dem Anfangsworte in der Vulgata den aus Luc. 1, 46—55 entlehnten sog. Lobgesang der Maria, der sehr oft in Musik gesetzt wurde und bei Feierlichkeiten in kath. wie in prot. Kirchen zur Aufführung kommt.

Magnificenz (vom lat. magnificus), d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten sowie der Bürgermeister in den Freien Städten. Wenn ein Fürst die Würde eines Rectors bekleidet, wird er Magnificentissimus genannt.

Magnin (Charles), verdienter franz. Literarhistoriker, geb. 4. Nov. 1793 zu Paris, erhielt bereits 1813 eine Anstellung an der kaiserl. Bibliothek, an der er bis 1832 zum Conservator aufrückte. Als solcher starb er 7. Oct. 1862 in Paris. Seine literarische Thätigkeit begann M. 1815 mit einigen Poesien. Die Komödie «Racine, ou la troisième représentation des Plaideurs» (Par. 1826) gelangte im März 1826 am Odéon zur Aufführung. Um dieselbe Zeit trat er als Mitarbeiter, erst mit Guizot am «Globe», dann mit Carrel am «National» ein und entwickelte hier wie auch in seinen Beiträgen zur «Revue des deux mondes» und zum «Journal des savants» ein sehr bedeutendes kritisches Talent. Seine ästhetischen Urtheile waren durchgängig treffend und stets geistvoll. Eingehende Studien wandte M. vorzugsweise der dramatischen Literatur und dem Theaterwesen zu. Als Ergebnisse derselben erschienen «Les origines du théâtre moderne» (Bd. 1, Par. 1838), mit welchem Werke er eine Geschichte der dramatischen Kunst bei den christl. Nationen des Mittelalters begann, «Le Théâtre de Hrosvitha» (Par. 1845) und die «Histoire des marionettes» (Par. 1852). Die wichtigsten seiner kritisch-ästhetischen und kritisch-biographischen Artikel, die er für Zeitschriften, insbesondere für

die «Revue des deux mondes», das «Journal des savants» und das «Bulletin du comité des monuments écrits» geliefert, stellte er selbst in «Causeries et méditations historiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1843) zusammen.

Magnium, s. Magnesia.

Magnolie (Magnolia L.) heißt eine dem Tulpenbaume nahe verwandte, zu der 13. Klasse des Linné'schen Systems gehörende Gattung nordamerik. und asiat. Bäume, welche der Typus einer besondern, den Ranunkelgewächsen nahestehenden Familie, der Magnoliaceen, geworden ist. Sie zeichnet sich durch große, schöne, einzeln gestellte Blüten mit dreiblätterigem, meist gefärbtem Kelche, sechs- bis zwölfblätterigen Blumenkronen, vielen feinen Staubgefäßen und sehr zahlreichen, auf einer centralen Verlängerung des Blütenbodens ährenförmig gruppirten Stempeln aus, aus denen zweiklappige Kapseln mit ein bis zwei an Fäden hängenden Samen hervorgehen. Ihre Arten sind prächtige Bäume mit großen, schöngeformten, ganzen, meist lederartigen Blättern, welche oft quirlförmig angeordnet erscheinen. Von mehrern werden die bittern Samen und die bittere und öfters zugleich aromatische Rinde in ihrer Heimat als tonische und fiebervertreibende Mittel gebraucht. Einige werden bei uns als Zierpflanzen in den Gärten cultivirt und zwar besonders die in China und Japan einheimische purpurrothe M. (M. purpurea), deren Blumenblätter außen purpurroth und innen weiß sind. Die chinesische M. (M. Yulan) ist wegen ihrer sehr wohlriechenden weißen Blumen beliebt und wird in China bereits seit mehr als zwölf Jahrhunderten häufig angepflanzt. Die sehr wohlriechenden Blüten der im südl. Theile Nordamerikas wachsenden großblumigen M. (M. grandiflora) sind weiß und durch Größe ausgezeichnet, indem sie einen Durchmesser von 12 Zoll erreichen. Fast ebenso große Blüten besitzt die neuerdings entdeckte M. Campbelli Hook., ein auf den Bergrücken des Sikkim-Himalajah wachsender Waldbaum von 80 F. Höhe, dessen Blumenblätter weiß, rosa, purpur- oder scharlachroth sind. Die meisten M. müssen bei uns entweder im Kalthause oder, wenn man sie im freien Lande cultivirt, unter einer Bedachung überwintert werden. Sie lassen sich am besten durch Samen vermehren. Die zugespitzte M. (M. acuminata) erträgt zwar unser Klima gut, doch sind ihre Blüten durch Färbung nicht ausgezeichnet, sondern blos gelbgrünlich. Von der in Pennsylvanien, Virginien und Carolina einheimischen seegrünen M. (M. glauca) mit weißen, wohlriechenden Blüten ist die aromatisch-bittere und sassafrasartig riechende Rinde in Nordamerika officinell.

Magnus (Eduard), einer der berühmtesten Porträtmaler Deutschlands, geb. 7. Jan. 1799 zu Berlin in günstigen Verhältnissen, wandte sich gegen den Wunsch des Vaters, der ihn für die Wissenschaft bestimmt glaubte, statt zur Universität auf die Bauakademie seiner Vaterstadt und begann erst im 23. J. sich von der Baukunst ausschließlich zur Malerei zu wenden. Gleichwol gingen wissenschaftliche Studien und eine unermüdete Lust am Forschen und Ergründen neben den praktischen Uebungen her. In der letztern Beziehung blieb er wesentlich Autodidakt, ohne sich den damals lehrenden Hauptmeistern Wach und Schadow anzuschließen, ohne auch in Paris, welches das Ziel seiner ersten Ausflucht war, den dort blühenden Meistern zu folgen. Rom, das er von 1826—29 zum Aufenthalt wählte, machte einen tiefen Eindruck auf seinen zur nachdenklichen Betrachtung geneigten Sinn. Seine wenigen dort vollbrachten Arbeiten geben in anziehenden Einzelfiguren die Schönheit der menschlichen Natur des Südens in charakteristischer Wahrheit wieder und haben in andern Stoffen aus dem Piraten- und Volksleben einen der Byron'schen Muse verwandten Zug. Auch ein Porträt von Thorwaldsen gehört in diese röm. Zeit. Später entstanden das beliebte, durch den Mandel'schen Stich so verbreitete Bild der beiden im Sonnenschein spielenden Kinder, das Landmädchen und der Fischerknabe von Nizza (gestochen von Trossin) u. s. w. Inzwischen war M. Mitglied der Akademie und Professor geworden. Aber erst in den vierziger Jahren trat er als Porträtmaler von Fach in Berlin auf. Durch einfache Naturwahrheit und große Lebendigkeit des Ausdrucks zeichnen sich seine Arbeiten auf diesem Gebiete aus. Seine vielseitige Bildung übt die Macht, daß sich seinem Blicke die ihm gegenüberstehenden Charaktere im Innersten erschließen, daher er in seinen Bildnissen stets den ganzen innern und äußern Menschen in der Concentration seines Wesens gibt. So sind als Beispiele anzuführen die Porträts von Jenny Lind, der Gräfin Rossi, der Prinzessin (jetzige Königin) von Preußen, vieler Mitglieder des königl. Hauses, der verstorbenen Großherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, welche Leistungen immer dauernden Werth haben werden. Bei öftern Augenleiden ging M. gern in den Süden, so 1850 und 1853 nach Spanien, oder lag theoretischen Studien ob. Eine Frucht dieser Studien ist die Schrift «Ueber Einrichtung und Beleuchtung von Räumen zur Aufstellung von Gemälden und Sculpturen» (Berl. 1864). Seit dem Sommer 1866 ist M. Senatsmitglied der Akademie zu Berlin.

Magnus (Heinrich Gustav), einer der namhaftesten deutschen Chemiker, geb. 2. Mai 1802 in Berlin, machte seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt und brachte nach seiner Promotion ein Jahr zu Stockholm bei Berzelius zu, wo er das grüne Platinsalz entdeckte. Nachdem er sich hierauf einige Zeit in Paris aufgehalten, habilitirte er sich 1831 zu Berlin, wo er Vorlesungen über Technologie, bald darauf auch über Physik begann. 1834 erhielt er eine außerord., 1845 eine ord. Professur der Physik und Technologie an der Universität zu Berlin. Inzwischen war er 1840 als Mitglied in die Akademie aufgenommen worden. M.' erste wissenschaftliche Arbeit war eine Abhandlung «Ueber die Selbstentzündlichkeit des feinzertheilten Eisens» (1825). Die Ergebnisse seiner spätern Untersuchungen auf chem. und physikal. Gebiete hat er in einer langen Reihe von Beiträgen zu Poggendorff's «Annalen» und den Schriften der Akademie niedergelegt. Dahin gehören die Entdeckungen der Aethionsäure, der Isaethionsäure und der Ueberiodsäure (letztere in Gemeinschaft mit Ammermüller); ferner die Untersuchungen über die Dichtigkeitsabnahme durch Schmelzen beim Granat und Vesuvian, über die Eigenschaft des Bluts, Kohlensäure und Sauerstoff zu absorbiren (worauf M. die Absorptionstheorie des Blutes gründete). Hieran reihen sich die Bestimmung der Ausdehnungscoëfficienten der atmosphärischen Luft und der verschiedenen andern Gase, die Bestimmung der Spannkraft der Wasserdämpfe sowie der Mischungen von Dämpfen zweier Flüssigkeiten, die Untersuchungen über die Wirkung des Ankers auf Elektromagnete und Stahlmagnete, sowie über andere elektrolytische, thermoelektrische und hydraulische Gegenstände; ferner die Arbeiten über die Abweichung der Geschosse, über Diathermansie der Gase und über Polarisation der ausgestrahlten Wärme.

Magnusen (Finn), einer der ausgezeichnetsten nordischen Archäologen, geb. 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, aus den edelsten und ältesten Geschlechtern, zog schon als Knabe durch Lernbegierde und Liebe zu Büchern die Aufmerksamkeit auf sich. Durch seinen Oheim Hannes Finson vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Kopenhagen, wo er im Umgange mit seines Vaters Bruder, Jon Olafsson, hauptsächlich mit Poesie, Geschichte und Alterthumswissenschaft sich beschäftigte, die jurist. Studien aber nur des Broterwerbs halber trieb. Nachdem er 1803 nach Island zurückgekehrt, wirkte er hier als Advocat, bis er 1812 wieder nach Kopenhagen ging, wo er sich von neuem seinen Lieblingsstudien zuwendete und 1815 zum Professor ernannt wurde. 1819 erhielt er den Auftrag, an der Universität und der Akademie der schönen Künste über die altnordische Literatur und Mythologie Vorlesungen zu halten. Wie er diesem Berufe genügte, zeigte sowol seine «Ansicht über die älteste Heimat und die Wanderungen des kaukas. Menschenstammes» (Kopenh. 1818) als auch sein «Beitrag zur nordischen Archäologie» (Kopenh. 1820). Durch die in letzterer Schrift aufgestellte Behauptung der plastisch-symbolischen Idealität der nordischen Mythen, welche dieselben zur künstlerischen Darstellung ebenso geeignet machen müsse als die griechischen, gerieth er mit Torkel Baden in einen Streit, dessen bedeutendstes Resultat sein mochte, daß mehrere talentvolle dän. Künstler, wie Lund, Freund und Koop, den thatsächlichen Beweis jener Behauptung zu führen versuchten. Nachdem M. schon zum zweiten Theile der großen, von der Arna-Magnäanischen Commission besorgten Ausgabe der Edda (1818) die Probe eines Glossars und mehrere Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erschienenes, mit großer Gelehrsamkeit ausgestattetes mytholog. Lexikon und altnordisches Kalendarium («Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon et gentile calendarium»). Insbesondere aber bekundete er seine histor.-mytholog. Forschungen nach dieser Seite hin in den beiden großen Werken «Äldre Edda, oversat og forklaret» (4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung der «Eddalären og dens Oprindelse» (4 Bde., Kopenh. 1824—26). Unter seinen spätern Werken hat «Runamo og Runerne» (Kopenh. 1841) eine sehr zweideutige Berühmtheit erlangt, indem er darin mit wirklich staunenswerthem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit eine von dem dän. Geschichtschreiber Saxo Grammaticus beschriebene Runeninschrift in der Bergstraße in Blekingen zu entziffern suchte, die von späterer Forschung auf das evidenteste als Wagengleise und als Folgen zerstörender Temperatur nachgewiesen wurden. In Verbindung mit Rafn (s. d.) bearbeitete M. «Grönlands historiske mindesmärker» (3 Bde., Kopenh. 1838—45); auch betheiligte er sich an der Herausgabe der «Antiquités russes» (Bd. 1—2, Kopenh. 1850—52). Außerdem hat er eine große Anzahl ausgezeichneter, in Zeitschriften zerstreuter Monographien über nordische und allgemein archäol., runolog. und histor. Gegenstände (z. B. «Erklärung mehrerer das skandinav. Alterthum betreffender Stellen im Ossian», 1813; «Ueber die Picten und den Ursprung dieses Namens», 1817; «Snorro Sturlesön's Leben», 1823;

«Snegla-Halle's Reisen im 11. Jahrh.», 1826; «Ursprung und Umbildung der altnordischen Gilden», 1829) geliefert, durch namhafte Beiträge die gegenwärtige isländ. Literatur gefördert und durch patriotische Hingebung als Deputirter Islands und der Faröer seit 1835 die Interessen des Vaterlandes gewahrt. M. starb zu Kopenhagen 24. Dec. 1847.

Magyaren, s. Ungarn.

Mahâbhârata, s. Sanskrit.

Mahagoni, Mahagoniholz heißt das Holz des Stammes der Mahagoni-Swietenie (Swietenia Mahagoni L.), eines 80—100 F. hohen, in Westindien und Centralamerika einheimischen, zur 16. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Cedrelaceen gehörigen Baumes, mit drei- bis fünfpaarig gefiederten Blättern und traubigen Rispen, in deren kleinen weißlichen Blüten die Staubfäden in eine, an der Spitze gezähnte und innen mit 8—10 Staubbeuteln besetzte Röhre verwachsen sind. Die Samen der fünffächerigen, etwa faustgroßen, birnförmigen, holzigen Kapsel sind an der Spitze geflügelt. Das harte, schwere, gelbröthliche Holz, welches mit der Zeit viel dunkler und endlich fast schwarzbraun wird und eine schöne Politur leicht annimmt, ist sehr geschätzt und macht einen bedeutenden Handelsartikel nach Europa aus. Doch ist das von den Antillen kommende geschätzter als das aus Mexico und Honduras. Die schwach aromatisch riechende und sehr zusammenziehend bitter schmeckende Rinde, welche in dem Vaterlande des Baumes als Heilmittel dient, wurde auch in England unter dem Namen Mahagonirinde oder Amarantrinde als Surrogat der Chinarinde empfohlen und angewendet. Aus den Samen soll da, wo der Baum einheimisch ist, ein purgirendes Oel, das sog. Karapatöl, gewonnen werden.

Maharatten, Mahratten oder Maratten, ein zum Hindustamme gehöriges Volk in dem mittlern Theile Vorderindiens, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend und wahrscheinlich aus verschiedenen ältern, von den Mongolen aus dem eigentlichen Hindostan vertriebenen Völkerschaften entsprungen, tritt erst um die Mitte des 17. Jahrh. in der Geschichte auf, wo der Abenteurer Sewadschi, gest. 1680, sie zu einem Staate vereinigte, den er und seine Nachfolger durch Eroberungen, besonders im Reiche des Großmoguls, zu einem mächtigen Reiche erweiterten, das einen Flächeninhalt von 28000 Q.-M. umfaßte. Die Untüchtigkeit, die bald unter seinen Nachfolgern, welche den Titel Ram-Radscha (Oberkönig oder Oberfürst) führten und in Sattara regierten, einriß, bewirkte, daß der Peischwa (erster Minister) Badschiro den Ram-Radscha gefangen setzte und des westl. Theils des Maharattenlandes sich bemächtigte, wo er in Puna einen unabhängigen Staat bildete, während sein College Ragodschi den östl. Theil nahm und den Staat der Berar-M. daselbst gründete. Badschiro, der 1750 starb, machte die Würde und den Titel als Peischwa in seiner Familie erblich. Diese Theilung des Maharattenreichs konnte aber nicht ohne Einwilligung der Großen und Statthalter des Reichs geschehen, die deshalb mit Vermehrung ihrer Einkünfte und Macht befriedigt wurden. Die Folge davon war, daß das Reich in eine Menge mehr oder minder mächtiger, unabhängiger und Vasallenstaaten zerfiel und nach dem Aussterben der Dynastie der Ram-Radschas 1777 nur durch einen aus zwölf Braminen bestehenden Regierungsrath, der dem Peischwa die vollziehende Gewalt ließ, zusammengehalten wurde, also eine Art Bundesstaat bildete. Nicht lange dauerte es, so brachen unter den Maharattenfürsten im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrh. langjährige Kriege aus, in die bald die Englisch-Ostindische Compagnie verflochten wurde, und die damit endigten, daß, nachdem mehrere Provinzen des Maharattenreichs an die Engländer bereits abgetreten, nach einem blutigen Kampfe mit den Engländern 1817 und 1818 die letzten Ueberreste des Maharattenreichs von diesen unterworfen und ihre Herrscher zu engl. Vasallen gemacht wurden, bis auf den einzigen Rao-Scindia, der seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode bewahrte. Als infolge desselben seine Witwe einen Knaben als Sohn adoptirte, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten, kam unter der schwachen Weiberregierung der alte Haß gegen die letztern wieder zum Vorschein, der durch innere Intriguen und die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Engländer am Ende zu einem Kriege mit diesen führte, welcher durch die beiden 29. Dec. 1843 gelieferten blutigen Schlachten von Maharadschpur und Puniar oder am Antripaß, beide auch die Schlachten von Hingolah genannt, beendigt wurde. Die erstere lieferte der engl. Obergeneral Sir Hugh Gough, während die M. von den beiden franz. Obersten Baptiste und Jacob befehligt wurden; die andere der engl. General Grey. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des Scindia in die Reihe der der Ostindischen Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein Heer auflösen mußte. Die M., von festem, starkem Körperbau, mit mehr oder weniger brauner Hautfarbe, sind Hindu

und Brahmadiener, von grausamem, wildem und treulosem Charakter, abgehärtet und von kriegerischem Geiste. Infolge davon sowie durch die Bedrückungen, die sie sich gegen die ihnen unterworfenen Völker erlaubten, haben sie sehr nachtheilig auf Cultur und Civilisation der Länder gewirkt, in denen sie das herrschende Volk waren. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Maharattenfürstenthümer sind, nachdem 1848 das Land des Maha-Radscha von Sattara infolge des Aussterbens der Dynastie und 1854 ebenso der Staat des Bhunsla von Berar oder Nagpur dem indobrit. Reiche einverleibt worden, gegenwärtig: der Staat des Scindia, der den Titel Maha-Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior (s. d.) residirt, mit 1558 Q.-M. und $3^1/_4$ Mill. E.; der Staat des Guicowar, der in Baroda (s. d.) residirt, mit 208 Q.-M. und 325500 E.; der Staat des Holkar, welcher seine Residenz in der Stadt Indur oder Indore (s. d.) hat, mit $391^1/_4$ Q.-M. und 815000 E.

Mähen nennt man das Abbringen des Grases und Getreides mit der Sense, während man mit der Sichel nur schneidet, mit dem Sichet haut. Das M. mit der Sense verdient vor der Anwendung der beiden andern genannten Instrumente in allen Fällen den Vorzug, wo es auf Förderung der Arbeit ankommt, und ist bei dem Gras zur Heuwerbung überhaupt nicht zu ersetzen. Das Abbringen des Getreides hingegen geschieht mehrentheils vortheilhafter mit dem Sichet oder der Hausichte, einem in Flandern und am Niederrhein einheimischen Instrument, dessen Führung jedoch eine besondere Geschicklichkeit erfordert. Mit der Sichel wird das Getreide auf kleinen Flächen um deswillen noch gern geschnitten, weil dabei minder Körner ausfallen; aber es bleiben höhere Stoppeln stehen. Zum Abbringen von Gras und Klee ist die Sichel nur in untergeordnetem Maße zu gebrauchen. Das M. des Grases mit der Sense erfordert keine besondere Vorrichtung an dieser; die abgeschnittenen Halme und Blätter legen sich durch den Schwung des Instruments von selbst in Schwaden. Dagegen verlangt das M. des Getreides eine eigenthümliche Zuthat, das Reff (auch Bügel, Gestell), womit die Halme senkrecht gegen die stehende Getreidewand gelehnt und dann abgenommen, oder auch gleich mit einem Schwung abgelegt und in Gelege gebracht werden. Schon in frühen Zeiten ersann man Constructionen zum mechan. Ersatz der sehr schwierigen und ermüdenden Arbeit des M. Plinius und Palladius erwähnen schon Messerwagen, mit welchen die Gallier ihr Getreide abzubringen pflegten. Die ersten vollendetern Mähemaschinen wurden 1807 von James Smith, 1828 von John Bell in England construirt. Dieselben wollten aber keinen allgemeinen Eingang finden. Erst in der neuesten Zeit gelang es den Amerikanern MacCormig und Obed Hussey, brauchbare Mähemaschinen zu erfinden, welche seit der londoner Industrieausstellung von 1851 immer größere Verbreitung gewonnen haben. Die erste Construction beruht auf dem Princip einer feingezahnten, raschbewegten Säge, die zweite, nach Bell's Idee, besteht aus einem Scherenapparat. Man theilt die Mähemaschinen ein in Getreide- (**Reapers, Moissoneuses**), in Gras- (**Mowers, Faucheuses**) und in combinirte Mähemaschinen, für beide Zwecke (**Harvester, Faucheuses-Moissonneuses**). Die gegenwärtig geschätztesten Constructionen sind: die mit selbstthätiger Ablegevorrichtung von M'Cormick, Samuelson (Victoria-Mähemaschinen), Burgeß und Key, Peltier, Faure; die Gras-Mähemaschinen von Wood, Allen, Peltier, Mazier, Legendre; die combinirten Mähemaschinen von Burgeß und Key, Dray, Manny, Wood, Roberts, Clubb und Smith, Cuthbert, Picksley Sims und Comp. Zum Abmähen des Grases auf den Rasenplätzen der Parks verwendet man in England eine kleine Maschine, nach Art der Tondeuses, welche in verschiedenerlei Constructionen sehr vielen Beifall gefunden hat. Vgl. Hamm, «Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen» (2. Aufl., Braunschw. 1856); Lauer, «Mittheilungen über Getreide-Mähemaschinen» (Brünn 1857); Perels, «Die Erntemaschinen» (Lpz. 1863).

Mahlmann (Siegfr. Aug.), deutscher Dichter im lyrisch-elegischen Gebiet und in der Burleske, geb. 13. März 1771 in Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte, nachdem er frühzeitig die Aeltern verloren hatte, die Fürstenschule zu Grimma und studirte seit 1789 in Leipzig, wo er sich zwar der Rechtswissenschaft mit Eifer befleißigte, aber schon eine entschiedene Neigung zum Idealen im Leben an den Tag legte. Nach beendigten akademischen Studien ging er als Führer eines jungen Edelmanns nach Livland, mit welchem er nachher die Universitäten zu Leipzig und zu Göttingen besuchte und 1797 eine Reise durch den Norden Europas machte. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte er sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde 1805 nach seines Schwagers Spazier Tode Herausgeber der «Zeitung für die elegante Welt», welche er bis 1810 allein, dann bis 1816 in Verbindung mit Meth. Müller redigirte, und in der er hauptsächlich die Richtung angab, welche die deutschen belletristischen Zeitschriften bis nach 1830, freilich allmäh-

lich sich verschlechternd, befolgten. Von 1810—18 hatte er auch die «Leipziger Zeitung» in Pacht und Administration, die ihm während des Kriegs sehr bedeutenden Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung gab, daß er 1813 durch die Franzosen auf kurze Zeit auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Oekonomie, welche er bei Bewirthung seiner Güter praktisch anwendete, weshalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher der maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva zu Leipzig von 1813 an bis zu seinem Tode, 16. Dec. 1826, verwaltete. Sind seine Gedichte, deren mehrere von den besten Liedercomponisten in Musik gesetzt wurden, der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Wehmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so bekunden dagegen sein anonym herausgegebenes «Marionettentheater» (Lpz. 1806) und sein «Herodes von Bethlehem», eine satirische Parodie von Kotzebue's «Hussiten», des Verfassers Talent für die dramatische Burleske. Auch seine «Erzählungen und Märchen» (2 Bde., Lpz. 1802; 2. Aufl. 1812) wurden mit Beifall gelesen. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Gedichte» (Halle 1825; 4. Aufl., Lpz. 1845); seine «Sämmtlichen Werke» erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

Mahlschatz, bisweilen gleichbedeutend mit Brautschatz, Aussteuer, bedeutet dem richtigern und gewöhnlichen Sprachgebrauche nach so viel als Arrha (s. d.) bei Verlöbnissen. Nach röm. Rechte ging der gegebene M. sowie das Brautgeschenk bei Trennung des Eheverlöbnisses für den schuldigen Theil verloren. Nach der Praxis einiger Länder mußten bei freiwilligem Rücktritt vom Verlöbniß, der nur mit Genehmigung der geistlichen Behörde erfolgen konnte, die Mahlschätze von beiden Theilen an diese abgeliefert werden.

Mahmud II., Sultan der Osmanen, 1808—39, geb. 20. Juli 1785, war der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul-Hamid und zeigte sich in seiner Jugend hartnäckig, heftig, ja grausam. Als sein älterer Bruder, Mustapha IV., 1807 den Thron bestieg, sollte M., damit man keinen Thronbewerber zu fürchten habe, ermordet werden. Doch ein albanes. Corps bemächtigte sich seiner noch zur rechten Zeit und rettete ihn. Sofort begann er nun die Revolte vorzubereiten, die 28. Juli 1808 Mustapha IV. stürzte und ihn 1. Aug. auf den Thron brachte. Um sich zu befestigen, ließ er den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen, sodaß er nun der einzige und letzte aus dem Stamme Osman's war. Ein Versuch, das Militär auf europ. Fuß zu organisiren, scheiterte infolge der Auflehnung der Janitscharen. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer mußte er den Krieg mit Rußland und den Kampf gegen die Serbier fortsetzen, bis er endlich nach gänzlicher Erschöpfung sich genöthigt sah, mit Rußland den Frieden zu Bukarest vom 28. Mai 1812 zu schließen. Die Schrecknisse, unter welchen er den Thron bestiegen, und die Gefahren, welche denselben stets umgaben, hatten sein Gemüth verhärtet, und Blutbefehle schienen ihm Maßregeln kluger Festigkeit. Gegen die christl. Cabinete zeigte er eine stolze und feste Haltung; doch im Innern seines Reichs kämpfte der Verrath mit der Empörung, sodaß er immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder entschlossener Völker. Als er endlich in der Hauptstadt und in den Fürstenthümern, wo der Aufstand der Griechen zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen durch andere ehrsüchtige Paschas besiegt, den Krieg mit Persien aber durch den Frieden von 1823 geendigt und von den Wahabiten (s. d.) nichts mehr zu befürchten hatte, zeigte er sich um so trotziger und härter. Dennoch zitterte er, wenn die Wuth der Janitscharen die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Um diese Truppe zu beruhigen, gab er namentlich bei deren Aufstand 1822 alles preis, die tüchtigsten Männer, die nächsten Verwandten und die ältesten Vertrauten. Nach und nach reiften indeß durchgreifende Reformationsplane in seiner Brust, deren wenn auch größtentheils misrathene Ausführung ihm eine welthistor. Bedeutung verleiht. Die erste Frucht derselben war die endlich durchgeführte Auflösung und Vertilgung der Janitscharen (s. d.) 1826. Nachdem er hierauf rasch sein Heerwesen geordnet, lehnte er in einer Erklärung vom 9. Juni 1827 in der griech.-europ. Frage jede Intervention der christl. Mächte entschieden ab. Doch sein Widerstand wurde im Frieden zu Adrianopel (14. Sept. 1829) gebrochen und Griechenland von dem Osmanischen Reiche getrennt. So nach außen hin in Ruhe, kehrte er wieder zu seinen Reformplanen zurück und suchte vor allem das Heer und die Flotte wiederherzustellen. Allein der Widerstand gegen diese Reformen nahm einen

immer heftigern Charakter an, besonders in Albanien, wo Mustapha, Pascha von Skodra, die Fahne des Aufruhrs erhob. M. ließ sich indeß nicht einschüchtern. Um sich selbst von den Erfolgen seiner Reformen zu überzeugen, unternahm er 1831, ganz gegen die zeitherige Sitte des Serails, eine Reise nach Adrianopel. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden bösen Stimmung, die er jetzt erhielt, ließen ihn nach seiner Rückkehr zwar scheinbar in seinen Reformen innehalten; allein die Opposition der nationaltürk. Partei stärkte nur seine innere Kraft, und bald begann er mit erneuter Energie die Ausführung seiner dem europ. Staatswesen zugewandten Reformen. Ein Civil- und Militärorden wurde gestiftet, die Polizei Konstantinopels verbessert, Lehranstalten für den Staatsdienst, besonders für das Sanitätswesen, gegründet, ein halb in türk., halb in franz. Sprache erscheinender «Moniteur» herausgegeben. Die inzwischen 1831 zu Stande gekommene Unterwerfung der rebellischen Paschas von Bagdad und Skodra und die dadurch bewirkte Rückkehr zur Ordnung im Innern schien diesen Reformen Vorschub zu leisten, als plötzlich der Ausbruch des Kriegs mit dem Pascha Mehemed-Ali (s. d.) von Aegypten erfolgte, der alle Schöpfungen M.'s wieder in Frage stellte. Die unglückliche Schlacht von Konieh führte M. an den Rand des Verderbens; nur die Hülfe Rußlands, an das er sich in seiner äußersten Bedrängniß wendete, vermochte ihn noch zu retten. Kaum war diese Gefahr überstanden, als neue Aufstände in Albanien, Bosnien und Kleinasien ausbrachen und hemmend in die Plane des Sultans eingriffen. Nur der Aufstand, der im Mai 1834 in Palästina gegen Mehemed-Ali von Aegypten ausbrach, schien dem bedrängten Sultan, der alle seine Plane scheitern sah, eine Hoffnung zu gewähren. Er wollte die Gelegenheit, sich an seinem Todfeinde zu rächen, benutzen und sendete ein Heer von 80000 Mann gegen Syrien. Da legten sich jedoch die europ. Mächte ins Mittel und verhinderten den Ausbruch des Kriegs. Mitten unter diesen Wirren schritt M. um so eifriger in den Reformen fort. Straßen wurden gebaut, Posten und Quarantänen eingerichtet, das Heer organisirt. Auch führte er damals, nach dem Vorbild der übrigen europ. Regierungen, stehende Gesandtschaften an den Höfen der europ. Großmächte ein. Die Ruhe kehrte, obwol langsam, in den Provinzen wieder zurück; zu gleicher Zeit wurde Kurdistan unterworfen. Zum zweiten mal, 29. April 1837, unternahm M. eine Reise nach Rumelien und Bulgarien; doch mußte er in aller Eile nach Konstantinopel zurückkehren, um eine gegen ihn angezettelte Verschwörung mit blutiger Hand zu unterdrücken. Bei der Thätigkeit, die M. entwickelte, war es vorzüglich der Gedanke, welcher ihn erfüllte, Genugthuung an Mehemed-Ali zu nehmen. Die fortwährenden Ansprüche und Uebergriffe des letztern, welche das Verhältniß immer mehr verschlimmerten, schienen M. auch sehr bald die Gelegenheit zur Rache zu bieten. Nachdem er im Frühjahr 1839 ein bedeutendes Heer unter dem Seraskier Hafiz-Pascha am Taurus vereinigt hatte, erklärte er Mehemed-Ali in die Acht und ließ seine Truppen den Taurus überschreiten. Die Unternehmung scheiterte indeß in der Schlacht von Nisib 24. Juni 1839. M. erfuhr von dieser furchtbaren Niederlage nichts mehr. Ausschweifungen und Regierungssorgen hatten längst seine Gesundheit untergraben; er starb 1. Juli 1839. Ihm folgte sein Sohn Abd-ul-Medschid (s. d.), in dessen Interesse nun die europ. Politik den Streit mit Aegypten beilegte. M. war hart, blutig und versteckt, weil ihn die Umstände dazu führten, aber doch ein Charakter von großer Energie und seltener Einsicht. Er begriff, daß die türk. Herrschaft untergehen müsse, wenn sie die europ. Civilisation von sich stoße, und trat darum als Reformator auf. Aber seine Bestrebungen erlagen an der gänzlichen nationalen Versunkenheit und dem religiösen Fanatismus seines Volks.

Mahon (Port-), s. Minorca.

Mahon (Viscount), s. Stanhope.

Mähren, eine Markgrafschaft und ein deutsches Kronland der österr. Monarchie, ist im N. von der preuß. Grafschaft Glatz und Oesterreichisch-Schlesien, im O. von Ungarn, im S. von Niederösterreich und im W. von Böhmen begrenzt und hat ein Areal von 403⅘ Q.-M. Die Sudeten trennen M. von Schlesien, das sog. Mährische Gebirge von Böhmen, die Karpaten von Ungarn. Zweige dieser Gebirge durchschneiden das ganze Land, das nur im S. ausgedehntere Ebenen aufzuweisen hat. Insbesondere ist das 2—3000 F. hohe Mährische Gebirge oder der Mährische Rücken zu erwähnen, welcher ganz ähnlichen Terrassenbau wie das böhm. Bergland hat, ohne bestimmte Kettenbildung, und sich gegen O. und SO. zu den Mährischen Abfällen und zur Marchebene senkt. Auch die eigentlichen Sudeten oder das schles.-mähr. Gebirge mit dem 4640 F. hohen Altvater oder Mährischen Schneeberge fällt in dem Mährischen Gesenke, einer niedern Berglandschaft mit Kuppen von 1500—2000 F. Höhe, steil gegen W. und SW. zum Marchthale, gegen S. zum Betschwa-, gegen

SO. zu dem nordostwärts gerichteten Oderthale ab, d. i. zu einer nur 800 F. hohen Ebene, die als Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochlande erscheint. Neben zahlreichen andern Flüssen ist die March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch auch nur eine Strecke schiffbar. Die in M. entspringende Oder berührt das Land nur wenig. Größere Seen gibt es nicht, wol aber viele Teiche. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen gibt es im Innern des Landes viele schöne Ebenen und Flächen, und in der sog. Hanna und den südl. Gegenden ist der Boden ungemein ergiebig. Das Klima ist verhältnißmäßig mild. Die Bevölkerung, welche sich nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 auf 1,867094 Seelen (885264 männlich und 981830 weiblich) belief, für Beginn des J. 1864 von amtlicher Seite aber auf 1,983324 Individuen berechnet (beide Ziffern ohne Militär) wurde, besteht, was die Nationalität betrifft, zu ungefähr drei Vierteln aus Slawen, zu mehr als einem Viertel aus Deutschen, welche hauptsächlich die südl., nordwestl. und nördl. Gegenden bewohnen. Die slaw. Bevölkerung gehört, mit Ausnahme von 1000 Kroaten, die an der Thaya leben, dem mährischen, einem der czech. Nation nahverwandten Volksstamme an, welcher in verschiedenen Landestheilen besondere Namen führt, so im westl. Gebirge die Benennung «Horaken», in der Hanna «Hannaken», im östlichen, dem Karpatengebirge, «Walachen». Verhältnißmäßig bedeutend ist die Zahl der Juden (1857: 41529). M. ist eins der am dichtesten bevölkerten Länder Oesterreichs, indem auf 1 Q.-M. ungefähr 5000 Menschen leben. Auch die Zahl der Wohnorte, insbesondere jene der Städte, ist eine große; 1857 gab es 89 Städte, 191 Marktflecken und 3027 Dörfer, zusammen mit 271411 Häusern. Die meisten Bewohner bekennen sich zur röm.-kath. Kirche, und es bestehen im Lande ein Erzbischof zu Olmütz und ein Bischof zu Brünn, 876 Pfarreien und andere Seelsorgestationen, 1700 Weltgeistliche, 49 Klöster mit 323 Mönchen und 252 Nonnen (1863). Für die Evangelischen, die 1857 an 51865 Seelen (17188 Lutheraner und 34677 Reformirte) zählten, sorgen 2 Superintendenten und 32 Geistliche.

Der fruchtbare Boden M.s ist auf das vortrefflichste bewirthschaftet, und das Land nimmt in der Pflege der Landwirthschaft eine hervorragende Stelle in Europa ein. Von dem Areal des Landes sind nur 14 Q.-M. unproductiv, sodaß über 389 Q.-M. die productive Fläche bilden. Von dieser entfallen wieder etwa 210 Q.-M. auf Acker- und Weinland, 75 Q.-M. auf Wiesen und Weiden und 104 Q.-M. auf Waldgrund. Der Ackerbau liefert Getreide (besonders schönen Weizen in der Hanna, an der March und um Brünn), Kartoffeln und Hülsenfrüchte im Ueberfluß, ferner große Quantitäten von Runkelrüben, vorzügliche Gemüsearten, sehr guten Flachs und Hanf, etwas Hopfen, Raps, Safran, Senf, Fenchel, Anis, Cichorie, Mohn u. s. w. Auch der Garten- und Obstbau findet einen starken Betrieb, der Weinbau in den südl. Gegenden; letzterer liefert jährlich 5—600000 wiener Eimer. In der Viehzucht ist die Schafzucht der Glanzpunkt, obschon auch die Rindviehzucht, die durch fette Wiesen und Weiden begünstigt wird, von Bedeutung ist. Auf den Karpaten wird eine Abart der Alpenwirthschaft mit Milch- und Käsebereitung betrieben. Nach der Viehzählung von 1857 besaß M. 130486 Pferde, 586267 Rinder, 326601 Schweine, 55067 Ziegen und 469244 Schafe, welch letztere Ziffer aber zu niedrig ist und sich im J. 1866 wol auf mehr als 1 Mill. belief. Von Wichtigkeit sind ferner die Federviehzucht, insbesondere die Gänsezucht, die Fischerei und die Jagd. Die Forstcultur steht auf hoher Stufe. Der Bergbau ist auf Eisen, Stein- und Braunkohlen sowie auch auf Graphit sehr ergiebig. 1864 wurden producirt: 535672 Zollctr. Roheisen, 6,212442 Zollctr. Stein- und Braunkohlen, 27717 Zollctr. Graphit und 5246 Zollctr. Alaun. An Bau- und Nutzsteinen sind große Lager vorhanden. Besuchte Heilbäder sind die Molkencuranstalt Roznau im karpatischen Gebirge, der Sauerbrunnen Luhatschowitz und das Schwefelbad Ullersdorf. M. gehört hinsichtlich der Gewerbsindustrie zu den betriebsamsten Ländern. Obenan steht die weltberühmte mähr. Schafwollwaaren-Industrie, die in vielen Orten betrieben wird, am stärksten aber in Brünn, welche Stadt mit ihren tuchartigen Modestoffen fast den ganzen österr. Markt versorgt und einen beträchtlichen Handel selbst mit dem Oriente und Amerika treibt. Von großer Bedeutung ist ferner die Flachsspinnerei und Leinweberei, die ihre Hauptsitze in den Bezirken Römerstadt, Schönberg, Sternberg, Mährisch-Trübau, Zwittau u. s. w. aufgeschlagen hat. Ein sehr wichtiger Industriezweig, der ebenfalls in den nördl. Gegenden vorherrscht, ist sodann auch die Verfertigung verschiedener Baumwollwaaren. Sonst sind von großem Belange die Gerberei, die Rübenzuckerfabrikation, für welche 1864 33 Etablissements in Thätigkeit waren, die 6⅘ Mill. Zollctr. Rüben verarbeiteten, die Branntweinbrennerei und Spiritusfabrikation, die Eisenindustrie und Schienenfabrikation, die Verfertigung von Maschinen und Wagen. Alle diese genannten Industriezweige arbeiten für den

Export. Endlich hat M. keinen Mangel an andern Gewerbsanstalten, so namentlich an Bierbrauereien, deren es gegen 300 gibt, an Mühlenwerken u. s. w. Infolge des hohen Grades der physischen und technischen Cultur sind auch Handel und Verkehr sehr lebhaft, die, wenngleich nicht durch schiffbare Flüsse, doch durch gute Kunststraßen sowie durch Eisenbahnen (54½ M.), welche M. in die engste Verbindung mit Wien, Schlesien und Böhmen setzen, gefördert werden. Für den Volksunterricht ist gut gesorgt. 1863 bestanden 1751 öffentliche Volksschulen, die von 250939 Kindern besucht wurden, während die Zahl sämmtlicher schulfähigen Kinder nur 253634 betrug. An andern Lehranstalten sind vorhanden: eine theol. Facultät und eine chirurgische Lehranstalt in Olmütz, eine theol. und eine technische Lehranstalt in Brünn, neun Gymnasien, ein Realgymnasium, fünf selbständige Realschulen, eine Forstschule zu Aussee u. s. w. Unter den gemeinnützigen Vereinen ist die K. K. Mährisch-Schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde mit dem Franzensmuseum zu Brünn die hervorragendste.

Die gegenwärtige Landesverfassung M.s beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag der Markgrafschaft, mit welchem der Kaiser in Landessachen die Gesetzgebende Gewalt ausübt, aus dem Erzbischofe von Olmütz und dem Bischofe von Brünn, aus 30 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, aus 31 Abgeordneten der Städte und Industrialorte, aus 6 Abgeordneten der beiden Handels- und Gewerbekammern zu Brünn und Olmütz und aus 31 Abgeordneten der Landgemeinden, somit zusammen aus 100 Mitgliedern. Die Mandatsdauer der Abgeordneten beträgt, wie in den andern deutsch-slaw. Ländern Oesterreichs, sechs Jahre. Die Wahl ist direct, nur bei den Landgemeinden indirect. (S. Oesterreich.) In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet der mähr. Landtag 22 Mitglieder. An der Spitze der innern Landesverwaltung steht die Statthalterei, welche in der Landeshauptstadt Brünn ihren Sitz hat. Für die weitere Administration zerfällt M., nachdem die frühere Eintheilung in 6 Kreise (Brünn, Hradisch, Iglau, Neutitschein, Olmütz und Znaim) für die polit. Verwaltung 1860 aufgehört hat, in 76 Bezirke und die 2 besondern Stadtbezirke von Brünn und Olmütz. Den erstern sind die Bezirksämter, den letztern die Magistrate vorgesetzt. Die Rechtspflege wird in erster Instanz von 70 gemischten Bezirksämtern, 6 Bezirksgerichten, 5 Kreisgerichten und dem Landesgerichte in Brünn, in zweiter Instanz von dem Oberlandesgerichte in Brünn ausgeübt; in dritter Instanz geht der Rechtszug an den obersten Gerichtshof in Wien. Die Finanzverwaltung wird von der Finanzlandesdirection in Brünn und unter dieser und zwar für die directen Steuern von 6 Steuercommissionen und den 76 diesen unterstellten Steuerämtern, für die indirecten Abgaben von 4 Finanzbezirksdirectionen wahrgenommen. Für das Militärwesen bildet M. ein mit Schlesien vereinigtes Generalat, welches zur österr. Armee 4 Infanterie- und 2 Kürassierregimenter und 6 Jägerbataillone stellt; dasselbe ressortirt von dem Landes-Generalcommando in Brünn. Das mähr. Landeswappen ist ein von Roth und Silber geschachter, golden gekrönter Adler in Blau.

M. wurde in Germaniens Urzeit von den Markomannen und Quaden bewohnt. Als diese 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten es die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden. Zuletzt wurde es von einer Colonie Slawen, die von der March oder Morawa den Namen Morawer annahmen, aufs neue bevölkert. Bei dem Verfalle des Reichs der Avaren konnten sich die Morawer weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, das unter dem Namen Großmähren weit größere Ausdehnung als das heutige M. hatte. Karl d. Gr. überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen; doch wurden erst um 856 Cyrill und Methodius die wahren Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem Könige Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Der deutsche König Arnulf vergrößerte M. auf der einen Seite bis an die Oder und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swatopluk empörte, schlug er diesen mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So wurde das mähr. Reich geschwächt, dann unter Swatobog, Swatopluk's Sohne, 908 ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Seit 1029 blieb M. urkundlich dem Königreiche Böhmen zugeordnet und hatte mit demselben gleiche Verfassung, Verwaltung, Gesetze. Erst mit der Constituirung M.s als Markgrafschaft (6. Dec. 1197) erscheinen ein eigener mähr. Hof und mähr. Hofämter. Die Markgrafschaft sollte fortan nicht unmittelbar dem Römischen Reiche, sondern der Krone Böhmen zu Lehn gehen. Inzwischen wurden, nach der Erbfolgeordnung Bratislaw's I. vom J. 1054, noch immer nachgeborene Söhne und jüngere Glieder der regierenden Familie mit einzelnen Landestheilen, wie Böhmens, so auch M.s belehnt, die jedoch nur Nutznießung der Regalien, keine Souveränetät hatten. Solche Herzogthümer und Fürstenthümer

waren die von Olmütz, Brünn, Znaim, Lundenburg, Jamnitz. Endlich erfolgte im 14. Jahrh. die völlige Vereinigung aller Landestheile unter den Regenten des luxemburg. Hauses, und M. fiel nach König Ludwig's II. Tode in der Schlacht bei Mohacz, 1526, ebenso wie Böhmen, kraft früherer Verträge an Oesterreich und theilte nun die weitern Schicksale dieses Landes. Nach dem Verluste des größten Theils von Schlesien wurde der bei Oesterreich verbliebene Rest dieses Herzogthums mit M. zu einer Provinz vereinigt, 1849 aber davon wieder getrennt und als unmittelbares Kronland der Monarchie erklärt. Vgl. Wolny, «Die Markgrafschaft M., topographisch, statistisch und historisch geschildert» (6 Bde., Brünn 1835—40); derselbe, «Kirchliche Topographie von M.» (4 Bde., Brünn 1855); Koristka, «Die Markgrafschaft M. und das Herzogthum Schlesien» (Wien und Olmütz 1860); Dudik, «M.s allgemeine Geschichte» (Bd. 1—4, Brünn 1860—65).

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Mai, lat. Majus, der Wiesen-, Rosen- oder Wonnemonat, ist der fünfte Monat des Jahres und hat 31 Tage. Er ist der zweite Frühlingsmonat, und weil in ihm die Vegetation sich üppig entfaltet, die Wälder grün und vogelbelebt werden, die meisten Feld- und Wiesenblumen in Blüte treten und die Temperatur an Milde zunimmt, hat er einen bessern Namen erhalten, als er in der Wirklichkeit verdient. Denn der M. bringt gewöhnlich mehr Leid als Wonne, mehr schlechtes als gutes Wetter, und vor den beiden Sommerwächtern Pancratius und Servatius (12. und 13. Mai) ist in Deutschland mit Sicherheit nicht auf Verschwinden der Fröste zu rechnen. Die alte Bauernregel: «M. kühl und naß, füllt dem Bauer Scheun' und Faß», ist längst hinfällig geworden. Lostage des M. sind 1., 6., 12., 13. und 25. (Urban, besonders geehrt). — Maien, von Maiwuchs, junges Laub, Lenztrieb, nennt man junge Bäume mit dem Schmuck der ersten goldgrünen Blättchen, vorzugsweise Birken, die als Ehren- und Freudenbezeigung vor die Thüren gepflanzt werden, namentlich von jungen Burschen den Geliebten und zur Pfingstzeit. Dieser Gebrauch ist in allen german. Landen heimisch gewesen, nimmt aber gegenwärtig immer mehr ab. Vgl. Pabst, «Die Volksfeste der Maigrafen» (Berl. 1865).

Mai (Angelo), ital. Alterthumsforscher und Philolog, geb. 7. März 1782 zu Schilpario in der Provinz Bergamo, lebte anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek in Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Index und 1838 Cardinal. Er begründete seinen literarischen Ruf durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griech. und röm. Alterthums, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chem. Mittel leserlich machte. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der Reden Cicero's «pro Scauro, Tullio, Flacco» und «in Clodium et Curionem», die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817); ferner einige Reden des Cornelius Fronto, mehrere Briefe der Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus und andere kleinere Ueberreste (Mail. 1815; 2. vermehrte Ausg., Rom 1823); die Bruchstücke von acht Reden des Quintus Aurelius Symmachus (Mail. 1815); Fragmente des Plautus, besonders aus der «Vidularia» desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus «Ueber die Erbschaft des Kleonymos» (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der «Röm. Alterthümer» des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816); ein «Itinerarium Alexandri» und die Schrift des Julius Valerius «Res gestae Alexandri» (Mail. 1817; Frankf. 1818); Bruchstücke des Eusebius und Philo (Mail. 1816) und des Eusebius «Chronicorum canonum libri duo» (Mail. 1818), die er zugleich mit Zohrab aus einer armen. Handschrift wiederherstellte. Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit. Hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren bedeutendste Frucht das Werk des Cicero «De republica» (Rom 1822) war. Außerdem verdankt man ihm mehrere Sammlungen von alten, noch unbekannten Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaupten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge und Notizen in den «Auctores classici e Vaticani codicibus editi» (10 Bde., Rom 1828—38), in der «Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus edita» (10 Bde., Rom 1825—38) und in dem «Spicilegium Romanum» (10 Bde., Rom 1839—44). Das letzte der Sammelwerke, in welchem er seine Funde veröffentlichte, war die «Nova patrum bibliotheca» (Bd. 1—6, Rom 1852—53). M. starb 9. Sept. 1854 zu Albano bei Rom.

Maiblümchen, s. Convallaria.

Maidstone, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Kent, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Medway und am Abhange eines Hügels gelegen, von Obstgärten, großen Hopfenpflanzungen und Gehölzen umgeben, ist solid gebaut, hat gut gepflasterte und beleuchtete Straßen, einen schönen Marktplatz, viele ansehnliche Gebäude und zählt 23016 E. Das Grafschaftsgefängniß, welches 1829 mit einem Aufwande von 200000 Pfd. St. vollendet wurde, bedeckt 14 Acres und ist eins der größten und besten des Königreichs. Unter den zehn gottesdienstlichen Gebäuden ist die alterthümliche Allerheiligenkirche mit hohem Thurme eine der größten Pfarrkirchen Englands. Bemerkenswerth sind außerdem die Gerichtshalle, das Stadthaus und das Markthaus mit Kornhallen. Die Stadt hat ein Irrenhaus, drei große Freischulen, ein Theater, einen Ballsaal, eine Philosophische Gesellschaft und eine öffentliche Bibliothek. M. befindet sich in einem blühenden Zustande, und ist ein Centralpunkt des engl. Hopfenhandels. Begünstigt durch die Lage an der Eisenbahn und dem schiffbaren Medway, treibt es außerdem auch lebhaften Handel mit Getreide, Früchten und Holz. Minder bedeutend ist die Industrie der Stadt. Man fertigt Filz, wollene Decken, Hopfensäcke und unterhält Brauereien und Brennereien. In der Nähe befinden sich viele Papiermühlen, eine große Oelmühle und Steinbrüche. Am rechten Flußufer liegt eine große hölzerne Cavaleriekaserne.

Maier (Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher von Gutsunterthanen, namentlich unfreien, und ist also gleichbedeutend mit Vogt; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

Maifeld, s. Märzfeld.

Maikäfer oder Laubkäfer (Melolontha) heißt eine zur Abtheilung der fünfgliederigen und blatthörnigen Käfer gehörende Käfergattung, welche nur von Pflanzen lebt und zehngliederige Fühler mit einer aus drei Blättern bestehenden Keule und ein höckerloses Kopfschild besitzt. Von den hierhergehörigen Arten ist der gemeine M. (M. vulgaris) eins der schädlichsten Insekten. Seine als Engerling bekannte große Larve lebt drei Jahre lang von den Wurzeln der Forst- und Feldgewächse, und die Käfer entblättern im Mai nicht selten besonders die Obstbäume und Eichen. Die Käfer erscheinen, je nach den Gegenden, alle drei oder vier Jahre in ungeheuerer Menge, da die Larve so lange braucht, bis sie sich zum Käfer entwickelt hat. Durch die Maulwürfe, Spitzmäuse und Krähen werden sehr viele von ihnen vertilgt. Man begegnet dem Uebel am besten durch Einsammeln der Käfer, die sich am frühen Morgen besonders leicht abschütteln lassen, sowie durch Hegen der den Käfern und Engerlingen nachstellenden Thiere. Die zerstampften Käfer geben einen vortrefflichen Dünger; auch sind sie für Hühner, Sperlinge und andere Vögel ein Lieblingsfutter. In vielen Gegenden bezahlt die Obrigkeit eine Prämie für ein bestimmtes Maß eingesammelter M. Der Walker oder Müller (M. Fullo) ist kastanienbraun und mit weißen Flecken besprengt und bildet eine eigene, aber nicht häufig vorkommende Art.

Mailand, ehemals ein selbständiges Herzogthum in Oberitalien und eins der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, wurde im W. von Piemont und Montferrat, im S. von Genua, im O. von Parma, Mantua und Venedig, im N. von den vier ital. Vogteien der Schweiz und von Graubündten begrenzt. Der erste, vom Kaiser Wenzel 1395 ernannte Herzog war Gian Galeazzo Visconti (s. d.). Das Herzogthum bestand damals aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Als der Mannsstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es, obschon Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, doch dem Francesco Sforza (s. d.), dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch seit 1499 fing Ludwig XII. von Frankreich wieder an, seine Ansprüche auf M. geltend zu machen, die sein Nachfolger, Franz I., noch eifriger verfocht. So war das Land nun abwechselnd im Besitze Frankreichs und der Sforza, bis Franz I. im Madrider Frieden von 1526 alle ital. Besitzungen aufgeben mußte. Als hierauf mit Francesco II. Sforza, der M. 1521 vom Kaiser Karl V. als Reichslehn erhalten hatte, 1535 der Sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Karl V. M. seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es nun bis zum Spanischen Erbfolgekriege blieb, infolge dessen es 1713 an Oesterreich kam, worauf es nebst Mantua die österr. Lombardei bildete. Im Wiener Frieden von 1735 und im Wormser Vertrage von 1743 wurden Stücke davon an Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt, ward M. 1797 zur Cisalpinischen Republik, 1802 zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich Italien geschlagen. Bei der Auflösung desselben 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil (150 Q.-M.) zurück, das übrige vereinigte Oesterreich (392 Q.-M.) mit dem

neugebildeten Lombardisch-Venetianischen Königreich. Infolge des Kriegs von 1859 gelangte mit der Lombardei auch das von Oesterreich bisher besessene Mailändische an Sardinien.

Mailand (ital. Milano, lat. Mediolanum), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums M., bis 1859 des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, seitdem einer Provinz des Königreichs Italien, liegt an der Olona, die durch den Kanal Naviglio-grande mit dem Ticino, durch den Kanal Martesana mit der Adda verbunden ist, sowie an der Lombardisch-Venetianischen Eisenbahn, die sich hier nach Como, Sesto-Calende, Pavia und Lodi verzweigt, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, deren Horizont im Norden die Alpen begrenzen. M. ist die reichste, prächtigste und bevölkertste Stadt Oberitaliens. Dieselbe ist Sitz des Präfecten und eines Erzbischofs, ferner eines Appellationshofs, eines Generalcommandos sowie vieler anderer Behörden, hat innerhalb ihrer Bastionen und Mauern eine Ausdehnung von 6 Miglien, enthält 11 Thore, 29 Brücken und zählt 196109 E. (1862), ohne die Vorstädte (Corpi santi), welche eine eigene Gemeinde von 46348 E. bilden. Ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle hat die Stadt doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. An ihr Alterthum erinnert freilich nur ein Rest von Thermen. Desto reicher ist sie an Denkmalen neuerer Zeit, darunter der berühmte Dom zu M., nach St.-Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt derselbe von innen und außen den großartigsten Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Stile auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrini die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zur Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, äußerlich noch immer nicht ganz vollendet. Wenn von außen Glanz des Marmors, die goth. Verzierungen und die Fülle von 106 Spitzthürmen und 4500 Statuen den Beschauer überraschen, so wird man im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem Helldunkel der Räume lebendig ergriffen. Vgl. Franchetti, «Storia e descrizione del duomo di Milano» (Mail. 1821); Rupp und Bramati, «Descrizione storico-critica del duomo di Milano» (Mail. 1823, mit Kupfern). Aelter als der Dom ist die durch die frühern Krönungen der Könige von Italien berühmte Kirche Sto.-Ambrogio, zwischen dem 11. und 12. Jahrh. erbaut, eins der besterhaltenen Denkmale des roman. oder Rundbogenstils, mit vielen werthvollen plastischen Werken der altchristl. Kunst. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen und geistlichen Gebäuden ist zu erwähnen das ehemalige Dominicanerkloster Sta.-Maria delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci (s. d.) befindet, Sta.-Maria di San-Celso, San-Lorenzo und die neuerdings restaurirte Kirche San-Eustorgio. Die jüngste ist die 1847 eingeweihte Karl-Borromäuskirche mit einer schönen Kuppel und einer Marmorgruppe von Marchesi. An der Spitze der öffentlichen Gebäude und Anstalten steht der königl. Palast der Wissenschaften und Künste, das ehemalige Jesuitencollegium Brera, merkwürdig sowol durch seine prächtige Bauart als durch die Bedeutendheit der in ihm enthaltenen Institute. Diese sind: die Akademie der schönen Künste, eins der größten Institute dieser Art in Europa; die Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist (darunter das berühmte Sposalizio des Rafael); die öffentliche Bibliothek, die 184400 Bände und manche Seltenheiten, unter andern den Haller'schen Büchernachlaß enthält; ferner die drei Specialbibliotheken, darunter eine der reichsten archäol. Bibliotheken, die mit dem werthvollen Medaillencabinet verbunden ist; die Sammlung der Gipsabgüsse nach den besten antiken und modernen Werken der Plastik; endlich die Sternwarte, eine der vorzüglichsten in Europa. Außer den erwähnten und mehrern andern Privatbibliotheken besitzt M. die berühmte vom Cardinal Borromeo gestiftete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Ferner sind von wissenschaftlichen Anstalten noch zu nennen: das Institut der Wissenschaften, das technische Institut (Polytechnicum), die wissenschaftlich-literarische Akademie (Historisch-philologisches Seminarium), die Naturhistorische Gesellschaft mit Museum; ferner die Thierarzneischule, das Conservatorium der Musik, des königl. Mädchencollegium, zwei Convictcollegien, zwei Lyceen, drei Gymnasien u. s. w. Die zahlreichen Bürger- und Volksschulen M.s sind die besuchtesten und am besten eingerichteten in Italien. Unter der ungewöhnlich großen Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten behauptet den ersten Rang das Allgemeine Krankenhaus (Ospedale grande), sowol seines Grundbesitzes wegen als auch wegen seines Umfangs und seiner Bauart. In demselben werden täglich 4000 Kranke verpflegt. Hierzu kommen das große Findelhaus Sta.-Cattarina, das Versorgungshaus Trivulzi für alte oder arbeitsunfähige Personen, ferner die Stiftung Sta.-Corona, welche den

Aermern unentgeltlich ärztliche Hülfe und Medicamente gewährt, die Spitäler der Barmherzigen Brüder und der Barmherzigen Schwestern, die Waisenhäuser für Knaben und Mädchen, das große Arbeitshaus, die Taubstummen- und Blindenanstalten u. s. w.

M. hat neun Theater und außerdem fünf Tagestheater. Nächst dem Theater San-Carlo in Neapel ist das Theater della Scala eins der größten in Italien. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich durch Bequemlichkeit aus. Außerdem ist noch das Theater della Canobiana nennenswerth. Das Amphitheater, das für mehr als 30000 Menschen Raum bietet, ist ein großes Gebäude für öffentliche Schauspiele, namentlich für Wettfahrten und Wettrennen. Unweit davon erhebt sich ein herrlicher Triumphbogen des franz. Heeres, welcher 1804 von Napoleon begonnen, 1829 als Friedensbogen dem Kaiser Franz geweiht wurde und der Simplonstraße zum Thore dient. M. hat eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude, wie die königl. Hofburg (Palazzo della Corte oder Reale) mit dem großen Karyatidensaale und schönen Frescogemälden; den erzbischöfl. Palast, ein großes, von Pellegrini aufgeführtes Gebäude von Quadern, mit einer Gemäldesammlung; den Justiz- und den Gouvernementspalast, das Stadthaus oder Palast Marino, die Münze (Zecca) mit ausgezeichneten Maschinen u. s. w. Unter den Privatgebäuden M.s befinden sich mehrere glänzende Paläste, wie der Palazzo Litta, der Palazzo Annoni u. s. w., die zum Theil ausgezeichnete Kunstwerke enthalten. Noch ist zu erwähnen die Galerie De Cristoforis, die 186 Ellen lang und an 13 F. breit ist und 70 Waarenläden enthält. Bei allen diesen Prachtbauten sind die Straßen M.s im ganzen nur eng und winkelig. Eine Ausnahme macht der schöne Corso von Porta-Venezia, auf welchem sich abends die elegante Welt einfindet. Auch an Spaziergängen war M. bisher nicht reich. Nur die breiten Basteien mit Baumgängen und schöner Aussicht boten einen durch zahlreiche Fußgänger und Equipagen belebten Vergnügungsort. Neuerdings ist sehr viel für Verschönerung der Stadt geschehen. Nächst jenen Alleen und der königl. Villa entstanden die angenehmen Oeffentlichen Gärten (Giardini publici), und ganze Stadtviertel mit regelmäßigen, breiten und luftigen Straßen sind im Aufbau begriffen. M. hat unter allen Städten Italiens den bedeutendsten Landhandel. Die hauptsächlichsten Gegenstände desselben sind Getreide, Reis, Seide und Käse. Nicht minder wichtig sind die Fabriken und Manufacturen in Seidenstoffen, in Mode-, Band- und Posamentierwaaren, Bronze, in Messerschmiede- und ausgezeichneten Tischlerarbeiten, in Chocolade, Fayence u. s. w. Den Handel und Verkehr unterstützt ein Filiale der Nationalbank, woneben die reiche Sparkasse, das Leihhaus, die Volksbank mit den zahlreichen Unterstützungsgesellschaften der Innungen und Zünfte für den arbeitsamen und praktischen Sinn der Bevölkerung sprechen.

Nach einer alten Ueberlieferung soll M. von dem celt. Fürsten Bellovesus um das J. 600 v. Chr. gegründet worden sein. Die Stadt hieß Mediolanum und war die Hauptstadt der Insubrer im transpadanischen Gallia cisalpina; 222 v. Chr. wurde sie von Cnejus Scipio erstürmt, womit das ganze Land in die Hände der Römer fiel. In den spätern Kaiserzeiten wurde M. Sitz der Wissenschaften und daher Neu-Athen, auch wol als zweite Stadt des Römischen Reichs Neu-Rom genannt. 253 schlug Kaiser Gallienus daselbst ein Heer von 300000 Alemannen, 268 aber wurde derselbe hier, als er den Aureolus in der Stadt einschloß, ermordet, wobei Claudius II. die Stadt eroberte. Auch im 3. und 4. Jahrh. war M. nicht selten kaiserl. Residenz, z. B. des Maximianus, Maxentius, Konstantius, Valerianus II. Konstantin d. Gr. gestand durch das mailänder Toleranzedict 313 den Christen im ganzen Römischen Reiche Duldung zu. Von 374—397 fungirte der heil. Ambrosius als Erzbischof von M., dessen Kirche als Metropole von ganz Oberitalien galt, weshalb denn auch mehrere Concile daselbst gehalten wurden. Theodosius d. Gr. starb daselbst 395. Bei dem Einfall des Hunnen Attila in Italien 452 wurde M. erobert und geplündert. 490 wurde es dem Ostgothen Theodorich d. Gr. übergeben, und 539 ward es wegen seines Abfalls und der Aufnahme byzant. Truppen von dem Gothen Vitiges nach hartnäckigem Widerstande mit Feuer und Schwert gezüchtigt, wobei 300000 Menschen umgekommen sein sollen. Sodann besetzten es 570 die Longobarden, und 774 fiel es mit deren Königreich und Hauptstadt Pavia an Karl d. Gr. Mehrere von dessen Nachfolgern ließen sich als Könige von Italien zu M. oder Pavia mit der zu Monza aufbewahrten Eisernen Krone krönen. Seit der Krönung Otto's I. 961 gehörte M. mit dem Königreiche Italien zu Deutschland und wurde durch kaiserl. Statthalter oder Präfecten regiert. Wegen des Abfalls des Erzbischofs Heribert ward die Stadt von Kaiser Konrad II. 1037 belagert, der hier seine berühmte Constitution über die Erblichkeit der Lehen gab. Im 12. Jahrh. gab M. durch seine Versuche, sich frei zu machen, hauptsächlich Veranlassung zu den wieder-

holten ital. Feldzügen Friedrich's I. Es war damals die wohlhabendste und volkreichste Stadt in der Lombardei, Haupt der Gegenpartei des Kaisers, herrschte über Como und Lodi und blieb in beständige Händel mit Pavia verwickelt. Friedrich I. belagerte die Stadt vom 6. Aug. bis 3. Sept. 1158 und zwang sie zu einer demüthigenden Unterwerfung. Als sie abermals seinen Anordnungen sich widersetzte, zwang er sie durch Belagerung vom 29. Mai 1161 bis zum 4. März 1162 zur Uebergabe, ließ sie ausplündern und bis auf die Kirchen zerstören. Schon 1167 wurde M. wieder aufgebaut und ward nach dem Siege des Lombardischen Städtebundes bei Legnano 1176 eine freie Stadt, die nach dem Konstanzer Vertrage (1183) den Kaiser als obersten Lehnsherrn und Richter anerkannte, ihm aber die Einkünfte aus den Domänen für immer verweigerte. M.s Versuch, als Mittelpunkt einer Republik seine alte Municipalverfassung besser zu organisiren, scheiterte stets an der Eifersucht der guelfischen und ghibellinischen Partei, die sich einander die Oberherrschaft streitig machten, jene vom Hause della Torre, diese von der Familie Visconti angeführt. Zuerst behauptete sich seit 1237 das Haus Torre in der Würde des Podesta, bis es infolge eines Aufstandes gegen den Kaiser Heinrich VII. 1311 gestürzt und Matteo Visconti als kaiserl. Vicarius eingesetzt wurde. Schon dieser erlangte die Herrschaft über Pavia, Como, Lodi, Piacenza, Tortona, Alessandria, Novara, Bergamo und andere Städte der Lombardei, woraus 1395 das Herzogthum Mailand (s. d.) hervorging, dessen Schicksale fortan die Hauptstadt theilte. Seit 1545 spanisch, wurde die Stadt 1714 österreichisch. Im franz. Revolutionskriege besetzte sie Bonaparte 14. Mai 1796 und erhielt 29. Juni auch die Citadelle. Letztere ward 24. Mai 1799 von den Oesterreichern erobert, aber 16. Juni 1800 nach der Convention von Alessandria wieder geräumt. Schon 2. Juni 1800 hatte Napoleon die Stadt wieder besetzt und die Proclamation der Cisalpinischen Republik (s. d.) erlassen, deren Hauptstadt M. wurde, sowie seit 1801 die Hauptstadt der Italienischen Republik und seit 1805 des Königreichs Italien, dessen Krone sich Napoleon 26. Mai aufsetzte. 1815 kam M. wieder an Oesterreich und blieb seitdem Hauptstadt des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und Sitz des Vicekönigs. Der Aufstand des J. 1848 begann zu M. mit blutigen Raufereien zwischen Militär und Civil, worauf 22. Febr. das Standrecht publicirt wurde. Während 17. März der Vicekönig Rainer abreiste und Graf O'Donnel interimistisch als Gouverneur eintrat, brach sodann 18. März der offene Aufstand aus. Der Befehlshaber der Truppen, Graf Radetzky, bezog das Castell, und erst nach dem blutigsten Straßen- und Barrikadenkampfe entschloß er sich 23. März zum Abzuge, worauf die Piemontesen die Stadt besetzten. Aber schon 6. Aug. 1848 mußte M., von den Piemontesen verlassen, an Radetzky capituliren, der mit 50000 Mann einzog und die Stadt in Belagerungszustand erklärte. Neue Unruhen im März 1849 wurden mit leichter Mühe unterdrückt, wie auch der Aufstand vom 6. Febr. 1853, der jedoch Belagerungszustand, Contributionen und andere Maßregeln zur Folge hatte. Am 5. Juni 1859 mußten die Oesterreicher infolge der Schlacht von Magenta M. räumen und an Napoleon III. überlassen, der es dann im Züricher Frieden an Piemont abtrat. Die gegenwärtige ital. Provinz M., eine der bevölkertsten Gegenden Europas, hat ein Areal von 54,35 Q.-M., zählt 948320 E. (somit 17459 auf die Quadratmeile) und zerfällt in die fünf Districte M., Abbiategrasso, Gallarate, Lodi und Monza. Vgl. Giulini, «Memorie spettanti alla storia e al governo di Milano» (10 Bde., Mail. 1760—70); Verri, «Storia di Milano» (2 Bde., Mail. 1783; neue Aufl., 4 Bde., 1830; fortgesetzt von Custodi, 4 Bde., Mail. 1837); Rosmini, «Istoria di Milano» (4 Bde., Mail. 1820); Cantù, «Milano e il suo territorio» (2 Bde., Mail. 1844); Cusani, «Storia di Milano» (Bd. 1—3, Mail. 1862—65).

Mailáth (Joh., Graf), Geschichtschreiber und Dichter, wurde aus einer altadelichen ungar. Familie zu Pesth 5. Oct. 1786 geboren. Sein Vater, Joseph, Graf M. (geb. 1735, gest. 1810), war österr. Staats- und Conferenzminister und wurde 1783 in den deutschen Grafenstand erhoben. Der junge M. studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat dann in den Staatsdienst, den er nach zehn Jahren eines Augenübels wegen verlassen mußte. Nach seiner Wiederherstellung widmete er sich ausschließlich der Literatur und schriftstellerischen Thätigkeit. Er lebte seitdem in Pesth und Wien, später in München, bis ihn seine bedrängte äußere Lage zu dem Entschlusse führte, 3. Jan. 1855, zugleich mit seiner Tochter Henriette M. (geb. 1811) den Tod im Starnbergersee zu suchen. M.'s frühere Schriften gehören vorzugsweise dem poetischen Gebiete an. Besondere Erwähnung verdienen: der von ihm mit Köffinger herausgegebene «Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte» (Pesth 1818); «Altdeutsche Gedichte» (Stuttg. 1819), eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Codex enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Uebertragung; seine lyrischen «Gedichte» (Wien 1824); die «Magyarischen Sagen

und Märchen und Erzählungen» (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bdchn., Stuttg. und Tüb. 1837); seine Uebersetzung «Magyarischer Gedichte» (Stuttg. 1825) und die gelungene Uebertragung von «Himfy's (Kisfaludy's) auserlesenen Liebeliedern» (mit Originaltext, Pesth 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pesth 1831). Seinen eigentlichen Ruf begründete jedoch M. durch histor. Arbeiten, von denen die bedeutendsten sind die «Geschichte der Magyaren» (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, Regensb. 1852—53) und die «Geschichte des österr. Kaiserstaats» (5 Bde., Hamb. 1834—50). Ferner verdienen noch Erwähnung: «Der ungar. Reichstag 1830» (Pesth 1831); «Geschichte der Stadt Wien» (Wien 1832); «Leben der Sophie Müller» (Wien 1832); «Das ungar. Urbarialsystem» (Pesth 1838); «Die Religionswirren in Ungarn» (2 Bde., Regensb. 1845). Außerdem lieferte er eine «Ungar. Sprachlehre» (Pesth 1830; 3. Aufl. 1838), eine «Mnemonik» (Wien 1842) und schrieb «Ueber den thierischen Magnetismus als Heilkraft» (Regensb. 1852). Auch gab er das Taschenbuch «Iris» (Pesth 1839—44) heraus.

Mailáth von Székely (Georg von), ungar. Staatsmann, bekleidete während der ungar. Landtage von 1825 und 1830 die Würde des königl. Personals (Präsident der königl. Gerichtstafel) und führte als solcher mit großem Geschick den Vorsitz im Unterhause. 1839 wurde er Judex Curiae und präsidirte in dem Oberhause auf dem pesther Reichstage von 1848. Nach der Auflösung desselben zog er sich von dem polit. Schauplatze zurück und starb 11. April 1862. — Seinen Sohn, Georg von M., trafen die Ereignisse von 1848 als Obergespan des Tolnaer Comitats. Da er sich zu den conservativen Principien bekannte, zog er sich 1849 zurück und strebte nun mit seinen polit. Freunden (Graf Georg Apponyi, Graf Emil Dessewffy u. a.) dahin, so viel als möglich für Ungarn aus dem polit. Schiffbruch zu retten. Infolge der Octobererlasse von 1860 wurde er Tavernicus (Reichsschatzmeister) von Ungarn und Präses der königl. ungar. Statthalterei in Ofen. Nach der Auflösung des ungar. Reichstags von 1861 und der Einführung des Belagerungszustandes trat M. von seinem Posten zurück. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Schmerling erfolgte 27. Juli 1865 M.'s Berufung zum ungar. Hofkanzler.

Maimbourg (Louis), franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1610, trat mit seinem 16. J. in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallikanischen Neuerungen vertheidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. Dieses geschah 1682. Ludwig XIV. entschädigte ihn indessen für diese Härte durch eine Pension. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei St.-Victor zurück, wo er 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen histor. Schriften verdienen seine Geschichten des Wicliffismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87, oder 26 Bde. in 12.) und sein berühmter «Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques» (Par. 1685; neue Aufl., Nevers 1831) Erwähnung.

Maimonides, eigentlich Moses Ben-Maimon Ben-Joseph, arab. Abu-Amran-Musa-ibn-Abdalla, aus einem angesehenen jüd. Geschlechte, geb. in Cordova 30. März 1135, studirte die damalige Wissenschaft der Juden und Araber und die griech. Philosophie, namentlich Aristoteles in arab. Uebersetzungen, hörte arab. Philosophen und lernte die Heilkunde. Durch die Religionsverfolgungen der Almohaden gegen die Juden in Andalusien 1148 aus seinen Studien gerissen und zur Verheimlichung des Judenthums genöthigt, wendete er sich endlich mit seinem Vater noch vor 1160 nach Fez, reiste später nach Jerusalem, wo er sich 1165 befand, und nahm bald darauf seinen bleibenden Aufenthalt in Fostat, Kairo gegenüber. Hier verheirathet, lebte er anfangs vom Handel mit Edelsteinen, wurde aber sehr bald Leibarzt des Sultans von Aegypten und Oberhaupt der jüd. Gemeinde. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist und vor allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, unter Arabern und Juden. Er starb 13. Dec. 1204, und seine Leiche wurde nach Palästina gebracht. M., dessen Schriften schon bei seinem Leben übersetzt wurden, hat als Theolog und Gesetzlehrer einen großen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Judenthums gehabt. Die neuen Bahnen, die er betreten, wurden ein Kampfplatz für Wissenschaft und Orthodoxie, und schon im 13. Jahrh. lasen deutsche Theologen seine ins Lateinische übertragenen Bücher. Die vornehmsten Schriften des M. in arab. Sprache sind: «Der Führer der Verirrten» («More Nebochim»), eine philos. Begründung des jüd. Gesetzes (deutsch,

der dritte Theil von Scheyer, Frankf. 1838; der erste Theil von Fürstenthal, Krotoschin 1839); ein Compendium der Logik; ein Commentar der Mischna; eine Erläuterung der 613 Mosaischen Gesetze; Gutachten und Sendschreiben; verschiedene Abhandlungen, z. B. über die Einheit Gottes, die Auferstehung u. s. w.; mehrere medic. und diätetische Schriften, namentlich ein Auszug aus Galenus. In reinem Hebräisch schrieb er «Mischne Thora», später gewöhnlich «Das Werk» oder «Jad Chasaka» genannt, eine aus 982 Kapiteln bestehende Systematik des talmudischen Judenthums und ein bisjetzt unübertroffenes Meisterwerk. Auch übertrug er Avicenna's «Kanon» ins Hebräische. — Sein einziger Sohn, Abraham, geb. 1184, gest. 1254, der gleichfalls Leibarzt und Oberhaupt war, hat sich durch ein theol. Werk, «Das den Frommen Genügende», bekannt gemacht.

Main (lat. Moenus), der bedeutendste unter den rechten Nebenflüssen des Rhein und derjenige, welcher dessen Gebiet am meisten ostwärts, bis in das Herz von Deutschland erweitert, hat zwei Quellarme, den Weißen und den Rothen M., von denen der erstere auf dem Fichtelgebirge, am östl. Abhange des Ochsenkopfs, 2732 F. über dem Meere, entsteht und an Kulmbach vorüberfließt, der letztere, welcher der kleinere ist, in 1500 F. Seehöhe auf dem Frankenjura bei Lindenhart oberhalb Kreußen entspringt und Baireuth berührt. Beide vereinigen sich bei Schloß Steinhausen, 1 St. unterhalb Kulmbach, zum eigentlichen M., der, westwärts fließend, bei Güßbach unweit Baunach die Itz, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen, in Unterfranken die Fränkische Saale, bei Wertheim in Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig, im ehemaligen Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda aufnimmt und, nachdem er Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg, Offenbach und Frankfurt berührt hat, bei Castel, Mainz gegenüber, in einer Seehöhe von 240 F. und einer Breite von etwa 400 Schritt sich in den Rhein ergießt. In großen schlangenartigen Windungen sich langsam hinziehend, durchläuft er, während der Abstand der Quelle und der Mündung 34 M. beträgt, eine Strecke von 66 M.; sein Flußgebiet umfaßt 576 Q.-M. Nach Vereinigung mit der Regnitz wird der M. schiffbar; durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gesetzt. Die großen Krümmungen des M. vermindern zwar sein starkes Gefälle, aber sie vergrößern auch die Verzögerungen der Fahrt und die Kosten des Transports. Die verhältnißmäßig zu große Breite des Bettes und die deshalb zu geringe Tiefe des Flusses machen die Schiffahrt überdies sehr unsicher, in trockenen Sommern nicht selten unmöglich, sodaß alsdann große Fahrzeuge erst von Offenbach und Frankfurt aus fahren können. Der Dampfschiffahrt ist der M. seit 1842 durch die 1841 gegründete Main-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die ihren Sitz zu Würzburg hatte, geöffnet. Doch stellte man nach einigen Jahren die Dampffahrten auf dem obern M. wieder ein und beschränkte sie seit 1847 auf die Strecke von Würzburg nach Frankfurt und Mainz. In neuerer Zeit hat die Eisenbahn diese Dampfschiffahrt ganz außer Thätigkeit gesetzt. Der M. trägt mit seiner Umgebung den Charakter der Gleichmäßigkeit und Milde. Sein Thal, das mit Ausnahme des obersten Laufes durch Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein bricht, zeigt zwar häufig steile Gesteinwände, verleugnet aber in seiner Fruchtbarkeit und Cultur nicht den Gesammtcharakter seines Gebiets, des Frankenlandes. Die Gegenden von Bamberg, Würzburg und andere Strecken gehören zu den fruchtbarsten und bewohntesten Strichen Deutschlands. Getreide, Gemüse, feines Obst, Wein (s. Frankenwein) gedeihen in Fülle. — Die Mainlinie, in polit. Beziehung früher schon zuweilen als Scheidungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland bezeichnet, hat durch die Ereignisse von 1866 eine thatsächliche Bedeutung erlangt. Ihre militärische Wichtigkeit liegt darin, daß sie einem über den Rhein vordringenden Gegner zur Operationslinie bis in das Herz von Deutschland dienen kann. Die Gangbarkeit und Fruchtbarkeit des Landes zu beiden Seiten des Flusses, die Leichtigkeit, denselben zu überschreiten, die vielfachen Verbindungen beider Ufer begünstigen die Heeresbewegungen. Deshalb ist der Endpunkt der Mainlinie auch durch die starke Festung Mainz gedeckt, bisher Bundesfestung, seitdem mit ausschließlich preuß. Besatzung. Als strategische Vertheidigungslinie kann der M. im ganzen niemals angesehen werden; dem widerspricht schon sein Lauf und die Configuration des Terrains. Nur taktisch, d. h. für bestimmte Gefechtszwecke, ist der Fluß auf einzelne Strecken zu benutzen.

Maine hieß ehedem eine Provinz in Frankreich, die von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendômois begrenzt wurde und ungefähr die jetzigen Depart. Sarthe und Mayenne umfaßte. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um die Mitte des 11. Jahrh. an die Herzoge von der Normandie, zu Anfange des 12. Jahrh. an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen,

gelangte sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an dessen Bruder Karl, der sie auf seine Nachkommen vererbte, und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreich zurückfiel. Ein natürlicher Sohn Ludwig's XIV. und der Montespan führte den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

Maine, wahrscheinlich corrumpirt aus Mayenne, ist der Name für einen 1½ M. langen und schiffbaren rechten Nebenfluß der Loire in Westfrankreich, welcher aus der Vereinigung der Mayenne und der durch den Loir verstärkten Sarthe entsteht und unterhalb Angers mündet. Das nach ihm benannte Depart. Maine-Loire, das größtentheils aus der ehemaligen Provinz Anjou besteht und die Diöcese des Bischofs von Angers bildet, hat ein Areal von 129,33 Q.-M., zerfällt in die 5 Arrondissements Angers, Baugé, Cholet (früher Beaupréau), Saumur, und Segré, mit 34 Cantonen und 376 Gemeinden, zählt (1861) 526012 E. und hat zur Hauptstadt Angers (s. d.). Es wird von der westwärts strömenden Loire und ihren Nebenflüssen (dem Authion, der Maine nebst Mayenne, Sarthe und Loir, dem Thouet nebst der Dive, dem Layon und Evre) bewässert, besteht theils aus rebenbepflanzten Hügelgeländen, größtentheils aber aus welligen, von zahlreichen aber nicht tiefen Thälern durchschnittenen, mit Gräben, Hecken und Gehölzen bedeckten Ebenen und hat im allgemeinen ein gesundes Klima. Obgleich nicht ohne dürre Heideflächen, gehört es doch zu den fruchtbarsten Departements, ist besonders reich an Getreide und Wein, erzeugt Hanf und Flachs, Gemüse aller Art und vortreffliches Obst in Fülle. Zu diesem Bodenreichthume kommen noch Steinkohlengruben sowie Schiefer- und Steinbrüche. Ausgedehnte Wiesen und Weiden unterstützen die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht. Die Segeltuch-, Leinwand- und Wollzeugfabrikation ist hier vorgeschritten, und es haben die Baumwollspinnerei und -Weberei, Papierfabrikation, Färberei, Gerberei und einige andere Industriezweige einen nicht unbedeutenden Antheil an dem Reichthum und Flor des Departements. Der Handel, durch die Flußschiffahrt und die das Loirethal durchziehende Westbahn mit den Seitenbahnen nach Cholet und von Angers nach Le Mans begünstigt, wird hauptsächlich mit Getreide, Bohnen, Früchten (Katharinenpflaumen), Wolle, Hanf, Flachs, Vieh, Steinkohlen, Schiefer und verschiedenen Fabrikaten betrieben. Nächst Angers und Saumur (s. d.) ist die bedeutendste Stadt Cholet, seit 1857 Hauptort eines Arrondissements, 8 M. im SSW. von Angers, am Moine (Zufluß der Sèvre-Nantaise) und an der Eisenbahn gelegen, die südwärts nach Niort verlängert wird. Die Stadt hat 12735 E., ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht und eine Gewerbekammer und ist der Mittelpunkt einer beträchtlichen Industrie, an welcher etwa 120 Gemeinden im Umlande mit 50—60000 Arbeitern betheiligt sind, und die besonders in der Fabrikation von Taschentüchern, Leinwand, Flanell, Calicots, Percal und Wollzeugen besteht. Sehr bedeutend ist auch der Handel, namentlich mit Mastvieh, das aus Limousin, Poitou, Angoumois u. s. w. hierher geschickt wird.

Maine, der nordöstlichste der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 43° und 47° 24′ nördl. Br. gelegen, im N. von Canada, im O. von Neubraunschweig, im S. vom Meere, im W. von Neuhampshire begrenzt, zählte auf einem Areal von 1416 Q.-M. 1800 nur 151719, 1860 schon 628279 E., darunter nur 1327 freie Farbige. In dem Staate M. beginnt die Seenregion Nordamerikas, welche sich weit nach Westen erstreckt; der sechste Theil der Oberfläche besteht aus Wasser. Die zum acadischen Gebirgssysteme gehörigen Höhenzüge reichen bis an die Küste, welche mit ihren vielen Buchten, tief in das Land einschneidenden Fjorden und der großen Menge vorliegender Inseln einen durchaus norweg. Charakter darbietet. Die größten Binnenseen sind der Moosehead, Sebago, Chesunkook und Umbagog; die wichtigsten Flüsse der Penobscot, 60 M. lang und schiffbar bis Bangor; der Kennebec, 43 M. lang, für große Seeschiffe bis Augusta, für kleinere Fahrzeuge bis Hallowell fahrbar; der St.-Johns, welcher einen Theil der Grenze gegen Neubraunschweig bildet. Das Klima, im Sommer heiß, im Winter streng kalt, ist gesund. Der im allgemeinen fruchtbare Boden liefert Getreide, gute Kartoffeln und eignet sich auch theilweise zur Viehzucht. Die dichten Waldungen des Innern liefern viel Holz, welches nebst Marmor und Kalk das Hauptstapelproduct bildet. Fischfang, Schiffbau und Wollmanufactur sind die Haupterwerbszweige. M. hat eine günstige Handelslage und darum viel Verkehr im Innern und nach außen. Die Staatseinnahme betrug 1860: 401276, die Ausgabe 433354 Dollars. Die Zahl der Banken war 71, mit einem Gesammtkapital von 15,599511 Dollars. Die Länge der bis 1860 vollendeten Eisenbahnen belief sich auf 472 engl. M., und die Staatsschuld erreichte in demselben Jahre die Höhe von 1,162727 Dollars. Der Gouverneur bezieht jährlich 1500 Dollars. Diesem zur Seite stehen sieben Räthe, die von

der Legislatur gewählt werden. Der Senat zählt 31, das Repräsentantenhaus 151 Mitglieder. Sämmtliche Wahlen gelten auf ein Jahr. Wähler ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der 21 J. alt ist, drei Monate vor der Wahl im Staate ansässig war, kein Almosen empfängt und nicht unter Vormundschaft steht. Auf den Congreß schickt M. fünf Repräsentanten. Außer dem 1794 gegründeten und 1802 mit einer medic. Facultät verbundenen Bowdoin-College zu Brunswic, dem Waterville-College und einigen andern höhern Lehranstalten hat die Stadt 3350 Bezirksschulen. M. wurde seit 1630 colonisirt, gehörte seit 1652 als District zu Massachusetts und trat erst 1820 als selbständiger Staat der Union bei. Der Sitz der Regierung ist Augusta, am Kennebec und 9 M. vom Meere, mit 7609 E., sechs Kirchen, einem Staatshaus, Zeughaus der Union, Irrenhaus und einer höhern Lehranstalt. Die größte Stadt aber ist Portland an der Cascobai in malerischer Umgebung, mit 26341 E., einem trefflichen, geräumigen Hafen, den die Forts Preble und Scammel schützen, einer Sternwarte auf dem Mount-Joy und bedeutendem Handel mit Landesproducten, auch nach Westindien. Die Stadt, welche im Juli 1866 fast ganz durch Feuer zerstört wurde, steht mit dem übrigen Neuengland in Eisenbahnverbindung und ist der Endpunkt der aus Canada herkommenden Atlantischen- und St.-Lorenz-Eisenbahn. Die Stadt Bangor am Penobscot, 13 M. vom Meere, erst 1769 erbaut, zählt 16407 E., hat eine höhere theol. Lehranstalt und treibt sehr bedeutenden Holzhandel.

Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von), der natürliche Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan (s. d.), geb. 31. März 1670 zu Versailles, erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon (s. d.) zur Erzieherin und erwarb sich durch schnelle Entwickelung seiner Geistesanlagen die besondere Gunst des königl. Vaters. 1673 wurde er legitimirt, und 1682 erhielt er das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon, die ihre Zöglinge sehr liebte, ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt, und 1714 erklärte er dieselben sogar thronfähig, im Fall die rechtmäßigen Bourbonen aussterben würden. Ueberdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwig XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Diese Anordnungen hatte die Maintenon für gut befunden, um dem Herzog Philipp von Orleans (s. d.), dem künftigen Regenten, so viel als möglich an Macht zu entziehen. Der Regent unterdrückte aber nach Ludwig's XIV. Tode sogleich diese Bestimmungen und hob auch 1717 das Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Geblüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem span. Minister Alberoni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten ein. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der span. Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orleans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenrufen, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M. wurde auf das Schloß Dourlans, seine Gemahlin aber nach Dijon, sodann nach Châlons geführt. Der Herzog selbst konnte nicht überführt werden und erhielt nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin gestand jedoch den Zusammenhang der Intrigue und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan beide, umgeben von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb 14. Mai 1736, seine Gemahlin erst 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit denen das Haus Maine wieder erlosch.

Mainoten (Manioten) heißen die Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, der die gebirgige, vom Pentadaktylon oder Taygetusgebirge (jetzt Eliasberg) gebildete Halbinsel zwischen den Meerbusen von Kolokythia und Koron im südl. Morea begreift und jetzt zur Provinz Lakonien im Königreich Griechenland gehört. Sie sind öfters für Nachkommen der alten Spartaner, in deren Lande sie wohnen, gehalten worden; wahrscheinlich aber sind sie, wenigstens zum größten Theil, Slawen, die sich mit Griechen zur Zeit der großen slaw. Wanderung in die Halbinsel vermischten. Ihre Anzahl beträgt gegen 60000. Sie sind wild, kühn, freiheitliebend, blutdürstig und räuberisch, treiben Ackerbau, Viehzucht, Oelbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig, streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griech. Kirche. Zur Zeit der türk. Herrschaft wußten sie, von der Natur ihres schwerzugänglichen Landes geschützt, ihre factische Unabhängigkeit zu bewahren. Sie standen unter erblichen Häuptlingen, welche in den

einzelnen Ortschaften herrschten. Sämmtliche Orte bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitanys standen, und über diesen wieder stand ein Bei. Wie mit den Türken, waren die einzelnen Häuptlinge auch unter sich in dauerndem Kriege begriffen, zu dem besonders Blutrache Veranlassung gab. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Beis, Petros Mauromichalis, wurde ihre Selbständigkeit erschüttert. 1834 empörten sie sich gegen die Regentschaft des Königreichs, wurden aber durch die bair. Truppen niedergeworfen. Zwar regten sie sich in den polit. Stürmen, welche das Königreich Griechenland bewegten, wiederholt, erlangten aber die alte Unabhängigkeit nicht wieder und mußten sich selbst der so verhaßten Conscription unterwerfen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise von), Geliebte und später heimliche Gemahlin Ludwig's XIV. (s. d.), stammte aus einer prot. Adelsfamilie und wurde 27. Nov. 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, ein Abenteurer, eingeschlossen saß. Ihre Aeltern führten sie im Alter von drei Jahren mit nach Amerika. Nach dem Tode des Vaters kehrte die elfjährige Tochter mit der Mutter nach Frankreich zurück. Da letztere ebenfalls starb, kam das Mädchen zu einer Tante, Namens De Villette, die sie mit großer Härte behandelte und in der reform. Religion erzog. Im Alter von 16 J. machte sie zu Paris die Bekanntschaft des Dichters Scarron (s. d.), der ihr, angezogen von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer hülflosen Lage, freistellte, ob sie von ihm die Summe zum Eintritt in ein Kloster oder seine Hand annehmen wollte. Obgleich Scarron gelähmt und misgestaltet war, wählte sie doch das letztere und lebte nun in der geistreichen Gesellschaft, die sich in dem Hause des Dichters vereinigte. Als Scarron 1660 starb, gerieth sie in drückende Noth, bewahrte jedoch mit Klugheit ihren guten Ruf, obschon sie als genaue Freundin der Ninon de Lenclos (s. d.) galt. Sie stand im Begriff, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als sie durch Frau von Montespan (s. d.), die damals noch nicht die Geliebte des Königs war, eine Pension vom Hofe erhielt. Vier Jahre später wurde sie die Erzieherin der beiden Söhne, welche die Montespan Ludwig XIV. gebar. In dieser Stellung lernte sie der König kennen, auf den ihre gesuchte Strenge und ihre Zurückhaltung anfangs einen ungünstigen Eindruck machten. Doch war Ludwig mit ihren Leistungen so zufrieden, daß er ihr 100000 Livres schenkte, für welche sie das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie auch annahm. Durch kluges Betragen wußte sie indeß allmählich das Herz des Königs zu erobern und ihre Wohlthäterin aus dessen Gunst zu verdrängen. Sie bildete den hochmüthigen, wollüstigen Monarchen zum Frömmler und erlangte so große Gewalt über ihn, daß er um 1685 sogar in eine heimliche Vermählung mit ihr willigte. Obschon sie vorgab, sich nicht in die Politik mischen zu wollen, begann doch hiermit ihr mächtiger und unseliger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Im Bunde mit der Hofgeistlichkeit unterstützte sie die Verfolgung und gewaltsame Bekehrung der Hugenotten (s. d.) und betrieb die Aufhebung des Edicts von Nantes. Ihre Creaturen wurden Minister und Generale oder erhielten Pensionen, die den Schatz bedrückten. Die Hofleute und Beamten verwandelten sich in Frömmler, um die Gunst der mächtigen Frau zu erlangen. Umgeben von Glanz und Glück, wie eine Königin geehrt, fühlte sie sich dennoch unglücklich und sehnte sich in die Dürftigkeit zurück. Es fiel ihr ebenso schwer, den alten, mürrischen, vom Unglück gebeugten König zu erheitern, wie den Haß zu ertragen, den das Volk nicht mit Unrecht auf sie warf. Als Ludwig 1715 starb, zog sie sich in die Abtei St.-Cyr zurück, die auf ihren Wunsch 30 J. vorher in ein Fräuleinstift verwandelt worden war. Hier starb sie 15. April 1719. Sie empfing bis zu ihrem Ende die Ehren einer Königswitwe, wiewol sie nie Anspruch darauf erhob, noch über ihre Vermählung eine Erklärung gab. Ihre «Mémoires» (6 Bde., Amsterd. 1755) sind ein Machwerk Beaumelle's. Derselbe gab auch ihre Briefe (9 Bde., Amsterd. 1756 u. öfter; beste Ausg., 3 Bde., Par. 1815) heraus, die vom Geiste und von der Bildung der Verfasserin zeugen und bei aller Zurückhaltung für die Geschichte der Zeit wichtig sind. Ferner erschienen «Lettres inédites de Madame de M. et de la princesse des Ursins» (4 Bde., Par. 1814 und 1826). Eine Gesammtausgabe ihrer Correspondenz hat neuerdings Lavallée (Par. 1865 fg.) begonnen. Vgl. Caraccioli, «Vie de Madame de M.» (Par. 1786); Frau von Genlis, «Histoire de Madame de M.» (2 Bde., Par. 1806; deutsch, Lpz. 1807).

Mainz, das ehemalige Erzstift im Niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war, umfaßte bis zur Zeit des Luneviller Friedens ein Areal von 150 Q.-M. mit ungefähr 209000 E. Die kurmainz. Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; nament-

lich gehörten dazu Erfurt und das Eichsfeld. Durch den Luneviller Frieden von 1801 wurde die Stadt Mainz nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750; der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das J. 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten waren die ausgezeichnetsten: Hrabanus Maurus (s. d.), gest. 856; Hatto I., zur Zeit Ludwig's des Kindes und Konrad's I.; Hatto II., von dem der Mäusethurm herrühren soll, gest. 970; Willigis, gest. 1011, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und franz. Concilien zu präsidiren; Siegfried II., als Feind Kaiser Friedrich's II. berüchtigt; Albrecht von Brandenburg, zur Zeit der Reformation; Joh. Phil. von Schönborn, gleich einsichtig als Fürst wie als Staatsmann, geb. 1605, gest. 1673, der mit Eifer den Wohlstand seines Landes förderte, M. befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war Friedrich Karl von Erthal, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserzkanzler der bisherige Coadjutor Karl Theodor von Dalberg (s. d.), der 1806 souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherr verzichten mußte. Vgl. Würdtwein, «Dioecesis Moguntina» (3 Bde., Manh. 1769—77); «Der Untergang des Kurfürstenthums M.» (Frankf. 1839); Stumpf, «Acta Moguntina» (Innsbr. 1863).

Mainz (Moguntia oder Moguntiacum), die alte Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hess. Rheinprovinz und bis Mitte 1866 eine deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rhein, da, wo er den Main aufgenommen hat, am Abhange eines Hügels. Eine 740 Schritt lange Schiffbrücke führt über den Rheinstrom nach dem am rechten Ufer des Main gelegenen Städtchen Castel (s. d.), welches zu dem weitläufigen Befestigungssysteme der Stadt gehört. Die Verbindung mit dem linken Mainufer besteht durch die oberhalb M. außerhalb des Hauptwalles, aber noch innerhalb der Außenwerke liegende, von Oberbaurath Laves 1862 mit einem Kostenaufwande von 1 Mill. Thlrn. erbaute Eisenbahnbrücke von 1029 Meter Länge, welche wegen der Größe der Spannweite ihrer vier Hauptöffnungen (jede von 400 F.) und dem verhältnißmäßig geringen Aufwande an Baumaterial (40000 Ctr. Eisen) zu den bedeutendsten Brückenbauten der Neuzeit gehört. M. ist durch seine Lage ein Punkt von großer militärischer Bedeutung, und es vereinigen sich hier die von Frankreich nach dem Herzen Deutschlands führenden Hauptcommunicationen. Der Besitz des Platzes gestattet jederzeit, Truppenmassen von dem einen Ufer auf das andere zu werfen, indem er bei einem unglücklichen Ausgange den Rückzug auf das andere Ufer sichert und selbst größern Heeren zwischen den weit vorgeschobenen Außenwerken einen gegen feindliche Angriffe gesicherten Lagerraum bietet. Die Befestigungen zerfallen in drei völlig voneinander getrennte Theile: die der Stadt M. am linken Rheinufer und der unterhalb derselben liegenden Inseln (Ingelheimer- und Petersaue), die des Städtchens Castel, und die auf dem linken Mainufer. Die Stadt selbst wird von einer Umwallung umschlossen, welcher eine doppelte Reihe detachirter Forts vorgeschoben sind. Der etwa $^3/_4$ M. lange Hauptwall ist eine der wenigen noch nach dem Tenaillensysteme ausgeführten Befestigungen. Derselbe besteht aus 14 Bastionen mit dazwischenliegenden Ravelinen und einer nach dem Bastionärsysteme auf dem höchsten Punkte der Stadt erbauten Citadelle, welche, den Hauptwall unterbrechend, durch einen davorliegenden Wall dem directen Angriff entzogen wird. Die Gräben des Hauptwalles sind trocken, jedoch kann der an den Rhein stoßende Theil derselben durch Stauvorrichtungen mit Wasser gefüllt werden. Nach dem Rheine zu ist die Stadt durch eine Mauer geschlossen. Die erste, vom Hauptwall etwa 500 Schritt entfernte Linie der Außenwerke besteht aus acht detachirten Forts, die äußere, höchstens 2000 Schritt abgelegene aus zehn Forts und dem Zahlbacher Thurme. Zwischen beiden Linien befinden sich noch vier Forts und der Binger Thurm. Die beiden Rheininseln haben außer einigen schwachen Erdwerken nur einen Mauerbau, den Petersauer Thurm. Die Befestigungen von Castel bestehen aus einem mit fünf Bastionen versehenen Hauptwalle, vor welchem vier weiter vorgeschobene detachirte Raveline liegen. Längs dem Rheine ist der Abschluß durch eine Mauer bewirkt, die von einer großen bombenfesten Kaserne, das Reduit der ganzen Befestigung, flankirt wird. Der Anschluß an die Verschanzungen der Inseln stromab und an die des linken Mainufers stromauf ist durch die unmittelbar am Rheine liegenden vier Werke (Fort Großherzog von Hessen, Obere,

Mittlere und Untere Rheinschanze, die drei letztern durch einen Gedeckten Weg verbunden) bewerkstelligt. Das linke Mainufer endlich ist durch zwei detachirte Werke, die Forts Mainspitze und Gustavsburg (erst 1865 erbaut) vertheidigt, die rechts und links von der Eisenbahnbrücke nur in geringer Entfernung vom Rheine liegen. Neuerdings ist für die bombensichere Unterbringung von Mannschaft und Vorräthen durch Erbauung mehrerer größerer bombenfester Kasernen, eines großen Kriegshospitals, eines Proviantmagazins u. s. w. viel geschehen. Auch sind an den Festungswerken mannichfache, durch die Vervollkommnung der Artillerie veranlaßte Veränderungen gemacht worden.

M. ist eine der ältesten Städte in Deutschland und im Geschmacke des Mittelalters gebaut. Bis in die neueste Zeit hatte es außer einzelnen schönen Privatgebäuden wenig ansehnliche Häuser und meist enge, winkelige Straßen. In den letzten Jahrzehnten geschah jedoch durch das Zusammenwirken von Staat, Gemeinde und Privaten ungemein viel für die Verschönerung der Stadt, sodaß ganz neue Straßen, ja Quartiere erstanden, darunter namentlich der sog. Neue Kästrich (Castellum novum), auf dem Platze, wo zu den Römerzeiten die alte Stadt gestanden, mit einer unvergleichlichen Aussicht von 8—10 Stunden im Rundkreis. Von den 27 öffentlichen Plätzen sind der Gutenbergsplatz mit der 1837 errichteten Standsäule Gutenberg's und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse die schönsten. Auf dem Schillerplatze (früher Thiermarkt) erhebt sich seit 1862 das eherne Standbild Schiller's. Unter den elf Kirchen zeichnen sich aus: die schöne Ignatiuskirche, deren Decke mit trefflichen Gemälden, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darstellen, geziert ist, und die Domkirche, 356 F. lang, 140 F. breit, mit einem 390 F. hohen Hauptthurme und sechs kleinen Thürmen und im Innern mit 14 Altären und 20 Nebenkapellen, darunter eine unterirdische. Die Domkirche litt besonders durch die Belagerung von 1793; von ihrem ehemaligen großen Schatze und ihrer beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig, und selbst viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern sind zerstört. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das ehemalige kurfürstl. Schloß, seit 1844 restaurirt; das deutsche Ordenshaus und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus, die der Stadt von der Rheinseite her ein imposantes Ansehen geben. Die ehemaligen kurfürstl. Schlösser, die Favorite und die Martinsburg, welche beide zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind abgebrochen. Zu den Merkwürdigkeiten aus röm. Zeit gehören auch der sog. Eichelstein, auf einer Bastion der Citadelle, eine Steinmasse, die man für ein Denkmal des röm. Feldherrn Drusus hält, und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer Wasserleitung nebst 18 Pfeilern einer Brücke, unweit des Dorfes Zahlbach, die man gleichfalls von Drusus erbaut glaubt. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu M. ein Gymnasium (an Stelle der 1477 begründeten und 1798 eingegangenen Universität), ein Priesterseminar und eine Realschule. In dem kurfürstl. Schlosse befinden sich die Stadtbibliothek (90000 Bände), die Bildergalerie, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung, die Sammlung alterthümlicher Funde der nächsten Umgegend und das Römisch-Germanische Museum. Letzteres ist eine Centralsammlung vorchristl. Alterthümer, welche im Auftrage der Historischen Vereine Deutschlands die wichtigern Gegenstände dieser Art aus allen deutschen Museen in getreuen Nachbildungen in sich vereinigen soll.

M. ist Sitz der Provinzialdirection für Rheinhessen, eines Bischofs, eines Obergerichts, eines Superintendenten, ferner eines Bezirks- und eines Handelsgerichts, eines Kreisamts und zweier Friedensgerichte. Einschließlich des Dorfes Zahlbach, aber ohne die Besatzung, hat die Stadt 42704 E., die, bis auf etwa 6000 Protestanten und 2500 Juden, sich zum Katholicismus bekennen. M. ist einer der wichtigsten Verkehrsplätze am Rhein. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon I. einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit großen Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. Eine bedeutende Förderung erhielt in neuerer Zeit der Verkehr durch die Anlage von Eisenbahnen (seit 1845), von denen gegenwärtig fünf (nach Bingen, Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt und Worms) in M. zusammenlaufen. 1850 passirten das Rheinzollamt M. 11334, 1860 bereits 18402 Schiffe; außerdem gingen 1851 343969, 1861 458749 Kubikmeter Holz vorbei. 1861 kamen im Freihafen an 1,042851 Ctr. Güter vom Unterrhein, 54911 Ctr. vom Oberrhein, 155022 vom Main; gleichzeitig gingen vorüber zu Berg 8,209954, zu Thal 5,110198, nach dem Main 1,861363 Ctr. Zur Förderung des Stromverkehrs bestehen zu M. eine Dampfschiffahrtsgesellschaft und eine Rheinschiffahrts-Assecuranzgesellschaft. Hauptgegenstände des Handels sind Holz, Getreide und Wein, welche besonders nach den Niederlanden und dem nördl. Deutschland gehen. 1866 zählte man in M. nicht

weniger als 140 Weinhandlungen nebst bedeutenden Fabriken moussirenden Rheinweins. Auch die gewerbliche Industrie hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Gegenstände derselben sind Glas- und Wachsperlen, Hüte, Seife, Tabak, Weinessig, Wagen, physik. und musikalische Instrumente, Chemikalien, Bier. Die mainzer Leder-, Möbel- und Schuhmacherarbeiten haben europ. Ruf.

Wo jetzt M. liegt, legte 13 v. Chr. Drusus ein Castell, genannt Magontiacum, an, in dessen Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. 406 wurde dieselbe von den Vandalen völlig zerstört und blieb zwei Jahrhunderte in Trümmern, bis der fränk. König Dagobert um 612 sie wieder aufbaute und bis zum Rhein ausdehnte. Den eigentlichen Grund zu ihrem raschen Emporblühen legte aber Karl d. Gr. durch neue Bauten und Bewilligung von Freiheiten und Bonifacius durch Gründung des dasigen Erzbisthums. In der Mitte des 13. Jahrh. stellte sich M. an die Spitze des Rheinischen Städtebundes. Durch Gutenberg wurde es die Wiege der Buchdruckerkunst. In dem Streite zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether von Isenburg und dessen Nebenbuhler Adolf von Nassau kam M. durch Eroberung des letztern an das Erzstift, welchem der Kaiser Maximilian sie 1486 förmlich einverleibte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1631 vom Könige von Schweden, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert. Nachdem sie im Westfälischen Frieden zurückgegeben worden, nahmen sie, trotz der unter dem Kurfürsten Johann Philipp durch den Italiener Spalla angelegten neuen Befestigungen, 1688 die Franzosen wieder ein, denen sie aber 1689 die Sachsen und Baiern entrissen. Am 14. Oct. 1792 fiel die Stadt durch Verrath und Feigheit in die Hände des franz. Generals Custine, doch wurde sie 22. Juli 1793 wieder von den Preußen unter Kalckreuth genommen. Von den Franzosen 1794 von neuem eingeschlossen, befreite sie 1795 der österr. Feldmarschall Clerfayt, der 29. Oct. unvermerkt der Festung sich näherte, über den Rhein ging, die franz. Verschanzungen überfiel und die Stadt nebst allem Geschütz mit Sturm eroberte. Im Frieden zu Luneville kam M. 1801 an Frankreich. Durch den Wiener Congreß wurde es 1814 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß es in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von österr., preuß. und hess. Truppen gemeinschaftlich besetzt würde. Oesterreich und Preußen besetzten abwechselnd von fünf zu fünf Jahren die Stelle des Gouverneurs, Vicegouverneurs und Festungscommandanten in der Art, daß, wenn Oesterreich die beiden erstern, Preußen den letztern ernannte, und umgekehrt. Die Artilleriedirection hatte Oesterreich, die Geniedirection Preußen. Infolge der Karlsbader Beschlüsse versammelte sich in M. 1819 die Central-Untersuchungscommission zur Ermittelung der sog. Demagogischen Umtriebe, die 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihre Bemühungen einstellte. Im März und Mai des J. 1848 befand sich die Bevölkerung von M. wiederholt in großer Aufregung, und 21. Mai entspann sich ein blutiger Straßenkampf zwischen Bürgern und der preuß. Besatzung, der die Erklärung des Belagerungszustandes zur Folge hatte. Am 29. Mai traf hierauf eine Commission der deutschen Nationalversammlung ein, die sich über den Stand der Dinge unterrichten sollte und das Kriegsgesetz wieder aufhob. Kurz vor Ausbruch des Deutschen Kriegs verließen infolge Bundestagsbeschlusses im Juni 1866 die österr. und preuß. Truppen die Festung, worauf dieselbe von Truppentheilen des 8. Armeecorps unter Prinz Ludwig von Hessen besetzt wurde. Mit Beendigung des Kriegs rückten nach Uebereinkunft Preußen ein, die durch Friedensvertrag im Aug. das alleinige Besatzungsrecht erlangten. Vgl. Werner, «Der Dom von M. und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe bis zur Translation des bischöfl. Sitzes nach Regensburg» (2 Bde., Mainz 1827—29); Schaab, «Geschichte der Stadt M.» (2 Bde., Mainz 1841—44); derselbe, «Geschichte der Bundesfestung M.» (Mainz 1835); Klein, «M. und seine Umgebungen» (Mainz 1857); Hennes, «Die Belagerung von M. im J. 1689» (Mainz 1864).

Maire heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem german. Maier (s. d.) und dieses anscheinend dem lat. Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch Spuren vorhanden waren, gab es Maires. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeindewesen wieder auf Grund der communalen Selbständigkeit, und die Stellung des von den Gemeindebürgern zu wählenden M. entsprach ungefähr der unserer Bürgermeister und Ortsrichter oder dem Amte des engl. Mayor. Durch die Constitution von 1799 ward jedoch die Ernennung des M. der Regierung zugesprochen, und obgleich spätere Gesetze und Verordnungen an der Gemeindeverfassung einiges änderten, ist doch die Abhängigkeit der Com-

munalverwaltung von dem Willen der Regierung immer beibehalten und in dem Gesetze vom 5. Mai 1855 noch vergrößert worden. Der M. wird hiernach für den Hauptort des Departements, Bezirks und Cantons sowie für Gemeinden von wenigstens 3000 E. durch den Kaiser, in geringern Orten durch den Präfecten ernannt. Wählbar sind nur solche, welche das 25. Lebensjahr erreicht haben, directe Steuern zahlen, auch nicht bestimmten Klassen von Angestellten oder einem Stande angehören, der, wie der Militärstand, von diesem Amte ausschließt. Der M. ist zugleich richterlicher und Verwaltungsbeamter. In der erstern Eigenschaft besorgt er die Einträge in das Civilstandsregister, betheiligt sich mit an den Geschäften der gerichtlichen Polizei und erkennt als Polizeirichter hinsichtlich geringer Uebertretungen, vorausgesetzt, daß deren Urheber in seiner Gemeinde auf frischer That betroffen wurden oder sich daselbst aufhalten, und daß die Zeugen ebenfalls dort einheimisch sind. In administrativer Beziehung kommt ihm die Ausführung der an ihn gerichteten Verordnungen, die Handhabung der Ortspolizei, die Verwaltung der Communaleinkünfte, die Leitung der Gemeindebauten, die Berathung der Gemeindemitglieder zu. Je nach der Volkszahl der Gemeinde hat der M. einen oder mehrere Gehülfen (adjoints), welche ebenfalls von der Regierung ernannt sind und ihn in Behinderungsfällen vertreten. Der Präfect ist zwar befugt, den M. in der Amtsführung vorläufig zu suspendiren, die Absetzung kann jedoch nur durch den Minister im Namen des Kaisers ausgesprochen werden.

Mais (Zea L.) heißt eine zur 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Gramineen gehörende Gattung amerik. Getreidearten, welche sich durch einhäusige Blüten auszeichnet, von denen die männlichen auf der Spitze des Halms eine ausgebreitete Rispe (Fahne) bilden und die weiblichen blattwinkelständige Kolben ausmachen, die in den Blattscheiben eingeschlossen sind, aus denen nur die langen Narben als ein Schopf federiger Fäden heraushängen. Der gemeine M. (Z. Mays L.), auch Welschkorn, Türkischer Weizen und Kukurutz genannt, stammt ursprünglich aus dem wärmern Amerika, wo er seit alter Zeit angebaut worden sein muß, da Maiskolben in den Gräbern der Inkas gefunden worden sind und solche auch in Mexico zu den religiösen Gebräuchen verwendet wurden. Aus Südamerika kam er durch Columbus nach Spanien, wo er schon um 1520 gepflanzt wurde. Um 1560 gelangte dieses Getreide nach Italien, und jetzt wird es in der ganzen südl. Hälfte Europas angebaut. Der M. gehört zu den wichtigsten Getreidearten und ist zugleich äußerst ergiebig. In Europa, Asien, Afrika und Amerika lebt ein großer Theil der Völker vom Maismehle. Man hat eine Menge von Spielarten, hohen und niedrigen M. (Riesen- und Zwergmais), mit gelben, weißen, braunrothen, violetten und glasartigen, durchscheinenden Körnern, mit zusammengedrückt-rundlichen, kleinen oder großen, seltener mit länglichen Körnern. Die hoch werdenden Sorten mit großen, breitgedrückten Körnern sind unter dem Namen Pferdezahnmais bekannt. Dieselben stammen vorzugsweise aus Nordamerika und sind wegen ihrer Ergiebigkeit und weil sie in unserm Klima gut gedeihen, sehr geschätzt. Kleinkörnige Sorten mit rundlichen, glasartigen Körnern nennt man Perlmais. Für Deutschland zum Anbau am geeignetsten ist der gemeine gelbe M. Der M. gewährt in allen seinen Theilen großen Nutzen. Die Körner geben eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu allerhand Backwerk, in Italien namentlich zu Maccaroni und Polenta. Zu Brot aber ist das Maismehl nicht geeignet; für diesen Zweck muß es erst mit Roggen- oder Weizenmehl gemengt werden. Auch bereitet man daraus Bier und Essig. Uebrigens sind die reifen Körner und die unreifen milchigen Kolben geröstet, gebraten und warm gegessen sehr schmackhaft. Die unreifen Kolben werden bei uns häufig wie saure Gurken eingemacht. Das Mark der Halme enthält vor der Blütezeit eine große Menge süßen, zur Sirup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes, gedeihliches Futter, was auch von der Maispflanze als Grünfutter und von den getrockneten Blättern gilt. Die Maisstengel lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden, auch werden sie zum Korbflechten benutzt. Die Fasern der Stengel sowie die Blätter geben ein haltbares Gespinst, und die innersten Blätter, welche die Kolben umgeben, sind elastisch und lassen sich zum Auspolstern von Sesseln, Sätteln und zur Anfertigung guter, dauerhafter Matratzen verwenden. Neuerdings hat man in Oesterreich auch Papier daraus verfertigt. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der Maisentkörnerungsmaschinen, unter denen die amerik. und die Seidl'sche Maisdreschmaschine die vorzüglichsten sind.

Maische, s. Bier und Branntwein.

Maison (Nicolas Jos., Marquis), Marschall von Frankreich, geb. zu Epinay bei St.-Denis 19. Dec. 1771, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er trat 1792 in die Armee, war bereits bei Jemappes Hauptmann, wurde bei Fleurus 1794 schwer verwundet und kämpfte 1795

und 1796 in der Maas- und Sambrearmee. Von Jourdan zum Bataillonschef ernannt, focht er hierauf unter Bernadotte in Franken und ging dann zur Armee nach Italien, wo er sich bis zum Frieden von Campo-Formio vielfach auszeichnete. 1799 wurde er Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte; im folgenden Jahre kämpfte er in Holland, wo er wieder schwer verwundet wurde, und erhielt nach dem Frieden von Amiens das Commando im Depart. Tanaro. Als Bernadotte 1805 Hannover besetzte, begleitete er diesen und zeichnete sich dann in der Schlacht von Austerlitz aus. Im preuß. Feldzuge von 1806 war er Brigadegeneral, nahm an der Verfolgung Blücher's bis Lübeck theil und wurde Gouverneur dieser Stadt, 1807 aber Generalstabschef bei seinem Armeecorps. Unter dem Befehle des Marschalls Victor kämpfte er 1808 in Spanien; er trug 10. Nov. zum Siege bei Espinosa bei, mußte jedoch, vor Madrid schwer verwundet, nach Frankreich zurückkehren. Mit Bernadotte war er 1809 in Holland. Im russ. Feldzuge von 1812 erhob ihn Napoleon nach dem Gefechte bei Polock zum Divisionsgeneral. Nach Oudinot's Verwundung befehligte er das 2. Armeecorps, mit welchem er den Rückzug der Heerestrümmer nach der Weichsel deckte. Im Feldzuge von 1813 stand er im 5. Armeecorps unter Lauriston. In der Schlacht von Leipzig wurde er wiederum stark verwundet. Am 22. Dec. 1813 ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Oberbefehlshaber der Nordarmee, welche Belgien und Flandern vertheidigen sollte. M. zeigte in diesem Feldzuge großes militärisches Talent; von der feindlichen Uebermacht auf die Linie der Schelde zurückgedrängt, concentrirte er seine Kräfte zu Brüssel und schlug den General Thielemann noch am Tage der Uebergabe von Paris bei Courtray. Als er die Abdankung des Kaisers erfuhr, schloß er 12. April 1814 einen Waffenstillstand und unterwarf sich Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur der Hauptstadt ernannte. Als solcher führte er unter dem Herzoge von Berri den Befehl über das bei Paris versammelte Truppencorps. Als jedoch bei der Ankunft Napoleon's das ganze Offiziercorps überging, begab sich M. nach Gent zum Könige, der ihn nach der zweiten Restauration zum Gouverneur der ersten Militärdivision ernannte. Weil er sich als Mitglied des Kriegsgerichts über den Marschall Ney incompetent erklärte, fiel er in Ungnade und wurde zur 8. Militärdivision versetzt. Dessenungeachtet erhob ihn der König 1817 zum Marquis. 1828 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Morea. Er schiffte sich 14. Aug. mit 14000 Mann zu Toulouse ein, landete auf der Halbinsel und zwang Ibrahim-Pascha durch eine Convention vom 7. Sept. zur Einschiffung, worauf er Navarin, Modon, Koron und Patras ohne großen Widerstand nahm und die Halbinsel in Vertheidigungszustand zu setzen suchte. Nachdem er von seinem Hofe den Marschallsstab und den Befehl zur Rückkehr erhalten, traf er im Mai 1829 in Frankreich ein. Als ein fester Vertheidiger der constitutionellen Rechte erklärte er sich in der Revolution von 1830 für die Orleans, erhielt den Auftrag, Karl X. nach Cherbourg zu begleiten, und übernahm 2. Nov. auf einige Wochen das Ministerium des Auswärtigen. Hierauf ging er als Gesandter nach Wien, 1833 in gleicher Eigenschaft nach Petersburg. Am 30. April 1835 erhielt er das Kriegsministerium, das er bis zum 19. Sept. 1836 verwaltete. Seitdem zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb zu Paris 13. Febr. 1840.

Maistre (Jos., Graf von), geistreicher Vertreter der Staatstheorie des Absolutismus, geb. zu Chambéry 1. April 1754, war seit 1787 piemont. Senator, wanderte aber aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Später folgte er seinem Könige nach Sardinien und wurde 1803 Gesandter in Petersburg. Wegen seiner Verbindung mit den Jesuiten mußte er 1817 diese Stellung aufgeben und übernahm dann das Ministerium in Turin, wo er 26. Febr. 1821 starb. Als Schriftsteller trat er mit den zuerst anonym erschienenen «Considérations sur la France» (Par. 1796 u. öfter) auf, in denen er den Sturm der Revolution als ein nothwendiges Gottesgericht betrachtete. Seine strenge Lehre vom theokratischen Despotismus entwickelte er in dem «Essai sur le principe générateur des constitutions politiques» (Petersb. 1810; neue Ausg. Par. 1814) und vorzüglich in der sehr bekannten Schrift «Du pape» (2 Bde., Lyon 1820 u. öfter). Außerdem sind zu erwähnen: «Les soirées de St.-Pétersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence» (2 Bde., Par. 1822), «De l'église gallicane» (Par. 1821) und sein nachgelassenes «Examen critique de la philosophie de Bacon» (2 Bde., Par. 1831). M. ging sowol in seinen theol. wie in seinen polit. Ansichten von der Erbsünde aus, deren Sühnung die Lebensaufgabe des Menschen sei, und hieraus folgerte er, daß die Regierungen, welche den Menschen zur Buße anzuhalten haben, streng und absolut sein müßten. Nach seinem Tode erschienen die «Lettres et opuscules inédits» (2 Bde., Par. 1851). M.'s «Correspondance diplomatique» gab Blanc heraus (2 Bde., Par. 1860). Vgl. Glaser, «Graf Jos. M.» (Berl. 1865). — Xavier de M., des

vorigen jüngerer Bruder, russ. Generalmajor, geb. zu Chambéry 1763, diente anfangs in dem sardin. Heere und folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suworow nach Rußland. Nach dessen Tode trat er in russ. Dienste, und nachdem er diese aufgegeben, lebte er seit 1817 abwechselnd in Frankreich und Petersburg. Er ist einer von den reinsten und elegantesten franz. Schriftstellern. Die anfangs ohne seinen Namen erschienene «Voyage autour de ma chambre» (Petersb. 1794; neue Aufl., Par. 1839, 1841, 1843 u. 1845), worin er so viel heitere Laune und scharfsinnigen Witz gezeigt, daß man ihn den «feinern Sterne» genannt hat, und seine Erzählungen «Le lépreux de la cité d'Aoste» (Par. 1811), ein ergreifendes Gemälde von der stummen Verzweiflung eines Unglücklichen, der durch die grausamste aller Krankheiten zur Abgeschiedenheit verurtheilt ist, ferner «Prascovie, ou la jeune Sibérienne», eine einfache und rührende Geschichte kindlicher Ergebenheit, sind allgemein beliebte und gelesene Werke. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden: «Expédition nocturne autour de ma chambre» und die «Prisonniers du Caucase». Von seinen gesammelten Werken sind zu Paris seit 1825 viele Ausgaben veranstaltet worden. M. starb zu Petersburg 12. Juni 1852.

Maitland, s. Lauderdale (Grafen von).

Maitrank heißt ein am Rhein erfundenes, jetzt überall beliebtes Frühlingsgetränk, dessen Hauptingrediens das aromatische Kraut des im Mai blühenden Waldmeisters (s. Asperula) ist. Nach dem ursprünglichen und einfachsten Recept nimmt man auf eine Flasche leichten Weißweins (am besten Moselwein) 1/4 Pfd. Zucker, thut, nachdem dieser aufgelöst ist, eine Hand voll frischen Krautes hinein und läßt dasselbe etwa eine Viertelstunde ziehen. Am besten ist der Waldmeister, bevor er seine Blütenknospen öffnet. Manche fügen noch Scheiben zerschnittener Apfelsinen, einige Blätter der schwarzen Johannisbeere, sogar Gundermann, Citronenmelisse und Pfefferminze hinzu, doch ist dies nicht zu empfehlen, da durch diese stark aromatischen Kräuter und Früchte das feine Arom des Waldmeisters unterdrückt wird. Anstatt des letztern kann man auch den Träger des Aroms, das Cumarin, nehmen. Auch Waldmeister-Extract (Maiwein-Extract) hat man bereitet, um zu jeder Jahreszeit sich dieses Getränk bereiten zu können. Einfacher ist es, Waldmeister zu trocknen und gut verschlossen aufzubewahren.

Maitres des requêtes hießen in Frankreich überhaupt die Magistrate, welche über eingegangene Bittschriften und Cassationsgesuche (requêtes) Bericht und Bescheid erstatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requetenkammer, welche über die Gesuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegiensachen in Frage kamen, entschied. Dies waren die Requêtes du palais. Eine andere höhere Requetenkammer war die des königl. Palastes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen Requêtes de l'hôtel. Endlich hießen Maitres des requêtes die Räthe zweiter Klasse oder Referendarien, welche im sog. Conseil des parties, einer Abtheilung des Staatsraths, die Bittschriften und Gesuche der Parteien vortrugen. Noch gegenwärtig sind in Frankreich dem, mittels Decrets vom 25. Jan. 1852 reorganisirten Staatsrathe 40 Requetenmeister zugetheilt. Sie halten gewöhnlich Vortrag über die Eingänge, außer wenn es sich um Gesetzentwürfe und sonst wichtige, den Plenarsitzungen des Staatsraths vorbehaltene Angelegenheiten handelt, wo einer der Staatsräthe den Bericht erstattet. Bei an den Staatsrath gelangten Administrativ-Justizsachen und Competenzstreitigkeiten zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden vertreten die Requetenmeister den administrativen Standpunkt.

Maitresse (franz.) heißt eine Frau oder ein Mädchen, die mit einem Manne ein Liebes- und Galanterieverhältniß eingeht, wobei das Wort einen mehr oder minder üblen Sinn hat, je nach den dabei obwaltenden Motiven. Das Maitressenwesen, so unsittlich es auch, insbesondere unter Umständen, sein mag, findet sich doch zu allen Zeiten, und berühmte Beispiele und Namen dafür liefert die Staats- und Religionsgeschichte der cultivirtesten Völker. Abgesehen vom Alterthume, gab es schon im Mittelalter an den kleinen ital. Fürstenhöfen M., die bei Revolutionen und Regierungswechseln starken Einfluß hatten. Mit Ludwig XIV. bestiegen sie gewissermaßen den franz. Königsthron, und fast ein Jahrhundert lang drehten sich die wichtigsten Angelegenheiten Europas um solche Frauen. Zugleich hielten damals hochgestellte oder wenigstens reiche Leute neben dem kostbaren ehelichen Hausstande eine noch kostspieligere Maitressenwirthschaft in einem eigens dazu eingerichteten «Häuschen» (petite maison). Die Revolution stürzte das fürstl. Maitressenregiment, gab aber dafür jenen Damen noch ein weiteres Feld. Die Maitressenwirthschaft ging, wenn auch in geringerm Grade und Glanze, auf die neuen Reichen und Emporkömmlinge über und verbreitete sich allmählich in den verschiedensten Auf- und Abstufungen unter allen Klassen der Gesellschaft. Mit dieser Ausdehnung ging jedoch der Glanz des alten franz. Maitressenwesens unter. Es sind im Vergleich mit den vorigen Zeiten äußerst wenige

von den unterhaltenen Frauen, die ihr eigenes Haus oder wenigstens eine Etage in einem stattlichen Hause bewohnen, Equipage, Lakaien, Kammerzofen, kurz den ganzen Umfang einer üppigen Wirthschaft haben. Ihre Zahl hat sich überhaupt ebenso sehr vermindert, als die Menge der Loretten (s. d.) gestiegen ist, welche jetzt ganz die Stellen der ehemaligen M. einnehmen.

Maiwurm oder Oelkäfer (Meloë) heißt eine zu den Blasenkäfern gehörende Käfergattung, deren Kopf ganz frei, nach hinten halsartig abgeschnürt ist, die Fühler perlenschnurförmig und die Flügeldecken verkürzt, klaffend, weich, lederartig sind. Die Gattung besteht aus vielen weitverbreiteten Arten, von denen früher einige auch in Europa arzneiliche Anwendung fanden. Zu ihnen gehört vorzüglich der blaue M. (M. proscarabaeus); dieser ist gegen 1 Zoll lang, bläulich-schwarz und kommt im Frühjahr schon im April im Grase und an Wegen häufig vor. Er nährt sich von Blättern verschiedener Pflanzen. Die Larven, die unter dem Namen Bienenläuse bekannt sind, kriechen auf Blumen, hängen sich an Bienen und Hummeln an und lassen sich von diesen in die Baue tragen, um dort die Larven derselben aufzuzehren. Der Käfer, welcher bei der Berührung aus den Beingelenken eine öläh nliche, blasenziehende Flüssigkeit schwitzt, machte den Hauptbestandtheil des freilich unwirksamen Geheimmittels gegen die Wasserscheu (besonders in Preußen) aus. Man sammelt diese Thiere für den Arzneigebrauch, indem man sie mit einer Pincette anfaßt und nach Abschneidung des Kopfs in Honig fallen läßt, worin sie aufbewahrt bleiben. Der echte M. (M. majalis) hat ganz gleiche Eigenschaften, ist aber seltener als voriger.

Mâjâ, d. h. Täuschung, Schein, ist in der spätern indischen Mythologie der Name einer weiblichen Gottheit, die zugleich mit dem Urschöpfer der Welt auftritt. In ihr, wie in einem Spiegelbilde, erschaut sich das Urwesen selbst, und durch diese Contemplation zertheilt es die Finsterniß, und die Liebe wird in seiner Seele zur productiven Schöpferkraft. In der pantheistischen Schule der Vedanta wird alles, was der sinnlich befangene Mensch wirklich existirend nennt, nur als ein Traumbild der Gottheit betrachtet, und somit ist die ganze Welt in ihren äußern Erscheinungen eitel Trug und Schein (mâyâ). — In der griech. und röm. Mythologie ist Maja die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadischen Bergs Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kallisto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern hieß Maja (auch Majesta) die Tochter des Faunus und die Gemahlin des Vulcanus, eine Göttin, die für identisch mit der Erde oder magna mater gehalten wurde, und der man an den Kalenden des Mai eine trächtige Sau opferte.

Majāno (Benedetto da), ein florent. Bildhauer des 15. Jahrh., begann seine Künstlerlaufbahn mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst in der Folge für die Sculptur und für die Baukunst aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der Hauptvertreter jener großen Entwickelungsepoche gelten. Als seine vorzüglichsten Sculpturen werden das Grabmal Strozzi in Sta.-Maria-Novella in Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte-Oliveto betrachtet. An dem vielbewunderten Palast Strozzi in Florenz hat er wenigstens wesentlichen Antheil gehabt, und der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist bestimmt von ihm. Er starb 1498. — Sein Bruder oder Oheim, Giuliano da M., arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Der prachtvolle Triumphbogen des Königs Alfons in Neapel, wohin Giuliano später berufen wurde, wird von manchen ihm zugeschrieben; der Palast von San-Marco in Rom und ein Theil der Kirche von Loreto sind erweislich sein Werk. Er lebte noch 1471.

Majestät (lat. majestas, Hoheit, Erhabenheit) bezeichnete in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der M. auf die röm. Imperatoren (Augusti) und von diesen auf die Kaiser des westl. Europa über. Den Königen wurde dieser Titel erst viel später zugestanden. In Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem Westfälischen Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambray 1529 wird nur Karl V. M. genannt. Beim Frieden zu Crespy von 1544 heißt Karl V. kaiserliche und Franz I. königliche M., und in dem Frieden zu Château-Cambresis von 1559 findet man zum ersten mal die Titel allerchristlichste und katholische M. gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel M. bei, der jetzt allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Titel der M. ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zusteht. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniell den Titel nicht erhalten, doch die persönliche M. bei, wenn sie nur als wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen an der Spitze eines Staats stehen. Ein Ausfluß dieser persönlichen Würde sind die Majestätsrechte, welche,

insofern man sie von den Rechten des Staats als solchen, den sog. Staatshoheitsrechten, unterscheidet, wesentlich in der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Person des Monarchen bestehen. Vermöge der erstern gilt der Monarch als unverantwortlich, der Strafgerichtsbarkeit des Staats nicht unterworfen, und zwar nicht nur in Bezug auf seine Regierungshandlungen, für welche statt seiner die Verantwortlichkeit der Minister (s. d.) eintritt, sondern sogar in Bezug auf rein persönliche Handlungen, indem das neuere monarchische Staatsrecht (denn in frühern Zeiten konnte z. B. der deutsche Kaiser vor dem Pfalzgrafen belangt werden) von dem Grundsatze ausgeht, daß selbst die Straflosigkeit eines vom Monarchen begangenen Verbrechens ein geringeres Uebel sein würde, als das Aergerniß eines gegen denselben eingeleiteten Strafverfahrens und die damit nothwendig verbundenen bedenklichen Folgen für die Staatsordnung. Die gleichermaßen im monarchischen Staate als Axiom aufgestellte Heiligkeit der Person des Staatsoberhaupts bedingt die größere Strafbarkeit aller gegen dasselbe begangenen oder versuchten Verbrechen, der sog. Majestätsverbrechen (s. d.). Die Ausklagung des Monarchen wegen privatrechtlicher Ansprüche ist gestattet, da die M. nur seiner Person, nicht auch seiner Chatoulle beiwohnt.

Majestätsbrief heißt die von Kaiser Rudolf II. am 11. Juni 1609 den böhm. Protestanten verliehene Gnadenacte, durch deren Aufhebung 1618 der Kaiser Matthias den Anstoß zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs gab.

Majestätsverbrechen oder Verbrechen der beleidigten Majestät (crimen laesae majestatis) ist im röm. Recht jedwedes Verbrechen gegen den Staat als solchen und gegen das Staatsoberhaupt, in der neuern Strafgesetzgebung dagegen, welche den Staats- und Hochverrath (s. d.) besonders behandelt, jede dolose Verletzung der Ehre des Regenten oder der demselben schuldigen Ehrerbietung. Die gegen Freiheit oder Leben des Regenten gerichteten dolosen Unternehmungen fallen unter den Begriff des Hochverraths. Die verschiedenen Arten der M. werden in den neuern Gesetzgebungen mit Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen, die schwersten derselben, wie Realinjurien, in einigen auch mit dem Tode oder lebenslänglicher Freiheitsberaubung gestraft.

Majolica, s. Fayence.

Major und **Minor** (lat., d. i. «größer» und «kleiner») wird in Bezug auf das Alter (major natu, minor natu) gleichbedeutend gebraucht mit «älter» und «jünger». Majorität und Minorität, wörtlich Mehrheit oder Minderheit, ist die übliche Bezeichnung der numerischen Verhältnisse bei Abstimmungen in größern Versammlungen.

Major heißt in der militärischen Rangordnung die unterste Charge der Stabsoffiziere, also die nächsthöhere vom Hauptmann (Rittmeister). Dieselbe ist im 16. Jahrh., als sich die Offiziercorps bildeten, entstanden. Was für die Compagnie als Grundabtheilung der Feldweibel (Wachtmeister) war, galt für das Regiment der Oberstwachtmeister, im span. Heere Mayor (Oberer, überhaupt Vorgesetzter) genannt, welche Benennung dann in die andern Armeen überging. Der M. hatte besonders für die taktische, zum Theil auch für die ökonomische Ordnung des Regiments zu sorgen. Sein zuerst unbestimmtes Rangverhältniß im Offiziercorps wurde durch Ludwig XIV. festgestellt. Als sich die Infanterieregimenter in Bataillone theilten, wurde das Commando der letztern meist den M. übertragen, was bei dieser Truppengattung noch jetzt ihre eigentliche Function ist. Bei der Cavalerie führen sie entweder Divisionen (zwei Escadrons), wo diese Eintheilung, wie in der österreichischen, besteht, oder sie vertreten den Regimentscommandeur, wenn dieser abwesend ist. In der Artillerie befehligen sie Abtheilungen von mehrern Batterien. Es gibt auch in allen andern Corps Majore, z. B. im Generalstabe u. s. w.

Majŏran (Majorana) heißt eine Unterabtheilung der zur Familie der Labiaten gehörenden Gattung Dosten (Origanum L.), die sich durch mit dachziegelig angeordneten Deckblättern versehene, oft kopfförmige Aehren und den an der untern Seite bis fast zum Grunde aufgespaltenen, oberwärts flach ausgebreiteten und daher einlippig erscheinenden Kelch unterscheidet. Von den hierhergehörigen Arten ist der einjährige gemeine M. oder Gartenmajoran (Origanum Majorana L.), welcher in Nordafrika und im Oriente einheimisch, als Küchengewürz sehr beliebt und daher allgemein angebaut. Er hat ovale, graugrüne, beiderseits nur dünnfilzige Blätter, zu dreien beisammenstehende rundliche Aehren, gefurchte Deckblätter und kleine weiße Blumen. Die ganze Pflanze riecht und schmeckt eigenthümlich und durchdringend aromatisch und enthält viel ätherisches Oel. Sie dient an Speisen als verdauungbeförderndes Mittel, und in der Heilkunde wird sie ebenfalls, doch meist nur äußerlich, als zertheilendes Mittel und gepulvert als Niesemittel gebraucht. Wird die Pflanze im Orangeriehause gezogen, so wird sie halbstrauchig, bleibt auch im Winter grün und heißt dann Wintermajoran. Die zarten Blätter des smyrnaischen M. (O. Smyrnaeum L.) werden in Griechenland und auf Candia

zur Erregung des Appetits gegessen. Der sehr gewürzhafte, auf Candia heimische Diptam-M. (O. Dictamnus L.), dessen Blätter beiderseits sehr dicht weißwollig-filzig, die Deckblätter kahl und oberwärts purpurroth und die Blumen purpurröthlich sind, war seit den ältesten Zeiten seiner Heilkräfte wegen sehr berühmt und unter dem Namen kretischer Diptam gebräuchlich; jetzt wird er nur noch in Töpfen als Zierpflanze gezogen.

Majorat heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Aeltesten zukommt. Es gibt aber dreierlei Arten M.: 1) Die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Aelteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die M. der Lords in England und die neuern französischen M.; auch ist hiernach fast in allen europ. Staaten die Thronfolge geordnet. 2) Das M. im engern Sinne, welches unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Aeltesten zur Erbfolge bringt. 3) Das Seniorat, welches dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Aeltesten in der ganzen Familie gewährt. Stirbt also A mit Hinterlassung eines Bruders B, eines zweitgeborenen Sohnes C und eines Enkels von seinem vorher verstorbenen Erstgeborenen D, so succedirt bei Primogenitur D, bei Majorat C, bei Seniorat B. Alle drei Arten des M. sind Abweichungen von dem gewöhnlichen Erbgange, deren Rechtsbeständigkeit von der gültigen Feststellung einer besondern Successionsordnung oder von Familienstiftungen hinsichtlich eines bestimmten Vermögensobjects abhängt. (S. Familienpact.) Dabei wird vorausgesetzt, daß die Majoratsgüter ohne Zustimmung sämmtlicher Anwärter untheilbar und unveräußerlich sind. Das M. im engern Sinne unterscheidet sich von der Primogenitur noch dadurch, daß der Majoratsherr dem Stifter, nicht aber dem unmittelbaren Vorgänger succedirt und die Handlungen (Schulden) des letztern auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnsfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das M. dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zu bringen.

Majorca, s. Mallorca.

Major domus oder Comes domus regiae, deutsch durch Hausmaier, franz. durch Maire du palais übersetzt, war im Fränkischen Reiche unter den Merovingern der Titel des ersten unter den Hof- und Staatsbeamten. Der Major domus war zunächst Aufseher der königl. Domänen und, da aus diesen der Dienstadel, die Leudes oder Antrustionen, domestici, ihre Beneficien oder Lehen erhielten, zugleich der Vorsteher dieser Leute des Königs und ihr Befehlshaber im Kriege. Durch den Einfluß, den die Majores domus auf die Vertheilung der Beneficien ausübten, durch das wachsende Ansehen des Dienstadels selbst und durch die Schwäche der Könige steigerte sich die Gewalt der Majores domus in solchem Grade, daß namentlich seit Chlotar II. die Könige fast ohne alle Bedeutung und sie die eigentlichen Regenten waren. Während der Theilung des Reichs bestand in jedem der Theile ein Major domus, und auch als unter Chlotar II. diese Theile sich wieder vereinten, blieben für Austrasien, Neustrien und Burgund besondere Majores domus. Nach Chlotar's Tode herrschte der austrasische Major domus Pipin von Landen unter Dagobert I. und Siegbert über die ganze Monarchie; der Versuch jedoch seines Sohnes Grimoald, 655 seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, scheiterte. Die Pipin'sche Familie wurde verbannt, und unter Chlodwig II. und dessen Sohn Chlotar III. war die Herrschaft bei dem Major domus von Neustrien, bis 660 die Austrasier Chlotar's Bruder Childerich sich zum König setzten. Die Majores domus von Austrasien und von Neustrien kämpften nun um die Herrschaft, bis der Sieg bei Testri 687 für den Austrasier Pipin von Herstall entschied, der beständiger Major domus in allen drei Reichen und dux et princeps Francorum genannt wurde. Nach seinem Tode 714 wählten die Neustrier wieder einen Major domus, aber Pipin's Sohn Karl, genannt Martell, vereinigte 719 wieder alle Gewalt in sich. Er theilte bei seinem Tode 741 Austrasien seinem Sohne Karlmann, Neustrien und Burgund dessen Bruder Pipin dem Kleinen zu, der, nachdem jener 747 ins Kloster gegangen war, allein herrschte und endlich 752 zu Soissons den meroving. König Childerich III. absetzen und sich selbst zum König wählen ließ, womit das Amt der Majores domus aufhörte. (S. Fränkisches Reich.) Vgl. Pertz, «Geschichte der meroving. Hausmaier» (Hannov. 1819); Schöne, «Die Amtsgewalt der fränk. Majores domus» (Braunschw. 1856).

Majorenn, großjährig, Majorennität, Großjährigkeit, im Gegensatze von Minorenn, Minorennität, minderjährig, Minderjährigkeit. Ueber die Grenzen dieser Altersabstufungen und deren rechtliche Wirkungen s. Minorennität.

Majos heißen in Andalusien junge, schöngewachsene Männer aus dem Volke, welche etwas

darin suchen, durch auffallendes, geputztes, malerisches Costüm, durch ritterliche Galanterie gegen die Frauen, durch übermüthiges, herausforderndes Benehmen gegen die Männer, durch hochtrabende, prahlerische, schwülstige, bilderreiche Redeweise die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen. Sie zeichnen sich dabei durch körperliche Gewandtheit, Geübtheit im Fechten und Reiten aus und bilden in manchen Orten (z. B. in Sevilla) eine Art Genossenschaft. Die M. raufen sich gern, sowol untereinander als mit andern, doch kommt dabei selten eine ernstliche Verwundung vor, und gewöhnlich endet ein solcher Zweikampf mit einem Trinkgelage. Wie es unter der männlichen Bevölkerung M. gibt, fehlt es unter der weiblichen auch nicht an Majas, worunter man junge Mädchen und Frauen versteht, welche sowol durch Schönheit und Grazie als auch durch verführerische Koketterie, elegante, auffällige Tracht, Witz und Geübtheit im Tanzen sich auszeichnen und in ganz Spanien berühmt sind. Oft sind die Majas die Geliebten der M. und ziehen dann mit diesen herum, hinter ihrem Galan auf dem Sattel sitzend. Die Tracht der M. und Majas ist ein theatralisch aufgeputztes Volkscostüm. Dieselbe wird auch von den Tänzern bei den in den Theatern zur Aufführung gelangenden, balletmäßig zugestutzten Nationaltänzen, desgleichen von den Kämpfern bei den Stiergefechten getragen.

Majuskeln heißen seit der Zeit des spätern Mittelalters die großen Anfangsbuchstaben, gegenüber den Minuskeln oder kleinen Buchstaben. Wie bei Griechen und Römern, so wurden auch im frühern Mittelalter alle Buchstaben der Schrift gleich hoch und groß geschrieben. Bald jedoch begann man zu Anfange eines Buchs, dann der Hauptabschnitte und einzelnen Absätze den ersten Buchstaben größer zu schreiben als die übrigen des Textes und pflegte dieselben mit bunten Farben und allerlei Verzierungen, welche nicht selten künstlerischen Werth haben, zu schmücken. In Urkunden des 13. Jahrh. findet sich die Majuskel bereits ins Innere eingedrungen, wenn auch nur vereinzelt bei Eigennamen und dem Namen Gottes, bis sie seit dem 14. Jahrh. auch in den gewöhnlichen, nicht von Staatsschreibern geschriebenen Handschriften vorkommt. Noch in Handschriften und Drucken des 15. und 16. Jahrh. herrscht im Gebrauche der Majuskel vollständige Regellosigkeit. Adjectiva stehen groß geschrieben neben kleinen Hauptwörtern und selbst neben kleinen Eigennamen; ja Eigennamen werden trotz unmittelbarer Folge hintereinander schwankend geschrieben. In Luther's Zeit, wie z. B. in dessen Bibel von 1545, ist meist alles, was eine religiöse Beziehung hat, durch die Majuskel ausgezeichnet. Im Anfang des 17. Jahrh. erscheinen alle Substantiva, ja selbst alle substantivisch gebrauchten Adjectiva, Zahlwörter und Zeitwörter mit großen Anfangsbuchstaben, doch ohne daß noch die Regel feststande. Namentlich mag Opitz für den weiter um sich greifenden Gebrauch derselben gewirkt haben. Schottel stellt als Regel auf, daß alle Eigennamen, Titel, Namen von Beamten, der Festtage u. s. w. groß geschrieben werden sollen. Im letzten Drittel des 17. Jahrh. ist der Gebrauch der Majuskel bereits allgemein, wenn auch einzelne im 18. und 19. Jahrh. in ihren Werken dieselbe nur zu Anfang der Sätze und in Eigennamen duldeten. Seit Jakob Grimm's Auftreten gegen die Anwendung der Majuskel haben viele Germanisten, vereinzelt auch andere Gelehrte, dieselbe auf den Anfang der Sätze, die Eigennamen, Anreden und Titel beschränkt. Mehrere der neuesten Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung erklären sich zwar für das Vernunftgemäße der Grimm'schen Ansicht, finden dieselbe aber nicht für durchführbar und behalten daher die Majuskel außer in den soeben genannten Fällen auch bei allen wirklichen Substantiven bei.

Makâme (arab.) bezeichnet ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse, bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife die Zuhörer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigener Kunststil aus, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder miteinander reimen, und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadâni war der erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel «Makâmât» zusammenstellte; ihn übertraf Hariri (s. d.). Am meisten wurde diese Kunstform von den jüd. Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Charisi sowie von dessen Zeitgenossen Immanuel Rumi, dessen «Machberot» zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebr. Poesie gehören.

Makarius, mit dem Beinamen der Große oder der Aegypter, Schüler des heil. Antonius (s. d.) und wie dieser seit 330 Einsiedler, ein mystischer Kirchenschriftsteller, unter dessen Namen noch 50 Homilien und mehrere ascetische Abhandlungen erhalten sind. Er starb 391. Seine Schriften hat Pritius (Lpz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) herausgegeben. — Von ihm zu unterscheiden ist M. der Jüngere oder der Alexandriner, ebenfalls

Einsiedler und Presbyter, der 404 starb. — Ein dritter M., Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monotheletismus und wurde abgesetzt.

Makárjew, eine Kreisstadt mit (1863) 1778 E., im russ. Gouvernement Nishni-Nowgorod, am linken oder Wiesenufer der Wolga, 14 M. im OSO. von Nishni-Nowgorod, mit dem schönen, von hohen bethürmten Mauern umgebenen Kloster gleiches Namens, zu welchem fünf Kirchen gehören. Die Stadt war drei Jahrhunderte hindurch hochberühmt durch ihre großartigen Messen, welche aber, als sie 1816 abgebrannt, nach Nishni-Nowgorod (s. d.) verlegt wurden. Das Kloster, nach einem benachbarten See erst das Kloster vom Gelben Wasser (Scheltowodsky-Monastyr) genannt, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. erbaut, aber schon 1439 von Ulu-Mahmed von Kasan zerstört, blieb zwei Jahrhunderte lang in Trümmern liegen. Der um dasselbe entstandene Marktort wurde 1524 von Wasilei Iwanowitsch zu einem russ. Meßorte erhoben, der mit dem feindlichen Kasan rivalisirte. Erst 1624 baute der Mönch Abraham aus Murom das Kloster des heil. Makarjew wieder auf und versetzte in dasselbe das Heiligenbild des Makarius aus dem Kloster Makariewi-Uschinskoi-Monastyr an der Unscha. In M. und dem ganzen Kreise, dem Flusse Korschenez entlang, fertigt man die bekannten Makarjewschen Koffer oder Kasten, welche roth und blau angestrichen, mit allerlei Figuren bemalt, mit Lack überzogen sind und, völlig zum Gebrauch ausgestattet, bis zum Werthe von 20000 S.-Rubel verschickt werden. — Die schöngelegene Kreisstadt M. im russ. Gouvernement Kostroma, an dem linken Wolgazufluß Unscha, 26½ M. östlich von Kostroma, zählt 3743 E. Die Stadt hat sieben Kirchen und ein Kloster (das erwähnte Makariewi-Uschinskoi-Monastyr), welches nebst der Stadt angeblich der heil. Makarius erbaut hat. Die Landleute im Kreise dieser Stadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Holzfällen, Bretersägen, Verfertigung von Matten, von Theer, Pech und dem Bau von Flußbooten.

Makis, s. Halbaffen.

Makkabäer heißen in der jüd. Geschichte überhaupt die Glieder der Heldenfamilie des Judas Makkabi (s. d.), eines Sohnes von Matathias (1 Makk. 2, 1), dessen Familie den Beinamen Hasmonäer führte. Judas Makkabäus sammelte eine Schar muthiger Glaubensgenossen, um die Herrschaft der Syrer über Judäa zu brechen, und seine Brüder Johannes, Jonathan und Simon vollendeten, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Wiederherstellung des jüd. Staats (135 v. Chr.). Unter Simon's Sohn, Johannes Hyrkanus I. (135—105), gelangte der Staat auf den Höhenpunkt seiner Macht. Sein Sohn Aristobul I. (105) nahm den Königstitel an. Nach seiner kurzen Regierung gelangte sein Bruder Jannäus Alexander (105—77) auf den Thron, der die widerspenstige pharisäische Partei nur mit äußerster Strenge im Zaume halten konnte. Unter seinen schwachen Nachfolgern wurde der junge Staat durch Parteien und Familienzwist an den Rand des Verderbens geführt und gerieth endlich in die Abhängigkeit von den Römern. Herodes d. Gr. rottete die Familie der M. gänzlich aus. Die in der Bibel befindlichen zwei apokryphischen Bücher der M. zählt die kath. Kirche zu den kanonischen Büchern. Das erste Buch, in seiner Darstellung rednerisch, oft rhythmisch gehalten, ursprünglich hebräisch oder chaldäisch, etwa um das J. 107 v. Chr. in Palästina geschrieben, ist gewissermaßen die Reichschronik des makkabäischen Fürstenhauses. Es schildert die Leiden der Juden unter Antiochus Epiphanes, die Heldenthaten des Judas Makkabäus und geht bis zu dem Tode des Simon, etwa 135 v. Chr. Das Buch ist gut geschrieben und als Geschichtsquelle sehr wichtig, wenn auch nicht frei von officieller Schönfärberei. Das zweite Buch zerfällt in zwei Haupttheile; Kap. 1—2, 18 ist ein angeblicher Brief der palästinensischen Juden an die ägyptischen über die Tempelweihe; der Rest handelt, nach einer Einleitung Kap. 2, 18—32, von Kap. 3 bis zum Schlusse über die Tempelplünderung, den Krieg mit den Syrern, die Ereignisse unter Demetrius Soter und anderes. Ursprung und Composition dieser Schrift ist noch nicht genügend aufgeklärt; zu Grunde liegt für Kap. 3 fg. ein Geschichtswerk des Jason von Kyrene, welches der Verfasser excerpirt hat. Darstellung und Auffassung der Geschichte ist im phantastischen, wundersüchtigen Tone der hasidäischen Partei (derselben, aus deren Mitte später die Pharisäer hervorgingen) gehalten; auf die spätern Makkabäerfürsten ist der Erzähler, wie es scheint, nicht besonders gut zu sprechen. Die Zeit der Abfassung der Schrift ist wol eine der letzten Makkabäerregierungen. Außer diesen zwei Büchern enthält die griech. Bibel noch unter dem Namen eines dritten Makkabäerbuchs eine Erzählung der Verfolgung der Juden in Aegypten unter Ptolemäus Philopator. Die Vulgata hat es nicht übersetzt, daher findet es sich auch nicht im Kanon der kath. Kirche; auch Luther übersetzte es nicht. Der Mutter und den sieben Söhnen, von welchen das 2. Buch der M. Kap. 7 redet, widmete die christl. Kirche als Märtyrern

des Glaubens schon im 4. Jahrh. ein Fest, das nach Gregor von Nazianz, Chrysostomus und Augustin feierlich begangen wurde, besonders in den Kirchen von Antiochien und Afrika. Diese Festfeier ist um so merkwürdiger, da sie die einzige in der christl. Kirche ist, welche sich auf ein vorchristl. Ereigniß bezieht. Das röm. Martyrologium bezeichnet den 1. Aug. als Fest der M. Seit dem 12. und 13. Jahrh. hat es nur noch eine geringe Bedeutung, und jetzt wird es bei dem Feste von Petri Kettenfeier nebenbei beobachtet.

Mäkler oder Makler, auch Sensal (vom ital. sensale; franz. courtier; engl. broker) wird derjenige Unterhändler genannt, welcher Geschäftsgelegenheiten gewerbsmäßig nachweist und Abschlüsse vermittelt. Besonders wichtig ist die Stellung des M. im Handel, und es beschränken sich hier seine Geschäfte nicht auf Ein- und Verkäufe, sondern sie erstrecken sich auch auf die Vermittelung der Frachten, Bodmerei und Assecuranzen. In größern Plätzen gibt es besondere M. für das Waarengeschäft im engern Sinne (Waarenmäkler), für das Geld- und Wechselgeschäft (Wechselmäkler), für Geschäfte in Staatspapieren und Actien (Fondsmäkler), für die Land- und Flußfracht (Frachtmäkler, Güterbestätter, Schaffner), für die Seefracht (Schiffsmäkler), für die Versicherung (Assecuranzmäkler); in London gibt es auch eigene M. für die Besorgung der Verzollungen (Zollmäkler, Custom-house brokers). Der M. fungirt häufig auch als Sachverständiger, und die Leitung der großen Waarenauctionen liegt ihm gewöhnlich ob. Für seine Bemühungen bei Geschäftsvermittelungen erhält er eine Vergütung, die in Procenten oder Promille vom Geldbetrage gerechnet und Mäklerlohn, Courtage oder Sensarie genannt wird. Seine rechtliche Stellung regeln die Mäklerordnungen, und gewöhnlich ist er eidlich in Pflicht genommen, heißt daher vereideter oder beeidigter M. und führt einen amtlichen Stempel. Namentlich verstattet das deutsche Handelsgesetzbuch nur amtlich verpflichteten Personen die Betreibung des Mäklergewerbes. In mehrern Ländern und Orten bilden die berechtigten M. des Platzes eine Corporation, welcher die Feststellung der Curse, die Aufsicht über die Befolgung der Börsengesetze und die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen M. und Privaten obliegt. Ihre Zahl ist an manchen Orten gesetzlich begrenzt. Fast überall gibt es neben den privilegirten auch unberechtigte M., sog. Winkelmäkler, Winkelsensale, Beiläufer oder Bönhasen (in Frankreich Marrons). Ueber die von ihm abgeschlossenen Geschäfte muß der vereidete M. ein Buch führen, welches die wichtigsten Punkte der Verabredung enthält: das Mäklerjournal; eine Abschrift jedes Einzelpostens desselben ist der Schlußzettel (Schlußnote, Schlußschein), welchen der M. beiden Parteien einhändigt, die durch dessen Annahme ihre schließliche Einwilligung in das Geschäft erklären. Mäklerjournal und Schlußzettel gelten als öffentliche Urkunden; es ist aber auch deshalb, um Misbräuchen und Täuschungen vorzubeugen, den M. zur Pflicht gemacht, Aufträge und zustimmende Erklärungen ganz unmittelbar von den Betheiligten selbst entgegenzunehmen. In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es keine vereideten M., ja es bedarf hier zu diesem Geschäft nicht einmal einer Licenz. Geschäfte für eigene Rechnung sind dem M. durch das deutsche Handelsgesetzbuch und fast überall untersagt; auch muß er empfangene Aufträge in Person ausführen.

Makrēle (Scomber) ist der Name einer zu den Bruststachelflossern gehörenden Familie von Meerfischen, bei denen die erste Rückenflosse ganz, die zweite, weit davon entfernte, in Bastardflossen aufgelöst, der Körper mit sehr kleinen Schuppen bekleidet ist und die Seiten des Schwanzes leicht gekielt sind. Es gehören dazu die eigentlichen M. (Scomber), die Thunfische (Thynnus), Schwertfische (Xiphius) und eine Menge anderer Gattungen, die meist ihres Fleisches wegen sehr geschätzt und zum Theil auch für die menschliche Oekonomie im großen sehr wichtig sind. Weltbekannt ist die gemeine M. (S. Scombrus), welche 13—22 Zoll lang, oberseits blau, unterseits silberweiß und auf dem Rücken mit zahlreichen, etwas wolkigen, nicht über die Seitenlinie hinabreichenden Querbinden versehen ist. Sie gehört zu den geselligen Seefischen und wird rings um Europa gefangen. An die Küsten Englands, des nördl. Frankreich und der Nordseeländer kommt sie im Mai und Juni, um zu laichen, in ungeheuern Scharen, und ihr Fang, der meist mittels großer Netze geschieht, steht für manche Länder an Wichtigkeit nicht hinter dem Heringsfange. Im Norden werden diese Fische nur frisch gegessen, in Südeuropa aber auch eingesalzen und ins Innere versendet. Die Alten schon schätzten die M. hoch und bereiteten aus ihnen eine starkgewürzte Brühe (Garum), welche man zu andern Fischen aß.

Makrobiōtik (griech.) oder Kunst das menschliche Leben zu verlängern, nannte Hufeland (s. d.) in einem bei der Laienwelt berühmt gewordenen Buche (8. Aufl., Berl. 1860) denjenigen Theil der ärztlichen Wissenschaft, welcher die das menschliche Leben widernatürlich verkürzenden Einflüsse erörtert und die Regeln aufstellt, nach welchen man sein Leben den Naturgesetzen gemäß

auf möglichst lange Dauer bringen kann. Im wesentlichen ist dies ganz gleichbedeutend mit Diätetik oder Hygieine, und die von andern Aerzten gewählten Namen Orthobiotik (Kunst richtig zu leben) oder Cultur der Verjüngung des menschlichen Lebens bezeichnen den Zweck, auf welchen es Hufeland absah, weit sachgemäßer.

Makrokosmos und **Mikrokosmos**, s. Kosmos.

Makulatur (vom lat. macula, Fleck) bedeutet eigentlich die beim Druck eines Werks schadhaft oder befleckt gewordenen Bogen. Gegenwärtig versteht man aber darunter auch die durch Unverkäuflichkeit oder neue Auflagen entwertheten Bücher oder andere Drucksachen, welche blos noch den stofflichen Werth haben und zum Verpacken, als Unterlage beim Tapezieren u. s. w. gebraucht werden. Makuliren heißt ein solches entwerthetes Buch zu M. machen.

Malabar, auch die Pfefferküste und bei den Eingeborenen Malayala oder Malayawara, d. i. Bergland, genannt, der südlichste Theil der Westküste der vorderind. Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis zum Fort und Flusse Tschandragiri, 12° 27′ nördl. Br., begreift die Küstenterrasse, welche zwischen dem Kamm der Westlichen Ghats und dem Arabischen Meere sich hinzieht und einen Flächenraum von etwa 600 Q.-M. einnimmt. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und ist meist gebirgig. Es hat eine außerordentliche Vegetation, ein angenehmes Klima und ist sehr gut angebaut. Hinsichtlich der Producte im Thier- wie im Pflanzenreiche stimmt es mit dem tropischen Indien überein. Ein Haupterzeugniß ist der Pfeffer, und im Mineralreiche liefert es vorzüglich Salz. In den Gebirgen findet man noch große Wälder, namentlich auch von Teakbäumen. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindu, ferner aus Mapilla oder Mopla (engl. Moplays), d. i. Mohammedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen. Letztere bildeten bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat, waren früher wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt und beherrschten bis vor kurzem die Lakediven (s. d.). Gegenwärtig stehen sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten, der in Kananur residirt. Außerdem leben im Lande die sog. Schwarzen und Weißen Juden (in der Stadt Cochin), von denen die erstern noch vor der christl. Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen, syrische oder St.-Thomaschristen und Europäer. Der Landesadel, Naier oder Nairen genannt, gehört im allgemeinen zur vierten Kaste der Hindu; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militärischen Befehlshaber, werden zur zweiten Klasse gezählt und heißen Naiken. Die malabarische Sprache oder das Malayalam (s. Indische Sprachen) gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Ganz M. zerfällt in den brit. District dieses Namens, zu dem auch das ehemalige Königreich Calicut gehört, und zwei Bundes- und Subsidienstaaten der Briten, nämlich das Fürstenthum Cochin (s. d.) und das Königreich Travancore (s. d.). Der brit. District M., zur Präsidentschaft Madras gehörig, von Kanara und Kurg im N., von Mysore und Coimbatore im O., von Cochin im S. begrenzt, zählt auf 285 Q.-M. 1,514909 E., darunter 1,112212 Hindu (593977 Ackerbauer) und 402697 Nicht-Hindu (213161 Ackerbauer). Die Hauptstadt Kananur oder (englisch) Cannanore, von einem Palmwalde umgeben, hat einen durch ein Fort geschützten Hafen und ein brit. Militärcantonnement und zählt 12000 E., welche besonders Pfeffer, Kokosnüsse und Bauholz zur Ausfuhr bringen. Die Stadt ist sehr alt, wurde im 16. Jahrh. von den Portugiesen, im 17. von den Holländern in Besitz genommen und von letztern später an eine Moplafamilie verkauft, die unter ihrem Oberhaupte Bibi noch jetzt Grundeigenthümerin der Stadt und eines kleinen Gebiets ist. Andere wichtige Städte sind Cochin (s. d.), Calicut (s. d.) und Baipur oder Beipur (auch Baypur oder Beypur geschrieben), eine Seestadt von 15000 E., an der Mündung des Baipur oder Scharapoya schön gelegen, durch Handel mit Teak- und anderm Nutzholz, Schiffahrt, Eisenindustrie u. s. w. schon früher blühend. Durch die von Madras hierhergeführte, 87,8 M. lange und 1862 eröffnete Eisenbahn ist die Stadt zu erhöhter Wichtigkeit gelangt. Tippo Saib von Mysore wollte die Stadt zum ersten Handelsplatze seiner Staaten machen. Außerdem ist zu erwähnen Tellitscherry, eine Seestadt und brit. Militärstation in reizender Lage und von bewaldeten Höhen umkränzt, mit großem Fort, gutem Hafen, sehr lebhaftem Handel und 20000 E., meist Moplas. Nur 2 M. südlicher liegt die franz. Stadt Mahé, mit einem kleinen Gebiete und (1863) 7079 E., einer Kirche, einer Missionsstation der Karmeliter und einem Hafen für kleinere Seeschiffe.

Malachit, ein kohlensaures Kupferoxyd von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eiförmigen und knolligen Gestalten und derb auf Gängen und Lagern mit andern Erzen und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige M. dient, fein zerrieben, als Maler-

farbe; der dichte M. wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Tischplatten, Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Im Alterthume wurde er in der Steinschneidekunst angewendet, sowie er noch jetzt zuweilen zu Cameen u. s. w. verarbeitet wird. Auch gehört er zu den Materialien für die florent. Steinmosaik. Das größte früher bekannte Malachitstück war ein 30 Ctr. schwerer Block aus den werchoturischen Bergwerken im Berginstitute zu Petersburg. Allein 1835 hat man in einer der Kupfergruben Demidow's bei Nischnij-Tagilsk im Ural ein Stück gefunden, welches $17\frac{1}{2}$ F. lang, 8 F. breit und $3\frac{1}{2}$ F. hoch und gegen 500 Ctr. schwer war.

Malachowski (Stanislaw, Graf), poln. Patriot und Staatsmann, geb. 1736, der Sohn des Großkanzlers Jan M., widmete sich dem Richteramte und erlangte als Landbote so allgemeine Achtung, daß er auf dem Reichstage von 1788 zum Reichsmarschall erwählt wurde, welches Amt er trotz der Gefahren, die seiner Person drohten, vier Jahre mit Umsicht und sicherer Hand führte. Er ist als der Gründer der Constitution vom 3. Mai 1791 anzusehen. Der russ. Partei, an deren Spitze sein Bruder Hyacinth M., der Bischof Kossakowski und Xaver Branicki standen, trat er aus allen Kräften entgegen. Vergebens jedoch suchte er die Conföderation von Targowicz zu hintertreiben; er mußte nach Wien flüchten und wurde in die allgemeine Proscription mit aufgenommen. An dem Aufstande Kosciuszko's 1794 nahm er keinen Antheil. Später in Krakau als Staatsgefangener festgehalten, lebte er nach seiner Freilassung auf seinen Gütern, bis ihn die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 wieder in den Dienst des Vaterlandes riefen. Nach Errichtung des Herzogthums Warschau wurde er Präsident des Senats, starb aber schon 29. Dec. 1809. — Sein Bruder, Hyacinth, Graf M., Kronkanzler, war ihm nicht nur auf dem Reichstage, sondern auch als Theilnehmer an der Targowiczer Conföderation entgegen. Er starb zu Bodzechow 27. März 1821. — Kasimir M., zu einer andern Familie gehörig, bekannt als poln. General, geb. 27. Febr. 1765 zu Wisnowo in Litauen, wurde im Cadettencorps zu Warschau vorgebildet, sah sich aber seiner Armuth wegen genöthigt, 1786 als gemeiner Kanonier Dienste zu nehmen, und stieg erst 1790 zum Lieutenant. In der Schlacht bei Raclawice erhob ihn Kosciuszko vom Hauptmann zum Major. Nach der letzten Theilung Polens flüchtete er erst nach der Walachei, dann nach Italien und trat hier 1797 in die poln. Legion ein. Bei der Trebia verwundet und von den Oesterreichern gefangen, wurde er über ein Jahr festgehalten. Er trat dann ganz in franz. Dienste, wurde Befehlshaber des 114. Linienregiments und nahm an der Expedition nach San-Domingo theil. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Oberst in der neuerrichteten poln. Armee. Während des Feldzugs von 1812 zeichnete er sich besonders an der Beresina durch Deckung des Rückzugs aus und führte die Trümmer der poln. Armee nach Warschau. Von Napoleon zum General ernannt, wurde er in der Schlacht bei Leipzig von den Russen gefangen, doch wieder entlassen. 1815 erhielt er die Gouverneurstelle in der Festung Modlin, nahm aber bald seinen Abschied und lebte auf seinen Gütern. Nach dem Aufstande von 1830 trat er wieder in das poln. Heer, befehligte eine Division und zeichnete sich bei Wawre, Bialolenka und Ostrolenka aus. Beim Rücktritte Skrzynecki's lehnte er die ihm angetragene Oberfeldherrnstelle ab. Während der Bestürmung von Warschau übernahm er zwar den Oberbefehl, legte diesen aber nach der Capitulation sofort nieder. Er wandte sich hierauf nach Frankreich und starb 5. Jan. 1845 zu Chantilly bei Paris. — Gustav M., geb. 1797, war während der poln. Revolution 1831 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gehörte zu den vom russ. Kaiser Verurtheilten und starb zu Paris 10. April 1835.

Malāga, die Hauptstadt der zum span. Königreich Granada gehörigen Provinz M. (132,7 Q.-M. mit 473026 E. im J. 1864), eine Ciudad von (1860) 94732 E., Handels- und Hafenstadt ersten Rangs, Waffenplatz, Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, liegt reizend im Hintergrunde einer schönen Bai, $\frac{1}{2}$ St. von der Mündung des Guadalhorce, am Rande einer paradiesischen Vega (Ebene) sowie am Fuße eines steilen Felsenhügels, welcher die maurische, noch jetzt als Citadelle dienende Feste Gibralfaro trägt, und am letzten Vorsprunge des hier 2000 F. anschwellenden Hügellandes, das die Küste 8 M. weit ostwärts umfaßt, und auf dessen Thonschiefer der berühmte Malagawein gebaut wird. Die Stadt ist uneben und hat in ihren ältern Theilen im NO. winkelige, finstere Gassen und alte Häuser. Dagegen zeichnen sich die neuern Theile im W. durch gerade Straßen und moderne, mitunter prächtige Gebäude aus. Außer dem Dome besitzt M. vier Pfarr- und zwei andere Kirchen, zehn Nonnen- und zwölf ehemalige Mönchsklöster, viele Kapellen, vier Spitäler, ein Findel- und zwei Waisenhäuser, ein Gefängniß, mehrere Kasernen, ein Theater und einen Circus für Stiergefechte. Auch gibt es

hier gute Gasthöfe, elegante Cafés und Kaufläden. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale aus dem 16. Jahrh., mit einem 267 F. hohen, in einer Kuppel endigenden Glockenthurme; ferner der bischöfl. Palast, das Douanengebäude am Hafen, die alte maurische Burg Alcazaba am Fuße des Gibralfaro, der imposante Leuchtthurm am Ende des 3916 F. langen Molo. M. ist eine durchaus blühende Stadt, die sich immer mehr entwickelt und in Bezug auf Handel und Industrie bereits mit Barcelona rivalisirt, während es Cadix schon längst überflügelt hat. Außer einer Menge Gerbereien, Hutfabriken, Seiden- und Wollwebereien, Färbereien gibt es große Eisengießereien mit Maschinenfabriken, Baumwoll- und Linnengarnspinnereien, Fabriken für Chemikalien, Seifenfabriken, zwei Zuckerfabriken u. s. w. M. ist ferner nächst Barcelona jetzt der wichtigste Hafen- und Seehandelsplatz Spaniens, mit Handelskammer, Bank und sehr bedeutendem Handel. Der Hafen kann über 400 Schiffe fassen und ist durch einen großartigen Molo gegen Stürme, den Südwest ausgenommen, geschützt. 1865 liefen 399 fremde Seeschiffe von 99176 Tonnen ein und 392 Schiffe von 97955 Tonnen aus (78 von 20169 Tonnen in Ballast). Außerdem laufen jährlich weit über 6000 Küstenfahrer aus und ein. Die meisten fremden Schiffe kommen im Herbst und Winter, um Orangen und Trauben zu laden. Die commerzielle Bedeutung und der Reichthum M.s beruht vorzugsweise auf dem Exporthandel und dieser wieder auf dem Ueberflusse an Südfrüchten aller Art, Wein, Oel u. s. w., den Erzeugnissen der nähern und weitern Umgebungen der Stadt. Auch wird über M. ein großer Theil der Producte von Granada, Cordova und Jaen exportirt, welchen Verkehr die 1865 eröffnete, 25 M. lange Eisenbahn nach Cordova bedeutend erleichtert. Die Trauben der ausgedehnten Weinberge von M. werden viel mehr zur Rosinenfabrikation als zum Weinkeltern benutzt. Die geschätztesten Sorten der Malagaweine sind Lagrima de M., Dom Pedro de Ximenez und Vino de Guindas (Kirschwein), letzterer so genannt, weil man ihn zuvor auf den zarten Sprossen einer Art Kirschbaum (guinda) liegen läßt. 1865 kamen zur Ausfuhr 387300 Arrobas (à 16 Liter) Wein, dagegen 1,280000 Kisten Muskatellertrauben, 1,533900 Kisten Muskatellerrosinen, 1,905000 Arrobas (à 11½ Kilogramm) Oel, große Quantitäten von Feigen, Mandeln, Orangen, Citronen, gedörrte Pflaumen, Oliven, Orangeschalen, conservirte Früchte und 74979 Ctr. Blei. Die Malagueños gelten als Leute von Weltsitte, die Frauen sind wegen ihrer Schönheit und Grazie berühmt. Für den Unterricht und die Bildung ist ziemlich gut gesorgt. Außer den gewöhnlichen Schulen und Colegios gibt es ein Instituto, ein Seminar, eine nautische Schule, ein literarisches Museum, eine Philharmonische, eine Oekonomische Gesellschaft und andere Vereine. Die Stadt hat bei einer Lage unter 36° 42′ 18″ nördl. Br. das mildeste und schönste Klima Europas und wird daher mit Erfolg von Lungenkranken und überhaupt solchen besucht, die einer trockenen milden Atmosphäre bedürfen. Ungeachtet dieser vortheilhaften Lage wurde die Stadt 1804 von dem Gelben Fieber so furchtbar heimgesucht, daß sie 20000 Menschen verlor. Das alte Malaca, welches die Phönizier angelegt, war schon zur Zeit der Römer ein bedeutender Handelsplatz. Im 8. Jahrh. wurde es von den Mauren erobert und diesen erst von Ferdinand dem Katholischen 1487 wieder entrissen. 1680 richtete ein Erdbeben bedeutenden Schaden in der Stadt an. Auch in den Parteikämpfen der Karlisten und Christinos hatte sie seit 1834 viel zu leiden. 1836 wurden hier der Militärcommandant San-Just und der Civilgouverneur Graf Donodio ermordet und hierauf die Constitution von 1812 proclamirt und eine Junta eingesetzt. 4 M. im Osten der Hauptstadt liegt Velez-M., Ciudad mit 21097 E., ein freundlicher, wohlhabender Ort, mit einem maurischen Felsencastell, am Rio-Velez, an dessen Mündung der Hafen Torre de Mar liegt, und am Rande einer reizenden Vega, in welcher Zuckerrohr, Bataten und Baumwolle gedeihen.

Malagrida (Gabriel), ein durch sein Schicksal bekannter Jesuit, geb. 17. Sept. 1689 zu Menapio am Comersee, machte zu Como und Mailand seine Studien und trat dann zu Genua in den Jesuitenorden. Als Missionar 1721 nach Brasilien gesandt, zeichnete er sich dort durch Eifer für die Sache des Ordens aus. Nach fast 30jährigem Aufenthalt verließ er Amerika und ging 1750 nach Lissabon, um die Errichtung eines Seminariums in Camuta zu betreiben. Im folgenden Jahre schon kehrte er nach Brasilien zurück, wurde aber 1754 von der verwitweten Königin nach Lissabon berufen. Er gelangte in der portug. Hauptstadt zwar bald zu großem Ansehen und Popularität, zog sich aber den Haß Pombal's zu und ward theils wegen seiner Predigten und Schriften, theils weil der Minister seinen geistlichen Einfluß auf den König fürchtete, im Nov. 1756 nach Setubal verwiesen. Vergebens suchte er von dort aus Zutritt zum König zu erhalten und dem Verfahren Pombal's gegen die Jesuiten entgegenzuwirken. Man benutzte das bekannte Attentat gegen König Joseph (1758), das den Familien Aveiro und Ta-

dora zugeschrieben ward, um den Pater M. in einen Tendenzproceß zu verwickeln. Im Jan. 1759 ward er verhaftet, der Mitschuld an dem Mordversuch angeklagt und zugleich wegen ketzerischer Meinungen dem Inquisitionsgericht überliefert. Die Schriften M.'s zeugen indeß mehr von Ueberspanntheit als von ketzerischen Meinungen. Nachdem M. dritthalb Jahre in schwerem Kerker geschmachtet, ward er von der Inquisition zum Tode verurtheilt und 20. Sept. 1761 erdrosselt. Sein Körper ward verbrannt und die Asche in den Tejo geworfen. Schon damals erhob sich Unwille über die That; jetzt ist kaum ein Zweifel übrig, daß M. das Opfer eines Justizmordes geworden. Bei seiner Verhaftung wurde er der Mitschuld am Königsmorde bezichtigt; das Todesurtheil der Inquisition schwieg davon und verdammte ihn nur seiner ketzerischen Meinungen wegen.

Malaien oder Malayen ist der Name eines über den ganzen Ostindischen Archipel verbreiteten Volks, welches seine eigentliche Heimat im Innern des Hochlandes von Sumatra hat, wo sie einst das mächtige, auf Landbau gegründete, jetzt der niederländ. Herrschaft unterworfene Reich Menangkabo bildeten. Wahrscheinlich durch indische Cultur frühzeitig civilisirt, zeichneten sich die Bewohner dieses Reichs vor den Küstenbewohnern aus, die sie dann unterwarfen. Um die Mitte des 12. Jahrh. ließen sie sich auf der kleinen Insel Singapore am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka (s. d.) nieder und verbreiteten sich dann bald über diese selbst, die deshalb noch die Malaiische Halbinsel genannt wird. Hier stifteten sie das Reich von Malakka, das, ebenfalls auf Ackerbau gegründet, Handel und Gewerbfleiß damit verband und dadurch schnell zu einer großen Macht sich erhob, die mit dem ganzen Orient im Verkehr stand und ihre Handelsflotten bis nach Arabien auf der einen und China auf der andern Seite aussendete. Durch diesen Handelsverkehr wurde im 13. Jahrh. der Islam in Malakka eingeführt, der sich schnell auf friedlichem Wege über alle malaiischen Völker im Indischen Archipel verbreitete; denn das Reich von Malakka, dessen Herrscher früher den indischen Titel Radscha führten, nun aber sich Sultane nannten, erstreckte sich nicht nur über die ganze Halbinsel von Malakka, sondern beherrschte auch den ganzen Indischen Archipel, von dessen meisten Inseln es die Küsten mit seinen Colonisten besetzte. Diese Malaiencolonien scheinen zwar selbständige Gemeinden gebildet zu haben, dessenungeachtet aber immer in einer gewissen Abhängigkeit vom Mutterstaate Malakka geblieben zu sein. Dieser stand im Anfange des 16. Jahrh. in der höchsten Blüte, als die Portugiesen erschienen und 1512 mit der Zerstörung Malakkas dieser Blüte ein Ende machten und die Malaienherrschaft im Indischen Archipel mit aller Macht zu brechen suchten, was auch die auf die Portugiesen in der Herrschaft über Ostindien folgenden Holländer nach Kräften anstrebten. Das grausame Verfolgungssystem dieser beiden Nationen gegen die M. hatte den unglücklichsten Einfluß auf den Volkscharakter der letztern. Aus ihren bisherigen gewohnten Beschäftigungen, dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, mit Gewalt gerissen, machten sie seitdem die Seefahrt und mit ihr die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft. Die noch unabhängigen Malaienstaaten sind nur klein; sie sowol als die unter niederländ. und unter siames. Oberhoheit stehenden sind auf eine Art Feudalwesen gegründet, daher auch die Oberlehnsherrlichkeit der Sultane von Menangkabo, obwol diese die Souveränetät eingebüßt haben, von allen M. fortwährend anerkannt wird. Die monarchische Gewalt ist weniger durch Gesetze bestimmt, als durch das Herkommen und eine mächtige Aristokratie beschränkt, die über eine Menge von Hörigen verfügt. Der Geiz der malaiischen Sultane und ihre Bemühungen, allen Handel zu monopolisiren, haben einen fortwährenden Streit zwischen ihnen und ihrem Lehnsadel hervorgerufen, der die Ursache innerer Kriege unter dem Volke geworden ist und dadurch beigetragen hat, es treulos und grausam zu machen, sowie innere Trennung und Zwietracht unter demselben zu nähren. Die wichtigsten Malaienstaaten sind die von den Niederländern abhängigen Staaten Palembang und Menangkabo und die noch freien Staaten Atschin, Siak und das Land der Batta auf Sumatra; ferner die unabhängigen Staaten Dschohor, Pahang, Pirak, Salangore und Rumbo und mehrere von Siam abhängige auf der Halbinsel Malakka, das Sultanat von Mindanao und die Conföderation der Häuptlinge des Illanovolks auf Mindanao (s. Philippinen), die kleinen Staaten auf den Suluinseln zwischen Borneo und den Philippinen und die Bugi und Makassaren auf Celebes. Die M. zeichnen sich durch kleinen, jedoch im ganzen proportionirten, nervigen Körperbau und ungezähmte Leidenschaftlichkeit aus. Letztere steigert sich im Zustande der Trunkenheit bis zur förmlichen Tollheit (dem Muckrennen). Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ihr Haar lang und glänzend schwarz, die Augen sind dunkel, groß und feurig, der Bart, den sie ausraufen, schwach, die Nase platt und groß, die Schenkel und Waden wie bei den Negern dünn. Aus ihrer

Leidenschaftlichkeit entwickeln sich ihre übrigen Tugenden und Laster, ihre Tapferkeit und Energie, ihre Treulosigkeit, Raub- und Mordlust. Die malaiische Sprache, die etwa von 4 Mill. Menschen gesprochen wird, steht auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung und wird mit dem arab. Alphabet geschrieben. Schon im 15. Jahrh. war sie die allgemeine Handels- und Verkehrssprache (lingua franca) in den Gewässern des ganzen Archipels. Auch die Literatur der M. ist ziemlich umfangreich und vielseitig. Außer lyrischen und romantischen Poesien (fast alle javanische Dichtungen, deren Stoffe aus Indien stammen, sind auch in malaiischen Bearbeitungen vorhanden) besitzen sie werthvolle Chroniken und alte Gesetzbücher. Durch den Islam sind auch der Koran und einzelne Dichtungen der Araber (wie «Calila und Dimnah», «Tausendundeine Nacht») der malaiischen Literatur zugeführt worden. Um die Kenntniß des Malaiischen haben sich in Europa, außer den Briten Marsden, Leyden und Crawford und dem Franzosen Dulaurier, besonders die Niederländer (Werndly, Roorda, De Hollander, Hoëvell, Friedrich u. s. w.) verdient gemacht. Unter den Grammatiken sind die von Werndly (Amsterd. 1736; Batavia 1823), Marsden (Lond. 1812; franz. von Elout, Harlem 1824), De Hollander (3. Aufl., Utr. 1856), unter den Wörterbüchern die von Marsden (Lond. 1812; franz. von Elout, 2 Bde., Harl. 1825—26), Roorda (2 Bde., Batavia 1824—25), Crawford (mit Grammatik, 2 Bde., Lond. 1852) und Pijnappel (Harl. 1863) zu nennen.

In den M. erblickte Blumenbach den Typus einer eigenen Menschenrasse, die er nach denselben mit dem, auch von den meisten neuern Ethnologen beibehaltenen Namen der Malaiischen Rasse belegte. Im allgemeinen gehören dieser alle diejenigen Völkerschaften an, welche in ethnographischer und linguistischer Beziehung den großen Malaiisch-Polynesischen oder Oceanischen Völker- und Sprachenstamm bilden. Da bisher nur erst sehr wenige Sprachen näher untersucht worden, so ist eine genauere Gruppirung derselben nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen noch nicht möglich. W. von Humboldt und Buschmann, die sich um die vergleichende Grammatik dieses Sprachstammes die größten Verdienste erworben haben, nehmen vier große Gruppen an: die polynesische, die philippinische, die eigentlich malaiische und die madegassische. Neuere Forscher stellen einfach die östl. Abtheilung oder die Polynesischen Sprachen der westl. Abtheilung oder den Malaiischen Sprachen gegenüber. Unter den Polynesischen Sprachen sind das Neuseeländische (Maori), das Hawaische, die Sprachen der Gesellschafts-, Freundschafts- und Fidschiinseln am bekanntesten. Der philippinischen Gruppe gehören vor allem an: das Tagala auf Manilla, neben welchem auf dieser großen Insel noch das Iloco, Pampanga, Pangasinan (Ilogano), Cagaya (Ybanac) und Bicol durch Geistliche bearbeitet worden sind; ferner das Bisaya auf den Inseln zwischen Luzon und Mindanao mit seinen Dialekten, und das Sulu. Von den malaiischen Dialekten auf der Insel Formosa ist erst das Favorlang näher untersucht. Die wichtigsten Völker und Sprachen des eigentlichen Indischen Archipel sind außer den M.: auf Sumatra die Atschinesen, die Batta, die Redschang und Passuma, die Lampong; auf Java (s. d.) die Sundaer und die Javaner (nebst den Balinesen auf Bali und Lombok); auf Celebes (s. d.) die Budschi (Bugi), Makassaren, Mandhar und die Alfuren der Minnehassa; auf Borneo die Dajak. Die zahlreichen kleinern sprachlich unterschiedenen Völkerschaften auf den Kleinen Sundainseln und den östl. Inselgruppen sind kaum dem Namen nach bekannt. Das äußerste westl. Glied des ganzen Völkerstammes bilden, obgleich durch den weiten Indischen Ocean getrennt, die Malegasi, die Bewohner von Madagascar (s. d.). Der größte Theil der genannten Völker hat sich von jeher durch eine gewisse Cultur ausgezeichnet, die sie den Indern verdanken, welche schon Jahrhunderte vor Christi Geburt mit dem Archipel, besonders mit Java in Verbindung standen. Aus Indien stammen auch die alten einheimischen Alphabete der Batta, Redschang, Lampong, Makassaren und Budschi sowie das der Tagalen auf den Philippinen; die noch gebräuchliche und häufig auch im Druck angewandte javanische Schrift ist eine vom Schreibmaterial herbeigeführte Abart des Pali. Eine eigentliche nationale Literatur haben nur die Javanen (theils in Kawi, der alten, stark mit indischen Elementen versetzten heiligen Sprache auf Java, theils in javanischer Sprache) und die M. entwickelt; doch besitzen die Makassaren und Budschis, gewissermaßen auch die Madegassen, die Anfänge zu einer solchen. Vgl. W. von Humboldt, «Ueber die Kawi-Sprache» (3 Bde., Berl. 1836—40, vollendet von Buschmann); Junghuhn, «Die Battaländer in Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847); Grey und Bleek, «Handbook of African, Australian, and Polynesian philology» (3 Thle., Capstadt 1858 fg.), F. Müller, «Ueber den Ursprung der Schrift der malaiischen Völker» (Wien 1865).

Malakka, eine schmale Halbinsel von etwa 2800 Q.-M. mit 500000 E., der südl. Theil der indischen Halbinsel jenseit des Ganges, wird gegen W. vom Indischen Meere, gegen O. vom

Golf von Siam und dem Chinesischen Meere bespült und ist gegen SW. durch die Straße von M. von der Insel Sumatra geschieden. Höhen durchziehen das Innere der Länge nach bis zu den Caps Romania und Buro, den südlichsten Spitzen der Halbinsel, und viele Küstenflüsse durchschneiden dieselbe. Im Innern gibt es Moräste und Urwälder. An den Küsten, wo die Hitze durch Seewinde abgekühlt wird, herrscht ein ewiger Frühling; sonst ist das Klima sehr heiß und in den waldigen, morastigen Gegenden höchst ungesund. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, überhaupt alle Gewächse Indiens und der Philippinen gedeihen im Ueberflusse. Elefanten, Tiger, Büffel und anderes Wild gibt es in Menge; namentlich sind die Tiger eine furchtbare Landplage. Wichtige Producte sind Pfeffer, Zinn und Gold. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern leben wilde Wanderstämme (Karians, Semangs, Mantras, Jacuns, Sabimbangs, Muka, Kunings und Biduandas) in der Stärke von 8—10000 Köpfen. Die ganze Halbinsel zerfällt, abgesehen von den brit. Besitzungen, in mehrere theils unabhängige, theils von dem Reiche Siam abhängige Malaienstaaten. Jene sind Dschohor, das Südende der Halbinsel umfassend, Pahang an der Ostküste, Pirak, Salangore und Rumbo. Den Siamesen sind unterworfen die Staaten Ligor, Patani, Kalantan, Tringano und Kedah oder Queda, das erst 1822 von den Siamesen erobert wurde. Den Briten gehören die Inseln Singapore (s. d.) und Pulo Pinang (s. d.) mit der Provinz Wellesley und die Colonie M. mit der gleichnamigen, an der Südwestküste der Halbinsel gelegenen Hauptstadt. Diese 41 Q.-M. große Colonie, 1511 dem Fürsten von Dschohor durch die Portugiesen entrissen, seit 1641 in den Händen der Holländer, dann der Briten, seit 1814 wieder der Holländer und von diesen 1825 an die Briten abgetreten, wird begrenzt im SW. durch die Straße von M., im NW. durch den Lingifluß, der sie von Sungi-Ujong trennt, im N. und NO. durch die Staaten Rumbo und Dschohol, im SO. durch den Kassangfluß, der sie von Muar, einem Theil des Staats Dschohor, scheidet. Als besonderer District innerhalb der Colonie gilt der nördl. und nordöstl. Theil, das an Rumbo und Dschohol stoßende Naning, obwol es 1832 der Colonie einverleibt wurde. Die aus Granit bestehenden wellenförmigen Hügelreihen und isolirten Erhebungen, zwischen 100 und 1000 F. hoch, sind mit Gebüsch oder niedrigem Wald bedeckt, die Thäler hier und da angebaut; weiter im Innern finden sich Urwälder mit riesigem Baumwuchs. An der Grenze erhebt sich der Gunong-Ledang oder Berg Ophir der Portugiesen bis 4400 F. Die Flüsse Lingi, M., Duyong und Kassang können von kleinern Schiffen einige Meilen weit aufwärts befahren werden. Der Hauptreichthum des Landes besteht in seinen Zinnerzen, die aus 20 F. tiefen Gruben gewonnen werden. Solcher Minen gibt es in den Districten Kassang, Aier-Panas und Durian-Pungal etwa 40. Diese werden von Chinesen bearbeitet und liefern jährlich etwa 350000 Pfd. Erz, das zwischen 50 und 70 Proc. Zinn enthält. Die jährliche Ausbeute an Gold übersteigt nicht 1500 Unzen. Die übrige Production ist sehr unbedeutend; es stehen nur etwa 70000 Acker unter Cultur. Das Klima ist heiß und feucht, doch gilt die Stadt M. für ungesund. Die Bevölkerung besteht aus 55000 Malaien, 12000 Chinesen, 1200 Ostindiern, 2500 andern Asiaten und 900 Ureingeborenen, zusammen 71600 Seelen. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Malakow, s. Sewastopol.

Mälar, einer der größten und schönsten unter den Landseen Schwedens, erstreckt sich zwischen den Län Stockholm, Upsala, Westmanland und Södermanland in sehr ungleicher Breite (höchstens 6 M.) von Stockholm über 17 M. gegen W. bis an die Mündung der Arbogaå und bedeckt, seine zusammen 11,1 Q.-M. umfassenden Inseln abgerechnet, mit seinem Gewässer ein Areal von 22,23 Q.-M. Der See ergießt sich bei Stockholm in die Ostsee, mit welcher er außerdem durch den Söderteljekanal in Verbindung steht, und könnte, wenn er nicht süßes Wasser hätte, als eine Fortsetzung der stockholmer Scheren und als der am tiefsten in das Land einschneidende Busen der Ostsee angesehen werden, da sein Wasserspiegel nur bei Hochwasser etwas höher (höchstens 4 F.), bisweilen sogar tiefer liegt als der der Ostsee, sodaß diese in ihn einströmt. Bald wie ein Fluß, bald wie ein weites Wasserbecken (Fjärd) gestaltet, zeichnet er sich aus durch seine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Ansichten, durch seine vielen Arme und Buchten, die wechselnde Einfassung von Klippen, Felsen und Landspitzen, bewaldeten Höhen und ebenen Fluren, durch seine vielen Inseln (1260), welche wie die Ufer im allgemeinen eine üppige Vegetation haben, und von denen die größten sind: Losö, Svartsjö, Ekerö nebst Munsö, Adelsö, Björkö, Selaö, Aspö, Fogdö u. s. w. An und in dem See zählt man gegen 200 Schlösser und Herrensitze nebst zahllosen Villen und Landhäusern, darunter die königl. Schlösser Carlberg, Drottningholm, Svartsjö, Rosersberg, Strömsholm und Gripsholm. Auf den In-

seln selbst sind 16 Kirchspiele mit 900 Gütern; an seinen Ufern 90 Kirchspiele und die 12 Städte Stockholm, Sigtuna, Upsala, Enköping, Westerås, Köping, Arboga, Thorshälla, Eskilstuna, Strengnäs, Mariefred und Södertelje. Unter den Flüssen, die der M. aufnimmt, sind zu bemerken: 1) Fyrisä, durch Kunst schiffbar bis Upsala, mündend in Ekoln, einen nordwestlichen, abgesonderten Arm des Sees; 2) Kolbäcksä, mündend bei dem Schlosse Strömsholm, nachdem er mehrere Landseen durchflossen hat, theils durch Kunst vertieft, theils an der Seite mit Kanälen und Schleusen versehen, sodaß dadurch ein wichtiger, 15 M. langer Wasserweg für kleinere Fahrzeuge (der Strömsholmskanal genannt) bis in den See Barken in Dalarna (310 F. hoch) eröffnet wird, von welchem eine über 2 M. lange Eisenbahn an den See Weßman (484 F. hoch) führt; 3) Arbogaå, schiffbar bis Arboga (3 M.), von welcher der Hjelmarkanal in den südwestlicher gelegenen bedeutenden Hjelmarsee (72,4 F. hoch, 10 M. lang, bis 2½ M. breit, 8,82 Q.-M. groß), hinaufführt; 4) Thorshällaå (auch Eskilstunaå oder Hyndevadså) genannt, der Abfluß des Hjelmarsees, schiffbar aufwärts bis Thorshälla und durch einen vor kurzem angelegten kurzen Kanal mit Schleuse bis Eskilstuna. Die mittlere Tiefe des M. ist 85 F., die größte in Björkfjärden 170 F. Die Schiffahrt auf dem See ist überaus lebhaft; außer vielen segelnden Fahrzeugen wird er von wenigstens 50 Dampfschiffen durchfurcht.

Malaria (wörtlich: schlechte Luft) oder Aria cattiva nennt man ursprünglich in Italien die manchen sumpfigen Gegenden (besonders den Maremmen an der Seeküste und den Pontinischen Sümpfen bei Rom) eigene, besonders fiebererzeugende Einwirkung auf lebende Organismen. Der Mensch, welcher sich in solchen Gegenden, besonders nach Sonnenuntergang, der freien Luft aussetzt, wird sehr oft von Fieber befallen, und die Einheimischen selbst zeigen oft ein bleiches, fahles, schlechtgenährtes Aussehen. Einen ähnlichen Einfluß haben die Sümpfe auch in andern Gegenden, jedoch milder im Norden, fast noch giftiger hingegen in manchen Tropenländern, wo sie die dem Gelben Fieber verwandten Sumpffieberformen (Dschangelfieber u. s. w.) hervorrufen. Es ist wahrscheinlich, daß die von den stehenden Wassern oder feuchtem Erdboden entwickelten, durch faulige Zersetzung pflanzlicher und thierischer Körper, welche in solchen Wassern leben, entstehenden schädlichen Luftarten die Ursache jener Erkrankungen sind, doch ist noch nicht nachgewiesen, welches dieser Sumpfgase eigentlich das schädliche sei. Auch wirken wahrscheinlich noch andere Momente mit, so die Feuchtigkeit der Luft selbst, die in ihr schwebenden Luftinfusorien oder Pilzsporen, das Trinken des matten, gasarmen und mit organischen Bestandtheilen geschwängerten Wassers. Uebrigens gibt es auch sumpflose Gegenden, wo ebenfalls eine sogenannte M. herrscht, z. B. Gibraltar, manche Gegenden, sogar Hochebenen in Italien und in Peru. Alle Urwälderboden entwickeln, nachdem sie urbar gemacht worden, in den ersten Jahren ein fiebererzeugendes Princip, das den ersten Ansiedlern oft sehr verderblich wird. Die Malariakrankheiten sind hauptsächlich Wechselfieber (sog. kalte Fieber) und in heißen Klimaten die mit nachlassendem (remittirendem) Charakter verlaufenden Tropenfieber. Außerdem kommt in solchen Gegenden ein langwieriges, schleichendes Siechthum mit Anschwellung der Milz, der Leber u. s. w. und Neigung zu Wassersuchten vor. Manche ärztliche Schriftsteller rechnen zu den Malariaseuchen auch die Cholera, das Gelbe Fieber, die Orientalische Pest und die Ruhr.

Malchin, eine Stadt im Herzogthum Güstrow des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, an der Eisenbahn, 4⅕ M. von Güstrow und an der Peene zwischen dem Kumerow- und dem Malchinersee gelegen, der ¾ M. lang und ¼ M. breit ist, und dessen anmuthige Umgebung die Mecklenburger Schweiz genannt wird, hat eine der schönsten Kirchen des Landes aus dem 14. Jahrh. und ein neues stattliches Rathhaus, in dessen Sälen der meckleub. Landtag gehalten wird. Die Stadt zählt (1864) 4970 E. und besitzt eine Bürger- und Gewerbeschule, Tabacks- und Cigarrenfabriken, Brennereien, eine Strohhutfabrik, Gipsmühle u. s. w.

Malchus (Karl Aug., Freiherr von), staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 27. Sept. 1770 zu Manheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, bei welchem sein Vater Burgvogt war, eine sehr vortheilhafte Erziehung, besuchte die Universitäten zu Heidelberg und zu Göttingen, wurde 1790 Privatsecretär des kurmainz. Ministers Grafen von Westfalen und, als dieser 1791 kaiserl. Gesandter am kurtrierschen Hofe ward, dessen Gesandtschaftssecretär. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim und wurde, als dieses 1803 an Preußen fiel, Mitglied der Organisationscommission und darauf Kriegs- und Domänenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer. Bald nach der Errichtung des Königreichs Westfalen trat er 1807 in die Dienste dieses Staats, wurde Staatsrath, dann Generaldirector der Steuern, 1811 Finanzminister, 1813 Minister des Innern und zugleich zum Grafen von Marienrode ernannt, von welchem Titel er aber später keinen Gebrauch mehr machte. Die Angriffe gegen

seine Verwaltung und Person, welche er nach der Auflösung des Königreichs Westfalen erfuhr, suchte er durch die Schrift «Ueber die Verwaltung des Königreichs Westfalen» (Stuttg. 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfachs ernannt wurde. Mehrfache Neuerungen, die er machte, und die ihm zumal als Ausländer viele Feinde erregten, gaben die Veranlassung, daß er schon nach einem Jahre seine Stelle aufgeben mußte, worauf er wieder Heidelberg zu seinem Aufenthaltsorte wählte, wo er auch 24. Oct. 1840 starb. Als seine vorzüglichsten Schriften sind zu nennen: «Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung» (2 Bde., Heidelb. 1821); «Politik der innern Staatsverwaltung» (3 Bde., Heidelb. 1823), «Statistik und Staatenkunde» (Stuttg. 1826), «Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung» (2 Bde., Stuttg. 1830), sein treffliches «Handbuch der Militärgeographie von Europa» (Heidelb. 1832; neue Aufl. 1834—35) und seine Schrift «Die Sparkassen in Europa» (Stuttg. 1838).

Malcolm (Sir John), engl. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schottland, ging bereits 1782 als Cadet nach Indien, wo er 1792 bei der Belagerung von Seringapatam sich auszeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterlande kehrte er 1795 nach Indien zurück und wurde hier sehr bald von der brit. Regierung zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Unter anderm erhielt er 1800 eine Sendung nach Persien, wo es ihm gelang, mit den den Briten gefährlich gewordenen Afghanen ein Bündniß zu Stande zu bringen. Nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde er Secretär des Generalgouverneurs, Marquis von Wellesley. Auch 1802, 1808 und 1810 war er in diplomatischen Aufträgen am pers. Hofe. Persien verdankt ihm die Einführung der Kartoffeln, und der Schah von Persien verlieh ihm beim Abschiede die Würde eines Khans des Reichs. Während seines Aufenthalts in Persien sammelte er den Stoff zu seiner «History of Persia» (2 Bde., Lond. 1815; 2. Aufl. 1828; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830) und zu den «Sketches of Persia» (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828). 1812 kam er nach England zurück und erhielt die Ritterwürde, doch schon 1816 war er wieder in Indien. Nach der Beendigung des Kampfes gegen die Maharatten und die Pindarees 1818 wurde er als Civil- und Militärgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt, welche Stelle er ausgezeichnet verwaltete. Einen Bericht über seine Verwaltung gab er in dem «Memoir of Central-India» (2 Bde., Lond. 1823), das sich sehr ausführlich über das Land und die Sitten seiner Bewohner verbreitet, wie er denn auch schon früher in der «Sketch of the political history of India» (Lond. 1811), die er später seiner «Political history of India from 1784 to 1823» (2 Bde., Lond. 1826) einverleibte, und in der «Sketch of the Sikhs» (Lond. 1812) seine genaue Kenntniß Indiens bekundet hatte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er 1823 abermals nach England zurück, wo er nun blieb, bis er 1827 Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wurde. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb er sich namentlich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den Europäern gestattete, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Nachdem er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er ins Parlament gewählt. Auf Veranlassung der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie gab er in seiner Schrift «The administration of British-India» (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb zu Windsor 31. Mai 1833. Vgl. Kaye, «Life and correspondence of Sir John M.» (2 Bde., Lond. 1857).

Malczewski (Antoni), poln. Dichter, geb. 1792 in Volhynien, der Sohn eines begüterten poln. Generals, erhielt den ersten Unterricht durch franz. Hauslehrer in Dubno, wo seine Aeltern lebten, und vollendete seine Bildung auf dem Lyceum zu Krzemieniec, wo er sich namentlich den mathem. Wissenschaften widmete. Hierauf trat er 1811 in das poln. Heer, in welchem er für einen der talentvollsten Ingenieuroffiziere galt. Nach beendigtem Kriege und eingetretener Umgestaltung der polit. Verhältnisse wurde er in die Suite des Kaisers Alexander aufgenommen. Ein Beinbruch zwang ihn, 1816 das Heer zu verlassen. Hierauf durchstreifte er Italien, Frankreich und die Schweiz. Nachdem er in Paris die Ueberreste seines Vermögens verschwendet, führte ihn Ueberdruß 1821 nach Warschau zurück, und er pachtete ein Gut in Volhynien, um in ländlicher Ruhe zu leben. Hier kehrte bei ihm der Ernst des Lebens wieder ein, und von hier aus erschienen auch in poln. Zeitschriften seine ersten literarischen Arbeiten, kleine Erzählungen in Prosa und lyrische Gedichte. Endlich reifte in ihm der Gedanke und Plan zu einer größern episch-lyrischen Dichtung, die seinen Namen unsterblich machen sollte. Eine magnetische Wundercur, die er an der Frau seines Freundes gethan, hatte damals zur Folge, daß er mit Einwilligung des Freundes diese Dame zur Lebensgefährtin nahm. Er reiste mit derselben nach

Warschau und lebte einige Zeit im höchsten Glück, aber das Unzureichende seiner Mittel erfüllte ihn zugleich mit Kummer, der seinen 2. Mai 1826 erfolgten Tod beschleunigte. In diesen Umständen veröffentlichte er ein Jahr vor seinem Tode die der Wirklichkeit entnommene, das ukrainische adeliche Leben in tiefpoetischer Weise darstellende episch-lyrische Erzählung «Marja» (Warsch. 1825; Lpz. 1857; deutsch von Vogel, Lpz. 1845). Die Zeitgenossen verstanden die Dichtung noch nicht zu würdigen, und erst der Sieg der national-romantischen Schule über den franz. Classicismus stellte M. in gleichen Rang neben Mickiewicz. Ein M. in Warschau errichtetes Denkmal trägt die einfache Inschrift: «Dem Schöpfer der Maria». Seine bekannt gewordenen Gedichte und Aufsätze gab Bielowski (Lemb. 1838) heraus.

Maleachi war der letzte unter den Propheten der Hebräer, mit welchem die Prophetie um 400 v. Chr. schließt. Seine im hebr. Kanon befindlichen Weissagungen stehen an Geist und religiöser Originalität weit hinter denen der ältern Propheten zurück und enthalten fast nur Strafreden wider die Verweltlichung des zadokitischen Priesterthums, welchem Undankbarkeit gegen Gott, Nachlässigkeit im Tempeldienste und die Ehen mit fremden Weibern vorgeworfen werden.

Malebranche (Nicolas), franz. Philosoph, geb. 6. Aug. 1638 zu Paris, wo sein Vater Vorstand der Rechnungskammer war, hatte von Jugend auf infolge seines misgestalteten Körpers mit Krankheit zu kämpfen, was ihn menschenscheu machte und in die Einsamkeit trieb. In einem Alter von 22 J. trat er in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete, bis die Schrift des Descartes «De homine» in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie erweckte. Nach mehrjährigem Studium der Cartesianischen Grundsätze ließ er sein berühmtes Werk «De la recherche de la vérité» (3 Bde., Par. 1674 u. öfter; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) erscheinen, welches durch Originalität und Eleganz der philos. Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch Gegner erweckte, darunter namentlich Arnauld («Des vraies et des fausses idées», Köln 1683) und Bossuet. Der Zweck dieses Werks, welches auch Locke und Leibniz einer kritischen Prüfung unterwarfen, war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen, psychologisch zu untersuchen, zugleich aber zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe, und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Das Werk ist das Erzeugniß eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychol. Beobachtungen und Winke. Der Hauptsatz, zu welchem M. nach Verwerfung der verschiedenen Annahmen über den Ursprung der Erkenntniß gelangt, und in welchem sein Offenbarungsglaube den Resultaten seiner Speculation begegnet, ist, daß wir alle Dinge in Gott schauen (seine berühmte Vision en dieu). Er betrachtet daher, hierdurch den Uebergang von Cartesius zu Spinoza bildend, Gott als den einzigen Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise in sich schließt («Dieu est le lieu des esprits, comme l'espace est le lieu des corps»), und als die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen, wobei sich diese nur passiv verhalten. Ueberhaupt neigt sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Außer jenem Werke sind noch zu erwähnen der «Traité de la nature et de la grâce» (Rotterd. 1680) und der «Traité de morale» (Rotterd. 1684; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831). M. wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und sah sich dadurch zur Abfassung seines «Traité de la communication du mouvement», dem er ein «Système général de l'univers» beifügte, veranlaßt. Seine «Conversations chrétiennes» (Par. 1677) sind ein Versuch, seine Ideen unmittelbar auf die Theologie anzuwenden. Er starb 13. Oct. 1715 zu Paris und hinterließ den Ruf eines Mannes vom edelsten Charakter, aber von einer fast überspannten Frömmigkeit. M.'s «Oeuvres», die noch bei seinem Leben gesammelt (11 Bde., Par. 1712) erschienen, wurden neuerdings von Genoude und Lourdoueix (2 Bde., Par. 1837) herausgegeben.

Malediven, eine lange Kette zahlloser (12000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich, fast ganz in der Richtung des Meridians 91° östl. L., von beinahe 7° nördl. Br. in einer Länge von 116 M. bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 10 M. bis gegen 1° südl. Br. erstreckt und ein Areal von 123 Q.-M. einnimmt. Das Ganze besteht aus 14 Atolls oder ringelförmigen Korallenriffen, auf welchen sich die einzelnen, meist nicht über 20 F. hohen Inselchen erheben. Diese 14 Gruppen koralliger Laguneninseln, die ebenso viele politische Abtheilungen bilden, sind in einer doppelten Reihe angeordnet und durch ein unergründlich tiefes, hier schwarz erscheinendes Meer getrennt, in welches sie mit mehr als gewöhnlicher Steilheit hinabtauchen. Das größte Atoll ist 19 M. lang und 4 M. breit; Suadeva, das nächste an Größe, $9\frac{1}{2}$ M. lang und 5 M. breit, hat eine große Lagune in der Mitte,

zu welcher 42 Eingänge führen. Diese Inseln bringen hauptsächlich Kokospalmen, Reis, Südfrüchte und die tropischen Knollengewächse hervor. Pferde gibt es nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Einwohner, eingewanderte Hindu, die sich später vielfach mit Arabern mischten und eine dem Singalesischen verwandte Sprache sprechen, 150000 an der Zahl, bekennen sich zum Mohammedanismus, betreiben lebhaften Handel und Schiffahrt nach Atschin auf Sumatra und der nördl. Ostküste Vorderindiens und sind im übrigen ein harmloses Völkchen, das unter einem Sultan steht. Derselbe nennt sich «Sultan der 13 Atolls und 12000 Inseln», residirt auf der Insel Male und läßt die entferntern Gruppen durch Häuptlinge verwalten. Halbjährlich schickt er eine Gesandtschaft mit Geschenken an den brit. Oberbeamten zu Point-de-Galle auf Ceylon und empfängt Rückgeschenke. Die Briten rechnen den Archipel zu der Südprovinz ihrer Insel Ceylon. — Ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit wie die M. sind auch die beiden andern benachbarten Inselgruppen, die Lakediven (s. d.) und die Chagos- oder Tschagosinseln, die fast ganz in derselben Meridianrichtung liegen, die erstern, jetzt dem indobrit. Reiche einverleibt, im N., die letztern, zur brit. Colonie Mauritius gehörig, im S. von den M.

Malefiz (lat. maleficium), wörtlich so viel als Missethat, Verbrechen, kommt in der ältern deutschen Rechtssprache häufig in Zusammensetzungen vor, wo jetzt das Wort «Criminal» üblich ist, z. B. Malefizgericht, Malefizrecht; insbesondere ist die Malefizordnung Kaiser Maximilian's I. für Tirol vom J. 1499 bekannt.

Malerei heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Von den bildenden Künsten ist die M. körperlich die beschränkteste, insofern sie über die Fläche nicht hinaus kann oder vielmehr will, geistig dagegen die freieste, weil sie auf dieser Fläche nicht blos den Schein der Körperlichkeit hervorrufen, dieselbe also dennoch haben kann, sondern auch den Abglanz der Seele und des Gemüths, das Innere wiederzugeben fähig ist. Was sie also an Körperlichkeit gegen die andern bildenden Künste einbüßt, gewinnt sie an Reichthum und Tiefe ihres Wesens, und so gelangt sie zu dem weitesten Gebiet der Darstellungsgegenstände. Aeußerlich dehnt sich dieses Gebiet aus auf die landschaftliche Natur, die Thier- und Menschenwelt; innerlich treten als Momente hinzu das Böse, das Häßliche, das Erhabene, das Komische. Jene Fläche, welche der M. zur Grundlage dient, ist entweder die von der Baukunst gegebene Wand (Monumentale M.) oder die eigens aus Holz oder Leinwand u. s. w. frei hergestellte (Staffelei-, Tafelmalerei). Die Mittel der Bemalung bestehen aus zerriebenen, aufgelösten Körpern (Malerfarben). Die verschiedene Art des äußern Verfahrens ergibt die Frescomalerei (s. d.), die Enkaustik (s. d.), die Glasmalerei (s. d.), die Oelmalerei (s. d.), die M. mit Wasserfarben (s. d.). Das eigentlich künstlerische Verfahren dagegen beginnt mit der Zeichnung, die den Schein der Form durch den Umriß auf die Fläche zieht, also das plastische Moment in der M. ist. Doch tritt sie schon durch Verkürzung und Linearperspective (s. Perspective) aus den Grenzen der Plastik. Zur weitern Herstellung des vollen räumlichen Scheins ist dann Licht- und Schattengebung nothwendig, die zur Modellirung und zum Helldunkel (Clairobscur) fortzuschreiten hat. Vereinigt mit der Linearperspective entsteht daraus, was man Luftperspective nennt, deren Entfernungsgrade durch Vorder-, Mittel- und Hintergrund bezeichnet werden. Endlich tritt mit der Farbengebung das ganze Wesen der M. in Erscheinung. Ein gutes Gemälde soll die Grundfarben enthalten und in den Uebergängen und Mischungen der Farben, in den Vermittelungen Harmonie aufweisen. In dem Zauber, welchen durch seine Behandlung hier die Farbe üben kann, liegt (jenem plastischen Moment gegenüber) das musikalische Moment der M. Beide Momente bedingen einerseits den plastischen, andererseits den echt malerischen Stil. Die Vereinigung beider ist das immer von neuem gesetzte Ziel der M., welche dadurch den Körper der Plastik und die Seele der Musik zu vereinigen strebt. Damit ist die M. auf Ausdruck und Handlung hingewiesen. Das Gebiet der Physiognomik ist ihr erschlossen. In Bezug auf die Handlung ist sie an Einen Moment gefesselt, und sie wählt am wirksamsten den der höchsten Spannung. Hierin ist sie der dramatischen Poesie verwandt, zwar ärmer als diese, da sie nur den einen Augenblick, reicher, da sie ihn im vollen Nebeneinander der Dinge gibt. Für dieses Nebeneinander gelten gewisse Gesetze der malerischen Composition. Was die Darstellungsgebiete anbetrifft, so gab es anfänglich nur ein einziges, das mythologische oder religiöse, welches die Keime der übrigen in sich trägt, und aus dem diese hervorgegangen sind. Gegenwärtig gilt das religiöse Bild als eine höhere Art der Historischen M. (s. d.). Der Historienmalerei, die es mit benannten Größen der Geschichte zu thun hat, schließt sich die Genremalerei (s. d.) an, welche auf die Schilderung der Sitte der Gattung aus-

geht. Eine besondere Mittelstellung nimmt das bedeutsam behandelte Porträt (s. d.) ein. Weitere Zweige bilden die Landschaftsmalerei (s. d.), das Thierstück, die Architekturmalerei (s. d.), das Blumen- und Fruchtstück (s. Blumenmalerei), endlich das sog. Stilleben (s. d.).

Die Geschichte der M. anlangend, so verharrte der Orient auf der Vorstufe der mit Farbe ausgefüllten Umrißzeichnung, ohne Kenntniß der Perspective, wenngleich nicht ohne Charakteristik der äußern menschlichen Form in ihren verschiedenen Zuständen und Thätigkeiten; es ist die Stufe der Kindheit der M. Die Griechen schritten zwar von dem Bemalen und Ausmalen zum Malen fort und entwickelten die Macht der Farbe, doch blieb bei ihrem durch und durch plastischen Sinn die Zeichnung das Herrschende, die Form die Trägerin der Farbe. Dennoch nahm die griechische M. einen Entwickelungsgang, welcher an den der großen ital. Periode erinnert und in der Entwickelung der griech. Plastik ihr Analogon hat. Auf den strengen und hieratischen Stil folgte der erhabene, den die Attische Schule, mit Polygnot aus Thasos an der Spitze, vertritt. Dieser malte die Stoffe der Götterwelt und Heldensage, zum Schmucke von Tempeln und Hallen bestimmt. Den anmuthigern, rührenden Stil findet man dann bei einer Gruppe von Malern der Ionischen Schule um die Zeit des Peloponnesischen Krieges, Apollodoros, Zeuxis, Parrhasios, Timanthes. Die Abstufung der Farben nach Licht und Schatten erfand Apollodoros, weshalb er der Skiograph genannt wird. Zeuxis (s. d.) arbeitete schon auf Illusion hin, und Parrhasios (s. d.) modellirte; beide versuchten Ideale weiblicher Schönheit aufzustellen. Timanthes strebte in tragischen Stoffen die Macht des Ausdrucks an. In der Zeit nach dem Peloponnesischen Kriege bis zum Tode Alexander's tritt zuerst die Sikyonische Schule hervor. Von Eupompos gestiftet, von Apelles (s. d.) auf ihre Höhe geführt, bildete diese Schule Farbengebung und Ausdruck noch weiter aus, auch wurden kühne Verkürzungen gewagt. Wenn dem Aristides, dem Vorgänger des Apelles, besonders das Ethische zugesprochen wird, so heißt Apelles vorzugsweise der Maler der Charis; in der That erinnert er in Kunst und Charakter an Rafael. Sein würdiger Zeitgenosse war Protogenes (s. d.). Nach diesen Künstlern erweitert sich der Darstellungskreis, und es kommen neben den mythischen und heroischen Stoffen Genrebilder und Stilleben auf. In Piräikos, der Barbier- und Schusterbuden malte, scheint man den vollständigen Niederländer gehabt zu haben. Man nannte die Maler von allerlei Kleinkram Rhopographen, woraus für manche von ihnen der Schimpfname Rhyparograph (d. h. Schmuzmaler) entstand. In der Zeit nach Alexander wird diese Art M., zu der sich Decoration und Arabesken gesellen, immer beliebter. Sie bleibt auch in Rom, als die griech. Kunst dahin verpflanzt wurde, die Hauptsache. Ludius erwarb sich Ruhm durch eine anmuthige Art von Wandmalerei, welche Prospecte aus dem Landleben der Römer darstellte. Was man sonst in der Wandmalerei und in der farbigen Mosaik der Fußböden leistete, davon geben die Ausgrabungen von Pompeji einen Begriff. Vgl. Grund, «Ueber die M. der Griechen» (2 Bde., Dresd. 1810—11); Böttiger, «Ideen zur Archäologie der M.» (Bd. 1, Dresd. 1811); Brun, «Geschichte der griech. Künstler» (2 Bde., Braunschw. 1853—55).

Im Zustande des Verfalls wurde die antike M. der altchristl. Kunst überliefert. Das war insofern nicht ungünstig, als die Christliche Kunst (s. d.) einen ganz neuen Geist in die alten Formen zu gießen hatte. Byzanz (s. Byzantinische Kunst) bewahrte in erstarrter Form das antike Erbe so lange, bis jener Proceß der Beseelung beginnen konnte. Während die antike Plastik zuerst den Körper belebte und schön und wahr zu bilden suchte, indeß das Gesicht noch leblos blieb, beseelte die christliche M. zuerst das Antlitz der noch starr bleibenden Figur. Mit dem 13. Jahrh., von Cimabue an, beginnt die Entwickelung jener wunderwürdigen Blüte der Italienischen Kunst (s. d.), welche, die M. obenan, nur mit der griech. Kunstepoche, mit der Plastik an der Spitze, verglichen werden kann. Die deutsche Nation, entfernter von den Ueberlieferungen des Alterthums, von der Weltgeschichte mit der Aufgabe der kirchlichen Reformation betraut, löst die Aufgabe der M. in minder vollkommener Weise. (S. Deutsche Kunst). Dagegen begünstigt die Gegenreformation in Italien eine dort am Anfang der modernen M. entstehende Nachblüte der M. Das 16. und 17. Jahrh. sieht die Niederländische und Holländische Schule (s. Niederländische Kunst), jene in großartigem Naturalismus, diese in Pflege der Cabinetsmalerei, ferner die Spanische Schule (s. Spanische Kunst) erblühen, welche einen glühenden Mysticismus mit realistischem Lebenssinn vereint. Jene Pflege der getrennten Darstellungskreise, welche besonders die Holländische Schule betrieb, sicherte einem gesunden Realismus die feste Stelle inmitten des Verfalls der Kunst in der letzten Zeit des 17. und der größern Hälfte des 18. Jahrh. Unter dem Einflusse der großen Bewegung der Geister zu Ende des Jahrhunderts wurde die antike Form zur mustergültigen Regel erhoben. In erster Linie suchte

die franz. Kunst durch David (s. d.) dies Princip einzuführen, aber dieser führte nur den antik-römischen, nicht den griech. Geist ein. Letzteres war dem deutschen Geiste vorbehalten, Carstens (s. d.) an der Spitze. Im Kampfe gegen die Einseitigkeit des Classicismus tritt dann die nicht minder einseitige neudeutsch-romantisch-religiöse Richtung auf, deren Hauptvertreter Overbeck (s. d.) ist, während sich Cornelius zu einer höhern Vereinigung herausarbeitet und Haupt der Münchener Schule wird. Franzosen und Belgier brechen mit dem franz. Classicismus und pflegen den Deutschen gegenüber, welche Zeichnung, lineare Composition und die Idee bevorzugt haben, den Realismus und die Farbe. Vgl. Vischer, «Aesthetik» (3 Bde., Stuttg. 1846—57); Unger, «Das Wesen der M.» (Lpz. 1851); Teichlein, «Louis Gallait und die M. in Deutschland» (Münch. 1853); Kugler, «Geschichte der M.» (2 Bde., Berl. 1837; 2. Aufl., von Burckhardt, 1847), sowie die Werke von Waagen, Passavant, Förster u. a.

Malerfarben sind diejenigen Substanzen, mittels deren die Maler die den Gegenständen ihrer Darstellung eigenthümliche Färbung geben. Das Alterthum hielt bis auf Apelles die sog. vier Farben fest, welche als ebenso viele Hauptmateriale durch Verschiedenheit in sich und Mischung miteinander der Mannichfaltigkeit fähig waren. Diese vier Farben waren: Weiß, eine Erde aus Melas, Roth, eine Erde aus Kappadocien, Gelb aus attischen Silberbergwerken und Schwarz aus verbrannten Pflanzen, z. B. Weintrebern. Später kamen neben diesen strengen Farben (austeri colores) noch glänzendere (floridi) auf. Zu diesen gehört das Grün aus Kupferbergwerken, der Saft der Purpurschnecke, Indigo seit der Kaiserzeit, die blaue Smalte (caeruleum) aus Alexandrien u. s. w. Man brauchte diese Farben in Wasser aufgelöst mit einem Zusatz von Leim und Gummi. Die Enkaustische Malerei wurde bei den Alten mit Wachsfarben zu Stande gebracht. Bei der Vasenmalerei kam am meisten die schwarzbraune, aus Eisenoxyd bereitete Farbe zur Anwendung. Vgl. Knirim, «Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des Alterthums und Mittelalters» (Lpz. 1845). Der Oelmalerei liefert ebenfalls hauptsächlich das Mineralreich die Farben, und wenn sie auch von Thieren oder Pflanzen herkommen, so sind sie doch immer an etwas Mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann allerdings jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil er mit denselben die Zeuge durchdringen will; der Maler aber muß die Farben, damit sie um so weniger sich in den unterliegenden Grund einziehen, mit irgendeiner Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, anreiben und auftragen. Diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser oder Seifenspiritus) oder fettig (austrocknende Oele des Mohn- oder Leinsamens). Die Mineralfarben bestehen in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen) oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen; doch haben erstere vor letztern ihrer Unveränderlichkeit wegen den Vorzug. Die Lackfarben haben Metalloxyde oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und erhalten ihre Farben von einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Die Erdfarben müssen vor dem Reiben in Oel geschlemmt werden. Nach dem Reiben bilden sie dann eine butterweiche Masse, die in kleine Beutelchen von Schweinsblase gethan und so verkauft und angewandt werden. Deckfarben nennt man solche, womit andere gedeckt oder verborgen, Lasurfarben, welche so dünn aufgetragen werden, daß die untere Farbe darunter hervorleuchtet. Bei der Porzellan- und Glasmalerei dürfen nur metallische Farben angewendet werden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Vgl. Stieglitz, «Ueber die M. der Griechen und Römer» (Lpz. 1817); Völker, «Die Kunst der Malerei» (Lpz. 1852); Gentele, «Lehrbuch der Farbenfabrikation» (Braunschw. 1860).

Malerisch, s. Pittoresk.

Malesherbes (Chrétien Guillaume de Lamoignon de), Minister und Vertheidiger Ludwig's XVI. von Frankreich, stammte aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon und wurde 6. Dec. 1721 zu Paris geboren. Er erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten, legte sich mit Eifer auf das Rechtsstudium und war schon im Alter von 24 J. Parlamentsrath. Als sein Vater, Guillaume de Lamoignon, 1750 zum Kanzler stieg, folgte ihm der Sohn als Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). Als solcher befreite er im Volksinteresse die Opfer der Finanzjustiz aus den Kerkern, verfolgte die blutsaugerischen Generalpächter und widersetzte sich den Steueredicten des Hofs. Mit dem Richteramte hatte er zugleich die Direction des Buchhandels und die Aufsicht über die Presse erhalten. Er begünstigte in dieser Stellung den Druck aufklärender Schriften, und ohne ihn wäre vielleicht die «Encyklopädie» nicht erschienen. Als der Hof die Parlamente auflöste, richtete er an Ludwig XV. (1771) eine

kühne Vorstellung, in welcher er die Berufung der Reichsstände forderte, was seine Verbannung auf seine Güter und auch die Auflösung der Steuerkammer zur Folge hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. und der Herstellung der Parlamente trat M. wieder an die Spitze der Steuerkammer. Die Popularität, welche er besaß, bewog den König, ihm 1775 die Verwaltung des Innern zu übertragen, während sein Freund Turgot (s. d.) die Finanzen erhielt. Die Reformbestrebungen beider Männer scheiterten an dem Widerstande des Hofs und der Parlamente, und der Rücktritt Turgot's bewog auch M. 12. Mai 1776 zur Abdankung. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, widmete sich naturhistor. Studien und unternahm zu Fuße und unter fremdem Namen eine Reise durch Frankreich, Holland und die Schweiz, um die gemeinnützigen Anstalten und Volkssitten dieser Länder kennen zu lernen. 1787, kurz nach der Versammlung der Notabeln, rief ihn der bedrängte Hof nochmals ins Ministerium, aber man gestattete ihm keinen Einfluß, sodaß er schon vor Versammlung der Reichsstände wieder zurücktrat. Bei dem Ausbruche der Revolutionsstürme rieth er der Nationalversammlung zur Mäßigung, während er dem Könige Festigkeit und Patriotismus empfahl; allein die Stimme des Vorkämpfers der Revolution wurde kaum gehört. Als er vernahm, daß man dem Könige den Proceß machen wollte, bot er sich dem Convente in einem Schreiben vom 13. Dec. 1792 zum Vertheidiger des verlassenen Monarchen an und erhielt die gefährliche Gunst zugleich mit Tronchet und Desèze. Ohne Furcht und Rücksicht ging er an seine Arbeit. Zugleich besuchte er den König im Gefängnisse, instruirte ihn und erfüllte dessen Wünsche und Aufträge. Nach der Verurtheilung des Königs erschien er vor dem Convent und beschwor die Versammlung unter Thränen, den Vollzug des Urtheils von der Einwilligung der Nation abhängig zu machen. Nach der Hinrichtung beging M. die Unklugheit, die Gewalthaber zu schmähen und sich selbst als einen der Urheber der Revolution anzuklagen. Zwar durfte er auf seinen Landsitz Malesherbes zurückkehren, aber schon im Dec. 1793 erschienen Mitglieder des Revolutionsausschusses und verhafteten zuerst seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosambo, mit Frau und Kindern, am folgenden Tage auch ihn mit der übrigen Familie. Man klagte dieselben einer Verschwörung gegen die Republik an und verwickelte in den Proceß gegen 30 Personen. M. vertheidigte mit Eifer seine Verwandten, verschmähte aber seine eigene Rechtfertigung. Am 22. April 1794 starb er mit Ruhe unter der Guillotine, nachdem er zuvor die Häupter seiner Schicksalsgenossen, darunter die seiner Tochter und seiner Enkel, hatte fallen sehen. 1826 wurde ihm durch Ludwig XVIII. im Justizpalaste zu Paris ein Denkmal errichtet. M. hinterließ zahlreiche Schriften über Landbau und Botanik; seine polit. Denkschriften gingen meist zu Grunde. In der Folge erschienen von ihm: «Maximes, suivies de réflexions sur les lettres de cachet» (Par. 1802); «Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse» (Par. 1809; 2. Aufl. 1827); «Oeuvres choisies» (Par. 1809). Vgl. unter den zahlreichen Biographien M.' die von Dubois (3. Aufl., Par. 1806), Gaillard (Par. 1805), Boissy d'Anglas (2 Bde., Par. 1818), Rozet (Par. 1831) und Dupin (Par. 1841).

Malfilâtre (Jacques Charles Louis de Clinchamp de), franz. Dichter, geb. 8. Oct. 1733 zu Caen von unbemittelten Aeltern, studirte im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Der Beifall, den er mit seiner Ode «Le soleil fixe au milieu des planètes» erntete, veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen, wo seiner, nach einem kurzen Taumel von Glück, Elend und Dürftigkeit wartete. Sein Misgeschick ist durch Gilbert's Vers «La faim mit au tombeau Malfilâtre ignoré» sprichwörtlich geworden und hat selbst den Stoff zu einem Trauerspiele abgegeben. Er starb zu Paris 6. März 1767. Von seinen Dichtungen zeichnet sich das lyrisch-romantische Gedicht «Narcisse dans l'île de Vénus» (Par. 1769; neue Aufl., mit Einleitung von Fontanes, 1790) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache aus; von seinen Uebersetzungen ist die Bearbeitung der «Georgica» des Virgil und die Uebertragung von Ovid's «Metamorphosen» zu erwähnen. Seine «Oeuvres choisies» gaben Auger (Par. 1805) und am vollständigsten Gautier (Par. 1825) heraus.

Malherbe (François de), der Schöpfer der classischen franz. Poesie oder der Poesie des Classicismus, geb. zu Caen 1555, stammte aus einer altadelichen Familie und studirte in seiner Vaterstadt, in Heidelberg und in Basel die Rechte. Misvergnügt über den Confessionswechsel seines Vaters, der zur reform. Kirche übergetreten, ließ er sich nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Gefolge des Herzogs Heinrich von Angoulême, des natürlichen Sohns von Heinrich II. und Gouverneurs von Provence, in diesem Lande nieder. Ein eifriger Katholik, diente er eine Zeit lang unter der Ligue, lernte aber nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. diesen Fürsten schätzen und nahm von ihm 1605 eine Kammerherrnstelle an. Er starb 16. Oct. 1628. Seine

Biographie lieferte sein Freund Racan. M. war ein trefflicher Mann, aber mürrisch und voller Sarkasmen. Nächst dem kath. Glauben lag ihm die Reinheit der franz. Sprache am meisten am Herzen, und noch auf seinem Sterbebette corrigirte er einen Sprachfehler seines Beichtvaters und bat denselben, von den Freuden des Himmels zu schweigen, da sein schlechter Stil ihm die Sache verleide. Die besten Ausgaben seiner oft gedruckten «Oeuvres» sind die von Chevreau mit Racan's Biographie (3 Bde., Par. 1723), die von Lefèvre de St.-Marc (4 Bde., Par. 1764) und von Didot (Par. 1797). Während die ältern Kunstrichter von M. an die Morgenröthe der franz. Poesie datiren, erkennt die neuere Kritik in ihm zwar einen correcten Versificator und Sprachkünstler, aber nur einen höchst mittelmäßigen Dichter. Vgl. Gournay, «M., sa vie et ses écrits» (Caen 1852).

Malibran (Maria Felicitas), eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. zu Paris 24. März 1808 als die Tochter des berühmten Tenoristen und Gesanglehrers Manuel Garcia (s. d.). Ihre Kinderjahre verflossen in Paris, Neapel und London, wo ihr Vater Engagements hatte, und wo sie auch musikalisch unterrichtet wurde. Ihr eigentliches Gesangsstudium begann sie jedoch erst im Alter von 15 J. zu Paris und unter Leitung ihres Vaters. Die Bühne betrat sie zum ersten mal in London 1825, und noch in demselben Jahre ging sie nach Neuyork, wo ihr Vater die Direction einer ital. Oper übernommen hatte. Hier feierte sie ihre ersten Triumphe und verheirathete sich auch 1826 mit dem franz. Kaufmanne Malibran, einem schon ältlichen Manne. Schon nach Verlauf eines Jahres trennten sich jedoch die Gatten wieder, ohne indeß völlig geschieden zu sein. Die Sängerin begab sich nach Europa zurück, trat zuerst in Paris blos in Salons auf, wurde aber dann 1828 an der Italienischen Oper engagirt und blieb eine Zierde derselben bis ins J. 1832, zugleich von 1829 ab während der Saison in London singend. Inzwischen hatte sie 1830 mit dem Violinvirtuosen Bériot (s. d.) eine Verbindung angeknüpft, und mit diesem ging sie im Sommer 1832 nach Brüssel. Von hier aus begaben sich beide nach Italien, wo die M. durch ihren Gesang in Neapel, Rom und Bologna einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Im Frühjahr 1833 folgte sie einem Engagement für 40 Vorstellungen am Drurylane-Theater nach London. Sodann ging sie wieder nach Italien, wo sie, einen Ausflug nach London abgerechnet, bis Ende Winters 1835 blieb und auf den bedeutendsten Bühnen des Landes unerhörte Erfolge errang. Nach endlich gerichtlich gelöster Ehe mit Malibran fand ihre Verheirathung mit Bériot im März 1836 zu Paris statt. Hierauf blieb das Paar einige Wochen in Brüssel, und Ende April war die Sängerin wieder in London. Hier hatte sie das Unglück, bei einem Spazierritt vom Pferde zu stürzen und einige Contusionen am Kopfe zu erleiden, ohne daß jedoch anfänglich der Unfall weitere gefährliche Folgen zu haben schien. Sie konnte ihre Verpflichtungen in London erfüllen und dann von Brüssel aus, wohin sie mit ihrem Manne zurückgekehrt war, zu einigen Concerten nach Aachen gehen. Gegen Ende Sommers aber begann bei der sonst so lebensfrischen und beweglichen Frau eine Schlaffheit und Gedrücktheit sich bemerklich zu machen, welche auf Gehirnverletzung hindeuteten. Dennoch ging sie, ihrem Versprechen gemäß, im Sept. nach Manchester, um beim dortigen Musikfest mitzuwirken. Am ersten Tage ging es gut, am zweiten jedoch sank sie, nach einem mit einer andern Sängerin aufgeführten Duett, ohnmächtig zusammen. Sie fiel in ein nervöses Fieber und starb 23. Sept. 1836. Mit ihr ging eine der erstaunlichsten Erscheinungen in der Kunst des Gesangs dahin, die es je gegeben hat. Die Kunstfertigkeit war eminent, noch größer aber die Genialität, mit der sie diese Fertigkeit in den verschiedensten Genres des Stils und des Charakters walten ließ. Auf der Bühne unterstützten sie eine reizende Persönlichkeit und eine gefühlvolle, immer meisterhafte Action. Ihr Organ, ohne an sich von erster Schönheit zu sein, hatte solchen Umfang, daß es der Altpartien ebenso wie der hohen Sopranpartien mächtig war.

Mallet (Claude François de), franz. General und bekannt durch seine Verschwörung gegen Napoleon, geb. 28. Juni 1754 zu Dôle in der Franche-Comté, trat im Alter von 16 J. in die königl. Leibgarde. Nach Auflösung dieses Corps kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich daselbst 1790 als eifriger Anhänger der Revolution an die Spitze der Nationalgarde. Später ging er als Kapitän zur Rheinarmee, wurde 1793 Generaladjutant, 1799 Brigadegeneral. Als solcher kämpfte er in der Alpenarmee und wurde 1805 nach Italien versetzt, wo er das Gouvernement zu Pavia erhielt. Weil er aber seinen Republikanismus nicht verleugnete und die Politik Napoleon's heftig tadelte, setzte man ihn ab. M. kehrte nun nach Paris zurück, ließ sich hier in Complots ein und wurde 1808 von der Polizei eingezogen, obschon man ihn keines Vergehens überführen konnte. Im Juni 1812 brachte man ihn in ein Detentionshaus, und hier entwarf er mit mehrern Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzugs in Rußland zu

stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne, aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, daß der Tyrann in Rußland umgekommen sei. Hierauf setzte er die in dem Gefängnisse Laforce eingeschlossenen Generale Guidal und Lahorie in Freiheit, ließ ein vorher gewonnenes Bataillon der Garde von Paris unter die Waffen treten und suchte den Platzcommandanten Hullin (s. d.) auf, während sich Lafon an der Spitze einiger Pelotons nach der Präfectur wendete. M. theilte Hullin den Tod des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung mit, und als derselbe Mistrauen bezeigte, zog er ein Pistol und zerschmetterte ihm das Gesicht. Der Adjutant Laborde, der die nächtliche Scene belauscht, eilte auf den Schuß herbei und vermochte im Verein mit Hullin den Verschwörer zu überwältigen. Schon am nächsten Tage wurde M. mit Guidal und Lahorie vor eine Militärcommission gestellt, wobei er große Festigkeit zeigte. Als man ihn um die Mitschuldigen befragte, erwiderte er: «Ich würde ganz Frankreich, ja ganz Europa zu Mitschuldigen gehabt haben, wäre ich glücklich gewesen». Mit Kaltblütigkeit hörte er sein Todesurtheil, und ebenso entschlossen benahm er sich, als er 29. Oct. 1812 mit seinen beiden Gefährten in der Ebene von Grenelle erschossen wurde. Vgl. «Histoire des sociétés secrètes de l'armée» (Par. 1815), in der M. jedoch eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare, «M., ou coup-d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations, etc. (Par. 1814); Lafon, «Histoire de la conjuration de M.» (Par. 1814).

Mallet du Pan (Jacques), ein ausgezeichneter Publicist des 18. Jahrh., geb. 1749 zu Genf, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und kam durch Voltaire, der ihn für die Philosophenpartei vergebens zu gewinnen suchte, als Professor der franz. Literatur 1772 nach Kassel. Hier gab er einen «Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres» heraus, legte aber sein Amt nieder und begab sich zu dem Publicisten Linguet (s. d.) nach London, den er bei den «Annales politiques» unterstützte. M. sah indeß bald in seinem Genossen einen käuflichen Sophisten und trennte sich von ihm. Als Linguet in die Bastille gesetzt wurde, gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift «Mémoires historiques, politiques et littéraires», aber der ernste Ton dieses Werks fand wenig Anklang, sodaß er dasselbe 1782 wieder aufgab. Zufolge der genfer Ereignisse schrieb M. hierauf «De la dernière révolution de Genève en 1782» und zog sich dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Panckoucke das «Journal historique et politique», das einen großen Aufschwung nahm. 1788 vereinigte Panckoucke die Zeitschrift mit dem «Mercure de France» in der Weise, daß M. die Redaction vom polit. Theil des «Mercure» behielt. In dieser Stellung vertrat er eine gemäßigte Freiheit, und der Erfolg war so groß, daß der «Mercure» bald in 20000 Exemplaren gedruckt wurde. Beim Ausbruche der Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs und griff die Nationalversammlung mit großer Kühnheit an. Die Flucht des Königs vom 21. Juni 1791 zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention in den franz. Angelegenheiten zu ersuchen. M. reiste 21. Mai 1792 nach Frankfurt a. M., sah aber sehr bald seine Bemühungen scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug. 1792, wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der franz. Partei verfolgt, ging er im Frühjahre 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift «Considérations sur la révolution de France» herausgab. Mit dem Einbruche der Franzosen zog er sich nach Basel zurück. Seines Unterhalts beraubt, wurde er der Berichterstatter an die Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete mit Eifer an der Fortsetzung des Kampfes gegen die franz. Republik. Die Angriffe auf das Benehmen Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg i. Br., wo er den Winter von 1798 in den traurigsten Verhältnissen zubrachte. 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst den «Mercure britannique», der einen glänzenden Aufschwung nahm. Doch starb M. schon 10. Mai 1800. M. war seiner polit. Doctrin nach ein Anhänger der brit. Verfassung, die er auch Frankreich zudachte. Sein Stil ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam; seine Gedanken sind ernst und tief. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France» (1791); «Correspondance politique, pour servir à l'histoire du républicanisme français» (Hamb. 1796); «Essai sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétique» (Lond. 1798).

Mallorca oder Majorca, die größte der zu Spanien gehörigen Balearischen Inseln (s. d.) im Mittelmeer, die nebst den Pityusen das Königreich M. bilden, hat mit Einschluß der kleinen

Eilande Cabrera, Conejera und Dragonera ein Areal von 62 Q.-M. und zählt (1860) eine Bevölkerung von 209064 E., von denen nur 32 auf die genannten Inselchen kommen. Die Insel M. besitzt die Gestalt eines unregelmäßigen Rhomboids mit den Vorgebirgen Cabo-Formentor im N., Dragonera im W., Salinas im S., Pera im O., tiefeinschneidende herrliche Baien im NO. und SW., fast überall von steilen Felsen umgürtete Küsten, nur im Hintergrund der Baien einen flachen Strand. Etwa die Hälfte der Insel ist eben, die andere Hälfte gebirgig. Das Gebirgssystem besteht aus zwei durch Höhenzüge und Hügelgelände verbundenen Bergketten, welche mit der Nordwest- und der Südostküste parallel streichen. Erstere, deren Hauptgipfel, die Silla de Torellas, 4596 F. hoch ist, bildet eine mächtige Schutzmauer gegen die Gewalt und Kälte des Nordwindes, woraus sich die außerordentliche Milde des Klimas im größten Theil der Insel erklärt. Die südl. Kette ist kürzer und niedriger, im Culminationspunkte Puig de Faruch nur 1658 F. hoch. Zwischen beiden Ketten breiten sich weite Ebenen und Hügelgelände aus, die von zahlreichen Bächen und Flüßchen bewässert werden. Die Hauptgebirgskette besteht großentheils aus Granit; sonst sind Thonschiefer, Kalk und Sandstein die vorherrschenden Gebirgsarten. Die zwei vorhandenen Steinkohlengruben liefern nur Kohlen von geringer Qualität. Die Kalkformationen sind überaus reich an Schluchten und Höhlen; am berühmtesten ist die prachtvolle Tropfsteinhöhle Cueva de Arta an der Südostküste. An vielen Orten finden sich schöner Marmor und vorzüglicher Sandstein, hier und da Alabaster, Granaten, Achate, Jaspis, Serpentin, Talk, Glimmer und Bergkrystall. Auch an Mineralquellen und Salinen fehlt es nicht. Das Bergland hat sehr fruchtbaren Boden. Die Abhänge, weit hinauf terrassirt, wohl bewässert und fleißig angebaut, tragen, begünstigt vom herrlichsten Klima, Fruchtbäume aller Art, namentlich Oel-, Mandel- und Maulbeerbäume sowie Weinreben, Getreide, Gemüse und Gartenfrüchte in größter Menge und bester Qualität. Die Thäler sind häufig mit Orangenpflanzungen erfüllt, die unbebauten Gebirgsregionen mit Gehölzen wilder Oelbäume und immergrüner Eichen bedeckt. Die Ebenen, weniger ergiebig, haben meist sandigen Boden, sind trocken, heiß, baumlos und wegen der häufig stagnirenden Wasser ungesund, zuweilen vom Gelben Fieber und der Cholera arg heimgesucht. Die Insel befand sich in vernachlässigtem Zustande, macht aber jetzt in Handel und Industrie große Fortschritte. Die Bewohner, Mallorquines, sind nach Ursprung und Charakter Valencianer, sprechen auch einen ähnlichen Dialekt. Auf Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Schiffahrt angewiesen, beschäftigen sie sich gegenwärtig lebhaft mit der Entwickelung ihrer Landwirthschaft, die bisher noch nicht das nöthige Brotkorn zu liefern vermochte. Die Bereitung des Oels und der Weine, welche den Hauptreichthum der Insel bilden, ist ebenfalls Gegenstand regster Pflege. 1863 waren nicht weniger als 457 Oelmühlen thätig, und es gab im Innern 69 gewerbliche Etablissements für Consituren, Conserven, Seife, Liqueure, Branntweine, Mandelöl sowie eine sehr große, mit Dampf betriebene Fabrik für Baumwollgespinste und Gewebe, ferner Seidenfabriken, Papierfabriken und 12 Gerbereien. In demselben Jahre besaß M. 650 Schiffe von 35500 Tonnen Gehalt und in den sechs Häfen Palma (s. d.), Andraix, Alcudia, Porto-Colom und Sollér liefen 1335 Schiffe von 48902 Tonnen ein, dagegen 1447 Schiffe von 66365 Tonnen aus. Der Import belief sich auf etwa 36, der Export auf 52 Mill. Real de Vellon. Allein der Handel mit Westindien beschäftigte 114 Schiffe. Besonders lebhaft ist der Küstenhandel mit den span. Küsten, Frankreich, Italien und Nordafrika. Zur Ausfuhr kommen besonders Oliven. Vgl. Bover, «Noticias historico-topograficas de M.» (Palma 1864).

Malmaison, ein Lustschloß, 2½ St. westlich von Paris, im Mittelalter ein Meierhof, Mala mansio genannt, weil nicht weit davon im 9. Jahrh. die normann. Seeräuber landeten. In neuerer Zeit wurde das vielfach veränderte Schloß bekannt als Lieblingsresidenz Bonaparte's und der Kaiserin Josephine, die hier 1814 starb. Nach der Schlacht bei Waterloo zog sich Napoleon dahin zurück und unterzeichnete daselbst seine zweite Abdankung. Das Schloß verödete während der Restauration. 1842 wurde es vor dem drohenden Abbruche durch die Königin Marie Christine von Spanien gerettet, die es ankaufen und herstellen ließ. Gegenwärtig ist M. Eigenthum Kaiser Napoleon's III.

Malmedy, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Warge gelegen, zählt 4036 E., welche die bedeutendsten Gerbereien und Lederfabriken des preuß. Staats, aber auch Fabriken in Tuch, Papier, Preßspänen unterhalten, Leimsiederei treiben und die Producte dieser Industrie in den Handel bringen. Die Stadt hat zwei kath. Kirchen und ein Kloster der Töchter des heil. Kreuzes. Auch ist daselbst eine kräftige mineralische Quelle, die aber wegen der Nähe von Spaa nicht zu großem Ruf gelangte. Früher war M. eine reichs-

unmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrh. gestiftet, mit Stablo unter einem Fürstabte stand, dessen Besitzungen in dem Fürstenthume Stablo, wozu M. gehörte, und in der Grafschaft Ligne bestanden, welche im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen. Der Kreis M., am Ardennenwalde und an der Grenze der belg. Provinz Luxemburg, umfaßt 14,82 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 31448 Seelen. In demselben liegt noch die Stadt Sanct-Vith, mit 1238 E., Lederfabrikation und Viehhandel. Die Grenzbewohner sind größtentheils Wallonen und sprechen wallonisch.

Malmesbury (James Harris, Graf von), engl. Diplomat, Sohn des Sprachforschers James Harris, ward 9. April 1746 zu Salisbury geboren. Er machte seine Studien auf den Universitäten Oxford und Leyden, ward 1767 zum Legationssecretär in Madrid und bereits 1771 zum Gesandten in Berlin ernannt. Als solcher lebte er vier Jahre an dem Hofe Friedrich's II. und ging dann als bevollmächtigter Minister nach St.-Petersburg. Seine Bemühungen, Rußland zur Eingehung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Großbritannien zu bewegen, mislangen zwar, doch erwarb er sich die persönliche Freundschaft der Kaiserin Katharina. 1782 wurde er auf sein Gesuch abberufen, um England im Haag zu vertreten, ging indeß 1793 wieder nach Deutschland, wo er die Heirath des Prinzen von Wales mit der unglücklichen Karoline von Braunschweig zu Stande brachte. In den J. 1796 und 1797 unterhandelte er ohne Erfolg mit der franz. Republik in Paris und Lille. Nachdem er schon 1788 zum Lord M. erhoben worden, erhielt er 1800 den Grafentitel, mußte aber wegen einer Taubheit, von der er bald nachher befallen ward, der Diplomatie entsagen. Doch blieb er stets mit den berühmtesten Staatsmännern seiner Zeit in Verbindung. Seinen polit. Grundsätzen nach war er ein Whig, schloß sich jedoch bei der Spaltung in der Whigpartei 1790 an Burke an. Er starb 21. Nov. 1820. Seine Memoiren (»Diary and correspondence of James Harris, first Earl of M.«, 2 Bde., Lond. 1846), aus welchen der thätige Antheil hervorgeht, den er an den großen Ereignissen zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahm, bieten für die geheime Geschichte der Höfe und polit. Parteien reichen Stoff dar. — James Howard Harris, Graf von M., Enkel des Vorhergehenden, geb. 26. März 1807, empfing seine Erziehung in Oxford und heirathete 1830 die Tochter des Grafen von Tankerville. Nachdem er bisher den Titel eines Viscount Fitzharris geführt, folgte er 1841 seinem Vater als Graf von M. In der literarischen und polit. Welt machte er sich besonders durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten seines Großvaters bekannt, wobei ihn indeß der Vorwurf traf, mehrere von andern Personen herrührende Documente ohne Autorisation veröffentlicht zu haben. Um diese Zeit schloß er auch ein Freundschaftsbündniß mit dem als Verbannter in England lebenden Prinzen und nachherigen Kaiser Ludwig Napoleon Bonaparte. Ein eifriger Anhänger der Protectionistenpartei, war er doch in staatsmännischer Hinsicht ohne alle Erfahrung, als ihn Lord Derby bei Bildung seines Cabinets im Febr. 1852 zum Staatssecretär für das Auswärtige ernannte. Er zeigte sogleich die Neigung, ein von dem Whigministerium verschiedenes System anzunehmen. Indem er sich Oesterreich näherte, suchte er das Zerwürfniß mit Toscana in der Mather'schen Angelegenheit durch einen wenig ehrenvollen Vergleich zu beendigen und ließ sich sogar herbei, eine Art von Cartelvertrag mit Frankreich abzuschließen, der jedoch im Oberhause verworfen wurde. Die Anerkennung des franz. Kaiserthums geschah durch M. mit ungewöhnlicher Eile und wurde dem Oberhause gegenüber in einer sehr auffallenden Rede entschuldigt. Mit der Auflösung des Ministeriums Derby im Dec. 1852 trat auch er vom Schauplatz zurück. Anfang 1853 machte er eine Reise nach Frankreich, um dem neuen Kaiser seine Glückwünsche darzubringen. Bei dem Wiedereintritt der Tories im Febr. 1858 nahm er seinen frühern Posten als Minister des Auswärtigen ein. Auch jetzt erregte die Schlaffheit, die er der franz. Regierung gegenüber in der Sache des Charles-et-Georges bewies, allgemeine Misbilligung. Ein noch größeres Fiasco machte er mit seinen Bemühungen, den Ausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich zu verhüten, wodurch er nicht wenig zu dem Sturze des Ministeriums Derby im Juni 1859 beitrug. Als dasselbe 6. Juli 1866 zum dritten mal ans Ruder kam, wurde M. zu dem ehrenvollen, aber ziemlich einflußlosen Posten eines Geheimsiegelbewahrers berufen.

Malmö, Hauptstadt des schwed. Län Malmöhus, in der fruchtbarsten Gegend von Schonen am Öresund, umgeben von einem Kanale, jenseit welches die beiden Vorstädte Öster- und Wester-Wärn liegen, ist wohlgebaut und hat breite und gerade Straßen und einen schönen, von Alleen umgebenen Markt mit dem Wasserreservoir der Stadt. Von den öffentlichen Gebäuden sind außer zwei Kirchen zu nennen: das Rathhaus mit dem großen Knutssaale und im Westen das alte Schloß Malmöhus, welches jetzt als Kaserne, Gefängniß und Correctionshaus benutzt wird,

und von dessen Wällen man bei klarem Wetter Kopenhagen sehen kann. Die Stadt hat eine Hohe Schule (Gymnasium), mehrere andere Schulen, auch eine technische und eine Navigationsschule, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitäler, darunter eine reichdotirte Irrenanstalt. Zu M. befindet sich eine Abtheilung der Reichsbank, und Industrie und Handel der Stadt sind in starker Zunahme begriffen. Es bestehen bedeutende Tabacksfabriken, mechan. Werkstätten und Gießereien, Gerbereien, Spiegel-, Seifen-, Zucker-, Karten-, Wagen-, Handschuhfabriken u. s. w. Die Handelsflotte zählte 1860 39 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 2497 Commerzlast, darunter 3 Dampfschiffe. Es liefen 2348 Fahrzeuge ein und 2325 aus. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide. M. wird zuerst 1259 unter dem Namen Malmöhaugi erwähnt, von den Hanseaten gewöhnlich Ellenbogen genannt. 1319 wurde es an seine gegenwärtige Stelle versetzt. Die Stadt war einer der wichtigsten Handelsplätze Dänemarks, solange sie zu diesem Reiche gehörte, nahm lebhaften Antheil an der Einführung der Reformation sowie auch an den innern Streitigkeiten. Hierdurch aber sowie durch die langen Kriege zwischen Schweden und Dänemark, in denen M. 1643 von den Schweden und 1677 von den Dänen belagert wurde, litten Handel und Wohlstand der Stadt bedeutend. Erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts blühte sie wieder und zwar rasch empor. Die Zahl der Bewohner betrug 1774 noch 2031, 1850 schon 12176, 1865 aber 21889. Zu dem Emporkommen der Stadt trug besonders die Anlage und kostspielige Austiefung des Hafens bei. Bis 1775 mußten die Schiffe in offener See ankern, und die Verladung der Waaren war höchst umständlich. Außerdem legte man Verbindungskanäle zwischen dem Schloß- und dem Stadtgraben an, welche ebenfalls als Häfen benutzt werden. Ueberdies hat man durch Aufschüttung dem Meere ein bedeutendes Terrain abgewonnen, welches zur Anlage neuer Straßen, Gebäude sowie des Bahnhofs für die hier beginnende südl. Stammbahn benutzt wurde. Diese 1855 angelegte Eisenbahn verbindet M. mit den Städten des südl. Schweden und hat ebenfalls viel zum raschern Emporblühen der Stadt beigetragen. Durch regelmäßige Dampfschiffahrt steht M. in Verbindung mit Kopenhagen, Lübeck, Gothenburg und Stockholm. In M. wurde 1524 der Receß abgeschlossen, welcher die Kalmarische Union aufhob, 1662 der Vertrag, welcher das Verhältniß der von Dänemark an Schweden abgetretenen Provinzen regelte, und 26. Aug. 1848 unter schwed. Vermittelung der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Dänemark.

Malo (Saint-), befestigte Seestadt, Kriegsplatz zweiter Klasse und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ille-Vilaine, an der Nordküste der Bretagne auf dem Felsen Aron gelegen, hängt mit dem Festlande durch den schmalen, 200 Meter langen Chausseedamm Sillon (Furche) zusammen, an dessen Ende das von vier Thürmen flankirte Schloß steht, und welcher mit der Stadt und der Küste einen weiten, bequemen und sichern Hafen bildet. Der Eingang zum Hafen ist eng, voller Klippen und Untiefen. Außerdem bleiben darin die Schiffe während der Ebbe fast ganz auf dem Trockenen, während bei Springflut das Wasser um 15 Meter steigt. Auf der Westseite der Stadt, zwischen dieser und St.-Servan, breitet sich die Rhede aus, in welche sich die Rance ergießt. Hier wurde durch Decret vom 24. März 1860, das 5 Mill. Frs. bewilligte, die Herstellung eines weitern und tiefern Hafenbassins in Angriff genommen. Die Stadt selbst ist amphitheatralisch, in einigen Theilen regelmäßig gebaut, hat hohe Häuser aus Granit, meist enge Straßen, bastionirte Ringmauern und auf der Nordwestseite eine Festung. Außerdem ist auch die Rhede durch fünf auf Inseln erbaute Forts vertheidigt. Bemerkenswerthe Gebäude sind nur die alte Kathedrale und das Stadthaus. Die Stadt zählt 10886 E. und ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer. Dieselbe hat eine hydrographische Schule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, eine literarische, philharmonische und andere Gesellschaften, eine schöne Promenade mit herrlicher Aussicht und berühmte Seebäder. Die Bevölkerung fabricirt Segeltuch, Seile, getheertes Leder u. s. w. für die Marine und Schiffereigeräthschaften. Auch unterhält man Oelfabriken, Salzraffinerien, Schiffswerfte, Dampfschneidemühlen, Brauereien, Schmelzöfen für Eisen und Kupfer. Bedeutend sind ferner die Schiffsausrüstungen für Indien, für den Stockfischfang bei Neufundland und für den Küstenhandel. Es besteht ein großes Entrepot für noch nicht verzollte Waaren. Der Handel ist nicht mehr so lebhaft wie ehemals, aber immer noch bedeutend in Wein, Branntwein, Salzfleisch, Hanf, Theer, Mastbäumen und bretagner Leinwand. Hauptgegenstände des Küstenhandels sind trockene Gemüse, Kartoffeln, Steinkohlen, Holz, Eisen, Getreide, Mehl, Taback, Felle und Rauchwerk. Im Seehandel mit dem Auslande laufen jährlich gegen 400 Schiffe von 30000 Tonnen ein und 430

Schiffe von mehr als 50000 Tonnen Last aus. Dampfschiffahrtsverbindung findet statt mit Jersey, Guernsey und Dinan. Gegen Anfang des 11. Jahrh. zogen sich die meisten Bewohner von Aletum, dem jetzigen St.-Servan, wegen fortwährender Angriffe der Seeräuber auf den Aronfelsen zurück und gründeten daselbst ein Städtchen, dem sie den Namen ihres Bischofs, des heil. Maclovius, gaben; 1149 wurde das Bisthum von Alet hierher verlegt, das bis zur Revolution bestanden hat. Die Bewohner der Stadt (Malouins) zeichneten sich schon im Mittelalter als tüchtige Seeleute aus, und seit dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. betheiligten sie sich an den Entdeckungs- und Handelsfahrten. Sie bemächtigten sich 1495 des Stockfischfangs bei Neufundland, entdeckten unter Jacques Cartier 1534 Canada, umsegelten 1693 Cap-Hoorn, um Handelsverbindungen mit Peru anzuknüpfen, und besiedelten später zuerst die Falklandsinseln (Malouines). Von den eifersüchtigen Engländern wurde die Stadt mehrfach bedroht, 1378 belagert, 1693 bombardirt (wie 1695 von den Holländern) und 1758 unter Lord Marlborough angegriffen, ohne andern Erfolg als Zerstörung mehrerer Schiffe und Magazine. Die wie eine Vorstadt nahe südlich an der Mündung der Rance und an der Eisenbahn gelegene und mit der Stadt durch einen Kanal verbundene Hafenstadt Saint-Servan hat einen Handels- und einen Kriegshafen, ein Communalcollége und zählt 12709 E., die ebenfalls für die Marine fabriciren. Man baut hier auch Schiffe, selbst die stärksten Fregatten, und rüstet Schiffe für den Stockfischfang und Küstenhandel aus.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi (Marcello), ital. Anatom, Physiolog und Physiker, geb. 1628 zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wo er auch Professor der Arzneikunde wurde. 1657 ging er in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück. Hierauf wurde er 1662 Professor der Medicin in Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Endlich berief Papst Innocenz XII. ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Hier starb er 29. Nov. 1694. Er war der erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine Beobachtungen hierüber theilte er in zwei Briefen an Borelli unter dem Titel «De pulmonibus» mit. Seine Abhandlungen über Gehirn, Zunge, Netzhaut, Tastorgan, Bau der Eingeweide, Nerven, Milz, Uterus u. s. w., sowie über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen und besonders über die Anatomie der Pflanzen enthalten scharfsinnige und lehrreiche Beobachtungen. Seine «Opera» erschienen zu London 1686 (2 Bde.; vermehrt, 2 Bde., Leyd. 1687) und seine «Opera posthuma» 1697 und zuletzt sehr vermehrt unter dem Titel «Opera medica et anatomica varia» (Vened. 1743).

Malplaquet, Dorf im Bezirk von Avesnes im franz. Nord-Departement, wurde durch die Schlacht zwischen den verbündeten Oesterreichern und Engländern und den Franzosen 12. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der franz. Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Aulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier wurde er von Eugen und Marlborough angegriffen, und den Engländern gelang es, sein Centrum zu durchbrechen und so seine Flügel zu trennen. Villars selbst wurde schwer verwundet, sodaß Bouflers das Commando übernehmen mußte, der sich mit der Armee über Bavay nach Valenciennes zurückzog, ohne daß er verfolgt wurde. Die Franzosen hatten 15000, die Verbündeten 18000 Mann verloren.

Malsburg (Ernst Friedr. Georg Otto, Freiherr von der), bekannt als Uebersetzer des Calderon, geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde wegen des unsteten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in kurhess. Diensten stand, von seinem Oheim, der kurhess. Minister war, in Kassel erzogen und besuchte später das dortige Gymnasium, seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Nach beendeten Studien begleitete er den Oheim nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilte. Nach der Rückkehr wurde er 1806 Assessor in der Regierung, unter der westfäl. Regierung Auditor im Staatsrathe, 1808 Legationssecretär in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in die Stellung zurücktreten, die er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft innegehabt hatte, allein schon 1814 wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. In demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger nach Dresden gesendet, wo er nun im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth die glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb 20. Sept. 1824 auf dem von seinem Oheim ererbten Schlosse Escheberg.

Seine eigenen «Gedichte» (Kass. 1817 und Lpz. 1821) sind meist in dem von Schlegel angeregten südl. Tone verfaßt. Werthvoller sind die religiösen Gedichte; doch auch in ihnen ist Novalis als Vorbild leicht erkennbar. Bedeutenden Ruf erwarb er sich durch seine Verdeutschung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) sowie durch die drei frei behandelten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel «Stern, Scepter, Blume» (Dresd. 1824). In den letzten Jahren lieferte er auch zahlreiche kritische Beiträge in Zeitschriften. Die Stiftsdame von Calenberg gab M.'s «Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem Leben» (Kass. 1825) heraus.

Malström oder Moskenström heißt eine Meeresströmung in der Nordsee unweit der norweg. Küste zu beiden Seiten des im SW. der Lofoteninsel Värö gelegenen kleinen Eilands Mosken, welche früher als ein den Schiffern äußerst gefährlicher Meereswirbel geschildert wurde. Dieselbe ist aber in der That nur dann gefährlich, wenn im Herbst und Winter ein Nordweststurm bei der durch die Meerenge aus- und einströmenden Ebbe und Flut die See heftig bewegt. Bei weitem größere Gefahr bringt der Saltström oder Salteus M. in dem durch die Inseln Godö und Strömö verengten Eingange zu dem Saltensfjord (67° 13' nördl. Br. und 32° 20' östl. L.), da besonders zu den Zeiten des Neu- und Vollmonds die Springflut mit solcher Heftigkeit in den Fjord hinein- und die Ebbe hinausströmt, daß sich das Meer mauerartig aufthürmt und das donnerartige Brausen über ¼ M. weit zu hören ist. Bei solchen Gelegenheiten vermag kein Fahrzeug den Eingang zum Fjord zu passiren, und selbst der Walfisch kämpft vergebens gegen die Gewalt des Stromes an.

Malta (bei den Alten Melite), eine den Engländern gehörende Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste, hat mit den ganz nahe dabeiliegenden Inseln Gozzo, Comino und dem unbewohnten Cominotto, die dazugerechnet werden, einen Flächeninhalt von 6,71 Q.-M., wovon auf M. allein 5 Q.-M. kommen, und zählt mit denselben die überdichte Bevölkerung von (1860) 147683 E. oder 27350 auf 1 Q.-M. Der Boden, bestehend aus verwittertem Kalkfelsen mit Höhlen und Grotten, ist mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht, ziemlich hügelig und voll Steinklippen, dessenungeachtet aber jeder Zoll Landes benutzt. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt und gesund. An Ziegen, Schafen, Eseln, Geflügel, Fischen und Honig fehlt es nicht. Man erbaut Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, besonders viel Baumwolle (1860 an 21200 Zollctr.), Zuckerrohr, schönes Obst und Südfrüchte, die an Güte die italienischen übertreffen, auch etwas Wein, der dem spanischen gleichkommt, Getreide jedoch für den Bedarf nicht ausreichend. Die Flora ist sehr üppig, besonders waren die Rosen schon im Alterthum berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestl. Theil der Insel enthält etwas Holzung. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Verfertigung von baumwollenen und seidenen Zeugen, von Cigarren und Tischlerwaaren. Dagegen sind Handel, Schiffahrt und Fischerei sehr bedeutend. Die Einwohner bekennen sich zur kath. Kirche und gehören meistens dem maltesischen (semitischen) Volksstamme an. Oeffentliche Geschäftssprache ist seit 1823 das Englische; doch wird auch italienisch und auf dem Lande ein mit Wörtern vieler andern Sprachen gemischtes, verdorbenes Arabisch gesprochen. Die Insel ist der Mittelpunkt des engl. Dampfschiffahrtssystems im Mittelmeere, hat aber auch große strategische Bedeutung, indem die Engländer durch dieselbe und durch Gibraltar das Mittelmeer beherrschen. M. ist daher auch sehr befestigt und hat große Werfte und Arsenale. Die Hauptstadt der Insel ist Lavaletta mit 60000 E. (s. d.). Die alte Hauptstadt, M., auch Civita-Vecchia genannt, mit 7000 E. und antiken Ruinen, liegt im Innern der Insel. In dem ehemaligen Lustschlosse des Großmeisters, Il Boschetto, befindet sich gegenwärtig eine Seidenmanufactur. M. und Gozzo waren um 1400 v. Chr. tyrisch-phöniz. Colonien, von deren Bauwerken sich noch jetzt auf Gozzo Spuren finden. Schon während der heroischen Zeit soll die Insel den Griechen bekannt gewesen sein, die sie angeblich damals Ogygia benannten und die Nymphe Kalypso dahin versetzten, deren Grotte noch jetzt gezeigt wird. Die Inseln wurden um 400 v. Chr. von den Karthagern besetzt, an deren Stelle im zweiten Punischen Kriege die Römer traten. 56 n. Chr. scheiterte hier der Apostel Paulus, der nach der Sage bereits damals eine christl. Gemeinde gegründet haben soll, und noch zeigt man die Höhle, in der er sich damals aufgehalten. 454 n. Chr. eroberten die Vandalen die Insel, 494 die Gothen, 533 die Byzantiner unter Belisar, 870 die Araber, die dieselbe Maltache nannten und mit einer geringen Unterbrechung bis 1090 besaßen, in welchem Jahre sie die sicil. Normannen einnahmen und als ein Marquisat mit Sicilien verbanden, dessen Schicksale sie bis 1530 theilte. Karl V. gab die Insel dem Johanniter-

orden (s. d.), der dann den Namen Malteserorden erhielt, als ein Lehn des Königreichs Sicilien. Bonaparte nahm M. auf seinem Zuge nach Aegypten 1798 unter dem Großmeister von Hompesch (s. d.) durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1800 an die Engländer ergeben. Im Frieden von Amiens wurde zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, von England aber 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, die in der innern Verfassung wenig geändert haben. Sie steht unter einem brit. Gouverneur und hat eine engl. Besatzung von 7—8000 Mann; die Obrigkeiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staatseinkünfte und Staatsausgaben sind sich fast gleich: sie betragen ungefähr je 150000 Pfd. St. Als Souverän von M. stiftete 1818 der König von Großbritannien den St.-Michaels- und Georgsorden. Vgl. Boisgelin, «Ancient and modern M.» (2 Bde., Lond. 1805); Bres, «M. antica illustrata» (Rom 1816); Avalos, «Tableau historique, politique, physique et moral de Malte» (Par. 1830); Tullack, «M. under the Phoenicians, Knights and English» (Lond. 1861).

Maltebrun (Konr.), eigentlich Malthe Bruun, bekannt als Geograph, geb. 12. Aug. 1775 zu Thisted in Jütland, studirte in Kopenhagen und warf sich, als die Französische Revolution ausgebrochen, mit jugendlichem Eifer auf die Politik. Er schrieb eine heftige Satire gegen die Aristokraten unter dem Titel «Katechismus der Aristokraten» (1795), wurde gerichtlich verfolgt und flüchtete nach Schweden. Zwei Jahre nachher kehrte er zurück, mußte jedoch abermals flüchten und wurde 1800 in contumaciam zur Verbannung verurtheilt. M. ging nun nach Paris, wo er vom Unterrichtgeben lebte; auch begann er für Journale zu schreiben. Seit 1806 war er ein Hauptmitarbeiter am «Journal des débats». 1808 unternahm er die «Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire» (24 Bde.), die er 1814 schloß, und 1818 mit Eyries die «Nouvelles annales des voyages». Nach Napoleon's Sturze, zu dessen Gunsten er schrieb, gab er das Blatt «Le Spectateur» heraus, das bald einging, und 1815 wurde er Mitarbeiter an der ultraroyalistischen «Quotidienne». Auch versuchte er in einer besondern Schrift die Legitimitätstheorie zu vertheidigen. Später trat er wieder beim «Journal des débats» ein, dessen Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb, der 14. Dec. 1826 erfolgte. Sein Hauptwerk ist der «Précis de la géographie universelle» (8 Bde., Par. 1824—28, mit einem Atlas), dessen zwei letzte Bände Huot lieferte, der dann auch die zweite Auflage besorgte. Auch an dem trefflichen «Dictionnaire géographique universel» (8 Bde., Par. 1821) hatte M. bedeutenden Antheil sowie bei der Stiftung der pariser Geographischen Gesellschaft, deren Secretär er eine Zeit lang war. Seine «Mélanges scientifiques et littéraires» (3 Bde., Par. 1828) gab Nachet heraus. — M.'s Sohn, Victor Adolphe M., geb. 1816 zu Paris, Professor an verschiedenen Lehranstalten, seit 1846 am Collège Stanislas zu Paris, hat sich seit 1847 ebenfalls geogr. Arbeiten zugewandt. Von letztern sind, außer einer neuen Bearbeitung des «Précis de la géographie» seines Vaters (8 Bde., Par. 1852—55), hervorzuheben: «Itinéraire historique de Philippeville à Constantine» (Par. 1858), «La France illustrée» (3 Bde., Par. 1855—57) und «Les États-Unis et le Mexique» (Par. 1862).

Malter, ein Getreidemaß vieler deutschen Staaten und der Schweiz von sehr abweichender Größe. In Preußen (wo das Maltermaß aber kein gesetzliches ist) begreift dasselbe 12 Scheffel oder 1/2 Wispel = 659,538 franz. Liter; in Sachsen ebenfalls 12 Scheffel oder 1/2 Wispel = 1247,62 Liter; in Hannover 6 Himten = 186,91 Liter. Das neue schweizer M. von 10 Vierteln (Quarterons) und das badische M. von 10 Sester sind die nämlichen und es umfaßt daher ein jedes von beiden 150 Liter oder 1 1/2 Hektoliter.

Malteserorden, s. Johanniterorden.

Malthus (Thom. Rob.), ein berühmter engl. Nationalökonom, geb. 1766 zu Albury in der Grafschaft Surrey, studirte in Cambridge, wo er nachher eine untergeordnete Lehrerstelle bekleidete und eine geistliche Pfründe erhielt. 1805 kam er als Professor der Geschichte und polit. Oekonomie an das Collegium der Ostindischen Compagnie zu Haileybury, welches Amt er bis zu seinem Tode verwaltete. Noch ehe er dahin abging, hatte er seinen berühmten Versuch über die Principien der Bevölkerung: «Essay on the principles of population» (Lond. 1798; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807), veröffentlicht, und das Aufsehen und der Widerspruch, den seine kühnen und paradoxen Behauptungen machten, veranlaßten ihn, seine Ansichten zu einem Systeme auszubilden. Er bereiste 1800 den Continent, stellte die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an und ließ sein Buch in neuer Gestalt wiederholt (5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1817) erscheinen. Wie schon vor ihm der Schotte Wallace, der Eng-

länder Townshend und der Italiener Ricci, behauptete auch M., daß die Vermehrung der Subsistenzmittel nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung halte. Nach ihm wächst die letztere in geometr. Progression von 20 zu 20 J., wie 1, 2, 4, 8, 16, während die Hülfsmittel der Unterhaltung nur in dem Verhältniß wie 1, 2, 3, 4, 5, steigen. Er schließt daraus, daß der Staat im Interesse des Ganzen das Wachsthum der Bevölkerung gewaltsam beschränken und auf das Maß der Existenzmittel zurückführen müsse. Die Schwärmerei der deutschen und franz. Philosophen von der Perfectibilität des Menschengeschlechts hatte M. zur Durchführung dieser rein auf abstracten Zahlenverhältnissen beruhenden Theorie geführt. Wie sehr auch schon die Thatsachen seine allgemeinen Grundsätze widerlegten, erwarb er sich doch mannichfaltige Verdienste durch seine statistischen Untersuchungen. Außer jenem Werke schrieb M. «Principles of political economy» (3 Bde., Lond. 1819—20) und «Definitions in political economy» (Lond. 1827). Er starb zu Bath 29. Dec. 1834.

Maltitz (Franz Friedrich, Freiherr von), bekannt als dramatischer und lyrischer Dichter, geb. 1794 als ältester Sohn des Freiherrn Peter Friedrich von M. (gest. 1826), ehemaligen russ. Gesandten an den Höfen von Stuttgart, Lissabon und Karlsruhe, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war 1826—27 russ. Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten. Seit 1832 bekleidete er als Wirkl. Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe, bis er später als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach dem Haag gesandt wurde. Nach dem Tode seiner Gattin entsagte M. einer Laufbahn, in welcher er sich vielfach ausgezeichnet hatte, und zog sich nach Boppart am Rhein zurück, wo er 25. April 1857 starb. Als Dichter hat sich M. besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen «Demetrius» (Karlsr. 1817) einen Namen erworben. Außerdem ließ er erscheinen «Gedichte» (Karlsr. 1816); «Athalie, ein Trauerspiel nach Racine»; «Alzire, ein Trauerspiel nach Voltaire»; «Die Geister auf Yburg, eine Rittersage»; «Phantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree» (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen auch gelungene Uebersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Italienischen enthalten sind. — Sein jüngerer Bruder, Apollonius, Freiherr von M., geb. 1795, betrat ebenfalls die diplomatische Laufbahn, war längere Zeit russ. Geschäftsträger in Rio-Janeiro und seit 1841 am Hofe zu Weimar, wo er sich auch niederließ, nachdem er 1865 seinen Abschied aus dem öffentlichen Dienst genommen. Als Dichter bekundet M. tiefes Gefühl, Tüchtigkeit und Bravheit der Gesinnung und Adel des Gemüths. Ein entschiedenes Talent zeigte er namentlich für Sinngedichte und Poesien humoristisch-satirischen Inhalts. Seiner Erstlingsschrift «Poetische Versuche» (Karlsr. 1817) folgten der humoristische Roman «Geständnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers» (Berl. 1826) und das Schauspiel «Der Dichter und der Uebersetzer» (Berl. 1829). Diesen reihten sich an «Gedichte» (2 Bde., Münch. 1838), «Dramatische Einfälle» (2 Bde., Münch. 1838) und «Drei Fähnlein Sinngedichte» (Berl. 1844). Während seines Aufenthalts in Weimar veröffentlichte M. «Triclinium» (Weim. 1856), ein pseudonymes Gedicht in drei Gesängen, «Noch ein Blatt in Lethe» (Weim. 1857), eine Sammlung von Gedichten verschiedener Gattung, und «Vor dem Verstummen» (Weim. 1858), meist Sinngedichte enthaltend. In seinen spätern Jahren wandte sich M. mit besonderer Vorliebe wiederum der Bühne zu und ließ unter anderm die Trauerspiele «Virginia» (Weim. 1858), «Anna Boleyn» (Weim. 1860) und «Spartacus» (Weim. 1861), das Schauspiel «Quelle und Abgrund» (Weim. 1861) sowie die Lustspiele «Die Gedächtnißcur» (1862), «Photographie und Vergeltung», «Das unhistor. Fenster» und «Die Selbstbiographie» (1863) erscheinen. Auch schrieb er «Die Wundercur der Hölle» (Weim. 1863), eine Erzählung in Versen.

Maltitz (Gotthilf Aug., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. zu Königsberg in Preußen 9. Juli 1794, widmete sich auf der Akademie zu Tharand dem Forstfache, unterbrach aber seine Studien, indem er als Freiwilliger den Befreiungskrieg mitmachte. Sodann wandte er sich wieder dem Forstwesen zu, mußte aber, weil er eine Satire auf seine Vorgesetzten veröffentlichte, den Forstdienst meiden. Er unternahm nun eine Reise nach Italien und wählte dann Berlin zum Aufenthalt, wo er sich bald durch schriftstellerische Erzeugnisse und seinen polit. Liberalismus bekannt machte. In seinem dramatischen Versuche «Der alte Student» sprach er seine Theilnahme für Polen deutlicher aus, als es die Censur zugestand. Als er dennoch die Schauspieler der königsstädtischen Bühne überredete, die gestrichenen Stellen bei der ersten Darstellung, welcher der König selbst beiwohnte, mitzusprechen, mußte er auf Cabinetsbefehl Berlin verlassen und begab sich nun 1828 nach Hamburg. Die Julirevolution in Frankreich fand an ihm einen überschwenglichen Enthusiasten. Er ging gegen Ende 1830 nach Paris, kehrte jedoch wenig

befriedigt 1831 wieder nach Deutschland zurück und wendete sich nach Dresden, wo er 7. Juni 1837 starb. Bei gesundem Witze und bedeutender Dichtergabe besaß M. nicht genug Durchbildung, um als Schriftsteller für die Dauer Fuß zu fassen. Dabei zerfiel er seiner polit. Ansichten wegen zuletzt gänzlich mit dem Bestehenden. Das Gemüthlich-Scherzhafte gelang ihm am besten, wie seine frühern Schriften «Ränzel und Wanderstab» (2 Bde., Berl. 1821—23) und die «Humoristischen Raupen, oder Späßchen für Forstmänner und Jäger» (4. Aufl., Berl. 1839) beweisen. Auch versuchte er sich im Fache der religiösen Erbauungsliteratur und gab «Sonnenblicke, Gesänge religiösen Inhalts» (6. Aufl., Zitt. 1834) heraus. Einiges Aufsehen machte sein «Gelasius, der graue Wanderer im 19. Jahrh., ein Spiegelbild unserer Zeit» (Lpz. 1826). Später versetzte er seine Productionen mit Politik, wie die «Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse» (Lpz. 1834—35; 2. Aufl., Lpz. 1843). Sein Talent für die polit. Satire bewies er in den «Pfefferkörnern» (4 Hefte, Hamb. 1831—34), die ihrerzeit viel Beifall fanden. Von seinen dramatischen Arbeiten: «Schwur und Rache, ein Trauerspiel» (Berl. 1826), «Hans Kohlhas» (Berl. 1828), «Olivier Cromwell» (Hamb. 1831) und «Die Leibrente», eine Posse (in Franck's «Taschenbuch dramatischer Originalien»), wurden die letztere und «Hans Kohlhas» mit Beifall gegeben. Auch veröffentlichte M. «Balladen und Romanzen» (Lpz. 1832).

Malvasier wurde ursprünglich der bei Monembasia oder Napoli di Malvasia an der Ostküste von Morea gewonnene und im Mittelalter sehr geschätzte Wein genannt. Wiewol dieser Wein dort nicht mehr zu finden, ist doch die Rebe nicht verloren gegangen, sondern nach Tino (Tenos) und andern Inseln des griech. Archipelagus verpflanzt worden, sowie auch nach Cypern und Candia. Dieselbe gibt einen trefflichen Roth- und Weißwein, der aber sich nicht länger als drei Jahre hält. Der Wein ist sehr süß, fein und geistig und zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack aus. Den im Handel gewöhnlich vorkommenden M. liefern Teneriffa, die Azoren, die Liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence.

Malve (Malva L.) ist der Name einer zur 16. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, bei deren Arten der fünfspaltige Kelch mit einem dreiblätterigen Nebenkelche umgeben ist, die Staubfäden in eine Röhre verwachsen sind und die zahlreichen, einsamigen, wirtelig an eine centrale Verlängerung des Blütenbodens befestigten Fruchtknoten eine niedergedrückt-kugelige Spaltfrucht bilden. Ihre zahlreichen, fast über die ganze Erde verbreiteten Arten sind Kräuter und Sträucher mit ganzen, eckigen oder gelappten Blättern; die Blüten stehen gestielt einzeln oder gehäuft in den Blattwinkeln, sehr selten in Aehren, Trauben oder Rispen. In ganz Europa ist an Wegen, Zäunen, Mauern und auf Schutthaufen ganz gemein die Waldmalve (M. sylvestris), auch große Käsepappel oder Roßpappel genannt, mit stets aufrechten Blütenstielen und ziemlich großen bräunlichrothen Blüten, und die rundblätterige M. (M. rotundifolia), gewöhnlich Käsepappel genannt, mit später herabgeschlagenen Blütenstielen und kleinen weißlichen oder röthlich-weißlichen Blüten. Von beiden sind Blätter und Blüten, welche schleimig und unbedeutend bitterlich schmecken, in der Heilkunde gebräuchlich und werden als erweichende, einhüllende, reizmindernde Mittel gebraucht. Von den Griechen und Römern wurde das junge Kraut als Gemüse gegessen. Die schleimig-süße Wurzel kann ebenso wie die Eibischwurzel (Altheewurzel) angewendet werden. Die in Europa ebenfalls häufig wachsende schlitzblätterige M. (M. Alcea) mit tief zertheilten und eingeschnittenen Blättern wird wegen ihrer großen, schönen, rosenrothen Blumen und ihres zierlichen Ansehens auch in den Gärten cultivirt. Kraut und Wurzel kann wie von den vorigen benutzt werden. Ihr ähnlich, aber weit kleiner ist die bisamduftige M. (M. moschata), die einen schwach moschusartigen Geruch besitzt. Die Malvengattung ist der Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Malvaceen, deren Mehrzahl innerhalb der Wendekreise, namentlich in Amerika wächst. Es sind theils krautartige Gewächse, theils Halbsträucher, Sträucher und Bäume. Fast alle enthalten einen schleimigen Saft in reichlicher Menge, namentlich in der Wurzel, und in den Samen meist fettes Oel. In einigen findet sich eine freie Säure, wie z. B. in Hibiscus Sabdariffa L. aus Ostindien; mehrere besitzen einen bisamartigen, manche auch einen widrigen Geruch. Außer verschiedenen schönblühenden Zierpflanzen, z. B. der Garten- oder Stockmalve (Althaea rosea L., s. **Althaea**), der Gartenlavatere (s. **Lavatera**), der großblumigen Malope (Malope malacoides L. aus Südeuropa) u. a., hat diese Familie auch Arzneipflanzen (z. B. den Eibisch) und Handelspflanzen, wie vor allem die Baumwolle (s. d.), geliefert. Die Bastfaserzellen der in Südeuropa heimischen Althaea cannabina L. und des in Ostindien wachsenden Hibiscus cannabinus L. können, ähnlich wie die Hanf- und Flachsfasern, zu Geweben verwendet werden. Einige Malvaceen gebraucht man zum Gelb-, Schwarz- oder Rothfärben. So färben sich z. B. die Chinesen

mit den Blumen des bei uns im Gewächshaus cultivirten rosenrothen Ibisch (Hibiscus rosa sinensis L.) die Augenbrauen, doch auch die Schuhe schön schwarz. Manche Botaniker rechnen zu dieser Familie auch die Büttneriaceen und Sterculiaceen, fast lauter Tropengewächse, unter denen große, zum Theil riesenhafte Bäume vorkommen.

Malversation, s. Unterschlagung.

Malz nennt man das zum Bierbrauen, Branntweinbrennen und Essigsieden durch Keimen zubereitete Getreide. Hierzu werden hauptsächlich Gerste und Weizen, seltener Hafer genommen. Das Getreide wird in Bottichen eingeweicht, dann in einer Tenne auf einen Haufen geschüttet, den man, sobald sich die Keime hinlänglich entwickelt haben, umschaufelt, worauf die gekeimte Frucht entweder auf luftigen Böden oder auf geheizten Darren getrocknet wird. Ersteres stellt das Luftmalz (Schwelchmalz), letzteres das Darrmalz dar. (S. Bier und Bierbrauerei.) Das nicht gekeimte Getreide hat nur in sehr geringem Maße die Eigenschaft, die in ihm enthaltene Stärke in Zucker umzuwandeln. Diese Eigenschaft entwickelt sich erst während des Keimens in hohem Grade, sodaß aus diesem Grunde das Getreide zum Behuf der Brauerei u. s. w. in M. verwandelt wird. Der Gerste aber gibt man hierbei vor andern Getreidearten den Vorzug, weil das Gerstenmalz die zuckerbildende Eigenschaft in noch höherm Maße erlangt als das M. anderer Getreidearten. Die Veränderungen, welche die Gerste durch das Malzen erleidet, erstrecken sich zunächst auf den Kleber (s. d.), der löslich wird und die Fähigkeit erhält, Stärkemehl in Zucker überzuführen. Eine Erklärung der Erscheinungen während des Keimens zu geben, ist zur Zeit noch nicht möglich gewesen. Man betrachtet einen eigenthümlichen Stoff, die Diastase (s. d.), als den Träger der zuckerbildenden Eigenschaft des M. Die Abgänge beim Malzen, der Malzstaub und die Malzkeime, dienen zur Viehfütterung und zur Düngung. Ein gutes M. muß gleichförmig und weder zu viel noch zu wenig gekeimt, wohl getrocknet oder geröstet, auch rein, nicht zu alt und verlegen sein und einen starken, angenehmen, süßen Geruch und Geschmack haben. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Wismar u. s. w., treiben mit M. starken Handel. Der Malzsirup wird dargestellt, indem man Kartoffelmehlkleister mit Luftmalz behandelt. Derselbe wird bei einer Temperatur von 56° geklärt und die Flüssigkeit sodann bis zur Sirupdicke abgedampft. Malzaufguß (heißes Wasser mehrere Stunden lang auf geschrotenem Gerstenmalz gestanden) dient als Getränk bei verschiedenen Krankheiten. In concentrirter Gestalt, als Malzextract, kann dieser Aufguß zu fortgesetztem Gebrauche bei Schwächezuständen wegen seiner ernährenden Kraft dienlich sein.

Mamertiner nannten sich nach Mamers, wie in oscischer und sabinischer Sprache der röm. Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und, nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zur See und zu Lande furchtbar machte. Endlich besiegte sie Hiero II. (s. d.) bei Mylä, wo ihm 8000 Mann entgegenstanden, 265 v. Chr. und bedrängte sie in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe. Diese sendeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere, und die Karthager wurden wieder aus der Stadt vertrieben. Diese Vorgänge gaben die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago. (S. Punische Kriege.)

Mamiani (Terenzio della Rovere, Graf), ital. Dichter, Philosoph und Staatsmann, geb. 1800 zu Pesaro (Marken), widmete sich von früh an der Literatur und Poesie, nahm aber zugleich regen Antheil an den polit. Bestrebungen seines Landes. In die Bewegungen von 1831 im Kirchenstaat als Mitglied der Provisorischen Regierung von Bologna verwickelt, mußte er flüchten und wandte sich nach Paris, wo er, dem Sektenwesen Mazzini's abgeneigt, für die geistige und moralische Wiedergeburt Italiens zu wirken suchte. In dieser Zeit verfaßte er die meisten seiner Poesien und philos. Schriften, wie «Rinnovamento della filosofia antica italiana» (2. Aufl., Flor. 1835), «Dell'ontologia e del metodo» (Par. 1841), «Dialoghi di scienza prima» (Par. 1846) u. s. w. Von dem Amnestiedecret Pius' IX. vom 15. Juli 1846 einstweilen keinen Gebrauch machend, ging er von Paris auf Einladung König Karl Albert's nach Turin. Erst zu Anfang 1848 begab er sich nach Rom, wo er einer der Führer der gemäßigten Partei wurde. Nach Verleihung der Constitution 3. Mai zum Minister des Innern ernannt, bot M. alle seine Kräfte auf zur Stütze des Papstes und der Constitution gegen die ankämpfenden extremen Parteien, die Mazzinianer sowol als die Klerikalen. Allein die Schwierigkeiten erwiesen sich als unüberwindlich, und das Ministerium trat Ende Juli ab. M. ging wieder nach Turin, wo er mit Gioberti und andern die Gesellschaft des Italienischen Bundes-

staats gründete. Bald aber kehrte er, in der Hoffnung, dem Zwiespalte zwischen dem Papste und seinen Unterthanen oder doch zwischen den Liberalen selbst steuern zu können, nach Rom zurück. Hier übernahm er nach der Ermordung Rossi's (15. Nov. 1848) und trotz der Flucht des Papstes nach Gaëta (24. Nov.) als Mitglied des demokratischen Cabinets Galetti das Portefeuille des Aeußern. Auch gehörte er als Abgeordneter der röm. Constituante an bis zu dem Tage, wo die Republik proclamirt wurde. Nachdem die päpstl. Gewalt wiederhergestellt worden, mußte auch M., trotz seiner Anstrengungen zu Gunsten des Papstes, sich den Verfolgungen der Reaction entziehen. Er wandte sich nach Genua, wo er seine Studien aufnahm und eine philos. Akademie gründete. 1856 ertheilte ihm Victor Emanuel das sardin. Staatsbürgerrecht, und bald darauf wählte ihn Genua zum Abgeordneten. Im sardin. Parlamente vertheidigte M. die Politik des Grafen Cavour, zumal die hart angegriffene Theilnahme am Krimkriege. Anfang 1859, kurz vor Ausbruch des ital. Kriegs, veröffentlichte er eine polit. Schrift: «D'un nuovo Diritto Europeo», in welchem er die modernen Grundsätze der Volkssouveränetät, der Nationalität und der Nichtintervention entwickelte und begründete, wie er sie bereits seit einigen Jahren als Professor der Philosophie der Geschichte den Studenten von Turin vorgetragen hatte. Als Graf Cavour zu Anfang 1860 ein neues Cabinet bildete, übertrug ihm dieser das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, das er aber nicht lange genug verwaltete, um beabsichtigte größere Reformen einzuführen. Seit 1865 vertrat M. die ital. Regierung als Gesandter in Bern. Seinen Schriften, unter denen noch die «Confessioni d'un metafisico» und «Scritti politici» angeführt zu werden verdienen, sind mehr literarische als speculative Vorzüge zuzuerkennen. Sein Gedankengang ist oft unklar; sein Hauptwerk, «Rinnovamento della filosofia antica italiana», entbehrt der richtigen histor. Grundlage. Im allgemeinen läßt sich die Stellung M.'s innerhalb der ital. Philosophie mit der Stellung Reid's im Verhältnisse zu Locke vergleichen.

Mamillāria oder **Warzencactus** ist der Name einer artenreichen Gattung von Cactusgewächsen (s. Cacteen), deren fast sämmtlich in Mexico einheimische Arten sich durch einen kugeligen oder walzigen, über und über mit warzenförmigen Hervorragungen besetzten Körper und Gehalt an Milchsaft auszeichnen. Jede der zitzenförmigen Warzen trägt seine Stacheln oder wollig-filzige Haare an der Spitze. Die scharlachrothen Beeren der an dürren Felsen in Südamerika wachsenden M. simplex Haw. sind wegen ihrer Süßigkeit bei den dortigen Indianern außerordentlich beliebt. Die Mamillarien werden in unsern Gewächshäusern auch viel cultivirt, zeichnen sich jedoch weniger durch große und prächtige Blumen aus als die andern Cacteen.

Mamluken (arab.), d. i. Sklaven, nannte man in Aegypten vorzugsweise die aus fremden Gegenden stammenden Sklaven, welche die bewaffnete Macht der Sultane bildeten. Als nämlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte der Sultan Nedschmeddin Ejjub von Aegypten, aus dem Geschlechte Saladin's, deren 12000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus Kiptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Turan-Schah (1251) aus ihrer Mitte Eibek zum Sultan von Aegypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahritischen M. begann, denen 1382 die zweite Mamluken-Dynastie, die Bordschiten, folgte, deren Gründer Berkuk war. Beider Herrschaft dauerte 266 J., während welcher Zeit die M., besonders unter Beibars und Kilawun, verschiedene Eroberungen machten und, unter des letztern Sohn Chalil, die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kairo 1517 mit Sturm genommen, und setzte einen türk. Pascha über Aegypten. Später, als die Pforte immer schwächer wurde, nahm jedoch auch die Macht ihrer Paschas wieder ab, und die Häupter der M., welche die verschiedenen Provinzen unter dem Titel Beis verwalteten, rissen nach und nach alle Gewalt an sich. Als oberster dieser Beis zeichnete sich besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Ali-Bei (s. d.) aus, der sich von der Pforte ganz unabhängig machte und (1771) den Sultanstitel vom Scherif von Mekka erhielt. Nach seinem Tode entstand Zwiespalt unter den Mamlukenhäuptlingen, welche der Sultan Abdul-Hamid (1786) benutzte, um Aegypten wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die M. unter Ibrahim und Murad-Bei zur Zeit des franz. Einfalls in Aegypten und in der nächsten Zeit nach dem Abzuge der Franzosen. Durch List gelang es 1811 dem nachherigen Vicekönige von Aegypten, Mehemed-Ali (s. d.), die M. sammt ihren Beis zu vernichten.

Mammuth (Elephas primigenius) hat man eine vom indischen Elefanten wenig unterschiedene Elefantenart genannt, welche jetzt ausgestorben ist, in der Diluvialperiode aber über

ganz Europa nördlich von den Alpen und Sibirien in Heerden verbreitet war und noch längere Zeit mit dem vorgeschichtlichen Menschen zusammenlebte. Das M. hatte die Gestalt und Größe des indischen Elefanten, unterschied sich aber davon durch längere und größere, stärker gekrümmte Stoßzähne, anders gefaltete Backzähne und die dichte Behaarung der Haut, welche im Nacken und am Halse eine Art Mähne bildete. Im vereisten Schuttlande Nordsibiriens (nicht im Eise, wie häufig behauptet wurde) sind ganze unversehrte Leichen dieser Thiere, zuerst von Pallas (1772) und namentlich von Adams (1806) gefunden worden. In der neuesten Zeit wurde von Lartet sogar in einer zur Renthierzeit Südfrankreichs gebildeten Ablagerung eine auf eine Elfenbeinplatte eingravirte, deutlich erkennbare Abbildung eines M. gefunden, die den Beweis liefert, daß dieser urweltliche Elefant wirklich von dem Menschen gekannt war. In Deutschland hat man besonders bei Cannstadt ungemein viele Reste des M. gefunden, und in Sibirien finden sich die Stoßzähne so häufig, daß Handel damit getrieben wird.

Man, eine zu England gehörige Insel in der Irischen See, zählt auf 13,22 Q.-M. 52469 E. und wird in nördl. Richtung von einem Bergrücken durchzogen, der hauptsächlich aus Schiefergestein und Grauwacke besteht. Das Gebirge enthält Blei, Zinkblende, Kupfer und Eisen und liefert Bausteine und Kalk, auch etwas Dachschiefer, aber keine Kohlen. Es ist unbewaldet, selbst ohne Gesträuche, mit Torf, Moor und Heide bedeckt und wird von vielen Bächen bewässert. Von dem höchsten Punkte, dem 1880 F. hohen Sneafell (Snaffle oder Snowfield), kann man das 11 St. entfernte Irland, das 8 St. entlegene Schottland sowie die 13 St. fernen Küsten Englands erblicken. Die Küsten der Insel sind, außer am Nordende, felsig und umschließen mehrere kleine Buchten. M. ist im ganzen von Natur öde und unfruchtbar, aber durch den Fleiß seiner Bewohner großentheils in Culturland verwandelt. Man baut viel Kartoffeln, Rüben und Flachs, außerdem Weizen, Gerste und Hafer, brennt Kalk in bedeutender Menge; aber der Haupterwerbszweig ist, neben der Vieh-, besonders der Schafzucht, die Heringsfischerei. Nicht unbedeutend ist auch die Küstenschiffahrt. Der Bergbau auf die genannten Metalle ist nicht bedeutend. Die Industrie beschränkt sich auf Leinweberei und Verfertigung von Schuhen aus ungegerbtem Leder. M. beschäftigte Ende 1860 581 Fischerfahrzeuge und besaß 3—400 Segelschiffe und mehrere Dampfboote. Die Bewohner, die sich selbst Manks, ihre Insel Manning nennen, stammen von der celt. Urbevölkerung der brit. Inseln. Ihre Sprache steht aber dem Gaelischen und Irischen weit näher als dem Kymrischen in dem benachbarten Wales und ist, dem Englischen, das in allen Schulen gelehrt wird, immer mehr weichend, dem Erlöschen nahe. Sie sind arm, munter, voll Liebe zu ihrer Heimat, bekennen sich zur Episkopalkirche und haben einen eigenen Bischof (von Sodor und M.), der aber keinen Sitz im Parlament hat. Auch nimmt M. an der engl. Verfassung überhaupt keinen Theil, gehört zu keiner Grafschaft, sondern hat seine eigene Verfassung, eigenes Landrecht und überdies auch Zoll- und Abgabenfreiheit. An der Spitze steht ein königl. Gouverneur mit einem Rathscollegium oder Oberhaus von neun Mitgliedern (dem Bischof, zwei Richtern u. s. w.). Die gesetzgebende Gewalt üben 24 Repräsentanten oder Keys, die sich seit 1450 durch Selbstwahl aus den größten Gutsbesitzern ergänzen; die richterliche üben zwei Deemsters (Richter). Alle diese bilden das Parlament (Tynwald-Court). Noch jetzt werden jährlich am Berge Tynwald bei Peel die Gesetze öffentlich verlesen. M. hatte in den ältesten Zeiten eigene Könige, wurde aber im 13. Jahrh. von den Schotten erobert, die sich im folgenden Jahrhundert durch die Engländer wieder vertrieben sahen. Seitdem waren verschiedene Familien mit der Insel belehnt. König Heinrich IV. von England gab dieselbe an Heinrich Percy von Northumberland, der sie zum letzten mal unter dem königl. Titel besessen hat. Als aber dieser dem Könige untreu ward, erhielt die Insel 1405 Lord Stanley, dessen Enkel zum Grafen von Derby ernannt wurde, und bei dessen Familie sie bis 1735 blieb, wo sie durch Erbschaft an den Herzog von Athol kam. Dieser besaß sie bis 1765, wo sie die brit. Regierung, weil die Insel fortwährend einen Schlupfwinkel von Schleichhändlern abgab, für 70000 Pfd. St. kaufte, ihr aber die alte Verfassung ließ. Hauptort und Sitz der Regierung ist der Flecken Castletown, an der Südküste, mit dem alten, jetzt als Gefängniß und Irrenhaus benutzten Castle Rushen, einem Gerichtshof, dem Haus der Keys, einer Kaserne, einer Lateinschule und 2373 E. Der Hafen des Orts ist schwer zugänglich, deshalb der Handel nicht bedeutend. Die Stadt Douglas auf der Ostküste, mit dem schönen Schlosse Monacastle der Herzoge von Athol, einem Kranken- und einem Arbeitshause, hat einen durch ein starkes Fort beherrschten und durch einen Molo verbesserten Hafen und zählt 7511 E., die sich hauptsächlich mit Schiffahrt, Herings- und Seehundsfang beschäftigen, auch Butter, Geflügel und Rindvieh nach Liverpool ausführen. Mit letzterm Orte sowie mit Whitehaven und Dublin

findet Dampfbootverbindung statt. Außerdem sind bemerkenswerth Ramsey mit 2891 E., an einer geräumigen Bai der Nordostküste, und Peel an der Westküste, mit 2448 E., einer Lateinschule und einem Hafen, den ein auf einem Felseilande stehendes Schloß beherrscht. Vgl. Train, «An historical and statistical account of the isle of M.» (2 Bde., Lond. 1861).

Mänaden, s. Bacchus.

Manasse war nach der israel. Stammsage der Sohn Joseph's und der Asnath. Bei der Vertheilung des Gelobten Landes unter die Nachkommen Jakob's sollen die beiden Söhne Joseph's, Ephraim und M., jeder einen besondern Theil erhalten haben. Sicher ist, daß M. bei der Besitzergreifung von Kanaan als einer der zwölf Stämme Israels erscheint und in der frühern Zeit nächst Ephraim der mächtigste war. Das Gebiet des Stammes M. wurde vom Jordan in eine westl. und eine östl. Hälfte getheilt. Westmanasse grenzte gegen N. an Asser, gegen O. an Isaschar, gegen S. an Ephraim; Ostmanasse umfaßte das nördl. Gilead und das ehemalige Land des Königs Og von Basan. — Manasse hieß auch der Sohn des Hiskias, welcher diesem 699 v. Chr. nach gewöhnlicher Zeitrechnung auf dem Throne von Juda folgte. Die priesterliche Geschichtschreibung stellt ihn in sehr ungünstigem Lichte dar: nach ihr begünstigte er den Götzendienst, befragte Wahrsager und Zauberer und opferte dem Moloch selbst seinen Sohn. Nach einigen starb er als Götzendiener, nach andern wurde er von Asarheddon nach Assyrien in die Gefangenschaft geführt. In der Gefangenschaft soll er das noch vorhandene Gebet M. verfaßt haben, an dessen Unechtheit aber kein Zweifel sein kann. Dasselbe wird bei Katholiken und Protestanten unter die Apokryphen gesetzt, in deren Reihe es die letzte Stelle einnimmt; die griech. Kirche jedoch erkennt das Buch als kanonisch an.

Manati (Manatus) heißt eine dem Dugong (s. d.) verwandte Gattung pflanzenfressender Walthiere, die sich durch die runde Schwanzflosse und abweichende Bezahnung vom Dugong unterscheidet. Man kennt zwei Arten, die südamerikanische, die jetzt fast nur noch im Orinoco und Amazonenstrom vorkommt, und eine afrikanische im Senegal, Gambia und Niger.

Mancha oder La-Mancha, der südlichste Theil des span. Königreichs Neucastilien, seit 1822 der Hauptbestandtheil der nach der Hauptstadt benannten Provinz Ciudad Real, welche auf 368,4 Q.-M. (1864) 256900 E. zählt, wird, zwischen Toledo, Cuenca, Murcia, Jaen, Cordova und Estremadura gelegen, im S. von der Sierra-Morena, in SO. von der Sierra de Alcaraz, im N. von Zweigen der Sierra de Toledo, in der Mitte von ausgedehnten, zum Theil vollkommen horizontalen Ebenen, wie dem Campo de Montiel, Campo de Calatrava, der Mesa (Tisch) de Toboso u. a., durchzogen und von der hier entspringenden und ihre berühmte Flußschwinde bildenden seichten Guadiana und deren noch wasserärmern Nebenflüssen Azuer, Javalon u. s. w. kümmerlich bewässert. Der Boden ist strichweise überaus fruchtbar, im ganzen aber leicht, sandig, in den Ebenen quellen- und brunnenlos; das Klima im Sommer drückend heiß, im Winter regnicht und kalt, aber fast überall gesund. Man baut schönes Obst, vortreffliche rothe Weine, Getreide, Esparto, Safran sowie auch Hanf, Flachs, Oel und Sodapflanzen. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich liefert die M. sehr schöne Esel und Maulthiere in großer Menge. Der Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber betrieben. (S. Almaden.) Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Anfertigung von groben Wollzeugen, Leinwand, Seife und Leder, der Handel auf die Ausfuhr von Getreide, Wein, Vieh und Seife. Gewerbe und Handel haben sich in neuester Zeit durch die das Land durchschneidende Eisenbahn (Madrid-Alicante) merkbar gehoben. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. Der dürren Landesnatur dagegen entspricht Don Quixote von La-Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt, in dem berühmten Roman des Cervantes (s. d.), der auch die Heimat der Geliebten desselben, Dulcinea de Toboso, und des Ritters Schildknappen Sancho Pansa hierher versetzt.

Manche, La-Manche (wörtlich: Aermel), heißt im Französischen der Kanal (s. d.), welcher Frankreich von England trennt. Nach demselben ist das Depart. La-Manche benannt, welches, die zur ehemaligen Normandie gehörende Halbinsel Cotentin und die Landschaft Avranchin begreifend, vom Meere und den Depart. Calvados, Orne, Mayenne und Ille-Vilaine begrenzt wird und 107,67 Q.-M. umfaßt. Das Departement zerfällt in die 6 Arrondissements St.-Lô, Avranches, Cherbourg, Coutances, Mortain und Valognes, hat zur Hauptstadt St.-Lô und zählt in seinen 1644 Gemeinden (1861) die starke Bevölkerung von 591421 (1851 sogar 600882) Seelen. Ein mäßiger Landrücken bildet die Wasserscheide zwischen den sämmtlich schiffbaren Flüßchen Vire, Douve (mit dem Merderet und der Taute) im O. und Couesnon, Selune (mit der Sée), Sienne und Aye im W. Die Küste hat eine Entwickelung von 33 M., bildet die Buchten von Vauville, St.-Germain, Fermanville und Gatteville mit dem Hafen von

Cherbourg und springt am weitesten im Cap De la Hague gegen Nordwesten vor. Dieselbe ist mit Dünen und einer Menge von Klippen und kleinen Felseilanden umsäumt. Das Innere, eine wellenförmige, von Thälern durchschnittene Ebene, ist theils sehr fruchtbar, theils mit guten Wiesen und Weiden, theils aber auch mit sandigen Heiden oder auch Sümpfen und Moorgründen bedeckt. Das Mineralreich bietet wenig Erze, noch weniger Brennmaterial, aber viel Schiefer und treffliche Bausteine. Bei dem sehr milden Klima gedeiht selbst die Myrte im offenen Felde der Halbinsel Cotentin. Birnen und Aepfel werden im großen gebaut und, da der Wein fehlt, zur Bereitung von Poiré und Cider benutzt. Außerdem baut man Getreide jeder Art, namentlich aber auch Oelpflanzen und Kartoffeln und beschäftigt sich mit Viehzucht, weniger mit Bergbau auf Eisen und Blei. Lebhaft ist der Industriebetrieb in Leinwand-, Spitzen-, Band-, Tuch-, Wollzeug-, Serge-, Droguet-, Pergament-, Handschuh-, Glas- und Spiegelmanufacturen, in Töpferei, Oelschlägerei, Gerberei, Salz- und Sodasiederei, in Anfertigung von Quincaillerieatbeiten und Kupferwaaren. Auch der Schiffbau, die Rhederei, die Fischerei an den Küsten und bei Neufundland und der Fang von Austern sind von Bedeutung und der innere Handel mit Getreide, Cider, Honig, Wachs, Salz, Pferden, Ochsen, Schafen, Geflügel, Salzfleisch, Eiern, Butter, Speck, Fischen, Austern und Fabrikaten sowie der Seeverkehr (namentlich auch mit den benachbarten normann. Inseln Englands) sehr lebhaft. Außer der Hauptstadt St.-Lô (s. d.) und den Städten Cherbourg (s. d.), Avranches (s. d.) und Coutances (s. d.) ist noch besonders bemerkenswerth Granville, eine feste Seestadt mit 17180 E. und einem guten Hafen, der 1856 mit einem neuen Bassin versehen wurde und die größten Schiffe aufnehmen kann. Es befindet sich hier ein Handelsgericht, eine hydrographische Schule, ein Salz- und andere Entrepots und Seebäder. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Austernfang, Schiffbau und Ausrüstung zum Stockfischfang und unterhält Sägemühlen, Eisenhütten, Fabriken für Spitzen, Beinschwarz und Varechsoda. In commerzieller Hinsicht ist Granville der siebente Seeplatz Frankreichs. 1861 liefen, mit Einschluß der Küstenfahrer und Stockfischfänger, 821 Schiffe von 59396 Tonnen ein und 747 Schiffe von 80209 Tonnen aus.

Manchĕster, Markt- und Municipalstadt, Parlamentsborough und seit 1848 Sitz eines anglikanischen Bischofs, erster Fabrikplatz und bedeutendster Eisenbahnmittelpunkt Englands, in der Grafschaft Lancaster, 42,8 M. im NW. von London und 6,8 M. im O. von Liverpool, liegt in einer von wenigen einzelnen Hügeln überhöhten Ebene am Bridgewaterkanal (s. d.) und am linken Ufer des schiffbaren, hier durch die Mündung des Irk und Medlock verstärkten Irwell, gegenüber dem durch acht Brücken verbundenen Salford, welches, obgleich Municipalstadt und Parlamentsborough sowie auch Sitz eines kath. Bischofs, doch als Vorstadt angesehen wird. Der Kern der Altstadt, des Hauptsitzes der Fabrikation, umgibt die Kathedrale, und hier stehen auch die meisten städtischen Gebäude. M. ist unregelmäßig gebaut und hat, fast immer in eine dunkle Rauchwolke gehüllt, ein unfreundliches, rußiges Ansehen. Schön sind dagegen die zahlreichen Vorstädte, die sich mit ihren Neubauten, hübschen, von Gärten umgebenen Häusern, nach allen Richtungen ausdehnen und dem Ganzen einen Umfang von 2⅙ geogr. M. geben. Die Eisenbahnen führen mitten durch die Stadt. Großartige (1857 vollendete) Wasserwerke, deren sechs bei Woodhed liegende Reservoirs 150 Acres einnehmen, liefern, durch den 7800 F. langen Mottram-Tunnel geführt, täglich 25 Mill. Gallonen Wasser. Abzugskanäle, Gaserleuchtung, Löschanstalten, Straßenpolizei sind in guter Verfassung. Die Stadt hat vier öffentliche Parks, den Victoria-, Queens-, Philips- und Peels-Park mit den Bildsäulen Victoria's und Albert's. Unter den 137 kirchlichen Gebäuden (1860) sind erwähnenswerth die prot. Kathedrale (1422 gegründet), ein goth. Bau mit reichverziertem Chor, schönen Sculpturen und verschiedenen Denkmälern, und die kath. Kathedrale (in Salford). Unter den städtischen Gebäuden zeichnen sich aus: das schöne Stadthaus (1825 nach dem Muster des Erechtheums aufgeführt) mit einer achteckigen Kuppel und einem der größten und prachtvollsten Säle Europas, der mit Fresken verziert ist; die Börse, ein imposanter Bau mit einer dorischen Säulenhalle und einem großen Commerzsaale; die Hauptbank, die Kornbörse, die 1856 eröffnete Freihandelshalle (Free Trade Hall), welche 7000 Menschen faßt, das große, jährlich 20000 Kranke pflegende Krankenhaus (Royal Infirmary), vor dem die Bildsäulen von Wellington, Peel, Dalton und Watt stehen; das ungeheuere, von Howard eingerichtete Gefängniß New-Bailey in Salford für 800, und das 1849 erbaute Zellengefängniß (City Goal) für 1000 Sträflinge, die drei Arbeitshäuser, die Kaserne, das Unions-Clubhaus u. a. M. ist zwar eine Fabrikstadt, aber auch die wissenschaftlichen Institute und Sammlungen sowie die Wohlthätigkeitsanstalten erfreuen sich einer sorgsamen Pflege. Die Stadt hat (1860) 318 Schulen,

darunter die 1809 nach dem Lancasterschen System eingerichtete Freischule, für den höhern Unterricht die königl. Schule für Medicin und Chirurgie, das Seminar für Independenten, die theol. Schule für Wesleyaner, das Manchester-College mit 400 Alumnen (nächst den Anstalten zu Winchester und Eton das älteste Gymnasium Englands, 1515—25 von Hugh Oldham, Bischof von Exeter, gegründet), das Neue oder Owen's College in Verbindung mit der Universität London, von John Owen mit 100000 Pfd. St. gegründet und 1851 eröffnet, das Chethams-College (eine Blaurockschule), die 1845 eröffnete große Handelsschule, die große Zeichenschule mit 300 Zöglingen und andere Schulen meist mit freiem Unterrichte. Die Royal-Institution, zur Förderung der Wissenschaften und schönen Künste bestimmt, enthält in ihrem schönen Gebäude auch Raum für Gemäldeausstellungen und einen Saal für Vorlesungen für 800 Personen. Die wichtigsten öffentlichen Bibliotheken sind die neue Börsenbibliothek (120000 Bände), die alte Subscriptionsbibliothek (80000 Bände), die Portico-, die Frei-, die Chethams- und die Newalls-Bibliothek. Außer zwei Mechanics- (Handwerker-) Instituten und drei Lyceen für Belehrung und Bildung, geselligen Umgang und Erholung der arbeitenden Klassen besitzt M. eine Victoria-Galerie für mechan. Ausstellungen, ein naturhistor. Museum, welches, obgleich erst 1801 angelegt, eins der vorzüglichsten in Großbritannien und besonders durch seine reiche Sammlung von Vögeln und vierfüßigen Thieren ausgezeichnet ist. Von wissenschaftlichen Vereinen bestehen ein Athenäum, eine Statistische, eine Naturhistorische, eine Geologische, eine Zoologische und eine Botanische Gesellschaft, beide letztere mit großen Gärten, vor allem aber die berühmte Literarische und philos. Gesellschaft, welche sich seit 1781 gebildet und durch ihre seitdem veröffentlichten Verhandlungen bleibende Verdienste erworben hat. Auch bestehen eine Menge von Vergnügungsörtern, zwei Theater und eine Concerthalle. Außer dem großen Krankenhause sind von den milden Stiftungen noch zu erwähnen: sechs kleinere Krankenhäuser, das Chetham-Armenhaus nebst einer Erziehungsanstalt für arme Kinder und einer Bibliothek, eine Irren-, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, mehrere Versorgungshäuser und zehn öffentliche Badeanstalten.

M. zählte vor hundert Jahren nur etwa 20000, 1801 erst 94000 E.; seitdem hat sich seine Bevölkerung fast verfünffacht. Diese belief sich 1861 auf 441171 E. (davon 102449 in Salford) und nach einer Berechnung für Mitte 1865 bereits auf 465753 (in Salford 110833) oder nur 11415 weniger als in Liverpool, dem volkreichsten Orte Großbritanniens nächst London. Es leben in M. über 30000 Deutsche als Kaufleute, Fabrikanten, Techniker und Arbeiter, meist in guten Verhältnissen. M. ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollfabrikation und für diesen Industriezweig unbestritten der erste Platz der Erde. Es liefert diese Textilindustrie, welche die ganze Umgegend in Lancaster (s. d.) und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt, außer Twisten alle Arten von Baumwollstoffen, darunter auch den nach der Stadt benannten Manchester (s. d.). Außerdem entstanden in neuerer Zeit bedeutende Seiden-, besonders Halbseiden- und Shawlfabriken, Spitzenmanufacturen, Kattundruckereien und Färbereien, selbst Eisengießereien und Fabriken für Dampf- und andere Maschinen, die zur Baumwollverarbeitung erforderlich. Die zahlreichen, durch Dampf getriebenen Spinnmaschinen setzen Millionen von Spindeln in Bewegung, und ihre Unterhaltung wird durch den Reichthum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert. Vor der Baumwollenkrisis veranschlagte man den Werth der städtischen Production auf 68 Mill. Pfd. St.; die Hälfte davon ging in das Ausland. 1860 hatte M. 95 Baumwoll-, 5 Kattun-, 13 Seiden-, 2 Worsted- und 10 Hutfabriken, 37 Färbereien, 48 Gießereien, 63 Maschinen-, 16 Stahlwaaren- und 5 Bleifabriken, 3 Papier-, 15 Korn- und 60 Sägemühlen, 11281 Werkstätten verschiedener Art, 193 Brauereien und Brennereien und 151 Schlachthäuser. M. besitzt alle Rechte eines Hafens, obgleich Seeschiffe nicht bis zur Stadt gelangen können. Die Zolleinnahme belief sich 1860 auf 200515 Pfd. St. Unter den dem Handel gewidmeten Instituten und Gebäuden besaß die Stadt 1860 außer der Fonds- und Kornbörse 11 Banken, mehrere Actien- und Assecuranzgesellschaften, 12 Markthallen, darunter der mit Glas gedeckte Viehmarkt, 1758 zum Theil prachtvolle Waarenhäuser und 7833 Läden, von denen viele an Eleganz mit den schönsten von London wetteifern. Die großen Kapitalisten, deren keine Stadt Englands außer London mehr zählt, besitzen einen großen Theil der engl. Eisenbahnactien. Es ist M. die große Schule für Industrie und Unternehmungen. Der Engroshandel, von mehr als 200 Häusern betrieben, wird nicht nur durch die in allen Richtungen auslaufenden Eisenbahnen, besonders durch die nach Liverpool führende (die erste Großbritanniens, 1830 eröffnet), sondern auch durch viele Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und

Huddersfieldkanal, außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheuere Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier neben unermeßlichem Reichthum sehr viel Armuth, großes Elend. Ungeachtet der großen Bevölkerungszahl schickt M. nur zwei und Salford einen dritten Abgeordneten in das Parlament. Die Stadt M. ist das Manucium der Römer und erscheint als Dorf mit dem Namen Manigceaster im 10. Jahrh., wo König Eduard daselbst eine Burg baute. Die Erhebung des Dorfs zum Burgflecken erfolgte wahrscheinlich zur Zeit Wilhelm's des Eroberers. Schon zu Ende des 14. Jahrh. wird M. als ein gewerbfleißiger Ort erwähnt, der namentlich wollene und leinene Zeuge fertigte. Unter Heinrich VIII. erscheint es als Hauptort von Lancashire, seit Cromwell als Parlamentsborough, und im 17. Jahrh. hob sich die Industrie durch eingewanderte Flamänder. Doch schritt es bis in die Mitte des 18. Jahrh. nur sehr langsam vor. Von 1708 bis 1759 stieg seine Bevölkerung von 8000 auf 20000, doch erst 1838 erhielt es die Rechte einer Municipalstadt. Seinen Flor verdankt es der Baumwollindustrie, zunächst der Niederlassung der Arbeiter aus dem Städtchen Wigan unweit Liverpool, wo zwar die erste Baumwollfabrik entstand, aber der alte Zunftzwang viele Arbeiter vertrieb. Die erste Dampfmaschine zum Betrieb der Baumwollspinnerei wurde 1789 hier errichtet. 1800 hatte M. 32 kleine Dampfmaschinen zur Baumwollspinnerei, 1850 bereits über 300, und zwar meist große. Vgl. Reilly, «The history of M.» (Lond. 1861 fg.).

Manchester (Grafen und Herzoge von), Peers von England, leiten ihre Herkunft von Drogo de Montacuto ab, der mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie kam, und dessen Nachkommen in directer Linie 1337 zu Grafen von Salisbury erhoben wurden. Der unmittelbare Stammvater der M. ist jedoch Sir Edward Montagu, der unter Heinrich VIII. Sprecher des Unterhauses und von 1539—45 Oberrichter der Kings-Bench war. Sein ältester Enkel, Edward, war der Ahnherr der 1749 erloschenen Herzoge von Montagu; der jüngere, Sir Henry Montagu, zeichnete sich als Parlamentsmitglied für London und durch sein Rednertalent aus, ward 1616 Oberrichter der Common pleas und 1620 Lord-Schatzmeister. Zugleich wurde er als Lord Montagu von Kimbolton und Viscount Mandeville zum Peer erhoben und im Febr. 1626 zum Grafen von M. befördert. Er bekleidete auch das Amt eines Großsiegelbewahrers und starb 7. Nov. 1642. — Sein Sohn, Edward, gehörte als Mitglied des Unterhauses unter dem Namen Lord Kimbolton zu den thätigsten Führern der Opposition und wurde, nachdem er seinem Vater als Graf von M. gefolgt, zum General der Armee des Parlaments ernannt. Er zeigte bei mehrern Gelegenheiten große Tapferkeit und militärisches Talent und schlug den Prinzen Rupert in der entscheidenden Schlacht bei Marston-Moor (1644), an welchem Siege freilich sein Unterfeldherr Cromwell nicht geringen Antheil hatte. Indeß mußte M. bald dem steigenden Einfluß der republikanischen Partei weichen, und da er die Hinrichtung Karl's I. entschieden misbilligte, so zog er sich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Erst 1660 trat er wieder auf den Schauplatz, indem er der Versammlung der Peers beiwohnte, die für die Restauration Karl's II. stimmten, und von denen er beauftragt wurde, dem Könige zu seiner Rückkehr 29. Mai Glück zu wünschen. Er starb 5. Mai 1671. — Sein Enkel, Charles, vierter Graf von M., war einer der ersten, welche sich bei der Revolution von 1688 dem Prinzen von Oranien anschlossen. Er nahm thätigen Antheil an der Schlacht an der Boyne und der Belagerung von Limerick, wurde 1696 zum Gesandten in Venedig, 1699 zum Botschafter in Paris und 1701 zum Staatssecretär ernannt. 1707 erhielt er eine diplomatische Mission nach Wien und erklärte sich 1715 mit Wärme für die Thronbesteigung des Hauses Hannover, wofür ihn Georg I. durch die Erhebung zum Herzog von M. im April 1719 belohnte. Als Staatsmann wegen seines unwandelbaren Festhaltens an den Grundsätzen der Whigs geschätzt, starb er 20. Jan. 1722. — William Montagu, fünfter Herzog von M., geb. 21. Oct. 1768, war Gouverneur von Jamaica, dann Generalpostmeister und starb zu Rom 18. März 1843. Dessen Enkel, William Drogo Montagu, früher Viscount Mandeville, geb. 15. Oct. 1823, folgte 18. Aug. 1855 seinem Vater als siebenter Herzog von M. und ist seit 1852 mit Luise Friederike Auguste, Tochter des Grafen Karl Franz Victor von Alten vermählt. Von den in den Archiven seines Schlosses Kimbolton enthaltenen Familienpapieren gab er eine Auswahl unter dem Titel «Court and society from Elizabeth to Anne» (2 Bde., Lond. 1864) heraus.

Manchester nennt man sammtartige, aus Baumwollgarn gewebte Zeuge, welche dem seidenen Sammt mehr oder weniger ähnlich, jedoch durch ein anderes Verfahren der Weberei hervorgebracht sind. Es gibt geschnittenen oder ungeschnittenen, auch gestreiften M., ferner solchen mit glattem und mit geköpertem Grunde; er wird in verschiedenen Farben gefärbt, auch bedruckt.

Die feinsten geschnittenen M. führen den Namen Baumwollsammt oder unechter Sammt. Der Hauptsitz der Manchesterfabrikation ist England, im besondern die Stadt Manchester und deren Umgebung (Oldham u. s. w.).

Manchesterpartei oder Manchesterschule nennt man die polit. Partei, welche die Interessen des modernen engl. Industriestaats gegenüber dem alten, auf das Wesen der Grundaristokratie basirten Staats- und Gesellschaftsleben Englands vertritt. Als eine compacte Partei ging sie aus der Anti-Cornlaw-League (s. d.) hervor, welche ihren Sitz zu Manchester, dem Centrum der brit. Fabrikindustrie, hatte, woher sie auch den Namen erhielt. Im Ursprung waren ihre Bestrebungen hauptsächlich auf die Durchführung der Freihandelstheorien gerichtet; nach dem Siege dieses Princips erweiterte sich jedoch ihr Gesichtskreis insofern, als sie auch allgemeine polit. und sociale Fragen in den Bereich ihrer Thätigkeit zog, deren Lösung sie in dem freisinnigen Geiste der Neuzeit versuchte. Daher ist es jetzt vorzugsweise die Verbesserung des parlamentarischen Systems, in welchem noch die alten Feudalelemente gegen die bürgerlichen Interessen vorwiegen, die das Ziel der Manchesterschule bildet. In dieser Beziehung ist namentlich Bright (s. d.) thätig, der nach dem Tode Cobden's (s. d.) als das Haupt der Partei betrachtet werden kann. Auf die auswärtige Politik Englands hat die M. durch die von ihr verfochtenen Friedens- und Nichteinmischungsprincipien einen wesentlichen Einfluß geübt.

Mancini (Laura Beatrice), geb. Olivia, eine ausgezeichnete ital. Dichterin, wurde 1823 zu Neapel geboren, wo sie ihre frühere Jugend auf die Pflege ihres kranken Vaters, eines gelehrten, namentlich mit der Literatur der Alten sehr vertrauten Schriftstellers, verwandte. Dieser machte seine talentvolle und dem einsamen Studienleben zugeneigte Tochter mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer, mit der vaterländischen und allgemeinen Geschichte und besonders mit der ital. Poesie und Kunst bekannt. Malerei, Musik und Poesie füllten die Mußestunden des Mädchens aus. Mit Schönheit und Anmuth begabt, vermählte sie sich, nicht ohne Kampf gegen äußere Verhältnisse, 1840 mit dem Rechtsgelehrten M. zu Neapel. Die Dichterin trat zuerst mit einer sinnigen Tragödie, «Ines» (Flor. 1845), auf, worin sie einen mit ihren eigenen Schicksalen verwandten Stoff aus der portug. Hofgeschichte behandelte. Dann folgten ein größeres Gedicht «Colombo al convento della Rabida» (Genua 1846) und «Poesie varie». Nach den Ereignissen des 15. Mai 1848 zu Neapel emigrirte sie mit ihrer Familie nach Turin. Von ihren hier veröffentlichten Gedichten sind zu erwähnen: «A E. G. Gladstone un esule Napolitana» (Tur. 1851), das bei Gelegenheit der Briefe Gladstone's über Neapel erschien, und «L'Italia sulla tomba di Vicenzo Gioberti» (Tur. 1853). Meisterin in der Form und Feinheit des Sprachausdrucks, weiß die Dichterin ihren Poesien einen hohen idealen Schwung zu geben, in welchem reines, jedoch zu Schwermuth geneigtes Gefühl und Gedankenfülle hervortreten. Seit 1860 feierte sie in Gedichten wiederholt die großen Ereignisse ihres Vaterlandes. — Pascale Stanislaus M., Gatte der vorigen, lebte früher als Professor der Rechte und geschickter Advocat zu Neapel. Er nahm daselbst an den polit. Ereignissen des J. 1848 einen hervorragenden Antheil und leistete namentlich der Contrerevolution vom 15. Mai entschiedenen Widerstand, sodaß er als Geächteter entfliehen mußte. Nachdem er auf einem engl. Schiffe Schutz gefunden, wandte er sich nach Turin, wo er sich als Rechtsprofessor und Advocat niederließ. Vom 3. bis 31. März 1862 stand er an der Spitze des Unterrichtsministeriums im Cabinet Ratazzi. Als Mitglied des ital. Parlaments gehörte er zu den Führern des linken Centrums (Partei Ratazzi).

Mandalay, Mandelay oder Pattaniapura, die neue, erst 1857 gegründete Haupt- und Residenzstadt des Birmanenreichs in Hinterindien, etwa 6 M. nördlich von der frühern Hauptstadt Amarapura (s. d.) und $^2/_3$ M. vom östl. Ufer des Irawaddi, am Fuße eines Hügels, auf einer dürren, sonnverbrannten und staubigen Ebene gelegen und dadurch vor dem gefürchteten Besuch brit. Dampfboote geschützt, besteht aus drei ineinandergeschobenen Vierecken, von welchen nur die zwei innern von Mauern umschlossen sind. Der König wohnt mit seiner zahlreichen Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, wo er sich außer durch die Mauer auch noch mit hohen Palissaden umschanzt hat. Es ist dies Palastquadrat ein Convolut von Höfen, Gärten, Teichen um das Residenzschloß, welches sich durch seine hohe Thurmspitze auszeichnet, und um die Lusthäuser der Prinzen, nebst den Tribunalen der höhern Gerichtshöfe und den Conferenzsälen der Minister. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen voneinander isolirten Häuser der Beamten, Offiziere und Soldaten und bietet mit seinen breiten, rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten und langweiligen Anblick dar. Ein tiefer Wassergraben und eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer,

deren vier massive Thore abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartiere der Mandschu in Peking entspricht. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen kann, da sie noch nicht ganz den ungeheuern Raum des ihr angewiesenen Vierecks ausfüllt. In ihr wohnen Kaufleute, Handwerker und die große Masse des Volks. Trotz der Regelmäßigkeit der Befestigungen, des Glanzes der mit Gold und Purpur verzierten Residenz und des Schimmers der goldbedeckten Pagoden und Klöster macht M. doch nur den Eindruck einer eben erst von Nomaden aufgeschlagenen Stadt von Zelten, die morgen wieder abgebrochen und neu versetzt werden können. Die Bevölkerung dieses Brennpunkts des weiten Birmanenreichs wird auf 90000 Seelen geschätzt.

Mandarin wird gegenwärtig nach Vorgang der Portugiesen von allen Europäern ein jeder öffentliche Beamte in China genannt. Das Wort ist nicht chines. Ursprungs, sondern stammt von dem Sanskritworte mantrin, d. i. Rathgeber, welches die Portugiesen in den indischen Gewässern kennen lernten und auf die chines. Beamten übertrugen.

Mandat (vom lat. mandatum) hat in der Rechtssprache sehr verschiedene Bedeutungen. Unter Mandatscontract oder Bevollmächtigungsvertrag versteht man zunächst das Uebereinkommen, mittels dessen sich jemand (der Mandatar) zur Besorgung einer Angelegenheit für einen andern (den Mandanten) verpflichtet. Mandatare sind z. B. die Anwälte im Processe, die Procuristen, die zu einer bestimmten Cur angenommenen Aerzte. Dadurch, daß es hierbei auf eine überwiegend geistige Thätigkeit ankommt, deren Werth sich in einem etwaigen Ehrensolde (Honorarium) nicht ausdrücken läßt, unterscheidet sich das M. von der Dienstmiethe, wo mehr körperliche, in derselben Weise auch von andern verrichtbare Leistungen begehrt und mit einem Lohne vergolten werden. Das Recht des Mandatars heißt ebenfalls M. oder Vollmacht, womit man auch die darüber aufgesetzte Urkunde bezeichnet, namentlich die in Processen den Anwälten ertheilte. Im röm. Rechte führen den Namen Mandate solche kaiserl. Gesetze, welche in der Form von Instructionen für höhere Beamte gehalten sind. Daraus erklärt sich die auch in deutschen Staaten vordem gebräuchliche Benennung M. für allgemeine landesherrl. Verordnungen. Zur Zeit des römisch-deutschen Reichs erließ das Reichskammergericht M. oder Friedensgebote, wenn ein Reichsstand den Rechtsweg verlassen und seine Ansprüche durch Krieg und Befehdung verfolgen wollte. Noch heutzutage besteht ein Mandatsproceß, wo die Gerichte, wenn ihnen das Bestehen eines Anspruchs genügend bescheinigt wird, das Verfahren mit der Auflage eröffnen, daß der Schuldner seiner Verbindlichkeit durch Zahlung gerecht werde oder einer gewissen Störung sich enthalte, etwaige Einwendungen aber binnen einer gesetzten Frist bei deren Verlust vorbringe. Auch auf eine vollständige Anzeige wegen geringer Vergehen kann, wenn sie von amtlich verpflichteten Personen erstattet wird, dem Angeschuldigten gleich eine Strafverfügung des Inhalts zugehen, daß er die anzugebende Geldbuße erlege. — M. hieß in Frankreich zur Zeit der Directorialregierung eine Gattung des Papiergeldes, das die Stelle der entwertheten Assignaten (s. d.) vertreten sollte und ebenfalls auf die Nationalgüter gegründet war.

Mandel (Eduard), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, wurde 15. Febr. 1810 in Berlin geboren. Der Beruf für sein Fach zeigte sich schon sehr früh bei ihm, und als der Vater, ein Instrumentenmacher, den 16jährigen Knaben zu einer ihm nicht zusagenden Lebensbeschäftigung drängte, entwarf dieser in seiner Noth die saubersten Nachahmungen von Kupferstichen und Kassenbillets mit der Feder, um sich die Erlaubniß für eine künstlerische Laufbahn zu erwirken. Der überraschte Vater sandte diese Sachen an den König Friedrich Wilhelm III., welcher dazu half, daß der junge M. 1826 unter Professor Buchhorn's Leitung einen vierjährigen Cursus in dem Kupferstecherinstitut der Akademie durchmachen konnte. Bald wurde er den geschicktesten Künstlern beigezählt, und sein erster bedeutender Stich, mit dem er 1835 auftrat: der Krieger und sein Sohn, nach Hildebrandt, begegnete der allgemeinsten Anerkennung, sodaß der preuß. Kunstverein ihn sofort mit dem Stich der Begas'schen Lorelei beauftragte, welche Aufgabe er (1839) gleichfalls aufs beste löste. Schon 1837 machte die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede, und von Paris aus erhielt er die goldene Medaille. Dorthin ging er auch, nachdem er noch einen ital. Hirtenknaben, nach Pollack (1840), mit Präcision und Eleganz vollendet hatte, um van Dyck's Porträt, nach diesem selbst, im Louvre zu stechen. Dieses Blatt (1840) wurde eins der gediegensten Meisterwerke, in welchem die Gesetze des Stichs mit klarem, durchgebildetem Bewußtsein zur Anwendung gebracht sind. 1842 erhielt er das Prädicat eines Professors seiner Kunst. Dann lieferte er als Gegenstück zu der zuletzt genannten Arbeit das Porträt Tizian's (1843), von diesem selbst im berliner Museum. Später erschien das Bildniß der Königin Elisabeth von Preußen, nach Stieler (das des Königs hatte er schon früher gefertigt),

wofür er die goldene Medaille erhielt. Das Bildniß Karl's I., nach van Dyck in der dresdener Galerie (1851), ist ein Triumph deutscher Kupferstecherkunst und wurde in Auctionen weit über den Preis bezahlt. Unter den fernern Arbeiten des sehr fleißigen und nur in strenger Grabstichelmanier arbeitenden Künstlers sind hervorzuheben: die Madonna Colonna, nach Rafael (1855); Ecce homo, nach Guido Reni, und Mater dolorosa, nach C. Dolce (1858); Porträt Rafael's im Louvre nach ihm selbst (1860); Gretchen auf dem Wege zur Kirche, nach Kaulbach. 1865 erschien die Madonna della Sedia, nach Rafael, ein Meisterstück, das alle bisherigen Stiche hinter sich läßt. Neuerdings war M. mit dem Stich der Madonna des Lord Cowper in Pansanger, nach Rafael, und der Bella di Tiziano, nach diesem Meister, beschäftigt. Zu letzterer fertigte die Zeichnung sein Sohn Reinold M., ein vielversprechender junger Künstler, der jedoch bereits 1865 starb. Sonst fertigte M., mit sehr wenigen Ausnahmen, stets seine Zeichnungen selbst überall vor den Originalen, da er zugleich den Ruhm eines äußerst correcten und geschickten Zeichners hat. Seit dem Tode Buchhorn's steht M. der berliner akademischen Schule vor, und L. Jacobi, Seidel, Trossin, Becker, Sachs, Ruben, Reyher, Wegner u. a. gehören zu seinen Schülern.

Mandelkrähe oder Rake (Coracias) heißt eine zu den Schreivögeln gehörige Vögelgattung. Der Schnabel ist rabenartig, an der Spitze abwärts gebogen, die Füße sind kurz, die vier Zehen bis auf den Grund getheilt und die Flügel lang und spitzig. Die M. gehören ausschließlich der Alten Welt an und sind durch schöne, meist metallisch glänzende Färbung ausgezeichnet. In Europa findet sich nur die gemeine M. oder Blaurake (C. garrula), welche einen ungemein großen Verbreitungsbezirk hat und zu den schönsten europ. Vögeln gehört. In manchen Gegenden Deutschlands ist sie ziemlich gemein, während sie in andern fast nie gesehen wird. Sie kommt zu uns im Anfange des Mai und beginnt bereits in der zweiten Hälfte des August uns wieder zu verlassen. In den Mittelmeerländern wird sie massenhaft zu Markte gebracht und gilt im Herbste als Leckerbissen. Männchen und alte Weibchen sind am Kopf, Hals, an der Unterseite und den Flügeldeckfedern hellblau-seegrünlich, am Rücken, an den Achseln, Schultern und am Bürzel kornblumenblau, die Füße sind röthlichbraun, der Schnabel braun und an der Spitze schwarz. Die Länge beträgt 13 Zoll. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und Würmern. Ihr rauhes und weittönendes Geschrei klingt «rak». Den Namen M. hat sie davon erhalten, daß sie sich gern auf Getreidemandeln setzt. Nur schwer kann sie gezähmt werden.

Mandeln nennt man die Samen der Steinfrüchte des Mandelbaums, welche theils süß, theils bitter sind. Die süßen M. enthalten viel fettes, sehr mildes Oel, Emulsin (einen eigenthümlichen, in Wasser löslichen Eiweißstoff), Gummi und Schleimzucker, sind von angenehmem Geschmacke, sehr nährend und dienen sowol zur Speise wie auch als Heilmittel. Die bittern M. enthalten außerdem noch ein flüchtiges, mit Blausäure innig verbundenes Oel, welches ihnen einen sehr bittern Geschmack und giftige Eigenschaften ertheilt, sodaß sie für viele Thiere, besonders blindgeborene Säugethiere und Vögel, ein tödliches Gift sind. Man benutzt sie theils als Gewürz an Speisen und Getränke, theils in der Heilkunde als blausäurehaltiges Mittel wie das Kirschlorberwasser. Die mit Zucker gestoßenen süßen M. bilden die Mandelpaste, welche, in Wasser aufgelöst, ein angenehmes, kühlendes und einhüllendes Getränk, die Mandelmilch, gibt. Das aus den süßen M. gepreßte fette Oel, Mandelöl oder Süßmandelöl, ist ganz mild, fett und von lieblichem Geschmack und wird in der Heilkunde wie auch in Gewerben verwendet. Das ätherische Bittermandelöl dagegen ist ein heftiges Gift, das selbst in der geringen Gabe von zwei Quentchen einen Menschen schnell zu tödten vermag. Das fette Oel der bittern M. kann wie das der süßen verwendet werden. Der Mandelbaum (Amygdălus communis L.), welcher dem Pfirsichbaume sehr ähnlich ist, von dem er sich hauptsächlich durch die lederartige, ungenießbare, zuletzt aufspringende Außenhülle der Steinfrucht sowie durch die drüsig-gesägten Blätter unterscheidet, deren Stiel der Breite des Blattes an Länge gleichkommt oder sie noch übertrifft, stammt aus dem Oriente und Nordafrika, ist aber jetzt im ganzen südl. Europa völlig verwildert und daselbst in zahlreichen Spielarten cultivirt und wird selbst in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen blaß-pfirsichrothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier nur selten reife Früchte. Die hauptsächlichsten Abarten der erstern sind die süße Mandel mit dicker, harter Steinschale und süßen Kernen; die Knackmandel oder Krachmandel mit sehr dünner, fast lederartiger, brüchiger Steinschale und süßen Kernen; die großfrüchtige Mandel mit großen weißrosenrothen Blüten und sehr großen Früchten; die kleinfrüchtige Mandel mit sehr kleinen Früchten und die Pfirsichmandel mit gelbschwarzer Steinschale und süßen Kernen. Bittere M. werden weniger häufig angebaut; man unterscheidet sehr bittere und halbbittere. Die Schalen dieser

M. sind fast immer dick und hart, bisweilen aber auch brüchig. Das Fleisch der Frucht ist bei den verschiedenen Varietäten bald mehr, bald minder fleischig-saftig oder trocken. Im Handel sind besonders geschätzt die langen M. aus Malaga, die breiten M. aus Valencia und unter den italienischen die rundlichen Ambrosinmandeln. Zur Mandelbaumgattung gehört auch der zierliche Zwergmandelstrauch (Amygdalus nana L.), welcher in den untern Donauländern von Niederösterreich an heimisch ist und zu unsern beliebtesten Ziersträuchern gehört, weil er zu einer Zeit, wo es noch wenige Blumen gibt, die Gärten mit seinen pfirsichrothen Blüten schmückt. Die Blätter haben drüsenlose Zähne, die Früchte glatte Steinkerne mit kleinen, ungenießbaren Samen. Dieser Strauch hat stets einfache Blumen. Die sog. volle Zwergmandel mit gefüllten rosenrothen oder weißen Blumen, ein überaus lieblicher Zierstrauch, welcher zur selben Zeit blüht, ist gar keine Mandelart, sondern gehört zur Gattung der Pflaumen. Sie stammt aus Japan und heißt Prunus japonica Thbg.

Mandeln oder Tonsillen (tonsillae, amygdalae) heißen zwei ovale drüsige Körper, welche im Hintermunde (im sog. Rachen) rechts und links zwischen dem vordern und dem hintern Gaumenbogen liegen. Jede Mandel besteht aus zahlreichen Schleimbälgen und faltigen Einstülpungen der Rachenschleimhaut. Die M. erkranken außerordentlich häufig, indem sie theils durch harte und eckige Bissen, theils durch hitzige und scharfe Dinge beim Hinterschlucken gereizt, theils unmittelbar (bei kaltem Trinken), theils mittelbar der Erkältung sehr ausgesetzt sind; letzteres namentlich bei Erkühlen der Haut am Halse, wenn dieselbe vorher schwitzte, was bei unserer Bekleidungsweise sehr häufig der Fall ist. Die gemeinste dieser Krankheiten ist die Mandelentzündung (Amygdalitis), bekannt als Mandelbräune, geschwollene M., welche leicht in erstickungdrohende Verschwellung der Luftwege im Halse, oder in Eiterung, oder in langjährige Verhärtung übergeht und in allen drei Fällen manchmal ein operatives Verfahren nothwendig macht. Im übrigen besteht die Behandlung der Mandelentzündung in Ruhe, kühlen Umschlägen, lindernden Gurgelwassern, später auch wol Bepinseln mit Metallsalzen, innerhalb aber bald Brech-, bald Abführmitteln u. s. w. Vergrößerung der M. macht die Sprache näselnd, sogar lallend, erschwert das Athmen, namentlich im Schlafe, hindert die Entwickelung der Nasenhöhle, bewirkt manchmal durch Druck auf die innern Gehörgänge (tuba Eustachii) Schwerhörigkeit und unterhält eine stete Krankheitsanlage im Halse. Man bestreicht die M. mit Höllenstein oder mit Jodlösung, oder man schneidet ein Stück der Mandel heraus (Tonsillotomie), was ziemlich gefahrlos ist. Die Diphtheritis (s. d.) befällt sehr häufig vorzugsweise die M., weshalb diese Krankheit auch den Namen bösartige Mandelbräune führt.

Mandelstein nennt man alle diejenigen Gesteine, welche blasenförmige Räume enthalten, die mit später entstandenen Mineralien erfüllt sind, z. B. mit Carbonspaten, Zeolithen, Quarz, Chalcedon u. s. w. Manchmal sind diese Blasenräume so häufig, daß sie nur durch dünne Scheidewände getrennt sind. Das Gestein wird nach seiner Hauptmasse bestimmt. Man findet diese Bildung besonders bei dichten, kieselsäurearmen Gesteinen, wie Grünstein (Afanit), Basalt, Melaphyr u. s. w., doch auch bei porphyrartigen, nie dagegen bei deutlich krystallinisch gemengten Gesteinen, ebenso wenig bei ganz neuen Laven. Ist die Hauptmasse zersetzt, so nennt man das Gestein Mandelsteinwacke. Besonders schön sind die mit Achat erfüllten Blasenräume oder Mandeln in dem Gestein von Oberstein an der Nahe.

Mandevile (John) oder Maundevile, ein engl. Ritter, geb. um 1300 zu St.-Albans, verließ aus abenteuerlicher Wanderlust zwischen 1322 und 1332 sein Vaterland, zog über Frankreich ins Heilige Land, diente dem Sultan von Aegypten und dem Großkhan von Cathai (China) und kehrte nach 34jähriger Wanderung durch die Länder Europas, Asiens und Afrikas in die Heimat zurück. Hier beschrieb er 1366 seine Reisen, wie er selbst bemerkt, sich zur Ergötzung und andern zur Kurzweil, zuerst in lat. Sprache und übersetzte sie dann für einen größern Leserkreis ins Französische und für seine Landsleute ins Englische. Er starb zu Lüttich, wie sein Leichenstein in der Wilhelmiterkirche daselbst meldet, 17. Nov. 1372. Für die Geographie hat sein Buch nur untergeordnete Bedeutung, da er nicht darauf ausging, getreu zu berichten, was er wirklich gesehen hatte, sondern alles zu erzählen, was er überhaupt von den durchzogenen Ländern wußte, weshalb er kritiklos auch allerlei Nachrichten aufnahm, die er gehört oder gelesen hatte, und selbst die größten Fabeln nicht verschmähte. Seinen Zweck aber, eine anziehende Unterhaltungslektüre zu liefern, hat er so vollständig erreicht, daß sein Buch eine außerordentliche Verbreitung fand, hinter welcher selbst Marco Polo's treffliche Reisebeschreibung zurückstehen mußte. Es ward sehr oft abgeschrieben und schon im 15. Jahrh. häufig gedruckt in

engl., franz., lat., ital., span., deutscher, holländ. und böhm. Sprache. In deutscher Sprache existiren von dem «Reisebuch des Joh. von Montevilla» zwei alte, wiederholt gedruckte Uebersetzungen, die eine von Michelfelser (zuerst gedruckt 1481), die andere von einem Domherrn von Metz, Otto von Diemeringen. Vgl. «The voiage and travaile of Sir John Maundevile. Reprinted from the edition of A. D. 1725» (herausg. von Halliwell, Lond. 1839); Görres, «Die deutschen Volksbücher» (Heidelb. 1807); Schönborn, «Bibliogr. Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John M.» (Bresl. 1840).

Mandingo, eigentlich Wangarawa (Singular Wangara) oder Wakore, eins der verbreitetsten Negervölker Westafrikas, stammt ursprünglich aus dem 150 M. von der Küste entfernten Bergländchen Manding an den östlichsten Quellarmen des Senegal und am obern Niger, hat sich aber von dort aus theils infolge von Eroberungen, theils durch friedliche Auswanderungen allmählich, wie am Niger gegen Nordosten, so am Senegal und Gambia abwärts gegen Westen und Südwesten in das Küstenland verbreitet, sodaß die M. in Senegambien schon am Casamansa und Rio-Grande, in Guinea sogar vom Ponga südostwärts bis zum Cap Mesurado oder längs der Küste von Sierra-Leone gefunden werden und ihre Sprache von der Senegalküste bis nach Sego am Niger die herrschende Umgangssprache ist. In Senegambien bilden die M. der Zahl und Verbreitung nach das bedeutendste Volk. Ihre Gesammtzahl schätzt Barth auf 6—8 Mill. Ihre Gesichtsbildung ist regelmäßiger als bei den gewöhnlichen Negern, offen und einnehmend, ihr Gemüth heiter und einfach, ihr Geist ausgebildet und scharf, besonders bei den mohammed. Stämmen, die sich hier wie in Guinea vor den heidnischen vortheilhaft auszeichnen. Ihr Wuchs ist hoch, schlank, proportionirt, ihr Haar jedoch ganz wollig, ihre Lippen dick, ihre Nase platt, dagegen ihre Hautfarbe durch einen Stich ins Gelbe nicht so tiefschwarz als bei den echten Negern. Deshalb und wegen ihrer mehr den dunkelfarbigen Hindu sich nähernden Physiognomie hat man sie auch die Hindu von Afrika genannt. Die mohammedanischen M. sind die eifrigsten Anhänger des Islam und haben nebst den Fulahs durch den Bekehrungseifer ihrer Marabuts (Priester) und Errichtung von Koranschulen für die Jugend zu dessen Ausbreitung viel beigetragen. Sie sind der mäßigste, arbeitsamste und intelligenteste Theil der Bevölkerung Senegambiens und zeichnen sich zugleich durch milde Sitten, Gastfreiheit, Achtung vor dem Alter, Reinlichkeit, guten Betrieb des Ackerbaues, Fortschritte in der technischen Industrie (Weben, Gerben, Färben und Eisenschmelzen) sowie durch Handelsthätigkeit aus, während ihre heidnischen Stammgenossen roh blieben. Einst hatten die M. das mächtige Königreich Melle gegründet, weshalb sie sich auch Mallinke nennen. Die namhaftesten ihrer zahlreichen Landschaften und theils monarchischen, theils republikanischen Staaten sind außer Bambara (s. d.) im äußersten Osten am mittlern Niger und Bambuk (s. d.) zwischen dem Senegal und Falemé folgende: Manding, mit der volkreichen und befestigten Stadt Bangassi; Kaarta (1100 Q.-M.), mit dem Hauptorte Nioro und den Ortschaften Brenta und Lewuana, der nördlichste Theil des senegamb. Berglandes, stark bevölkert (300000 E.), gut angebaut, aber leidend durch die Sklavenjagden der Mauren und den Druck der Bambaraner; weiter im Nordosten El-Hodh oder das weite Gebiet der Aser oder Assuanek, die von den Franzosen Serracolets genannt werden; Dentila, vom Gambia nordwärts bis zum Falemé, mit dem Handelsorte Dschulifunda, dessen 2000 E. vorzugsweise Commissionare der europ. Contore Senegambiens sind; Wulli am Gambia, mit der Hauptstadt Cassana oder Medina und mit Fattatenda, einem der ältesten und entferntesten Stapelplätze des europ. Binnenhandels; Yani oder N'Yani, nördlich am Gambia, mit der jetzt aufgegebenen engl. Factorei Pisania, von wo aus Mungo Park (s. d.) seine beiden Reisen zur Erforschung des Niger begann; Barra, nördlich an der Mündung des Gambia, die westlichste Colonie der M., mit 200000 E., die sehr thätig sind und viel Salz in das Innere gegen Mais, Elfenbein, Goldstaub und Wollzeuge verhandeln, und mit dem Haupthandelsplatze Jillifrey oder Dschillifre. — Auch in Guinea bilden die M. eine Hauptgruppe der Bevölkerung, und zwar die Stämme der Susu vom Cap Verga bis Sierra-Leone, der Bulloms und Timmani in der nächsten Umgebung von Sierra-Leone, die Sulima und Kuranko im bergigen Binnenlande zwischen Sierra-Leone und den Nigerquellen. Ihre Stämme sprechen eine nur dialektisch vom Mandingo Senegambiens verschiedene Sprache und besitzen, mit Ausnahme der gelblichen, dicklippigen und plattnasigen Susu, eine sehr schöne Körperbildung und schwarze Hautfarbe. Am reinsten repräsentiren den Mandingocharakter und sind in der Gesittung vorgeschritten die Anwohner des Melacuri und des obern Großen Scarcies, welche auch vorzugsweise den Namen M. führen.

Mandoline, ital. mandola oder mandora, heißt ein kleines, mit vier, zuweilen auch mit

sechs und mehr Stahl- und Messingsaiten bezogenes lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Als Virtuos auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt.

Mandragora oder Alraun (Mandragora Mill.) ist der Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu den Solanaceen gehörenden Pflanzengattung, deren wenige, in den Mittelmeerländern wachsende Arten stengellose, perennirende Kräuter sind, welche auf einem großen fleischigen, mehrköpfigen, rübenartigen Wurzelstocke ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten tragen, deren Kelche und Blumen fünfspaltig sind, fünf Staubgefäße enthalten und einfächerige vielsamige Beeren hervorbringen, die auf dem Boden niederliegen. Man unterscheidet die Frühlings-M. oder den Frühlings-Alraun (M. vernalis), welche im Frühjahre blüht, länglich-ovale Blätter und kugelige Beeren trägt, und die Herbst-M. oder den Herbst-Alraun (M. autumnalis), welche im Herbste blüht und lanzettige Blätter und eirunde Beeren besitzt. Beide sind im südl. Europa einheimisch und waren schon den Alten bekannt, welche auch von ihrer betäubenden Wirkung hinreichende Kenntniß hatten und von einem schläferigen, trägen Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegten: «Der hat Alraun gegessen». Die Pflanze riecht betäubend, aber die angeschnittenen frischen Beeren haben einen angenehmen, wein- oder apfelartigen Geruch; allein alle Theile der Pflanze wirken giftig, der Belladonna ähnlich, nur mehr betäubend, weshalb man in frühern Zeiten solche Menschen, an denen bedeutende chirurg. Operationen vorgenommen werden sollten, von der Wurzel vorher ein Gabe einnehmen ließ, um sie zu betäuben. Aus der fleischigen Wurzel wurden früher menschliche Figuren geschnitten, welche man Alraunen (s. d.) nannte, und denen man Zauberkräfte beilegte. Zuweilen nahm man auch die Wurzeln der Zaunrübe (Bryonia) zur Verfertigung solcher Alräunchen statt der M. Bei den Alten war die M. auch in Liebessachen berüchtigt, wie noch in Amerika die Beeren der naheverwandten Pflanzengattungen Himeranthus und Jaborosa zur Erregung von Liebeswuth benutzt werden.

Mandrill, Maimon oder Waldteufel (Cynocephalus Mormon) ist der Name einer zur Gattung Pavian gehörenden Affenart, welche einen langen Hundskopf, einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzen Haarwulst auf dem Scheitel, nur einen Schwanzstummel und blaue, tiefgefurchte Backen besitzt, wozu bei den erwachsenen Individuen noch eine scharlachrothe Nase kommt, welche Farbe auch die Gesäßschwielen und die benachbarte Haut haben. Der M. wird 3—5 F. hoch und ist wegen seiner Wildheit und Kraft sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet. In seinem Vaterlande bricht er truppweise in Felder und Gärten ein und verübt da arge Plünderungen und Verwüstungen. Er wird von der Westküste Afrikas häufig nach Europa gebracht und ist daher in Menagerien gewöhnlich, bleibt aber immer bösartig.

Mandschu oder Mandschuren, ein Hauptzweig des Volksstamms der Tungusen (s. d.), ursprünglich Bewohner der Mandschurei (s. d.), seit mehr als 200 J. Beherrscher des Chinesischen Reichs, treten in Chinas Geschichte schon sehr früh, aber unter wechselnden Namen auf, seit 925 als Unterthanen des großen Reichs der Khitanen und damals von den Chinesen Ju-tsche oder Niu-tsche, bei den Mongolen, Türken und Persern Dschurdschi oder Tschurtschi (bei Marco Polo Giorza) genannt, als Nomadenvolk zwischen dem Amur im N. und Songari im W. wohnhaft. Die M. empörten sich 1114 gegen die Khitanen. Ihr Häuptling Aguta (Okota) ließ sich 1115 zum Kaiser ausrufen, gab seiner Dynastie den Namen Kin (Gold), eroberte das ganze Khitanenreich, welches das östl. Mittelasien umfaßte, und starb 1123. Seine Nachfolger eroberten 1125 einen großen Theil Chinas mit der Hauptstadt Jenking (dem jetzigen Peking), die sie Tschungtu, d. h. Kaiserstadt der Mitte, nannten. Die Mongolen fielen jedoch von der Dynastie Kin ab, und Dschingis-Khan machte seit 1205 wiederholte Plünderungszüge in deren Reich und eroberte 1215 sogar Jenking. Seine Nachfolger machten dann 1234 dem Reiche völlig ein Ende, nachdem die Dynastie Kin unter neun Souveränen 108 J. geherrscht. Die Niu-tsche wanderten aus China aus und fanden in Liaotong (Leaotung), einem Erblande der chines. Dynastie, Aufnahme. Mehrere Jahrhunderte später erscheinen sie jedoch unter dem nach Ursprung und Bedeutung unbekannten Namen M. oder Mantschu aufs neue in China. Ihr Fürst Taitsu, dessen Geschlecht auf einen wunderbar erzeugten Stammvater Aischin Gioro zurückgeführt wird, tritt als Kriegsheld seltener Art, als Gesetzgeber, Freund der Armen und Erfinder der mandschurischen Schrift auf. Er hatte im ersten Viertel des 17. Jahrh. viele unabhängige Stämme der Tungusen unterworfen, die nun als M. zu einem Volke heranwuchsen und schnell ihre Herrschaft

über alle Länder von der Grenze Chinas bis zum Amurstrom ausdehnten. Taitsu kündigte nun der chines. Dynastie Ming 1616 den Gehorsam auf, und sein Nachfolger Taitsong führte bereits den Titel des Gebieters des Mittelreichs. Endlose Wirrnisse im Reiche der Ming beförderten die ehrgeizigen Plane der Nachkommen Aischin Gioro's. Sie eroberten 1644 Peking und nach langem, blutigem Kampfe ganz China (s. d.), dessen Beherrscher sie noch sind. Die M. zeichnen sich vor den andern (zur mongol. Rasse gehörigen) Stämmen der Tungusen durch schönen Körperbau aus, sind rauh und schmuzig, doch ehrlich und tapfer. In ihrer ursprünglichen Heimat, der Mandschurei (s. d.), treiben sie nur in den südl. Gegenden Ackerbau und Gewerbe, in dem bei weitem größern nördl. Theile leben sie als nomadisirende Hirten, Jäger und Fischer. Die mit der Dynastie nach China übergesiedelten und dort wie in den verschiedenen Provinzen des Chinesischen Reichs als Soldaten und Beamte stationirten M. sind fast ganz der chines. Civilisation erlegen. Sie haben seit mehr als 200 J., wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, eine Art Literatur gegründet, indem die Kaiser eine Reihe chines. und tibetan. (buddhistische) Werke in das Mandschurische übersetzen ließen, ein künstliches Erzeugniß, das keinen Eingang im Volke findet. Die M. vergaßen in China ihre eigene Sprache, und dieselbe ist (nach Brunière) sogar in der Mandschurei ihrem Erlöschen nahe, da hier die M. von den eindringenden Chinesen immer mehr zurückgedrängt werden. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische. Doch hat es mongol., türk. und chines. Wörter aufgenommen und wird, wie das Chinesische, in den verschiedenen Theilen des Mittelreichs verschieden ausgesprochen. Ihre Schrift, 1599 aus der mongolischen gebildet, wird wie die chinesische von oben nach unten geschrieben. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot, das Langlès (Par. 1789) herausgab; Grammatiken verfaßten von der Gabelentz (Altenb. 1832) und Kaulen (Regensb. 1856). Eine Ausgabe der Mandschuübersetzungen des «Se-schu», «Schu-king» und «Schi-king» mit einem mandschu-deutschen Wörterbuch besorgte neuerdings ebenfalls von der Gabelentz (2 Thle., Lpz. 1865).

Mandschurei oder Mantschurei hieß bis in die neuere Zeit der nordöstlichste Theil des chines. Reichs, im allgemeinen der östl. Abfall des hohen Mittelasien oder das Stufenland und Flußgebiet des mittern und untern Amur (s. d.), im N. von Sibirien, im O. vom Ochotskischen und Japanischen Meere, im S. von Korea, vom ostchines. Meere und vom eigentlichen China, im W. von der Mongolei und von Daurien (Transbaikalien) begrenzt. Als noch das Ganze unter chines. Herrschaft stand, berechnete man den Umfang, ohne die der Ostküste vorliegende Insel Sachalin, auf 31528 Q.-M.. Nachdem jedoch 1858 das Land im N. des Amur sowie das ganze Küstengebiet von dessen Mündung bis zur Grenze von Korea westwärts bis zum Ussuri an Rußland abgetreten worden (s. Amurland), umfaßt die M. nur noch 23248, nach anderer Berechnung nur 19728 Q.-M. Das Land ist, soweit dessen sehr mangelhafte Kenntniß reicht, gebirgig, aber gut bewässert, in den Thälern fruchtbar, im ganzen sehr schwach bevölkert, großentheils sogar menschenleere Einöde. Der südl., obwol auch noch unebene Theil hat indeß ein günstiges Klima, ist fruchtbar und bebaut, ähnlich dem nördl. China. Man producirt verschiedene Getreidearten, auch die Art von Reis, welche keiner Bewässerung bedarf, den besten Tabac in China, Sesam, Hanf und Baumwolle. Herrliche Weiden unterstützen die Viehzucht, und fast überall findet man starke Heerden verschiedener Hausthiere. Nördlicher sind die Winter schon sehr kalt, und die Bodencultur tritt zurück. Große Wälder bedecken fast das ganze Land. An Wild und Geflügel fehlt es nicht, und die Flüsse sind reich an Fischen. Als die vier Kostbarkeiten des Landes, welche schon in alter Zeit ganze Scharen chines. Kaufleute herbeilockten, gelten Perlen, Ginseng, Geierfalken und Zobel. Die chinesische M. zerfällt in die drei Provinzen Sching-king oder das ehemalige Ljaotong (Leaotung), Girin-ula und Tsitsikar oder Helung-kjang. Die erstere Provinz wird wie das übrige China verwaltet, die beiden andern aber militärisch. Die acht Banner der Mandschu (s. d.) nebst den Mongolen- und Chinesenabtheilungen zählten nach Pater Hyakinth (1828) 338200 Streiter von 16—60 J. Danach berechnet sich die Gesammtbevölkerung (neunfach) auf etwa 3 Mill. Köpfe, die Zahl der Mandschu allein auf 1,535850, mit Einschluß aller durch ganz China als Soldaten und Beamten vertheilten. Chinesen strömen unausgesetzt in das Land ein, während die Mandschu selbst hier allmählich zu erlöschen scheinen. In der Provinz Sching-king, die vom Meere, der chines. Mauer, Girin-ula und Korea begrenzt ist, liegt 85 M. im NO. von Peking auf einer Anhöhe an einem linken Zuflusse des Sira-Muren oder Ljao-ho (der nach einem Laufe von 87 M. in den Golf von Ljaotong mündet) Mukden oder Sching-jang, die Hauptstadt der chinesischen M. und Sitz der Oberregierung aller drei Provinzen. Dieselbe ist von einer Mauer im Umfange von 2 M. umgeben und enthält im Innern die ebenfalls von Wällen und Mauern umschlossene

Kaiserresidenz, welche, seitdem 1631 Mukden zum Regierungssitz erhoben worden, von Mitgliedern der kaiserl. Familie bewohnt wird und mit ihren Gebäuden, Regierungslocalen, Höfen u. s. w. nach dem Muster von Peking eingerichtet ist. Die Zahl der Einwohner soll 200000 sein. Chines. Kaufleute haben chines. Industrie hierher verpflanzt. Etwa 15 M. im Osten liegt in einem lieblichen Thale, unweit der Verpalissadirung, welche die Grenze gegen Korea bildet, die Stadt Inden oder Hing-king, ehemals Familienresidenz der Mandschuherrscher, mit deren Gräbern, und an der Mündung des Ljao-ho in den Golf von Ljaotong die seit 1858 dem Auslande eröffnete Hafenstadt Niu-tschuang. Die gleichnamigen Hauptstädte der Provinzen Girin-ula und Tsitsikar sind unbedeutende Orte; die einzige chines. Stadt am Amur ist Aigun (s. d.).

Manen (lat. manes) hießen bei den Römern und altital. Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden, deren Ueberbleibsel man im Hause beizusetzen pflegte, damit sie eine vollkommene Ruhestätte hätten und dem Hause selbst zum Schutze dienten.

Manes, eigentlich Mani (lat. Manichaeus), heißt der Stifter eines orient. Religionssystems. Derselbe war der Sohn des Persers Futtak aus Hamadan, der sich längere Zeit in Babylonien aufgehalten und später zu Ktesiphon der Sekte der Ssabier oder Mendaiten beitrat. Geboren 214 in oder bei Ktesiphon, wurde er als Jüngling zu Verwandten seines Vaters wahrscheinlich nach Persien geschickt und in der parsischen Religion auferzogen, bis er, durch innere Offenbarungen berufen, im 24. Lebensjahre (238) als Lehrer einer eigenen Religion auftrat. Er gab sich für den im Johannis-Evangelium verheißenen Parakleten aus, unter dem er nicht den Heiligen Geist, sondern einen Lehrer verstand, welcher berufen sei, das Falsche aus dem Christenthume auszuscheiden und es dadurch zu vollenden. Seine Lehre (s. Manichäer) war eine Mischung von Parsismus und Christenthum, mit manchen Anklängen an gnostische Meinungen, besonders an die Lehren des Bardesanes (s. d.). Daß er, wie Abulfaradsch berichtet, selbst Christ und christl. Presbyter gewesen sei, ist irrig. Nachdem er bei der Thronbesteigung des Königs Schabur I. (Sapores) vergeblich versucht hatte, denselben für seine Religion zu gewinnen, wurde er durch die Magier gezwungen, Ktesiphon zu verlassen, und brachte lange Jahre auf Reisen zu. Gegen Ende der Regierung des Schabur kehrte er zurück, gewann den Bruder des Königs Firuz und wurde durch diesen bei Schabur eingeführt. Aber die Tendenz der Chosroen ging auf Wiederherstellung der alten parsischen Religion. Mani ward von Schabur ins Gefängniß geworfen, aus dem er unter seinem Nachfolger Hurmuz (Hormisdas) zwar wieder befreit, aber unter Bahram I. (Varanes) 272—76 abermals gefänglich eingezogen wurde. Der König ließ ihn ums J. 274 hinrichten, dem Leichnam die Haut abziehen, ausstopfen und aufhängen. Die abendländ. Berichte haben über Mani vieles Fabelhafte erzählt; ihre Angaben müssen mit äußerster Vorsicht benutzt werden. Vgl. Flügel, «Mani, seine Lehren und seine Schriften» (Lpz. 1862).

Manessische Handschrift nannte Bodmer eine auf der großen pariser Bibliothek aufbewahrte Minnesänger-Handschrift (im kritischen Gebrauch mit C bezeichnet) auf Grund eines in ebenderselben Handschrift enthaltenen Liedes des züricher Dichters Joh. Hadlaub, worin dieser die beiden Manessen (Rüdiger Manesse, Ritter und Rathsherr zu Zürich 1280—1325, und dessen ältern Sohn gleiches Namens, Chorherr am großen Münster, erst Custos, dann Scholaster, 1296—1328) wegen ihrer Liebe zur einheimischen Poesie und insbesondere ihres Eifers im Sammeln von Liederbüchern, deren man im ganzen deutschen Reiche nicht so viel fände als in Zürich, lobt und preist. Diese Benennung hat bei den neuern Germanisten keinen Beifall gefunden, und sie ist gegen die Bezeichnung «Pariser Handschrift» völlig verdrängt. Es ist dies wol mit Unrecht geschehen, denn obwol sich nicht streng beweisen läßt, daß die Handschrift wirklich die von den Manessen veranstaltete Sammlung, so läßt doch das Zusammentreffen mehrfacher Anzeichen keinen gegründeten Zweifel übrig. Die Reichhaltigkeit der Handschrift stimmt ganz zu Hadlaub's Aeußerungen von dem erfolgreichen Sammlerfleiß der Manessen; die Sänger, deren Lieder aufgenommen sind, reichen gerade bis in die Zeit der Manessen. Wie die Handschrift überhaupt reich ist an Dichtern dortiger Gegend, so sind besonders Hadlaub's Lieder für ihre Heimat bezeichnend, und während von ihnen nirgends sonst eine Spur erscheint, sind sie gerade in diese Sammlung in großer Zahl eingetragen. Dieselbe ist im 14. Jahrh. von verschiedenen Händen, jedenfalls in der Schweiz, geschrieben und unter den erhaltenen mittelhochdeutschen Liederhandschriften, wenn auch weder die älteste noch die zuverlässigste, doch bei weitem die reichste; denn sie enthält auf 429 pergamentenen Folioblättern über 7000 Strophen von 140 Dichtern und 137 je eine ganze Seite einnehmende Bilder. Um 1600 befand sie sich im Besitze der Freiherren von Hohen-Sax auf der Burg Forsteck bei St.-Gallen, ward 1607 durch Marquard

Freher für die kurfürstl. Bibliothek zu Heidelberg angekauft und kam während des Dreißigjährigen Kriegs nicht mit den übrigen entführten Handschriften nach Rom, sondern auf unbekannte Weise nach Paris, weshalb sie auch 1815 nicht mit den andern pfälzer Handschriften von dort zurückgefordert werden konnte. Wiederholte dringende Versuche einer Wiedererlangung durch Kauf oder Tausch wurden aber von der franz. Regierung beharrlich abgelehnt. Die ersten Proben aus ihr lieferte Goldast um 1600 in verschiedenen seiner Werke; dann ließ Bodmer den größten Theil derselben abdrucken in seiner «Sammlung von Minnesängern aus dem schwäb. Zeitpunkte» (2 Bde., Zür. 1758—59). Endlich gab sie von der Hagen vollständig heraus in den ersten beiden Theilen seiner «Minnesinger» (Lpz. 1838). Derselbe hat auch die Mehrzahl ihrer Bilder veröffentlicht und erläutert in den «Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften» aus den J. 1842—1848 und im «Bildersaal altdeutscher Dichter» (Berl. 1856).

Manĕthôs, ein ägypt. Priester, aus Sebennytos im Delta gebürtig, Oberpriester und Archivar zu Heliopolis, lebte unter den beiden ersten Ptolemäern Soter I. und Philadelphus. Durch ihn und den Athenienser Timotheus wurde die Einführung des Gottes Serapis in Aegypten vermittelt. Er gehörte der gelehrtesten Priesterschaft des Landes an und schrieb auf Veranlassung des Philadelphus in griech. Sprache vornehmlich zwei Werke, welche bestimmt waren, das Aegypterthum der neuen herrschenden Bevölkerung aufzuschließen und näher zu führen. Das eine handelte «Ueber das Alterthum und die Religion der Aegypter», aus welchem nach neuerer Vermuthung öfters einzelne Theile unter besondern Titeln angeführt werden, wie «Ueber Isis und Osiris und Apis und Serapis und die übrigen Götter der Aegypter»; ferner «Ueber die Feste», «Ueber die Sothis oder den Hundssternkreis», eine Schrift, welche früh verloren ging und im 3. Jahrh. n. Chr. durch ein untergeschobenes Buch gleichen Titels ersetzt wurde; dann «Physiologisches», worin auch «Ueber die Bereitung des Kyphi» gesprochen wurde. Von weit größerer Wichtigkeit noch war sein histor. Werk, das er in drei Büchern über die «Aegypt. Geschichte» von den mythischen Götterregierungen und dem ersten geschichtlichen Könige Menes an bis zur pers. Eroberung des Reichs durch Ochus schrieb. Das Buch war dem Ptolemäus Philadelphus gewidmet und wurde seitdem allgemein als das zuverlässigste Grundwerk über die Geschichte Aegyptens anerkannt. Es war vorzüglich aus den unterägypt. Archiven von Memphis und Heliopolis geschöpft und gab sowol eine zusammenhängende und vollständige Chronologie der 30 Königsdynastien als auch ausführliche Geschichtserzählungen über die wichtigern Ereignisse. Das Werk ist indeß früh untergegangen, und wir besitzen nur Fragmente aus demselben bei Josephus, Eusebius, Syncellus u. a. Unter diesen aber befinden sich die vollständigen Listen der einzelnen Dynastien, meistens auch aller einzelnen Könige nach ihren Regierungszeiten in chronol. Folge zusammengestellt. Diese sind durch die neuern Forschungen in allen wesentlichen Punkten mit den Angaben der gleichzeitigen Monumente, sowol in Bezug auf die Namen als auf die Regierungszahlen, in solcher Uebereinstimmung gefunden worden, daß es der Kritik möglich geworden, mit ihrer Hülfe das ganze Gebäude der ägypt. Chronologie in allen Haupttheilen und großentheils auch im einzelnen bis zum Anfange des Reichs zurück, so wie es in den ägypt. Annalen verzeichnet war, wiederherzustellen. In den nachchristl. Jahrhunderten wurden dem berühmten Namen des M. mehrere falsche Schriften untergeschoben, namentlich das schon genannte Buch über die Sothis und ein astrol. Gedicht, «Apotelesmatica» betitelt (herausgegeben und übersetzt von Axt und Rigler, Köln 1832). Die beste Ausgabe der Fragmente des M. mit Untersuchungen über alles, was seine Person und Schriften betrifft, ist die von Fruin (Leyd. 1847), welcher bald darauf die gleichfalls kritische, namentlich mit chronol. Excursen versehene Ausgabe von Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848) folgte. Vgl. Bunsen, «Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte» (Bd. 1); Böckh, «M. und die Hundssternperiode» (Berl. 1846); Lepsius, «Chronologie der Aegypter» (Bd. 1, Berl. 1850).

Manfred, Fürst von Tarent, geb. 1231, ein ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lanzia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schön, heiter, zugänglich, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent, und bei seines Halbbruders Konrad IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien. Allein Papst Innocenz IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß, da Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütter-

licher Seite verbannte. Als 1252 sein Neffe Friedrich, des abgesetzten röm. Königs Heinrich Sohn, und 1253 Heinrich, der Sohn des Kaisers und der engl. Isabelle, noch in jungen Jahren starben, beschuldigte man ihn, beide Prinzen vergiftet zu haben, und als 1254 auch Konrad IV. durch den Tod hinweggerafft wurde, erklärte ihn der Papst gleichfalls für dessen Mörder. Auf das Verlangen der Großen und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, welchen Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter im Namen seines Neffen Konradin (s. d.) die Verwaltung des apulischen Reichs, und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente für solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche, und M. sah sich, da Bertold seine Unterstützung verweigerte, und Mangel an Geld, um die deutschen Söldner zu bezahlen, eintrat, auch außerdem mehrere Große sich verschworen, genöthigt, 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchenlehn und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehnsherr nach Neapel, empfing M.'s Huldigung und von den Baronen den Eid völliger Unterwerfung. Als jedoch zuletzt auch M. diesen Eid schwören sollte und sich dessen weigerte, beschloß der Papst seinen Untergang. Die durch M.'s Leute wieder seinen Willen geschehene Ermordung des Aufrührers Burello lieh dazu den Vorwand. Doch glückte es M., den Nachstellungen des Papstes unter vielfachen Gefahren durch die Flucht glücklich zu entgehen. In Luceria fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen, und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstl. Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehorchte bald ganz Apulien M. wieder, und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch auch der neue Papst Alexander IV. zeigte bald trotz seiner trügerischen Vorspiegelungen die Absicht, M. zu vernichten. Er brachte die von seinem Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen sicil. Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, auf den einstimmigen Wunsch der Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte 11. Aug. 1258 zu Palermo zum Könige krönen. Als nun infolge dessen der Papst M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann that, überzog der König die päpstl. Staaten, belegte sie mit harten Steuern und gewann nach dem Siege Sienas über Florenz bei Montaperto, 4. Sept. 1260, ganz Tuscien für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia (s. d.) anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Aetolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war, und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohne des Königs Jakob von Aragonien. Aber dieses heitere Glück wurde gestört, als der neue Papst Urban IV. bald nach seinem Regierungsantritte die Entwürfe seiner Vorgänger wieder aufnahm, den Bann über M. und dessen Länder erneuerte und endlich 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstl. Lehn Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich, ertheilte. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehrere Provinzen des Kirchenstaats, sodaß Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er (1264) starb. Sein Nachfolger Clemens IV. schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der 21. Mai 1265 zur See mit einem franz. Heere angekommen war, durch seine Cardinäle 6. Jan. 1266 zum Könige von Sicilien krönen. Zwar hatte M. unterdessen die Pässe bei Tagliacozzo und Ceperano besetzt und seine Vasallen und die deutschen Söldner nach Benevent berufen; aber Briefe und Boten des Papstes und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall, und der Graf Richard von Caserta öffnete dem Feinde verrätherisch den Paß am Garigliano. Nun erstürmten die Franzosen 10. Febr. San-Germano, worauf die Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied.

Als ein Theil seines Heeres während der Schlacht zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nahe der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verde mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren, und noch heute lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, unglücklichen M. Seine Witwe Helena wurde mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvoigt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze 1271; Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 J. als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragonische Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 J. in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam. 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und erlaubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchten. Vgl. Cesare, «Storia di Manfredi» (2 Bde., Neap. 1837); Münch, «König M.» (Stuttg. 1840).

Manfredonia, eine alte (1256 von Manfred gegründete) Stadt in der ital. Provinz Foggia (der frühern neapolit. Provinz Capitanata), am gleichnamigen Busen des Adriatischen Meeres und am Monte-Gargano gelegen, zählt (1861) 7812 E., die neben anderm einen regen Handel, insbesondere mit Getreide treiben. M. ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine schöne Kathedrale und einen durch ein Castell geschützten Hafen.

Mangan heißt ein höchst strengflüssiges, in der Natur weit (doch nicht in sehr großer Menge) verbreitetes Metall, welches zumal als sehr gewöhnlicher Begleiter des Eisens in Mineralkörpern, den Pflanzenaschen u. s. w. auftritt. Es bildet, mit Sauerstoff verbunden, drei verschiedene Oxyde und zwei Säuren. Unter den Manganerzen (wozu der Braunit, Manganit, Pyrolusit, Hausmannit, Manganspat u. s. w. gehören) ist nur der Pyrolusit, auch Weichmanganerz, Graumanganerz und gewöhnlich Braunstein genannt, von Wichtigkeit. Dieses Mineral kommt an vielen Orten, jedoch mehr oder weniger rein, vor und bildet strahlig-krystallinische oder faserige Massen von stahlgrauer Farbe bei metallischem Glanze, zerrieben ein dunkelgraues (nicht braunes) Pulver. Der reine Braunstein ist Mangansuperoxyd und dient wegen seines großen Sauerstoffgehalts als Material zur Darstellung des Sauerstoffgases und Bereitung des Chlors, Chlorkalks u. s. w., außerdem zum Violettfärben des Glases und der Glasuren auf Thonwaaren, in der Fabrikation des weißen Glases (welchem er in sehr geringer Menge zugesetzt wird) zur Beseitigung des grünlichen Stiches, welcher durch den Eisengehalt der übrigen Glasmaterialien entsteht.

Mango oder Mangostane ist der indische Name der Frucht des Mangobaumes (Mangifera indica L.), welche in Ostindien sowol im reifen Zustande als Obst gegessen als auch im unreifen zu allerlei Compots, Gelées, Kuchen u. s. w. verwendet wird. Die Arten der zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Terebinthaceen gehörenden Gattung Mangifera L. sind schöne immergrüne Bäume mit abwechselnden ganzen Blättern, endständigen Blütenrispen und kleinen Blüten, welche einen fünftheiligen Kelch und fünf spitze Blumenblätter besitzen, und deren Staubgefäße sammt dem Stempel auf einer fleischigen Scheibe stehen. Die Frucht ist eine Steinfrucht mit fleischig-saftiger Hülle und einsamigem Kern. Die wenigen bekannten Arten wachsen in Ostindien und auf den ostind. Inseln. Die dort wie auch in den andern Tropenländern überall als Obstbaum cultivirte M. indica wird bis 40 F. hoch und soll bisweilen einen unförmlich dicken Stamm (bis zu 15 F. Umfang) bilden. Sie hat länglich-lanzettförmige Blätter, orangegelbe Blüten und gänseeigroße, breit-eiförmige, orangegelbe Früchte mit großem Steinkern, welcher einen großen nierenförmigen, fleischigen Samen enthält. Die sehr nahrhaften Samen werden ebenfalls, in Dampf gesotten, gegessen, doch nur in Zeiten der Hungersnoth. Die Rinde des Baumes enthält ein eigenthümliches, scharfes Gummiharz. Es gibt, wie bei unsern Obstbäumen, viele Abarten dieses Baumes. — Unter dem Namen Mangostaneschalen kommen auch die halbkugeligen Schalen der quer mittendurch geschnittenen, ebenfalls eßbaren Früchte der Garcinia Mangostana L. aus dem Ostindischen Archipel in den Handel (s. Garcinia), welche zum Gerben verwendet werden.

Mangold, s. Beta.

Mangrove, s. Rhizophora.

Manheim oder Mannheim, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptort des gleichnamigen Kreises (bis 1863 des Unter-

rheinkreises), in einer Ebene am linken Ufer des Neckar, oberhalb der Einmündung desselben in den Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, ist eine der neuesten und deshalb regelmäßigsten Städte Deutschlands. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich, mit schönen Häusern besetzt und durchschneiden sich so, daß die ganze Stadt aus 110 regelmäßigen Quadraten besteht. Eine Ausnahme hiervon macht nur die mit Bäumen besetzte Straße der Planken. Die ehemaligen Festungswerke wurden nach dem Luneviller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem Paradeplatz befindet sich ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer in Stein gehauenen Gruppe von Peter und Matthäus van der Branden geziert. Auf dem Platze neben dem Theater, seit 1858 Schillerplatz genannt, stehen das kolossale Standbild Schiller's von Cauer (seit 1862) und die von König Ludwig I. von Baiern gestifteten Statuen Iffland's und Dalberg's, alle drei in Erzguß ausgeführt von Miller. Das 750 F. lange, 1720—29 unter dem Kurfürsten Karl Philipp erbaute Schloß ist hinsichtlich seines Umfangs eins der bedeutendsten in Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung von 1795 großentheils ab. Der rechte Flügel, den der Kurfürst Karl Theodor erbaute und der Kunst und Wissenschaft bestimmte, enthält noch gegenwärtig eine Bildergalerie, eine bedeutende Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Gipsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Sammlung etruskischer Sarkophage, röm. und griech. Inschriftsteine und Antiquitäten und ein kleines Naturaliencabinet. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium wegen seiner Kirche zu bemerken, die einen mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltar und eine in Fresco gemalte Decke enthält, auch hinsichtlich ihrer Bauart sich auszeichnet, indem sie zwischen zwei Thürmen eine hohe Kuppel hat. Andere Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. Sehenswerth sind auch die Eisenbahnbrücke über den Rhein und die neuerbaute Kettenbrücke über den Neckar. Von höhern Unterrichtsanstalten und wissenschaftlichen Instituten sind vorhanden ein gutes Lyceum mit einer öffentlichen Bibliothek, ein Botanischer Garten und eine Sternwarte. Die Zählung vom 3. Dec. 1864 ergab eine Bevölkerung von 30639 E., darunter 14047 Protestanten, 13962 Katholiken, 2709 Israeliten und 222 von andern Confessionen. Die Industrie ist in stetem Aufblühen begriffen. Es bestehen Fabriken besonders für Tabac und Cigarren, für Spiegel, Steingut, Tapeten, Liqueur, Senf, Wagen, Bijouterien u. s. w.; ferner Eisengießereien, Spiritusbrennereien und Bierbrauereien. Bekannt ist das Manheimer Wasser, ein versüßter Anisbranntwein. Der Industrie M.s dienten 1863 bereits 67 Dampfmaschinen von 1244 Pferdekraft. Der Handel in Tabac und den Landesproducten ist nicht unbedeutend. Auch wird immer noch der frühere bedeutende Speditionshandel durch die Rhein- und Neckarschiffahrt und die Eisenbahn nach Heidelberg, Karlsruhe und Basel und die nach Frankfurt begünstigt. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Reizende Spaziergänge gewähren der Schloßgarten, eine engl. Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckar in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. In der Nähe der Stadt wird viel Garten- und starker Hopfenbau getrieben. An der Stelle M.s lag seit dem 8. Jahrh. in der Nähe einer ehemaligen röm. Niederlassung die zum Kloster Lorsch gehörige Villa Mannheim. Während des 13. Jahrh. wurde letztere ein Pfarrdorf mit Zollstätte und besaß ein Schloß, in welchem während des Concils zu Konstanz Papst Johann XXIII. gefangen saß. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz legte daselbst 1617 ein festes Schloß an, die Friedrichsburg, und unter ihm wurde M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer bevölkerten, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde M. 1622 durch Tilly, 1631 durch den Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen und nach wenigen Tagen wieder von den Baiern erobert. 1688 von Melac nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde es nebst elf andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt 1699 ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie nach Coehorn's Manier befestigen, und ein starker Brückenkopf deckte den Paß über die Rheinbrücke. Ihren gegenwärtigen Glanz verdankt die Stadt dem Kurfürsten Karl, der sie 1720 zur Residenz erhob, was sie, durch den kunstsinnigen Karl Theodor mannichfach verschönert, bis 1777 blieb. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 wurde diesen die Stadt durch Vertrag übergeben. 1799 wurde sie von den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl eingenommen, doch nach dem Abzug des letztern von den Franzosen wieder besetzt. Infolge der Entschädigungsverträge, die der Luneviller Friede nach sich zog, und des Reichsdeputationshauptschlusses kam

die Stadt 1803 an Baden. Der **Kreis** M. zählt auf 8,370 Q.-M. 89270 E. in 35 Gemeinden. In demselben sind noch die Städte **Schwetzingen** (s. d.) und **Weinheim**, letztere mit 6289 E., bedeutendem Wein- und Obstbau, hervorzuheben. Die Rübenzuckerfabrik zu **Waghäusel**, einem ehemaligen Benedictinerkloster, das auch durch das Treffen zwischen den Preußen und den Aufständischen vom 21. Juni 1849 bekannt geworden, ist die größte im Zollverein.

Mania, eine altital. furchtbare Gottheit der Unterwelt, die Mutter der Laren, wurde in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt. Diese schaffte der Consul Junius Brutus ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohnköpfe opfern. Ihr Bild hing man an den Compitalien (dem Kreuzwegfeste) vor den Thüren auf, um Gefahr, welche etwa den Familien drohe, abzuwenden. Durch den Tod erst werden die Menschen Kinder der M. dadurch, daß die Seelen in die Unterwelt hinabgehen. Hier werden sie von neuem geboren, entweder um die Unterwelt zu bewohnen oder um als Laren (s. d.) auf die Oberwelt hinaufzugehen. Später wurde die M. zu einem Gespenst, womit man die Kinder bedrohte.

Manichäer hießen alle Anhänger des von Manes (s. d.) oder Mani gestifteten Religionssystems. Das manichäische System nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts, und das böse (Hyle) oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie, beide von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinandergethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether; im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kriegs der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. Da im Kampfe darüber ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung kam, so ließ Gott zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Aethers, der Heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Um dies zu hindern, bildete das böse Princip den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener nun sehnte sich der Mensch nach dem Lichte. Der Sohn des ewigen Lichts, Christus, mußte daher in die Welt kommen, um die Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tode und seiner Auferstehung gilt; die Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den Christus begann und den der Paraklet (Mani) aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. Mani's Christenthum verwirft somit das Alte Testament ganz und gebraucht das Neue Testament nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Lichte gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber sollen ewige Höllenstrafe erleiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichts verzehren. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische Uebel. Am Ende erfolgen nach Mani's Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiete und dem Reiche des Lichts halten die wenigen ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Mit diesem Religionssystem hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die M. in zwei Klassen. Die Auserwählten sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris und manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe Mäßigkeit üben und ihr Glück in der Armuth suchen. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Aelteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Klasse der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchen-

regiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhms der Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eigenen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrh. von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im Römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christl. Kaiser und bischöfl. Bannflüche. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östl. Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in spätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den M. gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. Vgl. Baur, «Das manichäische Religionssystem» (Tüb. 1831); Flügel, «Mani, seine Lehre und seine Schriften» (Lpz. 1862).

Manie (griech. mania, Raserei, Wuth) bezeichnet eine ungewöhnliche Exaltation in der Art zu denken und zu handeln. In der Seelenheilkunde bedeutet dieses Wort einen krankhaften Geisteszustand, eine Art Wahnsinn (s. d.), welcher sich in periodisch wiederkehrenden Anfällen von Tobsucht, Raserei oder Wuth äußert. Oft ist dieser Zustand verbunden mit irgendeinem krankhaften Begehren, wie z. B. Brandstiftungstrieb (Pyromanie), Diebsgelüst (Kleptomanie), Liebeswahnsinn (Erotomanie). Beschränkt sich die Krankheit ganz auf ein solches Einzelgelüst, so nennt man sie Monomanie. Doch wird im gemeinen Leben das Wort auch schon zur Bezeichnung leidenschaftlicher Liebhabereien gebraucht, wie z. B. für das franz. Wesen (Gallomanie), das englische (Anglomanie), das griechische (Gräcomanie) u. s. w.

Manier (franz., Art und Weise, Benehmen, Kunstgriff) bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der nur individuellen Gewohnheit des Künstlers oder der Nachahmung fremden Stils hervorgegangen sind. So nennt man in der Malerei Manieristen diejenigen, welche den Stil eines großen Künstlers ohne Geist nachahmen. Doch wird das Wort M. auch oft mit Stil (s. d.) gleichbedeutend genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren diejenigen Verzierungen, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittels kleiner Noten bezeichnet, oder überhaupt dem Geschmacke des Spielers oder Sängers überlassen werden. Dahin gehören Triller, Doppelschlag, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w.

Manifest (mittellat. manifestum, das Handgreifliche) nennt man eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgendeine wichtige Angelegenheit zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Dasselbe wird gegenwärtig meist in nichtofficieller Form, d. h. ohne Anrede, Siegel oder selbst Unterschrift, erlassen und soll besonders die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die auswärtigen Regierungen dagegen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eigenen Unterthanen Proclamationen, welche meist kürzer sind als das M. — Im Seerecht heißt M. der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

Manifestationseid ist ein Schwur, welcher die Zweifel an der Vollständigkeit einer Vermögensangabe beseitigt. Man verlangt ihn namentlich von Gemeinschuldnern, die ihr Vermögen wegen Zahlungsunfähigkeit den Gläubigern abtreten wollen, ingleichen, wenn bei Executionen sich nur geringe Hülfsobjecte vorfinden und Verdacht entsteht, daß der Schuldner Befriedigungsmittel beiseite geschafft habe.

Manihot (Manihot utilissima Pohl.) oder Cassavestrauch, ein 6—8 F. hoher, der Familie der Euphorbiaceen angehörender Strauch, der handförmige, fünf- bis siebentheilige, ganzrandige, unterseits seegrüne Blätter und end- und blattwinkelständige armblütige Trauben

trägt, deren Blüten einhäusig sind und aus einem fünftheiligen Perigon mit zehn Staubgefäßen oder einem Stempel mit drei großen morchelförmigen Narben bestehen. Die Frucht ist eine fast zollange, länglich-kugelige, auswendig runzlich-geflügelte Kapsel, welche weißgraue, marmorirte Samen enthält. Der Strauch ist im tropischen Amerika einheimisch und wird von der Magellansstraße bis nach Florida allgemein in mehrern Spielarten angebaut, jetzt auch im tropischen Afrika, seltener in Asien angepflanzt. Seine gewöhnlich 1—2 F. langen und zu 3—8 büschelig beisammenstehenden Wurzeln enthalten einen äußerst scharfen und sehr giftigen Milchsaft, dessen Schärfe jedoch flüchtig ist, und zugleich eine Menge Satzmehl, und sind deshalb eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Amerikaner. Auch ist der Ertrag ein äußerst großer, indem ein mit M. bepflanzter Acker mindestens sechsmal so viel Nahrungsmittel gewährt als ein gleichgroßes Roggenfeld. Um das Mehl zu erhalten, reibt man die Wurzel, wäscht und preßt sie aus und bringt den ausgepreßten Rückstand in einer eisernen Pfanne oder auf einer eisernen Platte, welche durch Feuer erhitzt wird, zum Darren. Das so erhaltene Mehl heißt Manioc, Mandioka oder Cassave. Aus dem Wasser aber, welches zum Auswaschen der geriebenen Wurzel verwendet wurde, setzt sich beim Stehen ein äußerst feines und reines Satzmehl ab, welches Tapiocca genannt wird. Wird das Manioc zu einer Art Kuchen gebacken, so gibt es das Cassavebrot. Man baut auch noch eine andere Art, welche man früher für eine Abart der beschriebenen hielt, die M. Janipha Pohl., deren Wurzeln einen ganz milden Saft enthalten. Diese Art wird die süße Cassave oder Juca genannt, während jene mit giftig-scharfer Wurzel bittere Cassave oder bittere Juca heißt. Die Samen beider wirken drastisch-purgirend und Brechen erregend. Der scharfe Milchsaft des gemeinen M. wird gegen böse torpide Geschwüre angewendet.

Manila, die Hauptstadt der span. Inselgruppe der Philippinen im Ostindischen Archipel, auf der Westküste der Hauptinsel M. oder Luzon, im Hintergrunde der großen, gegen SW. geöffneten, sehr tiefen und für die größten Linienschiffe zugänglichen Bai von M., an der Mündung des $7\frac{1}{2}$ M. langen, schmalen und reißenden Pasig, des Abflusses des großen Baysees (Laguna de Bay) gelegen, besteht aus zwei ganz verschiedenartigen Theilen, welche durch den Fluß getrennt, aber durch eine 420 F. lange Steinbrücke von 10 Bogen sowie weiter oberhalb durch eine eiserne Hängebrücke verbunden werden und zusammen etwa 160000 E., darunter viele Chinesen und ungefähr 13—15000 Europäer, zählen. Die eigentliche Stadt (Ciudad) oder Festung am linken oder südl. Ufer des Pasig, Sitz des Generalkapitäns, des Erzbischofs, des königl. Gerichtshofs (Real Audiencia) sowie des Alcalde der über $\frac{1}{4}$ Mill. E. zählenden Provinz Tondo und der ausschließlich span. Bevölkerung von etwa 10000 Köpfen, ist mit tiefen und breiten Gräben, hohen schwarzen Ringmauern umgeben, durch eine Citadelle, crenelirte Befestigungen und Forts gedeckt und wird von acht schnurgeraden, ziemlich schmalen, zum Theil macadamisirten Straßen gebildet, die mit ihren massiven, aber plumpen und schmucklosen Häusern und öffentlichen Gebäuden, ihren zahlreichen Kirchen und Mönchsklöstern, denen über ein Drittel des Areals der Stadt gehört, ein großartiges, ernstes, aber auch ödes Ansehen haben, wie auch die Bewohner das Gepräge schweigsamer Würde und vornehmer Zurückgezogenheit tragen. Bemerkenswerthe Gebäude sind die große majestätische Kathedrale aus dem 16. Jahrh., der Palast des Generalkapitäns, das Rathhaus, die Universität, die Handelsschule, die Seemannsschule und andere Schulgebäude, die Citadelle mit Arsenal und Stückgießerei, die zwei Hospitäler, die Gefängnisse und das Theater. Auf dem nördl. Ufer des Pasig liegen die acht Vorstädte, von denen Bidondo, die bedeutendste, mit Sta.-Cruz und Tondo zusammen auch wol als Parian oder Chinesenstadt bezeichnet wird. Hier ist der Sitz der Tagalen oder Eingeborenen, der Mestizen, der Chinesen und aller Fremden, der ganzen Gewerbthätigkeit, des Groß- und Kleinhandels, des Kanalwesens und Handelsverkehrs. Hier befinden sich auch die geräuschvollen Quais, die große Chinesenstraße La Escolta mit ihren reichen Läden, die Börse, alle Waarenlager, Verkaufslocale, Comptoirs und Fabriken. Es herrscht hier die größte Beweglichkeit, Rührigkeit und maßloseste Erwerbssucht. Die ganze Umgebung von M., am Pasig aufwärts bis zum Baysee, ist eine der herrlichsten Gegenden der Erde. Ein Hauptzweig der Industrie ist die Fabrikation von Manilacigarren, die in den zwei großen königl. Fabriken über 10000 Arbeiter (meistens Frauen) beschäftigt. Viele Hände sind auch mit der Verarbeitung des Manilahanfs (s. Abacahanf) zu Tauwerk u. s. w. beschäftigt. Doch kommt derselbe größtentheils (über 450000 Pikuls jährlich) unverarbeitet in den Handel. Außerdem verfertigt man Nanking, Teppiche, Metallwaaren u. s. w. Der ganze ausländische Handel der Philippinen (s. d.) war bis 1858 gesetzlich an den Hafen von M. gebunden. Seitdem wurden demselben Yloylo auf Panay, Sual auf Luzon und Zamboango auf Mindanao eröffnet; gegenwärtig sind

es außer M. nur Yloylo und Zebu. Der Haupt-Schiffahrts- und Handelsverkehr ist natürlich der Hauptstadt verblieben, und dieser würde einen bedeutenden Aufschwung nehmen, wenn man M. zum Freihafen erklärte. Schon durch eine Verordnung vom 22. Dec. 1865, wonach Schiffe aller Nationen, ohne Unterschied der Flaggen, frei von Tonnenabgaben die Philippinen überhaupt besuchen dürfen, wenn sie in Ballast Fracht suchend ankommen, hat sich der Verkehr merkbar gehoben. M. steht jetzt in regelmäßigem Schiffahrtsverkehr mit Hongkong, Singapore, Saigon, Batavia u. s. w. Die Hauptausfuhrartikel sind Zucker, Hanf und Cigarren. M. ist nächst Goa die älteste europ. Ansiedelung in Ostindien. 1569 stand an seiner Stelle eine kleine befestigte Malaienstadt. Diese wurde erobert und zerstört von 80 Spaniern unter Juan de Salcedo, dem Neffen des Miguel Lopez de Legaspé, des Eroberers der Philippinen und Gründers des jetzigen M., welches man 24. Juni 1571 zur Hauptstadt erhob. Frühzeitig wanderten zahlreiche Chinesen ein und verpflanzten hierher ihre Gewerbthätigkeit und ihren Handel. Ein Aufstand 1603 kostete 23000 Chinesen das Leben. Abgabendruck und Intoleranz führten auch später zu einer Erhebung der Chinesen, infolge deren 25000 hingeschlachtet, die übrigen verbannt wurden. Doch kehrten sie auch diesmal in großer Zahl wieder und unterstützten 1762 die Engländer, welche unter Sir William Draper die Stadt nach 10tägiger Belagerung erstürmten und um 4 Mill. Dollars brandschatzten. M. hat oft durch Erdbeben zu leiden gehabt, am stärksten 1645, 1796, 1824, 1852, 1860 und 1864.

Manilius (Cajus), ein bekannter röm. Volkstribun, brachte 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus dem Pompejus (s. d.) die Beendigung des Kriegs gegen Mithridates als außerordentliches Amt aufgetragen und er dazu mit unbeschränkter Vollmacht über Verwendung des Heeres und der Flotte im Osten und mit den Rechten eines Statthalters versehen werde. Das Gesetz, welches Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede («Pro lege Manilia») anempfahl, wurde angenommen trotz des Widerstandes der Nobilität, M. selbst aber, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wegen ungesetzlicher Handlungen, die ihm schuld gegeben wurden, belangt und verurtheilt.

Manilius (Marcus), ein röm. Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, ist der Verfasser eines nicht ganz vollständigen astron. Lehrgedichts «Astronomica» in fünf Büchern, welches nach dem Vorgange des Aratus aus Soli in einer ziemlich reinen Sprache und einfachen Darstellung über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale handelt und auch einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Dieses Gedicht wurde nach seiner ersten Bekanntmachung (Nürnb. 1472) namentlich von Scaliger (2 Bde., Par. 1579; Leyd. 1600) und Bentley (Lond. 1739) bearbeitet und von Pingré mit franz. Uebersetzung (2 Bde., Par. 1786) herausgegeben. Vgl. Jacob, «De Manilio poeta» (4 Thle., Lüb. 1830—36).

Manin (Daniello), ital. Patriot und Staatsmann, geb. 13. Mai 1804 zu Venedig als der Sohn eines Advocaten, erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Sachwalters lange bevor er seine spätere polit. Bedeutung ahnen ließ. Erst 1841 in den Debatten über die lombard.-venet. Eisenbahnlinie und dann 1847 auf dem in Venedig versammelten wissenschaftlichen Congresse trat er als geschickter Gegner der österr. Herrschaft hervor, indem er sich seiner jurist. Kenntnisse zum Zwecke einer legalen, aber um so wirksamern Opposition zu bedienen wußte. Er gewann dadurch großen Einfluß auf seine Mitbürger, die ihn und Niccolo Tommaseo (s. d.) als Häupter der nationalen Partei anerkannten. Auf seinen Vorschlag, dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche eine eigene Regierung und Nationalvertretung, obwol unter Aufrechthaltung der Verbindung mit Oesterreich, zu ertheilen, wurde er mit Tommaseo im Jan. 1848 verhaftet. Seine Popularität stieg dadurch nur noch mehr, und schon 17. März, als die Nachricht von der in Wien ausgebrochenen Bewegung nach Venedig gelangte, forderte das Volk stürmisch die Freilassung M.'s, welche der Gouverneur Palffy nach kurzem Zögern gewährte. M. war der Leiter der unblutigen Revolution vom 22. März, welche den Abzug der Oesterreicher aus Venedig herbeiführte, und trat, nachdem die Proclamirung der Republik San-Marco erfolgt, als Cabinetspräsident an die Spitze der Provisorischen Regierung. Indem man so die Sache Venedigs von der Sache Piemonts trennte, schwächte man beide, und als 4. Juli die venet. Deputirten die Fusion Venedigs mit dem sardin. Königreich beschlossen und infolge dessen die Provisorische Regierung zurücktrat, war es bereits zu spät. Während sich die von den Oesterreichern geschlagenen Piemontesen zum Waffenstillstand vom 9. Aug. verstehen mußten, übernahm M. aufs neue die Regierung, und die venet. Versammlung bestätigte 13. Aug. seine Dictatur, welche erst mit dem Falle Venedigs (24. Aug. 1849) endigte. An dem langen heldenmüthigen Widerstande der von den Oesterreichern belagerten und zudem mit Hunger und Cholera ringenden Stadt hatte M.

wesentlichen Antheil. Das Vertrauen und die Liebe, womit das Volk während dieser schweren Zeit an dem Dictator hing, waren beispiellos. Die Capitulation schloß M. von der österr. Amnestie aus, und drei Tage vor dem Einzuge der Oesterreicher schiffte er sich nach Frankreich ein. Nachdem er in Marseille seine Gattin verloren, wandte er sich nach Paris, wo er fortan, jede Unterstützung verschmähend, als Sprachlehrer seinen Unterhalt suchte. Erst 1854 trat er wieder in die Oeffentlichkeit, indem er in der Presse sowie in anderer Weise sehr erfolgreich für Italien zu wirken begann. Er trat mit Lafarina, dem Gründer des Italienischen Nationalvereins, in Verbindung und wurde Mitglied des Vereins. Auch wirkte er mit Eifer und Erfolg zur Versöhnung der republikanischen und der constitutionellen Partei auf Grund der Einheit und Unabhängigkeit Italiens unter der Dynastie Savoyen. Doch sollte M. die siegreiche Durchführung dieses Programms nicht erleben. Er starb 22. Sept. 1857. Später erschienen die von F. Planat de la Faye übersetzten und mit Bemerkungen begleiteten, sehr interessanten «Documents et pièces authentiques laissés par Daniel M.» (Par. 1860).

Manioc, s. Manihot.

Manissa, das alte Magnesia (s. d.) am Sipylus, eine Stadt des türk. Ejalets Aidin, steht als ehemalige Residenz einiger osman. Sultane bei den Türken in Ansehen, ist aber gegen die Zeit ihres frühern Glanzes sichtlich kleiner geworden und zählt jetzt etwa 32000 E., darunter 2000 Griechen, 300 Armenier und 300 Juden, eine griech.-prot. und vier röm.-kath. Familien. Außerdem findet sich hier eine fluctuirende Bevölkerung von Engländern und Deutschen, welche sich eingefunden, seitdem Ende 1865 die von einem reichen Engländer von Smyrna nach M. und 4 M. weiter gegen SO. nach Kassaba erbaute Eisenbahn eröffnet worden. Die Stadt hat 32 Moscheen, darunter die durch architektonische Schönheiten ausgezeichnete Muradscha, eine armen., drei griech. Kirchen und vier Synagogen. Das fruchtbare Umland im Hermusthale wird hauptsächlich zum Anbau von Baumwolle, Weizen, Wein und Taback benutzt. Der Wein ist zur Ausfuhr nicht geeignet, ebenso wenig die Rosinen, welche zum Branntweinbrennen verwendet werden. Der Tabacksbau, der jährlich 3—5000 Oka Blätter liefert, leidet unter dem Drucke des Monopols. Die früher sehr blühende Seidenzucht, deren Product hauptsächlich von Italienern aufgekauft wurde, ist gänzlich erloschen. Das Hauptproduct ist jetzt die Baumwolle, von der man 1864 14000 Ballen (à 3 Ctr.) gewann. Ein Theil derselben wird in M. selbst von Türken und Armeniern zu einem Gewebe verarbeitet, das bis nach Konstantinopel und dem Kaukasus geht. Daneben sind, wie in den meisten Stapelplätzen Kleinasiens, viele Hände mit der Fabrikation von Packsätteln für Pferde, Esel, Maulthiere und Kamele beschäftigt. Der unlängst abgebrannte Bazar ist jetzt wieder aufgebaut und bequemer und reinlicher als der zu Smyrna. 1865 war derselbe mit europ. Baumwollstoffen, namentlich schweizer Kattunen, überfüllt; auch waren Tuche aus Sachsen und der Lausitz vorhanden. Wie M. ist auch die erwähnte Stadt Kassaba ein wichtiger, durch die Eisenbahn sehr gehobener Stapelplatz für den Handel zwischen Smyrna und dem Hinterlande, den reichern Ebenen des Hermus- und Kogamusthals aufwärts bis nach Uschak. Kassaba hat indeß durch Feuersbrunst und Cholera im Sommer 1865 viel gelitten; es zählte vor dem Brande etwa 10000 E. Der Verkehr der Stadt ist überaus rege. Ihre Blüte verdankt sie hauptsächlich der Baumwollproduction.

Manlius ist der Name eines röm. patricischen Geschlechts, das noch in den letzten Zeiten der Republik in Ansehen stand, dessen zwei berühmteste Glieder aber der ältern Zeit angehören. Marcus M., Consul 392 v. Chr., war mit unter den Römern, die, als Rom 390 von den Galliern eingenommen wurde, sich auf dem Capitol hielten. In der Nacht, wo die Gallier an dem Felsen hinangeklettert waren, während die Wachen schliefen, die der Juno geweihten Gänse aber durch ihr Geschrei die übrige Besatzung weckten, war M. der erste an der bedrohten Stelle, warf den Gallier, der schon die Höhe erstiegen hatte, und durch ihn andere, die ihm folgten, hinab und vereitelte so den Anschlag der Feinde. Doch trug er nichts davon; denn den Beinamen Capitolinus führte sein Geschlecht schon vor ihm, weil sein Haus auf dem Capitol stand. Durch Mitleid, vielleicht auch durch Eifersucht gegen den von den Patriciern erhobenen Camillus getrieben, nahm er sich 385 der durch das Schuldrecht hart bedrückten Plebejer an, deren er viele aus eigenen Mitteln von der Schuldknechtschaft befreite, und für die er auf Ackervertheilung und Schuldentilgung antrug. Der Dictator Aulus Cornelius Cossus ließ ihn in den Kerker werfen, gab ihn aber wieder frei, als Aufruhr von den Plebejern, die M. als ihren Patronus feierten, drohte. 384 aber wurde er angeklagt, nach dem Königthum zu streben. Von den Centuriatcomitien, wie es scheint, freigesprochen, besetzte er das Capitol mit seinen Anhängern, da die patricischen Curiatcomitien ihn verurtheilten und Camillus gegen ihn zum Dictator ernannt

wurde; doch ein verrätherischer Sklave stürzte ihn herab. Nach andern Erzählungen geschah dies auf Volksurtheil durch die Tribunen, nach noch andern wurde er enthauptet. Sein Haus wurde geschleift, von dem Geschlechte selbst aber der Zuname Marcus für immer verpönt. — Titus M. soll den Tribunen M. Pomponius, der seinen Vater anklagte, daß er den Sohn fern vom Staatsdienste auf dem Lande halte, mit dem Dolche gezwungen haben, von der Klage abzustehen. Als Kriegstribun erlegte er 361 v. Chr. im Zweikampfe am Anio einen riesenhaften Gallier und bewog dadurch die Feinde zur Umkehr. Von der Halskette (torques) des Getödteten, mit der er sich schmückte, erhielt er den Beinamen Torquatus, der seiner Familie verblieb. In seinem dritten Consulat 340 hatte er mit Publius Decius Mus die Führung des Latinischen Kriegs; gegen das Gebot der Consuln ließ sein Sohn sich in Zweikampf mit einem Lateiner ein; er behielt den Sieg; der Vater aber brachte ihn der Strenge der Kriegszucht zum Opfer und ließ ihn hinrichten, wovon die sprichwörtliche Benennung strenger Gebote durch Manliana imperia herrühren soll. Er gewann, nachdem Decius (s. d.), sein College, sich für das Vaterland geopfert hatte, die Schlacht am Vesuvius und vernichtete die Trümmer des latinischen Heeres, die dessen Feldherr Numisius ihm noch einmal entgegenstellte, in einer zweiten Schlacht bei Trifanum zwischen Sinuessa und Minturnä.

Mann. Das Mannesalter rechnet man von der völligen Geschlechtsreife bis zum Eintritt des Greisenthums. In dieser Zeit hat der M. seine höchste geistige und körperliche Ausbildung erlangt und steht im Vollgenuß seiner Kräfte. Das Wachsthum in die Länge und Breite ist abgeschlossen, und nur gutlebende, wenig thätige junge Männer oder dem Greisenthum sich nähernde gewinnen an Körperumfang. Im Beginn des Mannesalters nimmt der Verstand rasch und bedeutend an Schärfe zu, das Handeln gewinnt an Umsicht und Besonnenheit, der Charakter wird fester, und alle diese geistigen Eigenthümlichkeiten werden stabiler. Auch die körperliche Gesundheit ist in diesem Lebensalter am sichersten, und selbst acute Krankheiten, wie Brustentzündungen, Typhus, verschonen den M. mehr als den Jüngling und den Greis, während sich beim Bestehen alter Krankheitsanlage der Ausfall gerade hier sehr merklich macht. Geistige Störungen, vor allen die allgemeine Paralyse, raffen jedoch gerade Männer in ihrer Blütezeit dahin. (S. Jüngling und Greis.)

Manna nennt man verschiedene erhärtete Pflanzensäfte von süßem Geschmacke, aber besonders den eingetrockneten, kleberigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimig-süßen Saft, welchen die Mannaesche (Fraxinus Ornus L.), ein im südl. Europa, besonders in Calabrien und Sicilien wachsender Baum, liefert. Man gewinnt denselben durch Einschnitte in die Rinde während der Monate Juli, Aug. und Sept. Man unterscheidet im Handel die Röhrenmanna (Manna cannellata), die gemeine M. (M. in sortis) und die fette oder dicke M. (M. crassa). Erstere, welche für die beste gilt, wird von den obersten Schnitten, aus denen der Saft rasch ausfließt, gewonnen. Sie bildet rinnenförmige oder undeutlich dreikantige Stücke von weißlicher Farbe. Die M. der Israeliten, welche sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, fällt zufolge der Entdeckung Ehrenberg's in dessen «Symbolae physicae» (Fasc. 1, 1823) aus den Spitzen eines Strauchs (Tamarix mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen und von jenen Mönchen, welche jährlich 5—600 Pfd. davon sammeln, an Reisende und Pilger als die echte M. der Kinder Israels theuer verkauft. Der Saft rührt von Schildinsekten (Coccus manniferus) her, welche die äußersten Aeste des Strauchs bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Sirup verdickt. Außer diesen Mannasorten gibt es noch mehrere andere ihnen ähnliche Stoffe. Dahin gehören: die M. von Briançon, die sich in der Gegend der genannten franz. Stadt auf jungen Trieben des Lärchenbaums (Larix Europaea) findet; die Eichenmanna, die aus Kurdistan kommt und, wahrscheinlich durch Insektenstiche veranlaßt, in der heißen Jahreszeit aus der Oberseite der Blätter von Quercus mannifera schwitzt; die australische M. von Eucalyptus dumosa und manifera, welche die Blätter der noch jungen Pflanze überzieht und sich wie Wolle anfühlt. Die Eingeborenen nennen sie Lerp und bereiten daraus ein Getränk. Die echte oder Eschenmanna wird in der Medicin als gelindes Abführmittel, technisch auch von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet. Die Mannaflechte (Sphaerothallia esculenta Nees) hat ebenfalls eine Zeit lang für die M. der Israeliten gegolten. Diese mit schüsselförmigen Früchten versehene Flechte bildet unregelmäßig kugelige Stücke von verschiedener Größe und grauer, inwendig weißer Farbe, welche in den Wüsten Nordafrikas, Arabiens, Syriens, Persiens und in der Kirgisensteppe lose auf dem Boden liegen, daher vom Winde fortgetrieben, oft massenhaft

angehäuft, wol sogar vom Sturm in die Luft emporgerissen werden, in welchem Falle diese M. dann als «Mannaregen» aus der Luft herabfallen kann. Sie besteht nach Göbel's Untersuchungen aus 23 Proc. Gallerte und 65,91 Proc. oxalsaurem Kalk und kann daher kaum als Nahrungsmittel für den Menschen dienen. Dennoch hat man in Persien Brot daraus gebacken, auch sollen dort die Schafe diese Flechte begierig gefressen haben. In den eigentlichen Mannasorten findet sich eine in schönen weißen Krystallen vorkommende Zuckerart, der **Mannit**, der außerdem im Pflanzenreiche häufig verbreitet ist und unter anderm auch in dem sog. Honigthau verschiedener Pflanzen gefunden wird. Diese Zuckerart enthält mehr Wasser als der eigentliche Zucker und ist nicht gärungsfähig. Durch Behandeln mit Salpetersäure wird der Mannit in eine explosive Verbindung, **Nitromannit** oder **Knallmannit**, übergeführt. Der M. von Briançon, der Eichenmanna und der australischen M., desgleichen der Mannaflechte fehlt der Mannit.

Mannahirse oder **Mannagras**, auch **Himmelsthau**, wird vom Volke eine zur Gattung Süßgras (Glyceria Rob. Br.) gehörende Grasart genannt, welche im Systeme den Namen **flutendes Seegras** (G. fluitans) führt und sich durch eine einseitige, äußerst lockere Rispe, deren Aeste erst der Spindel aufrecht angedrückt, zur Blütezeit aber wagerecht abstehend sind und durch $^2/_3$ — 1 Zoll lange, sieben- bis zwölfblütige Aehrchen ohne Grannen auszeichnet. Dieses Gras wächst überall in Gräben, Sümpfen, Teichen und auf nassen Stellen gemein und ist ausdauernd. Die kleinen, hellen Samen werden unter dem Namen **Mannagrütze** oder **polnische Schwaden** in der Niederlausitz, Oberschlesien, Ostpreußen und andern Orten gesammelt und als wohlschmeckende und leichtverdauliche Nahrung verwendet. Auch die Fische sollen die leicht ausfallenden Samen dieses Grases gern verzehren und davon fett werden. Uebrigens gibt es ein sehr gutes und einträgliches Futtergras ab, und es ist deshalb sein Anbau auf sehr nassen Wiesen und in Gräben zu empfehlen. In manchen Gegenden werden aber die Samen einer ganz andern einjährigen Grasart, nämlich des **Blutsingergrases** oder **Blutfennichs** (Digitaria sanguinalis Scop.), welches drei- bis siebenfingerig gestellte, dünne, einseitige Aehren mit einblütigen Aehrchen trägt, unter dem Namen M. gesammelt und verwendet. Dieses Gras wächst an sandigen Stellen und in Weinbergen und wird noch in sandigen Gegenden, besonders in Böhmen, angebaut. Seine Samen, welche genauer als **Bluthirse** bezeichnet werden, geben gleichfalls eine gesunde Nahrung.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Männergesang, **Männerchor**, heißt der nur für Männerstimmen gesetzte und durch solche ausgeführte Chorgesang, der in der Regel vierstimmig (für zwei Tenöre und zwei Bässe), doch auch mehrstimmig und hin und wieder sogar wenigerstimmig (z. B. die Priesterchöre in der «Zauberflöte», die blos dreistimmig), desgleichen auch Doppelchor (aus zwei vierstimmigen Chören bestehend) ist. Indem die Stimmen überwiegend nur in enger Lage verwendet werden können, ferner namentlich die Mittelstimmen (Tenor II und Baß I) an Klangfarbe einander sehr ähnlich, daher nicht immer (besonders bei Durchkreuzungen) deutlich zu unterscheiden sind, bedient man sich im Männerchor gewöhnlich einer einfachen Satzart mit der Melodie in der Oberstimme, und zieht der künstlichen Durchbildung der Stimmen mehr eine volle und runde Gesammtwirkung vor, die übrigens zwar kräftig und männlich, aber doch monoton ist, da der Glanz weiblicher Stimmen fehlt. Für höhere Kunstzwecke hat man daher den M. seltener nutzbar zu machen gesucht. Sein eigentliches Bereich bleibt das einfache Chorlied, innerhalb dessen ihm eine Popularität zutheil geworden ist, die freilich bei weitem mehr in gesellschaftlichen und politisch-demonstrativen als in eigentlichen Kunstinteressen ihren Grund hat. Der Männerchorgesang ist eine deutsche Schöpfung, und seine Ausbildung gehört unserm Jahrhundert an, in welchem zuerst die Pflegestätten des M., die Liedertafeln, Liederkränze u. s. w., entstanden. Obschon früher im Männerchor gesungen und dafür componirt wurde, so geschah dies doch immer nur sehr vereinzelt, und es sind auch von Vereinigungen zu Männergesangszwecken (abgesehen von den Meistersängern, die niemals chormäßig sangen) nur zwei Beispiele aus früherer Zeit bekannt: eine 1673 zu Greiffenberg in Hinterpommern gebildete Gesellschaft und die noch ältere Singgesellschaft «Zum Antlitz» in St.-Gallen, 1620 gestiftet und noch heute (in einen eigentlichen Männergesangverein nach heutigem Wortsinne umgewandelt) bestehend. Abgesehen von diesen Vorläufern, datirt die eigentliche Geschichte des Männergesangwesens erst vom 28. Dec. 1808, wo Zelter in Berlin die erste sog. **Liedertafel** stiftete, ein Beispiel, dem zunächst Frankfurt a. d. O. und 1815 Leipzig folgten. Diese Liedertafeln hatten etwas Abgeschlossenes an sich, wogegen die 1819 von Ludw. Berger, Bernh. Klein u. a. gestiftete sog. Jüngere Berliner Liedertafel eine freiere, weniger exclusive Richtung verfolgte und in Mittel- und Norddeutschland zahlreiche

Nachahmungen hervorrief. Der eigentlich volksmäßige M. hat seine Wiege in der Schweiz, und zwar im Canton Appenzell, wo auch die ersten Sänger- oder Liederfeste stattfanden (seit 1818 oder 1819) und (seit 1824) die ersten Sängerbünde organisirt wurden. Besondere Verdienste erwarben sich hier um die Organisation der Pfarrer Weishaupt, um das Bildende durch Lehre und Lieferung von Singstoff Hans Georg Nägeli. Von der Schweiz aus verbreitete sich der volksmäßige M. allmählich über ganz Deutschland. Zunächst blühte das Vereinswesen für M. in den schwäb. und bad. Liederkränzen kräftig auf. Aus dem stuttgarter Liederkranze (1824 gegründet) gingen sogar die ersten Schillerfeste hervor, und in der Thätigkeit eben desselben Liederkranzes hat das Schillerstandbild in Stuttgart seinen Ursprung. Vom Rhein aus gelangte in neuerer und neuester Zeit das Männergesangswesen nach Belgien und Frankreich, England und Holland, und gegenwärtig hat es sich in der ganzen gebildeten Welt, namentlich soweit und wo immer auch es Deutsche gibt, entfaltet. Von einer Literatur des M. ist natürlich auch erst seit Anfang unsers Jahrhunderts zu sprechen. Bis zu dieser Zeit lag an selbständigen Compositionen für Männerstimmen nur weniges vor, darunter das Beliebteste die Gesänge von Mich. Haydn und Leonhard von Call. Mit der Entwickelung des M. erlangte sodann dessen Literatur einen Reichthum, der erstaunlich genannt werden muß. Von den hervorragendsten Componisten dieser Art sind zu nennen: Nägeli, C. M. von Weber, Zelter, Bernh. Klein, Fr. Schneider, Methfessel, Silcher, Konradin Kreutzer, Marschner, Mendelssohn, die Brüder Lachner, Stuntz, Julius Otto, Neithardt, Kücken, Zöllner, Abt, K. L. Fischer, Tschirch u. a. Vgl. Elben, «Der volksthümliche deutsche M.» (Tüb. 1855).

Manners (Lord John James Robert), ein Haupt der engl. Torypartei, wurde als der zweite Sohn des Herzogs von Rutland 13. Dec. 1818 geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in Eton, studirte dann in Cambridge und trat schon 1841 für Newark ins Unterhaus, wo er nicht ohne Talent die Grundsätze des extremsten Conservatismus verfocht und sich später an D'Israeli anschloß. Als Schriftsteller, namentlich als Poet, gehörte er zu der sog. Schule des Jungen England, die sich jedoch besonders durch ihre Vorliebe für das Mittelalter auszeichnete und in der Wiederkehr der feudalen Zustände die Cur für die Gebrechen unserer Zeit sah. In diesem Sinne schrieb M. sein «Plea for national holidays» (Lond. 1843), in welchem er die Wiedereinführung der alterthümlichen Volksspiele befürwortet. Da er bei den Parlamentswahlen von 1847 keinen Sitz erlangt hatte, trat er 1849 als Nebenbuhler Rothschild's in London auf, wo er indeß durchfiel. Erst im Febr. 1850 wählte ihn die Stadt Colchester und 1857 Nord-Leicestershire zum Abgeordneten. Bei der Bildung des protectionistischen Ministeriums im Febr. 1852 wurde M., obwol ganz ohne Geschäftskenntnisse, zum Obercommissar der Wälder und Forsten (Domänenminister) mit Sitz und Stimme im Cabinet ernannt, in welcher Stellung er bis zum Eintritt Aberdeen's im Dec. 1852 verblieb. Im zweiten Ministerium Derby, 1858—59, nahm er dieses Amt abermals und in dem 6. Juli 1866 gebildeten zum dritten mal ein. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «The Spanish match of the 19th century» (Lond. 1846) und «Notes of an Irish tour» (Lond. 1849).

Mannert (Konrad), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 17. April 1756 zu Altdorf, besuchte die Schule und Universität seiner Vaterstadt und kam 1784 als Lehrer an die Sebaldusschule und 1788 an das Egidinische Gymnasium in Nürnberg. 1797 wurde er Professor der Philosophie zu Altdorf und 1808 folgte er dem Rufe als ordentlicher Lehrer der Geschichte mit dem Titel eines Hofraths an die Universität nach Landshut. Mit letzterer siedelte er 1826 nach München über, wo er 27. Sept. 1834 starb. M. war ein gründlicher Historiker, der es mit der Benutzung und Sichtung der Quellen sehr gewissenhaft nahm. Hiervon zeugen die Schriften: «Geschichte der Vandalen» (Lpz. 1785); «Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's» (Lpz. 1787); «Compendium der deutschen Reichsgeschichte» (Nürnb. und Altd. 1803; 3. Aufl. 1819); «Aelteste Geschichte Bojariens» (Nürnb. u. Sulzb. 1807); «Kaiser Ludwig IV.» (Landsh. 1812); «Handbuch der alten Geschichte» (Berl. und Lpz. 1818); seine mit Liebe geschriebene «Geschichte Baierns» (2 Bde., Lpz. 1826); seine «Geschichte der Deutschen» (2 Bde., Stuttg. 1828—30) und seine «Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken» (Stuttg. 1829). Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch Aufhellung der alten Geographie, welche er zuerst allein, dann mit Ukert in der «Geographie der Griechen und Römer» (10 Bde., Nürnb. 1792—1825) bearbeitete. Weniger bekannt sind seine unter dem Titel «Miscellanea» herausgegebenen Bemerkungen über Diplomatik (Nürnb. 1793).

Mannstollheit, s. Erotomanie und Nymphomanie.

Mannstreu, s. Eryngium.

Mannszucht, im allgemeinen gleichbedeutend mit der militärischen Disciplin, umfaßt nicht allein die Subordination, sondern auch das sittliche Betragen des Soldaten. Strenger und unbedingter Gehorsam für jeden Befehl des Vorgesetzten ist die Grundlage der M., ohne welche weder das Heer im ganzen noch in seinen einzelnen Theilen bestehen kann. Zur Aufrechthaltung derselben ist dem Vorgesetzten eine gewisse Strafgewalt verliehen, doch wird er M. am besten erhalten, wenn er auf das Ehrgefühl wirkt und durch richtige, im Dienste strenge, sonst aber humane und vor allem gerechte Behandlung einen guten Geist bei seinen Untergebenen zu erwecken versteht. Im Kriege ist die M. noch wichtiger als im Frieden, namentlich in Feindes Land, bei anhaltendem Mangel, nach erbitterten Kämpfen, auf dem Rückzuge u. s. w. Sie bewährt sich am schönsten da, wo der Soldat sich selbst überlassen ist.

Mannus nannten, wie Tacitus berichtet, die Germanen den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisco (s. d.) und leiteten von seinen drei Söhnen wiederum ihre drei Hauptstämme ab, die Ingavonen, Istävonen und Herminonen. Er bildete das letzte Glied des nicht blos den Deutschen, sondern den indogerman. Völkern überhaupt zugehörigen Mythus von dem Ursprunge des Menschengeschlechts und steht gleich dem indischen Manus als Urvater an der Spitze der mit Vernunft begabten Erdbewohner. Sein Name ist abzuleiten von der indogerman. Wurzel man, denken. Seine weitern Nachkommen heißen daher auch einfach, wie er, man, oder mit patronymischer Ableitung althochdeutsch manisco, neuhochdeutsch Mensch und die ganze Erde altnordisch manheimr. Vgl. Wackernagel in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 6).

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portug. Literatur, geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wendete sich aber bald zur Literatur und Poesie. Sein Talent wurde zuerst von Ausländern anerkannt, die er als geistvoller Cicerone nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Hierauf begannen auch die Portugiesen M.'s Gedichte zu lesen, und sein Ruf stieg immer höher. Seine Feinde machten indeß aus Neid über sein Talent seine Gesinnung verdächtig, wozu sie namentlich in seinen Aeußerungen über Toleranz und Mönche und in der Uebersetzung von Molière's «Tartufe» den Stoff fanden. 1778 vor die Inquisition gefordert, entwaffnete er den Diener derselben, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Der portug. Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, sicherte ihm ein sorgenfreies Alter. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln. Auch übersetzte er Wieland's «Oberon». Er starb 25. Febr. 1819. Seine «Obras completas» gab er unter dem Namen Filinto Elysio heraus (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

Manoeuvre nennt man die Verbindung taktischer Bewegungen, um das Gefecht einzuleiten oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Die M. können daher entweder von einer Truppengattung allein oder von mehrern zusammen ausgeführt werden; immer geschieht es jedoch durch größere Abtheilungen aus mehrern Bataillonen oder Escadrons mit Batterien zusammengesetzt, wodurch sie sich von den Evolutionen (s. d.) unterscheiden. Oft bedeutet M. in weiterm, strategischem Sinne diejenigen Märsche und Stellungen, durch welche der Feind bedroht und auch ohne Gefecht zum Rückzuge gezwungen (wegmanoeuvrirt) wird. Vorzugsweise bezeichnet man indeß durch das Wort jene größern Truppenübungen im Frieden, welche ein Bild der im Kriege vorkommenden Verhältnisse geben sollen, um nicht allein die Truppen, sondern vorzüglich ihre Führer darauf vorzubereiten. Je vollkommener hierbei das Ineinandergreifen aller Waffen stattfindet, um so größer ist die Manoeuvrirfähigkeit der Truppen. Man theilt die M. zuweilen in Schul- und Feldmanoeuvres. Bei erstern wird vorher eine bestimmte Disposition über die Folgereihe der Momente ertheilt. Bei letztern werden nur die vorausgesetzten allgemeinen Verhältnisse den Führern der Truppen mitgetheilt und ihnen die Ausführung nach eigenem Ermessen übertragen. Gut geleitet, können die M. sehr nützlich sein. — Im Seewesen versteht man unter M. die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen u. dgl. Auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, z. B. die Handhabung der Taue und der Segel, das Lichten der Anker, das Aussetzen eines Bootes u. s. w., werden M. genannt.

Manömeter heißen diejenigen Apparate, mittels welcher man den Druck oder die Spannkraft zusammengepreßter Gase oder Dämpfe, im besondern des Wasserdampfes bei Dampfmaschinen, mißt. Da diese Messung von großer Wichtigkeit, namentlich die Sicherung eines Dampfkessels gegen das Zerspringen auf der steten Kenntniß von der in seinem Innern vor-

handenen Dampfspannung begründet ist, so bildete die Construction zuverlässiger M. einen Gegenstand sehr ernsten Studiums und vielfältiger Versuche. Man kann alle bekannten M. unter vier Klassen bringen: offene Quecksilbermanometer, bei welchen der Dampfdruck in einer Röhre eine Quecksilbersäule hebt, deren Höhe den Maßstab für die Größe dieses Druckes abgibt; geschlossene Quecksilbermanometer oder Compressionsmanometer, wobei eine kurze Quecksilbersäule den Druck auf eine übrigens völlig abgeschlossene Portion atmosphärischer Luft überträgt, sodaß aus deren Volumenverkleinerung ein Rückschluß auf die Größe des Drucks gemacht werden kann; Kolbenmanometer, bei welchen der Dampfdruck einen in seinem Cylinder schiebbaren, durch Gewicht oder Feder belasteten Kolben bewegt; endlich Federmanometer, bei denen der Hauptbestandtheil eine in verschiedener Gestalt ausgeführte metallene Feder ist, deren durch den Dampfdruck bewirkte Formänderung mittels eines Zeigers in vergrößertem Maße erkennbar gemacht wird. Für große Dampfspannungen sind die offenen Quecksilbermanometer (übrigens die einfachsten und zuverlässigsten) nicht wohl tauglich, weil sie hier ein übermäßig hohes Quecksilberrohr erfordern. Man hat diesen Uebelstand durch sog. Differentialmanometer zu beseitigen gesucht. Da diese aber complicirt, die geschlossenen Quecksilber- und Kolbenmanometer weniger zuverlässig sind, so haben neuerlich die Federmanometer eine sehr ausgebreitete Anwendung gefunden.

Mans (Le), ein wichtiger Fabrik- und Handelsort im westl. Frankreich, die Hauptstadt des Depart. Sarthe wie der ehemaligen Provinz Maine, an der hier dreifach überbrückten Sarthe und nahe unterhalb der Mündung der Huine gelegen und durch fünf Eisenbahnen mit Paris, Angers, Tours, Rennes und Cherbourg verbunden, ist der Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels- und dreier Friedensgerichte, einer Handels- und einer Ackerbaukammer. Die Stadt ist in ihrem alten, am Flußufer gelegenen Theile schlecht gebaut, mit engen, gewundenen, unfahrbaren Gassen und niedrigen Häusern, in dem höher gelegenen aber regelmäßig und geräumig. Die bedeutendsten Gebäude sind die prächtige goth. Kathedrale mit herrlichem Chor, mehrere andere stattliche Kirchen aus dem Mittelalter und die seit 1864 am Bahnhof erbaute Notre-Dame de la Gare, der bischöfl. Palast, das 1757 an der Stelle des alten Münzgebäudes und des Schlosses der Grafen von Maine erbaute Stadthaus, die Präfectur, die Cavaleriekaserne, die Kornhalle, das 1839—42 erbaute neue Theater, eins der schönsten Frankreichs, und der 164 Meter lange Eisenbahnviaduct aus Granit und Marmor. Die Stadt hat ein Priester- und ein Lehrerseminar, ein kaiserl. Lyceum, eine Zeichen- und eine höhere Elementarschule, Curse für Lehrerinnen sowie für Handel und Industrie, Gesellschaften für Medicin, Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Gartenbau. Auch gibt es eine öffentliche Bibliothek von 45000 Bänden, ein ausgezeichnetes Archiv, eins der besten franz. Museen für Naturalien, ein Museum für Alterthümer, eine Gemäldegalerie u. s. w. Die Einwohner, (1861) 37209 an der Zahl, fabriciren Flaggen- und Segeltuch, Hanfleinwand im großen, außerdem Wachstuch, Musselin, Spitzen, Strumpfwaaren, in ganz Frankreich berühmte Wachskerzen sowie Chemikalien. Auch unterhält man Kupfer- und Eisengießereien mit Maschinenfabriken, Leinwand- und Wachsbleichen, Schneidemühlen u. s. w. Sehr bedeutend ist der durch die Eisenbahnen und eine Bankfiliale unterstützte Handel mit den genannten Fabrikaten und mit landwirthschaftlichen Producten, besonders mit Schlachtvieh, Geflügel, Getreide und Hanf. M. war unter den Römern, nach den aufgefundenen Alterthümern (Amphitheater, Wasserleitungen, Bädern u. s. w.) zu schließen, ein beträchtlicher Ort. Unter Karl d. Gr. gehörte er zu den größten Städten des Reichs, litt aber sehr in allen folgenden Jahrhunderten durch Kriege, zuletzt in dem Vendéer- und dem Kriege der Chouans 1793 und 1799.

Mansard (Jules Hardouin), franz. Baumeister, geb. zu Paris 1645, machte sich zuerst bekannt durch den Bau des Schlosses von Clagny, welches er 1680 vollendete, und erwarb sich frühzeitig das Vertrauen Ludwig's XIV., in dessen Diensten sein Vater als erster Hofmaler angestellt war. Seine Hauptbauten im Auftrage des Königs waren das Schloß in Versailles und der Dom der Invaliden, die Schlösser von Marly und Trianon, der Vendômeplatz und der Siegesplatz, die Kirche Notre-Dame in Versailles u. s. w.; doch stand er nicht über dem Kunstgeschmack seiner Zeit. Er starb als Generaldirector der königl. Bauten zu Marly 11. Mai 1708. — Sein Oheim, François M., geb. zu Paris 1598, gest. daselbst im Sept. 1666, war der Begründer der Kirche Val-de-Grace in Paris, deren vollständiger Bau ihm darum genommen wurde, weil er selten seinen Entwürfen treu blieb, sondern stets änderte. Er erfand die gebrochenen Dächer, die nach ihm Mansarden benannt wurden.

Mansfeld, früher eine Grafschaft des Obersächsischen Kreises mit eigenen Grafen gleiches

Namens, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen gehörig, umfaßt 20 Q.-M., ist gebirgig und hat ansehnlichen Berg- und Hüttenbau. Zum Areal der frühern Grafschaft gehören auch zwei Seen, ein süßer und ein salziger, in welchem letztern bei dem Dorfe Röblingen in neuerer Zeit eine Badeanstalt errichtet worden. Gegenwärtig ist die Grafschaft in drei Kreise: Mansfeldergebirgs-, Mansfeldersee-Kreis und Kreis Sangerhausen getheilt. Die vorzüglichsten Städte sind M. oder Thalmansfeld, Eisleben und Sangerhausen (s. d.). Der Kreis M.-See zählt auf 10,84 Q.-M. 62167 E. und hat zur Hauptstadt Eisleben (s. d.). Außer letzterer liegen in demselben noch die Städte Alsleben an der Saale mit 3094, Gerbstädt mit 2512 und Schraplau mit 1416 E. Der Kreis M.-Gebirg ist 8,98 Q.-M. groß und zählt 41372 E. Hauptort desselben ist die Stadt M. am Thalbache mit 1748 E., die hauptsächlich beim Berg- und Hüttenbau und als Steinbrecher Beschäftigung finden. Sie hat in ihrer Nähe die Ruinen des gleichnamigen Stamm- und Residenzschlosses der Grafen von Mansfeld (s. d.), das aber im Dreißigjährigen Kriege geschleift ward, und von dem nur noch die Schloßkirche vorhanden ist. Die übrigen Städte des Kreises M.-Gebirg sind: Hettstädt, an der Wipper, mit 4718 E., Kupferhütten, Maschinenfabrikation, Weberei und Brauerei; Ermsleben, an der Selke, mit 3074 E. und viel Gewerbfleiß; Leimbach, an der Wipper, mit 1172 E., Kupfer- und Vitriolhütte u. s. w. Die Grafschaft wurde als magdeburger, halberstädter und kursächs. Lehn, nachdem sie wegen tiefen Verschuldens der Grafen seit 1570 von den Lehnsherren und deren Nachfolgern theilweise bis 1716, theilweise bis 1780 sequestrirt worden war, in letztgedachtem Jahre beim Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von M. zwischen Preußen und Sachsen getheilt. Nachdem der preuß. Antheil 1807 zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen worden, wurde 1808 auch zumeist der sächsische an dasselbe abgetreten. 1813 setzte sich Preußen wieder in Besitz seines früher besessenen Antheils und erhielt 1815 auch den ehemals sächs. Antheil.

Mansfeld, eins der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem alten Schlosse Mansfeld (s. d.) in der gleichnamigen Grafschaft seinen Namen führte, gewann in dem mit der Erbtochter des letzten alten Grafen von M. verheiratheten Burkhard von Querfurt, Burggrafen von Magdeburg, im 13. Jahrh. einen neuen Stifter seines Stammes. Die Enkel Burkhard's stifteten die Linien M. und Querfurt, und 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere Linie erlosch 1666, nachdem sie sich zuvor noch in die mittelortische und hinterortische Linie getheilt; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch und die katholische oder bornstädtische, welche die reichsfürstl. Würde erlangte, 1780 mit dem Fürsten Joseph Wenzel im Mannsstamm ausstarb. Die Allodialgüter und der Name gingen infolge der Vermählung der Tochter des letzten Fürsten an das Haus Colloredo über. (S. Colloredo-Mansfeld.) Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen beim Welfesholze blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Zur Zeit der Reformation war es Albrecht, der sich für Luther's Sache erklärte und als eine der vornehmsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege zu betrachten ist. Albrecht's Sohn, Vollrath, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Peter Ernst, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des Römischen Reichs und starb 1604. Graf Karl von M. that sich im flandr. und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Besonders berühmt ist Graf Ernst von M., ein natürlicher Sohn des Statthalters Peter Ernst, den dieser mit einer niederländ. Dame zeugte. Er wurde 1585 geboren, von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, in der kath. Religion erzogen und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, sodaß ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Güter, die sein Vater in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den prot. Fürsten, trat zur reform. Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Oesterreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es wenigstens theilweise zuzuschreiben, daß Oesterreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. Er vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten und wurde wiederholt geschlagen, aber niemals überwunden. Mit engl. und franz. Gelde

warb er 1625 ein Heer, mit dem er in die österr. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau 25. April 1626 von Wallenstein geschlagen, setzte er dennoch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte. Er beabsichtigte über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara erkrankte und 20. Nov. 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Niederlagen machten ihn nur um so furchtbarer; kühn trotzte er allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredsamkeit und eine unerschöpfliche List. Den Condottieri der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, unterhielt er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung und wurde deshalb auch der deutsche Attila genannt; doch ging er keineswegs darauf aus, sich zu bereichern, sondern blieb arm. Den letzten Augenblick seines Lebens erwartete er völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. Vgl. Reuß, «Graf Ernst von M. im böhm. Kriege 1618—21» (Braunschw. 1865); Villermont, «Ernest de M.» (2 Bde., Brüss. 1866).

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), ausgezeichneter Humanist und verdienter Schulmann, geb. 26. Mai 1759 zu Blasienzell im Herzogthume Gotha, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, später auf dem Gymnasium zu Gotha und widmete sich in Jena den theol., philol. und philos. Wissenschaften. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers zu Gotha bekleidet, erhielt er 1785 eine Collaboratur, bald darauf eine Professur an dem Gymnasium daselbst. 1790 wurde er als Prorector an das Magdaleneum nach Breslau berufen, dessen oberste Leitung er nach drei Jahren übernahm und bis an seinen Tod, der 9. Juni 1826 erfolgte, rühmlichst führte. Während seines Aufenthalts in Gotha knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistesverwandten Fr. Jacobs (s. d.) und in Breslau später mit Garve (s. d.), dessen Briefwechsel er zugleich mit Schneider veröffentlichte. Wie im Leben, so bewies M. auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit überall einen redlichen Sinn, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes. Unter seinen Bearbeitungen der alten Classiker sind zu nennen: Meleager (Gotha 1789) und Bion und Moschus nebst deutscher Uebersetzung (Gotha 1784; 2. Aufl., Lpz. 1807); unter den antiquarischen Schriften: die «Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer» (Lpz. 1794), sowie viele das Alterthum erläuternde Aufsätze und Abhandlungen in den «Vermischten Schriften» (2 Bde., Lpz. 1801) und den «Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen» (Bresl. 1821); unter den deutschen, meist freiern Uebertragungen: die des Virgilischen Gedichts «Von der Landwirthschaft» (Jena 1783) und des «König Oedipus» von Sophokles (Gotha 1785). Ebenso empfehlen sich seine eigenen poetischen Erzeugnisse, besonders die «Kunst zu lieben» (Berl. 1794), die «Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften» und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, die sich in den angeführten «Vermischten Schriften» befinden, durch Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung. Vor allen aber verdienen wegen Gründlichkeit der Forschung, Klarheit und Wahrheitsliebe seine histor. Werke hervorgehoben zu werden. Dahin gehören besonders: «Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats» (3 Bde. in 5 Abth., Lpz. 1800—5); ferner das «Leben Konstantin's d. Gr.» (Bresl. 1817), die «Geschichte des preuß. Staats seit dem Hubertusburger Frieden» (3 Bde., Frankf. 1819—20; 2. Aufl. 1835) und die «Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien» (Bresl. 1824). Vgl. Jacobs in den «Personalien» (Lpz. 1840).

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler und Kupferstecher, geb. zu Padua 1431, wurde, nachdem er in seiner Jugend das Vieh gehütet, wegen seines ausnehmenden Talents von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, und schon in seinem 17. J. malte er ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua. Doch sehr bald erregte er die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich auch deshalb, weil er sich mit der Tochter Giacomo Bellini's verheirathete, der jenes Nebenbuhler war, und begab sich deshalb in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar. Die neun Cartons dazu in Aquarell verkaufte später der Herzog Vincentio II. von Mantua an König Karl I. von England. Unter Cromwell gingen diese für 1000 Pfd. St. in Privathände über; doch kamen sie nachher wieder an die brit. Krone und sind gegenwärtig im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber

sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giovanni Francesco Gonzaga abbildete, der dasselbe für den Sieg, welchen er 1496 gegen das Heer Karl's VIII. von Frankreich erfochten, gelobt hatte. Ein anderes treffliches Werk M.'s, die Heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln, und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des heil. Zeno zu Verona. Auch die Galerie in Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. M. ist der Hauptrepräsentant der paduanischen Schule, welche zuerst das Studium der Antike und zwar bis zur Einseitigkeit, mit Vernachlässigung des Naturstudiums, zu ihrem Hauptprincip erhob. Demgemäß ist auch seine Auffassung mehr plastisch als malerisch und seine Darstellung der Formen hart und scharf. Um die Gestalt der Figuren möglichst vollständig hervortreten zu lassen, ersetzte M. die großen, feierlichen Gewandmassen durch eine Menge kleiner geknitterter Falten. Sein Colorit ist meist etwas trocken. Ausgezeichnet war er auch als Kupferstecher, und es werden seine Arbeiten, besonders wegen der vortrefflichen Zeichnung und ihrer Seltenheit, sehr theuer bezahlt. Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler; sie malten unter anderm die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde. Unter M.'s Schülern sind Correggio und Raibolini die berühmtesten.

Mantelkinder, die vor der Trauung von den Verlobten miteinander gezeugten Kinder, welche durch die nachfolgende Ehe gleiche Rechte mit den ehelich geborenen haben. Sie erhielten den Namen M. von der frühern Sitte, daß die Mutter ihren Mantel bei der Trauung über sie breitete.

Manteuffel ist der Name eines alten edeln Geschlechts, das schon frühzeitig im alten Kassubenlande zu den burg- und schloßgesessenen Herren zählte, in Pommern die höchsten geistlichen und weltlichen Aemter bekleidete und sich von hier aus nach der Mark, nach Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Schweden, Kur-, Liv- und Estland verzweigte. In den Kämpfen der Schwertritter werden viele Glieder der Familie M. mit Auszeichnung genannt. Ahnherr der Freiherren von M., auf dem Majorate Katzdange in Kurland, war der Ritter Georg von M. aus dem Hause Poltzin und Arnhausen in Pommern. Von seinen Nachkommen wurden namentlich Eberhard von M. bekannt, der als kaiserl. Oberst unter Tilly vor Magdeburg focht. — Heinrich von M., geb. 1696, trat 1714 in preuß. Kriegsdienste, wohnte unter anderm 1740—45 den Schlesischen Kriegen bei, commandirte 6. Mai 1757 bei Prag unter Schwerin und erhielt im Sept. 1757 den Befehl über sämmtliche in Pommern stehende Truppen. Mit Erfolg leistete er hier wiederholt den Schweden Widerstand, wurde aber 29. Jan. 1760 von denselben gefangen. Nachdem er 1763 seine Freiheit wiedererlangt, lebte er auf seinem Gute Colletz in Pommern, wo er 10. Juli 1778 starb. — Einem andern Zweige gehört an Freiherr Georg August Ernst von M., geb. 26. Oct. 1765 zu Alt-Hörnitz in der Oberlausitz. Er bekleidete seit 1791 mehrere höhere richterliche und Verwaltungsämter, ward 1813 Mitglied der Immediatcommission, welcher der König von Sachsen, als er das Land verlassen mußte, die Verwaltungsgeschäfte anvertraute, und nach der Rückkehr des Königs 1815 Director des zweiten Departements im Geh. Finanzcollegium, 1817 Mitglied des Geh. Raths, 1820 Wirkl. Geheimrath, später Präsident des Geh. Finanzcollegiums und 1828 Conferenzminister. Nach Rücktritt des Ministeriums Einsiedel (1830) fungirte er als sächs. Gesandter beim Bundestage, bis er 1840 nach Dresden zurückkehrte, wo er 8. Jan. 1842 kinderlos starb. Brüder desselben waren: 1) Freiherr Hans Ernst Wilhelm von M., geb. 23. Juli 1767, gest. 2. Juni 1828 als preuß. Landrath zu Guben. Von dessen Söhnen ist Freiherr Ernst von M., geb. 13. Aug. 1799, Oberforstmeister zu Kolditz in Sachsen, und Freiherr Kurd von M., geb. 3. Febr. 1803, Kreisgerichtsdirector zu Wittenberg, während ein dritter Sohn, Freiherr Ernst Rudolf von M., geb. 18. Febr. 1797, als sächs. Oberhüttenverwalter zu Freiberg 23. Dec. 1854 starb. 2) Freiherr Hans Karl Erdmann von M., geb. 6. März 1773, gest. 31. März 1848 als preuß. Wirkl. Geheimrath und Chef-Präsident des Oberlandesgerichts zu Magdeburg, ist der Vater des preuß. Generals Freiherrn Edwin von Manteuffel (s. d.). Endlich 3) Freiherr Friedrich Otto Gottlob von M., geb. 6. April 1777, gest. 20. Jan. 1812 als Präsident der sächs. Oberamtsregierung und des Consistoriums zu Lübben in Niederlausitz. Dessen beide Söhne sind der frühere preuß. Ministerpräsident Freiherr Otto Theodor von Manteuffel (s. d.) und Freiherr Karl Otto von Manteuffel (s. d.). Zweimal kam die reichsgräfl. Würde an die Familie, zuerst durch den königl. poln. und kurfürstl. sächs. Geheimrath und Staatsminister Ernst Christoph von M., der sie 1719 erhielt, indessen 1749 ohne Nachkommen

verstarb. Zum zweiten mal gelangte die Würde 1759 an die kur-, liv- und estländische Linie durch Gotthard Johann von M., der aus seinen bedeutenden Besitzungen Talkhoff, Herjanorum, Laisholm und Pakkast in Livland ein Fideicommiß gebildet hatte und vier Söhne hinterließ, welche vier Zweige der gräfl. Linie stifteten. Diese vier Söhne waren: 1) Graf Andreas von M., geb. 1714. Derselbe diente zuerst unter Prinz Eugen, trat dann in die russ. Armee, in der er dem Sturme von Oczakow beiwohnte, zeichnete sich dann bei Großjägerndorf aus, nahm als Generallieutenant seinen Abschied und starb 1768. Sein Enkel, Graf Ernst Gotthard von M., geb. 21. Febr. 1801, ist der gegenwärtige Besitzer des Majorats. 2) Graf Gotthard Johann von M., geb. 1716, gest. 1753, wurde durch seinen Sohn, Grafen Gotthard Johann von M. (geb. 1750, gest. 1820), Stifter der Linie auf Alt- und Neu-Parmel, deren gegenwärtiges Haupt der Graf Gotthard Johann ist. Die Linie 3) des Grafen Karl Reinhold von M. (geb. 1720, gest. 1782) auf Mex und Palser, sowie 4) die des Grafen Ludwig Wilhelm von M. (geb. 1721, gest. 1793 als kaiserl. russ. Staatsrath und Erbherr auf Metzküll und Berschn), sind im Mannsstamme erloschen, erstere seit 1842, letztere 1813 mit dem Tode des Grafen Gottlieb Johann von M., geb. 1771 (eines Sohnes des Grafen Ludwig Wilhelm), der als russ. General in der Schlacht bei Leipzig fiel.

Manteuffel (Edwin Hans Karl, Freiherr von), preuß. General, geb. 24. Febr. 1809, Sohn des 1848 verstorbenen Oberlandesgerichts-Chefpräsidenten von M. in Magdeburg, trat 1826 in das preuß. Garde-Dragonerregiment und wurde 1828 Offizier, 1843 Rittmeister und Adjutant des Prinzen Albrecht, 1848 aber Flügeladjutant des Königs. In dieser Stellung avancirte er bis zum Obersten und erhielt 1854 das Commando des 5. Ulanenregiments zu Düsseldorf, wurde auch später mehrmals mit diplomatischen Missionen betraut, deren er sich mit großer Geschicklichkeit entledigte, namentlich in Wien. 1857 trat er in das Kriegsministerium als Chef der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten (gewöhnlich das Militärcabinet genannt); 1858 erfolgte seine Ernennung zum General à la suite Sr. Majestät, 1861 die zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Königs. In seinem Dienstverhalten durch eine Broschüre des Stadtgerichtsraths Twesten angegriffen, forderte er diesen zum Zweikampf und verwundete ihn dabei, wofür er einen kurzen Arrest abbüßte. Nach dem Vertrage von Gastein 1865 wurde er zum Civil- und Militärgouverneur von Schleswig ernannt. Als Preußen diesen Vertrag durch Oesterreichs Ueberweisung der schlesw.-holstein. Frage an den Deutschen Bund für aufgehoben betrachtete, forderte M. den österr. Statthalter von Holstein, General Gablenz, auf, die Verwaltung beider Herzogthümer mit ihm wieder gemeinschaftlich zu übernehmen, und ließ auf Gablenz' Weigerung 7. Juni 1866 preuß. Truppen in Holstein einrücken, das nun von den Oesterreichern geräumt wurde. Von hier aus ging M., indem infolge des Bundesbeschlusses gegen Preußen das berliner Cabinet die Occupation der ihm feindlichen norddeutschen Lande anordnete, über die Elbe, um das nördl. Hannover zu besetzen, während von Minden aus General Vogel von Falckenstein, Commandirender des preuß. 7. Armeecorps, einrückte, unter dessen Befehl nun die combinirte Division M. trat. Dieselbe wirkte mit bei der Cernirung der hannov. Truppen, welche deren Capitulation herbeiführte, und bei den Operationen in Hessen und Franken. Als General Vogel von Falckenstein im Juli zum preuß. Gouverneur von Böhmen ernannt wurde, übernahm M. den Oberbefehl der Mainarmee, welche in Verbindung mit der zweiten Reservearmee unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin gegen die süddeutschen Mächte siegreich operirte. Nachdem er mit diesen Anfang Aug. den Waffenstillstand abgeschlossen, erhielt er eine Mission nach Petersburg, um Preußens Interessen bei der russ. Regierung für die bevorstehende Neugestaltung Deutschlands zu fördern.

Manteuffel (Otto Theodor, Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 3. Febr. 1805 zu Lübben, wurde nach dem Tode des Vaters seit 1812 mit seinem jüngern Bruder bei einem Oheim erzogen, bis beide 1819 die Landesschule Schulpforte bezogen. Seit 1824 widmete er sich auf der Universität Halle dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften. 1827 ging er nach Berlin, wo er 1829 als Referendarius beim Kammergericht eintrat, aber schon gegen Ende desselben Jahres zur Verwaltung überging. Bald darauf wurde M. Landrath im Kreise Sternberg, dann zu Luckau. Seit 1837 vertrat er die Angesessenen dieses Kreises als Abgeordneter auf dem Provinziallandtage der Mark Brandenburg. 1841 wurde er zum Oberregierungsrath und Dirigenten der Abtheilung des Innern bei der Regierung zu Königsberg ernannt. Nach zweijährigem Aufenthalte in Königsberg, wo er sich auch mit Bertha von Stammer vermählte, erhielt er 1843 das Amt eines Vicepräsidenten der Regierung in Stettin, und 1844 erfolgte, unter Beförderung zum Geh. Regierungsrath, seine Ernennung zum vortragenden Rathe bei

dem Prinzen von Preußen. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, sich mit den Einzelheiten der Staatsverwaltung sehr vertraut zu machen. Gleichzeitig trat er in den Staatsrath und wurde, unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung, 1845 zum Director der zweiten (1846 der vereinigten ersten und zweiten) Abtheilung im Ministerium des Innern ernannt. Als 1847 der erste Vereinigte preuß. Landtag zusammentrat, erklärte er sich als Vertreter des bureaukratischen Staatssystems mit Entschiedenheit gegen den constitutionellen Liberalismus, und dieselbe Stellung nahm er auch auf dem zweiten Landtage ein, der sich im April 1848 versammelte. Obgleich seit März 1848 das Ministerium des Innern in rascher Aufeinanderfolge an Männer überging, deren polit. Ueberzeugung von der seinigen weit verschieden war, blieb er doch in seinem Amte, bis ihm endlich 8. Nov. 1848 der König im Ministerium Brandenburg das Portefeuille des Innern übertrug. Seitdem begann ein tiefgreifender Einfluß M.'s auf die Geschicke des preuß. Staats. Um im Innern eine Grundlage zu gewinnen, trug er zunächst wesentlich zur Herstellung der Verfassung vom 5. Dec. 1848 bei. Nach der Erkrankung des Grafen Brandenburg übernahm er für diesen Anfang Nov. 1850 interimistisch das Ministerium des Auswärtigen. In dieser Stellung begab er sich 27. Nov. 1850 zu der Conferenz nach Olmütz, infolge deren Preußen seine deutsche Reformpolitik aufgab, in die Reactivirung des Bundestags willigte, die verfassungsmäßigen Rechte Kurhessens unterdrücken half und Schleswig-Holstein der dän. Gewalt überlieferte. Diese Friedenspolitik demüthigte Preußen tief und schnitt dem deutschen Volk alle Hoffnung auf die Bundesreform ab. Nachdem M. bereits 4. Dec. 1850 vorläufig zum Ministerpräsidenten ernannt worden, erfolgte 19. Dec. seine definitive Bestätigung in diesem Amte sowie auch als Minister des Auswärtigen. Er wandte nun mit Sicherung des äußern Friedens seine Thätigkeit der innern Politik zu, wo es ihm galt, die Entwickelung des Constitutionalismus zu hemmen und so viel als möglich den frühern bureaukratischen Absolutismus an dessen Stelle zu setzen. In diesem Bestreben hatte er anfänglich die feudale Partei nur zu seinem Verbündeten. Bald aber sah er sich trotz aller Gewandtheit von dem Einflusse dieser Partei so überflügelt, daß er in einen Gang der Dinge willigen mußte, der seinem ursprünglichen Standpunkte keineswegs entsprechen konnte. M. half so Zustände herbeiführen, die den preuß. Staat auch im Innern schwächten und zerrütteten. (S. Preußen.) Nach Einsetzung des Prinzen von Preußen zum Regenten erhielt er mit seinen Collegen 5. Nov. 1858 seine Entlassung. Er zog sich auf sein Gut Drahnsdorf im Luckauer Kreise in den Privatstand zurück. — Karl Otto, Freiherr von M., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 9. Juli 1806 zu Lübben, wurde mit seinem Bruder erzogen und seit 1819 auf der Schulpforte vorgebildet. Ostern 1825 bezog er die Universität Halle, wo er die Rechte und Staatswissenschaften studirte. Später erhielt er eine Stellung als Oberlandesgerichts-Assessor zu Frankfurt a. d. O., trat aber ebenfalls zur Verwaltung über und wurde, nachdem er längere Zeit bei der Regierung in Frankfurt gewirkt, von den Ständen des Kreises Luckau 1841 als Amtsnachfolger seines ältern Bruders zum Landrath erwählt. 1850 erhielt er das Amt des Vicepräsidenten der Regierung zu Königsberg, Anfang 1851 das des Regierungspräsidenten in Frankfurt. Im August desselben Jahres erfolgte hierauf seine Berufung als Unterstaatssecretär des Innern nach Berlin, und im Oct. 1854 wurde er Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, aus welcher Stellung er 1858 beim Rücktritte seines Bruders ebenfalls schied.

Mantinēa, eine im Alterthum nicht unbedeutende Stadt in Arkadien, an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch die Schlacht, welche die Thebaner hier 362 v. Chr. gegen die Spartaner gewannen, wobei der theban. Feldherr Epaminondas (s. d.) schwer verwundet wurde und unter Todesschmerzen auf einem nördlich von der Stadt gelegenen Hügel den Ausgang des Kampfes abwartete und hierauf verschied. Aus den Trümmern der Stadt, die Pausanias noch in ziemlicher Menge vorfand, entstand zum Theil später Tripolizza.

Manto, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem Delphischen Apollo geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit dem Kreter Rhakios, dem sie den Mopsos gebar, vermählte und das Heiligthum und Orakel des Klarischen Apollo unweit Kolophon gründete.

Mantua (ital. **Mantova**), die Hauptstadt eines ehemaligen Herzogthums in Oberitalien, zugleich eine wichtige Festung, liegt an dem nach Verona führenden Flügel der Lombardisch-Venetianischen Eisenbahn und auf einer Insel im Mincio, welcher hier mehrere Arme und sehr morastige Ufer hat und zugleich einen Landsee bildet, der sich auf der Nord- und Ostseite um die Stadt zieht, während dieselbe im Westen und Süden vom Mincio und einer breiten Sumpfstrecke

umgeben ist. In diesen westl. Sümpfen liegt das abgesonderte Hornwerk Pradella, an der Südseite die starkbefestigte Insel Cerese oder Il-Te und zugleich das Außenwerk Miglioretto, welches ein verschanztes Lager deckt und ein gewaltiges Schleusenwerk zu Ueberschwemmungen des Terrains, deren Rayon durch das starke Fort Pietole (gleichnamig einem in die Festungslinie hereingezogenen Dorfe, welches für das ehemalige Andes, den Geburtsort Virgil's, gilt) als Außenwerk gedeckt wird. Die Nordseite gegen Verona zu oder die Vorstadt Borgo di Fortezza, zu welcher über den See ein 1380 F. langer, starker Damm (Ponte de' Molini) führt, wird durch die große Citadelle di Porto, die Ostseite oder die Vorstadt Borgo di San-Giorgio aber, wohin eine 2700 F. lange, durch sechs Bastionen und zwei Strandbatterien vertheidigte Steinbrücke führt, durch das Fort San-Giorgio gedeckt. Die Stadt selbst, welche 29884 E. (1857, ohne die beträchtliche Garnison) zählt, ist nur von einer alten bastionirten Mauer umgeben, nicht besonders gebaut und wegen ihrer tiefen, sumpfigen Lage und schlechten Wassers kein angenehmer Aufenthalt. Merkwürdige Gebäude sind: die alte, weitläufige herzogl. Burg (Palazzo vecchio), einer der größten Paläste Europas, mit dem sog. Appartamento di Troja, welches Gemälde von Mantegna und Giulio Romano enthält; ferner der berühmte, größtentheils von Giulio Romano in der Gestalt eines T erbaute Palast de Te vor dem südl. Thore, der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten, aber längst eingegangenen Universität, das Zeughaus, das elegante Theater, das schöne ovale Tagestheater oder Amfiteatro, die Kathedrale, die großartige Kirche San-Andrea mit einer prachtvollen, 246 F. hohen Kuppel, einem freistehenden goth. Glockenthurme und Statuen von Canova, die Kirche San-Barnaba mit bleigedeckter Kuppel und andere Kirchen, die fast alle, wie mehrere andere öffentliche Gebäude, Gemälde von Mantegna, Romano u. a. enthalten. Von öffentlichen Anstalten besitzt M. eine theol. Lehranstalt, zwei Gymnasien, eine Haupt- und Unterrealschule, eine Akademie der Wissenschaften und Künste (Virgiliana) mit einer Gemälde- und Antikensammlung, einen Botanischen Garten, eine reichhaltige öffentliche Bibliothek von 80000 Bänden und ein durch viele Denkwürdigkeiten ausgezeichnetes Museum. Ferner befinden sich hier ein großes Militärhospital, ein Stadtkrankenhaus mit Irrenanstalt und Findelhaus, zwei Waisenhäuser, ein Leihamt, eine Arbeits- und Versorgungsanstalt, ein allgemeines Strafhaus u. s. w. Die Bevölkerung treibt außer den gewöhnlichen Gewerben bedeutende Gerberei und Handel mit Seide. Die Stadt soll schon von Karl d. Gr. befestigt worden sein und theilte das Schicksal des Herzogthums. Als durch Verschulden Balduin's del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten, wurde sie furchtbar verwüstet und ihrer kostbarsten Werke beraubt. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem sie aufgehört hatte, Residenz zu sein, kam sie allmählich mehr und mehr ins Sinken. 1796 wurde sie von den Franzosen blokirt und durch Wurmser's Capitulation erobert, 1799 von den Oesterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung denselben wieder entrissen, im Anfange des J. 1801 aber von neuem den Franzosen übergeben. Nach dem Pariser Frieden von 1814 räumten die Franzosen M. ohne Widerstand. Das Gebiet des ehemaligen **Herzogthums** M. stand schon unter den Römern in hoher Blüte. Nach dem Untergange des röm. Staats kam es an die Gothen, dann an die Longobarden, unter Karl d. Gr. an das Fränkische und unter Otto d. Gr. an das Deutsche Reich. Als kaiserl. Lehn kam es an die Este und an die Markgräfin Mathilde von Toscana, später an die Bonacorsi und gegen die Mitte des 15. Jahrh. an die Gonzaga. Der letzte Herzog aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem Spanischen Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua 1708 ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich in dem Besitze des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailänd. Landschaften, aus denen es die österr. Lombardei bildete. 1797 kam es zur Cisalpinischen Republik, dann zur Italienischen Republik, 1805 zum Königreich Italien, 1814 wurde es wieder von Oesterreich in Besitz genommen und mit dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche vereinigt. Mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino bildete das Herzogthum M. seitdem die **Provinz** M., welche auf 42,7 Q.-M. 264000 E. (ohne Militär) zählte. Als die Lombardei 1859 an Piemont abgetreten wurde, kam nur die westl. Hälfte der Provinz an letzteres, während der Rest (22,8 Q.-M. mit 151222 E.), bestehend aus den Districten M., Gonzaga, Ostiglia, Revere und Sermide, bei Oesterreich verblieb und zu Venetien geschlagen wurde. Mit letzterm kam infolge des Wiener Friedens vom Oct. 1866 auch dieser Theil von M. an das neue Königreich Italien.

Manual, im allgemeinen so viel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronolog. Ordnung, wie im Kassenbuche oder Journal, sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und

Kapiteln) eingetragen werden. — Manualacten oder Privatacten heißen die Proceßschriften, sowol die eigenen wie die gegenseitigen, welche der in einer Rechtssache beauftragte Sachwalter aufzubewahren hat. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter hat seinem Auftraggeber jederzeit die Einsicht in die Manualacten zu verstatten.

Manuel (Jacques Antoine), berühmt als franz. Kammermitglied während der Restauration, geb. zu Barcelonette 10. Dec. 1775, war anfangs für den Handel bestimmt, trat 1793 in die Armee, widmete sich aber, nachdem er schon den Grad eines Kapitäns erlangt, nach dem Frieden von Campo-Formio der advocatorischen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieser Eigenschaft am Appellhofe zu Aix. Als er während der Hundert Tage zum ersten mal Paris besuchte, empfing er die Nachricht, daß ihn das Depart. Niederalpen in die Kammer gewählt habe. Zögernd nahm er diese Ehre an und beobachtete längere Zeit ein gänzliches Stillschweigen. Erst nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich plötzlich und zeigte sich als großer Redner und kühner Patriot. Mit der zweiten Restauration beschloß M., sich in Paris niederzulassen, wurde aber von der Advocaten-Corporation als liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen. Obschon er sich hierdurch blos auf Privatconsultationen beschränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgedehnter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in den Depart. Finisterre und Vendée zugleich. Er entschied sich für letztere und nahm in der Kammer seinen Sitz zur äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als glühender Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Debatten über die verschiedenen Zweige der Verwaltung das Wort und legte außerordentliche Kenntnisse an den Tag. Mit der Stärke und dem Hasse seiner Gegner wuchs seine Kühnheit, Festigkeit und Begeisterung. Schon oft hatte er sich das Misfallen der Majorität zugezogen, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Endlich bot sich dieselbe in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, die einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert, wahrnehmen wollten. Vergebens versicherte er seine monarchische Gesinnung und wiederholte die Phrase; er wurde zur Ordnung verwiesen. Am nächsten Tage schlug Labourdonnaye seine Austreibung aus der Kammer vor, die 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M. 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Man rief einen Unteroffizier der wachhabenden Nationalgarde, Namens Mercier, herbei, der aber seine Hand nicht an den Deputirten legen wollte. Gensdarmen mußten hierauf eintreten, die ihn nun aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. M. war weit entfernt, die brutale Gewaltthat, welche den Bourbons in der öffentlichen Meinung einen harten Schlag versetzte, für seine Person auszubeuten. Er zog sich zurück und starb 20. Aug. 1827 zu Maisons. Seine Leiche, die man auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris bestattete, wurde von mehr als 100000 Menschen begleitet.

Manuel (Nikolaus), genannt Deutsch, Künstler, Staatsmann, Dichter und Soldat, wurde wahrscheinlich 1484 geboren. Man vermuthet, er sei der uneheliche Sohn eines vielleicht aus dem Süden stammenden Emanuel de Alamannis gewesen, aus dessen Namen er den seinigen entlehnt habe. Als Künstler scheint er in der kolmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. In Bern angesiedelt, nahm er als Mitglied des Raths sowol an den ital. Feldzügen wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todtentanz, ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und anderwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wol auf venet. Einwirkung. Von seinen Oelgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Stil hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der kolmarer Schule zusammen; seine geistreiche Subjectivität aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Unerlaubte aus. Von seinem Sohne Hans Rudolf M. rühren viele Holzschnitte in Seb. Münster's berühmter «Kosmographie» her. Vgl. Grüneisen, «Nikolaus M.» (Stuttg. und Tüb. 1837).

Manuel (Pierre Louis), franz. Conventsdeputirter und Revolutionsmann, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und

gerieth wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille. Wieder in Freiheit gesetzt, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Polizei die Schrift «La police dévoilée» (2 Bde., Par. 1791) abzufassen, die große Abscheulichkeiten aufdeckte. Als eifriger Jakobiner wurde er gegen das Ende des J. 1791 Gemeindeprocurator, während Pétion das Amt des Maire versah. In dieser Stellung betheiligte er sich gewaltig am Umsturze des Throns und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Templethurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkerung desselben vergebens widersetzte. Mit Unrecht beschuldigten ihn seine Feinde der Anstiftung und Theilnahme der Septembergreuel. Gewiß ist es, daß er viele angesehene Personen rettete und später vom Convent verlangte, man möchte die während der Metzelei Entwichenen nicht als Emigranten betrachten. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuilerien wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik eröffnen und denselben der äußern Zeichen der königl. Würde entkleiden, was er ohne Roheit vollzog. Seitdem handelte er merkwürdigerweise stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung und äußerte in der Verhandlung über die Appellation ans Volk: «Das Recht über Leben und Tod gehört der Natur; der Despotismus hat ihr das Recht genommen, aber das Volk wird es ihr wiedergeben.» Von der Bergpartei des Betrugs bei Einsammlung der Stimmen beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mishandlungen verlassen. Er ging nach Montargis, wo er im März 1793 von einer wüthenden Rotte fast todtgeschlagen wurde. Im August ließ ihn der Convent verhaften und nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Processe der Königin als Zeuge auftreten, wobei er sich rücksichtsvoll und edel benahm, obgleich das Beil auch über seinem Haupte schwebte. Am 15. Nov. stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, Urheber der Septembergreuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, mehrere Schlachtopfer gerettet zu haben. Er ward zum Tode verurtheilt und 16. Nov. 1793 hingerichtet. Seine Schriften sind ohne Bedeutung. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab er die «Lettres de Mirabeau à Sophie» (4 Bde., Par. 1792) heraus.

Manufacturen sind im engern Sinne die Werkstätten, in welchen durch die Menschenhand (lat. manus) oder die dieselbe ersetzenden Maschinen Rohstoffe zu Kunstwaaren verarbeitet werden, welche letztere daher Manufacte heißen, wogegen Fabriken ursprünglich nur diejenigen Anlagen genannt wurden, in welchen zu gleichem Zwecke das Feuer als wesentliches Umwandlungsmittel hinzutritt. Zu den M. gehören streng genommen z. B. die Spinnereien, die Webereianlagen u. s. w. Jene Unterscheidung wird aber gemeinhin nicht mehr festgehalten, und man belegt gewöhnlich die M. gleichfalls mit dem Namen Fabriken, welcher der vorherrschende geworden ist, sowie die Manufacte mit der Bezeichnung Fabrikate. Wie in Deutschland, so geschieht dies auch in Frankreich, wogegen in England beide Klassen von Etablissements Manufactories genannt werden. (S. Fabriken.)

Manuscript (lat.), d. i. Handschrift, heißt ein jedes geschriebene Schriftstück im Gegensatz zu einem durch den Druck veröffentlichten und somit dem Publikum allgemein zugänglich gemachten Schriftwerke. Daher bezeichnet der Buchhändler und Buchdrucker, besonders der Schriftsetzer die ihm zur Herausgabe und zum Druck übergebene handschriftliche Abfassung eines Buchs, Aufsatzes u. s. w. mit dem Worte M. Häufig werden literarische Erzeugnisse «als Manuscript gedruckt», d. h. sie werden durch den Druck vervielfältigt blos im Interesse des Autors und des Besitzers, ohne daß das Schriftwerk wirklich dadurch dem Publikum zugänglich wird, und ohne daß der Verfasser oder Eigenthümer seine Rechte, die er als solcher an dem nur handschriftlich vorhandenen Werke hat, aufgibt. Namentlich geschieht dies nicht selten bei dramatischen Producten, welche «den Bühnen gegenüber als M.» gedruckt werden, d. h. der Dichter behält sich das Recht vor, mit den Bühnen wegen der etwaigen Aufführung seines Stücks noch besonders zu contrahiren. — Manuscripte oder Handschriften (libri oder codices manuscripti) ist insbesondere auch der Name aller theils aus der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst, theils auch später abgefaßten handschriftlichen Bücher. Ihre Behandlung und Lesung bildet einen Hauptgegenstand der Diplomatik; ihre Aufbewahrung, Katalogisirung, Benutzung u. s. w. lehrt die Bibliothekswissenschaft. Alle noch vorhandenen alten M. sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches, aus der

eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes, dessen Gebrauch zu Handschriften im Abendlande schon mit dem 9. Jahrh. aufhörte, theils Baumwoll- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 n. Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und neben diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils endlich Linnenpapier, dessen Erfindung man in das 13. oder 14. Jahrh. setzt. Schreibfedern werden zuerst im 7. Jahrh. erwähnt. Von Tinten war die schwarze die gewöhnlichste. Sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. und war in der frühesten Zeit nicht mit Vitriol versetzt. Auch rothe (rubrum) Tinte von blendender Schönheit findet man schon in sehr alten Handschriften. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen geschrieben, daher die Ausdrücke Rubrum, Rubrik und Rubricator. Seltener kommt in alten Handschriften blaue Tinte vor, noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, die jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die M. in Rollen (volumina), die älteste Art, und in geheftete Bücher oder Bände, die eigentlichen codices. (S. Codex.) Die Schreiber der M. (scribae oder librarii) waren bei den Alten meist Freigelassene oder Sklaven, in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Von weit größerer Wichtigkeit als die äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Noch immer hat für diesen Theil der Handschriften Walther's «Lexicon diplomaticum» (3 Bde., Gött. 1745—47) einen entschiedenen Werth. Das Alter griech. Handschriften läßt sich aus den Schriftzügen schwerer bestimmen als das der lateinischen. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Verlauf der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente entscheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lateinischen M. hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln oder Minuskeln), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu seit dem 12. Jahrh. die sog. gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt und bei jeder dieser Schriftarten wieder Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen; doch kommen auch nach eingeführter Punctation aus dem 13. und den folgenden Jahrhunderten noch M. ohne Interpunction vor, aber mit Abtheilung der Worte. Handschriften, die keine Kapitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt. Der sog. Custos oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen (s. d.) eine Handschrift hat, desto älter ist sie. In den ältesten Handschriften hängen die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen aneinander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man zuerst in M. aus dem Anfange des 12. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Manche M. haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch durch wen sie geschrieben worden sind, und man nennt sie deshalb datirte Codices. Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht ohne weiteres für erwiesen annehmen, da sie oft blos auf einen Theil der Handschrift sich beziehen oder auch ganz erdichtet sind. Ebenso wenig darf man aus denselben immer auf das Alter der Handschriften mit Bestimmtheit schließen, da spätere Abschreiber oft derartige Notizen aus den Originalen, welche sie vor sich hatten, copirten. Abgeschabte und neu überschriebene Handschriften (codices rescripti) nennt man Palimpsesten (s. d.). Vgl. Ebert, «Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1825—27); Hoffmann, «Handschriftenkunde für Deutschland» (Bresl. 1831); Kirchhoff, «Die Handschriftenhändler des Mittelalters» (Lpz. 1853).

Manutius (Aldus), ital. Manuzio, Manuzzi oder Manucci, auch Aldus der Aeltere genannt, geb. 1449 zu Bassiano bei Velletri, studirte hier, zu Ferrara und in Rom, weshalb er sich den Beinamen Romanus gab, und wurde dann Erzieher des jungen Fürsten zu Capri, Albertus Pius, der ihm unter andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. 1482 begab er sich

nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona, worauf er 1488 in Venedig eine Druckerei anlegte. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sog. Antiqua ein, erfand die Cursiv, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur einfach schöne und correcte, sondern auch gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Seine ersten griech. Drucke war die griech. Grammatik von Konstantin Laskaris und das Gedicht des Musäus (1494). Ueberhaupt verdanken wir ihm 28 editiones principes von griech. Classikern. Von seinen eigenen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftstellern, bemerkenswerth die «Institutiones grammaticae Graecae» (1515); das «Dictionarium Graecum» (1497, Baf. 1519 u. öfter); «Institutiones Graeco-Latinae» (1501 und 1508) und die «Introductio perbrevis ad Hebraicam linguam» (zuerst mit Laskaris' Grammatik 1501). Vorzüglich sind seine Pergamentdrucke, namentlich ist die Schwärze vortrefflich. Die Päpste Julius II. und Leo X. unterstützten ihn durch Privilegien. Er starb 3. Febr. 1515 an den Wunden, welche ihm drei Meuchelmörder beigebracht hatten. — Sein dritter Sohn, Paulus M., geb. zu Venedig 12. Juni 1511, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei (Typographia Pio-Manutiana) beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der vaticanischen Bibliothek gebraucht. Er übernahm 1533 seines Vaters Buchdruckerei zu Venedig, wo er auch 6. April 1574 starb. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker, besonders der Werke des Cicero, sind hochgeschätzt, und unter seinen eigenen Schriften zeichnen sich namentlich seine «Epistolae et praefationes» (1558 u. öfter) aus. — Aldus M. der Jüngere, der Sohn des vorigen, geb. 13. Febr. 1547, schrieb bereits im 14. J. eine Abhandlung über die lat. Orthographie. Später lehrte er die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom und starb in letzterer Stadt 28. Oct. 1597, nachdem er die väterliche Druckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Noch in seinem Todesjahre hatte ihm Clemens VIII. die Leitung der Typographia Vaticana übertragen. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldinischen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust und Eutrop und mehrere Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's «Thesaurus» finden. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben, welche aus den Druckereien der M. hervorgingen, nennt man Aldinen (s. d.). Vgl. Renouard, «Annales de l'Imprimerie des Aldes» (3. Aufl., Par. 1834); Schück, «Aldus M. und seine Zeitgenossen» (Berl. 1862).

Manzanares, eine Stadt (Villa) in der span. Provinz Ciudad-Real (Neucastilien), nahe dem Guadianazufluß Azuer, an der andalusischen Heerstraße und an der von Madrid nach Malaga führenden Eisenbahn, von welcher hier eine $8^3/_4$ M. lange Seitenbahn westwärts nach Ciudad-Real führt, begrenzt mit Almagro (s. d.) im SW. und Valdepeñas im S. den durch seinen Rothwein von Valdepeñas berühmten District Campo de Calatrava. Die Stadt, ziemlich gut gebaut und einer der wohlhabendsten Orte in der Mancha (s. d.), wird von einem alten, vielthürmigen Castell beherrscht, besitzt einen schönen Marktplatz, auch eine sehenswerthe goth. Kirche und zählt (1857) 10257 E., die Wein- und Safranbau, Wollzeugweberei und Handel treiben. — Den Namen M. führen auch zwei nicht bedeutende Flüsse Castiliens. Der eine ist ein linker Nebenfluß des obern Duero, der an dem Nordabhang der Sierra de Atienza entsteht; der andere ein rechter Zufluß des durch den Henares verstärkten Jarama, ein reißender, im Sommer sehr wasserarmer Bergstrom, welcher am südl. Abhange des Cerro de los siete Pico entspringt und an Madrid vorbeifließt.

Manzanillobaum, Manschinellenbaum, s. Hippomane.

Manzoni (Alessandro), ital. Dichter, wurde zu Mailand 8. März 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber ohne Bildung, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Beccaria. Zunächst machte er sich durch seine «Versi sciolti» (Par. 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, und hiernach durch die «Inni sacri» (1810) bekannt, worin er eine neue Art Lyrik schuf. Seine Tragödie «Il Conte di Carmagnola» (Mail. 1820), in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, fand nicht blos in Italien großen Beifall, sondern wurde auch von engl. Kritikern und unter den Deutschen selbst von Goethe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie «Adelchi». In beiden Stücken bedient sich M. des Chors. Auch seine kleinern Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod: «Il cinque maggio» (1823),

trugen bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen aber erregten «I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII.» (3 Thle., Mail. 1827 u. öfter; Lpz. 1860; deutsch unter dem Titel «Die Verlobten» von Bülow, 3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1855; von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee das Leben des ital. Landvolks in unvergleichlicher Weise geschildert wird. Eine höchst interessante Episode dieses Romans bildet die Darstellung der Zustände Mailands während der Pest 1630. Später erschien das Werk von M. selbst im Stile vielfältig umgearbeitet (3 Bde., Mail. 1842) mit einem Anhange: «Storia della Colonna infame», worin M. in Beziehung auf die Hinrichtungen während der Pest in Mailand die Richter des Justizmordes anklagt. Seit vielen Jahren lebte M. in tiefer Abgeschiedenheit meist zu Brussado bei Mailand nur seiner Familie und seinen christl. Betrachtungen als eifriger und strenger Katholik. Von dieser seiner Richtung zeugen seine «Osservazioni sulla morale cattolica» (Flor. 1835; deutsch von Auspach, Köln 1835). Seine «Opere» wurden mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Nic. Tommaseo (5 Bde., Flor. 1828—29). 1860 erfolgte seine Ernennung zum Senator des Königreichs Italien.

Mäonide, eigentlich ein Bewohner von Mäonien oder Lydien (s. d.), wurde von den Alten vorzugsweise Homer genannt, weil einige Kolophon, das früher zu Lydien gehörte, für dessen Vaterstadt hielten, während andere, wie Lucian, diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ableiteten. — Später bezeichnete man mit Mäoniden die Musen überhaupt.

Maori, s. Neuseeland.

Mara (Gertrude Elisabeth), geb. Schmehling, eine berühmte Sängerin, wurde 23. Febr. 1749 zu Kassel geboren, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon im neunten Lebensjahre in Wien Concerte geben und im zehnten in London vor der Königin spielen konnte. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige beiseite und nahm Gesangunterricht bei dem Sopranisten Paradisi, der sie so weit brachte, daß sie im 14. J. als Sängerin bei Hofe sich hören lassen konnte. 1766 kam sie nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem sog. Großen Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde und sich zugleich zur Virtuosin auf dem Klavier ausbildete. König Friedrich II. hörte sie 1770 und stellte sie sogleich mit 3000 Thlrn. Gehalt in Berlin an, wo sie mit dem Virtuosen Concialini um den Preis eiferte und neben diesem und unter Porpora's Anleitung sich als Sängerin und Schauspielerin weiter bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Jos. Mara 1774 verwickelte sie sich in mannichfache Verdrießlichkeiten. Nachdem sie 1780 von dem Könige im höchsten Unwillen entlassen worden, ging sie wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da nach Paris, wo sie erste Concertsängerin der Königin wurde. 1784 erschien sie abermals in London, und ihr Auftreten in den Wintern 1785 und 1786 am Operntheater erregte den größten Enthusiasmus. So einstimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß waren die Klagen über ihren Eigensinn. Nachdem sie London verlassen, machte sie Kunstreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland bis Moskau, wo sie nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Gatten (gest. 1808) ihren bisherigen Begleiter Florio geheirathet haben soll. Als sie durch den Brand von Moskau 1812 ihr ganzes Vermögen verloren hatte, ging sie nach Reval und gab daselbst Unterricht. 1819 besuchte sie England und 1821 Deutschland. Sie starb zu Reval 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm gründete sich nicht nur auf die Stärke und Fülle ihres Tons und den großen Umfang ihrer Stimme, sondern auch auf die bewunderungswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, sowie auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien.

Marabu oder unrichtig Marabut heißt eine Art feiner weißer oder bläulich-grauer wollartiger Federn, welche häufig von Frauen als Kopfputz getragen oder zum Schmuck der Kopfbedeckungen benutzt werden. Die Marabufedern haben ihren Namen von dem M., einer Art des Storchs (Ciconia Marabu), welche in ganz Indien, Java und Sumatra lebt und dort von den engl. Colonisten Adjutant genannt wird. Diese Vögel spazieren häufig in den Straßen von Kalkutta umher, wo sie den Bewohnern oft zur Last sind, aber nicht getödtet werden dürfen. Wegen der Marabufedern, die im Bürzel und Hintertheil stehen, werden sie heerdenweise in den Dörfern aufgezogen.

Marábut (vom arab. marbuth oder morabeth) ist ursprünglich der Name einer Sekte, welche im nordwestl. Afrika entstand, hier eine bedeutende polit. Macht erlangte und die Dynastie der Morabiten oder Almoraviden (s. d.) gründete. Nach der Ueberwältigung der letztern durch die Almohaden blieb das Wort M. unter den Berbervölkern zur Bezeichnung von priester-

lichen Personen, welche den Dienst bei Moscheen und Grabkapellen besorgten. Sie stehen bei dem Volke in höchstem Ansehen, und man traut ihnen Wunderkraft und prophetische Gabe zu. Ihr mächtiger Einfluß erstreckt sich über ihren ganzen Stamm. Die Würde und die Heiligkeit eines M. erbt vom Vater auf den Sohn. Auch das Grab eines solchen Heiligen nennt man ein M.

Maracaibo heißt ein Meerbusen, ein großer Landsee, eine Provinz und deren Hauptstadt an der Nordküste von Südamerika. Der herrliche Golf de M., auch Saco de M. und Golfo de Venezuela genannt, breitet sich mit seiner 304 Q.-M. großen Oberfläche zwischen der zur neugranadischen Provinz Magdalena gehörigen Halbinsel Goajira und dem Gebiete der Republik Venezuela, insbesondere der Halbinsel Paraguana und den Provinzen Coro und M. aus. Der auf der Ostseite tief einschneidende Theil heißt Golfo de Coro. Durch einen nur 4489 F. breiten, jedoch für Seeschiffe fahrbaren Kanal, die sog. Barra de M., steht der Golf im Süden in Verbindung mit der Laguna de M., einem Süßwassersee von 394 Q.-M. Oberfläche, der selbst für Kriegsschiffe fahrbar sein würde, wenn nicht der heftige Strom in dem Kanale und Untiefen innerhalb desselben ihr Einlaufen hinderten. Der See sammelt die Gewässer der von den benachbarten Gebirgen herabkommenden Flüsse, wie des Rio-Zulia mit dem Catatumbo und des Escalante im S., des Matatan im O., die 20—30 M. aufwärts schiffbar sind und in der Regenzeit die Ebenen ihres untern Laufs weit und breit überschwemmen. — Die Provinz M., die westlichste der Republik Venezuela, hat mit Einschluß des Sees ein Areal von 1564 Q.-M. und eine Bevölkerung (1854) von 89718 Seelen. Westlich am Nordende des hier nur 2¼ M. breiten Sees liegt M., die Hauptstadt der Provinz, theils auf trockenem Terrain, theils an einer Bucht, theils auf einer Anhöhe. Die Stadt gewährt im ganzen ein ärmliches Ansehen, beginnt sich aber neuerdings mit dem Aufblühen des auswärtigen Handels sehr zu heben. Von öffentlichen Gebäuden sind nur eine hübsche Kirche, eine Kapelle, ein Kloster und ein Hospital zu nennen. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt M. ein Nationalcollegium, eine nautische und mehrere andere Schulen. Viel mehr Bedeutung hatte das ehemalige Jesuitencollegium, das erste in Venezuela, welches die Stadt zum Hauptsitz der Gelehrsamkeit der Capitania von Caracas machte. Der Hafen ist völlig sicher, der Eingang für große Schiffe aber etwas schwierig. Die am Eingange des Sees erbauten Festungswerke schützen den Hafen. Die Einwohner, deren Zahl sich 1801 auf 20000 belief, gegenwärtig aber nur die Hälfte beträgt, treiben großentheils Handel, Seefahrt und Schiffbau und unterhalten namentlich starken Verkehr mit den holländ., dän. und schwed. Inseln Westindiens. Neuerdings hat auch der directe Verkehr mit Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika sehr zugenommen, und es bildet M. einen wichtigen Stapelplatz für die Provinzen Maracaibo, Merida und Truxillo sowie auch für die reichen Nachbarprovinzen Neugranadas. 1864 waren 397 Schiffe ein- und ausgelaufen. Hauptausfuhrartikel sind Cacao, Häute, Gelbholz, Dividivi, Balsam-Copaiva und Baumwolle. Im NW. der Stadt bildet die Laguna de Sinamaica den schönsten Landsee der Provinz, an dessen Ufer die Indianer jetzt noch, wie ihre Vorfahren, ihre Wohnungen auf Pfählen erbauen, infolge dessen das Land den Namen Venezuela (Kleinvenedig) erhielt. M. wurde 1571 von Alonzo Pacheco an derselben Stelle gegründet, auf welcher schon der Entdecker des Sees, der Deutsche Ambrosius Alfinger, 1529 einige Häuser unter dem Namen Nueva-Zamora erbaut hatte. Die Stadt wurde wiederholt von den Indianern und später von den Flibustiern erobert und geplündert und blieb an Bedeutung lange hinter der 1595 auf der östl. Gegenküste gegründeten, jetzt völlig heruntergekommenen Stadt Gibraltar zurück. In den Unabhängigkeitskämpfen litt M. außerordentlich und wurde von den Spaniern erst 9. Nov. 1823 nach tapferer Vertheidigung durch Capitulation geräumt.

Maräne, Felchen, Schnäpel (Coregonus) heißt eine artenreiche Gattung von Süßwasserfischen aus der Familie der Lachse, welche durch das vollständig zahnlose, kleine Maul und den Mangel an Flecken auf dem meist silberweißen, oben grünen oder blauen Körper sich von den Forellen und Lachsen unterscheiden. Sie leben alle in Seen, sind ihres Fleisches wegen sehr geschätzt und einige Arten, wie die große M. der pommerschen Seen (C. maraena), das Blaufelchen oder der Gangfisch des Bodensees (Coregonus Wartmanni), werden gesalzen oder geräuchert weithin versendet.

Maranhão oder Maranham, eine der nördlichsten Provinzen Brasiliens, zwischen dem Atlantischen Meere im NO., Para im NW., Goyaz im W. und SW., Piauhy im S. und O. gelegen, von der ersten dieser Provinzen durch den Turyassu, von der letzten durch den Parnahyba getrennt, wird durch den 50 M. langen und in ein großes Aestuar, die Bai von San-Marcos, mündenden Fluß M. oder Miraim und den fast ebenso langen, etwas östlicher in die Bai von San-Jozé fallenden Itapicuru bewässert. Die Provinz hat eine Küstenlinie von 60—

70 M., dehnt sich ins Innere 120 M. weit aus und nimmt ein Areal von wahrscheinlich 6759 Q.-M. ein, auf welchem sie 1866 etwa 400000 E., darunter 70000 Sklaven zählte, ungerechnet die im Süden lebenden unabhängigen Indianer, deren Zahl nicht bekannt ist. Das Land ist die westl. Fortsetzung der Ebene des Paranahyba, aber hügeliger als Piauhy. Die von S. nach N. streichenden Sandsteinhügelketten erheben sich höchstens bis 1000 F. und sind meist bewaldet. Die zwischen den Flüssen liegenden Campos tragen wenig Bäume. Die Flüsse, die meist das Trinkwasser liefern, sind größtentheils schlammig und treten in der nassen Zeit (Dec. bis Juni) über. Das Klima ist heiß, aber nicht ungesund. In der trockenen Zeit hat nur die Küste grüne Stellen, während das ganze Innere eine Wüste ist, in der die Vegetation erstorben. Im nördl. und mittlern Theile der Provinz wird Ackerbau und Viehzucht, im südlichen fast nur die letztere getrieben. Im W. gewinnt man Zuckerrohr, Reis, Bananen, Mais, Yams, Manioc und Südfrüchte, im mittlern Theile besonders Baumwolle. Die Hauptstadt M. oder San-Luis de M. liegt auf der Nordwestküste der Insel M., welche 4 M. landeinwärts durch den Mosquitofluß, eine schmale Wasserverbindung zwischen den Baien von San-Marcos und San-Jozé, vom Festlande getrennt wird. Sie ist ein Seeplatz von 36000 E., Sitz eines Bischofs, hat ziemlich gut gebaute Häuser und breite Straßen, ein großes Gouvernementsgebäude, ein Stadthaus, eine Kathedrale, die zu dem ehemaligen Jesuitencollegium gehörte, zehn andere Kirchen und mehrere Klöster sowie ein Lyceum und einige andere Lehranstalten, auch eine Bank. Als Entrepot von sechs Provinzen betreibt die Stadt aus ihrem guten und sichern Hafen Handel mit Häuten und Baumwolle sowie mit Reis, Rum, Droguen und Manteiga de Tartaruga (einer Art Butter aus Schildkröteneiern). Die auf der West- und der Ostküste der Insel gelegenen Forts San-Marcos und San-Jozé decken die Eingänge in die nach ihnen benannten Baien. Der Stadt gegenüber liegt an der San-Marcosbai der Hafenort **Alcantara** mit 5000 E.

Marañon, s. Amazonenstrom.

Marasmus (griech.) ist im allgemeinen gleichbedeutend mit Kachexie (s. d.) und Hektik (s. d.). Mit Marasmus senilis bezeichnet man den abgezehrten, kraftlosen Zustand der Greise (s. d.).

Marasquino oder Maraschino heißt ein feiner Liqueur, der aus dem Safte einer Art saurer Kirsche (ital. marasca) unter Hinzufügung einiger anderer Ingredienzen bereitet wird. Am bekanntesten sind der M. di Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica. Auch wird er in Deutschland, aber minder gut fabricirt.

Marat (Jean Paul), berüchtigter Charakter der Französischen Revolution, geb. 24. Mai 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchâtel von prot. Aeltern, widmete sich der Arzneikunst und Physik und besaß geistige Mittel und ausgebreitete Kenntnisse, ging aber auf Reisen, um sein Fortkommen zu suchen. Zu Edinburgh nährte er sich als franz. Sprachlehrer und gab daselbst 1774 eine revolutionäre Schrift, «The chains of slavery», heraus, die er später auch in franz. Sprache («Les chaînes de l'esclavage», Par. 1792 u. öfter) erscheinen ließ. Ein anderes Werk, «De l'homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme» (3 Bde., Amsterd. 1775), verwickelte ihn in einen langen Streit mit Voltaire und dessen Partei. In dieser Zeit veröffentlichte er nacheinander mehrere physik. Schriften über das Feuer, das Licht und die Elektricität, durch welche er Newton widerlegen und die Wissenschaft umgestalten wollte. Er ließ sich als Arzt in Paris nieder; allein sein stürmischer Geist, seine Paradoxie und große Eigenliebe brachten ihn bei aller verzehrenden Thätigkeit um jeden Erfolg. Endlich erhielt er eine Anstellung als Stallarzt beim Grafen von Artois. Beim Ausbruch der Revolution zeigte er sich sogleich als wilder Demagog. Von groteskem Aeußern, mit scharfmarkirtem Gesicht und flammendem Blick, mischte er sich unter das Volk und brachte durch seine zügellosen Reden bald eine lächerliche, bald eine furchtbare Wirkung hervor. Sein Einfluß auf die niedere Klasse, deren Ton er zu treffen verstand, stieg, als er 12. Dec. 1789 den «Publiciste parisien» herausgab, den er einige Monate später in den «Ami du peuple» umwandelte. In diesem Volksblatt, das er am Abend der Menge in Person vorlas, verbreitete er die tollsten Gerüchte und denuncirte den Hof, die Minister und die Nationalversammlung unaufhörlich. Schon im Aug. 1789 schrieb er in einem andern Blatte, man müsse 800 Bäume im Garten der Tuilerien in 800 Galgen verwandeln und ebenso viele Deputirte, an deren Spitze Mirabeau, aufhängen. Danton, der M. als Werkzeug gebrauchen wollte, suchte seine Bekanntschaft und brachte ihn in den Club der Cordeliers. Keineswegs durch Ehrgeiz, sondern vielmehr durch das Geräusch und die Unordnung gefährlich, die er um sich verbreitete, befahl der Stadtrath im Jan. 1790 seine Verhaftung. M. verbarg sich in den Kellern der Cordeliers, wo er sein Blatt redigirte, und wagte sich erst nach dem Fluchtversuch des Königs wieder an die Oeffentlichkeit. Während der

Gesetzgebenden Versammlung griff er besonders die Girondisten (s. d.) an. Guadet forderte endlich ein Anklagedecret gegen den Schmäher, zu dem sich die Jakobiner erst verstanden, als man auch den Proceß gegen den Abbé Royou, den Redacteur des «Ami du roi», bewilligte. M. versteckte sich wieder bei den Cordeliers, bis die Katastrophe vom 10. Aug. 1792 eintrat. Er trat jetzt förmlich in die Dienste Danton's, der Justizminister geworden, und verfolgte sehr heftig den Minister Roland. Als sich im Schose des revolutionären Gemeinderaths der berüchtigte Ausschuß zur Ueberwachung der Verräther bildete, ließ sich M. aus eigener Machtvollkommenheit aufnehmen und übte auf die Berathungen, welche den Septembergreueln vorangingen, den entschiedensten Einfluß. Unter den Septembermetzeleien wurde M. in den Convent gewählt, wo er sich noch wilder und blutdürstiger zeigte als in seiner Zeitschrift, die er seit 21. Sept. 1792 «Journal de la République» nannte. Indessen nahm ihn der Convent sehr schlecht auf; niemand wollte neben dem Septembristen sitzen, und wenn er sprach, erhob sich ein Tumult. Die Girondisten Louvet und Rebecqui klagten ihn in den ersten Tagen an, daß er zu Gunsten Robespierre's die Dictatur vorgeschlagen habe. M. leugnete dies nicht, behauptete aber, daß diese Dictatur nur einige Tage dauern dürfte, während im Gegentheil Frankreich 20 J. hindurch unter der Anarchie des Convents zittern würde. Auch machte er geltend, daß sein Dictator fortwährend eine große eiserne Kugel am Bein nachschleppen sollte, damit er sich nie dem Bereiche der Volksjustiz entziehen könnte. Endlich ließ man auf Vorlesung einer spätern Nummer seiner Zeitschrift die Anklage fallen, und M. zog ein Pistol aus der Tasche und erklärte, daß er sich auf der Tribüne den Tod gegeben haben würde, hätte man ihn in der That verhaften wollen. Durch die Straflosigkeit kühner gemacht, beschuldigte er 18. Dec. Dumouriez, daß derselbe die Patrioten, die zur Armee gegangenen Septembermänner, muthwillig dem Feinde geopfert habe. Einige Tage später forderte er in seiner Zeitschrift das Opfer von 270000 Köpfen, und als man ihn im Convent zur Rede stellte, meinte er, wenn man ihm diese verweigere, werde er mehr fordern. Während des Processes des Königs, für dessen schleunige Hinrichtung er stimmte, rief er dem Volke in seinem Blatte zu: «Schlachtet, schlachtet 200000 Anhänger des alten Regiments und reducirt den Convent auf das Viertel.» Diese und andere Uebertreibungen brachten in den Versammlungen im Jan. 1793 furchtbare Scenen zu Wege; der Convent heulte und pochte, wenn M. sprach, die Tribünen donnerten Beifall. Am 26. Febr. versuchten die Girondisten vergebens, gegen M. ein Anklagedecret zu erlangen, weil er den Pöbel zur Plünderung der Kaufläden aufgereizt hatte. Er denuncirte hierauf alle Generale, schlug die Erneuerung der Septembergreuel vor und brachte im April das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen zu Stande, auf welches in Frankreich 400000 Menschen eingekerkert wurden. Im März unterzeichnete er endlich als Präsident des Jakobinerclubs eine Adresse an das Volk, in welcher dasselbe zum Aufstande und zur Ermordung der Verräther, der Girondisten, aufgefordert wurde. Dieser Schritt erregte selbst den Unwillen der Bergpartei; auf Lacroix' Antrag mußte M. vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Fouquier-Tinville (s. d.) aber empfing M. gleich einem Märtyrer, und die Geschworenen erklärten ihn für unschuldig und für den wahren Volksfreund. Man belud ihn mit Bürgerkronen und schleppte ihn auf den Schultern durch die belebtesten Straßen der Stadt in den Convent, wo ihm der Präsident Danton eine Lobrede hielt, die Sitzung aber im Tumulte schließen mußte. Mit diesem Siege begann M. nun noch offener den Kampf mit den Girondisten: er bearbeitete den Gemeinderath, rief die Sectionen zu den Waffen und läutete 31. Mai auf dem Stadthause eigenhändig die Sturmglocke. Jedoch forderte er nur die Aechtung von 22 Deputirten, und als man 1. Juni noch mehr proscribiren wollte, widersetzte er sich. M. hatte jetzt den Gipfel seiner revolutionären Laufbahn erstiegen; er bildete im Auge des Volks mit Robespierre und Danton das Triumvirat, welches durch gesetzlichen und ungesetzlichen Einfluß das Schicksal der Republik leitete. Indessen war M. in Wahrheit weder ein Parteihaupt noch ein polit. Gewalthaber, sondern der Apostel und das Instrument, dessen sich Danton und Robespierre zur Aufregung und Entfesselung der Massen bedient hatten. Als nun der Kampf zwischen den eigentlichen Häuptern begann und Robespierre auf den Köpfen der übrigen emporstieg, wurde der Apostel unnöthig, und nur der Zufall hinderte es, daß er nicht ebenfalls das Schaffot besteigen mußte. Eine Entzündungskrankheit hielt ihn seit dem Sturze der Girondisten in seiner Wohnung zurück. Nichts konnte hier seine fieberische Thätigkeit befriedigen; er schrieb unausgesetzt Briefe und beschwerte sich täglich beim Convent, daß man ihm zu wenig Aufmerksamkeit schenke, denn er hielt sich für den größten Staatsmann Europas. Nachdem er den Tag vorher noch die Generale Custine und Biron denuncirt, suchte ihn 13. Juli 1793 Charlotte Corday

(s. d.) auf und erstach ihn im Bade, während er die Reste der Girondistenpartei für die Guillotine aufzeichnete. Dieser Mord, der das Leben M.'s nur um einige Tage kürzte, war ein Unglück und brachte die Schreckensherrschaft auf den Gipfel. Robespierre und dessen Genossen benutzten die Volkswuth, um ihre Gegner hinzuschlachten, und ließen den sog. Manen M.'s Ströme von Blut fließen. Die Leiche wurde unter Beiwohnung des Convents mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und der Maler David malte das Bild des Gemordeten mit klaffender Wunde, das man erst auf einem Altare im Hofe des Louvre mit der Büste Lepeletier's (s. d.) feierlich aussetzte und dann in den Convent hing. Seine Haushälterin, mit der er sich, nach Chaumette's Ausdruck, an einem schönen Tage im Angesichte der Sonne vermählt, wurde auf Kosten des Staats ernährt. Am 4. Nov. 1793 gestand ein Decret den Ueberresten M.'s die Ehre des Pantheons zu; ein anderes vom 8. Nov. 1795 warf die Leiche wieder hinaus. Zugleich entfernte man auch das Bild aus dem Convent.

Marăthon, ein Flecken an der Ostküste von Attika, jetzt Marathona, oder nach Leake in der Nähe des heutigen Vraná, wurde berühmt durch den glorreichen Sieg, den hier 490 v. Chr. die Griechen unter Miltiades (s. d.) über das Perserheer erkämpften.

Maratten, s. Maharatten.

Maratti oder Maratta (Carlo), gewöhnlich als der letzte Maler der röm. Schule betrachtet, wurde 1625 zu Camurano in der Mark Ancona geboren und bildete sich bei dem bolognes. Maler Sacchi, einem Schüler Albani's, hauptsächlich nach Werken der Caracci und des Guido Reni, bis ihn Rafael völlig begeisterte. Nach einer langen, in glänzenden Verhältnissen zugebrachten Künstlerlaufbahn starb er in Rom 1713. Er war im ganzen ein flacher Idealist, allein er besaß vielen Geschmack und hat sich von der Verwilderung mancher damaliger Kunstgenossen völlig frei gehalten. Vielleicht sein verdienstlichstes Werk war die sorgfältige Restauration der Rafael'schen Fresken im Vatican. — Seine Tochter, Faustina M., war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter Zappi (s. d.) vermählt.

Maravedi, eine altspan. Münze, war im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten vertheilt wurde. Als Münze wurde der M. durch die Mauren in Spanien eingeführt, doch ist der älteste Werth derselben unbekannt. Die ersten M. waren Gold- und Silbermünzen, und erst seit 1474 wurde der M. in Kupfer als M. de vellon ausgeprägt, was bis 1848 der Fall war. Der Kupferreal (Real de vellon), eine Silbermünze, begriff 34 M., und der M. de vellon wurde in 2 Blancas oder in 10 castil. Dineros eingetheilt. Nach dem Werthe des Kupferreal berechnet, betrug derjenige des M. de vellon $^{13}/_{17}$ Pf. preußisch. Der M. de plata oder Silbermaravedi war früher eine ideale Münze von $1^{15}/_{17}$ M. de vellon oder $^{1}/_{34}$ Real de plata, wurde aber nachmals in Kupfer ausgeprägt und erhielt als wirkliche Münze auch den Namen Ochavo und den Werth von 2 M. de vellon oder $^{1}/_{17}$ Real de vellon oder 20 castil. Dineros. Das neue span. Münzgesetz von 1848 hat den M. ganz abgeschafft, indem nach demselben der neue Real (eine Silbermünze) in 10 Decimes eingetheilt wird, welche Decimes, in ganzen und halben, aus Kupfer geprägt werden.

Marbach, der Geburtsort Schiller's, eine Stadt im würtemb. Neckarkreise, am Einflusse der Murr in den Neckar, hat 2216 gewerbfleißige und Weinbau treibende Einwohner. In Schiller's unscheinbarem Geburtshause sind Reliquien von dem Dichter ausgestellt. Auf der Schillerhöhe, dicht an der Stadt, soll ein Denkmal desselben errichtet werden; die kolossale Schillerstatue von Thorwaldsen aber steht in Stuttgart. Außerhalb der Stadt liegt die schöne goth. Alexanderkirche, die um Mitte des 15. Jahrh. gebaut ist. Der Ort scheint schon von den Römern gegründet, auf die wenigstens die in der Umgegend sich findenden zahlreichen Alterthümer hinweisen, und war bereits im 10. Jahrh. befestigt. M. gehört zu den ältesten würtemb. Städten, war übrigens in der Zeit von 1462—1504 pfälz. Lehn. Denkwürdig ist die Stadt durch das 14. Sept. 1405 daselbst von den schwäb. Ständen und Städten gegen Kaiser Ruprecht von der Pfalz geschlossene Bündniß (Marbacher Bund). 1693 hatte die Stadt von den Franzosen viel zu leiden und wurde fast ganz niedergebrannt. — M. heißt auch ein Marktflecken im Bezirke Persenbeug des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, am linken Donauufer, nahe oberhalb Pechlarn, gewöhnlicher Anlandungsplatz der sog. Ordinarischiffe, zählt etwa 1000 E., besitzt ein Graphitbergwerk und eine Graphitgeschirrfabrik. Nahebei liegt Maria-Taferl, ein berühmter, jährlich von etwa 150000 Pilgern besuchter, auf einer Anhöhe gelegener Wallfahrtsort von 500 E., mit einer 1661 erbauten großen Wallfahrtskirche, in welcher das Mariabild «Maria Taferl» zur Verehrung aufgestellt ist. Von dem Platze vor

derselben hat man ein prachtvolles Panorama der ganzen Alpenkette von Baiern bis zu den Höhen um Wien vor sich.

Marbod oder **Marobod**, König der Markomannen (s. d.), hatte als Jüngling im röm. Kriegsdienst röm. Politik und Kriegskunst kennen gelernt. Sein Volk führte er, als er zu ihm zurückgekehrt war, bald nach Christi Geburt aus den bisherigen Wohnsitzen am Main in das heutige Böhmen und gründete hier ein mächtiges Reich, dem sich viele andere german. Völker als Bundesgenossen anschlossen. Ein Angriff, den die Römer, für ihre Länder im Süden der Donau besorgt, auf ihn, der sich ein stehendes Heer von 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, im J. 6 beabsichtigten, wurde durch den gleichzeitig ausbrechenden Aufstand der Pannonier und Illyrier vereitelt und durch Tiberius mit ihm ein Friede abgeschlossen. Die Macht, die M. als König in Anspruch nahm, überschritt die Grenzen, in denen sonst bei den Germanen fürstl. Gewalt bestand, und er schien der german. Volksfreiheit gefährlich. Darüber brach 17 ein Krieg zwischen ihm und Hermann (s. d.) dem Cherusker aus, in welchem sich die Longobarden und Semnonen von M. trennten; nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich M. in sein Reich zurück. Die Römer verweigerten ihm ihre Hülfe, und 19 gelang es dem Drusus (s. d.), des Tiberius Sohn, ihm Feinde unter den Seinen zu erwecken. Der Gothe Catualda, der einst vor seiner Gewalt hatte fliehen müssen, übte nun Rache und nöthigte ihn, sich zu den Römern zu flüchten. Tiberius wies ihm Ravenna als Aufenthaltsort an, wo er nach 18 J. starb. Auch Catualda floh bald nach ihm, von den Hermunduren vertrieben, zu den Römern und endete in Forum Julii (jetzt Fréjus) im Narbonensischen Gallien.

Marburg, Universitätsstadt und Hauptstadt der Provinz Oberhessen des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen, an beiden Ufern der Lahn und an der Eisenbahn von Kassel nach Frankfurt, ist Sitz der Provinzialbehörden, eines evang. Consistoriums und Superintendenten, eines Criminalgerichts und zweier Justizämter und zählt (1864) 7718 E. Der größere Theil der Stadt liegt auf den Terrassen eines bis zum Flußufer allmählich sich abdachenden, mit einem alterthümlichen Schlosse gekrönten Berges an dem rechten, der kleinere Theil, die Vorstadt Weidenhausen und die Stationsgebäude des Main-Weser-Bahnhofs, an dem linken Ufer der Lahn. Zwei größere Brücken verbinden beide Stadttheile miteinander. M. gewährt von außen durch seine hohe Lage, die großen alterthümlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude und die Schönheit seiner Umgebungen einen sehr malerischen Anblick. Unter den Kirchen zeichnet sich die St.-Elisabethkirche, mit dem trotz seiner Beraubung durch die Franzosen immer noch prächtigen Grabdenkmale der heil. Elisabeth, einem Erbbegräbnisse hess. Landgrafen, und vielen sonstigen Monumenten, durch Reinheit des Stils und ihre schönen Verhältnisse besonders aus. Ebenso ist das Schloß in vieler Beziehung sehenswerth; insbesondere ist die Kirche und der Rittersaal desselben architektonisch merkwürdig. Früher ein landgräfl. Residenzschloß und eine nicht unerhebliche Festung, dient dasselbe gegenwärtig theils zum Gefängniß für schwere Verbrecher, theils zur Kaserne. Histor. Bedeutung hat das Schloß, abgesehen von den vielen, ihm zutheil gewordenen Belagerungen, als Geburtsstätte Philipp's des Großmüthigen und als der Ort des 1529 (vom 1. bis 3. Oct.) zwischen Zwingli und den Schweizern einerseits und Luther und den Wittenbergern andererseits stattgehabten Religionsgesprächs. (Vgl. Schmitt, «Das Religionsgespräch zu M.», Marb. 1840). Die Stadt hat außer der Universität an Unterrichtsanstalten noch ein Gymnasium, eine Realschule, eine Handwerksschule, guteingerichtete Bürgerschulen und viele wohlthätige Anstalten, unter letztern drei Spitäler zur Verpflegung alter und unvermögender Leute, ein Waisenhaus, ein Arbeitshaus für Beschäftigungslose und eine Kleinkinderbewahranstalt. Zugleich ist M. der Sitz einer naturforschenden Gesellschaft (seit 1817) und der Bibelgesellschaft für Oberhessen. Die bedeutendsten Industriezweige sind die Töpferei (welche viel Waare, sog. Marburger Geschirr, exportirt) und die Gerbereien der Vorstadt Weidenhausen, die ihr Leder meist auf die Messe zu Frankfurt a. M. ausführen. Außerdem werden noch vorzügliche chirurgische Instrumente und Pianos verfertigt. M. erhielt 1227 vom Landgrafen Ludwig von Thüringen Stadtrecht und ward 1228 der Witwensitz der Landgräfin Elisabeth, welche schon 1231 im 24. Lebensjahre starb und später kanonisirt wurde. Durch die zu ihren Ehren erbaute Kirche und das landgräfl. Schloß erhob sich M. so schnell, daß es bereits 1247 die zweite Stadt Hessens und die Hauptstadt des Landes an der Lahn war. Längere Zeit hindurch, von 1458—99 und von 1567—1604, war es die Residenz hess. Fürsten; Landgraf Philipp der Großmüthige zählte es unter die Orte, wo er am liebsten weilte. Im Dreißigjährigen Kriege hatten Stadt und Schloß viel durch Belagerung und Kriegsnoth zu leiden. Besonders

tapfer vertheidigt wurde letzteres 1647 durch den hess.-kass. Oberstlieutenant Stauf gegen die Kaiserlichen unter Graf Holzappel, sodaß nach einem Monate die Belagerer geschwächt und entmuthigt abzogen. Auch im Siebenjährigen Kriege ist M. noch mehreremal, zuletzt 1761 belagert worden. 1806 und 1809 war es der Schauplatz der Erhebung der hess. Bauern gegen die Franzosen, worauf letztere 1810 und 1811 die Festungswerke des Schlosses größtentheils sprengten.

Die Universität M. ist von Landgraf Philipp dem Großmüthigen 30. Mai 1527 gegründet und reich aus eingezogenen Klostergütern dotirt worden. Mit ihr trat die erste prot. Hochschule in Deutschland ins Leben; erst 1541 erhielt sie von Karl V. ihre Bestätigung. Gleich nach ihrem Entstehen erreichte die neue Bildungsanstalt eine hohe Blüte und bedeutenden Ruf durch das gesammte prot. Europa. Jünglinge aus ganz Deutschland, aus Frankreich, England, Schottland, Schweden und selbst Griechenland widmeten sich hier den Studien. Diese Bedeutung blieb ihr auch, nachdem 1607 die Universität Gießen entstanden war und M. an diese manchen tüchtigen Lehrer verloren hatte, bis zum Dreißigjährigen Kriege. Nachdem Hessen-Darmstadt 1625 M. besetzt, verlegte es die gießener Universität dahin, sodaß von da an bis 1650, wo die Stadt infolge des Westfälischen Friedens wieder an Hessen-Kassel zurückfiel, nur Eine hess. Universität bestand. Nachdem Gießen seine Hochschule wieder erhalten, ward auch die zu M. im Juni 1653 von neuem feierlich eingeweiht. Eine zweite, freilich nicht sehr lange dauernde Glanzperiode hatte die Universität M. zu Anfang des 18. Jahrh., wo der Philosoph Christian von Wolf (seit 1723) daselbst wirkte und Zuhörer aus allen Gegenden um sich versammelte. Gegenwärtig ist die Universität von durchschnittlich 250—300 Studenten besucht, von denen sich eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl den gutvertretenen Naturwissenschaften widmet. Bei der reichen Dotation der Hochschule sind deren Institute zahlreich und wohl unterhalten. Die Bibliothek (120000 Bände), das Anatomiegebäude und die Sternwarte mit dem Mathematisch-Physikalischen Cabinet, beide 1841 erbaut, die Chirurgische Klinik sind ansehnliche, ihrem Zwecke durchaus entsprechende Gebäude. Außerdem verdient das Chemische Laboratorium wegen seiner musterhaften Einrichtung noch besondere Erwähnung. Ferner besteht ein Botanischer Garten, eine Entbindungsanstalt, ein Klinisches Institut, ein Zoologisches Museum, eine Thierarzneischule, das Philologische Seminar und das staatswirthschaftliche Wilhelms-Institut. Die Zahl der ord. Professoren beträgt (Sommer 1866) 34, die der außerordentlichen 8, der Privatdocenten 8. Unter den durch Naturschönheit ausgezeichneten Umgebungen M.s verdienen die zerfallenen Schlösser Frauenberg und Staufenberg, der Vergnügungsort Spiegelslust mit prachtvoller Aussicht, der St.-Elisabethbrunnen bei Schröck und das ganz nahe bei der Stadt gelegene Dorf Marbach besondere Erwähnung. Vgl. Justi, «Geschichte der Universität M.» (Marb. 1827); Henninger, «M. und seine Umgebungen» (Marb. 1857).

Marburg, die Hauptstadt des frühern Kreises des österr. Herzogthums Steiermark, jetzt die Hauptstadt des Marburger Bezirks, nach Gratz die größte Stadt des Kronlandes, am linken Ufer der Drau und an der Südbahn gelegen, ist der Sitz des Bischofs von Lavant, eines Bezirksamts, eines Bezirksgerichts und einer Finanz-Bezirksdirection und hat mit den drei Vorstädten (1857, ohne Militär) 6294 E., welche Gewerbe und Handel mit Korn, Obst, Wein und Eisenwaaren treiben, eine theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium, ein Cadetten-Institut, eine Haupt- und Unterrealschule, ein Franciscaner- und zwei Nonnenklöster. Die ansehnlichsten Gebäude sind die Kathedrale, die alte Burg und das Bürgerhospital. Auf dem Kirchplatze steht das Denkmal des 1809 hier gefallenen tapfern Reiters Karlik aus Böhmen. In der Nähe ist der seit 1846 befahrene berühmte Tunnel im Leitersberge, 353 Klaftern lang, 25 F. breit, 24 F. hoch und ganz umwölbt. Von hier aus besteigt man die höchste Spitze des Bachergebirgs, die 4700 F. hohe Welka Kappa oder Große Kuppe, welche eine lohnende Aussicht darbietet.

Marc Aurel, s. Antoninus.

Marceau (François Séverin Desgraviers), General der Französischen Republik, geb. 1. März 1769 zu Chartres, sollte sich dem Rechtsfache widmen, trat aber aus Neigung für den Soldatenstand, 17 J. alt, in das Regiment Savoyen-Carignan und nahm als Sergeant beim Ausbruch der Revolution den Abschied, um in die Nationalgarde zu treten. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er zum Chef eines Freiwilligenbataillons erwählt, mit welchem er nach Verdun kam, welches die Preußen belagerten. Obschon er im Kriegsrathe heftig gegen die Uebergabe des Platzes auftrat, mußte er doch dem Könige von Preußen die Capitulation überbringen. Im April 1793 wurde er als Escadronchef zu den Kürassieren versetzt und in die Vendée geschickt, wo ihn der Conventsdeputirte Bourbotte, als Verräther denuncirt, verhaftete. Man setzte ihn jedoch vor der Schlacht von Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte

edle Rache, indem er ihm sein Pferd gab und dadurch das Leben rettete. Bourbotte bewirkte dafür seine Ernennung zum Brigadegeneral. M. zeigte sich derselben würdig und schloß sich an Kleber an, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit besaß. Nach dem Siege bei Autrain, 18. Nov. 1793, übertrug man ihm provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westen. M. schlug 13. Dec. 1793 die Vendéer bei Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfes hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet und in Sicherheit gebracht, und diesen Umstand benutzten seine Neider, um ihn beim Convent abermals des Verraths zu beschuldigen. Man rief ihn zurück und würde ihn auf das Schaffot befördert haben, wenn sich nicht Bourbotte seiner angenommen hätte. Erst im Feldzuge von 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Ardennen-, dann in der Maas- und Sambrearmee. Nachdem er 26. Juni bei Fleurus den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz. Im Feldzuge von 1795 führte er die Arrièregarde bei dem Rückzuge auf das linke Rheinufer, 1796 befehligte er unter Moreau und blokirte Mainz, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's ebenfalls auf Limburg zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich mit der Arrièregarde dem Erzherzog Karl entgegenzuwerfen, damit die franz. Armee das Defilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. rettete dadurch das Heer. Am 20. Sept. vom General Hotze angegriffen, empfing er von einem tiroler Jäger einen tödlichen Schuß. Er wurde nach Altenkirchen gebracht, mußte aber der Großmuth der nachfolgenden Oesterreicher überlassen werden. Auf Befehl des Erzherzogs widmete man ihm große Sorgfalt; er starb aber schon drei Tage später, 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde nach Neuwied gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. M. besaß ein schönes Aeußere und einen edeln, humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt ist.

Marcello (Benedetto), berühmter Componist der spätern venet. Schule, geb. zu Venedig 24. Juli 1686, erhielt im Hause seines Vaters, eines angesehenen Nobile, eine sehr sorgfältige Erziehung, in welcher auch die Musik mit einbegriffen war. Später studirte er diese Kunst noch gründlich bei dem berühmten Gasparini und betrieb dieselbe unausgesetzt, obschon er durch amtliche Geschäfte viel in Anspruch genommen wurde. Nachdem er von seinem 25. J. an als Advocat gewirkt und dann verschiedene öffentliche Aemter bekleidet, war er bis 1730 Mitglied des Raths der Vierziger und kam hierauf als Proveditore nach Pola. Das ungesunde Klima dieser Stadt bewog ihn aber 1738, wieder nach Venedig zurückzukehren, worauf er nach kurzer Zeit als Camerlengo (Schatzmeister) nach Brescia geschickt wurde, wo er 24. Juli 1739 starb. Das Werk, dem M. als Componist seine Berühmtheit verdankt, sind seine 50 Psalmen, deren Texte von Giustiniani bearbeitet wurden, und die zu Venedig in zwei Abtheilungen (zu je vier Foliobänden) 1724—27 im Druck erschienen. Componirt zum Theil für eine, zum Theil für mehrere Singstimmen mit Generalbaßbegleitung, sowie einige auch mit obligatem Violoncello oder zwei Violen, zeichnen sie sich durch Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks und durch Eigenthümlichkeit der Erfindung aus. Sie sind bis in die neuere Zeit wiederholt neu aufgelegt worden, z. B. in Venedig, London und Paris. Außerdem kennt man von M. Concerte und Sonaten für fünf Instrumente, Sonaten für Klavier allein, Kirchensachen, Kammer-Cantaten und Duetten, Madrigalen u. s. w. Auch einige Pastoralen und musikalische Dramas hat M. componirt sowie dem Texte nach verfaßt, wie er denn überhaupt auch ein guter Dichter war. Ueberdies machte er sich durch musikalische Schriften, theils polemischen, theils didaktischen Inhalts, bekannt.

Marcellus ist der Name einer röm. plebejischen Familie des Claudischen Geschlechts (s. Claudius), die zu den angesehensten der Republik gehörte. Unter den aus ihr entsprossenen Männern ragt am meisten hervor Marcus Claudius M., der durch seine Thaten im zweiten Punischen Kriege sich den Namen des Schwerts, wie Fabius den des Schilds der Römer erwarb. Schon 222 v. Chr. hatte er, da er das Consulat zum ersten mal bekleidete, die Niederlage der cisalpinischen Gallier durch seinen Sieg über die Insubrer entschieden und von deren Anführer Viridomarus, den er selbst erlegte, die seltenen spolia opima (s. Spolien) erbeutet. Im zweiten Punischen Kriege focht er zuerst 216 als Prätor gegen Hannibal bei Nola in Campanien. Der Sieg, den er davontrug, war darum von größter Bedeutung, weil es überhaupt das erste mal war, daß Hannibal geschlagen, und weil der durch die Niederlage bei Cannä gebrochene Muth der Römer dadurch wieder gehoben wurde. Auch 215, wo er das zum zweiten mal erhaltene Consulat wieder niederlegte, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Plebejer es bekleideten, schlug er den Hannibal von Nola zurück. Zum dritten mal wurde er 214 Consul und mit dem Kriege gegen Syrakus beauftragt, das nach Hiero's II. (s. d.) und seines Enkels Hieronymus Tode unter

Hippokrates und Epicydes in offenem Bunde mit Karthago stand. Des Archimedes (s. d.) Maschinen vereitelten seinen Versuch, die Stadt zu stürmen; eingeschlossen hielt sie sich bis 212, wo sie endlich von M. erobert wurde, der hierauf auch das übrige Sicilien durch seinen Sieg über Hanno und Epicydes bei Agrigent den Römern unterwarf, bis auf Agrigent selbst, das erst 210 von Marcus Valerius Lävinus eingenommen wurde. 210, wo er zum vierten mal Consul war, stand er dem Hannibal wieder gegenüber. Die Schlacht bei Numistro in Bruttium blieb unentschieden. Bei Canusium in Apulien siegte Hannibal 209 anfangs über M., verlor aber das am nächsten Tage von M. erneuerte Treffen. Seinen Untergang fand er 208, wo er zum fünften mal das Consulat bekleidete. Mit seinem Collegen Titus Quinctius Crispinus gerieth er nämlich zwischen Venusia und Bantia in Apulien in einen Hinterhalt Hannibal's; jener rettete sich, starb jedoch bald darauf an den empfangenen Wunden. M. selbst fiel im Gefecht. Seine Leiche wurde von Hannibal geehrt, seine Asche von ihm seinen Söhnen zugesendet, deren einer den Vater begleitet hatte, aber entkommen war und später 196 das Consulat, 189 die Censur, während der andere 183 das Consulat bekleidete. — In den spätern Zeiten waren die Marceller eine der Hauptstützen der Nobilität, der sie seit dem 4. Jahrh. angehörten, gegen Cäsar. **Marcus Claudius M.**, Consul 51 v. Chr., rieth 49 vergebens dazu, erst ein Heer aufzustellen, bevor der Krieg gegen Cäsar erklärt würde. Er begleitete darauf den Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mitylene. Cäsar schonte ihn und begnadigte ihn ohne sein Verlangen 46 im Senat, wo für ihn Cicero eine Rede («Pro Marcello») hielt, die noch vorhanden ist. M. wurde auf der Rückkehr nach Italien 45 zu Athen von einem Begleiter ermordet. Sein Bruder, Cajus Claudius M., Consul 49, fiel im Pompejanischen Kriege. — **Cajus Claudius M.**, Sohn des Oheims der vorigen, war 50 Consul, zog sich aber beim Ausbruche des Kriegs auf sein Landgut bei Liternum zurück und lebte auch nach Cäsar's Tode entfernt vom Staate, bis er um 40 starb. Seine Gemahlin Octavia (s. d.), die Tochter von Cäsar's Nichte Atia und die Schwester des Octavianus Augustus, hatte ihm um 43 einen Sohn geboren, **Marcus Claudius M.**, der an Gestalt, Geist und Gemüth seiner edeln Mutter glich, von Octavian zärtlich geliebt, adoptirt und 25 mit Julia, seiner Tochter, vermählt wurde. Als curilischer Aedil erkrankte er 23 und starb allgemein betrauert zu Bajä, wie man glaubt, durch Livia (s. d.) vergiftet, die durch ihn die Nachfolge ihres Sohnes Tiberius für gefährdet hielt. Augustus ließ ihn auf dem Marsfelde begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken im J. 13 das Theatrum Marcelli, über dessen Resten jetzt der Palazzo Orsini in Rom erbaut ist.

Marcellus I., röm. Bischof von 305—310, nach andern von 308—309, hat in der Geschichte der Kirche keine Bedeutung. — **M. II.**, vorher Cervinus, geb. zu Fani, Legat Paul's III. auf dem Concil zu Trident, regierte als Papst nur wenige Tage im März 1555. Die nach ihm genannte, unter Paul IV. von Palestrina gegebene Missa Marcelli (1555) diente dazu, der für die Kirche gebräuchlichen, aber damals verkünstelten Musik neuen Aufschwung und edlere Haltung zu verleihen. — Berühmt ist auch **M.**, Bischof von Ancyra (gest. 374), einer der tiefsinnigsten unter den Bekämpfern der Arianer. Er faßte das Dogma von der Trinität im Sinne der sabellianischen (modalistischen) Lehrweise und wurde von den orient. Bischöfen deshalb als Irrlehrer verurtheilt, von den occidentalischen dagegen als rechtgläubig vertheidigt.

March, slaw. Morawa, bei den Alten Marus, der Hauptfluß Mährens, welcher alle Gewässer dieses Landes sammelt und zur Donau führt, entsteht 3777 F. über dem Meere, unweit Altstadt, an dem Südabhange des 4354 F. hohen Glatzer Schneebergs, bei dem Schwalbensteine, einer Felsmasse, und den sog. Quarklöchern, zwei Kalksteinhöhlen, fließt anfangs südsüdöstlich über Olmütz, Kremsier und Hradisch, wendet sich dann südsüdwestlich über Göding, bildet nun erst Mährens, dann Oesterreichs Grenze gegen Ungarn und mündet bei Theben oberhalb Presburg nach einem Laufe von 47 M. in die Donau. Anfangs, bis oberhalb Hohenstadt und Eisenberg, fließt die M. zwischen Felswänden und Waldbergen in engem Thale, sodann zwischen sanften Höhen bis oberhalb Olmütz, worauf niedrige Ufer mit Sümpfen und Wald eintreten; nur an der Mündung erhebt sich noch, am linken Ufer, der steile, felsige Kobelberg. Die vielfältige Verästelung und Zerspaltung ihres Wasservorraths, der, träge dahin fließend, die breite Thalebene mit einem Netze von Flußarmen übersponnen hat, beschränkt die Schiffbarkeit auf den untern Lauf; dieselbe beginnt erst bei Göding. Nach Ausführung der beabsichtigten Regulationen und Eindeichungen würde aber der Fluß bei Olmütz und weiter aufwärts beschifft werden können und an Bedeutung gewinnen. Der fruchtbarste Theil ihrer Ebene ist die Hanna, südlich von Olmütz. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Betschwa, die unterhalb Olmütz mündet,

rechts die wichtigere, 37 M. lange, aber unschiffbare Thaya, welche aus der Mährischen und Deutschen Thaya entsteht, von W. gegen O. meist auf der Grenze von Mähren und Oesterreich fließt, Znaim und Nikolsburg berührt und bei St.-Johann mündet, nachdem sie unterhalb Nikolsburg die vom Mährischen Gebirge über Brünn fließende, links durch die Zwittawa, rechts durch die von Iglau kommende Iglawa verstärkte Schwarzawa aufgenommen hat.

Märchen ist seiner ursprünglichen Entstehung nach diejenige mündlich fortgepflanzte Erzählung, welche aus dem entschwindenden Mythus (s. d.) hervorgegangen. Wenn nämlich durch das Eindringen neuer Culte die alte Mythologie sich zersetzt, so können ihre Gestalten sich nur durch eine Verwandlung dem gänzlichen Untergange entziehen. Sie nehmen also entweder mit Verlust ihrer göttlichen Bedeutung ein durchaus nationales Gepräge an und treten als Helden in die bereits vorhandene Volkssage über, oder sie bewahren einen Theil ihrer göttlichen Macht, geben aber dafür jeden Anspruch auf histor. Dasein auf und werden die Träger der jetzt erst möglichen, über die gemeine Wirklichkeit und deren ursachlichen Zusammenhang sich hinwegsetzenden Märchenwelt. Verlangt die Sage (s. d.) eine bestimmte histor. Anknüpfung, bezeichnet sie ihre Personen mit festen Eigennamen und bindet sie dieselben stets an gewisse Orte, so bewegt sich dagegen das M. durchaus nur im Reiche der Phantasie, benennt Zeit, Ort und Personen entweder gar nicht oder mit Allerweltnamen und ganz phantastischen Bezeichnungen, als der starke Hans, die kluge Else, die Höhle Xaxa, der Berg Semsi u. dgl., und verschmäht jeden geschichtlichen Anschein. Weil es aber gänzlich auf histor. Glaubwürdigkeit verzichtet und nur wegen seiner innern Wahrheit und der ursprünglich in ihm gelegenen göttlichen Idee geglaubt werden will, darf es frei schalten mit der ganzen Welt und allen ihren Kräften und Gestalten, darf es die ganze Natur beleben und selbst den Pflanzen, Steinen, Elementen, sogar bis hinab zum trockenen Strohhalme Vernunft und Sprache leihen, darf es die Phantasie mit voller Keckheit walten lassen, mit Spott, Laune, Humor, bis zur Erhabenheit und zum Grausenhaften. Doch pflegt es andererseits in unschuldiger Einfalt und Vertraulichkeit sich auf die Schilderung der einfachsten Lebensverhältnisse zu beschränken. So wandert das M. jahrhundertelang von Mund zu Mund und erfährt in diesem Flusse dasselbe Schicksal wie die Sage. Da lösen Theile von einem Ganzen sich ab und hängen sich an ein anderes M. oder gehen auch ganz zu Grunde; da gesellen sich neuaufsprießende Erzählungen des gleichen Charakters zu, die aber nun keine echte alte mythol. Wurzel mehr zu haben brauchen. Die Lücken werden so allmählich häufiger, die Ergänzungen ungeschickter, und der ursprüngliche mythol. Kern schwindet immer mehr dahin, weil mit dem Ueberhandnehmen der Aufklärung oder der rein verständigen Betrachtungsweise die Schöpferkraft des Volks auch auf diesem Gebiete erlischt. Dann bemächtigt sich die Kunstpoesie der lieblichen Form und versucht ganz neue Gebilde der eigenen Phantasie in dies reizende Gewand zu kleiden, doch selten, ohne auf gefährliche Abwege zu gerathen, die selbst bei bedeutendem Talente sogar zur Abgeschmacktheit führen können. Alle phantasievollen Völker, wie die Inder, Perser, Araber, Griechen, Slawen, Deutschen, Celten, sind reich an M. Die erste mit vollem Bewußtsein von der Natur und Bedeutung des M. unternommene Mustersammlung lieferten die Brüder Grimm in ihren «Kinder- und Hausmärchen» (Berl. 1812; 2. Aufl., 2 Bde., mit einem später nicht wieder aufgelegten, die reichen Anmerkungen enthaltenden dritten Bande, Berl. 1819—22; 8. Aufl., 2 Bde., Gött. 1864), die auch in einer kleinern Ausgabe (11. Aufl., Berl. 1864) erschienen sind. Derselben haben sich seitdem zahlreiche andere mehr oder minder werthvolle Sammlungen für Deutschland und andere Länder angeschlossen.

Marchese, s. Marquis.

Marchesi (Pompeo, Cavaliere), einer der vorzüglichsten unter den neuern ital. Bildhauern, wurde 1790 geboren. Ein glänzendes Talent, die Unterweisung Canova's, Studium der Natur und der Alten ließen ihn bald zu einem sehr glücklichen Resultat und zur Berühmtheit gelangen. Er mäßigte in seinen gelungenen Schöpfungen die Weichlichkeit Canova's, obschon manche seiner Werke bei aller Phantasie und technischer Vollendung das akademische Wesen nicht verleugnen können. M. bildete die Basreliefs zum Simplonbogen, eine Terpsichore und eine sehr schöne Venus Urania sowie eine kolossale Statue des heil. Ambrosius. Ferner fertigte er eine große Anzahl von Statuen und Büsten, darunter die kolossale Bildsäule des Königs Karl Emanuel, aufgestellt zu Novara; die des Physikers Volta, welche in Como steht; die des berühmten Rechtsgelehrten Marchese Beccaria und des Componisten Bellini; die Büste des Professors Zuccala im Athenäum zu Bergamo und ein Denkmal für die Malibran. Diese und ähnliche Aufträge brachten M. Ruhm und reichen Gewinn. Auf Bestellung dreier frankfurter Bürger fertigte er auch eine Statue Goethe's in Marmor, die in der Stadtbibliothek zu Frankfurt aufgestellt ward.

Goethe sitzt in einem Armsessel sinnend, mit Bleistift und Notizbuch in der Hand; die Gewandung ist halbantik. Auch den Kaiser Franz I. bildete M. zweimal: zuerst mit Manfredoni für die Landstände von Steiermark (das 40 F. hohe Standbild ist in Gratz aufgestellt), dann für die kaiserl. Hofburg in Wien, welche letztere Arbeit ihm besonders Ehre und Belohnungen eintrug. Auch die Marmorstatue, die er von Philibert Amadeus von Savoyen für den König von Sardinien arbeitete, erhielt in hohem Maße den Beifall des Bestellers. Für die Verzierung der Façade des mailänder Castells lieferte M. unentgeltlich 12 Feldherrnbüsten in Terracotta. Eine Menge von Büsten und Genregruppen gingen nebenbei fortwährend aus seiner Werkstatt hervor. Daneben beschäftigte ihn jahrelang sein Hauptwerk, eine kolossale Marmorgruppe, die er unter der Bezeichnung «Die gute Mutter» oder «Die Feier des Charfreitags» schuf und die, ein Geschenk des Kaisers Franz an Mailand, 1852 in der Kirche San-Carlo aufgerichtet wurde. Sie stellt eine Mater dolorosa mit dem Leichnam Christi im Schose dar, zu der eine Gruppe aus der glaubenden, liebenden und hoffenden Menschheit verehrend herantritt. M. starb als Professor an der Akademie der Künste zu Mailand 6. Febr. 1858.

Marchfeld heißt die zum Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens gehörige Ebene, welche sich, Wien gegenüber, in der Ecke zwischen der Donau und untern March ausbreitet, und zwar an dem linken Ufer der erstern von den Bisambergen unweit Korneuburg ostwärts bis zur Mündung der letztern 13 St., nordwärts etwa 5 St. weit bis gegen Bockfließ. Sie ist ein weites, offenes, kahles Blachfeld, ohne Hügel, nur von spärlichen Ortschaften belebt, periodisch von den Fluten der durch die Donauschwellen aufgestauten March bedeckt. Die Ebene hat fruchtbare Getreidefelder, Wiesen und Waldungen, vorzugsweise an den Flußufern. Geschichtlich denkwürdig ist das M. durch zwei nach demselben benannte Schlachten. Am 13. Juli 1260 schlug hier, bei dem Dorfe Kroissenbrunn, 2 St. nordwestlich von der Marchmündung, König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht vom 26. Aug. 1278, die jedoch nicht eigentlich in der Ebene selbst, sondern bei dem Marktflecken Stillfried an der March, 8 St. nördlich von deren Mündung, geliefert wurde, fiel derselbe Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der mit diesem Tage die Macht seines Hauses gründete. Auch liegen auf dem M., näher Wien gegenüber, die 1809 mit Blut getränkten Schlachtfelder von Aspern (s. d.) und Wagram (s. d.).

Marcion, der Stifter der Marcioniten, einer gnostischen Partei von vorherrschend ascetisch-praktischer Richtung, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus. Wegen seiner häretischen Ansichten von seinem Vater excommunicirt, ging er zwischen 140—150 nach Rom, schloß sich hier an den syr. Gnostiker Cerdon an und bildete ein der jüdisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums schroff entgegengesetztes System aus. Das Evangelium von Christus, meinte er, bestehe nur in freier Liebe zum Guten; der Mosaismus mit den sinnlichen Motiven des Lohnes und der Strafe habe nur Legalität und auch diese blos bei wenigen, das Heidenthum aber nur Böses erzeugen können. Zur Erklärung solcher specifischen Verschiedenheit zwischen der vorchristl. und der christl. Zeit nahm M. zwei Principien an: den höchsten guten Gott und den gerechten Weltschöpfer (Demiurg), welcher aus der Materie (Hyle) die Welt geschaffen habe. Unter seinem Einflusse stand die vorchristl. Zeit. Das jüd. Volk wählte er sich zum Eigenthume aus, gab ihm das Gesetz, strafte aber die Menschen nach seiner strengen Gerechtigkeit mit Verdammung. Da erbarmte sich der höchste gute Gott der Menschheit und sandte seinen Sohn, Christus, auf die Erde, um die Juden und Heiden zu erretten und zu erlösen. Mit einem Scheinkörper angethan, trat Christus plötzlich in Kapernaum auf, verkündigte zuerst den bis dahin unbekannten höchsten guten Gott, fand aber Widerstand bei dem Demiurgen, der auch die Kreuzigung Jesu veranlaßte, die jedoch, wie dessen Tod und Auferstehung, nur Schein war. Der Glaube an Christus und ein heiliges Leben aus freier Liebe sollten den Menschen ein seliges Leben bereiten, die Ungläubigen und Gottlosen aber der gerechten Strenge des Demiurgen überlassen bleiben. Zur christl. Vollkommenheit erforderte M. ein streng ascetisches Leben mit Fasten und Enthaltung von der Ehe. Seine Anhänger theilten sich in Gläubige und Katechumenen. Nach seinen Ansichten vom Judenthume mußte er nothwendig das Alte Testament verwerfen. Als heilige Schriften nahm er nur 10 Paulinische Briefe (mit Ausschluß der Briefe an Titus und Timotheus), doch nicht ohne Ueberarbeitungen an; außerdem noch das ebenfalls nach seinem Systeme überarbeitete Evangelium Lukas. Uebrigens ist seine Sammlung die erste Zusammenstellung neutestamentlicher Schriften, von welcher wir Kunde haben. Vgl. Volckmar, «Das Evangelium M.'s» (Lpz. 1852). M. selbst suchte in seiner Schrift «Antitheses» die Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen Testament zu begründen. Seine Anhänger verbreiteten

sich in Syrien, Aegypten, Palästina u. s. w. und bestanden als kirchlich geordnete Partei unter mancherlei Spaltungen trotz strenger Gesetze bis ins 6. Jahrh., wo sie unter den verwandten Manichäern verschwinden. Schon frühzeitig war übrigens die Lehre M.'s zum absoluten Dualismus geschärft worden. Andere nahmen drei oder auch vier Principien an.

Marco Polo, s. Polo (Marco).

Marcus (Evangelist), s. Markus.

Marder (Mustela) ist der Name einer Gattung von Säugethieren, welche zur Abtheilung der fleischfressenden Zehengänger gehört, nur auf animalische Nahrung angewiesen ist und mehrere kleinere, aber dafür um so grausamere und blutdürstigere Thiere in sich schließt. Ihre Körpergestalt ist langgestreckt, die Schnauze spitz, die Zehen sind frei mit kurzen Krallen, und der Schwanz ist buschig. Der Edelmarder oder Baummarder (M. Martes) ist über den ganzen Norden von Europa, Asien und Amerika verbreitet, von glänzend kastanienbrauner Farbe, an Kehle und Unterhals gelb und auf den Sohlen behaart. Er wird ohne den Schwanz, der über die Hälfte der Körperlänge beträgt, $1\frac{1}{2}$ F. lang, lebt in Wäldern, wo er hohle Bäume und Felsspalten bewohnt, ist schnell, gewandt, schlau, vorsichtig und grausam und fügt den jagdbaren Thieren großen Schaden zu, weshalb sowie auch wegen seines sehr geschätzten dichten und weichen Pelzes er viel verfolgt wird, sodaß er jetzt in Deutschland ziemlich selten ist. Aus Nordamerika kommen jährlich gegen 100000 Marderfelle in den Handel, die von einer dem Baummarder sehr verwandten, wahrscheinlich aber doch verschiedenen Art herstammen; die schönsten von diesen Fellen sind sehr fein und fast ganz schwarz. Der Hausmarder oder Steinmarder (M. Foina) unterscheidet sich von dem erstern durch weiße Kehle und Unterhals, nackte Sohlen und etwas geringere Größe. Derselbe lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika. Er hält sich in der Nähe von Wohnungen auf, bricht mit ebenso viel List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein und tödtet dann weit mehr als er verzehren kann. Sein Pelz ist nur von geringem Werthe. Man fängt die M. durch aufgestellte Marderfallen und Tellereisen; am leichtesten aber tödtet man sie, indem man ihnen Eier hinlegt, in welche man ein wenig Strychnin durch ein kleines, in die Mitte des Eies gebohrtes Loch gesteckt hat. Von dem Pekan oder Canadischen M. (M. Canadensis), der über ganz Nordamerika verbreitet ist, werden die Pelze gleichfalls in Menge nach Europa gebracht. Das Frett oder Frettchen, Hermelin, Iltis, der Wiesel und Zobel gehören ebenfalls dieser Gattung an.

Maremmen heißen die ungesunden Sumpfgegenden Italiens, die sich an der Meeresküste hin vom Ausflusse des Cecina bis gegen Orbitello in einer Länge von 20 M. oft $1\frac{1}{2}$—4 M. breit ins Land hinein erstrecken. Ihr für die Gesundheit höchst nachtheiliger Einfluß scheint in den hier zahlreich hervorströmenden schwefelhaltigen Quellen sowie überhaupt in den aus einem von Schwefel und Alaun übersättigten Boden im Sommer hervordringenden starken Ausdünstungen seinen Grund zu haben. Noch im 15. Jahrh. waren diese Gegenden fruchtbar, gesund und bewohnt. Während des Sommers wandern die Bewohner meist aus, und man trifft nur die wenigen Lohnarbeiter aus der Nachbarschaft, welche nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit das hier spärlich wachsende Getreide ernten. Im Winter bieten die M. für die Heerden, welche im Sommer auf die Apenninen getrieben werden, eine sehr gute Weide dar. Durch Baumpflanzungen hat man das Uebel zwar etwas vermindert, aber gehoben wird es dadurch keineswegs, wie die Umgebungen des Lago di Bolsena, das alte Volsinii, beweisen, die viel Waldung haben, und deren Bewohner dennoch an der Malaria (s. d.) leiden. Verschieden von den M. sind die Campagna di Roma (s. d.) und die Pontinischen Sümpfe (s. d.).

Marenco (Carlo), ein fruchtbarer ital. dramatischer Dichter, wurde zu Cassolo, einem kleinen Orte in der piemont. Provinz Lomellina, 1. Mai 1800 geboren und genoß seine erste Erziehung und Jugendbildung zu Ceva. Schon früh entwickelten sich die geistigen Fähigkeiten des Knaben. Mit 10 J. las er den Virgil und war zu den Universitätsstudien vorbereitet. Seine Aeltern begleiteten ihn als einzigen Sohn nach Turin, wo er die Rechte studirte und im 18. J. den Doctorgrad erhielt. Der jurist. Laufbahn wenig zugeneigt, richtete M. seine Studien hauptsächlich auf Literatur und Poesie; aber erst nach 1821 gab er sich diesen ausschließlich hin. In der dramatischen Poesie machten sich damals zwei Richtungen, die Alfieri'sche und die Shakspeare'sche, den Vorrang in Italien streitig. In der Tragödie «Levita d'Efraim» schloß M. sich mit Erfolg der erstern an. Bald darauf übten die Tragödien A. Manzoni's einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl des Stoffs und die Manier M.'s aus. Sein erstes berühmtes Drama, «Bondelmonte», wurde in Turin im Frühjahr 1828 aufgeführt. Dann folgten bis 1842: «Corso Donati», ein Bild des Zwiespalts und der polit. Leidenschaften der Italiener;

«Ezzelino terzo», den Sturz eines tyrannischen Fremdherrschers in Italien schildernd; «Ugolino», «La famiglia Foscari», «Arnaldo da Brescia», «Adeliza», «Manfredi», «Giovanna prima», «Pia», «Berengario», «Arrigo di Svevia», «La guerra de baroni», «Cecilia da Baone», «Corradino» und andere Tragödien und Dramen, die sämmtlich Episoden aus der vaterländischen Geschichte behandeln. M. schrieb diese Stücke in größter Zurückgezogenheit in dem Städtchen Ceva, das er nur selten verließ, um kurze Zeit Turin zu besuchen, wo seine Dichtungen zumeist auf dem großen Theater Carignano zur Aufführung kamen. Aus Rücksichten auf seine zahlreiche Familie suchte er im Frühjahr 1843 um ein Amt nach, und die Regierung ernannte ihn zum Rath der Generalintendanz von Savona. Als solcher starb er jedoch bereits 20. Sept. 1843. Die dramatischen Dichtungen M.'s zeichnen sich durch geistvolle, vor allem aber äußerst treue Charakterzeichnung, Wärme der Darstellung und gewandte und beredte Sprache aus. Doch wird dem Dichter mit Recht vorgeworfen, daß er bei der Schilderung bewegter Momente oder leidenschaftlicher Ausbrüche leicht in Gesuchtheit und pathetische Idealisirung verfällt, die den Effect schwächt. Die künstlerische Form nähert sich in einigen Dramen, wie in der «Famiglia Foscari», großer Vollkommenheit; doch konnte es M. in keiner seiner Dichtungen zu einer vollständigen Unabhängigkeit von Lieblingsvorbildern bringen. Ein von Giovanni Prati herausgegebener Band von M.'s «Tragedie inedite» (Flor. 1856) enthält auch einige wenige lyrische Dichtungen.

Marengo, Flecken in Montferrat, zwischen Alessandria und Tortona, wurde geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte 14. Juni 1800 den österr. General Melas besiegte. Letzterer hatte das Küstenland von Genua erobert, auch Genua am 4. Juni. Unterdessen war Bonaparte, der mit einer sog. Reservearmee unter dem Befehl Berthier's vom 16.—27. Mai die Alpen überstiegen hatte, bereits in Italien eingedrungen und hatte am 2. Juni Mailand besetzt, von wo er mit Zurücklassung von 20000 Mann sich gegen den Po wandte. Melas, der sich zu Nizza befand, war durch diese kühne Operation überrascht; er beschloß, seine Armee zu einer Schlacht zu concentriren, und schickte den Feldmarschallieutenant Ott an den Po vor, der jedoch nach einem harten Gefechte bei Casteggio auf die Bormida zurückgeworfen wurde. Melas hatte seine Truppen nun bei Alessandria vereinigt, 23000 Mann Infanterie, 7500 Pferde und 60 Kanonen. Bonaparte glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen, und schickte Desaix, der aus Aegypten am 11. anlangte, mit 4000 Mann auf der Straße nach Novi vor. Dies geschah 13. Juni. Am. 14. jedoch, bei Anbruch des Tages, ging die österr. Armee über die Bormida, stellte sich in Schlachtordnung, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps mit Verlust und in größter Unordnung bis hinter San-Giuliano zurück, wo sich die Truppen wieder zu sammeln suchten. Die franz. Streitkräfte mochten sich auf 28000 Mann, dabei nur 3700 Pferde, belaufen. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich franz. Plänkler hinter seinem Rücken zeigten, gegen welche er den größten Theil seiner Cavalerie abschickte, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte auf dem Schlachtfelde und fand Lannes im Kampfe und ebenfalls hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte etwas abwärts von dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf, welche festen Stand hielt. Dessenungeachtet drangen die Oesterreicher zwar langsam, aber hartnäckig vor; auch die Grenadiere der Garde wurden von vier Escadrons Husaren zersprengt, und am Nachmittage war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt; die Schlacht schien für Bonaparte verloren. Hätte Melas seine gegen Suchet geschickte Cavalerie zum Nachdruck gehabt, so wäre das franz. Heer in der That aufgelöst worden. Melas, der sich des Siegs gewiß hielt, verließ am Nachmittage das Schlachtfeld, um den Sieg nach Wien zu berichten, und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach. Gegen 5 Uhr nachmittags erschien endlich der herbeigerufene Desaix, und Bonaparte faßte wieder Muth. «Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen», redete er seine Truppen an; «erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten.» Desaix drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödlich verwundet, und so große Anstrengungen auch seine Truppen machten, mußten sie doch mit starkem Verluste der feindlichen Uebermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Cavaleriebrigade hinter Weingärten versteckt stand, das Schicksal der Schlacht durch einen kühnen Angriff. Er sah, wie die Oesterreicher ziemlich aufgelöst waren, brach hervor, zersprengte die vorderste Grenadiercolonne und nahm die ganze Vorhut mit dem General Zach selbst gefangen. Dann jagte er eine Dragonerbrigade in die Flucht, welche zum Theil ihre eigene Infanterie niederritt. Bonaparte ließ nun auf der ganzen

Linie die Offensive ergreifen und überwältigte die sehr getrennten Colonnen einzeln. Der Rückzug der Oesterreicher artete bald in eine wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria aus. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalien machte. Bonaparte wollte nicht eingestehen, daß er vor Desaix' Ankunft vollständig geschlagen war und gab daher später einen stark gefälschten Schlachtbericht. Doch ehrte er Desaix' Andenken; Kellermann's Verdienst wurde dagegen nicht vollkommen anerkannt.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, geb. 1. März 1763 zu Dijon, Sohn eines Arztes, wollte anfangs Soldat werden, widmete sich aber später der advocatorischen Laufbahn und ging 1785 nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution gab er ein «Bulletin» über die Sitzungen der Nationalversammlung heraus. Der Buchhändler Panckoucke veranlaßte ihn aber, dieses Blatt mit dem «Moniteur» (s. d.) zu vereinigen, wodurch sein Ansehen und seine Wirksamkeit stiegen. In dieser Zeit bewohnte er mit dem Artillerielieutenant Bonaparte ein Haus in der Straße St.-Thomas-du-Louvre, den er auf diese Weise kennen lernte und oft mit seiner Börse unterstützte. In seinen Ansichten mäßiger geworden, trennte sich M. in der Mitte des J. 1791 von den Jakobinern und half den Club der Feuillants stiften, der die Grundsätze der constitutionellen Monarchie vertheidigte. Nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 trat er unter Lebrun als Divisionschef ins Ministerium des Auswärtigen. Gegen Ende des Jahres wurde er als Botschafter nach London geschickt, mußte jedoch im Febr. 1793, gänzlich abgewiesen, zurückkehren. Hierauf übertrug man ihm eine Sendung nach Neapel. Auf der Reise dahin verhafteten ihn jedoch die Oesterreicher und führten ihn nach Mantua, dann nach Kufstein in Tirol. Mit andern angesehenen Gefangenen erhielt er erst im Juni 1795 bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurück. Er lebte nun vergessen zu Paris, bis er 1796 in den Rath der Fünfhundert gelangte. Das Directorium bediente sich seiner in den Friedensverhandlungen zu Lille; allein die Katastrophe des 18. Fructidor machte seine Dienste unnöthig und begrub ihn in gänzliche Dunkelheit. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, die er mit seiner Feder unterstützte, erhob ihn Bonaparte zum Generalsecretär der Consuln, welches Amt für ihn später in ein förmliches Staatssecretariat verwandelt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich das Vertrauen Napoleon's, begleitete denselben auf allen Feldzügen und Congressen und versah diejenigen Geschäfte, die besondere Verschwiegenheit erforderten. 1811 erhielt er den Titel eines Herzogs von Bassano. Nach dem Rückzuge aus Rußland übernahm er das Kriegsministerium und forderte vom Senate die Herstellung einer neuen Armee von 350000 Mann. Von der öffentlichen Meinung heftig verfolgt, mußte er das Ministerium abtreten, fiel aber damit keineswegs in der Gunst des Kaisers, dem er bis zum Abschiede von Fontainebleau treu blieb. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssecretariat. Nach der Schlacht von Waterloo war er nicht zu vermögen, an den öffentlichen Angelegenheiten ferner theilzunehmen, wodurch er den Zorn der Bourbons reizte. 1816 aus Frankreich verbannt, flüchtete er in die Schweiz, wo ihn das österr. Cabinet verhaften ließ. Nachdem er erst zu Linz, dann zu Gratz gelebt, erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Später beschuldigte man ihn, den Ministern Karl's X. den Staatsstreich von 1830 angerathen zu haben; allein es ist gewiß, daß er eine Denkschrift ganz im entgegengesetzten Sinne eingereicht hatte. Nach der Julirevolution erhob ihn die Dynastie Orleans zum Pair, und 10. Nov. 1834 übernahm er das Ministerium des Innern mit der Präsidentschaft. Weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, legte er schon nach drei Tagen seine Verwaltung nieder. Seitdem lebte er von den Geschäften entfernt und starb zu Paris 13. Mai 1839. Von seinen Söhnen betrat der ältere, Napoleon Josephe Hugues M., Herzog von Bassano, geb. 3. Juli 1803 zu Paris, die diplomatische Laufbahn und wurde von Ludwig Napoleon 1849 zum Gesandten in Karlsruhe, 1851 am Hofe zu Brüssel ernannt. Seit Ende 1852 ist er Senator und Oberkammerherr des Kaisers. Sein jüngerer Bruder, Prinz Eugen von Bassano, hat einiges über Algier geschrieben.

Marezoll (Joh. Gottlob), deutscher Kanzelredner, geb. zu Planen im sächs. Voigtlande 25. Dec. 1761, besuchte die dasige Schule, studirte 1779—83 in Leipzig Theologie und fand schon früh auf der Kanzel große Anerkennung. Auf Zollikofer's Anrathen gab er 1786 einige von seinen Predigten und dann anonym die Schrift «Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung» (Lpz. 1787) heraus, wurde indeß bald als der Verfasser derselben bekannt und hierauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte er das «Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht» (2 Bde., Lpz. 1788—89 u. öfter) geschrieben, das in mehrere

Sprachen übersetzt ward. An Münter's Stelle wurde er 1794 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1803 aber Superintendent in Jena, wo er 15. Jan. 1828 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters» (2 Bde., Gött. 1790—92; 2. Aufl. 1795); «Ueber die Bestimmung des Kanzelredners» (Lpz. 1793); «Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation» (Jena 1822); «Homilien und einige andere Predigten» (herausg. von Schott, Neust. a. d. O. 1829).

Marezoll (Gustav Ludwig Theodor), verdienter deutscher Rechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. zu Göttingen 13. Febr. 1794, studirte seit 1811 zu Jena und dann unter Hugo zu Göttingen, wo ihm für seine Abhandlung «De institutionum ordine» (Gött. 1815) der Preis und bald darauf die jurist. Doctorwürde zutheil wurde. Hierauf begann er in Jena Vorlesungen über das röm. Recht und folgte 1817 dem Rufe als außerord. Professor nach Gießen, wo er, auf Veranlassung eines Rufs an die Universität zu Rostock, 1818 zum ord. Professor und 1826 zugleich zum Wirkl. Oberappellationsrath befördert wurde. Seine Vorlesungen wie seine schriftstellerische Thätigkeit waren vorzugsweise dem röm. Recht zugewandt, doch widmete er sich auch mit Erfolg dem Strafrecht und der philos. Seite des Rechts. 1837 folgte M. einem Rufe nach Leipzig, wo er besonders in den Fächern des Civil- und Strafrechts thätig war, bis er sich aus Gesundheitsrücksichten 1864 in Ruhestand versetzen ließ. Von M.'s Schriften, in denen eine gründliche Durchdringung des Gegenstandes, Scharfsinn und Objectivität sich als charakteristische Eigenschaften offenbaren, sind zu erwähnen: «Lehrbuch des Naturrechts» (Gieß. 1818), in welchem er zwischen Hugo und Kant zu vermitteln suchte; «Ueber die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung» (Gieß. 1824); «Lehrbuch der Institutionen» (Lpz. 1839; 8. Aufl. 1865), durch welches einem praktischen Bedürfnisse in erwünschter Weise abgeholfen wurde; «Das gemeine deutsche Criminalrecht» (3. Aufl., Lpz. 1856), welches namentlich mit Rücksicht auf Vorträge über die Codificationen einzelner Länder abgefaßt ist. Außer seinen akademischen Gelegenheitsschriften sind auch zu erwähnen eine Reihe von Abhandlungen in Grolman's und Löhr's «Magazin» unter dem Titel: «Bemerkungen, Zweifel und Vermuthungen über einzelne Fragen aus dem röm. Civilrechte», und eine große Anzahl von Aufsätzen und Monographien in der «Zeitschrift für Civilrecht und Proceß», welche er mit Linde und Schröter (früher mit Wening-Ingenheim) herausgab.

Margarethe, Beherrscherin von Norwegen, Dänemark und Schweden, geb. 1353, war eine Tochter des Königs Waldemar IV. Atterdag von Dänemark. Bei Gelegenheit einer Friedensverhandlung vermählte ihr Vater die kaum elfjährige Prinzessin mit dem Könige Hakon VIII. von Norwegen (geb. 1339, gest. 1. Mai 1380), und die Hochzeit ward zu Kopenhagen 9. April 1363 feierlich begangen, jedoch mit Rücksicht auf die Jugend der Braut erst drei Jahre nachher vollzogen. Aus dieser Ehe entsprang ein einziger Sohn, Olaf (geb. um Weihnachten 1371, gest. 3. Aug. 1387), welcher bereits 1375 seinem Großvater Waldemar in Dänemark und 1380 seinem Vater Hakon in Norwegen folgte. Für den unmündigen Knaben führte M. als Vormünderin die Regierung mit Kraft und Geschick, und so wurde sie nach Olaf's Tode sofort zur «Frau, Fürstin und selbstregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark» erwählt und empfing als solche die Huldigung (Aug. bis Oct. 1387). Das Gleiche geschah in Norwegen (2. Febr. 1388), und bald darauf gewann sie auch Schweden. Der König Albrecht (von Mecklenburg), welcher seit 1363 dort herrschte, hatte sich mit einer mächtigen Adelspartei veruneinigt, welche M. zu Hülfe rief und ihr versprach, sie als selbstregierende Fürstin und Frau des Reiches Schweden anzuerkennen (22. März 1388). Am 24. Febr. 1389 ward nun König Albrecht bei Falköping besiegt und gefangen und ganz Schweden unterworfen. Nur die Stadt Stockholm widerstand bis ins siebente Jahr der dän. Belagerung und wurde dabei von Mecklenburg aus mit Zufuhr von Lebensmitteln unterstützt. Zu diesem Zwecke entstand in Wismar und Rostock der Verein der sog. Victualienbrüder, welche aus kecken Blokadebrechern bald in gefährliche Seeräuber ausarteten und sich im skandinav. Norden überall gefürchtet machten. Erst 17. Juni 1395 kam ein Vergleich zu Stande, demgemäß König Albrecht und dessen Sohn Erich in Freiheit gesetzt und diesen die Wahl gelassen wurde, binnen drei Jahren entweder in die Gefangenschaft zurückzukehren oder 60000 Mark Silber an Lösegeld zu zahlen oder Stockholm zu übergeben. Die Bürgschaft für diesen Vergleich übernahm die deutsche Hansa (8. Sept.), welche dann Besatzung nach Stockholm legte und nach Ablauf der gesetzten Frist die Stadt 29. Sept. 1398 an M. übergab. Schon vorher hatte M. durchgesetzt, daß man in allen drei Reichen den Enkel ihrer Schwester Ingeburg, Erich von Pommern (geb.

1382), zum König wählte, und sie ließ diesen feierlich als solchen zu Kalmar in Schweden 17. Juni 1397 krönen. Doch begnügte sie sich nicht damit, sondern wollte eine dauernde Vereinigung stiften. Am Namenstage M.'s, 13. oder 20. Juli 1397, ward zu Kalmar, unter Mitwirkung von Reichsräthen aus Dänemark, Schweden und Norwegen, die sog. Kalmarische Union abgeschlossen, worin man festsetzte, daß fortan zu ewigen Tagen nur Ein König über die drei skandinav. Reiche herrschen und jeder Krieg und alle Anfechtung vom Ausland denselben gemeinsam sein solle; im übrigen möge jedes Reich bei seinem Gesetz und Recht bleiben. Diese Union hat freilich keinen Bestand gehabt. (S. Dänemark.) Nachdem König Erich mündig geworden, übernahm er selbst die Regierung; doch behielt M. den größten Einfluß. In den letzten Jahren war ihre Politik vorzugsweise nach Süden gerichtet. Noch bei Lebzeiten Olaf's, im Aug. 1386, hatte sie, um ihre skandinav. Plane ungestört verfolgen zu können, mit den Grafen von Holstein Frieden geschlossen und denselben das Herzogthum Schleswig als dän. Fahnenlehn überlassen. Jetzt suchten M. und Erich wieder in Schleswig festen Fuß zu fassen und gewannen nicht sowol mit den Waffen als durch geschickte Verhandlungen wesentliche Vortheile. Mitten in diesen Bestrebungen starb M. auf ihrem Schiffe im flensburger Hafen 27. bis 28. Oct. 1412, und ihr Nachfolger Erich begann darauf jenen langwierigen Krieg, welcher mit seiner eigenen Entthronung und dem definitiven Verlust Schleswigs endigte. (S. Schleswig-Holstein.)

Margarethe von Anjou, die Gemahlin König Heinrich's VI. von England, eine Tochter des Renatus von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und der Isabella von Lothringen, gehörte, von einem Bruder Karl's V. von Frankreich abstammend, in das Geschlecht der Valois und wurde 1425 geboren. Sie besaß kühnen Geist und seltene Schönheit und verheirathete sich im Nov. 1444 mit dem charakterschwachen Heinrich VI., über den sie bald unumschränkte Herrschaft erlangte. Die Feinde des Herzogs von Glocester, der als Oheim des Königs die Regentschaft führte, schlossen sich alsbald an sie, was dessen Sturz, vielleicht auch dessen Tod im Febr. 1447 herbeiführte. Nach einer geheimen Bedingung des Ehecontracts erhielt der Oheim M.'s, Karl von Anjou, die Grafschaft Maine zurück, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre später besonders die Wiedereroberung der Normandie. Unwillig hierüber, klagte das Volk den Herzog von Suffolk, den Unterhändler und Lieblingsminister der Königin, des Hochverraths an. Suffolk wurde zwar verbannt, aber an seine Stelle trat der Herzog von Somerset, der Vertraute und Liebhaber der Königin, wobei sich das Volk noch heftiger verletzt fühlte. Unter diesen Umständen brach der dynastische Kampf, der Krieg der Weißen mit der Rothen Rose (s. d.) aus, in welchem M. für ihren Gemahl handelte und große Energie entwickelte. Auf ihren Betrieb entkleidete der König im Jan. 1455 den Herzog von York des usurpirten Protectorats, und auch nach dem Treffen von St.-Albans wußte sie im Febr. 1456 das Parlament zur Einsetzung Heinrich's VI. in seine volle Würde zu bewegen. Nach der Niederlage von Northampton floh sie mit ihrem jungen Sohne, Eduard, nach Schottland, kehrte aber, als das Parlament im Oct. 1460 den Herzog von York zum Thronfolger erklärte, zurück und brachte schnell ein Heer von 20000 Mann zusammen, mit welchem sie 31. Dec. 1460 den Herzog besiegte und erschlug. Desgleichen überwand sie 15. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St.-Albans, wobei der König selbst in ihre Hände fiel. Dessenungeachtet gelang es dem ältesten Sohne York's, Eduard IV. (s. d.), sich zum Könige ausrufen zu lassen, und die Königin sah sich genöthigt, an die schott. Grenze zurückzuweichen. Doch sehr bald hatte sie wieder ein Heer von 60000 Mann gesammelt, dem sie die größten Ausschweifungen erlaubte, das aber 29. Mai 1461 in der furchtbaren Schlacht von Towton vernichtet wurde. Hierauf wendete sie sich mit ihrer Familie nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament die Acht über das Haus Lancaster ausgesprochen, zu Ludwig XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser, durch engl. Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, eroberte mehrere Schlösser, unterlag aber vollständig in der Schlacht bei Herham, 15. Mai 1463. Sie floh nun mit ihrem Sohne in einen Wald, wo sie in die Hände von Räubern fiel. Bei dem Streite über die Theilung ihrer Kostbarkeiten gelang es ihr, sich durch die Flucht zu retten, aber nur, um in die Gewalt eines andern Räubers zu gerathen. Angeblich entdeckte sie sich demselben und fand durch ihn Gelegenheit, mit ihrem Sohne nach Lothringen zu entkommen, wo sie mehrere Jahre bei ihrem Vater zu Nancy im Privatstande lebte. An der Empörung Warwick's und des Herzogs von Clarence, wodurch Heinrich VI. 1470 für kurze Zeit wieder auf den Thron gelangte, nahm sie anfangs keinen Theil. Erst am Tage der Schlacht bei Barnet, 14. April 1471, in welcher Eduard IV. die Krone wieder eroberte, landete sie in Begleitung ihres 18jährigen Sohnes bei Weymouth in

der Grafschaft Dorset mit einem Corps Franzosen. Obschon ihre Sache mit dem Tode und der Niederlage Warwick's verloren schien, drang sie doch entschlossen in die Grafschaft Glocester ein. Am 4. Mai 1471 wurde sie aber in dem mörderischen Gefechte bei Tewkesbury mit ihrem Anhange von Eduard IV. völlig geschlagen und sogar nebst ihrem Sohne gefangen genommen. Man brachte den Prinzen vor den König, der ihn einer kühnen Antwort wegen ins Gesicht schlug, auf welches Zeichen die Herzoge von Clarence und Glocester den Prinzen sofort niederhieben. Gleich ihrem Gemahl, dessen man sich nach einigen Tagen durch Mord entledigte, wurde auch M. in den Tower gesetzt. Hier blieb sie vier Jahre, bis Ludwig XI. von Frankreich zufolge des Vertrags von Pecquigny mit 50000 Kronen sie auslöste. Sie kehrte nun nach Frankreich zurück, wo sie 25. Aug. 1482 starb. M. würde ihrer Charakterstärke wegen hohe Achtung verdienen, hätte sie ihr Leben nicht durch Ausschweifungen befleckt.

Margarethe von Frankreich oder von Valois, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medici, wurde 14. Mai 1553 zu St.-Germain-en-Laye geboren. Durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, mußte sie sich 18. Aug. 1572 mit dem Könige von Navarra, dem spätern Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich, verheirathen. Diese mit großer Pracht vollzogene Vermählung, die vielleicht nur die Hugenotten an den Hof ziehen sollte, war der Vorläufer der Bartholomäusnacht (s. d.) oder Pariser Bluthochzeit. Die junge Fürstin liebte ihren ebenfalls flatterhaften Gemahl nicht und hatte ihr Herz schon früher dem Herzog von Guise geweiht. Als Heinrich von Navarra heimlich vom Hofe entfloh, wurde sie noch lange daselbst zurückgehalten und ihrem Gemahl erst 1578 von der Mutter an den Hof nach Pau zugeführt. Ihrer Zügellosigkeit wegen veruneinigte sie sich bald mit demselben. Sie entfernte sich und nahm, vom Hofe zu Paris ebenfalls verstoßen, die ihr als Heirathsgut zugedachte Landschaft Agénois in Besitz, welche ihr jedoch der Marschall Matignon entreißen mußte. Hierauf wendete sie sich in die Auvergne, wo sie Jugend und Schönheit in den unwürdigsten Abenteuern begrub. Als ihr Gemahl den Thron von Frankreich errungen, machte er ihr den Vorschlag, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde, worauf Clemens VIII. 1599 die Scheidung aussprach. 1606 ging sie nach Paris und fand bei Hofe einen sehr freundlichen Empfang. Sie baute sich in der jetzigen Faubourg St.-Germain ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs der Seine, wo sie fortan der Galanterie, daneben frommen Uebungen und dem Umgange mit Gelehrten und Schöngeistern lebte. Abgesehen von ihren Verirrungen, besaß sie ebenso viel Gutmüthigkeit als Geist; oft borgte sie, um Unterstützung gewähren zu können. Sie starb, als der letzte Sprößling der Valois, 27. März 1615 und hinterließ ungeheuere Schulden. Ihr Herz wurde im Kloster der Filles du Sacré-Coeur niedergelegt, das sie gestiftet hatte; sie selbst wurde in St.-Denis bestattet. Man hat von ihr interessante «Mémoires» (Par. 1628 u. öfter; deutsch von Fr. von Schlegel, Lpz. 1803); eine Sammlung ihrer Briefe besorgte Guessard.

Margarethe von Oesterreich, Statthalterin in den Niederlanden, die Tochter Kaiser Maximilian's I., geb. 10. Jan. 1480, kam als Kind 1482 gleich nach dem Tode ihrer Mutter, Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an den Hof Ludwig's XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war. Nachdem jedoch dieser sich 1491 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählt hatte und deshalb der Kaiser Maximilian mit ihm in Krieg gerathen war, kehrte sie, zufolge der Bestimmungen des Friedens zwischen beiden, 1493 an den Hof ihres Vaters zurück und verlobte sich 1496 mit dem Infanten von Spanien, Johann, Prinzen von Asturien. Auf der Fahrt nach Spanien hatte das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte. Damals fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: «Cy gist Margot, la gente damoiselle, qu'eut deux maris et si mourut pucelle.» Doch noch in demselben Jahre wurde sie Witwe, worauf sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen vermählte, der aber ebenfalls schon 1504 verstarb. Nach Philipp's des Schönen Tode ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin in den Niederlanden, eine Würde, die sie mit Ruhm und zur allgemeinsten Zufriedenheit der Niederländer bekleidete, die sie fast anbeteten. Sie starb zu Mecheln 1. Dec. 1530. 1850 wurde ihr zu Mecheln ein schönes Denkmal errichtet. Ihre Reden, ihre Gedichte und Witzspiele nebst ihren «Discours de ses infortunes et de sa vie» sammelte Jean Lemaire in der «Couronne Margaritique» (1549).

Margarethe von Parma, Statthalterin in den Niederlanden von 1559—67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl's V. mit Johanna van der Gheenst. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich 1538 mit Octavio Farnese,

dem Herzoge von Parma und Piacenza. (S. Farnese.) Als Statthalterin der Niederlande benahm sie sich nebst Granvella (s. d.), der ihr zur Seite stand, mit solcher Umsicht, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, den Aufstand zu bewältigen, wenn nicht Philipp II. den verhaßten Herzog von Alba gesendet hätte. Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, sogleich mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb.

Margarethe von Valois oder von Navarra, früher von Angoulême, die Schwester Franz' I. und die Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulême, mit Luise von Savoyen, geb. zu Angoulême 11. April 1492, vermählte sich 9. Oct. 1509 mit Karl, letztem Herzoge von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich nach dessen Gefangennehmung nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug viel dazu bei, ihm eine würdevolle Behandlung zu sichern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit, besonders bei ihrer Vermählung 1527 mit Henri d'Albret, König von Navarra, mit dem sie einen Sohn, welcher 1530 starb, und Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., zeugte. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren einer großen Fürstin würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehrere Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie, auch prot. Theologen Gehör zu leihen und sich mit ihren Grundsätzen bekannt zu machen, und ihre Ansichten hierüber legte sie 1533 in einer kleinen Schrift «Miroir de l'âme pécheresse» nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Gegen Ende ihres Lebens kehrte sie indeß zur kath. Religion zurück. Sie starb 21. Dec. 1549 auf dem Schlosse Odos oder Ortez in Bigorre. M. verband einen männlichen Geist mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen nnd in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ «Heptaméron des nouvelles», von Cl. Gruget geordnet (Par. 1559 und sehr oft; beste Ausgaben von Leroux de Lincy, 3 Bde., Par. 1853, und von P. L. Jacob, Par. 1858), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, welche zuerst 1558 unter dem Titel «Les amants fortunés» erschienen waren. Die Leichtfertigkeit derselben stimmte mit den damaligen Sitten überein und darf nicht zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Ein Theil ihrer dichterischen Productionen war noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel «Marguerites de la Marguerite des princesses, très illustre reyne de Navarre» (Lyon 1547) von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht worden. Von ihrem inhaltsreichen Briefwechsel hat Génin eine Ausgabe veranstaltet (Par. 1841; dazu «Nouvelles lettres», 1842). Vgl. Miß Freer, «Life of Marguerite, queen of Navarre» (2 Bde., Lond. 1855).

Margarin ist eine sehr verbreitete Fettart, die sich neben Stearin (s. d.) vorzüglich in denjenigen Thierfetten findet, welche nicht ganz hart werden, und die man als Schmalz oder Butter bezeichnet: im Schweinefett, Menschenfett, in der Kuhbutter, im Schlangenfett. Von den festen Pflanzenfetten enthalten viele M., so die Cacaobutter; in dem aus flüssigen Pflanzenölen in der Kälte sich abscheidenden festen Fett ist ebenfalls M. enthalten. Das M. ist nur sehr schwierig von Stearin und Oleïn zu trennen, und es ist deshalb zweifelhaft, ob die Substanz, die man als reines M. bezeichnet, wirklich reines M. ist. Aus der weingeistigen Lösung scheidet es sich in weißen, glimmerartigen Schuppen ab, die bei 48° C. schmelzen, bei 41° erstarren und nach dem Erkalten eine spröde porzellanartige Masse darstellen. Durch Verseifen des M. und Zersetzen der entstandenen Seife durch eine Mineralsäure erhält man die Margarinsäure, eine eigenthümliche Fettsäure, die sich in geringer Menge im menschlichen Blute und in der Galle findet und durch trockene Destillation von Stearin und von Wachs sowie durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Oelsäure entsteht. Die Margarinsäure ist im reinen Zustande farblos, ohne Geruch und Geschmack, bildet eine auf dem Bruche krystallinische Masse, ist unlöslich in Wasser, sehr löslich in Aether oder wasserfreiem Weingeist. Sie schmilzt bei 60°. Margarinsaures Natron, zuweilen gemengt mit margarinsaurem Kali, macht einen Bestandtheil der gewöhnlichen Oel- und Fettseife aus. Die sog. Stearinkerzen enthalten nicht selten eine größere Menge Margarinsäure als Stearinsäure.

Margarita, die kleinste und volksdichteste Provinz der südamerik. Republik Venezuela, nur 20,8 Q.-M. groß, wovon 18 auf die gleichnamige, $4\frac{1}{2}$ M. von dem Festlande entfernte Insel, 2,8 Q.-M. auf die kleinern dazugehörigen Eilande kommen, zählt (1852) 20906 E., welche

Ackerbau, größtentheils aber Fischerei und Seefahrt treiben. — Die Insel M. besteht aus zwei von W. gegen O. streichenden, im höchsten Punkte, dem Cerro-Macanao, 4188 F. aufsteigenden Bergketten, welche durch einen schmalen Isthmus verbunden sind. Die Küsten sind größtentheils sehr felsig und steril, das Innere zum Theil sehr fruchtbar, ohne jedoch einen Ueberschuß von Producten zur Ausfuhr zu liefern. Diese beschränkt sich auf Fische, Schildkröten, Schildpatt und Geflügel. Die Hauptstadt ist Asuncion (Ciudad de la Asuncion) mit 3000 E., einem Collegium und einer Steuermannsschule. Nur 1 M. im SO. davon liegt der Haupthafen Pampatar, dessen Eingang durch ein Fort vertheidigt wird, und welcher 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. Die Insel M. wurde zuerst 1498 von Columbus entdeckt und erhielt bald eine große Berühmtheit durch die an ihren Küsten und denen der benachbarten Insel Cubagua gefundenen Perlen. Diese Perlenfischerei nahm schon gegen Ende des 16. Jahrh. schnell ab und hörte zu Anfang des 17. Jahrh. ganz auf, wodurch die Insel sehr an Bedeutung verlor. Im südamerik. Befreiungskriege war dieselbe 1815—17 häufig Kriegsschauplatz. Ihr Besitz ist für die Republik wegen ihrer Handelslage von Wichtigkeit, indem sie zum Stapelplatz für die benachbarten Küsten dient.

Marggraff (Hermann), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Sept. 1809 zu Züllichau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium daselbst und widmete sich seit 1829 zu Berlin philol., histor. und philos. Studien. 1830 gab er mit seinem Bruder Rudolf eine Sammlung Gedichte heraus. M. wollte sich nach vollendetem Studium dem Lehrfach widmen, wandte sich indeß seit 1835 ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu. Er machte sich in verschiedenen Zeitschriften als Novellist, vorzugsweise aber als Kritiker geltend und trat 1836 als Redacteur an die Spitze des «Berliner Conversationsblatt», das bald die jüngern literarischen Kräfte Berlins vereinigte. Nachdem er mit seinem Bruder Süddeutschland besucht, ließ er sich 1838 in Leipzig nieder, wo er ebenfalls eine vielseitige journalistische Thätigkeit entwickelte. 1843 wandte er sich nach München, bald darauf nach Augsburg, wo er von 1845—47 an der «Allgemeinen Zeitung» thätig war. In den J. 1847—50 wirkte er erst zu Heidelberg, dann zu Frankfurt an der «Deutschen Zeitung», seit 1851 zu Hamburg am «Hamburger Correspondenten». 1853 übernahm er zu Leipzig die Redaction der «Blätter für literarische Unterhaltung», die er bis zu seinem Tode führte. Er starb zu Leipzig 11. Febr. 1864. M. hat sich namentlich als Kritiker literarisches Verdienst erworben. Nachdem er in «Bücher und Menschen» (Bunzlau 1837) eine Auswahl seiner kritischen und humoristisch-novellistischen Arbeiten zusammengestellt, veröffentlichte er die Schrift «Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche» (Lpz. 1839), welche für die Geschichte des Jungen Deutschland und die Genesis des modernen Elements werthvoll ist. Als Dichter zeigt M. Volksthümlichkeit, Komik und gemüthlichen Humor. Seinen frühern humoristischen Romanen «Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech» (2 Bde., Lpz. 1840) und «Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut» (2 Bde., Lpz. 1841) ließ er später die Münchhauseniade «Fritz Beutel» (Frankf. 1857) folgen. In der Sammlung seiner «Gedichte» (Lpz. 1857) verdienen die humoristisch und volksthümlich gehaltenen den Vorzug. Von seinen dramatischen Dichtungen wurde das geschickt componirte Trauerspiel «Das Täubchen von Amsterdam» (Lpz. 1839) auf mehrern Bühnen nicht ohne Beifall aufgeführt. Außer diesem sind noch die Trauerspiele «Kaiser Heinrich IV.» (1837) und «Elfriede» (1841) sowie das Lustspiel «Vetter Fritz» (1851) zu nennen. Von seinen literarhistor. Arbeiten sind die Sammlung «Polit. Gedichte aus Deutschlands Neuzeit» (Lpz. 1843), die Biographie Ernst Schulze's, die den fünften Band der von ihm besorgten dritten Auflage der «Sämmtlichen poetischen Werke» (Lpz. 1855) dieses Dichters bildet, und der «Hausschatz der deutschen Humoristik» (2 Bde., Lpz. 1858—59) hervorzuheben. Auch hat er einige beachtenswerthe Beiträge zur Schiller- und Goetheliteratur geliefert. Als Schriftsteller hat sich M. der Interessen seiner Berufsgenossen stets warm angenommen und unter anderm auch für die Begründung der Schillerstiftung wesentlich mitgewirkt.

Marggraff (Rudolf), verdienter Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 28. Febr. 1805 zu Züllichau, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann zu Berlin erst theol., dann philos. und philol. Studien. Besondere Anziehungskraft übten auf ihn die kunsthistor. und ästhetischen Vorlesungen Toelken's, Hotho's und Hirt's aus. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Lehrer gewirkt, wandte er sich ausschließlich umfassenden Kunststudien zu und entfaltete auf diesem Gebiete eine bedeutende journalistische Thätigkeit. 1837 siedelte er nach München über, wo er zunächst Privatvorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte hielt, dann aber 1842 zum Professor und Generalsecretär an der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. 1855 trat er in den Ruhestand und lebt seitdem als Privatmann in München.

Unter M.'s selbständigen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Münchener Jahrbücher für bildende Kunst» (4 Hefte, Lpz. 1839—42); «D. J. Ohlmüller» (Lpz. 1840); «Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer» (Nürnb. 1840); «Erinnerungen an Albrecht Dürer und seinen Lehrer Wohlgemuth» (Münch. 1840); «Beschreibung der Ludwigskirche in München» (Münch. 1840); «München mit seinen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten» (Münch. 1846). Hierzu kam neuerdings das trefflich gearbeitete «Verzeichniß der Gemälde in der ältern Pinakothek zu München» (Münch. 1865; franz. 1866). Die polit. Ereignisse des J. 1859 und der nächsten Folgezeit veranlaßten M. zur Herausgabe der anonymen Schrift: «Vor und nach dem Frieden von Villafranca» (Lpz. 1860), der sich eine Sammlung von Krieges-, Sieges-, Mahn- und Spottliedern der Deutschen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel: «Das ganze Deutschland soll es sein! Großdeutsches Liederbuch» (Münch. 1861) anschloß.

Marginalien (neulat., d. i. Randglossen) heißen kurze Bemerkungen, welche sich in Handschriften und ältern Drucken zur Erläuterung einzelner Stellen des Textes an dem Rande finden und gewöhnlich in kleinerer Schrift geschrieben sind. Aus den neuern Druckwerken sind sie durch den jetzt herrschenden bessern typographischen Geschmack, als die Symmetrie des Ganzen störend und das Auge verletzend, fast vollständig verbannt worden.

Marheineke (Phil. Konr.), einer der vorzüglichsten deutschen Theologen, geb. 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studirte in Göttingen und folgte von hier aus 1804 dem Rufe als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen. Hier auch als Privatdocent thätig und 1806 zum außerord. Professor der Theologie ernannt, wurde er im folgenden Jahre nach Heidelberg berufen und erhielt daselbst 1809 eine ord. Professur. 1811 endlich ging er in gleicher Eigenschaft und zugleich als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin, wo er sein ganzes übriges Leben hindurch verblieb und 31. Mai 1846 starb. M. gehört neben Daub zu den ersten, welche die neuere philos. Bewegung ins Gebiet der Theologie hinüberleiteten und ebenso wol durch eine ausgezeichnete Lehrgabe als durch eine ausgebreitete und wissenschaftlich gediegene schriftstellerische Thätigkeit auf die Vertiefung und Fortbildung des theol. Denkens einen bedeutenden Einfluß übten. In der ersten Auflage seiner «Grundlinien der christl. Dogmatik» (Berl. 1819) schloß er sich an Schelling an, wandte sich aber später ebenso wie Daub dem Hegel'schen System zu, in dessen Sinne die zweite Auflage seiner Grundlinien bearbeitet ist (Berl. 1827). Diese Schrift ist, was Präcision und Kürze des wissenschaftlichen Ausdrucks, methodische Behandlung und speculative Erfassung des Stoffs anlangt, ein wahres Meisterwerk, wenn M. in ihr auch noch manche Illusionen der althegelschen Schule theilt. Ungleich größern Beifall als durch dieses viel angestaunte, aber wenig gelesene und noch weniger verstandene Werk hat er sich durch seine auch in der Form der Darstellung den Geist des 16. Jahrh. athmende «Geschichte der teutschen Reformation» (4 Bde., Berl. 1816—34) erworben. Außerdem sind von seinen Schriften noch seine «Christl. Symbolik» (Heidelb. 1810—14), die «Institutiones symbolicae» (3. Aufl., Berl. 1830) und sein «Entwurf der praktischen Theologie» (Berl. 1837) hervorzuheben. Auch an den kirchlichen Zeitfragen hat M. den lebhaftesten Antheil genommen, wie dies seine im Agendenstreite, in dem durch Möhler angeregten Kampfe, in der Angelegenheit Bruno Bauer's, gegen Görres und Droste zu Vischering erschienenen Schriftchen bewiesen. In seinen Predigten, die in verschiedenen Sammlungen (Gött. 1801; Erl. 1805; Berl. 1814 und 1818) von ihm herausgegeben worden sind, herrscht das didaktische Element vor. Von seinen Vorlesungen sind das «System der theol. Moral» (Berl. 1847), das «System der christl. Dogmatik» (Berl. 1847), die «Christl. Symbolik» (Berl. 1848) und die «Christl. Dogmengeschichte» (Berl. 1849) durch Matthias und Vatke herausgegeben worden.

Maria, die Mutter Jesu, in der Kirchensprache Unsere Liebe Frau (U. L. F.), auch die Heilige Jungfrau, franz. zuweilen Notre-Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Züge bekannt. Nach der ursprünglichen Ueberlieferung hat sie Jesum ihrem Gatten Joseph, einem Zimmermann zu Nazareth, in rechtmäßiger Ehe geboren. Aber schon unsere kanonischen Evangelien, namentlich das erste und dritte, kennen die Sage über sie, welche seitdem der Kirche als wunderbare Geschichte galt. Hiernach war sie eine Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit Joseph verlobt war. Ein Engel verkündigte ihr, sie werde durch die Kraft Gottes einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüd. Volk erwartete. Demüthig unterwarf sie sich dem Willen des Höchsten. Ihr Verlobter aber wollte sich von ihr scheiden, als er ihre Schwangerschaft wahrnahm; doch im Traume wurde er von einem Engel ermahnt, sie nicht zu verlassen. Als sie zur Schätzung nach Bethlehem gegangen

war, gebar sie hier Jesum, den sie am Tage ihrer Reinigung dem Herrn im Tempel zu Jerusalem darbrachte; dann floh sie, im Traume gewarnt, vor Herodes nach Aegypten, nach dessen Tode sie nach Nazareth zurückkehrte. Ueber ihre erziehende Thätigkeit wie über ihren Charakter läßt sich aus den Evangelien nichts Bestimmtes erkennen; einige Spuren führen jedoch darauf, daß sie ebenso wenig wie die übrigen Verwandten in das Auftreten Jesu sich zu schicken verstand. Das vierte Evangelium läßt sie nur bei der Hochzeit zu Kana und unter dem Kreuze Jesu auftreten, wo der sterbende Sohn sie der Pflege seines Lieblingsjüngers übergeben habe. Die spätere Sage weiß noch zu erzählen, daß sie 11 J. im Hause des Johannes gelebt habe, 59 J. alt geworden und zuletzt gen Himmel gefahren sei. Um Zeugen ihres Scheidens von der Erde zu sein, läßt die Sage sämmtliche Apostel aus allen Himmelsgegenden auf den Wolken des Himmels nach Jerusalem getragen werden.

Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhob sich unter den Christen Streit über das der M. gebührende Maß von Verehrung. Thrazische und scythische Christinnen trugen auf sie in Arabien den Cultus der Cybele über; sie dienten ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. Kollyris) darbrachten, weshalb sie Kollyridianerinnen genannt wurden. Doch war es selbst unter strenggläubigen Kirchenlehrern, nach dem Vorgange des Irenäus, Tertullian und Origenes, noch im 4. Jahrh. gebräuchlich, namentlich bei Basilius und Chrysostomus, selbst von Fehlern der M. zu sprechen. Inzwischen fingen einige Theologen an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei und daß sie utero clauso geboren habe, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche M. als wirkliche Ehefrau Joseph's und nicht ohne biblischen Grund als Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der M. Wegen dieser Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verdammt. Die Verehrung der M. steigerte sich namentlich vom 5. Jahrh. an, als ihr die Kirche gegen des Nestorius Ansicht, der sie nur Christusgebärerin genannt wissen wollte, den Namen der Mutter Gottes oder Gottesgebärerin beilegte. Später kam durch Paschasius Radbertus die Meinung von ihrer wunderbaren Entbindung hinzu. Die Orthodoxie stellte nun die M. an die Spitze der Heiligen. Für ihre göttliche Verehrung, Marialatrie genannt, waren besonders Cyrill von Alexandrien und Proklus, Bischof von Cyzikum, thätig. Das erste Beispiel ihrer Anrufung findet man in der Lobrede auf den Märtyrer Cyprian von Gregor von Nazianz, und bald wurde es auch Sitte, in den Gebeten ihre immerwährende Jungfrauschaft zu erwähnen und ihr Kirchen zu weihen, während sich hiervon noch im 4. Jahrh. keine Spur vorfindet, obschon es doch bereits eine Menge Apostel- und Märtyrerkirchen gab. Nachdem M. auf diese hohe Stufe erhoben worden war, betrachtete man sie auch als die Fürbitterin bei Gott in allen Angelegenheiten; sie wurde Schutzpatronin, und man weihte ihr eine Menge Feste. Im 6. Jahrh. entstand das Fest der Reinigung (Mariä Reinigung), d. h. des Kirchgangs zum Tempel in Jerusalem (2. Febr.), das der Verkündigung (Mariä Verkündigung, 25. März) und das der Heimsuchung (Mariä Heimsuchung), d. h. des Besuchs der M. bei Elisabeth (2. Juli). Ferner begehen die griech. und die röm.-kath. Kirche sowie die schismatische Kirche im Orient noch jetzt als Feste Mariä Geburt (8. Sept.) und Mariä Himmelfahrt (Assumtio, 15. Aug.). Beide Feste entstanden erst im 8. Jahrh. Seit dem 11. Jahrh. weihte man der M. außerdem noch den Sonnabend und zunächst in den Klöstern ein Officium, das aus den Lobgesängen auf M. hervorging, dann aber von Urban II. auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) für die Kirche gesetzlich wurde. Jetzt und im 12. Jahrh. nahm die Marialatrie den ausschweifendsten Charakter an. Mönchs- und Nonnenorden, wie die Karmeliter, Serviten, Salesianerinnen und alle Orden U. L. F., nannten sich nach ihr. In ihren Dienst mischte sich die ritterliche Galanterie; ihre Verehrung nahm auch die Gestalt eines ritterlichen Frauendienstes an. Die Kirchenlehrer erschöpften sich in ihrer Verherrlichung (namentlich Bonaventura), stellten für M. ein Psalterium minus und majus und die Biblia Mariana auf, ja sie meinten selbst, daß «Gott der Vater M. minnete». Ihr, die man als die Herrin der Himmels pries, wurden alle Vigilien gewidmet und das Ave Maria (s. d.) kam jetzt zur allgemeinen Geltung. Um diese Uebertreibungen dogmatisch zu begründen, meinte man, daß der M. eine höhere Stufe des Dienstes (hyperdulia) zukomme als den übrigen, unter die Heiligen versetzten Menschen, deren Dienst man dulia nannte. Jenes höhern Dienstes gedenkt zuerst Petrus Lombardus.

War nun auch ihre Sündlosigkeit schon lange anerkannt, so war man doch nicht der Meinung, daß M. selbst unsündlich empfangen sei. Als endlich einige Kanoniker zu Lyon die Lehre

von der **unbefleckten Empfängniß Mariä** aufstellten, nach welcher sie nicht nur Jesum ohne Erbsünde geboren habe, sondern selbst von ihrer (angeblichen) Mutter Anna ohne Erbsünde empfangen worden sei, und auch das Fest derselben aufbrachten (1140), fand jene Lehre bei den gefeiertsten Kirchenlehrern, namentlich bei den Dominicanern, noch entschiedenen Widerspruch. Während dann das Fest zwar im 13. Jahrh. allgemeinern Eingang gewann, erklärte sich noch keine kirchliche Autorität für die Lehre, und schon durfte sie durch Thomas von Aquino als vernichtet angesehen werden, als Duns Scotus dieselbe, wenn auch noch mit einer gewissen Furchtsamkeit, von neuem vertheidigte. Die Lehre blieb auch stets die Lehre der Franciscaner, während die Dominicaner sie verwarfen. Mit dem Feste der unbefleckten Empfängniß verbreitete sich die Lehre derselben im 14. Jahrh. immer weiter. Bei den Streitigkeiten, die von jenen Orden hierüber geführt wurden, erhielt sie durch die zu ihren Gunsten erfolgte Entscheidung durch die pariser Universität und das Ansehen derselben das kirchliche Uebergewicht. Die übertriebene Verehrung der M., durch den stärksten Aberglauben der Zeit begünstigt, erkannte nun auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ein ihr bei Recanati in Picenum geweihtes Heiligthum für das eigene Haus der M., das durch Engel hierher gebracht worden sei, wodurch der berühmte Wallfahrtsort Loreto (s. d.) gegründet wurde. Das Concil zu Basel, die Päpste Sixtus IV. (1476) und Alexander VI. (1483), ebenso das Concil von Trient und noch Papst Gregor XIII. (1575) erklärten sich für die Feier des Festes (8. Dec.) und für die mit demselben zusammenhängende Lehre von der unbefleckten Empfängniß der M. 1614 erhob sich über die Lehre in Spanien von neuem ein heftiger Streit unter den Bettelorden. Obschon sich die Könige Philipp III. und Philipp IV. vielfach bemühten, von Rom aus eine bestimmte Entscheidung über die Streitfrage zu erhalten, erfolgte doch nur die Weisung, die Lehre selbst öffentlich nicht anzugreifen. Das Fest erhielt aber noch eine Octave und wurde durch die Verordnungen von Innocenz XII. (1693) und Clemens XI. (1708) zu einem Festum duplex secundae classis erhoben. Aber erst Pius IX. hat die unbefleckte Empfängniß Mariä nach Anhörung einer auserlesenen Anzahl von Bischöfen 8. Dec. 1854 feierlich zum Dogma der kath. Kirche erhoben.

Andere, der M. geweihte Feste der kath. Kirche sind: das **Fest der Darstellung Mariä** (Opferung oder Aufopferung, 21. Nov.), entstanden im 13. Jahrh., seit dem 14. Jahrh. in Frankreich und erst seit der zweiten Hälfte des 15. in Deutschland gebräuchlich; das **Fest des Mitleidens Mariä**, 1423 zu Köln entstanden (wird den Sonnabend vor dem Palmsonntage, anderwärts 19. Juli gefeiert); das **Fest der Ohnmachtsfeier Mariä**, dessen Entstehung ungewiß ist, aber erst in die Zeit vom 13. bis 15. Jahrh. fällt, wird an einigen Orten mit dem Feste des Mitleidens, an andern Orten in der Charwoche gefeiert; das **Fest der Verlobung Mariä** (23. Juni), 1546 entstanden; das **Fest der sieben Freuden Mariä** (24. Sept.), gestiftet 1745. Daß die Bilder der M. eine wunderthätige Kraft haben, ist orthodoxer Glaube in der kath. Kirche; in dieser Beziehung stehen namentlich die Bilder zu Loreto und zu Czenstochau (s. d.) in Polen noch jetzt in großem Rufe. Die Reformatoren des 16. Jahrh. erklärten sich gegen die Marienfeste und wollten nur einige von ihnen um der Schwachen willen beibehalten wissen, z. B. Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung, weil man diese Feste auch als Feste Jesu, des Herrn, betrachten könne. Uebrigens hielt auch die prot. Orthodoxie an der Lehre fest, daß M. als Jungfrau Jesum wunderbar empfangen und geboren habe, doch ohne ihr eine besondere Verehrung zu erweisen. Die christl. Kunst hat das Leben, die Person und die Würde der M. als Mutter Gottes in Poesie und Malerei stets zu verherrlichen gesucht, und namentlich die Malerei knüpft an diesen Gegenstand viele ihrer herrlichsten Schöpfungen. — Andere Marien, deren das Neue Testament gedenkt, sind 1) **M. von Bethanien**, die Schwester des Lazarus und der Martha; 2) **M. von Magdala** (s. **Magdalena**); 3) M., des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern; 4) M., die Mutter des Markus; 5) M., eine Gläubige zu Rom. — Mit M. zusammengesetzt sind die Namen vieler Kirchen, Klöster und Ortschaften, in welchen wunderthätige Marienbilder sich befinden oder ehedem befunden haben. So Mariafeld, ein Wallfahrtsort in Krain; Mariazell, Wallfahrtskirche in Steiermark; Mariahilf, Name einer Vorstadt von Wien und mehrerer Ortschaften in Böhmen und anderwärts; Mariaschein bei Teplitz; Mariaplein bei Salzburg; Mariaschutz unweit Gloggnitz in Niederösterreich; Mariatrost u. a. m.

Maria Theresia, röm.-deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Kaiser Karl's VI. (s. d.), wurde zu Wien 13. Mai 1717 geboren und durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt. Am 12. Febr. 1736 hei-

rathete sie den Großherzog von Toscana, Franz Stephan, aus dem Hause Lothringen, welcher 1745 unter dem Namen Franz I. (s. d.) zum röm.-deutschen Kaiser erwählt ward. Nach dem Tode ihres Vaters, 20. Oct. 1740, bestieg sie den Thron der österr. Monarchie, worauf sie 21. Nov. 1740 ihren Gemahl als Mitregenten annahm, doch ohne demselben jemals einen namhaften Einfluß einzuräumen. Sie fand die Monarchie erschöpft, die Finanzen zerrüttet und das Heer kaum 100000 Mann stark. Um so gefährlicher war es, daß Kurfürst Karl Albrecht von Baiern (als röm.-deutscher Kaiser Karl VII. [s. d.] genannt), mit Unterstützung Frankreichs, ihr die österr. Thronfolge streitig machte, während man gleichzeitig von vielen andern Seiten Ansprüche auf einzelne Theile der österr. Monarchie erhob. Allmählich bildete sich eine große Coalition, der Frankreich, Preußen, Baiern, Kurpfalz, Sachsen, Sardinien, Neapel und Spanien beitraten. Den ersten Angriff machte König Friedrich II. von Preußen. (S. Schlesische Kriege.) Während Spanien und Neapel der österr. Besitzungen in Italien sich bemächtigten, eroberten Franzosen, Baiern und Sachsen einen Theil der deutschen Erbländer. Die Kaiserin hätte unterliegen und ihr Reich der Zerstückelung verfallen müssen, wenn nicht der Beistand Englands, die Treue der Ungarn und ihre eigene Charakterfestigkeit sowie die Uneinigkeit der Feinde sie gerettet hätten. Der Friede zu Aachen 18. Oct. 1748 beendigte diesen Oesterreichischen Erbfolgekrieg (s. d.), in welchem, außer Schlesien und Glatz, nur die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla für die österr. Monarchie verloren gingen. Aber die Kaiserin konnte namentlich den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen und suchte Bundesgenossen, um sich an Friedrich II. zu rächen. Zunächst wurde Rußland gewonnen, und dann gelang es dem Grafen, nachmaligen Fürsten Kaunitz (s. d.), welcher seit Mai 1753 österr. Staatskanzler und der Kaiserin einflußreichster Minister geworden war, auch Frankreich auf die österr. Seite hinüberzuziehen. Im entscheidenden Augenblick bequemte sogar die sonst so tugendstolze Kaiserin sich dazu, eigenhändig einen freundlichen Brief an die allgewaltige Maitresse des Königs Ludwig XV., Marquise von Pompadour, zu schreiben. So entstand die Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich, der auch Schweden, Sachsen u. s. w. beitraten, und welche auf eine vollständige Zerstückelung Preußens abzweckte. Die Folge davon war der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs (s. d.), der nach schweren Kämpfen im Hubertsburger Frieden 15. Febr. 1763 mit gegenseitiger Anerkennung des vorigen Besitzstandes endigte. Bald nachher starb Kaiser Franz I. (18. Aug. 1765), und die Kaiserin nahm nun ihren ältesten Sohn, den Kaiser Joseph II. (s. d.), dem Namen nach als Mitregenten an, beschränkte ihn aber auf die Leitung des Kriegswesens. Doch war es vorzugsweise dessen Einfluß, welcher während der letzten Zeit seiner Mutter die österr. Politik zu kecken Vergrößerungsplanen fortriß. Kaunitz ging bereitwillig darauf ein, während die Kaiserin meist nur mit Widerstreben zustimmte. Bei der ersten Theilung Polens (5. Aug. 1772) erwarb die Kaiserin das Königreich Galizien und Lodomerien, und die Türkei mußte (25. Febr. 1777) die Bukowina abtreten. Dagegen scheiterten die Annexionsplane gegen Baiern an dem Widerstand König Friedrich's II., der den kurzen und unblutigen Bairischen Erbfolgekrieg (s. d.) begann. Die Kaiserin selbst knüpfte, ohne Wissen und wider Willen ihres Sohnes, Unterhandlungen an und begnügte sich im Frieden zu Teschen (13. Mai 1779) mit Erlangung des Innviertels. Die innere Regierung der Kaiserin war für Oesterreich eine Zeit der langsamen und vorsichtigen Reformen. Ihr Hauptbestreben ging dahin, die Verwaltung zu bessern und die Macht des Staats, welche sich in den schweren Kriegen erprobt hatte, zu kräftigen. Am Hofe wurden große Ersparungen getroffen und die Finanzverwaltung, Erhebung der Abgaben u. s. w. besser geordnet, wobei Kaiser Franz I. und Graf Haugwitz wesentliche Dienste leisteten. Wenn auch dadurch die Einnahmen stiegen, blieben doch im ganzen die österr. Finanzen immer schwach bestellt, und die Kaiserin mußte wiederholt zur Ausgabe von Papiergeld schreiten. Auch begann eine größere Centralisation, wenigstens für die deutschen Erblande, während die Länder der Krone Ungarn, die ital. und belg. Provinzen ihre besondere Administration behielten. Das Kriegswesen ward durch Graf Daun zum Theil nach preuß. Muster reorganisirt, die Conscription eingeführt u. s. w. Später wirkte Kaiser Joseph II. und neben diesem der geniale Lascy, welcher seit 1766 an der Spitze des Hofkriegsraths stand. Allmählich wurde die Armee bis auf 300000 Mann vermehrt, Artillerie, Festungen u. s. w. in guten Stand gesetzt. Gegenüber dem Klerus ward 1747 das landesherrl. Placet für alle päpstl. Bullen und bischöfl. Erlasse eingeführt, die Vermehrung der geistlichen Güter verboten, viele Wallfahrten und Feiertage abgeschafft, auch der Verkehr mit Rom beschränkt. Dennoch blieb die Kaiserin eine gehorsame Tochter der Kirche und willigte nur ungern, auf Andrängen Joseph's II. und des Staatskanzlers Kaunitz, 1773 in die Aufhebung des Jesuitenordens. Das Unterrichtswesen wurde

verbessert und unter die Aufsicht des Staats gestellt. Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler wurden begründet, wobei die Kaiserin den Beistand ihres gelehrten Leibarztes Van Swieten (s. d.) benutzte. Auch eine Verbesserung der Rechtspflege trat ein. 1753 wurde eine Commission bestellt, welche ein allgemeines Gesetzbuch entwerfen sollte. Diese Arbeit kam 1767 zu Stande, war aber großentheils unbrauchbar. Nur ein Criminalrecht wurde 1768 publicirt; auch erfolgte 1776 die Abschaffung der Folter. Wichtig war außerdem besonders, daß die Kaiserin die Leibeigenschaft des Bauernstandes in den deutschen Provinzen aufhob und die Frondienste beschränkte; auch beförderte sie Ackerbau, Gewerbe und Handel. So war die Herrscherin, die sich zugleich persönlich durch strenge Sittlichkeit, Wohlthätigkeit und allgemeine Zugänglichkeit auszeichnete, eine achtunggebietende und für die österr. Monarchie sehr wohlthätige Regentin. Ihrer Familie bewies sie sich als musterhafte Gattin und Mutter. Nach dem Tode ihres Gemahls legte sie die Trauer niemals wieder ab. Die Kaiserin starb 29. Nov. 1780, und ihr folgte in Oesterreich Kaiser Joseph II. Der zweite Sohn, Leopold (s. d.), erhielt das väterliche Großherzogthum Toscana, der dritte, Ferdinand (geb. 1754, gest. 1806), ward durch seine Heirath mit der Erbtochter des Hauses Este (s. d.) Herzog von Modena (s. d.), und der vierte, Maximilian (s. d.) Franz Xaver (geb. 8. Dec. 1756, geb. 27. Juli 1801), war der letzte Kurfürst-Erzbischof von Köln, außerdem Fürst-Bischof von Münster und Hochmeister des Deutschen Ordens. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Aebtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt; die dritte Aebtissin zu Innsbruck; die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma; die fünfte, Marie Antoinette (s. d.), mit dem Könige von Frankreich, und die sechste, Karoline Marie (s. d.), mit dem Könige von Neapel vermählt. (S. Habsburg.) Vgl. Duller, «M. und ihre Zeit» (Wiesb. 1844); Arneth, «M.'s erste Regierungsjahre» (3 Bde., Wien 1863—65).

Maria I., Königin von England, 1553—58, die Tochter Heinrich's VIII. (s. d.) aus dessen Ehe mit Katharina von Aragonien, wurde 18. Febr. 1516 geboren. Ihr Vater ließ sie 1534, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt, für unehelich und nicht thronfähig erklären, gab ihr aber sowie ihrer Stiefschwester Elisabeth das Thronrecht durch die Successions-Acte von 1544 zurück. Schon im Andenken an ihre Mutter blieb M. streng der kath. Kirche ergeben und lebte während der Regierung ihres Vaters und ihres Stiefbruders, Eduard's VI., in gänzlicher Zurückgezogenheit. Als ihr Eduard die Ausübung des altkirchlichen Cultus verwehren wollte, rief sie sogar den Schutz ihres Vetters, Kaiser Karl's V., an, der mit einer Kriegserklärung drohte. Um so geneigter wurde der junge König, auf die Rathschläge des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland einzugehen, welche die Ausschließung M.'s und deren Schwester Elisabeth von der Nachfolge und die Erhebung einer entferntern Verwandten, Johanna Grey (s. d.), der Schwiegertochter Northumberland's, auf den Thron bezweckten. Wiewol man die kath. Gesinnung M.'s fürchtete, beleidigte eine solche Anordnung doch den Rechtssinn der Nation. Es gelang zwar Northumberland, als der König 6. Juli 1553 gestorben, seine Schwiegertochter als Königin ausrufen zu lassen. Allein schon nach einigen Tagen sah er sich verlassen, und 3. Aug. hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie benahm sich anfangs mit Mäßigung. Nur Northumberland und einige Genossen büßten mit dem Kopfe; in Rücksicht der Religion erklärte sie, daß sie es Gott überlasse, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen. Doch schon einen Monat nachher begann die Einkerkerung der prot. Wortführer, und im Oct. hob das gefällige Parlament alle Gesetze auf, die in Ansehung der Religion unter der vorigen Regierung waren erlassen worden. Hierauf erfolgte die Einsetzung der kath. Bischöfe und die Berufung des Cardinallegaten Pole. Der Bischof Gardiner, den die Königin zum Kanzler wählte, benutzte die günstige Stimmung der Nation und unterhandelte nach dem Wunsche des Kaisers die Vermählung der Königin mit dessen Sohne, dem spätern Philipp II. von Spanien. Obschon in dem im Jan. 1554 geschlossenen Vertrage die Unabhängigkeit Englands gewahrt war, so erfüllte dieser Schritt doch das Volk mit Furcht und Unwillen. Ein Edelmann aus Kent, Thomas Wyat, bereitete deshalb mit einigen andern kühnen Männern einen Aufstand vor, an dem sich auch der Herzog von Suffolk betheiligte, um seine im Gefängniß schmachtende Tochter Johanna Grey wieder auf den Thron zu setzen. Der Anschlag mislang durch Zufall gänzlich, und die Königin ließ nicht nur die Häupter der Verschwörung, sondern auch die unschuldige Johanna und deren Gemahl das Blutgerüst besteigen. Nachdem M. ihre Ehe 25. Juli 1554 mit Philipp vollzogen hatte, that sie liebesüchtig alles, was ihrem stolzen, herrschsüchtigen, 26 J. alten Gatten nur gefallen konnte. Während sie eine Obedienzgesandtschaft nach Rom sendete, mußte das Parlament den Legaten Pole reumüthig um Aufnahme der Nation in den Schos der kath.

Kirche bitten und die furchtbaren Ketzer- und Hochverrathsgesetze Heinrich's VIII. erneuern. Unter der Leitung Gardiner's wurden diese Gesetze auch sogleich vollzogen. Viele Protestanten, darunter die Bischöfe Latimer, Ridley, Ferrar und Hooper, starben schon im Laufe des J. 1555 den Feuertod. Nach dem Muster der span. Inquisition richtete der Hof eine aus 22 Personen zusammengesetzte Ketzercommission ein, an deren Spitze der Bischof Bonner von London stand, ein wilder, brutaler Mann, dem die Barbarei Vergnügen machte. Ueble Gemüthsstimmung, in welcher sich die Königin befand, steigerte ihre Verfolgungswuth zum Blutdurst. Die verfehlte Hoffnung auf eine Mutterschaft, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, der schon nach einem Jahre in seine Erbstaaten ging, stürzten sie bereits gegen Ende 1555 in tiefe Schwermuth. Weil sie meinte, die Entfernung ihres Gemahls rühre von dem Widerstande der Nation gegen die span. Politik her, so verdoppelte sie mit 1556 ihre Wuth gegen die Protestanten. Im März mußte auch Cranmer (s. d.) den Feuertod sterben. Durch die Drohungen Philipp's sah sich die Königin gegen den Willen und das Interesse der Nation genöthigt, an dem Kriege zwischen Spanien und Frankreich theil zu nehmen, der aber äußerst unglücklich geführt wurde und den Verlust von Calais, der letzten engl. Besitzung auf franz. Boden, nach sich zog. Noch während der Friedensverhandlungen erlag die Königin dem Kummer und der Wassersucht: sie starb 17. Nov. 1558. «Nach meinem Tode», äußerte sie oft zu denen, welche sie aufheitern wollten, «werdet Ihr den Namen Calais in meinem Herzen finden.» Der Bigoterie und Grausamkeit halber, welche ihre Regierung verhaßt machten, erhielt sie den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihr Elisabeth (s. d.). Vgl. Turner, «History of the reigns of Edward VI., Mary, and Elizabeth» (4 Bde., Lond. 1829); Tytler, «England under Edward VI., and Mary» (2 Bde., Lond. 1839); Froude, «History of England» (Bd. 5 und 6, Lond. 1860).

Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—68, die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria von Lothringen, wurde 8. Dec. 1542 zu Linlithgow bei Edinburgh, wenige Tage vor ihres Vaters Tode, geboren. Schon in der Wiege Königin, verlangte sie Heinrich VIII. von England zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, und die schott. Protestanten unterstützten diese Verbindung. Die Königin-Mutter aber wahrte als Schwester der Guisen (s. d.) das kath. Interesse und brachte die Tochter im Febr. 1548 nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. M. zeichnete sich durch Schönheit, Anmuth und Bildung aus und wurde 29. April 1558 mit dem Dauphin, dem spätern Franz II. (s. d.), vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls von Katharina von Medici ungern gesehen, kehrte sie im Aug. 1561 nach Schottland zurück, dem sie durch Erziehung und Sitte gänzlich entfremdet war. Nur zufällig entging sie bei der Ueberfahrt der Nachstellung der Königin Elisabeth (s. d.) von England, die sie als Weib und Königin haßte. Als die Enkelin Margaretha's von England (s. Tudor) hatte sich M. nicht mit der bloßen Aussicht auf den engl. Thron begnügt, sondern war den Ansprüchen Elisabeth's zu nahe getreten, indem sie den engl. Königstitel annahm und ungeachtet aller Gegenvorstellungen behielt. Ueberdies weigerte sie sich, die Acte anzuerkennen, durch welche 1560 das Parlament in Schottland die Reformation eingeführt hatte. Bei ihrer Ankunft versprach sie zwar, den kirchlichen Zustand zu achten, ließ aber in ihrer Hauskapelle kath. Gottesdienst halten. Dies sowie ihre leichten franz. Sitten erbitterten die strengen Protestanten und erregten besonders den Eifer des Reformators Knox (s. d.), der über die Laster der Königin öffentlich predigte. Nachdem M. die Hand des Grafen Leicester (s. d.), des Favoriten Elisabeth's, ausgeschlagen, traf sie Anstalten, sich mit ihrem Vetter Henry, Lord Darnley, dem ältesten Sohne des Grafen Lennox, zu vermählen. Derselbe war katholisch, jung, schön und besaß, als der Enkel Margaretha's von England aus einer zweiten Ehe, nach M. die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron. Die von Elisabeth angestifteten Protestanten, an deren Spitze der natürliche Bruder M.'s, Graf Murray (s. d.), stand, suchten die Verbindung mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Königin unterdrückte die Empörung und feierte ihre Vermählung mit Darnley 29. Juli 1565. Darnley zeigte sich jedoch bald ausschweifend und herrschsüchtig, behandelte seine Gemahlin mit Roheit und wurde dafür von derselben mit Kaltsinn und Verachtung gestraft. Die Königin hatte einen ital. Musikus, Namens Dav. Rizzio, in ihrer Umgebung, der ihr zugleich als Rathgeber und Secretär diente und besonders die geheime Correspondenz mit den kath. Höfen besorgte. Diesem Manne schrieb Darnley den Kaltsinn seiner Gemahlin zu und beschloß deshalb, von den prot. Häuptern in seinem Verdachte bestärkt, denselben aus dem Wege zu schaffen. Er überfiel 9. März 1566 die hochschwangere Königin, als sie mit Rizzio im Schlosse Holyrood zu Tische saß, und ließ vor ihren Augen den Unglücklichen von seinen Mitverschworenen ermorden. M. mußte ihren Zorn über den Schimpf,

den sie als Weib und Königin erlitten, vorderhand unterdrücken. Sie gewann ihren Gemahl, der ihr die Mitschuldigen entdeckte und floh mit demselben nach Dunbar, wo sie ein Corps Getreuer sammelte und damit die Verschwörer zur Flucht nöthigte. Der Graf Bothwell, der schon große Gewalt über die Königin besaß, besänftigte sie jedoch und wirkte den Verschworenen Verzeihung aus. Am 19. Juni gebar die Königin einen Sohn, Jakob VI., der später als Jakob I. (s. d.) den Thron von Großbritannien bestieg. Darnley zeigte sich bei dem Ereignisse gleichgültig, wohnte der Taufe nicht bei und ging nach Glasgow, wo er an den Blattern erkrankte. Hier suchte ihn die Königin auf, führte ihn unter Beweisen ihrer Zuneigung zurück nach Edinburgh und brachte ihn in einem einsamen Hause außerhalb der Stadtmauer unter, um daselbst seine Genesung abzuwarten. Sie pflegte ihn, schlief mehrere Tage selbst in dem Hause, verließ ihn aber in der Nacht vom 9. Febr. 1567, angeblich um bei der Hochzeit eines ihrer Diener gegenwärtig zu sein. Gegen Morgen flog das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft, und man fand Darnley und seinen Pagen todt im Felde liegen. Die öffentliche Stimme klagte die Königin und den Grafen Bothwell des Mordes an. Letzterer wurde auch alsbald vor Gericht gezogen, aber nach einer Scheinprocedur von der That freigesprochen. Bothwell trat nun als Bewerber um die Hand der Königin auf und compromittirte dieselbe in den Augen des Volks, indem er sie auf eins seiner Schlösser entführte. Nachdem er die Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewirkt hatte, ließ sich die Königin in blinder Leidenschaft mit ihm 15. Mai 1567, drei Monate nach dem geheimnißvollen Tode Darnley's, vermählen. Der prot. Adel, über diese Vorgänge empört, schloß zu Stirling eine Conföderation zum Schutze der Dynastie und des Reichs, zog Truppen zusammen und nahm Edinburgh ohne Schwertstreich, während die Königin 6. Juni 1567 mit ihrem Gemahl nach Dunbar floh und sich ebenfalls zum Widerstande rüstete. Als jedoch die Truppen 15. Juni bei Carberry zusammenstießen, knüpfte die Königin Unterhandlungen an und begab sich persönlich ins feindliche Lager. Hier wurde sie zurückgehalten, als Gefangene nach Edinburgh gebracht, dann aber unter dem Vorgeben, daß sie immer noch mit Bothwell im Briefwechsel stehe, nach Schloß Lochleven abgeführt und daselbst in harte Gefangenschaft gesetzt. Die Lords rissen nun die Staatsgewalt an sich, raubten die königl. Schätze und ächteten Bothwell, der nach Dänemark entkam, wo er acht Jahre später in Elend und Wahnsinn starb. Von ihren Gegnern gedrängt, legte die Königin 24. Juli 1567 zu Gunsten ihres Sohnes die Krone nieder, für den Murray die Regentschaft übernahm. Da ihre Gefangenschaft fortdauerte, bewog die kath. Partei den jungen George Douglas, einen Bruder des Schloßherrn zu Lochleven, die Königin zu befreien. Derselbe liebte die Gefangene, hatte von ihr selbst Hoffnung auf ihre Hand erhalten und entführte sie glücklich in der Nacht vom 2. Mai 1568 über den benachbarten See, an dessen Ufer die Königin von einem Haufen Bewaffneter mit Jubel empfangen wurde. Vom Schlosse Hamilton aus erklärte sie nun ihre Abdankung für erzwungen. Ihre Anhänger brachten ein Corps von 6000 M. zusammen; doch 15. Mai besiegte der Regent Murray die Königin in einem Gefecht beim Dorfe Langside. Sie entfloh vom Schlachtfelde nach England, wo sie Elisabeth um Schutz und eine persönliche Zusammenkunft ansprach. Elisabeth aber ließ ihre Nebenbuhlerin sogleich gefangen halten und schlug ihr die persönliche Zusammenkunft ab, bis sie sich von der Theilnahme an dem Morde Darnley's würde gereinigt haben. Zu dem Zwecke schickte Murray, der seine Schwester in Gemeinschaft mit Elisabeth zu verderben suchte, eine Commission nach England, die eine weitläufige Erörterung über das Verbrechen begann, aber unter den Intriguen beider Parteien zu keinem festen Resultate gelangte. Mit diesen Vorgängen gestaltete sich die Angelegenheit der Königin zur Sache der kath. Partei in England und Schottland wie im Auslande, was Elisabeth noch feindlicher stimmte. Das unkluge, stolze Betragen der Königin M., der Befreiungsversuch der Grafen Northumberland und Westmoreland und des Herzogs von Norfolk, die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth und mehrere andere Complots, die der span. Hof von den Niederlanden aus anstiftete, brachten allmählich Elisabeth zu dem Entschlusse, sich der gefährlichen Gefangenen zu entledigen. Den Vorwand hierzu gab die Verschwörung Babington's, welche wie gewöhnlich die Ermordung Elisabeth's und die Befreiung der Königin zum Zweck hatte. Obschon M., durch Freunde gewarnt, nicht in den Anschlag eintrat, stellte man sie doch im Oct. 1586, nach der Hinrichtung der Verschworenen, vor eine Untersuchungscommission, die sie unter dem gesetzlosesten Verfahren für schuldig erklärte und als Hochverrätherin zum Tode verurtheilte. Nachdem das gefällige engl. Parlament das Urtheil bestätigt, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze. Vergebens waren die Bitten und Drohungen Heinrich's III. von Frankreich, des span. Hofs und Jakob's VI., des Sohnes der Unglücklichen. Am 18. Febr. 1587 wurde

sie in einem Saale auf dem Schlosse Fotheringhay enthauptet. Sie starb mit Muth und religiöser Ergebung, nachdem sie sich eigenhändig die ihr vom Papste gesendete Hostie gereicht hatte. Wenn die Dichter aller Völker, wie namentlich Schiller, die Königin als das rührende Opfer der Schönheit, der Schwäche eines zärtlichen Herzens, der Eifersucht eines Weibes und der Barbarei ihres Jahrhunderts dargestellt haben, so darf die Geschichte auch nicht vergessen, daß ihr Tod und ihr Schicksal doch auch ein großes Verbrechen sühnten, von dem sie nie durch überzeugende Gründe freigesprochen worden ist. Vgl. Mignet, «Histoire de Marie Stuart» (2 Bde, Par. 1850); Miß Strickland, «Life of Mary, queen of Scots» (5 Bde., Lond. 1864).

Maria von Medici, Königin von Frankreich, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toscana, geb. 26. April 1573 zu Florenz, vermählte sich 16. Dec. 1600 mit König Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich. Sie war nicht ohne Reize, aber leidenschaftlich, ehrgeizig und zänkisch, sodaß die Ehe sich bald zu einem fortgesetzten Hader gestaltete. Wiewol sie im Sept. 1601 den Dauphin, den spätern Ludwig XIII., gebar, so floh doch der König seine Gemahlin und suchte um so mehr Entschädigung bei andern Frauen. Vergebens unternahm es Sully (s. d.), den häuslichen Frieden herzustellen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin die Kammerfrau, Leonora Galigai, und deren Mann, Concini, die ihr aus Florenz gefolgt waren und den König haßten. Ehe Heinrich IV. an die Ausführung seines großen Kriegsplans ging, bestand die Königin darauf, daß sie gekrönt würde. Die Feierlichkeit fand 13. Mai 1610 statt; am folgenden Tage wurde der König von Ravaillac (s. d.) ermordet. Die Königin zeigte bei diesem Ereignisse weder großen Schmerz noch großes Erstaunen und lud den Verdacht auf sich, der That nicht fremd gewesen zu sein. Sie riß sogleich mit Hülfe des Herzogs von Epernon die Vormundschaft und Regentschaft an sich und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und der kath. Politik zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Räthe Heinrich's IV. erhielten den Abschied; Concini, der zum Marschall und Marquis d'Ancre (s. d.) erhoben wurde, bemächtigte sich der Staatsgewalt; die Königin aber zerstörte die Finanzen durch grenzenlose Verschwendung. Diese Herabwürdigung der Monarchie nahmen die Großen und Prinzen zum Vorwand, um mit den Waffen in der Hand ihre Theilnahme an der Macht zu erzwingen. Ein unwürdiger Günstling des jungen Königs, de Luynes (s. d.), führte endlich den Sturz dieses Regiments herbei. Auf Betrieb desselben wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, seine Frau aber wurde als Hexe hingerichtet und die Königin-Mutter im Luxembourg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit erhielt letztere von ihrem Sohne die Erlaubniß, auf dem Schlosse zu Blois unter Aufsicht zu leben, wo sie aber mit Hülfe Epernon's in der Nacht vom 22. Febr. 1619 durch ein Fenster entfloh. Sie wendete sich nach Angoulême und sammelte, zumal da ihr Schicksal bald Theilnahme erweckte, viele und angesehene Misvergnügte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten. Ihr Sohn rückte mit einem Heere gegen die Mutter ins Feld und zwang dieselbe zur Unterwerfung. Nach dem Tode des de Luynes, 14. Dec. 1621, kehrte die Königin nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Um sich zu befestigen, brachte sie Richelieu in die Verwaltung, der ihr aber bald gänzlich die Macht aus den Händen wand und sich zum allmächtigen Minister emporschwang. Die Königin setzte ihren mütterlichen Einfluß und alle möglichen Mittel zum Sturze ihres Nebenbuhlers in Bewegung; allein der gewaltige Richelieu blieb Sieger. Derselbe gewann besonders die Oberhand, indem er den König überredete, als wolle die Mutter ihren jüngern Sohn, den Herzog Gaston von Orleans (s. d.), auf den Thron bringen. Deshalb wurde sie seit dem Febr. 1630 wieder auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen gehalten, entkam aber im Juli nach Brüssel. Der Einfall Gaston's nach Frankreich veranlaßte Richelieu, die Königin auch aus den Niederlanden zu vertreiben. Hierauf ging sie 1638 nach England und im Oct. 1641, da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, nach Köln. Hier starb sie 3. Juli 1642. Wie alle Glieder ihres Geschlechts liebte M. die schönen Künste. Sie ließ zu Paris den Luxembourg nach dem Plane des Palastes Pitti zu Florenz aufführen und verewigte sich durch viele andere Baudenkmäler. Auch rührt die Sammlung der allegorischen Gemälde von Rubens im Louvre von ihr her. Vgl. D'Estrées, «Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis» (Par. 1666); Pontchartrain, «Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis» (2 Bde., Haag, 1720); «Histoire de la mère et du fils» (2 Bde., Amsterd. 1730), welches Buch den Namen Mezeray's trägt, wahrscheinlich aber von Richelieu abgefaßt ist; Frau von Arconville, «Vie de M. de Medicis» (3 Bde., Par. 1774); Miß Pardoe, «The life of M. de Medicis» (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1852).

Marie Antoinette (Josephe Johanna), Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XVI.

(s. d.), Tochter der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Franz I., wurde 2. Nov. 1755 zu Wien geboren. Wohlunterrichtet, mit Geist und Anmuth begabt, vermählte man sie, kaum 15 J. alt, infolge der Politik des Herzogs von Choiseul (s. d.), 16. Mai 1770 mit dem Enkel Ludwig's XV., der durch den Tod seines Vaters Dauphin geworden war. Große Unglücksfälle, die ihre Vermählungsfeierlichkeiten begleiteten, die verdorbene Atmosphäre und die Intriguen des Hofs, die sie sogleich umspannen, verbitterten die Lage der jungen Prinzessin und führten sie mit ihrem Gemahl, dessen ehrlicher, aber unbeholfener Charakter dem Hofleben nicht minder widerstrebte, einer Absonderung zu, die ihre Gegner zu mancherlei Verlästerung benutzten. Als Ludwig XVI. 10. Mai 1774 den Thron bestieg, gab sich die Königin der gewonnenen Freiheit hin, vernachlässigte die strenge Etikette und zog sich den Vorwurf zu, daß sie sich maßlos den Vergnügungen und ihren Günstlingen, darunter später die Familie Polignac (s. d.), überlasse. Nach achtjähriger Unfruchtbarkeit ward die Königin 1778 zum ersten mal Mutter, und dies gab dem Anhange des Herzogs von Provence (Ludwig XVIII.), der auf die Thronfolge speculirte, aufs neue Gelegenheit, die Sitten M.'s zu verdächtigen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte (s. Lamothe) machte endlich die zwar unvorsichtige, aber doch schuldlose Königin vollends zum Gegenstande übler Nachreden. Als die ersten revolutionären Regungen begannen, war darum M., trotz ihres Edelmuths und ihrer Herzensgüte, schon sehr unpopulär, und bald knüpfte sich an den Namen «l'Autrichienne», wie man sie bezeichnete, der blinde Haß fanatisirter Volksmassen. Man behauptete, ihre Verschwendung und Günstlingwirthschaft habe den finanziellen Ruin des Landes herbeigeführt, und ihr Einfluß auf Hof und Regierung verhindere jede friedliche Reform. Allerdings trieb die Königin ihren energielosen Gemahl an, sich der Bewegung mit Entschlossenheit entgegenzuwerfen, und veranlaßte dadurch das gefahrvolle Schwanken des schwachen Monarchen. Schon in den Vorgängen des 5. und 6. Oct. (1789) zu Versailles schwebte ihr Leben in Gefahr. Nach diesem Ereigniß bezog sie mit ihrem Gemahl, ihren beiden Kindern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin Elisabeth (s. d.), die Tuilerien, wo sie von der argwöhnischen Bevölkerung der Hauptstadt gleichsam bewacht wurde. Nach dem unglücklichen Fluchtversuch, den Ludwig XVI. in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 mit seiner Familie unternahm, zeigte sie große Fassung gegenüber den harten Demüthigungen, die mit ihrer Zurückführung verbunden waren. In ihrer Lage war es natürlich, daß sie zu den Schritten mitwirkte, welche die österr.-preuß. Invasion zur Rettung des Throns und der königl. Familie einleiteten, die aber freilich gerade das Gegentheil bewirkte. Bei dem Aufstande vom 20. Juni (1792) stand die Königin ihrem Gemahl inmitten des in das Schloß eindringenden Volks muthig zur Seite. Auch begleitete sie ihre Familie während des Aufstandes vom 10. Aug. (1792) in die Nationalversammlung, obschon sie selbst diese Maßregel mit Recht für die verderblichste hielt. Sie theilte hierauf die Gefangenschaft im Temple, wo sie sich der zärtlichsten Sorge für Kinder und Gatten hingab. Beim Beginn des Processes gegen den König, im Jan. 1793, trennte man sie von diesem, den sie nur noch einmal kurz vor seiner Hinrichtung wiedersah. Im Juni nahm man ihr auch die Kinder, und 2. Aug. versetzte man sie in ein einsames und übles Gefängniß der Conciergerie. Der Gefängnißaufseher Michonis, dessen Frau und der Marquis Rougeville suchten sie hier zu retten, bezahlten aber das Unternehmen mit dem Leben. Nachdem sie 4. Oct. zuerst insgeheim verhört worden, ward sie 13. Oct. vor das Revolutionstribunal gestellt, wo man sie als Feindin und Verrätherin Frankreichs anklagte und auch beschuldigte, daß sie ihren Sohn verführt habe. «Ich appellire», war ihre Antwort auf diese schwarze Beschuldigung, «an alle Mütter, die hier anwesend, ob ein solches Verbrechen möglich ist!» Auch außerdem vertheidigte sie sich mit großer Würde und Freimuth, und Gleiches thaten ihre beiden vom Gericht bestellten Vertheidiger, Tronçon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde. Dennoch wurde sie 16. Oct. morgens 4 Uhr zum Tode verurtheilt. Wiewol erschöpft und körperlich längst gebrochen, bewahrte sie auf dem peinlichen, 2 St. langen Wege zum Richtplatze den Muth und die Geistesgegenwart, womit sie mittags 1 Uhr ihr Haupt unter die Guillotine legte. Ihr Körper wurde auf dem Kirchhofe Madeleine in das Grab gelegt, in das neun Monate vorher ihr Gemahl bestattet worden war; nach der Restauration erhob man aber die Gebeine beider und setzte sie in der königl. Gruft zu St.-Denis bei. M. besaß zwar kein regelmäßiges Gesicht, bezauberte jedoch durch seltene Anmuth und Würde. Unter ihren zahlreichen Porträts zeichnet sich das von dem Franzosen Vigier-Lebrun, durch Naturwahrheit noch mehr das des Schweden Roßline aus. Bekannt ist auch das Gemälde von P. Delaroche, welches die Königin vor ihren Richtern darstellt. Ihr Sohn, der Dauphin, von den Royalisten als Ludwig XVII. (s. d.) proclamirt, starb 1795 durch schmachvolle Behandlung; ihre Tochter ward später Herzogin von Angoulême (s. d.). Zwei andere

Kinder starben im frühesten Alter. Vgl. «Éloge historique de M.» (2 Bde., Neufchâtel 1797 u. öfter; deutsch, Lpz. 1798); (Babié de Bercenay) «Vie de M., ou causes et tableau de la révolution» (Wien und Lpz. 1794; deutsch ebendaselbst); (Schubart) «Leben der Königin M.» (2 Bde., Köln 1789—90 u. öfter); Prudhomme, «Les crimes de M., etc.» (Par. 1793), eine republikanische Parteischrift; Madame de Campan, «Mémoires sur la vie privée de la reine M.» (4 Bde., 5. Aufl., Par. 1824 u. öfter). Auch L. Blanc in seiner «Histoire de la révolution française» gibt bemerkenswerthe Aufschlüsse, wenn auch sein Urtheil oft sehr parteiisch ist. Neuerdings veröffentlichten Hunolstein («Correspondance inédite de M.», Par. 1864) und Feuillet de Conches («Louis XVI, M. et Madame Elisabeth», 3 Bde., Par. 1864—65) Briefe der M., über deren Echtheit sich eine lebhafte Controverse mit deutschen Forschern, wie namentlich mit Sybel («Histor. Zeitschrift», Jahrg. 1865) und Arneth («Maria Theresia und M.», Wien 1864; «M., Joseph II. und Leopold II.», Wien 1866) entsponnen hat.

Marie Luise, die zweite Gemahlin Napoleon's I., nach dessen Falle Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. 12. März 1791, war die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Vom Kaiser Napoleon (s. d.) zur Gemahlin erwählt, wurde sie zu Paris 2. April 1810 durch den Cardinal Fesch mit ihm getraut, und es schienen durch diese Vermählung die Dynastie Napoleon und der Continentalfriede eine Stütze mehr gefunden zu haben. Gleichsam im Triumph führte sie der Kaiser durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel eines Königs von Rom ertheilt hatte. Im folgenden Jahre begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und besuchte hierauf die Heimat. Als der Kaiser 1813 zu neuem Kampfe zog, ernannte er sie, jedoch unter vielen Beschränkungen, zur Regentin des Reichs. Sie erfüllte ihre Pflichten mit Gewissenhaftigkeit, wovon die Rede, welche sie in der großen Senatsversammlung nach der Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen aus Blois vom 7. April 1814 die Beweise geben. Bei dem Unglück ihres Gemahls konnte man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen. Auf Befehl Napoleon's mußte sie mit ihrem Sohne 29. März 1814 Paris verlassen und sich nach Blois begeben; doch umsonst bemühten sich des Kaisers Brüder, Joseph und Hieronymus, sie zu vermögen, ihnen jenseit der Loire zu folgen. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orleans, von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy 12. April nach Rambouillet, von wo sie 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte. Ihrem Gemahle zu folgen wurde ihr nicht vergönnt. Daher begab sie sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz nach Schönbrunn, wo sie auch während der Rückkehr Napoleon's von Elba sich aufhielt, von dem sie Einladungen erhielt, nach Paris zu kommen. Zu ihrem Oberhofmeister erwählte man den österr. General-Feldmarschallieutenant Grafen von Neipperg (s. d.), mit dem sie sich später in morganatischer Ehe vermählt haben soll. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr, neben dem Titel kaiserl. Majestät, im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla und hielt 20. April 1816 ihren Einzug in Parma. Ihr Sohn, gest. 1832, blieb in Wien und wurde 1818 vom Kaiser Franz zum Herzoge von Reichstadt (s. d.) ernannt. Als 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien von Reggio aus sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich nach Piacenza, bis österr. Waffen die Ordnung wiederhergestellt. Sie regierte ihr Land im ganzen mit Milde, aber ohne Streben für die Entwickelung einer höhern und den Bedürfnissen entsprechenden Cultur. Als 1847 auch in Parma die polit. Bewegung ausbrach, war M. auf einer Reise in Deutschland begriffen. Dennoch maß man ihr das Blutbad zu, welches 16. Juni infolge einer Demonstration in der Hauptstadt stattfand. Sie starb inzwischen 18. Dec. 1847 zu Wien, und die Herzogthümer gingen kraft der Verträge an den bisherigen Herzog von Lucca, den Bourbon Karl II. (s. d.) über.

Maria Luise, die Gemahlin König Karl's IV. von Spanien, geb. 9. Dec. 1751, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil; sie wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diesem Wege völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verständniß, in welchem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nach-

herigen Herzoge von Alcudia (s. d.), in ein Verhältniß, das sie ihrem scharfsichtigen Schwiegervater trefflich zu verhehlen wußte, während sie zugleich dahin arbeitete, den neuen Günstling bei ihrem Gemahl in besondere Gunst zu setzen. Nachdem Karl IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt war, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Gemeinschaftlich mit der Königin regierte er Spanien ganz unumschränkt, und ihr beiderseitiges Streben ging darauf, den Kronprinzen Ferdinand bei dem alternden Könige zu verdächtigen. Aus diesen Hofränken entspann sich der Proceß vom Escurial vom 29. Oct. 1807. (S. Spanien.) Als hierauf infolge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters einnahm und entschlossen schien, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen, warf sich dieselbe Napoleon in die Arme. Nebst ihrem Gemahl und dem Herzoge von Alcudia, dem sie die Freiheit erfleht hatte, trat sie in Bayonne vor Napoleon als Anklägerin ihres Sohnes auf, jedoch ohne Erfolg. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza und ging endlich nach Rom, wo sie 2. Jan. 1819 starb.

Maria Luise (Josephine), Königin von Etrurien, die Tochter Karl's IV. von Spanien und demnach die Schwester Ferdinand's VII. und des Don Carlos, geb. 6. Juli 1782 zu Madrid, wurde im Alter von 13 J. mit dem Infanten Ludwig von Bourbon, ältestem Sohne des Herzogs Ferdinand von Parma, vermählt. Unter dem Namen einer Prinzessin von Parma blieb sie jedoch in Spanien und gebar hier 22. Dec. 1799 den Infanten Ludwig Ferdinand Karl von Bourbon, der später als Fürst von Lucca den Namen Karl II. (s. d.) führte. Zufolge eines Vertrags zwischen Spanien und Frankreich vom J. 1801 wurde beschlossen, daß der Gemahl der Prinzessin, der Infant Ludwig von Bourbon, unter dem Titel eines Königs von Etrurien (s. d.) Toscana für sich und seine Erben in Besitz nehmen, dagegen aber Parma nebst Zubehör nach dem Tode des Herzogs Ferdinand an Frankreich fallen sollte (was auch 1802 geschah). Das neucreirte Königspaar reiste nun über Paris in sein Königreich Etrurien und hielt 12. Aug. 1801 zu Florenz den Einzug. Da der König schwach und brustkrank, widmete sich die Königin der Einrichtung des neuen Reichs, vermochte aber ungeachtet ihrer Klugheit und Thätigkeit wenig zu thun. Im Oct. 1802, während einer Seereise zur Vermählung ihres Bruders Ferdinand, gebar die Königin an der Küste von Barcelona eine Tochter, die Infantin Marie Luise Charlotte, spätere Gemahlin des Prinzen Maximilian von Sachsen. Inzwischen starb aber ihr Gemahl 27. Mai 1803 zu Florenz, und die Königin kehrte eiligst zurück und übernahm für ihren jungen Sohn, Ludwig Ferdinand Karl, die Zügel der Regierung. Sie hatte die Freude, ihre Unterthanen durch ein kluges und mildes Regiment wenigstens beruhigt zu sehen, als ihr plötzlich 23. Nov. 1807 der franz. Gesandte anzeigte, daß der span. Hof Etrurien an Frankreich cedirt habe. Nachdem sie vergeblich geltend gemacht, daß ihrer Familie Etrurien als Tausch für Parma verliehen worden, ging sie mit ihren Kindern nach Spanien zurück, wo man sie im Mai 1808 mit dem gesammten span. Regentenhause nach Bayonne beschied. Hier erfuhr sie alsbald aus dem Munde ihres Vaters, daß ihr Haus zu regieren aufgehört, und sie mußte nun mit ihren Kindern ihrer übrigen Familie nach Fontainebleau folgen. Hier sah sie sich aufs äußerste beschränkt, streng bewacht und von den Ihrigen übel behandelt. Im Juni wurde sie mit ihren Aeltern nach Compiègne versetzt. Sie bat von hier aus Napoleon, sie mit ihren Kindern von den Aeltern zu trennen und ihrem Sohne das parmesische Erbe wiederzuverleihen, und erhielt in der That die Erlaubniß, nach Parma abzugehen. Doch schon zu Nizza, wo sie 18. April 1809 eintraf, wurde ihre Reise unterbrochen und ihr diese Stadt als Aufenthalt angewiesen. Man verleitete sie jetzt zu dem Plane, mit ihren Kindern nach England zu entfliehen, sodaß Napoleon hierdurch Gelegenheit erhielt, die unglückliche Fürstin vollends unschädlich zu machen. Während man ihr den Sohn nahm und diesen zu seinen Großältern nach Frankreich brachte, führte man sie mit der Tochter nach Rom und sperrte sie in ein Nonnenkloster. In dieser Lage blieb sie bis 1814, wo sich ihrer aus Politik der König Murat annahm, sie aber alsbald nöthigte, mit ihren Aeltern in Einem Hause zu wohnen. Doch erhielt sie nun ihren Sohn zurück. Nach dem Sturze Napoleon's machte die Königin alle Anstrengungen, um für ihren Sohn Parma wiederzuerlangen. Auf Talleyrand's Betrieb wurde dieses Herzogthum indeß der Gemahlin Napoleon's auf Lebenszeit zugesprochen, während der ehemalige König von Etrurien als Entschädigung Lucca (s. d.) mit der Anwartschaft auf Parma erhielt. Die Königin führte nun einige Jahre die Regierung des Fürstenthums Lucca, bis ihr Sohn seine Herrschaft selbst antrat. Die schwergeprüfte und durch Charakter wie Gesinnung ausgezeichnete Fürstin starb zu Lucca 13. März 1824. Sie hinterließ sehr interessante Memoiren, die Lemierre d'Argy unter dem Titel «Mémoires de la reine d'Étrurie, écrits par elle-même» (Par. 1814) herausgab.

Maria Christina, Königin-Witwe von Spanien, geb. in Neapel 27. April 1806, ist eine Tochter des Königs Franz I. Beider Sicilien aus dessen zweiter Ehe. Sie wurde 11. Dec. 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. (s. d.) von Spanien und erlangte durch Schönheit und Geist, vollends aber, als sie bald ihre Schwangerschaft anzeigte, den überwiegenden Einfluß auf ihren bisher kinderlosen Gemahl, welcher, um seiner eigenen Nachkommenschaft auf jeden Fall die Thronfolge zu sichern, durch die Pragmatische Sanction vom 29. März 1830 auch den weiblichen Descendenten je nach dem Grade der Verwandtschaft das Erbfolgerecht zusprach. Bald darauf (10. Oct. 1830) gebar die Königin eine Tochter, Isabella (s. d.), welche sofort als Thronerbin proclamirt wurde. Eine zweite Tochter, Luise, folgte (geb. 30. Jan. 1832, vermählt 10. Oct. 1846 mit dem Herzog Anton von Montpensier, s. Orléans). Dadurch sah der jüngere Bruder Ferdinand's VII., der Infant Don Carlos (s. d.), der bisher als präsumtiver Thronfolger gegolten, sich um seine Hoffnungen gebracht, und derselbe begann, unterstützt von der hierarchisch-feudalen oder sog. apostolischen Partei, am Hofe zu Madrid ein lebhaftes Intriguenspiel gegen die Königin, welche dadurch genöthigt wurde, sich der gemäßigt liberalen oder constitutionellen Partei zu nähern. Im Sept. 1832 gelang es den Anhängern des Don Carlos, den erkrankten Ferdinand VII. zum Widerruf der Pragmatischen Sanction zu bewegen. Allein bald siegte wieder der Einfluß der Königin, welche 4. Oct. für die Dauer der Krankheit ihres Gemahls mit der Regentschaft betraut wurde. Nach seiner Wiederherstellung bestätigte Ferdinand VII., auf seiner Gemahlin Antrieb, nochmals in feierlicher Versammlung der Reichswürdenträger die Pragmatische Sanction und erklärte den Widerruf derselben (31. Dec. 1832) für erschlichen und nichtig. Auch berief er die Reichsstände (Cortes) nach Madrid, welche die neue Thronfolgeordnung sanctioniren und der Thronerbin (20. Juni 1833) huldigen mußten. Als Ferdinand VII. 29. Sept. 1833 starb, ward Isabella II. als Königin, und die nunmehrige Königin-Witwe, gemäß testamentarischer Vorschrift, als Regentin während der Minderjährigkeit ihrer Tochter proclamirt. Doch gelangte sie nicht zum ruhigen Besitz der Herrschaft, indem sich Don Carlos gegen sie erhob, der später förmlich zum Gegenkönig (Karl V.) ausgerufen wurde. So entbrannte der langwierige Bürgerkrieg zwischen des Prinzen Partei, den sog. Karlisten, und den sog. Christinos, Anhängern der M., welcher bis 1840 dauerte. (S. Spanien.) Während dieses Kriegs mußte die Königin-Mutter, um die Sympathien der Liberalen zu bewahren, constitutionelle Zugeständnisse machen, womit sie die Begründerin des span. Verfassungslebens wurde. Zuerst ward das sog. königl. Statut vom 10. April 1834 octroyirt, später die Constitution vom 18. Juni 1837 mit den Cortes vereinbart, und seitdem begann der parlamentarische und außerparlamentarische Parteikampf zwischen den Moderados (Gemäßigten) und den Progressisten (Radicalen). Indessen hielt sich die Regentin nicht frei von absolutistischen Gelüsten, und dazu warf man ihr vor, daß sie sich auf Unkosten des Staats bereichere. Ebenso erregte auch ihr Privatleben Anstoß. Als sie bald nach der glücklichen Beendigung des Bürgerkriegs ein neues Gemeindegesetz erließ, welches die bisherige Selbständigkeit der Gemeinden beschränken und eine bureaukratische Centralisation nach franz. Muster einführen sollte, brach ein allgemeiner Aufstand aus, infolge dessen sie 12. Oct. 1840 die Regentschaft niederlegen mußte. Sie begab sich nach Frankreich und kehrte erst März 1844 nach Spanien zurück. Bald nach dem Tode ihres Gemahls hatte M. ein Liebesverhältniß angeknüpft mit einem ihrer Leibgardisten, Don Fernando Muñoz aus Tarancon in der Provinz Cuenca (Neu-Castilien). Schon 28. Dec. 1833 sollte eine heimliche Ehe zwischen beiden geschlossen worden sein. Doch fand die öffentliche feierliche Einsegnung, mit Genehmigung der Königin Isabella II., erst 13. Oct. 1844 statt, und Muñoz wurde zum Herzog von Rianzares und Grand von Spanien erhoben. Aus dieser Verbindung entsproß eine zahlreiche Nachkommenschaft. Obwol die Königin-Mutter seit ihrer Abdankung von der Regentschaft nicht mehr öffentlich im polit. Leben hervortrat, übte sie doch fortwährend einen wichtigen Einfluß auf ihre Tochter Isabella II. und auf die Geschicke Spaniens. Dieser Einfluß ward selbst nicht gebrochen, als sie im Sommer 1853 Spanien verließ und seitdem über zehn Jahre in einer Art Verbannung theils in Frankreich, theils in Italien lebte. Erst Ende Sept. 1864 kehrte M. wieder nach Madrid zurück.

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal, geb. zu Rio-de-Janeiro 4. April 1819, war die älteste Tochter des Kaisers Pedro I. (s. d.) von Brasilien aus dessen erster Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich. Nach dem Tode ihres Großvaters, des Königs Johann VI. von Portugal, verzichtete ihr Vater, der dort (als König Pedro IV.) succediren sollte, zu ihren Gunsten 2. Mai 1826 auf den portug. Thron. Zugleich bestimmte derselbe, daß die

junge Königin sich mit seinem Bruder Dom Miguel (s. d.) verheirathen sollte. Vorläufig blieb jedoch M. in Brasilien, und die Regierung in Portugal ward in ihrem Namen von ihrer Tante, Prinzessin Isabella, geführt. Sodann erhielt Dom Miguel die Regentschaft 26. Febr. 1828, welcher bald darauf die Krone usurpirte (30. Juni 1828) und auch in ganz Portugal als König anerkannt wurde. Nur auf der Insel Terceira in der Azorengruppe blieb die Autorität der Königin M. aufrecht erhalten. M. ward unter solchen Verhältnissen 5. Juli 1828 von ihrem Vater nach Europa gesandt und blieb längere Zeit in England. Allein die Hoffnung auf engl. Beistand gegen Dom Miguel erwies sich als trügerisch, und so kehrte die Königin 16. Oct. 1829 nach Rio-de-Janeiro zurück. Erst nachdem Pedro I. 7. April 1831 die brasilian. Krone niedergelegt, führte er seine Tochter wieder nach Europa und ließ sie in Paris residiren, während er Dom Miguel bekriegte und nach dreijährigem Kampfe aus Portugal vertrieb (Mai 1834). Schon vorher, 23. Sept. 1833, hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt Lissabon und wurde, kurz vor dem Tode ihres Vaters, vom Reichstage 20. Sept. 1834 für mündig erklärt. Bald darauf, 1. Dec. 1834 durch Procuration und 26. Jan. 1835 persönlich, heirathete sie den Herzog August Karl Eugen Napoleon von Leuchtenberg (s. d.), welcher aber schon 28. März 1835 an der Halsbräune starb. Darauf schloß sie eine zweite Ehe durch Procuration 1. Jan. und persönlich 9. April 1836 mit dem Prinzen Ferdinand August Franz Anton von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary, aus welcher eine zahlreiche Nachkommenschaft entsprang. Die Regierung der Königin M. ist für Portugal als eine Vorschule des Verfassungslebens zu betrachten, wobei es nicht an Schattenseiten fehlte. Das Beispiel des benachbarten Spanien mit seinen Pronunciamentos und Militärrevolutionen fand auch in Portugal Nachahmung, obschon hier die Kämpfe einen weit mildern und weniger blutigen Charakter trugen. Dem Namen nach bekämpften sich vorzugsweise zwei Parteien, die sog. Cartisten (Conservative), unter denen Costa Cabral (s. d.) hervorragt, und die sog. Septembristen (Radicale). (S. **Portugal**.) M. starb zu Lissabon 15. Nov. 1853, und ihr folgte erst ihr ältester Sohn, Pedro V. (s. d.), dann ihr zweiter Sohn, Ludwig I. (s. d.). Außerdem leben noch ein dritter Sohn, August (geb. 4. Nov. 1847), und zwei Töchter, Maria Anna (geb. 21. Juli 1843), vermählt 11. Mai 1859 mit dem Prinzen Georg von Sachsen (Königreich), und Antonia (geb. 17. Febr. 1845), vermählt 12. Sept. 1861 mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. M.'s zweiter Gemahl, **Ferdinand** (geb. 29. Oct. 1816), erhielt nach der Geburt des ältesten Sohnes den Königstitel und fungirte während der Minderjährigkeit Pedro's V. 15. Nov. 1853 bis 16. Sept. 1855 als Regent von Portugal.

Mariāna (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcala studirt und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris und kehrte 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Jedoch erlangte er nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil zogen ihm seine unerschütterliche Rechtlichkeit, wie in dem famosen Processe des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel, Arias Montano, und seine Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen dieses Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk «De las enfermedades de la Compañia y de sus remedios» (Brüss. 1625) beweist, Zurücksetzungen und sogar einjährige Einsperrung zu. Er starb zu Madrid 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die «Historia de rebus Hispaniae» (die ersten 20 Bücher Toledo 1592 und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigene Forschungen. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden schlechten Uebersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819; 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcel. 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung «De rege et regis institutione» (Toledo 1598), welche 11 J. nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner «De ponderibus et mensuris» (Toledo 1599) und «Scholia in Vetus et Novum Testamentum» (Madr. 1619). Vgl. Ranke, «Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber» (Berl. 1824).

Marianen (Inseln), s. **Ladronen**.

Maria-Theresien-Orden, ein österr. militärischer Ritterorden, wurde 18. Juni 1757 von

der Kaiserin Maria Theresia zur Erinnerung an den Sieg bei Kollin gestiftet. Nach den Statuten soll der Orden an Offiziere, ohne Rücksicht auf Religion und Stand, für herzhafte Thaten, die mit ausgezeichneter Klugheit, Tapferkeit und aus selbsteigenem, freiwilligem innern Antriebe unternommen worden sind, oder für kluge, für den Kriegsdienst ersprießliche Rathschläge, welche Offiziere nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit ausführen geholfen haben, und zwar in der Regel nach unparteiischer Untersuchung durch das Ordenskapitel, verliehen werden. Großmeister des Ordens ist der Kaiser von Oesterreich. Der Orden, welchen auch Offiziere fremder Heere erhalten können, zerfällt in drei Klassen: Großkreuze, Commandeure und Ritter, und gewährt Anspruch auf den Ritter- und Freiherrnstand. Auch ist mit ihm eine Anzahl von Pensionen verbunden. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges goldenes, weißemaillirtes Kreuz mit breiten Enden und goldener Einfassung. In der Mitte befindet sich ein runder Schild mit dem österr. Wappen und der Umschrift in goldenen Buchstaben «Fortitudini» (der Tapferkeit), und auf dessen Kehrseite der schwarzemaillirte, von einem Lorberkranze umgebene Namenszug M. T. F. (d. i. Maria Theresia und Franciscus). Das Ordensband ist in drei gleichbreite Streifen getheilt, in der Mitte weiß, an beiden Seiten ponceauroth.

Mariazell, der berühmteste Wallfahrtsort der österr. Monarchie, ein Marktflecken im ehemaligen Brucker Kreise des Herzogthums Steiermark, an dem Salzabach, ist der Sitz eines Bezirksamts und zählt gegen 1000 E., die zum großen Theil ihren Unterhalt aus dem Verkehr mit den zahlreichen Fremden und Pilgern sowie aus dem Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen u. s. w. erwerben. Die 1363 von König Ludwig I. von Ungarn wegen Rettung aus der Serbierniederlage an der Marizza gegründete, größtentheils aber erst in neuerer Zeit erbaute und nach dem Brande von 1827 wiederhergestellte Wallfahrtskirche enthält die Gnadenkapelle, die durch ein 400 Mark schweres silbernes Gitter geschlossen ist. Den Hochaltar ziert ein Kreuz von Ebenholz, mit Christus und Gott Vater aus Silber, 600 Mark schwer. Das Gnadenbild der Maria ist aus Lindenholz und 19 Zoll hoch. Leuchter und Antependium sind aus Silber, und auch sonst ist die Kirche im Besitze vieler Kostbarkeiten und eines bedeutenden Vermögens. Die Wallfahrt von Wien kommt 7. Juli, die von Gratz 12. Aug. an. Man zählt jährlich an 300000 Pilger. Die Umgebungen des Orts sind malerisch schön. Auf dem Wege nach Bruck gelten als die interessantesten Punkte: das große kaiserl. Eisengießwerk, 1 St. von M., das drei Hohöfen, ein großes Hammerwerk, eine bedeutende Geschützgießerei und einen Modellsaal enthält; dann an dem 3950 F. hohen Seeberge hinan die Eisenbergwerke in Gollrad; ferner der berühmte Landsitz des 1859 verstorbenen Erzherzogs Johann, der **Brandhof**, ein von seinem Besitzer gegründetes, 1841 vergrößertes Gebäude, ganz im Stile eines altdeutschen Gehöftes erbaut, mit einer Kapelle, einer schönen botan. Anlage und einer Alpenwirthschaft. — Auch **Klein-Mariazell**, ein Pfarrdorf im niederösterr. Bezirke Pottenstein, an der Triesting, 5 M. südwestlich von Wien, mit 400 E., ist ein Wallfahrtsort.

Marienbad, einer der besuchtesten und anmuthigsten Badeorte Böhmens, im Bezirke Tepl des Egerer Kreises, von Karlsbad 5, von Eger (der nächsten Eisenbahnstation) 4 M. entfernt, liegt in 1932 F. Meereshöhe an der südwestl. Abdachung des böhm. Mittelgebirgs. Mit Ausnahme der offenen Südseite ist der Ort von sanft aufsteigenden, mit Nadelhölzern bestandenen und von zahlreichen Spazierwegen (mit einer Gesammtlänge von 45000 Klaftern) durchzogenen Bergen umgeben, an deren Fuß geschmackvolle neue, theilweise palastartige Häuser um mit Blumen- und Baumgruppen gezierten Wiesenflächen liegen. M. wurde 1865 zur Stadt erhoben und zählte 1866 106 Häuser mit 1200 ständigen Einwohnern. Die Zahl der Curgäste betrug zu derselben Zeit gegen 5000 jährlich. Es bestehen in dem Orte ein Post- und Telegraphenamt, eine kath. und eine prot. Kirche, ein jüd. Tempel und zwei Hospitäler zur Aufnahme mittelloser Curgäste. Schon Kaiser Ferdinand I. hegte 1528 den Plan, hier («am Sauerbrunnen») eine Salzsiederei anzulegen, und die Umwohner benutzten schon im vorigen Jahrhundert mit Erfolg die beim jetzigen Orte entspringenden Quellen. Doch wurde die Heilkraft derselben erst im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts durch den Tepler Stiftsarzt Nehr gewürdigt und bekannt gemacht. Das größte Verdienst um den raschen Aufschwung M.s zu einem Curorte ersten Ranges erwarb sich aber der dortige landesfürstl. Brunnenarzt (1818—57) Heidler, Edler von Heilborn (s. d.), dessen Bestrebungen das Prämonstratenserstift Tepl (welches die Gesundbrunnen und Bäder des Orts ausschließlich besitzt) bereitwillig unterstützte. Die Mineralquellen sind durchgängig kalt. Nur innerlich zur Anwendung kommen: der Kreuzbrunnen und der Ferdinandsbrunnen, zwei alkalische, eisenhaltige Glaubersalzsäuerlinge, welche als wirksame Heilmittel bei chronischen Unterleibs- und Hämorrhoidalleiden und den dadurch bedingten Functionsstörungen

den Ruf des Curorts zumeist begründet haben; ferner die Waldquelle, ein dem schles. Obersalzbrunnen ähnlicher Natronsäuerling, und die erst seit 1866 benutzte Kronprinz-Rudolfsquelle (in der Nähe der ehemaligen Wiesenquelle), ein erdiger Eisensäuerling. Dagegen werden sowol innerlich (zum Trinken) als äußerlich (zum Baden) gebraucht: der Karolinenbrunnen und die Ambrosiusquelle, zwei an Kohlensäure reiche Stahlquellen. Blos zu Bädern dient die Marienquelle, ein gasreicher, an festen Bestandtheilen armer Säuerling. Außerdem gibt es in M. (schon seit 1818) kohlensaure Gasbäder, russ. Dampfbäder und Mineralmoorbäder (seit 1822). Der eisenhaltige Mineralmoor übertrifft hier an Eisengehalt alle bisher analysirten Moorerden. Auch für den Gebrauch einer (Ziegen-) Molkencur ist Gelegenheit gegeben. Seit 1860 wird aus dem Wasser des Ferdinandsbrunnens durch Abdampfen ein Salz gewonnen, das dem karlsbader Sprudelsalze gleichkommt und unter dem Namen Marienbader Brunnensalz (jährlich 12—15 Ctr.) versendet wird. Vom marienbader Mineralwasser (meist Kreuzbrunnen, aber auch Ferdinandsbrunnen) kommen jährlich an 600000 Krüge und darüber zur Versendung. Außer den Schriften Heidler's vgl. Kratzmann, «M., Handbuch für Curgäste» (Prag 1864), «Der Curort M. und seine Umgebungen» (5. Aufl., Prag 1862) und «Der Kreuzbrunnen und Ferdinandsbrunnen zu M.» (Prag 1866).

Marienburg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Danzig in Westpreußen, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend rechts an der Nogat, über welche, außer einer 539 F. langen Schiffbrücke, gegenwärtig auch eine schöne, 890 F. lange Eisenbahn-Gitterbrücke führt. Die Stadt zählt 8057 E. und besitzt neben der Schloßkirche noch zwei andere evang. und eine kath. Kirche sowie von Unterrichtsanstalten ein Gymnasium, ein evang. Lehrerseminar und eine Taubstummenanstalt. Den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Bewohner bildet der lebhafte Handel mit Holz, Getreide, Federn und Borsten; die Woll- und Pferdemärkte sind stark besucht. Die Zierde M.s ist das alte Residenzschloß der Hochmeister des Deutschen Ordens. M. war ursprünglich eine einfache Feste, die 1274 von den Rittern des Ordens zunächst gegen die rebellischen Preußen angelegt wurde und später zur Sicherung gegen die Einfälle der Polen und Litauer diente. Als der Großmeister Siegfried von Feuchtwangen seine Residenz nach M. zu verlegen beschloß, ließ er 1306—9 eine würdige Residenz aufführen, das sog. Mittelschloß, welches nur durch einen Wallgraben von der alten Feste, dem sog. Hochschloß, getrennt ist. Später wurde die Vorburg beigefügt und so das Ganze in eine für jene Zeit uneinnehmbare Festung umgewandelt. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarb sich besonders der Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—41), der den schönen Conventsremter erbaute, die Schloßkirche erweiterte und unter dem Chore derselben die Hochmeistergruft anlegte. Unter Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte die Burg ihre höchste Vollendung. Dieselbe blieb Sitz der Hochmeister, bis sie 6. Juni 1457 die Polen einnahmen und den Hochmeister Ulrich von Erlichshausen vertrieben. Infolge der Thorner Friedens (1466) blieb M. bei Polen. Seitdem war das Schloß theilweise im Besitz der Jesuiten und diente den poln. Wojwoden zum Wohnsitz. Nachdem M. 1772 in Besitz der Preußen gelangt war, wurde das Schloß auf verschiedene Weise benutzt. Dasselbe war bereits zum Abbruch bestimmt, als im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts der neuerwachte Sinn für vaterländische Denkmäler auch diesem ehrwürdigen Reste der altdeutschen Architektur die Aufmerksamkeit zuwendete. Nach den Befreiungskriegen beschloß man, besonders infolge der Bemühungen des Oberpräsidenten von Schön, die Restauration des Schlosses, die seit 1817 unter Leitung des Architekten Costenoble aus Magdeburg rüstig durchgeführt wurde. Vgl. Voigt, «Geschichte von M.» (Königsb. 1824); Auer, «Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M.» (Danz. 1824); Eichendorf, «Die Wiederherstellung des Schlosses zu M.» (Königsb. 1844); Witt, «M., das Haupthaus des Deutschen Ordens» (Königsb. 1854). — M. oder Mariembourg ist eine kleine Stadt im Bezirke Dinant der belg. Provinz Namur, am Viroin, mit 789 E., welche größtentheils in den benachbarten Eisenhütten beschäftigt sind. Der ehemals befestigte Ort wurde 1546 erbaut, 1554 von Spanien an Frankreich verloren, 1559 wieder zurückgegeben und 1659 im Pyrenäenfrieden abermals an Frankreich abgetreten. Letzteres behielt es im Pariser Frieden von 1814, mußte es aber 1815 an die Niederlande überlassen, nachdem die Festung 28. Juli an die Preußen unter dem Prinzen August capitulirt hatte.

Mariendistel, s. Silybum.

Marienfeste, s. Maria.

Marienglas, s. Gips.

Mariengroschen nannte man eine Silbermünze, welche ihren Ursprung den Bergwerken bei Goslar verdankte, sich von dort über Niedersachsen und Westfalen verbreitete, später auch in

Mariengulden überging und endlich als Marienthaler in Deutschland und den angrenzenden Ländern Geltung gewann. Der Name rührt von dem Gepräge her, der Muttergottes mit dem Jesuskinde. In Goslar wurde der M. achtlöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch bereits 1550 war er schon um die Hälfte schlechter. Um das J. 1700 hörte das Prägen desselben fast allgemein auf; doch blieb der Name. In der neuern Zeit rechnete man 36 M. zu 8 Pfennigen auf den Thaler des 20-Guldenfußes, und diese Eintheilung des Thalers fand noch bis 1817 im Braunschweigischen und Hannoverischen statt. Es gab 2-, 3-, 4- und 6-fache M.; Stücke zu 3 M. = $^1/_{12}$ Thlr. Conv.-Geld wurden noch 1820 in Hannover geprägt. Der Mariengulden, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 M. ausgeprägt. Braunschweig prägte bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Gulden im 18-Guldenfuß oder sog. Neue Zweidrittel zu 24 M. Der Marienthaler entstand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals besonders von Baiern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg u. s. w. geschlagen; am reichhaltigsten ist die Reihe der ungar. Marienthaler, mit der Umschrift Patrona Hungariae.

Marienwerder, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Preußen sowie eines Kreises, liegt $9^1/_2$ M. südlich von Danzig und $^3/_4$ M. östlich der Weichsel malerisch und hoch an der Liebe und Kleinen Nogat und zählt 7433 E., die sich in überwiegender Mehrzahl zum Protestantismus bekennen. Mit den als Vorstädte zu betrachtenden Dörfern Marienau, Marienfelde und Mareese hat der Ort 11000 E. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium. M. ist eine der wohlhabendsten und schönsten Städte Westpreußens und zugleich ein Sitz vieler Behörden. Es befinden sich daselbst die Provinzialregierung, ein Appellationsgericht, eine Oberpostdirection, die Generallandschafts- und Provinziallandschafts-Direction, die Landfeuer-Societät für die Provinz Preußen, ein Hauptsteueramt, ein Landgestüt und andere Behörden und gemeinnützige Institute. Handel und Industrie sind nicht bedeutend, doch bestehen zu M. einige Fabriken, und in den Umgebungen wird viel Obst für den Export erbaut. Die Stadt wurde 1233 von dem Deutschen Ritterorden gegründet und hat eine gesunde Lage und freundliche Umgebung. Zu den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden gehört das alte, weitläufige, durch neuern Vandalismus zum Theil zerstörte, aber neuerdings geschmackvoll restaurirte Schloß, früher die Residenz der pomesanischen Bischöfe und des Domkapitels, mit einem langen, schmalen, auf hohen Bogen ruhenden Anbau, der Danziger genannt, welcher jetzt als Criminalgefängniß benutzt wird. Ferner ist bemerkenswerth die 1255 erbaute, neuerdings ebenfalls restaurirte Domkirche, eine der größten in der Provinz Preußen, mit einem 170 F. hohen Thurme, Mosaikarbeiten, Glasmalereien und den Grabmälern dreier deutscher Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe. Von neuern Gebäuden sind zu nennen die Regierung, das Appellationsgericht, das Gymnasium, die kath. Kirche und das Generallandschaftsgebäude. In der Umgegend liegen elegante Landhäuser. Zwischen der Stadt und der Weichsel zieht sich die fruchtbare und besonders an Obst reiche Marienwerdersche Niederung hin, die 5—6 Q.-M. groß ist, aber bisher vielfach verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Zur Verhinderung derselben sind großartige Wasserbauten begonnen worden. Der Regierungsbezirk M., die südl. Hälfte Westpreußens bildend, umfaßt ein Areal von 319,41 Q.-M., zählt 750298 E. und zerfällt in 13 Kreise. Im Kreise M. (17,31 Q.-M. mit 65725 E.) befinden sich noch die Städte Garnsee, zwischen kleinen Seen, mit 1749 E., Fischerei und Obsthandel, und Mewe, am linken Weichselufer malerisch gelegen, mit 3465 E., zwei Kirchen, einem Hafen und einer Strafanstalt im alten, kolossalen Schlosse. Die Stadt liefert vorzügliches Mehl und gutes Bier.

Mariette (Auguste Edouard), verdienter ägypt. Alterthumsforscher, geb. 11. Febr. 1821 zu Boulogne, besuchte das dortige Collége, an welchem er noch vor Vollendung seines Cursus mit dem Unterricht in der Grammatik und dem Zeichnen beauftragt wurde. Daneben widmete er seine freien Stunden dem Studium des Alterthums, namentlich der ägypt. Denkmäler. Nach der Februarrevolution von 1848 kam M. nach Paris, wo er eine Anstellung am Aegyptischen Museum des Louvre erhielt. 1850 unternahm er eine Reise nach Aegypten, um in den dortigen Klöstern nach kopt. Handschriften zu forschen; bald wandte er sich aber archäol. Untersuchungen zu. Durch die glückliche Auffindung der Apisgräber in der Nekropole des alten Memphis machte M. seinen Namen allgemein bekannt und erlangte zugleich auch von der franz. Regierung die Mittel zur Fortsetzung seiner Ausgrabungen auf mehrere Jahre. Nachdem er 1854 nach Paris zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Conservateur-Adjoint am Aegyptischen Museum. Im folgenden Jahre wurde er beauftragt, das Aegyptische Museum in Berlin zu besuchen. 1858 ging M. wiederum nach Aegypten und wurde vom Vicekönig mit der Leitung

der Ausgrabungen betraut, welche an den wichtigsten Ruinenstätten des ganzen Landes auf Anordnung der ägypt. Regierung unternommen werden sollten. In Assuan, Theben, Abydos, Memphis und dessen Pyramidenfeldern, ferner in Tanis (Sân) und andern Orten wurden unter seiner Leitung die versandeten oder verschütteten Tempel freigelegt und dabei eine Menge einzelner interessanter Monumente aus allen Zeiten der ägypt. Geschichte gefunden, welche jetzt in dem reichen Museum von Bulak bei Kairo aufgestellt sind. Ueber die Erfolge seiner Arbeiten hat M. unter anderm in dem Prachtwerke «Le Serapeum de Memphis» (Par. 1857 fg.) und «Lettre à M. de Rougé sur les résultats des fouilles entreprises par ordre du Vice-roi d'Égypte» (Par. 1860) berichtet. Ein größeres, auf Kosten der ägypt. Regierung veranstaltetes Prachtwerk über die Ergebnisse der von M. geleiteten Ausgrabungen sollte 1867 bei Gelegenheit der pariser Weltausstellung zur Veröffentlichung gelangen.

Mariette (Pierre Jean), einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, geb. zu Paris 7. Mai 1694, wurde von seinem Vater Jean M. (geb. 1660 zu Paris, gest. daselbst 20. Sept. 1742), der als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich während dieser Zeit schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserl. Kupferstichsammlung in Wien zu ordnen. 1750 verkaufte er das nach dem Tode seines Vaters eine Zeit lang fortgeführte Geschäft, erwarb die Stelle eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich nun einzig mit seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 10. Sept. 1774. M. veröffentlichte einen «Traité des pierres gravées du cabinet du roi» (2 Bde., Par. 1750), voll gelehrter Untersuchungen; ferner «Lettres à M. de Caylus»; die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen, Gemmen u. s. w. in mehrern Werken (1729, 1741 und 1750); «Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles» (Par. 1745) u. s. w. Seine Talente und sein liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Verbindung mit Caylus, Barthélemy und Laborde gebracht, weshalb er von diesen mit der Aufsicht bei der Herausgabe des «Recueil des peintures antiques» beauftragt wurde.

Marignano oder Melegnano, ein Flecken mit 4528 E. in der Lombardei, zur Provinz Mailand gehörig und am Lambro, 2 M. südöstlich der Stadt Mailand gelegen, ist berühmt durch den Sieg, welchen hier Franz I. von Frankreich 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug. Im Kriege von 1859 wurde der von Truppen des 8. österr. Armeecorps gehaltene Ort 8. Juli von den Franzosen nach einem dreistündigen Kampfe genommen.

Marine (zunächst franz., vom lat. marinus, das Meer betreffend), bezeichnet im allgemeinen alles, was auf die Seeschiffahrt eines Landes Bezug hat und damit im Zusammenhange steht. Vorzugsweise wird jedoch darunter das Seekriegswesen mit den verschiedenen Klassen von Schiffen, Mannschaften, Armirung, Bauwerften u. s. w. verstanden. Oefters theilt man das Seewesen in Handels- und Kriegsmarine und begreift im engen Sinne darunter nur die Schiffe mit ihren Bemannungen, um nach deren Größe und Zahl ihre Bedeutung für die Seegeltung eines Landes zu ermessen. Fast soweit die Geschichte hinaufreicht, haben die an der See wohnenden Völker, wenn sie Anspruch auf Civilisation erheben konnten, M. besessen. An den Küsten des Mittelmeeres waren es zuerst die Phönizier, die sich im Besitz einer Kriegsmarine befanden, deren sie zum Schutze ihres ausgebreiteten Seehandels und ihrer Colonien sowie auch ihres starkbetriebenen Sklavenhandels bedurften. Sie besaßen Hunderte von armirten Fahrzeugen, deren technische Vollkommenheit noch heute Bewunderung erregt. Die aufstrebenden Griechen sahen bald ein, daß die Herrschaft über das Mittelmeer zugleich ihre Suprematie als Volk bedinge, und schufen sich daher mit Hülfe phöniz. Baumeister bedeutende Kriegsflotten, die zur Zeit Alexander's d. Gr., also etwa 330 v. Chr., in sehr hoher Blüte standen. Aus dieser Zeit sind genaue Nachrichten vorhanden über die Größe der atheniensischen Flotte, die allein 300 Fahrzeuge zählte. Der größte Theil dieser Schiffe bestand aus Triremen von etwa 125 F. Länge und 20 F. Breite. Diese waren zum Segeln und Rudern eingerichtet und hatten, wie ihr Name andeutet, drei Reihen Rudersitze übereinander. Als die größten Schlachtschiffe galten die Penteren, Fahrzeuge mit fünf Ruderreihen, von denen Graser in dem Werke «De veterum re navali» (Berl. 1864) und das von diesem für das Alterthumsmuseum in Berlin construirte Modell eines antiken Fünfreihenschiffs eine lebendige und getreue Darstellung gibt. Die Armatur dieser Schiffe, mit denen unter andern die große Seeschlacht bei Salamis geschlagen wurde, bestand aus Ballisten und Katapulten. Ihre Hauptwaffe war jedoch ein in der Wasserlinie liegender Sporn am Vordertheile zum Niederrennen der feindlichen Fahrzeuge. Die Be-

mannung einer Pentere bestand aus 375 Mann, begriff jedoch nur 24 Matrosen und 18 Seesoldaten. Alle übrigen waren Ruderer, und die Taktik der Flotten jener Zeit bestand hauptsächlich in dem Kampfe von Schiff gegen Schiff, um sich gegenseitig überzurennen. Das wesentlichste Erforderniß war deshalb Manövrirfähigkeit, und noch heute muß man darüber staunen, welche Leistungen die antike Schiffbautechnik hinsichtlich der feinen Linien, der Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit erzielt hat. Als später die der See nicht so kundigen Römer mit den Karthagern in den Punischen Kriegen um die Herrschaft des Mittelmeeres stritten, führten sie eine andere Taktik ein und verwandelten den Seekampf in einen Landkampf, d. h. nicht Schiff gegen Schiff, sondern Mann gegen Mann. Die Römer brachten Thürme auf ihren Schiffen an und Enterbrücken, um die feindlichen Schiffe zu entern. Gleichzeitig vermehrten sie die Zahl der Seesoldaten auf den Penteren bis zu 120.

Bis zum 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung blieben die verschiedenen Kriegsflotten ungefähr auf demselben Standpunkte. Die Technik schritt nicht vor, sondern ging eher zurück, und große Seeschlachten, die über Völker und Länder entschieden, wurden nicht mehr geschlagen. Erst als sich die Venetianer zu Herrschern des Mittelmeeres aufschwangen, bauten diese wieder größere Flotten, obwol ihre hauptsächlich von Rudern getriebenen Galeren keine Verbesserungen gegen die antiken Schiffe aufweisen. Mit dem 15. Jahrh. hörte das Mittelmeer auf, der Schwerpunkt seemännischer Geltung zu sein. Portugiesen, Spanier und Holländer wagten sich an transatlantische Reisen, und die Entdeckung Amerikas sowie des Seeweges nach Ostindien führten eine gänzliche Umwandlung im Bau der Schiffe herbei. Die in engern Gewässern sehr zweckmäßige, für transatlantische Fahrten aber unbrauchbare Ruderkraft wurde durch Segelkraft, durch höhere und breitere Bemastung ersetzt und zog ebenso wesentliche Aenderungen in Bau und Form des Rumpfes nach sich. Die Erfindung des Pulvers und der Kanonen verdrängte auf den Schiffen die Ballisten und Katapulte. Aus dem bisherigen Nahkampfe der Schiffe wurde jetzt ein Fernkampf, der nur im entscheidenden Momente wieder in einen Nahkampf, die Enterung, überging. Bis zum Anfange des 18. Jahrh. hielt sich dann das Seekriegswesen ungefähr auf derselben Stufe, d. h. Form, Bau und Taktik der Kriegsschiffe änderte sich 300 J. hindurch wenig. Im 16. Jahrh. traten die Engländer in die Reihe der seefahrenden Völker, und nach diesen die Skandinavier und die Deutschen durch ihre mächtige Hansa. Bald folgten auch die Franzosen. Statt des Mittelmeeres wurden der Atlantische Ocean und die ostind. Gewässer die Hauptschauplätze kriegerischer Actionen zur See. Seit der Französischen Revolution eroberten sich die Engländer die Herrschaft des Meeres und stellten die größten Flotten der Erde her, die zusammen über 400 Kriegsschiffe zählten. Mit dem Beginne der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts begann ein neuer Umschwung in dem Seekriegswesen, der von England ausging. Mit Verbesserungen im Geschützwesen erfuhr auch die Bauart der Schiffe wesentliche Veränderungen. Die plumpen, schwerfälligen Formen wichen feinen und schlanken Linien, und als Haupteigenschaft eines Kriegsschiffs wurde wieder wie in den ältesten Zeiten Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit angesehen.

Die Anwendung der Dampfkraft im Schiffswesen führte jedoch kurz darauf noch eine vollständigere Umgestaltung der Kriegsflotten herbei und größere Veränderungen, als sie im Laufe von drei Jahrtausenden auf diesem Gebiete stattgefunden hatten. Am meisten trug dazu die Einführung der Schraube bei. Diese macht das Schiff vom Winde unabhängig und ist durch ihre Lage unter Wasser gleichzeitig gegen Geschoßwirkungen gesichert, während sie zugleich dem Schiffe die vollständige Bemastung und Segelkraft gestattet. Mit den Veränderungen im Baue und der Taktik der Kriegsschiffe verband sich auch die Verbesserung der Armatur, und das Geschützwesen entwickelte sich in neuester Zeit in einer Weise, die staunenerregend und noch keineswegs ihren Abschluß gefunden hat. Diese gewaltigen Fortschritte der Artillerie wirkten aber ihrerseits wieder bedeutend auf die Schiffe zurück, und es entstand so zwischen Schiffbau und Artillerie ein lebhafter Kampf, der unausgesetzt neue Erfindungen ins Leben rief und auch die neueste Phase im Seekriegswesen, die Erscheinung der gepanzerten Schiffe in ihren verschiedenen Formen als Panzerschiffe und Monitors, bewirkte. Bisher entsprachen jedoch die Panzerschiffe den Erwartungen noch nicht, welche man an sie knüpfte. Die Technik war nicht im Stande, denselben die nautischen Eigenschaften zu geben, welche erforderlich sind, Schiffe und Kriegsflotten nicht allein gegeneinander, sondern auch gegen Sturm und See kämpfen und als Sieger daraus hervorgehen zu lassen. Es ist wahrscheinlich, daß die gepanzerten Schiffe bei der Küstenvertheidigung und in ruhigen Gewässern bei Seeschlachten in Zukunft eine entscheidende Rolle spielen werden, aber schwerlich wird man dahin gelangen, sie in ferne Meere zu senden und die hölzernen Schraubenschiffe gänzlich vom Seekriegstheater zu verdrängen.

Vorläufig werden deshalb die hölzernen Schraubenschiffe noch den wesentlichsten Bestandtheil der M. bilden, und zwar die Schraubenfregatten, welche man jetzt als Schlachtschiffe wegen ihrer größern Beweglichkeit den frühern Linienschiffen vorzieht. Eine moderne Schraubenfregatte hat eine durchschnittliche Länge von 230—250 F. bei einer Breite von 40 und einem Tiefgange von 22 F. Dieselbe ist vollständig mit drei Vollschiffsmasten und Raaen getakelt, sodaß sie die ganze, ihrem Bau und ihrer Größe angemessene Segelkraft entwickeln und, im Falle der Maschine etwas zustößt, auch als Segelschiff manövriren kann. Die in der Mitte und mit allen ihren beweglichen Theilen unter der Wasserlinie liegende Maschine wird in ihrer Stärke durch die Dimensionen des Schiffs bedingt. Gewöhnlich hat die Fregatte 4—500 Pferdekraft, und diese genügt, um bei den sonstigen feinen Linien des Rumpfes dem Fahrzeuge eine mittlere Geschwindigkeit von 12 Knoten (3 geogr. M. in der Stunde) zu geben. Was man von 16—18 Knoten Schnelligkeit berichtet, beruht auf Uebertreibung. Allerdings werden Schiffe gebaut, die diese Schnelligkeit unter günstigen Umständen besitzen, aber diese sind keine Schlachtschiffe. Denn schnelle Schiffe müssen ganz andere Formen als die Schlachtschiffe und eine so gewaltige Maschine haben, daß sie höchstens einige wenige Geschütze auf dem Oberdeck führen können, wie z. B. die preuß. Jacht Grille, welche 16 Knoten macht und während des dän. Kriegs 1864 mit zwei gezogenen Zwölfpfündern bewaffnet war. Die Armatur einer Schraubenfregatte besteht aus 40—50 Geschützen, die sie in zwei Lagen übereinander, in der Batterie und auf dem Oberdeck, trägt. In der Batterie stehen gewöhnlich 30 Geschütze auf beiden Seiten gleichmäßig vertheilt. Das Kaliber derselben ist bei den verschiedenen Nationen verschieden; jedoch bilden lange 32-Pfünder die Mehrzahl. In der Mitte stehen sechs bis acht 68-pfünder Bombenkanonen, bisweilen auch gezogene Geschütze, welche überhaupt die glatten Geschütze auch auf den Schiffen mehr und mehr verdrängen. In Preußen beabsichtigt man die großen hölzernen Schraubenschiffe fortan nur mit gezogenen 24-Pfündern zu armiren, die ein Geschoß von 56 Pfd. werfen und ein Rohrgewicht von 70 Ctrn. haben. Auf dem Oberdecke stehen, um den Schwerpunkt des Schiffs nicht zu sehr zu erhöhen, weniger Geschütze, zwar von demselben Kaliber wie in der Batterie, aber kürzer und leichter. Nur am Vorder- und Hinderrande wird gewöhnlich ein sehr schweres Geschütz auf Rahmenlaffetten geführt. Die Bemannung einer solchen Fregatte zählt durchschnittlich 500 Mann, mit einem Offiziercorps von etwa 20 Personen. Darunter befinden sich 300 Seeleute zur Bedienung des Schiffs und der Geschütze, 50—60 Seesoldaten, 40 Maschinisten und Heizer, und der Rest besteht aus Handwerkern, Bedienten u. s. w. Der Kohlenverbrauch einer solchen Fregatte beträgt unter Dampf täglich 50—60 Tonnen (à 2000 Pfd.), die einen Durchschnittswerth von 400 Thlrn. haben. Diese Kostspieligkeit gebietet, das Dampfen der Kriegsschiffe auf ein Minimum zu beschränken, und die Maschinen nur in den nothwendigsten Fällen zu gebrauchen. Die Bau- und Ausrüstungskosten einer modernen Dampffregatte von 50 Kanonen belaufen sich auf 500—600000 Thlr., und ihre Unterhaltung, solange sie in Dienst ist, unter gewöhnlichen Umständen 10000 Thlr. monatlich. Gegenwärtig besitzen England, Frankreich und Nordamerika die größten M. An activen Schiffen, zu denen jetzt nur noch Dampfschiffe gerechnet werden können, zählt (1866) England 445, Frankreich 340, die Vereinigten Staaten von Amerika 420. Unter den Schiffen der Unionsflotte befinden sich 72 seit Beginn des Bürgerkriegs gebaute Panzerschiffe, während England und Frankreich deren jedes nur etwa 25 hat. Als M. zweiten Ranges sind die russische, italienische, österreichische, spanische, holländische und türkische mit einem Schiffsbestand von 100—40 anzusehen. M. dritten Ranges sind in Europa die preußische, dänische, schwedische und portugiesische, die 40—10 Kriegsdampfschiffe führen.

Marinemalerei, s. Seestücke.

Mariniren nennt man eine besondere Zubereitung des Fleisches zum Behuf der Aufbewahrung, welche indessen vorzugsweise nur bei Fischen, insbesondere Hering, Lachs, Aal, Bricken und Anchovis, angewendet wird. Die gesottenen oder eingesalzenen (Hering, Anchovis) Fische werden dabei in eine Brühe von Essig, Oel und vielerlei Gewürzen gelegt. Manchmal wird auch Geflügel, um es länger aufbewahren zu können, marinirt; so z. B. Gänse, deren gekochte Theile, in sauere Brühe mit Gallerte eingelegt, das als Delicatesse geltende Gänsesauer bilden.

Marino (Republik), s. San-Marino.

Marino oder Marini (Giambattista), ein bekannter ital. Dichter, geb. zu Neapel 18. Oct. 1569, sollte nach seines Vaters Willen sich zum Juristen bilden, wendete sich aber aus Neigung der Dichtkunst zu und fand auch sehr bald Gönner, die ihn unterstützten und in deren Umgebung er Torquato Tasso kennen lernte, der sehr vortheilhaft auf M.'s Bildung einwirkte. In Rom nahm

sich später vorzüglich der Cardinal Pietro Aldobrandini M.'s an. Im Gefolge desselben kam M. nach Turin, wo ihm ein Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, unter dem Titel «Il ritratto», eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen und den Titel eines herzogl. Secretärs verschaffte. Doch der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medici eine Gönnerin fand. Sehnsucht führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, dann begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalte erwählte und 25. März 1625 starb. M. steht an der Spitze der ital. Dichter des 17. Jahrh. Seine berühmteste poetische Production ist das heroische Gedicht «Adone» (Par. 1623; vollständige Ausg., 4 Bde., Lond. 1789), das man ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen der darin vorkommenden wollüstigen Gemälde unter die verbotenen Bücher gestellt hat. Sein zweites Hauptwerk ist die Dichtung «La strage degli innocenti» (Rom 1633). Von seinen Sonetten gehören einige zu den vorzüglichsten der ital. Literatur. (S. Italienische Literatur.)

Marionetten nennt man die künstlichen Gliederpuppen, die mittels Schnüren oder Drähten sich bewegen lassen, und deren man sich auf den sog. Marionettentheatern als Darsteller bedient, die der Marionettenspieler, je nach der Person die Stimme verändernd, sprechen läßt. Die M. waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden, ja man wollte sogar ihre Erfindung dem Franzosen Brioché zuschreiben, der um die Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete. Allerdings gab es in Paris schon 1674 eine Marionettenoper, und in mehrern großen Städten Italiens gibt es noch gegenwärtig Marionettentheater (wie z. B. das Teatro Girolamo in Mailand), welche auf ein gebildeteres Publikum berechnet sind. Auch in Deutschland war dies früher der Fall, während das Marionettenspiel hier jetzt als eine Belustigung für Kinder und niederes Volk gilt. Vgl. Magnin, «Histoire des marionettes» (Par. 1852).

Mariotte (Edme), ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. in Burgund, Priester zu St.-Martin-sous-Beaune und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb 12. Mai 1684. Sein Auftreten fiel in die Zeit, wo die mathem. Wissenschaften vielfach und mit Erfolg betrieben wurden. Mit seltenem Scharfsinn verband er eine damals bewunderte Fertigkeit im Experimentiren. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik; namentlich gelang ihm die praktische Bearbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. M. machte eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck an und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen des Mariotte'schen Gesetzes. Um die Mechanik der festen Körper machte er sich durch vollständigere Bearbeitung der von Sir Christopher Wren zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße verdient. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leyden (2 Bde., 1717).

Marius (Cajus), der Besieger des Jugurtha und der Cimbern und Teutonen, war der Sohn eines Landmanns und in der lat. Stadt Arpinum 157 v. Chr. geboren. Schon im Numantinischen Kriege, wo er unter dem jüngern Scipio Africanus diente (133), soll dieser in ihm den künftigen großen Feldherrn erkannt haben. Die Gunst, mit welcher ihn die Familie der Meteller, in deren Patronat die seinige stand, überhaupt und bei der Bewerbung um das Volkstribunat unterstützt hatte, hielt ihn, da er dieses 119 bekleidete, nicht ab, der Nobilität offen entgegenzutreten und ihren Einfluß auf die Abstimmung in den Comitien durch ein Gesetz zu beschränken. Seine Bewerbung um die Aedilität hatte keinen Erfolg, dagegen wurde ihm 117 die Prätur und nach dieser die Verwaltung Spaniens zutheil, worauf er sich durch seine Verheirathung mit Julia, einer Tante Julius Cäsar's, dem angesehenen Geschlechte der Julier verband. Als Legat begleitete er 109 den Quintus Cäcilius Metellus in den Krieg gegen Jugurtha (s. d.), kehrte aber 108 nach Rom zurück, um sich um das Consulat zu bewerben, das er auch, seit langer Zeit der erste Consul, der sich auf keine Ahnen berufen konnte (homo novus), für das J. 107 erhielt. Zugleich wurde er wider den Willen des Senats mit der Führung des Jugurthinischen Kriegs beauftragt. Bei der Ergänzung seines Heeres nahm er zuerst ganz arme Bürger in die Legionen auf, ging dann nach Afrika, schlug den Jugurtha und Bocchus bei Cirta 107,

zum zweiten mal 106, worauf sein Quästor Lucius Cornelius Sulla (s. d.) den Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha, seines Eidams, vermochte. Der Antheil, den auf diese Weise Sulla an dem Ruhm erlangte, den Krieg beendet zu haben, legte den ersten Grund zu dem eifersüchtigen Haß des M. gegen Sulla. Zum zweiten mal übertrug das Volk, durch die Gefahr, die von den Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) drohte, in Schrecken gesetzt, dem M. das Consulat für das J. 104 und gab es ihm zum dritten, vierten und fünften mal für die J. 103—101 bis zur völligen Besiegung der Feinde. Diesen entgegen ging M., nachdem er 1. Jan. 104 seinen Triumph über Jugurtha gefeiert hatte, in das südl. Gallien; hier, an der Mündung des Rhône, übte er sein Heer ein und beschäftigte es durch Arbeiten, wie durch die Ausgrabung eines Kanals zur Trockenlegung der Sümpfe, da die Entfernung der Feinde, die nach Spanien und in entlegene Theile Galliens gezogen waren, ihm Zeit ließ. Endlich 102 brachen die Teutonen mit den Ambronen in das röm. Gallien. Vergebens suchten sie den M. aus seinem verschanzten Lager zum Streit zu locken; erst als sie abgezogen waren, folgte er ihnen mit seinem Heere, das nun an den Feind gewöhnt und nach Kampf begierig war, erreichte sie bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) und vernichtete sie in einer zweitägigen Schlacht. Hierauf zog er 101 nach Italien, wo Quintus Lutatius Catulus als Proconsul den Cimbern, die im Osten des Landes eindrangen, entgegenstand; M. übernahm den Oberbefehl und lieferte in einer günstigen Stellung auf den Raudischen Feldern bei Verona, nach Plutarch bei Vercellä, im Aug. eine Schlacht, die mit der Niederlage des Feindes endete. (S. Cimbern.) Auch hier hatte an der Entscheidung Sulla, der sich von M. verfeindet getrennt und zu Catulus als Legat begeben hatte, den wesentlichsten Antheil. M. zog im Triumph in Rom ein und ward zum sechsten mal für das J. 100 zum Consul erwählt. Als solcher unterstützte er anfangs die Volkstribunen Lucius Appulejus Saturninus und den Prätor Cajus Servilius Glaucia in ihren gewaltsamen Feindseligkeiten gegen die Nobilität, durch die auch der von ihm gehaßte Quintus Metellus Numidicus betroffen wurde; als aber jene bis zum offenen Aufstand vorschritten, sah er sich durch den Senat genöthigt, seine bisherigen Verbündeten aufzugeben und sie selbst mit gewaffneter Hand zu vernichten. Durch den Sieg der Nobilität und durch sein eigenes Schwanken hatte M. seinen Einfluß verloren; auch wurde Metellus sogleich aus der Verbannung zurückgerufen; M. ging nun aus Rom und reiste in Asien, während Sulla sich im Staate emporschwang; auch im Bundesgenossenkriege seit 91, wo er wieder als Feldherr thätig war, übertraf ihn Sulla im gleichen Amte. Für das J. 88 wurde der letztere, der nun schon an der Spitze der aristokratischen Partei stand, mit dem gleichgesinnten Quintus Pompejus Rufus zum Consul erwählt und ihm die Führung des Mithridatischen Kriegs durch den Senat übertragen. Wie einst dem Metellus, so wollte jetzt ihm M. den Oberbefehl entreißen, und hierüber begann der erste Bürgerkrieg. M. verband sich mit Publius Sulpicius Rufus, der als Volkstribun sich als den erbittertsten Feind der aristokratischen Partei, der er bis dahin selbst angehört hatte, zeigte. Durch bewaffnete Scharen setzte dieser seine Absichten gewaltsam durch und ließ dem M. den Oberbefehl übertragen. Sulla war nur dadurch, daß er sich in des M. Haus flüchtete, und von diesem geschont wurde, der Ermordung entgangen. Er eilte zum Heere und kehrte mit diesem nach Rom zurück, wo nun die Häupter der Gegenpartei geächtet wurden. M. entkam durch die Flucht zur See; ein Sturm trieb ihn an die ital. Küste; hier irrte er lange umher, bis er entdeckt und gefangen nach Minturnä gebracht wurde. Die Behörde der Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen; der cimbrische Sklave aber, der ihn tödten sollte, vermochte den Anruf und den furchtbaren Blick des M. nicht zu ertragen und lehnte den Auftrag ab. M. entkam aus dem Gefängnisse und rettete sich auf einem Schiffe, nachdem er in Sicilien einer zweiten Verhaftung mit Mühe entgangen war, nach Afrika. Hier verweigerte ihm der Statthalter den Aufenthalt; der Bote, der ihm die Nachricht überbrachte, soll ihn unter den Trümmern Karthagos getroffen und von ihm die Antwort erhalten haben: «Sage deinem Herrn, du hättest den M. auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen.» Er hielt sich nun auf einer kleinen Insel an der afrik. Küste mit seinem Sohne und andern Anhängern auf, bis ihn 87 Cinna (s. d.) zur Rückkehr rief. An der Spitze von vier Heerhaufen rückte er mit Cinna, Quintus Sertorius (s. d.) und Quintus Papirius Carbo vor Rom, das ihnen nach vergeblich versuchtem Widerstande übergeben wurde. Der greise M. war unersättlich in seiner Rache; auf seinen Antrieb wurde fünf Tage gemordet; eine Schar von 4000 Sklaven, die ihm hierbei diente, ließ endlich Cinna selbst niederhauen. Eine große Anzahl von Männern der Gegenpartei, unter ihnen die Consuln Octavius und Merula, der große Redner Marcus Antonius, auch des M. früherer College Quintus Lutatius Catulus, verloren ihr Leben; Sulla wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Für das J. 86 ernannte Cinna sich und M. zu

Consuln; doch starb letzterer, nachdem er die Würde, die er jetzt zum siebenten mal erhalten, nur 17 Tage bekleidet hatte. M. war ein gewaltiger Feldherr, aber zur Fassung und Durchführung polit. Plane nicht geeignet; er war tapfer, jeder Entbehrung fähig, aber grausam, wild und aller Bildung feind. — Sein Sohn, Cajus M., war 82 mit Papirius Carbo Consul, wurde von Sulla bei Sacriportus geschlagen, zog sich hierauf nach Präneste zurück und tödtete sich selbst, als die Stadt sich dem Sulla übergab.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), franz. Roman- und Theaterdichter, geb. zu Paris 4. Febr. 1688, erhielt von seinen Aeltern, welche einer alten Familie von Rouen angehörten, eine sorgfältige Erziehung, wurde 1743 Mitglied der Akademie und starb 12. Febr. 1763. Schon früh fesselte ihn das Theater, und wenn auch seine ersten Versuche als dramatischer Dichter unglücklich waren, so schuf er sich doch in der Folge eine Manier, welche eine Zeit lang wenigstens Anklang fand. Man pflegte sie mit dem Ausdrucke Marivaudage zu bezeichnen und meinte damit eine gezierte und witzelnde Art des Ausdrucks. Besonderes Glück auf der Bühne machten seine «Jeux de l'amour et du hasard», die «Fausses confidences» und «La mère confidente». Auch übertrug er seine Art und Weise auf das Gebiet des Romans, und zu seinen besten Leistungen auf diesem Felde gehören: «Vie de Marianne» und «Le paysan parvenu». Sein «Spectateur français» steht dem engl. «Spectator» bei weitem nach. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par.); seine sämmtlichen Werke wurden von Duviequet herausgegeben (10 Bde., Par. 1827—30).

Mark, ein altdeutsches Wort, das zunächst so viel als Erinnerungszeichen bedeutet. Ferner bezeichnet man mit M. oder Markung die Grenze eines Landes oder Bezirks u. s. w., daher Markstein und Markscheide, und endlich auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher Dorfmark, Feldmark, Holzmark, wüste Mark u. s. w. In letzterer Bedeutung gebrauchte man im Mittelalter das Wort M. auch von ganzen Ländern, wie der Name Dänemark zeigt, und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im Deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern feindlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile «Marken», und insofern sie einem kaiserl. Markgraf (s. d.) anvertraut waren, welcher die unterworfene Bevölkerung im Zaume zu halten und die neuen Grenzen zu überwachen hatte, Markgrafschaften. Solche M. waren die M. Oesterreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steiermark, Kärnten, Baden u. s. w. Auch gebraucht man in einigen Gegenden Deutschlands noch gegenwärtig das Wort M. von kleinern, geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken, daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht u. s. w. Vgl. Maurer, «Geschichte der Markverfassung in Deutschland» (Erl. 1856).

Mark bezeichnet die aus einer kölner Gewichtsbestimmung hervorgegangene Einheit, welche bis 1857 den neuern deutschen Münzsystemen zu Grunde lag, deren Geschichte jedoch zu den verwickeltsten und dunkelsten Theilen der vaterländischen Culturgeschichte gehört. Die fränk. Könige nämlich hatten das in 12 Unzen zerfallende röm. Gewichtspfund angenommen und anfangs zu 24, dann zu 22, endlich zu 20 Schillingen (Solidi) berechnet, von denen jedes wieder in 12 (Silber-)Pfennige (Denarii), als die gewöhnlichste laufende Münzsorte, ausgeprägt wurde, und dieser Münzfuß kam mit der Ausdehnung der karolingischen Herrschaft auch in ganz Deutschland zur Geltung. Solange nun den ursprünglichen Bestimmungen gemäß die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, entsprach das Zählpfund dem Gewichtspfunde, oder 240 Pfennige wogen nicht nur 1 Pfd., sondern enthielten auch wirklich 1 Pfd. reines Silber. Als aber die Berechtigung, Münzen zu schlagen, von den Kaisern in steigender Ausdehnung an geistliche und weltliche Herren verliehen wurde, während zugleich die Beaufsichtigung durch die Grafen und Sendgrafen aufhörte, machten jene das Münzrecht zu einer Quelle des Gewinns, indem sie die Pfennige immer mehr verschlechterten, sodaß das Zählpfund von 240 Pfennigen zwar noch 1 Pfd. wog, aber nur $^3/_4$ oder gar nur $^1/_2$ Pfd. Silber enthielt. Endlich gedieh der Misbrauch so weit, daß fast in allen Münzstätten die neuausgeprägten Pfennige je für das laufende Jahr und den Bereich des Münzbezirks zu einem willkürlich hohen Satze in Zwangscurs gebracht und zugleich die Pfennige der frühern Jahrgänge mindestens um ein Viertel ihres ursprünglichen Nennwerths herabgesetzt wurden. Da nun alle Abgaben und Gefälle in neuen Pfennigen bezahlt werden mußten, welche nur bei dem Landesherrn oder seinen Münz- und Wechselpächtern zu haben waren, so ergab sich aus diesem Münzsystem eine der drückendsten Auflagen, die auch dem Handel und Verkehr höchst nachtheilig wurde. Deshalb trachteten die Städte, sobald sie nur durch Handel und Thätigkeit aufzublühen begannen, eifrigst danach, solchem Unwesen zu

steuern, indem sie theils selbst, und oft mit großen Opfern, das Münzrecht eigen oder pachtweise zu erwerben suchten, theils sich in Vereinen zur Regelung der Münzverhältnisse zusammenschlossen. Unter den deutschen Städten aber war Köln durch Größe, polit. Bedeutsamkeit und Handel weitaus die vornehmste. Von ihr aus ging also auch die Grundlage der neuen Berechnung der Münzwerthe, indem die Hälfte ihres in 32 Loth getheilten Pfundes, mit einem bereits 1042 nachweislichen Namen «Mark» benannt, als Gewichtssatz angenommen wurde, auf den man sämmtliche Münzsorten und Münzwerthe zurückzuführen suchte. Durchgreifend ward diese Aenderung, als nach dem Falle Heinrich's des Löwen und dem Untergange der Hohenstaufen weder der Kaiser noch irgendein Fürst des Reichs so überwiegende Macht mehr besaß, um der, wie in allen andern Verhältnissen, so auch im Münzwesen einreißenden heillosesten Zersplitterung und Willkür einen irgend kräftigen Damm entgegenstellen zu können. Um diese Zeit mochte auch der wahre Silberwerth eines (Zähl-)Pfundes von 240 Pfennigen im allgemeinen ziemlich mit dem Werthe einer kölnischen M. reinen Silbers übereinkommen. Da aber die Städte nicht mehr zu dem alten fränk. Grundsatze zurückkehren, nicht wiederum reines oder nur unbedeutend mit Kupfer versetztes Silber ausprägen konnten, so mußten sie zunächst sich darauf beschränken, den Gehalt und Werth ihrer Münzen in ein festeres und offen ausgesprochenes Verhältniß zur wahren Silbermark zu bringen. Man erließ deshalb gesetzliche Bestimmungen über die Währung, d. h. über den Silbergehalt, der in den Münzen gewährleistet werden sollte, oder über das Verhältniß des Silbers zum Kupfer, des Korns zum Schrote, und führte eine prüfende Aufsicht sowol über die Witte (d. i. Weiße, den Silber- oder Feingehalt) als über die Wichte (das Gewicht) der einzelnen Geldstücke. Daher bedung man im Verkehr, bei Verträgen und Käufen (obschon das kölnische Gewicht fast durchgängig als Normalgewicht beibehalten wurde) die Zahlung nicht selten nach der Wichte und Witte einer bestimmten Stadt, zu deren Münz- und Wägeanstalten man eben Vertrauen hatte, und verlangte also z. B. 10 Mark braunschw. Wichte und Witte. Sonach war neben die «feine M.», oder 16 Loth reines Silber, eine «rauhe M.» getreten, oder 16 Loth derjenigen Mischung, aus welcher die Pfennige geschlagen wurden. Die rauhe M. aber unterschied man weiter in eine **marca usualis** oder **marca argenti usualis** (M. Usualsilbers) und **marca nummorum** oder **denariorum** (M. Pfennige). Unter **marca usualis** verstand man so viel neue Pfennige (oder deren Curswerth), als aus 16 Loth der gesetzlich festgestellten Mischung geschlagen wurden; auch gab man neben den Pfennigen ganze 16löthige gestempelte Stücke dieser Mischung aus, welche **marca argenti usualis signata** (gestempelte Usualmarken) hießen, und ferner zu größerer Bequemlichkeit auch andere gestempelte Stücke reinen Silbers, die zwar nicht 16 Loth wogen, aber dem reinen Silbergehalte einer Usualmark entsprachen und **marca argenti usualis pura** (reine M. Usualsilber) genannt wurden. Eine solche M. nun, welche die richtige Witte und Wichte eines Orts hatte, hieß eine «löthige M.», deren Curs- und Silberwerth mithin je nach der Zeit und dem Orte ihres Ursprungs ein sehr verschiedener sein konnte. Waren dann nach Ablauf des Jahres die Pfennige alt und im Curswerthe herabgesetzt worden, so hieß die gleiche Anzahl Pfennige, welche ursprünglich eine Usualmark ausgemacht hatte, jetzt eine **marca nummorum** (M. Pfennige), die mithin nicht mehr zugleich als Gewichts-, sondern lediglich als Zählmark gelten konnte. Doch auch neue Pfennige konnten eine bloße Zählmark bilden, wenn sie «weiß gemacht» waren, d. h. geringern Zusatz von Kupfer und folglich auch geringeres Gewicht hatten als die gewöhnlichen «schwarzen Pfennige», sodaß die «witte» oder «weiße M.» der «schwarzen» im Werthe gleichstand, an Gewicht aber leichter war. In Beziehung auf die Mischungsverhältnisse der rauhen M. sowie auf Anzahl, Curswerth und Namen der daraus geschlagenen Münzen herrschte in Deutschland sowol neben- als nacheinander eine fast unübersehbare Mannichfaltigkeit, und einfachere, zugleich auch festere Sätze begannen erst dann möglich zu werden, als größere Münzen, zuerst Groschen, dann Gulden, endlich Thaler in Umlauf kamen, deren Herstellung für die kleinern Münzherren und auch für die meisten Städte zu kostspielig und deren jährliche Widerrufung zu unvortheilhaft war. Daneben wirkte noch die Befestigung und Ausdehnung der Landesherrlichkeit, indem die Regenten größerer Landstriche alle innerhalb ihres Gebiets befindlichen Münzstätten unter ihre Botmäßigkeit zu bringen oder ganz aufzuheben bemüht waren. Doch bedurfte es noch eine lange Reihe von Jahren hindurch wiederholter Einigungsversuche auf Reichs- und Kreistagen und vieler Verträge zwischen benachbarten Fürsten und Städten, ehe bestimmte Verhältnisse in weitern Kreisen zu dauernder Geltung gelangten, wie der Leipziger Fuß von 1690, der 12 Thlr. auf eine feine M. rechnete, und der 21. Sept. 1753 zwischen Oesterreich und Baiern verabredete Conventionsfuß, nach welchem 20 Gulden einer feinen M. entsprachen. Preußen münzte seit

1750 die feine M. zu 14 Thlrn. aus und brachte infolge des Zollvereins diesen Fuß allmählich in allen nach Thalern rechnenden Staaten Deutschlands zur Geltung, während aus gleichem Grunde die in Oberdeutschland übliche rhein. Währung von 24 Fl. durch eine neue süddeutsche von $24\frac{1}{2}$ Fl. auf die M. ersetzt wurde, in Oesterreich aber der Conventionsfuß bestehen blieb. (S. Gulden.) Durch die Münzverträge von 1857 wurde die M. durch das Zollpfund ersetzt. Nach Usualmarken rechnen von deutschen Gebieten gegenwärtig noch Hamburg (s. Banco), Holstein und Lübeck, wo die in 16 Schillinge zerfallende M. ungefähr 12 Sgr. preußisch gilt.

Mark, eine vormalige Grafschaft von etwa 40 Q.-M. im ehemaligen Westfälischen Kreise, welche gegen N. vom Fürstenthume Münster, gegen O. vom Herzogthume Westfalen und gegen S. und W. vom Herzogthume Berg begrenzt wurde und jetzt die Kreise Hamm, Soest, Dortmund, Iserlohn, Bochum, Altena und Hagen des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen bildet, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südl. Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztere bei der Metallwaaren aller Art liefernden Industrie, namentlich im Sauerlande, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft war in frühester Zeit ein Theil von Westfalen, gehörte seit dem Ende des 12. Jahrh. den Grafen von M., kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Kleve und fiel nach langen Streitigkeiten 1666 aus der Jülichschen Erbschaft an das Haus Brandenburg. Der Große Kurfürst versprach damals den Einwohnern, daß die Grafschaft stets bei seinem Hause bleiben sollte. Als daher 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die Einwohner Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Allein 1807, im Tilsiter Frieden, mußte sie dennoch abgetreten werden, ward nun zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhr-Departements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt Hamm (s. d.), ferner Soest (s. d.), Iserlohn (s. d.), Altena und Schwelm. In der Nähe von Hamm liegt das Haus Mark in dem Dorfe gleiches Namens, das alte Schloß der Grafen von der M.

Mark (Medulla) heißt im allgemeinen die in der Mitte von größern Gewebsmassen gelegene, durch ihre weichere Beschaffenheit unterschiedene Substanz; ist der innere Theil härter als der äußere, so nennt man ihn Kern. In der Thieranatomie bezeichnet M. zunächst das Fettgewebe, welches die Knochen ausfüllt (Knochenmark), dann das starke Bündel von Nervenfasern, welches als Fortsetzung des Gehirns von der Wirbelsäule (Rückenmark) umschlossen wird, endlich auch, wegen seiner markähnlichen Beschaffenheit, den Inhalt der einzelnen Nervenröhren (Nervenmark). Markschwamm heißt wegen seines, der Nervenmasse (Gehirnsubstanz) ähnlichen Ansehens eine besondere Form des Krebses. — In der Botanik versteht man unter M. den innersten, aus Parenchymzellen gebildeten Theil der Stengel, Stämme, Aeste, Zweige und Wurzeln. Bei den dikotylen Pflanzen ist derselbe durch den Gefäßbündelkreis, welche bei Holzgewächsen den Holzkörper bilden, scharf von der Rinde getrennt, mit letzterer jedoch durch radiale Streifen oder Schichten von Parenchymzellen, sog. Markstrahlen, verbunden. Bei den monokotylen Pflanzen, in deren Stengel oder Stamm die faden- oder bindfadenförmigen Gefäßbündel zerstreut angeordnet liegen, kann von einer Scheidung des M. und der Rinde, folglich von eigentlichem M. nicht die Rede sein, weil hier das zwischen den Gefäßbündeln befindliche Parenchym unmerklich in das Gewebe der Rinde übergeht. Dennoch bezeichnet man auch hier den innersten, weichsten Theil des Parenchyms als M. Dasselbe ist bei den Palmen oft reichlich mit Stärkemehl angefüllt, z. B. bei der Sagopalme. (S. Sago.)

Mark Brandenburg, s. Brandenburg.

Marketender nennt man Personen beiderlei Geschlechts, welche den Truppen auf Märschen, in Bivuaks und im Lager Lebensmittel zuführen und verkaufen, zuweilen auch die Zubereitung des gelieferten Fleisches und theilweise die Reinigung der Wäsche besorgen. Im Felde, wo die Verpflegung des Soldaten nicht immer geregelt werden kann, machen sich die M. oft sehr nützlich. Eine strenge Aufsicht auf dieselben ist nicht allein nothwendig, um die Güte des Proviants zu prüfen und angemessene Preise dafür festzusetzen, sondern auch im Kriege vorzüglich deshalb, weil die M. oft gewaltthätig gegen die Einwohner, zuweilen aber sogar Spione sind. M. kommen schon in den ältesten Zeiten bei den röm. Legionen unter dem Namen Lixae vor; bei den Landsknechten standen sie unter dem Profos; sie wurden auch wol Sudler (von sieden) genannt.

Markgraf (Marchio) hieß seit der Zeit Karl's d. Gr. der Gewaltträger in einem Grenzbezirke, einer Mark (s. d.). Da an der Grenze die Mittel gegen feindliche Einfälle schnell zur Hand sein mußten, so hatte der M. eine größere Machtvollkommenheit als die gewöhnlichen

Grafschaftsinhaber, und eigentlich alle Befugnisse eines Herzogs, sodaß die Markgrafschaften den Herzogthümern weiterhin nur an Umfang nachstanden. Seit dem 11. und 12. Jahrh. wurde die markgräfl. Würde in Deutschland erblich, seit dem 13. reichsfürstlich, sodaß aber immer noch ein M. im Range über den Grafen und unter dem Herzoge stand. (S. Graf und Marquis.)

Markobrunn, eigentlich Markbrunnen, heißt auf seiner in Stein gehauenen Ueberschrift ein Brunnen, welcher im Rheingau des ehemaligen Herzogthums Nassau, halbwegs zwischen Mainz und Bingen, auf dem Strahlenberge, an der Grenze der Gemarkungen von Erbach und Hattenheim, sprudelt. Im anliegenden Weinberge, dessen schon eine Urkunde vom J. 1104 gedenkt, wird der Markobrunner, einer der geschätztesten und feurigsten Rheinweine, gewonnen.

Markomannen, nach der buchstäblichen Bedeutung des Namens «die in der Mark (d. h. im Grenz- oder Waldlande) wohnenden Männer», eine hochdeutsche Völkerschaft, werden zuerst erwähnt von Cäsar unter den Völkern Ariovist's, dann von Florus in der Nachricht über den Zug des Drusus, und scheinen damals am mittlern und obern Main gewohnt zu haben. Marbod (s. d.) führte sie (etwa 10 v. Chr.) östlich in das rings durch Gebirge umschlossene und geschützte Land, welches von seinen frühern Bewohnern, den celt. Bojen, den Namen Bojohem, Böhmen, behalten hat. Hier bildeten sie das Hauptvolk von Marbod's Reiche, blieben auch nach dessen Zerfalle ruhmvoll und mächtig und hielten fest an der monarchischen Regierungsform. Ihre Macht dehnte sich südlich bis an die Donau aus, wo sie um 88 n. Chr. einen Angriff des röm. Kaisers Domitian zurückschlugen, von Trajan und Hadrian zwar noch in Schranken gehalten wurden, aber seit der Mitte des 2. Jahrh. mit allen übrigen Donauvölkern, dem heftigern Drucke der nachrückenden östl. und nördl. Stämme weichend, ins Römische Reich selbst einzubrechen suchten. In diesem 15jährigen (166—180) schweren, nach ihnen, als dem Hauptgrenzvolke, benannten Markomannischen Kriege, der sie bis in die Nähe von Aquileja führte, konnte Kaiser Marc Aurel (Antoninus) sie nur mit großer Anstrengung zurückdrängen, und sein Sohn und Nachfolger Commodus beeilte sich, den bereits angebahnten Frieden mit nicht unbeträchtlichen Opfern zum Abschlusse zu bringen. Während der ersten Hälfte des 3. Jahrh. gelang es der röm. Politik, die Grenzvölker an der Donau untereinander in Uneinigkeit zu erhalten und dadurch die Gefahr abzulenken. Aber mit dem J. 270 begann aufs neue ein allgemeines Vordringen auf der ganzen Donaulinie. Die M. streiften jetzt bis Ancona und erschreckten Rom. Nur mit dem Aufgebote der äußersten Hülfsmittel warf Aurelian sie wieder über die Donau zurück und nöthigte sie zum Frieden. Mit dem 4. Jahrh. verliert sich ihr Name; aus ihrem Volke aber scheinen die Baiern hervorgegangen zu sein.

Markscheide, d. h. Grenze, heißt in der bergmännischen Sprache die Grenze zwischen zwei Gruben, welche über Tage durch einen Lochstein, in der Grube aber mit einem in das Gestein oder Mauerwerk gehauenen Zeichen, die Markscheidestufe, bezeichnet wird. Von dieser Operation her nennt man die ganze unterirdische Geometrie Markscheidekunst und den, welcher sich damit beschäftigt, Markscheider. Die Markscheidekunst, deren zuerst Georg Agricola 1557 gedenkt, die aber wol viel älter ist, und über welche das älteste Buch von Erasmus Reinhold 1574 erschien, ist weiter nichts als die Feldmeßkunst auf den Bergbau angewendet. Sie lehrt den Grubenbau in allen seinen Theilen, sowol über als unter Tage aufmessen und berechnen und denselben graphisch nach allen Richtungen hin darstellen, sodaß man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte und zugleich das Terrain über Tage erkennen kann. Ein brauchbares Lehrbuch der Markscheidekunst hat Beer (Prag 1857) geliefert.

Markt bezeichnet im weitern Sinne jede Gelegenheit zum Austausch der Güter; im engern Sinne bedeutet das Wort die besondern Oerter und Zeiten zum Verkehr mit einzelnen bestimmten Güterklassen (Woll-, Vieh-, Leder-, Flachsmärkte u. s. w.), die Jahrmärkte und Messen (s. d.) sowie die zum Kleinhandel mit den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen bestimmten Märkte (Wochenmärkte). Die Märkte für einzelne Güterklassen empfehlen sich deshalb, weil auf ihnen Verkäufer und Käufer in großer Zahl zusammentreffen, die Verkäufer mithin die Aussicht haben, ihre Producte leichter und zu bessern Preisen abzusetzen, die Käufer aber billiger einkaufen und diejenigen Arten und Qualitäten von Waaren, deren sie bedürfen, leichter erlangen können. Nur sollten derartige Märkte blos in denjenigen Gegenden angesetzt werden, welche die fraglichen Güter in größerer Menge produciren. Privilegien für solche Märkte sind weder nothwendig noch nützlich. Es genügt, daß keine Beschränkungen hinsichtlich der An- und Abfuhr wie des Verkaufs und keine Versteuerungen stattfinden sowie, daß für die gute Unterbringung der Waaren, ihre leichte Verwiegung und Vermessung und für die Ordnung auf dem M. gesorgt ist. Die Jahr- oder Krammärkte, die in den Städten jährlich zu bestimmten Tagen

abgehalten werden, haben neuerdings im allgemeinen und namentlich in denjenigen Ländern, welche Gewerbefreiheit besitzen, sehr verloren. Auf ihnen werden zum größern Theile Handwerkswaaren (Schuhwerk, Hausgeräthe aller Art, Mobilien, Stoffe u. s. w.) feilgehalten. Man wollte mit dieser Einrichtung den Misständen entgegentreten, welche die herrschenden Zunftprivilegien und Bannrechte für die Bewohner der Städte mit sich führten, indem man so eine zeitweise Concurrenz mit den städtischen Handwerkern zuließ. Ohne Zweifel war und ist dies zweckmäßig gegenüber dem Gewerbszwange, obschon sich die Marktwaaren gewöhnlich nur durch billige Preise, nicht aber durch Güte auszeichnen. Je mehr indeß die Hindernisse der Concurrenz in den Städten selbst schwinden, desto mehr müssen die Märkte auch um deswillen in Abnahme kommen, weil die auswärtigen Arbeiten mit den einheimischen wegen der Kosten, welche die Marktbereisung verursacht, nicht mehr zu concurriren vermögen. In den größern Städten beziehen oft nur noch Einheimische den Jahrmarkt. Allgemein verbreitet sind die Wochenmärkte, auf denen die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse ausgeboten werden. Auch sie sind deshalb zu empfehlen, weil sich Verkäufer und Käufer auf ihnen leicht zusammenfinden und Angebot und Nachfrage sich am besten regeln kann. In früherer Zeit bestanden für die Wochenmärkte eine große Anzahl von Bestimmungen, die sich meist gegen die Zwischenhändler und Kleinverkäufer richteten. Diesen war es z. B. verboten, in einem gewissen Umkreise um die Stadt einzukaufen, anders als auf dem M. zu kaufen und über ein gewisses Quantum hinaus, ja vor einer gewissen Stunde als Käufer auf dem M. zu erscheinen. Hier und da bestehen diese Bestimmungen auch heute. Dieselben sind aber unbillig gegen den Verkäufer und in der Regel auch ganz unwirksam, da sie sich nicht schwer umgehen lassen. Andere Bestimmungen richteten sich direct gegen die Verkäufer. Diese durften entweder nicht vor Schluß des M. fortgehen oder die unverkauften Gegenstände überhaupt gar nicht wieder fortführen. Es war ihnen ferner verboten, während eines Markttages die Preise zu erhöhen, wenn sich Mangel zeigte, und außerdem hatten sie manche lästige Abgaben zu leisten. Diese Festsetzungen waren durchweg schädlich, und zwar namentlich auch für den Consumenten, dem sie Vortheile gewähren sollten, indem sie den Besuch des M. verminderten und dadurch die Auswahl beschränkten und die Preise erhöhten. Auch für die Wochenmärkte ist daher die Aufhebung aller Beschränkungen, soweit sie sich nicht auf den Verkauf ungesunder Lebensmittel beziehen, zu verlangen. Die Marktpolizei, ein wichtiger Zweig der Polizei, sollte sich deshalb nur darauf richten, daß vollständige Ordnung auf dem Marktplatz und hinsichtlich der einzelnen Marktstände herrscht, damit der Verkehr sich frei bewegen kann, sowie daß gesundheitsgefährliche Lebensmittel nicht ausgeboten werden, auch nur richtiges Maß und Gewicht in Anwendung kommt u. s. w. In neuerer Zeit hat man angefangen, die Wochenmärkte, welche bisher unter freiem Himmel abgehalten wurden, in große, zu diesem Zwecke eingerichtete Gebäude zu verlegen, sog. Markthallen zu errichten, welche indeß gewöhnlich nicht an einzelnen Wochentagen, sondern täglich für Verkäufer und Käufer offen stehen. Solche Verkaufshallen sind aber kostspielig herzustellen und, wie sich bereits aus der Erfahrung ergibt, für den eigentlichen kleinen Wochenmarktsverkehr nicht geeignet, schon weil diejenigen Verkäufer, welche gewöhnlich die Wochenmärkte beziehen, die eigentlichen Producenten und namentlich die außerhalb wohnhaften, auf täglich stattfindenden Märkten nicht zu erscheinen vermögen. Die meisten Verkäufer der Markthallen sind deshalb Zwischenhändler. Außerdem drängen sich in die Hallen mancherlei Gegenstände ein, welche auf Wochenmärkten unter freiem Himmel nicht feilgeboten zu werden pflegen. Nicht für das größere Publikum bestimmt sind die Central-Markthallen, in welchen die Verkaufsgegenstände in großen Quantitäten zusammengeführt und an die Kleinhändler, aus freier Hand oder im Wege der Versteigerung, verkauft werden. Gegen die Zweckmäßigkeit dieser Anstalten für ganz große Städte läßt sich manche Einwendung machen.

Marktschreier nannte man insbesondere die Klasse medicinischer Charlatans (s. d.), welche sonst auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Possenreißers, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für Arcana ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Der Schaden, welchen die Marktschreier durch ihre Medicamente anrichteten, und die Betrügereien, welche sie gegen die leichtgläubige Menge verübten, waren zwar längst bekannt; doch erst in der neuern Zeit ist es der deutschen Medicinalpolizei gelungen, diesem Unwesen wenigstens öffentlich ein Ende zu machen.

Markus, der Evangelist, ist wahrscheinlich derselbe, der in der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes M. vorkommt. Er stammte aus Jerusalem, war mit Barnabas

verwandt, begleitete denselben und den Apostel Paulus nach Antiochien, Cypern bis Perge in Pamphylien, trennte sich aber dort von ihnen und kehrte nach Jerusalem zurück. Später finden wir ihn als Mitarbeiter des Barnabas, nachdem dieser sich von Paulus getrennt hatte, in Cypern (Apostelgesch. 13, 5; 15, 37 fg.). Nach Kol. 4, 10; 2 Tim. 4, 11 wäre er später bei Paulus wieder in Rom gewesen; nach 1 Petr. 5, 13 erscheint er dagegen als Genosse des Petrus in Babylon. Die kirchliche Sage redet noch von einer Missionsreise des M. nach Aegypten und in das abendländ. Afrika (Libyen, Marmarika, Pentapolis u. s. w.); sie läßt ihn auch im J. 62 oder 66 den Märtyrertod gestorben, seinen Leichnam nach Venedig gebracht sein. Er ist der Schutzheilige dieser Stadt, und die kath. Kirche hat ihm den 25. April als Festtag geweiht; doch kommt die Feier dieses Tages vor dem Schlusse des 7. Jahrh. in der Kirche noch nicht vor. Das unter seinem Namen im Kanon befindliche Evangelium steht zu den Evangelien des Matthäus und Lukas in einem so engen schriftstellerischen Verwandtschaftsverhältnisse, daß es seit Griesbach allgemein als ein dürftiges Excerpt aus beiden betrachtet wurde, eine Ansicht, welche auch noch Baur, Strauß und Zeller festgehalten haben. Dagegen fanden zuerst Wilke, Weiße und Bruno Bauer in M. den Urevangelisten, und gegenwärtig hat diese Hypothese ziemlich allgemeinen Beifall gefunden (zuletzt noch vertreten durch Reuß, Ritschl, Ewald, Holtzmann, Weizsäcker und Schenkel, und in eigenthümlicher Weise durch Volkmar). Dennoch ist die kritische Frage noch ungelöst. Daß das gegenwärtige Markus-Evangelium durch mancherlei Veränderungen hindurchgegangen sei, können auch die Vertreter seiner relativen Ursprünglichkeit immer weniger in Abrede stellen. Der geschichtliche Rahmen scheint (namentlich auch in der Leidensgeschichte) die Ordnung des ältesten Evangeliums noch ziemlich treu bewahrt zu haben; aber die Darstellung selbst liegt vielfach in späterer Gestalt als bei Matthäus vor. Jedenfalls ist unser M. später als die Grundschrift des Matthäus-Evangeliums entstanden. Die Abfassungszeit scheint jedenfalls noch ins erste Jahrhundert, wenn auch einige Zeit nach der Zerstörung Jerusalems, zu fallen; ob M. Verfasser sei, muß dahingestellt bleiben. Der ursprüngliche Schluß des Werks ist verloren gegangen; der gegenwärtige Schluß (Kap. 16, 9—20) ist unecht.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, stammte aus einem alten, in den Bürgerkriegen verarmten Geschlechte und wurde 24. Juni 1650 zu Ashe in der Grafschaft Devon geboren. Wenig gebildet, aber von der Natur mit Schönheit und Anmuth begabt, kam er nach der Restauration als Page in die Dienste des Herzogs von York, der ihn, weil er viel Neigung zum Soldaten zeigte, im Alter von 16 J. zum Gardefähnrich ernannte. Als solcher wohnte er der Entsetzung von Tanger und mehrern Gefechten gegen die Mauren bei und stieg nach der Rückkehr zum Hauptmann in einem Regimente, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden abging. Schon im Feldzuge von 1672 trug Churchill die Lobsprüche Turenne's mit dem Grade eines Oberstlieutenants davon. Er blieb bis 1677 beim franz. Heere, kehrte dann nach England zurück und heirathete 1678 die schöne Sarah Jennings, welche schon damals die Favoritin der spätern Königin Anna war. Dieser Umstand und die Gunst des Herzogs von York, der Churchill's Schwester, Arabella (s. Berwick), zur Maitresse hatte, versprach ihm eine glänzende Zukunft. Nachdem sein Gönner als Jakob II. den Thron bestiegen, wurde Churchill General und Baron von Sundridge. Wiewol er sich bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) besonders thätig zeigte, misbilligte er doch die Reactionsplane des Hofs und trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Als letzterer landete, führte er sogar das ihm von Jakob vertraute Truppencorps dem Prinzen zu und betrieb überhaupt den Sturz seines Wohlthäters mit auffallendem Eifer. Wilhelm III. erhob ihn zur Belohnung zum Grafen von M. und übertrug ihm im Kriege gegen Frankreich ein Commando bei den brit. Truppen in den Niederlanden. In dieser Stellung begründete er in den Feldzügen von 1690 und 1691 seinen Feldherrnruhm, besonders durch den Sieg bei Walcourt. Weil er sich, vielleicht aus Reue über den frühern Verrath, in die Umtriebe der Jakobiten (s. d.) eingelassen, wurde er bei der Rückkehr nach England plötzlich verhaftet und in den Tower gebracht. Obschon man ihn aus Mangel an Beweis nicht verurtheilen konnte, behandelte ihn der König doch seitdem mit Mistrauen. Der Tod Wilhelm's und die Thronbesteigung Anna's im März 1702 eröffnete M. einen schrankenlosen Einfluß; ohne den Titel zu besitzen, übte er die Macht eines Regenten. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er ganz den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Er begann als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in den Niederlanden den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus dem span. Geldern und eroberte Venlo, Roermonde und Lüttich. Nachdem ihn die Königin 2. Dec. zum Herzog erhoben, ging

er 1703 zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, verband sich hier mit dem Prinzen Eugen (s. d.) von Savoyen und schlug zuerst die Baiern im Juni 1704 bei Donauwörth, dann 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Deutschland und die Niederlande betrachteten ihn als ihren Erretter. Das Parlament schenkte ihm die Domäne Woodstock, und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim (s. d.) bauen, dessen ungeheuere Kosten sie indessen später nicht bezahlen mochte. Das J. 1705 brachte M. mit diplomatischen Verhandlungen zu. Er besuchte die deutschen Höfe, gewann den König von Preußen, feuerte die Holländer an und eröffnete dann in den Niederlanden den Feldzug von 1706. Nachdem er Villeroi 19. Mai bei Ramillies geschlagen, reinigte er Brabant vom Feinde, nahm Ostende, Menin, Dendermonde und Ath und vermochte im Frühjahr 1707 in einer persönlichen Zusammenkunft den König Karl XII. von Schweden, daß sich derselbe ruhig verhielt. Mit dem größten Eifer widersetzte er sich den Friedensversuchen, die der gedemüthigte Ludwig XIV. machte. Dabei leitete ihn jedoch nicht allein polit. Scharfblick, sondern auch Ehrgeiz und Habsucht. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo er bereits gegen seine Widersacher kämpfen mußte, setzte er mit Eugen den Krieg gegen die Franzosen fort und besiegte Villars 11. Sept. 1709 in der blutigen Schlacht bei Malplaquet. Während er aber im Laufe des J. 1710 einen Platz nach dem andern eroberte, wurde in England sein Sturz vorbereitet. Die Königin schüttelte das längst unerträgliche Joch der Herzogin von M. ab, worauf bei Hofe die Tories die Oberhand erhielten. Wiewol M. im Herzen selbst der jakobitischen Partei zugethan war, so schränkte man doch seine Macht ein und beschloß, sich seiner sobald als möglich zu entledigen. Nach der Eroberung von Bouchain kehrte er im Mai 1711 nach London zurück, um sowol den Krieg wie seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Das Unterhaus klagte ihn jedoch der Unterschlagung öffentlicher Gelder an, und das Oberhaus trat dieser Anklage bei. Die Königin entsetzte ihn hierauf 1. Jan. 1712 seiner Aemter, unterdrückte aber, besonders durch die Vorstellungen des Prinzen Eugen, der mit M. in enger Freundschaft lebte, die gerichtliche Verfolgung. Während der Friedensverhandlungen zu Utrecht verließ M. erbittert sein Vaterland und besuchte Holland, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im Frieden ohne Entschädigung wieder verlor. Mit dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., der durch seine Partei eigentlich die Krone erhalten hatte, mit Auszeichnung empfing und sogleich in die Stelle eines Generalissimus wieder einsetzte, aber trotzdem von den Geschäften entfernt hielt. Am 8. Juni 1716 vom Schlage getroffen, verlor M. fast ganz das Geisteslicht und starb in diesem Zustande 17. Juni 1722. Er war der größte Feldherr seines Jahrhunderts, erlitt nie eine ernstliche Niederlage und wußte seine Gegner ebenso sehr durch Kühnheit und Thätigkeit wie durch Benutzung ihrer Fehler zu vernichten. Als Diplomat siegte er durch seltene Gabe der Rede; im persönlichen Umgange gewann er die Herzen durch Anmuth und Schmeichelei. Doch war er auch geizig und habsüchtig und hatte ein ungeheueres Vermögen zusammengerafft. Vgl. Coxe, «Memoirs of John, duke of M., with his original correspondence» (3 Bde., Lond. 1818; deutsch, 6 Bde., Wien 1820); Murray, «Despatches of the duke of M.» (5 Bde., Lond. 1845—46); Macfarlane, «Life of M.» (Lond. 1852).

Seine Gemahlin, Sarah Jennings, Herzogin von M., geb. 29. Mai 1660, kam im Alter von 12 J. in die Dienste der Herzogin von York, wo sie Freundin der Prinzessin Anna wurde. Durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend ausgezeichnet, heirathete sie im April 1678 den nachmaligen Herzog von M. Nachdem sie bei der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 deren Ehrendame geworden, knüpfte sich zwischen den beiden Frauen das Freundschaftsverhältniß so eng, daß alle Standesrücksichten wegfielen. Bei der Thronbesteigung Anna's wurde sie zur ersten Ehrendame und Großmeisterin der Garderobe erhoben. Ihre Macht war jetzt schrankenlos; sie vergab Aemter und Würden und nahm dafür nach der Behauptung Swift's oft Geld. Einerseits ihre enge Verbindung mit den Whigs, andererseits die an Roheit grenzende Herrschaft, welche sie in allen Fällen über Anna zu behaupten suchte, machten sie allmählich der insgeheim zu den Tories neigenden Königin unerträglich. Zudem entzog ihr das Herz der Fürstin die Lady Masham, ihre Cousine, die sie selbst an den Hof gebracht hatte. Als die Herzogin sah, daß sie Liebe und Vertrauen verloren, legte sie im Jan. 1711 ihre Hofämter nieder, womit die Tories freieres Spiel gewannen, um auch ihren Gemahl zu stürzen. Die Behauptung Voltaire's, daß damals ein Paar Handschuhe und ein Glas Wasser den Sturz der Favoritin und die Umgestaltung der polit. Verhältnisse Europas bewirkt hätten, ist jedoch eine Uebertreibung. Das geistvolle Lustspiel Scribe's «Le verre d'eau» fußt ebenfalls auf dieser Anschauung. Die Herzogin begleitete ihren Gemahl 1713 auf das Festland und lebte nach seinem Tode in gänzlicher Zurück-

gezogenheit. Sie starb erst 29. Oct. 1744 und hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pfd. St. Außer einem Sohne, der zeitig starb, gebar sie ihrem Gemahl vier Töchter. Die älteste Tochter, Henriette, Gemahlin des Grafen Godolphin, folgte ihrem Vater als Herzogin von M., starb aber 24. Oct. 1733 unbeerbt, worauf der Titel und ein Theil der Güter an den Sohn ihrer Schwester Anna, Charles Spencer, Grafen von Sunderland, übergingen. Dieser zeichnete sich gleichfalls als Krieger aus, commandirte eine Gardebrigade in der Schlacht von Dettingen und wurde 1758 zum Befehlshaber der brit. Hülfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt. Er erkrankte indeß während des Feldzugs und starb zu Münster 28. Oct. 1758. Sein Enkel, George Spencer, fünfter Herzog von M., geb. 6. März 1766, nannte sich seit 1807 auch Churchill und starb 5. März 1840. Dessen Sohn, George Spencer-Churchill, sechster Herzog von M., geb. 27. Dec. 1793, war unter dem Titel Marquis von Blandford Mitglied des Unterhauses und stellte 1830, aus Verdruß über das Zustandekommen der Katholikenemancipation, einen Antrag auf allgemeines Stimmrecht. Dies verhinderte ihn nicht, sich später der Parlamentsreform mit aller Macht zu widersetzen. Er starb 1. Juli 1857 und hatte seinen ältesten Sohn, John Winston Spencer-Churchill, geb. 2. Juni 1822, zum Nachfolger. Derselbe trat im April 1844 als Abgeordneter des von seinem Vater abhängigen Fleckens Woodstock ins Parlament, mußte aber im folgenden Jahre auf Befehl desselben sein Mandat niederlegen, weil er sich den Freihandelsmaßregeln Peel's angeschlossen hatte. Doch wurde er 1847 mit Zustimmung seines Vaters von neuem gewählt. Im Unterhause zeichnete er sich durch seinen Eifer für die Interessen der Hochkirche aus, zu deren Gunsten er 1856 eine nach ihm genannte Bill durchsetzte. Nach dem Eintritt des Toryministeriums im Juli 1866 erhielt er die Hofcharge eines Lord-Steward.

Marlow oder Marlowe (Christopher), dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, war der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury, wo er im Febr. 1563 geboren wurde. Von seinem Vater zum Gelehrten bestimmt, erhielt er seine Erziehung auf der Königsschule seiner Vaterstadt, studirte dann zu Cambridge und ward 1587 Magister. Schon vorher hatte er ein Trauerspiel «Tamburlaine the Great» geschrieben, welches mit großem Beifall aufgeführt ward. M. ging nach London und wurde selbst Schauspieler, soll jedoch bald von der Bühne zurückgetreten sein. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, doch führte er dabei ein zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er 16. Juni 1593 von einem Nebenbuhler erstochen. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind: «Life and death of Dr. Faustus» (deutsch von Böttiger, Lpz. 1856) und «Edward II.» Außerdem hat man von ihm: «The Jew of Malta» und «The massacre at Paris». Das unter seinem Namen erschienene Stück «Lust's dominion» ist nicht von ihm, wenn auch der Entwurf von seiner Hand sein mag. Auch übersetzte er die «Elegien» des Ovid, und zwar so schlüpfrig, daß das Buch auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury öffentlich verbrannt wurde, was aber nicht verhinderte, daß es später in mehrern Auflagen erschien. Weit zarter ist das Gedicht «Hero and Leander». Die Trauerspiele M.'s zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und drastische Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Roheit gestört. Auf Shakspeare hat er ohne Zweifel großen Einfluß ausgeübt. Seine Werke hat Dyce mit Noten und literarhistor. Einleitung neuerdings herausgegeben (3 Bde., Lond. 1850).

Marly, ein Marktflecken am linken Seineufer, 3 St. westlich von Paris, berühmt durch das prachtvolle Lustschloß und die herrlichen Gärten, die hier von Ludwig XIV. auf einer Anhöhe angelegt, während der Revolution aber verkauft und zerstört wurden. Die einzige davon noch übrige Merkwürdigkeit ist die berühmte «Maschine von Marly», ein von dem Holländer Rannefen gebautes ungeheueres Mühlenwerk mit 14 über 36 F. im Durchmesser haltenden hydraulischen Rädern, wovon die einen die in die Seine gesenkten Pumpen spielen ließen, welche das Wasser nach einem ersten Behälter hinschafften, während die andern vermittels eines eisernen Gestänges von mehr als 30 Zügen die in jenem und in einem zweiten, wie ein großer Thurm gestalteten Behälter angebrachten Pumpen in Bewegung setzten, die das Wasser auf einen Aquäduct hinaufhoben, der es den Reservoirs von M. zuführte. Den äußerst zusammengesetzten Mechanismus dieses Pumpenwerks vertritt gegenwärtig eine Dampfmaschine, welche das Wasser 500 F. hoch emportreibt bis auf den genannten Aquäduct, von wo es, seitdem die Wasserkünste zu M. eingegangen sind, nach dem etwa 2 St. entfernten Versailles fließt und die dortigen Springbrunnen speist.

Marmarameer, Mar di Marmara, bei den Alten Propontis, im Deutschen gewöhnlich Marmormeer genannt, heißt das kleine Binnenmeer zwischen der europ. und asiat. Türkei, welches durch die 10 M. lange Dardanellenstraße oder den Hellespont mit dem Aegäischen und durch den Bosporus oder die Straße von Konstantinopel mit dem Schwarzen Meere (Pontus Euxinus) in Verbindung steht. Es hat, abgesehen von dem größten seiner Golfe, dem von Iskimid oder Ismid (s. d.), der 7 M. weit ostwärts in die Küste von Asien einschneidet und im Alterthum der Meerbusen von Astakos hieß, eine ovale Gestalt von etwa 30 M. Länge und 10 M. Breite und ist durch die Schönheit seiner sanft aufsteigenden Uferlandschaften ausgezeichnet. Unter seinen zahlreichen Inseln ist die größte Marmara oder Marmora (Proconnesus), mit 6 Städtchen, darunter das gleichnamige Marmara an der West-, und Astonia an der Ostküste, mehrern Klöstern der meist christl. Bevölkerung und mit Marmor- und Alabasterbrüchen, die besonders für Bauwerke in Konstantinopel ausgebeutet werden. Im Süden der Insel dehnt sich eine bergige Halbinsel des Continents Asien aus, auf welcher die berühmte Stadt Cyzicus lag, wie jetzt die Stadt Artaki.

Mármaros (ungar. Máramaros), Comitat im jenseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, im S. an Siebenbürgen, im O. an die Bukowina und Galizien, im N. an Galizien und das Beregher, im W. an das Szathmárer und Ugocsaer Comitat grenzend, hat einen Flächenraum von 188,13 Q.-M., ist nach Pesth und Bihar das größte Comitat Ungarns, steht aber diesen an Bevölkerung weit nach, indem es nur (1857) 182312 E. zählt, die in 4 Städten, 3 Marktflecken und 167 Dörfern wohnen. Mit Ausnahme des kurzen, von Bocskó bis Hußt reichenden Theißthals ist M. durchaus gebirgig, indem es die Karpaten in vielen Richtungen durchschneiden, auch rund umschließen und von Galizien einerseits wie von Siebenbürgen andererseits scheiden. Die höchsten Bergspitzen sind: der Csorna, an dessen Fuß die Schwarze Theiß entspringt; der 4682 F. hohe Troyaga; der Pozivàn, einer der höchsten Berge Ungarns. Dem Feld- und Obstbau ist diese Beschaffenheit von M. nicht günstig; auch der Weinbau gedeiht wegen des kalten Klimas nicht. Am meisten baut man türk. Weizen, der vorzugsweise als Brotstoff verwendet wird. Vieh-, namentlich Pferde- und Schafzucht werden sehr stark betrieben. Den Hauptreichthum von M. bilden indessen seine ausgedehnten Waldungen, die namentlich treffliches Eichenholz liefern, desgleichen ungeheuere Salzlager. Bei Budafalu und Borsa wird Gold gegraben. Auch an Mineralquellen ist M. überreich; die bedeutendste ist die von Suliguli, die häufig versendet wird. Die unwegsamen Straßen von M. verhindern jedoch eine ausgedehntere Frequenz und Benutzung dieser Quellen. Aus gleichem Grunde sind auch Handel und Verkehr noch sehr unbedeutend, wiewol die in M. entspringende Theiß und die zahlreichen kleinern Flüsse leicht als Verkehrsstraßen benutzt werden könnten. Der Nationalität nach sind die Einwohner in der großen Mehrzahl Ruthenen (97000) und Walachen (50000); außer diesen gibt es 3000 Deutsche, 14000 Magyaren, 18000 Israeliten und einige hundert Zigeuner. In der Confession herrscht die griech.-kath. Kirche vor; die lat.-kath. Kirche hat über 13000, die evangelische gegen 6000 Anhänger. Der Hauptort des Comitats ist Sziget.

Marmelade, vom portug. marmelo, d. h. Quitte, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Orangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallerte einkocht, warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art liefern Italien, Frankreich, Ost- und Westindien.

Marmier (Xavier), namhafter franz. Journalist und Schriftsteller, geb. 24. Juni 1809 zu Pontarlier im Depart. Doubs, machte seine Studien auf den Lehranstalten der Provinz und schrieb schon frühzeitig für ein Journal in Besançon. Nach einer Reise in die Schweiz und die Niederlande ging er nach Paris, wo er sich durch ein Bändchen «Esquisses poétiques» (Par. 1830) in die literarischen Kreise einführte. Er wandte sich vorzugsweise der Journalistik zu und arbeitete für die «Revue de Paris», die «France littéraire» und die «Revue des deux mondes». Durch seine Theilnahme an der «Revue germanique», deren Redacteur er eine Zeit lang war, wurde er zu eingehenden Studien über die deutsche wie auch die skandinav. Literatur geführt. Er unternahm 1832 eine Reise durch Deutschland, auf der er reiche Materialien zu seinen literarischen Arbeiten sammelte. Gleichen Zweck verfolgte er auch auf einer andern größern Reise, die er 1836—38 auf Kosten des Marineministeriums durch die skandinav. Länder machte. 1839 erhielt M. eine Professur für ausländische Literatur zu Rennes, siedelte aber schon 1840 wieder nach Paris über, wo er die Stelle eines Bibliothekars im Unterrichtsministerium versah, bis er im Dec. 1846 zum Conservator der Bibliothek von Ste.-Geneviève

ernannt wurde. Seinen literarischen Ruf begründete M. besonders durch seine Schriften über Deutschland und die deutsche Literatur. Dahin gehören, abgesehen von seinen zahlreichen journalistischen Arbeiten, die «Études sur Goethe» (Par. 1835); ferner verschiedene Uebertragungen aus dem Deutschen, wie «Théâtre de Goethe» (Par. 1839), «Théâtre de Schiller» (2 Bde., Par. 1841), die «Contes fantastiques d'Hoffmann» (Par. 1843) u. s. w. Während ihm seine Urtheile über die deutsche Literatur und deutsche Verhältnisse in Frankreich Ansehen verschafften, wurden dieselben in Deutschland einer scharfen Kritik unterworfen. Später gab M. noch «Voyage pittoresque en Allemagne» (2 Bde., Par. 1858—59) heraus. Als Frucht seiner Reisen im europ. Norden erschienen, außer den «Lettres sur le Nord» (2 Bde., Par. 1840) und den «Relations des voyages de la commission scientifique du Nord» (2 Bde., Par. 1844), unter anderm die Schriften «Langue et littérature islandaises» (Par. 1838), «Histoire d'Islande» (Par. 1837), die «Histoire de la littérature en Danemark et en Suède» (Par. 1839), die franz. Uebersetzung der «Chants populaires du Nord» (Par. 1842) u. s. w. Andere Reisen, die er später nach Finland und Rußland (1842), nach dem Orient (1845), nach Algier (1846) und den Vereinigten Staaten (1849) unternahm, boten ihm den Stoff zu einer großen Anzahl von andern Schriften, wie den «Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne» (2 Bde., Par. 1848), «Du Rhin au Nil» (2 Bde., Par. 1847), «Lettres sur l'Algérie» (Par. 1847), «Lettres sur l'Amérique» (2 Bde., Par. 1852), «Lettres sur l'Adriatique et Monténégro» (2 Bde., Par. 1854), «Voyage en Suisse» (Par. 1861) u. s. w. Neuerdings hat M. auch eine Reihe novellistischer Arbeiten veröffentlicht, unter denen die Romane «Les fiancés du Spitzberg» (Par. 1858) und «Gazida» (Par. 1860) von der Akademie gekrönt wurden, während «Les mémoires d'un orphelin» (Par. 1864) als ungemein zart und empfindungsvoll gerühmt werden.

Marmol (José), span.-amerik. Dichter, geb. 4. Dec. 1818 in Buenos-Ayres, studirte die Rechte in Montevideo und Buenos-Ayres, wurde aber 1838 vom Dictator Rosas erst gefangen gesetzt, dann aus dem Vaterlande vertrieben. Er machte während dieser Zeit große Reisen in Südamerika. Nach dem Sturze des Dictators kehrte er zurück, betheiligte sich thätig an der Politik und wurde wiederholt zum Deputirten gewählt. Unter den Dichtern des span. Südamerika nimmt M. einen hervorragenden Platz ein und hat sich im Lyrischen wie im Drama sowie auch als Romanschriftsteller hervorgethan. Von seinen lyrischen Gedichten machten ihm zuerst die gegen Rosas gerichteten einen Namen. Allgemeinen Beifall fanden später die «Cantos del peregrino», ein längeres lyrisch-episches Gedicht, in der Form an «Childe Harold» erinnernd, von dem die fünf ersten Gesänge 1847 in Montevideo erschienen, während die fünf letzten im Rückstande blieben. Die Pracht der amerik. Tropenwelt ist hierin mit seltener Kraft und Wahrheit geschildert, und ein tiefes Gefühl für das unter der Despotie Rosas' schmachtende Vaterland verleiht dem Ganzen eine höhere Richtung. Ferner veröffentlichte M. die zwei Dramen «El poeta» und «El cruzado». Am bedeutendsten ist er jedoch als Romanschriftsteller. Sein 1851 verfaßter, 1852 veröffentlichter Roman «Amalia», der auch in Deutschland (2 Bde., Lpz. 1862) im Druck erschien, schildert die Geschicke von Buenos-Ayres unter der Dictatur des Rosas, ward sehr beifällig aufgenommen, hat aber mehr die Form und den Werth von zeitgeschichtlichen Memoiren als das Verdienst einer freien künstlerischen Schöpfung.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine, trat im Alter von 15 J. als Lieutenant in die Infanterie. 1792 ging er zur Artillerie über und erneuerte vor Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's, die er schon als Schüler gemacht hatte. Im Feldzuge von 1795 kämpfte er am Rhein, im folgenden Jahre als Bonaparte's Adjutant in Italien. Er begleitete diesen nach Aegypten, stieg bei der Wegnahme von Malta zum Brigadegeneral und kehrte mit Bonaparte nach Frankreich zurück. Nach dem 18. Brumaire (s. d.) trat er in den Staatsrath, führte im Mai 1800 die Reserveartillerie über den St.-Bernhard und erhielt nach der Schlacht von Marengo den Grad eines Divisionsgenerals. Im Feldzuge von 1805 befehligte er zuerst in Holland und führte dann sein Armeecorps nach Deutschland, wo er bei der Einnahme von Ulm mitwirkte. Nach Dalmatien gesendet, vertheidigte er glücklich das ragusanische Gebiet gegen die Russen und Montenegriner und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleon's, der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa ertheilte. Im Kriege von 1809 vereinigte er seine Truppen mit der ital. Armee und traf bei dem großen Heere am Tage vor der Schlacht bei Wagram ein. Er erhielt nach dem Treffen bei Znaim, das er gewann, auf dem Schlachtfelde die Marschallswürde. Als Gouverneur verwaltete er nun 18 Monate mit großer Umsicht die illyr. Provinzen, bis er 1811 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in

Portugal übernehmen mußte. Die Offensive ergreifend, bewirkte er die Verbindung mit Soult und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Badajoz; dann nach dem Tejo sich wendend, hielt er Wellington 15 Monate im Schach. Doch verlor er 22. Juli 1812 die entscheidende Schlacht bei Salamanca. Hierbei von einer Kanonenkugel verwundet, kehrte er nach Frankreich zurück, um seine Heilung abzuwarten. Im Feldzuge von 1813 befehligte er das 6. Armeecorps. In der Schlacht bei Leipzig wurde er 16. Oct. bei Möckern (s. d.) geschlagen und verwundet, vertheidigte aber am 18. und 19. die Vorstädte. Nach dem Rückzuge erhielt er mit Victor und Macdonald den Auftrag, den Rhein zu vertheidigen, was aber gegen die Uebermacht der Verbündeten nicht möglich war. In dem folgenden Feldzuge kämpfte er mit äußerster Anstrengung, wurde aber unter Napoleon bei Laon geschlagen und konnte, als der Kaiser seinen bekannten Marsch ostwärts unternahm, das Andringen der Verbündeten gegen Paris mit Mortier nicht aufhalten. Nach der Schlacht zog sich M. mit den Trümmern seines Corps auf der Straße von Essonne zurück und unterwarf sich 5. April, da aller Widerstand vergeblich, der provisorischen Regierung. Napoleon, der noch im Sinne hatte, einen Versuch zur Wiedereroberung von Paris zu machen, sah sich genöthigt, seine Abdankung zu unterzeichnen. Das Betragen M.'s unterlag heftigem Tadel, und die Bourbons überhäuften ihn mit Gunstbezeigungen. Der Kaiser nahm ihn deshalb bei der Rückkehr 1815 in der zu Lyon proclamirten allgemeinen Amnestie aus, sodaß er die Flucht ins Ausland ergreifen mußte. Während der Hundert Tage hielt er sich zu Aachen auf, und nach der zweiten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. die schon 1814 ertheilte Pairswürde zurück und erhob ihn zum Majorgeneral der Garde. Nachdem er 1817 die Unruhen zu Lyon unterdrückt, widmete er sich fortan der Landwirthschaft. 1826 ging er zur Krönung des Kaisers Nikolaus als franz. Gesandter nach Rußland; nach der Rückkehr trat er wieder in das Privatleben zurück. Beim Ausbruche der Revolution von 1830 ertheilte ihm Karl X. 26. Juli den Befehl über die 1. Militärdivision, und in dieser Stellung begann er am 27. den ungleichen Kampf gegen die bewaffnete Hauptstadt. Schon am 28. gerieth er durch Abfall und Mangel an Lebensmitteln in die bedrängteste Lage. (S. Frankreich.) Am Abend des 29. zog er sich mit 6000 Schweizern und einigen treu gebliebenen Bataillonen aus Paris zurück und wanderte hierauf in Begleitung des gestürzten Karl X. in das Ausland. Seitdem durchreiste er fast alle Länder Europas, seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Wien nehmend. 1852 versuchte er als Unterhändler die Fusion der franz. Legitimisten mit den Orleanisten zu Stande zu bringen und starb in diesen Bestrebungen 2. März 1852 ohne Nachkommen zu Venedig. Mit ihm stieg der letzte Marschall des ersten franz. Kaiserreichs ins Grab. Seine hinterlassenen Memoiren (9 Bde., Par. 1856—57) sind ein höchst wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Von seinen Reisebeschreibungen erschienen vier Bände (Par. 1837). Außerdem ist zu erwähnen seine Schrift «Ueber den Geist des Militärwesens» (deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel (Jean François), ein feiner franz. Stilist, geb. 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, wurde von seinem Vater, welcher Schneider war, für den Handelsstand bestimmt. Eigene Neigung trieb ihn aber zur geistlichen Laufbahn, für die er sich die nöthigen Kenntnisse in Toulouse erwarb. Nachdem er bereits die Tonsur genommen, nöthigten ihn Umstände, seine Laufbahn zu verändern. Einige Zeit hindurch sicherte er seine Existenz durch Unterricht; dann beschloß er, in Paris sich eine Stellung als Schriftsteller zu gründen, nachdem er in Toulouse bereits einige poetische Triumphe gefeiert. Von Voltaire an angesehene Personen empfohlen, versuchte er sich in Paris zunächst als Theaterdichter. Er schrieb mehrere Tragödien, z. B. «Denys le tyran» (1748), «Aristomènes», «Cléopâtre» u. s. w., welche nur mäßiges Glück machten. Mehr Erfolg hatten seine Opern. Aber sie verdankten denselben eigentlich den Componisten, wie Grétry, Rameau und Piccini, für welchen letztern M. in dem Streite um den Werth der ital. Musik lebhaft Partei nahm. Nachdem es ihm längere Zeit nicht recht hatte gelingen wollen, festen Boden zu gewinnen, erhielt er durch Begünstigung der Pompadour das Secretariat des Bauwesens in Versailles. Glänzender wurde seine Lage, als er die Concession des «Mercure» erlangte, welche ihm jährlich mindestens 15000 Livres einbrachte. Indessen wurde sie ihm unter nichtigem Vorwande nach zwei Jahren entzogen, und er kam sogar eine Zeit lang in die Bastille. Seine in fast alle gebildeten Sprachen der Welt übersetzten «Contes moraux» (2 Bde., Par. 1761) sind eine Sammlung von Erzählungen, von denen ein Theil bereits im «Mercure» erschienen war. Bei allen ihren Vorzügen, von denen anspruchslose Zierlichkeit der vorzüglichste, sind sie doch von einer gewissen Monotonie nicht freizusprechen. Sein «Bélisaire» (Par. 1767), eine frostige Nachahmung des «Télémaque», erregte nur des-

halb Aufsehen, weil die Sorbonne einige Sätze daraus als ketzerisch verdammte. Auch die «Incas, ou la destruction du Pérou» (2 Bde., Par. 1777) sind in der Anlage dürftig sowie in der Ausführung langweilig. Dagegen sind seine «Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants» für die Geschichte seiner Zeit und seines eigenen Lebens sehr lehrreich. Seine «Histoire de la régence du duc d'Orléans», welche er in seiner Eigenschaft als Historiograph von Frankreich (seit 1771) schrieb, genoß zwar bis zum Erscheinen des Werks von Lemontey (s. d.) großen Ruf, kann aber durchaus keinen Anspruch auf ein werthvolles Geschichtswerk machen. Seine philos. Schriften haben ebenfalls eine sehr untergeordnete Bedeutung, und nur seine ästhetischen Anläufe in der «Poétique française» (3 Bde., Par. 1763) verdienen genannt zu werden. In den «Éléments de littérature» (6 Bde., Par. 1787) erscheint er als ein verfeinerter Geistesverwandter von Laharpe, obgleich er sich theilweise wenigstens eine freiere Regung erlaubte. Ueberhaupt wagte M. Neuerungen, welche für einen Secretär der Französischen Akademie, was er seit d'Alembert's Tode (1783) ward, fast keck genannt werden können. Beim Ausbruch der Französischen Revolution büßte er einen großen Theil seines Vermögens ein und zog sich auf eine kleine Besitzung im Dorfe Abbeville bei Evreux zurück, wo er 31. Dec. 1799 starb. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner «Oeuvres» (17 Bde., Par. 1786—87), an die sich seine «Oeuvres posthumes» (14 Bde.) anreihten. Gute Ausgaben besorgten Saint-Surin (18 Bde., Par. 1818) und Villenave (12 Bde., Par. 1824—27). In den meisten dieser Sammlungen befindet sich das «Éloge de M.» vom Abbé Morellet, seinem Verwandten.

Marmor nennt man diejenigen Varietäten des Kalksteins ohne Unterschied ihrer Farbe und ihrer sonstigen Beschaffenheit, welche so hart und so feinkörnig sind, daß sie polirt werden können. Daher gehören in diese Klasse ebenso wol die Marmorarten und Lucullane der ältern Gebirgsformation als die einfarbigen und bunten Marmorarten der neuern. Um die verschiedenen Marmorarten in ein System zu bringen, hat man sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit in Klassen getheilt. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalke bestehen. Dahin gehören: a) Der weiße M., z. B. der gelblichweiße parische, der feine penteliſche, der koralitische, der von Lumi und der grauweiße vom Hymettus; der carrarische war schon im Alterthum berühmt und liefert noch jetzt das beste Bildhauermaterial. Außer Oberitalien, das am reichsten an weißem M. ist, findet man solchen noch in Griechenland, Frankreich, den Pyrenäen, Norwegen u. s. w. b) Der schwarze M.: nero antico, Lucullan, welcher in Belgien, in Deutschland u. s. w. gefunden wird. c) Der rothe M.: der braunrothe, schwarzpunktirte rosso antico aus Aegypten, der marbre griotte aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey und der rothe veronesische. d) Der gelbe M.: der numidische giallo antico und der florentinische M. Der Varietäten, wo die Farben gemischt sind, existiren eine Unzahl, und man hat sie meist nur nach den Fundorten, bisweilen auch nach der vorherrschenden Farbe zu klassificiren gesucht, z. B. mit weißem Grunde, mit schwarzem Grunde, mit blauem Grunde u. s. w. 2) Breccien, welche theils aus verschiedenfarbigen, durch die Marmormasse gleichsam zusammengekitteten Fragmenten bestehen, theils aus solchen M., welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu bestehen scheinen (Pseudobreccien). Brocatello ist solcher Breccienmarmor, dessen Fragmente sehr klein sind. Außerdem klassificirt man die Breccien nach den Farben, z. B. die violetta antica, scharfkantige weiße Fragmente mit violettem Bindemittel; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem Grunde; Breccie von Moutiers, verschiedenfarbige Fragmente in violettem Grunde u. s. w. 3) Zusammengesetzte Marmorarten, welche nicht aus reinem Kalkstein bestehen, sondern andere Mineralien, z. B. Chlorit, Serpentin oder Talk u. s. w., in Bändern oder nestförmig eingesprengt erhalten, weswegen sie oft mit den Breccien große Aehnlichkeit haben. Unter den antiken Marmorarten erwähnen wir hier den verde antico, Kalk mit Serpentin. Der Cipolin ist weiß oder röthlich und mit Glimmer, Talk oder Chlorit gemengt, geflammt oder geadert. Namentlich sind Savoyen, Piemont, Corsica und die Pyrenäen reich an zusammengesetzten M. 4) Der Muschel- oder Lumachellmarmor enthält Schalthiergehäuse, entweder gedrängt oder vertheilt durch den Kalkstein als Bindemittel vereinigt. Der prachtvollste dieser Art ist der M. von Bleiberg in Kärnten, welcher opalisirt. Der Lumachell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln; der sog. Leichentuchmarmor ist dunkelschwarz mit weißen Petrefacten. Auch gehört hierher eigentlich der rothe Brocatello von Tortosa. Zu figürlichen Bildhauerarbeiten verwendet man jetzt fast ohne Ausnahme nur weißen M., während wir aus dem Alterthume Bildwerke von allen Arten haben. Zu Vasen und architektonischen Ornamenten aber und zu Bekleidungen

von Wänden bedient man sich aller Arten und wählt nur nach einem geläuterten Geschmacke die für jeden einzelnen Gegenstand passendsten Farben und Varietäten. Ein sehr gutes Studium bieten in dieser Art die Prachtbauten der neuern Zeit in München und Berlin, wo man die verschiedenen Marmorarten in Wirklichkeit oder als Gipsmarmor mit ebenso viel Glück als Geschmack verwendet hat.

Marmorchronik, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch Parischer und nach dem ersten Besitzer Arundelischer Marmor genannt, lat. **Marmora Paria** oder **Arundeliana**, auch **Oxoniensia**, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach andern zu Smyrna oder auf der Insel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronol. Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, besonders Athens enthält und in unversehrtem Zustande einen Zeitraum von 1318 J. umfaßte, indem sie mit Cekrops (1582 v. Chr.) begann und mit dem J. 264 v. Chr. endigte. Dieses in einem ziemlich unleserlichen Bruchstücke, welches bis zum J. 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk derart aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel 1627 erkauft und zu London aufgestellt, von dessen Enkel aber, Henry Howard, 1667 der Universität zu Oxford geschenkt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehrere Gelehrte, namentlich Selden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertson und mit prachtvoller Ausstattung Chandler (Oxf. 1763) dasselbe bekannt gemacht. Den gelungensten Versuch, dasselbe gründlich zu erklären, machte Böckh im «Corpus inscriptionum Graecarum» (Bd. 2, Berl. 1843). Einige haben, obwol nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit gezweifelt.

Marne (Matrŏna), ein rechter und der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf dem hier etwa 1385 F. hohen Plateau und nahe oberhalb von Langres im Depart. Ober-Marne, durchfließt die östl. und mittlere Champagne, dann die Landschaft Brie und einen Theil von Isle-de-France, und zwar zur Hälfte gegen Nordwesten über Chaumont, Joinville, St.-Dizier, Vitry, Châlons, dann in vielen Windungen gegen Westen über Epernay, Château-Thierry, La-Ferté-sous-Jouarre und Meaux und mündet bei Charenton, eine kleine Meile oberhalb Paris, nachdem sie auf ihrem fast 60 M. langen Laufe rechts den Rognon, den Ornain mit der Saulx, links die Blaise, Coole, Somme-Soude, den Petit-Morin und Grand-Morin aufgenommen. Schiffbar ist sie im ganzen 49 M. weit, und zwar von St.-Dizier abwärts, aufwärts aber nur bis Châlons. Die M. hat einen ziemlich reißenden Lauf, meist ein weites Bett, ein engeres von Epernay bis Château-Thierry, wo ein bis 800 F. aufsteigender Höhenzug ihr entgegentritt, und bleibt nur von kahlen, 2—300 F. hohen Felsrändern eingefaßt. An ihren Ufern wachsen die berühmtesten Champagnerweine. Das Kanalsystem der M. ist in neuester Zeit bedeutend erweitert worden. Schon seit 1825 führt der $12^3/_4$ M. lange Ourcqkanal von Paris aus der Seine längs der M. und dem Ourcq nach La-Ferté-Milon. Der Seitenkanal der M., welcher $8^3/_5$ M. weit von Vitry über Châlons nach St.-Dizier führt, ist erst 1847 eröffnet, ebenso der $7^4/_5$ M. lange M.-Aisnekanal, der oberhalb Epernay aus der M. über Rheims in den Seitenkanal der Aisne führt. Ein noch wichtigeres Glied der ostfranz. Wasserstraßen ist aber der erst 1851 vollendete, $42^1/_2$ M. lange M.-Rheinkanal, welcher die Seine mit den Strömen von Mittel- und Osteuropa verbindet. Derselbe geht von Vitry ostwärts über Bar-le-Duc, überschreitet und schneidet den Ornain, die Maas, Mosel, Meurthe, Saar u. s. w., berührt Toul, Nancy, Saarburg, Pfalzburg und mündet bei Strasburg in den Rhein. Im ganzen hat dieser bedeutende Kanal 180 Schleusen, mehrere Tunnel und große Kanalbrücken sowie eine große Menge Wasserleitungen, Verbindungsbrücken und Stationsbuchten. Unter den Nebenkanälen, welche sich ihm anschließen sollen, wird der wichtigste der (1866) noch im Bau begriffene Kohlenkanal sein, durch welchen der Kohlentransport von Saarbrücken in den M.-Rheinkanal unterhalb Saarburg und zu der Paris-Strasburger Eisenbahn, die er ebenfalls berühren soll, ermöglicht werden wird. Von den fünf Departements, welche die M. durchfließt, werden zwei ganz und eins, das Depart. Seine-Marne (s. d.), zum Theil nach ihr benannt.

Das Departement M., eins der größten Frankreichs, aus dem mittlern Theile der Champagne bestehend, ist 148,57 Q.-M. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Châlons-sur-M., Epernay, St.-Menehould, Reims und Vitry-le-Français, hat zur Hauptstadt Châlons-sur-Marne (s. d.) und zählt in seinen 28 Cantonen mit 667 Gemeinden (1861) 385498 E. Von der schiffbaren M. und ihren Zuflüssen, außer dem Ourcq, sowie von der Aisne mit der Suippe und Vesle, im Süden auch von der schiffbaren Aube bewässert, besteht es zu zwei Drittheilen aus den weiten, einförmigen Kalk- und Kreideflächen, welche die Champagne (s. d.) charakterisiren. Erst bei Epernay beginnt eine abwechselndere, fruchtbarere und minder eintönige Landschaft.

zwischen Vitry und St.-Menehould, zwischen Montmirail und Epernay gibt es eine große Menge von Teichen, in den holzreichern Landstrichen im Osten und Westen auch mehrere Moräste. Der Landmann, von einfachen Sitten und sehr auf sein Wohl bedacht, erzielt in Betracht der Kärglichkeit des Bodens ziemlich reichliche Ernten von Getreide, besonders Roggen, von Rüben, Kohl, Hanf, Flachs, Oelgewächsen und Obst. Berühmt sind die Gemüse, Spargel und Melonen von Châlons. Den Hauptreichthum aber bildet die Cultur des Weinstocks, welcher, besonders um Epernay und Reims, mit Sorgfalt betrieben, die edelsten Champagnerweine liefert. Die Weinberge, welche $3^1/_6$ Q.-M. einnehmen, geben durchschnittlich einen Jahresertrag von 4—500000 Hektoliter (in einem guten Jahr über 1 Mill.) oder ungefähr $^2/_5$ über den Bedarf des Departements. Der Anbau von Futterkräutern unterstützt die Viehzucht, und die Schafzucht ist hier bedeutender als in den meisten agricolen Departements Frankreichs. Nicht unwichtig ist auch die Bienenzucht und die Ausbeutung der Steinbrüche. Unter den acht Mineralquellen sind die von Sermaize an der Saulx die berühmtesten. Sehr lebhaft ist der Industriebetrieb, namentlich in Tuch, Kasimir, Flanell, Kaschmirshawls und andern Wollwaaren, in Leinwand, Oel, Wachskerzen, Pfefferkuchen, Papier, Glas und Messerschmiedewaaren, in Weinessig- und Branntweinfabrikation. Einen besondern Ruf haben die unter dem Namen Terre de Champagne bekannten Töpferwaaren. Diese und andere Fabrikate, namentlich aber die Weine bilden die Hauptgegenstände des Handels, welchem die Wasserstraßen und Eisenbahnen eine große Ausdehnung geben. — Das Depart. Ober-Marne (Haute-Marne), aus der südöstlichsten Champagne und einem kleinen Theile von Burgund zusammengesetzt, ist 112,96 Q.-M. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Chaumont, Langres und Vassy, hat zur Hauptstadt Chaumont (s. d.) und zählt (1861) in seinen 28 Cantonen mit 550 Gemeinden 254413 E. (gegen 268398 im J. 1851). Den südlichsten Theil erfüllt das Plateau von Langres, dessen breiter, höchstens 1500 F. aufsteigender Scheitel die Wasserscheide zwischen dem Seine- und Rheingebiet einer- und dem Rhônegebiet andererseits bildet, indem auf ihm hier die Aube, M. und Maas sowie mehrere Zuflüsse der Saône entstehen. Nur die M., der Hauptfluß des Landes, ist fahrbar, aber auch diese nur $1^1/_2$ M. weit, von St.-Dizier bis zur Nordgrenze. Die Oberfläche bietet einen Wechsel von schönen Thälern, fruchtbaren Ebenen, rebenbepflanzten Hügeln, ausgedehnten Viehtriften und Wiesen, waldreichen Bergen, hier und da von nackten, unfruchtbaren Felsmassen unterbrochen. Das Klima ist gemäßigt; Gewitter, Nachtfröste und die Ueberschwemmungen der M. richten nicht selten beträchtlichen Schaden an. Die kalkige Felsunterlage des Bodens zeigt sich mit einer bald mehr, bald weniger dicken Ackerkrume bedeckt, welche, wo es nur angeht, fleißig bebaut ist und reichlich Getreide, viel Wein, dessen Pflanzungen nahezu 3 Q.-M. einnehmen, auch Hülsenfrüchte, Raps, Senf und Obst trägt. Die Rinder-, Schaf-, Geflügel- und Bienenzucht ist nicht unbedeutend, und an Waldungen (30 Q.-M.) ist das Departement eins der reichsten Frankreichs. Das Mineralreich liefert Eisen in großer Menge, treffliche Bau-, Feuer- und Mühlsteine. Von den Mineralquellen sind die Bourbonne-les-Bains die namhaftesten. Die Gewerbthätigkeit ist sehr lebhaft. In der metallurgischen Industrie ist das Departement eins der bedeutendsten in Frankreich, und ihre Production beläuft sich jährlich auf den Werth von etwa 20 Mill. Frs. Das Eisen wird größtentheils im Departement selbst verarbeitet, namentlich zu Messerschmiedewaaren, durch welchen Industriezweig besonders Langres berühmt ist. Als dessen Mittelpunkt gilt aber das Städtchen Rogent-le-Roi, in dessen Umgebung mehr als 100 Dörfer damit beschäftigt sind. Außerdem erstreckt sich die Industrie auf Anfertigung von Handschuhen (jährlich im Werthe von mehr als 2 Mill. Frs.), von Woll- und Strumpfwaaren, Leder, Wachs u. s. w. Diese Fabrikate sowie Getreide, Wein, Branntwein, Eisen, Bauholz und Breter, Vieh, Honig und Wachs bilden die Hauptgegenstände des Handels, der, obgleich hier sehr wenig durch schiffbare Wasserstraßen begünstigt, doch ziemlich lebhaft ist.

Marnix (Philipp van), s. Aldegonde (Herr von Mont-Ste.-).

Marochetti (Carlo, Baron), Bildhauer der Gegenwart, geb. 1805 in Turin, machte seine Schule unter Bosio's Leitung und ging 1820 nach Paris, wo sein Vater als Advocat des Cassationshofs gestorben war und ihm den Besitz des Schlosses von Vaux hinterlassen hatte. In Paris führte er zwei Reiterstatuen des Herzogs von Orleans, eine Himmelfahrt für den Hauptaltar der Madeleine und einige von den Reliefs am Triumphbogen der Etoile aus. Ferner fertigte er (1844) eine Reiterstatue des Herzogs von Wellington für Glasgow. Bei seiner Verbindung mit dem Hause Orleans geschah es, daß er 1848 mit nach England auswanderte, wo er seitdem verweilte und bald ein von der hohen Aristokratie begünstigter Künstler wurde.

Bewunderung erregte das Modell einer Reiterstatue von Richard Löwenherz auf der großen Ausstellung von 1851. Durch Subscription wurde der Guß in Erz ermöglicht, und das Standbild ziert, am Untersatz mit Bronze-Reliefs aus dem Leben des Fürsten vervollständigt, den Platz zwischen dem Parlamentsgebäude und der Westminster-Abtei in London. Für Glasgow arbeitete M. eine Reiterstatue der Königin Victoria und ein Standbild für Robert Peel, für Turin ein Denkmal für den König Karl Albert, welches diesen zu Pferde darstellt. Unter der großen Anzahl der von ihm gefertigten Büsten befindet sich auch die des Prinzen Albert. In seiner Auffassung einem entschiedenen Realismus zugethan, hat sich M. mit minderm Glück in Vorwürfen idealer Gattung versucht.

Marode (im allgemeinen ermattet, erschöpft) nennt man Soldaten, welche durch die Anstrengungen des Dienstes, der Märsche u. s. w. entkräftet sind, sodaß sie nicht mehr Reihe und Glied halten können. Solche Nachzügler heißen dann Marodeurs, ihr Umhertreiben wird Marodiren genannt, womit im Kriege gewöhnlich Excesse, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner verbunden sind. Diese Ausdrücke schreiben sich von dem Corps des Generals Merode im Dreißigjährigen Kriege her, welches wegen Zuchtlosigkeit so verrufen war, daß man bald alle Nachzügler und auf Plünderung streifenden Soldaten «Merodebrüder» nannte, wovon jene Ableitungen entstanden sind. Das Marodiren muß durch eine gute Marschdisciplin auf die strengste Weise verhindert werden.

Marokko oder das Sultanat Maghrib-el-Aksa, von den Einwohnern gewöhnlich El-Gharb genannt, der nordwestlichste Theil von Afrika, zwischen 27—36° nördl. Br. und 6—17° östl. L. von Ferro gelegen, wird im N. von dem Mittelmeer und der Straße von Gibraltar, im W. vom Atlantischen Ocean, im S. vom Ssakiet-el-Hamra, einem periodischen Nebenfluß des Wadi-Draa, im O. von Algerien begrenzt und hat in dieser Ausdehnung ein Areal von 12210 Q.-M., wovon aber 5280 Q.-M. auf nur nominell unterworfene oder zeitweilig tributzahlende Gebiete kommen, wie den Staat des Sidi-Hescham und Wadi-Nun im SW., das Wadi-Draa im S. Das südöstlich angrenzende Tuat ist darin nicht inbegriffen, obwol es in neuester Zeit Tribut an M. zahlte. Einzelne Stämme inmitten des Landes, so die Saaëres südöstlich von Rabat, räuberische Stämme im Atlasgebirge u. s. w., haben ihre volle Unabhängigkeit bewahrt. Alle aber erkennen den Großscherif in Uesan als geistliches Oberhaupt an; derselbe ist gleichsam der marokk. Papst. Der Atlas (s. d.), der hier seinen höchsten Gipfel hat (den noch ungemessenen Hentet, den 10700 par. F. hohen Miltsin und den ebenfalls über 10000 F. hohen Ainschin), durchzieht das Land von SW. nach NO. und schickt Ausläufer bis an die Nordküste, wo das Cap Spartel als nordwestlichste Spitze Afrikas am Westeingang der Straße von Gibraltar hervorzuheben ist. Der Atlas scheidet das nördlichere, meist gut bewässerte und fruchtbare Land (3580 Q.-M.) von der marokk. Sahara (7400 Q.-M.), während das Gebirge selbst mit den eingeschlossenen Hochsteppen 1230 Q.-M. einnimmt. Alle diese natürlichen Abtheilungen sind bisjetzt nur unvollkommen bekannt, manche Theile, wie die dem Mittelmeer und der algerischen Grenze zunächst gelegenen oder wie der Südwesten der marokk. Sahara, sind noch ganz unerforscht. Die vielen Flüsse, die der Atlas nach beiden Seiten entsendet, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die 65 M. lange Maluiah oder Mulvia, die sich in das Mittelländische Meer, der Sebu, Umm-er-Rebia und der über 90 M. lange Tensift, die sich in den Atlantischen Ocean ergießen. Die am Südabhang entspringenden vereinigen sich in der Wüste zu sehr großen, an der Oberfläche meist trockenen Flußbetten, wie Wadi-Messaura mit dem Gir, Wadi-Sis, Wadi-Draa, Wadi-Nun, und bilden Oasen. Klima und Producte sind die der Berberei im allgemeinen. Dasselbe gilt von der Bevölkerung, die wahrscheinlich gegen 3 Mill. beträgt; denn wie in der Berberei überhaupt, besteht diese auch in M. aus berberischen Ureinwohnern (Kabylen), hier Amazirghen und Schellöchen genannt, aus Mauren (s. d.), Beduinen (s. d.), Juden, als Sklaven eingeführten Negern und endlich sehr wenigen Europäern. Die Bildung des Volks sowie seine Thätigkeit, sowol in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren. Bis auf die Juden und die wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung mit Eifer zum Islam. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung. Der Gewerbfleiß zeichnet sich in der Verfertigung von rothen Mützen (nach der Stadt Fez benannt), Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen Maroquin führt, aus. Der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafenplätzen, theils als Levantehandel durch die Pilger nach Mekka geführt wird, befindet sich größtentheils in den Händen des Sultans. Zur See werden meist durch die Engländer Wolle, Häute, Korn, Wachs,

Rinder, Schafe, Leder und Straußfedern ausgeführt. Die Mekka-Karavane nimmt Indigo, Cochenille, Leder, Wolltuche und Straußfedern mit nach dem Orient und bringt ind. und pers. Seide, Parfumerien u. s. w. zurück. Der ehemals bedeutende Handel mit den Ländern am Niger bringt von dort Gold, Straußfedern und Sklaven. Die Staatsverfassung ist rein despotisch. Der Titel des Herrschers, den die Europäer gewöhnlich Kaiser, die Mauren Sultan nennen, ist Emir-ul-Mumenîn, d. i. Fürst der Gläubigen, und Khalifet-Allah-fi-chalkihi, d. i. Statthalter Gottes auf Erden. Der ganze Staat zerfällt in zwei, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez (s. d.) und M. im engern Sinne, mit der Provinz Sus, deren südöstliche aber, die Gätulia der Alten, von den Provinzen Tafilelt (Sedschelmesa) und Draa gebildet wird. Politisch sind die beiden Reiche Fez und M. in Amalate getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisch. Eine geordnete Regierung wird durch die häufigen Empörungen der fast unabhängigen Stammeshäuptlinge unmöglich gemacht. Die Staatseinkünfte werden auf jährlich 2½ Mill. span. Piaster, die Ausgaben auf 1 Mill. angegeben, sodaß ein bedeutender Ueberschuß im Schatze verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des Sultans ist und in einem besonders dazu gebauten Schatzhaus zu Mikenes aufbewahrt wird. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20000 Mann und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Provinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das sich auf 80—100000 Mann belaufen kann. Das Seewesen M.s war früher bedeutend, und die marrok. Piraten machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien, furchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge gegen diese Gewaltthätigkeiten sicherzustellen, die kleinern aber blieben M. bis auf die neuere Zeit entweder preisgegeben oder tributär. Dieses Verhältniß gab noch 1829 und 1830 zu einer kriegerischen Expedition Oesterreichs nach den marokk. Küstenstädten Veranlassung und hat sich erst in neuester Zeit infolge der Siege der Franzosen gänzlich geändert. Jetzt ist das Seewesen M.s gänzlich heruntergekommen, und der Sultan hat nur noch einige unbedeutende Schiffe. Die bedeutendsten Städte des marokk. Reichs sind Fez (80000 E.), Mikenes (40—50000 E.), Tetuan, Tanger, Teza, El-Arisch, Saleh, Lxor, Uesan und Rabat im Reiche Fez. Im Reiche M. im engern Sinne liegt **Marokko**, eigentlich Maraksch oder Marakesch, die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift. Dieselbe wurde 1072, vielleicht an der Stelle des alten Bocanum Hemerum, gegründet, zählte im 12. Jahrh. 100000 Häuser und 700000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie kaum gegen 100000 E. hat. Zwar haben die starken, 30 F. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen versehenen Mauern noch 2 M. im Umfang, aber innerhalb derselben gibt es eine Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh. erbaute El-Kolubia mit ihrem 220 F. hohen Thurme die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil sehr schön. Der Palast des Sultans, aus mehrern Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt außerhalb der Stadt und ist mit einer starken Mauer umgeben, die einen Umfang von 1½ St. hat. Handel und Verkehr sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträchtlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmuzig und in winkeligen, engen Straßen ganz nach der gewöhnlichen orient. Art gebaut. Für die Aussätzigen gibt es eine besondere Vorstadt. Ferner ist zu erwähnen **Mogador**, mit 20000 E., von den Eingeborenen Suerah genannt. Diese Stadt wurde erst 1760 gegründet, auf Befehl des Sultans Sidi-Mohammed, der einen Centralpunkt des Handels daraus machen wollte. Sie ist regelmäßig am Rande einer kleinen Sandwüste gebaut, hat ziemlich starke Festungswerke und einen nicht sehr tiefen, aber sichern Hafen, der durch eine Insel gebildet wird. Der Handel des Orts ist noch immer von Wichtigkeit. **Tarudant**, eine der ältesten Städte des Reichs, zählt 22000 E. und ist wegen seiner Färbereien, Gerbereien und Salpeterfabriken berühmt.

Die Geschichte M.s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berberei (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen im Anfange des 16. Jahrh. die Scherife von Tafilelt folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten und orient. Greuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich emporblühte und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westl. Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen sahen sich auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben, und König Sebastian (s. d.) ward geschlagen. Nach dem Tode Ahmed's, des mächtigsten der Scherifs, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer

mehr, sodaß es dem Mulei-Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berüchtigtste Herrscher dieser Dynastie war Mulei-Ismail, der von 1672—1727, zwar nicht ohne Glanz nach außen, indem er Tanger und El-Arisch den Spaniern abnahm, aber im Innern als der größte Wütherich regierte. Er hatte nacheinander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne und 342 Töchter. Unter seinen Nachfolgern herrschten innere Kriege und Thronstreitigkeiten, die das Land immer mehr in Verfall brachten, bis die Regierung Mulei-Sidi-Mohammed's (1757—89) eintrat, die sich durch Milde und das Bestreben, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen, auszeichnete. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei. Erst unter dem Sultan Mulei-Soliman (1794—1822) entwickelte sich theilweise ein besserer Zustand. Ihm folgte Mulei-Abderrahman (1822—59), dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Uebrigens zeigte er sich im ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dennoch ward gerade unter ihm das Reich durch Kriege und innere Vorgänge in die größte Gefahr versetzt. Die Ursache davon lag in der Besitznahme Algiers (s. d.) durch die Franzosen und in den Conflicten, in die der Sultan dadurch auf der einen Seite mit den Franzosen selbst, auf der andern mit den fanatischen, durch Abd-el-Kader (s. d.) aufgewiegelten Volksstämmen seines eigenen Landes gerieth. Schon 1830—32 wäre es beinahe wegen des Sultans Versuche, einen Theil der algier. Provinz Oran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen, der damals noch durch das entschiedene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Indeß dauerte die Spannung zwischen Frankreich und M., das Abd-el-Kader als Rückhalt und Stütze diente, fort und steigerte sich endlich zu offener Feindseligkeit, als Abd-el-Kader, durch die Strategie und Siege Bugeaud's (s. d.) aufs äußerste gedrängt, sich auf marrok. Gebiet zurückzog, wo er offen von der Bevölkerung unterstützt wurde und ein bedeutendes Heer sammelte. Eine Armee, welche der Sultan von M. hierauf an der algier. Grenze versammelte, begann eigenmächtig, statt den Reclamationen der Franzosen Genugthuung zu verschaffen, gegen Ende Mai 1844 selbst die ersten Feindseligkeiten gegen dieselben, sodaß der förmliche Krieg alsbald ausbrach. Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger 6. Aug. 1844, Mogador 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugeaud überschritt die marokk. Grenze und schlug das große marokk. Heer unter dem Befehle eines Sohnes des Sultans 14. Aug. 1844 in der Schlacht beim Flusse Isly aufs Haupt. Das ganze marokk. Lager fiel in die Hände der Sieger. Der nun 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag erklärte Abd-el-Kader außer dem Gesetze und erkannte die alten Grenzen M.s gegen Algier an. Es zeigte sich indessen bald, daß der Sultan von M. nicht die Macht besaß, die im Vertrage gethanen Versprechungen zu erfüllen. Ja er mußte seine fanatisirten Völker und Abd-el-Kader, der es auf des Sultans Sturz und die Gründung eines eigenen Reichs in M. abgesehen hatte, mehr fürchten als die Franzosen. Abd-el-Kader trat schon im Oct. 1845 wieder kampffertig auf, wozu er allein die Mittel aus M. zog. Während des Streits mit Frankreich sah sich auch der Sultan in Händel mit Spanien und den skandinav. Staaten verwickelt. Die Differenzen mit Spanien, die infolge der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprangen, wurden indessen durch Englands Vermittelung in dem 4. Sept. 1844 zu Madrid ratificirten Frieden beigelegt. Der Zwiespalt mit Dänemark und Schweden, welche fortan den bisher an M. bezahlten Tribut verweigerten, fand unter Frankreichs und Englands Vermittelung dadurch seine Erledigung, daß der Sultan auf jeden fernern Tribut (5. April 1845) Verzicht leistete. Am 6. April kehrte auch der franz. Consul wieder nach Tanger zurück, nachdem bereits 18. März die Grenze M.s gegen Algerien festgestellt war. Dieselbe wird hiernach durch eine Linie gebildet, die östlich von der marokk. Oase Figuig beginnt, die große Angad-Wüste durchschneidet, östlich von der marokk. Grenzstadt Udscha vorbeizieht und dann 7 M. von dem franz. Posten Dschema-Ghazouat das Mittelmeer erreicht. Da jedoch der Sultan unter mancherlei Vorwänden die Vollziehung des Vertrags verweigerte, erschienen abermals drei franz. Kriegsschiffe vor Tanger, welche endlich die Ratification erzwangen. Inzwischen siedelte Abd-el-Kader die algier. Stämme nach M. über und forderte dies Land von neuem zu einem heiligen Kriege auf, sodaß die Franzosen abermals mit Ueberschreitung der marokk. Grenze drohten. Der Sultan sah sich dadurch genöthigt, gegen Abd-el-Kader eine bedeutende Truppenmacht aufzubringen und diejenigen Statthalter, welche bisher dem Emir Vorschub geleistet, abzusetzen. Gleichwol erhoben sich 1846 die marokk. Grenzstämme für den Emir und begannen willkürlich die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, während

der Sultan außer Stande war, sich Gehorsam zu verschaffen. Abd-el-Kader wandte sich jetzt offen gegen den Sultan und dessen Herrschaft. Er wurde zwar von Udscha, welches er angriff, durch den dortigen Kadi zurückgeschlagen; als aber die marokk. Truppen unter dem Prinzen Mulei-Soliman der Stadt zur Hülfe herbeigeführt wurden, weigerten sie sich, gegen den Emir zu kämpfen. So bedrängt, rief der Sultan die Hülfe Frankreichs an, obschon sein Verhalten immer zweideutig blieb. 1847 machten die nördl. und östl. Provinzen mit Abd-el-Kader völlig gemeinschaftliche Sache. Im Sommer erlitten die Truppen des Sultans sogar zwei Niederlagen, und Abd-el-Kader eroberte die marokk. Stadt Teza und bedrohte die franz. Provinz Oran. Da entschloß sich Frankreich im Sept. zu einer nachdrücklichen Intervention in M., und von nun an wandte sich das Glück plötzlich von Abd-el-Kader. Die mächtigsten Stämme der Beni-Amer und der Haschem wurden bei Fez von dem Prinzen Sidi-Mohammed aufgerieben, die aufrührerischen Grenzstämme vom Sultan unterworfen, der Emir selbst zurückgedrängt, auf der andern Seite aber von den Franzosen unter Lamoricière so eingeschlossen, daß er sich 22. Dec. 1847 den Franzosen ergab. Jetzt hatte M. auf einige Zeit Ruhe gegen außen. Aber schon 1849 begannen neue Mishelligkeiten mit Frankreich, welche zunächst veranlaßt wurden durch mehrere dem franz. Geschäftsträger Roche zugefügte Beleidigungen sowie durch die Gefangennehmung und Mishandlung eines franz. Kuriers. Im Oct. war der Zwiespalt bereits so weit gediehen, daß der Consul alle Verhandlungen mit der marokk. Regierung abbrach und das Land verließ. Das Erscheinen der franz. Fregatte Pomone bewog jedoch den Sultan, Genugthuung zu leisten, und der Friede war gegen Ende des Jahres wieder gesichert. Im Anfang des J. 1850 litt M. infolge ungewöhnlicher Dürre an Hungersnoth und gänzlicher Stockung des Handels. Ueberdies erregte der Sultan, indem er den Handel mit Häuten zum Monopol für sich machen wollte, einen weit verbreiteten Aufstand, den ein Neffe des Sultans zu dessen Entthronung zu benutzen suchte. Kaum waren diese Unruhen unterdrückt, als neue Differenzen mit Frankreich wegen der Plünderung eines an der marokk. Küste gescheiterten franz. Schiffes ausbrachen. Der Sultan versagte, wie gewöhnlich, Genugthuung, sodaß der Contreadmiral Dubourdieu 25. Nov. 1851 mit einem bedeutenden Geschwader vor der Stadt Saleh erschien und dieselbe bei fortgesetzter Renitenz der dortigen Behörde am folgenden Tage heftig beschoß. Hierauf wandte sich derselbe nach Tanger, um die Forderungen des franz. Geschäftsträgers zu unterstützen, worauf denn auch Genugthuung gewährt und die Zerwürfnisse 23. März 1852 gänzlich beigelegt wurden. Bereits 1857 hatte Sultan Abdurrahman seinen Sohn Sidi-Mohammed zu seinem Nachfolger bestimmt. Letzterer bestieg 6. Sept. 1859 den väterlichen Thron und wußte denselben auch gegen mehrere Widersacher zu behaupten. Inzwischen hatten aber die Spanier für eine Reihe von Unbilden vergeblich Genugthuung und Entschädigung verlangt und erklärten bereits 22. Oct. 1859 an M. den Krieg. Die span. Streitmacht unter Oberbefehl O'Donnell's begann im Dec. den Kampf auf afrik. Boden und siegte in zwei blutigen Schlachten, 4. Febr. 1860 bei Tetuan und 23. März im Westen dieses von den Spaniern besetzten Platzes. Die Marokkaner baten um einen Waffenstillstand, der alsbald zu dem Frieden vom 26. April führte. Der Sultan zahlte an Spanien 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung und mußte das Land zwischen den Höhen der Sierra-Bullones bis zum Wege von Anghera nebst einer Strecke um Sta.-Cruz abtreten. Vgl. Gråberg von Hemsö, «Specchio geografico e statistico dell' imperio di M.» (Genua 1834; deutsch von Reumont, Stuttg. 1833); Calderon, «Cuadro geografico, estadistico, historico, politico del imperio de Marruecos» (Madr. 1844); Renou, «Description géographique de l'empire de Maroc» (Par. 1846); Augustin, «M. in seinen geographischen, historischen, religiösen, politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zuständen» (Pesth 1845); Rohlf's Reiseberichte in Petermann's «Mittheilungen» (1863—65); E. Schlagintweit, «Der Spanisch-marokkan. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Maronen, s. Kastanien.

Maroniten ist der Name einer christl. Sekte in Syrien, welche infolge der monotheletischen Streitigkeiten entstand. Als nämlich die Monotheleten (s. d.) seit der Thronbesteigung Anastasius' II. allgemein verworfen worden waren, erhielten sich Ueberreste von ihnen auf dem Libanon am Kloster des heil. Maro oder Marôn, eines Abtes im 6. Jahrh. Sie wählten sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupte, mit dem Titel Patriarch von Antiochien, und wußten als ein streitbarer Volksstamm auch unter der Herrschaft des Islam sich eine gewisse polit. und kirchliche Selbständigkeit zu bewahren. Sie bilden im nördl. Libanon (s. d.) in den Provinzen Kesrowan und Bocherre eine compacte Bevölkerung, sind aber auch im mittlern Gebirge in den sog. Gemischten Districten und in den Küstenstädten zahlreich. Man schätzt sie auf 120—

130000 Seelen. Die M. sind arabisirte Syrier, doch hat die syr. Sprache sich nur in ihrer Kirchenliturgie erhalten; sie zeichnen sich durch Nüchternheit und Betriebsamkeit aus, ihr Hauptproductionsartikel ist rohe Seide. Die frühere Adelsherrschaft ist seit etwa 1858 einer Combination von klerikalen und demokratischen Wühlereien erlegen. Nachdem die M. mehrmals, und zwar zuletzt 1860 im Kriege mit dem wenig zahlreichen, aber festgegliederten Nachbarvolke der Drusen (s. d.) furchtbare Verluste erfahren, sind sie 1861 dem auf den Trümmern der Stammesverfassungen errichteten christl. Paschalik des Libanon einverleibt worden. Wiewol sich die M. bereits 1182, dann wieder 1445 dem Papste unterwarfen, 1736 die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung annahmen und sehr große Anhänglichkeit an den röm. Stuhl sowie unbedingten Gehorsam gegen ihre Priester bewiesen, halten sie doch auf ihre eigene Kircheneinrichtung und Gebräuche, die in der europäischen päpstl. Kirche nicht geduldet sind. Sie folgen dem abendländ. Kalender, beobachten dieselben Fastengesetze wie die kath. Kirche in Europa und feiern jetzt das Sakrament des Abendmahls auf dieselbe Weise, verehren indessen einige ihnen eigenthümliche Heilige, namentlich ihren sonst nicht anerkannten Schutzheiligen Mâr Mârôn. Die Weltgeistlichen haben die Befugniß, sich zu verheirathen. Ihr Oberhaupt nennt sich noch jetzt Patriarch von Antiochien, wohnt aber in dem Kloster Kanôbin auf dem Libanon und legt dem Papste alle zehn Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die zahlreichen Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. Ueberall im Libanon gibt es maronitische Mönchs- und Nonnenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1584 ein maronitisches Collegium zu Rom; auch hat der Patriarch zu 'Ain-Warkah in Kesrowan für dieselben eine Schule errichtet; dennoch scheint die Bildung des Klerus nicht mit derjenigen der Laien, namentlich der reichen Kaufmannschaft Beiruts, gleichen Schritt halten zu können.

Marons, Maruns (engl. Maroons) oder Maronneger ist der Name für entlaufene und in den Gebirgen und Wäldern frei lebende Negersklaven und deren Nachkommen in den europ. Colonien Westindiens und Guianas, in deren Geschichte sie eine Rolle spielen. In Jamaica, wo ihre Zahl zur Zeit der engl. Besitznahme (1655) 1500 betrug, später aber durch Zulauf von Stamm- und Leidensgenossen sich bedeutend vermehrte, führten sie lange Zeit einen blutigen Guerillakrieg gegen die Weißen, bis sie durch einen Vertrag 1738 Amnestie, Freiheit und eine Gebietsabtretung erlangten. 1795 erneuerten sie die Feindseligkeiten und wurden deshalb in der Folge zum Theil nach Sierra-Leone geschafft. Die meisten behaupteten jedoch ihre Freiheit und verloren sich seit Aufhebung der Sklaverei unter den andern Schwarzen der Insel. Im niederländ. Guiana oder Surinam heißen die am obern Maroni und dessen Zuflüssen wohnenden M. auch Buschneger. Ihr Ursprung schreibt sich aus dem J. 1663 her, wo von den aus Brasilien vertriebenen und in Surinam eingewanderten Juden eine große Anzahl Neger mitgebracht wurden, die aber in die Wälder entflohen, Dörfer bauten, die flüchtigen Sklaven des Landes sammelten und bald so zahlreich und mächtig wurden, daß sie öfters die Colonie in Schrecken setzten. Nach vielen blutigen Kämpfen, bei denen ganze Banden von Sklaven zu ihnen übergingen, sah sich die niederländ. Regierung 1760 genöthigt, einen Vertrag mit ihnen zu schließen, in welchem sie als ein unabhängiges und freies Volk anerkannt wurden. Damals betrug ihre Zahl 25—30000 Köpfe. Gegenwärtig ist diese Zahl, besonders infolge der Syphilis und der Lepra, auf 4000 zusammengeschmolzen. Sie leben in einem Zustande der Halbcivilisation und zerfallen in drei Gruppen, deren jede unter einem Oberhäuptling (Gran-man) steht: in die Awkoneger oder Aukanes, die Saramaca und Peku- (Beku-) Neger oder Matuaris (Masingas). Sie stehen seit lange mit den Colonisten in Verkehr, liefern ihnen fast alles Bauholz, welches sie auf den Flüssen herabflößen, und arbeiten auf den Plantagen. Die M. sprechen ein sehr verdorbenes Neger-Holländisch, sind wieder ganz dem Heidenthume verfallen und werden mehr als von ihren Häuptlingen von ihren Lukumans oder Wahrsagern beherrscht. Früher waren sie mit den aus dem franz. Guiana entlaufenen Sklaven, den Bonis oder Boninegern verbunden, die sich nach ihrem ersten Anführer Boni nennen und, 700 Köpfe in 7 Dörfern zählend, am rechten Ufer des Awa oder Lawa vertheilt sind. — M. hießen früher auch die zur Aufsuchung der Verunglückten besonders abgerichteten Spürhunde des Hospitiums auf dem Großen St.-Bernhard in den Penninischen Alpen.

Maroquin, s. Corduan.

Maros, siebenbürg. Fluß, entspringt hart an der moldauischen Grenze im Thale Vaslab und richtet, nachdem er nächst mehrern kleinern auch den Aranyosfluß und die beiden Kokelflüsse aufgenommen, seinen Lauf nach Ungarn, wo er Arad und Csanád vom Banat trennt und sich

bei Szegedin nach einem Laufe von 64 M. in die Theiß ergießt. Er wird bei Karlsburg schiffbar und ist von bedeutender Wichtigkeit für den Handel, da er bei dem schlechten Stande der Landstraßen die Hauptverkehrsstraße zwischen einigen siebenbürg. und den südöstlichen ungar. Comitaten bildet. Namentlich wird er zum Transport des Salzes und Bauholzes stark benutzt. An seinen Ufern sind hier und da Goldwäschen; doch bleibt die Ausbeute gering. Unter den an der M. gelegenen Orten ist der bedeutendste Maros-Vásárhely, die Hauptstadt des Szeklerstuhls Maros in Siebenbürgen, mit (1857) 11217 E. (ohne Militär), Sitz der königl. Gerichtstafel (des Appellationsgerichts für die siebenbürg. Comitate und das Szekler-Land), hat ein altes befestigtes Schloß, ein reform. Collegium, ein Minoritenkloster, eine öffentliche Bibliothek und starken Tabacks- und Weinbau.

Marot (Clément), franz. Dichter, wurde 1495 zu Cahors geboren. Sein Vater Jean M. (geb. 1463 zu Mathieu, gest. 1523 als Kammerdiener König Franz' I.) machte sich auch als Dichter, namentlich durch sein «Doctrinal des princesses» bekannt. Der Vater selbst, der nicht von strengen Sitten war, legte bei seinem talentvollen Sohne den Grund zu einer Frivolität, welche diesen in den Strudel eines wechselvollen Lebens riß. M. erhielt zuerst eine Stelle unter den Pagen der Margarethe von Valois, mit der er später ein zartes Verhältniß unterhalten haben soll, und trat dann ebenfalls als Kammerdiener in Franz' I. Dienste, dessen Gunst er sich durch das Gedicht «Le temple de Cupidon» erwarb. Er begleitete seinen Herrn auf mehrern Kriegszügen und wurde, an der Seite desselben tapfer fechtend, bei Pavia gefangen. Indessen durfte er während der Gefangenschaft Franz' I. zu Madrid nach Paris zurückkehren. Sein poetisches Talent und sein froher Lebensmuth ließen ihn viel Glück bei den Frauen am Hofe finden. Auch mit Diana von Poitiers stand er in einem Verhältniß; sie suchte nachher aus Groll die Verfolgungen der Geistlichkeit gegen M. zu entfesseln. Auf Anstiften des Inquisitors Jean Bouchard wurde M. gefangen gesetzt; aber selbst im Kerker verließ ihn sein Frohsinn nicht. Er schrieb unter dem Titel «L'enfer» ein treffliches allegorisch-satirisches Gedicht gegen seine Ankläger und Richter und bearbeitete um dieselbe Zeit den Roman von der Rose, welcher 1527 erschien. Nachdem er durch Franz' I. Fürsprache die Freiheit 1526 wieder erhalten, begab er sich an den Hof der Königin von Navarra. Seine Poesie nahm nun eine ernstere Färbung an. Seine Bearbeitung der Psalmen, welche er hier begann, zog jedoch den Haß des Klerus abermals auf ihn. Er ging deshalb nach Genf, wo er von Calvin gewonnen wurde und mit Beza fortfuhr, die Psalmen zu übersetzen. Seines anstößigen Lebenswandels wegen sehr bald wieder aus Genf vertrieben, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf und wurde dann wieder katholisch, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Als er sich aber hier mit Mistrauen empfangen sah, ging er wieder nach Italien und starb zu Turin im Sept. 1544. Seinen Gedichten ist Leichtigkeit und Anmuth nicht abzusprechen, wenngleich bei ihnen nicht selten Adel des Ausdrucks und würdevolle Haltung fehlen. Großen Beifall fanden seine 50 Psalmen, welche nach den Compositionen von Gondimel und Bourgeois überall gesungen wurden. Der naive Stil M.'s, von dem der Ausdruck Style marotique entlehnt ist, hat lange als Muster der leichtern Dichtungsgattungen gedient und ward besonders von Lafontaine mit Glück nachgeahmt. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Lenglet-Dufrenoy (4 Bde., Haag 1731), von Auguis (5 Bde., Par. 1823) und von Lacroix (3 Bde., Par. 1824). Sein Sohn, Michel M., welcher 1534 Page der Königin Margarethe ward, machte sich ebenfalls als Dichter bekannt.

Maroto (Don Rafael), nächst Zumala-Carreguy (s. d.) der bedeutendste karlistische Heerführer im span. Bürgerkriege, geb. 1785 zu Conca in Murcia, trat 1808 in span. Kriegsdienste und wurde 1814 Oberstlieutenant und 1815 Oberst. Durch ein großes Vermögen in unabhängige Stellung versetzt, benutzte er diese zu Reisen, zumal in Amerika, England und Frankreich. Als Militär leistete er insbesondere in Südamerika, wo er mit Espartero Freundschaft schloß, ausgezeichnete Dienste. 1833, wo er Generalcommandant von Guipuzcoa war, folgte er dem aus Spanien verwiesenen Don Carlos nach Portugal, obgleich er wol schon damals die völlige Untauglichkeit des Prätendenten durchschaut zu haben scheint. Im Dienste desselben wurde er 1834 bei der ersten Belagerung von Bilbao unter Zumala-Carreguy verwendet und erhielt nach dessen Tode 1835 das Commando in Biscaya. Er erfocht 11. Sept. 1835 bei Arrigoria einen glänzenden Sieg über Espartero und schloß hierauf Bilbao ein, das Espartero besetzt hielt, fiel aber dann durch die Intriguen der Camarilla und sein entschiedenes Auftreten gegen Don Carlos bei diesem in Ungnade. Außer Activität, lebte er nun in Tolosa bis er Mitte 1836 nach Bayonne ging, wo er mit den franz. Behörden wegen einer Intervention unterhandelte. 1837 folgte er dem Rufe als karlistischer Befehlshaber in Catalonien, kehrte indeß

bald darauf nach Frankreich zurück und hielt sich hier auf, bis er nach der Niederlage der Karlisten bei Peñacerrada, 25. Juni 1838, von Don Carlos zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Er schien jetzt die karlistische Sache mit neuem Eifer erfaßt zu haben und that sehr viel für die Reorganisation des zerrütteten Heeres. Allein sehr bald brachte die apostolische Partei eine förmliche Conspiration gegen ihn zu Stande. Am 10. Febr. 1839 hatte er deshalb eine Unterredung mit Don Carlos, dem er hierbei frei erklärte, daß er 20 Intriguanten erschießen lassen werde. Dieses geschah auch 19. und 20. Febr. Doch diese blutige Strenge rief bald eine neue Bewegung gegen ihn hervor, und im Hinblick auf die ihn bedrohende Gefahr sowie unter dem Einflusse eines Theils der Militärchefs, die des endlosen Kampfes für die ihnen verhaßt oder gleichgültig gewordene Sache des Prätendenten müde waren, leitete er 27. Febr. die Unterhandlungen mit den Christinos ein, die 31. Aug. 1839 zu dem Vertrage von Bergara führten. (S. Spanien.) M. begab sich hierauf nach Bilbao, dann nach Madrid, wo er aber sehr wenig für die Aufrechthaltung des von ihm abgeschlossenen Vertrags that. Zum Lohne bewilligte ihm die Königin-Regentin eine Besoldung von 40000 Realen, und 1840 wurde er Beisitzer am höchsten Kriegs- und Marinegerichtshof. Sein Andringen auf pünktlichere Erfüllung des Vertrags von Bergara zum Besten der baskischen Provinzen und seiner Waffengefährten wurde mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß er am wenigsten von allen Betheiligten zur Beschwerde Ursache habe. Einige Zeit darauf wandte sich M. nach Chili, wo er Anfang 1847 starb.

Marozia, d. h. Mariuccia, eine vornehme Römerin aus senatorischem Geschlecht, Tochter Theophylactus' und Theodora's, eine der Repräsentantinnen der verrufensten Epoche Roms und des Papstthums im 10. Jahrh. Dreimal verheirathet, zum letzten mal mit König Hugo von Arles und Italien, herrschte sie in Rom beinahe unabhängig, bis ihr Sohn erster Ehe, Alberich, dieser Herrschaft ein Ende machte, indem er sich zum Senator und Fürsten aufwarf und bis zu seinem Tode 954 kraftvoll regierte. Papst Johannes XI. war der Sohn, Johannes XII. der Enkel M.'s, welche vor 945 starb. Die Glaubwürdigkeit vieler Einzelheiten dieser schlimmen Geschichte ist neuerdings stark bezweifelt worden. Vgl. Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Bd. 1), und Gregorovius, «Geschichte Roms im Mittelalter» (Bd. 3).

Marpurg (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, war zu Seehausen in der Altmark 1718 geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Studium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, die er bis an seinen Tod, 22. Mai 1795, bekleidete. M. war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaften gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: die «Abhandlungen von der Fuge» (2 Bde., Berl. 1753); «Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik» (Berl. 1754); «Histor.-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik» (5 Bde., Berl. 1756—78); «Anleitung zur Singcomposition» (Berl. 1759); «Anfangsgründe der theoretischen Musik» (Berl. 1760); «Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition» (Berl. 1762); «Versuch über die musikalische Temperatur» (Bresl. 1776).

Marquesasinseln (franz. les Marquises), heißt ein Archipel im östl. Theile des Großen Oceans, zwischen 7° 50′ und 10° 31′ südl. Br., 138° 39′ und 140° 46′ westl. L. von Greenwich gelegen. Die südlichste Insel, Fatuhiva oder La-Madalena, wurde 21. Juli 1595 von Mendaña entdeckt, welcher der Gruppe zu Ehren des Vicekönigs von Peru den Namen Islas de Marquesas de Mendoça gab. Von den nördlichern, nicht von Mendaña gesehenen Inseln entdeckte Cook 1774 die Hood-Insel oder Fatuhuku und Ingraham 1791 die Washington-Gruppe. Die letztere besteht aus sechs Inseln: Nukahiva (7,8 Q.-M. und 2690 E., 3768 engl. F. hoch), Uahuka (1,98 Q.-M. und 400 E., 2430 F.), Uapoa (0,8 Q.-M. und 1200 E., 3900 F.), Motuiti oder Hergest-Insel (ein 130 F. hoher Felsen), Eiao (unbewohnt, 2000 F.), Hatutu (unbewohnt). Die südöstl. Gruppe oder eigentlichen M. sind: Hivaoa oder La-Dominica (7,3 Q.-M. und 4500 E., 4460 F.), Tahuata oder Sta.-Cristina (1 Q.-M. und 800 E., 3280 F.), Motane oder San-Pedro (0,3 Q.-M., unbewohnt, 1700 F.), Fatuhiva oder La-Madalena (1,4 Q.-M. und 1800 E., 3670 F.). Zwischen beiden Gruppen liegt die bereits erwähnte Insel Fatuhuku, ein unbewohnter, 1180 F. hoher Felsen. Der ganze Archipel umfaßt 22½ Q.-M. und 10000 E. Obwol vulkanischer Bildung, hat er doch keine thätigen Vulkane, auch scheinen Erdbeben nicht vorzukommen. Hohe Berge erheben sich meist in der Mitte der Inseln und schicken Verzweigungen nach den Küsten, sodaß Schluchten und Thäler von verschiedener Frucht-

barkeit gebildet werden, um deren Besitz die Eingeborenen früher blutige Kriege führten. Diese Eingeborenen sind den Tahitiern ähnlich, ein schöner Menschenschlag, aber moralisch tief gesunken. Nirgends herrscht größere Zügellosigkeit der Sitten als hier. Am 17. Mai 1842 wurde der Archipel von Frankreich in Besitz genommen, das in Taiohae oder Port-Anna-Maria auf Nukahiva eine kleine Garnison unterhält. Diese Niederlassung sollte später eine Strafcolonie werden, doch ist nur ein einziger Sträfling dahin gebracht worden. 1860 wurde die Colonie eine Zeit lang aufgegeben, ist aber jetzt wieder besetzt. Die Fortschritte in der Civilisation der Bewohner und der Entwickelung der Production sind sehr gering und die Inseln überhaupt von keiner Bedeutung. Sie bilden mit Taiti und den Societäts-Inseln die Établissements français de l'Océanie. Das Klima ist sehr heiß und feucht, aber selbst für Europäer gesund.

Marqueterie oder Marketterie, auch eingelegte Arbeit (ital. Intarsia) ist die Kunst, an Luxusschreinereien mit Holzstückchen von verschiedener Farbe allerlei Verzierungen zu machen, welche die Malerei nachahmen und Blumen, Thiere, bauliche Ansichten, sogar figürliche Gegenstände darstellen. Zu diesem Behufe spaltet und zersägt man die Hölzer in dünne Scheiben und Blättchen. Die Marquetteriearbeiter fügen, meistens nach einer Mustervorlage, die einzelnen Stücke zusammen und bilden daraus die Haupttheile ihrer Figuren, indem sie die Hölzer nach dem Umriß der Zeichnung ausschneiden. Die kleinern Verzierungen und feinern Partien werden besonders abgebildet und in die ausgesparten Lücken eingelegt. Die Dominicaner Fra Damiano von Bergamo und Fra Giovanni von Verona waren, zur Zeit der Renaissance, in diesem Kunstfache berühmte Meister, von welchen die Intarsien an den prächtigen Chorstühlen von San-Domenico in Bologna und von Sta.-Maria in Organo zu Verona herrühren. Im 17. Jahrh. lieferte der Kunsttischler Boule in Paris die schönsten Marquetteriegemälde, die als Verzierung an seinen Möbeln angebracht waren. Aus späterer wie aus neuerer Zeit sind eingelegte Arbeiten vorhanden, die hinsichtlich des Verständnisses der Ornamente und der Feinheit des Machwerks alles Lob verdienen. In weiterm Sinne wird M. auch von solchen Werken gesagt, wobei anstatt des Holzes Gold, Silber, Perlmutter, Elfenbein oder andere kostbare Materialien angewandt sind.

Marquis, ein Adelstitel, ist zwar aus dem latinisirten marchio, Markgraf, entstanden, aber in der Bedeutung sehr weit davon abgewichen. In Frankreich wie in Deutschland waren die alten Markgrafthümer mit der Ausbildung der Landeshoheit im Herzogthume und in der Grafschaft aufgegangen, und die später in Frankreich unter dem absoluten Königthume wieder erscheinenden Marquisate bildeten eine ganz neue Schöpfung, welche ihren Rang zwischen dem Herzogthume und der Grafschaft erhielt. Noch später bildete der Marquistitel in Frankreich die Uebergangsstufe vom hohen zum niedern Adel. In Italien steht der Marchese dem Range nach vor dem Grafen, in England (seit 1385) der M. oder Marqueß und in Spanien der Marques zwischen dem Herzoge und dem Grafen.

Marrast (Armand), berühmter franz. Journalist, auch bekannt durch seine Theilnahme an der Februarrevolution von 1848, geb. 5. Juni 1801 in St.-Gaudéns, entwickelte früh ein glänzendes Talent und war schon in seinem 17. J. Oberlehrer am Gymnasium von Orthez. Auf Andringen des Generals Lamarque wandte er sich in den letzten Jahren der Restauration nach Paris, wo er einige Flugschriften herausgab, in denen er für Laromiguière gegen Cousin, den Stifter der eklektischen Richtung in der Philosophie, Partei ergriff. Als die Julirevolution von 1830 ausbrach, arbeitete er am «Courrier français». 1831 wurde er Oberredacteur der «Tribune», des heftigsten Organs der republikanischen Partei, und entwickelte als solcher ein großes publicistisches Genie, das ihm sehr bald höchst einflußreiche Stellungen in der pariser Journalistik verschaffte. 1834 verhaftet und in den Aprilproceß verwickelt, brach er aus dem Gefängnisse Ste.-Pélagie und floh nach London, von wo er für den «National» correspondirte und mit dem Advocaten Dupont die «Fastes de la révolution française» (Par. 1835) herausgab, die unvollendet blieben. Nachdem er infolge der Amnestie von 1838 nach Frankreich zurückgekehrt war, übernahm er die oberste Leitung des «National» und gab diesem Blatte wieder das Ansehen, welches es vor dem Tode Carrel's gehabt hatte. Seine Artikel, die scharf den Republikanismus vertraten, fanden den größten Beifall. M. war ein Mann von Geist, ein eleganter und feiner Schriftsteller, ausgerüstet mit wunderbaren Gaben für die Tagespolemik. Er hatte dabei künstlerischen Geschmack, Takt und Sinn, doch weniger Tiefe des Gedankens. In dieser einflußreichen Stellung überraschte M. die Februarrevolution von 1848 und versetzte ihn plötzlich aus dem Redactionszimmer des «National» in den Rath der Provisorischen Regierung und auf den höchst wichtigen Posten eines Maire von Paris, der unter den Umständen eine große Macht übte. Er vertrat hier, wie Lamartine, das bürgerliche Element der Revolution. Das Depart.

Seine und drei andere übertrugen ihm das Mandat in der Constituirenden Nationalversammlung, welcher er von dem berüchtigten Tage des 15. Mai an bis zum Schluß ihrer Arbeiten präsidirte. Bei den Wahlen von 1849 wurde er, wie viele Republikaner, nicht wieder gewählt. Er trat somit ins Privatleben zurück und starb am Schlagfluß 10. März 1852. Von allen Größen der Februarrevolution ist keine so gehässig angefochten worden als M., der doch die Beschuldigungen gewiß am wenigsten verdiente. Er starb in derselben Wohnung, die er vor der Februarrevolution innegehabt, und hinterließ kaum so viel, um sein Begräbniß zu bestreiten.

Marryat (Frederick), engl. Romanschriftsteller, geb. zu London 10. Juli 1792, war der Sohn eines Kaufmanns und Parlamentsmitglieds, Joseph M.'s, der aus einer franz. Refugiéfamilie stammte. Der junge M. trat 1806 in den Seedienst, focht mit Auszeichnung unter Lord Cochrane und ward beim Entern eines franz. Kriegsschiffs schwer verwundet. Hierauf diente er auch in dem amerik. Kriege, wurde 1815 als Commandeur nach St.-Helena beordert und befehligte die Sloop Rosario, welche die Depeschen mit der Nachricht von dem Tode Napoleon's nach England brachte. Im März 1823 segelte er als Befehlshaber der Corvette Larne nach Ostindien und erhielt dann das Commando über die gegen die Birmanen verwandte Flotille, wo er sich besonders in der Expedition gegen Rangun hervorthat. Die Ernennung zum Flottenkapitän und Ritter des Bathordens (1825) war sein Lohn. Den Oberbefehl über die brasil. Flotte, der ihm 1839 angetragen wurde, lehnte er ab. Als Schriftsteller trat M. 1829 mit dem Romane «The naval officer» auf, dem 1830 «The King's own», 1832 «Newton Forster» und «Peter Simple» folgten. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge: «Jacob Faithful», «Mr. Midshipman Easy», «The Pacha of many tales», «Japhet in search of a father», «Percival Keene» u. a., die, wie jene, fast insgesammt auch ins Deutsche übersetzt sind. Mannichfaltigkeit und glückliche Zeichnung der Charaktere, leichter, angeborener Witz, natürlicher Entwickelungsgang der Begebenheiten, gesunder Sinn und große Treue und Wahrheit der Schilderungen, endlich Reinheit von aller Ziererei sind Eigenschaften, die man seinen Romanen nicht absprechen kann, trotzdem daß sie den höhern Anforderungen, welche die Kritik an ein dichterisches Kunstwerk zu machen befugt ist, weniger genügen. Eine von ihm veröffentlichte Reisebeschreibung durch Amerika: «Diary in America, with remarks on its institutions» (3 Bde., Lond. 1839, mit Nachträgen), erfuhr von Engländern wie von Amerikanern bittern Tadel; empfehlenswerther sind die Jugendschriften «The settlers in Canada» (Lond. 1844) und «The mission, or scenes in Africa» (2 Bde., Lond. 1845). Ferner gab M. 1837 einen «Code of signals» für die Handelsmarine heraus, der ins Französische übersetzt wurde. Sein Roman «Valerie» (3 Bde., Lond. 1849) erschien nach dem Tode des Verfassers. M. war durch den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der 1847 als Lieutenant des Dampfschiffs Avenger im Mittelländischen Meere verunglückte, tief gebeugt worden. Nach längern Leiden starb er zu Langham in der Grafschaft Norfolk 2. Aug. 1848.

Mars (in der vollern Form Mavors), eine der Hauptgottheiten verschiedener altital. Völker und insbesondere auch der Römer, seiner ursprünglichen Bedeutung nach der Repräsentant der zeugenden Naturkraft und Männlichkeit, daher auch besonders der Frühlingsmonat (März aus mensis Martius) seinem Dienste geweiht war. Allmählich überwog aber für ihn besonders in Rom der Begriff der männlichen Tapferkeit, und er wurde hauptsächlich als Kriegsgott verehrt, daher ihm vor jedem Feldzuge und vor und nach jeder Schlacht Opfer, Gelübde und Dankspenden dargebracht wurden. Von dem rüstigen Schritt der in den Kampf Ziehenden erhielt er auch den Beinamen M. Gradivus (als solchem war ihm seit alten Zeiten das Priestercollegium der Salier geweiht, die ihm zu Ehren kriegerische Waffentänze ausführten), wie auch andere seiner Beinamen, wie Victor (der Sieger), Invictus (der Unbesiegte), Ultor (der Rächer) und ähnliche auf den Krieg bezüglich sind. Auch der Platz für die kriegerischen Uebungen der röm. Jugend, das Marsfeld (s. d.), war nach ihm benannt. Die Sage kannte ihn auch als den Vater des Romulus und Remus von der Vestalin Ilia oder Rhea Silvia und dadurch als Stammvater des röm. Volks. Unter seinen zahlreichen Heiligthümern in Rom war das berühmteste der von Augustus zum Andenken an die an den Mördern Cäsar's vollzogene Rache auf dem Forum Augusti errichtete Tempel des M. Ultor. Der gewöhnlich mit dem italischen M. identificirte griech. Ares ist eine wol ursprünglich aus Thrazien (was die Dichter als seine Heimat und seinen gewöhnlichen Wohnsitz darzustellen lieben) zu den Griechen gekommene Gottheit, seiner Naturbedeutung nach Repräsentant der verheerenden, in Sturm und Wetter sich äußernden Naturgewalten, aber ebenfalls frühzeitig hauptsächlich, ja fast ausschließlich als der Gott des Kriegsgetöses und Schlachtgetümmels aufgefaßt und daher mit Beiworten wie «der

Ungestüme», «der Rasende», «der Männermordende» u. a. m. bezeichnet. Die Dichter nennen ihn einen Sohn des Zeus und der Hera (nach einer andern Sage hat ihn Hera allein im Groll gegen Zeus erzeugt) und schildern ihn, wie er in eherner Rüstung, den Helm mit dem wallenden Helmbusche auf dem Haupte, in der Rechten den Speer, am linken Arme den gewaltigen Schild, auf dem Kriegswagen in die Schlacht fährt, begleitet von seinen Dienern Deimos und Phobos (Schrecken und Furcht), dem Kydoimos (Dämon des Schlachtenlärmes) und den Keren (Todesgöttinnen). Auch die Göttin des Streites, Eris (s. d.), und die Kriegsgöttin Enyo erscheinen öfters in seiner Begleitung, wie er auch an mehrern Orten unter dem Beinamen Enyalios verehrt wurde. Nicht immer aber folgt der Sieg seinen Schritten: die Homerische Poesie läßt ihn nicht nur von der Göttin Athene, sondern auch von dem sterblichen Diomedes im Einzelkampfe überwunden werden, und eine thessalische Sage berichtete, wie er von den riesigen Aloaden gefesselt und 13 Monate lang gefangen gehalten wurde, bis ihn Hermes mit List befreite. Den meisten Göttern ist er verhaßt, aber Aphrodite liebt ihn; die Frucht ihrer heimlichen, auf Anzeige des Helios vom Hephästos, dem eifersüchtigen Gemahl der Aphrodite, entdeckten Buhlschaft ist Harmonia, die Personification der Eintracht. Andere Sagen machen auch den Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe) und den Deimos und Phobos zu Kindern des Ares und der Aphrodite und geben auch dem Ares zahlreiche Nachkommen von sterblichen Frauen. Verehrt wurde Ares in Athen, wo er am Fuße des nach ihm benannten Hügels, des Areopag (s. d.), einen Tempel (mit einer berühmten Statue des Gottes von Alkamenes) hatte, ferner an mehrern Orten Lakoniens (wie in Sparta und Geranthrä) und in einigen andern Gegenden Griechenlands. Auch manche von fremden barbarischen Völkern, wie von den Kolchiern und Scythen, verehrte Gottheiten sind von den Griechen mit ihrem Ares identificirt worden. Die bildende Kunst, unter deren Denkmälern die Aresbildungen nicht gerade häufig sind (abgesehen von den Gruppen des M. und der Venus in der röm. Plastik und Malerei), stellt ihn als jugendlich kräftige Männergestalt dar mit derber Muskulatur, starkem Nacken, etwas düsterer Stirn und kurzgelocktem Haar, gewöhnlich nur mit Helm und Chlamys, bisweilen auch mit der Rüstung bekleidet; in den Denkmälern des ältern Stils ist er bärtig, in den Werken der ausgebildeten Kunst bartlos. Unter den erhaltenen Statuen des Gottes ist die der Villa Ludovisi in Rom, welche den Ares sitzend, in Liebesgedanken versunken, zeigt (vielleicht nach einem Original des Skopas), die vorzüglichste.

Mars (♂). Unter den Planeten ist M. besonders dadurch wichtig geworden, daß Kepler an ihm die elliptische Form der Bahn und hieraus die bekannten, alle Planeten umfassenden Gesetze erkannt hat. Seinen Namen hat der Planet M. nach dem Kriegsgotte Mars erhalten, und hierzu mag die röthliche Farbe, in welcher der Planet namentlich dem unbewaffneten Auge erscheint, Veranlassung gegeben haben. Die mittlere Entfernung des M. von der Sonne ist gleich 1,524 Erdenweiten, also nahe 32 Mill. M. Die größte und kleinste Entfernung beträgt 34,45, resp. 28,57 Mill. M., da die Excentricität der Bahn 0,09322 ist. Zur Zeit der Opposition kann sich M. der Erde bis auf 8 Mill. M. nähern, in der Conjunction jedoch sich bis auf 55 Mill. M. von der Erde entfernen. Der scheinbare Durchmesser schwankt dem entsprechend zwischen 3,5″ und 25,6″, in der mittlern Entfernung von der Erde beträgt er 5,8″. Der wahre Durchmesser ist etwas über die Hälfte des Erddurchmessers, nämlich 938 geogr. M. Die Dichtigkeit des M. ist 0,737 der mittlern Dichte der Erde oder 4,19 mal so groß als die Dichte des Wassers. Die Ebene seiner Bahn ist nur 1° 51′ gegen die Ebene der Erdbahn geneigt. In einem guten Fernrohre gewahrt man auf dem M. verschieden gefärbte, hellere und dunklere Flecken, die, wie die fortgesetzten Untersuchungen ergeben haben, der festen Oberfläche des Planeten angehören. Mit Hülfe derselben ist die Rotationszeit des M. zu 24 St. 37,5 Min., die Neigung des Marsäquators zu 28° bestimmt worden. Die Umlaufszeit des M. um die Sonne beträgt 686,98 Tage in Beziehung auf die Fixsterne, 686,93 Tage in Beziehung auf den Frühlings-Nachtgleichenpunkt. Der Planet legt demnach in jeder Secunde nahe 3 1/3 M. zurück.

Mars, gewöhnlich Mastkorb, heißt auf Schiffen das auf zwei starken, mit dem Mast (s. d.) verbolzten Planken, den Salingen, ruhende Rösterwerk, welches bestimmt ist, die Stenge, d. h. die Verlängerung des Mastes, durch deren Wanten nach der Seite hin zu stützen sowie den in der Takelung beschäftigten Matrosen einen geräumigen Stützpunkt für ihre Arbeiten zu geben. Vollschiffe haben auf allen drei Masten, Barken auf den beiden vordern, Briggs auf beiden, Schoner nur auf dem vordern Maste Marsen; Barken und Schoner auf den hintern Masten nur Salinge ohne Rösterwerk. Ebenso tragen die Stengen zur Befestigung ihrer Verlängerungen, der Bramstengen, nur Salinge. Die Marsen heißen je nach dem Maste, von vorn gerechnet,

Vor-, Groß- und Kreuzmars. Auf großen Schiffen haben die Marsen auf ihrer hintern Seite eine auf Stützen ruhende Regelung (Art von Geländer). In See halten hier auf Kriegsschiffen beständig vier bis acht Matrosen Wache, um die kleinern obern Segel zu bedienen. Im Gefecht wird von den Marsen Kleingewehrfeuer gegeben oder werden Handgranaten geworfen. Ebenso liegen in ihnen die Hülfsmittel bereit, um den am Tau- oder Segelwerk in den obern Theilen vorkommenden Beschädigungen sogleich abzuhelfen.

Mars (Anne Françoise Hippolyte Boutet-Monvel, genannt Mademoiselle M.), berühmte franz. Schauspielerin, wurde 9. Febr. 1779 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel am Théâtre-Français und ihre Mutter und ältere Schwester, die 1837 starb, waren beim Théâtre-Montansier in Versailles angestellt. Hier trat auch sie seit 1791 in Kinderrollen auf. Nachdem sie sich unter der Leitung der Schauspielerin Contat weiter ausgebildet, wurde sie am Théâtre-Français angestellt, wo sie junge Liebhaberinnen und naive Mädchen spielte und neben den andern Schauspielern sich so sehr auszeichnete, daß sie bald zu den ausgezeichnetsten Künstlerinnen gezählt wurde. Seit 1812 übernahm sie die Rollen sog. grandes coquettes und wendete sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Célimène im «Misanthrope», als Elmire im «Tartufe», ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hatte eine sanfte Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nuancen und Intonationen zu geben vermochte. Sie übertrieb nie, blieb stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen und hatte eine ungemeine Sicherheit des Spiels. Eine schöne schlanke Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, zeigte sie auch in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster diente. Zu der Zeit des Flors des Théâtre-Français bezog sie ein Einkommen von 30—40000 Frs. Ueberdies machten ihr Napoleon und andere Fürsten große Geschenke. In ihren höhern Lebensjahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie später den größten Theil ihres Vermögens. Erst 1841 verließ sie die Bühne und starb zu Paris 20. März 1847.

Marsāla, eine Seestadt in der Provinz Trapani der ital. Insel Sicilien, etwas östlich von deren Westspitze oder dem Cap Boëo, von dessen Höhe man bei heiterm Wetter die 25 M. entfernte Küste Afrikas erblicken kann, und etwas nördlich von der Mündung des Flüßchens M., in einer fruchtbaren und gutbebauten Gegend gelegen, ist freundlich und ziemlich regelmäßig gebaut, ummauert und von einer langen, schönen Straße, dem Cassaro, durchschnitten und zählt (1861) 17732, mit dem Stadtgebiete 31350 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide und Oel, mit Soda und in den Salzwerken der benachbarten Lagunen gewonnenem Salze, besonders aber mit dem im Val di Mazzara oder dem westlichsten Theile Siciliens, namentlich jedoch bei M. selbst angebauten und mit einer in Sicilien ungewöhnlichen Sorgfalt behandelten Marsalaweine treiben. Letzteres ist ein vortrefflicher trockener Bergwein, welcher hauptsächlich nach England, selbst nach Westindien ausgeführt wird, wo man ihn als Madera verbraucht. Die einzige Merkwürdigkeit der Stadt ist eine in der Nähe aufgefundene und in dem Rathhause aufgestellte sehr schöne antike Marmorgruppe, zwei Löwen darstellend, die einen Stier zerreißen. Auch andere Alterthümer, wie Ueberreste von Wasserleitungen, Gräbern, Statuen u. s. w., hat man in der Nähe gefunden. M. nimmt einen Theil der alten Stadt Lilybäum (s. d.) ein, deren Namen auch das nahe Vorgebirge Boëo trug. Dieselbe war in dem ersten Punischen Kriege das Hauptbollwerk der Karthager in Sicilien, im 5. und 6. Jahrh. der Vandalen und wegen ihres trefflichen Hafens berühmt, der aber jetzt nur leichte Fahrzeuge birgt, seitdem er unter Karl V. aus Besorgniß vor der türk. Flotte und den Seeräubern verschüttet worden. Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt den Sarazenen, welche dieselbe im 9. Jahrh. einnahmen und Mars-Allah (d. h. Hafen Gottes) nannten, und den Normannen, von welchen jene im 11. Jahrh. vertrieben wurden. In neuester Zeit ist M. historisch denkwürdig geworden durch die daselbst 11. Mai 1860 erfolgte Landung Garibaldi's und seiner Freiwilligen.

Marsch heißt die geordnete Bewegung von Truppen auf ein bestimmtes Ziel. Dem Zwecke nach unterscheidet man Friedens- (sog. Reise-) und Kriegsmärsche. Die Kriegsmärsche sind ihrer Richtung nach in Bezug auf den Feind entweder Vor-, Rück- oder Seitenmärsche, der Zeit nach gewöhnliche und Eilmärsche. Zu den letztern gehören die künstlich beschleunigten Märsche, jetzt auf Eisenbahnen. Alle Märsche unterliegen strategischen, taktischen und ökonomischen Rücksichten; je näher aber dem Feinde, desto mehr treten die letztern zurück. Die Vorbereitungen zum M. bezwecken, die Truppen durch Abhärtung und Uebungsmärsche sowie durch zweckmäßige

Ausrüstung, Gepäck, Fußbekleidung, Hufbeschlag u. s. w. marschfähig zu machen. Die Marschordnung bestimmt die Reihenfolge der Truppen. Auf dem M. ist eine strenge Marschdisciplin nothwendig. Dahin gehören alle dienstlichen Maßregeln, welche die Ordnung aufrecht erhalten, das Austreten einzelner (Marodiren) hindern, für die Gesundheit Sorge tragen u. s. w. Besonders auf Rückzügen und bei Nachtmärschen muß die Disciplin mit größter Strenge erhalten werden. Der Marschfelddienst in der Nähe des Feindes bezweckt die Sicherheit der Truppen. Es werden Abtheilungen in der Richtung desselben detachirt, als Avantgarde (Vorhut), Arrièregarde (Nachhut) oder Seitendeckung, um den Feind frühzeitig zu entdecken und zu melden, nöthigenfalls auch aufzuhalten, bis die Truppen ihre Maßregeln getroffen haben. Marschquartiere sind solche, die nur auf einen oder zwei Tage bezogen werden, im Gegensatz der Cantonnirungen, in welchen die Truppen länger verweilen. Marschgefechte sind solche, die auf dem M. entstehen, wenn der Feind denselben anshalten will. Abmarsch heißt Aufbruch. Man versteht aber taktisch unter Abmärschen die Colonnenformationen aus der Linie, deren Herstellung aus den Colonnen (s. d.) die Aufmärsche sind. In Bezug auf das Marschtempo der Infanterie gibt es den Parade- und Geschwindmarsch und den Sturmschritt; ersterer kommt nur noch zur Ausbildung der Rekruten und bei Leichenparaden vor. Unter Friedrich II. von Preußen avancirte die Infanterie im Tempo von 76 Schritt in der Minute gegen den Feind; jetzt ist das gewöhnliche Marschtempo 112—120 Schritt, das zum Bajonnetangriff noch mehr beschleunigt wird.

Marschall, in älterer Form Marschalk (mittellat. Marescalcus), zusammengesetzt aus den altdeutschen Wörtern march, Roß, und schalc, Diener, bezeichnete in frühester Zeit einen untergeordneten Aufseher über eine Anzahl Pferde, daher noch jetzt im Französischen Maréchal einen Stallmeister oder einen Hufschmied bedeutet. Am Hofe der fränk. Könige merovingischen Geschlechts erscheint dann ein Dienstmann höhern Ranges, der Comes stabuli, Stallgraf, aus welchem später der franz. Connétable (s. d.) hervorging. Im Deutschen Reiche aber erscheint seit der Zeit der sächs. Kaiser der M. als einer der vornehmsten Dienstleute oder Beamten am kaiserl. Hofe, etwa in der Bedeutung eines Oberstallmeisters und Führers der reisigen Dienstmannschaft. Dieses Amt blieb seitdem mit wachsendem Ansehen bestehen und theilte die Neigung zur Erblichkeit mit den übrigen Lehnsämtern, doch nicht ohne mehrfache Unterbrechung und Abweichung. Endlich ward es zu einem der sog. Erzämter und nach dem Beispiele des kaiserl. Hofs auch an den Höfen der übrigen Landesherren eingeführt. Des Deutschen Reichs Erzmarschall war schon zur Zeit des «Sachsenspiegel» (im Anfange des 13. Jahrh.) der Herzog von Sachsen, und seitdem blieb dieses Amt bei Kursachsen. Dem Reichserzmarschall lag ob, für die Ordnung auf den Reichstagen und bei feierlichen Gelegenheiten zu sorgen, dem Kaiser bei Aufzügen das Schwert vorzutragen und bei der Kaiserkrönung, mit symbolischer Beziehung auf die ursprüngliche Bedeutung seines Amts, in einen Haferhaufen auf offenem Markte zu reiten und davon für den Kaiser ein silbernes Maß vollzuschöpfen. Vertreter des Reichserzmarschalls war der Reichserbmarschall, eine Würde, die bereits zur Zeit der Goldenen Bulle (s. d.) den Grafen (damals Freiherren) von Pappenheim zustand. Nur den Titel und einen Rest der ehemaligen Amtsrechte hatten solche Erbämter bewahrt. Die ursprünglichen Hofämter selbst aber waren nach der Einführung des longobard. Lehnrechts besoldete geworden, sodaß man nun unterschied den besoldeten Hofmarschall oder den Oberaufseher über den fürstl. Hof- und Haushalt und den Reichs- oder Landerbmarschall, welchem namentlich der Vorsitz bei Versammlungen der Ritterschaft gebührte. Aus einem Zweige der ursprünglichen Amtsthätigkeit ist der Feldmarschall oder Oberbefehlshaber eines Heeres hervorgegangen. Auch bezeichnet man im allgemeinen mit dem Namen M. eine Person, welche für besondere Feierlichkeiten zur Erhaltung der Ordnung oder blos zur Begleitung des Zugs ernannt wird und sich durch eine eigene Festkleidung unterscheidet. Das althergebrachte Amtszeichen des M. ist ein Stab.

Marschland nennt man im nordwestl. Deutschland, im Gegensatz zur Geest (s. d.) oder dem Geestland, den in Flußthälern und Küstenniederungen aufgeschwemmten, vorherrschend fruchtbaren Boden, der anderwärts Aue-, Niederungs- oder Bruchboden heißt. Der Marschboden dient sowol zum Getreide- als zum Futterbau, doch ist letzterer in Verbindung mit starker Viehzucht, Melkerei und Futterweide vorherrschend. Die Alluvialbildung der Flußmarschen findet sich auch im Innern des Landes in mehr oder weniger von der Mündung der Flüsse zurückgelegenen Uferstrecken ihres Unterlaufes, und die Deltabildung (s. Delta), als Bildung förmlicher Marschlandschaften, kommt im Mündungsgebiet großer Ströme in allen Erdtheilen vor. Die Bildung der gewöhnlich schmälern Seemarschen oder des Marschbodens an der

Küste des Meeres ist besonders charakteristisch für das deutsche Gestade der Nordsee und das Resultat der eigenthümlichen Naturverhältnisse sowie der Thätigkeit des Menschen. Der Marschboden, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzentheile, Muscheln, Infusorien, überhaupt verschiedene thierische Ueberreste enthält, umzieht die Nordseeküste (Ostfriesland, Oldenburg, Hannover, Holstein und Schleswig) bis zum jütländ. Sandufer wie ein grüner Saum, und es fanden sich die german. Anwohner (das Kernvolk der Friesen) schon frühzeitig bewogen, ihre Niederlassungen von der weniger fruchtbaren Geest auf die fetten Marschen zu verlegen. Hierbei errichteten sie, zum Schutz gegen Ueberschwemmung, ihre Wohnungen auf ursprünglich höhern oder künstlich erhöhten Stellen, welche Wurten, auch Warfen, Werfen oder Warten heißen, und diese Einrichtung des erhöhten Wohnens haben die Friesen bis auf den heutigen Tag beibehalten. Ueberdies trennten sie ihr gewonnenes Land von den sog. Watten (s. d.) oder Schoren durch Dämme oder Deiche (s. d.), die nicht nur das neue Besitzthum vor Meeresflut und Stürmen schützten, sondern auch dem Meere den Boden wieder abrangen, der dem Festlande durch die Ströme entführt wurde. Die zwischen den verschiedenen Armen des sehr zusammengesetzten Deichsystems liegenden Abtheilungen des Marschbodens, im Norden der Elbe Köge (Singular Koog), in Ostfriesland und Holland Polder oder Groden genannt, haben meist die Form eines unregelmäßigen Vierecks von 500—1000, ja von mehrern tausend Morgen Landes, dessen Ergiebigkeit noch gehoben wird durch mancherlei Vorrichtungen, wie durch Entwässerungsgräben, welche die Felder einschließen, und durch sog. Sielen, d. h. Schleusen, die sich dem abfließenden Binnenwasser öffnen, dagegen dem von der Flut landeinwärts getriebenen Meer- oder Flußwasser verschließen. Der Anblick der Marschen gewährt das Bild einer von der binnenländischen wesentlich verschiedenen Welt. Die dem höhern, trockenen, zum Theil bewaldeten Geestlande anliegende Marsch ist niedrig, flach, kahl, fast völlig baumlos, ohne Quellen und Flüsse, von Deichen und schnurgeraden Kanälen durchzogen, ein frischer, fetter Erdstrich, Acker an Acker, Wiese an Wiese, letztere im Sommer bis in den Herbst mit Heerden von Rindern bedeckt. Dann folgen, dem flutenden Meere am nächsten, die Watten, das Gerippe uralten, untergegangenen Landes, der wüste Schauplatz zerstörender Naturkräfte, wo die Habe ertränkter Geschlechter ruht. Die Marschen, gewonnen durch den Fleiß und die Wachsamkeit vieler Geschlechter, übten natürlich tiefgreifenden Einfluß auch auf die moralische Entwickelung und das ganze geistige Gepräge ihrer Bewohner. Während sich dieselben auszeichnen durch Muth, Energie, Ernst, Religiosität, Selbstgefühl, praktischen Sinn, Gemeingeist und Freiheitsliebe, tritt andererseits auch Selbstüberschätzung, Gleichgültigkeit, Uebermuth, derber Prosaismus und geringe Empfänglichkeit für Poesie und Kunst hervor («Frisia non cantat»). Schon Tacitus erklärt die Friesen, die Bewohner fast aller jener Marschländer, für den kräftigsten und mächtigsten Volksstamm im nördl. Deutschland. Im Mittelalter bildeten diese Landstriche eine Reihe mehr oder weniger unabhängiger Marschdemokratien, z. B. im Nordosten und Osten der Elbe die nordfries. Marschen, das Land Eiderstedt, die Dithmarschen (d. i. die deutschen Marschen), dann die berühmten Marschen von Krempe und Wilster, die Marsch zwischen Glückstadt und Hamburg, ferner das Land Hadeln, das Alte Land, die Landschaften Kedingen, Stedingen und Jever. Erst nach den blutigsten Kämpfen mit den mächtigen Grafen und Herren des Hinterlandes verloren jene Gemeinwesen ihre Unabhängigkeit, und die fries. Bevölkerung erlag dem Einflusse des niedersächs. Stammes, der größere Staaten ausbildete. Vgl. Kohl, «Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1846).

Marschner (Heinrich), deutscher Componist, geb. 16. Aug. 1796 zu Zittau in Sachsen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das zu Bautzen, wo er zugleich seine musikalischen Anlagen auszubilden begann. 1816 bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, wählte aber bald die Tonkunst als Lebensberuf. Seine Compositionsversuche und sein tüchtiges Klavierspiel machten Schicht auf ihn aufmerksam, der ihn in Harmonie- und Compositionslehre unterrichtete. M. veröffentlichte bald verschiedene seiner Arbeiten, Lieder, Klaviersachen u. s. w. 1817 lernte er in Karlsbad den ungar. Grafen Amadée kennen, der, selbst ausgezeichneter Klavierspieler und tüchtiger Musiker, ihm zu einem lohnenden Concerte verhalf und ihn schließlich für den Herbst zu sich nach Wien einlud. M. führte nun in der Nähe seines Gönners durch dessen Liberalität theils in Wien, theils in Ungarn ein sorgenfreies Kunstleben und componirte in dieser Lage die einactige komische Operette «Der Kyffhäuserberg», die dreiactige Oper «Heinrich IV. und Aubigné» (die K. M. von Weber 1819 in Dresden zur Aufführung brachte), die Oper «Saidar» (1819 in Presburg ohne Erfolg gegeben) sowie verschiedene Messen und Orchestersachen. 1821 wandte er sich, von Weber angezogen, nach Dresden, wo er auf dessen Vermitte-

lung 1823 die Stelle als Musikdirector bei der deutschen und ital. Oper erhielt. Vorher bereits hatte er eine Ouverture und Zwischenmusik zu Kleist's Drama «Der Prinz von Homburg» und die Musiken zu Fr. Kind's Volksschauspiel «Schön Ella» und zu Th. Hell's «Ali Baba» geliefert. Außerdem componirte er trotz seiner Amtsgeschäfte unter anderm die hübsche einactige Operette «Der Holzdieb» und vollendete die schon früher begonnene große Oper «Lucretia». 1826 heirathete er die Sängerin Marianne Wohlbrück, mit der er, nachdem er sein Amt niedergelegt, eine Kunstreise in Deutschland machte. Im Sept. des folgenden Jahres wandte sich das Ehepaar auf Einladung des Theaterdirectors Küstner nach Leipzig, wo M. im März 1828 die inzwischen von ihm componirte (von seinem Schwager Wilhelm Wohlbrück gedichtete) Oper «Der Vampyr» unter eigener Direction und Mitwirkung seiner Gattin zur Aufführung brachte. Dieses Werk begründete seinen Ruhm und verschaffte ihm sogar eine Einladung nach London, wo er für das Coventgarden-Theater eine Oper schreiben sollte. Doch brannte dieses Theater inzwischen (1829) ab, und die Reise unterblieb. Während das Talent M.'s im «Vampyr» noch unter dem Einflusse K. M. von Weber's erschien, trat seine Eigenthümlichkeit freier hervor in der Oper «Templer und Jüdin» (Text von Wohlbrück), die im Dec. 1829 zuerst in Leipzig aufgeführt wurde und allenthalben glänzenden Erfolg hatte. Sodann folgte 1830 die Oper «Des Falkner's Braut», die für Berlin componirt war, daselbst aber erst 1838 zur Aufführung gelangte, nachdem sie seit 1832 auf verschiedenen deutschen Theatern, und zwar mit geringerm Beifall als die beiden vorhergehenden, aufgeführt worden. Inzwischen hatte M. den Ruf als Hofkapellmeister in Hannover erhalten, wo er 1. Jan. 1831 seine Wirksamkeit begann, die sich alsbald in Theater und Concert sehr ersprießlich zeigte. Zunächst componirte er hier die Oper «Hans Heiling» (Text von Eduard Devrient), welche im Mai 1833 zum ersten mal in Berlin gegeben wurde, wo sie aber weder beim Publikum noch bei der Kritik entschiedenen Beifall fand. Mit Enthusiasmus nahm man dagegen dieses Werk im Juli 1833 in Leipzig auf, und unter andern Ehrenbezeigungen erhielt er von dortiger Universität die Würde eines Doctors der Musik. In der That ist auch «Hans Heiling» die gelungenste und vollendetste Leistung M.'s auf dem musikalisch-dramatischen Gebiete. Geist, Gemüth, Frische der Erfindung, prägnante Charakteristik, überhaupt alle trefflichen Eigenschaften seiner Productionen vereinigen sich in derselben zu einem gerundeten Ganzen. Diesem Meisterwerke folgten zunächst «Das Schloß am Aetna» (Text von Klingemann; 1836 zuerst in Hannover aufgeführt) und «Der Bäbu» (Text von Wohlbrück), die ebenso wenig mehr einen nachhaltigen Erfolg hatten als die Opern «Adolf von Nassau» (1844) und «Austin» (1852). Außerdem gehören zu seinen spätern musikalisch-dramatischen Arbeiten die Musiken zu dem Drama «Waldmüllers Margret» von Rodenberg und zu dem dramatischen Märchen «Der Goldschmied von Ulm» von Mosenthal, die beide reizende Nummern enthalten. M. starb 14. Dec. 1861, nachdem er einige Jahre vorher in Ruhestand getreten. Seine Frau Marianne war 1854 gestorben, und er hatte sich zum zweiten mal 1855 mit der Sängerin Therese Janda verheirathet. Außer seinen dramatischen Werken componirte M. auch viele Klaviersachen und Lieder, von denen letztere namentlich (einstimmige sowol wie für Männerchor) hoch geschätzt sind.

Marseillaise heißt die berühmte franz. Kriegshymne, welche die Armeen der ersten Republik zum Kampfe begeisterte und von Claude Joseph Rouget de Lisle (geb. 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saulnier) componirt wurde. Derselbe war als Ingenieuroffizier zu Strasburg, als bei dem Ausbruche des um Freiheit und Vaterland beginnenden Kampfes man nichts als militärische Gassenhauer hörte. Eine Colonne Freiwilliger sollte den folgenden Tag von da abgehen, und bei einem großen Gastmahle, welches der Maire der Stadt, Dietrich, 24. April 1792 gab, bat dieser den jungen Offizier, der sich als Dilettant mit Poesie und Musik befaßte, einen Schlachtgesang für die abgehenden Freiwilligen zu componiren. Rouget sagte zu. Von Dichterbegeisterung hingerissen, schloß er sich ein, und in derselben Nacht war die Hymne und zugleich die Musik dazu vollendet, zu der ein deutsches Kirchenlied das Thema geliefert haben soll. Der Bürgermeister Dietrich ließ die Hymne am andern Morgen mit voller Orchestermusik auf öffentlichem Markte ausführen, wo sie ihren ersten Triumph feierte. Der «Schlachtgesang der Rheinarmee» («Le chant de guerre de l'armée du Rhin»), so hatte der Verfasser sein Gedicht betitelt, wurde bereits in der ganzen franz. Nordarmee mit Enthusiasmus gesungen, war aber in Paris noch unbekannt. Die marseiller Föderirten, welche Barbaroux (s. d.) kommen ließ, brachten die Hymne im Monat Juli 1792 nach der Hauptstadt, wo sie mit Jubel aufgenommen wurde. Da man ihren wahren Ursprung nicht kannte, so taufte man sie mit dem

Namen der «Marseiller Hymne» («Hymne des Marseillais»), und seitdem heißt sie die M. Von allen Gedichten, zu welchen die Französische Revolution Veranlassung gegeben, hat sie den meisten poetischen Werth und ist in ihrer Art ein Meisterstück, voll Schwung und hinreißender Gewalt, Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, Kraft und Feuer der Composition. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther übte sie einen ungemeinen Zauber, der sich unter ähnlichen Umständen jedesmal neu bewährte, und fiel bei den Schlachten der Republik als ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale des Kriegs. Einigermaßen treffend war daher der für den franz. Dichter schmeichelhafte Bewillkommnungsgruß Klopstock's, als Rouget diesen 1797 in Hamburg besuchte. «Sie sind», sagte er zu ihm, «ein schrecklicher Mann; denn 50000 brave Deutsche haben Sie erschlagen!» Rouget de Lisle mußte indessen während der Schreckensherrschaft Verfolgungen erleiden und entging dem Schaffot nur durch Robespierre's Sturz. Zu Quiberon kämpfte er unter Hoche gegen die Emigranten; schwer verwundet, zog er sich ins Privatleben zurück. Sein Name wurde seitdem wenig genannt, denn die M. galt zur Zeit des Kaiserreichs und während der Restauration als eine revolutionäre Demonstration. Erst mit der Julirevolution erlebte auch die M. ihre Auferstehung, und dem Verfasser wurde eine Pension von 6000 Frs. zugesprochen, die er jedoch für seine Person ablehnte. Er starb 26. Juni 1836. Uebrigens trat er auch außerdem von Zeit zu Zeit als Liederdichter und Componist auf und gab eine «École des mères» (Par. 1798) und «Cinquante chants français» (Par. 1825) heraus.

Marseille (Massalia der Griechen, Massilia der Römer), die dritte Stadt Frankreichs, Hauptstadt des Departements der Rhônemündungen (Bouches du Rhône), Sitz eines Bischofs, Waffenplatz und Hauptort der 9. Militärdivision, Münzstätte und Frankreichs erste sowie nach London, Liverpool und Hamburg die bedeutendste, großartigste Seehandelsstadt Europas, liegt zwischen den Rhônemündungen und Toulon an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, am Fuße eines felsigen Ausläufers der provenzal. Alpen und an einer östl. Bucht des Golfe du Lion um den sehr geräumigen und sichern Hafen herum. Die Stadt zählte 1814 nur etwa 96000, 1846 bereits 183000, 1851 195138 und 1861 mit den Vorstädten 260910 E., darunter etwa 3000 Deutsche. Neuerdings hat sie beträchtlich an Umfang gewonnen, und die Unternehmungen engl. Compagnien stellen eine Vergrößerung der Stadt um ein Viertel in Aussicht. M. besteht aus der Alt- und der Neustadt, welche beide durch den langen Grand-Cours (Corso) und dessen südl. Fortsetzung, die Rue de Rome, geschieden sind. Diese von N. gegen S. gerichtete schnurgerade Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen Kaufbuden einen immerwährenden Markt unterhalten. Die sehr hohen Häuser der Stadt haben platte Dächer, mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangebäumen besetzt. Durchkreuzt wird der Grand-Cours durch die von O. nach W. zum Alten Hafen hinabziehende Rue de Cannebière und deren neue östl. Fortsetzung (Rue de Noailles), die reichste und prächtigste Straße M.s. Die Altstadt, der größere und volkreichere Theil, zieht sich im W. des Grand-Cours hufeisenförmig auf höherm Terrain zu dem Alten Hafen herab und hat enge, steile und winkelige Gassen, unansehnliche Häuser, dunkle Klostermauern und Kirchen. Im N. dieser Altstadt ist seit dem Bau des neuen Hafenbassins ein ganz neuer Stadttheil entstanden (Ville maritime), der für 60000 E. Raum hat, und dessen unlängst mit großen Kosten auch durch die Altstadt hindurchgebrochene Kaiserstraße den Alten und Neuen Hafen verbindet. Die Neustadt, östlich vom Grand-Cours, hat schöne, gerade, breite und reinliche Straßen, massive, zum Theil palastähnliche Häuser und Hotels. Doch zeigt sich in M. nirgends ein Bau, der, wie in Genua oder Venedig, Zeugniß eines alten mercantilen Reichthums gäbe, überhaupt kein großartiges öffentliches Gebäude aus älterer Zeit; alles trägt den modern-gewerblichen Charakter. Die frühere Kathedrale, die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, nur durch einige uralte Säulen merkwürdig, wurde niedergerissen und durch die Neue Kathedrale ersetzt, deren Vollendung 7 Mill. kosten soll. Dieselbe ist eine Basilika im byzant. Stile, mit mehrern Kuppeln von malerischem Effect. Auch die alte berühmte Kapelle Notre-Dame de la Garde, 1214 auf der nach ihr benannten Felsenhöhe im S. des Alten Hafens erbaut, ist durch eine neue große Kirche im roman.-byzant. Stile ersetzt, im Innern mit Marmorsäulen und mit Wandgemälden vom düsseldorfer Maler Müller geschmückt. Die neuerdings vollendete St.-Michaeliskirche, ein schöner goth. Bau, faßt 4000 Menschen. Die reform. Consistorialkirche ist ein hübscher moderner Bau. Die Griechen haben eine Kapelle und die Juden eine Consistorialsynagoge. Zu den vornehmsten öffentlichen Gebäuden gehören: das Stadthaus am Quai mit Bildsäulen und Karyatiden von Puget, der 1858—60 erbaute großartige Justizpalast, die 1854—60 von der Handelskammer für 8 Mill. aufgeführte Börse in Form eines griech. Tempels, die seit 1861 begonnene neue Präfectur, der

erzbischöfl. Palast, das Große Theater vom J. 1784, die auf 32 Säulen toscan. Stils ruhende neue Markthalle (Halle Puget), das schöne Münzgebäude, das Hôtel-Dieu, die Quarantaine-anstalt, der Bahnhof und die prachtvollen Quais. Unter den zahlreichen Plätzen zeichnen sich aus der Kaiserplatz (früher Place-Royal), der St.-Michaels- und der St.-Ferréolplatz, alle drei, wie einige andere, mit Springbrunnen, Baumgängen, Grasplätzen und Blumenbeeten versehen. Auch fehlt es nicht an schönen Promenaden innerhalb und außerhalb der Stadt.

Der Alte Hafen der Stadt (3000 F. lang, 800 F. breit), gegen alle Winde geschützt und etwa 1000—1200 Kauffahrern Raum bietend, aber für Kriegsschiffe nicht geeignet, zeigte sich, nachdem M. 1818 zum Freihafen erklärt worden, für den Schiffahrtsverkehr nicht mehr hinreichend, und es begannen seit 1823 erweiternde Bauten. Durch einen 4000 F. langen Damm und zwei kürzere Querdämme wurde 1853 vor dem nördl. Abschnitt der Altstadt der Port de la Joliette, ein längliches Viereck von 22 Hektaren geschaffen und durch einen Kanal mit dem Alten Hafen verbunden. Dazu kamen seit 1860 die erst 1864 vollendeten Hafenbassins Lazaret, Arenc und Napoléon, zusammen eine Hafenfläche von 112 Hektaren mit einer Quailänge von 9055 Meter. Doch auch dies reichte nicht hin, und man hat 1863 den Bau noch eines Bassins und eines Vorhafens nebst andern Verbesserungen beschlossen. Die Rhede von M. erstreckt sich von Cap Croiset im SO. bis Cap Couronne im NW. 3¾ M. weit. Dieselbe bietet in den der Stadt fast westlich gegenüberliegenden, durch Batterien gedeckten Felsinseln Pomègue und Ratonneau den ersten Schutz und hat nur eine einzige, durch einen Thurm bezeichnete Klippe (le Canoubier), während außerdem vier Leuchtthürme die Schiffahrt sichern. Am nördl. Eingang zum Alten Hafen liegt das Fort St.-Jean, südlich gegenüber das Fort Nicolas, die Citadelle und mehrere Batterien. Nahe östlich von Pomègue und Ratonneau befindet sich die Klippe If mit dem Fort Château d'If, das, im 16. Jahrh. erbaut, öfters als Staatsgefängniß gedient. Rückwärts der Stadt, auf den sie umgebenden Anhöhen, liegen Fabriken, Gärten, Weinberge und zwischen Oliven- und Maulbeerpflanzungen wenigstens 6000 Bastiden (Landhäuser). Die Stadt wird mit Wasser aus der Durance versehen durch eine großartige, namentlich wegen des Riesenbaues von Roquefavour berühmte Wasserleitung. Nicht nur wegen des Handels, sondern auch wegen des Klimas (mittlere Jahrestemperatur 11½° R.), der Seebäder, der angenehmen Gegend, der geselligen, gastfreien und lebensfrohen Bevölkerung halten sich in M. viele Fremde auf.

M. ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels-, eines Arbeiterschieds- und sechs Friedensgerichte, einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie eines Gewerberaths. Es hat eine große Menge Unterrichts- und wissenschaftlicher Anstalten, wie eine Facultät für Wissenschaften, eine Schule für Medicin und Pharmacie, ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine Handelsschule, eine Kunstschule, ein Taubstummeninstitut, eine Specialschule für orient. Sprachen, eine kaiserl. Schule für Hydrographie und für Schiffsjungen, unentgeltliche Vorlesungen über Kunst und Gewerbe, über Physik und Chemie, Naturgeschichte u. s. w. Im ganzen gibt es 21 freie Secundärinstitute, 28 Communal- und 148 freie Primärschulen. Ferner besteht eine Bibliothek von mehr als 60000 Bänden und 1300 Handschriften nebst Münzcabinet, ein reiches Stadtarchiv, ein kaiserl. Marineobservatorium, ein Museum für Alterthümer, für Gemälde und Naturalien (eins der reichsten Frankreichs), für welche beide letztern man seit 1864 zwei großartige Gebäude aufführte, ein Großes Theater sowie ein Acclimatisationsgarten, ein Botanischer und seit 1855 ein Zoologischer Garten. Unter den Gesellschaften sind zu nennen die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, die Societäten für Philosophie, Agricultur, Gartenbau, Statistik, Medicin und Pharmacie, Kunst u. s. w. Der Kunst- und Gewerbfleiß M.s steht in hoher Blüte. Man zählt 52 Seifensiedereien mit einer jährlichen Production von 500000 Ctrn., wovon 1862 über 125000 Ctr. ausgeführt wurden, 28 Oelfabriken, 16 Gerbereien sowie Soda-, Zucker-, Kerzen-, Stärke-, Zündholzfabriken, 43 Getreidemühlen, 10 Wollwäschereien, mehrere Hohöfen, Eisengießereien, Dampfmaschinenbauanstalten und verschiedene andere metallurgische Etablissements. Außerdem beschäftigen viele Hände die Bierbrauerei, die Behandlung der Weine, die Hutmacherei, die Anfertigung von Matten, Fässern, Tonnen, Fischergeräthen, die Fabrikation von Nudeln, Confituren, Conserven, Parfumerien, von Marmor- und Korallenarbeiten u. s. w. Dagegen hat der Schiffbau aufgehört, und auch die früher ausgebreitete Seefischerei (Sardellen- und Thunfischfang) beschäftigt nur noch etwa 3—400 Fischer. Den Geschäftsbetrieb unterstützen eine Menge von Bank-, Credit- und Assecuranzinstituten, Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaften. Die Bankfiliale machte 1862 für 375 Mill. Frs. Geschäfte. M.s Handel hat besonders seit der Eroberung Algeriens einen rapiden Aufschwung

genommen und erstreckt sich jetzt nach allen Welttheilen. Besonders aber versieht es den algier. und levant. Handel. 1862 waren in seinem Hafen 855 Schiffe zu 155965 Tonnen einregistrirt, darunter 131 Dampfer zu 52582 Tonnen. Der Packetbootdienst umfaßt die Linien nach den wichtigsten Häfen des Mittelmeers, nach Italien, Malta, Griechenland, Konstantinopel, Donaumündung, Alexandria, Algier, Tunis, Barcelona, Alicante, Cadix und von da nach Westindien, Brasilien und dem La-Plata. 1862 liefen im überseeischen Handel 7182 Schiffe zu 2,102997 Tonnen ein (darunter 1657 Dampfer zu 557364 Tonnen) und 7034 Schiffe zu 1,854717 Tonnen aus (darunter 1644 Dampfer zu 541684 Tonnen). In der Küstenschiffahrt kamen 5098 Fahrzeuge zu 442795 Tonnen an und 4615 zu 374539 Tonnen gingen ab. Der Werth der Ein- und Durchfuhr belief sich auf 692 Mill. Frs. und überdies auf 81 Mill. in Gold und Silber; der Werth der Ausfuhr auf 577 Mill., ungerechnet 236 Mill. in Edelmetallen. Hauptausfuhrartikel sind Wollstoffe, Seidenzeuge, Baumwollgewebe, raffinirter Zucker, Wein und Spirituosen, Oele, Seifen, Gerbereiartikel, Gold- und Silberstoffe, Glas-, Quincaillerie- und Bijouteriewaaren u. s. w. Der Haupteinfuhrartikel ist Getreide aus dem Schwarzen Meer und aus Algerien; sodann Seide, Rohwolle, Bauholz, Rohzucker, Kaffee (meist aus Brasilien), Baumwolle, Farbehölzer, Cacao, Gummi, Pfeffer, holländ. Käse, Stockfische, Thran, Schwämme, Häute, Reis, Wein und Branntwein, Metalle und Steinkohlen.

M. gehört zu den ältesten Städten Europas und wurde von den Phocäern schon um 600, nach weniger beglaubigter Angabe 546, zur Zeit, als Cyrus Kleinasien und dessen westl. Küstenstädte eroberte, gegründet. Es hieß griech. Massalia, war ein aristokratischer Freistaat sowie der Mutterstaat griech. Colonien an der gallischen und hispanischen Küste und blühte durch Handel und Schiffahrt bis 50 v. Chr. Ein berühmter Sitz der Kunst und Gelehrsamkeit, bezeichnet es Cicero als das Athen Galliens, Plinius als die Beherrscherin der Wissenschaften. Mit Rom war es von alters her befreundet, verlor aber seit dem Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar, wo es auf der Seite des erstern stand, an Gunst der Machthaber. Aber die ausgezeichnete Handelslage machte die Griechenstadt bald wieder zum großen Emporium. Auch das Christenthum wurde von M. aus mittels griech. Sprache und Bildung nach Südgallien getragen. Zur Zeit der Völkerwanderung fiel die Stadt in die Hände der verschiedenen Gallien erobernden Völkerschaften. Später kam es an Burgund und Arelat. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters wußte es sich fortdauernd seine Unabhängigkeit und Freiheiten zu bewahren, bis es endlich 1482 den Königen von Frankreich sich unterwerfen mußte.

Marsen, zuvörderst ein altes mittelital. Volk (Marsi) sabellischen Stammes, welches die von den Apenninen umschlossene herrliche Hochebene um den Fucinersee (jetzt Lago di Celano) mit dem Hauptorte Marruvium (jetzt San-Benedetto) bewohnte. Sie standen nebst ihren Stammverwandten, den benachbarten Pelignern, Marrucinern, Vestinern u. a. fast immer mit den Samnitern im Bündnisse gegen Rom und traten 91 v. Chr. an die Spitze des allgemeinen Aufstandes der Bundesgenossen. In diesem sehr blutigen und verheerenden Bundesgenossen- oder Marsischen Kriege, welcher den Zweck hatte, für die verbündeten Völker das röm. Bürgerrecht zu erkämpfen, oder den Mitgenuß der Rechte eines Römers, während sie bisher nur die Lasten mitgetragen hatten, schlug ihr Anführer Vettius Cato 90 den röm. Consul Publius Rutilius Lupus, der zugleich dabei sein Leben einbüßte. Darauf aber wurden sie von Marius und Sulla geschlagen; doch verlor noch ein zweiter Consul, Lucius Porcius Cato, gegen sie Schlacht und Leben, und es bedurfte noch wiederholter anderer Siege und des Abfalls mehrerer Verbündeten, ehe es dem Consul Cnejus Pompejus Strabo gelang, sie zu unterwerfen. Das röm. Bürgerrecht ward ihnen freilich später noch mit den andern ital. Völkerschaften zutheil, aber zu einer Zeit, wo es seine alte Bedeutung schon ziemlich verloren hatte. Außer ihrer Tapferkeit waren sie auch berühmt wegen der heil- und zauberkundigen Anwendung ihrer Bergkräuter und wegen ihrer Kunst der Schlangenzähmung. — M. heißt auch ein zu den ältesten german. Stämmen gehöriges Volk am Niederrhein. Als Augustus nach den Feldzügen des Drusus german. Völker auf das linke Rheinufer versetzen ließ, wichen sie tiefer ins innere Land zurück, wie es scheint, nach der obern Ruhr, wo sie dann so nachdrücklichen Antheil an der Varusschlacht nahmen, daß ihnen einer der erbeuteten röm. Adler zufiel. Gegen sie führte darauf auch Germanicus wiederholte schwere Nachezüge, und seitdem wird ihr Name nicht wieder genannt.

Marsfeld, Campus Martius oder auch blos Campus, hieß bei den Römern der nördl. Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomörium von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinalis und Capitolinus gegen die dort westlich ausbiegende Tiber hin erstreckt, und auf der jetzt der größte Theil der städtischen Gebäude Roms liegt. Ihr südl. kleinerer Theil

erhielt von dem 220 v. Chr. daselbst durch Flaminius erbauten Circus den Namen Circus Flaminius, der seit Augustus als Name der neunten Region auch das M. mit inbegriff, während der im Osten zunächst an den Hügeln liegende Strich als siebente Region nach der sie im Westen begrenzenden, vom Capitolinus bis zum Flaminischen Thore führenden Straße (jetzt Via del Corso) Via lata genannt wurde. Das M. war ursprünglich im Besitz der Tarquinier; nach ihrer Vertreibung wurde es dem Mars, dem in der Mitte des Platzes ein Altar errichtet war, geweiht und nach ihm benannt. Es diente als freier Platz theils für gymnastische und kriegerische Uebungen, theils gegen Südosten hin zunächst der Stadt für Volksversammlungen, namentlich für die Comitia centuriata, später auch für die Comitia tributa. Zum Gebrauche der Magistrate bei diesen und bei andern öffentlichen Anlässen war ein Gebäude aufgeführt (Villa publica). Auch errichtete Pompejus 55 v. Chr. im südwestlichsten Theile des M., nordwestlich vom Circus Flaminius (beim jetzigen Campo di Fiore), ein prächtiges Theater. Uebrigens blieb die ganze republikanische Zeit hindurch das M. unbebaut. Erst Cäsar begann für die Comitien marmorne Hallen (Septa, d. i. Gehege) aufzuführen, die Agrippa beendete, der auch die ersten öffentlichen Thermen und das Pantheon (jetzt Santa-Maria rotonda) daselbst erbaute, während Augustus weiter nördlich einen großen ägypt. Obelisk aufstellte und für sich selbst ein prächtiges Grabmal (Mausoleum Augusti) errichtete, wie denn das Begräbniß auf dem M. schon eine republikanische, nicht häufig ertheilte Ehre gewesen war. Auch das erste steinerne Amphitheater, das, von Statilius Taurus unter Augustus errichtet, beim Neronischen Brande zerstört wurde, lag auf dem M., dessen freier Raum durch diese und andere öffentliche Gebäude, deren Zahl sich unter den spätern Kaisern bis Alexander Severus mehrte, und von denen namentlich Domitian's Tempel der Minerva Chalcidica (jetzt Santa-Maria sopra Minerva), das von demselben Kaiser errichtete Stadium und die Säule des Antoninus Philosophus zu erwähnen sind, allmählich auf den dem Flusse nächsten Strich eingeschränkt wurde, der daher bisweilen auch im Gegensatze gegen den bebauten Theil als Campus bezeichnet wird und Uebungsplatz blieb. Privatbauten begannen, wie es scheint, auf dem M. erst in der spätesten röm. Zeit.

Marsfeld (Champ de Mars) heißt zu Paris ein geräumiger Platz, der ein regelmäßiges Parallelogramm bildet und sich, in einer Länge von 2700 F. bei 1200 F. Breite, von der Militärschule bis ans Ufer der Seine erstreckt. Der Platz ist mit ausgemauerten Gräben und mit Alleen eingefaßt, und auf beiden Seiten seiner Länge laufen amphitheatralische Erdwälle hin für die Zuschauer bei Festlichkeiten. Hergestellt wurde der Platz in dieser Form bei Anlaß der Feier des Bundesfestes vom 14. Juli 1790. Es waren zu diesem Zwecke von der Regierung 12000 Arbeiter bestellt; weil man aber dennoch befürchtete, daß die Arbeit nicht zu rechter Zeit fertig werden möchte, so griffen die von patriotischem Eifer beseelten Pariser in Masse zu Schaufel und Spaten und halfen das Werk vollenden. In der Mitte des Bundesfeldes, auf einem Rasenhügel, erhob sich der Altar des Vaterlandes, an welchem Talleyrand, damals Bischof von Autun, nach dem Revolutionsritual pontificirte. Auf einem der Militärschule gegenüber errichteten Prachtgerüste beschwor Ludwig XVI. die neue Constitution in Gegenwart von mehr als 500000 Bürgern, die in demselben Augenblicke voll Begeisterung die Hände emporstreckten und ebenfalls der Verfassung und der Dynastie Treue schwuren. Am 8. Juni 1794 feierte man sodann auf demselben Platze das Fest des höchsten Wesens. Napoleon I. begab sich nach seiner Krönung zum Kaiser der Franzosen 10. Nov. 1804 auf den Platz, um von den Abgesandten aller Departements und Armeecorps die Huldigung zu empfangen. 1815, während der Hundert Tage, wurde auf dem M., nach altfränk. Sitte, ein «Maifeld» (s. Märzfeld) gehalten und die Zusatzacte zu der Reichsverfassung dem versammelten Volke bekannt gemacht. 1830 vertheilte Ludwig Philipp an diesem Orte die Tricolorfahnen an die Nationalgarden, und nach der Februarrevolution von 1848 hatte hier die Arbeitermasse der sog. Nationalwerkstätten, d. h. die Heeresmacht des Socialismus, ihr Generalquartier und festes Lager. Hauptsächlich dient das M. zu Truppenmusterungen, militärischen Uebungen und Volksfesten, für welche es wegen seiner Lage, Größe und Regelmäßigkeit sich trefflich eignet. Eine einstweilige Umgestaltung erhielt der Platz für die allgemeine Industrieausstellung von 1867, indem man auf demselben einen riesigen Palast errichtete und ihn mit einem engl. Park und anderweitigen Anlagen versah, die seinen ganzen Flächenraum ausfüllen.

Marsh'scher Apparat, s. Arsenik.

Marsigli (Lodovici Fernando, Graf von), ital. Gelehrter, geb. zu Bologna 10. Juli 1658, wurde von seinen Aeltern, ungeachtet seiner großen Neigung für das wissenschaftliche Leben, für das Militär bestimmt. Mit dem venet. Gesandten machte er 1679 eine Reise nach Konstantinopel;

dann trat er 1683 in österr. Dienste, in welchen er sich während des Kriegs mit den Türken als einen geschickten Ingenieur bewies, doch sehr bald in Gefangenschaft gerieth. Nach einem Jahre wieder ausgewechselt, wurde er zum Obersten ernannt und mit wiederholten Sendungen nach Rom beauftragt. Auch wurde er bei den Grenzbestimmungen verwendet, die in dem Frieden zu Carlovicz 1699 verabredet worden waren. Im Spanischen Erbfolgekriege war er Untercommandant der Festung Altbreisach, die sich 1703 fast ohne alle Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen, während über den Commandanten Grafen von Arco das Todesurtheil ausgesprochen ward. M. fand Trost in den Wissenschaften, mit denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südl. Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. 1708 von Papst Clemens XI. berufen, um den Oberbefehl eines kleinen Heeres zu übernehmen, welches sich gegen den Kaiser Joseph I. in Bewegung setzen sollte, blieb er, da der Krieg beigelegt wurde, seitdem in Bologna, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich und starb zu Bologna 1. Nov. 1730. Seine Vaterstadt verdankt ihm mehrere wissenschaftliche Stiftungen. Außer der Schrift «Histoire physique de la mer» (franz. von Leclerc, Amsterd. 1725) und dem «Stato militare dell' imperio ottomano» (2 Bde., 1732) lieferte er das Prachtwerk «Danubius Pannonico-Mysicus, cum observatiónibus geographicis, astronomicis etc.» (6 Bde., Haag 1726, mit 288 Kupfern).

Marstall nennt man Gebäude, in welchen die Pferde fürstl. und anderer vornehmer Personen aufgestellt und alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthschaften aufbewahrt werden.

Marstrand (Wilh.), ein ausgezeichneter dän. Maler, wurde geb. 24. Dec. 1810 zu Kopenhagen und erhielt auf der dortigen Akademie seine erste künstlerische Bildung, die er von 1835 an in München und später bei einem längern Aufenthalte in Rom vervollständigte. Dort machte er sich hauptsächlich durch den Heimzug einer Gesellschaft vom Octoberfeste bekannt, ein Bild, das ebenso sehr wegen des gesunden glücklichen Humors, der es beherrscht, als auch wegen charakteristischer Auffassung und solider Technik Beifall erwarb. M. ist dem Gebiete des humoristischen Genre treu geblieben, hat herrliche Bilder nach Holberg'schen Charakteren, z. B. die Wohnstube, den polit. Kannegießer, Erasmus Montanus u. a., gemalt und bringt die Fülle seiner Beobachtungen gern in figurenreichen Bildern von Volksfesten u. dgl. zur Darstellung. Seit 1848 ist er Professor an der Akademie zu Kopenhagen, der er auch 1853—59 als Director vorstand.

Marsyas, der Sohn des Olympos, Oagros oder Hyagnis, ist wegen seines Wettkampfes mit Apollo bekannt. Als Athene die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen und den, der sie aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluche belegt hatte, fand M. dieses Instrument, auf dem er bald eine solche Fertigkeit erlangte, daß er es wagen konnte, den Apollo zum Wettkampf herauszufordern. Zu Kampfrichterinnen wurden die Musen herbeigerufen. Der stärkere Flötenton übertäubte anfangs die sanftern Töne der Lyra, welche Apollo spielte, und schon neigte sich der Sieg auf des M. Seite, als Apollo sein Spiel mit Gesang zu begleiten anfing. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun, und die Musen entschieden zu Gunsten des Apollo, der den Vermessenen an einer Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Dieser Kampf der griech. Kitharistik mit der phrygischen Auletik ist von vielen Künstlern der alten und neuern Zeit dargestellt worden. In Rom und in den röm. Colonien standen Statuen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder strengen Gerichts.

Martaban, früher eine besondere, zur Präsidentschaft Kalkutta gehörige Provinz an der Westküste Hinterindiens, jetzt ein mit Pegu vereinigter Bezirk der 1862 gebildeten Provinz Britisch-Birmanien (s. d.), umfaßt das Flußgebiet des mittlern und untern Saluen, der hier in den Golf von M. mündet, und ist größtentheils Tiefland, nur im Norden Gebirgsland. Der südl. Theil wurde 1826, der nördl. Theil nebst Pegu 1853 von den Birmanen abgetreten und nun das ganze Land mit Pegu administrativ vereinigt. Die ehemalige Hauptstadt und Festung M., nördlich an dem hier westwärts gerichteten Ausflusse des Saluen gelegen, wurde 29. Oct. 1825 von den Briten eingenommen, 24. Febr. 1826 von diesen im Frieden zu Yandabu wieder herausgegeben, aber im Birmanenkriege von 1852 von den Briten 15. April mit Sturm wiedergenommen. Sie ist jetzt zu einem Dorfe herabgesunken, während die gegenüberliegende Seestadt Maulmain, als deren Außenhafen Amherst (s. d.) betrachtet wird, einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Martellos heißen die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Corsica, die zur Zeit Karl's V. zum Schutze der Gegend gegen die

Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls M., die später als Wachtthürme gegen die Schleichhändler verwendet wurden.

Martène (Edmond), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation St.-Maure, wurde geboren zu St.-Jean de Lône 22. Dec. 1654. Mit seinem Ordensbruder Ursin Durand aus Tours machte er zur Untersuchung der Archive und Bibliotheken in Klöstern und Kirchen seit 1709 große Reisen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland, die bedeutende Ausbeute für die Geschichtsforschung gaben. Er starb 20. Juni 1739. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu bemerken: «Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc.» (Par. 1690—95); «De antiquis monachorum ritibus» (2 Bde., Lyon 1690); «De antiquis ecclesiae ritibus» (3 Bde., Rouen 1700); «Thesaurus novus anecdotorum» (5 Bde., Par. 1717); die umfassende «Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio» (9 Bde., Par. 1724—33); die Fortsetzung von Mabillon's «Annales Ordinis S. Benedicti» (Par. 1739).

Martens (Georg Friedr. von), Diplomat und Publicist, geb. in Hamburg 22. Febr. 1756, studirte in Göttingen und bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg und Wien weiter aus. Er wurde 1784 Professor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808—13 war er Staatsrath im Königreich Westfalen, von 1810 an zugleich Präsident der Finanzsection des Staatsraths. Nach der Restauration ernannte ihn der König von Hannover 1814 zum Geh. Cabinetsrath und 1816 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt. Hier starb er 21. Febr. 1821. Seinen literarischen Ruf begründete M. durch den «Précis du droit des gens moderne de l'Europe» (3. Aufl., Gött. 1821). Ein Werk von hoher Wichtigkeit ist sein «Recueil des traités» (7 Bde., Gött. 1791—1801), welcher mit 1761 beginnt und durch ein «Supplément» (4 Bde., Gött. 1802—8) ergänzt ward. Letzteres umfaßt theils die Zeit vor 1761, theils die Jahre von 1801—7. Eine zweite vermehrte Ausgabe des «Recueil» (8 Bde., Gött. 1817—35) umfaßt den Zeitraum von 1761—1808 und wurde in dem «Nouveau recueil» (16 Bde., Gött. 1817—42) und dem diesen ergänzenden «Nouveau supplément» (3 Bde., Gött. 1839—42) von M.' Neffen, Karl von M., Saalfeld und Murhard bis zum J. 1839 fortgeführt. Eine weitere, bis zum J. 1848 reichende Fortsetzung des Hauptwerks veröffentlichte F. Murhard unter dem Titel «Nouveau recueil» (11 Bde., Gött. 1843—45), welchem sich als 12. und 13. Band die «Archives diplomatiques» (1853—55) von G. Murhard und Pinhas sowie als Band 14—17 der «Recueil général» (1856—61) von Sammer anschlossen. Ein Generalregister über das «Recueil» und die erste Serie des «Nouveau recueil» gab Karl von M. (2 Bde., Gött. 1837—45) heraus. Von M.' übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts» (2 Bde., Gött. 1800—2); «Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe» (3 Bde., Berl. 1801); «Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh.» (Berl. 1807). — Sein Neffe, Karl von M., gest. als großherzogl. sächs.-weimar. Ministerresident a. D. 28. März 1863 zu Dresden, hat sich als würdiger Nachfolger des Oheims bewiesen durch sein «Manuel diplomatique» (Lpz. 1823), den er in dem «Guide diplomatique» (2 Bde., 5. Aufl., besorgt von Geffcken, Lpz. 1866) neu bearbeitete; ferner durch die «Causes célèbres du droit des gens» (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1858—61), und den «Recueil manuel et pratique de traités» (7 Bde., Lpz. 1846—57), ein Werk, das er mit Cussy gemeinschaftlich herausgab.

Martha heißt im Neuen Testament die Schwester des Lazarus und der Maria von Bethanien, die Jesum in Bethanien aufnahm und nach einigen in Jerusalem, nach andern bei Marseille gestorben und begraben sei. — Durch ihre barmherzigen Werke berühmt ist die Schwester M., eine franz. Nonne, die eigentlich Anna Biget hieß und 1749 zu Besançon geboren war. Dieselbe versah vor der Revolution die Dienste einer Thürsteherin in einem Kloster. Nach Auflösung der Orden lebte sie zu Besançon von einer Pension von 133 Frs. Mit Aufopferung unterstützte und pflegte sie seit 1792 die Hülflosen und Kranken, und furchtlos besuchte sie die Gefängnisse während der Revolution. Bei Ankunft der Verwundeten und Kriegsgefangenen verdoppelte sie ihren Eifer und verpflegte ohne Unterschied Freund und Feind. 1814 ging die betagte M. nach Paris, um von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und die Könige von Preußen, Spanien und England erkannten ihre Verdienste an und verliehen ihr Orden und Geld, das sie aber nur zu mildthätigen Zwecken verwendete. Ludwig XVIII. ernannte sie zur Vorsteherin aller Vereine von Barmherzigen Schwestern in Frankreich. Sie starb zu Besançon 29. März 1824.

Martialgesetz (Martial-law) nennt man überhaupt, ganz besonders aber in England, das Kriegsgesetz oder die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen in der bewaffneten Macht die Disciplin geübt wird und die Vergehen geahndet werden. Das Kriegsgesetz ist überall in seinen Strafen härter und in seinem Verfahren formloser als die allgemeinen Landesgesetze. Wenn daher die regelmäßigen Sicherheitsorgane bei Aufruhr oder Tumult die Ordnung nicht aufrecht zu erhalten vermögen, so wendet man auf eine Stadt, einen District oder auch wol auf eine Provinz das Kriegsgesetz an. Die bewaffnete Macht ist dann berufen, Ordnung und Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen ohne Umstände zu richten. Aber auch wenn eine Stadt oder Provinz vom innern oder äußern Feinde nur bedroht oder belagert ist, stellt man zur bessern Bewältigung der nahen Gefahr die Bevölkerung unter das Kriegsgesetz, oder man erklärt, wie man zu sagen pflegt, den Ort in Belagerungszustand (s. d.). In Großbritannien, wo Leben und Freiheit der Bevölkerung am meisten mit schützenden Formen umgeben sind, ist es allein die Sache der Ortsobrigkeit, den Kriegszustand eintreten zu lassen. Diese Magistrate haben ihre Handlungsweise auf Anklage vor dem ordentlichen Richter zu verantworten, während die Untersuchung, ob die bewaffnete Macht die ihr gegebenen Befehle überschritten hat, den Gerichten oder auch dem Parlament selbst vorbehalten bleibt. Das altengl., im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten mal unter Jakob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof übte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. die sog. Aufruhracte (Mutiny-act) zu Stande kam, welche seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Erst nachdem diese Acte verlesen und die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) für den bestimmten Ort auf bestimmte Zeit aufgehoben ist, kann nach Verlauf einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militärgewalt verfahren werden. Für Irland galten stets besondere Gesetze, die indessen jedesmal nur mit Bewilligung des Parlaments erneuert werden können.

Martiālis (Marcus Valerius), der vorzüglichste röm. Epigrammendichter und der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms (s. d.), geb. zu Bilbilis in Spanien um 40 n. Chr. und erzogen zu Calagurris (jetzt Calahorra), der Vaterstadt seines Freundes Quinctilian, kam als Jüngling unter Nero nach Rom und erwarb sich unter den folgenden Kaisern durch seine witzigen Dichtungen, unter Domitian auch durch niedrige Schmeicheleien Gunst und Geld. Unter Trajan, der die Satiriker nicht liebte, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er bald nach dem J. 100 n. Chr. starb. Seinen Ruhm begründete er durch 14 Bücher Epigramme, die meist scharfsinnig und treffend und voll Anmuth und attischen Salzes sind, obgleich viele derselben, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, durch Unzüchtigkeit und Schamlosigkeit abstoßen. Unter den zahlreichen Ausgaben ist die neueste, vorzüglichste Textrecension mit einem trefflichen kritischen Apparate von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841). Lateinisch und deutsch besitzen wir die «Sinngedichte des M. in einem Auszuge» von Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91), eine deutsche Uebersetzung mit Weglassung der anstößigen Stellen von Willmann (Köln 1825) und «Funfzig Epigramme, mit zeitgemäßen Zusätzen» von Diestling (Frankf. 1835).

Martignac (Gaye, Vicomte de), franz. Minister unter Karl X., geb. 1776 zu Bordeaux, widmete sich dem Rechtsstudium, begleitete 1798 Sieyès als Privatsecretär nach Berlin und setzte seitdem in seiner Vaterstadt die advocatorische Laufbahn fort. Während der Hundert Tage erregte er die Aufmerksamkeit der Bourbons, indem er gegen Napoleon schrieb, und wurde dafür bei der zweiten Restauration zum Generalprocurator des Gerichtshofs zu Limoges ernannt. Das Depart. Lot-Garonne sendete ihn 1821 in die Kammer, wo er als constitutioneller Royalist großes Rednertalent entfaltete. 1823 begleitete er als Civilcommissar des Königs die franz. Armee nach Spanien. Er bewies in dieser Stellung Mäßigung und wurde nach der Rückkehr zum Staatssecretär, darauf zum Director der Domänen, 1824 zum Vicomte erhoben. Nach der Auflösung des Ministeriums Villèle stellte ihn der Hof 9. Febr. 1829 als einen nicht unpopulären Charakter an die Spitze der neuen Verwaltung, indem er das Ministerium des Innern erhielt. Seinem Plane gemäß sollten beide Parteien den Fanatismus aufgeben und sich zur Stütze des Throns und Aufrechterhaltung der Charte vereinigen. In diesem Sinne suchte er in der Kammer die Anklage gegen das gefallene Ministerium zu beseitigen sowie den Vorschlag zu einer Petition an den König um Herstellung der Nationalgarde. Dagegen hob er das schwarze Cabinet auf, welches die Brieferöffnungen und andere geheime Spionerien leitete, vertrieb die jesuitischen Polizeimänner und brachte überhaupt eine Menge gemäßigt und constitutionell gesinnter Männer in die Verwaltung. Indessen unterlag bei der schroffen Stellung der Parteien und dem Kampfe um Principien die Vermittelungs- und Friedenspolitik M.'s sehr bald von

beiden Seiten den heftigsten Anfeindungen. Als er in der Sitzung von 1829 einen Gesetzentwurf zur Organisation des Gemeindewesens und einen andern zur Errichtung von Departementalräthen vor die Kammer brachte, verlangte die Linke größere Begünstigung des demokratischen Princips, die Rechte noch mehr Einschränkung des Wahlrechts auf die Höchstbesteuerten. Der König löste zwar 31. Juli 1829 die Kammer auf, aber M. sah sich auch zugleich vom Hofe gänzlich verlassen und legte schon 8. Aug. seine Verwaltung nieder. Unter dem Ministerium Polignac gesellte er sich nun in der Sitzung von 1830 der Opposition zu und stimmte für die Adresse der 221. Dessenungeachtet übernahm er nach der Julirevolution im Processe der gestürzten Minister unentgeltlich die Vertheidigung Polignac's. Zu Anfange des J. 1831 zog er sich aus der Kammer zurück und starb 3. April 1832. Nach seinem Tode erschien von ihm «Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823» (3 Bde., Par. 1832).

Martigny oder Ville de Martigny, deutsch Martinach, bei den Römern Octodurum, ein Städtchen im schweiz. Canton Wallis, liegt an der Eisenbahn, $5^3/_8$ St. im Südwesten von Sitten, auf dem linken Ufer des hier in scharfem Winkel aus Ober- nach Unterwallis eintretenden Rhône und am rechten Ufer der Dranse in einer fruchtbaren, aber den Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend. Als Stapelplatz für den Waarentransport über den Großen St.-Bernhard nach Italien sowie als Centralpunkt aller St.-Bernhard- und Chamouny-Touristen (wegen der Eisenbahn) ist der Ort im Sommer außerordentlich belebt. M. zählt (1860) 1403 E. und hat eine schöne, wegen vielen eingemauerten röm. Inschriften merkwürdige Pfarrkirche, eine Gewerbeschule und mehrere Hotels. Ein ursprünglich röm., späterhin restaurirter Aquäduct liefert Trinkwasser, aber von schlechter Beschaffenheit. Unmittelbar über dem Städtchen stehen auf steiler Felswand die Ruinen des 1260 von Peter von Savoyen erbauten und 1518 von Georg von Supersax zerstörten Schlosses La Batia, dessen hoher, runder Thurm einen weiten Blick in das Rhônethal gewährt. Der $^1/_4$ St. oberhalb an der Dranse gelegene Flecken Martinach (Bourg de Martigny), Hauptort des gleichnamigen Bezirks, besteht nur aus einer langen, durch einen Kastanienwald vor Lawinen geschützten Straße mit schönen Häusern, einer Pfarrkirche und 1212 E. Auf den benachbarten Rebenhügeln wachsen zwei vortreffliche Weine, der Coquempin und La-Margue. Unmittelbar bei dem Flecken liegt die Gemeinde Combe de M. mit 1420 E. Hier theilen sich die Gebirgsstraßen südwestwärts über den Col de Balme und Tête-Noire nach Chamouny und südostwärts durch das Dransethal über den Großen St.-Bernhard nach Italien. Im Juni 1818, wo ungeheuere Massen Gletschereises den Strom der Dranse gesperrt hatten, wurde das ganze Thal bis zum Städtchen M. hinab von einer verheerenden Ueberschwemmung heimgesucht.

Martin, der Heilige, geb. zu Sabaria in Pannonia (jetzt Stein in Niederungarn) um 316 von heidnischen Aeltern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. J. unter Konstantius und Julianus Kriegsdienste thun. Später ging er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und als ein Muster aller Tugenden erschien. Unter anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete, und der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt. Nachdem er nun mehrere Jahre als Mönch verlebt, reiste er nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeiselt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand, und als er auch hier von seiten des Bischofs Auxentius neuen Verfolgungen unterlag, ging er nach der Insel Gallinaria im Ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiosen versammelte. Gegen seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster von Marmoutiers, wo er 400 sein Leben beschloß. Höchst achtbar erscheint M. dadurch, daß er sich der Hinrichtung des Priscillian (s. d.) beredt widersetzte. Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht. Die M. beigelegte «Professio fidei de trinitate» ist untergeschoben. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben. Zu Ehren des Heiligen wird in der kath. Kirche 11. Nov., als dem Geburtstage desselben, das Martinsfest (Martini) gefeiert. Das Volk beging, auf jene Sage mit dem Becher gestützt, früher dieses Fest mit Schmausereien und Gelagen, woher die franz. Ausdrücke martiner und faire la St.-Martin, d. i. schmausen, und Mal de St.-Martin, d. i. verdorbener Magen, sich herschreiben. Am Martinsfest empfing auch die Geistlichkeit ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen, daher man noch gegenwärtig an diesem Tage die Martinsgänse verspeist.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — **M. I.**, geb. zu Todi in Toscana, bestieg 649 den päpstl. Stuhl. Als er auf der ersten Lateransynode die Monotheleten und den Kaiser Heraklius verdammen ließ, wurde er 653 von dem kaiserl. Statthalter Kalliozas gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch wurde auf Fürbitten des Patriarchen Paulus die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — **M. II.** oder Marinus I. (882—884) und **M. III.** oder Marinus II. (942—946) werden sehr oft nicht mitgerechnet und deshalb **M. IV.** (1281—85) auch als der zweite aufgeführt. In des letztern Regierung fiel die Sicilische Vesper (s. d.). — **M. V.**, aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII. Absetzung, während der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Seine Klugheit wußte die reformatorischen Bestrebungen des Concils so zu beherrschen, daß nur unbedeutende Misbräuche aufgehoben wurden. Mit Deutschland, Frankreich und England schloß er Separatconcordate, die nicht in Ausübung kamen, und löste die Versammlung in der 45. Sitzung unter nichtigem Vorwande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, doch dieser entsagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Entschädigung das Bisthum Majorca. Ein Concil, welches M. 1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde ebenfalls aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. M. starb 1431.

Martin (Christoph Reinh. Dietr.), deutscher Jurist, geb. 1772 in dem damals noch hess. Orte Bovenden unweit Göttingen, studirte auf der Universität dieser Stadt und wurde 1790 Advocat und zugleich akademischer Docent, 1796 Doctor der Rechte, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerord. und 1805 ord. Professor der Rechte daselbst. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe nach Heidelberg, wo er die Direction der jurist. Facultät als Spruchcollegium übernahm. Hier wurde er 1815 wegen einer auf Einführung der Verfassung gerichteten Petition in Untersuchung verwickelt, die zwar mit Freisprechung endigte, ihn jedoch bewog, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf erfolgte indeß seine Ernennung zum Ober-Appellationsgerichtsrath in Jena sowie zugleich zum ord. Professor der Rechte. Auch übernahm er verschiedene Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach und erhielt den Charakter eines Geh. Justizraths. 1842 legte er seine Aemter nieder und lebte seitdem als Privatmann zu Mügeln im Königreiche Sachsen, von dessen Ständen er zum Mitgliede des Staatsgerichtshofs für die Periode von 1846—48 erwählt wurde. Später siedelte er nach Gotha über, wo er 13. Aug. 1857 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes» (Gött. 1800; 12. Aufl., Heidelb. 1838), durch welches er bedeutend auf die Fortbildung des Processes eingewirkt hat; «Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums» (Heidelb. 1808); «Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses» (Gött. 1812; 5. Aufl., besorgt von Temme, Lpz. 1857); «Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen» (3. Aufl., Heidelb. 1829); «Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts» (Heidelb. 1820—25; 2. Aufl. 1829). M.'s «Vorlesungen über die Theorie des deutschen bürgerlichen Processes» (2 Bde., Lpz. 1855—57) wurden unter Mitwirkung seines Sohnes Theodor M. veröffentlicht.

Martin (Henri), franz. Geschichtschreiber, geb. 20. Febr. 1810 in St.-Quentin (Aisne), wurde von seinem Vater zum Notar bestimmt, wandte sich aber aus Neigung der Schriftstellerei zu und trat zuerst mit histor. Romanen auf. Sodann ging er zur eigentlichen Geschichtschreibung über und verfaßte mit Paul Lacroix eine «Histoire de Soissons» (1837), welche den von einer Dame für die beste Geschichte dieser Stadt ausgesetzten Preis von 12000 Frs. gewann. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er die erste Ausgabe seiner «Histoire de France» (15 Bde., Par. 1833—36), nach deren Vollendung er sofort die Umarbeitung des Werkes mit reichlicherm Material und nach einem umfassendern Plane begann. Die Veröffentlichung dieser zweiten Auflage erfolgte in 19 Bänden, von 1837—54 in ungleichen Zwischenräumen und war theilweise Gegenstand großer Auszeichnung. Die Bände 10 und 11, welche die franz. Religionskriege beschreiben, erhielten von der Akademie der Inschriften 1844 den großen Gobert'schen Preis, und 1851 ertheilte die Französische Akademie den Bänden 14—16, in denen die Geschichte des Jahrhunderts Ludwig's XIV. abgehandelt ist, den zweiten Preis, der ihnen auch in den vier folgenden Jahren zuerkannt wurde, bis sie 1856 den ersten Preis davontrugen. Strenger gegen

seine Arbeit als das Institut und das Publikum, hatte M. inzwischen die Vorbereitungen zu einer dritten Auflage getroffen, in welcher er sowol den gestiegenen Anforderungen der Leser als auch den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung vollkommen zu genügen suchte. Alle auf die Geschichte und Religion der Gallier, die Ursprünge und Bildungsstufen der franz. Sprache und Dichtkunst, die Vorgänge und Zustände des franz. Volkslebens im Mittelalter bezüglichen Theile haben eine abermalige Umarbeitung erfahren, und das Werk bildet in dieser Gestalt (16 Bde., Par. 1855—60) in der That eine neue und vollständige Geschichte von Frankreich. In einer frühern Schrift, «De la France, de son génie et de ses destinées» (Par. 1847) entwickelte M. die Ansichten, die nach seiner demokratischen Meinung aus der ganzen franz. Geschichte hervorgehen, und deren Haltbarkeit zum Theil freilich angezweifelt werden muß. Wenn aber auch sein großes Geschichtswerk nicht in allen Theilen gleich geistvoll und unbefangen aufgefaßt ist, so sind ihm doch ausgebreitete Forschung, große Wahrheitsliebe, histor. Scharfblick, treffliche Anordnung, klare, sorgfältige Schreibart zuzuerkennen.

Martin (John), engl. Maler, wurde 18. Juli 1789 zu Heydon-Bridge bei Hexham in Northumberland von armen Aeltern geboren und wuchs in großer Dürftigkeit auf, zeigte aber früh entschiedenen Beruf für die Kunst. Sein Lehrer war der in Newcastle ansässige Italiener Musso; doch nahm M. gleich anfangs seinen eigenen Weg, dem er bis ans Ende treu blieb. Er kam 1806 nach London, wo er mit unverdrossenem Fleiße arbeitete und 1814 seine Arethusa in der königl. Akademie ausstellte. Hierauf folgte Josua, der die Sonne stillstehen heißt (1815), wofür ihm der Hauptpreis der Akademie zuerkannt wurde. Seine berühmtesten Gemälde waren: der Fall von Babylon (1819) und Belsazar's Fest (1821), denen sich die Zerstörung von Herculanum und Pompeji (1822), die siebente Landplage (1823), der Untergang von Ninive und die Sündflut (1828) anschlossen. Sie zeichnen sich alle durch Großartigkeit des Stils und seltene Lichteffecte aus, obwol man daran mit Recht die Fehlerhaftigkeit der Zeichnung und die unnatürliche Grellheit des Colorits tadelt. Außer den genannten Arbeiten sind noch zu erwähnen: die Krönung der Königin Victoria (1839), der Abend vor der Sündflut (1840), die Göttin von Paphos (1846), der letzte Mensch (1849) und das Jüngste Gericht (1850), die aber seinen frühern Werken in jeder Beziehung nachstehen. M. führte auch den Grabstichel mit vieler Geschicklichkeit und hat die meisten seiner Gemälde selbst gestochen. Er starb 17. Febr. 1854 zu Douglas auf der Insel Man.

Martineau (Harriet), engl. Schriftstellerin, geb. 12. Juni 1802 zu Norwich in der Grafschaft Norfolk aus einer Familie franz. Abkunft. Unter acht Kindern eines Fabrikbesitzers eins der jüngsten, erhielt sie, wie alle ihre Geschwister, eine gute Erziehung. Ihre schwache Gesundheit, die Taubheit, an der sie seit früher Jugend litt, und ein inniges Verhältniß zu ihrem Bruder, dem nachher als unitarischer Geistlicher in Liverpool bekannt gewordenen James M., trugen viel dazu bei, in ihr die Liebe für die Wissenschaft hervorzurufen und ihrem Geiste eine Verstandesrichtung zu geben. Seit ihrem 19. J. trat sie als Schriftstellerin auf, zuerst aus freier Neigung, bald durch Familienunglück gezwungen, die Schriftstellerei als Erwerb zu benutzen. Doch schlug sie wiederholt die ihr von der Regierung angetragene Pension aus. Ihre zahlreichen Schriften haben fast alle die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im Auge, daher sie keine Mühe gescheut hat, sich mit den für Frauen sonst abstoßenden Wissenschaften der Staatswirthschaft und Statistik aufs innigste vertraut zu machen. Ihre wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind: «Illustrations of political economy» (9 Bde., 1832—34), welche die staatswirthschaftlichen Lehren in Erzählungen versinnlichen und zur allgemeinen Kenntniß bringen sollten; «Poor laws and paupers» (1834), eine scharfe Kritik der engl. Armengesetze; «Society in America» (3 Bde., 1837) und «Retrospect of Western travel» (3 Bde., 1838), beides Schilderungen Nordamerikas, das sie 1836 bereist hatte. Außerdem schrieb sie die Romane «Deerbrook» (1839) und «The hour and the man» (1840), der den Negeraufstand auf Haïti zum Thema hat; die «Forest and game-law tales» (3 Bde., 1846) in welchen sie die Misbräuche der engl. Jagdgesetze schilderte; «Life in the sick-room, or essays by an invalid» (1844), eine Reihe von Skizzen voll scharfsinniger Gedanken und anziehender psychol. Bemerkungen; mehrere Schriften über Erziehung und über Religion, z. B. «Traditions of Palestine» (1831), und viele Aufsätze für Journale und Reviews. Eine Reise nach Aegypten, Arabien und Palästina, die sie zum Theil aus Gesundheitsrücksichten unternommen, gab Veranlassung zu dem Werke «Eastern life, present and past» (3 Bde., 1848). Auch auf das Feld der Geschichte wagte sie sich mit entschiedenem Glück in ihrer «History of England during the thirty years' peace» (2 Bde., 1851), während sie in «Positive philosophy» (2 Bde., 1853)

ihre Landsleute mit den Lehren Comte's bekannt machte. Mit Atkinson gab sie «Letters on the laws of man's nature and development» (1851) und später «Letters from Ireland» (1853) heraus, die zuerst in den «Daily News» veröffentlicht wurden. Ihre Beiträge zu «Once a Week» und andern Zeitschriften erschienen gesammelt unter dem Titel «Health, husbandry and handicraft (1861). Die Schriften der Miß M. zeichnen sich sämmtlich durch Gründlichkeit, Klarheit und durch eine frische, belebte, oft sogar dichterische Schreibart aus, haben aber durch die darin entwickelten freisinnigen polit. und religiösen Ansichten bei der hochkirchlichen und conservativen Partei großen Anstoß erregt.

Martinez de la Rosa (Francisco), span. Staatsmann und Dichter, geb. zu Granada 10. März 1789, widmete sich mit großem Erfolge auf der Universität seiner Vaterstadt den Wissenschaften und wurde im Alter von 19 J. zum Professor der Moralphilosophie ernannt. Mit dem Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes (1808) wirkte er mit Eifer durch Rede und Schrift für die nationale Sache, wurde auch von der Insurrectionsjunta nach Gibraltar geschickt, um engl. Hülfe nachzusuchen. Zu derselben Zeit verfaßte er das epische Gedicht «Zaragoza», das die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt feierte. Da er noch nicht das erforderliche Alter zum Eintritt in die constituirenden Cortes von 1810 besaß, ging er nach England, wo er den Constitutionalismus kennen zu lernen suchte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1811 fand er die Cortes in Cadiz und wurde von diesen zum Secretär der Commission für Preßfreiheit ernannt. Während der Belagerung der Stadt durch die Franzosen ließ er eine Komödie «Lo que puede un empleo» und die Tragödie «La viuda de Padillo» aufführen, welche letztere durch die Beziehung ihres Stoffs zur Lage große Wirkung auf die Bevölkerung übte. Nach Herstellung des berühmten Verfassungswerks von 1812, das nicht ohne seinen Einfluß zu Stande kam, entwickelte er als Abgeordneter von Granada in den Cortes eine eifrige Thätigkeit, die ihm den Haß der klerikal-absolutistischen Partei und Ferdinand's VII. zuzog. M. wurde nach der Restauration des Königs verhaftet und ward nach sieben Monaten Kerker in die Presidios Afrikas verwiesen. Die Revolution Riego's führte ihn 1820 nach Madrid und in die Cortes zurück. Im Angesicht der Bewegung wandte er sich indeß gemäßigtern Anschauungen zu, wodurch er seine Popularität verlor. Nach dem Wahlsiege der Exaltados von 1820 bot Ferdinand VII. dem M. die Präsidentschaft des Ministeriums an, die er, wenn auch widerwillig, annahm. Er wollte zwischen Absolutismus und Freiheit einen Mittelweg einschlagen, befriedigte aber damit weder den Hof noch die Parteien. Mit dem Einmarsche der Franzosen (1823) von der Volkswuth bedroht, verwies ihn dagegen Ferdinand VII. des Landes, und er ging nach Rom, dann nach Paris, wo er acht Jahre zubrachte. Während dieser Zeit beschäftigte er sich literarisch und gab seine gesammelten Schriften («Obras literarias», 5 Bde., Par. 1827) heraus. 1830 erhielt er die Erlaubniß, in seine Vaterstadt zurückzukehren, und 1833, nach Ferdinand's VII. Tode, durfte er sich nach Madrid wenden. Die Königin-Regentin Maria Christina setzte auf ihn als Gemäßigten große Hoffnung und stellte ihn im März 1834 für Zea Bermudez an die Spitze des Ministeriums. In dieser Stellung brachte M. das sog. Estatuto real zu Stande, das statt der Constitution von 1812 eine sehr beschränkte Verfassung mit zwei Kammern gewährte. Er wurde dafür wieder von beiden Parteien angefeindet, und als dazu der Bürgerkrieg in den baskischen Provinzen ausbrach, den er mit durch die gewaltsame Aufhebung der Fueros herbeigeführt hatte, mußte er im Juni 1835 sein Amt niederlegen. In der Krisis von 1839—40, die den Sturz Maria Christina's und ihrer Partei herbeiführte, verließ M. freiwillig das Land und ging nach Paris, wo ihn der Regent Espartero zum Gesandten ernannte. Von 1842—43 versah er denselben Posten in Rom. Nach Espartero's Sturze kehrte er nach Spanien zurück und betrieb als Mitglied der Cortes eifrig die Volljährigkeitserklärung der jungen Königin Isabella. Als nach dem Sturze des Ministeriums Gonzales Bravo im Mai 1844 unter Narvaez' Führung die reinen Moderados ans Ruder kamen, trat M. als Minister des Auswärtigen ins Cabinet und half die Verfassungsveränderungen herbeiführen, durch welche die liberalen Bestimmungen der Constitution von 1837 vernichtet wurden. Mit Narvaez verließ dann auch M. im Febr. 1846 den Ministerposten und ging 1847 als Gesandter nach Paris, in welcher Stellung er bis 1851 blieb. Er nahm sodann seinen Sitz in den Cortes wieder ein, wurde seit Ende 1852 wiederholt zum Präsidenten erwählt und machte vier Jahre hindurch der Regierung eine constitutionelle Opposition. Als im Oct. 1857 unter seiner Mitwirkung an Narvaez' Stelle das Ministerium Armero-Mon kurze Zeit ans Ruder gelangte, übernahm er in demselben das Amt des ersten Staatssecretärs. Unter dem Ministerium O'Donnell (Juli 1858) erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des Staatsraths, während ihn die Cortes 1860 aufs

neue zum Präsidenten wählten. Außerdem war er lebenslänglicher Secretär der span. Akademie. Er starb zu Madrid 7. Febr. 1862. Mit M. schied ein Hauptrepräsentant der Vermittelungspartei in Spanien, die freilich zu zeiten ebenso viel Verfolgungssucht entwickelte als ihre Gegner. Als Dichter hat er sich auf sehr verschiedenen Gebieten versucht. Seine besten Werke sind die Tragödie «Edipo», das Drama «La conjuracion de Venecia» und das Lustspiel «La hija en casa y la madre en la mascara», in denen jedoch der Einfluß der franz. Schule nicht zu verkennen ist. Sein didaktisches Gedicht «El arte poetica» zeichnet sich durch Eleganz und Präcision aus, entbehrt jedoch der Originalität. Auch seine lyrischen Gedichte (Madr. 1833; 2. Aufl. 1847) haben ihre Vorzüge in Wohllaut und Diction. Außerdem schrieb er zwei wenig bedeutende Romane und unter dem Titel «Espíritu del siglo» (10 Bde., Madr. 1835—51) eine Geschichte der Französischen Revolution, eigentlich nur eine Bearbeitung von Thiers' bekanntem Werke. Die sämmtlichen Schriften M.'s erschienen zu Paris (5 Bde., 1844—46). Eine Uebersetzung seiner «Auserlesenen Schriften» (2 Bde., Heidelb. 1835—36) lieferte Schäfer.

Martini (Giovanni Battista), gewöhnlich Pater Martini, der größte Tongelehrte des 18. Jahrh., geb. zu Bologna 25. April 1706, erhielt frühzeitig von seinem Vater Violinunterricht und hatte dann im Klavierspielen und Singen Predieri, im Contrapunkt Ant. Ricieri zu Lehrern. Nachdem er schon 1721 in den Minoritenorden getreten, studirte er sehr eifrig Musik, zugleich auch die philos. Wissenschaften und wurde bereits 1725 Kapellmeister an der Franciscanerkirche in Bologna. Alle Muße, welche ihm sein Amt übrigließ, verwandte er auf das Studium alter und neuer Musiktheoretiker und erwarb sich hierdurch ein solches Wissen, das ihn zur Autorität seiner Zeit in musikalischen Dingen machte. Bedeutende Künstler erbaten sich seine Rathschläge, und in streitigen Dingen der musikalischen Kunst suchte man seine Entscheidung nach. Auch bei der Besetzung von Kapellmeisterstellen gab seine Stimme den Ausschlag. Von großem Einfluß war ferner die Compositionsschule, welche er eröffnet hatte, und aus der eine große Zahl bedeutender Musiker hervorgingen. Hochgeehrt von allen Musikfreunden, dabei stets bescheiden, verbrachte er sein Leben unter den unausgesetztesten Studien und Arbeiten, bei denen ihm seine nach und nach zusammengebrachte musikalische Bibliothek, die bedeutendste, die je ein Privatmann besessen, sehr zu statten kam. M. starb 4. Aug. 1784. Die beiden Hauptdenkmäler seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit sind die «Storia della musica» (3 Bde., Bologna 1751—81), nicht vollendet und nur mit der Musik der alten Völker sich befassend, ein Werk von ungeheuerer Belesenheit, aber weitschweifig und planlos, und «Esemplare, osia saggio fondamentale pratico di contrapunto» (2 Bde., Bologna 1774—75). Auch erschienen von ihm in Druck verschiedene musiktheoretische Abhandlungen, Gutachten, Streitschriften u. s. w. Als Componist vieler Kirchensachen (meist Manuscript), Klavier- und Orgelsonaten, Kammerduetten u. s. w. zeigt er weniger Erfindung als correcte Gelehrsamkeit.

Martinique, eine der Kleinen Antillen, 98782 Hektaren (18 Q.-M.) mit 136000 E. (im J. 1862, incl. 2175 Mann Garnison und Beamte) umfassend, worunter 117800 Schwarze, 9400 Europäer, 8000 Indier und 800 Chinesen, ist nächst Guadeloupe (s. d.) die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde 1493 von den Spaniern entdeckt, aber nicht in Besitz genommen und blieb daher nach wie vor den Karaiben, bis 1635 etwa 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph herüberkamen, sich hier niederließen, die Ureinwohner besiegten und zur Uebersiedelung nach San-Domingo und nach St.-Vincent nöthigten. Die franz. Regierung kaufte sie 1664 den Colonisten für 240000 Livres ab. Von den Engländern wurde sie 1762, 1794 und 1809 genommen, beim Frieden aber jedesmal an Frankreich zurückgegeben. Sie hat eine längliche Gestalt mit sehr zackigem Umrisse, ist sehr gebirgig und noch zum vierten Theil mit Urwäldern bedeckt. Die Erhebungen des Bodens verdanken ihren Ursprung sechs jetzt erloschenen Vulkanen: Carbet (1207 Meter), Pelée (1350 Meter), Roches-Carrées, Vauclin, Marin, Morne-la-Plaine. Die kegelförmigen Berge nennt man Pitons, die minder hohen, sanfter sich abdachenden Mornes. Die Insel hat zahlreiche Vorgebirge, die sichere Baien und Häfen bilden, viele kleine Flüsse und Gießbäche und mehrere heiße Mineralquellen. Das Klima ist trotz der Hitze und dem Witterungswechsel der Tropengegend gesund und die Ergiebigkeit des Bodens an Colonialproducten höchst bedeutend. Von der Gesammtfläche sind 32491 Hektaren bebaut, und zwar 19565 mit Zuckerrohr, 515 mit Kaffee, 330 mit Cacao, 24 mit Baumwolle, 6 mit Taback, 12051 mit Nahrungspflanzen; dagegen kommen 22532 Hektaren auf Savannen, 19733 auf Wald, 24026 auf Unland (im J. 1862). Die Cultur der 1720 eingeführten Kaffeepflanze war früher sehr bedeutend, 1789 waren damit 6123 Hektaren bepflanzt, 1835 noch 3082 Hektaren. Die öffentlichen Einnahmen betrugen (1864)

3,335307, die Ausgaben 3,133910 Frs. Hauptindustrie ist die Zuckerfabrikation. Die Ausfuhr beträgt jährlich 4—5 Mill. Thlr. Heftige Stürme richten freilich auf M. bisweilen große Verwüstungen an, und erst 1845 war die Insel der Schauplatz einer furchtbaren Verheerung, bei der auch viele Menschen umkamen; auch Erdbeben sind häufig. Sie ist in zwei Arrondissements getheilt, das von Fort de France und das von St.-Pierre. Die Hauptstadt Fort de France, früher Fort-Royal genannt, ist Residenz des Gouverneurs und der Behörden, liegt an der größten, in die Westküste einschneidenden Bucht der Insel und hat (1861) 13288 E. Der wichtigste Handelsplatz ist die Stadt St.-Pierre, mit guter Rhede, befestigtem Hafen und 23000 E. Andere bemerkenswerthe Orte sind La-Trinité, Handelsstadt an der gleichnamigen Bucht mit 5900 E., Lamentin und Macouba mit einst renommirten Tabackpflanzungen.

Martius (Karl Friedr. Philipp von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Naturforscher und Reisenden, geb. 17. April 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Ernst Wilhelm M. (geb. 1. Sept. 1756 zu Weißenstadt im baireuther Oberland, gest. 12. Dec. 1819), als Botaniker und Pharmaceut auch literarisch bekannt, damals Hofapotheker war. Der Sohn erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf der Universität daselbst Medicin. Nachdem er promovirt, nahm er mit Spix und andern theil an der 1817—20 von der österr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien, die in Bezug auf Umfang und Tiefe der Forschungen zu den ergebnißreichsten unsers Jahrhunderts gehört. Er berichtete über dieselbe in der «Reise nach Brasilien» (3 Bde., Münch. 1824—31), einem ungewöhnlich reichhaltigen und anziehend geschriebenen Werke, in welchem die Natur mit Treue aufgefaßt und mit seltener Anschaulichkeit geschildert ist. Die rein botan. Ausbeute seiner Reisen verarbeitete er seitdem in einer Reihe meist sehr reich ausgestatteter Werke, die sämmtlich von hohem wissenschaftlichen Werthe sind. Dahin gehören zunächst: «Nova genera et species plantarum» (3 Bde., Münch. 1824—32, mit 300 colorirten Tafeln) und «Icones plantarum cryptogamicarum» (Münch. 1828—34, mit 76 colorirten Tafeln). Diesen schließen sich an die «Historia naturalis Palmarum» (3 Bde., Münch. 1823—45, mit 219 colorirten Tafeln) und die «Flora Brasiliensis» (Heft 1—41, Lpz. 1840—66), zwei Prachtwerke, die zu den bedeutendsten gehören, welche überhaupt die botan. Literatur aufzuweisen hat. Von ersterm enthält der erste Band die Allgemeinheiten, der zweite die Beschreibung der brasilianischen, der dritte die systematische Uebersicht aller bekannten Palmenarten (582, während Linné nur 15, Humboldt [1816] nur 99 aufführt). In der Flora Brasiliens, die M. 1840 mit Endlicher begann und unter Betheiligung mehrerer ausgezeichneter Systematiker fortsetzte, sind bisjetzt 7568 Pflanzenarten, zu 794 Gattungen gehörg, beschrieben und viele derselben auf 968 Tafeln abgebildet. Den meisten seiner botan. Werke hat M. Naturschilderungen eingewebt, die nicht allein durch ihre Form anziehend, sondern auch für die noch neue Wissenschaft der Pflanzengeographie von Wichtigkeit sind. Die landschaftlichen Ansichten mit der charakteristischen Vegetation der beschriebenen Gegenden haben den Zweck, auch dem Laien einen Eindruck der großartigen Natur der Tropenländer zu verschaffen. In seinen «Reden und Vorträgen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung» (Stuttg. 1838) und mehrern andern kleinern Schriften hebt M. besonders die beschauliche und ethische Seite hervor. Schon vor seiner Reise hatte er «Plantarum horti Erlangensis enumeratio» (Erl. 1814) und «Flora cryptogamica Erlangensis» (Erl. 1817) veröffentlicht. Unter seinen zahlreichen übrigen Schriften sind mehrere einzelnen Pflanzenfamilien und Gattungen, wie z. B. den Amarantaceen (Bonn 1825), der Sömmeringia (Münch. 1828), den Eriocauleen (Bonn 1833), dem Erythroxylon (Münch. 1840) gewidmet. Andere enthalten treffliche Schilderungen der Natur Brasiliens und seiner Bewohner, wie z. B. «Die Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika» (Münch. 1831), «Das Naturell, die Krankheiten, das Arztthum und die Heilmittel der Urbewohner Brasiliens» (Münch. 1843) u. s. w. Die eigentlich ethnogr. Resultate seiner brasilian. Reise veröffentlichte er in den «Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde» (2 Thle., Münch. 1863—66), die für die Kenntniß der Indianerbevölkerung von Südamerika die wichtigsten Aufschlüsse gewähren. Sonst sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Conspectus regni vegetabilis secundum characteres morphologicos» (Nürnb. 1835); «Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis» (Lpz. 1843); «Die Kartoffelepidemie der letzten Jahre» (Münch. 1842); «Amoenitates botanicae Monacenses» (Frankf. 1829—31). Seit 1842 Secretär der mathem.-physik. Klasse, hat M. auch zahlreiche Gedächtnißreden auf verstorbene Mitglieder, wie von Schrank, Berzelius, Kielmeyer, Zuccarini, Oken, Link, Humboldt, Biot u. s. w., veröffentlicht. Eine Sammlung derselben wurde von ihm selbst veranstaltet (Lpz. 1866). Lange Zeit entfaltete auch M. als akade-

mischer Lehrer und Director des Botanischen Gartens eine höchst reiche Thätigkeit, bis er sich 1864 in Ruhestand versetzen ließ. Ein jüngerer Bruder, **Theodor Wilhelm Christian M.**, geb. 1. Juli 1796, gest. 15. Sept. 1863, übernahm 1824 von seinem Vater die Apotheke zu Erlangen und erhielt hier 1848 eine außerord. Professur der Pharmacie und Pharmakognosie. Er hat sich durch einen «Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs» (Erl. 1832) sowie durch das «Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie» (Stuttg. 1838) und andere Schriften literarisch bekannt gemacht.

Märtyrer, vom griech. (und lat.) martyr, d. i. Zeuge, nannte man (nach Apostelgesch. 22, 20; Hebr. 12, 1 und Offenb. Joh. 17, 6) im engern Sinne bis an das Ende des 3. Jahrh. diejenigen, welche mit ihrem Tode die Wahrheit und das Bekenntniß des Christenthums bekräftigten, im Gegensatze zu den **Confessoren** (Homologetae, Matth. 10, 32; 1 Tim. 6, 12. 13), welche den Christenglauben vor Gericht nur mit Todesgefahr bekannten oder mit Verlust der Freiheit und des Vermögens büßten. Späterhin vermischte man oft die Ausdrücke «Confessoren» und «Märtyrer» und bezeichnete im weitern Sinne mit letzterm überhaupt alle Christen, die ihres Glaubens wegen von Nichtchristen oder in der Kirche selbst wegen ihrer von derselben abweichenden geläuterten Lehre Verfolgungen erlitten. Als den ersten M. im engern Sinne des Wortes kennt die Kirche den Stephanus. Ihm fügt die kirchliche Tradition alle Apostel mit Ausnahme des Johannes bei; doch gibt schon Herakleon in den «Stromaten» des Clemens von Alexandrien an, daß Matthäus, Philippus, Thomas und Levi zu den M. nicht gehören. Die Kirche erwies allen M. die höchsten Ehrenbezeigungen und legte ihnen die höchsten Verdienste bei. Ihre Aussprüche galten für göttliche Befehle, ihre Handlungen für göttliche Thaten, auf ihre Fürsprache wurden Gefallene, die von der Kirche ausgeschlossen waren, wieder aufgenommen; ihr Tod sollte bei Gott die eigenen und fremden Sünden tilgen, wie die Taufe, sodaß man den Märtyrertod als die **Bluttaufe** (lavacrum sanguinis; Luc. 12, 50; Marc. 10, 39) bezeichnete. Ja dieser Tod sollte die Taufe selbst ersetzen (nach Matth. 10, 39) und sofort zur vollen Seligkeit führen, die außerdem den Frommen erst am Tage des Letzten Gerichts verheißen ist. Daher nannte man auch die Todestage der M. ihre Geburtstage (natalitia martyrum). Ihre Leichname löste man von der Obrigkeit ein, beerdigte sie feierlich, hielt den Gottesdienst an ihren Gräbern und bewahrte Ueberreste von ihnen als heilige Reliquien (s. d.) auf. Hiermit war aber auch der Grund gelegt, die M. selbst zum Gegenstande der Verehrung zu machen. (S. **Heilig**.) Die **Märtyrerfeste** scheinen schon gegen Ende des 2. Jahrh. aufgekommen zu sein; sichere Spuren derselben finden sich jedoch erst im 3. Jahrh. Man feierte sie dadurch, daß man zu den Gräbern der M. wallfahrtete, Lobreden auf diese hielt, ihre Thaten und Leiden verkündete, Oblationen brachte, betete und das Abendmahl genoß. Im 4. Jahrh. war die Zahl der M., freilich großentheils infolge religiöser Ueberspannung, die sich zum Märtyrerthume drängte, schon sehr groß geworden, sodaß man das **Fest aller M.** einführte, welches von der griech. Kirche in der Pfingstwoche, von der röm. Kirche 26. Dec. gefeiert wird. Jetzt pflegte man auch die Namen der M., die Angaben von ihren Leiden und ihrer Todesart in die Diptychen (s. d.) einzutragen und auswärtigen Gemeinden mitzutheilen, über ihre Gräber Altäre (mensae martyrum) und Kirchen (martyria; memoriae martyrum) zu bauen oder unter diese ihre irdischen Ueberreste zu versetzen. Diese Versetzungen hießen translationes; sie wurden von dem Klerus so übertrieben, daß schon der Kaiser Theodosius I. ein Gesetz gegen diesen Gebrauch erließ. War es aber in der Kirche bis in das 5. Jahrh. doch noch Sitte gewesen, selbst für verstorbene M. zu beten, so galt dies nun, wie Augustin ausdrücklich bemerkte, als ein Unrecht: Augustin meinte, daß man sich vielmehr durch Gebet den M. empfehlen müsse. Diesen Satz, der schon in der den M. erwiesenen Verehrung lag, machte die Kirche zur Praxis, und Innocenz III. stellte ihn sogar als durch die Autorität der Heiligen Schrift begründet dar. Bis an das Ende des 6. Jahrh. war die Zahl der wirklichen oder angeblichen M. bis in das Unglaubliche angewachsen. Dennoch fügte man immer noch mehr hinzu, und selbst in Visionen entdeckte man neue M. und erdichtete hiermit zugleich eine große Menge neuer Märtyrergeschichten, wie dies namentlich die Schriften des Gregor von Tours hinlänglich beweisen. Von nun an verschmolz die Geschichte und Verehrung der M. gänzlich mit der Geschichte der Heiligenverehrung. — **Martyrologien** heißen die größtentheils unglaubwürdigen Schilderungen der Verfolgungen und Martern der M. Clemens I. von Rom soll das erste Martyrologium entworfen haben. Das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. Schon Dodwell zeigte, daß die Martyrologien wenig Glaubwürdigkeit verdienen, und daß überhaupt die Anzahl der wirklichen M. verhältnißmäßig nur gering gewesen sein kann.

Marx (Adolf Bernh.), Musiklehrer und Componist, geb. zu Halle 27. Nov. 1799, erhielt nach dem Wunsche seines Vaters, eines jüd. Arztes, eine auf die wissenschaftliche Laufbahn gerichtete Bildung, übte sich aber auch zugleich im Klavierspielen, im Gesange und auf der Violine und versuchte sich, zuerst ohne Anleitung, dann unter Beistand des Professors Türk, in der Composition. Auch auf der Universität zu Halle, wo er die Rechte studirte, blieb er fortwährend ein eifriger Jünger der Tonkunst. Nach beendigten Studien trat er beim Stadtgericht zu Halle ein und wurde dann Referendar beim Oberlandesgericht in Naumburg. Hier componirte er seine beiden ersten Opern, zu denen er den Text selbst lieferte. Auch fing er an, Gluck's Werke zu studiren, deren Verständniß erst jetzt sich ihm eröffnete. Das Bedürfniß, in einer großen Stadt seine Kunstbildung zu erweitern, veranlaßte ihn endlich, nach Berlin zu gehen, wo er, neben seinen Arbeiten beim Kammergericht, aus Partituren und Büchern seine Musikkenntniß vervollständigte und befestigte. Nach einiger Zeit gab er indeß den Staatsdienst auf, um ausschließlich der Kunst zu leben. Er ertheilte nun Unterricht auf dem Klavier, im Gesange und in der Composition und übernahm später die Redaction der «Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung», veröffentlichte auch mehrere theoretische und praktische Musikwerke. 1830 wurde er an der Universität zu Berlin als Professor der Musik und Musikdirector angestellt. Seine Vorträge verbreiteten sich über alle Theile der Compositionslehre, über Geschichte der Musik und Philosophie derselben. Auch als Musikdirector erwarb er sich um den akademischen Chor wesentliche Verdienste. Doch war seine Thätigkeit am erfolgreichsten als Privatlehrer der Composition, und eine große Anzahl von tüchtigen Musikern verdankte ihre höhere Ausbildung seiner Führerschaft. M. starb 17. Mai 1866. Als Schriftsteller ist M. im Gebiete der musikalischen Theoretik und Didaktik sowie auch als ästhetischer Kritiker sehr fruchtbar gewesen, und seine Leistungen zeichnen sich im allgemeinen durch Geist und glänzende Darstellung aus, die freilich zuweilen in bloße Schönrednerei ausschweift. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Kunst des Gesanges» (Berl. 1826); «Ueber die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit» (Berl. 1829); «Ueber Malerei in der Tonkunst» (Berl. 1828); «Die Lehre von der musikalischen Composition» (4 Bde., Lpz. 1837—45; 6. Aufl. 1863 fg.); «Allgemeine Musiklehre» (Lpz. 1839; 7. Aufl. 1863); «Die Musik des 19. Jahrh. und ihre Pflege» (Lpz. 1855); «Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen» (Berl. 1858; 2. Aufl. 1863); «Gluck und die Oper» (Berl. 1862). Außerdem veröffentlichte er viele Aufsätze in musikalischen Zeitschriften und lieferte Artikel in Schilling's «Lexikon der Tonkunst». Zuletzt gab er «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (2 Bde., Berl. 1865) heraus. M. war ein Tonsetzer von mehr Verstand und Wissen als von Reichthum und Unmittelbarkeit der Erfindung. Unter seinen Compositionen befinden sich die Oratorien «Mose» und «Johannes der Täufer», das Melodrama «Die Rache wartet», die Oper «Jery und Bätely», Lieder und Klaviersachen, ein Choral- und Orgelbuch, verschiedene Kirchenstücke u. s. w.

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, umfaßt das Uferland der innern, 58 M. langen Chesapeakbai und zieht sich zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien mit einem schmalen Landstriche längs des Potomac bis zum Westabhange des Alleghanygebiets. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar und gewährt vornehmlich Eisen, Alaun, Steinkohlen, Taback und alle Arten Getreide und Obst. M. hat 441$^3/_5$ Q.-M. Flächeninhalt mit 687049 E., darunter 515918 Weiße. Die Sklaverei ist seit dem 1. Jan. 1863 aufgehoben. Getreide- und Schiffsbau, Woll- und Baumwollwaaren, Leder- und Eisenbereitung sind die Hauptgegenstände des Gewerbfleißes. Der Handel ist sehr bedeutend. Die Exporte betrugen 1860: 9,001600 Dollars, wovon 8,804606 Dollars auf Landesproducte kamen; die Importe hatten einen Werth von 9,784773 Dollars. Für den öffentlichen Unterricht ist, wie in allen ehemaligen Sklavenstaaten, nur nothdürftig gesorgt. 1860 waren 380 engl. M. Eisenbahn in Betrieb; die bedeutendste darunter ist die Baltimore- und Ohiobahn. Banken gab es 1860: 31 mit einem Kapital von fast 30 Mill. Dollars. Von dem engl. Kapitän Smith im Anfang des 17. Jahrh. besucht, wurde das Land 1632 von König Karl I. an Calvert, Lord Baltimore, verliehen, von diesem zu Ehren der Königin Maria benannt und zum Asyl der damals verfolgten Katholiken bestimmt, ohne jedoch die Anhänger anderer Religionsparteien auszuschließen. Die Colonie gedieh, gab sich 1650 eine Repräsentativverfassung, änderte dieselbe 1776 als Freistaat und trat 1788 zur Union. Die neueste Verfassung ist von 1851. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 22, auf 4 J. gewählten Mitgliedern und das Repräsentantenhaus, welches aus 74 Mitgliedern besteht, die auf 2 J. gewählt werden. Die vollziehende Gewalt übt ein auf 4 J. erwählter Gouverneur, der einen Gehalt von 3600 Dollars bezieht. Zum Congresse sendet M. fünf Repräsentanten. Sitz der Regierung ist **Annapolis**, mit 4529 E. und dem St.-John's-

College; als die bedeutendste Stadt, Handelsplatz und Hafen ist aber Baltimore (s. d.) anzusehen. Außerdem verdienen Erwähnung Harford wegen seiner Ocherbrüche, Cumberland, mit 8478 E., wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben, und die zwei meist von Deutschen bewohnten Orte Frederickstown mit 8143 E. und bedeutendem Handel und Hagerstown mit 4177 E. M. hat durch den Bürgerkrieg von 1860—64 sehr gelitten, wird aber bei seiner glücklichen Lage und seinen reichen Hülfsmitteln die durch Aufhebung der Sklaverei erlittenen Verluste bald wieder einbringen.

März (lat. Martius, d. i. dem Mars heilig), der Lenz- oder Frühlingsmonat im Zeichen des Widders, ist der dritte Monat des Jahres, der letzte des Winters, der erste des Frühjahrs. In ihm erwacht die Natur aus dem Winterschlafe, stellen sich die Zugvögel ein, beginnt die Feldbestellung. Eine warme, trockene Witterung sagt der letztern und der Entwickelung der Vegetation am meisten zu, daher die Bauernregeln: «Märzstaub bringt Gras und Laub, Märzregen wenig Segen», «Truckener M. füllet die Keller», «Der M. nimmt den Pflug am Sterz» u. s. w. Seine Lostage sind 9., 10., 12., 17., 19., 21. und 25. — Unter Märzbewegung oder Märzrevolution versteht man die Bewegung von 1848, die in den deutschen Staaten meist im M. ausbrach und allenthalben, wenigstens vorübergehend, große Veränderungen in Gesetz und Verfassung (Märzerrungenschaften) zur Folge hatte. Mit Vormärz pflegt man hiernach in Deutschland die polit. Zustände vor 1848, mit Nachmärz die Reaction der folgenden Jahre zu bezeichnen.

Märzfeld (campus Martius) hieß unter den merovingischen Königen der Franken die allgemeine Volksversammlung, die regelmäßig im März gehalten wurde. Pipin der Kleine verlegte sie 755 auf den Mai, weshalb sie nun Maifeld (campus Majus oder Magicampus) genannt wurde, und so blieb es unter Karl d. Gr. und solange der Gebrauch unter den Karolingern sich erhielt. In dieser Versammlung, wie sie auch bei andern deutschen Stämmen im Frühjahr üblich war, erschienen nach altgerman. Sitte alle freien Männer, um über Dinge, die vor die Volksgemeinde gehörten, wie Krieg und Frieden u. s. w., zu berathen und zu beschließen, und zur Abhaltung der Heerschau. Diese letztere und die Versammlung zum Kriegszug wurden bei den Franken die Hauptsache, da die Könige bei dem steigenden Ansehen der königl. Lehnsleute, namentlich derer, die Hof- und Staatsämter bekleideten, sowie der Bischöfe und Aebte nicht mehr das gesammte Volk, sondern nur jene zur Berathung der Staatsangelegenheiten alljährlich auf dem großen Reichstag (placitum) vereinten, der ebenfalls im Frühjahr und in Verbindung mit dem Maifeld gehalten wurde, und neben welchem noch eine zweite Versammlung im Herbst stattfand, zu der der König blos die angesehensten Großen und seine Räthe berief.

Marzipan, entstanden aus Marci panis, d. h. Markusbrot, eine Art feines Confect, das aus einem Teige von süßen und einigen wenigen bittern Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzüglichen M. liefern Königsberg in Preußen und Nürnberg.

Masaccio, eigentlich Tommaso Guidi, ein florentinischer Maler, wurde 1402 wahrscheinlich zu San-Giovanni im Valdarno geboren. Ein ihm angeborener tiefer Ernst ließ ihn im Leben oft nachlässig und zerstreut erscheinen, daher die verächtliche Endsilbe seines Namens, welche so viel als der unbehülfliche Thomas bezeichnet. Hauptgegenstand seiner Studien waren die Werke des Brunelleschi und Donatello. Sein Leben brachte er meist in Rom und in Florenz zu, wo er auch 1443 starb. Es sind nur wenige Staffeleibilder, sämmtlich in Tempera gemalt, von ihm vorhanden; um so bedeutender, ja epochemachend sind seine Fresken, besonders diejenigen der Kapelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die Geschichte des heil. Petrus darstellend. Hier zum ersten mal läßt sich eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen erkennen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätern Florentiner, ja für Rafael und Michel Angelo Vorbild blieben und von erstern nachgeahmt wurden. Wie in der Modellirung des Nackten, so eröffnete M. auch für die Drapirung einen neuen Stil, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Um dem Beschauer vollends sein Werk möglichst nahe zu rücken, umgab er die handelnden Hauptfiguren mit schönen lebendigen Gruppen von Zuschauern. Die Fresken zu San-Clemente in Rom sind entweder nicht von ihm oder bis zur Unkenntlichkeit übermalt.

Masanderân oder Masenderân, auch Mazenderân geschrieben, eine Provinz Persiens an der Süd- und Südostküste des Kaspischen Meeres, ein etwa 48 M. langer Landstrich von ungefähr 356 Q.-M. Flächeninhalt, besteht aus einer flachen Küstenebene von wechselnder Breite, aber ohne gute Häfen, mit den terrassenartig dahinter aufsteigenden Vorketten des hohen Elbrusgebirgs. Das Land ist reichlich bewässert durch eine Menge kleiner Flüsse, hat ein warmes, überaus feuchtes und ungesundes Klima, in den Ebenen und Thälern ungemein fruchtbaren Boden, der ungeachtet des nachlässigen Anbaues eine Menge Reis, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, Getreide, Hanf, Baumwolle, Zuckerrohr und Taback, außerdem Melonen, Arbusen, Kürbisse, Gurken, Kastanien, Citronen und viele Obstarten in Fülle hervorbringt. Die Maulbeerbäume werden zur Seidenzucht benutzt; die dichten Waldungen bilden einen Hauptreichthum des Landes. Man zieht Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Rinder, macht Jagd auf mancherlei Wild, treibt Fischfang, wenig Industrie, aber bedeutenden Handel mit dem übrigen Persien und mit Rußland, welches von hier Seide, Reis und Baumwolle bezieht. Die angesiedelten Bewohner unterscheiden sich von den übrigen Persern, wie die in Ghilan, durch dunklere Hautfarbe, härtere und unreinere Sprache, stehen im Rufe der Unterwürfigkeit und zugleich des Hochmuths und der Ungastlichkeit und sind unduldsame Schiiten. Weit zahlreicher und größtentheils sunnitische Mohammedaner sind die Stämme der Nomaden, welche meist unter eigenen Häuptlingen leben, aber Tribut an Persien zahlen, wie die Kodschawend, die Turkomanen, die kurdischen Modanlu und die türk. Kadscharen, von welchen letztern die jetzige Dynastie Persiens stammt. M., ein Theil des alten Medien und Hyrkanien, bei Firdusi als das Land der tapfern Krieger und Helden oder Divs, aber auch als das Land der Rosen und des ewigen Frühlings gepriesen und noch heute bei den Persern «der Garten Irans» genannt, blühte ganz besonders unter Schah Abbas d. Gr., um 1600, auf, welcher, wie andere Herrscher, hier Zaubergärten und Lustschlösser mit Wasserkünsten und Kunstteichen, mit Baumpflanzungen und Terrassenbauten anlegte, deren großartige und liebliche Reste, wenn schon im Verfall, doch heute noch bewundert werden. So der Schahpalast und die Orangen- und Citronenhaine zu Balfrusch (s. d.); die glänzenden Reste zu Aschraf (s. d.), zu Suffiabad, nicht weit von Aschraf, am Meere, wo noch die Reste einer Sternwarte und Lustgebäude stehen; in Furrahabad oder Farachabad an der Mündung des Tedschen, der zweiten Residenz des Schah Abbas, wo dieser 1628 starb. Die gegenwärtige Hauptstadt M.s ist Sari mit etwa 30000 E., die des östlichsten Districts ist Asterabad (s. d.). Außerdem ist noch die Stadt Amol oder Amul (s. d.) bemerkenswerth.

Masaniello (eigentlich Thomas Aniello), ein Fischer aus Amalfi, war der Führer des Aufstandes, der im Juli 1647 gegen den span. Vicekönig Herzog von Arcos in Neapel ausbrach. Der materielle Druck, der auf der Bevölkerung seit lange lastete, war im Jan. 1647 noch durch die unvernünftige Maßregel des Vicekönigs, auch das Obst zu besteuern, ins Unerträgliche gesteigert worden und rief gerade in der ärmern Bevölkerung eine tiefe Gärung hervor. M. selbst war persönlich erbittert, weil man seine Frau hart behandelt hatte, als sie versuchte, eine kleine Quantität Mehl einzuschwärzen. Er beschloß im Bunde mit einigen Gleichgesinnten, Rache zu nehmen, als ein Auflauf an den Zollhäusern 7. Juli 1647, wo man die neue Obststeuer erheben wollte, den zufälligen Anstoß zu einer Revolte der Massen gab. M. vertrieb die Zollbeamten, zerstörte mit den Seinigen die Zollgebäude und schüchterte den Vicekönig so ein, daß sich dieser zu den weitesten Concessionen herbeiließ. Freilich waren die niedern Volksklassen vollständig Herren in der Stadt. Paläste wurden zerstört, blutige Volksjustiz geübt, und M. selbst handhabte die thatsächliche Macht. In einem förmlichen Vertrage, den der Vicekönig mit M. 13. Juli in der Karmeliterkirche schloß, waren eine Menge von Zugeständnissen gemacht und namentlich alle neuen Auflagen, die nach den Exemtionen Kaiser Karl's V. auferlegt worden waren, beseitigt worden. M. aber ward durch diesen Erfolg und die Schmeicheleien des Vicekönigs völlig bethört, ergab sich dem ausschweifendsten Trunke und richtete seine launenvolle und grausame Despotie nun gegen die eigenen Freunde und Anhänger. Schon 16. Juli wurde er deshalb das Opfer derselben Volkswuth, die er aufgestachelt, indem Genossen seines frühern Anhangs ihn ermordeten. Diesen Gegenstand hat Auber zu der bekannten Oper «Die Stumme von Portici» als Stoff verwendet. Vgl. Saavedra, Herzog von Rivas, «Insurreccion de Napoli en 1647» (2 Bde., Madr. 1849).

Mascarenische Inseln oder Mascarenhas-Inseln heißen die östlich von Madagaskar im Indischen Ocean gelegenen vulkanischen Inseln Réunion oder Bourbon (s. d.) und Isle-de-France oder Mauritius (s. d.), wozu auch das 80 M. östlich von der letztern gelegene Eiland Rodriguez gerechnet wird.

Maschine und Maschinenwesen. Die Maschine bildet, im technischen Sinne genommen, den Gegensatz zu dem Begriffe Werkzeug. Unter letzterm versteht man im allgemeinen jedes Geräth, dessen man sich zur Anfertigung irgendeines technischen Gegenstandes bedient. Das Werkzeug also bedingt nothwendig die führende Hand neben dem denkenden Geiste des Arbeiters; die Maschine dagegen ist eine mehr oder minder künstliche Zusammenstellung einzelner Theile, welche, sobald sie von irgendeiner Seite her eine mechan. Kraft in Bewegung setzt, den technischen Gegenstand selbst fertigt und nur einer zeitweisen Beaufsichtigung oder Bedienung bedarf. In der Maschine sind die Werkzeuge, deren sich der Arbeiter bei der Handarbeit bedient, oft sehr sinnreich modificirt, angebracht, und die Maschine ersetzt also die Handarbeit in den meisten Fällen vollkommen, beschränkt sie aber mindestens in allen. Ein Beispiel möge genügen. Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um metallene Scheiben am Rande mit Zähnen zu versehen. In der Räderschneidmaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb hat (die Fräse) und, durch eine mechan. Kraft in Umdrehung versetzt, jenes Einschneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneide und in allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gebe. Auf der Maschine eingestellt, schneidet die Fräse immer in der richtigen Lage, hört auf zu schneiden, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist, und die Scheibe wird durch eine einfache Vorrichtung genau um so viel gedreht, als nöthig ist, damit der Fräse der richtige Angriffspunkt für den nächsten Einschnitt sich darbietet. Die Thätigkeit des Arbeiters beschränkt sich hier auf sehr weniges, dabei geht die Arbeit ungemein viel schneller und zugleich viel regelmäßiger von statten, als sie durch Hand und Feile ausgeführt werden könnte. Die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände hat gleichsam von selbst auf die Erfindung der Maschinen geführt. Früher und noch jetzt theilweise vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein: er mußte also jeden Zweig seines Fachs vollkommen ausgelernt haben. Spätere Unternehmer legten Anstalten an, in welchen die Arbeit so vertheilt wurde, daß ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitete, sodaß einer immer nur denselben Gegenstand fertigte, oft nur aus dem Groben, und ihn dann einem zweiten gab, der ihn ausarbeitete, und so fort, bis alle einzelnen Theile in die Hand des sog. Fertigmachers kamen, der alles zusammenstellte, wo das Ganze dann wieder von andern Arbeitern die letzte Vollendung erhielt. Es liegt am Tage, daß so jeder einzelne Theil besser ausgeführt werden konnte, da der eine, der immer nur eben diesen Theil machte, es bei demselben leicht zu großer Vollkommenheit bringen konnte. So entstanden die Fabriken. Wenn nun aber eben die Anfertigung dieser einzelnen Theile sich meistens auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt und fast eine rein mechanische, maschinenmäßige wird, so mußte man bald auf die Idee gerathen, diese Theile durch Maschinen anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stetiger arbeiten konnten und mußten, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen konnte. Auf diesen einfachen Grund lassen sich alle Maschinen zurückführen, wenn man dabei nur bedenkt, daß die zusammengesetztern Maschinen die Arbeit mehrerer Menschen in sich concentriren, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Man denke sich die Maschine zur Verfertigung der Krämpelbeschläge. Sie schneidet den Draht nach der gehörigen Länge und gibt ihm die gehörige Biegung; sie sticht die Löcher in das Krämpelleder; sie steckt die Drahthäkchen in die vorgestochenen Löcher. Dies sind eigentlich drei in eine zusammengezogene Maschinen, welche die Arbeit von drei Menschen verrichten, eine Arbeit, welche viel Genauigkeit verlangt und durch Menschenhände doch nicht so gut als durch die Maschine gemacht werden kann. Auf solche Weise müssen durch die Maschinen nothwendig viele Hände erspart werden, und wenn auch eine allgemein bewegende Kraft, die noch obenein sehr oft eine schon zur Benutzung vorhandene Elementarkraft sein konnte, mit einigem Kostenaufwande herbeigeschafft werden mußte, so trat doch immer eine große Ersparniß an Arbeitslohn ein, während die Erzeugnisse selbst besser wurden.

Es erhoben sich viele Stimmen gegen die Maschinen, welche geltend machten, wie durch dieselben eine große Menge von Menschen brotlos würde. Ja man brachte es dahin, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der Maschinen in den Fabriken ergriffen wurden. Allerdings muß man auch den Gegnern des Maschinenwesens zugeben, daß durch die Einführung der Maschinen viele Menschenhände ihre Arbeit einstellen müssen und folglich zunächst brotlos werden; allein der Schluß, der aus dieser Erscheinung gezogen wird, daß nämlich diese augenblickliche Arbeitseinstellung zur Verarmung und zum Verderben im ganzen führt, ist keineswegs richtig. Die Erzeugnisse der Technik werden durch Anwendung der

Maschinen wohlfeiler und besser, die Artikel werden mehr gesucht, weil sie durch billigen Preis jedermann zugänglich werden, die Consumtion steigert sich, und es entstehen immer neue Fabriken, welche jene brotlosen Arbeiter wieder beschäftigen. Die Erfahrung hat sogar gelehrt, daß an Orten, wo die Fabriken mit Maschinen besetzt wurden, sehr bald die früher vorhandenen Arbeiter nicht mehr zureichten, um jene Maschinen zu beaufsichtigen. In welch hohem Grade die Einführung der Maschinen auf die Entwickelung eines Industriezweigs einwirken kann, davon gibt, neben zahllosen andern Fällen, die Baumwollspinnerei ein schlagendes Beispiel. Nicht nur sind die auf Maschinen gesponnenen Garne weit schöner als Handspinnerei sie erzeugen kann, sondern es würde eine ganze große, nur aus Handspinnern bestehende Bevölkerung nicht hinreichen, um die gegenwärtig producirte und verbrauchte Garnmenge zu liefern. Oftmals ist die Ausführung gewisser Gegenstände einzig durch die Maschinen erst möglich geworden, z. B. Herstellung großer Eisenarbeiten mittels der Hobel-, Dreh- und Bohrmaschinen u. s. w. Außerdem erfordert auch die Anfertigung der Maschinen, selbst wenn wieder Maschinen die Maschinen anfertigen, eine Menge von Händen, die im allgemeinen besser besoldet werden als die gewöhnlichen Fabrikarbeiter. Endlich aber bilden sich gerade durch die Maschinenindustrie von Tag zu Tage neue Erwerbszweige, welche die menschliche Thätigkeit aufs neue in Anspruch nehmen. Zudem muß man in Anschlag bringen, daß es gerade die Maschine gewesen ist, welche dem Arbeiter selbst den Genuß und die Entfaltung der Menschenwürde gewährt hat, während er eben früher nur eine Maschine war. Die Bedienung der Maschine an und für sich erfordert oft schon eine größere Intelligenz und mehr Gewandtheit von seiten des Arbeiters, und diese Intelligenz eben führt ihn selbst darauf hin, und die Maschine gibt ihm zugleich die Zeit dazu, zu denken und an seiner übrigen Fortbildung zu arbeiten.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Maschinenwesens in den verschiedenen Ländern, welche in technischer Hinsicht Bedeutsamkeit erreicht haben, so findet man, wie auf jene Ausbildung einerseits die Individualität des Volkscharakters, andererseits aber die Localität als Grundbedingung eingewirkt hat. Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens dürfen wir England betrachten. Seine isolirte Lage, die Umständlichkeit, mit welcher die Erzeugnisse des Auslandes zu beschaffen waren, weisen den Engländer auf seine eigenen Mittel zurück; sein Seedienst aber, seine verhältnißmäßig große Kriegsmacht, sein Landbau nehmen viele Hände in Anspruch, sodaß die Klasse der Gewerbtreibenden nicht allzu zahlreich ist. Dennoch muß aber England viel Geld aus dem Auslande hereinziehen, und dies kann es nur, indem es viele Producte von außen bezieht, durch die Menge und Güte seiner Fabrikate erreichen. Um diese also hervorzubringen, bedurfte es der Maschinen, und man erfand sie. Begünstigt wurde England hierbei durch die große Menge eines guten Eisens und durch den Ueberfluß am besten Brennmaterial; daher fanden auch in England die Dampfmaschinen am schnellsten Eingang. So hat sich hier vor allen Ländern Europas das Maschinenwesen am frühesten und am meisten entfaltet. Der Engländer, mit fast pedantischer Strenge auf die Vollendung seines Gegenstandes hinarbeitend, denkt stets auf Verbesserung, ergreift gierig jede ihm dargebotene und scheut keine Kosten, welche Versuche, oft sehr ins Große getrieben, ihm verursachen könnten. Dabei begünstigt ihn großer Scharfsinn und eine durch die nicht vom Staate besoldeten Civilingenieurs bis in die untern Arbeiterklassen hin verpflanzte technische Ausbildung. Erst in der neuesten Zeit geht man damit um, nach dem Muster der deutschen und französischen auch in England technische Lehranstalten und Gewerbschulen zu gründen. Der Engländer ist rein praktisch: er erfindet erst eine Maschine, dann sucht er ihre Theorie auf und benutzt diese zur Verbesserung. Einen andern Weg schlägt man in Frankreich ein. Die technischen Bildungsanstalten Frankreichs haben in diesem Jahrhunderte eine sehr hohe Stellung eingenommen; dem dort gezogenen Arbeiter sind die Theorien nicht fremd, und ihnen folgend ist dort manche wichtige Erfindung gemacht worden, welche in das Maschinenwesen greift. Darum nimmt auch der Franzose, obschon er häufig Englands Erfindungen sich aneignet, dieselben nie auf guten Glauben an, sondern legt erst an alle den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung, weshalb auch dort eigentliche Misgriffe im großen zu den Seltenheiten gehören. Der Franzose faßt, schon vermöge seines lebhaften Temperaments, das Neue leicht auf und weiß es, durch natürlichen Instinct getrieben, für sich auf die eine oder die andere Weise nutzbar zu verwenden. Aus diesem Grunde steht das Maschinenwesen in Frankreich, auch von seiten der Regierung gefördert, sehr hoch. Auch in Deutschland hat neuerdings der Maschinenbetrieb mächtig seine Schwingen entfaltet. Dabei leistete eine ungemein vergrößerte Ausbeutung der natürlichen Schätze von Eisen und Steinkohlen vortreffliche Dienste, und es gelingt mehr und mehr, Deutschland der

vollkommenen Selbständigkeit und Unabhängigkeit im Maschinenbaue zu nähern, wozu die intensive und extensive Wirksamkeit der Industrie- und Gewerbvereine und das Emporblühen technischer Bildungsanstalten das Ihrige beitragen. Nordamerika hat sein Mutterland England hinsichtlich des Maschinenwesens fast überflügelt, und dies ließ sich nicht anders erwarten. Hier ist der Preis der Handarbeit hoch, und der Speculationsgeist wird stets rege gehalten und dadurch unterstützt, daß von Europa vielfach solche Leute dorthin gehen, welche Geistes- und Willenskraft genug in sich fühlen, den Kampf mit den sich dem Geschäftsbetriebe entgegenstellenden Hindernissen einzugehen. Auch Belgien hat in der neuern Zeit sein Maschinenwesen bedeutend gefördert und hält in dieser Hinsicht die Mittelstraße zwischen England und Frankreich, obgleich ihm manche Eigenthümlichkeiten nicht abzusprechen sind. Was die Entwickelung des Maschinenwesens in Rußland betrifft, so walten dort ganz andere Verhältnisse ob als bei den übrigen Staaten und Völkern. Während sich anderwärts das Maschinen- und Gewerbswesen aus der industriellen Klasse heraus bildete, geht in Rußland diese Entfaltung von den obern Staatsbehörden aus. Es ist aber trotz dieses abnormen Ganges nicht in Abrede zu stellen, daß die russ. Regierung energische und zum Theil sehr erfolgreiche Mittel ergriffen und sehr große Summen aufgewendet hat, um durch die Begründung des Fabrik- und Maschinenwesens Rußland von der Industrie des Auslandes unabhängig zu machen und eine vaterländische Industrie zu schaffen. Ueber das Maschinenwesen in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Hinsicht ist das Werk von Babbage, «On the economy of machinery and manufactures» (Lond. 1833; deutsch von Friedenberg, Berl. 1833) noch immer von Bedeutung.

Mascov (Joh. Jak.), deutscher Publicist und Historiker, geb. zu Danzig 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1719 außerord. Professor zu Leipzig, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenommen, später ord. Professor der Rechte und der Geschichte, Hofrath und Proconsul der Stadt. Er starb 22. Mai 1761. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine «Principia juris publici Romano-Germanici» (Lpz. 1729; 5. Aufl. 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete «Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränk. Monarchie» (2 Bde., Lpz. 1726—37), die ins Englische, Französische und Holländische übersetzt wurde, zeigt, daß er richtigere Ansichten von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten läßt. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker blos entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Eine Fortsetzung derselben sind die «Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici» (3 Bde., Lpz. 1751—53). Außerdem schrieb er «Abriß einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs» (Lpz. 1722—30) und «Einleitung zu der Geschichte des Römisch-Deutschen Reichs» (Lpz. 1752).

Masculinum, s. Geschlecht (sprachlich).

Maser nennt man diejenige Holzbildung, bei welcher der Verlauf der im Stamm emporsteigenden, das Holz zusammensetzenden Gefäßbündel (bei Laubhölzern) oder der Holzzellenbündel (bei Nadelhölzern) ein höchst unregelmäßiger, gewundener, verworrener ist, wodurch auf dem Tangentialschnitt (dem senkrecht auf die Markstrahlen geführten Längsschnitte) seltsam gewundene Figuren und Zeichnungen entstehen. Häufig ist das Maserholz auch eigenthümlich gefärbt, oder es nimmt wenigstens durch Aetzung und Politur eigenthümliche, meist sehr schöne gelbe und braune, sehr verschieden nuancirte Färbungen an. Die Veranlassung zur Maserbildung geben gewöhnlich Adventivknospen, welche sich am Stamm in großer Menge entwickeln und knollige Anschwellungen und Auswüchse bewirken. Besonders häufig findet sich die Maserbildung am Grunde des Stammes nahe über der Wurzel. Durch öfteres Auslichten der Zweige kann man die Maserbildung befördern. Das mit Maserbildung versehene Holz heißt Maserholz und wird vorzüglich zu ausgelegten Arbeiten, Fournieren u. s. w. verwendet. Unter den einheimischen Laubhölzern zeichnen sich der Nußbaum, Kirschbaum, die Birke und Pappel durch häufige Maserbildung aus, unter den Nadelhölzern vorzüglich der Taxus.

Masern (morbili, rubeola), auch Rötheln, heißt eine acute Infectionskrankheit, die sich lediglich durch Ansteckung fortpflanzt. Die Krankheit kann übertragen werden durch das Blut, die Thränen, den Lungenschleim, die Hautausdünstung, und sie wird sogar durch Personen verschleppt, die selbst nicht an den M. erkranken. Nur Kinder unter dem ersten Lebensjahre und Greise bleiben von der Krankheit verschont, während sonst alle Lebensalter von ihr ergriffen werden können.

Einmalige Durchseuchung schützt in der Regel vor einer zweiten Erkrankung. Die Krankheit bricht 12—14 Tage nach erfolgter Ansteckung aus und beginnt als fieberhafter Katarrh der Luftwege und der Augenbindehaut. Dieses Vorläuferstadium währt in der Regel drei Tage, worauf unter Zunahme des Fiebers zunächst im Gesicht (um Mund und Augen), dann am Halse und an der Brust und endlich noch vor Ablauf der ersten 24 St. am ganzen übrigen Körper zahlreiche linsengroße, rundliche rothe Flecken aufschießen, die an manchen Stellen zusammenfließen, zwischen sich aber Haut von gesunder Farbe lassen. Mit dem vollendeten Ausbruche des Ausschlags mindert sich die Farbe ganz bedeutend und verschwindet oft ganz, während die Flecken schon nach 24 St. zu erblassen beginnen. In gutartigen Fällen sind die Flecken am achten oder neunten Tage der Krankheit verschwunden, und die Haut schuppt sich kleienförmig ab. An sich tödten die M. nur selten, wol aber hinterlassen sie als Nachkrankheit manchmal Tuberkulose. Die Kranken müssen das Bett so lange hüten, bis die Abschuppung vollendet ist. Die Temperatur des Krankenzimmers soll 13—15° R. betragen und diese Temperatur nach dem Thermometer geregelt werden. Die Augen schütze man vor zu grellem Licht, halte sie aber keineswegs ganz im Dunkeln. Täglich soll die Luft des Krankenzimmers erneuert werden, aber so, daß die Kranken nicht dem Zuge ausgesetzt sind. Leib- und Bettwäsche wechsele man, wenn nöthig, doch nur nach vorgängiger Durchwärmung. Die Kost soll anfangs leicht, später kräftiger sein. Nebenkrankheiten, wie Lungenentzündung u. dgl., bleiben der Behandlung des Arztes überlassen.

Masinissa, König der Massylier in Numidien, der Sohn des Gula, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Geistesgaben und voll Ehrgeizes, war im zweiten Punischen Kriege seit 213 v. Chr. mit Karthago verbündet, da ihm Hasdrubal (s. d.), Gisgo's Sohn, seine schöne Tochter Sophonisbe verlobt hatte, und kämpfte in Spanien auf karthag. Seite, während Syphax, ein anderer numid. König, der auch um Sophonisbe geworben hatte, sich den Römern anschloß. Als aber nach der Niederlage der Karthager bei Bäcula, 207 v. Chr., Hasdrubal, um den Syphax zu gewinnen, diesem M.'s Verlobte gab, näherte sich M. den Römern, wurde darum nach seiner Rückkehr aus Spanien durch Syphax und die Karthager bekriegt und schloß sich (nach Livius) als Flüchtling mit wenigen Reitern dem Scipio an, als dieser 204 in Afrika landete. Mit den Römern verbündet, kämpfte er nun gegen Karthago und gegen Syphax, der 203 sein Reich und Sophonisbe an ihn verlor und besiegt in röm. Gefangenschaft kam. Er verzieh Sophonisben die Untreue und vermählte sich mit ihr; aber durch Scipio gedrängt, welcher fürchtete, daß sie den Gemahl auf karthag. Seite ziehen möchte, und ihre Auslieferung verlangte, sendete er ihr den Giftbecher. Die Römer belohnten ihn mit königl. Ehren und dem Lande des Syphax; nach der Schlacht bei Zama mußten ihn die Karthager im Frieden als König des ganzen Numidien anerkennen. Nach Hannibal's Vertreibung suchte er Stücke des karthag. Gebiets an sich zu reißen und wurde jedesmal von den Römern, die als Schiedsrichter angegangen werden mußen, begünstigt. Endlich reizte er sie, da er einen der fruchtbarsten und bebautesten Striche in Anspruch nahm, zum Kriege, und diesen Vorwand benutzten die Römer, um den Frieden auch für sich als gebrochen anzusehen. Den Karthagern wurde 150 v. Chr. Krieg (der dritte Punische) angekündigt, in dessen zweitem Jahre M., 92 J. alt, 148 v. Chr. starb. Sein Reich wurde nach seinem Willen unter seine drei Söhne Micipsa, Gulussa und Mastanabal getheilt; der Sohn des letztern war Jugurtha (s. d.).

Maskât ist der von der Hauptstadt auf das Land übertragene Name des Staates Omân an der Ostküste Arabiens längs des Meeres von Omân (Bahr Omân), des nördlichsten Theils des Arabischen Meeres (s. d.). Die Herrschaft in diesem Staate ist in der Familie des zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Volkswahl auf den Thron gehobenen Stammherrn erblich. Der Imam oder Sultan von Omân, Sejjid-Saïd, welcher von 1804—56 regierte, machte, von den Engländern unterstützt, durch seine milde und kluge Regierung M. zu dem mächtigsten Staate Arabiens und zu einem der wichtigsten Handelsgebiete des Orients. Es gehört zu dem Imamat nicht nur das Küstenland Omân und in gewissen Abhängigkeitsverhältnissen die arab. Süd- und Westküste des Persischen Meerbusens (s. d.) bis zu den Bahreininseln, sondern auch der schmale Küstenstrich der pers. Landschaften Mogistan und Laristan mit den Handelsstädten Bender-Abbasi (s. d.) und Lindscha oder Lundsche (20000 E.) und den Inseln Ormus (s. d.), Kischm, Laredsch oder El-Aredsch und Hindscham, sowie die Küste Beludschistans vom Ras-Tauka bis nach Passani und Ras-Passinu mit den Hafenplätzen Gwatar und Gwadel. Unter dem Imam Sejjid-Saïd gehörte unmittelbar zu M. auch die ganze ostafrik. Küste Wazamba oder der Suaheli-Neger, fast vom Aequator bis südlich zum Cap Delgado mit den Inseln Patta, Lamu, Melinde (Malindi), Wita oder Mombas, Pemba, Zanzibar oder Zanguebar (s. d.), Mafia oder

Monfia- und Kilwa (Quiloa), desgleichen eine Zeit lang die Insel Sokotora (s. d.). Nachdem aber dieser allgemein geschätzte Imam 18. Oct. 1856 am Bord seines Kriegsschiffs Victoria auf der Ueberfahrt nach Zanzibar, dem Centrum seiner afrik. Besitzungen, gestorben, theilten sich seine ungerathenen Söhne in die Herrschaft. Der älteste, Sejjid-Thuweni, erhielt M. und die asiat., Sejjid-Mejjid die afrik. Besitzungen, dabei in tributärem Verhältniß zu ersterm bleibend. Sejjid-Thuweni zeigt sich herrschsüchtig, geizig und ist unter den Arabern nicht beliebt. Die Familienstreitigkeiten zwischen den ältern und jüngern Brüdern und Verwandten sind endlos und würden zum Ruin der Dynastie Sejjid führen, wenn nicht England schützend einzugreifen wüßte. Wie Aden zum Rothen Meere, so ist M. der Schlüssel zum Persischen Golfe, und die Engländer mit ihrer klugen Politik haben sich deshalb auch hier festgesetzt. In Wirklichkeit ist dieser Theil Arabiens nur eine Dependenz des brit.-ostind. Gouvernements, da seine Besitzer ihre Existenz den Engländern verdanken. Das Land Omân ist im ganzen ein productenarmes Land, doch gehören einzelne Küstenstrecken zu den fruchtbarsten und bevölkertsten Theilen Arabiens.

Die Bewohner, die von der westl. Einwanderung nach Arabien fast unvermischt gebliebenen Reste der Kartani, haben mit den nördlicher wohnenden Arabern wol die Sprache gemeinsam, weichen aber fast in jeder Beziehung von den übrigen Arabern ab. Neben ihnen haben sich auch andere Araberstämme aus dem N. angesiedelt, namentlich Wahabiten der fanatischsten Art, Feinde aller ihrer Umwohner. Unter den übrigen Einwohnern Omâns gilt aber Wahâb und selbst Mohammed nichts, Ali ist in hohem Grade verhaßt. Ebenso hat der Koran hier keine Geltung, und die Pilgerfahrt nach Mekka ist abgeschafft. Später nahmen sie nach dem Stifter einer Sekte den Namen der Karmaten an, verwarfen indeß jedes geschriebene Gesetz, jedes Dogma. Auf der Grundlage ihrer alten, ursprünglich sabäischen Religion hat sich eine Naturreligion entwickelt, und der Gottesbegriff ist noch jetzt ein pantheistischer. Die Karmaten tragen weiße Kleidung und einen weißen Turban. Sie nehmen außer den Beischläferinnen nur eine Frau, und diese geht unverschleiert. Wein und Taback werden in großer Menge gebraucht, Gold und Silber mit Verschwendung getragen. Durchweg herrscht große Toleranz und in jeder Weise Freiheit, doch auch Hang zu Wohlleben und Luxus. Jährlich werden aus Zanzibar Negersklaven in Menge eingeführt, von denen sich viele mit der Zeit frei machen, und die jetzt schon ein Viertel der Bevölkerung bilden. Gerichte und Executive sind ganz getrennt. Der Imam ist im Besitz von Monopolen und hat eine Leibgarde von 1000 Mann. Neben ihm besteht eine mächtige Aristokratie, auch bildet jede Stadt ein geschlossenes Municipium. Das Areal des Imamats läßt sich bei der Unbestimmtheit der innern Landesgrenze nicht angeben. Die Bevölkerung von Omân selbst wird auf 500000, mit den asiat. Dependenzen auf höchstens 600000 Köpfe geschätzt, während man vor der Trennung Zanzibars etwas über 2 Mill. annahm. Unter dem Imam Sejjid-Saïd wurde das stehende Heer auf 20—30000 Mann, die Kriegsmarine auf 87 Schiffe mit 730 Kanonen, die Handelsflotte auf wenigstens 2000 Fahrzeuge mit einem Gesammtgehalt von 37000 Tonnen angegeben. Seitdem hat sich dies alles geändert, und die Flotte verfault. — Die Hauptstadt M., die Residenz des Imam, nahe dem Wendekreise, im Hintergrunde einer von steilen und nackten Felsen eingeschlossenen, überall guten Ankergrund bietenden und unglaublich fischreichen Bucht des Meeres von Omân gelegen und auf der Landseite mit Festungswerken versehen, hat enge, schmuzige Straßen, Häuser, die vielfach nur aus Erde und Palmzweigen erbaut, einige stattliche Gebäude, darunter den großen Palast des Imam. Das Wasser erhält die Stadt durch die Leitung aus tiefen Quellbrunnen. Nahe westlich an einer ähnlichen Bucht liegt die freundliche Stadt Matra oder Matara, der Sitz der Weber, Waffenschmiede, Chelwafabrikation und Fischerei, gegenwärtig an 30000 E. zählend. Mit diesem und mehrern nahen kleinern Orten hat die Hauptstadt M., deren Bevölkerung und Handel des ungesunden Klimas wegen abnimmt, über 50000 E., die aus den verschiedensten Völkern bunt gemischt sind. M. ist mit seiner Ergänzung Matra ein sehr wichtiger Stapelplatz, dessen Schiffe die Häfen des Persischen Golfs, die von Indien (namentlich Karâtschi), das Rothe Meer und die ostafrik. Küste bis Kilwa und selbst Mauritius besuchen. Zur Winterzeit ist der Hafen zugleich das Asyl aller Schiffe des Indischen Oceans. Die Ausfuhrartikel sind Kopftücher, Teppiche, Waffen, Getreide, Datteln, Chelwa, Früchte und getrocknete Fische, namentlich auch Haifische, die hier in großen Massen gegessen und bis nach China exportirt werden. Die Einfuhr von europ. Fabrikaten ist nur unbedeutend. Ein großer Theil des Handels von M. liegt in den Händen der Banianen, besonders der mit Perlen. Von 1507, wo Albuquerque auf seinem Zuge gegen Ormus die Stadt M. eroberte, bis 1648, wo sie der arab. Imam Seif befreite, gehörte sie den Portugiesen, von denen noch weite Befestigungen vorhanden.

Masken (mittellat. masca, ital. maschera) stammen aus sehr alter Zeit her, und man weiß, daß sie in Griechenland bei den bacchischen Weisen, festlichen Aufzügen und Processionen gebraucht wurden. Weil der Ursprung des griech. Trauerspiels mit dem Bacchusdienst zusammenhängt, so dienten sie gleich anfangs auch für die Bühne, wo der Grieche dem Schauspieler durchaus die Aehnlichkeit und den Charakter der darzustellenden Person zumuthete und daher lieber ein künstliches Gesicht als eine individuelle Physiognomie ertrug. Die antiken M. waren nicht, wie die modernen, eine Art Visir, welches nur das Gesicht bedeckt, sondern eine Art Helm, der den ganzen Kopf verhüllte und außer dem Gesichte auch Haar, Ohren, Bart, sogar die von Frauen beim Kopfputz angewendeten Schmucksachen an sich trug. Die ersten griechischen M. bestanden aus Baumrinde; später machte man solche aus Leder, inwendig mit Leinwand oder Zeug gefüttert. Da aber die Form derselben sich leicht verschob und verknitterte, wurden endlich M. aus Holz und sogar aus Elfenbein verfertigt. Man unterschied viererlei Arten: tragische M., bei heroischen Stücken gebräuchlich und von imposantem, schreckhaftem Aussehen; komische M., denen man einen burlesken, grimassirenden Ausdruck und oft etwas lächerlich Verzerrtes gab; Satyrmasken, die, weil sie bei Possen und Schwänken dienen sollten, vom Verfertiger die närrischsten, drolligsten und groteskesten Formen erhielten; orchestrische M. mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Meist hatten die alten M. sehr große Mundöffnungen, inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen, um der Stimme des Schauspielers eine Verstärkung zu geben, welche die Einrichtung der antiken Theater und ihre ungemeine Größe erforderte. Der Gebrauch der scenischen M. ging vom griech. Theater auf das römische über, und von diesem auf die ital. Kunstkomödie, commedia dell' arte, ein volksthümliches Stegreifspiel mit komischen M. und localen Dialekten. Don Pasquale, der Doctor von Bologna, auch Graziano genannt, Pantalone von Venedig, die listigen, schelmischen Bedienten Scapino (in Neapel Pasquariello) und Arlecchino aus Bergamo (in Neapel Pulcinello), Brighella von Ferrara, Beltramo von Mailand, Gelsonimo von Rom, die bramarbasirenden Kapitäne Spaviento, Frocasso und Tempesta, Tartaglia der Stotterer, Giangurgolo und Coviello von Calabrien, Truffaldino und Smeraldino, Columbina und Spiletta waren seit dem Mittelalter herkömmliche Maskencharaktere auf dem ital. Nationaltheater und wurden im 17. Jahrh. theilweise auch auf fast allen andern europ. Bühnen eingebürgert. Vgl. Ficoroni, «De larvis scenicis et figuris comicis» (Rom 1754, mit vielen Abbildungen antiker M.); Böttiger, «Kleine Schriften» (Dresd. und Lpz. 1838); Valentini, «Trattato sulla commedia dell' arte» (Berl. 1826, mit Kupfern); Flögel, «Geschichte der kom. Literatur» (4 Bde., Liegn. und Lpz. 1784—87); Sand, «Masques et bouffons» (Par. 1860). Der Gebrauch der M., wie man sie jetzt trägt, kam nach unsern Gegenden aus Italien, namentlich aus Venedig, wo sie selbst außer der Carnevalszeit zu allen Freudenfesten gehörten. Diesseit der Alpen waren M. schon im 14. Jahrh. gebräuchlich und wurden sonst von vornehmen Frauen getragen, um die Haut gegen rauhe Witterungseinflüsse zu schützen und den Teint frisch zu erhalten. Der Gebrauch solcher M., im 17. Jahrh. noch sehr verbreitet, kam im vorigen Jahrh. ab; an ihre Stelle traten Schminke und Schönpflästerchen. Gegenwärtig trägt man M. nur noch bei Maskenbällen und Maskeraden. — Die Architekten nennen M. gewisse fratzenhafte und phantastisch als Grimassen gebildete Köpfe in Flach- oder Rundwerk, die sie über Thorwegen, in der Mitte von Arcaden, über Grotteneingängen, an Brunnenmündungen u. s. w. als freie Decoration anbringen. Die Italiener sagen dafür mascarone. — In der Befestigungskunst versteht man unter M. eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. s. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, d. h. eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wo sie ihre Wirkung thut.

Maskenball ist ein Ball, den man mit Maske und Verkleidung besucht. Das Vaterland der Maskenbälle war Italien; dieselben verdankten ihr Aufkommen theils der Lust, sich in prächtigen, abenteuerlichen und bizarren Gestalten der Verkappung und Ausstaffirung zu zeigen, theils dem besondern Reize, sich ungekannt in einer großen, aus allen Ständen gemischten Gesellschaft zu bewegen, wo die hergebrachte Maskenfreiheit das Auslassen des Muthwillens und Schabernacks in vollem Maße verstattete. Man steckte sich in einen beliebigen Anzug, mußte aber, um es gut und recht zu machen, die Person, deren Tracht man angenommen hatte, durchführen können. Wer auf diesem Intriguenfelde keine Rolle mitspielen wollte, der verkleidete sich als Domino oder sonst auf eine Weise, die keine Verpflichtungen auferlegte. Solche Maskenbälle wurden seit dem 17. Jahrh. überall beliebt, und sie gehören noch jetzt an einigen Orten zu den geselligen Vergnügungen der Carnevalszeit, haben aber nicht mehr in solchem Grade den

alten Geist und das Gepräge der temporären Freiheit und Gleichheit aller Stände und Alter, daß sie in diesen Beziehungen etwas sehr Interessantes wären. Zu den heutigen Privatmaskenbällen scheint man nur zusammenzukommen, um sich zu zeigen und zu besehen, nicht um sich ergötzlich zu necken und zu foppen. Diese **bals costumés**, wie man sie mit einem feinern Namen nennt, gleichen Theatern, wo es keinen Genuß als das Schauspiel und kein anderes Schauspiel als den Anblick der Zuschauer gibt. Auf den öffentlichen Maskenbällen oder **Redouten**, die noch in Paris und andern großen Städten im Schwange sind, herrscht dagegen ein Taumel und ein Geist der wilden Freude, wie er sich nur mit den jugendlichsten Ansprüchen an Geselligkeit verträgt. — **Maskerade** hat im jetzigen Sprachgebrauch unrichtigerweise gleiche Bedeutung mit M. Früher nannte man so die prächtigen Aufzüge und komödienartigen Ballete mit Gesang und Tanz, die bei hohen Vermählungsfeiern oder andern Hoffesten veranstaltet und gewöhnlich von Masken aufgeführt wurden. Ursprünglich und eigentlich aber ist Maskerade eine Zusammenkunft von maskirten und verkleideten Personen, die ihr lustiges Wesen auf öffentlicher Straße trieben. Mehrere ehemalige Volksfeste und Kirchenfeierlichkeiten, wie die Mummenschanze, das Schönbartslaufen, die Fastnachtsspiele, das Eselsfest u. s. w., waren wirkliche Maskeraden, die sehr glänzend begangen wurden. Jetzt ist von allen solchen Mummereien nur noch ein kleiner Rest, nämlich der Fasching, und von diesem auch nur noch ein Rest übrig. Selbst in Rom hat heutzutage der Carneval kein rechtes Brio mehr, und an andern Orten ist vollends Geist und Humor daraus verschwunden. Dieses Ueberbleibsel der alten Saturnalien steht im Widerspruch mit unsern nüchternen Sitten und dauert nur noch als Anachronismus in der Reihe öffentlicher Spiele und Lustbarkeiten fort. Vgl. Flögel, «Geschichte des Groteskkomischen» (Liegn. und Lpz. 1788; neue Aufl., von Ebeling, Lpz. 1862).

Masliebe, s. **Chrysanthemum** und **Gänseblümchen**.

Masōra, d. i. Ueberlieferung, heißt die Sammlung von kritischen und exegetischen Bemerkungen, betreffend den Worttext und zum Theil auch die Vocalisirung der Bücher des Alten Testaments. Dieselben stammen ursprünglich von den alten Soferim und jüd. Weisen aus den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. und der darauffolgenden Epoche der Mischna, wurden lange zum Theil mündlich fortgepflanzt, zum Theil hier und da am Rande der Handschriften angemerkt, endlich aber, wol zuerst in Tiberias, nach und nach gesammelt und von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Diese Thätigkeit fällt zwischen das 6. und 8. Jahrh. Die gegenwärtige M. ist indeß erst im 11. Jahrh. vollendet worden, und man theilt sie in die große und die kleine M., welche letztere nur in einem Auszuge besteht. Die M. ist für die Geschichte und die Kritik der hebr. Bibel sehr wichtig. Vieles hat man ihrer Sorgfalt zu danken, namentlich auch schätzbare Beiträge zur Exegese. Indessen haben die Verfasser und Sammler, die sog. **Masoreten**, auch manches Ueberflüssige gethan, z. B. Worte und Consonanten gezählt, die mittelsten Worte eines jeden Buchs aufgesucht u. s. w. Die allmählich in Unordnung gerathene Sammlung wurde von Jakob Ben-Chajim aus Tunis für den Buchdrucker Dan. Bomberg zu Venedig geordnet und erschien zum ersten mal in der rabbinischen Bibel (Vened. 1525; abgedruckt in den Bibelausgaben, Vened. 1548, 1568 und 1617, Bas. 1618 und Amsterd. 1724—27). Eine Erklärung der masoretischen Ausdrücke gaben Elias Levita («Masoreth hammasoreth», deutsch von Semler, Halle 1772) und Buxtorf («Tiberias», Bas. 1620).

Masovien hießen während des selbständigen Bestehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichsel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warschau, Plock und Rawa. M. bildete in frühester Zeit einen Theil Polens und wurde erst infolge der Landestheilungen der poln. Herzoge 1207 ein besonderes Herzogthum unter Konrad I., der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Porussen (Preußen) zu schützen, die Deutschen Ritter (s. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piastische Linie mit den Herzogen Janusz und Sigismund in M. ausgestorben war, vereinigte der poln. König Sigismund I. das Herzogthum M. wieder mit Polen, dessen Schicksal es von nun an theilte. Die Einwohner werden **Masuren** genannt.

Maß und Gewicht. Um die Größe oder Quantität irgendeiner ausgedehnten Größe (Raumgröße) zu bestimmen, muß man sie mit einer bekannten Größe derselben Art, welche als Einheit dient, vergleichen, indem man untersucht, wie viel mal die letztere in der zu bestimmenden Größe enthalten ist. Die Einheit nennt man «Maß» (Raummaß), die gedachte Vergleichung selbst aber «messen». Hieraus ist klar, daß beim Messen von Längen eine Länge oder Linie, beim Messen von Flächen eine Fläche, beim Messen von Körpern ein körperlicher Raum als Einheit oder M. angenommen werden muß. Ebenso kann das Gewicht eines Körpers nur durch Ver-

gleichung mit einem andern als bekannt angenommenen Gewichte bestimmt werden; die Einheiten des Flächen- und Körpermaßes lassen sich aber von der Einheit des Längenmaßes herleiten. Da die absolute Größe jeder Maßeinheit an sich willkürlich ist, so kann es nicht auffallen, daß die M. der einzelnen Länder sehr verschieden sind, und ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, daß die Kenntniß der in den verschiedenen Ländern gültigen M. und Gewichte einen wesentlichen Theil einer eigenen Wissenschaft (der Metrologie) bildet, deren anderer allgemeiner Theil es mit den Bedingungen der M. und des Messens überhaupt zu thun hat. In der ältesten Zeit hat man die Einheiten des Längenmaßes (Elle, Fuß, Zoll) von dem menschlichen Körper entlehnt, eine Bestimmung, die offenbar im höchsten Grade schwankend ist und die noch jetzt stattfindende Verschiedenheit zur Folge haben mußte, wie denn namentlich in Deutschland zur Zeit noch fast jeder Staat seinen besondern Fuß hat. Erst in der neuern Zeit ist man auf den Gedanken gekommen, unveränderliche Maßeinheiten aus der Natur zu entlehnen, um dadurch ein Universalmaß zu erhalten. Von den verschiedenen dahin zielenden Vorschlägen verdienen nur zwei eine nähere Erwähnung. 1673 schlug Huyghens die Länge des Secundenpendels, welche nach seiner Theorie auf der ganzen Erde unveränderlich sein mußte, oder vielmehr den dritten Theil derselben als Maßeinheit (Zeitfuß, pes horarius) vor. Aber abgesehen von der willkürlichen Eintheilung des Tages in 86400 Secunden, steht diesem Vorschlage der fast gleichzeitig bekannt gewordene Umstand im Wege, daß die Länge des Secundenpendels nicht überall auf der Erde gleich, sondern von der geogr. Breite abhängig ist, weshalb Bouguer um 1749 die Pendellänge unter dem 45. Breitengrade, Condamine aber die Länge des Pendels unter dem Aequator als Maßeinheit vorschlug. Indeß kam keiner von beiden Vorschlägen zur Ausführung. Zwar erklärte sich 1790 die franz. Nationalversammlung für die Pendellänge als natürliche Einheit und Grundlage des Maßsystems, aber die von der Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung ernannte Commission, welche Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet bildeten, machte 1791 den Vorschlag, die Maßeinheit vielmehr von der Größe der Erde herzuleiten, und zwar den zehnmillionsten Theil des Erdquadranten oder der Entfernung des Pols vom Aequator als Einheit des Längenmaßes anzunehmen. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, worauf die franz. Regierung eine möglichst genaue und sehr ausgedehnte Gradmessung veranstaltete, um durch diese die Größe jener Maßeinheit, welche Meter genannt wurde, genau zu bestimmen. Auf die so bestimmte Einheit ist das ganze, seit 1800 in Frankreich geltende sog. metrische Maß- und Gewichtssystem gegründet. (S. Meter.) Obgleich gegen die Grundlage desselben, den Meter, eingewendet worden ist, daß er als Längenmaß zu groß, zu verschieden von den bisher üblichen Längeneinheiten und überdies nicht einmal völlig richtig bestimmt sei, wie dies neuere Berechnungen allerdings dargethan haben, so ist doch dieses System seines strengen innern Zusammenhangs und seiner consequent durchgeführten Decimaleintheilung wegen in wissenschaftlicher Hinsicht als das vorzüglichste aller vorhandenen Maßsysteme anzusehen und für wissenschaftliche Bestimmungen auch außer Frankreich fast allgemein, mit Ausnahme Englands, in Gebrauch gekommen. Einige Staaten haben es sogar ganz angenommen, andere bei der Regulirung ihrer Maßsysteme wenigstens insofern zu Grunde gelegt, als sie einen bestimmten, bequemen Theil des Meters als Längeneinheit angenommen haben. Einige Staaten, welche in der neuern Zeit ihr Maßwesen gesetzlich geordnet haben, sind von dem engl. Längenmaße ausgegangen, andere haben sich begnügt, die bisher üblichen M. durch Vergleichung mit den metrischen genauer zu bestimmen. Durch die genaue Vergleichung eines herkömmlichen (conventionellen) M. mit einem fest bestimmten natürlichen kann jenem der Vorzug des letztern mitgetheilt werden, welcher wesentlich darin liegt, daß sich das Grundmaß aus der Natur jederzeit wieder entnehmen läßt, wenn auch alle Exemplare verloren gegangen sein sollten. So hat man in Preußen die Grundlage des Maßsystems, den Fuß, welcher vorher durch genaue Vergleichung mit dem altfranzösischen (zu 139,13 alten par. Linien) abgeleitet wurde, mit dem einfachen Secundenpendel von Berlin verglichen und die Länge dieses letztern = 456,1626 preuß. Linien oder = 3 F. 2 Zoll 0,1626 preuß. Linien ermittelt. Diese Grundlage ist für künftig die einzig gültige und der preuß. Fuß dadurch von jedem andern Urmaße unabhängig. Das Gewicht wird am zweckmäßigsten aus dem Raummaße hergeleitet, indem man eine gewisse Maßmenge reinen Wassers als Gewichtseinheit festsetzt. So war die Einheit des preuß. Gewichts, das Pfund, in der Weise bestimmt, daß dasselbe $1/_{66}$ des Gewichts eines preuß. Kubikfußes destillirten Wassers, im luftleeren Raume bei + 15° R. gewogen, betrug; ferner ist das franz. Kilogramm das Gewicht derjenigen Menge destillirten Wassers, welche bei dessen größter Dichtigkeit (bei 4° C. oder + $3^1/_5$° R.), im luftleeren Raume gewogen, einen Liter oder Kubikdecimeter genau aus-

füllt. Jede Substanz eines concreten M. (Maßstabs u. s. w.) erleidet durch die Veränderungen der Temperatur auch Veränderungen ihrer Ausdehnung, wenn auch nur von geringer Bedeutung, und daher kann jedes solche M. nur bei einem bestimmten Temperaturgrade seine wahre Größe haben. Bei gegenseitigen Vergleichungen verschiedener M. muß daher auf die gesetzliche Normaltemperatur (wo eine solche vorgesehen ist) gehörige Rücksicht genommen werden; nicht minder aber auch auf den Stoff des Normalmaßes, da die verschiedenen Substanzen (bei den gesetzlichen Etalons der Maßstäbe u. s. w. sind dies fast immer Metalle) auch verschiedene Ausdehnung haben. Diese Rücksicht kommt hauptsächlich bei der wissenschaftlichen Behandlung des Maßwesens in Betracht. Der Normaletalon des franz. Meters z. B. ist ein Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° C. und R.) hat. Noch immer läßt der Zustand des Maß- und Gewichtswesens sehr viel zu wünschen übrig. In vielen Staaten fehlt es noch ganz an einer genauen gesetzlichen Regulirung der M. und Gewichte; für Deutschland, dessen meiste Staaten seit 1858 übereinstimmend das halbe Kilogramm (das frühere Zollpfund) als Pfund des Handelsgewichts angenommen haben, ist ein hoffnungerweckender Schritt zur Einigung auch in dem gesammten Maßwesen dadurch geschehen, daß eine von den Regierungen niedergesetzte Commission von Fachmännern in den Jahren 1861 und 1865 zu Frankfurt a. M. den Entwurf einer Deutschen Maßordnung ausarbeitete, dessen wesentlicher Inhalt in einer Uebertragung des metrischen Systems besteht. Autorität für Münz-, Maß- und Gewichtskunde ist Noback's «Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse» (2 Bde., Lpz. 1851) sowie dessen «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (Lpz. 1858).

Massa, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien, früher die des Herzogthums M.-Carrara, liegt in reizender Gegend, ist Sitz einer Präfectur und zählt 4955 (mit Gemeindebezirk 15017) E. Der Ort hat ein Lyceum, ein Gymnasium, ein schönes Schloß und bedeutende Seidenfabriken. Das ehemalige Herzogthum M.-Carrara, in welchem noch die ansehnliche Stadt Carrara (s. d.) liegt, hat ein Areal von 4½ Q.-M. und zählt etwa 30000 E. Es gehörte bis ins 18. Jahrh. der Familie Cibo-Malaspina. Nach dem Tode Alderani's, des letzten Fürsten aus dieser Familie, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter Maria Theresia, die sich 1741 mit dem nachherigen Herzoge Hercules III. von Modena vermählte. Ihr folgte bei ihrem Tode in der Regierung von M. 1790 ihre Tochter Maria Beatrix, geb. 1750, die mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich vermählt war. Wie Modena, so wurde auch M. 1796 von den Franzosen besetzt. Erst 1814 konnte die Herzogin wieder die Regierung ihres Landes antreten, das nach ihrem Tode ihr Sohn, Franz IV., Herzog von Modena, erbte. M. blieb hierauf bei Modena, bis es mit diesem 1860 dem Königreich Italien einverleibt wurde. Seitdem wurde es mit andern, westlich des Apennin gelegenen Theilen von Modena und Parma zu der ital. Provinz M. vereinigt, die auf 32 Q.-M. 140733 E. zählt und in die vier Bezirke M., Carrara, Pontremoli und Castelnuovo zerfällt.

Massa (Herzog von), s. Regnier (Claude Ambroise).

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten Amerikas, zwischen Neuhampshire und Vermont im N., Neuyork im W., Connecticut und Rhode-Island im S., dem Atlantischen Ocean im SO. und O., hat ein Areal von 368 Q.-M. Die vielfach zerrissene und eingezackte Küste hat eine Menge von Vorgebirgen, Landzungen, Baien und vortrefflichen Häfen, namentlich die große Massachusettsbai, die im Süden durch die halbmondförmige, im Cap Cod auslaufende Halbinsel Barnstable umschlossen und hier Cap Codsbai genannt wird, und die ihr gegenüberliegende Buzzardsbai. Vor der Südküste liegen viele Inseln, unter denen Martha's Vineyard und Nantucket die größten sind. Die Halbinsel Nahant im Norden des bostoner Hafens wird ihrer wildromantischen Seescenerie wegen häufig besucht. Der Oberflächenbildung nach besteht M. aus drei Abtheilungen. Der Küstensaum ist eine flache, sandige Alluvialebene, hinter welcher sich eine den Staat von S. gegen N. durchziehende Hügelreihe bis zu 300 F. erhebt. Die zweite oder mittlere Region umfaßt das schöne Thal des Connecticut; die dritte oder westliche den gebirgigen, aber fruchtbaren Park Berkshire. Durch diesen letztern ziehen sich zwei Bergketten, die Taconicberge an der Grenze von Neuyork und die zu dem Grünen Gebirge gehörigen Hoosickberge zwischen dem Connecticut und Housatonick. Der höchste Punkt ist der 3750 F. hohe Sattelberg im nordwestl. Theile. Der Connecticut bewässert den Staat auf einer Strecke von 11 M.; der Housatonick fließt im Westen, der Merrimac im Nordosten. Der Boden ist im allgemeinen wenig ergiebig, wird jedoch vortrefflich angebaut. Nächst Eisen sind Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verbraucht wird, Granit, Seesalz, Mineralwasser, Hopfen, Hanf, Obst und Kartoffeln die wichtigsten Naturproducte. Getreide

wird kaum zum Bedarf der Einwohner in hinreichender Menge gewonnen. Die Rinder- und Schafzucht liefert viel Leder und Wolle; die Federvieh- und Bienenzucht ist allgemein verbreitet. Wesentlich aber ist M. ein Industrieland. Am bedeutendsten ist die Baumwollfabrikation, welche 1860 in 200 Fabriken betrieben wurde und für 36,745864 Dollars Waaren lieferte. Wollfabriken waren 131 vorhanden; andere Fabriken lieferten Eisenwaaren, Nägel, Knöpfe, Schienen, Maschinen, Glas, Tauwerk, Papier, Seife, Lichter, Tabak und namentlich viel Leder. Die Schuhfabrikation erreichte 1860 den Gesammtwerth von 46,440309 Dollars. Dazu kommt der mit großer Lebendigkeit betriebene und 1860 im ganzen 9,900442 Dollars abwerfende Fischfang, besonders die Makrelenfischerei, der Stockfisch- und Walfischfang, ferner der Schiffbau, welcher 1860 nicht weniger als 132 Schiffe von 33461 Tonnen Gehalt lieferte, die ausgedehnte Küsten- und Seeschiffahrt und der sehr bedeutende Seehandel. 1860 betheiligten sich an letzterm die 13 Hafenplätze mit 1,596358 Tonnen, wovon 464213 auf Boston, 149698 auf Neubedford, 63566 auf Barnstable kamen. Gleichzeitig bestanden nicht weniger als 176 Banken mit einem Kapital von 128,902122 Dollars. Den Landhandel befördern zahlreiche Eisenbahnen, die 1860 eine Ausdehnung von 1273 engl. M. hatten. Der Werth der Ausfuhr belief sich 1860 auf 17,003277 Dollars, wovon 15,246419 auf die Landeserzeugnisse kamen; die Einfuhr auf 41,187549 Dollars. Das Gemeinwesen ist in M. außerordentlich blühend. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1860 einschließlich einer Anleihe von 861000 auf 3,348712 Dollars; die Ausgaben auf 3,334309 Dollars; die Staatsschuld auf 7,175978, wovon 5,527128 Dollars auf die Eisenbahnfonds kommen, welche productiv sind. Dagegen hat die «Commonwealth» ein Vermögen von 11,596542 Dollars und außerdem noch 2 Mill. Acres Land in Maine, im Werthe von 1½ Mill. Dollars. Die Schulfonds betrugen 1860 die Summe von 1,527850 Dollars. Volksschulen zählt man 3749; von den Akademien oder lat. Schulen waren 64 incorporirt, 1047 Privatanstalten. Außerdem gibt es drei Hochschulen, zwei theol. Bildungsanstalten und drei Normalschulen oder Lehrerseminare.

M. ist der älteste Staat der Union. Die ersten engl. Niederlassungen gründete hier eine Gesellschaft Puritaner von 101 Seelen. Salem ward durch eine Gesellschaft Abenteurer 1628 gegründet, die 1630 eine Verstärkung von Nachzüglern erhielten, von denen ein Theil die Stadt Boston anlegte. Diese Ansiedler wurden die «Massachusetts-Bai-Colonie» genannt und alsbald der Plymouth-Colonie incorporirt; sie bildeten den Mutterstock aller andern in Neuengland angelegten Colonien. Während des franz.-engl. Colonialkriegs nahm M. thätigen Antheil zum Besten Englands, und hier entzündeten sich auch die ersten Funken der amerik. Freiheit, weshalb das brit. Ministerium diesen Staat als die Wiege der Revolution betrachtete und seine Unterdrückungsversuche hier zuerst in Anwendung brachte. Die Felder von Lexington und Concord waren die Wiege der amerik. Unabhängigkeit. Die Einwohnerzahl von M. nimmt ungeachtet der starken Auswanderung nach Westen reißend zu. Sie betrug 1790 nur 378717, 1830 schon 610408, 1840 bereits 737699, 1850 aber 994499, 1860 endlich 1,231066 Seelen, darunter 9602 freie Farbige. Der Staat nahm 6. Febr. 1788 die Unionsverfassung an. Seine besondere Verfassung datirt von 1780 und ist mehrfach revidirt worden, zuletzt 1840. Die gesetzgebende Gewalt haben ein Senat von 40 und das Repräsentantenhaus von 456 Mitgliedern, die ausübende ein Gouverneur (mit 2500 Doll. Gehalt) und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren durch gemeinschaftliche geheime Abstimmung beider Zweige der Legislatur gewählter Rath von 9 Mitgliedern zur Seite steht. Der Gouverneur, sein Stellvertreter, die Senatoren und Repräsentanten werden jährlich vom Volke gewählt. In den Congreß schickt M. 10 Abgeordnete. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.). Ganz nahe dabei liegen Cambridge (s. d.) mit der Harvard-Universität, Charleston oder Charlestown mit einem Staatsgefängniß, Irrenhause, Arsenal und Werft der Union, und Roxbury. Gegen Nordosten liegen Lynn mit 19083 E., der Hauptsitz der Damen- und Kinderschuhfabrikation, und der Hafenplatz Salem mit 22252 E. und lebhaftem Seehandel. Lowell ist die wichtigste Fabrikstadt in Neuengland und wird als solche das Manchester von Amerika genannt. Sie liegt 5½ M. nordnordwestlich von Boston, an den Flüssen Merrimac und Concord und zählt jetzt 36827 E. mit einem Gesammtvermögen von mehr als 40 Mill. Dollars. Ferner sind erwähnenswerth: Neubedford mit 22306 E., einem sichern Hafen und starker Betheiligung am Walfischfang; Taunton mit Eisenwerken und 15376 E., Fall-River mit einem guten Hafen und 14026 E., Worcester mit 24960 E., Springfield am Connecticut mit 15199 E.

Massageten, ein nomadisches Volk, wahrscheinlich zu den Scythen gehörig, bewohnten die weiten Steppen im Nordosten des Kaspischen Meeres, nördlich vom Fluß Jaxartes (jetzt Sir oder

Sihon), wo jetzt die Kirgiskaisaken wohnen. Herodot erzählt von ihnen, daß sie Gemeinschaft der Weiber gehabt, ihre Alten geopfert und verzehrt, die Sonne als Gott durch Pferdeopfer verehrt, von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden und von Fischen gelebt und mit Lanze, Bogen und zweischneidiger Axt zu Roß und zu Fuß gestritten haben. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht, gegen die Cyrus (s. d.) 530 v. Chr. sein Leben verloren haben soll.

Massana (auch Massua oder Mesaueh, Base in der Landessprache), die wichtigste Stadt am Westufer des Rothen Meeres, liegt auf einer kleinen Madreporenkalk-Insel im Golf von Arkiko. Sie nimmt die westl. Hälfte der Insel ein, während die östliche den mohammed. Begräbnißplatz, einige alte Cisternen und ein kleines Fort trägt. Die Anlage der Stadt ist ganz unregelmäßig, wenige ältere Gebäude, darunter das Gouvernementshaus, die Douane, eine neue Moschee, bestehen aus Stein, die meisten Wohnungen sind Strohhütten, die zum Theil auf Pfählen ins seichte Meerwasser hinaus gebaut sind. Die Bevölkerung, etwa 5000 Seelen, ist fast ausschließlich mohammedanisch. Sie setzt sich zusammen aus Eingeborenen äthiop. Rasse, die ein verdorbenes Gees sprechen, Fischer, Schiffsleute und Lastträger sind und vorzüglich zum Beischaffen des Trinkwassers dienen, das von Arkiko und Omkullu täglich zur Stadt gebracht wird, aus Abyssiniern, Somali, Danakil, Gallas, Banianen (Indiern) und Kaufleuten aus Arabien. Gewerbe werden wenig und nur für den Bedarf des Platzes getrieben, aber M. ist die Pforte des Handels fast für ganz Abyssinien und von größter polit. Wichtigkeit durch seine Lage gegenüber dem letztgenannten Reich wie durch seinen Hafen, den besten des Rothen Meeres. Ein- bis zweimal im Jahre kommen große Karavanen aus dem Innern an; der Gesammtwerth der durch sie abgesetzten Waaren wird auf 1 Mill. Thlr. geschätzt. Die Zolleinkünfte betragen 40—50000 Thlr. Hauptartikel sind Kaffee aus den Galla-Ländern, Elfenbein, Moschus, Gold von Damot, Fazogl und Galla, Wachs, Honig, Butter, Schlachtvieh, Häute, Maulthiere, Taback, Straußenfedern und Sklaven. Die Einfuhr nach Abyssinien ist, Waffen ausgenommen, sehr unbedeutend, dagegen beziehen die Beduinen des Küstenlandes ihre Waaren von M. Jeder abyssin. Kaufmann hat in M. seinen Commissionär, und Europäer finden an dem franz. Consul eine Stütze. M. gehörte nebst Suakin und dem angrenzenden Küstenlande einst zum abyssin. Reich, wurde aber 1557 von den Türken erobert und durch Errichtung einer bosnischen Militärcolonie in Arkiko behauptet. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts fiel M. an die Scherifen von Mekka, dann an Mehemed-Ali von Aegypten, 1850 wieder direct unter türk. Herrschaft. Es war Residenz eines türk. Kaimakân und hatte eine türk. Besatzung. 1865 ist es von der Pforte wieder an Aegypten gegen einen jährlichen Tribut von 2½ Mill. Piaster abgetreten worden. M. ist einer der heißesten Orte der Erde, aber nicht besonders ungesund. Am Festland, 1 M. von M., liegt das Dorf Omkullu oder M'kullu, wo in neuerer Zeit einige europ. Kaufleute aus M. Landhäuser besaßen und eine Missionsstation der Lazaristen bestand; jetzt ist es fast ganz verlassen, die Missionsstation aber nach M. verlegt.

Masséna (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Esling, Marschall des franz. Kaiserreichs, wurde 6. Mai 1758 zu Nizza geboren. In seiner Knabenzeit war er Schiffsjunge, ließ sich aber 1775 für die franz. Armee anwerben und wurde Unteroffizier. Nach 14 J. verließ er den Dienst und kehrte nach Nizza zurück, wo er sich verheirathete. Während der Französischen Revolution trat er in ein Freiwilligenbataillon und wurde bereits 1. Aug. 1792 Bataillonschef, 22. Aug. 1793 Brigadegeneral und 20. Dec. Divisionsgeneral. Er hatte sich in den Feldzügen in Oberitalien vielfach ausgezeichnet und die Oesterreicher unter anderm 1795 bei Loano geschlagen, als Bonaparte 1796 den Oberbefehl übernahm. Unter ihm hatte M. den ruhmvollsten Antheil an allen Erfolgen. 1798 schickte ihn das Directorium an Berthier's Stelle als Obergeneral in die röm. Staaten. Allein hier konnte er sich bei den Truppen Bernadotte's, welche immer auf seine Division eifersüchtig gewesen, keinen Gehorsam verschaffen und verließ, um Blutvergießen zu verhindern, Rom, wo er das Commando dem General Dallemagne übergab. Er erhielt nun den Befehl in der Schweiz. Nachdem Jourdan 25. März 1799 bei Stockach geschlagen worden, trat er unter den mislichsten Verhältnissen an dessen Stelle, machte dem Erzherzog Karl das Terrain streitig und errang endlich über die Russen 25. Sept. 1799 den Sieg bei Zürich, der Frankreich vor der Invasion bewahrte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Italien. Bei geringen Streitkräften vermochte er indeß wenig auszurichten und mußte sogar einige Tage vor der Schlacht von Marengo dem Feinde Genua überliefern. Bonaparte gab ihm indessen dennoch nach dem Siege von Marengo den Oberbefehl über die ganze ital. Armee. Obschon M. Republikaner blieb, wurde er doch bei Errichtung des Kaiserthrons zum Marschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 erhielt er noch-

mals den Befehl in Italien, wo er den Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Brenta und dem Tagliamento aufhielt. Nach dem Frieden mußte er das neapolit. Gebiet für den König Joseph Bonaparte in Beschlag nehmen. Er führte dies ohne Widerstand aus, eroberte noch 1806 das starke Gaëta und nöthigte die in Calabrien gelandeten Engländer, sich wieder einzuschiffen. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Herzoge von Rivoli erhoben. Diese Gunst knüpfte M. endlich aufrichtig an den Kaiserthron. Er erschien zum ersten mal bei Hofe, mußte aber diesen Schritt zufällig theuer bezahlen, indem ihm Berthier auf der Jagd unversehens das linke Auge ausschoß. Im österr. Feldzuge von 1809 hatte M. bis zu Napoleon's Ankunft den Oberbefehl. Während der Schlacht bei Aspern und Esling 21. Mai deckte er den Uebergang der Armee über die Donau, indem er beide Dörfer besetzte und vertheidigte, wodurch er beim Rückzuge das Heer vor Vernichtung rettete. Obschon am Tage vor der Schlacht bei Wagram durch einen Sturz vom Pferde verwundet, wohnte er doch dem Kampfe im Wagen bei. Napoleon ernannte ihn jetzt zum Fürsten von Esling und übertrug ihm 1810 den Oberbefehl in Spanien. Mit einer schwachen Armee begann M. seine Operationen. Zwar drängte er Wellington unter die Mauern von Lissabon, konnte aber, da er keine Verstärkung erhielt, nichts Entscheidendes unternehmen. Er schlug die Briten nochmals 3. Mai 1811 bei Fuentes d'Onor und legte dann, krank und mismuthig, sein Commando nieder. Erst als sich Napoleon zum Feldzuge nach Rußland vorbereitete, bot er seine Dienste wieder an, erhielt aber nur die 8. Militärdivision in der Provence. In dieser Stellung traf und ließ ihn die Restauration. Ludwig XVIII. gab ihm einen Naturalisationsbrief und erhob ihn 20. Dec. 1814 zum Pair. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schrieb er an M. die kurze Aufforderung: «Fürst, pflanzen Sie die Fahne von Esling auf und folgen Sie mir.» Allein M. blieb den Ereignissen der Hundert Tage fern; erst nach der Schlacht von Waterloo übernahm er den Befehl über die Nationalgarde zu Paris. Die Bourbons zeigten sich ihm mit der zweiten Restauration wenig günstig; er mußte sich sogar seines Betragens wegen rechtfertigen. In derselben Zeit lehnte er das Richteramt in Ney's Processe ab, angeblich, weil er dessen Feind gewesen. Er zog sich hierauf ins Privatleben zurück und starb 4. April 1817. Auf dem Friedhofe Père-Lachaise in Paris, wo er begraben liegt, ist ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet. M.'s «Mémoires» (4 Bde., Par. 1849) gab General Koch heraus.

Massenbach (Christian von), preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1758 zu Schmalkalden in Kurhessen, wurde auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn in Würtemberg erzogen und zu Ludwigsburg und auf der Militärakademie zu Stuttgart gebildet. Seit 1782 als Offizier in der würtemb. Garde und zugleich als Lehrer bei der Akademie angestellt, kam er bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit empfahl er sich dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum Baseler Frieden bei und focht bei mehrern Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne jedoch, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabs erweckten ihm, obschon sie nicht beachtet wurden, viele Gegner. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit Napoleon; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Oesterreich Luft zu machen. Die neue Richtung, welche die preuß. Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militärische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Im Feldzuge von 1806 war er Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Uebergabe bei Prenzlau er durch eine irrthümliche Meldung beitrug, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die fernern Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Hier lebte er auf einem vom Könige von Preußen ihm geschenkten Landgute im Posenschen, später aber in Würtemberg und schrieb in dieser Zeit seine «Rückerinnerungen an große Männer» (Amsterd. 1808), «Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III.» (3 Bde., Amsterd. 1809—10) und «Histor. Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1792» (2 Bde., Amsterd. 1809), die zwar in großer Selbstüberhebung darzuthun streben, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, doch wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth sind. Er hatte wiederholt um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er von Frankfurt a. M. aus dem preuß. Hofe verschiedene unwürdige Anträge unter Androhung,

im Nichtgewährungsfalle wichtige Schriften zu veröffentlichen, stellte. Infolge dessen wurde gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet und M. auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet und nach Küstrin gebracht. Wegen beabsichtigten Landesverraths und Bekanntmachung amtlicher Schriften wurde er durch ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft verurtheilt. 1820 wurde M. von Küstrin nach Glatz gebracht, doch begnadigte ihn der König 1826. Bald darauf starb er 27. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne im preuß. Polen.

Maßholder, s. Ahorn.

Mäßigkeitsvereine hat man jene Verbindungen genannt, deren Mitglieder sich gegenseitig feierlich versprechen, im Genusse geistiger Getränke nicht auszuschweifen und besonders des Branntweins sich entweder ganz oder bis zu einem gewissen Grade zu enthalten. Die Bemerkung, welches Unheil die Trunksucht in vielen, besonders nördl. Ländern nach sich zog, seitdem der Branntwein eine wohlfeilere Art der Bereitung und demzufolge eine größere Verbreitung erhielt, forderte Staatsmänner und Menschenfreunde auf, diesem Uebel aus allen Kräften zu steuern. Wenn in manchen Ländern, z. B. in Schweden, Strafgesetze für Berauschte gegeben wurden, so hat man in andern eben durch Stiftung von M. dem übermäßigen Genusse des Branntweins zu begegnen versucht. Entschiedenen Nutzen haben die M. in Nordamerika und in Großbritannien gebracht, wo besonders der bekannte Pater Matthew (s. d.) als Apostel derselben wirkte. Auch in Deutschland fanden die Vereine Eingang. Doch hat sich freilich zuweilen hieran Uebertreibung und religiöse Parteisucht geheftet.

Massillon (Jean Baptiste), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 24. Juni 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. J. in die Congregation des Oratoriums. Nachdem er sich bald als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf erworben hatte, zog er sich in das Kloster Sept-Fonts zurück, von wo ihn erst der General seiner Congregation, Pater de Latour, 1696 nach Paris berief. Hier wurde er anfangs Director des Seminars St.-Magloire. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet und Bourdaloue, und M. wurde ihr würdiger Nacheiferer, unterschied sich aber von beiden dadurch, daß er in höherm Grade als sie auf das Gefühl wirkte. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten mal sein Zuhörer gewesen war, wählte er ihn zum Hofprediger, namentlich auch wegen seiner friedliebenden Gesinnungen, indem er so den Cardinal Noailles mit den Jesuiten auszusöhnen meinte. Allein M. misfiel beiden Parteien. Von dem Regenten Herzog von Orleans 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erhielt er den Auftrag, vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, zu predigen. Zu diesem Zwecke verfaßte er jene unter dem Titel «Petit-Carême» bekannten Reden, welche ein Meisterwerk der Kanzelberedsamkeit sind, und in denen er manche für einen Fürsten hochwichtige Wahrheiten berührte. 1719 trat er in die Französische Akademie. Auch erhielt er die Prälatur von Savigny. Seine letzte Rede, welche er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchensprengel nicht mehr, wo seine Tugenden ihm große Liebe gewannen. Er starb 18. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch, freimüthig, einfach und voll Würde, außerdem in der Sprache von seltener Correctheit und Eleganz. Eine vollständige Ausgabe seiner «Sermons» besorgte sein Neffe Jos. M. (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern sind die von Renouard (13 Bde., Par. 1810) und vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828) die besten. Vgl. Theremin, «Demosthenes und M.» (Berl. 1845).

Massinger (Phil.), engl. Schauspieldichter, geb. 1584 zu Salisbury, studirte zu Oxford, verließ aber, noch ehe er seinen Cursus vollendet, die Universität und ging nach London, wo er zahlreiche Stücke für die Bühne schrieb. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er fortwährend mit Noth und Armuth zu kämpfen hatte. Am Morgen des 17. März 1640 fand man ihn todt in seinem Bette. Die Trauerspiele M.'s sind ernst und würdig, in ruhigem, aber kräftigem Tone gehalten; sein Vers ist glatt und wohlklingend. Seine Lustspiele gleichen denen Ben Jonson's in ungebundener Kraftäußerung und Wunderlichkeit; sie sind oft gemein und roh, namentlich wo er witzig und launig sein will, was ihm nicht gegeben war. Unter den 18 erhaltenen Stücken sind die besten «The virgin martyr», «The duke of Milan», «The fatal dowry», «The city madam» und «A new way to pay old debts», das einzige, das sich auf der Bühne behauptet hat. Ausgaben seiner Werke besorgten Gifford (4 Bde., Lond. 1805) und Hartley Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839).

Maßmann (Hans Ferdinand), einer der gelehrtesten Kenner der ältern deutschen Sprache und Literatur, geb. 15. Aug. 1797 zu Berlin, besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium und begann dann im Herbst 1814 das Studium der Theologie. Bald darauf schloß er sich

jedoch den freiwilligen Jägern an. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 widmete er sich erst zu Berlin, dann zu Jena bis 1818 von neuem seinen Studien, betheiligte sich aber auch eifrig an den burschenschaftlichen Bestrebungen. Für die Turnkunst, die er mit Vorliebe betrieb, hatte ihn schon früher Friedr. Ludw. Jahn (s. d.) gewonnen. Im Sommer 1817 stand er während Jahn's und Eiselen's Abwesenheit der berliner Turnanstalt vor. Hierauf ging er als Hülfslehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Breslau, wo er unter Harnisch ebenfalls die öffentliche Turnanstalt leitete. Eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Magdeburg, die er 1819 erhielt, gab er bald wieder auf, um zu Erlangen die naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen, die er bereits in Breslau begonnen. 1821 trat er als Lehrer in eine Erziehungsanstalt zu Nürnberg ein, die er aber bald wieder verließ, um nach Griechenland zu gehen. Doch ward er von diesem Entschlusse in der Schweiz wieder abgebracht und wandte sich hierauf erst nach Göttingen, dann nach Berlin, wo er sich nun vorzugsweise mit dem geschichtlichen Studium der deutschen Sprache beschäftigte. Auf einer wissenschaftlichen Reise, die er 1824 durch das südl. Deutschland machte, erhielt er den Ruf als Lehrer der Turnkunst bei dem königl. Cadettencorps in München, dem er auch, nach einem längern Aufenthalte in Heidelberg, 1826 Folge leistete. Bald darauf wurde ihm auch der Turnunterricht bei den königl. Prinzen und 1828 die Begründung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die münchener Schulen übertragen. 1829 erhielt M. eine außerord. und 1835 eine ord. Professur an der Universität, an der er bereits seit Beginn seines Aufenthalts in München Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten hatte. 1842 folgte er einem Rufe der preuß. Regierung nach Berlin, wo er mit der Wiedereinrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preuß. Staate beauftragt wurde und seitdem auch als Professor an der Universität verblieben ist. Von M.'s zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst seine Ausgaben älterer deutscher Sprachdenkmäler hervorzuheben. Dahin gehören: «Denkmäler deutscher Sprache und Literatur» (Münch. 1828); «Deutsche Gedichte des 12. Jahrh.» (2 Bde., Quedlinb. 1837); «Deutsche Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8. bis 13. Jahrh.» (Quedlinb. 1839); ferner die Ausgaben des «Eraclius» (Quedlinb. 1842); des «Sanct-Alexius' Leben» (Quedlinb. 1843); des «Tristan» Gottfried's von Strasburg (Stuttg. 1843); der «Kaiserchronik» (3 Bde., Quedlinb. 1849—53); «Partenopeus und Melius» (Berl. 1847) u. s. w. Um das Gothische hat sich M. durch die Ausgaben der «Auslegung des Evangeliums Johannis» (Münch. 1834), der «Goth. Urkunden zu Neapel und Arezzo» (Wien 1838) und des Ulfilas (2 Bde., Stuttg. 1856—57), um das Althochdeutsche durch seine «Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh.» (Berl. 1824), die Herausgabe der «Fragmenta theotisca» (Wien 1841) und die Bearbeitung des sechsten Bandes von Graff's «Althochdeutschem Sprachschatz» (Berl. 1844) und des zu diesem Werke gehörigen alphabetischen Index (Berl. 1846) verdient gemacht. Einen schätzbaren Beitrag zur röm. Epigraphik gab er im «Libellus aurarius» (Lpz. 1841). In Verbindung mit seiner germanistischen Thätigkeit steht seine mit reichem Commentar ausgestattete Ausgabe der «Germania» des Tacitus (Quedlinb. 1847). Von M.'s übrigen Schriften sind noch besonders zu erwähnen: «Die Baseler Todtentänze» (Stuttg. 1847); «Literatur der Todtentänze» (Lpz. 1841); «Der Externstein in Westfalen» (Weim. 1846); «Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels» (Quedlinb. 1839) u. s. w. Hierzu kommen noch einige das Turnen betreffende Schriften. Auch hat M. viele Holzschnitte und Steinzeichnungen verfertigt und sich im Kupferstich versucht sowie in Krystallmodellen und erhaben gearbeiteten Landkarten für den Unterricht, dem er wie der Erziehung die zweite Hälfte seiner Geistes- und Lebensthätigkeit gewidmet hat.

Masson (Antoine), franz. Kupferstecher, geb. 1636 in Louvry bei Orleans, gest. 30. Mai 1700 zu Paris, war anfangs Waffenschmied und verfertigte zierliche Gravirungen an Flinten- und Pistolenschlössern, als ihn der Maler Mignard bewog, das Damasciren für das Kupferstechen aufzugeben. Da er bei seinem ersten Handwerk große Grabstichelpraxis erworben hatte und außerdem Geübtheit im Zeichnen besaß, that er sich bald in seinem neuen Kunstfache hervor. Man bewunderte an seinen Werken besonders die kunstvolle Art und Weise, wie er jeden Gegenstand seinem eigenthümlichen Charakter gemäß ausdrückte, und dies war in der That seine angeborene Stärke. Der berühmte Kupferstich: Christus mit den Jüngern in Emaus, nach Tizian, bekannt unter dem Namen «Das Tischtuch» (La nappe), weil der Künstler dieses Detail in seltener Vollkommenheit wiedergegeben, ist in der erwähnten Hinsicht ein Meisterstück der Kupferstechkunst und vielleicht das schönste Blatt, das je nach Tizian gestochen worden. Das gedruckte Werk M.'s beläuft sich auf 68 Blätter und besteht größtentheils aus Porträts, in welchen seine Meisterschaft am glänzendsten hervortrat. Die schönsten sind diejenigen, welche er nach Mignard aus-

führte. Auch stach er viele nach eigenen Zeichnungen; denn er malte in Pastell und war im Treffen sehr glücklich. Unter allen von ihm gestochenen Bildnissen ist keins, das so viel Leben hat, als dasjenige von Charrier, und mehr zu geben ist unmöglich. Zu den durchgebildetsten und vollkommensten Stücken dieser Gattung gehört das Porträt von Brisacier, und das Bildniß des Grafen Harcourt, von Sammlern der «Perlenjunker» (Le cadet à la perle) genannt, wegen der Perle, die er im linken Ohr trägt, gilt mit Recht für ein Wunderwerk der Technik. Stoffe, Stickerei, Haare, Spitzen und besonders die Federn des Helmbuschs sind so wahr, so einsichtsvoll behandelt, daß man die Natur selbst vor Augen zu haben meint. Nichts ist vernachlässigt, und je aufmerksamer man die Arbeit prüft, desto wunderbarer erscheint sie, und sie muß als eine der vollendetsten Leistungen, die man vom Grabstichel erwarten kann, angesehen werden.

Maßstab heißt das Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab u. s. w. Der verjüngte M., d. i. der im genauen Verhältniß zu dem wirklichen verkleinerte, dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand verkleinert, aber vollkommen ähnlich darstellen will. Er heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometr. Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterabtheilungen derselben, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe die Ruthen, Fuße und Zolle, danach bestimmen kann. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Reißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Rissen, Plänen und Landkarten der verjüngte M. angegeben, nach welchem man mit dem Zirkel Größen abnehmen und messen kann. Eine andere Art von Maßstäben vertritt die Stelle von Tabellen; dahin gehören die quadratischen, kubischen und logarithmischen Maßstäbe.

Mast nennt man einen Baum von angemessener Länge und Stärke, um mittels der an denselben befestigten Segel ein Schiff durch die Kraft des Windes forttreiben zu lassen. Da die M. auf den Seeschiffen oft über 150 F. lang sind, so bestehen sie hier aus drei Stücken, von denen nur das untere der M. heißt, während das mittlere die Stenge, das oberste die Bramstenge genannt wird. See- und größere Flußschiffe führen zwei bis drei M. (die großen Dampfschiffe der Neuzeit bisweilen vier bis sechs), von denen aber einer höher als die übrigen ist und der große M. heißt. Vor dem großen M. steht der vordere oder Fockmast, hinter ihm der Besanmast. Ebenso gibt es eine große Stenge, eine Vorstenge und eine Kreuzstenge sowie eine große Bramstenge, eine Vorbramstenge und eine Kreuzbramstenge. Wie der Länge nach, so bestehen die untern M. der Linienschiffe und schweren Fregatten auch nach der Stärke aus mehrern, miteinander verzahnten Hölzern; das mittlere heißt die Zunge, an welche die übrigen Wangen genau angelegt und durch eiserne Bänder festgehalten sind. Die Stengen hingegen bestehen nur aus einzelnen Bäumen. Auf der Spitze des M., dem Top, befindet sich ein starker Block von Eichenholz, das Eselshaupt, durch dessen rundes Loch die Stenge geschoben wird. Unterhalb des Eselshauptes (6—10 F.) ist der M. durch starke Planken, die Backen, verstärkt. Auf ihnen liegen die Salinge und auf diesen die Marsen. Die M. stehen mit ihrem Fuße auf dem Kiel in einem Viereck, der Spur, und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke, den sog. Fischen, festgekeilt. Außer den M. haben die Seeschiffe am Vordertheil noch einen schräg herausliegenden Baum, das Bugspriet, mit einer vorn ausgeschobenen schwächern Verlängerung, dem Klüverbaum. Starke Taue, die Wanten und Stagen, halten den M. nach allen Seiten.

Mast oder Mästung nennt man den Zustand der Wohlbeleibtheit der Hausthiere, bei welchem zunächst das überschüssige Bildungsmaterial nur an bestimmten Körperstellen und innerhalb gewisser Gewebsräume, und nicht blos Fett, sondern auch eiweißartige Stoffe, Proteïnkörper, abgelagert werden. Je mehr die M. vorschreitet, um so größer wird die Aufspeicherung des Fettes in vorwaltender Weise, und zwar auch an andern, außergewöhnlichen Körperstellen und in ungewöhnlichen Mengen. Zuletzt folgt eine Verfettung der Gewebe selbst, so bei der Uebermästung oder Fettsucht. Bei fortschreitender Körperfülle, im Mastzustande, sind die Thiere zwar stets als gesund zu erachten, insofern keine das Leben bedrohende Gesundheitsstörungen vorhanden, aber sie befinden sich doch immer in einem unvollkommenen Gesundheitszustande, der auch nie freiwillig eintritt, sondern stets nur durch besondere Lebensverhältnisse herbeigeführt werden kann. Gegen die in neuerer Zeit, zuerst in England, zur Mode gewordene Uebermästung der Thiere (Prämienvieh bei Ausstellungen) sind deshalb vom medic. Standpunkte aus sehr berechtigte Einsprüche erhoben worden. Nur ein blos angemästetes oder halbgemästetes Thier gibt das beste, das nahrhafte, zugleich auch schmackhafte Fleisch. Völlig ausgemästete Thiere liefern

dagegen vorzugsweise nur Talg und Fett, und es fehlt ihnen an den kraftgebenden, eiweißartigen Substanzen in Fleisch und Blut. Um einen genügenden Mastzustand bei Thieren zu erreichen, sind denselben folgende Bedingungen zu gewähren: Ruhe, Reinlichkeit, Dämpfung des Lichts, sorgsame Wartung, Unterdrückung des Geschlechtsreizes und der Milchabsonderung, mäßige Wärme und eine kräftige Nahrung, in welcher stickstoffhaltige Bestandtheile mit Kohlehydraten im richtigen Verhältniß gemengt sind. Als vorzügliche Mastfutterarten gelten: Schrot von Getreide und Hülsenfrüchten, Zuckerrüben, Turnips, Runkelrüben, Kartoffeln, Schlempe, Biertreber und Oelkuchen; außerdem gutes Heu von Wiesen und Feldern und als Getränk ein weiches, reines Wasser; daneben von Zeit zu Zeit angemessene Salzgaben. Nach den neuern Untersuchungen von Bischof, Voit, Grouven, Henneberg und Stohmann sind übrigens die Stoffübergänge im thierischen Körper so wahrscheinlich dargethan, daß die alte Lehre von der Fütterung, also auch der Mästung ohne Zweifel hinfällig geworden. Man mästet vorzugsweise verschnittene Ochsen, Hämmel, Rinder, Schafe, abgesetzte Kühe und Schweine; vom Kleinvieh: Kapaunen, Junghühner (Poules vierges), Truthühner, Gänse, Enten, auch wol hier und da Karpfen. Neuerdings will man vom vollständigen Scheeren der Haarthiere (oder Absengen) großen Einfluß auf die Mästungsfähigkeit erzielt haben. Man unterscheidet: 1) Fettmast, bei überwiegender Fettabsonderung; 2) Fleischmast, bei richtigem Verhältniß zwischen Fleisch und Fett; 3) Kernmast, wenn die festen, gerinnbaren Stoffe gegenüber den wässerigen vorwalten; 4) aufschwemmende M., wenn das Gegentheil der Fall ist. Bei der M. muß der Stall stets warm und trocken, mit frischer, warmer Luft erfüllt sein. Das Lager der Thiere sei behaglich, reinlich, und eine gute Hautpflege, Putzen, Abwaschen, Baden (bei Schweinen), werde nicht verabsäumt. Vgl. Haubner, «Gesundheitspflege der landwirthschaftlichen Haussäugethiere» (2. Aufl., Dresd. 1865); Hamm, «Der praktische Viehzüchter» (2. Aufl., 2 Bde., Hamm 1863).

Mastdarm (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches als Fortsetzung des Dickdarms beginnt und im After (s. d.) endigt. Der M. steigt längs der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum Schwanzbein herab. Er besitzt dieselben Wandungen wie die übrigen Theile des Darms, nur sind sie dicker. An der Aftermündung umgibt ihn ein ringförmiger Schließmuskel (sphincter ani), der in seiner Wirkung noch durch einen zweiten, weiter oben gelegenen unterstützt wird. Im M. sammeln sich die Kothmassen bis zu ihrer Entleerung an. Von den Krankheiten, welche diesen Theil des Darms befallen können, sind vorzüglich zu nennen: die Hämorrhoiden (s. d.), die Mastdarmverengung, der Mastdarmkrebs (s. Krebs), die Mastdarmgeschwüre, welche leicht Fisteln (s. d.) bilden können, und der Mastdarmvorfall (prolapsus intestini recti). Auch stülpen sich einzelne Schleimhautfalten als Polypen aus dem M. vor. Bildungsfehler sind die Mastdarmverschließung (atresia ani) sowie das gänzliche Fehlen des M., welche bei Neugeborenen vorkommen und zum Theil noch operativ heilbar sind.

Mastix heißt das Harz eines in den Mediterranländern und auf den Inseln des Mittelmeeres häufig wachsenden Strauchs oder Baums (Pistacia Lentiscus L.), welches durch Einschnitte in die Rinde gewonnen wird (namentlich auf den griech. Inseln), in kleinen weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und vielfach in der Medicin, zu Räucherpulver, Firnissen und Lacken Verwendung findet. Es erweicht beim Kauen und dient den orient. Frauen dazu, das Zahnfleisch zu stärken. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen M., aus Misverständniß des engl. und franz. Namens Mastic, d. i. Kitt (s. d.), welcher keineswegs für das Mastixharz gebraucht wird.

Mastkorb, s. Mars.

Mastodon nannte Cuvier eine ausgestorbene Rüsselthiergattung, die sich von dem Elefanten nur durch die mit zitzenförmigen Höckern besetzten Backzähne unterscheidet, und deren Ueberreste, Knochen und Zähne, sehr häufig in tertiären und diluvialen Ablagerungen gefunden werden.

Mastricht (vläm. Maestricht), Hauptstadt der holländ. Provinz Limburg, mit 27028 meist kath. E., liegt 5 St. unterhalb Lüttich am Einflusse der Jaar in die Maas, durch welche sie in zwei Theile gesondert wird, von denen der kleinere, auf dem rechten Ufer liegende Theil Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 500 F. lange und bis 1281 hinaufreichende steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche öffentliche Gebäude und Plätze, unter letztern den großen Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentliche Bibliothek aufgestellt ist, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, genannt Vrijthof, zahlreiche Kirchen, worunter die Servatiuskirche mit dem 1845 von W. Geefs gearbeiteten Monument Karl's d. Gr., und ein Athenäum (Gymnasium). M. ist die

wichtigste Festung der Niederlande und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Zu ihr gehört die südlich der Stadt gelegene Citadelle auf dem Petersberge, errichtet 1701, zwischen welcher und der Stadt das flache Land durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden kann. Die Erwerbszweige der Einwohner sind Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Tuch-, Flanell-, Gewehr-, Seife- und besonders Lederfabrikation, nächstdem Krapp-, Tabacks- und Cichorienbau. Ausgezeichnet sind auch die hier bereiteten, unter dem Namen Heiligmaker bekannten Pfefferkuchen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der in dem Petersberge befindliche große Steinbruch mit einem Labyrinthe unterirdischer Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstützt werden, und in welchen hin und wieder nach oben ausgehauene Licht- und Luftlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse angebracht sind. Diese Gänge haben öfters den Einwohnern in Kriegszeiten zu einem sichern Zufluchtsorte für sich und das Ihrige gedient. Auch findet man darin Lager von Muscheln und merkwürdige Versteinerungen, unter denen besonders ein Krokodil und die Skelete von mehrern unbekannten Seethieren interessant sind. M. stand früher unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und des Bischofs von Lüttich. Während des Revolutionskriegs gegen Spanien im 16. Jahrh. mußte M. sehr hart seine Betheiligung am Aufruhr büßen. 1576 wurde die Stadt von Alba, 1579 vom Herzog von Parma unter vielem Blutvergießen in Besitz genommen. Erst 1632 bemächtigte sich ihrer Prinz Friedrich Heinrich von Oranien wieder, und im Westfälischen Frieden wurde sie den Generalstaaten zuerkannt. Von den Franzosen wurde sie 1673, 1748 und 1794 (von Kleber) erobert. Durch die franz. Occupation ward M. zur Hauptstadt des franz. Depart. Nieder-Maas. Im holländ.-belg. Kriege von 1830 und 1831 blieb die Stadt stets auf holländ. Seite, trotz des Abfalls der von ihr abhängigen Provinz.

Mästung, s. Mast.

Masûdi (Ali-Abul-Hassan), berühmter arab. Schriftsteller, geb. zu Bagdad gegen Ende des 9. Jahrh., begab sich schon als Jüngling auf Reisen und besuchte nacheinander Persien, Indien, Ceylon, Transoxianien, Armenien, die Küstenländer des Kaspischen Meeres, verschiedene Theile Afrikas, Spanien und das Byzantinische Reich. 915 weilte er zu Istakhar, dem alten Persepolis, durchwanderte 916 Indien, begab sich hierauf nach Madagaskar und von dort nach Omân und dem südl. Arabien. Um 926 findet man ihn in Palästina, 943 in Bassora. Er starb 956 in Aegypten. M. besaß ausgebreitete Kenntnisse, die sich nicht blos auf den Wissenskreis des Moslem, sondern auch auf das morgen- und abendländ. Alterthum erstreckten. Unter seinen Werken ist besonders hervorzuheben «Akhbar alzeman», eine sehr umfassende Arbeit, aus der er selbst einen Auszug unter dem Titel «Morudsch-alzeheb», d. h. «Die goldenen Wiesen» (engl. von Sprenger, Bd. 1 und 2, Lond. 1841; Text mit franz. Uebersetzung von Barbier de Meynard und Pavet de Courteville, Bd. 1—4, Par. 1861—66), veranstaltete, der eine reiche Fundgrube für die Geographie, den Volksglauben und die Geschichte des Orients bildet. Eine andere Sammlung geogr., histor. und philos. Bemerkungen, das «Kitab altanbihl u alischraf», welche noch ungedruckt ist, verfaßte er kurz vor seinem Tode.

Masulipatam (indisch Mausalipatana oder Massallipatan), Hauptstadt eines Districts der indobrit. Präsidentschaft Madras, welcher der schon den Alten unter dem Namen Mäsolia bekannten Landschaft entspricht, aus einem der Nördlichen Circars besteht und auf 221 Q.-M. etwa 521000 E. zählt. Die Stadt liegt an einem Mündungsarm des Krischna oder Kistna in einer sumpfigen Ebene und zählt gegen 30000 sehr betriebsame Einwohner, die durch Farbenpracht ausgezeichnete Baumwollgewebe fertigen, Zeugdruckereien, Bleichen und Wäschereien sowie Indigo-, Rum- und Oelfabriken unterhalten. Der Hafen ist der einzige an der Küste Koromandel, der keine starke Brandung hat. Doch während der Nordost-Monsune können keine Seeschiffe herangelangen, und zu anderer Zeit müssen sie wegen geringer Wassertiefe 1 M. und weiter ab ankern. Gleichwol ist der Handelsverkehr ziemlich beträchtlich. Mitten in der Petta oder Stadt der Eingeborenen stehen auf dem Kreuzungspunkt der Hauptstraßen 33 große Kalksteinplatten mit zahlreichen Haute- und Basrelief-Figuren von der vollendetsten Zeichnung und Ausführung, die aus den Trümmern einer $1\frac{1}{2}$ M. entfernt stehenden Pagode herstammen und Ceremonien der Dschains darstellen. Im SO. der Petta liegt inmitten der bei Springflut von der See überschwemmten Moräste das brit. Fort, mit hohem Wall und weiten, tiefen Gräben umgeben, mit Zeughaus, Pulverthurm, Kasernen, Krankenhaus, eine prot. Kirche und einer kath. Kapelle.

Masurek oder Masurka, auch Masur, ein sehr lebhafter, graziöser und heiterer poln. Nationaltanz, zu welchem von dem poln. Landvolke auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, ist jetzt, doch ohne seinen ursprünglichen Typus ganz behalten zu haben, als Gesellschafts-

tanz durch Europa verbreitet. Den Namen hat er von den Masuren, den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums Masovien.

Masūren heißt der Landestheil von Ostpreußen, welcher die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lözen, Lyck und Olezko umfaßt und auf ungefähr 300 Q.-M. gegen 450000 E. zählt, die als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch sprechen. Das Land ist bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt Lyck, die, am Somnau- und am Lycksee reizend gelegen, 5142 gewerbthätige E. zählt, ein Schloß und ein Gymnasium hat und nicht unbedeutenden Handel trieb. Der Boden ist im allgemeinen sandig und dürftig, und deshalb sowie wegen geringer Intelligenz der Landleute steht der Ackerbau auf keiner hohen Stufe. Nicht zu verwechseln mit der preuß. Landschaft M. ist das Volk der Masuren, die Bewohner von Masovien (s. d.).

Matadōr (vom lat. mactator, d. i. Todtschläger) nennt man in Spanien bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere, wenn es aufs Aeußerste gebracht ist, den Todesstoß gibt. Im L'Hombre, Tarok, Solo, Skat und andern Kartenspielen bezeichnet man damit entweder einen der höchsten Trümpfe oder die ununterbrochene Reihenfolge der Trümpfe.

Matamōros, die Hauptstadt eines neuerdings aus Gebietstheilen des mexic. Staats Tamaulipas gebildeten Departements (699,85 Q.-M. mit 40034 E. im J. 1865), unweit des Grenzstroms Rio del Norte, 6 M. von dessen Mündung in den Golf von Mexico gelegen, vor einigen Jahrzehnten noch ein kleines Dorf, jetzt ein ansehnlicher Handelsplatz, ist regelmäßig angelegt mit geraden, aber etwas engen Straßen, hat zum Theil schöne, meist aber aus Lehmsteinen (adobes) erbaute Häuser und etwa 12000 E., unter denen viele Ausländer. Die Stadt genießt vor allen Seehandelsplätzen an der Ostküste Mexicos den Vortheil einer gesunden Lage in einer fruchtbaren, wohlangebauten Umgebung und hat in neuester Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen, hauptsächlich durch den Verkehr mit Nordamerika, der gegenwärtig in der Ein- und Ausfuhr den Werth von 3—4 Mill. Dollars erreicht. Daneben wird von jeher bedeutender Schmuggelhandel daselbst getrieben. Der Außenhafen, El-Refugio genannt, liegt an der Mündung des Rio del Norte, ist jedoch nicht für große Schiffe zugänglich, da dem Strome eine Barre vorliegt, die nur 6—8 F. Wasser hat. Daher ist auch die fast 2 M. nördlicher, hinter der gleichnamigen Nehrung gelegene Bucht Brazo de Santiago, deren Eingang zuweilen 12 F. Wassertiefe hat, die aber jetzt den Vereinigten Staaten gehört, eigentlich der Haupthafen von M. Die Stadt wurde 1846 von den nordamerik. Truppen, 26. Sept. 1864 von den Kaiserlichen unter Mejia, 4. Mai 1865 von den Juaristen unter Negrete, später von den Franzosen besetzt und war im Sommer 1866 abermals der Schauplatz von Kämpfen beider Parteien.

Mater, s. Matrize.

Materia medica, soviel wie Arzneimittellehre oder Pharmakologie, s. Arzneimittel.

Materialismus ist die Ansicht, wonach die Materie oder das mit den äußern Sinnen erfaßbare Dasein als die Grundursache alles Lebens angesehen wird und folglich auch die psychischen Erscheinungen aus materiellen Ursachen abgeleitet werden. Diese Annahme trägt einen wesentlich verschiedenen Charakter, je nachdem der Materie im Weltall als einer solchen schon außer und vor aller Organisation seelische Eigenschaften beigelegt werden (Hylozoismus), oder das psychische Leben ganz und gar nur als eine Kette von Functionen oder Thätigkeiten des organischen Leibes, welche lediglich an diese seine Organisation geknüpft seien, angesehen wird (reiner M.). Denn während der Hylozoismus die psychische Substanz nur zur Materialität herabzieht, wird dieselbe vom reinen M. gänzlich geleugnet oder zur bloßen Erscheinung am Organismus herabgesetzt. Im Alterthum war der Begründer des reinen Materialismus Leukipp, während der Hylozoismus schon früher als die ausgebreitetste Lehrmeinung bei Heraklit, Pythagoras und den Ionischen Philosophen ausgebildet worden war. Diesem Hylozoismus zufolge ist die Urmaterie des Weltalls von seelenhafter Natur und als Weltseele eins mit dem göttlichen Wesen. Aus ihr stammen die menschlichen Seelen als Ausflüsse und kehren nach vollendetem Leben in sie als in ihren unsterblichen Zustand zurück. Die Stoiker erneuerten diese Art des M., welche zum Pantheismus (s. d.) gehört; selbst Kirchenväter, wie Tertullian, huldigten ihm. Beim Wiederaufleben der Wissenschaften im Reformationszeitalter wurde er von Paracelsus (1493—1541) wieder ins Leben gerufen, welcher alle Dinge aus drei Urstoffen bestehen ließ, aus Schwefel, Salz und Quecksilber, denen er als Lebensprincipien psychische Eigenschaften beilegte. Dagegen nahm der reine M. der Neuzeit aufs neue die Theorie der alten Atomistik in sich auf, wie sie zuerst durch Leukipp und Demokrit, hernach durch Epikur und seine Schule zur Entwickelung gelangt war. Der Urheber des modernen M. ist der Engländer Hobbes (1588—1679), der

Schüler Baco's von Verulam. Seine Lehre, wonach alle geistigen Thätigkeiten in einem bloßen Mechanismus materieller Eindrücke des Gehirns bestehen, deren Beharren man als Gedächtniß, deren Combinationen und Gruppirungen als Verstand bezeichnet, fand weniger in England als in Frankreich zahlreiche Anhänger, unter denen Mandeville (Pensées libres», 1723), La Mettrie («L'homme machine», 1748), Helvetius («De l'esprit», 1758) und der Baron Holbach («Système de la nature», 1770) Auszeichnung verdienen. In Deutschland wußte sich der M. um dieselbe Zeit am wenigsten Anhänger zu verschaffen. Denn die damals hier herrschende Leibniz-Wolf'sche Schule widerstrebte ihm nicht minder als die darauffolgende Kant'sche, welche jener die Herrschaft entriß. Was sich aber zwischen beide in die Mitte schob unter der Gestalt von popularphilos. Bestrebungen im Gebiete der empirischen Psychologie, schloß sich zwar gern an den Empirismus von Locke und Condillac an, blieb aber dem M. dabei immer noch feindselig gesinnt. Erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts hat sich dieses Verhältniß verändert, und sind es gerade die Deutschen gewesen, welche die materialistischen Theorien der Epikuräischen Schule mit Eifer erneuerten, während dieselben sich bei den benachbarten Nationen bereits völlig ausgelebt zu haben schienen. Die Entwickelung des deutschen M. hängt aufs engste mit der Entwickelung der naturphilos. und Hegel'schen Speculationen zusammen. Denn es war ein Zweig der letztern Schule, welcher durch eine großartige Ideenvertauschung von der vollkommenen Idealisirung der Naturprocesse zu einer ebenso vollkommenen Materialisirung der geistigen Processe überging. Zu den dem Hegelianismus unmittelbar entwachsenen Materialisten, welche man als die Dialektiker der Schule bezeichnen darf, gehören vorzüglich Ludwig Feuerbach («Das Wesen des Christenthums», 1841; «Grundsätze der Philosophie der Zukunft», 1843) und Noack («Psyche, Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens», 1858—63). An sie schlossen sich materialistische Naturphilosophen, wie Moleschott («Der Kreislauf des Lebens», 1852), Vogt («Köhlerglaube und Wissenschaft», 1854), Büchner («Kraft und Stoff», 1855) und Czolbe («Neue Darstellung des Sensualismus», 1855), welcher letzere jedoch später zu einem andern Standpunkte von eklektischer Art übergetreten ist. Der M. hat seitdem viele Anhänger gefunden unter Physiologen und Aerzten, welche glaubten, durch ihn ein sicheres Erklärungsmittel für die Seelenerscheinungen nach naturwissenschaftlicher und exacter Methode zu besitzen. Je mehr man aber Ernst gemacht hat, einer bestimmten Klasse von Seelenerscheinungen, nämlich denen des Empfindungslebens, eine dem physik. Experimente unterwerfbare Seite abzugewinnen, welches nicht unmöglich ist, desto mehr hat man sich überzeugen müssen, daß blos physik. Begriffe nicht ausreichen, den thatsächlichen Inhalt solcher Experimente auszudrücken und festzustellen, sondern daß hierbei hervorbringende Thätigkeiten von subjectiver Natur mit in Anschlag kommen, deren Erzeugnisse zwar ebenso stark in die Wahrnehmung fallen wie die körperlichen Thatsachen, dennoch aber nicht der physik. oder objectiven, sondern ganz allein der psychischen oder subjectiven Erfahrung zugerechnet werden dürfen. Vgl. Fechner, «Elemente der Psychophysik» (Lpz. 1860); Wundt, «Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele» (Lpz. 1863); Lange, «Geschichte des M. und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart» (Iserl. 1866).

Materialwaaren heißen eigentlich alle diejenigen Waaren, welche in dem Zustande, in welchem sie der Handel liefert, zu ihrer letzten Verwendung noch nicht geeignet sind, sondern nur den Stoff (das Material) zu einer weitern Verarbeitung oder Zubereitung geben. Im gemeinen Leben sieht man jedoch von dieser Begriffsstellung ganz ab und gibt jenen Namen gewöhnlich der Gesammtheit jener Waaren, welche die Hauptartikel der gemeinen Kleinhandlungen bilden, wie namentlich Colonialwaaren, Gewürze u. s. w., die man auch wol Spezereiwaaren nennt. Den letztern Namen führen dieselben besonders in Süddeutschland, wo man dagegen unter M. die Droguen oder Apothekerwaaren und Farbewaaren zusammenfaßt.

Materie oder Stoff bedeutet im Gegensatze zur Form das Sachliche, Gegenständliche, den Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung oder Darstellung. So unterscheidet man die Form eines Kunstwerks von seinem Stoffe; die Form unserer sinnlichen Empfindungen, das Räumliche und Zeitliche, von der M. derselben, d. h. von dem, was wir durch das Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen; materielle Sittengesetze, d. h. solche, welche vorschreiben, nach welchen Objecten wir zu streben haben, von formalen, die nicht auf gewisse Gegenstände, sondern nur auf Verhältnisse unserer Thätigkeit gehen. Im engern Sinne ist der Begriff der M. ein Product der Philosophie. Die Veranlassung, ihn auszubilden, liegt in den Veränderungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Die Frage, was dem Wechsel der Erscheinungswelt als ein Unveränderliches zu Grunde liege, warfen sich schon die ältesten Denker auf und beantworteten sie anfänglich so, daß sie einen oder mehrere bestimmte sinnliche Stoffe

(Wasser, Feuer, Luft u. s. w.) als die elementarische Grundlage aller Erscheinungen betrachteten. Dabei trat der Begriff des Stoffs mit dem der Kraft und der Form noch nicht sogleich in einen bestimmten Gegensatz; erst Plato führte den Begriff eines bloßen Stoffs als Gegensatz der Ideen, d. h. dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles machte von diesem Begriffe einen weitern Gebrauch. Seine Metaphysik beruht auf der Unterscheidung zwischen der M. (Hyle), als einem blos der Möglichkeit nach, und der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seienden, sodaß das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen M. und Form und die Veränderung als ein Uebergang der an sich form- und bestimmungslosen M. von einer Form zur andern betrachtet wurde. Diese Auffassung des Gegensatzes zwischen beiden beherrschte die Metaphysik jahrtausendelang und gab namentlich der Scholastik Veranlassung zu der Frage, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der M. durch die Form (contractio materiae per formam) oder als eine Entwickelung der M. aus der Form (eductio materiae e forma) anzusehen sei. Eine ganz andere Bedeutung bekam der Begriff der M. durch Descartes. Dieser ging nämlich von einem ursprünglichen Gegensatze zwischen der ausgedehnten und denkenden Substanz, zwischen M. und Geist aus, und die M. wurde hier als das im Raume Ausgedehnte, Undurchdringliche, Bewegliche, Theilbare aufgefaßt, alle Naturerscheinungen, soweit sie mit räumlichen Merkmalen in Verbindung stehen, aus den verschiedenen Verbindungsformen ihrer materiellen Bestandtheile, also mechanisch erklärt, das Geistige aber von dem Zusammenhange mit dem Körperlichen und Materiellen ganz losgelöst. Diese Richtung der Cartesianischen Philosophie verwickelte bald in unlösbare Schwierigkeiten über die Frage, wie man sich die Entstehung der sinnlichen Empfindungen aus den physik. Affectionen des Körpers sowie überhaupt den ganzen auf Wechselwirkung beruhenden Zusammenhang zwischen dem Leiblichen und Geistigen zu denken habe.

Unterdessen haben sich die Naturwissenschaften, namentlich seit Newton, bei der Vorstellung des Atomismus (s. Atome) beruhigt, daß die letzten Bestandtheile der M. selbst wieder materiell, aber physisch untheilbar seien. Da aber hierdurch die Frage nach dem Wesen der M. blos umgangen, nicht beantwortet wird, so konnte der Menschengeist hierbei nicht stehen bleiben, besonders seit er durch Kant zur Einsicht gelangte, daß alle Raumbestimmungen unter den Begriff der bloßen Erscheinung fallen und nicht als ursprüngliche Prädicate dessen, was in Wahrheit ist, betrachtet werden dürfen. Kant selbst ließ das eigentliche Wesen, welches dem Phänomen der M. als des im Raume Beweglichen zum Grunde liegt, unter dem Namen eines Dinges an sich gänzlich dahingestellt, suchte hingegen die Undurchdringlichkeit und Cohäsion dieses Phänomens durch anziehende und abstoßende Kräfte zu erklären und gründete so, dem Atomismus entgegen, die dynamische Ansicht, welche eine Theilbarkeit der M. ins Unendliche und einen stetigen Zusammenhang ihrer Theile behauptet. Die Schelling'sche und Hegel'sche Naturphilosophie, hervorgegangen aus dem Fichte'schen Idealismus (s. d.), construirte die M. aus einer Spannung relativ geistiger Kräfte oder Potenzen und erklärte daher Geist und M. im Grunde ihres Wesens für identisch und nur für die Erscheinung entgegengesetzt. Der letztere Begriff der M., durch welchen ihre Wechselwirkungen mit der Geistwelt sich leichter und vollständiger erklären als nach dem System des Dualismus oder der völligen Trennung, nähert sich aufs neue der Aristotelischen Auffassung darin, daß der Unterschied von Geist und M. zu einem relativen herabgesetzt wird, jedoch mit einer stärkern relativen Trennung beider. Denn hier verhalten sie sich nicht zu einander wie die Form zum Stoff, sondern wie entwickelte zu unentwickelten Kraftsystemen von einerlei Grundcharakter.

Matethee, s. Ilex.

Mathematik ist die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, weshalb sie am passendsten Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet die reine und die angewandte M., die reine M. als Theorie, die angewandte als Anwendung derselben auf wirklich vorhandene Gegenstände. Die reine M. zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), welche die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), welche die Raumgrößen behandelt. Zur angewandten M. rechnet man diejenigen Wissenschaften, die zwar auf anderm Boden fußen, aber von den Grundsätzen der reinen M. ihre Bestimmung und Sicherheit erlangen. So das Feldmessen, Nivelliren und die Markscheidekunst; die Mechanik, Dynamik, Statik, Hydraulik, Hydrostatik, Aërometrie, Aërostatik; die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perspective; ferner die Astronomie, mit der die Chronologie und die Gnomonik in genauer Verbindung stehen. Die mechan., optischen und astron. Wissenschaften bilden zusammen die physische angewandte M. Von dieser unterscheidet man die technische M., welche in sieben sehr ungleichartige Abtheilungen zerfällt:

die praktische Arithmethik (mercantilische, jurist. und polit. Rechenkunst); die praktische Geometrie (Feldmeßkunst, Forstgeometrie, Nivelliren, Markscheidekunst); die praktische Mechanik oder Maschinenlehre; die bürgerliche Baukunst; die Wasserbaukunst oder Hydromechanik; die Kriegswissenschaften (namentlich Artillerie und Befestigungskunst); die Wissenschaften des Seewesens oder die Nautik (Schiffbau, Steuermannskunst). Die mathematische Gewißheit oder Wahrheit ist sprichwörtlich. Es liegt in der Natur der mathem. Begriffe und Schlüsse, daß die Lehren der reinen M. jeden Zweifel, jede Ungewißheit ausschließen.

Die erste wissenschaftliche Begründung der M. dürfte den Indiern und Aegyptern zuzuschreiben sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, Pythagoras, Plato und Eudoxos bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik. Euklides, Archimedes und Apollonius von Perga (um 230 v. Chr.) brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhepunkt. Außerdem sind unter den griech. Mathematikern noch Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachus, Ptolemäus, Theon, Proklus, Pappus u. a. zu nennen. Auffallend ist es, daß die Römer so wenig Sinn für die M. hatten. Dagegen beschäftigten sich die Araber, die in der M., wie in fast allen ihren wissenschaftlichen Kenntnissen, den Griechen folgten, sehr viel damit. Durch die Araber gelangte die M. nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien und Deutschland gedeihlichen Boden. In spätern Jahrhunderten erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontanus, Pacciolo, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, Vieta, Ludolf van Ceulen, Nuñez, Just. Byrgius u. a. Durch die Erfindung der Logarithmen wurde den Mathematikern ein Mittel in die Hände gegeben, rascher und sicherer auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibniz brachen durch ihre Infinitesimalrechnung Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen vermochte. Von dieser Zeit an gewann die M. eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben wie keine andere Wissenschaft, namentlich durch Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L'Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. a., sowie nachher durch Manfredi, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß, Jacobi, Abel, Chasles, Dirichlet, Liouville u. a. Vgl. außer den Werken von Montucla und Bossut: Kästner, «Geschichte der M.» (4 Bde., Gött. 1796—1800).

Mathew (Theobald), bekannt als Mäßigkeitsapostel, ward 10. Oct. 1790 aus einer guten Familie zu Thomastown in Irland geboren. Da seine Aeltern frühzeitig starben, so wurde er von einer wohlhabenden Tante an Kindesstatt angenommen und erhielt seine Erziehung auf der Akademie zu Kilkenny. Entschlossen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, trat er 1810 in das kath. Seminar zu Maynooth ein und wurde 1814 in Dublin zum Priester geweiht. Er begab sich jetzt nach dem südl. Irland, wo er als Seelsorger in einem von den ärmsten Volksklassen bewohnten District fungirte. Hier war er Zeuge des Elends, welches der übermäßige Gebrauch berauschender Getränke anrichtete, und er beschäftigte sich unablässig mit Planen zur Heilung dieser moralischen Pest. Unterdessen gewannen ihm seine Bestrebungen, die Lage der untern Klassen zu verbessern und ihre Sittlichkeit zu heben, allgemeine Achtung, und er machte sich endlich ans Werk, eine Association zu bilden, deren Mitglieder das feierliche Gelübde ablegen sollten, sich aller Spirituosen zu enthalten. Er begann 1833 seine Vorträge zu Cork, wo er zweimal wöchentlich vor zahlreichen Zuhörern über die Hauptursache der unglücklichen Lage Irlands und deren Heilmittel sprach. Das erregbare Volk, schon geneigt, seine Rathschläge mit Ehrfurcht entgegenzunehmen, wurde von der Beredsamkeit des Apostels hingerissen, und Tausende von Menschen, zum Theil verhärtete Trunkenbolde, erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich dem Mäßigkeitsverein anzuschließen. Seine Reise durch Irland glich einem Triumphzuge, die Behörden wetteiferten in Ehrenbezeigungen, überall begehrte man seinen Segen und legte in seine Hände das Enthaltsamkeitsgelöbniß ab. In Nenagh ließen sich an einem Tage 20000 Personen aufnehmen, zu Galway in zwei Tagen 100000, und auf dem Wege von dieser Stadt nach Portumna versprachen 180—200000, sich künftig des Alkoholgenusses zu enthalten. Gar zu viele vergaßen jedoch später nach und nach ihr Versprechen, und die allerdings segensreiche Wirksamkeit M.'s hat daher keine so weitgreifenden Folgen gehabt, als man davon erwartete. Nachdem er ganz Irland durchzogen, ging er in gleicher Absicht nach England, wo er mit vieler Herzlichkeit empfangen wurde. Auf einer Reise nach Amerika ward er mit noch größerm Enthusiasmus begrüßt. Im Herbst 1851 kehrte er nach Europa zurück. Da er sein ganzes Ver-

mögen im Dienste der Menschheit zugesetzt hatte und dadurch mehrfach in große Verlegenheit gerathen war, so verlieh ihm die brit. Regierung eine Pension von 300 Pfd. St. Er starb zu Queenstown 8. Dec. 1856. In Cork wurde ihm 1864 ein Standbild errichtet. Vgl. Maguire, «Father M., a biography» (Lond. 1863).

Mathilde, Markgräfin von Toscana, war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius und 1046 geboren. Sie vermählte sich zwar mit Gottfried dem Buckeligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt in Italien. Im 30. J. verwitwet, war sie die vornehmste Stütze Papst Gregor's VII. in dessen langem Kampfe gegen das Kaiserthum, und auf ihrer Burg Canossa geschah es, daß Kaiser Heinrich IV. (s. d.) Buße that. Ihre große Territorialmacht wie ihre Reichthümer und ihr Einfluß standen dem Heiligen Stuhl immer zur Verfügung. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. 1077 oder 1079 schenkte sie alle ihre Güter und Besitzungen an die Kirche. Sie allein stand 1081 dem Papste gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach dem Tode desselben den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Ihre zweite Ehe mit dem jungen Welf, des Baiernherzogs Sohn, wurde nach einigen Jahren gelöst. Sie starb 1115 in ihrem Schlosse Bondeno und wurde in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone, später durch Papst Urban VIII. in der Peterskirche beigesetzt. Ihr Tod gab zu neuen Fehden zwischen dem Kaiser und dem Papst Paschalis III. wegen jener Schenkung (die Mathildische Erbschaft) Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese bestanden, außer in Toscana, in dem größten Theile Mittelitaliens, und ihr Ableben war gleichsam das Signal zur freiern Entwickelung der Communen auf beiden Seiten der Apenninen.

Mathy (Karl), bad. Staatsmann, geb. 17. März 1806 zu Manheim, studirte Staatsrecht und Kameralwissenschaft und wurde im Großherzogthum Baden im Finanzfach angestellt. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 Süddeutschland ergriff, regte auch ihn zu lebhafter Betheiligung an. Er wurde in der Kammer und der bad. Presse eifriger Kämpfer der liberalen Opposition, schied 1833 aus seiner amtlichen Stellung und siedelte endlich, um den polizeilichen Maßregelungen zu entgehen, nach der Schweiz über. Auch dort war er zunächst als Publicist thätig und verfaßte unter anderm die Preisschrift «Ueber den Zehnten». 1838 wurde er Lehrer der neuen Bezirksschule zu Grenchen im Canton Solothurn. Die polit. Bewegung des Jahres 1840 führte ihn nach Baden zurück, wo er als Publicist, seit 1842 als Vertreter der Stadt Konstanz und als ein Führer der Opposition thätig war. 1848 setzte er als Mitglied des Vorparlaments die ungewöhnliche Energie seines Wesens den republikanischen Planen der Linken entgegen und verhaftete Fickler 8. April auf dem Bahnhofe in Karlsruhe. Er ging darauf als Mitglied des Parlaments nach Frankfurt, wurde dort ein hervorragendes Mitglied der Partei Gagern und als bad. Staatsrath zum Unterstaatssecretär im Reichsministerium der Finanzen ernannt. Mit seinen Parteigenossen gab er das Ministerium und Parlament auf. Im Volkshause zu Erfurt kämpfte M. wieder für die Unionspolitik. In den Reactionsjahren verließ er den Staatsdienst und widmete seine Kraft industriellen Unternehmungen. Er wurde 1858 Director der Bank von Gotha, 1860 der Deutschen Creditanstalt in Leipzig. Mit Neujahr 1863 trat er in den bad. Staatsdienst zurück und wurde als Präsident des Handelsministeriums College des Freiherrn von Roggenbach. Im Sommer 1866 gab er seine Stelle auf, als die großdeutsche Partei im Ministerium den Krieg gegen Preußen durchgesetzt hatte, wurde aber wenige Wochen darauf vom Großherzog zur Bildung eines neuen Ministeriums aufgefordert. In derselben Nacht rief er die bad. Division vom Bundesheere zurück, nahm die Festung Rastadt in Besitz und leitete die Friedensunterhandlungen mit Preußen ein. Ende 1866 war er bad. Staatsminister, Chef des Gesammtministeriums und Präsident der Ministerien des Handels und der Finanzen.

Matrikel (vom lat. matricula) heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte; so auf Universitäten das Verzeichniß, in welches die Studenten bei ihrer Aufnahme als akademische Bürger eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Geistlichen das Verzeichniß der einer Pfarrstelle zugewiesenen Einkünfte und Bezüge (Pfarrmatrikel). Die deutsche Reichsmatrikel bestand in dem Verzeichniß aller Stände des Deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsbedürfnissen. Die Wormser Matrikel von 1521 bestimmte die zu stellenden Contingente und die Kriegssteuern (Römermonate), eine andere die Beiträge für die Unterhaltung des Kammergerichts (Kammerzieler). Im Laufe der Zeit hatten aber hierin das Herkommen und eigene Reichsschlüsse Veränderungen herbeigeführt, sodaß die Reichsstände

nur nach einer Usualmatrikel zu jenen Leistungen herangezogen wurden. Auch im Deutschen Bunde bestimmte eine Bundesmatrikel die Stärke der Truppen, welche jedes Bundesmitglied zum Bundesheere stellen sollte.

Matrize oder Mater nennt man in der Technik im allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in der ein solcher gefertigt werden soll. In der Schriftgießerei versteht man unter M. das Kupferstück, in welches mittels eines geschnittenen Stahlstempels ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird. Dieses Plättchen kommt dann an seinen gehörigen Ort in das Gießinstrument und bildet die Form für das Auge der zu gießenden Letter. In der Galvanoplastik bezeichnet man mit M. den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei dem Copiren von gestochenen Kupferplatten, daß die M. eine erhabene Form bildet.

Matrosen nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffsführers oder Steuermanns ein Schiff bemasten, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöschen und auf der Reise alle Reparaturen an Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener M. muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein. Auch zur Bedienung des Geschützes werden sie gebraucht, daher sie damit vertraut sein müssen, wie sie überhaupt in Seegefechten, namentlich beim Entern, am Kampfe theilnehmen. — Matrosenpressen heißt das gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienst, das in einigen Seestaaten, auch in England, beim Kriegszustande ein zwar grausames und oft zu blutiger Widersetzlichkeit führendes, aber gesetzlich anerkanntes Mittel bot, das Seevolk, wenn die freiwillige Dienstleistung nicht ausreichte, zu ergänzen und zu vermehren. Besonders in den Hafenstädten wurde diese Menschenjagd betrieben; sie ist jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten nicht mehr in Anwendung gekommen.

Matter (Jacques), namhafter Philosoph und Kirchenhistoriker, geb. 31. Mai 1791 zu Alt-Eckendorf im Elsaß von deutschen Aeltern, besuchte das Gymnasium zu Strasburg und widmete sich dann an der prot. Akademie daselbst philol. und philos. Studien. Nachdem er sich die akademischen Grade erworben, erhielt er eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt, gab aber dieselbe bald wieder auf, um noch einige deutsche Universitäten, wie namentlich Göttingen, zu besuchen. 1819 erhielt er die Professur der Geschichte zu Strasburg und zwei Jahre später die Direction des Gymnasiums daselbst. Inzwischen hatte M. seinen literarischen Ruf durch den «Essai historique sur l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1820; 2. Aufl. 1844) begründet, welchem zwei andere gediegene Werke, die «Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne» (4 Bde., 2. Aufl., Par. 1838) und die «Histoire critique du gnosticisme» (3 Bde., Par. 1828; 2. Aufl. 1843—44) folgten. Nachdem er seit 1828 als Inspector der Akademie zu Strasburg gewirkt, ward er 1832 zu der höchst einflußreichen Stellung eines Generalinspectors der Universität nach Paris berufen, die er 1845 mit der eines Generalinspectors der öffentlichen Bibliotheken vertauschte. Später nahm er seinen Abschied aus dem öffentlichen Dienste und wandte sich wiederum nach Strasburg, wo er fortan seinen Studien lebte und 23. Juni 1864 starb. Von M.'s Schriften sind außer den erwähnten noch hervorzuheben: die Preisschrift «De l'influence des moeurs sur les lois, et de l'influence des lois sur les moeurs» (Par. 1832; deutsch von Buß, Freiburg 1833), seine «Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles» (3 Bde., Par. 1837) und «De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne» (2 Bde., Par. 1847; deutsch von Kaiser, 2 Bde., Lpz. 1848). Diesen schlossen sich später, außer «Une excursion gnostique en Italie» (Par. 1851), noch ein Reihe religionsphilos. Arbeiten an, unter denen die «Histoire de la philosophie moderne dans ses rapports avec la religion» (Par. 1854) und die «Philosophie de la religion» (2 Bde., Par. 1857) die bedeutendsten sind. Außerdem gehören noch hierher: «Du ministère ecclésiastique» (Par. 1851); «Morale, philosophie des moeurs» (Par. 1860); «Saint-Martin, philosophe inconnu» (Par. 1862); «Emmanuel de Swedenborg» (Par. 1863). In allen seinen Arbeiten vereinigt M. deutsche Gründlichkeit und Gediegenheit mit ungewöhnlicher Klarheit und Eleganz der Darstellung.

Matterhorn oder Grand-Mont-Cervin, auch Monte-Silvio genannt, ein nadelförmig zugespitzter Alpenkegel der Penninischen Alpen, an der Grenze Piemonts und des schweiz. Cantons Wallis, erhebt sich westlich vom Monte-Rosa zu 13901, wie sein östl. Nachbar, das Kleine Matterhorn oder der Petit-Cervin, zu 11891 F. Höhe. Frei und isolirt überragt der Riesenobelisk die umliegenden Gebirgspiedestale um mindestens 5000 F. Seine steilen, fast

vertical abgeschnittenen und scharfkantigen Wände sind meist ohne Schnee. Das bisher für unersteiglich erachtete Horn wurde 14. Juli 1865, von Zermatt aus, von vier zum Londoner Alpenclub gehörenden Engländern mit drei Führern glücklich erstiegen. Auf dem Rückwege riß indeß das Seil, an welches sich die Herabsteigenden befestigt, und drei der Reisenden nebst einem Führer verloren dabei das Leben. Zwischen dem Großen und Kleinen M. führt aus dem wegen seiner großartigen Naturschönheiten in neuerer Zeit zahlreich besuchten Matterthale oder dem obern Theile des Vispachthals, und zwar von dem Dorfe Zermatt her, das Matterjoch oder der Sanct-Theodulspaß in 10322 F. Höhe hinüber nach dem piemontes. Tournanche- oder Cervinthal, der höchste gangbare Gebirgspaß in ganz Europa, nur Ende Juli bis Mitte Sept. gut zu passiren. Seitwärts steht das 10667 F. hohe Theodulshorn hoch über dem Theodulsgletscher. Auf der Paßhöhe selbst befindet sich eine Gasthütte. Tiefer abwärts sieht man in 9790 F. Höhe die Reste einer vor 300 J. von den Piemontesen angelegten Schanze. Noch tiefer, bei den Châlets von Breuil am Tournanchebach, ist in neuester Zeit das Hôtel du Mont-Cervin etablirt worden.

Matteucci (Carlo), ital. Naturforscher und Politiker, geb. 20. Juni 1811 zu Forli (Romagna), Sohn eines Chirurgen, studirte Mathematik, zuerst in Bologna, dann in der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er 1831 ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1832 Professor zu Bologna und bewies sich als tüchtiger Experimentalphysiker, namentlich durch Versuche über die Volta'sche Säule. Er erhielt 1837 einen Ruf als Professor der Physik nach Ravenna und einige Jahre später (1840), auf Betrieb Arago's und A. von Humboldt's, in gleicher Eigenschaft an das Athenäum zu Pisa. Seine elektrischen und elektro-physiol. Arbeiten, zumal die Untersuchungen über den Zitterrochen, verbreiteten seinen Ruf über die Grenzen Italiens hinaus. 1844 erhielt er von dem pariser Institut den Preis für Experimentalphysiologie, wurde auch zu dessen correspondirendem Mitgliede erwählt, und die Königliche Gesellschaft in London ertheilte ihm die Copley'sche goldene Medaille. Die Ergebnisse seiner Arbeiten legte er in einer Reihe von zum Theil in fremde Sprachen übersetzten Schriften nieder. Dahin gehören: «Lezioni di fisica» (2 Bde., Pisa 1841; 4. Aufl. 1851); «Lezioni sui fenomeni fisico-chimici dei corpi viventi» (Pisa 1844; 2. Aufl. 1846); «Manuale di telegrafia elettrica» (Pisa 1850 u. öfter); «Cours spécial sur l'induction» (Par. 1854) u. s. w. M. nahm an der polit. Bewegung von 1847 Antheil. Er wurde 1848 toscan. Senator und Commissar bei der toscan. Armee und begleitete dieselbe nach der Lombardei. Nach der Rückkehr des Großherzogs wirkte er wieder wie früher in Pisa. 1859 war er einer der Vertreter der provisorischen toscan. Regierung bei dem Tuileriencabinete. 1860 erhielt er die Würde eines ital. Senators und die Leitung des ital. Telegraphenwesens, später auch der meteorolog. Bureaux. Als Mitglied des Ministeriums Rattazzi (1862) leitete er einige Monate hindurch das öffentliche Unterrichtswesen. Doch war das Urtheil über seine administrative Befähigung getheilt. Später wirkte er am wissenschaftlichen Institute zu Florenz. Auch wurde er Vicepräsident des Oberstudienraths.

Matthäi (Friedr.), Historien- und Porträtmaler, geb. in Meißen 4. März 1777, Sohn Johann Gottlob M.'s (geb. 17. Juli 1754 zu Meißen, gest. 4. Juli 1832 zu Dresden), Bildhauers und nachmaligen Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gipsabgüsse in Dresden, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dresdener Akademie unter Casanova. Er wurde 1796 Pensionär dieser Akademie und trat zuerst mit dem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde Honorarprofessor der dortigen Akademie. Infolge mehrerer Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sendete (darunter die Ermordung des Aegisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael), erhielt er 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter anderm ein Abendmahl für die Kirche zu Plauen und den Tod des Kodrus im Auftrage der niederlausitzer Stände für den Landsyndikus Freiherrn von Houwald. Später wurde er erster Inspector der königl. Gemäldegalerie und erhielt den Titel eines Directors. Er starb auf der Reise zu Wien 23. Oct. 1845. Durch seine Wirksamkeit als Lehrer machte er sich sehr verdient. Insbesondere war seine Lehrthätigkeit höchst ersprießlich in Hinsicht auf Richtigkeit der Zeichnung. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber das Colorit, welches sich der alten Florentinischen Schule nähert. Seine Porträts sind treffend und wahr. — Sein Bruder, Ernst Gottlieb M., geb. 1779 zu Meißen, bildete sich seit 1805 in Rom zum Bildhauer, wo er 1806 ein treffliches Basrelief in Gips, Iris, wie sie dem Priamus als Trösterin er-

scheint, lieferte. Unter seinen spätern Arbeiten ist namentlich ein Modell für die Anatomie des Pferdes (1827) zu nennen. Er starb 19. März 1842 als Director des Zoologischen Museums und Inspector am Museum der Mengs'schen Gipsabgüsse zu Dresden.

Matthäus, einer der zwölf Apostel, Sohn des Alphäus, von Geburt ein Galiläer, von Christus selbst zum Apostelamte berufen, war vorher Zolleinnehmer am See Tiberias. Ob er mit Levi (s. d.) eine Person sei, muß dahingestellt bleiben. Die Nachrichten von seinen übrigen Lebensumständen und seinen Reisen in Aethiopien oder in verschiedenen asiat. Ländern sind unverbürgt. Auch darüber, ob er als Märtyrer oder eines natürlichen Todes gestorben, läßt sich nichts Gewisses ermitteln. Die kirchliche Tradition spricht sich für seinen Märtyrertod aus, und Baronius läßt den Leichnam des Apostels 954 nach Salerno gekommen sein. Die röm. Kirche hat dem M. den 21. Sept., die griechische den 16. Nov. geweiht. In der kirchlichen Ueberlieferung gilt M. als der Verfasser des ersten unserer kanonischen Evangelien, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Darstellung der Lehre und Lebensgeschichte Jesu die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen auf den Messias aus David's Geschlecht zu erweisen. Das Buch ist in seiner gegenwärtigen Gestalt ein planmäßiges Ganzes, welches namentlich in der Verarbeitung der Aussprüche Jesu zu größern Redegruppen schriftstellerische Kunst verräth. Dennoch zeigt eine nähere Prüfung seine Entstehung aus ziemlich verschiedenartigen, theilweise sogar einander ausschließenden Bestandtheilen. Die Grundlage hat ein älteres Evangelium gebildet, welches Neuere in unserm Evangelium des Markus (s. d.) haben wiederfinden wollen, welches aber vielmehr ein judenchristliches, von Markus nur benutztes und vielleicht wirklich von M. herrührendes Geschichtswerk gewesen sein muß. Nach einer neuerdings vielfach wieder hervorgesuchten, aber meist misdeuteten Ueberlieferung aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. hätte M. eine Zusammenstellung der «Reden des Herrn» in hebr. Sprache hinterlassen. Doch ist unser Matthäus-Evangelium sicher ursprünglich griechisch geschrieben, und die «Redensammlung» war vermuthlich ein wirkliches Evangelium. Daß daneben kürzere Sammlungen von Sprüchen Jesu im Umlaufe waren und wol auch von unserm ersten Evangelisten neben dem Urevangelium benutzt wurden, soll nicht geleugnet werden. Unser gegenwärtiges Matthäus-Evangelium ist aber eine heidenfreundliche Bearbeitung der vermuthlich durch sehr viele Redactionen hindurchgegangenen streng judaistischen Grundschrift und kaum vor dem 2. Jahrh. in seiner gegenwärtigen Gestalt zum Abschlusse gekommen. Das sog. Hebräer-Evangelium, welches übrigens ebenfalls vielfach überarbeitet wurde, ist in seinem Ursprunge mit unserm Evangelium des M. verwandt, und in seiner ältesten Gestalt vermuthlich mit der vorauszusetzenden Grundschrift identisch.

Matthäy (nicht Matthäi; Karl Ludw.), Baumeister und architektonischer Schriftsteller, Bruder von Friedr. Matthäi, geb. 21. März 1778 zu Meißen, besuchte die Fürstenschule daselbst und erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Hölzer in Dresden. Nachdem er noch ein Jahr die Bauschule der dortigen Akademie benutzt, reiste er, ursprünglich in der Absicht, nach Petersburg zu gehen, 1797 nach Bremen, blieb aber hier 13 Monate und schiffte sich 1798 nach Kopenhagen ein. Nachdem er von dort 1800 nach Dresden zurückgekehrt, ging er noch in demselben Jahre nach Wien, wo er über vier Jahre thätig war, und folgte dann 1805 einem Rufe nach Bremen. Hier gewann er dem der Antike entnommenen Baustile viele Freunde und machte die Stuccaturarbeit als Häuserverzierung bekannt. Hierauf lebte er seit 1814 in Dresden, wo er vergeblich auf eine Anstellung wartete, und seit 1817 zu Wernigerode, wo er als gräfl. stollbergischer Baumeister bis 1821 zahlreiche Neubaue, Umbaue und Restaurationen, darunter die Schloßkirche ausführte. 1821 nahm M. seinen Wohnsitz abermals in Dresden, das er seitdem nur 1830—33, wo er in der Nähe von Kalisch, und 1842—47, wo er zu Teplitz wirkte, wieder verließ. M. starb, von Krankheit und äußern Verhältnissen gedrückt, 9. Aug. 1848. Er war ein sehr tüchtiger Architekt, der wahrhaft künstlerische Bildung mit praktischer Kenntniß vereinigte; daneben war er auch ein geschickter Maler und Stuccateur. Stuckarbeiten und Stickmustermalen, ein Industriezweig, zu dessen Hebung er seit 1815 wesentlich beigetragen, waren nebst Unterrichtgeben häufig fast seine einzigen Erwerbsquellen. Von seinen Schriften erwarben sich unter anderm viele Anerkennung: «Der Maurer» (2 Bde., Weim. 1823; 3. Aufl. 1843), «Der Dachdecker» (Weim. 1834), «Handbuch für Zimmerleute» (3 Bde., 2. Aufl., Weim. 1845), «Der Bildhauer» (Weim. 1830), «Der Ofenbaumeister» (3. Aufl., Weim. 1846) u. s. w. Von vielem Geschmack zeugen die «Abbildungen und Beschreibungen der modernsten Formen für Künstler und Handwerker» (4 Hefte, Weim. 1831—35), «Ideenmagazin für Gold-, Silber- und Bronzearbeiter» (Weim. 1840), «Musterbuch für Sattler und Tape-

zierer» (Weim. 1841), «Ideen von öffentlichen Denkmälern, namentlich Trauerdenkmälern» (Weim. 1841), «Musterblätter für Drechsler» (Weim. 1841) und mehrere ähnliche Bücher, durch welche er einen nicht geringen Einfluß auf die Verbreitung des Sinnes für geschmackvolle Form bei Gegenständen des täglichen Lebens ausgeübt hat. M.'s jüngerer Sohn, **Karl Anton August M.**, geb. zu Bremen 1812, gest. 19. Mai 1842 zu Teplitz, war ebenfalls ein geschickter Bildhauer und Architekt. Der ältere Sohn, **Heinrich M.**, geb. zu Bremen 1808, hat sich besonders als Maler einen guten Namen erworben.

Matthesius (Joh.), Theolog des Reformationszeitalters, geb. zu Rochlitz 24. Juni 1504, studirte in Ingolstadt Theologie, mußte aber wegen Armuth seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's 1520 erschienene Schrift «Von den guten Werken» für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg und 1532 Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar kehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakonus und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er nach Einführung der Reformation erster evang. Prediger war und bis zu seinem Tode 7. Oct. 1568 blieb. Neben mehrern Kirchenliedern, z. B. dem alten Begräbnißlied «Nun laßt uns den Leib begraben», verfaßte er die geschichtlich nicht unwichtigen «Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben» (Nürnb. 1570; neue Aufl. von Oehler, Lpz. 1806) in 27 Predigten und die «Sarepta oder Bergpostille» (Nürnb. 1564 u. öfter).

Matthiä (Aug. Heinr.), Philolog und Schulmann, geb. 25. Dec. 1769 zu Göttingen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann seit 1786 auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und des classischen Alterthums. 1789 ging er als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er für seine philol. und philos. Beschäftigungen vielfache Anregung fand und nebenbei vorzüglich neuere Sprachen und Literatur betrieb. Nachdem er hierauf seit 1798 als Lehrer an einem Institut zu Weimar gewirkt, erhielt er 1801 das Directorat des Gymnasiums zu Altenburg, das er bis an seinen Tod, 6. Jan. 1835, verwaltete. Unter seinen zahlreichen Schriften, in denen er als scharfsinniger Forscher über viele Zweige der Alterthumswissenschaft sich verbreitet, sind besonders hervorzuheben: die «Griech. Grammatik zum Schulgebrauch» (Lpz. 1808; 2. Aufl. 1824), die «Ausführliche griech. Grammatik» (Lpz. 1807; 2. Aufl., 2 Bde., 1825—27; 3. Aufl., 3 Bde., 1835), der «Grundriß der griech. und röm. Literatur» (Jena 1815; 3. Aufl. 1834), das «Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie» (Lpz. 1823; 3. Aufl. 1833; 4. Aufl. 1844), der «Entwurf einer Theorie des lat. Stils» (Lpz. 1826), die «Encyklopädie und Methodologie der Philologie» (Lpz. 1835); ferner «Versuch über die Verschiedenheit der Nationalcharaktere» (Lpz. 1802), die Ausgabe der Homerischen «Hymnen und Batrachomyomachie» (Lpz. 1805), die treffliche Bearbeitung des Euripides (9 Bde., Lpz. 1813—29; dazu «Indices» von Kampmann, Lpz. 1837); sodann die Sammlung der Fragmente des Alcäus (Lpz. 1827) und die Handausgabe des Herodot (2 Bde., Lpz. 1825). Eine Reihe gelehrter Untersuchungen machte er unter dem Titel «Miscellanea philologica» (2 Bde., Jena 1803—4) bekannt, und seine Programme und Schulreden sowie andere Abhandlungen und Aufsätze erschienen als «Vermischte Schriften in lat. und deutscher Sprache» (Altenb. 1833). — Sein älterer Bruder, **Friedrich Christian M.**, geb. 1763, welcher als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1822 starb, hat sich durch Herausgabe des Aratus, Eratosthenes und Dionysius Periegetes ebenfalls verdient gemacht.

Matthias, ein Apostel und Jünger Jesu, wurde nach der in der Hauptsache wol geschichtlichen Ueberlieferung der Apostelgeschichte (1, 23 fg.) durch das Los an die Stelle des Judas Ischarioth zur Ergänzung des Apostelcollegiums berufen. Der kirchlichen Tradition gemäß lehrte er nach Jesu Auferstehung das Evangelium in Judäa und Kappadocien, ging dann nach Aethiopien und fand endlich den Märtyrertod in Jerusalem. Doch erwähnen Hippolytus und Isidor nichts von diesem und sagen nur, daß er in Jerusalem gestorben und begraben sei. Die röm. Kirche hat dem M. den 24. Febr., die griechische den 9. Aug. geweiht. In Rom wie auch in Trier bewahrt man Reliquien von ihm. Auch wird dem M. die Abfassung eines apokryphischen Evangeliums beigelegt.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian II. und erhielt, während sein Bruder, der nachmalige Kaiser Rudolf II., in Spanien am Hofe Philipp's II. erzogen wurde, unter den Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq eine zweckmäßige Erziehung und Bildung. Von regem Thätigkeitstriebe erfüllt, aber durch seinen argwöhnischen Bruder von der

Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, ergriff er beim Beginn des Aufstandes der Niederlande mit Freuden die Gelegenheit, die sich seinem Ehrgeize bot, als eine Partei unter den niederländ. Großen, die dem zu weitgreifenden Ansehen des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht setzen wollte, ihn einlud, zur Rettung der kath. Religion und der habsburgischen Herrschaft in jenen Provinzen sich an die Spitze zu stellen. Er ging 1577 heimlich in die Niederlande und empfing bei seiner Ankunft den Titel und die Huldigung als Souverän, legte aber, als er sein Bemühen, neben dem Prinzen von Oranien sich Einfluß zu verschaffen, für vergeblich erkannte, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom Könige Philipp II. und von seinem Bruder durch die Vermittelung seiner Mutter Verzeihung und lebte nun aufs neue in geschäftsloser Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf, den seine Neigung in Prag fesselte, die Statthalterschaft in Oesterreich an. Aber von seinem Aufenthalte in den Niederlanden her gegen den Protestantismus mit Groll erfüllt und zugleich von dem wiener Cardinal-Bischof Khlesl (s. d.) angereizt, erwies er sich in dieser Stellung den Protestanten äußerst ungünstig, rieth seinem Bruder, die von dem vorigen Kaiser ertheilten Religionsconcessionen in Oesterreich aufzuheben, und hinderte wenigstens, da dieser darauf nicht einging, die weitere Ausdehnung derselben, welche die Stände beantragt hatten. Als er hierauf infolge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern förmlich zum Hauptregenten und Schutzherrn ihres Hauses ernannt worden war, zog er zu Felde gegen die Ungarn, die infolge der sorglosen und verkehrten Regierungsweise des Kaisers Rudolf unter dem Magnaten Stephan Bocskai einen Aufstand erregt und die Türken zu Hülfe gerufen hatten, und schloß mit jenen 23. Juni zu Wien, mit den Türken 11. Nov. 1606 Frieden, wodurch die innere und äußere Ruhe wiederhergestellt wurde. Bald darauf durch einzelne Maßnahmen seines Bruders wegen der Erbfolge mistrauisch gemacht, nöthigte er denselben, ihm im Juni 1608 Mähren, Oesterreich ob und unter der Enns und Ungarn abzutreten und ihm die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Für den Beistand aber, welchen ihm die Protestanten hierbei geleistet hatten, mußte er ihnen erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen, während zugleich der Kurfürst von Sachsen, der die Rolle eines Vermittlers zwischen den beiden Brüdern übernommen, ihn dahin brachte, sich dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhm. Unterthanen in Händel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefs und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. dem Erzherzog Leopold den böhm. Thron zuzuwenden suchte, wendeten sich die Böhmen, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an M., der alsbald mit einem Heere erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz 11. April 1611 abzutreten. Nachdem M. 4. Dec. 1611 sich mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt hatte, wurde er nach Rudolf's bald darauf erfolgtem Tode 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt; doch mußte er in der Wahlcapitulation versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschiffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung war aber keineswegs glücklich. Die bisher im Reiche und den österr. Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegeneinander dauerte nicht nur fort, sondern bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus, und vergebens versuchte der Kaiser auf Khlesl's Rath anfangs die Leitung der Liga von Baiern an Oesterreich zu bringen und, da dies nicht gelang, die Bündnisse zu vernichten. Als er durch einen Machtspruch 3. April 1617 dieselben aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Auch die türk. Macht, im Besitze des größten Theils von Ungarn und der Hauptstadt dieses Königreichs, drohte mit einem Angriffe. Die Umstände wären gerade jetzt günstig gewesen, die Türken zu vertreiben und Siebenbürgen wieder zu erobern. Doch M. mußte, da ebenso die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer ihm zur erfolgreichen Führung eines Kriegs die Mittel versagten, 1615 mit dem Feinde unter leidlichen Bedingungen auf 20 J. Frieden schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern durch Gestattung der ungerechten Uebergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker und allgemeiner wurde, als er zu kränkeln anfing, die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und endlich auf Andringen der übrigen Glieder des österr. Hauses den bigotten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen ließ. Nicht sobald hatte daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verletzungen des Majestätsbriefs schuldig gemacht, als hier, während der Ab-

wesenheit M.' zur Krönung Ferdinand's in Presburg, 23. Mai 1618 eine offene Empörung ausbrach, welche weder des Kaisers milde Abmahnungsschreiben noch auch, nach der von Ferdinand bewirkten Entfernung des zur Friedenspolitik geneigten Cardinal-Ministers Khlesl, die Ergreifung kriegerischer Maßregeln zu dämpfen im Stande war. Die Böhmen, um ihr Schicksal besorgt, griffen zu den Waffen, stellten den Grafen von Mansfeld an ihre Spitze und hatten schon mehrere bedeutende Vortheile über das kaiserl. Heer erfochten, als der Kaiser 20. März 1619 mitten in dieser Bedrängniß starb. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr guten Willen als Entschlossenheit und Kraft. Durch seine schwankende, unsichere Regierungsweise machte er sich sehr bald alle Parteien abgeneigt, verlor den Einfluß auf sie und verschuldete so das Unglück des Dreißigjährigen Kriegs, welches unter ihm über Deutschland hereinbrach.

Matthias I. Corvinus, der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn Joh. Hunyad's (s. d.), wurde 1443 geboren und bestieg 1458 als Matthias I. den Thron Ungarns, nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen gefangen gehalten worden war. Mehrere ungar. Große widersetzten sich aber seiner Wahl und luden den Kaiser Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen; auch waren die Türken, diese Spaltungen benutzend, in Ungarn eingefallen und verheerten es. M. zwang nun zunächst den Kaiser, ihm die Krone des heil. Stephans auszuliefern, ohne welche er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König gewesen wäre; dann eilte er gegen die Türken und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich, von dem Papst angetrieben, im Kriege gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, Schlesiens, Mährens und der Lausitz, 1468—78, besiegte die Polen und eroberte, nachdem der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen, einen Theil Oesterreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn freilich auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung große Liebe für die Wissenschaften. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in Ofen zusammengebracht, 20 J. nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auch brachte er auf dem Reichstage zu Ofen 1488 mehrere Gesetze gegen den Zweikampf, die Chicanen in Processen und andere Misbräuche zu Stande. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der sich umsonst bemühte, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger wurde König Wladislaw VII. von Böhmen.

Matthisson (Friedr. von), deutscher Lyriker, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters, welcher früher Feldprediger gewesen war, wurde bis in sein 14. J. von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen livländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, bis er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon ging. Als nach vier Jahren Familienangelegenheiten ihn in die Heimat riefen, wurde er 1794 Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 noch einmal Italien. Nach dem Tode seiner Gattin 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück und starb daselbst 12. März 1831. M. war seit 1787, wo er mit einer vollständigern Sammlung seiner «Gedichte» (15. Aufl., Zür. 1851) auftrat, lange Zeit als lyrischer Dichter der Liebling des Publikums, das sich an seinen wehmüthig-sanften Darstellungen zarter Gefühle, insbesondere der Freundschaft und Liebe, an seinen malerisch-lebendigen Naturschilderungen wie an dem Wohlklange und rhythmischen Flusse seiner Verse erfreute. Gleichwol ist es nicht zu verkennen, daß in seinen Gefühlsdarstellungen nicht selten eine gewisse Absichtlichkeit störend hervortritt, daß seine Naturschilderungen oft zur bloßen Landschaftsmalerei herabsinken, und daß die auf die Form verwendete Sorgfalt seinen Gedichten nur zu oft eine marmorartige und darum erkältende Glätte verleiht. Seine poetische Thätigkeit beschränkte sich überhaupt nur auf einen kurzen Zeitraum seines Lebens. In einer Ausgabe letzter Hand erschienen seine «Schriften» in 8 Bänden (Zür. 1825—31). Einige in Stuttgart

herausgegebene Fest- und Hofgedichte konnten seinen Ruhm nicht vermehren. Als Prosaiker trat er auf in seinen «Erinnerungen» (5 Bde., Zür. 1810—16), welche interessante Details über Orte und Gegenden und Nachrichten von berühmten Männern enthalten, aber in einer manierirten Sprache geschrieben sind. Seinen «Literarischen Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde» gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832).

Maturitätsprüfung, auch Abgangs- oder Abiturienten-, oder Absolutorial-Examen genannt, ist diejenige Prüfung, welche, nach beendigtem Gymnasialcursus angestellt, den Grad der Reife und Vorbildung ermitteln soll, um an der selbständigen Betreibung wissenschaftlicher Studien theilzunehmen; es soll also vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, die Reife zu den akademischen Studien dadurch geprüft werden. Ob es für diesen Zweck einer besondern Prüfung bedürfe und nicht vielmehr das Urtheil darüber, wenigstens bei allen denjenigen, welche ein Gymnasium bis zum Abgange besucht haben, der bessern Kunde der Lehrer überlassen bleiben möge, ist eine noch immer offene Frage, die nur durch Hinweisung auf die vom Staate für die Leistungen dieser Anstalten geforderte Garantie entscheidend beantwortet werden kann. Männer, wie Ancillon, Süvern, Jakob Grimm, und viele einsichtsvolle Schulmänner haben sich bestimmt gegen dieselben ausgesprochen; aber auch für ihre Beibehaltung sind ebenso gewichtvolle Autoritäten aufgetreten. Die Praxis darin ist in ganz Deutschland eine höchst verschiedene. Dieselbe geht von bevormundender und schärfster Ueberwachung, wie in dem bair. Verfahren, wo die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten vom Ministerium den Lehrercollegien verschlossen zugesendet und die corrigirten Arbeiten an das Ministerium eingeschickt und sachverständigen Censoren zur Revision übergeben werden, bis zu der maßvollen und den Gymnasialzweck wahrhaft fördernden Freiheit hin, wonach die Prüfungscommissionen den von den Lehrercollegien für reif gehaltenen und in den schriftlichen Arbeiten als solche bewährten Schülern das mündliche Examen ganz erlassen können (Preußen). In Preußen wurde die erste Prüfungsinstruction, an der vornehmlich Meierotto und Gedike mitwirkten, 23. Dec. 1788 erlassen und auf W. von Humboldt's Anregung 12. Oct. 1812 durch eine neue ersetzt. Die bei dem mächtigen Aufschwunge der Gymnasien in den beiden nächsten Jahrzehnten gemachten Erfahrungen führten zu dem neuen Reglement, das 4. Juni 1834 erlassen ward und mit den Ergänzungen und Modificationen vom 12. Jan. 1856 noch jetzt als gültige Norm dieses jedenfalls wichtigen Actes der Schulverwaltung betrachtet werden kann. Mehr oder weniger lehnten sich an diese Bestimmungen die übrigen deutschen Staaten in ihren Ordnungen an: Kurhessen 1820 (erneuert und modificirt 1828, 1834 und 1844), Braunschweig 1826, Oldenburg 1827, Hannover durch Verordnungen vom 11. Sept. 1859, 5. Aug. 1846 und 31. Juli 1861, Nassau 1831 und 1843, Sachsen durch die Regulative vom 17. Dec. 1830 und 23. Oct. 1847, Hessen-Darmstadt 1832, Mecklenburg-Schwerin 1833, Holstein 1857, Schleswig 1866. Wesentlich verschieden ist das allgemeine Landexamen in Würtemberg, das um Ostern und im Herbst unter Leitung eines Mitglieds der Oberstudienbehörde von Lehrern der verschiedenen Gymnasien mit den abgangsfähigen Schülern aller Anstalten gemeinschaftlich in Stuttgart gehalten wird. Für die beiden Gymnasien des Großherzogthums Sachsen-Weimar ist von den Directoren die völlige Aufhebung dieser Examina beantragt und infolge dessen die Beschränkung auf einige Hauptfächer verfügt worden. Für die Real- und höhern Bürgerschulen wurde zuerst in Preußen 8. März 1832 eine Instruction und 6. Oct. 1859 eine vollständige Prüfungsordnung erlassen. In andern deutschen Staaten ist in dieser Beziehung bisjetzt jedoch wenig geschehen.

Maubeuge (lat. Melbodium, im Mittelalter Melbeauge genannt), eine Stadt im franz. Nord-Departement, an der Eisenbahn, 11 M. im SO. von Lille und 1 M. von der belg. Grenze, an beiden Ufern der schiffbaren Sambre gelegen und als starke Festung bekannt, die in Form eines unregelmäßigen bastionirten Siebenecks unter Ludwig XIV. von Vauban gebaut wurde, hat 10557 E., die Hohöfen, Fabriken für Nägel, Blech-, Kupfer- und Eisengeräthe, Oel, Seife, Zucker, ferner Baumwollspinnereien, Leinwandbleichen, Marmorschneidemühlen, Brennereien und Gerbereien unterhalten und bedeutenden Handel mit Steinkohlen aus Charleroi (Belgien), Schiefer und Marmorarbeiten treiben. Auch ist daselbst eine kaiserl. Gewehrfabrik und Salpeterraffinerie. Die auf der nahen Anhöhe La-Falize befindliche Wunderquelle zieht jährlich viele Wallfahrer hierher. M. verdankt seine Entstehung einem schon 618 gegründeten Kanonissinnenstift der heil. Adelgunde, war später als Hauptort von Hennegau und fester Platz mehrmals Streitpunkt in den franz.-span. Kriegen, wurde 1649 für Ludwig XIV. eingenommen, 1678 im Nymweger Frieden an Frankreich abgetreten und seit 1680 ganz neu von Vauban befestigt. Seit dem 2. Oct. 1793 ward es von 65000 Oesterreichern unter dem Prinzen von Koburg belagert,

aber 16. Oct. durch Jourdan's Sieg bei Wattignies entsetzt. Am 20. März 1814 schloß es die deutsche Nordarmee unter dem Herzoge von Weimar ein. Nachdem die Festung 20. Juni 1815 durch die Preußen unter General Tippelskirch blokirt worden, mußte sie sich 11. Juli durch Capitulation dem Prinzen August von Preußen ergeben. Im NW. von M. liegt das Dorf Malplaquet (s. d.).

Mauer oder Mauerwerk heißt im allgemeinen der Theil eines Bauwerks, welcher aus natürlichen oder künstlichen Steinen zusammengesetzt ist, die durch ein Verbindungsmaterial zu einem festen Ganzen verbunden sind. Der Form nach unterscheidet man stehendes, liegendes und schwebendes Mauerwerk, welches letztere namentlich in den Gewölben vorkommt. Je nach dem Material hat man Mauerwerk von Hausteinen, Feldsteinen, Bruchsteinen und gebrannten oder ungebrannten Ziegeln. Ist als Verbindungsmaterial hydraulischer oder wasserfester Mörtel verwandt worden, so heißt das Mauerwerk hydraulisch; sind die Steine ohne Mörtel aufeinandergesetzt und die Fugen nur mit Moos oder dergleichen ausgefüllt worden, so heißt es trockenes Mauerwerk. An den ältesten Bauten findet sich die Cyklopische M. Diese besteht aus großen unregelmäßigen Hausteinblöcken, deren Fugen ohne alles Bindemittel ganz dicht zusammengearbeitet sind. Später wurden die Hausteine in regelmäßigen Schichten verarbeitet, die Festigkeit aber immer durch die Genauigkeit der Fugen zu erreichen gesucht; nur zuweilen wurden kupferne Klammern angewandt. Der Mörtel (s. d.) scheint von den Alten zuerst nur zu Gußmauerwerk verwandt worden zu sein, wobei die äußern Flächen aus regelmäßigen Steinen bestehen, während das Innere mit unregelmäßigen Steinen gefüllt und mit Mörtel ausgegossen ist. Eins der ältesten Gebäude von Ziegeln ist das Pantheon des Agrippa; doch sind dieselben auch hier nur zur äußern Verkleidung angewendet, während das Innere aus Gußmauerwerk besteht. An spätern röm. Bauten findet sich häufig das sog. Opus reticulatum. Bei demselben besteht die äußere Verkleidung aus Steinen mit quadratischen Köpfen, welche in schräger Lage sich befinden, sodaß das Ganze ein netzförmiges Ansehen bekommt. Von Zeit zu Zeit gehen regelmäßige horizontale Schichten durch; ebenso sind die Ecken mit horizontalen Schichten gemauert. Auch in manchen Bauten des Mittelalters findet sich Gußmauerwerk. In neuerer Zeit wird dasselbe zu Bauten über der Erde wenig mehr angewendet. Nächst der Auswahl des Materials kommt es, um ein tüchtiges Mauerwerk herzustellen, besonders auf den Verband, d. h. die Art und Weise an, wie Steine gegeneinander liegen. Regel ist, daß die Fugen der untern Schicht durch einen Stein in der obern Schicht überdeckt werden, und daß in ein und derselben Schicht nie eine Fuge quer durch die ganze Mauerdicke geht. Nach der Art, wie die Steine von der äußern Seite der M. sich zeigen, bekommt der Verband besondere Namen. Bei der Auswahl des Materials kommt es außer den ästhetischen Rücksichten besonders auf den Zweck und die Lage des Mauerwerks an. Zu M., welche im Wasser stehen oder der Witterung sehr ausgesetzt sind, muß das festeste Material verwandt werden, während im Innern der Gebäude minder gutes Material zulässig ist. Ein großer Feind der M. ist die Feuchtigkeit, weil dadurch Mörtel und Stein erweicht werden und an der Luft stark verwittern. Sie fördert auch die Bildung der Mauersalze, welche gewöhnlich als Mauersalpeter bezeichnet werden, indeß nicht eigentlicher Salpeter, sondern meist salpetersaurer Kalk sind. Derselbe bildet sich da, wo in der Nähe der M. animalische oder vegetabilische Stoffe verfaulen. Enthält der Grund Kochsalz, oder ist zu dem Mörtel Seesand oder salzhaltiges Wasser verwandt, so entsteht kohlensaures Natron und salzsaurer Kalk, welcher Wasser aus der Luft anzieht und das Mauerwerk dadurch ganz feucht macht. Auch Schwefelkies, der in dem zu den Ziegeln verwandten Thon enthalten ist, bildet Salze und erzeugt feuchte M. Der durch diese Salze und die Feuchtigkeit hervorgebrachte Zustand der M. wird zuweilen auch Mauerfraß oder Mauerschwamm genannt.

Verzeichniß
der im neunten Bande enthaltenen Artikel.

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

L.

M.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.